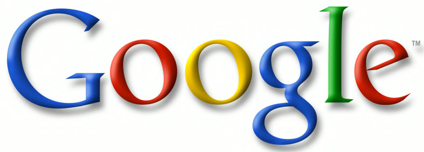
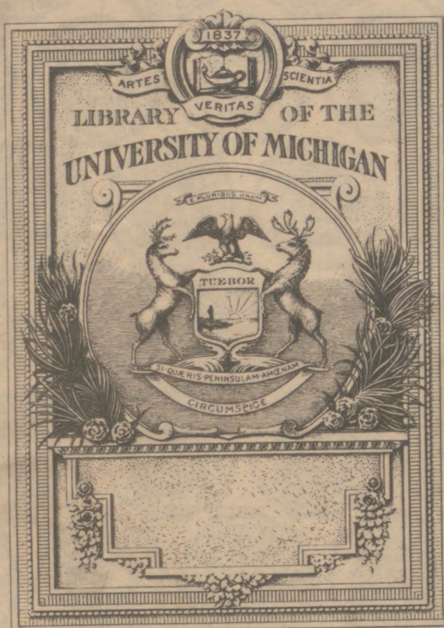



1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR



Illustrirte Zeitung

Erscheint seit 1843

Nachrichten

über alle wesentlichen

Zeitereignisse, Zustände und Persönlichkeiten der Gegenwart, öffentliches und gesellschaftliches Leben, Wissenschaft und Kunst

170. Band

Januar bis Juni 1928

Leipzig

Druck und Verlag von J. J. Weber

Illustrirte Zeitung.

170. Band. Januar bis Juni 1928.

Abkürzungen:

B. = Beitrag. B.-B = Beitrag mit Bildern. G.-B. = Gruppenbild. G.-Z. = Gruppenzeichnung. S.-B. = Szenen- oder Bühnenbild. P. = Pastell. T. = Titel. Abb. = Abbildung. Aqu. = Aquarell. Erz = Erzählung. Gem. = Gemälde. Nov. = Novelle. Phot. = Photographie. Rad. = Radierung. Zeichn. = Zeichnung.

Allgemeines.

Autoren.

Geographisches.

Porträte. Biographien.



Illustrirte Zeitung

Streller

Verlag  J. J. Weber  Leipzig

NR. 4321. 170. BAND EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 5. JANUAR 1928

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4321. 170. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 5. Januar 1928.



Ein chinesischer Festtag?

Nein, aber ein Spezialgeschäft für indanthrenfarbige Artikel in Shanghai, wie es solche schon seit langem in Europa gibt. In Ostasien werden indanthrenfarbige Stoffe und Garne aus Baumwolle, Kunstseide und Leinen ihrer unübertroffenen Farbechtheit wegen ebenso hoch geschätzt wie bei uns. Man sieht allenthalben das große „I" mit der Sonne und den Regenwolken.

Allgemeine Notizen.

Die neuen Preisaufgaben der Universität Leipzig. Die Fakultäten der Universität Leipzig stellen für das laufende Universitätsjahr 1927/28 folgende Preisaufgaben. Theologische Fakultät: „Die exegetischen Methoden in den Apokalypsenkommentaren von Bousset, Lohmeyer und Zahn sind vergleichend darzustellen und zu beurteilen“; Juristische Fakultät: „Nach welchen Rechtsnormen ist die Fehlerhaftigkeit eines verbindlich erklärten Schiedsspruches im Schlichtungsverfahren zu beurteilen, und wie weit besteht hier ein richterliches Nachprüfungsrecht?“; Medizinische Fakultät: „Die Reizbarkeit des entzündeten Darmes“; Veterinärmedizinische Fakultät: „Blutuntersuchungen an gesunden und kranken Tieren über Stoffwechselvorgänge und deren Bedeutung für den Organismus“; Philosophische Fakultät: Philologisch-histor. Abteil., 1. Sektion: „Das romantische Naturgefühl in der deutschen Lyrik von Tieck bis Mörike“, 2. Sektion: „Die Bedeutung von Lotzes Philosophie für eine Theorie der Bildung“; Mathemat.-naturwissensch. Abteil.: „Durch neuere Untersuchungen ist die Existenz ringförmiger Gleichgewichtsfiguren rotierender homogener gravitierender Flüssigkeiten sichergestellt worden. In ähnlicher Weise dürfte sich die Existenz von Gleichgewichtsfiguren dartun lassen, die aus zwei oder mehr ringförmigen Körpern bestehen. Es werden Untersuchungen nach dieser Richtung hin gewünscht.“ Die Preisarbeiten sind für die Theologische und Juristische Fakultät bis 31. Juli d. J., für die Medizinische, Veterinärmedizinische und Philosophische Fakultät bis 15. September d. J. an die Universitätskanzlei abzuliefern. Später eingehende Arbeiten finden keine Berücksichtigung. Alle näheren Bestimmungen enthält die von der Universitätskanzlei erhältliche Preisaufgabenordnung.

Ein amerikanisches Reisebuch über Deutschland ist jetzt als erstes der Nachkriegszeit erschienen. Das prächtige, dankbar zu begrüßende Werk trägt den Titel „Towns and People of modern Germany“ von Robert Medill Mc Bride, ist rund 400 Seiten stark, illustriert mit über 100 Zeichnungen und Skizzen von Edward C. Caswell und herausgegeben von der R. McBride & Co. Verlagsgesellschaft in Neuyork. Bei der Aufstellung und Festlegung des Reiseplans für McBride und Caswell haben die Vertretung der Reichszentrale für Deutsche Verkehrs-

Bei Bezug unserer Zeitung durch die Post

Wird unsere Zeitung in beschädigtem Zustande zugestellt, so bitten wir, die Annahme unter Hinweis auf die Beschädigung zu verweigern und in diesem Falle uns gleichzeitig direkt zu benachrichtigen. bitten wir, Unregelmäßigkeiten in der Zustellung sogleich dem zuständigen Bestellpostamt zu melden. Erst wenn dies erfolglos ist, bitten wir uns davon in Kenntnis setzen zu wollen.

Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung (J. J. Weber), Leipzig C 1.

werbung in Neuyork und die Neuyorker Vertretung des Allgemeinen Deutschen Bäderverbandes mitgewirkt. Die deutschen Lande werden in dem Werke erfreulich umfassend behandelt. Robert Medill McBride hat als erster die literarische Brücke gebaut, die das amerikanische Reisepublikum ins heutige Deutschland führt. Das allein ist eine Tat, die höchster Anerkennung wert ist.

A. D. A. C. = Sportkalender 1928. Der Allgemeine Deutsche Automobil-Club gab sein diesjähriges sportliches und touristisches Programm wie folgt bekannt. Es enthält zunächst die Veranstaltungen, die der ADAC als Gesamt-Klub beabsichtigt. Neu ist, daß die beiden bekannten Kraftrad-Veranstaltungen „Eilenriede-Rennen" und „Schleizer Dreieck" dieses Jahr vom Gesamt-Klub übernommen werden und die „Länderfahrt für Krafträder" wieder eine forcierte Tourenfahrt mit sportlicher Wertung darstellen und dabei auch durch das Ausland führen soll. Die „Deutsche Gebrauchs- und Wirtschaftlichkeitsprüfung", die voriges Jahr bekanntlich verschoben wurde, soll nunmehr endgültig Anfang Mai vom Stapel gehen. Für die reinen Herren- und Sportfahrer steht wiederum die beliebte „Reichs- und Alpenfahrt" auf dem Programm. An reinen Rennen für Krafträder und Kraftwagen sind nur ein Rundstrecken-Rennen auf dem Nürburg-Ring und die bekannten „Freiburger Rekordtage" vorgesehen. Bei den touristischen Fahrten finden wir die Wiederholung der mit großem Beifall aufgenommenen „Auslands-Tourenfahrt" und eine „Deutsche Tourenfahrt". Neu hinzu kommt noch eine Fahrt nach Stuttgart zum 25. Jahresjubiläum des ADAC und die „Sport- und Studienfahrt nach Amerika". Die Veranstaltungen des Gesamt-Klubs umfassen folgende Termine: 18. März: Eilenriede-Rennen; 24. März bis zum 2. April: Länderfahrt für Krafträder; 11. April bis zum 25. April: Auslandstourenfahrt; 30. April bis zum 10. Mai: Deutsche Gebrauchs- und Wirtschaftlichkeitsprüfung für Krafträder, Personenkraftwagen, Lastkraftwagen und Omnibusse; 15., 16., 17. Mai: Jubiläumsfahrt nach Stuttgart; 27. Mai: Nürburg-Ring-Rennen für Krafträder und Kraftwagen; 18. bis zum 23. Juni: Reichs- und Alpenfahrt für Wagen; 8. Juli: Großer Preis von Deutschland für Krafträder; 25. Juli: Schleizer Dreieck: 6. bis zum 11. August: Deutsche Tourenfahrt (Ferienfahrt); 18. und 19. August: Internationale Freiburger Rekordtage; 27. September bis zum 3. November: Amerikafahrt.

LEIBNIZ-KEKS UND

PANGANI-GEBÄCK
DUVE-KEKS
BUNTE WAFFELN
NI•O•NE KEKS
OTHELLO
MARSCHNER-KEKS
NOCH EINE WAFFEL
KÄSE-WAFFELN
APFELSINEN SCHNITTE
IN TET PACKUNG



VON

H. BAHLSENS KEKS-FABRIK A.-G., HANNOVER



Einige Äußerungen von Schülern, die die PROODI-Kurse durchgearbeitet haben.

„**Wir gehören auch zu denjenigen, die das Glück hatten, Ihre neue Methode kennen und schätzen zu lernen.** Meine Tochter war mit den in Ihrer ersten Lektion enthaltenen Anleitungen sehr zufrieden und sie beabsichtigt nun den vollständigen Kurs zu nehmen.“ Herr M.

„Ich bin je länger, je mehr von den Fortschritten überrascht, die ich Ihrer ausgezeichneten Methode zu verdanken habe.“ Dr. D.

„Mein Spiel ist kräftiger und geläufiger geworden. Es haben sich also die Erfolge, welche Ihr Prospekt verhieß, bei mir voll und ganz erfüllt und **ich freue mich aufrichtig, durch Ihre Methode „ohne Klavier“ unterrichtet worden zu sein.** Ich empfehle sie daher wärmstens meinen Freunden und Bekannten.“

„Mit den bisher erzielten technischen Erfolgen bin ich **sehr zufrieden. Mein Spiel hat sich in jeder Beziehung erstaunlich gebessert.“**

„Mit Vergnügen habe ich die erste Stunde Ihres Kursus, die Sie mir als Probe zukommen ließen, durchgearbeitet. Und ich bin damit nicht etwa enttäuscht, **sondern sehr zufrieden.** Seit ich mit **dieser Methode arbeite, geht mir das Klavierspiel zweimal leichter.** Natürlich werde ich mit dieser Methode fortfahren und Sie können mich als Schüler einschreiben.“

Diese wenigen Auszüge aus Hunderten von Anerkennungen, welche den Wert der PROODI-Kurse bezeugen, bestätigen, wie sehr die „Technik ohne Klavier“, die bei den Schülern vorhandene Spielfähigkeit voll entwickelt und es so ermöglicht, in kürzerer Zeit als beim Üben auf dem Instrumente, bedeutende Fortschritte zu erzielen.

Verlangen Sie unsere ausführliche Gratis-Broschüre:

Kursus PROODI,

9, Boulevard des Philosophes, **GENF.**



Grabmale

in Form und Ausdruck vollendet, beratet, entwirft und liefert einschl. Aufstellung in jedem Gestein und Metall nach allen Orten des In- und Auslandes

K. Julius Schurig,
Dresden-A. 19,

Kunst für Kirche und Friedhof seit 1868.

Anfragen werden gern und mit Vorbild beantwortet.



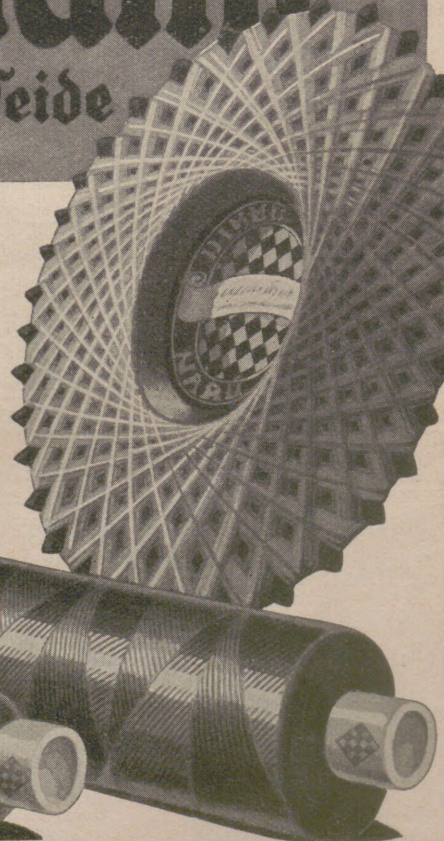
Goldene Jubiläumsmedaille Berlin 1921.

Goldene Medaille Mannheim 1921.

Großes Goldenes Ehrenkreuz München 1922.

Zu haben in allen besseren Spezialgeschäften.

Gütermanns Nähseide





Die „echte“ Eicke-Kaffeemaschine

mit selbsttätiger Ausschaltung der elektrischen oder Spiritus-Beheizung.

Seit mehr als 60 Jahren als beste Kaffeemaschine der Welt bekannt. Von allen empfohlen, die dieselbe längere Zeit gebrauchen. Reines, kräftiges Getränk. Höchste Ausnutzung des Kaffees. Nur echt mit dem Stempel H. Eicke Berlin.

H. Eicke, Berlin W 8, Leipziger Str. 39.



Preis M. 2.– pro Flasche

Illustrirte Zeitung



DIE BRAUT

…DE VON BARTHOLOMÄUS GILLES

(…it Genehmigung der Galerie Neumann & Nierendorf, Berlin)





Von der Rückkehr des Segelkutters „Hamburg" am 29. Dezember, mit dem Korvettenkapitän C. Kircheiß eine zweijährige Weltreise unternommen hat: Links: Die „Hamburg" nach der Ankunft an den St.-Pauli-Landungsbrücken. (Phot. O. Reich, Hamburg.) Im Oval: Die fünf kühnen Weltumsegler: Steuermann Kunert; Matrose Spengemann; Kapitän Kircheiß; Matrose Knoke; Riemann, der Koch.



Links:
Von der am 17. Dezember erfolgten Eröffnung der ersten schweizerischen Schwebebahn von Gerschnialp nach Trübsee (1800 m) bei Engelberg: Ein Wagen der Schwebebahn beim Passieren eines Tragepfeilers.

Rechts:
Die feierliche Zeremonie einer Kardinalseinsetzung in Rom: Weihe der neuen fünf Kardinäle: Szeredyi (Ungarn), Binet (Frankreich), Segira y Saens (Spanien), Lépicier (Titularerzbischof von Tarsus) und Rouleau (Kanada), die am 19. Dezember vom Papst im Konsistorium, der Kardinalsversammlung des Vatikans, ernannt wurden.





Die neuen Uniformen der deutschen Wehrmacht, wie sie probeweise zuerst beim Infanterieregiment Nr. 9, Potsdam, getragen werden.
Ihre besonderen Kennzeichen sind der offene Halsausschnitt, Umlegekragen und Schlips. Links: Exerzieranzug mit offenem (auch schließbarem) Halsausschnitt; Mitte: Ausgehanzug; rechts: Exerzieranzug mit Mantel.



Die Tänzerin Lucie Kieselhausen, die durch einen Unfall sich verbrannte und an den erlittenen Brandwunden am 27. Dezember in Berlin verstarb.

TROTZ ALLEDEM!

EIN RÜCKBLICK AUF DAS JAHR 1927. VON DR. HERMANN DIEZ, BERLIN

Am 2. Oktober 1927 konnte das deutsche Volk den Geburtstag seines Reichspräsidenten Paul v. Hindenburg feiern, und es hat ihn in einer Weise begangen, die diesen Festtag in leuchtender Schönheit von dem noch immer düsteren Hintergrund der politischen und wirtschaftlichen Gegensätze und Kämpfe sich abheben läßt. Unter den ausländischen Gratulanten haben allerdings, offenbar auf Verabredung, die Staatsoberhäupter der früheren Alliierten gefehlt — eine Antwort auf die Rede, die der Feldmarschall am 18. September bei der Einweihung des Tannenberg-Denkmals gehalten hatte. In dieser Rede legte er feierlich Verwahrung ein gegen die Legende von der Alleinschuld Deutschlands am Kriege und verlangte eine Nachprüfung des verdammenden Urteils durch eine unparteiische Instanz, eine bisher von jeder deutschen Regierung erhobene, für uns ganz selbstverständliche und unveräußerliche Forderung, über die nur das schlechte Gewissen mancher Leute sich aufregen konnte. Trotzdem ist die Wahrheit unterwegs.

Das zu Ende gegangene Jahr hat sonst leider an der unheilvollen Spaltung und Zerklüftung unseres Volkes nicht viel geändert und gebessert; man muß vielmehr feststellen, daß es, auf außenpolitischem Gebiet eher ein Jahr des Rückgangs und der Rückschläge als des Fortschritts und der Erfolge, auch die inneren Gegensätze verschärft hat. Es ist zwar erreicht worden, daß die Internationale Militärkontrolle ihre Tätigkeit in Deutschland einstellte, und daß die fremde Besatzung im Rheinland endlich um weitere 10 000 Mann vermindert wurde; aber die erheblich weiter gehenden Hoffnungen und Wünsche der Freunde und Träger der Locarno-Politik sind nicht in Erfüllung gegangen, und man konnte zeitweise den Eindruck gewinnen, als ob in Frankreich die Politik des Außenministers Briand der des Ministerpräsidenten Poincaré unterlegen wäre, so daß sich Reichsaußenminister Dr. Stresemann veranlaßt sah, die ernste Frage „Quo vadis, Gallia?“ an unsere westlichen Nachbarn zu richten. Aber die Antwort auf diese Frage war dann schließlich doch nicht unbefriedigend, und wenn auch die in Genf versammelte Vorbereitende Abrüstungskonferenz, in der Graf Bernstorff die deutsche Delegation führt, noch einen weiten Weg zu greifbaren Ergebnissen hat und der Antrag Rußlands auf sofortige allgemeine Abrüstung aussichtslos erscheint, so läßt sich doch feststellen, daß der Gedanke der Weltbefriedung im Vordringen begriffen ist. Die ebenfalls in Genf versammelte Weltwirtschaftskonferenz hat nützliche Arbeit geleistet. In der Kommission des Völkerbunds für die Kolonialmandate hat nun auch Deutschland einen Sitz. Ein deutsch-französischer Handelsvertrag ist nach langen Mühen zustande gekommen.

Was die Lage und Stimmung im Innern anlangt, so sind zwei Erscheinungen des politischen Lebens wohl im tiefsten Wesen des Parlamentarismus begründet: einmal, daß die Nervosität aller Organe des Staatswesens, insbesondere aber der Parteien immer stärker wird, je näher die Wahlen heranrücken, und dann, daß die „Rucke“ nach rechts und links wie Pendelschwingungen einander ablösen. Der gegenwärtige Reichstag ist am 7. Dezember 1924 gewählt worden, hat also drei Viertel seines Daseins hinter sich, und die Neuwahlen müssen spätestens am 60. Tage nach dem 7. Dezember 1928, also zu Anfang Februar 1929 stattfinden; trotzdem war den ganzen Herbst hindurch von Auflösung und Neuwahlen die Rede, und solange man mit der Wahrscheinlichkeit rechnen konnte, daß auch dieses Jahr die „übliche“ Weihnachtskrisis in der Reichsregierung bringen würde, betrachtete man es als selbstverständlich, daß ein Regierungswechsel zugleich die Neuwahlen bedeuten würde.

Die vorjährige ist durch die Bildung einer Mehrheitsregierung gelöst worden, deren wichtigster Charakterzug der Eintritt der Deutschnationalen Volkspartei in die Regierung war. Sie erhielt die vier Ministerien des Innern, der Ernährung und Landwirtschaft, des Verkehrs und der Justiz, und mit dem letztgenannten Ministerium übernahm Dr. Hergt zugleich die Vizekanzlerschaft. Die Demokraten schieden aus der Regierung aus. Eine der Bedingungen, unter denen Reichskanzler Dr. Marx die Neubildung und Umwandlung des Kabinetts übernommen hatte, war die unbeirrte Fortsetzung der auf Verständigung und Versöhnung gerichteten Außenpolitik. Nicht ganz so homogen war die innere Politik der neuen Koalition, und die Frage, wieweit auch die Partei als solche an die Richtlinien gebunden sei, auf Grund deren die deutschnationalen Minister in die Regierung eingetreten waren, hat das ganze Jahr hindurch zu lebhaften und zuweilen recht heftigen Auseinandersetzungen geführt. Daß die Kompromißpolitik der deutschnationalen Führer, auch in der Frage der Aufwertung, einige Verwirrung in deren Wählerschaft getragen hat, erhellt deutlich aus dem Verlauf der Landtags- und Kommunalwahlen, die in den letzten Monaten, namentlich an der Wasserkante, aber auch in Braunschweig und Hessen stattgefunden haben und überall einen Rückgang der deutschnationalen Wählerzahl erkennen lassen. Braunschweig z. B. hat an Stelle der rein bürgerlichen nunmehr eine rein sozialistische Regierung. Es liegt auf der Hand, daß die Parteien der Linken unter diesen Umständen die entscheidenden Neuwahlen zum Reichstag beschleunigen möchten, während die am Ruder befindlichen Parteien keinen Anlaß finden, vorzeitig auf ihre Machtstellung zu verzichten. Vorläufig ist denn auch die Entscheidung im Sinne der Rechtskoalition gefallen, und vor dem Sommer ist mit Neuwahlen kaum zu rechnen.

Die beiden wichtigsten gesetzgeberischen Aufgaben des letzten Jahres, die auch zugleich die Tragfähigkeit des Bürgerblocks auf die stärkste Probe stellten, waren die Reform der Beamtenbesoldungen und der Versuch, nach manchen vergeblichen Anläufen nunmehr ein Reichsschulgesetz zustande zu bringen, das die Rechte der Bekenntnisschulen, der insbesondere in Süddeutschland vielfach bestehenden Gemeinschaftsschulen und der rein weltlichen Schulen klar und friedlich gegeneinander abgrenzt. Das große Werk der Besoldungsreform, das Reichsfinanzminister Dr. Köhler in einer Rede in Magdeburg angekündigt hatte, ist nach vielen Mühen gerade noch vor Weihnachten für das Reich und ebenso für Preußen zum Abschluß gebracht worden; es bestehen aber noch Schwierigkeiten, namentlich in den süddeutschen Ländern, die erklären, ohne die finanzielle Hilfe des Reichs die Last der Besoldungserhöhungen nicht tragen zu können. Das Reichsschulgesetz befindet sich noch in der Schwebe.

Das Verhältnis zwischen dem Reich und den Ländern ist überhaupt vielumstritten und bedarf nach weitverbreiteter Auffassung dringend einer grundsätzlichen Neuordnung. Die finanziellen Gründe, die für eine solche Neuordnung sprechen, sind insbesondere durch eine Auseinandersetzung zwischen dem Generalagenten für die Reparationszahlungen, Parker Gilbert, und dem Reichsfinanzminister bzw. der Reichsregierung zum Gegenstand lebhaftester Erörterung geworden. Der Generalagent hat es für seine Pflicht gehalten, darauf hinzuweisen, daß nach seiner Auffassung Deutschland in der Dotierung der öffentlichen Haushalte, außerdem aber namentlich auch auf dem Gebiete der Auslandsanleihen eine Weitherzigkeit zeige, die eines Tages eine Gefahr für die pünktliche Einhaltung der Reparationsverpflichtungen und für die Möglichkeit des sogenannten Transfers, d. h. der Beschaffung der erforderlichen Devisen, bedeuten könnte. In die Zeit der Auseinandersetzung über diese Probleme fiel eine Rede des Reichsbankpräsidenten Dr. Schacht in Bochum, der insbesondere den deutschen Städten den Vorwurf machte, daß sie Auslandsgelder in unerwünschter Höhe auch für andere als rein produktive Zwecke in Anspruch nähmen, was wieder scharfe Entgegnungen hervorrief. Handelt es sich hier um strittige volkswirtschaftliche und finanzpolitische Fragen, so unterliegt es dagegen keinem Zweifel, daß die Art, wie Deutschland verwaltet wird oder sich selbst verwaltet, mit einer von den Grundsätzen der Sparsamkeit oder der Rationalisierung bestimmten Wirtschaft sich schlecht genug verträgt. Seit mit den Monarchien die dynastischen Gesichtspunkte in Wegfall gekommen sind, haben nicht nur die vielen Hunderte von sogenannten Enklaven, die es im Deutschen Reiche trotz „Groß-Thüringen“ immer noch gibt, allen Sinn verloren, sondern man muß sich auch fragen und fragt sich tatsächlich, ob ein Gebiet, das nicht einmal die Größe eines Regierungsbezirks hat, auf die Dauer einen eigenen Landtag und eine ganze Anzahl von Ministern braucht. Diese Zweifel und Bedenken beziehen sich aber auch auf das größte deutsche Land, und es wird neuerdings davon gesprochen, daß man Preußen zum Reichsland machen sollte, so daß also der Reichskanzler wie in der ganzen Bismarckzeit zugleich preußischer Ministerpräsident und die Reichsministerien, denen es zudem fast ganz an der Exekutivgewalt fehlt, zugleich preußische Ministerien wären. Gerade in gegenwärtiger Zeit, in der zwischen der Bürgerblockregierung im Reich und der aus Sozialdemokraten, Zentrumsmännern und Demokraten sich zusammensetzenden preußischen Regierung vielfach sachliche Gegensätze obwalten, die hin und wieder, und zwar mit bemerkenswerter Schärfe, auch auf das persönliche Gebiet übergegriffen haben, ist selbstverständlich an eine nahe Lösung dieser großen Fragen nicht zu denken. Die Inangriffnahme steht aber bevor, und ein im November ausgeführter Besuch des Reichskanzlers Dr. Marx in München hat, wie es scheint, die Möglichkeit von Verhandlungen erkennen lassen, so eifersüchtig Bayern auch über der Erhaltung seiner Eigenstaatlichkeit wacht.

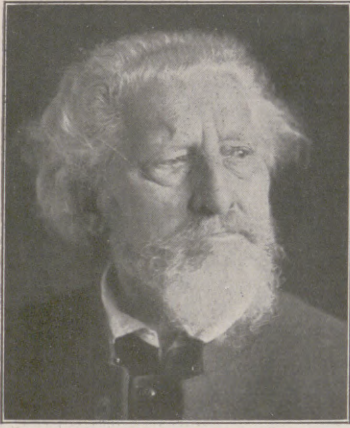
Der Reichskanzler kam nach München auf der Rückreise von Wien, wo er zusammen mit Dr. Stresemann einen mehrtägigen Besuch abgestattet hatte. Die Reden, die der Bundeskanzler Dr. Seipel und der Reichskanzler bei dem offiziellen Festmahl, der Reichsaußenminister vor einer Versammlung von Pressevertretern hielt, ließen erkennen, daß das uns weniger freundlich gesinnte Ausland mit seinen argwöhnischen Vermutungen gründlich daneben geraten hatte. Der Besuch war wirklich nichts als eine Selbstverständlichkeit, ein klassischer Ausdruck einer bestehenden Gemeinschaft, die durch kein Machtwort und durch keine Intrige aufgehoben oder gelockert werden kann. In Wien ist man sich ebenso wie in Berlin völlig klar darüber, daß der praktischen Durchführung des Zusammenschlusses zur Zeit noch unüberwindliche Hindernisse entgegenstehen, und niemand denkt daran, die Entwicklung gewaltsam zu beschleunigen; aber man ist der gemeinsamen Zukunft unbedingt sicher und fühlt sich unangreifbar in dem aus der Bluts- und Kulturgemeinschaft wie aus der gemeinsamen Geschichte hervorquellenden Recht auf den Zusammenschluß, und man bereitet ihn vor durch einträchtige Arbeit auf den verschiedensten Gebieten des Staatslebens, gegenwärtig insbesondere auf dem Gebiet der Angleichung des Strafrechts. Allerdings bestehen auch hier noch gewisse Hemmnisse. So hat die Mehrheit des Reichstagsausschusses sich beispielsweise nicht dazu verstehen können, die Todesstrafe zu beseitigen, deren Abschaffung von dem Wiener Ausschuß beschlossen worden ist.

In diesem Sommer hatte Österreich freilich noch eine ernste innere Krisis zu überstehen. Am 15. Juli kam es infolge eines die Arbeiterschaft verstimmenden freisprechenden Urteils erst zu einem Demonstrationsstreik und dann zu schweren Gewalttätigkeiten, vor allem in der Ringstraße, wobei der Justizpalast in Brand gesteckt und teilweise zerstört wurde. Die Zahl der Todesopfer stieg auf hundert. Ein allgemeiner Verkehrsstreik legte das Leben der Hauptstadt für einige Tage lahm und machte auch den Nachrichtendienst fast unmöglich. Es gelang aber der Regierung Seipel verhältnismäßig schnell, der Lage Herr zu werden, und der besonnene Teil der Arbeiterschaft — in Österreich sind die Sozialdemokraten und Kommunisten noch nicht getrennt — war vernünftig und stark genug, die Verständigung zu ermöglichen.

Der politische Charakter von 1927 als Jahr der Unruhe und der Nervosität trat übrigens in ganz Europa gleichmäßig zutage. Zwischen England und Rußland war es im Anschluß an eine nicht sehr ergebnisreiche Durchsuchung des Gebäudes der sowjetrussischen Handelsniederlassung in London zu einem Abbruch der diplomatischen Beziehungen gekommen, und eine Zeitlang hatte es den Anschein, als ob Frankreich dem Beispiel seines Ententegenossen folgen wollte; haben doch die englisch-französischen Beziehungen durch einen Besuch des Präsidenten Doumergue in London eine neue Bekräftigung erfahren. Frankreich gab sich aber schließlich mit der Abberufung des Sowjetbotschafters Rakowsky und seiner Ersetzung durch eine nicht kompromittierte Persönlichkeit zufrieden. Zwischen Rußland und Polen, wo der Marschall Pilsudski eine Art Diktatur führt, gab es eine Spannung durch die Ermordung des Sowjetgesandten Wojkow in Warschau. Ziemlich gespannt und zeitweise durch Grenzzwischenfälle verschärft waren auch die Beziehungen zwischen Frankreich und Italien, und zwar hauptsächlich wegen der Gastfreundschaft, die Frankreich den aus Italien vertriebenen Anti-Faschisten bot. Erst gegen Ende des Jahres kündigte Mussolini eine Politik der Versöhnung an. Eine der ungelösten Fragen ist die Herrschaft in Tanger, zu der Italien durch einen überraschenden Flottenbesuch seine Ansprüche angemeldet hat. Weitere Meinungsverschiedenheiten entspringen aus der Lage am Balkan. Das Verhältnis zwischen Jugoslawien und Albanien ist andauernd schlecht, wenn auch die förmliche Unterbrechung der diplomatischen Beziehungen nur einige Monate gedauert hat. Albanien hat jedoch seinen Rückhalt an Italien, während Jugoslawien sich an Frankreich anlehnt. Das eine Verhältnis wie das andere hat im Laufe des Jahres in einem Bündnisvertrag seinen Ausdruck gefunden. Ungewöhnlich kritisch war unmittelbar vor der Dezembertagung des Völkerbundsrats das Verhältnis zwischen Polen und Litauen; es ist jedoch in Genf gelungen, eine Verständigung zu finden, und wenn Litauen die Rückforderung Wilnas nicht aufgibt, so hat es doch zugestimmt, den seit der Wegnahme seiner historischen Hauptstadt durch die Polen bestehenden formellen Kriegszustand fallen zu lassen und den Wirtschaftsverkehr zu ermöglichen. Die deutsche Politik hat bei dieser vorläufigen Verständigung kräftig mitgewirkt, ohne Partei zu nehmen. Sie selbst hat immer noch darüber zu klagen, daß der litauische Diktator Woldemaras, der freilich seinerseits unter dem Drucke des Heeres steht, seine Versprechungen hinsichtlich des Memelgebiets nicht einhält. Mit Polen entzweit uns augenblicklich hauptsächlich die oberschlesische Schulfrage; auf wirtschaftlichem Gebiet sind anscheinend nicht ohne Mitwirkung Briands Verständigungen zustande gekommen, die ein günstiges Vorzeichen für die schwebenden Handelsvertragsverhandlungen bilden.

Ein Herrscher, der im Weltkrieg eine wichtige Rolle gespielt hat, wenn auch mehr eine Rolle der Schwäche, König Ferdinand von Rumänien, ist am 20. Juli gestorben und hat sein Land in einer ernsten Krisis zurückgelassen, die mit dem — inzwischen bereuten — Thronverzicht des Kronprinzen Carol zusammenhängt. Der wenige Monate später erfolgte Tod des allmächtigen Ministerpräsidenten Bratianu hat die Lage verschärft. Zwischen Bulgarien und Jugoslawien dauert der Kampf um Mazedonien als Guerilla fort, und die bulgarische Regierung Liaptschew muß die Verantwortung für allerlei Überfälle und Untaten tragen, denen zu wehren, sie nicht imstande ist.

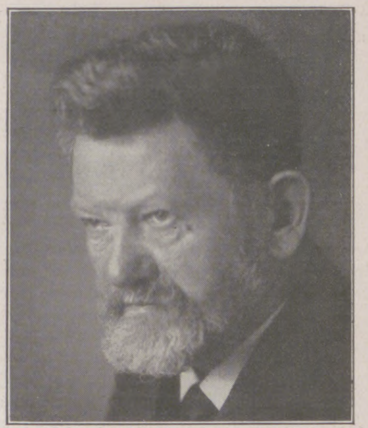
Die chinesischen Wirren haben das ganze Jahr hindurch unvermindert fortgedauert. Zeitweise kam es zu Truppenlandungen der Japaner in Tsingtau, zu solchen der Engländer und Amerikaner in Kanton und Hankau und anderen Städten. In Südchina, das eine sowjetistische Domäne geworden zu sein schien, ist ein Umschwung eingetreten, und in Kanton ist ein fürchterliches Blutbad unter den Kommunisten angerichtet worden, das zu ernsten Drohungen des Leiters der russischen Außenpolitik, Tschitscherins, geführt hat. In Sowjetrußland selbst hat die Mehrheitsgruppe unter



Dr. Michael Georg Conrad, bekannter Dichter und Publizist, geb. am 5. April 1846, Vorkämpfer des Naturalismus in der Literatur, † am 20. Dezember in München. (Phot. Paul Böhme, München.)



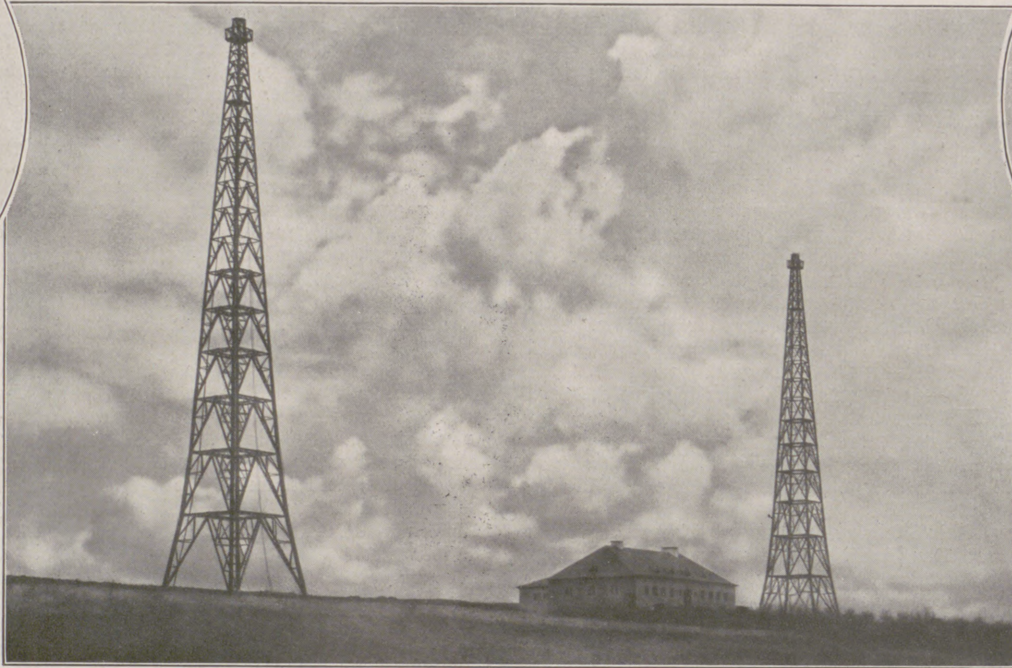
Prof. Dr. Karl Straube, der bekannte Organist, Orgellehrer und Chordirigent in Leipzig, im Kreise seiner „Thomaner". Am 6. Januar kann er sein 25jähriges Jubiläum als Thomaskantor feiern. (Phot. E. Hoenisch, Leipzig.)



Heinrich Zille, bekannter Berliner Zeichner, geb. zu Radeburg (Sachsen), Schilderer der großstädtischen Proletarierwelt und des Kleinbürgertums, kann am 10. Januar seinen 70. Geburtstag feiern.



Sergei Dimitrijewitsch Sasonow, ehemaliger russischer Außenminister und Haupt der russischen Kriegspartei, dessen Politik wesentlich zum Ausbruch des Weltkrieges beigetragen hat, † am 26. Dezember in Nizza im Alter von 67 Jahren.



Der neuerrichtete Pfalz-Rundfunksender auf dem Rothenberg bei Kaiserslautern (Rheinpfalz) mit seinen beiden je 60 m hohen Antennenmasten. Der Sender, der schon im Januar die ersten Versuche unternimmt, wird zu Anfang Februar dem öffentlichen Betrieb übergeben werden.

Georg Schicht, Präsident der Parfümerie Elida Aktiengesellschaft, Leipzig, der am 2. Januar sein 25jähriges Geschäftsjubiläum feiern konnte. (Phot. d'Ora [Arthur Benda], Wien.)

Stalin eine große Anzahl von Oppositionsführern, wie Trotzki, Sinowjew und Kamenew, aus der Partei ausgeschlossen; die beiden letztgenannten haben sich jedoch „löblich unterworfen".

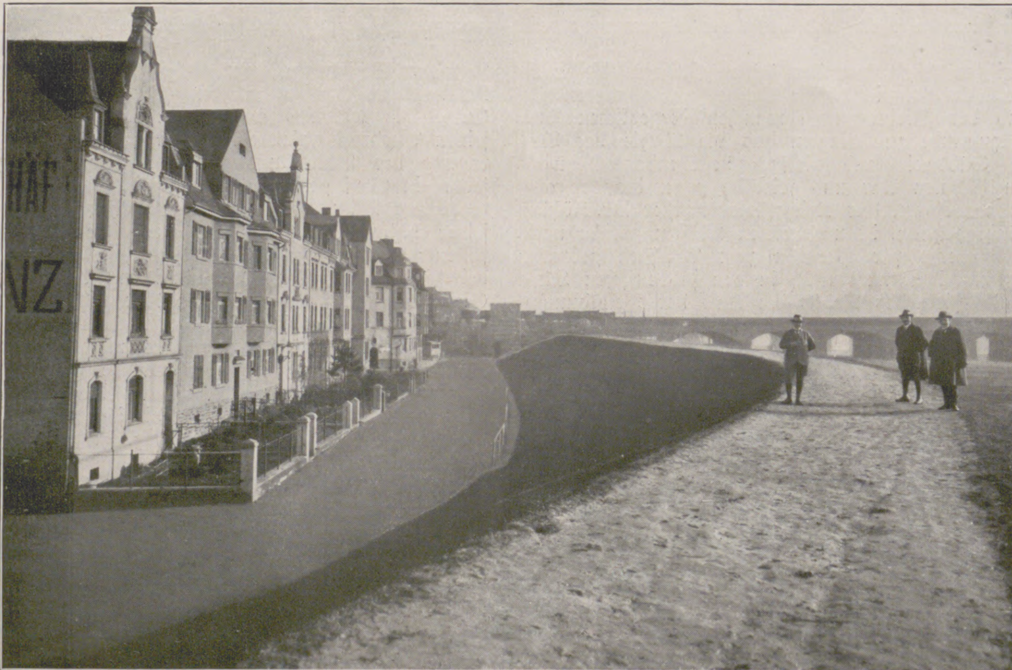
In den Vereinigten Staaten von Amerika bereitet man sich ebenfalls auf Neuwahlen vor; man weiß aber nicht, ob Präsident Coolidge nochmals kandidieren wird. Die Beziehungen zu Deutschland haben unter seiner Leitung an Festigkeit und Wärme gewonnen. Die Vorlage über die Freigabe des deutschen Eigentums ist vom Repräsentantenhaus angenommen worden und wird diesmal wohl auch den Senat glücklich passieren. Auch Chamberlins Ozeanflug hat neue freundliche Beziehungen geschaffen. Ein schwerer Verlust für die amerikanisch-deutsche Freundschaft war der jähe Tod des Botschafters Freiherr v. Maltzan, der am 23. September auf der Reise von Berlin nach München bei einem schweren Flugzeugunglück ums Leben kam. In Mexiko und Nikaragua gab es politische Krisen, in die auch die Vereinigten Staaten von Amerika hineingezogen wurden. Noch lebhafter bewegte die Gemüter die Hinrichtung der Anarchisten Sacco und Vanzetti, die auf Grund eines vor sieben Jahren ergangenen Todesurteils erfolgte, und zwar unter Protestkundgebungen und leidenschaftlichen Interventionsversuchen aus der ganzen Welt. So hat auch das einzige Land, das den „Krieg gewonnen" hat, seinen Anteil an der allgemeinen Unruhe der Welt.

Tagesgeschichte.

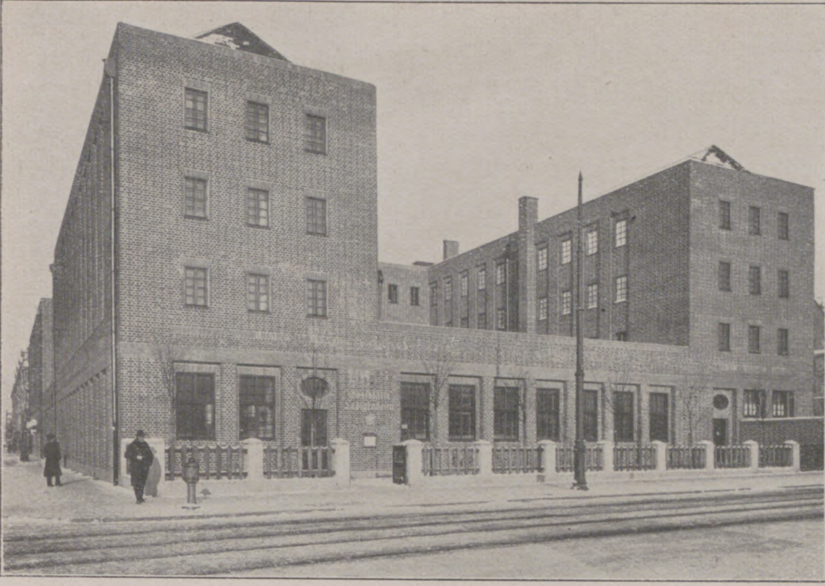
Nach fast zweijähriger Abwesenheit traf am 26. Dezember Kapitän Carl Kircheiß, während des Weltkrieges Begleiter Graf Luckners auf den Fahrten des „Seeadlers", mit dem Segelkutter „Hamburg" nach seiner Weltumsegelung auf der Elbe ein. Am nächsten Tage gab die Ortsgruppe Kuxhaven des Vereins für das Deutschtum im Ausland zu Ehren des Kapitäns und seiner Mannschaft einen festlichen Empfang im Stadttheater. Am 29. Dezember machte dann das kleine Schiff bei den St.-Pauli-Landungsbrücken in Hamburg fest, von einer gewaltigen Menschenmenge freudig begrüßt. Nachdem ihn die Vertreter der Behörden und seine Freunde begrüßt und willkommen geheißen hatten, begab sich Kapitän Kircheiß zum Hamburgischen Senat, um die Flagge seines Schiffes auf dem Rathaus zum Andenken an die kühne Fahrt niederzulegen. — Im Januar 1926 trat der Kapitän seine Weltumsegelung von Hamburg aus an. Sie führte ihn über Spanien durch das Mittelmeer nach Indien, Sumatra, Borneo, Siam, den Philippinen, China und Japan und dann nach Honolulu. Über San Franzisko, Mexiko und durch den Panamakanal ging die Reise nach der Ostküste Amerikas und nach Neuyork. Von dort aus wurde am 16. November 1927 die Rückfahrt angetreten. Die zurückgelegte Strecke beträgt im ganzen 34000 Seemeilen.

Ihren vierten Atlantikflug-Versuch trat am 23. Dezember Frau Grayson an. Der Start mit dem Wasserflugzeug „Dawn" erfolgte vom Curtiß-Flugplatz in Neuyork; in ihrer Begleitung befand sich der frühere norwegische Marineoffizier Paul Omdal, als Navigator Brice Goldsborough und als Radiooperateur Fred Köhler. Als Ziel war Stockholm ausersehen. Zum letzten Male wurde das Flugzeug über Kap Code gesichtet, dann blieb es verschollen. Torpedoboote sowie das Luftschiff „Los Angeles" nahmen die Suche nach dem vermißten Flugzeug auf, mußten aber nach vergeblichem Nachforschen wieder unverrichteterfache zurückkehren.

In dem bekannten Winterkurort Engelberg (Schweiz) wurde am 27. Dezember im Beisein der eidgenössischen Behörden die erste schweizerische Schwebebahn eingeweiht. Die Bahn beginnt auf der Bergstation der Gerschnialp, wohin von Engelberg aus eine Standseilbahn führt, und endigt am Hotel Trübsee in 1800 m Höhe. Auf der 2235 m langen Laufbahn können bei 4 m Fahrtgeschwindigkeit in der Sekunde stündlich 65 Fahrgäste in jeder Richtung befördert werden. Auf der ganzen Strecke weist die Bahn nur vier große Stützen in Eisenkonstruktion und aus Stampfbeton auf. Die Ausführung des Baues hatte die Firma A. Bleichert & Co. (Leipzig) nach dem System Bleichert-Zuegg übernommen und im Herbst 1926 begonnen. Die neue Bahn erschließt wunderbare Hochgebirgspartien und herrliche Skifelder.

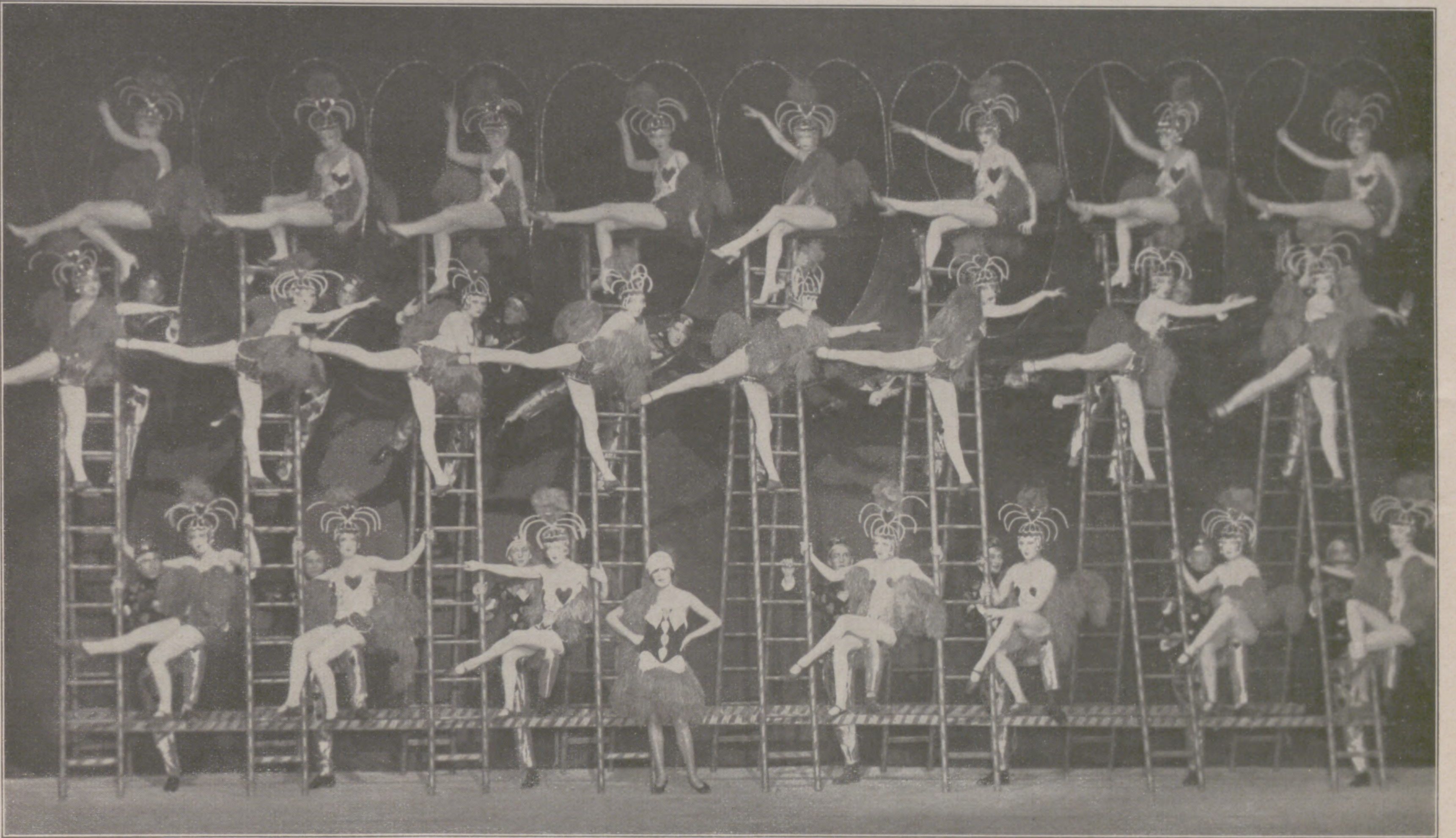


Eine Schutzwehr gegen Überschwemmung an der Untermosel: Der Hochwasserschutzdamm in Lützel, einem Stadteil von Koblenz. Unser Bild zeigt den Teil westlich der Eisenbahnbrücke. Die Gesamtlänge der neuen Anlage beträgt rund 600 m, die Fußbreite des Dammes 35—43 m, die Kronenbreite 3 m. Die Deichkrone liegt durchschnittlich 5—6 m über dem Vorlande der Mosel und 1 m über dem Wasserstande der letzten Hochflut in der Neujahrsnacht 1925/26 (schwarzer Strich am ersten Gebäude und weißer Strich am vorspringenden Hause), der seit 150 Jahren beobachteten höchsten Überschwemmung.





„Drum, Mensch, sei helle, bleib' Junggeselle!" — möchte man denken, wenn man dieses schöne und praktisch eingerichtete „Haus der Junggesellen" in München sieht, das vor kurzem eröffnet wurde. Links: Außenansicht des „Ledigenheims". — Rechts: Jeder Insasse des Hauses hat in der Gemeinschaftsküche einen eigenen kleinen Gasherd.



Aus der neuesten Revue des Moulin Rouge in Paris: „Das Feuer im Herzen" (Le feu dans le cœur) mit den Rasch-Girls, eines der reizvollen Bilder der Revue „Paris aux étoiles". (Phot. Manuel, Paris.) Diese neue Revue des bekannten Moulin Rouge, die unter der Leitung von Pierre Foucret sich durch geistreiche, geschickte Szenenfolge und eine blendende Ausstattung auszeichnet, bietet dem Besucher von Paris einen abendlichen Augenzauber.



Begeisterter Empfang Dr. Peltzers in Amerika: Der deutsche Meisterläufer, von Studenten der Universität Georgetown auf die Schultern gehoben, die er auf seiner Studienreise durch die Union besuchte.



Die amerikanische Polizei lernt richtig gehen: Polizeimannschaften in Chikago bei Gehübungen an einem besonders für diesen Zweck konstruierten Kontrollier-Apparat.





Aus Schlesischen Städten.



Barockbrunnen auf dem Ring in Goldberg an der Katzbach.

Links oben:
Vor der Kirche des Ursulinerinnenklosters in Liebenthal bei Greiffenberg.

Rechts oben:
Maternus-Brunnen in Liebenthal.

Nebenstehend:
Wochenmarkt am Brunnen auf dem Marktplatz in Greiffenberg am Queis.

NACH FARBIGEN ZEICHNUNGEN AUS DEM SKIZZENHEFT UNSERES SONDERZEICHNERS MARTIN FROST



Passagiere

ROMAN VON HELLMUTH UNGER

(1. Fortsetzung.)

III.

Durch ein Mißverständnis bin ich in Neuyork viel zu zeitig an Bord des „Globus" gekommen. Es sind noch drei Stunden bis zur Abfahrt, und die große Dockhalle in Hoboken ist menschenleer. Nur ein paar müßige Arbeiter stehen gummikauend bei aufgestapeltem Gepäck und machen Bemerkungen über mich. Die breiten eisernen Türen der Halle sind bereits zurückgeschoben. Die Laufbrücken ausgelegt.

Aber ich muß warten. Der Beamte, der die Papiere abstempelt, ist noch nicht gekommen.

Als ob ich Unrast hätte, abzureisen, und die Zeit nicht abwarten könnte! Ich habe viel zu viel Zeit, ihr Herren, das dürft ihr mir glauben. Ich werde in einer Woche auf Cinchona Plantation in Jamaika sein, wo mich gute Freunde erwarten. Vielleicht ändere ich aber auch meinen Plan in letzter Minute und fahre nach Montreal oder Neufundland. Es ist wirklich nicht belangreich, was irgendein einzelner treibt, einer eurer vielen Passagiere. Und wir Menschen sollten uns nicht so wichtig nehmen. Nur wie die Lauen sollen wir es nicht treiben, die alles Unvorhergesehene fürchten und in ihren engen Kreisen bleiben, immer im gleichen Trott, die ihre Welt nur vom Kontorschemel aus betrachten, als gäbe es Sicht nur durch ein einziges Fenster. Sie halten sich gar noch für stille Helden in Ausdauer und Pflichtgefühl. Und die Sicherheit, mit der sie ihr tägliches Brot verdienen, geht ihnen über alles.

Nun, jeder ist glücklich auf seine Weise, und wir betrügen uns selber alle. Aber: j e t z t leben wir, und dies ist u n s e r e Zeit, unersetzbar und unwiederbringlich. Wahrhaftig, sie ist schön und groß und der Wunder voll. Herrliche, heilige Erde, herrliches, heiliges Meer!

*

Es ist ein gutes, sicheres Schiff, das uns nach Westindien bringen soll. Es ist frisch gestrichen und blitzsauber bis in den letzten Winkel. Selbst die Flagge ist neu und strahlt, breit im Winde entfaltet, mit ihren kräftigen Farben, Rot, Weiß und Blau.

Ich gebe meinem Steward die Kofferschlüssel und schlendere durch die Gänge. Alle Räume mustere ich, in denen ich nun wohnen werde. Überall stehen die Stewards in ihrer weißen Kleidung herum und warten. Ich wechsle im Zahlmeisterbureau eine größere Geldnote. Nur um irgend etwas zu treiben, plaudere ich mit dem höflichen Zahlmeister.

„Kaltes Winterwetter, nicht wahr?"

„Sehr kalt. Doch übermorgen werden Sie Ihren Tropenanzug auspacken müssen, mein Herr."

„Nicht möglich!"

„Wenn ich es Ihnen sage. Es wird eine schöne, erfreuliche Reise werden. Für alle!"

„Ist das so sicher?"

„Oh, Sie brauchen keine Angst vor dem Atlantik zu haben. An das Schaukeln hat man sich in wenigen Stunden gewöhnt."

Daran denkt er und nicht an irgendeine Gefahr. Er hat meine Entgegnung falsch verstanden und fühlt sich verpflichtet, mir zuzureden. Aber ich fürchte die Seekrankheit nicht. In einem Taifun vor Kobe war ich außer dem Kapitän der einzige, der nicht krank war. Und wir aßen damals unsere Mahlzeiten, indem wir den Suppenteller in der linken Hand hielten und die geschnittenen Fleischstücke löffelten.

Der Zahlmeister spricht ein klares, korrektes Englisch. Jetzt fragt ihn einer seiner Angestellten etwas, und er spricht mit ihm holländisch weiter. Wie absonderlich das klingt! Es ist doch die kurioseste Sprache, die je erfunden ist. Es ist, als ob Kinder kauderwelschten.

Ich gehe weiter zur Funkerstation und lasse ein Telegramm nach Europa befördern, an Felix, an den ich zufällig dachte. Es ist gut, vor einer so weiten Reise alte Verbindungen aufrechtzuerhalten. Man fühlt sich nicht mehr so einsam.

„Sie haben noch die Möglichkeit, es billiger per Kabel zu schicken, mein Herr."

„Nein. Es eilt sehr."

Der Funker hat den kurzen, belanglosen Text gelesen und lächelt vor sich hin.

Ich errate, was er jetzt denkt. Aber er ist im Dienst und darf es nicht aussprechen.

Es gibt komische Heilige auf der Welt, denkt er sicherlich und nimmt das Geld für mein Telegramm entgegen.

Die Maschinen des „Globus" laufen langsam. Man spürt es am leichten Zittern der Deckplanken. Ich steige in den Kielraum hinunter, grüße die Maschinisten und Heizer, lasse mir einige technische Erklärungen geben, nur um mich mit ihnen zu unterhalten. Alle Angestellten des „Globus" bis auf zwei sind Holländer und machen der sprichwörtlichen Freundlichkeit ihrer Nation Ehre, obwohl sie doch derbe, ungeschlachte Kerle sind, die mir keinerlei Auskunft schulden.

Diese Unterwelt mit ihren Maschinen und Aufbauten aus Eisen, mit ihren senkrecht aufwärtssteigenden Leitern hat etwas Absonderliches. Hier pocht das Herz des Schiffes, und solange es arbeitet, ist alles gut. Es ist ein heißes Herz, das voller Unruhe ist. Große Fahrt wird der Kapitän kommandieren. Große Fahrt! Das ist es, worauf es wartet. Aber noch haben sie ihm die Kräfte abgedrosselt. Noch ist es nicht Zeit. Die Luft ist schwer und heiß und liegt wie ein kristallener Würfel zwischen den Planken. Ein Läutewerk schrillt. Vor einer Schalttafel flackern kleine rote und weiße Glühbirnen auf. Ein alter Obermaschinist mit weißem Seemannsbart telephoniert mit dem Zweiten Offizier auf der Kommandobrücke. Für einige Augenblicke wird der Rachen der Feuerung aufgestoßen, und das siedende Öl schleudert grellrote Farbbänder über die schwitzenden Heizer. Purpurn hängt der Widerschein überall im blinkenden Eisengestänge.

Oben in der klirrenden, kalten Winterluft, die über den Hudson weht, steht am Schiffsbug ein kleiner Schiffsjunge. Allein, frierend, die dicken roten Hände in den weiten Hosentaschen. Er hat einen runden Kopf wie ein Käse aus Edam und eine kleine freche Nase, an der ein klarer Tropfen hängt. Der Schiffsjunge heißt Leo und stammt aus Zaandam.

Ob ich schon einmal dort gewesen bin? Nein? Wirklich nicht? „Aber Rotterdam kennen Sie doch wohl und 's Gravenshage? Und Scheveningen?"

„Ja, das kenne ich alles gut, kleiner Leo."

„Und Rembrandts Geburtshaus in Amsterdam? Und vielleicht auch die ‚Nachtwache'?"

Sieh einer an, wie er sich mit seinem kleinen Wissen aufspielt. „‚Die Nachtwache' im Reichsmuseum", sagt er. Das wäre herrlich! Sie seien einmal mit dem Lehrer drüben gewesen in Amsterdam, und Mijnher Stolpe habe damals gesagt, das müsse jeder Holländer genau wissen, der sein Vaterland achtet und liebt.

„Haben alle Jungen in Zaandam so blaue Augen wie du, kleiner Leo?"

Er lacht und verzieht seinen breiten Mund bis an die abstehenden roten Ohren.

Ob er es gut habe an Bord? frage ich ihn noch.

„Ja. Danke sehr. Die Arbeit ist nicht schwierig. Es gibt immer zu laufen für den Kapitän und die Offiziere. Auch dem Schiffsarzt hat man zu helfen. Nicht wahr? Und jeden Abend, das ist die größte, verantwortungsvolle Arbeit, hat man die Leinwand vor den Scheiben auf dem Promenadendeck festzuschnüren, damit das Ganglicht nach außen abgefangen wird. Es stört sonst die entgegenkommenden Schiffe."

Nein, der kleine Leo aus Zaandam, das ich zu seiner Verwunderung nicht kenne, obwohl es doch in seiner Einschätzung eine große Stadt ist neben der Weltstadt Rotterdam, ist noch kein alter Seefahrer. Es ist, großzügig gerechnet, seine erste Weltreise, die er macht.

Er ist mit dem „Globus" von Rotterdam gekommen und von Neuyork aus einmal in Kingston und Havanna gewesen.

Es ist jetzt die Zeit, in der die reichen Kubaner Havanna verlassen, um dem Tropensommer zu entgehen. Und alle Schiffe nach den Staaten oder direkt nach Europa sind ausverkauft, bei erhöhten Raten.

Noch diese zweite Reise nach Kingston und nach Neuyork, dann geht es endlich wieder nach Rotterdam zurück.

Er hat sieben kleine Schwestern zu Hause. „Wie die Orgelpfeifen," sagt er, „und alle vom selben Vater." Er ist der Älteste und sorgt für die ganze Familie mit. Wenn er erst seine Heuer erhält nach der Heimkehr! Da sollen sie mal sehen!

Und das Heimweh steht ihm groß in seinen guten Augen.

Er hat übrigens einen kleinen Affen beim Bagagemeister im Packraum. Eine Dame hat ihn in Kingston gekauft und später nicht mitnehmen wollen, weil er Läuse hatte, obwohl sie ihn täglich baden ließ. Das Tier war krank geworden davon, aber sein Ungeziefer hatte es behalten.

„Was soll er sonst auch den ganzen Tag anfangen, nicht wahr?"

Wenn er einmal Zeit hätte, könnte ich den kleinen Affen selbstverständlich besichtigen. Er sei durchaus zutraulich, wenn sein Besitzer in der Nähe wäre.

In Zaandam sollte ihn später die kleine Alida bekommen, die Jüngste, die ein Patenkind der Königin ist.

Ich gehe wieder zum Promenadendeck hinauf, das mit bunten Papiergirlanden und kleinen Fähnchen geschmückt ist, als sollte es einen Karneval an Bord geben.

Und jetzt kommen auch die Passagiere. Es sind über fünfhundert Namen, die in der gedruckten Liste stehen. Die Damen haben Blumensträuße im Arm und sind laut und unruhig. Überall stehen Gruppen zusammen, Verwandte oder Bekannte der Reisenden, die mit an Bord

gekommen sind und sich immer wieder verabschieden. Der Schiffsarzt streicht vorüber und sieht niemand an. Einige Passagiere liegen bereits in den niedrigen Deckstühlen und lesen, als ginge sie der ganze Trubel gar nichts an.

Einer fragt laut, ob er denn noch keinen Portwein bekommen könne?

„Wir sind noch im Hafen, mein Herr."

„Aber auf holländischem Boden, nicht wahr?" Soviel er wisse, gäbe es dort keine Prohibition.

Er ist wie ein ungezogener Junge. Jetzt kommt auch noch Musik. Die Kapelle eines Polizeiregiments, die einen ihrer Kommandeure ehren will, der mit dem „Globus" abreist. Niemand weiß, wer es ist. Alle sind sich so fremd, und es ist noch nichts Gemeinsames zwischen ihnen. Wie diese Blechmusik in der weiten Halle schmettert und um die Ohren schlägt! Es ist ein herrlicher Radau.

Jetzt rollen sie die großen Brücken ab. Es dauert immer noch geraume Zeit, und die Schiffssirene heult ungeduldig. Die Fremden sind längst von Bord, aber noch kann man sich hüben und drüben durch Zurufe verständigen, wenn die Kapelle pausiert. Es gibt immer noch etwas zu sagen. Und es ist das gleiche wie überall in der Welt. Jetzt spielen sie das Sternenbannerlied, und die Herren entblößen den Kopf. Das ist der Abschied. Bunte Papierschlangen hangen über die Reling und in verwirrten Kettenbogen bis über das Gitter der Dockhalle.

Langsam beginnt das Schiff hinauszugleiten. Die vielen, vielen Papierketten, die allerletzte Verbindung mit dem Lande, zerreißen.

Breit und mächtig liegt der Hudson da. Die flinken Ferryboote weichen in großem Bogen aus. Wie eine gigantische Kulisse, halb im Nebel verschwindend, steht Manhattan mit seinen Wolkenbauten.

Ellis Island gleitet vorüber. Auf den flachen Dächern seiner roten Gebäude liegt Schnee.

Die Freiheitsstatue hält ihre am Tag erloschene Fackel steil in die frostscharfe Luft empor.

IV.

Wie schnell doch Ordnung in den Bienenstaat des „Globus" gekommen ist! Das schwirrt und lärmt in den Gängen und Hallen. Geöffnete Schrankkoffer stehen mitten im Wege, und man sieht im Vorübergehen allerlei sorgsam zusammengekaufte Herrlichkeiten.

Menschen wollen auf Reisen anders erscheinen als daheim. Ja, es ist ein großes Theaterspielen, bei dem jeder nach seinem Gefallen die Maske wählt und eine Rolle durchzuführen bereit ist. Aber nur wenige versagen dabei auf die Dauer nicht. Die Gewohnheit ist stärker.

Große, schöne Koffer stehen da, mit allem Luxus eingerichtet und zum erstenmal im Dienst. Andere sturmerprobt und tüchtig zerzaust. Sie wissen mit den Reklameschildern weltberühmter Hotels ganze Romane zu erzählen, die aber vermutlich doch langweilig waren. Koffer von Globetrottern, die ihr Geld in Bildung anlegten, Mitläufer der großen Touristenherden von Cook und Sohn. Herrliche Weltreisen ihr, mit allem Komfort, vom Schiff ins Hotel, vom Hotel ins Auto und wieder an Bord. Luxuskabinen und Luxuszimmer mit eigenem Bad und erlesener Bedienung. Genua und Marseille, Neapel, Kairo, ja, auch Jerusalem, Colombo und Bombay, Dardschiling, Kalkutta, Batavia und Soerebaya, Peking, Schanghai, Tokio und Honolulu, die Schweiz, Rothenburg und Deauville, Baden-Baden, Stockholm, englische Luxusbäder, schottische Ortschaften neben Rio und Miami Beach. Was haben diese gelangweilten Weltenbummler nicht alles gesehen, und doch wie wenig erlebt! Überall spielt man vor ihnen Theater, für ihr gutes Geld, und sie halten alles für echt und finden es wundervoll, ob Chinatown oder bettelnde Schwarzfußindianer als Söldlinge Cooks, Bauchtänze in Marokko und Lappenlager am Nordkap. Sie nehmen zwischen Lunch und Dinner die Welt im Fluge mit und wissen, daß sie überall gute Bridgepartner finden. Es ist ein Glück, daß die Kultur sich alle Länder erobert, wo Cook seine Filialen errichtet.

Und dann erklären sie dir stolz, daß sie die ganze Erde kennen. Diese armen Teufel, die hilflos wären, sollten sie einen einzigen Schritt abseits allein tun.

*

Das Gong hat zur ersten Hauptmahlzeit gerufen. Die meisten kommen ein wenig verspätet, die Herren in feierlichem Schwarz, die Damen in festlichen Kleidern und kostbarem Schmuck. Wie bei einem Staatsbankett sind sie voll Würde und mustern sich erst gegenseitig, ehe sie ein Gespräch beginnen.

Lautlos und gewandt bedienen die Stewards.

„Dinner zum Sich-kennen-Lernen" steht in goldenen Buchstaben auf den gedruckten, üppigen Speisekarten. Die fremden Passagiere sollen sich so rasch wie möglich an Bord wohlfühlen. Das ist die Hauptsache. Darum spendiert die Schiffsgesellschaft jedem heute einen kräftigen Cocktail, der das Blut warm macht, und die Bedienung hat Wein- und Sektkelche auf die Tische gestellt.

Da liegen wieder Papierschlangen zum Werfen und bunte Luftballone, die man den Nachbarn am Nebentisch zuwerfen soll.

Der Kapitän hält gleich nach der Suppe eine kurze Rede und lacht nach jedem Satz. Er begrüßt alle Passagiere als Mitglieder einer einzigen, großen Familie und wünscht eine frohe, glückliche Fahrt. Dann trinkt er sein Glas aus und verbeugt sich nach rechts und links.

Hallo. Zustimmung und Händeklatschen.

Es war alles etwas albern und kindisch. Verspäteter Karneval.

Mr. Jefferson aber fand es herrlich. Er saß in seinem hellen großkarierten Anzug an einem kleinen Seitentisch, einem sehr schlanken, würdevollen Geistlichen gegenüber, den er vergeblich in den Vergnügungsstrudel hineinzuziehen versuchte. Er merkte nicht, wie lästig er dem anderen wurde, der im wahrsten Sinne des Wortes bis unter das scharf vorspringende Kinn zugeknöpft war.

Dieser Dechant oder Missionar konnte mit Jefferson doch nicht Fangball spielen, mit kleinen bunten Kinderballonen! Nein. Er hatte kurz vor Beginn der Mahlzeit mit dem Kapitän gesprochen und gebeten, am nächsten Morgen predigen zu dürfen.

Der Kapitän dankte ihm dafür.

„Es wird sicher vielen ein Herzensbedürfnis sein, Hochwürden", hatte er dröhnend gesagt und sich selbst im voraus heimlich dispensiert. Nicht wahr, jeder hatte seine Pflichten und seinen Dienst! Seine Kanzel war die Kommandobrücke des „Globus". Und im übrigen hatte er als Vertreter einen prachtvollen Ersten Offizier.

So stand schon vor Beginn des Essens am Schwarzen Brett angeschlagen, daß Reverend Milton jeden Morgen um sieben Uhr feierliche Messe lesen würde, und jeder sei eingeladen.

Bestätigt und vom Kapitän eigenhändig unterschrieben.

Und daneben eine zweite Ankündigung:

„Ich warne jedermann, sich an Glücksspielen zu beteiligen. Er tut es auf eigene Verantwortung und Gefahr."

Auch dafür hatte der Commander seinen mächtigen Namen hergeben müssen: „Oud, Kapitän."

Das saß da, wie aus der Faust herausgeschleudert. Ja, er mußte an vieles denken, wie ein Vater für seine Kinder. Und nichts durfte vergessen werden. Zum Glück hatte er überall sichere und zuverlässige Leute um sich, die für ihn mitdachten.

Außer diesem Geistlichen, der nach Südamerika fuhr, waren sechs oder acht Schwestern irgendeines Ordens an Bord. Sie waren für einen verlorenen Posten auf einer französischen Insel im Westindischen Archipel bestimmt. Ich glaube, es war Guadeloupe. Auch sie paßten gar nicht in den Karneval, kamen verschüchtert und scheu wie aufgeschreckte Hühner in den Speisesaal, und wenn die resolute „Mutter Anna" sie nicht tapfer an den für sie freigehaltenen Tisch geführt hätte, hätten sie lieber in ihren Kabinen gehungert. So saßen sie blaß und einsam, als gehörten sie gar nicht in diese Welt, zusammengedrängt. Und keine von ihnen redete. Der Steward hatte sofort von ihrem Tisch die Ballone entfernt.

Schweigend nahmen sie ihre Mahlzeit ein, tief von ihren breiten Hauben beschattet, und aßen mit kleinen, hastigen Bissen. Oh, wie bleich und müde sie alle zu sein schienen, wie armselige Pflanzen, die niemals die Sonne bestrahlt!

Sie waren erfüllt von einer wunderbaren Demut, und die Augen brannten ihnen im Gesicht. Alle machten sie einen kinderhaften Knicks, als sie am Tisch des Reverenden vorüberkamen.

Niemand hat auf der ganzen Fahrt mit diesen Schwestern ein Wort gewechselt, so unbeteiligt und abwesend waren sie. Sie lagen in ihren Stühlen, lasen in kleinen frommen Büchern oder beteten unauffällig. Und wenn sie ihren Spaziergang machten, störten sie keinen. Ja, sie bildeten eine kleine Welt für sich; überall hatten sie eine unsichtbare Mauer um sich. Aber keiner von allen Passagieren war in der abenteuerlichen Nacht, von der ich noch erzählen will, so heldenhaft wie sie. Vielleicht war das ein Wunder, das wir erlebten, und vielleicht ist es überhaupt für diese wenigen Gläubigen geschehen.

Ich weiß es nicht.

Still wie Schatten huschten sie noch vor Beendigung der Mahlzeit aus dem Speiseraum, und der Reverend folgte ihnen bald, weil es ihm zu lärmend wurde. Mr. Jefferson nahm den noch unberührten Cocktail Mr. Miltons und trank ihn gierig aus.

*

Mutter Anna ist die einzige, mit der man sich ein wenig unterhalten kann. Sie weicht niemand aus. Sie ist das notwendige Bindeglied zwischen den frommen Schwestern und der praktischen Welt. Sie hat die im Vatikan ausgestellten Pässe aller ihrer Schützlinge unter Verschluß und auch die Reisekasse, die sie geschickt und großzügig verwaltet. Was würden die hilflosen Nonnen ohne sie anfangen? Sie finden sich ja nirgendwo zurecht.

Mutter Anna hat ein Gesicht wie ein gutmütiger Mönch und einen dünnen schwarzen Schnurrbart auf der Oberlippe. Wenn sie lächelt und mit ihren Schützlingen spricht, dann strahlen ihr die bleichen Nonnengesichter entgegen. Ich glaube, sie wird von ihnen allen im tiefsten Herzen verehrt und gilt als etwas Einzigartiges.

Den viel jüngern Geistlichen, der ihre Gesellschaft sucht, nimmt sie nicht so ernst, wie es die Schwestern tun. Er könnte, dem Altersunterschied nach, ihr Sohn sein. Der Reverend liebt es, stundenlang zu promenieren und laut zu reden, damit andere auch ein wenig von seiner Weisheit aufnehmen. Dabei gestikuliert er lebhaft und wirft oft den Kopf entschlossen in den Nacken. Er ist im Geist immer auf der Kanzel. Mutter Anna trottet brav und schwerfällig, die Hände übereinandergelegt und in den weiten Mantelärmeln versteckt, an seiner Seite und lächelt gutmütig. Dann und wann sieht sie nach ihren andern Kindern.

(Fortsetzung folgt.)



Wintersaison in St. Moritz: Tanztee nach der Rückkehr vom Sport.

Aquarell von C. E. Turner.

Morgenländische Stimmungsbilder

VON PRINZ MAX ZU HOHENLOHE, TUNIS

MIT ZEICHNUNGEN VON MAX SCHNABEL

DAS MINARETT.

Immer, wenn ich zu dem hohen Minarett der großen Moschee von meinem Dache aus emporsehe, zu diesem aus Marmor gesägten Turme, der in seinen vier Fronten wie auf den Himmel gemalt mir erscheint, denke ich, ich weiß nicht, warum, an Venedig.

Vielleicht sind es die vielen Tauben, welche die mittlere und höchste Kuppel der Moschee stetig umflattern, die mir den Markusplatz ins Leben rufen, vielleicht ist es des Kampaniles hehres Urbild, das hohe Minarett.

Der Wind, der mir des Marmors kalten Rosenduft entgegenhaucht, trägt eine Brise her vom Meer und legt mir Salzkristalle auf die Lippen. Die Sonne blendet stärker auf den Kuppeln, die sie lautlos vergoldet. Nur an den Gassen, die keine Kanäle sind, kann ich erkennen, daß die Lagunenstadt fern ist, und am fast gänzlichen Fehlen des Meeres. Eine Lagune ist nahe, das hohe Meer ist weit. Dafür aber habe ich den Himmel und eine Sonne, an der sich die bleichere Sonne Venedigs nicht messen kann. Wenn ich diesen morgenländischen Himmel sehe, der über den Dächern von Tunis erbleicht, in ihn hineinranke, wie ein Baum mit seinen Zweigen, erfaßt mich oft ein starkes Schwindelgefühl, und ich befürchte, in diesen offenen Himmelsabgrund hineinzustürzen, je länger ich mich in ihn beuge. Aber der Duft, der um mich weht von tausend Rosen, Jasmin und Narzissen und allen anderen erdenklichen Wohlgerüchen Arabiens, stammt nicht mehr aus Venedig und ist stärker, schwerer und ist betäubend näher als in den Gondeln der Kanäle, und der Rialto ist weit, und ich merke jetzt erst, daß überhaupt alle Brücken abgebrochen sind, wenn auch vor meinem Fenster dieselben braunen, zerlumpten Lazzaronibuben, dieselben Holzkreisel mit ähnlichen Peitschen über Plätze und Gassen jagen und melodische Rufe der Marktverkäufer meine Erinnerung verwandtschaftlich berühren. Tunis ist nahe, und Venedig ist fern. Nur noch eine Fata Morgana über den Häusern.

Noch sind die Namen Appollonio, Dionysio mir im Ohr und Hyacintho aus Italien, da öffne ich die Augen, und vor mir steht wieder das hohe breite Minarett, das nicht mehr der Kampanile von Venedig ist, und das in seinen vier Fronten auf dem Himmel erscheint, und von dessen Zinnen jetzt der schwarze Kopf eines Negers im weißen Turban gerade den Gläubigen wie an jedem Abend von neuem verkündet, daß Gott Gott ist, und daß es keinen anderen Gott gibt als ihn, und daß Mohammed sein Prophet ist.



ICH LIEBE

Ich stehe auf dem Platz Halfauine, im Herzen der arabischen Stadt von Tunis, mitten im Märchen von Tausendundeiner Nacht, und es ist kein Traum; ich sehe und empfinde, und ich weiß, daß ich bin.

Wenn ich die Augen schließe, höre ich ein hundertfaches Summen, verlorene melodische Rufe, der Tamburine helleres Klingen, das leise Rauschen der Brunnen, einer fernen lockenden Hirtenflöte Tönen, einer anderen abgebrochene Antwort. Ich vernehme deutlich unter den fliegenden Rufen des Marktes das schlürfende Huschen arabischer Pantoffeln auf knirschendem Sande, dazwischen das leise Aneinanderklirren silberner Ringe an den feinen Fesseln schreitender Weiber. Unter den lauten Rufen der Männer dämmert der dunkle Baß der Greise, gellt das Fagott höherer Kinderstimmen heller. Plötzlich bin ich unter blauender Kuppel im arabischen Bade. Das Gemurmel der Stimmen entfernt sich mit den Gassen. Hier plätschert nur noch die einsam-eintönige Weise der Brunnen in melodischer Monotonie. Lautlos gleiten schwarze und braune Gestalten auf nackten Sohlen über die Marmorfliesen, auf die das spärliche Licht eines Abendhimmels aus unendlicher Ferne einfällt, Sterne und Sonnen über die Wände zeichnet. Hier herrscht Ruhe und Frieden. Ich lasse meinen Blick durch die hohe Halle schweifen, über die weißen Wände der Gewölbe, über die matten Holztapeten, die zu halber Höhe des Raumes aus persischem Lacke leuchten. Hier möchte ich mit Van Haerren aus tiefster Seele sprechen: „Ich liebe."

Ich liebe das Morgenland, seine sanften Linien und getönten Farben. Seine sich immer wieder verwandelnden uralten Formen, seine ewig neue Jugend. Ich liebe den gleichmäßigen Rhythmus orientalischer Architekturen, in denen immer wieder festlich schmückend die reiche und reine Phantasie eines ewig kindlichen Volkes feiert. Ich liebe diese einfachen und guten, ruhigen Menschen oft verkannter Rassen. Ich liebe diese braunen kräftigen Gestalten um mich, das Ebenmaß ihrer Körper, ihre edle Gebärde, mit der sie sich lautlos rufen und rhythmisch verstehen. Die patriarchalischen Gestalten dieser ehrwürdigen Greise, die in der Ecke dort in ihren langen weißen Bärten hocken und rauchen, liebe ich und den goldgelben Knaben, der zu meinen Füßen kniet, mir die Stirne kühlt im Bad und Tee reicht. Ich liebe Tage und Nächte dieses seltsamen Landes, in denen Sonne brennt und ferne Sterne nahe Feuer sind. Das leise, kaum noch vernehmbare Raunen der Brunnen im marmornen Becken liebe ich mehr als alles andere und endlich diese große Ruhe um mich und ihren letzten Frieden.

Was nützt es mir, daß wenige hundert Schritte weiter das Leben laut ist, daß die Trambahn kreischt in ihren Schienen, daß Automobile tuten, Dampfsirenen funken, daß in der Nähe und doch wie unendlich fern von meinem Herzen Grammophone krächzen! Nur das Wissen um die täglichen Verkehrsunfälle der nahen europäischen Stadt, die alle Spitäler mit ihren Opfern füllen, tut mir weh. Der französische Schutzmann ärgert mich, der an einer Straßenecke einen unschuldigen Eingeborenen abschleppt, weil sieben Gassen weiter ein anderer, vielleicht ein Italiener, seinen Revolver abgefeuert hat, und ich beginne, statt zu lieben, hier zu hassen.

Ich hasse diese unnütze, gemeine, europäische Hast in den Straßen der Kolonialstadt, diese geschäftliche Eile, die nur einen Wahlspruch „Zeit ist Geld" und keinen anderen Gott als den Götzen Mammon kennt. Ich möchte Mohammedaner sein, um den elegischen Tänzen der Jünglinge und Mädchen in der hohen Kuppelhalle der großen Moschee lauschen zu können. Ich möchte selbst noch ein Knabe sein, um nur noch an Wunder zu glauben; an die letzte Wahrheit der Wunder. Hier ist der Traum Wirklichkeit geworden, und ich glaube diesem Sinnbild lieber als dem Trugbild der Maschinen nüchterner Geschäftsgebäude, amerikanischer Fabriken.

Ich glaube, ich liebe, und ich hasse.

DIE KARAWANE.

Ich liebe diese schattenhaften, bleichen, bedeckten Regentage, die in den Oasen so selten sind.

Wenn die weißen Gestalten der Burnusse im schwefelgelben Lichte der Sahara im Nebel entrinnen und plötzlich dicht vor meinem Fuß aus der Erde Stamm wird, was gerade noch Krone war über mir in den Lüften, vielleicht ein im Winde treibendes Reis: die Palme.

Ich liebe diese nebelhaften, zarten, verheimlichten Silbermorgen, in denen sich die hellen Kuppeln der Gebäude schamhaft verhüllen, so daß die Moscheen kaum noch sichtbar über den Dächern der Häuser als Fata Morgana schweben. Und wenn des Schattens düstere Giganten zu eines Traumes unerhörter Ausgeburt sich wandeln, wirbelnder Staub sich der Wolke gesellt, ist die Luft voll Raubtiergeschrei und Gebrüll der Kamele.

Vor meinen Augen entsteigen dem Nebel Kurven auf Kurven, sandbraun verwehte Dünen, die sich bewegen und auf hohen Stelzen näherschreiten, gewaltige Vogelköpfe an langen wiegenden Hälsen und schaukelnde Höcker unter schwankenden Lasten und vermummte Menschen, die die Kamele dem Nebel entreißen, und Hunde, die heulen, und Schakale, die bellen.

Ich liebe diese einsam seltenen verhüllten Tage des Herbstes, wenn in marmornen Höfen verheimlicht, leise die Wasser in steinernen Becken rieseln und das fahle Antlitz eines Kindes lächelt über Kairuan.





Regierungs- und Ministerialrat a. D. Ludwig Kastl, Geschäftsführendes Präsidial-Mitglied des Reichsverbandes der Deutschen Industrie, Mitglied des Reichswirtschaftsrates.



Wirklicher Geheimer Legationsrat a. D. Dr. Hermann Bücher, in der AEG, Berlin, früher I. G.-Farbenindustrie, Präsidial-Mitglied des Reichsverbandes der Deutschen Industrie, Mitglied des Reichswirtschaftsrates.



Geheimer Oberbergrat Dr.-Ing. e. h. Ludwig Hilger, Vereinigte Königs- und Laurahütte A.-G., Schatzmeister des Reichsverbandes der Deutschen Industrie, Mitglied des Reichswirtschaftsrates.

FÜHRER DER DEUTSCHEN WIRTSCHAFT

RADIERUNGEN VON ERICH HEERMANN

MAZEDONIEN – ein Herd ständiger Unruhe



1. Brautpaar aus der Cerna-Ebene.

Der Balkan ist nach seiner Lage die Schwelle zwischen Abend- und Morgenland. Infolgedessen sind hier von jeher die Rassen stark aufeinandergeprallt und haben einander bekämpft, hin und her geschoben und sich teilweise miteinander verschmolzen. Es kommt noch hinzu, daß das zerrissene, unwegsame Gelände die Menschen hier besonders rauh, trotzig und kriegerisch gemacht hat. Im Herzen des Balkans, von den angrenzenden Ländern Bulgarien, Serbien, Albanien, Griechenland und früher auch der Türkei hart umstritten, liegt Mazedonien. Erbitterte Kämpfe toben hier seit grauem Altertum bis in die allerjüngsten Tage, teils offen, teils versteckt; ihr Ziel — Selbständigkeit oder Anschluß an eins der Grenzländer — ist oft nicht leicht zu erkennen. Ein dauernder Ruhezustand wird dort wohl nie eintreten.

Genaue Grenzen Mazedoniens können schwer angegeben werden. Es handelt sich vor allem um das Wardar-Tal mit anschließenden Landstrecken und weiter westlich um die Cerna-Ebene mit umliegenden Gebirgsgegenden bis zum Ochrida-See. An großen Städten enthält Mazedonien Monastir, Saloniki, Üsküb, dazu noch eine Anzahl mittlerer und kleiner; im übrigen liegen kärgliche Dörfer verstreut.

Noch schwerer, als das Gebiet zu umreißen, ist es, die Bevölkerung zu beurteilen. Sie ist, wie leicht einleuchtet, uneinheitlich und vor allem nach den Randbezirken hin mit Teilen der angrenzenden Volksstämme durchsetzt; dazu kommen unbodenständige Rassenteile, wie Zigeuner, Juden usw. Von einem erheblichen türkischen Einschlag besonders in den Städten abgesehen, scheint der Hauptteil der Bevölkerung wohl mit den Bulgaren am nächsten verwandt. Auch die Tracht ist im allgemeinen der bulgarischen ähnlich. Die Festkleidung ist reich bestickt und farbenfreudig (Abbild. 1). Für die Frauenkleidung ist die rote, mit gold verzierte Schürze bezeichnend, so dick und steif wie ein Brett. Von der Nachbarschaft der altgriechischen Schönheit ist nichts zu merken; das Ideal der weiblichen Figur heißt breit und untersetzt. Dies mag vielleicht auch damit zusammenhängen, daß wegen der verbreiteten Ruhrerkrankungen — auch Malaria und andere Seuchen kommen viel vor — selbst im heißesten Sommer dicke Leibbinden getragen werden. Auch alltags ist die Frauenkleidung bunt und meistens sauber, während man bei den Männern den Eindruck gewinnen kann, daß sie im Frühjahr und Herbst ihren Schafpelz lediglich umdrehen.

Die Leute leben in denkbar einfachster Weise. Industrie gibt es nicht, alles fertigen sie sich selbst. Fast alle Acker- und Hausgeräte machen den Eindruck, daß sie sich seit Jahrtausenden kaum verändert haben. So sieht man noch Pflüge, die aus einem krummen Baumast bestehen, von schwarzen Büffeln an primitivsten Jochen gezogen. Auch das Dreschen geht auf einfachste Art vor sich. Einige von den ortsüblichen ponyartigen Pferdchen werden zu mehreren nebeneinander an langer Leine an einen Pfahl (Abbild. 8, rechts) gebunden. Rund darum ist das Getreide ausgebreitet, und wenn dann die Pferde im Kreise herumgetrieben werden, treten sie das Korn aus den Ähren; dabei wickelt sich der Strick am Pfahl auf und umgekehrt wieder ab, so daß nach und nach alles Getreide unter ihre Hufe kommt. Das so ausgedroschene Korn wird dann gegen den Wind geworfen, wobei sich wunderschön die Spreu vom Weizen trennt (Abbild. 8). Zum Mahlen gibt es nicht etwa Wind- oder Wassermühlen, sondern die Mazedonierin nimmt dazu einen rund ausgehöhlten Stein, in dem sie einen eingepaßten runden Stein dreht, und zwar mit einem Stock, der in ein Loch am Rand gesteckt wird (Abbild. 9). Alles ebenso einfach wie billig! Sehr primitiv sind auch die Wagen; man traut seinen Augen nicht, wenn man sieht, daß bei manchen die Vorderräder ohne Lenkmöglichkeit festsitzen, so daß bei Wegebiegungen der Hausvater sich mit der Schulter dagegenstemmen und so seiner Kutsche um die Ecke helfen muß. Dabei bestehen die Räder oft noch aus massiven Holzscheiben. Die Zugbüffel werden unter großem „Heidi"-Geschrei mit spitzen Stöcken gestoßen, wenn sie nicht mehr weiter wollen.

Der Hausherr steht offenbar hoch im Wert. Wenn die Familie auf einen Weg einen kleinen Tragesel mitnimmt, so hockt stets der Mann darauf, während die Frauen nebenher laufen. Diese sind offenbar auch zu Hause sehr arbeitsam, vor allem müssen sie viel spinnen und weben. Spinnräder gibt es aber nicht, vielmehr werden die Fäden von den Frauen in der Weise erzeugt, daß diese einen durchlochten kleinen Stein in Drehung versetzen. Es ist erstaunlich, wie gleichmäßig, fest und kunstvoll die Gewebe sind, die sie aus diesen Fäden auf einfachen kleinen Webstühlen herstellen (Abbild. 5 und 6). Zum Anfertigen von Gefäßen spielt der Flaschenkürbis eine große Rolle. Die Häuser bestehen aus selbstgebackenen und in der Sonne getrockneten Lehmsteinen und sind mit einfachsten Ziegeln oder Stroh gedeckt. In den Räumen hockt man auf dem schmutzigen, oft von Flöhen und anderem Ungeziefer wimmelnden Lehmfußboden um kleine leichte Tischchen, die auf handhohen Beinchen stehen. Das offene Feuer auf dem Boden verbreitet einen beißenden, schwelenden Qualm, denn als Brennstoff dient mangels Kohle getrockneter Kuhmist. Zum Schlafen legen sich die Leute einfach eine Schilfmatte auf die Erde. Man stelle sich vor, daß viele Menschen auf diese Weise in einem Raum hausen! Vom Ungeziefer befreit sich die Familie übrigens gern gegenseitig (Abbild. 4).

In den Städten spielt sich das Leben nur zum Teil in wohlhabenderen Formen ab, meist herrscht in den kleinen Häusern und engen Gäßchen ebenfalls ein furchtbarer Schmutz. Die Stadtteile sind nach Rassen wie auch nach Berufen streng getrennt. Die Handwerker der gleichen Art wohnen nebeneinander und fertigen ihre Waren auf der Gasse hockend oder in den kleinen, meist offen gebauten Vorräumen der Häuser an. In den Basaren herrscht reges, buntes Treiben, während in den Kaffeehäusern Neuigkeiten ausgetauscht werden, wozu man türkischen Kaffee aus kleinen, gut halb mit feingemahlenem Kaffeesatz gefüllten Täßchen schlürft.

Wenn man in den Städten die vielen schlanken weißen Minarette wie auch in manchem Dorf eine einfache Moschee sieht, könnte man den Eindruck gewinnen, daß der Islam vorherrscht. Dies trifft jedoch nicht zu, vielmehr ist das breite Volk katholisch, der bulgarischen Kirche nahestehend. Auch im Kirchenleben werden älteste Gebräuche bewahrt. Der Küster ruft mangels einer Glocke durch Schlagen eines Brettes zum Gottesdienst (Abbild. 7). Die Friedhöfe mit ihren gleichen Gräbern, die aus kastenförmigen Steintischen bestehen (Abbild. 12), bilden einen eigenartigen Gegensatz zu den türkischen, deren Grabstellen nur durch einzelne rohe Steine ohne irgendwelche Bezeichnung oder Pflege gekennzeichnet sind.

Ebenso interessant wie Mazedoniens Bevölkerung, ist seine Tier- und Pflanzenwelt; unbeschreiblich ist die Eigenart seiner Naturerscheinungen. Wer dort einmal Frühling, Sommer, Herbst und Winter einkehren sah, wird dies wundersame Land mit seinen eigenartigen kahlen, aber doch malerischen Gebirgszügen, mit seinen in allen Farben leuchtenden Morgen- und Abenddämmerungen nie wieder vergessen.

Ob.-Reg.-Rat Fritz Schneider.



2. Blick auf Prilep gegen den Barosberg.



3. Brücke über die Cerna. Im Hintergrund der Peristeri.



Im Kreis: (4.) Eine ergiebige „Kopfarbeit": Frauen beim Entlausen.





5. Am Webstuhl.
Rechts oben: (6.) „Scheren“ des Garns für die Webekette.
Nebenstehend: (8.) Aufwerfen des Korns zum Trennen von der Spreu.





7. Küster beim „Läuten“.
Im Oval: (9.) An der Handmühle.





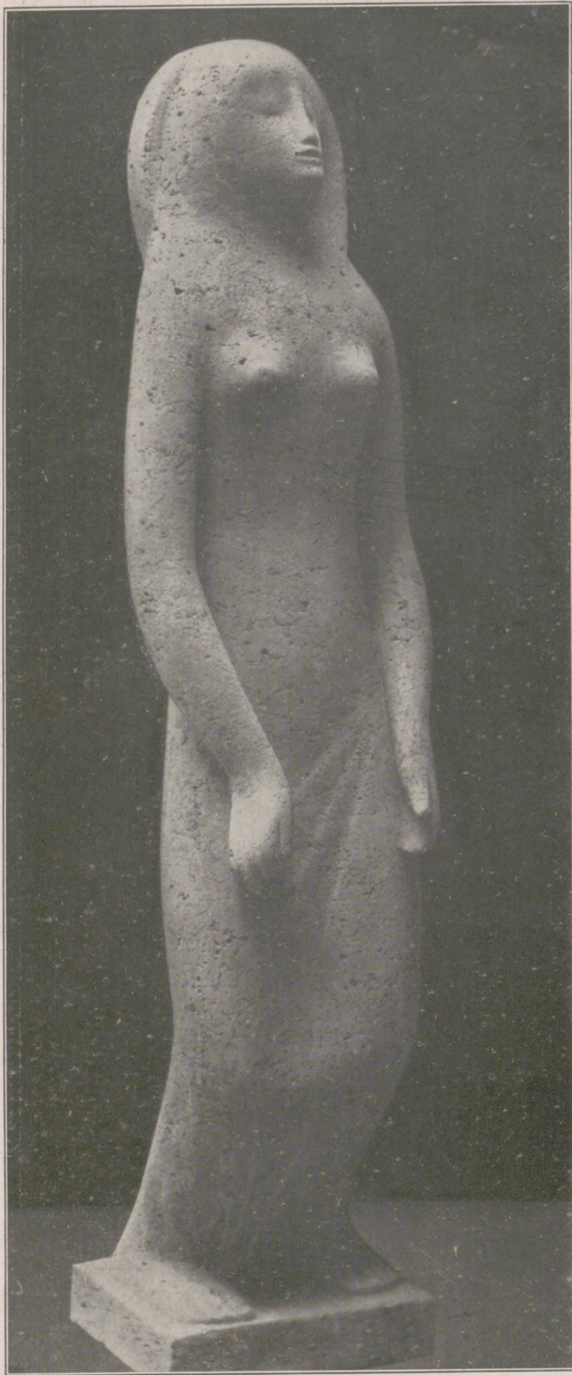
10. Junge Mutter mit Kind.



11. Beerdigung.
Nebenstehend: (12.) Katholischer Friedhof in Dalbejler (Cerna-Ebene).



DER BILDHAUER FRITZ MASKOS



SOMNAMBULE
1920. Muschelkalk, lebensgroß. (Stadtmuseum Dresden.)

Kleinlich wäre es, die Kunst des Bildhauers Fritz Maskos in die Reihe der „. . . ismen“ einzuspannen, damit Richtung, Herkunft oder Weg bestimmen zu wollen. Seine Plastiken sind zeitlos, Form gewordene Begriffe. Maskos sieht, dringt mit unglaublicher Schärfe des Blickes in die Tiefe der Dinge und erschöpft sie, indem er sie umschafft. Herrisch und unbedingt dringen seine Figuren in das Bewußtsein des Betrachters. Da ist nichts von der komplizierten Funktion des Intellekts, hier wächst sich, das Material von innen heraus treibend, die Idee zum organischen Geschöpf aus; die beglückende Selbstverständlichkeit der Natur haben die Plastiken Maskos'.

Er ist ein Kind seiner Zeit, vielleicht schon näher verwandt einer kommenden Epoche. Zur Betrachtung stehen uns Werke des letzten Dezenniums. In ihnen strömen Gegenwart und Zukunft. Um Maskos im gesamten Kreis unserer Kultur richtig beurteilen zu können, müßten wir Vorschuß auf den Ablauf der Zeit und der Kunstgeschichte nehmen. Es gibt aber einen solchen Vorschuß nicht, und so müssen wir wartend beobachten, was seine Hände unter dem Diktat der schöpferischen Kräfte hervorbringen werden.



KLAGE
1919. Steinguß. (Privatsammlung, Dresden.)



VENEZIANERIN
1925. Gips, farbig. (Privatbesitz.)

Rechts nebenstehend:
LIEBESPAAR
1919. Steinguß.



BILDNISBÜSTE EINER JUNGEN FRAU
1926. Steinzeug.

Aus der Fläche des Bildes heraus wächst das Relief und aus ihm die Frontalplastik. Diese sind aber noch Gefangene des Hintergrundes, der Wand, und somit begrenzt in der Möglichkeit der Anschauung wie des Ausdrucks. Frei ist erst die allseitige Plastik; in ihr verschmelzen höchster Ausdruck und Eindruck zu einem Element. Hier ist metaphysische Vertiefung möglich. Der Raum steht nicht still; er umfaßt die ragende Figur unmerklich, immerwährend ihr Gesicht verwandelnd, so daß sie sich dem Blick niemals ganz erschöpft. Die Formlinie ist nicht nur Grenze des Materials, sondern auch Geste des Unbeschreiblichen, das allen lebenden Wesen eigen ist. Ja, sie ist hier, es sei ohne Übertreibung gesagt, die Grenze zwischen Ding und Geschöpf überhaupt. Ein wenig mehr, spürt man — und die Plastik lebt, atmet, wendet und bewegt sich. Das scheint phantastisch, ist aber dennoch wirklich. Solcher Realismus in höchster Potenz charakterisiert Maskos' Werk.

Den Werdegang des Künstlers zu beschreiben, ist gegenüber dem Schaffen belanglos. Sein Tagebuch ist ein Querschnitt durch sein Wesen. Wenn man es liest, so erwacht in einem der Eindruck, als stände man nahe dem Strahl einer Quelle; deutlich spürbar und beglückend ist die drängende Gewalt, die aus der Erde schießt. Ähnlich empfindet auch der ruhig sinnende Betrachter Auge in Auge mit Maskos' Plastiken. Sie lassen sich umkreisen. Nirgends findet sich eine Lücke im Verlauf der organischen Einheit. Hansachim Wolf, Dresden.



Der Mäusebussard im deutschen Wald.

(Naturaufnahmen von M. Behr, dem Verfasser des Beitrags „Ein Freund des Landmannes" auf S. 32.)







Mäusebussard im Hochwald.

Rechts oben: Der Horst im dichten Tann: Daunenjunge mit Junghase als Fraß

Nebenstehend im Oval: Horst des Mäusebussards mit Eiern.





Der Horst hoch über der Erde.

Rechts nebenstehend: Ausgeflogene Jungvögel.







Rosa Taftstilkleid mit Goldspitzen-Berandung an den Volants und sevresblauem Band. Trägerin: Fräulein Witzmann.

Rechts oben: Die Tänzerin Edith Zeisler trägt als aparten Kopfschmuck einen Silberhelm mit verschiedenfarbigen Paradiesreihern und lange Perlen-Ohrgehänge.

Links: Renée Peter in einem schwarzen Velourschiffon - Mantel mit reicher Goldstikkerei auf den weiten Ärmeln und großer Federrüsche. Modell: Kuschnitzky & Gerstl, Wien.

Rechts: Jugendliches Abendkleid aus grünem Crêpe Georgette mit dunkler gehaltenen Velourschiffon - Bordüren und leichter Goldverzierung, getragen von der Schauspielerin Trude Brionne. Modell: Weiß & Krauß. Wien.

Sämtliche Photos: Kitty Hoffmann. — Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode - Korrespondentin Claire Patek.

Die Dame am Abend



Das Geheimnis des Nonnensees

KRIMINAL-GROTESKE VON FRANK F. BRAUN

I.

Die Sonne malte goldene Taler auf die Steinstufen des Amtsgerichts. Das war an sich ungehörig, denn es gab keine goldenen Taler. Aber sie tat noch mehr. Sie schien auch in jenes Zimmer, das an der Flurseite der Tür das Emailleschild „Amtsrichter Schwepp" trug, und stach einen spitzen Strahl dem Amtsrichter geradezu in die Brillengläser.

„Klinkhammer," sagte der, „ziehen Sie, bitte, den Vorhang zu. Die Sonne stört."

Klinkhammer, der eigentlich der Kriminalinspektion angehörte und hier nur aushilfsweise saß, erhob sich sofort und tat, wie ihm geheißen. „Wann kommt Herr Referendar Brendel zurück?" wagte er zu fragen.

Der Amtsrichter war beschäftigt, sich ein Haar aus dem Handrücken zu reißen. Immerhin antwortete er: „Ende der Woche. Aber Sie werden wohl doch zunächst noch hierbleiben müssen." Er wußte nicht, daß dieses Wort prophetisch war. —

Ritsch! machte der Vorhang, dann verhängte er den Himmel. Im gleichen Augenblick verschwand auch die Sonne. Zögernd stand Klinkhammer; der Amtsrichter hob den Kopf; diese plötzliche Verfinsterung fiel auf. „Nun ist sie weg", sagte er feststellend.

Ritsch! machte der Vorhang und gab den Himmel wieder frei.

Der Amtsrichter nickte. Aber da blitzte plötzlich der Wetterhahn drüben über dem Markt auf der Bürgermeisterei so hell, er blähte sich, er versuchte im schwachen Wind ein Kreischen hellen Hohnes — dann glühte er vollends auf. Die Sonne stand wieder da, hatte die Wolke beiseitegeschoben und stach wie vorher mitten in das Zimmer, kitzelte den Amtsrichter.

Klinkhammer stand zögernd. „Warum lassen Sie denn nicht zu?" rief der Amtsrichter, sofort geistesgegenwärtig.

Ritsch! machte zum drittenmal der Vorhang. Da begann aber auch schon die Sonne sich wieder zu verdunkeln.

Dieses neckische Versteckspiel wäre vielleicht noch eine ganze Weile so weitergegangen, aber Klinkhammer wandte sich vom Fenster ab. Die Sache wurde ihm einfach zu dumm. Zudem hatte sich der Amtsrichter erhoben.

„Ich bin unten im ‚Bären'," sagte er, „wenn etwas geschieht, können Sie mich holen."

Mit dem Glockenschlag 12 schloß er die Tür des Amtszimmers hinter sich und ging die Treppe hinunter, schritt über den Markt zum „Bären" hinüber.

Am Stammtisch saß Bürgermeister Gonschorek. Er war mit seinem Teller Geselchten beschäftigt.

„Geselchtes bekommt mir nicht auf nüchternem Magen," sagte der Amtsrichter, „ich habe immer Sodbrennen danach."

„Ich nicht", äußerte Bürgermeister Gonschorek und kaute weiter. „Versuche dich zu gewöhnen; es ist nahrhafte und preiswerte Kost."

Der Amtsrichter warf einen schiefen Blick unter seiner Brille hervor. Ein Beobachter hätte wenig Freundschaftliches darin festzustellen vermocht. Trotzdem waren der Bürgermeister und der Amtsrichter gute Freunde. Was man so Freunde nennt. — Anfangs hatte ein Aufeinander-angewiesen-Sein sie veranlaßt, sich im Verkehr miteinander einer Höflichkeit zu befleißigen, die mit der Zeit in wohlwollende Gleichgültigkeit eingeschlafen war. Sie hatten die einfachste Form des Lebens gefunden, um miteinander auszukommen; sie taten einander nichts Böses.

„Was gibt es Neues?" fragte der Amtsrichter.

Der Bürgermeister entdeckte — den Bissen schon in der Schwebe — noch eine Borste an diesem Leichenteil und entfernte sie mit spitzen Fingern. „Wir werden einen Zirkus haben", sagte er.

„Was werden wir?"

Der Bürgermeister griff das Gesuch aus der Tasche. „Ein gewisser Pablo Forto beantragt auf der Lerchenwiese seine Schaustellungen..."

„Wer?"

„Na, lies doch selber!" Hieß dieser Direktor nicht Pablo Forto? Er nahm den Bogen noch einmal zurück. „Hier steht es ja: Paul Starke, genannt Pablo Forto."

Der Amtsrichter hatte sich zurückgelehnt. Plötzlich, als der Bürgermeister ihn ansah, mußte er husten. Aber es war nur, daß der andere seine Erregung nicht merken sollte, nicht die Röte sehen, die ihm da bläulich das Gesicht färbte.

„Wir werden... du wirst doch nicht bewilligen?"

„Aber natürlich! Heute nachmittag ist Stadtverordnetenversammlung. Wir bewilligen!"

„Auf keinen Fall, Gonschorek!"

„Was hast du denn, Schwepp? Denke doch an die Steuern, die Pacht! Das Geld können wir ausgezeichnet gebrauchen. Ganz abgesehen davon, daß hier seit Jahren kein Zirkus war. Die Leute werden sich freuen, unsere und die vom Zirkus."

„Ah!" machte der Amtsrichter, und sein Kragen würgte ihn, „ich stimme dagegen."

„Warum denn?"

Der Amtsrichter sprang auf. Eine blinde Wut trieb ihn plötzlich hoch. „Ich muß nach Hause," sagte er, „mir fällt da eben etwas ein." Er überraste den Pikkolo und stürmte hinaus.

Der Bürgermeister wollte sich wundern, aber dann wäre vielleicht das Geselchte abgekühlt — so ließ er sich denn von der Gemütsbewegung des Freundes nicht irritieren und aß weiter. — Nachher, beim Bier erst, steckte er das Gesuch des Pablo Forto wieder zu sich. Dabei stieß er in der Brusttasche auf diesen anderen Brief, den er heute morgen aus jener Aktentasche genommen hatte, die seiner Tochter Luzy als Schulmappe galt.

Luzy Gonschorek war achtzehn Jahre alt und wollte studieren. Vater Gonschorek lächelte dazu, aber er ließ sie immerhin sich auf das Abiturium vorbereiten. Ein Examen, wenn man es bestanden hatte, schadete nie in der Welt; das wußte er als Verwaltungsbeamter sehr genau. — Er war auch keineswegs erbost oder empört, als er in ihrer französischen Grammatik als Lesezeichen den Brief des jungen Valentin Schwepp fand. Er nahm ihn nur heraus. Man wußte nie, wozu der Zufall gut war.

„Kollege Schwepp," wollte er sagen, „Ihr Sprößling schriftstellert. Wußten Sie das?" Und er hätte den romantischen Liebesbrief des Obersekundaners Schwepp vorgelesen.

Nun war der Amtsrichter davongelaufen. Aber dieser Brief seines Sohnes lief ja schließlich nicht davon. —

Der Amtsrichter war davongelaufen in der Bedeutung des Wortes. Hier drohte eine Katastrophe — hier lief man davon.

Er nahm in Sprüngen die Treppen zu seiner Wohnung.

Frau Sidonie öffnete. „Du schon? Ist etwas passiert?"

„Komm", sagte er und zog sie in sein Zimmer.

„Was denn? Du bist ganz rot!"

„Sidi, denke dir, der Zirkus Pablo Forto kommt hierher!"

Frau Sidi schreckte zurück. „Nein!"

„Jawohl. Ich erfuhr es soeben vom Bürgermeister Gonschorek."

Er sah seiner Frau nach, die mit langen, aber trotzdem überaus graziösen Schritten durch das Zimmer schritt. Immer warf eine Wand sie zurück. Hier die Tür, da das Fenster. Sie sprach nichts. Das ärgerte ihn. „Na!" machte er, und ein Gewitter drohte.

Frau Sidi wanderte. Sie beeilte das Tempo. Vielleicht merkte auch sie den drohenden Sturm und wollte sich retten. Aber wohin?

„Du hättest längst diese Briefschreiberei abbrechen sollen," sagte er, „jetzt haben wir die Bescherung. Der Kerl kommt hierher. Vielleicht benutzt er dich und mich als Referenz! Womöglich zeigt er deine alten Kontrakte vor — Sidi Bell, die Zirkusreiterin, Starnummer!" Er schlug sich auf die Schenkel. Irgendeine Wut ging jäh mit ihm durch und ließ ihn unsinnig übertreiben. „Die Frau Amtsrichter auf dem Schimmelhengst, vielleicht gastierst du!"

Frau Sidi tat einen Ruck. „Bist du betrunken?" rief sie und stand plötzlich vor ihm. „Was redest du da! Siehst du ein Verbrechen darin, daß ich alle Jubeljahre einen Geburtstagswunsch des alten Mannes empfing? Es war doch Zufall, daß er unsere Adresse erfuhr — damals, als wir heirateten."

„Damals..." knurrte der Amtsrichter, ein bißchen schon abgekühlt von der tatkräftigen Abwehr seiner Gattin. „Du hättest nicht antworten sollen."

„Ich habe in den zwanzig Jahren unserer Ehe vielleicht fünf Briefe — was, Briefe — ein paar Zeilen geschrieben. Hat Pablo Forto uns jemals belästigt? Ward er ein einziges Mal aufdringlich? Hast du überhaupt noch von seiner Existenz gewußt, ehe dir heute der Name aufstieß! Und da stellst du dich hier hin und pöbelst mich an wie ein Fuhrknecht!" Sie erwischte irgendwoher ein Taschentuch. „Hättest eben keine... keine Zirkusreiterin heiraten dürfen. Habe ich damals darum gebeten!"

„Sidi," sagte er und spürte sein Unrecht, „wer redet denn davon! Du bist meine Frau. Die beste, die ich finden konnte; das soll wahr sein. Es ging halt mit mir durch. Stell' dir die Ungeheuerlichkeit vor, unsere Kleinstadt, diese Leute mit den angeborenen und erworbenen Lästermäulern erfahren, daß die Frau Amtsrichter früher Zirkusreiterin war!"

„Warum sollen sie es jetzt erfahren, da es zwanzig Jahre lang nicht bekannt war? — Laß mich nur machen. Ich werde zufällig einmal den Pablo Forto auf der Lerchenwiese allein zu treffen wissen. Man wechselt einige Worte, wie wir sie uns bisher zuweilen schriftlich gaben — und der Fall ist erledigt. Ein Zusammentreffen ließe sich doch nicht ganz vermeiden."

Der Amtsrichter fuhr hoch. „Der Mensch kommt doch nicht hier ins Haus?"

„Selbstverständlich nicht."

Er trat an das Fenster. Dort stand sein Aquarium, aber er übersah es; er hätte jetzt den Landgerichtsdirektor übersehen. „Wenn nur der Brendel hier wäre," sagte er, „dann würde ich mit dir verreisen."

„Das wäre ungeschickt", entgegnete Frau Sidi. „Pablo Forto könnte nachfragen; schließlich denkt er doch an dieses Wiedersehen, an dies einmalige Händeschütteln wie an eine kleine Freude. Er ist doch nicht beengt wie wir."

Über den Markt stampfte der dumpfe Schlag der zersprungenen Kirchenglocke.

„1 Uhr," rief der Amtsrichter, „ich muß hinüber." Er nahm seinen Hut. „Du meinst also, man soll den Pablo Forto ruhig einziehen lassen, ihm keine Schwierigkeiten machen, und bei Gelegenheit — im Anfang natürlich, damit er sich nicht etwa meldet — eine kurze Begrüßung."

„Ja, das meine ich", sagte Frau Sidi. „Verlaß dich hierin ganz auf mich. Ich werde ihm schon klarlegen, was es heißt, Frau Amtsrichter zu sein in dieser Stadt der fünfzigtausend Seelen."

Er nickte einen Gruß und ging hinaus.

Frau Sidi stand unbewegt. „Seelen...," sagte sie, „habe ich wirklich ‚Seelen' gesagt?"

Und während der Amtsrichter seiner Beschäftigung nachging — ihm wuchsen da diverse bisher nie bemerkte Haare auf dem Handrücken — geschah in seiner Wohnung mit seiner Frau etwas Seltsames.

Wir kennen alle den schier unbegreiflichen Vorgang der Schmetterlingswerdung. Aus unscheinbarer Puppenhülle erwächst überraschende Farbenpracht. So etwas Ähnliches geschah Frau Sidi. Aus dem Grau ihres Alltags, aus der zwanzigjährigen Gleichgültigkeit erstand plötzlich eine Erinnerung, die bunt war wie ein Pfauenauge, leuchtend und verwirrend. Vor allem verwirrend. — Dieser so überaus sorgfältig festgelegte Alltag mit seiner Norm der Zweckmäßigkeit schien plötzlich sehr unwichtig. Er versank, er ward graue Puppenhülle, die man abstreifte, um in das Flitterkleid der Vergangenheit zu steigen.

Was lag alles in diesem Koffer! Hatte das alles einmal gelebt! Strandkleider — wann war man zuletzt an der See gewesen? Da war Valentin noch ein Kind; jetzt trug er die weiße Mütze der Obersekunda. Ein Schleier — nicht, ein Schleier, der Schleier — das Brautkleid. Sogar der Kranz — ah, er zerkrümelte... Sie sah auf den grünlichen Staub in ihren Fingern. — Glaube, Liebe, Hoffnung — eine Ankerbrosche, auch das! —

Aber dann fand sich der Gazerock, fanden sich der rosaseidene Trikot und die Bindesandalen. Frau Sidi, Frau Amtsrichter Schwepp, hielt die Wahrzeichen ihrer einstigen Kunst in der Hand wie etwas Fremdes, Heiliges, an das sie aber dennoch eine weiche Wehmut band. Sie saß auf der Kante des verstaubten Koffers in der Wäschekammer und ließ den Stoff durch ihre Finger gleiten. Die Zeit rauschte vorüber, aber man merkte es nicht. — Und plötzlich versank diese kahle Wäschekammer, und es tat sich eine strahlende Weite auf, wölbte sich hoch das Zeltdach, und herab flutete das Licht festlicher Bogenlampen. Da war auch Musik. Goldenes Blech lärmte posaunenartig; irgendwo wieherte der Schimmelhengst Sarazene. Und es pochte an die Tür, der Direktor Forto klopfte und rief: „Fräulein Sidi, sind Sie noch nicht fertig? Ich lasse jetzt die Clowns in die Manege!" Da beeilte sich Sidi. Sie warf die Küchenschürze ab, sie suchte die Haken des Rockes... Sie war drauf und dran, in das fleischfarbene Trikot zu steigen, als draußen die Flurtür ging und ein schwerer Schritt den Korridor entlangkam...

Sie erzitterte. Sie stand im Unterrock, ihre Bluse war geöffnet. Sie wollte — wußte nicht, was sie wollte, da vernahm wohl Herr Schwepp Geräusche, als er gerade die Kammertür passierte — und öffnete sie.

Er fand seine Gattin in stillosem Dekolleté, sah dies Gazeröckchen, das fleischfarbene Trikot, und — es kam so über ihn — er mußte lachen. Aber zu sagen wußte er nichts. Was war hier zu erklären? Er hatte auch nichts zu fragen. Alles war klar. „Es wird Zeit," sagte er, „es ist gleich 3 Uhr. Jeden Augenblick kommt der Junge aus der Schule."

Frau Sidi, entgöttert, wieder Amtsrichtersgattin, verschloß mit rotem Kopf den Koffer. Er ging schwer zu, obgleich nicht mehr darin war als vorher; denn das bißchen ihrer Seele, das da hangengeblieben war am Gazerock oder am Trikot, das nahm auch hier im Koffer noch keinen Raum in Anspruch.

Amtsrichter Schwepp stand vor seinem Aquarium. Wir wissen nicht, wer wir sind, dachte er. Ich habe eine Kunstreiterin geheiratet, und sie wurde eine gute Frau, war am Ende ganz Frau Amtsrichter. Im Koffer schläft die Kunstreiterin. Wir haben alle so einen Koffer; man muß ihn gut unter Verschluß halten. — Das war die Betrachtungsweise eines gemäßigten Denkers, der dieser Zufälligkeit des Auftauchens eines Pablo Forto Herr werden würde.

II.

Dort, wo die bis dahin gepflasterte Straße es aufgab, sich zur Stadt zu zählen, wo sie schlichte Landstraße mit nur noch festgestampftem Boden ward, dort am Ausgang der Stadt lag das kleine, einstöckige Haus, das Peter Hinz bewohnte. Peter Hinz war mit der Lage seines Häuschens sehr zufrieden; es isolierte wenigstens ein klein wenig. Man saß nicht mittendrin im Bienenschwarm einer Geschäftigkeit, die diese Leute so wichtig Beruf und Arbeit nannten. Peter Hinz war ein bewußter und gewollter Einsiedler; wenngleich der letzte Antrieb dazu weniger seinem Willen als einer Veranlagung entsprang. Er war Schriftsteller, wenigstens ward er so in den Akten und Papieren der Stadt rubriziert. Den Bürgern war er ein Dorn im Auge. Ihn erkannten sie nicht an, seine Schriften kannten sie nicht, seine Lebensweise verkannten sie.

Er selber wich ihnen aus. Er war Stadtverordneter, aber wie er dem Referendar Brendel gegenüber äußerte, er machte nur geringen Gebrauch davon. Das war vielleicht sein Fehler. Jede Absonderung wird als Kränkung empfunden von den Zurückbleibenden. Daß sie ihm Dornen im Auge waren, wußten sie nicht. Sie hätten sonst verstanden, daß er mehr litt als sie. Ihnen war er, die einzelne Person, unerfreuliche Erscheinung; er mußte mit 50 000 multiplizieren.

Es gab Tage, an denen ihm dies wie ein Entsetzen bewußt ward, an denen er fühlte, wie er an dieser Stadt krankte. Am Geiste dieser Stadt — besser an ihrem Nichtgeiste, an ihrer Stumpfheit und verdämmernden Sattheit. Es gab diese Tage; Depressionsphasen, die er krampfhaft niederzwang. Wir sind alle Menschen, wir sollen sogar in der Anlage gleich sein. Aber der Referendar Brendel hatte ihn ausgelacht. „Mensch, Hinzpeter," sagte er, „seid doch zufrieden, wenn Ihr Unterschiede spürt! Ich weiß nicht, ich komme mir immer so gräßlich alltäglich vor — und ich möchte so gern mal glänzen."

Peter Hinz saß in seinem Garten. Er sah dem Gärtner zu, der da die Beete ausjätete.

In Reihen geordnet, standen die Tulpen wie Soldaten, stocksteif, dumme Blumen. Aber den goldgelben Löwenzahn, der da mit Müh' und Not sich zwischen ihrer Paradeaufstellung hindurchgezwängt hatte an das Licht, den riß der Gärtner aus und steckte ihn in den großen, braunen Sack. Ein ganzer Sack voll Unkraut.

„He!" wollte Peter Hinz rufen, „lassen Sie gefälligst den Löwenzahn!" Aber er sagte den Satz doch nicht. Der Mann war ja gekommen, das Unkraut auszuroden; und gelber Löwenzahn, auch wenn er um Sympathie warb im Lebenskampf zwischen jenen steif aufgedrehten Tulpen, Löwenzahn war nun einmal Unkraut. Warum wohl war Löwenzahn Unkraut? sann Peter Hinz... Er war Unkraut schon im Samen, der gefiedert durch die Luft segelte. — Das war gewiß eine Überlegung, die Peter Hinz trotz der beschwichtigend streichelnden Sonne nicht sonderlich froh stimmte.

„Herr Doktor," sagte die Haushälterin und wischte ihre Hände an der Schürze ab — sie sagte stets Herr Doktor, obgleich sie wußte, daß sie den Titel zu Unrecht anwandte — „es gibt heute Rindfleisch mit Meerrettichsauce."

„Das essen Sie wohl sehr gern?" meinte er. „Gab es dies doch erst am Montag."

„Ich frage ja nur", sagte sie schnippisch.

„In einer halben Stunde tragen Sie das Essen auf, nicht wahr? Es ist so gut wie fertig! Da fragen Sie!" Dieses Weib fiel ihm auf die Nerven. Und es hatte einmal eine Zeit gegeben, damals, als er sie zu sich nahm — unbegreiflich war das heute — da war sie ihm mehr als angenehm gewesen. — Wir sterben jeden Abend, und der Morgen gebiert uns neu; wie sollten unsere Empfindungen die gleichen bleiben! — Es war nicht ihre Schuld schließlich. Er beherrschte sich. „Ist gut", sagte er freundlich.

Aber Centa Basler, immer in Kampfstimmung — es war so ihre Natur, sie wäre entrüstet gewesen, hätte jemand ihr etwa ein zänkisches Wesen nachgesagt — Centa sagte: „Lächeln Sie mich nicht so falsch an. Sie sind ja doch wütend. Aber das ist immer der Dank. Sie wollen mich wohl los sein; wir sind zu lange zusammen, was?"

„Reden Sie doch nicht diesen Unsinn." Er hatte gar nicht zugehört. Er kannte diese Ausbrüche. Ihn störte nur noch der Tonfall, der Worte achtete er nicht mehr.

„Den Mund lasse ich mir nicht verbieten! Und was ich spreche, ist nie Unsinn!"

Der Gärtner drüben beim Tulpenbeet horchte auf.

„Dann reden Sie in der Küche," bat Peter Hinz, „ich habe Kopfschmerzen."

„Wenn ich mich einen ganzen Morgen in die Sonne setzen wollte, hätte ich auch Kopfschmerzen!"

„Ich ruhe mich aus," sagte Peter Hinz, im unklaren Gefühl sich wirklich entschuldigen zu müssen, „ich habe die letzten Nächte geschrieben. Mein Roman ist fertig. Er ist schon zur Post."

Centa Basler drehte sich um. „Ist was Rechtes", murmelte sie, und laut dann, vernehmlich: „Ein vernünftiger Mensch schläft nachts. Sie haben den ganzen Tag Zeit zu schreiben."

Normalerweise dürfte ich mir das nicht bieten lassen, sagte sich Peter Hinz, auch den Stand müßte ich eigentlich jetzt verteidigen, aber ich bin wirklich zu müde. Nicht von diesen Nächten. Vom Leben. Sie hat die stärkeren Nerven. Sie hat immer recht. Und eines Tages wird sie vollends triumphieren. Eines Tages drückt sie mir wohl die Kehle zu. Fliehen, dachte er. Dem Weib, der Stadt entgehen, und wenn es nur für eine Weile ist. Stark wieder werden und dann zurückkommen, begeistert — an Unwert sicherlich, wie immer, aber doch begeistert — und seinen Mann stehen. Ausfegen! Rein Haus machen! Aber er lächelte trübe. Ich vermag es ja doch nicht. Die großen Konflikte seines Lebens hatten ihn gefaßt gefunden und entschlossen, aber an den nichtigen Kleinigkeiten seines Unsterns zerbrach seine Spannkraft.

(Fortsetzung folgt.)



BLATTSCHUSS / ZEICHNUNG VON ALBERT HOLZ

Guido Thielscher.

Zum bevorstehenden 50 jährigen Bühnenjubiläum des bekannten Berliner Komikers.



Guido Thielscher als Fabrikant Otto Piper (mit Lotte Klinder als seiner Tochter Erika) in dem Schwank „Stöpsel" von Franz Arnold und Ernst Bach. (Phot. Zander & Labisch, Berlin.)

Kugelrund und kreuzfidel hüpft und gleitet ein kleiner Herr auf die Bühne. Und noch ehe er den lustigen, breiten Mund öffnet, noch ehe er mit seiner heiseren, aber laut tönenden Stimme ein einziges Wort sagt, brausen Lachstürme durch das Theater.

Guido Thielscher! Alles lacht an diesem Mann, seine blauen Augen, seine wohlgerundeten Wangen, sein wackelndes Bäuchlein. Kurzhalsig, kurzarmig, kurzbeinig steht er da, in tausend Verlegenheiten, voller tausend Pfiffe und Kniffe und ist mordsvergnügt.

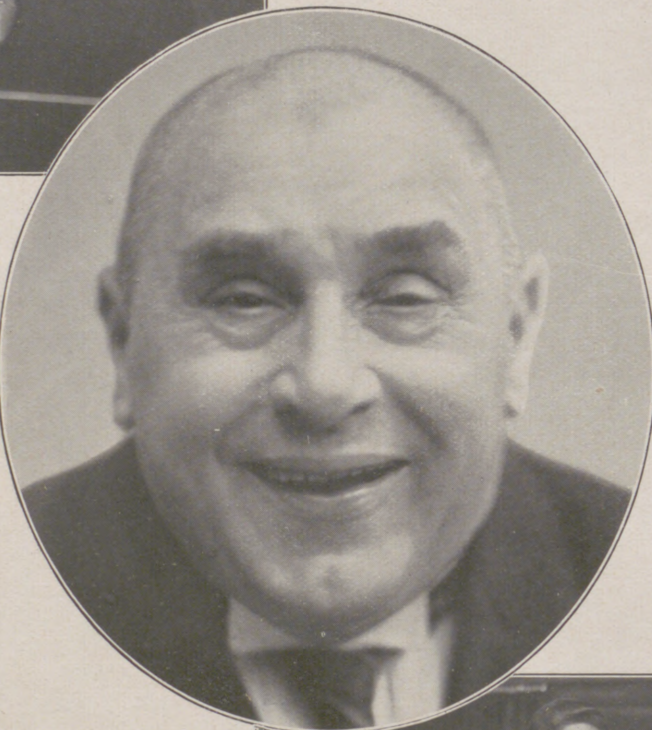
Er gehört nicht den Berlinern, unter denen er zumeist weilt, er gehört allen, die lachen können und lachen wollen, denn er versteht es, so zu lachen, daß jeder mitlachen muß. Himmel, wenn man daran denkt, wie er im Metropol-Theater neben Giampietro, dem Unvergessenen, als schlafkranker Nigger einherschlich und sich selber mit einer großen Glocke aufweckte, oder wie er im seligen Adolf-Ernst-Theater als Erster Charleys Tante mimte ... wenn man daran denkt, schmunzelt man noch immer.

Hunderte von Malen ist er als gefoppter Ehemann über die Bühne gekugelt, als genasführter Liebhaber von einer Verlegenheit in die andere geraten, ist in Unterhosen auf der Flucht gewesen, mit Tischen und Stühlen verunglückt — und immer, immer wieder hat er sich mit einem Witz, mit seinem unverwüstlichen Lachen aus jeder Gefahr gezogen. So dumm kann gar kein Schwank sein, daß er nicht einen Bombenerfolg hat, wenn Guido darin herumfuhrwerkt. Er ist der drolligste unter den Komikern, ohne Schärfe, ohne Bitterkeit. Es ist das Gutmütige, das Scharmante, das diesem Komiker das Gepräge gibt, die wirkliche, echte Herzenslust am Spaß. — Denn Guido Thielscher ist ja nicht nur ein Komiker schlechthin, er ist ein außerordentlicher Charakterdarsteller. Beileibe nicht, was man einen „scharfen Spieler" nennt, aber ein Künstler, der seine Rolle bis aufs Letzte durchhält.

Siebzig Jahr wird er bald alt? Ist ja nicht wahr. Guido Thielscher wird niemals nach Jahren zählen, nur nach Stunden, die er uns mit Lachen erfüllte.

Karl Escher.





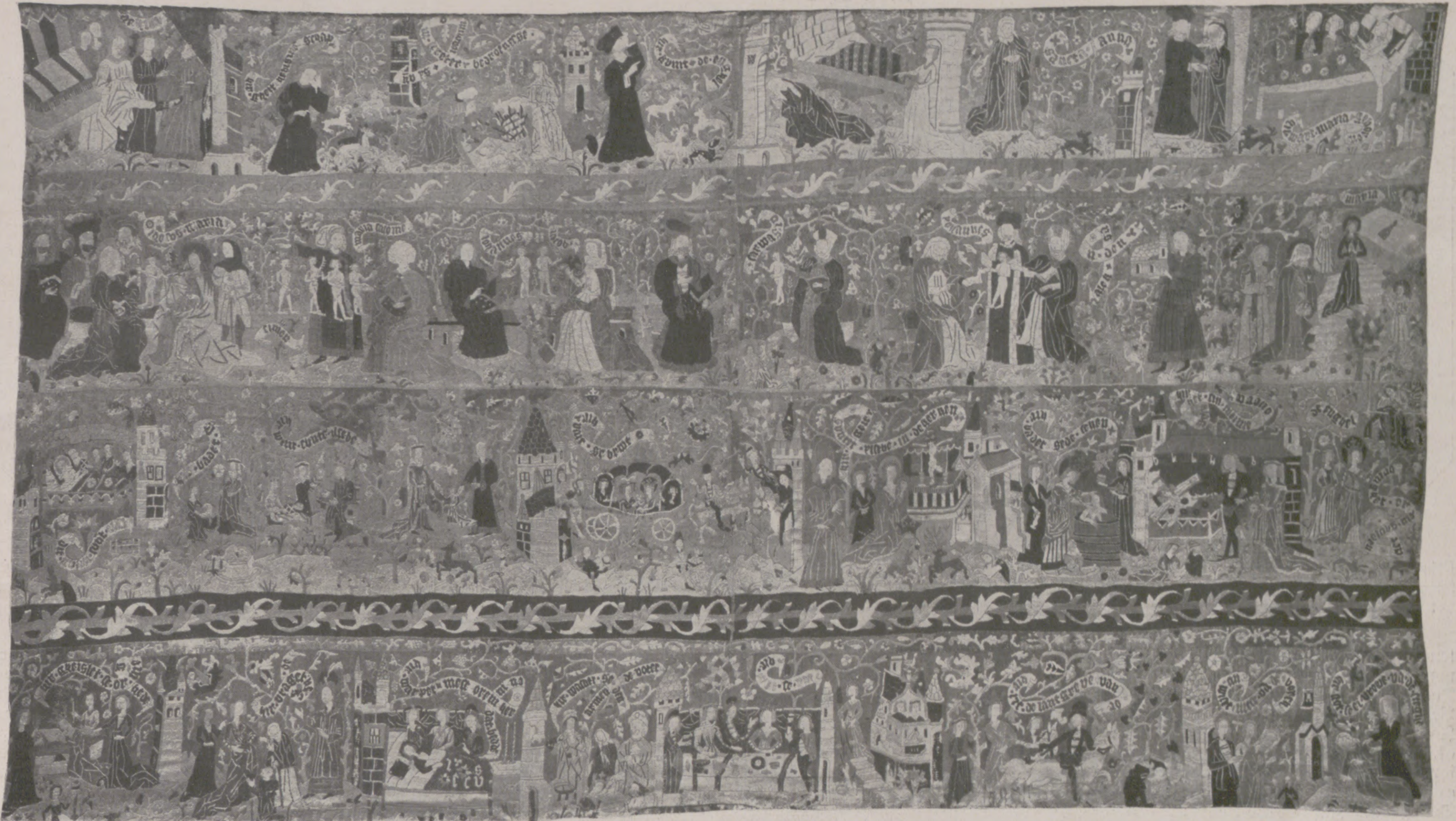
Thielscher als Konsul Giesebrecht in dem Schwank „Die Fahrt ins Glück" von F. Arnold und E. Bach. — Im Oval: Thielscher in „Zivil". (Phot. Zander & Labisch, Berlin.)



Links nebenstehend: Guido Thielscher in „Charleys Tante". (Phot.-Verl. H. Leiser, Berlin-Wilm.)



Rechts nebenstehend: Guido Thielscher als Buchhalter Haselhuhn (mit Renate Müller als Sekretärin und Zesch-Balloth als jungem Chef) in dem neuen Schwank „Unter Geschäftsaufsicht" von F. Arnold und E. Bach bei der Aufführung am 21. Dezember am Lustspielhaus in Berlin. (Phot. Frhr. v. Gudenberg.)



Der Elisabeth-Anna-Teppich. Dieser aus dem späten 15. Jahrhundert stammende Teppich (4,60 m hoch, 7,05 m breit) enthält vier Bildstreifen. Die beiden oberen schildern das Leben der Heiligen Anna und Joachim, der Eltern der Jungfrau Maria, bis zum Tempelgang der kleinen Maria und zeigen noch Verwandte der heiligen Familie. Die unteren Streifen erzählen von der heiligen Elisabeth. Der farbige Eindruck wird beherrscht durch den hellgrünen Grund und die hellgelbe Farbe des Bodens.

ALTE Bild-Teppiche

AUS DER AUSSTELLUNG VON J. HINRICHSEN UND P. LINDPAINTNER IN BERLIN

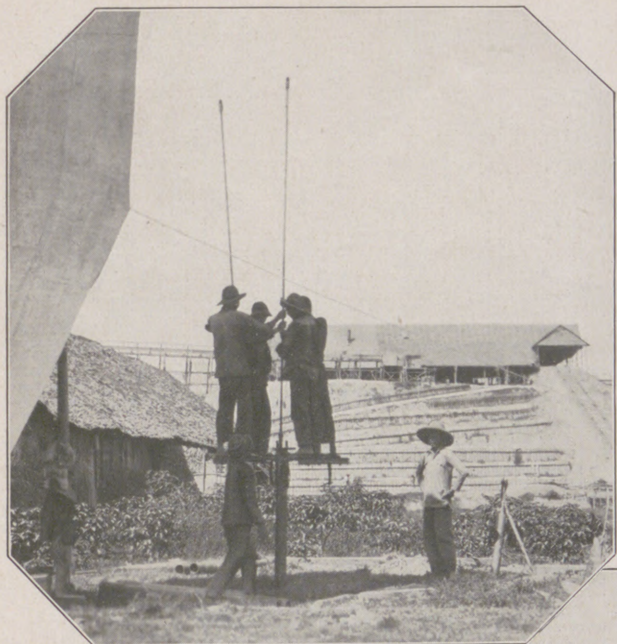
Den Bemühungen der Kunsthandlungen von Hinrichsen und Lindpaintner ist es gelungen, mit ihrer vom 7. Januar bis zum 11. März dauernden Ausstellung gotischer Bildteppiche hervorragende Denkmäler mittelalterlicher Stickereien und Webereien aus ihrer abgeschiedenen Verborgenheit ans Licht zu ziehen. Die acht gestickten Wandteppiche, von denen wir drei charakteristische Beispiele bringen, stammen aus dem im 13. Jahrhundert gegründeten Zisterzienser-Nonnenkloster Wienhausen an der Aller (Hannover) und wurden bisher nur dreimal im Jahre an den Hauptfeiertagen gezeigt.



Der Tristan-Teppich (I).
Geht auf die Zeit um 1300 zurück; seine Höhe beträgt 2,33 m, die Breite 4,04 m. Zwischen vier Wappenfriesen, von diesen durch schmale weiße Schriftbänder getrennt, liegen drei Streifen, die die fortlaufende, mit der Meerfahrt Tristans und Isoldes endende Vorgeschichte der Tristandichtung wiedergeben. An der Seite links wird der Teppich eingefaßt von einer Rosenranke auf gelbem Grund, rechts von einer Eichenranke auf rotem Grund. Die Grundfarbe des Teppichs ist ein tiefes, leuchtendes Blau, das zusammen mit dem kräftigen Rot, Gelb und Grün der Figuren an frühe Kirchenfenster erinnert. Auf den Wappenfriesen fallen neben den Wappen heimischer Fürsten und Adliger merkwürdige fremdländische auf, wie z. B. das des Sultans der Sarazenen und des Kaisers von Äthiopien.



Links: Der Thomas-Teppich.
Dieser Teppich zählt in der Höhe 2,05 m und in der Breite 4,45 m. Seine Entstehungszeit fällt in das späte 14. Jahrhundert. Die drei Bildstreifen werden von zwei weißen Schriftbändern getrennt. Im Rande (fehlt oben) befinden sich verschlungene Tierdarstellungen auf rotem Grunde, links außerdem eine Frau mit Flachsschwinge und eine Spinnerin. Die Bilder, die in tiefen, warmen Tönen vor dem blauen Grund stehen, schildern die Geschichte des ungläubigen Thomas, der von Christus nach Indien gesandt wird („Ga int lant india") und auf der Reise vieles erduldet, schließlich ermordet wird und dann nach seiner Auferstehung das Abendmahl erteilt.



Chinesische Tiefbohrunternehmer beim Untersuchen des Bodens nach Zinn mittels einer primitiven Bohrmaschine.

ZINNGEWINNUNG IN HINTERINDIEN

Mit Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers.



Blick in eine neuangelegte offene Mine mit den eigentümlichen, aus einem Baumstamm gebauenen Leitern.

Schon lange vor dem Krieg wurde die Nachfrage nach Zinn infolge seiner mannigfachen Verwendungsarten mit jedem Jahr größer, und während des Krieges hat das Zinn eine geradezu führende Rolle gespielt.

Im Vergleich zu anderen Metallen kommt Zinn verhältnismäßig spärlich und nur in ganz bestimmten Distrikten vor, unter denen die von Cornwall, Bolivia, China, Tasmanien und Banka besondere Bedeutung haben. In den letzten Jahren sind aber auch Südafrika und Nord-Nigeria mit ihren Zinnfeldern in den Vordergrund des Interesses getreten. Der größte Zinn-Produzent ist jedoch die Malaiische Halbinsel.



Offene Zinnmine in dem reichen Minendorf Sungei Besi in der Nähe von Kuala Lumpur auf der Halbinsel Malakka.

Der allergrößte Teil des auf dieser Halbinsel gewonnenen Zinns kommt aus Minen, deren Eigentümer Chinesen sind, die noch heute das Zinn auf dieselbe primitive Art gewinnen wie vor vielen hundert Jahren. In der Nachkriegszeit haben auch europäische und amerikanische Gesellschaften den Zinnfeldern auf der Malaiischen Halbinsel ihre Aufmerksamkeit zugewendet und mit modernen Abbaumethoden und modernsten hydraulischen Anlagen begonnen. Bis jetzt hat sich dieses Verfahren jedoch als unrentabel erwiesen, da es mit der billigen chinesischen Methode nicht konkurrieren konnte. In den Verbündeten Malaiischen Staaten (Federated Malay States), einem Teil der Malaiischen Halbinsel, wurden in den letzten zwanzig Jahren etwa 1 Mill. Tonnen Zinn im Werte von 2230 Mill. Mark gewonnen.

Alluviale Zinnablagerungen werden hier in offenen Minen zutage gefördert. Das Zinn ist teils in Lehm, teils in Quarz oder Granitstein enthalten.

Bis vor etwa zehn Jahren wurden ausschließlich Handpumpen, Kettenpumpen oder gewöhnliche Eimer usw. verwendet, um die Minen trocken zu halten. Mit diesen einfachen Hilfsmitteln wird auch jetzt noch in einer Tiefe bis zu 15 m gearbeitet. Noch vor zwanzig Jahren kannte der Chinese Schürfen und Bohren überhaupt nicht. Er ging einfach zu dem malaiischen „Pawang" (einer Art Dorfwahrsager), um ihn wegen des Vorhandenseins von Zinnerz auf seinem Besitz zu befragen. Heute hat sich hierin manches geändert, und wer seine Schritte nach der berühmten, großen chinesischen Zinnmine Unpang lenkt, hat Gelegenheit, Schürfarbeit nach den neuesten Methoden zu bewundern.

Die großen offenen Zinnminen könnte man nach dem ersten Eindruck trefflich mit Riesensandgruben oder Riesenlehmlöchern vergleichen. Das Zinnerz findet sich in Gestalt von kleinen Körnern in Sand, Lehm oder schwarzer Erde. Dieses zinnhaltige Material wird meist in kleinen Feldbahnwagen an den Rand der Mine befördert, um von hier aus direkt in die Wäscherei der Mine gefahren zu werden. Die Kraft für den ganzen Betrieb liefert für gewöhnlich eine 20pferdige Lokomobile, die auch die Seiltrommel dreht, die mittels eines Drahtseils die Kippwagen aus der Wäscherei in die Mine zieht. Hier wird die zinnhaltige Erde durch eine grobe Mühle getrieben und gelangt dann in die Waschbehälter. Dort wäscht man die zinnhaltige Erde in fließendem Wasser und schwemmt sie dann durch lange breite Rinnen, die in Abständen kleine Querbalken aufweisen, an denen sich das Zinn ablagert. Darauf noch verschiedentlich gewaschen und getrocknet, kommt das Zinn in die Zinnschmelzereien, wo es in primitiven, mit Holzkohle beschickten Öfen geschmolzen und dann in Zinnbarren ausgegossen wird.



In manchen Minen kommt das Zinn als Gestein vor. Dieses wird grob zerschlagen und gelangt in ein Hammerwerk, das es zu einem groben Mehl verarbeitet, aus dem dann das Zinn ausgeschwemmt wird.

Schwierige Arbeit haben die chinesischen Frauen zu leisten, denn es ist sicher keine Kleinigkeit, zwei an einem Stab hangende, mit zinnhaltigem Sand gefüllte Körbe eine schmale Hühnerleiter hinaufzutragen. Dazu kommt noch, daß die Treppen nur aus mäßig starken Baumstämmen mit schwachen Einkerbungen bestehen, in denen allerdings die nackten Füße besseren Halt finden als unsere mit Stiefeln beschwerten Füße.

Franz Otto Koch.





Links: Groß-Waschanlage in einer Zinnmine. — Im Kreis: Im Wasser sitzende malaiische Zinnsand-Wäscherinnen. Der Sand wird aus den mit Zinnsand gefüllten Holzschüsseln weggespült, während das schwerere Zinnerz auf dem Boden der Schüssel zurückbleibt. — Rechts: Schmelzofen mit herauslaufendem Zinn. Rechts ein Haufen Zinnschlacke, die zur besseren Ausnutzung nochmals geschmolzen wird.



Die Märchenwelt des Theaters für die Kleinen zur Weihnachtszeit: Die begeisterten Zuschauer nach Schluß der Weihnachtsmärchen-Aufführung.

Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Rudolf Lipus.

Wissen und Leben

Eva Lessing zu ihrem 150. Todestag am 10. Januar. (Vgl. die nebenstehenden Abbildungen.) „Ich habe Lessings Briefwechsel mit seiner Frau gelesen und ... ich möchte mit jemandem über die beiden Menschen sprechen, der sie genau gekannt hat, und recht viel von ihnen hören.“ So schrieb Lotte v. Lengefeld 1789 an Schiller, und wie ihr, wird es jedem gehen, der einmal jene wundervollen Briefe auf sich wirken ließ. — Als einen, der „am Markte müßig stand und den niemand dingen wollte“, hatte man Gotthold Ephraim Lessing 1767 nach Hamburg gezogen. Hier Dramaturg des neugegründeten Nationaltheaters und gleichzeitig Teilhaber einer Verlagsdruckerei geworden, war der Dichter in zwei Unternehmungen geraten, die schon nach kurzem Bestehen sich als lebensunfähig erwiesen. Aber die äußere Erfolglosigkeit und die drückenden Sorgen der Hamburger Jahre, aus denen ihn nur die ehrenvolle Berufung an die Wolfenbütteler Bibliothek im Herbst 1769 vor dem völligen wirtschaftlichen Zusammenbruch befreite, fanden einen Ausgleich in einem fruchtbaren schriftstellerischen Schaffen und in dem Gewinn der Liebe einer Frau, mit der für immer sich zu verbinden, dem Einsamen von da an schönstes Glück des Lebens schien. Durch Freunde in das Haus des Seidenhändlers Engelbert König eingeführt, lernte Lessing dessen kluge und lebensfrohe Ehegattin Eva kennen und erwarb sich ihre freundschaftliche Zuneigung. Als ein rauhes Schicksal der erst Dreiunddreißigjährigen den Gatten und ihren vier unmündigen Kindern den sorgenden Vater durch einen jähen Tod im fernen Land hinweggerissen, wußte Lessing, daß nicht nur die ritterliche Pflicht der Freundschaft, sondern auch eine tiefe Leidenschaft seine Zukunft an die ihre fesselte. Zunächst zwar nahm Frau Eva mutig die Lösung der schwierigen Aufgaben, die der plötzliche Tod ihres Mannes gestellt, allein und selbständig in die Hand, zumal der Freund trotz längeren Zögerns endlich den Antritt seines Wolfenbütteler Amtes nicht länger hinausschieben konnte. Sie tat es mit voller Klarheit über den Ernst ihrer Lage und doch in jener sicheren Anmut, die vielleicht ein naturhaftes Teil ihrer süddeutschen Herkunft war, verbunden mit einer in den bürgerlichen Kreisen ihres Jahrhunderts seltenen Tatkraft. Darum mußte für Frau Eva auch der Wunsch des Herzens in den Hintergrund treten, vor dem im Gewissen empfundenen Zwang, zuerst die ihr hinterlassenen geschäftlichen Unternehmungen zu klären und zu ordnen, um den Kindern das väterliche Erbe zu retten. In einem sie ehrenden Stolz lehnte sie es ab, eine eheliche Verbindung ernstlich zu erwägen, denn der gleichfalls nicht reiche Freund sollte nicht auch noch ihre wirtschaftlichen Sorgen tragen. Doch durfte Lessing bei einem Besuch in Hamburg im Herbst 1771 die Gewißheit nach Wolfenbüttel mitnehmen, daß die geliebte Frau als seine Verlobte sich nicht mehr von ihm trennen werde. — Nachdem endlich durch zwei längere und beschwerliche Reisen nach Wien, auf denen Eva sich zu wehren hatte gegen Eigensucht und Verschlagenheit von solchen Geschäftsfreunden, denen ihr Mann allzuviel Vertrauen geschenkt hatte, in angestrengter, fast über die Kraft einer Frau gehender Tätigkeit das Möglichste gesichert war, lag am Ende des Leidenswegs auch für sie kein Hindernis für eine Ehe mehr vor. Die bittere und lange Trennungszeit hatte im Lebenskampf zwei wahrhaft edle Menschen füreinander gereift, denn auch hinter Lessing standen schwere Jahre der Verbitterung, des Mißtrauens und des Zweifels. Auf einem Landbesitz des in Treue bewährten Hamburger Kaufmanns und Freundes Johannes Schuback in Jork segnete der Pastor Wehber am 8. Oktober 1776 die Liebenden ein, und dann begann für Lessing das friedlichste und glücklichste Jahr seines Lebens in der Gemeinschaft mit der Frau, die „in allen Stücken so war, wie er sie sich längst gewünscht hatte“. Doch der rührend zarte Liebesbund, der Traum eines Dichters von Eheglück und Frieden war nur von kurzer Dauer. Am ersten Weihnachtstage 1777 hatte Frau Eva ihrem Gatten einen kleinen Sohn geschenkt. Die Entbindung war schwer, nach 24 Stunden verließ das Kind wieder diese Welt des Leides, und die Mutter schlummerte zwei Wochen später, am 10. Januar 1778, im stillen Wolfenbütteler Bibliothekarhause gleichfalls in die Ewigkeit hinüber. Der wehrlos dem grausamen Geschick gegenüberstehende Lessing brach in dumpfer Verzweiflung zusammen. „Ich wollte es auch einmal so gut haben, wie andere Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen“, schreibt er. Der Verlust überschattete sein ferneres Leben, denn allzu teuer hatte er bezahlen müssen, „ein einziges Jahr mit einer vernünftigen Frau gelebt zu haben“. Das Bild dieser tapferen, unglücklichen Frau aber ist mit ihm in die Unsterblichkeit eingegangen, und mit seinem Namen wird man stets auch ihrer gedenken, „der einmal alles, was Herz an ihm war, gehörte“.

Dr. Heinrich Schneider, Lübeck.



Gotthold Ephraim Lessing, Eva Lessings Gatte.
Gemälde von Georg Oswald May um 1767. Original im Gleimhause zu Halberstadt.



Eva Lessing, verw. König, geb. Hahn.
Gemälde von Georg de Marées, 1770; jetzt in der Wolfenbütteler Bibliothek.

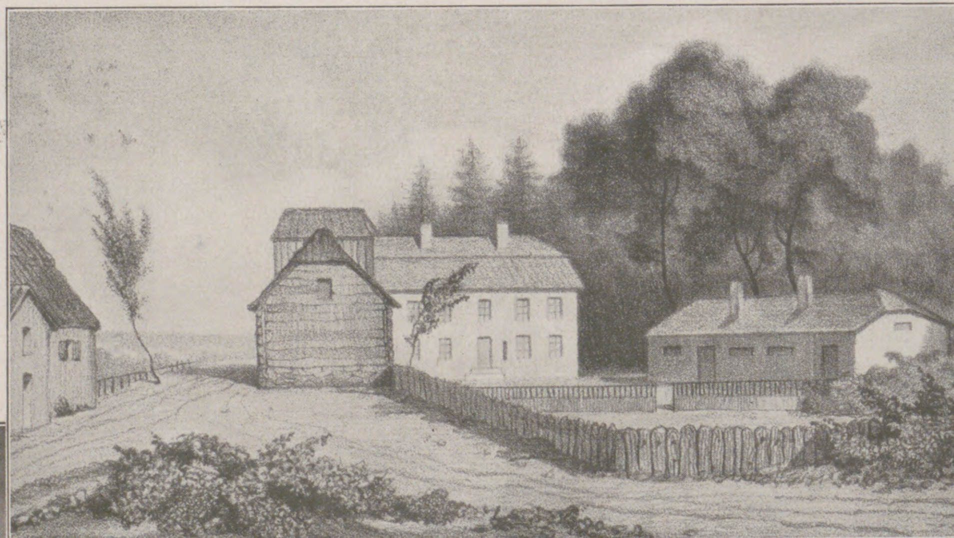


Das Lessinghaus in Wolfenbüttel, von der Gartenseite aus gesehen.
Die Fenster mit den dunklen Läden (zwischen dem Ecturmbau links im Vordergrund und dem vorspringenden Mittelbau rechts) gehören zu Eva Lessings Sterbezimmer.

Zu Eva Lessings 150. Todestag am 10. Januar.

Karl v. Linné. Zu seinem 150. Todestage am 10. Januar. (Hierzu untenstehende Bilder.) Auf allen Gebieten des Geisteslebens gibt es einige wenige olympische Naturen, deren Leben und Werk zu einem Kosmos von höchster Vollendung gediehen sind. Zu ihnen gehört im Bereiche der organischen Naturwissenschaften auch Karl v. Linné, dem seine Zeit schon den Ehrentitel des „Fürsten der Botaniker“ gab. Linné entstammt einer schwedischen Pfarrersfamilie und wurde am 23. Mai 1707 in dem kleinen Orte Råshult in Småland geboren. Schon sein Vater besaß eine große Liebe zur Natur, besonders zur Pflanzenwelt, und hat seinen Gelehrtennamen nach einer in seinem Heimatdorfe wachsenden geweihten Linde gebildet. Seinen Sohn unterwies er früh in der Gartenpflege und hat so dessen Neigung zur Scientia amabilis früh entfaltet. Vom Schulunterricht hat Linné dagegen nur wenig gehabt. „Ungeschickte Lehrmeister und ebenso ungeschickte Methoden brachten den Kindern eine Liebe für die Wissenschaften bei, daß sich die Haare auf ihren Köpfen sträuben mußten“, so berichtet er selbst hierüber. Nur sein Physiklehrer Rothman hat ihn wesentlich gefördert und ihm früh die Schriften zeitgenössischer großer Naturforscher wie Tourneforts und Boerhaaves zu lesen gegeben. Er war es auch, der Linné veranlaßte, Medizin zu studieren, und des Vaters Zustimmung dazu erwirkte, der den Sohn ursprünglich zum Theologen bestimmt hatte. In jener Zeit gehörten die Naturwissenschaften, besonders die beschreibenden, noch vollkommen zum

(Fortsetzung auf Seite 32.)

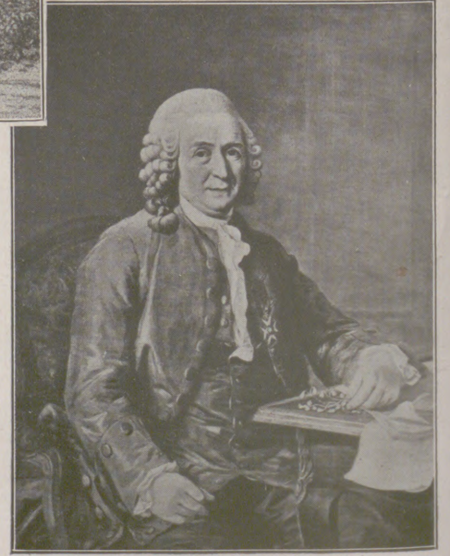


Des großen Botanikers Linné Wohn- und Sterbehaus mit ausgedehntem botanischen Garten, jetzt Linné-Museum, in Hammarby bei Upsala (Schweden).

Zum 150. Todestag Karl v. Linnés.



Jugendbildnis Linnés in Lappen-Tracht.
Nach einem Gemälde von M. Hoffmann um 1737.



Linné auf der Höhe seines Wirkens.
Nach einem im Jahre 1760 gemalten Bilde von L. Pasch.



Warum küßt er mich nicht?

Die schönste Frau wird nicht begehrt, wenn unreiner Atem ihrem Munde entströmt. Eine kräftige Mundspülung mit Odol verbürgt frisch-duftenden Atem.

*



Odol-Zahnpasta ist wie Odol nach streng wissenschaftlichen Grundsätzen aufgebaut. Odol-Zahnpasta wird von uns nicht in schweren Bleituben, die zwar billig, aber scheußlich sind, geliefert, sondern — ohne Preiserhöhung — in reinen Zinntuben. Es gibt keine bessere Zahnpasta als Odol-Zahnpasta. Odol-Zahnpasta hat desinfizierende Wirkung, verhütet Zahnbelag und hat köstlichen Geschmack.

Jede Unterhaltung, ja selbst eine flüchtige Begegnung wird unästhetisch empfunden, wenn dem Munde ein übler Hauch entströmt. Mitunter ruft wohl auch eine Magenverstimmung unangenehmen Mundgeruch hervor, meist ist aber eine unsaubere und vernachlässigte Mundhöhle die Ursache. Deshalb gurgele man fleißig mit Odol. Odol ist eine wundervolle Mund-Erfrischung. Odol dringt in alle Falten und Fältchen der Schleimhaut ein und wirkt noch lange nach dem Gebrauche den Gärungs- und Fäulnisprozessen entgegen. Diese einzigartige Wirkung machte Odol zu dem, was es für die ganze Kulturwelt geworden ist: das nachweislich beste Mittel zur Pflege der Zähne und des Mundes.

medizinischen Unterrichtsbetrieb, so daß, wer sich für Naturwissenschaften interessierte, Medizin studieren mußte. Das tat denn auch Linné auf den Universitäten Lund und Upsala. Hier zeichnete er sich neben seinem Freunde und späteren Mitarbeiter Artedi schon sehr bald dermaßen aus, daß er bereits als ganz junger Student die Venia legendi für Botanik erhielt. Seine Vorlesungen waren schon damals ganz außerordentlich besucht. Auch erhielt er Stipendien zu botanischen Studienreisen, die ihn vor allem nach Lappland führten. Eine bedeutsame Frucht dieser Reisen war seine berühmte „Flora lapponica“. Ferner lernte er auf einer dieser Reisen in Falun seine spätere Frau kennen, deren Vater, namens Moraeus, dort Stadtarzt war. Da man in Schweden damals noch nicht den medizinischen Doktorhut erwerben konnte, ging Linné, von seinem künftigen Schwiegervater materiell unterstützt, zu diesem Behufe nach den Niederlanden, erwarb sich hier in Haderwijk in einigen Wochen den Doktorgrad und geriet, was viel wichtiger war, alsbald in den um Boerhaave versammelten Kreis niederländischer Biologen und Mediziner, der wohl der bedeutendste seiner Zeit war. Hier hat Linné denn auch fast alle seiner ersten großen Werke geschrieben und zum Drucke befördert, so daß er, als er gut drei Jahre später nach Schweden zurückkehrte, bereits eine Weltberühmtheit war. Trotzdem mußte er sich in der Heimat zunächst kümmerlich als Flottenarzt durchschlagen, bis er 1741 die langersehnte Botanikprofessur in Upsala erhielt, durch die er dieser Universität dann Weltgeltung und ewigen Nachruhm verschaffte. Upsala ist Linné; noch heute wird man auf Schritt und Tritt dort im Botanischen Garten, den er angelegt hat, in der Bibliothek und anderswo an ihn erinnert. Hier hat sich denn auch sein so ungeheuer erfolg- und arbeitsreiches Leben zu seiner kosmischen Höhe vollendet, und hier ist er am 10. Januar 1778 nach langer Krankheit auf seinem Landsitz Hammarby gestorben. — Linnés Werk ist in den allgemeinen Kulturbesitz der ganzen gebildeten Menschheit übergegangen. Jedes Kind lernt die gewaltige Wunderwelt der Pflanzen mit Linnés Augen sehen und erkennen und erfährt überdies später wohl noch, das Linnésche Pflanzensystem sei ein „künstliches“ gegenüber dem modernen. Das ist nun aber nur im Hinblick auf die Gegenwart richtig, zu seiner Zeit war sein System das denkbar „natürlichste“, das überhaupt möglich war, und zudem hat er sein ganzes langes Leben hindurch nicht aufgehört, nach dem „natürlichen System“ zu streben. Viele haben schon vor ihm ihrer Klassifikation die Blüte zugrunde gelegt, aber noch niemand die dafür geeignetsten und „natürlichsten“ Sexualorgane der Blüte. Auch sein großer englischer Vorgänger Ray wußte um die Sexualität der Pflanzen, aber erst Linné erkannte die Bedeutung der Entdeckung von Camerarius für die Systematik. Auch war er nicht der unbedingte Anhänger der Lehre von der Konstanz der Arten, als den übereifrige, aber historisch nicht geschulte Deszendenztheoretiker ihn hingestellt haben. Obwohl er zu seiner Zeit gar keinen zureichenden Grund hatte, an der Artkonstanz zu zweifeln, hat er in der letzten Auflage der „Philosophia botanica“ doch sehr erhebliche Bedenken dagegen vorgebracht. Als sein größtes Verdienst aber muß die Schaffung der biologischen Weltsprache, der sogenannten binären Terminologie, bezeichnet werden, die bei der ungeheuren Formenmannigfaltigkeit der Organismen für die Biologie mindestens dieselbe Bedeutung hat wie die chemische Formelsprache für diese Wissenschaft. Damit wird Linne durch die Jahrhunderte lebendig bleiben. Dr. Adolf Meyer, Bibliotheksrat und Privatdozent.



Hermann Grimm,
ehemaliger Professor der Kunstgeschichte an der Universität Berlin, bedeutender Literar- und Kunsthistoriker und Schriftsteller, geboren vor 100 Jahren am 6. Januar, † am 16. Juni 1901.

Hermann Grimm. Zu seinem 100jährigen Geburtstage am 6. Januar. (Hierzu das Porträt auf dieser Seite.) Das Haus der Gebrüder Grimm, der berühmten Germanisten und Märchenerzähler, war die Heimat Hermann Grimms. Als Sohn Wilhelm Grimms ward er am 6. Januar 1828 zu Kassel geboren. Seine Kinderjahre verlebte er in Göttingen, seine spätere Jugend in Berlin, wohin die Brüder Wilhelm und Jakob als Mitglieder der Akademie der Wissenschaften von Friedrich Wilhelm IV. berufen worden waren. Der anregende geistige Verkehr und die ganze Atmosphäre der aufstrebenden Hauptstadt haben seinem ferneren Leben ihren Stempel aufgedrückt. In Berlin und Bonn widmete er sich dem Studium der Rechte, dann ging er mehr zu philologischen und historischen Studien über. Im Jahre 1873 wurde er ordentlicher Professor der Kunstgeschichte in Berlin, wo er am 16. Juni 1901 verstarb. — Seine literarische Tätigkeit eröffnete er zu Anfang der fünfziger Jahre mit einigen Dramen („Armin“, „Demetrius“ „Traum und Erwachen“) und geistvollen Essays über Kunst und Literatur. Von 1860 ab erschien das berühmt gewordene Hauptwerk Grimms, das „Leben Michelangelos“. Das diesem Werke folgende Lebensbild Raffaels wurde dagegen von den Fachgenossen mit ablehnender Kritik belegt. Den Höhepunkt der schriftstellerischen Tätigkeit Grimms, des Schwiegersohnes von „Bettina dem Kinde“, bedeuten vielleicht die Vorlesungen über „Goethe“, die 1877 erschienen. Das Bild von der Persönlichkeit Grimms, in der sich oft exakte Forscherarbeit und schöpferische Phantasie kühn vermischten, wird aber erst vollständig, wenn seines Romans „Unüberwindliche Mächte“ gedacht wird. Es ist dies ein seinerzeit vielgelesener Zeitroman im Stil Spielhagens, der das Schicksal zweier Freunde schildert und Bilder von der Aristokratie und der amerikanischen Neukultur gibt — ein Vorläufer des modernen internationalen Gesellschaftsromans.

Ein Freund des Landmannes. (Zu der Bildertafel „Der Mäusebussard“ auf S. 21.) Der Naturschutz beherrscht jetzt aller Gemüter, und mit Recht, denn die ständige Abnahme verschiedener Arten aus der Tier- und Pflanzenwelt ist so rapid, daß Abhilfe dringend erforderlich ist. Leider kommt diese Einsicht etwas spät, jedoch nicht zu spät, als daß nicht unseren Nachkommen noch manches Naturdenkmal erhalten bleiben könnte. Freilich sind die Ansichten über die Zweckmäßigkeit der Erhaltung dieser oder jener Art recht geteilt, vor allem Objekten aus der Tierwelt gegenüber. Die Meinungen über Nutzen oder Schaden gehen hier oft weit auseinander; es mag nur des Fuchses oder unseres Mäusebussards gedacht sein. Für Land- und Forstwirtschaft sind beide unbedingt nützlich, während dies vom jägerischen Standpunkt aus nicht behauptet werden kann. In mäusereichen Jahren wird man in den Magen, der Losung bzw. in dem Gewölle fast nur Reste dieser Schädlinge finden, während in mäusearmen Jahren recht häufig Reste von Nutzwild vertreten sein werden. Die Tiere wollen leben und werden deshalb, besonders in der Zeit, in der sie noch für die Nachkommenschaft zu sorgen haben, der meisten Nahrung bedürfen und eventuell den meisten Schaden anrichten. Dort, wo Vogelschutz getrieben wird, kann nicht gleichzeitig, ohne starken Verlust an Brutvögeln, Marder, Baumfalk usw. gehegt werden, denn gerade die durch die Brut geschwächten Altvögel fallen diesen Räubern zuerst zum Opfer, wodurch auch die der Eltern beraubten Jungen an Nahrungsmangel eingehen. Jeder Fuchsbau und Raubvogelhorst mit Jungen beweist dies zur Genüge. Ich untersuchte in einem

mäusearmen Jahr 5 Horste des Bussards und fand in sämtlichen frischgeschlagene Junghasen, Frösche, Fische, einen flüggen jungen Star sowie Federn dieser Vögel und eine Feldmaus. Das von Alt- und Jungvögeln ausgespiene Gewölle (zusammengeballte unverdaute Haare, Federn, Knochen), woraus man die Nahrung und die Vogelart, von der es stammt, feststellen kann, bestand fast ausschließlich aus Haaren und Knochen von Maulwürfen. Ein Bussard wurde von mir beim Schlagen und Kröpfen eines halbwüchsigen Junghasens beobachtet, der sich vor dem andringenden Hochwasser auf eine erhöhte Stelle geflüchtet hatte, ebenso wie er eine flügellahme Nebelkrähe schlug und verzehrte. Wie schon oben erwähnt, ist der bei uns so häufige Mauser ein überaus nützlicher Vogel, der neben Ratten, Mäusen, Hamstern, Maulwürfen, Schlangen usw. auch zahlreiche Insekten, namentlich Heuschrecken, vertilgt und deshalb die größte Schonung verdient. In fast allen unseren Waldungen, auch kleineren, sei es Laub- oder Nadelholz, wird er horstend angetroffen, sofern nur einigermaßen hohe Bäume vorhanden sind. In der Farbe wechselt er ungemein; vom dunklen, fast schwarzen bis zum weißen oder rostgelblichen werden Exemplare angetroffen. Fälschlich wird öfters geschrieben, daß die weiße Farbe erst mit dem Alter einträte, jedoch beweisen weiße Junge im Horst das Gegenteil. Der Horst steht zumeist dicht am Stamme oder in einer Zweiggabel namentlich alter Laubbäume; er wird im Nadelwald mit grünen benadelten Zweigen und im Laubwald mit grünen Blätterzweigen ausgekleidet. Im April legt das Bussardweibchen 2—4 auf grünlichweißem Grunde mehr oder weniger gelblich gefleckte Eier, die nach 3 Wochen erbrütet sind. Das wollige weißgelbliche Jugendkleid wird nach und nach von dem späteren Gefieder durchbrochen. Dem auf dem Horstrande sitzenden Jungen tragen die Alten fleißig Fraß zu. Noch wochenlang, nachdem die Unbeholfenen den Horst verlassen haben, halten sie sich in dessen Nähe auf, um von den Alten mit Nahrung, die sie selbst noch nicht erbeuten können, versorgt zu werden.

M. Behr.

Transatlantische Telephonie. Über den Ausbau des europäischen Fernkabelnetzes, das uns einem alleuropäischen Fernsprechverkehr entgegenführen wird, brachten wir bereits in Nr. 4284 wissenswerte Ausführungen, und heute schon ist zwischen Nord-, Mittel- und Westeuropa eine Telephonverständigung in weitem Umfang Wirklichkeit geworden. Anscheinend werden wir nun aber, bevor noch der Osten und der Süden des Erdteils ebenfalls angeschlossen sind, einen öffentlichen Fernsprechverkehr über den Atlantischen Ozean hinweg verwirklicht sehen. So berichteten vor kurzem die Zeitungen von erfolgreichen Versuchen, zwischen Hamburg und Buenos Aires drahtlos zu telephonieren. Die Versuche konnten zwar nur in einer Richtung unternommen werden, da die argentinischen Sendestationen noch zu schwach waren, um ein Gespräch über den Ozean zu vermitteln. Aus den Meldungen aber, die inzwischen von Südamerika hierhergelangt sind, ist zu ersehen, daß die in Deutschland gesprochenen Worte über jedes Erwarten gut verstanden wurden, so daß man glauben konnte, es handle sich um eines der üblichen Gespräche am städtischen Fernsprecher. Auch die argentinischen Zeitungen brachten begeisterte Berichte über die sich bietenden Zukunftsaussichten eines Fernsprechens über 12 000 km Entfernung. — Eine transozeanische Fernsprechverbindung auf drahtlosem Wege ist seit einigen Monaten bereits dem öffentlichen Betrieb übergeben worden. Anfang 1927 ist der Telephonverkehr London—Neuyork aufgenommen worden, der technisch sich gut bewährt hat, aber vorläufig noch zu teuer ist, als daß das arme Europa es sich leisten könnte, ihn häufiger zu benutzen. Ein Dreiminuten-Gespräch kostet nämlich die Kleinigkeit von 15 engl. Pfund = 306 Mk. Infolgedessen sind bisher im Tagesdurchschnitt nur 6 Gespräche geführt worden, von einer vollwertigen Ausnutzung der Einrichtung kann daher nicht entfernt die Rede sein. Auch die jetzigen Gespräche werden wohl zumeist von den Vereinigten Staaten aus angemeldet, wo man es sich schon eher als in England leisten kann, rund $72^1/_2$ Dollar für ein Gespräch von 3 Minuten Dauer zu bezahlen. Deutschland könnte, rein technisch betrachtet, jederzeit Anteil an diesem Telephonverkehr erlangen, und Probegespräche sind ja in der Tat auch schon mit bestem Erfolg geführt worden. Aber wenn schon das wohlhabende England nur so wenige Benutzer stellt, wie sollen sie sich im verarmten Deutschland zusammenfinden? Da allein schon die Kosten eines Dreiminuten-Gesprächs Berlin—London über 15 Mk. betragen und diese Fernkabelverbindung mit der drahtlosen Verbindung London—Neuyork vereinigt werden müßte, würde sich ein einfaches Gespräch Berlin—Neuyork auf etwa 325 Mk. stellen! An dieser wirtschaftlichen Schwierigkeit scheitert einstweilen der technisch sonst durchaus mögliche Plan, und auch ein Fernsprechverkehr Deutschland—Südamerika hätte mit der gleichen und sogar noch ernsteren Schwierigkeit zu rechnen. Die Technik vermag wieder einmal Größeres zu leisten, als die Wirtschaft bezahlen kann. — Dazu kommt ein weiteres, nicht kleines Hemmnis für einen Fernsprechverkehr zwischen Europa und Amerika. Wegen des bedeutenden Uhrenunterschieds würden sich die etwa geführten Ferngespräche, auch wenn sie in hinreichend großer Zahl geführt werden sollten, alle auf einige ganz wenige Stunden zusammendrängen, und in der ganzen übrigen Zeit läge die Verbindung so gut wie tot da. Macht sich doch schon im inneren Verkehr der Vereinigten Staaten zwischen Neuyork und San Franzisko der Zeitunterschied von 3 Stunden recht störend bemerkbar, da die Geschäftsstunden nur zum kleinsten Teil zusammenfallen. Mit jeder Stunde erhöhten Zeitunterschieds komplizieren sich die Verhältnisse immer mehr. Zwischen London und Buenos Aires beträgt die Uhrendifferenz 4, zwischen London und Neuyork 5, zwischen London und San Franzisko 8 Stunden. Für Berlin erhöhen sich diese Zahlen noch um je 1 Stunde. Wenn es in Berlin 12 Uhr mittags ist, ist es in Buenos Aires 7 Uhr, in Neuyork 6 Uhr, in San Franzisko 3 Uhr früh. Wenn in Berlin nachmittags um 6 Uhr ein Bureau geschlossen wird, wird es in San Franzisko morgens eben geöffnet usw. Da ist in der Tat schwer eine ausreichende Benutzung zu erzielen. — Eine nicht ganz kleine, wenn auch wohl überwindbare Schwierigkeit bietet ferner die Verschiedenartigkeit der Sprachen. Es handelt sich ja nicht nur darum, daß die beiden Teilnehmer sich verständigen, was wohl in der Regel unschwer möglich sein wird, sondern es müssen auch mehrere Beamte und Beamtinnen auf europäischer wie amerikanischer Seite an der Verständigung teilnehmen. In der gewöhnlichen mündlichen Unterhaltung kann ein Radebrechen und gelegentlich selbst ein Gestikulieren gute Dienste leisten, um eine Verständigung herbeizuführen; am Fernsprecher aber ist eine vollkommene Beherrschung der Sprache und ein geübtes Ohr für alle Feinheiten und Nuancen unbedingt erforderlich, um allen Mißverständnissen vorzubeugen. — Schließlich werden auch die verfügbaren drahtlosen Wellenlängen bei dem riesigen Bedürfnis immer knapper. Eine Rationierung hat sich schon längst als unerläßlich erwiesen, und wenn einmal ein transatlantischer drahtloser Verkehr im großen in Gang kommen sollte, wird man wohl bald am Ende seines Lateins angelangt sein. — Immerhin, ohne Überwindung von Schwierigkeiten ist noch kein technischer Fortschritt möglich gewesen. Alle oben aufgezählten Bedenken sind von sekundärer Bedeutung und mögen vielleicht noch eine Reihe von Jahren, aber sicherlich nicht auf die Dauer einen allgemeineren transatlantischen Fernsprechverkehr vereiteln.

Prof. Dr. Hennig.

Ein Denkmal für einen deutschen Gelehrten in Südamerika. Die Deutschen Brasiliens beabsichtigen, zum Andenken an den deutschen Naturforscher Fritz Müller ein Denkmal zu errichten. Fritz Müller ist als Vor- und Mitkämpfer von Darwin in der ganzen naturwissenschaftlichen Welt bekannt. Das Denkmal soll in Blumenau, wo Fritz Müller den größten Teil seines Lebens verbracht hat, stehen. Da die Deutschen in Brasilien besonderen Wert darauf legen, daß auch Gaben aus der Heimat bei der Errichtung des Denkmals mithelfen, wird gebeten, solche Spenden an Banco Germanico, São Paulo (Estado de S. Paulo), Rua Alvares Peruado Nr. 19, „Pro Monumento Fritz Müller“ zu richten.

BÜCHER, DIE MAN LESEN SOLLTE

SPAZIERGÄNGE DURCH DIE NEUESTEN ERSCHEINUNGEN DER BELLETRISTIK / VON Dr. EGBERT DELPY

Über die Bücherhochflut dieser Tage hat sich ein Werk erhoben, das mehr und mehr die Blicke jener Sehnsuchtsvollen auf sich zieht, die in dem tollen Tanz der Zeit um tausend Äußerlichkeiten eines von Genuß und Technik vorwärtsgepeitschten Lebens nach Selbstbesinnung, nach geistiger Vertiefung, nach Wiedererweckung scheintoter seelischer Kräfte, vor allem nach neuem intensiven Gott-Erleben in stillem, immer heißer aufsteigendem Verlangen ausschauen. Es ist das „Die Legende vom Herrn", die Walter von Molo kürzlich im Verlag Albert Langen, München, unter dem tiefen, bedeutungsvollen Motto hat erscheinen lassen: „Das Ewige erleben, heißt seiner Zeit dienen." Die ersten Auflagen dieses Buches sind in kürzester Frist vergriffen gewesen, und jetzt schon ist eine Übersetzung ins Englische in Arbeit, die demnächst erscheinen wird. Nichts charakterisiert besser das verborgene große Sehnen der Welt als diese heftige, weitumgreifende Wirkung eines Buches, das nichts tut, als die Geschichte vom Leben und Wirken Christi nach den Evangelisten und nach der nicht geringen Anzahl der Interpreten und Umdichter aus neuerer Zeit noch einmal zu erzählen. Freilich, auf welch besondere, blutvolle, dramatisch glühende Weise! Nicht von einem kämpferischen Theologen oder einem skeptisch grübelnden Wissenschaftler oder gar von einem den großen Stoff nur zur Folie für eigene Wichtigtuerei nehmenden Literaten ist hier das Neue Testament abermals in neue Form gegossen worden. Es hat sich seiner ein leidenschaftlich das Große, Ewige, unsterblich Göttliche suchender deutscher Mensch bemächtigt, getrieben von dem heißen Drang, das Evangelium Christi, die frohe Botschaft vom Leben Gottes im Menschen, seinen Zeitgenossen in neuer, unverblaßter, sich über den Gesichtspunkt der Zeugen aus der Christuszeit erhebender Flammenschrift neu ins Herz zu schreiben. Gerade Walter von Molo mußte naturnotwendig diesen Weg gehen, nachdem er das Christusproblem in seiner Bobenmatz-Trilogie bereits aufgegriffen und die Tragik des Christusmenschen in unserer Zeit erschütternd aufgezeigt hatte. In seinem neuen Christusroman dringt der Dichter nun bis an die Urquellen zurück und enthüllt die gleiche Tragödie vor 1900 Jahren. Aber nicht auf das Leben des Messias kommt es ihm dabei so sehr an wie auf seine Lehre, und wie sie sich in seinem Leben, Leiden und Tod spiegelt und manifestiert. Um dieses Evangelium vom reinen Gott-Erleben des Menschen in sich selbst ganz klar und hell aufleuchten zu lassen, macht er den ungeheuren Kontrast zu der jüdischen Glaubenslehre in den Fanatikerhänden der Hohenpriester und Pharisäer mit unerhörter Kraft sichtbar. Zugleich aber beleuchtet er ebenso hell und scharf das erschütternde Unvermögen der nächsten Umgebung Christi, seiner Jünger, Anhänger, Verwandten, den tiefsten geistigen und seelischen Kern seiner Lehre zu erfassen. Sie alle halten sich an Nächstliegendes, Äußerliches, mißverstehen immer wieder Sinn und Absicht der Lehre vom Reiche Gottes auf Erden, schwanken und taumeln zwischen Ahnung, Hoffnung, Zweifel und Verzweiflung dahin, immer wieder liebend gehalten und aufgerichtet vom Herrn, aber erst wirklich aufgerüttelt und erweckt durch die abschließende Tragödie, den Kreuzestod ihres Meisters. Die Gestalt des einzigartigen, Gott tausendfach ins Leere ausströmenden Gott-Menschen wächst zwischen diesen typischen Menschen-Vertretern in ungeheurer Einsamkeit und Tragik empor. Man sieht sein Leben und Leid losgelöst von den mildernden Liebeshüllen, die das erweckte und reuevolle Gefühl der rückschauenden Evangelisten darüber breitete. Molo hat sich in diesem Buche selbst übertroffen. Er zeigt uns den gewaltigen Ur-Stoff, aus dem die Evangelisten ihre Christuserzählungen formten, gibt ihn herb und ungeschminkt in dramatischer Ballung, durch deren Fugen die Schönheit durchseelter Gott-Erfassung in strahlendem Goldton hindurchleuchtet. Buchstabengläubigen mag diese Legende vom Herrn zu schaffen machen. Für Christussucher, die den göttlichen Kern in der überlieferten Schale schmecken wollen, ist sie ein großes, aufwühlendes Erlebnis, das sie dem Menschen wie dem Dichter Molo zu gleichen Teilen zu danken haben.

Licht im Dunkel der Gegenwart zu suchen, ist Schaffensmotiv für manchen unserer Erzähler geworden. Es gibt sogar solche, denen der Blick auf die Gegenwart und ihre Menschen den Humor, die Freude am Leben in seinen tausend absonderlichen Gestaltungen, den Glauben an eine hellere Zukunft nicht hat rauben können. Ich greife einige heraus, bei denen man über diese Welt lachen und sie zugleich neu lieben lernen kann. Da ist der Österreicher Karl Hans Strobl mit seinem von köstlichem deutschen Humor umwitterten Roman der deutschen Gegenwart: „Erasmus mit der Wünschelrute" (L. Staackmann, Leipzig). Der schildert die absonderlichen Fahrten und Abenteuer des jungen Erasmus aus altböhmischem Bergmannsgeschlecht, der auszog, mit seiner Wünschelrute das heimliche Deutschland, die unsterbliche deutsche Seele zu suchen. Er macht dabei gar seltsame Bekanntschaften, hat Gelegenheit, an Donau, Rhein und Elbe eine wahre Musterkarte merkwürdiger Zeitgenossen zu studieren, die auf die sonderbarste Art an sich und der kranken Zeit herumdoktern. Unter viel taubem Gestein entdeckt er aber doch auch die heimlichen Goldadern und stößt endlich am Bodensee auf die ergiebigsten in der Halle des großen Tatmenschen, der das Luftschiff baut, das den Triumph deutschen Erfindungsgeistes über die Welt trägt, und im heiß und groß schlagenden Herzen des geliebten Mädchens, das in mutiger Arbeit und hellem lachenden Glauben den allzuviel träumenden und spekulierenden Erasmus resolut auf festen Boden stellt und mit ihm dem neuen deutschen Morgen fröhlich entgegenschreitet. Mit diesem lieben, in seiner dichten Schichtung von Schmerz und Lachen so sonderbar deutschen Buch hat Strobl das drei Generationen umspannende Stück deutsch-österreichischer Zeitgeschichte, das er in dem Roman die „Alten Türme" begann, in „Wir hatten gebauet" dunkel schmerzlich fortsetzte, zum guten Ende gebracht. Nun steht der Roman-Dreiklang als hell-dunkles Dokument deutscher Art und Unart, deutscher Erniedrigung und deutscher Wiedergeburt wundersam zwischen Schatten und Licht gestellt da, ein künstlerisches Wahrzeichen der schwersten Prüfung, die über deutsche Herzen je dahinzog. — Auch „Onkel Elias", der neue Roman von Felix Janoske (Fr. Wilh. Grunow, Leipzig) schaut mit einem heitern und einem nassen Auge auf den Gegenwartsmenschen und seine besonderen Nöte. Wie deutsche Jugend ihren schweren Weg vorwärts und nach oben geht, unter zweischneidigen inneren und äußeren Kämpfen, über eingewurzelte Vorurteile und den endlich überbrückten Abgrund der Standesunterschiede hinweg, das wird mit eindringlichem Ernst und der heimlich strahlenden Wärme echter Menschenliebe dargestellt. Janoske geht nicht am Schwersten, Heikelsten vorüber. Das bittere Leid des von Landstreichern vergewaltigten adeligen Mädchens, das endlich durch die Liebe eines dem Arbeiterstande entstammenden Prachtmenschen getilgt wird, ist mit behutsamsten Fingern angefaßt und wirkt fast wie ein Symbol des deutschen Schicksals selbst. Janoskes prächtiger Humor leuchtet dabei in der famosen Gestalt des eigensinnigen und doch immer hilfsbereiten Onkels Elias erquickend auf und funkelt als urbehaglicher Regenbogen lustig bunt über den dunklen Tiefen der Erzählung, Mahnung und Verheißung zugleich. — Ganz auf hellen, heiteren Sonnenglanz gestimmt ist das neue Buch Rudolf

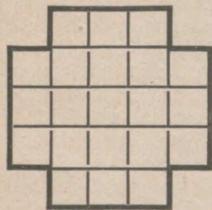
Heubners „Tage in Thule“ (L. Staackmann, Leipzig). Hier glitzert und leuchtet es nur so von Lebensfreude. Tage in Thule — das sind köstlich-frohe Sommerwochen auf einer Nordsee-Insel. Aus dem wunderlich verschlungenen, kribbelnden Durcheinander des Gesellschaftslebens in einem großen Seebade hat Heubner eine jauchzende Symphonie der Lebensbejahung geformt, unter deren leuchtenden Melodienbogen der dunkle Strom des harten Gegenwartslebens in der Tiefe dahinflutet. Vom Leben gehetzte, bedrohte, erschöpfte, verborgene Menschen richten sich hier in den Armen der großen Mutter Natur empor, werden zu seligen, lachenden, spielenden Kindern, die das Leben mit helleren, neuen Augen schauen und ihm mit frischer, übermütiger Kraft entgegenlaufen. Prachtvoll ist der differenzierte Reichtum in der Skala der Charaktere, die vom Dichter lachend zur heiter schillernden Handlung verflochten werden. Wie viele humorvoll porträtierte Geschöpfe der Zeit, unter denen die wundervolle Frauengestalt der heiter-gütigen Professorin, die ganz in der Stille ihren schwersten Kampf besteht, mit hellem Leuchten einhergeht! Sie auch kündet die tiefste Lehre des fröhlichen Buches: die Überwindung der seelenlos mechanistischen Lebensanschauung, an der unsere Zeit am schwersten leidet, und führt so den heiteren Sommerreigen bedeutungsvoll zu ethischen Höhen empor. — Ein Dokument neuer Zeit und neuer Menschen will auch Lisbeth Dills Roman „Zwischen fünf und sieben“ sein (Morawe & Scheffelt, Berlin). Hier formuliert ein Frauenherz leidenschaftliche Anklage wider die Gefühlskälte, die Roheit, die grenzenlose Selbstsucht der neuen Generation in all dem, was nach wie vor „Liebe“ genannt wird. Nur ein Fall wird in seinen Auswirkungen ausgebreitet, die Zerstörung der Ehe des Musikers und seiner schönen Frau Melitta, die durch einen kaltherzigen jungen Großindustriellen in den Tod gejagt wird. Mit glänzender Technik wird das Ehedrama entwickelt und in seinem tragischen Fortschreiten beleuchtet. Die Landschaft am Rhein mit dem Schatten der auf ihr lastenden Schmach der Besetzung akkompagniert dunkel das aufwühlende Seelenleid zweier wertvoller Menschen einer tiefer angelegten Generation, die der Brutalität des Vertreters der neuen Zeit zum Opfer fallen müssen. Das aufregende und spannende Buch hält von der ersten bis zur letzten Zeile im Bann.

Auf ein paar andere Werke, die in dichterisch bedeutsamer Form das ewig Menschliche im Vergangenen suchen, möchte ich noch hinweisen. Da ist in der Ostdeutschen Verlagsanstalt, Breslau, ein Bauernroman, „Das Grimmingtor“ von Paula Grogger, erschienen, der vom Leben steirischer Bauern an der Tiroler Grenze zur Zeit des Franzoseneinfalls vor mehr als hundert Jahren in erstaunlich persönlicher, zugleich großartiger und minuziöser Weise zu erzählen weiß. Die Geschichte eines eisenharten Bauerngeschlechts, in dessen Adern Liebe und Haß mit elementarer Gewalt glühen, wird mit knorriger Urwüchsigkeit in einem harten Chronikenstil vorgetragen, der auf das wunderbarste mit schillernder moderner Ausdruckskunst verbrämt und verschmolzen ist. Es ergibt sich daraus eine Sprache von seltsam packender Unmittelbarkeit und veredelter Bodenständigkeit, mit deren Hilfe die Verfasserin ungewöhnlich dicht an ihre Menschen herandringt. Dazu gesellt sich eine ebenso ungewöhnliche Kenntnis der Bauernseele, die vor keinem Abgrund und keiner noch so bizarren Absonderlichkeit haltmacht. Aus tausend Einzelheiten türmt die Gestaltungskraft der Erzählerin eine Handlung von epischer Breite zu einem Gebirge dramatischer Gipfel empor, die man etwas strapaziert, aber doch mit entschiedener Freude über den Weit- und Tiefblick erreicht, der sich in verschlossene Seelenlandschaft öffnet. Den Namen dieser großveranlagten Erzählerin wird man sich merken müssen. — Wie ein schwermütiges Märchen lesen sich daneben die Erinnerungen eines Einsamen, die Hans Watzlik in seinem Roman „Das Glück von Dürrnstauden“ (L. Staackmann, Leipzig) stimmungsschwer das Schicksal eines Dorfes in Deutsch-Böhmen spiegeln läßt. Der Weg einer ganzen Dorfgemeinde aus tiefer Armut hinauf zu jähem Reichtum und wieder zurück in die Armseligkeit wird hier von stiller Dichterhand packend beleuchtet. Eine neue Ballade vom Fluch des Geldes rollt dahin, seltsam ergreifend in der schwermütigen Verhaltenheit ihres „Es war einmal“, das doch mit jeder Silbe sagt: „So wird's immer sein.“ Der besondere Reiz des Buches liegt in dem Kontrast der reichen, tiefen Menschlichkeit des erzählenden Außenseiters zu den dunklen, von Tragik und Lächerlichkeit umspülten Bildern der Entartung, die er zeichnen muß. Bewundernswert dabei ist das feine Maßhalten, das diese Künstlerhand von sensationeller Überbetonung fernhält und den Roman als fein ausgewogene Dichtung wirken läßt, ein Vorzug, der heute selten geworden ist.

In hellere Farben getaucht, von köstlichen Sonnenlichtern augenzwinkernden, herzerwärmenden Humors umtanzt und doch auch wieder von rückschauender Wehmut sanft betaut, grüßen den deutschen Leser die Jugenderinnerungen, die der Schweizer Dichter hinterm Pflug, Alfred Huggenberger, in seinem neuen Novellenband unter dem Titel „Die Brunnen der Heimat“ (L. Staackmann, Leipzig) beschworen hat. Welch anderer Blick wiederum in das Bauernleben, das hier sich öffnet! Wieviel Arbeit und Entbehrung und harte Zucht in diesem Knabenleben eines werdenden Poeten, dem früh das eherne Gebot der Pflicht zum Gesetz wird, und dem doch alle Sterne des buntfarbigen Kindertraums und früh erwachender Dichterträume selig befreiend in den harten Alltag leuchteten. Mit köstlicher Unmittelbarkeit erhebt sich das Jugendland des Bauerndichters vor unseren Augen, angestrahlt von der tiefen Liebe eines Sechzigjährigen zu dem Heimatboden, dem er seine besten Kräfte, sein tiefstes Erleben, seine liebsten Erinnerungen dankt. Der Schweizer Heimat, ihren Sitten und Gebräuchen, ihren Menschen und ihrer Landschaft setzt dieses Buch ein Denkmal, dessen Bausteine jeder in seiner Art wortlos das liebenswert gerade und reiche Menschentum seines Baumeisters spiegeln.

ZUM NACHDENKEN

Kombinationskreuz.



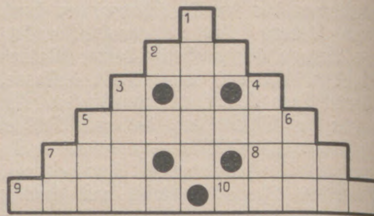
Die Buchstaben der Silben: a — die — e — ge — gent — hen — her — le — le — lend — se — wie sind ungetrennt derart in die Figur einzuordnen, daß je drei Wörter in senkrechter und wagerechter Reihe entstehen. Auf die Mittelfelder entfallen Buchstaben von je zwei Silben.

Zusatzrätsel.

Durch Hinzusetzen eines Buchstabens ist aus jedem der nachstehenden Wörter ein anderes Hauptwort zu bilden. Die hinzugefügten Buchstaben ergeben, aneinandergereiht, ein altes Sprichwort:
1 Liter, 2 Schecke, 3 Oer, 4 Harm, 5 Rippe, 6 Aster, 7 Posen, 8 Brut, 9 Kette, 10 Polen, 11 Strich, 12 Kirche, 13 Schere, 14 Betel, 15 Rate.

Kreuzworträtsel.

Wagerecht: 2 Ufermauer, 5 Bühnenstück von Goethe, 7 Mädchenname, 8 Zahl, 9 Stadt in Oberitalien, 10 Cheruskerfürst; senkrecht: 1 Ehrenschießen, 3 Farbe, 4 Fluß in Böhmen, 5 spanischer Nationalheld, 6 Wassermolch.















Schlüsselproblem.

4 7 10   8 4 3 4 11   5 7 1 13   3 4 10
14 4 11 13   12 7 2 6   12 4 9 1 12 13

Wenn an Stelle der Zahlen bestimmte Buchstaben gesetzt werden, so bezeichnen diese ein Zitat aus Schillers „Wallenstein“.

Schlüssel:

13 7 5 4 11	Raubtier
12 2 6 4 7 1 4	Zielobjekt
9 7 10 3 4	Laubbaum
14 7 4 10	europäische Hauptstadt
4 9 8 4 10	ungarischer Freudenruf

Schüttelrätsel.

Wenn es der Baum im Herbst verlor,
Bringt's wieder er im Lenz hervor,
Doch ist's geschüttelt jeder Zeit
Der heit're Himmel weit und breit.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4322.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4320.

Kettenrätsel: 1—2 Tatra, 2—3 Traber, 3—4 Berga, 4—5 Gage, 5—6 Gera, 6—7 Rabe, 7—8 Begas, 8—9 Gasse, 9—10 Sedan, 10—11 Danton, 11—12 Tonne, 12—13 Nero, 13—14 Rosa, 14—15 Satan, 15—16 Tanne, 16—17 Neger, 17—18 Gerber, 18—1 Berta.

Einsetzrätsel: See, Mann, Amt, Recht, Arm, Geld, Dienst: Smaragd.

Geheimkreis: Ein guter Abend kommt heran, wenn ich den ganzen Tag getan. (Man liest erst die Silben der schwarzen Felder, dann die der punktierten.)

Auto und Radfahrer: Man beachte, daß der Radfahrer eine Viertelstunde braucht, um die Bahn einmal zu umrunden. In dieser Viertelstunde umrundet das Auto aber die Bahn 3mal; es muß also den Radfahrer bei Ablauf dieser Viertelstunde zum zweitenmal überholen. In jeder folgenden Viertelstunde geschieht dasselbe; bis zum Ablauf der ersten vollen Stunde also 4mal. Das heißt aber, daß das Auto den Radfahrer bei Ablauf der ersten, also zu Beginn der zweiten Stunde $4 \times 2 = 8$ mal überholt haben muß.

Ernst und heiter: Sekte — Sekt.

Doppel-Spaten und Franciscusbier, die beiden allseits beliebten Starkbiere der Spaten-Franziskaner-Leistbrauerei, München, deren Versand in Fässern und Flaschen begonnen hat, sind außer in Bayern zur Zeit bei allen Vertretungen und Ausschankstätten erhältlich. Diese Biere, hergestellt aus den besten und ausgesuchtesten Rohmaterialien, erfreuen sich von Jahr zu Jahr steigernder Nachfrage. Hinsichtlich ihrer Güte und Bekömmlichkeit sind sie unübertroffen. In Bayern beginnt Ausschank Ende Februar.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Teréskörut 24a. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris 8., 44bis Rue Pasquier.

Illustrirte Zeitung



Verlag J. J. Weber Leipzig

NR. 4322. 170. BAND — EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK — 12. JANUAR 1928



Jeder
ist von meinem Heim entzückt
Ich lese seit Jahren

Dr. Alexander Koch's
3 führende Kunstzeitschriften:

»INNEN-DEKORATION«
Bedeutendste Zeitschrift für Wohnungskunst. 38. Jahrgang.
Einzelpreis des Heftes mit 50 großen Illustrationen M. 2.50
Vierteljahrespreis M. 6.— Jahresbände M. 36.—

*

»DEUTSCHE KUNST UND DEKORATION«
Schönste Kunstzeitschrift für Malerei, Plastik, Architektur, Wohnungskunst, Gärten, Kunstgewerbe usw. 31. Jahrgang.
Einzelpreis des Oktoberheftes 1927
mit 96 Illustrationen M. 2.50
Vierteljahrespreis M. 6.— Halbjahresbände M. 20.—

*

»STICKEREIEN UND SPITZEN«
Blätter für kunstliebende Frauen: Kissen, Läufer, gedeckte Tische, Taschentücher, Gobelins, Kinderkleidchen usw.
28. Jahrgang.
Einzelpreis des Oktoberheftes 1927
mit 30 Illustrationen M. 2.—
Vierteljahrespreis M. 3.— Jahresbände M. 20.—

*

REICHILLUSTRIERTE SPEZIALBÄNDE:

»1000 IDEEN ZUR KÜNSTLERISCHEN AUSGESTALTUNG DER WOHNUNG«
Quartband mit 250 Abbild. u. Kunstbeilagen. Gebd. M. 20.—

»DAS VORNEHM-BÜRGERLICHE HEIM«
Neue Folge
Quartband mit 200 Abbild. u. Kunstbeilagen. Gebd. M. 20.—

»SCHLAF-ZIMMER«. Dritte Folge
200 Abbildungen und Kunstbeilagen. Gebunden M. 20.—

*

»DAS HAUS EINES KUNSTFREUNDES«
Haus Alexander Koch, Darmstadt, in 150 großen Abbild. mit farbigen Beilagen und Text von Kuno Graf von Hardenberg. Elegant gebunden M. 42.—

*

»FARBIGE WOHNRÄUME DER NEUZEIT«
140 Entwürfe entzückender Innenräume in farbigen und schwarzen Wiedergaben. Groß-Quartband, 106 Tafeln u. 32 Textseiten. Gebd. M. 60.—

*

»DAS SCHÖNE HEIM«
Ein Lesebuch mit 100 textlichen Beiträgen namhafter Autoren M. 10.—. In Japan-Einband mit Gold M. 20.—

*

Illustrierte Verlagsprospekte gratis!

VERLAGSANSTALT
ALEXANDER KOCH G. m. b. H., DARMSTADT W. 22.

Bad Blankenburg Thüringerwald
Sanatorium für Nervenkranke
Sanitätsrat Dr. Warda



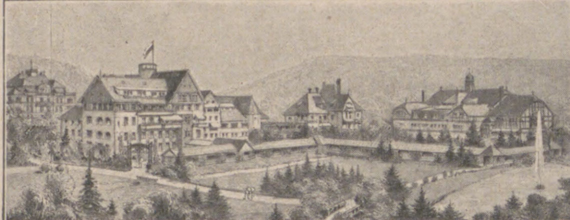
O- u. X-Beine
Ohne Berufsstörung
heilt auch bei älteren Personen der seit Jahrzent. bewährte Beinkorrektionsapparat. D. R. Patent 335318. Verlangen Sie kostenlos Broschüre und Beratung. Wissenschaftlich orthopädische Werkstätten
Arno Hildner, Chemnitz 26.
Zweigniederl.: Berlin, Am Zoo 26, Kantstraße 4.

Gartenhäuschen aus Schilfrohr



Illustr. Katalog g. 1.- M. i. Briefmarken.
Norddeutsche Rohrindustrie
Johannes F. Tröndle
Schleswig 1

ALLES
für Dilettantenarbeiten
Vorlagen u. Anleitungen für **Laubsägerei, Einlegearbeit, Schnitzerei, Holzbrand, etc.** sowie alle Utensilien und Materialien hierzu. Illustr. Prospekt gratis. Sämtl. Kataloge Mk. 1.— franko. Vorauszahlung auf Postscheck München 8286
Mey & Widmayer, München, Abt. 624.



Herz-, Nerven- und Stoffwechselleiden, **Rheumatismus, Gelenkleiden, Lähmungen.**

Dr. Köhler's Sanatorium Bad Elster
Sämtl. physik.-diät. Heilmittel und die Kurmittel des Bades (Moorbäder im Hause) Höchster Komfort.
Frauenleiden.
Man verlange Prospekt.

KURHAUS
für Nervenkranke
Tannenfeld
bei Nöbdenitz, Thüringen.
Prosp. d. Dr. med. Tecklenburg.

Verjüngung **Dr. Gossmann's Sanatorium Kassel-Wilhelmshöhe** **Entfettung**

WINTERKUREN IN WINTERSPORT

BADGASTEIN

Österreichs idealstem Höhenkurort in 1083 Meter,
mit seinen weltberühmten Thermen,
seinen Sportmöglichkeiten und Naturschönheiten
bieten
Gesundung Kraft Lebensfreude

Saison: 15. Dezember bis 15. März.

Geöffnet sind: Hotel Bellevue, Haus Hirt, Hotel Krone, Hotel Mozart, Villa Regina, Pension Villa Rheinland, Hotel Savoy, Kurhaus Dr. Thaler, sämtlich mit Thermalbädern im Hause.

Pensionspreise: 14 bis 20 S. Zimmerpreise: 3 bis 5 S

Prospekte und alle Auskünfte kostenlos durch die Kurkommission Badgastein.

CANNES CONTINENTAL HOTEL



PHYSIK. DIÄTET. KURHAUS
SONN-MATT
LUZERN VIERWALDST. SEE
Spezialbeh. v. Gicht, Rheumatism., Neuralgien (spez. Ischias), Gallenleid. 2 Ärzte. Pens. v. 10 Mk. an. Prosp.

DAVOS-Dorf 3: Sanatorium Seehof. Prospekt. Preise ab M. 13.—
DAVOS-Platz 3: Esplanade. Das behagl. Kurhotel. Pens. ab M. 11.50

MENTON
FRANZÖSISCHE RIVIERA
HOTEL IMPERIAL
Zwischen Menton und Cap Martin, 15 Minuten von Monte Carlo
350 ZIMMER MIT BAD — GROSSER PARK
ERSTKLASSIGES FRANZÖSISCHES RESTAURANT
Gruppe der Hotelgesellschaft Ritz-Carlton, London / General-Verwaltung Henri Emery

---

HOTEL BEAU-SÉJOUR CANNES



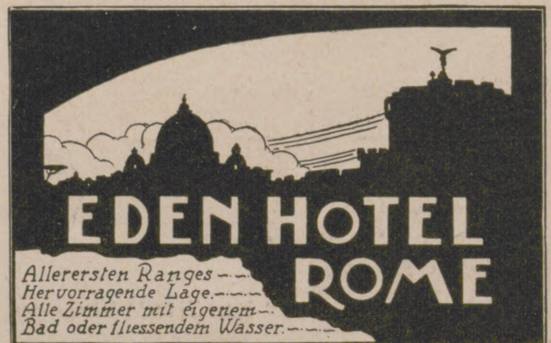
MOULIN-ROUGE
PARIS

PARIS AUX ÉTOILES
NEUE REVUE
JANE AUBERT
DOLLIE UND BILLIE
MAURICET — JOHNNY HUDGINS
DIE 16 RASCH GIRLS
UND HARRY PILCER

MONTE CARLO, SUN PALACE.
Der grösste Komfort — Prachtvolle Aussicht auf das Meer — Südliche Lage — Pension von 55.— bis 95.— Frs.

THE LANCASTER HOTEL
7 Rue de Berri — CHAMPS ELYSÉES
Telegr.-Adr.: Otelancast Paris
PARIS
Höchster Komfort.

PARIS HOTEL DE NOAILLES
9 Rue de la Michodiere, bei der Oper, im Zentrum — NEU — MODERN.



Die Aktiengesellschaft Cristalleries de Nancy
(Niederlage in Paris, 47 Rue le Peletier)
bringt neue prächtige
SCHLEIFKRISTALLE
in Vasen, Tafelservicen, Fantasieartikeln sowie Garnituren für den Toilettetisch und Flakons für Luxus-Parfümerie in den Handel. Zeichnung, Schliff und Dekoration sind in den schönsten Farben gehalten, die Formen in moderner Ausstattung, das Kristall aus klarstem Material und in feinstem Brillantschliff.
GRAND PRIX ARTS DECORATIFS PARIS 1925

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4322. 170. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 12. Januar 1928.

Allgemeine Notizen.

Eine reiche Bücherspende zwecks Begründung eines Iberio-amerikanischen Instituts in Berlin hat der bedeutende argentinische Jurist und Nationalökonom Professor Dr. Ernesto Quesada der preußischen Regierung überwiesen. Um den Erwerb dieser größten und wertvollsten südamerikanischen Privatbibliothek hatten sich die Universitäten Washington und Chikago mit hohen Summen bemüht. Die Bibliothek umfaßt 81774 Bände. Die Anfänge zu derselben hat der Vater Professor Quesadas gelegt. Dieser, selbst Gelehrter von Ruf, war längere Zeit argentinischer Gesandter in Berlin. Sein Sohn hat deutsche Schulen und Hochschulen absolviert und bei Professor Lamprecht in Leipzig Geschichte studiert.

Einen Reichsverband des deutschen Schrifttums haben die Verbände des Schrifttums, Kartell lyrischer Autoren, Schutzverband Deutscher Schriftsteller, Verband Deutscher Bühnenschriftsteller und Bühnenkomponisten, Verband Deutscher Erzähler und Verband Deutscher Filmautoren in gemeinsamer Sitzung durch endgültige Annahme der Satzungen vollzogen. Das Präsidium besteht aus Georg Engel, Dr. Walter Harlan und Walter von Molo.

Der Sächsische Kunstverein in Dresden wird am 7. April d. J. die Hundertjahrfeier seiner Gründung begehen. Zur Erinnerung an dieses denkwürdige Ereignis will er als Jahresprämie allen Vereinsmitgliedern eine Kleinplastik oder eine Plakette überreichen. Um ein geeignetes Kunstwerk zu erlangen, wird ein Wettbewerb veranstaltet. Die Entwürfe sind bis zum 31. Januar d. J. in der Geschäftsstelle des Sächsischen Kunstvereins, Brühlsche Terrasse, abzuliefern, und zwar mit einem Kennwort versehen und der genauen Bezeichnung des Urhebers in einem gut verschlossenen Briefumschlag mit gleichem Kennwort. Das Preisgericht wird gebildet aus dem Vorstand des Sächsischen Kunstvereins. Ihm stehen zur Verfügung: ein 1. Preis von 500 Mark, ein 2. Preis von 300 Mark und ein 3. Preis von 200 Mark. Die Wettbewerbsbedingungen sind unentgeltlich von der Geschäftsstelle des Sächsischen Kunstvereins zu erhalten.

Die Zahl der Rundfunkteilnehmer in Deutschland hat von Ende September 1926 bis Ende September 1927 eine Erhöhung von 511159 Hörern erfahren. Davon entfallen auf die Monate März bis Juni 1927 129835 neue Teilnehmer, auf die Sommermonate Juli bis September 43784.

Die Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft (Sitz in Berlin SW., Dessauerstraße 14) hält ihre 34. Große Wanderausstellung vom 5. bis zum 10. Juni dieses Jahres in Leipzig ab, worauf wir wiederholt hingewiesen haben. Die 1885 von Max Eyth begründete Gesellschaft erblickt von jeher ihre Aufgabe bis auf den heutigen Tag lediglich darin, die alles und jedes umfassende Technik der Landwirtschaft auf gemeinnütziger Grundlage unter Ausschluß aller politischen Tendenzen aufs eingehendste zu fördern, wobei sie sich in erster Linie auf die ehrenamtliche Mitarbeit ihres Mitgliederkreises stützt, der zur Zeit rund 42000 Personen umfaßt, von denen sich rund 1100 als unmittelbare Mitarbeiter in den Ausschüssen und Sonderausschüssen zur Verfügung stellen. Der Mitgliederbestand, der sich in den letzten sechs Jahren verdoppelt hat, verteilt sich auf das ganze Deutsche Reich, und zwar so, daß auf Ostelbien rund 13500, auf Westelbien rund 20000 und auf Süddeutschland rund 6600 Mitglieder entfallen. Neben den 27000 Mitgliedern aus der landwirtschaftlichen Praxis gehören weiterhin über 5000 dem Berufsstand der Industriellen und Kaufleute an.

Für eine Seilschwebebahn im Tennengebirge bewilligte das österreichische Bundesministerium für Handel und Verkehr einem Bankgeschäft in Zell am See im Verein mit einer Elektrizitätsgesellschaft in Wien technische Vorarbeiten von Tanneck zum Schutzhaus auf der „Achsel".

Die Schweizer Skirennen, die mit internationaler Besetzung vom 26. bis zum 29. Januar in Gstaad im Berner Oberland stattfinden, sind so ausgeschrieben, daß sie den Teilnehmern einen letzten Schliff für die Olympischen Spiele ermöglichen. So führt der Skilanglauf über 50 km mit Schwierigkeiten, wie sie ähnlich die Läufer in St. Moritz antreffen werden. Für das Militär-Skirennen der Schweiz sind der 14. und 15. d. M. festgelegt worden. Schauplatz sind die Höhen von Les Avants. Es werden ein Langlauf über 40 km und zwei Patrouillenläufe mit militärischen Uebungen, Sprüngen und Hindernissen aller Art durchgeführt. Für die Schweizer Mannschaft für den Militär-Patrouillenlauf bei den Olympischen Spielen bildet diese Veranstaltung die Abschlußübung.

Der Schweizer Winterkurort Engelberg verfügt nunmehr über die erste Schweizer Seilschwebebahn. Die Bahn verbindet die Gerschnialp mit einem etwa 1500 m entfernten Höhenzug, der bisher nur schwer erreichbar war. Ein ideales Skigebiet in etwa 2000 m Höhe.

Trinkt täglich

Felsche

KAKAO

er stärkt den Körper!

Wie leicht und schmerzlos

schwindet der stärkste Bart, wenn Sie sich mit Kaloderma-Rasiercreme rasieren. Eine angenehme Entspannung bleibt zurück und Ihre Haut wird frisch und elastisch.



Mk 1.40

KALODERMA RASIER-CREME

F. WOLFF & SOHN

Ein guter Trunk für frohe Zecher

Rhein- und Moselweine

Für trübe Zeit ein Sorgenbrecher

Spez.: Rüdesheimer u. Rheingauer Naturweine
Eigenbau und Herrschaftsgewächse
NICOLAUS SAHL, Weingutsbesitzer
RÜDESHEIM a/RH.

Ich bin rasiert mit der Rasier-Klinge Auerhahn

MAN BEACHTE DIE FABRIKMARKE
BESTE DEUTSCHE ARBEIT

Die Auerhahnklinge wird Ihnen beim Rasieren Unannehmlichkeiten ersparen, denn jede Klinge ist von gleich guter Qualität.
Schramberger Uhrfedernfabrik G. m. b. H., Schramberg (Württemberg).

Männer! Man kennt heute nur noch
„Okasa“ (nach Geheimrat Dr. med. Lahusen).

Das einzig dastehende hochwertige Sexual-Kräftigungsmittel (sexuelle Neurasthenie). **Notariell** beglaubigte Anerkennungen von zahlreichen Aerzten und tausende Dankschreiben dankbarer Verbraucher beweisen die einzig dastehende Wirkung! Trotzdem gibt es noch Zweifler! Wir versenden daher nochmals

50 000 Probe-Packungen

kostenlos ohne jede Verpflichtung gegen 30 Pf. Doppel-Brief-Porto; wir legen hochinteressante Broschüre bei. Original-Packung à 9,50 M. zu haben in den Apotheken. General-Depot und Alleinversand für Deutschland: Radlauers Kronen-Apotheke, Berlin W 244, Friedrichstrasse 160.

Die „echte“ Eicke-Kaffeemaschine

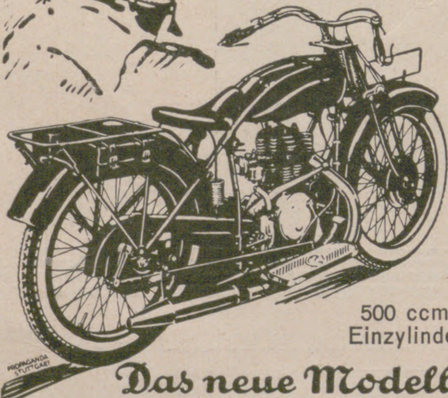
mit selbsttätiger Ausschaltung der elektrischen oder Spiritus-Beheizung.

Seit mehr als 60 Jahren als beste Kaffeemaschine der Welt bekannt. Von allen empfohlen, die dieselbe längere Zeit gebrauchen. Reines, kräftiges Getränk. Höchste Ausnutzung des Kaffees. Nur echt mit dem Stempel H. Eicke Berlin.

H. Eicke, Berlin W 8, Leipziger Str. 39.

NSU

Greif zu!



500 ccm Einzylinder

Das neue Modell
in seiner bisher unerreichten Vollendung!

ZWEIZYLINDER-
Sport- und Tourenmodelle
500 ccm, 1000 ccm.

Unvergleichliche Lebensdauer!
Konkurrenzlose Preise! Ratenzahlungen.

NSU-Vereinigte Fahrzeugwerke A.-G.
Neckarsulm.

Der große Wert des erfrischenden „Fachinger“ Wassers liegt in seiner heilwirkenden Eigenschaft bei Störungen der Verdauungsorgane, Erkrankungen der Harnorgane sowie bei Stoffwechselkrankheiten.

Krankenfahrstühle

für Zimmer und Straße.
Selbstfahrer, ***auch mit Motorantrieb.***
Ruhestühle, Lesetische, verstellbare Keilkissen.
Katalog grat.
Rich. Maune, Dresden-Löbtau 2.

„ALS AUSHANG IM SCHAUFENSTER

gibt es nichts Anziehenderes wie den

„AKTUELLEN BILDERDIENST.“

Verlangen Sie kostenlos Probebilder und Preisangabe.

„Aktueller Bilderdienst“
Verlag von J. J. Weber,
Leipzig C 1, Reudnitzer Str. 1-7.



ANKER TEPPICHE

GEBRÜDER SCHOELLER
DÜREN-RHLD.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



Wintersport in der Großstadt – auch bei schneelosen Zeiten: Im neuen Wiener Schneepalast.

Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Professor Glatz.

Die Halle des nicht mehr in Betrieb befindlichen Nordwestbahnhofs am Tabor in Wien wurde in einen Schneepalast umgewandelt, der eine Ski- und Rodelbahn und auch eine Sprungschanze aus künstlichem Schnee umfaßt, so daß die Wiener und Wienerinnen außer in den Wintermonaten auch im Frühjahr und Herbst dem Wintersport huldigen können. Namentlich Sonntags ist der Wiener Schneepalast, eine Gründung des schwedischen Sportlers Dagfin Carlsen, Schauplatz eines sehr vergnügten Treibens.





Der Neujahrsempfang beim Reichspräsidenten in Berlin: Präsentieren der Ehrenwache bei der Abfahrt der fremden diplomatischen Vertreter im Hofe des Reichspräsidentenpalais. — Im Kreis: Von der Eröffnung des Eucken-Hauses als Stätte der Erinnerung und des geistigen Austausches in Jena am 5. Januar zum 82 jährigen Geburtstage des verstorbenen Philosophen: Das ehemalige Heim Euckens in der Botzstraße. (Phot. A. Bischoff.)





Von der furchtbaren Explosionskatastrophe in Berlin in der Nacht vom 4. zum 5. Januar: Der Trümmerhaufen an der Unglücksstätte, unter dem Rettungsmannschaften nach Toten und Verletzten suchen. Bei dem Unglück wurden 17 Hausbewohner getötet und mehrere verletzt. Links: Vorderansicht des durch die Explosion zerstörten Hauses in der Landsberger Allee.





Vom Staatsbesuch des afghanischen Königs, der auch nach Europa kommen will, beim König von Ägypten: König Aman-Ullah-Chan von Afghanistan in Kairo auf dem Wege zum Festmahl bei König Fuad I. von Ägypten. — Nebenstehend: Lebensmittelzufuhr für die durch starken Schneefall von der Umwelt abgeschlossenen Ortschaften in England mittels Luftfahrzeuge: Übernahme der von der Heilsarmee besorgten Lebensmittel, die dann in kleinen Korbtaschen über den schneebelagerten Ortschaften abgeworfen werden, in ein startbereites Flugzeug.

GRENZLANDE IM DEUTSCHEN WESTEN

VON HARRO ESSINGH

Die germanisch-romanische Völkerscheide des europäischen Westens hat eine dem slawisch-germanischen Osten in mancher Beziehung entgegengesetzte historische Entwicklung hinter sich. Der deutsche Westen ist, abgesehen von der römischen Periode, niemals Kolonialland gewesen. Als das erstarkende alte deutsche Reich gegen den Osten vordrang, fand es mehr oder weniger Wildnis vor. Die Lande an Oder und Weichsel erhielten ihre Kultur von deutschen Priestern, Rittern, Handwerkern und Bauern. Als dagegen das fränkische Königreich nach der Rheingrenze zu drängen begann, fand es altes, aus sich selbst heraus geschaffenes Kulturland vor. Es konnte ihm nichts mehr bringen als seine gallisch-leichte Lebens- und Liebeskunst und die Anmut seiner Sprache. Damit hat es in der Tat seinen Bajonetten den Weg bereiten und zugleich ihre Schärfe vertuschen können. Ist die Stellung der deutschen Sprache in Osteuropa dieselbe wie die der französischen in den Grenzlanden des Westens? Im Osten ist es das Bedürfnis nach einer Verkehrssprache für die zahlreichen kleinen Gruppen, das zu einem beträchtlichen Teil den deutschen Spracheinfluß herbeigeführt hat. Von purer Liebe und Neigung ist dabei wenig zu bemerken; man denke an Tschechen und Polen. Im Westen stießen zwei internationale Verkehrssprachen zusammen. In dem entstehenden Wettbewerb hat fast auf der ganzen Linie zwischen Alpen und Nordsee das Französische sich viel weiter in deutsches bzw. germanisches Gebiet einschieben können, als es umgekehrt mit dem Deutschen der Fall ist. Mit dieser Feststellung gelangt man an den Kern des Problems unserer Westgrenze: der Germane ist anpassungsfähiger und national weniger verbissen als der Romane.

Die Schweiz ist ein erstes Beispiel. Zwei Drittel der Bewohner sind deutscher Zunge, das andere Drittel spricht französisch und italienisch. Auf Grund des Anschauungsunterrichts, den die Wallonen in Belgien und die Italiener in Südtirol erteilen, darf man in aller Ruhe die Behauptung aussprechen, daß es um die sprachliche Freiheit in der Schweiz viel, viel schlechter bestellt sein würde, wenn die Mehrheit der Bevölkerung romanisch wäre. Diese Wahrheit kommt dem Deutschschweizer heute kaum zum Bewußtsein und ist, wie die Dinge liegen, ja auch von keinem praktischen Wert. Durch das gute Beispiel der deutschschweizerischen Selbstlosigkeit mögen die Welschschweizer ihrerseits gereift und duldsamer geworden sein. Die Tatsache jedoch, daß innerhalb der Schweiz weit mehr Deutschschweizer verwelscht als Welschschweizer verdeutscht werden, daß ferner die französische Sprache unter den Deutschschweizern viel verbreiteter ist als die deutsche Sprache im romanischen Teil des Landes, erinnert immer wieder daran, daß der Germane sich fremdem Wesen gegenüber aufgeschlossener zeigt als der Romane.

Im Elsaß und in Luxemburg liegen die Dinge ähnlich, aber doch verschieden, weil hier die ganze Bevölkerung, bis auf vereinzelte Dörfer, germanisch ist und ein bodenständiges Romanentum nicht vorhanden ist. Wer im Elsaß (von importierten Beamten abgesehen) und in Luxemburg Französisch als seine Muttersprache ausgibt, ist romanisierter Germane. Diese Typen sind an Zahl verschwindend gering, aber einflußreich. Ihnen zur Seite stehen die ebenfalls wenig zahlreichen Doppelsprachigen, die bewußt den Stolz auf ihre Mischkultur pflegen. Man würde einen Irrtum begehen, wenn man der Annahme zuneigen würde, diese Schichten würden von der in Sprache und Sitte deutsch gebliebenen Masse der Elsässer und Luxemburger als Fremdkörper empfunden. So einfach liegen die Dinge nicht. „Mer welle bleibe, was mer sin!" steht auf dem Sockel eines Denkmals in der Stadt Luxemburg. In Luxemburg z. B. herrscht eine weitgehende Kultivierung des Französischen in den oberen Schichten und in der Verwaltung, und die Masse des Volkes ist damit, obwohl sie sich nie als Franzosen bekennen wird, einverstanden. Dem elsässichen Volk, einschließlich der Doppelsprachigen und bis zu einem gewissen Grade selbst der ausschließlich Französischsprechenden, wäre eine staatsrechtliche Lage wie die Luxemburgs das Ideal, auch wenn man sich aus Gründen der Opportunität für Franzosen ausgibt, wie man sich auch während der Zugehörigkeit zum Reich als „loyal" bezeichnete. Daß dies alles letzten Endes nur die Folge einer unglückseligen geschichtlichen Entwicklung ist und nicht etwa notwendig im alemannischen oder lothringischen Volkscharakter begründet liegt, beweist Baden, beweist das Rheinland, beweist vor allem drastisch das Saargebiet. Man darf überzeugt sein, daß die Mentalität des Saarländers, soweit er 1815 im Zweiten Pariser Frieden Rheinpreuße wurde (Saarlouis und Umkreis), sich heute kaum von der des Elsässers unterscheiden würde, wenn er damals wie dieser bei Frankreich geblieben wäre. Denn in jener Zeit, von den Anfängen der Französischen Revolution bis über die Napoleonische Zeit hinaus, schwärmte das ganze Rheinland für die Ideen von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, und man warf die Begriffe Freiheit und Frankreich durcheinander. Bis 1815 kam und die Geister von der deutschen Bewegung erfaßt wurden, soweit sie wegen der politischen Grenzen erfaßt werden konnten. Elsaß stand abseits, weil es nach Napoleons Sturz kein deutsches Bundesland geworden war; und Luxemburg, das dem alten Deutschen Bund zwar angehörte, war durch Personalunion mit den Niederlanden verbunden und wurde dadurch nach Westen abgezogen. Die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts griff tief in die Gestaltung des nationalen Empfindens ein. Daß in unserer Gegenwart alle französischen Überredungskünste im Saargebiet sich als vergeblich erwiesen haben, ist indirekt der beste Beweis dafür.

Soweit die deutsch-französische Sprachgrenze in Frage kommt, interessiert uns dies alles unmittelbar. Geht man nach Belgien, so findet man in dem wallonisch-flämischen Gegensatz den Kultur- und Sprachenkampf in neuer Form. Auch in den Niederlanden zeigt es sich, daß die germanische Bevölkerung ihre Sprache viel schneller aufgibt als die romanische, und wiederum sind es dieselben Gründe wie in der Schweiz: stärkeres Talent zur Erlernung einer fremden Sprache und dazu eine gewisse sprachliche Gutmütigkeit. In Belgien kommt zur Schwächung der flämischen Widerstandskraft bzw. zur Unterbindung eines Gegenangriffs noch hinzu, daß die niederländische Sprache wegen ihrer geringen Verbreitung unter erschwerten Bedingungen kämpfen muß, das Französische daher besonders leichtes Spiel hat. Wer Belgien kennt, wird wissen, mit welcher Selbstverständlichkeit die Wallonen das Vorhandensein oder die Gründung französischer höherer Schulen und Universitäten in Flandern betrachten, und mit welchem Fanatismus sie andererseits sich der Errichtung jeder Volksschule für flämische Arbeiterkinder im wallonischen Kohlenbezirk widersetzen. Erst in jüngster Zeit hat sich, eben an der fanatischen wallonischen Unduldsamkeit, der auf Erhaltung von Sprache und Art gerichtete flämische Volkswille entzündet.

Das für die westdeutschen Grenzlande Charakteristische liegt nun darin, daß es im Westen nicht (wie etwa im Osten Weichselland, Baltikum, Böhmen und die Donauländer) Gebiete gibt, in die umgekehrt deutscher Sprach- und Kultureinfluß eingedrungen ist. Jenseits der Vogesen, von Metz, von Luxemburg und der wallonisch-flämischen Sprachgrenze ist alles stockfranzösisch; die deutsche Sprache ist dort nicht bekannter als das Französische im Inneren Deutschlands. Die Grenzlande im Westen sind ausnahmlos dem Deutschtum und dem Germanentum verlorengegangene Gebiete, während die angrenzenden Länder im Osten kulturelle Eroberungen der deutschen Sprachgemeinschaft sind. Das ist der grundlegende Unterschied, wenig erfreulich, aber durchaus der Tendenz der europäischen Kulturgeschichte entsprechend: Fortschreiten von Westen nach Osten.

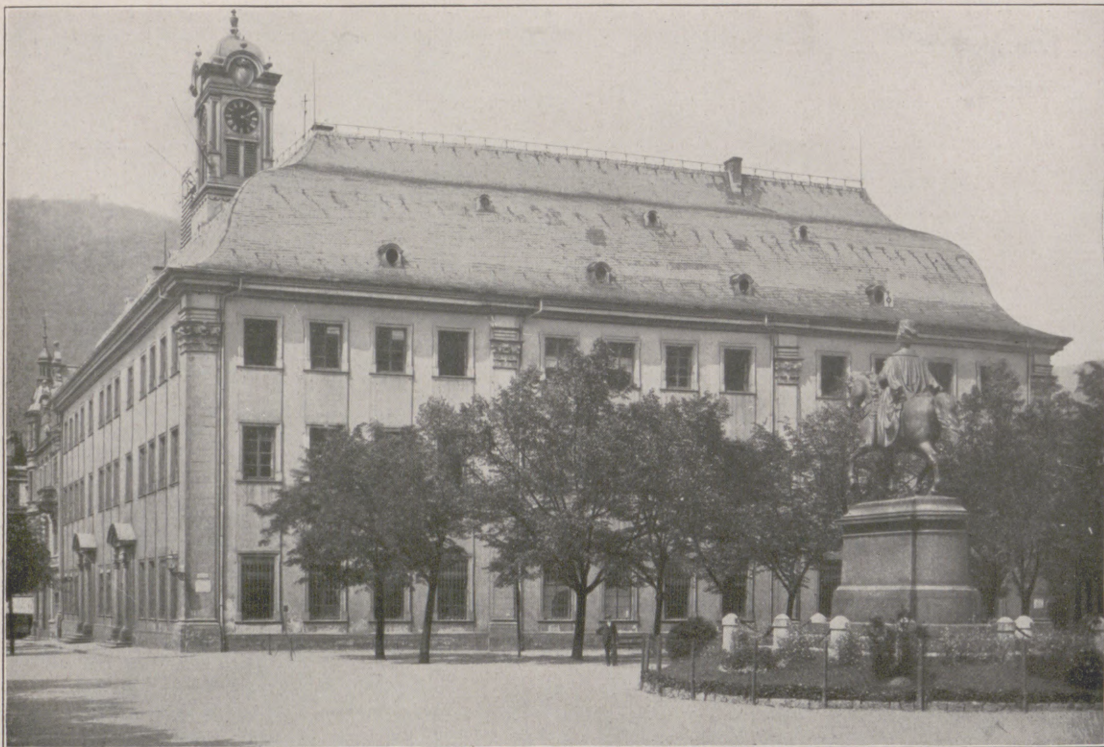
Burgundische Herrscher haben am Ausgang des Mittelalters versucht, an den Landen an Rhein und Maas ein germanisch-romanisches Zwischenreich im Stile des alten Lotharingiens zu schaffen. Das weitblickende Streben Karls des Kühnen und seines Vaters hat Schiffbruch gelitten, letzten Endes weil er das französische Element und die französische Sprache im neuen Staat herrschend machen wollte, wodurch er selber die Idee eines Pufferstaates von vornherein sabotiert hat. Niemand vermag heute vorauszusagen, wie sich die Dinge an Rhein und Maas in der Zukunft entwickeln werden. Die Geschichte kann sich nie ganz wiederholen, da die Verhältnisse wechseln, unter denen der Mensch lebt, und der Mensch selbst mit den wechselnden Bedingungen ein anderer wird. „Ein freies Elsaß-Lothringen als Mitglied der Vereinigten Staaten von Europa und als Mittler zwischen Frankreich und Deutschland" verlangt das Manifest der elsässischen Autonomisten als Endziel der Entwicklung. In Luxemburg und Flandern ersehnt man dasselbe, und bei der für das germanische Element ungünstigen Grenzziehung der Gegenwart kann man sich in Deutschland nach Lage der Dinge einstweilen kaum Besseres wünschen als solche Sehnsucht, die wenigstens das eine beweist, daß die Grenzlande im Westen trotz aller historisch begründeten Hinneigung nach Westen nicht im Romanentum aufgehen wollen.



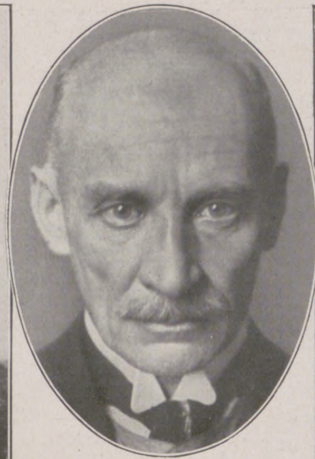
Vom Besuch des argentinischen Außenministers in Berlin: Minister Dr. Gallardo während seiner Ansprache zum Empfang im Berliner Stadtschloß bei der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften.

Für die „Illustrirte Zeitung" gezeichnet von Martin Frost.

Am 5. Januar traf der Außenminister Argentiniens, Exzellenz Dr. Angel Gallardo, der eine Rundreise durch Europa unternimmt, in Berlin ein, von Vertretern der argentinischen Gesandtschaft und des deutschen Auswärtigen Amtes empfangen. Nach einem vom Gesandten Quintana gegebenen Frühstück in der Gesandtschaft veranstaltete die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft einen Empfang im Schloß, bei dem der Präsident der Gesellschaft, Adolf v. Harnack, die Begrüßungsrede hielt, auf die der Gast in freundschaftlicher Weise erwiderte, wobei er die guten Beziehungen in politischer und die tiefen Zusammenhänge in kultureller Hinsicht zwischen Deutschland und Argentinien betonte. Am folgenden Tage war Dr. Gallardo Gast der Reichsregierung in der Reichskanzlei und wurde dann vom Reichspräsidenten empfangen. Am Abend weilte er im Hause des Reichsaußenministers Dr. Stresemann, den wegen Erkrankung Staatssekretär v. Schubert vertrat.

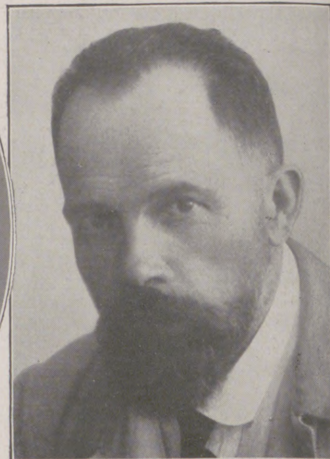


Zu der vom Botschafter Schurman veranlaßten amerikanischen Spende für den Neubau der Heidelberger Universität: Das „Alte Kollegienhaus“ in Heidelberg am Ludwigsplatz. Rechts schräg gegenüber von diesem Gebäude soll der Neubau erstehen.



Gustav Meyrink,

Verfasser von phantastischen und grotesken Romanen und Erzählungen, feiert am 19. Januar seinen 60. Geburtstag.



Wilhelm Schäfer,

bekannter Heimatdichter, biographischer Darsteller und Verfasser künstlerischer Anekdoten und rheinischer Novellen, wird am 20. Januar 60 Jahre alt.

TAGESGESCHICHTE

Am 1. Januar empfing Reichspräsident v. Hindenburg in der üblichen Weise die Vertreter der fremden Mächte in Berlin, denen im Hofe des Reichspräsidentenpalais von einer Reichswehrabteilung die militärischen Ehrenbezeigungen erwiesen wurden. Als Doyen des diplomatischen Korps übermittelte der päpstliche Nuntius Pacelli dessen Glückwünsche an den Reichspräsidenten und das deutsche Volk. In seiner Erwiderungsrede betonte Hindenburg, ebenso wie bei dem darauffolgenden Empfang der Reichsregierung, die Bedeutung der Freiheit, des höchsten Gutes der Nationen, und forderte die Aufhebung der Rheinlandbesetzung.



Zur 500-Jahrfeier der niederrheinischen Stadt Rees: Blick vom Rhein aus auf die Stadt, die in diesem Sommer ihr Jubiläum feiert.

In Berlin wurde in der Nacht vom 4. zum 5. Januar ein Wohnhaus in der Landsberger Allee von einer schweren Explosion betroffen. Die rechte Seite des vierstöckigen Gebäudes wurde vollständig abgerissen und stürzte auf das danebenliegende unbebaute Gelände hinab. Dabei wurden zahlreiche anwesende Personen verletzt und siebzehn getötet. Die Ursache des Unglücks ist nicht restlos geklärt, man vermutet Gasexplosion.

Nachdem man anfänglich gehofft hatte, die bei dem Untergang des amerikanischen Unterseebootes „S 4“ am 17. Dezember im Inneren eingeschlossene Besatzung noch zu retten, mußten dann infolge der widrigen Seeverhältnisse die Rettungsversuche eingestellt werden. Nunmehr wurden die Bergungsarbeiten wiederaufgenommen, und den Tauchern gelang es auch, sich einen Zugang in das Wrack zu schaffen. Bisher konnten drei Leichen an die Oberfläche gebracht werden. Die Unzulänglichkeit der ersten Rettungsversuche hat zahlreiche Rügen hervorgerufen; man hat es der amerikanischen Marine zum Vorwurf gemacht, daß sie solchen Unterseeboots-Unfällen gegenüber nicht mit genügenden Hilfsvorrichtungen ausgerüstet sei.

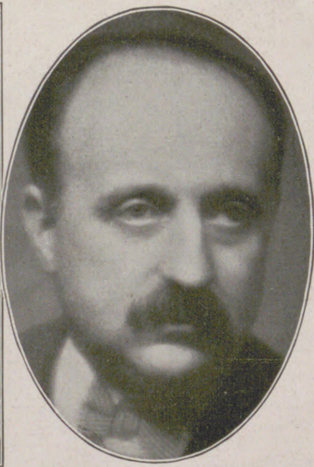
Bei einem Abschiedsessen, das der Vorstand der Steuben-Gesellschaft in Neuyork am 3. Januar für den auf seinen Posten nach Berlin zurückkehrenden Botschafter Schurman veranstaltete, gab dieser bekannt, daß eine von ihm in Amerika veranlaßte Sammlung für den Neubau eines Hauptgebäudes der Heidelberger Universität bereits 280 000 Dollar ergeben habe. Der Rest der Baukosten soll ebenfalls noch aufgebracht werden. Der Hauptspender war John D. Rockefeller jun. Es ist nun geplant, die gestifteten Gelder zuerst für einen Umbau der Seminargebäude der Universität zu verwenden, die einem großen Hörsaalgebäude Platz machen sollen. — Amerikas Botschafter in Berlin, Schurman, ist Ehrendoktor und früherer Student der Heidelberger Universität.

Am 5. Januar, dem Tage, an dem der verstorbene Jenenser Philosoph Rudolf Eucken hätte seinen 82. Geburtstag feiern können, wurde das alte Heim des Gelehrten in Jena seiner Erinnerung und dem Gedanken des geistigen Austauschs zwischen den Kulturvölkern geweiht mit einer Feier in der Universitäts-Aula. Am Nachmittag empfingen dann das Kuratorium der Stiftung und die Familie Eucken die Teilnehmer des Festaktes im Rudolf-Eucken-Haus.



Vizeadmiral Oldekop,

der neue deutsche Flottenchef, trat am 1. Januar an die Stelle des in den Ruhestand gegangenen Vizeadmirals Mommsen.



Nicolas Petresco-Comnène,

der zum Nachfolger des bisherigen rumänischen Gesandten in Berlin, Const. G. Nanos, ernannt wurde.



Ein moderner Monumentalbau in der württembergischen Landeshauptstadt: Das vor kurzem fertiggestellte Gebäude der Oberpostdirektion in Stuttgart. (Phot. Ph. Sporrer, Stuttgart.)



Wie der zeitgemäße Geschäftsmann für die Kinder sorgt. Zeichnung von Martin Frost.

In Berlins größtem Schuhwarenhaus Stiller ist in der Kinder-Abteilung ein wahres Paradies für die Kleinen geschaffen, in dem sie sich während des Einkaufs der Eltern unter Aufsicht von Kindergärtnerinnen bei Karussellfahren, Wippen, Reiten und anderen Belustigungen vergnügen können.



Holzfäller in den Wäldern an der Kama, dem größten Nebenfluß der Wolga.



Wolga-Ufer bei Simbirsk.

RUSSISCHE LANDSCHAFT

Farbige Zeichnungen von Prof. W. D. Falileeff.

Passagiere

ROMAN VON HELLMUTH UNGER

(2. Fortsetzung.)

Von Mr. Hallock habe ich noch nicht erzählt. Er ist der seltsamste von allen Passagieren. Mr. Hallock ist Schotte von Geburt und hat eine Tochter in Nassau, der Hauptstadt der Bahama-Inseln, verheiratet. Sie wohnt dort mit ihrem Mann und zwei Kindern, die ihren Großvater noch nicht kennen. Mr. Hallocks Schwiegersohn hat ein Hotel, ein großes, gutbesuchtes Hotel! Es ist Segen im Geschäft, wie Mr. Hallock erzählt. Endlich hat er sich entschließen können, seine Kinder zu besuchen, dieser bedauernswerte Mensch, der an einer fixen Idee leidet, die gesunde Menschen nur belächeln.

Mr. Hallock bildet sich ein, in die Zukunft sehen zu können. Das tun andere auch und machen sogar Geschäfte damit. Dieser Schotte leidet darunter, denn er hat nur Vorahnungen für schlimme Dinge und für Ereignisse, die ihn selbst betreffen. Er spricht mit mir wie mit einem Arzt, dem er sich anvertraut. Er vermag es selbst nicht zu erklären, wie alles ist. Nein, Stimmen hört er nicht. Er glaubt auch gar nicht an eine übersinnliche Welt. Aber in seinen Entschlüssen hat er oft Hemmungen, die unüberwindlich sind. Dreimal schon hat er auf die Reise über den Atlantik im letzten Augenblick verzichtet, weil er ein Schiffsunglück voraussah, das doch nicht eintrat. Schließlich hat er den Riesendampfer „Leviathan" benutzt.

„Da warnte mich nichts," sagte er, „und alles ging gut."

Jetzt macht er die große Umreise über Hamilton und Kuba, um nach Nassau zu kommen. Solch weiten Abweg! Er spricht viel von seinen Enkelkindern, auf die er so stolz ist. Diesen Mann soll einer begreifen!

Immer ist er in Unrast, und man begegnet ihm an allen möglichen Orten. Er kontrolliert gleichsam das ganze Schiff und weiß mehr als wir alle. Er belauscht den Takt der Maschinen und prüft die Wettermeldungen. Immer ist er, klein, schmächtig und eidechsengewandt, auf geheimnisvollem Posten. Der Funker ist ebensowenig sicher vor ihm wie der Kapitän.

„SOS ist doch der Hilferuf, wenn ein Schiff in Not ist, nicht wahr?" sagt er. „So frage ich den Funker, ob außer ihm noch ein Beamter an Bord ist, der die Funkapparate bedienen kann. — ‚Selbstverständlich', antwortet er mir. ‚Mindestens drei. Es ist nicht so schwer, diese Zeichen zu senden. Aber der Himmel bewahre uns davor, daß wir in Seenot kommen und andere Schiffe anrufen müssen.' — ‚Wollen Sie mich vielleicht auch unterweisen?' habe ich gefragt. ‚Wenn es nicht so schwer ist!' — Ja, wenn es mich beruhige, doch erst in seiner Freizeit. Ich werde mich heute abend also in den Dienst der Allgemeinheit stellen. Sagen Sie es, bitte, nicht weiter."

Mr. Hallock ist von seiner Unterredung mit dem Funker scheinbar befriedigt und ruhiger geworden. Er ist auch ein wenig stolz, daß er der einzige Passagier sein soll, der eine so wichtige Kunst beherrscht. Am Abend hat er die Verabredung vergessen.

Der Sturm, der unser Schiff vor sich hertreibt und über die weißen Wellenkämme braust, hat seinen mächtigen Atem verloren. Die Wettermeldungen lauten günstiger.

Auf dem „Globus" tanzen die Passagiere.

Nein, dieser Mr. Hallock hat seine Verabredung doch nicht vergessen, nur aufgeschoben; denn er ist einer anderen wichtigen Sache auf der Spur, die ihn vollauf beschäftigt.

„Sind Sie schon im Kielraum des ‚Globus' gewesen? Nein? Das sollten Sie tun! Da werden Sie hinter ein überwältigendes Geheimnis kommen."

Sein meckerndes Lachen wird triumphierend.

„Überwältigend, sage ich. Und nichts anderes. Ich habe vorhin den Kapitän gestellt, oben in seiner Kabine. So stand ich da in der Tür, und er konnte mir nicht ausweichen. ‚Wir haben zwei Särge an Bord, Kapitän', sage ich sachlich. ‚Unten im Kielraum auf Eis.'

‚So, zwei Särge? Wer hat Ihnen das gesagt, Mr. Hallock?'

‚Es genügt, daß ich es weiß, Kapitän.'

‚Sie werden diese Einrichtung auf allen Schiffen finden.'

‚Auf Eis! sage ich, Kapitän. Diese Särge sind also in Benutzung!'

‚Kümmern Sie sich, bitte, um Ihre Angelegenheiten, Mr. Hallock. Das wäre mir lieber.'

So wollte er mich mit einer großen Geste abtun. Aber ich wich nicht. ‚Die Passagiere haben ein berechtigtes Interesse daran, Kapitän, und morgen werden wir weiterverhandeln.'"

„Waren Sie denn unten im Kielraum, Mr. Hallock?" frage ich.

„Im Kielraum? Nein."

„Woher wissen Sie dann ...?"

„Die Tatsache mag Ihnen genügen. Es ist ein Unglück über uns allen. Das dürfen Sie mir glauben." Der Schotte hastet davon.

Ich stehe allein auf dem Bootsdeck, das am höchsten ist, und starre in die Nacht. Dieser armselige Mensch, der von seinen Visionen und seinem übertriebenen Mißtrauen ruhelos umhergehetzt wird, hat auch mich unruhig gemacht.

Ein Unglück ist über dem Schiff. Nein doch. Nein. Der „Globus" ist sicher und gut. Der Wintersturm hat seine Kraft verloren. Morgen werden wir in der großen Stille des Südens sein.

Morgen steuert der „Globus" die Bermudas an.

Der Sturm hat den Himmel von allen lastenden Wolken reingefegt. Die Sterne flimmern über mir. Leise und gedämpft flattern Takte von Tanzmusik herauf. Mr. Hallocks neues Geheimnis ist noch nicht bekannt. Die Passagiere tanzen.

Ich wende mich an der Reling um und überblicke das lange Bootsdeck. Ich bin nicht der einzige Gast hier oben. Ein andrer Passagier, den ich bis zu dieser Stunde nicht an Bord gesehen, geht langsam an mir vorbei und grüßt. Ich kann sein Gesicht nicht genau erkennen. Er trägt einen schwarzen Mantel über schwarzer Kleidung, hat einen harten schwarzen Filzhut auf dem Kopf und schwarze Handschuhe an. Bei jedem zweiten Schritt stützt er sich auf einen zusammengerollten seidenen Regenschirm.

Nach dem Gespräch mit dem Schotten wirkt dieser Fremde geradezu unheimlich. Nein, er verschwindet nicht, wie eine Trugerscheinung. Auf und ab geht er allein hier oben, während die anderen tanzen. Ein ausgezeichnet gekleideter Gentleman, der sich wie auf einer Kurpromenade Bewegung macht. Als ich an ihm vorübergehe, weicht er im Bogen aus, wie aus Furcht, daß ich ihn ansprechen könnte.

Jedem andern würde er auch aufgefallen sein. Diese dunkle Feierlichkeit steht im Gegensatz zu allen Gewohnheiten auf hoher See. Einen schwarzen, steifen Hut zu tragen, wenn der Sturm über Deck pfeift.

Vor dem Rauchsalon treffe ich Mr. Hallock wieder, der sich mit dem Chefingenieur unterhält und durchaus erfahren will, wie der Mechanismus der Schottenschließung funktioniert, wenn solch ein Schiff wie der „Globus" einmal leck würde.

Ich frage ihn nach dem Mann, dem ich eben begegnet bin. Mr. Hallock sieht mich mit weiten Augen an. Das ist wieder etwas Neues für ihn.

„Was sagen Sie da? Einen schwarzen Regenschirm in der Hand und schwarze Handschuhe?"

Er stürzt zum Bootsdeck hinauf.

Der Chefingenieur blickt ihm schweigend nach und wärmt sich die Finger an seiner Shagpfeife.

V.

Als ob ich immer zu den Leuten auf dem Rittergut Gussenow gehört hätte, lebe ich jetzt mit ihnen in der Abgeschlossenheit ihrer kleinen Welt und lerne vieles begreifen, was ich in den ersten Tagen meines Besuchs noch nicht verstand. Auch die beiden, Felix und Olga von Brake.

Ich lese in kaum beachtenswerten Geschehnissen und belanglosen Ereignissen ihre Geschichte, wie ich die Geschichte des „Globus" durchgeblättert habe und viele, viele andere, nur daß ich dabei nie ein Unbeteiligter bin, der die Bücher schließen und beiseitelegen kann, wenn er ihrer müde wird. Nein, ich bin stets härter betroffen als die anderen alle. Sie haben wohl mehr Mut oder Gleichgültigkeit und packen das Leben zagloser an. Über den anderen ist die große Gnade, vergessen zu können.

Hin und her gehe ich durch die Ereignisse meiner Tage, lebe hier und da gemeinsames Schicksal mit anderen und bin wieder allein. Gott weiß es, ich suche sie und ihre kleinen Abenteuerlichkeiten nicht. Zu lange habe ich in den großen Städten gelebt, wo zwischen den Menschen keine Bindungen mehr bestehen. Es gibt viele, die das für einen herrlichen Zustand halten und „Freiheit" nennen.

Aber auch hier sind die Menschen nicht glücklich und froh und leben aneinander vorbei. Der Friede der Landschaft und Tiere ist nicht auch der Friede ihrer Herzen. — — —

Gussenow ist ein großes Rittergut. Es hat über 2000 Morgen Land und Wald und mächtige Fischteiche voller Karpfen und Krebse. Felix von Brake ist ein gefürchteter Herr, aber er arbeitet wie der geringste seiner Häusler oder Knechte und dient dem alten väterlichen Boden, jedoch nicht aus tief verwurzelter Liebe, sondern aus Pflichtgefühl, das ihn auch von sich selbst das Letzte fordern läßt.

Wie sehr hat sich dieser Mann seit unsrer Studentenzeit gewandelt! Sein ganzes Studieren war damals gewiß nur Spielerei. Er wußte, daß er einmal das Gut übernehmen und verwalten mußte, aber in nichts brachte er es zu einem Abschluß. Er hatte so viele Interessen, denen er nachging, bei Tag und in den Nächten. Immer hatte er die Taschen voll Geld und überall Freunde, die auf seine Kosten lebten und zechten. Das juristische Staatsexamen? Wozu? Höchstens die Promotion war erstrebenswert; denn sie verlieh eine gewisse Würde, die etwas bedeutete. Wenn ich ihn heute daran erinnern wollte, an welchen Bagatellen sein guter Wille stets von neuem scheiterte! Statt

in die Kollegs zu gehen, bezahlte er einen Einpauker, einen alten, heruntergekommenen Studenten, der alle Examensfragen seit Jahren sammelte und die Gelehrsamkeit im Extrakt in die Kandidatenschädel trommelte. Man konnte sicher sein, daß man mit diesem Lehrmeister bestand. Aber Felix hatte nicht die Ausdauer, die Kurse durchzuhalten. Zwei, drei Semester neuer Anlauf und einige Wochen übertriebener Fleiß, dann lockte ihn anderes, das Oktoberfest, der Fasching oder ein Mädchen. Es war eine sorglose Zeit in München, lange vor dem großen Krieg, der alles Frohe zerstört hat.

Eines Tags verschwand er, ohne Abschied genommen zu haben und ohne den Doktortitel. Er diente später bei einem feudalen Kavallerieregiment in Pommern.

Und jetzt ist er das wandelnde Pflichtgefühl auf seinem Rittergut und möchte nicht mehr an alte Zeiten erinnert sein.

Felix und Olga verstehen einander nicht. Seine derbe, übertrieben aufrichtige Art verletzt sie, und er verspottet die „Romantik ihrer Seele".

Wie kann ein Mensch nur so verweichlicht sein, Kind? Zum Teufel, ist sie denn nicht die Frau eines alten Offiziers, der bis zum letzten Tag im Felde war?

Felix und Olga gehen aneinander vorbei, wann sie nur können, und respektieren ihre abgegrenzten Hoheitsgebiete. Nie wird sie ihm in seine Anordnungen hineinreden. Er ist der Gutsherr, der weiß, was er will. Und Felix kümmert sich nie darum, was sie mit sich selbst beginnt. Er ist ein wenig zu interesselos.

Nichts ist bösartig, was in diesen Tagen geschieht; sie verletzen einander nur mit Worten, die doppelsinnig erscheinen. Der stiernackige Mann fängt es plump und ungeschickt an, wenn er zu scherzen versucht. Dabei wendet er sich an mich als den Dritten und schont seine Frau nicht. Oh, sie hätte viel mehr Grund, ihn einmal zurechtzuweisen, wenn er sich gar zu wichtig nimmt und sich bei den Mahlzeiten aufspielt. Sie lächelt, wenn sie spricht, und spielt mit Worten wie mit goldenen Bällen.

Aber schließlich verstummt sie, weil sie mit Nadelstichen doch nichts ausrichtet und sein derbes Wesen nicht ändern kann. Und ihre Blicke erlöschen an ihm.

In der Samstagnacht ist zwischen den Eheleuten noch Zank gewesen. Felix setzt es mir später auseinander und will, daß ich ihm recht gebe. Die blonde Frau dagegen verrät sich mit keinem Wort.

War der Inspektor schuld, daß die beiden Männer bis in den grauenden Morgen Flasche nach Flasche leerten?

Petersen ist ein vernünftiger Mann, der im Dorf eine Braut hat. Die Tochter des Schullehrers. Das weiß jedes Kind auf dem Gut. Die Marie trägt von ihm einen goldenen Ring mit einem roten Stein. Schöner oder wertvoller sind die Ringe der gnädigen Frau gewiß auch nicht.

Das ist es, der Inspektor hat heillosen Respekt vor Herrn von Brake und gehorcht hündisch. Während der ganzen Woche trinkt er keinen Tropfen Alkohol. Sein künftiger Schwiegervater ist Guttempler und ein fanatischer Mann, der über jeden Einfluß gewinnt. Aber am Samstag ist Petersen trotzdem sternhagelvoll und muß am Sonntag bis in den hohen Mittag schlafen, um wieder nüchtern zu werden. Wenn er dann nachmittags Marie besucht, riecht sein Atem nach Pfefferminz, das er heimlich beim Krämer kauft.

Felix könnte seinen wackern Inspektor jeden Abend zu Gaste haben, das aber duldet die gnädige Frau nicht. Nein. Sie ist sogar fest entschlossen, nicht nachzugeben.

„Wie kann der Mann seine Pflicht tun, wenn du ihn selbst daran hinderst?"

„Bin ich nicht auch früh um fünf auf dem Felde? Wenn das eine Leistung sein soll!"

„Nicht jeder wird beim Reiten wieder nüchtern wie du."

„Hast du das gehört? Beim Reiten!" fragt er und sieht mich an. „Soll man denn überhaupt nicht mehr fröhlich sein?"

Am nächsten Sonnabend wird Petersen nicht gebeten und verläßt seine Wohnung frühzeitiger und durch den Seitenausgang, um nicht doch noch zurückgerufen zu werden. Er hat einen großen Kasten unter dem Arm und geht zum Dorf hinunter, um seiner Braut auf der Ziehharmonika vorzuspielen. Es wird ein nüchterner Abend werden, und Marie braucht einmal nicht auf die gnädige Frau eifersüchtig zu sein. Was für Geschichten Petersen aber auch erzählen kann! „Lieber Petersen" oder „Mein lieber Petersen" sagt die Gutsfrau, wenn sie ihn anredet.

Felix hat mich aufgefordert, mit ihm einen Gutsnachbarn zu besuchen. Er will anspannen lassen, damit ich nicht aus dem Sattel falle, wie er sagt. Es scheint also auch auf anderen Gütern heftig gezecht zu werden.

„Wenn es dir recht ist, möchte ich lieber hierbleiben, Felix."

„Hat Olga dich darum gebeten?"

„Deine Frau? Nein."

„Ich dachte."

Meine Ablehnung beschäftigt seine Gedanken.

„Was werdet ihr unternehmen?" fragt er beim Essen wie nebenbei. Seine Blicke haben etwas Unsicheres.

„Wir? Willst du denn allein fort?"

Die knabenhafte Frau sitzt mit geneigter Stirn zwischen uns und hält die schlanken, hellen Hände im Schoß.

„Wenn dir Walters Gesellschaft angenehm ist?"

„Ja. Danke. Wir könnten vielleicht ans Meer fahren oder zu den Teichen gehen, wenn Sie das lieben."

„Ein guter Gedanke. Du wirst achtgeben auf Olga, nicht wahr? Es sind oft Landstreicher unterwegs. Du solltest auch den Hund mitnehmen, Kind."

„Landstreicher? Das ist das Neueste. Aber Cäsar soll mitkommen, wenn du es wünschst."

Felix ist zufrieden und wieder sicher geworden.

„Es wird nicht langweilig sein. Er kann dir viel erzählen."

„Langweilig?"

„Ich meinte nur so. Und geht nicht durch den Wald zurück!"

„Sollen wir auf dich warten?"

„Auf mich? Nein. Ich kann nicht immer der erste sein, der nach Hause will."

*

Es ist schon Dämmerung zwischen Abend und Nacht. Wir gehen langsam zwischen herbstlichen Feldern. Der Gutshof bleibt in der Ferne hinter uns zurück. Wir wandern weiter in den Wald, zu den Teichen.

„Sie brauchen keine Sorge zu haben! Wenn die reisenden Handwerksburschen etwas wollen, kommen sie auf den Gutshof. Sie wissen, daß man ihnen Essen oder ein Nachtlager im Heu bei uns nicht abschlägt. Es ist noch nie etwas Schlimmes in unsrer Gegend geschehen. Ich gehe so oft allein."

Ob ich verstehe, was die Frau neben mir spricht? Ich lausche nur auf den Klang ihrer Worte, die wie zarte Hände streicheln. Wie lautlos und leicht ihre Schritte auf dem weichen Erdboden sind! Sie trägt ihre kurzgeschnittenen Haare unbedeckt und über dem fließenden Kleid gegen die Kühle nur einen seidenen Schal, der lose den freien Hals und ihre schmalen Schultern berührt. Die weißen Fransen streifen beim Schreiten die Gelenke am Fuß.

Der Weg ist so eng geworden, daß ich hinter ihr zurückbleiben muß, bis wir den großen Teich erreichen. So reden wir jetzt kaum ein Wort.

Mit gesenktem Kopfe trottet die Dogge in meinen Fußspuren.

Am Ufer, wo der Nadelwald weit zurücktritt, wird es wieder lichter. Die Spiegelfläche des Sees ist wie stumpfes, farbloses Blei. Ringsum ist alles lautlos geworden. Die Bäume sind schattenhaft und wie versteint. Reglos steht das Schilf an der Uferböschung.

Wenn ein Fisch, mitten im Teich, aus dem Wasser schnellt und wieder zurückfällt, knurrt der Hund und wartet mit gestreckter Rute.

„Weshalb haben Sie uns eigentlich im Winter das Telegramm geschickt?" fragt Frau von Brake.

„Was für ein Telegramm?"

„Er war so freundlich, dieser Gruß, doch er überraschte uns. Ein Telegramm, das über den Ozean kommt, ist in unserm Dorf immer noch ein Ereignis. Ein Bote hat es noch am Abend herübergebracht, obwohl der Inhalt ja nicht so wichtig war."

„War es kein Funkspruch?"

„Ein Funkspruch? Nein."

„Ich habe es an Bord eines Schiffes, das ‚Globus' heißt, aufgegeben. Schickte ich es hierher? Es geschah, bevor wir nach Kingston fuhren. Jetzt entsinne ich mich. So hat der Funker es also doch kabeln lassen."

„Ich weiß es nicht genau. Doch vielleicht war es auch ein Funkspruch aus Amerika. Weshalb hatten Sie ihn aber an m i c h gerichtet?"

„An Sie? — Welch ein Teufelskerl, dieser Funker, daß er sich solchen Scherz leistete, eine Adresse zu ändern!"

„Es war ein Gruß, für den ich Ihnen noch nicht gedankt habe. Nicht wahr? Ich wußte damals nicht, daß Sie uns so bald besuchen würden."

„Ich hatte Felix einmal versprochen, zu ihm zu kommen, wenn ich wieder in Deutschland war."

„Wann?"

„Oh, es ist lange her, aber ich habe es nicht vergessen."

„Felix hat oft von Ihnen gesprochen. Er bewundert Sie und sagt: Sie wären in seinen Augen der einzige Mensch, der zu leben verstände. Und wie viele fremde Länder Sie kennen! Er hat Bücher von Ihnen und Briefe, die er mir zu lesen gab."

„Briefe? Ich schreibe so selten."

„Vielleicht, wenn Sie sich einsam fühlten?"

„Das ist es wohl. Ja."

„Und Sie erzählten auch von einer Frau, mit der Sie zusammen lebten. Hieß die Insel nicht Maui?"

„So hieß die Insel. Aber das Mädchen ist tot."

„Verzeihen Sie, wenn ich nochmals frage. Es war nicht Ihre Frau?"

„Nein, es war nicht meine Frau."

„Warum reisen Sie so viel?"

„Weshalb leben Sie hier?"

„Es ist wohl unsre Bestimmung. Wer vermag das jemals zu entscheiden!"

„Glauben Sie, daß es ein Schicksal gibt, dem wir folgen müssen?"

„Ja, sonst wäre ich nicht mehr hier."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Vielleicht wäre ich wieder bei meinen Eltern in Schweden, wenn damals Ihr Gruß nicht gekommen wäre." (Fortsetzung folgt.)



Winter in den bayrischen Alpen: Dorfkirche von Wamberg bei Garmisch-Partenkirchen.

Temperagemälde von Jakob Hellmann.

Neuere schwedische Denkmalskunst.

Es ist erfreulich, wenn eine Nation wie die schwedische, die während eines Friedenszustandes von über 100 Jahren erblühte, sich ihrer Großzeit und ihrer bedeutenden Männer in Denkmälern dankbar erinnert, und man wird dies um so mehr begrüßen, wenn diese Erinnerungszeichen einen so künstlerisch befriedigenden Anblick gewähren wie die Monumente neueren Datums von Milles und Eldh.

In absehbarer Zeit wird der Folke-Filbyter-Brunnen von Milles fertiggestellt sein. Es handelt sich um ein längliches, mit geschichtlichen Reliefdarstellungen geziertes Bassin, aus dem zwei Wasserbecken emporragen, und in dessen Mitte sich auf einem Sockel der sagenumwobene Reiterkönig erhebt, von dem die Geschichte zu berichten weiß, daß er auf der Suche nach seinem von Priestern oder Mönchen schon als Kind gestohlenen Sohn ganz Schweden durchritten habe, bis er ihn fand, nachdem er bereits achtzig Jahre alt geworden war. Sein Sohn heiratete die Königin Margarethe von Dänemark (1363). Das alte schwedische Geschlecht der Folkunger hat durch seine wechselvollen Schicksale der schwedischen Sage reichen Stoff gegeben.

An den Begründer des schwedischen Reiches, Gustav Wasa, erinnert ein anderes Denkmal von Milles, das — im Treppenaufgang des Nordischen Museums zu Stockholm aufgestellt — aus Eichenholz gefertigt und polychrom mit Rot, Gold, Silber und Schwarz bemalt ist, eine wuchtig wirkende, 7 m hohe Kolossalstatue, an der der Künstler von 1907 bis 1925 gearbeitet hat. Gustav Wasa (1497 bis 1560) wurde in der siegreichen Schlacht von Brännkyrka (1518) gegen den Dänenkönig Christian II. als Bannerträger gefangengenommen, floh aber bald darauf nach Lübeck, kehrte zwei Jahre später wieder nach Schweden zurück, entfloh mit knapper Not dem sogenannten Stockholmer Blutbad, hielt sich dann in Dalekarlien verborgen und wurde zum Hauptmann im Befreiungskampf gegen die Fremdherrschaft gewählt. Der errungene Sieg krönte ihn zum Begründer des heutigen schwedischen Reiches.

Einen imposanten Eindruck bietet das Sten-Sture-Monument desselben Künstlers bei Upsala, das den Reichsverweser, inmitten einiger Getreuer, auf hohem vierreckigen, aus Granitblöcken geschichteten Sockel zu Roß darstellt. Sten Sture (1470 bis 1503) hat sich besonders durch die Einführung der Buchdruckerkunst und durch die Gründung der Universität Upsala um sein Land verdient gemacht. Er besiegte 1471 Christian I. am Brunkeberg bei Stockholm, unterlag sechs Jahre später der Übermacht des dänischen Königs, erlangte jedoch nach vier Jahren die Macht als Reichsverweser wieder.

Eine hochragende Säule, bekrönt mit der Gestalt eines vorwärts stürmenden Mannes, das Schwert in der Rechten, erinnert an Engelbrekt, der, einem dalekarlischen Geschlechte deutscher Herkunft angehörend, 1434 den Aufstand seiner Landsleute gegen die dänischen Fronvögte anführte, nachdem ihnen König Erich von Pommern auf eine Beschwerde die Antwort schuldig geblieben war. Obgleich er das ganze Land von den Unterdrückern befreite, wurde er nicht zum Reichsverweser gewählt, weil der hohe Adel ihm nicht wohlgesinnt war, und so wurde er während eines siegreichen Feldzuges in Südschweden 1436 auf einer Insel im Hjelmarensee von dem Sohn eines ihm feindlich gesinnten Aristokraten ermordet.

Von Eldh, der eine Reihe führender Männer des heutigen Schwedens: Branting, Lindhagen, Liljefors, Fröding, Josephson, Hallstenius u. a. ausdrucksvoll skulptiert hat, stammt eine meisterliche, für den Vorplatz des Stockholmer Rathauses bestimmte Statue des berühmtesten schwedischen Dichters, August Strindbergs, die diesen Titanen des Geistes in Granit geschlagen und wie Prometheus auf einem Felsblock sitzend darstellt. Der mächtige Körper, dessen Knochenstruktur scharf akzentuiert ist, und dessen Muskeln aufs höchste angespannt erscheinen, ist ganz Ausdrucksform einer innerlich bewegten Psyche, die sich gegen sich selbst aufbäumt.

Neben Linné, dem Vater der modernen Botanik, und Strindberg, dem Dichterheros, hat sich der Geist Schwedens in dem Werk des Denkers Swedenborg innerhalb der Menschheitskultur ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Emanuel v. Swedenborg (1688—1772), dessen mystische Bücher Kant und Schiller zu Studien über die Träume eines Geistersehers angeregt haben, war der Sohn des Bischofs von Westergötland; er betätigte sich als Gelehrter und Theosoph und wurde nicht nur bekannt durch seine theologischen und geisteswissenschaftlichen Schriften, sondern vor allem auch durch seine technischen Erfindungen. Seine geistige Bedeutung besteht darin, daß er ein neues System der Religionslehre begründete. Nachdem er 1747 pensioniert worden war, zog er nach London, wo er hochbetagt starb. Zum Gedächtnis haben die Engländer ihm jetzt ein Denkmal von Milles gesetzt, das im vorigen Jahre eingeweiht worden ist.

Helmuth Duve.

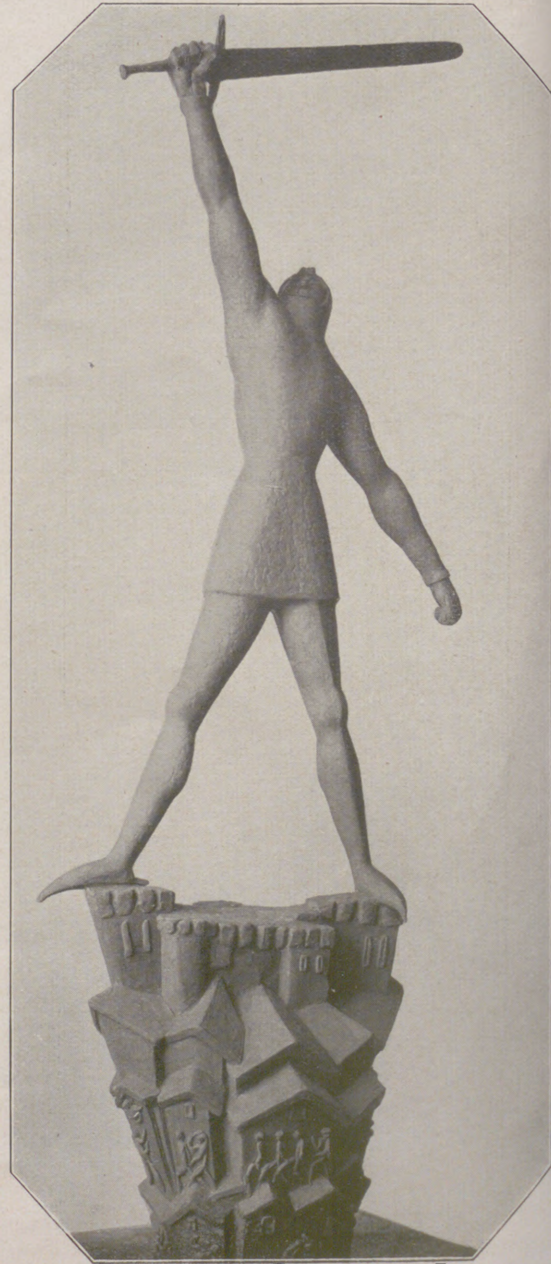


Bronzeskulptur des Reiterkönigs vom Folke-Filbyter-Brunnen.





Denkmal des „Geistersehers“ Emanuel v. Swedenborg von C. Milles.

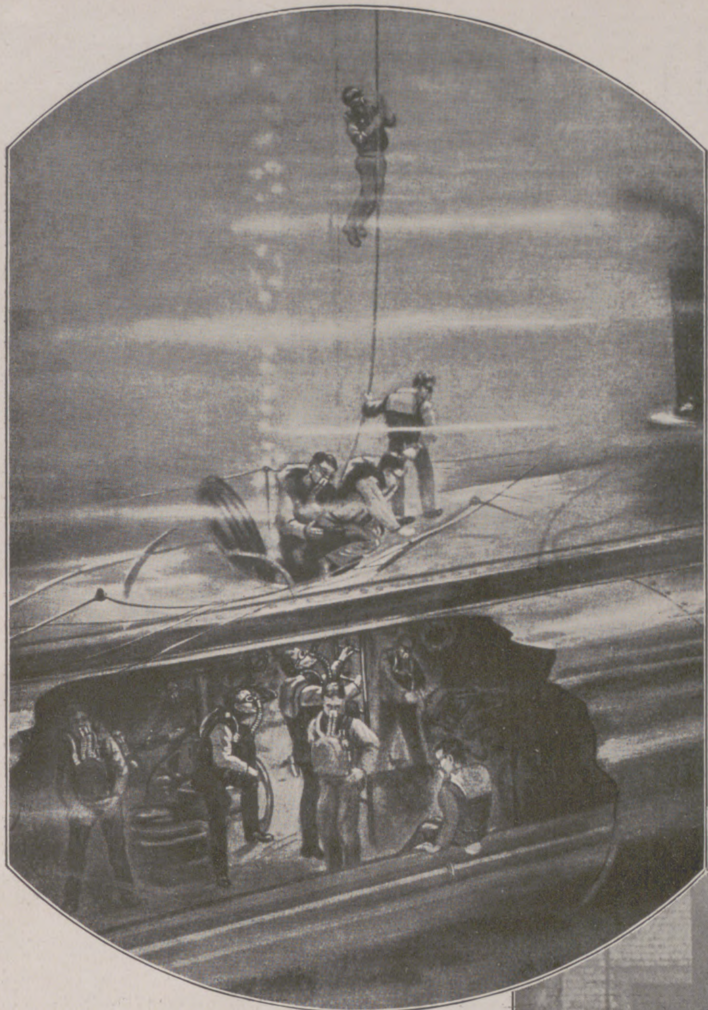


Links nebenstehend;

Denkmal des schwedischen Reichsverwesers Sten Sture, geschaffen von C. Milles.

Rechts nebenstehend:

Der schwedische Befreier Engelbrekt.
Ein Werk des Bildhauers C. Milles, für den Vorplatz des Stadthauses in Stockholm bestimmt.





Zum Untergang des amerikanischen Unterseebootes „S 4".

Was den Opfern des untergegangenen „S 4" gefehlt hat: Die schon während des Weltkrieges bewährten, jetzt noch verbesserten Dräger-Tauchretter, eine deutsche Erfindung zur Rettung verunglückter U-Bootsmannschaften, in Tätigkeit.

Dieser Apparat, wie eine Weste angelegt, versorgt den Träger mit Sauerstoff. Das Verlassen des U-Boots wird durch Öffnen des Bodenventils ermöglicht, wodurch wieder mit Hilfe der durch das eindringende Wasser im Boot zusammengepreßten Gase der Deckverschluß geöffnet wird; nun können die eingeschlossenen Mannschaften zur Oberfläche des Meeres aufsteigen.

Rechts oben: Der Schlußakt der Tragödie des „S 4": Ein Taucher steigt vom Minenlegboot „Falcon" hinab zur Bergung der verunglückten Besatzungsmannschaften.

Nebenstehend: Hunde unter dem Hammer: Windhund-Versteigerung in London.

Infolge der Hunderennen, die sich jetzt in England so überaus großer Beliebtheit erfreuen, ist der Preis der Windhunde außerordentlich gestiegen. So kamen kürzlich in London vor einer großen Versammlung von Interessenten 120 Hunde zur Versteigerung, bei der Preise bis zu 3000 Mk. erzielt wurden.

Links unten: Die Motorkraft im Dienste der öffentlichen Sicherheit: Ein neuartiges Fahrzeug für Polizeimannschaften, das bei der Berliner Schutzpolizei für die Streife oder rasche Überfallhilfe versuchsweise Verwendung findet.







Eine praktische Kreuzung zwischen Schlitten und Automobil: Ein auf der Strecke St. Moritz—Maloja (Schweiz) verkehrender Autobusschlitten auf dem Wege nach Maloja. Die Vorderräder sind auf Kufen gesetzt, die mit Raupenbändern versehenen Hinterräder geben den Antrieb.

Leuchtfeuer des Nachtflugverkehrs.

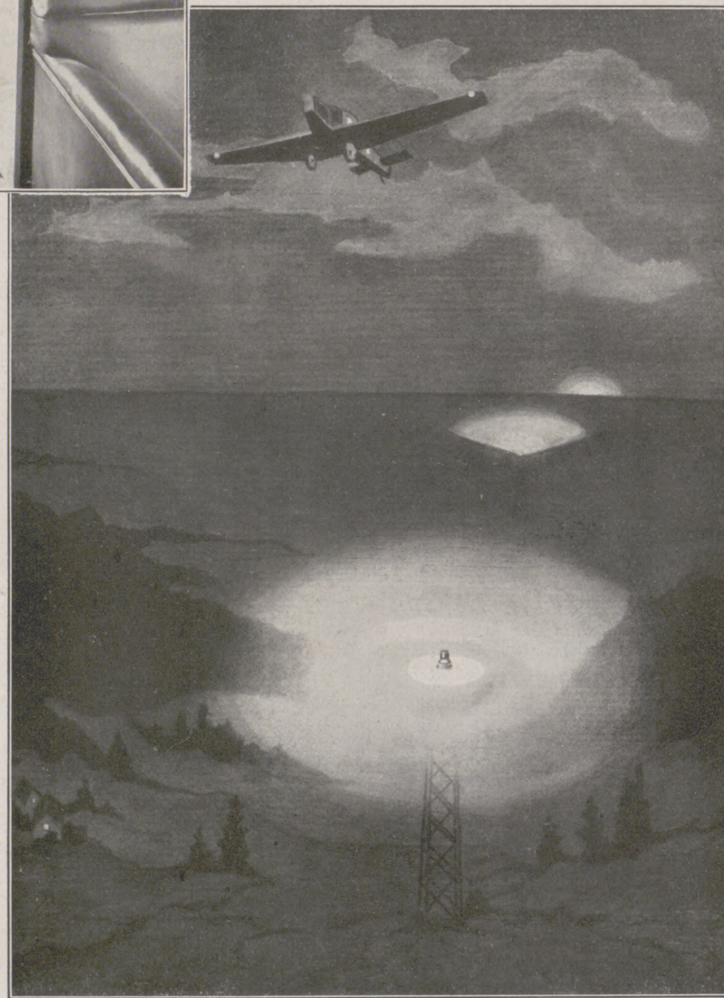


1. Im fliegenden Schlafwagen: Blick in die Schlafkabine eines Junkers-Verkehrsflugzeugs (Typ G 31).

Der Luftverkehr der Zukunft wird zweifellos eine große Anzahl von Nachtfluglinien aufweisen müssen, gleichwie im Eisenbahnverkehr der Gegenwart eine ganze Anzahl von wichtigen Nachtverbindungen besteht. Ebenso wie unsere Nacht-D-Züge Schlafwagen führen, die dem Fahrgast eine bequeme Fahrgelegenheit bieten, gibt es heute schon große Verkehrsflugzeuge, wie der Typ G 31 der Junkersschen Ganzmetallflugzeuge, die den Fluggästen ähnliche Schlafgelegenheiten bieten können wie dem Fahrgaste der Nacht-D-Züge die Schlafwagen der Mitropa und der Internationalen Schlafwagengesellschaft (Abbild. 1).

Ganz entschieden erhöht der Nachtflugverkehr bedeutend die Wirtschaftlichkeit des Flugverkehrs; andererseits stellt aber das Fliegen in Nacht und Nebel gewaltige Anforderungen an die moderne Technik in der Ausrüstung der Flugzeuge, Flugplätze und Fluglinien zur sicheren Durchführung solcher Nachtflüge.

Wichtig ist vor allem die Kennzeichnung der Fluglinie selbst. Wenn wir von den unabhängigen Navigationsinstrumenten der großen Verkehrsflugzeuge und den gut beleuchteten Flugplätzen als solchen absehen wollen, so hat der Pilot in der Nacht keine andere Orientierungsmöglichkeit als den Lichtschein der beleuchteten Ortschaften, Bahnhöfe, Hochofenanlagen, eventuell auch den schwachen Reflex der Wasserläufe. Sind diese Orientierungsmöglichkeiten schon an und für sich gering, so schmelzen sie aber bei nebligem Wetter zu einem Minimum zusammen. Darum hatte man sich bald entschlossen, die heute schon in Betrieb stehenden Nachtflugstrecken mit einer Streckenbefeuerung zu versehen, die im Gegensatz zu den lichtstarken Ansteuerungsfeuern der Flugplätze mit einer größeren Anzahl von kleinen Feuern arbeitet (Abbild. 2). Eine besondere Eignung für eine solche Streckenbefeuerung haben die sogenannten Tauchlichtlaternen erwiesen, die sich von den bisher üblichen Leuchtfeuern dadurch unterscheiden, daß der im Umkreis über den ganzen Horizont reichende Lichtschein dieses Feuers alle 2 bis 4 Sekunden von der Horizontalen bis zu einem Winkel von 30 Grad nach oben wandert. Erreicht wird dies einfach dadurch, daß man der Lampe, die ihr Licht durch eine Gürtellinse schickt, während ihrer Brenndauer eine Abwärtsbewegung erteilt. Der Flieger, der sich in dem von dem Lichtstrahlenbündel bestrichenen Raum befindet, empfindet den vorbeihuschenden Lichtstrahl als Blitz. Man kann durch geeignete Unterbrechung des Rhythmus der aufeinanderfolgenden Blitze für eine Gruppe von Tauchlichtlaternen, also für einen bestimmten Streckenabschnitt, eine ganz bestimmte Kennung vorsehen. Die Befeuerung der Nachtflugstrecken geschieht durch Anordnung solcher Tauchlichtlaternen in Abständen von 16 bis 18 km und ermöglicht bei nebligen und mondlosen Nächten die sichere Orientierung des Piloten.

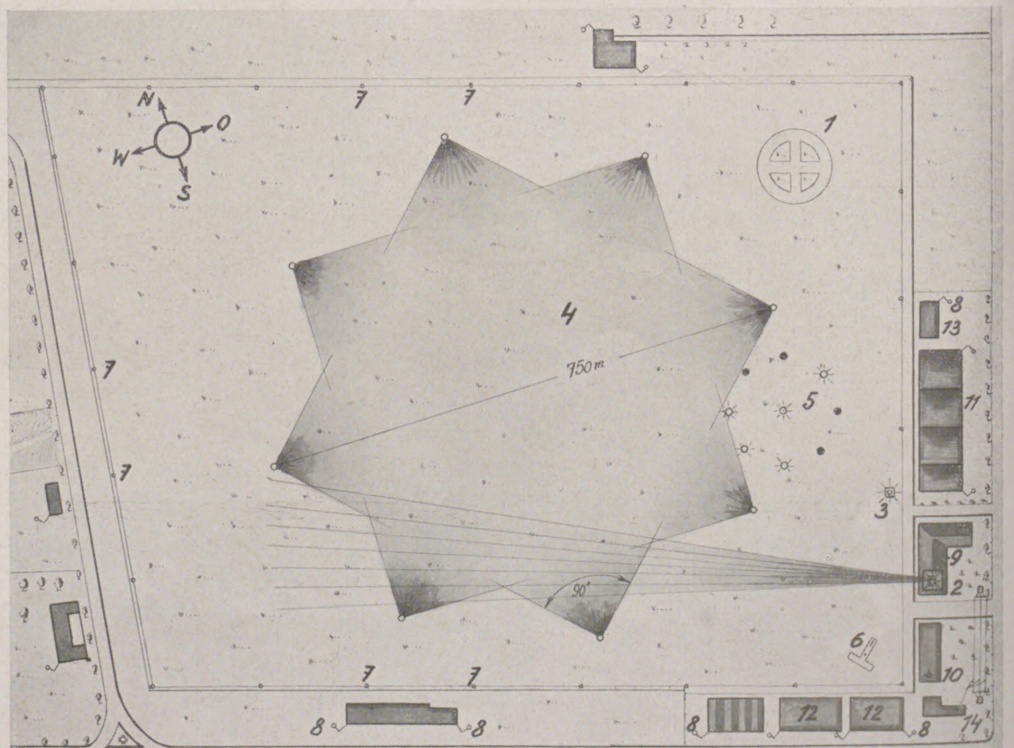


2. Befeuerung einer Nachtflugstrecke durch Pintsch-Tauchlichtlaternen.

Schwieriger und umfangreicher gestaltet sich aber die richtige Befeuerung der Flughäfen selbst. Hier handelt es sich nicht bloß um die einwandfreie Kennzeichnung des Flughafens; der Pilot muß zum Anstellen einer glatten Landung auch über die auf dem Flugplatz herrschende Windrichtung sowie über das eigentliche Rollfeld und seine eventuellen Hindernisse völlig im klaren sein. Ist dies nicht der Fall, so setzt er sein Flugzeug mit der ihm anvertrauten kostbaren Last der Gefahr einer Bruchlandung aus.

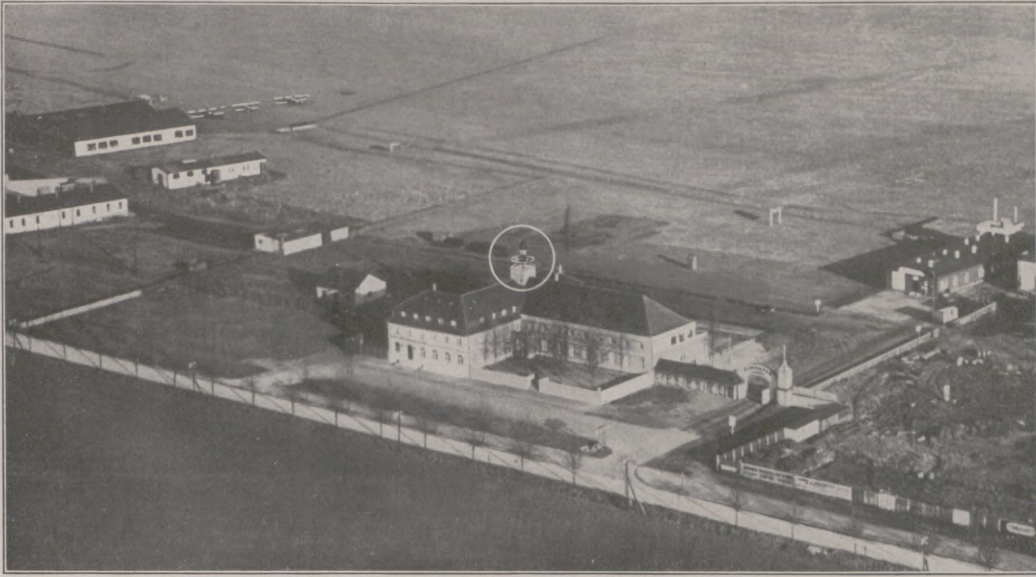
Das erste, was der Pilot von dem von ihm angeflogenen Lufthafen im Nachtflug erblickt, ist die Kennung des großen Ansteuerungsfeuers (Nr. 2 des Flugplatzschemas). Meist befindet sich das Ansteuerungsfeuer auf einem kleinen Turm des Direktionsgebäudes im Flughafen, so bei dem Flughafen in Leipzig-Mockau (Abbild. 4), oder die Lufthafenkennung geht von der Spitze der Masten der Radiostation aus, wie z. B. von den beiden Pintsch-Neonfeuern auf den Funktürmen des Berliner Lufthafens. Bei der Anlage von Luftfahrfeuern hat es sich stets gezeigt, wie oben schon bei den Streckenfeuern besprochen wurde, daß im Gegensatz zu den Seefeuern die Leuchtfeuer des Luftverkehrs ihr Licht nicht bloß mit größter Intensität horizontal, sondern einen Teil des Lichtes auch in den Luftraum nach oben werfen müssen. Dies führt zur Konstruktion des Drehspiegelfeuers, dessen Apparatur die Abbildung 7 zeigt. Im oberen Teil des Gehäuses befindet sich eine Projektionslampe von 3 KW Aufnahmeleistung, deren Strahlen von einer Fresnelschen Scheinwerferlinse gesammelt und zu einem zweiteiligen Spiegel im Mittelteil der Apparatur gelenkt werden. Der obere Teil dieses Spiegels ist eben und unter 45 Grad gegen die Horizontale geneigt; er wirft also ein Strahlenbündel in horizontaler Richtung; der untere Teil ist derart gekrümmt, daß er ein nach dem Zenit immer schwächer werdendes Lichtbündel erzeugt (Abbild. 6). Das ganze Spiegelsystem wird durch ein Zahnradgetriebe von einem Motorschalter aus in Rotation versetzt, so daß das erwähnte Strahlenbündel in einer gewissen Zeit eine ganze Umdrehung vollführt; der Motorschalter betätigt auch gleichzeitig in bestimmten Zeiträumen Blenden, so daß auf eine Anzahl von Umdrehungen des Strahlenbündels rhythmische Dunkelpausen eingeschaltet werden können. Die Drehspiegelfeuer geben ihre Kennung nicht in Morsezeichen, also langen und kurzen Lichtsignalen, sondern sie besitzen eine „Gruppenkennung", d. h. eine rhythmische Aufeinanderfolge von Lichtblitzen und Dunkelpausen; einem ruhender Beobachter erscheint das im Kreise wandernde Lichtstrahlenbündel naturgemäß bei jeder Umdrehung immer nur als Lichtblitz. Bei der Verwendung einer 3-KW-Lampe in einem Drehspiegel Ansteuerungsfeuer System Pintsch beträgt die Sichtweite bei klarem Wetter etwa 70 km.

Hat nun der Pilot sein Flugzeug mit Hilfe des Ansteuerungsfeuers in die unmittelbare Nähe des Flughafens geführt, so muß er sich, bevor er zur Landung schreitet, erst über die Richtung des herrschenden Bodenwindes in Kenntnis setzen; denn er muß entgegen der Windrichtung sein Flugzeug zur Landung bringen. Im Flughafen Berlin ist die Kennzeichnung der Windrichtung in origineller Weise folgendermaßen gelöst worden. Neben dem Beobachterstand für die Luftpolizei und dem Funkturm steht ein Mast, auf dessen Spitze das Modell eines kleinen Sportflugzeugs, des sogenannten Windrichtungsflugzeugs, angebracht ist, das die jeweilige Richtung des Bodenwindes dem herannahenden Flieger bei Tag und Nacht kennbar macht. Dieses Flugzeugmodell spielt schon bei der kleinsten Windstärke ein und ist mit Röhrenlampen an sich und durch Tiefstrahlungslampen von der Spitze des Mastes aus intensiv zur Nachtzeit beleuchtet (Abbild. 5). Eine zweite gelungene Durchführung der Windrichtungsanzeige besteht in der kreisförmigen Anordnung von acht mit starken Lichtquellen ausgerüsteten Kästen, die so im Boden des Flugplatzes versenkt sind, daß

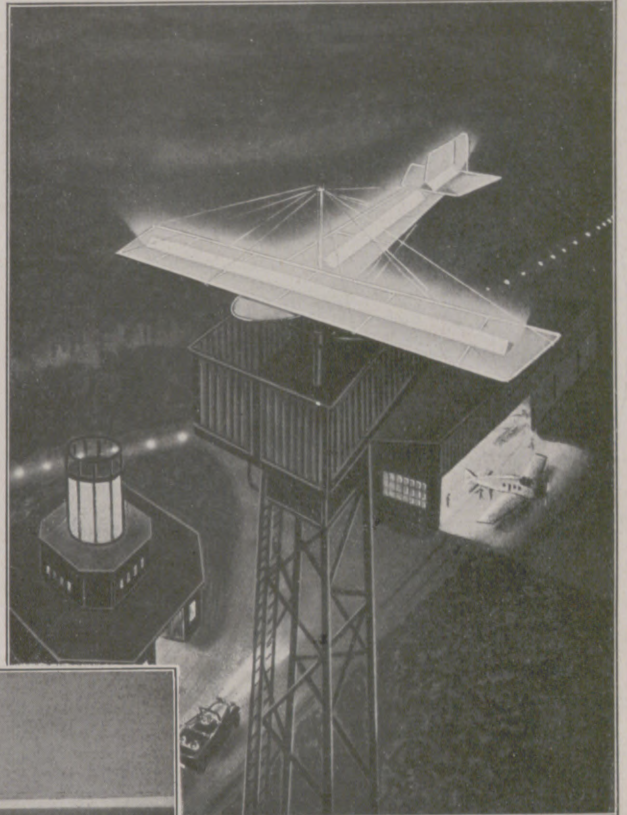


3. Flugplatzschema.

1 Zeichen der Tagkennung, 2 Nachtkennung und Ansteuerungsfeuer, 3 Landungssignal (Landungserlaubnis oder -verbot), 4 Schattenlose Rollfeldbeleuchtung (System Pintsch), 5 Landungslichter für das Anzeigen des Bodenwindes, 6 Taglandungsweiser (Bodenwindanzeiger), 7 Flugfeldbegrenzungslichter, 8 rote Hindernislichter, 9 Direktionsgebäude und Abfertigung, 10 elektrische Zentrale, 11 Flugzeughallen, 12 Reparaturwerkstätte und Benzindepots, 13 meteorologische Station (Wettermeldung), 14 Funkstation.



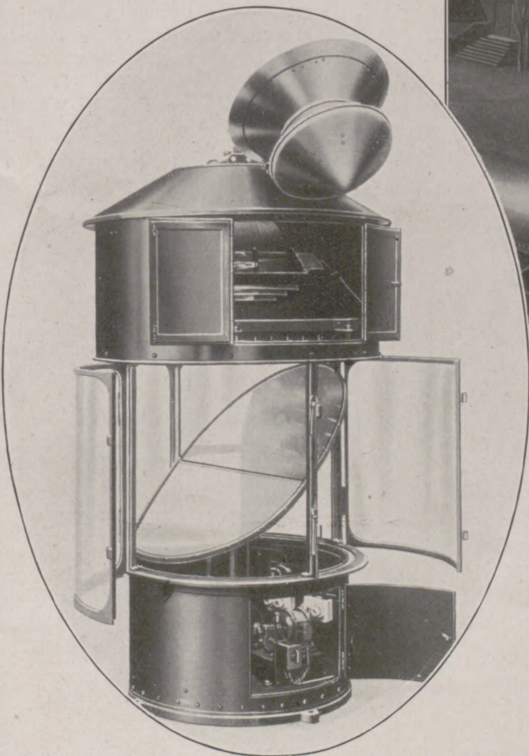
4. Flughafen Leipzig-Mockau mit Drehspiegel-Ansteuerungsfeuer (im weißen Kreis) bei Tag.



5. Windrichtungsanzeiger des Flughafens Berlin bei Nacht.

die Abschlußglasscheibe der Kästen in der Flugplatzebene liegt. Den Mittelpunkt des so angeordneten Kreises bildet ein neunter Kasten (Nr. 5 des Flugplatzschemas). An einer anderen Stelle des Flugplatzes befindet sich eine Wetterfahne, die über einen Schleifkontakt und Kabelleitungen, welche zu den einzelnen Kästen führen, die dort untergebrachten Lichtquellen so steuert, daß die zur jeweiligen Stellung der Windfahne parallele Lampengruppe in Form eines Pfeiles beleuchtet ist. Auch hier wird also dem Piloten automatisch die Richtung des herrschenden Bodenwindes angegeben. — Will nun der Flugzeugführer zur Landung schreiten, so muß das Terrain, auf dem sein Flugzeug ausrollen soll, d. i. das Rollfeld, deutlich gekennzeichnet und beleuchtet sein. Es genügt natürlich nicht, an einem Ende oder zweien des Flugplatzes starke Scheinwerfer aufzustellen, wodurch je nach der Landungsrichtung der Pilot eventuell gar geblendet wird. Das Rollfeld soll womöglich von allen Seiten gleichmäßig von zerstreutem Licht erhellt sein; es soll eine große leuchtende Fläche geschaffen werden, auf der das Flugzeug landen kann. Bei den Lichtquellen müssen aber alle nach oben abirrenden Strahlen vermieden werden, damit der landende Flieger nicht geblendet wird. Nach dem neuesten System der schattenlosen Rollfeldbeleuchtung von Pintsch ist das Rollfeld als Achteck ausgebildet, in dessen Ecken lichtstarke Laternen stehen, deren etwas nach unten geneigte, in der Horizontalen einen Winkel von 90 Grad einschließende Lichtkegel einander überschneiden. Ihr Lichtbündel beleuchtet tatsächlich nur den Boden (Abbild. 8 und 9).





6. Drehspiegel-Ansteuerungsfeuer bei Nacht.

Im Oval:

7. Drehspiegel-Ansteuerungsfeuer (geöffnet).

Rechts nebenstehend:

8. Lichtbündel einer Laterne der Rollfeldbeleuchtung. (Der Führersitz des Flugzeugs liegt im Schatten.)

Unten links:

9. Schattenlose Beleuchtung eines Rollfeldes.





Für die Sicherheit des landenden Nachtflugzeugs ist ferner noch die deutliche Kennzeichnung aller höheren Objekte des Flugplatzes und seiner Umgebung wichtig, die dem Flugzeug gefährliche Hindernisse sein könnten, wie die Maste von Hochspannungsleitungen, Fabrikschlote, Türme usw. Die Kennzeichnung dieser Hindernisse sowie die Markierung der Flugplatzgrenzen geschieht meist durch ständig leuchtende rote Signallampen. Für Flugplätze mit größerem Verkehr erweist sich auch die Anlage eines Landungssignals als notwendig, das mittels grüner Glühlampen dem nahenden Flugzeug die „Landungserlaubnis", mittels roter Glühlampen das „Landungsverbot" mitteilt (Nr. 3 des Flugplatzschemas).

Welche Forderung in bezug auf Fluglinien und Flugplätze zur Sicherung der Fahrten bei Nacht und Nebel auch die Zukunft stellen wird, die Technik wird der Frage und ihrer Lösung stets gerüstet gegenüberstehen.

Lustig ist das Zigeunerleben!

Zigeunerromantik auf dem Balkan



Zigeunermädel mit den typischen großen, lebhaften Augen.

Der persische Epiker Firdusi, der um das Jahr 1000 n. Chr. lebte, erzählt uns in seinem „Schahname“ von dem Ursprung der Zigeuner; es klingt wie ein Märchen aus uralter Zeit: daß der Perserkönig Bahram Gur um 420 n. Chr. von dem indischen König Schaukal von Kanaudsch sich 10000 Luris erbat, damit diese durch ihr Lautenspiel seine Untertanen erfreuen sollten. Die Luris aber lebten verschwenderisch in Persien und waren bald bettelarm. Da befahl ihnen Bahram Gur in seinem Zorn, mit ihren Eseln unstet durch die Lande zu fahren und sich durch Gesang und Musik ihr Brot zu verdienen. Seitdem — schließt Firdusi — wandern die Luris so in der Welt umher, gesellen sich Wölfen und Hunden zu und stehlen bei Tag und bei Nacht.

Zweifellos paßt Firdusis Beschreibung genau auf die Zigeuner. Aber lange Zeit hat diese älteste Quelle keinen Glauben gefunden. Nach alten holländischen Urkunden, in denen die Zigeuner mit „Egyptiers“ bezeichnet sind, wurde Ägypten als die Heimat dieser lebenden Nomaden angesehen. Eine andere weitverbreitete These meinte, die Herkunft der Zigeuner von den Tataren ableiten zu müssen, weil in Niederdeutschland, in Friesland und in Dänemark bis auf den heutigen Tag der Name „Tatern“ für die Zigeuner üblich ist. Erst die neuere Sprachforschung hat einwandfrei ergeben, daß Firdusis Märchen zumindest einen geschichtlichen Kern enthält, daß die Zigeuner in der Tat aus Indien stammen, und daß ihre Sprache sich von den Stämmen im Hindukusch herleitet. Aus Indien sind die Zigeuner über Persien weiter durch Kleinasien, auf den Peloponnes gezogen und sind hier jahrhundertelang ansässig gewesen — schon 1322 hat der Franziskaner Simon Simeon auf der Insel Kreta Zigeuner angetroffen. Ihre eigentliche Heimat aber sind der Balkan und Ungarn geworden.

Begabung und Vorliebe für Musik und Tanz zeichnen auch heute vorwiegend den Zigeuner aus. Die Geige ist das Instrument, das der Zigeuner meisterhaft spielt. Außer der Musik betreiben diese fahrenden Gesellen des öfteren ein leichtes Handwerk, wie das eines Kesselschmieds, Holzschnitzers oder Scherenschleifers; auch als Roßhändler und Marionettenspieler treten sie nicht selten auf.



Amüsanter Zeitvertreib: Beim Lausen.



Nebenstehend: Primitive Erd- und Strohhütten, die festen Wohnstätten einiger weniger nicht mehr nomadisierender Zigeunerstämme.

Rassiger Zigeunerkopf.

Von wohlgebauter, mittlerer, schlanker und muskulöser Gestalt sind die Männer. Wie diese, haben die Frauen blendend weiße Zähne und ein großes, lebhaftes Auge mit langen schwarzen Wimpern. So schön sie oft in der Jugend sind, so schnell altern sie freilich auch. Die Ehe wird mit 14 bis 16 Jahren eingegangen und ist durch einfache Anzeige bei dem Hauptmann des Stammes — er wird Raj genannt, was gleichbedeutend ist mit „radscha“ (= König) des Sanskrits — gültig; ebenso schnell und einfach wird sie wieder gelöst. Über dem Hauptmann steht zuweilen als Respektsperson die älteste Zigeunermutter. Bekannt ist die Wahrsagekunst der Zigeunerinnen, die aber weniger aus Karten als aus den Handlinien die Zukunft deuten. Das beliebteste Getränk ist der Branntwein, der meist als „Rakia“ aus Zwetschen bereitet wird. Und als Nationalgericht wird der Igel verspeist.

Heute leben in Ungarn und auf dem Balkan noch etwa 500000 Zigeuner. Nur wenige haben primitive Lehmhütten oder Erdlöcher. Die Mehrzahl zieht in urewigem Wandertrieb durch die weite Pußta, über die Karpathen, die Donau entlang — verachtet, gefürchtet, von manchen Dichtern besungen und nur bei Festen und Hochzeiten zu Spiel und Tanz geschätzt. An Versuchen, diese absterbende Rasse seßhaft zu machen, hat es im Laufe der Zeit nicht gefehlt; einer der wenigen erfolgreichen ist der von der Kaiserin Maria Theresia gewesen, die in den Jahren von 1761 bis 1783 in Ungarn eine Anzahl Zigeuner angesiedelt hat. Hans Pusen.

Mit photographischen Aufnahmen von J. Nissen.



Lehmhütte einer seßhaften Zigeunerfamilie.



Zigeunerschmaus auf dem Friedhof nach der Beerdigung.

Für den Fasching.



Die Filmschauspielerin Margarete Wendauer in Goldlaméleibchen und cerisefarbenem Tüllrock. Goldene und cerisefarbene Blüten schmücken das Stilkleid. Phot.: Kemeney Jeney, Budapest.



Rechts oben:

„Eisfee." Smaragdgrünes Seidenkostüm mit Silberstreifen und weißen Wollfransen. Grüne und cerisefarbene Flecke beleben die weiße Krinoline. Dazu trägt Gusti Pichler grüne Manschetten und eine Silberkappe, beides mit weißer Wolle berandet. Phot.: Kitty Hoffmann.





Die Schauspielerin Marga Bernard zeigt ein schwarzes Taftstilkleid mit reicher Perlen- und Straßstickerei und Rückenteil aus Tüll. Phot.: Kitty Hoffmann.

Links nebenstehend:

Moderner Domino aus schwarzen Spitzen über einem Silberpanzer, getragen von der Sängerin Hella Steels. Phot.: Kemeney Jeney, Budapest.



Rechts nebenstehend:

Die Tänzerin Els Eberto als „Rose" in weißem Seidenkostüm mit himbeerfarbenen Samtpanniers und goldenem Leibchen. Der Rock trägt lavendel- und rosenfarbene Blütenapplikationen, eine große Rose schmückt das Handgelenk. Phot.: Helene Zimmerauer.

Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.



CHINESISCHE FRAUENSCHÖNHEIT

BILDNIS DER GATTIN DES CHINESISCHEN DIPLOMATEN WELLINGTON KOO

GEMÄLDE VON OLIVE SNELL

Das Geheimnis des Nonnensees

KRIMINAL-GROTESKE VON FRANK F. BRAUN

(1. Fortsetzung.)

Da kam von der Straße her der Amtsbote und brachte einen Brief. Er reichte ihn durch eine Spalte des Gitters. „Es ist eilig.“ Peter Hinz las die hektographierte Einladung zur heute einberufenen Stadtverordnetenversammlung. „Ich komme,“ sagte er, „hier haben Sie eine Zigarre.“

„Danke, Herr Hinz.“

In der Küche zersprang klirrend ein Teller. Ein kreischender Fluch ward hörbar. — „Sie wütet“, sagte Peter Hinz und erhob sich. Versammlung und dann der Abend mit dieser gereizten Furie um mich herum, da steht mir viel Angenehmes bevor. Wenn man eine Pistole zur Hand hätte, oder man stände am Wasser, ich glaube, man drückte gern ab oder ließe sich sinken. Ich fühle, es gibt Stunden, wo ich meinen Verstand glatt überrumpeln könnte. — Er lächelte bitter. Schließlich, lohnt dies Leben? Zur Zeit nicht! Warum es also schleppen! Wir haben auf Hoffnung gesetzt, vielleicht kommen wir mit dem Einsatz heraus! Man hat keinen Mut. Man wartet auf den fremden Eingriff. Warten wir! Vielleicht gefällt in dieser Stunde unser Roman. Vielleicht schlägt uns in der nächsten ein Landstreicher tot. Warten wir ab...

Wir sind auf der Welt, einen Weg zu Ende zu gehen und nicht auszuweichen. Ungeduld ist vom Übel. Peter Hinz stand an der Krümmung seines Lebenspfades und wußte es nicht. Sein Herz ging keinen Schlag schneller als jeden anderen Tag. Aber die Hand war schon gereckt, die es anrühren sollte. —

Als Letzter betrat Peter Hinz den Sitzungssaal.

Der Amtsrichter flüsterte dem Bürgermeister etwas zu. War diese Gleichgültigkeit, die in derart spätem Kommen lag, nicht schon wieder so etwas wie ein Affront!

Aber der Bürgermeister winkte ab.

Peter Hinz grüßte mit seinem besten Gesicht. Es gelang ganz leidlich. Seine Laune hatte sich gehoben. — Er wandte sich an den Rechtsanwalt Cäsar Stein und meinte: „Doktor, wie lange wird die Sitzung dauern?“

„Weiß nicht,“ verwies der, „hat ja noch nicht einmal angefangen.“

Peter Hinz zog sich zurück. Er saß auf seinem Platz, nahe der Ecke des Tisches. Er sah den Bürgermeister Gonschorek an. — Eben habe ich mit deiner Tochter Luzy geplaudert, dachte er, man sollte dir diese Tochter nicht zutrauen. Und es machte ihm ein stilles Vergnügen, während der Bürgermeister das Protokoll der letzten Sitzung verlesen ließ, sich mit ihm gedanklich zu unterhalten. Wir werden an den See gehen, durchzog es ihn, nachher; wahrscheinlich muß ich ihr wieder den deutschen Aufsatz machen. Beeile dich, Papa, laß schneller vorlesen; es ist im Interesse deiner Tochter. Mathematik und Deutsch sind ihre schwachen Seiten. Sie hält sich Freunde. Für Deutsch bin ich erklärter Repräsentant. Die Mathematik liefert ihr der Valentin Schwepp. — Er kam auf den Amtsrichter. — Knurre nicht, Vater Schwepp, dein Sohn macht ausgezeichnete Gedichte. — Und plötzlich griff er in sein Notizbuch und holte das Blatt heraus, das ihm Luzy eben auf der Straße zur Durchsicht gegeben hatte. Es wies den letzten poetischen Erguß des Valentin Schwepp auf und lautete:

Du...

Du bist der Morgen, der mein Auge trunken macht.
Du bist die Reife in der Mittagspracht.
Du bist die Glut, die dörrt und sengt.
Du bist der Abend, der die Ruhe schenkt.
Du bist die Freude, aller Wünsche Ja.
Du bist die Sehnsucht, der Vollendung nah.
Du bist das Glück, das kein Vergessen kennt.
Du bist mein Haß, der mir das Herz verbrennt!

Peter Hinz lächelte. Gar nicht so schlecht, meinte er, für Obersekunda, wie? — und er sah den Vater an. Aber da traf ihn ein grimmiger Blick. So etwa: Herr! Sie beschäftigen sich mit Nebendingen!

Aber hier ist doch keine Schule, Vater Schwepp. Wir sind erwachsen und tun nur so.

Vor der Obrigkeit bleibt ihr lebenslang Kind! Merke dir das, Peter Hinz!

Peter Hinz horchte hin. Wie denn! Der sagte ganz andere Sätze! Ein Zirkus sollte kommen, und der Amtsrichter befürwortete das Gesuch des Unternehmers. Peter Hinz gluckste — es geschah in Gedanken.

Aber der Bürgermeister hatte es gehört. „Wollten Sie etwas sagen, Doktor Hinz?“

Dieser Titel aus dem Munde war wieder kalte Ironie, aber man hatte es längst aufgegeben, dagegen zu opponieren. War man Doktor Hinz, auch gut! „Ich...“ sagte er und schrak auf wie ein Schüler, der unerwartet sich aufgerufen findet, „nun ja, ich bin dafür. Laßt Sonne herein und so. Lachen, Ablenkung von den ewigen Sorgen des Berufs.“

„Daß Sie dafür stimmen würden, war vorauszusehen,“ sagte der Bürgermeister, „aber ich denke, wir sind diesmal alle für die Idee zu haben, wenn auch aus etwas anderen Gründen, Herr Doktor Hinz.“ Und er ließ abstimmen.

Es erwies sich, daß die Herren Stadtverordneten dafür waren, dem Pablo Forto die Abhaltung seiner Vorstellungen zu genehmigen. Man einigte sich, dem Antrag folgend, auf acht Tage.

„Es ist da weiterhin eine peinliche Sache zu bereden“, begann der Bürgermeister. „Ich bitte um Ihre vollkommenste Diskretion, meine Herren. Herr Amtsrichter Schwepp wird Ihnen berichten.“

Amtsrichter Schwepp nickte. „Meine Herren! Unsere Stadt war bisher eine anständige Stadt, das können wir wohl behaupten. Es war eine sozusagen solide Stadt. Der Geist seiner Bürger war derart, daß das Laster — der Herr Pfarrer würde das Wort Sünde gebrauchen“ — Verbeugung — „keine Pforte fand, durch die es Einlaß gehabt hätte.“

Peter Hinz lächelte dünn. So kam man doch noch zu einem kleinen Vergnügen, so war diese Sitzung nicht ganz umsonst gewesen?

„Leider“, fuhr der Amtsrichter fort, „muß ich in der Vergangenheitsform sprechen, denn es hat den Anschein, als ob die Unzucht der großen Städte in unserer so nahen Nachbarschaft auf unsere stille Stadt übergreifen will. Und wenn ich Ihnen den Namen Weidemann nenne, werden Sie wissen, inwiefern eine Hebamme — eine Hebamme, meine Herren! — berufen sein kann, die Sitten einer ganzen Stadt zu lockern. Wie nun, meine Herren! jemand öffnet da eine Hintertür! Wie nun, meine Herren! eine Hebamme nimmt die Angst vor etwaigen Folgen von der Jugend!“

Der Bürgermeister saß erschüttert. Doktor Cäsar Stein vergaß den Mund zu schließen.

„Hat man Beweise?“ fragte der Pfarrer gemessen.

Der Amtsrichter neigte den Kopf. Sprechen mußte er merkwürdigerweise das Gegenteil dieser Bewegung. „Noch nicht,“ sagte er, „es kam uns ein Gerücht zu Ohren. Aber seien Sie versichert, wir werden nicht ruhen, bis wir Beweise bringen können. Überlassen Sie ganz ohne Sorge diese Sache uns, Herr Pfarrer. Ich fürchte, Ihre Milde würde zu Unrecht einem harten Zugriff ausweichen.“

Der Pfarrer nickte bedeutungslos.

Aber noch war der Amtsrichter im Zug. „Alles verstehen, heißt alles verzeihen, meine Herren, das paßt für uns nicht, das ist ein sehr unklarer Satz eines ebenso unklaren Denkers.“

Peter Hinz schien geärgert. Seine anfängliche Heiterkeit war in Mißstimmung umgeschlagen. Dieser Amtsrichter fiel auf die Nerven. „Herr Amtsrichter,“ sagte er, „der langen Rede kurzer Sinn: Man weiß nicht und verspricht eine kleine Sensation. Müssen wir deshalb diesen schönen Nachmittag hier nebeneinander hocken?“

Das war nun freilich ein bißchen aus dem Rahmen fallend, aber Peter Hinz war sich doch der Tragweite seiner Worte bewußt. So oder so, er blieb das schwarze Schaf in jedem Falle.

„Es war eine Warnung an die besseren Elemente der Stadt“, sagte der Amtsrichter. „Machen Sie den Gebrauch von meinen Worten, der Ihnen beliebt.“ Damit hatte er die Versammlung völlig auf seiner Seite.

Auf der Treppe wich man diesem Schriftsteller aus. Er hatte sich mit der genannten Hebamme Weidemann solidarisch erklärt! —

Peter Hinz in seiner ehrlichen Seele wußte gar nicht, was er angerichtet hatte mit seiner Opposition, die lediglich dem Sermon des Amtsrichters gegolten, weniger dem Sinn, der dahinterstand. So ging er allein. Er sah dem Amtsrichter nach, dem Bürgermeister... Doktor Stein grüßte wenigstens noch. — — —

Luzy hatte hinter dem Kriegerdenkmal gewartet und trat ihm entgegen. Die ersten Schritte gingen sie schweigend nebeneinander.

„Verärgert?“ fragte sie.

Er lächelte. „Bin ich das nicht immer?“ Und er ironisierte sich. „Ich bin so ein guter Mensch, aber stets ernte ich Abneigung, fast Haß.“

Luzy, als habe sie dieser Versammlung eben beigewohnt, sagte: „Sie sind ein Fremder unter Menschen. Wissen Sie, was die Centa Basler von Ihnen herumerzählt hat?“

„Nein, was redet das Ungeheuer?“

„Als Sie den Flock, den Terrier, sich anschafften, haben Sie den Hund die ersten Tage mit Sie angeredet, so lange, bis er Ihnen Beweise seiner Zärtlichkeit und Freundschaft gegeben hatte. Dann erst haben Sie zu ihm du gesagt. — Sie können sich denken, daß so etwas verschnupft.“

Peter Hinz lachte. „Es ist wahr,“ sagte er, „aber es geschah doch nur, weil die Centa zuhörte.“

Luzy nickte. „Das ist es eben; Sie tun alles, sagen alles, weil jemand zusieht, zuhört." Das war nun eine sehr tiefe Weisheit dieser kleinen Dame von achtzehn Jahren, und Peter Hinz sah sie ein wenig verwundert von der Seite an. Aus Kindern werden Leute, dachte er; Bücher machen Leute — nicht nur Kleider. Er sagte: „Es ist alles nur spielerische Vortäuschung; auch was Sie jetzt reden, Luzy. Der Sinn des Lebens in dieser Stadt ist Versteckspielen geworden. Das ist es, was mich so drückt."

Sie schritten nebeneinander. Sacht trat die Stadt zurück. Der Wald kam heran; der See stand wie ein Strich. Man glaubte, es sei der Horizont. Plötzlich gab eine Wegbiegung den Blick auf diese dünnblaue Linie vollends frei, und man erkannte die Täuschung.

Sie wanderten den Uferweg entlang. Bäume schatteten; das Wasser stand tiefgrün, fast schwarz; nichts mehr von Bläue.

„Wie nah ist die Natur," sagte er, „wie nah sind ihre Geheimnisse! Immer rauscht dieser See mit seiner Geisterstimme. Es ist ein anderes Rauschen als das frohe, stürmende der Bäume. Es ist nicht die Abwehr einer Gewalt, sondern ihre Hinnahme. Dieser See hat sich mit der dunklen, dämonischen Macht, die in ihm raunt, abgefunden. — Er könnte Vorbild sein."

„Eine unheimliche Einsamkeit. Ich mag hier nicht sein."

Sie schüttelte sich. „Kommen Sie!" Erschreckt und verwundert warf sie ihm einen schrägen Blick zu.

Er versuchte ein Lächeln. Ich vergaß, dachte er, ich vergaß die kleine Luzy, die vielleicht einmal auf ein Präludium den klingenden Satz findet, im nächsten aber versagen muß. Und er sagte: „Sie lieben zarte, verträumte Nächte; mondstille Teiche; Ruderschlag — Lieblichkeit. Natürlich. Wir bauen immer die Bilder unserer Seele vor uns auf und messen daran die Wirklichkeit."

Das war letztlich sogar eine Schmeichelei, aber Luzy hörte daran vorbei. Sie sah den Ast, der da nach Peter Hinz' Hut griff; sie sah den Fall eine Sekunde voraus, aber diese Sekunde genügte nicht für den Zuruf. Peter Hinz stieß sich ein wenig, und der Hut plantschte in das Wasser.

„Es hat keinen Zweck," meinte Peter Hinz, als er Luzys suchenden Blick bemerkte, „auch ein Stock nützt hier nichts. Da sehen Sie, der Wind ist an der Arbeit."

Wie ein Boot mit aufgestelltem Segel trieb der Hut vom Ufer weg.

„Da segelt er", stellte Peter Hinz sachlich fest. „Wo wird er enden?"

Luzy lächelte. Was sollte sie anderes tun? Sie wußten beide keine Antwort. — Hätten sie die Antwort gewußt, wäre es ihnen vergönnt gewesen, einen Blick in die Zukunft zu tun, sie wären erschrocken gewesen, diesen fröhlich treibenden Hut inmitten einer Tragödie aufgezeigt zu sehen.

„So kann man lange stehen," meinte Peter Hinz, „das Wasser erzählt immer Märchen. Finden Sie nicht? Ob man am Meer steht, am Bergbach oder hier am Nonnensee, man findet Verbindungen. Da wandern Tropfen, und wenn man die Augen fest schließt, darf man mitwandern. Vom Berg ins Meer — an ferne Ufer. Japan, ja, Japan, das kenne ich nicht; es müssen Länder sein, die wir nicht kennen, denn so gebiert sich das Geheimnis. — Schmetterlingsmädchen in bunten Kimonos, seidenbestickt mit roten Sonnen; schwarzes Haar zum phantastischen Schnörkel aufgewunden; Porzellangesichter. — Wolkenumhüllt der Fujiyama. Kirschblüten; Zwergbäumchen. Buddha. — Sehen Sie die kleinen Wesen in den bunten Gewändern. Sie gießen das Wasser — uns, uns beide Tropfen — in einen Holzkübel, oh, da kommt anderes hinzu, heißes, siedendes Wasser. Es wird das Bad eines hohen Herrn. Und die Mädchen prüfen die Temperatur mit den Händen; dann klatschen sie sie ineinander."

Luzy lächelte unmerklich, aber Peter Hinz hätte es sowieso nicht gesehen.

„Oder", sagte er, „wir segeln durch die Luft. Wir sind nicht mehr die nassen Tropfen; Schnee sind wir, weiße, luftige Vögel; lassen uns nieder auf das Zelt eines Lappen und drücken das Dach der Renntierfelle herab, bis der seltsame Mann in verschabten Seehundshäuten heraustritt, uns herabschüttelt und dann, da wir so schön weiß sind, so frisch vom Himmel gefallen, uns in ein Gefäß tut, das am dreifach gestützten Haken über einem Feuer hängt. Da erleben wir es wieder, was wir vorher umgekehrt erfuhren; wir werden wieder Tropfen, lehnen uns eng aneinander, verschmelzen, sind eins."

Luzy lachte ihn an. „Sie haben Phantasie", sagte sie scherzend, ungewiß ihrer eigenen Stimmung.

Er sah an sich herab. „Nein," sagte er, da er bemerkte, daß er im Wasser stand, „nasse Füße habe ich. Dieser Boden gibt nach. Da!" Er wies auf seine vollgelaufene Fußspur.

III.

Auf der Lerchenwiese war man schon dabei, das Zelt aufzustellen. Blauweiß gestreifte Leinwand lagerte im Grün des Grases; Pfähle, Seile und Ketten warteten, daß man sie aufrichte, spanne und verbinde.

Peter Hinz wies Luzy diese Vorbereitungen. —

„Jener würdige Herr dort mit dem nackten Kopf dürfte der Direktor sein. Er heißt Paul Starke; aber verraten Sie das nicht. Es wäre dem Pablo Forto vielleicht unangenehm. Haben Sie schon einmal eine Zirkusreiterin gesehen? Jene Dame dort im blauen Kostüm, die so sehr gesittet, ganz Bürgerin, dem allen zusieht, das ist gewiß die Kunstreiterin."

„Warum?" meinte Luzy. „Jene kann Kassiererin sein oder des Direktors Frau."

„Es ist die Artistin, verlassen Sie sich darauf. Nur Artisten können so vollkommen bürgerlich wirken, weil sie so zu erscheinen wünschen."

„In den Wagen wohnen die Leute?"

„Kaum. Man wird im ‚Bären' wohnen oder im ‚Lamm'. Auch das fahrende Volk ward zivilisiert und hat Bedürfnisse der Kultur, stellt seine Ansprüche. — Ah, da ist der Rechtsanwalt."

Doktor Stein trat herzu. Er begrüßte das Paar sehr liebenswürdig. Auch Peter Hinz bekam sein Teil Freundlichkeit. Gute Seele, dachte er, bist nur zu feige; bist eingespannt, fühlst diese Ketten — aber rüttelst nur daran, wenn es gewiß niemand sieht.

Der Blauschimmel, irgendwie erheitert, von ungewohnter Freiheit aufgepulvert, tat ein paar übermütige Sprünge, die ihn den Zuschauern näherbrachten.

Peter Hinz riß — an sich völlig überflüssig — eine Distelstaude aus, zerstach sich dabei die Finger, hatte aber das Vergnügen, den Schimmel heranzulocken. Das Tier fraß ihm aus der Hand. Er klopfte ihm den Rücken.

„Sehen Sie," sagte er, da Luzy neben ihm stand, „sehen Sie diese verrosteten Flanken. Da schleppt das Tier jahraus, jahrein eine Kette. Im Regen und Wind, immer sitzt hier diese Eisenkette; und da sie verrostete, verrostete das Pferd mit."

Sie blickte ihn an. Sie wußte nicht, hatte er ihr gefallen, wie er dastand und den Schimmel fütterte, oder hatte ihr sein Satz gefallen. Sie wollte etwas sagen, was dieser Stimmung, die den ganzen Nachmittag schon zwischen ihnen stand, Rechnung trug, eine kleine Zärtlichkeit, wenigstens dem Pferd geltend, daß Peter Hinz fühle, er sei verstanden — aber Cäsar Stein warf einen stolperigen Witz vor ihren angefangenen Satz, weil er dies Gespräch falsch verstand und an Beziehungen vorbeihörte.

„Sie lieben die Unmündigen", sagte er bedeutungsvoll. „Ich kann das verstehen: ein großer Geist, der spielen will in den Stunden seiner Muße."

„Wir sind alle unmündig, guter Doktor Stein. Haben Sie nicht vorhin noch den Amtsrichter gehört! Der Traum einer mündigen Menschheit ist zu Ende geträumt. Es geht nicht. Wir bleiben ewige Kinder, die in Schranken gehalten werden müssen, damit wir uns nicht selbst an unserer Freiheit den Kopf zerstoßen."

„Sie finden sich also immerhin damit ab?" lachte Doktor Stein.

Peter Hinz zuckte die Achseln.

Doktor Stein nahm Luzy beim Arm. „Lassen Sie diesen schriftstellernden Spießbürger", spöttelte er. „Kommen Sie, wir sehen uns die Tiere an — wenn welche da sind." Er tat eine scherzende Handbewegung gegen Peter Hinz, aber der fühlte, ein bißchen war sie unecht; der Scherz war nur dünn über einen Triumph gestreut.

Er drehte sich um; er mochte nicht nachlaufen, obgleich Luzy seinen Namen rief. Er winkte ab. Mochte sie mit dem Rechtsanwalt sich die wilden Tiere ansehen: diese armen, verhungerten Wölfe, die Hunde geworden waren, oder einen Bär, der nichts mehr von seinen Kräften wußte und mit einer Schellenkappe auf den Ohren tanzte. Mochte sie — und er zog einige von den auf Luzy gesetzten Gefühlswerten zurück. Aber es blieben immer noch genug, die sie auf ein Postament stellten, dem er sich mit Verehrung nähern würde.

Luzy ahnte von diesen seelischen Vorgängen eines guten Freundes so gut wie gar nichts. Sie fühlte sich auch bei dem Rechtsanwalt wohl, wohler vielleicht. Der war heiterer Art; er fand Scherze, über die man ehrlicher lachen mußte als über die Tropfenreise des Peter Hinz von Japan nach Norwegen. Die stimmte doch immerhin ein bißchen wehmütig, nicht? Irgendwie...

Doktor Stein hinwiederum schritt neben ihr und hatte keine Ahnung von dem, was Luzy dachte. — „Sie waren mit Peter Hinz spazieren? Ein seltsamer Kauz, nicht wahr?"

Das räumte Luzy mit einem Nicken ein. „Aber nicht uninteressant; und darauf kommt es an. Ich hasse die Schablone Mensch."

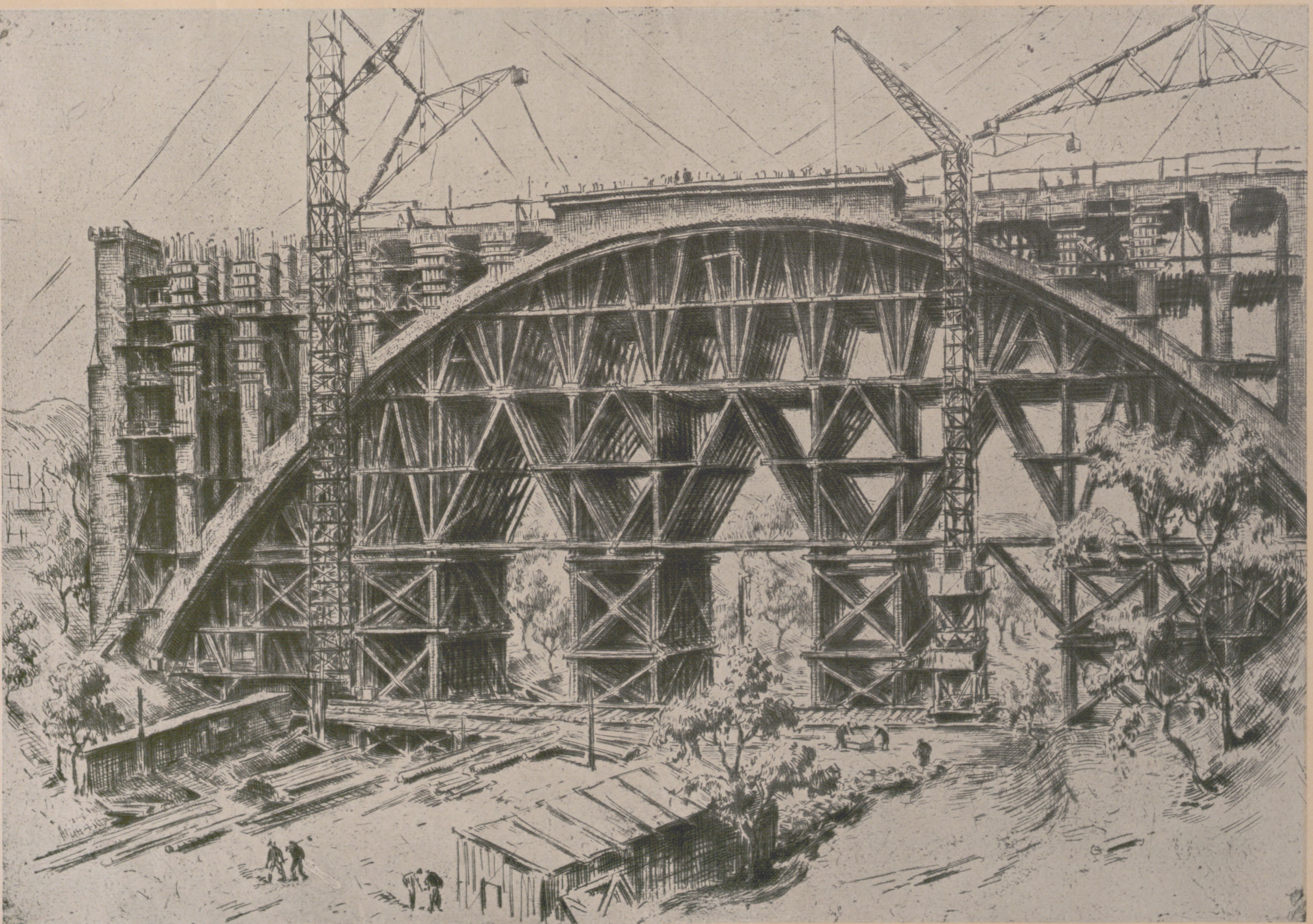
Er betrachtete sie, und in seinem Blick lag Aufmunterung. Sie hätte das Gegenteil sagen dürfen, und er würde ihr ebenso zugelächelt haben. Ihre Stimme fächelte ihn wie weiche Daunen. „Ich höre Sie zu gern sprechen", gestand er ein.

„Nanu!" machte Luzy burschikos. In Wahrheit war sie verlegen.

„Es ist so." Er nickte. „Ich habe einmal...", dann brach er ab; aber nicht lange. Ihm fiel wohl ein, daß sich die Geschichte, die er plante, sehr gut erzählen lasse vor diesen jungen Ohren. Sie würde ihn sozusagen interessant machen. „Ich habe einmal eine Schauspielerin geliebt um ihrer Stimme willen."

Luzy hob mit einem kurzen Ruck den Kopf. „Das ist sehr interessant," sagte sie, „ich trage mich immer noch mit der Idee, wenn ich sie auch im Augenblick zurückdränge, zur Bühne zu gehen." Mit einem schrägen Aufblick, der prüfend war: „Was halten Sie davon?"

Die Idee habt ihr mit achtzehn Jahren und humanistischer Bildung alle, wollte er sagen, aber er sprach natürlich etwas sehr anderes. „Ein schöner Beruf; der einzige, der nicht Handwerk ist." Er hatte also keine Ahnung, der gute Rechtsanwalt Stein, und seine Beziehungen zu der genannten Schauspielerin mußten wirklich auf stimmliche Bewunderung begrenzt geblieben sein. — Aber schließlich hatte auch Luzy nur ihre Idee, wie sie es nannte, die sie mit der Schauspielkunst verband. Sie fanden sich so in einem nicht ganz echten Gespräch, das zunächst über Theater, dann in die Kunst schlechthin geriet. (Fortsetzung folgt.)



Die größte Betonbrücke Deutschlands während des Baues: Mittelbogen des Straßenviadukts in Pirmasens.

Radierung von H. Kupferschmid

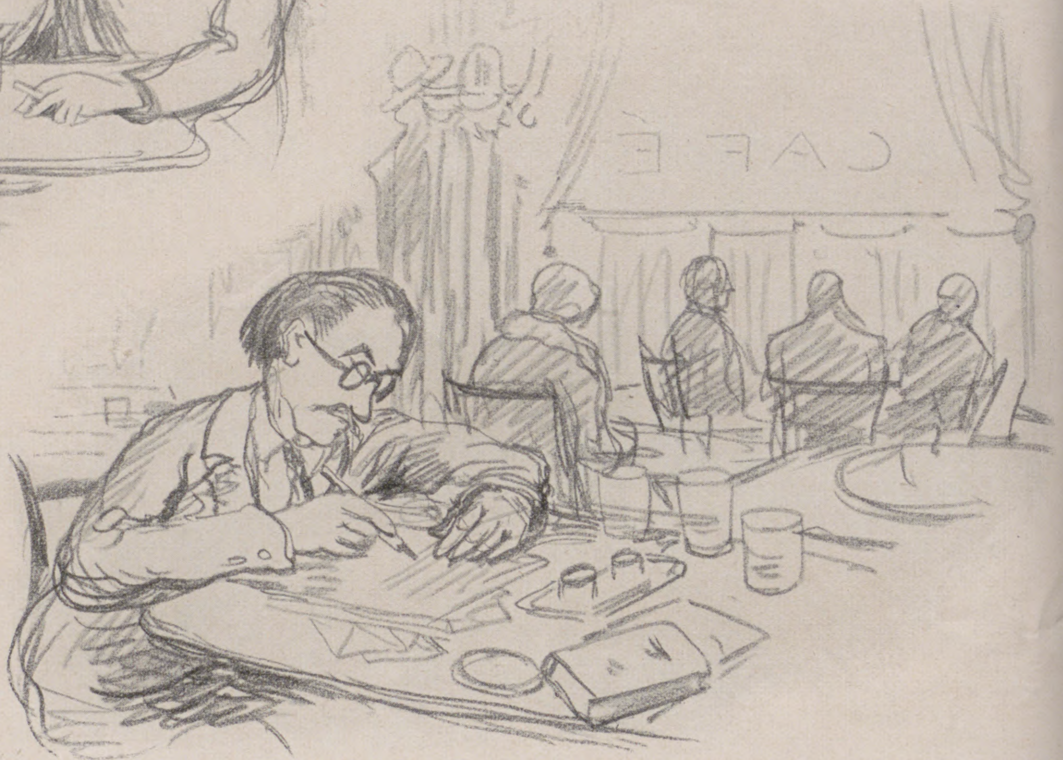
Kaffeehäusler

Die Naturgeschichte eines Typus. Von Richard Riess. Mit Skizzenbuchblättern von Hermann Ebers.



Die Bohemiens, auch Schlawiner genannt, die Dauer-Kaffeehäusler von gestern.

Oasen sind eigentlich nur Durchgangsstationen. Wer seinen Weg durch die Wüste nimmt, der schaffenden Küste zu, rastet hier ein wenig und gewinnt neue Kraft für die Reise durch totes Land. Aber auch Rettungsstationen sind sie, diese Oasen. Sie sind, um mal recht poetisch zu reden, die Klippen, an denen sich der von Wassersnot Bedrängte festklammert, auf daß er auf dem Trocknen sitze. Bei den Oasen ist's natürlich gerade umgekehrt. Wer sich ihrer intensiv bedient, tut es aus dem Verlangen, dem Allzutrockenen ringsum zu entgehen.



Der hoffnungsvolle Dichter, der hier im Kaffeehaus seine unsterblichen Werke konzipiert.



So spielen wir, so spielen wir, so spiel'n wir alle Tage . . .

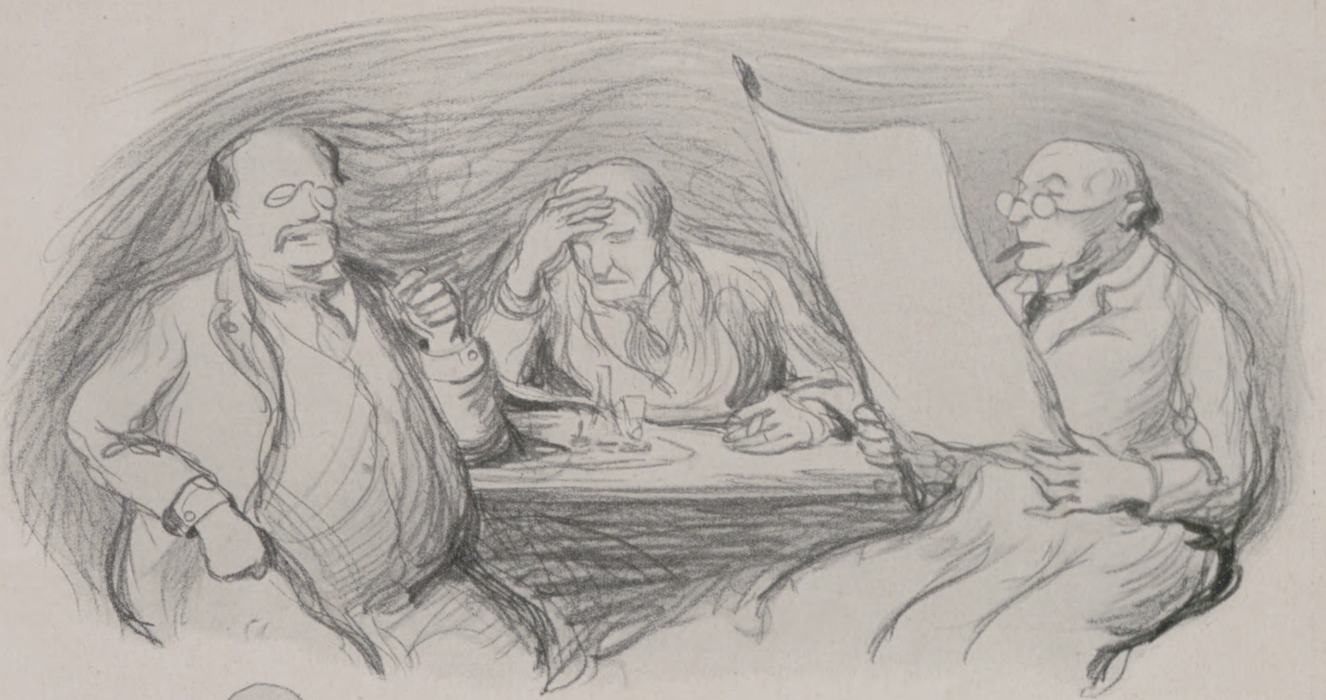
Auch die Kaffeehäuser im Großstadtleben sind in ihrer Art Oasen. Wer den Staub der Straße hinlänglich geschluckt, vom Dreck der motorisch getriebenen Zivilisation mit Recht so bespritzt oder sich auf der Jagd nach Reichsmark und Pfennig müde gerannt hat, dem winken an kleinen Marmortischen Himbeer mit Soda, Mocca double und eine Anzahl mehr oder weniger veralteter Witzblätter. Und wenn er hier also geschlemmt und eine halbe Stunde ausgeruht hat, dann wird ihm „so oasisch wohl als wie fünfhundert Kamelen". Und dann stürzt er sich wieder in die Großstadt-Wüste, denn, ach, er hat ja einen Weg und ein Ziel, und sei es auch nur 4,35 Mk. Tagesprovision für wohlumgesetzte Damenhemden oder andere Gegenstände des teils täglichen, teils nächtlichen Gebrauchs.

Aber nicht diesen Mitmenschen möchte ich einen Oasianer oder, um es ganz nüchtern zu sagen, Weltanschauungs-Kaffeehäusler nennen. Der echte Kaffeehäusler ist nicht der Mann, der sich aus dem nassen Element des Meeres vorübergehend auf eine Klippe geflüchtet hat, sondern ein Mann, der fast immer auf dem Trocknen sitzt. Er ist der Mann, der seine große Zukunft hinter sich hat und nun resigniert. Die Dauer-Kaffeehäusler von ehedem, die einen in München sehr bekannten Typ darstellten: zukunftsschwangere Dichter, Maler, Musiker und Philosophen, von Idealen und gepumpten Kaffee-Portionen lebend und „Schlawiner" genannt, ganz gleich, ob sie nun wirklich als Söhne Osteuropas diesen Namen verdienten oder als sogenannte Ehren-Schlawiner in die Schlawinerschaft aufgenommen worden waren — sie sind mehr oder weniger ausgestorben. Der Kaffeehäusler von heute ist ein schon halbwegs ergrauter Mann in jenen besten Jahren, die sich bekanntlich einstellen, wenn die guten vorüber sind. Er betritt sein Kaffeehaus, das ihm nicht Vergnügungslokal ist, sondern eine Art Asyl für Heimatlose, kurz nach dem Mittagessen, läßt sich seine Post geben, eine Tasse Kaffee, die Zeitungen und beginnt nun sein wahres Tagewerk. Unwesentlich, was er zuvor getrieben: ob er den Vormittag verschlafen oder in langen Stunden versucht hat, durch kleine Geschäfte,



„Uns pressiert's net" oder: Zehn Glas Wasser — und immer noch nicht matt!

Vermittlungen und jene „Vertretungs“-Arbeit, die „bei guten Beziehungen und noch besserer Redegewandtheit ein gutes Einkommen gewährleistet“, ein paar Mark zu verdienen, oder ob er mit mehr oder weniger Erfolg den Leidensweg seiner „Pumpstationen“ absolviert hat. Ist er, der verehrliche Kaffeehäusler, nicht der Mann, den das Leben „abgebaut“ hat, so ist er zum mindesten einer mit einem „Beruf ohne Nachmittag“: Arzt oder Anwalt mit kleiner Klientel und geringem Niveau der Interessen, Agent ohne Streben, gleichgültiger Kaufmann oder Gewerbetreibender, alle von der Süße des Klatsches mit Spezeln, des Kartenspiels oder der Billardkunst benommen, Junggesellen oder Ehemänner, aber als solche



Uns hat die blöde Menschheit stets verkannt . . .



„Gell, Resi, passen wir zwei nicht gut zueinander?“



Jetzt wird gleich die unvermeidliche Ansprache erfolgen: „Mein schönes Fräulein, darf ich's wagen . . .?“

nur äußerlich Familienmitglieder. Sie sind, ihrem Wesen und Willen nach, Kaffeehausmitglieder, und tiefer als die schlechten Schulnoten ihres Sprößlings wirkt das Pech in ihnen nach, das sie etwa tags zuvor beim Tarockspiel verfolgt hat . . .

Das Gebaren des Kaffeehäuslers (Homo sapiens caffesiensis) ist ungezwungen oder ungeniert. Hier herrschen nicht gesellschaftliche Bindungen: die Mitglieder eines jahrelang bestehenden Stammtisches wissen nur in den seltensten Fällen, wo die Genossen ihrer Nachmittage und Abende nachts das müde Haupt zu betten pflegen. Sie sind isoliert und einander im Tiefsten gleichgültig. Da sie meist unbeschwert vom Unwägbaren sind, nivelliert durch das Leben und den Alltag, bleibt ihr Wesen an der Oberfläche, und sie haften — auch im „Geistigen“ — an einem naiven Materialismus. Hier wird Schicksal zum Klatsch, und in Witzen erschöpft sich der Witz; kleiner Vorteil wird Lebensziel und der ewig erregende Wechsel des Spielerglücks das einzige, das in ihnen höhere Wellen schlägt. Sind doch die Trümpfe der Karten zumeist die einzigen, die sie im Leben noch auszuspielen haben. — Da ist ein Tisch, der sich Punkt 3 Uhr zu einem Pokerspiel zusammenfindet. Sie spielen um Pfennige, aber sie verbeißen sich in ihr Tun, als gelte es Sein oder Nichtsein. Es geht sogar vielleicht um viel an diesem Tisch: Der Gewinner hat für den nächsten Tag seinen Mittagstisch sicher. Viele Berufe sind hier vertreten, aber es sind nur Gespenster dieser Berufe, die an diesem Tische geistern: es ist der Schauspieler, aber er hat seit Jahren kein Engagement; und wenn er mal seinen redseligen Tag hat, dann weiß er von den Schlangen der Kabale zu erzählen, die seine Laufbahn vergiftet, von schurkigen Direktoren, die ihn niedergehalten hätten, und daß ihn der Ekel vor einem Beruf erfaßt hätte, bei dem nur der Ellenbogen triumphiere. Der Schriftsteller neben ihm stimmt ihm bei. Auch er kann ein Liedchen davon singen: Das einzige Novellenbuch, das er geschrieben, hat seinen Rundgang bei den Verlagen längst beendet. „Tja, wer keine Protektion hat . . .“ Der Schriftsteller kennt sich aus. Es ist ihm noch nie in den Sinn gekommen, daß es ihm vielleicht ein bißchen an — Talent fehle. Aber, was wollt ihr: Talent ist doch nichts als eine niederträchtige Illoyalität gegen den Unbegabten! Und die Künstler sitzen neben dem Kaufmann, der seinen letzten Chef einen Esel nennt, der ihn, die Leuchte seines Faches, abgebaut hatte, nur weil er gern nachmittags ins Kaffeehaus gegangen sei, anstatt seine Kundschaft aufzusuchen. Der verkrachte Advokat lacht: „Recht hamm Se. Warum sich für andre Leut plagen?“ Warum sich überhaupt plagen? Es ist ja alles so wurscht. Sogar die Liebe.

Die an das Wassermädchen gerichtete Zote ist ausreichender Ersatz für Erotik. Wichtig ist nur — —

„Ein e—kel—haftes Kaffeehaus“, raunzt das dürre Männlein am Eck, der Aushilfskellner ist und an seinen freien Nachmittagen das Recht ausübt, andere zu schikanieren. „Wo bleiben wieder die Karten?“

Nun spielen sie. Blut schießt ihnen ins Hirn, Spannungen werden fühlbar, und bald ziehen düstere Wetter auf, denn der Verlierer wird gereizt und geht sodann zum Angriff über. Beschimpfungen? Sie werden nicht tragisch genommen. Wenn der andere nur seinen Verlust in bar begleicht. Der aber, seine Münzen zusammensuchend, wird von dem Zweifel geplagt: Ob hier ehrlich gespielt wird? Und er belauert die Hände, die die Karten mischen, fordert Nachprüfung, beargwöhnt das Glück des Gewinnenden und schreit die Kellnerin an, die ihm das geforderte Glas Wasser nicht schnell genug gebracht hat.

Und es liegt ein feiner Dunst von Verwesung in der Luft, und Melancholie ist, ohne daß sie es fühlen, um diese Menschen, die verlieren, obwohl sie nichts mehr zu verlieren haben, und wenn sie gewinnen, doch nichts mehr gewinnen können.



„Bittschön, Herr Direktor! Kommen S' hinein?“

ANDACHT. GEMÄLDE VON REINHOLD KOCH-ZEUTHEN



Wie nach der Legende die Seidenraupenzucht nach Europa kam: Mönche überbringen dem Kaiser Justinian (527—565) Seidenraupen aus China, die sie wegen des strengen Ausfuhrverbots in hohlen Stäben mitgeführt haben.

Die Seide

DIE EINFÜHRUNG UND ENTWICKLUNG DER SEIDENINDUSTRIE IN EUROPA

VON PROF. PAUL SCHULZE, KREFELD

MIT ABBILDUNGEN NACH GEMÄLDEN VON PROF. A. BAUR.

Bei der Betrachtung der Entwicklung der Seidenindustrie in Europa sind verschiedene geschichtliche Momente festzuhalten, die dabei eine hervorragende Rolle gespielt haben. Sie gaben dem Maler Prof. A. Baur († 1906) in Düsseldorf die Vorwürfe für fünf der großen Wandgemälde, welche die staatliche Gewebesammlung (Textilmuseum) in der Webeschule in Krefeld schmücken.

Das Mutterland der Seidenraupe ist China, hier ist die Zucht dieses Insektes schon vor mehreren tausend Jahren nachgewiesen worden. Die Chinesen wußten, welchen Wohlstand sie der Gewinnung des köstlichen Seidenfadens verdankten, und hatten deshalb die Ausfuhr der Eier des Seidenschmetterlings (Bombyx mori) mit der Todesstrafe belegt. Über die Art, wie diese Eier dennoch nach Europa kamen, berichtet die Legende, daß erst im 6. Jahrhundert

christlicher Zeitrechnung unter dem byzantinischen Kaiser Justinian I. (527—565) durch die List einiger Mönche, die von einer Pilgerfahrt nach dem fernen „Serinda", dem heutigen China, nach Byzanz zurückkehrten, dieses köstliche Gut dahin kam. Um die Grenze ungefährdet überschreiten zu können, hatten sie die Eier in ihren hohlen Pilgerstäben verborgen und brachten sie dem Kaiser.

Nachdem durch die Gewinnung der Rohseide in Europa die Seidenweberei sich immer weiter ausgedehnt und mit Hilfe der Araber auch auf Sizilien Fuß gefaßt hatte, fanden sie hier die Normannen, als sie die Insel im 12. Jahrhundert eroberten, in hoher Blüte vor. Die normannischen Könige verstanden es, sich diese Kunst nutzbar zu machen, indem sie die dort wohnenden Weberkünstler möglichst human behandelten. Der bedeutendste der Normannenherrscher, Roger II., errichtete ein königliches Webe-Institut, über das ein zeitgenössischer Schriftsteller eingehend berichtet. Einen besonderen Aufschwung verschaffte dieser Herrscher der Seidenindustrie seines Landes dadurch, daß er bei der Rückkehr von einem Kriegszuge gegen Emanuel von Griechenland viele



Der Normannenkönig Roger II. († 1101), ein Förderer der mittelalterlichen Seidenweberei in Sizilien, bringt nach einem Feldzug gegen Griechenland Seidenstoffe und erfahrene Webmeister nach Palermo.



König Franz I. (1515—1547) besucht eine Seidenweberei in Lyon.

prächtige Seidengewebe und geschickte Webmeister nach Palermo herüberführte. So wurde er denn auch bei der Ankunft im Hafen von Palermo von den Behörden des Landes und von der Bevölkerung mit großem Jubel empfangen.

Durch die Fürsorge der französischen Könige blühte die Seidenindustrie bereits um die Mitte des 14. Jahrhunderts in Marseille, Tours und St-Etienne. Doch bald überflügelte Lyon alle diese Städte. Nach der Eroberung von Mailand 1521 waren nämlich viele tüchtige italienische Webkünstler nach Frankreich gekommen und hatten in dortigen Webereien Unterkunft gefunden. Franz I. gab ihnen alle möglichen Freiheiten und Vorrechte, und so erstarkte die Lyoner Industrie immer mehr und zählte in der Mitte des 16. Jahrhunderts bereits an 17000 Arbeiter. Der König begnügte sich jedoch nicht mit Anordnungen, sondern sorgte auch mit persönlichem Interesse für deren genaue Durchführung. Von jeher hatte sich die Lyoner Seidenindustrie durch die Schönheit und Reichhaltigkeit der von ihr erzeugten Muster ausgezeichnet. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts war aber die Erzeugung der großartigen Muster technisch noch mit großen Schwierigkeiten verbunden. Hierin schuf die Erfindung eines Lyoner Webers namens Joseph Marie Jacquard einen großen Umschwung. Jacquard erfand den Vierkantkartenzylinder, der besonders die anstrengende Arbeit der Latzenzieher erleichterte. Obgleich er durch seine Verbesserung die Arbeit der Weber wesentlich vereinfachte und den sogenannten Ziehjungen überflüssig machte, wußten ihm die Weber keinen Dank. Sie verbrannten seine Maschine und wollten ihn selbst in die Rhone werfen. Erst als Napoleon, damals noch Konsul in Frankreich, selbst die neuerbaute Maschine auf einer „Exposition universelle" in Paris 1802 besichtigte und die Tragweite ihrer Erfindung vorausschaute, fand der Erfinder die gebührende Anerkennung. Er erhielt außer einer Medaillenauszeichnung eine Staatsunterstützung von 3000 Frank sowie eine Anstellung im „Conservatoire des arts et métiers" in Paris. Beim Tode des Erfinders, 1830, arbeiteten in Frankreich mehr als 30000 Webstühle mit der Erfindung Jacquards.



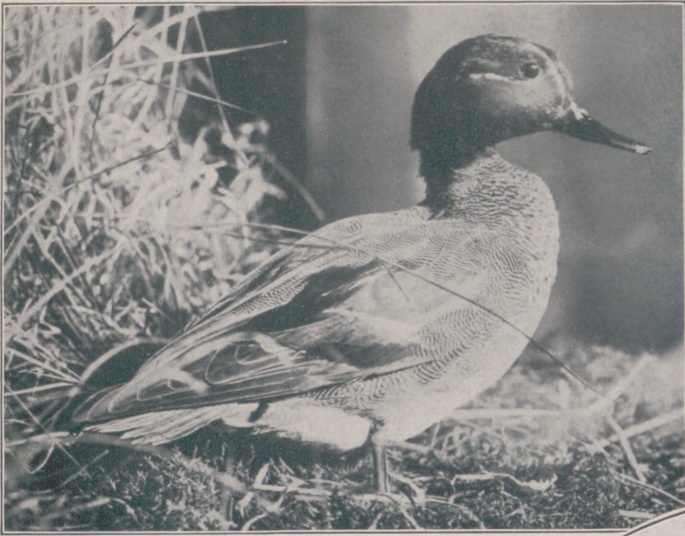
Napoleon (als Konsul 1802) auf einer Industrie-Ausstellung bei der Besichtigung des ersten Jacquard-Webstuhls, der von der Ausstellungsleitung in Verkennung seiner Bedeutsamkeit ganz am Ausgang der Ausstellung aufgestellt worden war.

Die Bemühungen, die Seidenindustrie auch in Deutschland (Krefeld) einzuführen, wurden von den preußischen Herrschern, vor allem von Friedrich dem Großen, unterstützt. Es waren besonders die Gebrüder von der Leyen, die bald große Erfolge verzeichnen konnten. Friedrich der Große schützte sie vor dem Wettbewerb kleinerer Firmen. Nachdem der König bereits im Jahre 1753 in Krefeld gewesen war, kam er am 10. und 11. Juni 1763 zum zweiten Male dahin und besichtigte die Fabrik der von der Leyen.

Dem Aufschwung, den die Seidenindustrie in Krefeld dank der Fürsorge des Königs nahm, hat diese Stadt im weiteren Verlauf ihre heutige Blüte zu danken.



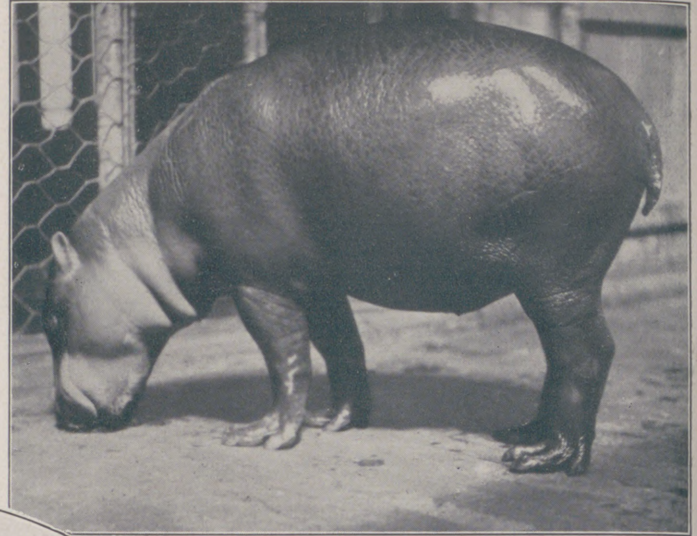
Besuch Friedrichs des Großen bei der Familie von der Leyen, Inhaberin einer der ersten Seidenfabriken in Krefeld.



1. Ein Zwerg unter dem Wassergeflügel: Krickente.

Zwerge im Tierreich

VON DR. K. M. SCHNEIDER

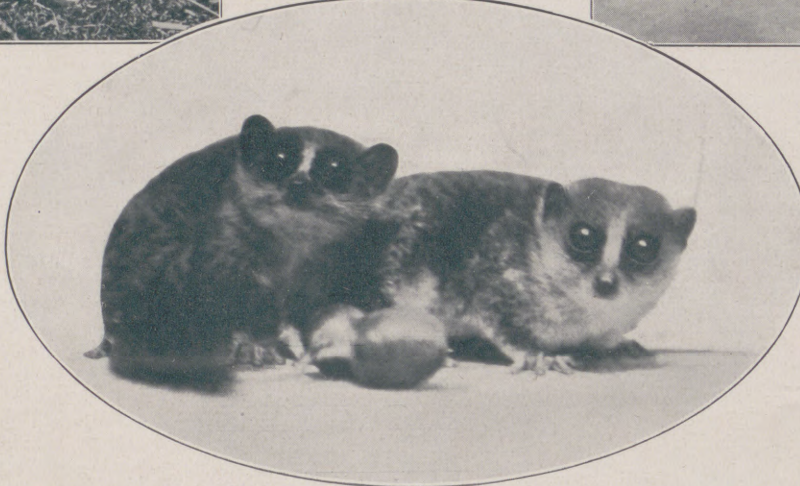


2. Zwergflußpferd.

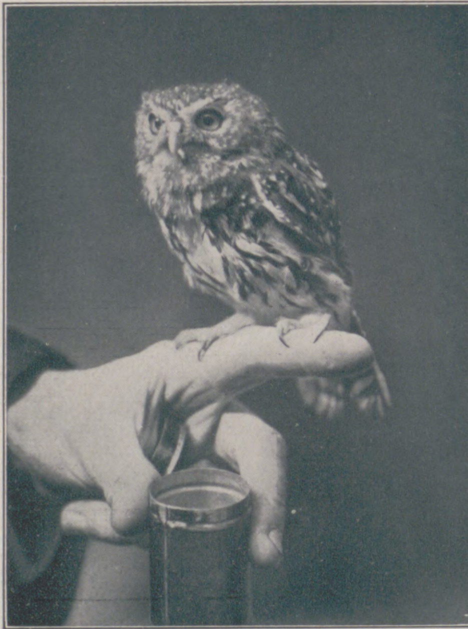
„Zwergtiere?“ könnte einer fragen, „kennen wir die nicht schon hinreichend aus der Fabel vom Krieg der kleinen gegen die großen Tiere, wo Zaunkönig, Hornissen, Mücken und alles bewaffnete ‚Ungeziefer‘ gegen die Riesen der Erde, gegen Bären, Hirsche, Büffel usw., zu Felde zogen — und siegreich waren?“ Ganz so einfach liegt's wohl nicht. Wie so oft, spielt auch hier ein mehrdeutiger Begriff Schabernack mit uns. Wer ist ein Zwerg?

Denken wir zunächst an menschliche Verhältnisse. Da treten innerhalb eines Stammes, ja, innerhalb einer Familie große und kleine Einzelglieder auf, die schon den Eindruck des Riesen- und Zwerghaften aufkommen lassen können; gleichviel, ob diese Schwankungen in angeborenen Anlagen oder besonderen Lebensumständen, unter denen eine ganze soziale Schicht stehen kann, begründet sind. Alsdann gibt es Menschenrassen von recht verschiedenen Durchschnittsmaßen ihrer Vertreter: so stehen den langen Schotten, Indianern und Watussis die kurzen Japaner, Eskimos und Hottentotten erheblich nach. Niedrigste Mittelwerte weisen die Pygmäen auf, über die aus den afrikanischen Urwäldern und aus Asien Kunde zu uns kam. Solche Zwergvölker sollen ja in Urzeiten auch Europa besiedelt haben; dunkle Erinnerungen daran mögen in Sage und Märchen eingedrungen sein.

Entwickelt sich der Körper gar krankhaft, dann können noch zwei Hauptformen der Verzwergung auftreten: der „Liliputaner“ und der großköpfige, breitschultrige „Zwerg“ mit kurzen Gliedern, wie er oft in Zirkusvorstellungen als Clown mitwirkt. Bei letzterem hat wahrscheinlich die mangelhafte Tätigkeit der Schilddrüse, des Hirnanhangs und anderer Drüsen mit innerer Absonderung die Knochenentwicklung der Gliedmaßen aufgehalten. Bei jenem hingegen scheint das ganze körperliche Wachstum in der Kindheit gehemmt worden zu sein, ohne etwa den Geist mit zu beeinflussen; der Leib ist puppenhaft klein geblieben, die einzelnen Teile stehen aber in ziemlich gewöhnlichen Verhältnissen zueinander.



3. Halbaffenzwerge: Mausmakis. (Die zwei Weinbeeren veranschaulichen die Größe der Tiere.)



4. Ein Liliputaner der gefiederten Nachtwandler: Sperlingskauz.



5. Zwergkröte.



6. Zwergbeuteltier: Kurzköpfiger Flugbeutler.

All die angedeuteten Möglichkeiten für das Auftreten sogenannter Zwergenwüchsigkeit liegen nun auch beim Tier vor, nur noch um einige vermehrt. Manche davon sind sogar bei der Pflanze vorhanden, wobei nur an deren vorübergehend sich einstellende oder erbliche Kümmerformen erinnert sei. Überschauen wir eine Serie von Bälgen erwachsener Vögel, so wird diese immer größte und kleinste Stücke aufweisen; die Hirsche, Füchse oder Hasen einer Gegend sind oft kleiner als die einer anderen, wie auch die geographisch getrennten Löwenschläge in der Größe beträchtlich voneinander abweichen können. Sicher treten auch in der freien Wildbahn zuweilen abweichend kleine bzw. pathologisch entwickelte Nachkommen auf; nur dürften diese sehr bald wieder im Daseinskampf verschwinden. Anders, wenn solche Formen gezüchtet werden.

Seltsamerweise sind es auch bei manchen Haustieren die auf Inseln lebenden, die zum Zwergwuchs neigen; z. B. die Ponys der Shetlandinseln, die Esel der Balearen und Sardiniens, die Zebus auf Ceylon. Mag sein, daß eine lange getriebene Inzucht besonders günstige Bedingungen dafür schafft. Wenn dann noch die Züchterhand auswählend eingreift, wie es in England durch den Lord Londonderry geschah, der darauf ausging, die Frauen- und Kinderarbeit in den Bergwerken von kleinen, kräftigen Tieren leisten zu lassen, so kann es zu den stämmigen Pferdchen kommen, die kleiner sind als ein großer Hund. Noch anmutiger ist die Gestalt des Zwergzebus, wenn es vorm leichten zweirädrigen Karren mit dem lässig daraufhockenden Singhalesen im Trippeltrab dahinflitzt (Abbild. 7). Neuerdings hörte man mehrfach von europäischen Zwergrindern, dem albanischen, dem Lausitzer und selbst von einem ausgestorbenen: dem Zwergur. Und wer dächte hier nicht an die ebenso drolligen wie frechen Zwergziegen, diese Dreikäsehoch Afrikas, die dort selbst schrägstämmige Bäume erklettern und deren Laub abweiden? Der Zwergschnauzer vertritt als ebenmäßig gebauter, der Dackel, diese komische Figur, als mißgestalteter Zwerg die Hundewelt. Zwergente und Zwerghuhn rücken für das Federvieh an; würdig, denn sie können sich recht wohl neben ihren wilden Verwandten sehen lassen. Nur die Hauskatze, wohl auch die Gans, sind zäh geblieben und haben anscheinend noch keine „negativen Kulturgrößen“ erzeugt. Inwieweit überhaupt die Wirkung der Domestikation, namentlich was die hervorgebrachten Zwergformen anlangt, als rückläufige Entwicklung, als die Verhaltung eines frühreifen Jugendzustandes gedeutet werden kann, muß hier unerörtert bleiben.

Ein ganz neuer Gesichtspunkt kommt in die Betrachtung des Zwergenreiches, wenn die im Vergleich stehenden Wesen verschiedenen Arten angehören, wie es beim Zwergflußpferd und überhaupt den



7. Zwerge unter den Haustieren: Zwergzebus im Gespann.

meisten als „Zwerg" angesprochenen Spezies liegt. Nur tragen diese gewöhnlich noch besondere unterscheidende Merkmale, die sie nicht als bloße Verjüngung der vollwüchsigen Form erscheinen lassen. Es gibt kaum einen Tierkreis, der nicht solche Artenbündel aufwiese. Derartige Scheinzwerge dürften jene handlangen madagassischen Halbäffchen mit den niedlichen Diebesgesichtern sein, die fast nur Nase, Auge und Ohr sind und nachts den Kerfen nachstellen (Abb. 3). Diesen Nachtgeistern nicht unähnlich, aber doch fern von ihnen stehend, ist ein anderes graues Männchen: ein Flugbeutler, der den Tag im weichen Nest verschläft, abends aber durch die Zweige huscht (Abbild. 6). Knospen, Honig und Insekten sind sein alles. Den purpenhaften Nachtwandlern sei gleich noch die Zwergfledermaus und ein Dunkelmann aus dem Vogelreich angereiht: der Sperlingskauz (Abbild. 4). Und was sagt man von afrikanischen Antilopen, die nicht größer sind als ein Hase? — Konnten sich die Hünen unter den Schildkröten gerade auf Inseln halten, so stellt Celebes den Zwerg der Büffel, den „Anoa". Viele werden diesen 1 m hohen Gemsbüffel gar nicht gleich als Rind erkennen. Inselkümmerlinge, wie der Rothirsch der Hebriden, das Wildschwein Sardiniens und der fossile Zwergelefant von Malta, Zypern, Kreta u. a., schließen sich an. Wie es mit dem Zwergentum bei den lebenden Giganten des Tierreichs, den Elefanten, steht, wird erst allmählich klar. Wissenschaftlich anerkannt ist jetzt eine kleine Unterart. Warten wir Näheres darüber ab! Längst bekannt sind den Seefahrern dagegen die Däumlinge unter den Bartenwalen, Stücke von immerhin 5 m Länge (die Hauptformen erreichen eine Mächtigkeit bis zu 3000 Zentner). Übersehen wir angesichts dieser Riesenzwerge nicht das kleinste europäische Entchen mit dem weißgefaßten, goldgrünen Ordensband am Flügel (Abbild. 1)! Auch zu manchen Kakadu- und Sittichharten gesellten sich getreue Ebenbilder en miniature. Die argentinische Zwergkröte (Abbild. 5) — etwa so lang wie ein Fingerglied — mag glauben machen, daß auch die Lurche, ebenso wie Schlangen, Fische, Insekten und andere Tierstämme, ihre „Midgets" haben.

Dabei können die Wohnstätten von „Hoch und Niedrig" ziemlich getrennt voneinander liegen, wie beim Wolf und Wolfsschakal; ihre Heimat kann teilweise oder ganz dieselbe sein, wofür vielleicht Mantel- und Heringsmöwe bzw. Habicht und Sperber passende Gegensatzpaare sind. Daß auf dem gleichen Platz der große und der kleine Bruder einer Familie aufkommen und sich so gut erhalten konnten, muß wohl im Haushalt der Natur begründet sein. Freilich, welche Lücke da auszufüllen war, ist schwer zu sagen.

Schweigen wir ferner in diesem Zusammenhang von den Kleinsten des Tierreichs überhaupt, wie sie der Wassertropfen oder gar der Bazillenherd zu Tausenden beherbergt. Übrigens gelang es an niederen, wirbellosen Tieren auch durch Eingriffe in die Eismasse, (bei deren Vermehrung) Riesen bzw. (bei ihrer Verminderung) Zwerge künstlich zu erzeugen. Ganz nebenbei noch, daß zwischen Körpergröße und Darmoberfläche eine Beziehung zu bestehen scheint. Gedenken wir schließlich einer Art der Verzwergung, die sich nur auf das eine Geschlecht erstreckt, und zwar auf das männliche. Bei gewissen Krebsen und Würmern heftet sich das überaus winzige Männchen wie ein Schmarotzergebilde an das viel stattlichere Weibchen und läßt sich von diesem umhertragen. Auch bei Tintenfisch und Spinne stellt nicht selten die Gattin das stärkere Geschlecht dar; verzehrt doch letztere zuweilen noch während oder nach der Paarung ihren armen Ehegespons. Bei manchen Arten jedoch ist der Herr Gemahl so kümmerlich entwickelt, so klein und dünn, daß ihn sein Weib nach der Hochzeit als Festschmaus verschmäht.

DER GEBURTSTAG

VON FELIX LANGER

Es war ein plötzlicher Entschluß, der Franz an seinem vierzigsten Geburtstag ans Telephon zwang und Isa anrufen ließ. Er hatte sie jahrelang nicht gesprochen, trotzdem erkannte sie seine Stimme sofort.

„Wie geht's?"

„Wie geht's?"

Die üblichen Fragen schienen Befangenheit auf beiden Seiten zu maskieren. Zwanzig Jahre waren es her, daß sie miteinander befreundet gewesen, er, der Schule knapp entronnen und Lehrling in einer Farben A.-G., sie, gerade siebzehn geworden, Stenotypistin in einem Anwaltsbureau. Mit allem Überschwang der ersten Liebe hatten sie bei Butterbrot und Flaschenbier Feste gefeiert, die kein Krösus sich hätte für Gold erkaufen können. Heute war Franz Chef einer eigenen Fabrik, und auch Isa hatte Karriere gemacht, ihr Anwalt hatte sie geheiratet. Schicksal, Schicksal, sie hätte ja so lange auf Franz warten müssen, der zäh an seinem Ziel arbeitete, eigener Herr in einem eigenen Betriebe zu werden.

„Weißt du, daß ich heute Geburtstag habe?" sagte Franz.

„Wirklich? Ich gratuliere. Natürlich, um diese Zeit herum war es ja immer. Der wievielte ist es denn?"

„Der vierzigste."

„Kinder Gottes!" stöhnte Isa. „Man wird alt."

„Es ist zwanzig Jahre her, daß wir einander kennenlernten", sagte Franz. „Willst du meinen Geburtstag mit mir feiern?"

„Ich?" Es klang überrascht, doch mit einem Anflug von Lüsternheit nach der Abwechslung, die der Anlaß verhieß. „Eigentlich — ginge es. Mein Mann ist verreist. Wo willst du...?"

Es schien Franz zu billig, wenn er antwortete: Bei mir. Er überlegte, dann sagte er: „Erinnerst du dich noch des Tages, da wir zum erstenmal miteinander ausgingen? Es war an meinem zwanzigsten Geburtstag. Wir kamen zum Feenschloß am See und wären gern hineingegangen, aber ich hatte nicht genug Geld für das teuere Restaurant. So gingen wir in ein einfaches Bräu und waren trotzdem sehr lustig. Wollen wir das Feenschloß heute nachholen? Ich habe einen neuen Wagen, und mit dem Gelde wird es diesmal auch reichen."

Isa lachte: „Zwanzig Jahre sind immerhin eine lange Zeit, doch ich bin einverstanden. Du hupst um sechs vor meiner Wohnung?"

Isa war mit ihren siebenunddreißig sehr jung geblieben, schlank und mädchenhaft. Die Illusion, daß es die einstige Isa sei, mit der Franz ins Feenschloß fuhr, wurde höchstens durch die Kostbarkeit ihrer Kleidung gestört, die sich von ihren billigen Mädchenkleidern wesentlich unterschied. Sie erzählte von ihren Kindern, in zwei Jahren würde der Junge das Abitur machen, und auch ihr Mädchen wolle studieren. Sie selbst sei im Sommer in Scheveningen gewesen, für den Herbst sei Oberitalien geplant. Was man im Winter machen würde, wisse man noch nicht.

Franz, der Isa in einer leicht sentimentalen Stimmung erwartet hatte, geneigt zu Reminiszenzen, mußte unwillkürlich in Isas Fahrwasser kommen und mit Gleichwertigem aufwarten, mit Reisen, Neumöblierung seiner Wohnung und gesellschaftlichen Plänen für die Saison. Als sie am Feenschloß hielten, erkannten sie es nicht mehr, es war renoviert worden.

„Es war aber schon sehr nötig," sagte Isa, „man konnte in den Räumen nicht mehr recht sitzen, geschweige denn tanzen." Das Essen sei auch nicht mehr auf der Höhe gewesen und die Bedienung salopp. Man gehe jetzt lieber zu „Tiensin" am anderen Ufer. Dort müsse man mit dem Auto über die Fähre, und das eben sei das Erregende und gesellschaftlich Verlockende. Übrigens seien Coblers mit ihrem neuen Wagen kürzlich beinahe ins Wasser gefallen.

Franz hatte ein besonderes Souper zusammenstellen wollen, aber Isa hatte widersprochen. Sie lebe nach Kalorien, höchstens eine Tasse Tee ohne Zucker dürfe sie heute noch zu sich nehmen. Kein Verführungsversuch konnte sie erschüttern. So kaute Franz an seinem Schnitzel und nippte an einem Glase Mosel, während Isa, da sie nichts aß, ohne Unterbrechung erzählte... Und Franz mußte unwillkürlich denken, daß sie damals, als süßer Balg von siebzehn, kaum ein Auto von einer Dampflokomobile unterschieden hatte. Ein Ausflug in der überfüllten Elektrischen hatte sie mehr entzückt als heute vielleicht Oberitalien plus Scheveningen. Auch von Kalorien hatte sie nichts gewußt. Aber entzückend war sie gewesen, jung und natürlich. Nicht abzusehen, wie sie sich gefühlt hätte, wenn er damals an seinem zwanzigsten Geburtstag die paar Mark für ein Abendessen im Feenschloß hätte entbehren können, das sie heute nicht mehr mondän genug fand. Es war ihm plötzlich, als sei es sehr lächerlich, daß er hier mit Isa zusammen saß, um einen Tag zu feiern, der im Grunde genommen gar nicht feiernswert war. Er ließ nur allzu deutlich die Entfernung erkennen, die zwischen Wünschen und Zielen, zwischen Träumen und Wirklichkeiten, zwischen Jugend und blasierter Reife lag. Es war Franz, als habe er hinter einer bunten Kugel herlaufen wollen, die ihm entglitten war, ängstlich bemüht, sie wiedereinzufangen.

Ein Pärchen erschien auf der Terrasse, ein Jüngling mit Brille und langen Haaren, das Mädel blond und bildhübsch. Der Ober kam mit der Speisekarte. „Können wir Kaffee und Kuchen bekommen?" fragte der Jüngling. Mit verachtendüberlegenem Achselzucken legte der Kellner die Speisekarte weg und korrigierte betont: „Mokka in Kännchen!"

„Haben Sie nicht Kaffee in Tassen?"

„Nein", knurrte der Ober. Zögernd bestellte der Jüngling.

Franz hatte zugehört und mußte lächeln, schmerzlich durchklungen. Es war ihm, als sei er selbst der Jüngling, vor zwanzig Jahren, und Isa das Mädchen vor der gleichen Frist. Genau so hatte er damals im Restaurant bestellt, wenn sie zusammen ausgegangen waren. Mit einem seltsam beglückenden, beinahe väterlichen Gefühl betrachtete er die beiden jungen Menschen, die sich in dem eleganten Restaurant nicht überaus wohl zu fühlen schienen, weil sie beide wahrscheinlich an die durch die unerwartete Mehrausgabe gebotenen Sparmaßnahmen für morgen denken mußten.

Franz erhob sich und ging dem Ober nach, von einem plötzlichen Einfall getrieben. Er bestellte ein Souper, wie er es für sich und Isa hatte bestellen wollen. „Wenn wir fort sind, servieren Sie es den jungen Herrschaften, und geben Sie ihnen diesen Zettel." Er riß ein Blatt aus seinem Notizblock und schrieb: „Feiern Sie, bitte, den heutigen Abend, wie ihn einer gern feiern wollte, wenn er so jung wäre wie Sie." Dann verließ er mit Isa die Terrasse.

Sie wollte ins Auto steigen, doch er zog sie seitwärts, von wo aus man den Tisch des Pärchens sehen konnte. Der Kellner servierte gerade den ersten Gang. Das Mädchen schaute mit überraschten Augen drein; der Jüngling, beherrschter, verlangte Aufklärung. Dann las er den Zettel und reichte ihn seiner Begleiterin. Sie lachte. Er schien Bedenken zu haben, ob man das Geschenk annehmen dürfe. Ihr sprühte der Übermut aus den Wangengrübchen; Eva war sie, die zum Apfelschmaus Lust hatte. Er ließ sich überreden, und die Krebsscheren krachten unter ihren Fingern.

CHINESISCHE ANEKDOTEN

AUS DEN ORIGINALEN ÜBERSETZT VON DR. FRANZ KUHN

Ein tüchtiger Schneider.

Ein Kunde brachte seinem Schneider Stoff, der genau zu einem Anzug reichte, und wollte gleich auf die Anprobe warten. Der Schneider maß und maß und konnte sich nicht zum Zuschneiden entschließen.

„Warum schneidest du nicht zu?" fragte der Kunde.

„Ja, wenn ich für dich zuschneide, langt's nicht für mich, und wenn ich für mich zuschneide, langt's nicht für dich."

Freundliche Nachbarn.

Ein Mann hatte ein krankes Bein und litt fürchterliche Schmerzen. Da bohrte er ein Loch in die Wand und steckte den kranken Fuß hindurch, so daß er in das Zimmer des Nachbarn hineinragte, mit dem er in ewigem Streit lebte. Als ihn seine Frau nach dem Grunde seines seltsamen Tuns fragte, erwiderte er:

„Wenn der Himmel mein Haus schon mit Krankheit heimsucht, soll der verfluchte Kerl nebenan wenigstens auch sein Teil dran haben."

Bescheidenheit.

Ein Mann liebte es, sich im Gespräch mit anderen übertrieben bescheiden auszudrücken. Eines Abends hatte er Besuch. Wie nun der volle Mondenschein ins Zimmer fiel, konnte der Besuch nicht umhin, seinem Entzücken über den herrlichen, klaren Mondenschein Ausdruck zu verleihen. Der Hausherr aber wehrte bescheiden ab: „Ihr Lob macht mich verlegen. Das bißchen Mondschein, das Ihnen meine elende Hütte zu bieten hat, ist wirklich nicht der Rede wert."

Seichte Lektüre.

Ein Student hatte sich, um sich ungestört fürs Examen vorzubereiten, in einem Buddhatempel einquartiert. Den ersten Tag benutzte er zu ausgiebigen Spaziergängen in der schönen Tempelumgebung. Als er endlich am späten Nachmittag seine Studierzelle betrat, befahl er sogleich seinem Burschen, ihm einen Band aus der Bücherkiste zu bringen. Der Bursche brachte ihm das „heilige Buch der Wandlungen". „Mir nicht hoch genug!" schrie ihn sein Herr an. Darauf legte ihm der Bursche die „Frühlings- und Herbstannalen" von Meister Kung tse vor. „Auch nicht hoch genug!" schallte es ihm erneut entgegen. Nun schleppte der Bursche das „Tao te king" des mystischen Lao tse heran. „Immer noch nicht hoch genug!" tönte es ärgerlich zum dritten Male.

Ein Tempelbonze hatte in der Nachbarzelle durch die dünne Wand hindurch den Vorgang belauscht. Jetzt kam er in die Zelle des Studenten hereingestürmt: „Du könntest dir was einbilden," platzte er heraus, „wenn du nur einen Bruchteil von einem dieser drei tiefgründigen Werke verstündest! Und du behauptest, sie wären dir zu seicht?" — „Das nicht; aber ich wollte schlafen, und da brauchte ich eine passende Kopfunterlage."

Ärztliche Behandlung.

Ein Bauer kam mit einem schweren Bündel Reisig auf dem Buckel durch eine schmale Gasse. Aus Versehen streifte er mit seiner Last einen Vorübergehenden, so daß dieser eine tüchtige Schramme quer über die Backe erhielt. Wütend, mit geballten Fäusten wollte der andere auf ihn einschlagen.

„Gebt mir Fußtritte, so viele Ihr wollt, aber, um Buddhas willen, schlagt mich nicht!“ bat der Bauer flehentlich.

Nachdem er einige kräftige Fußtritte weghatte und der andere gegangen war, fragten die Umstehenden den Bauer, warum er Fußtritte bevorzugt hätte.

„Das war doch der Stadtarzt“, klärte sie der Bauer auf. „Seine Fußtritte sind noch zu ertragen, aber seine Be,hand'lung hätte mich sicher das Leben gekostet.“

Der wassersüchtige Hund.

Ein Tauber besuchte bei Regenwetter seinen Nachbar. An der Türschwelle begrüßte ihn wütendes Hundegekläff, von dem er natürlich nicht einen Laut vernahm.

„Sie müssen sofort zum Tierarzt schicken“, sprach er zum Nachbar.

„Warum denn?“

„Ihr werter Hund leidet ganz offenbar an schwerer Wassersucht. Sehen Sie doch, wie gierig er nach den Regentropfen schnappt!“

Höhere Mathematik.

Herr Tschang hatte einen zweijährigen Sohn und wollte gern, daß er später einmal die Tochter seines guten Freundes Wang heiraten sollte, die jetzt gerade ein Jahr alt war. Er schickte also einen Vermittler ins Haus Wang, um das Verlöbnis perfekt zu machen. Freund Wang wollte aber nicht darauf eingehen.

„Dieser junge Tschang ist doppelt so alt wie unsere Tochter“, sprach er zu seiner Frau. „Wenn sie erst die Zwanziger erreicht hat, wird sie sich schön bedanken, einen Vierziger zu heiraten.“

Seine Frau war anderer Meinung: „Gedulde dich nur ein Jährchen, dann ist sie genau so alt wie der junge Tschang.“

Der größere Affe.

Ein kleiner Provinzmandarin war bei seinem Vorgesetzten, dem Gouverneur, zu Gaste. Der Gouverneur war ein Freund der Jagd und wollte Näheres über den Tierbestand im Amtssprengel seines Gastes wissen. „Haben Sie auch Affen in Ihrem Amtsbereich?“ erkundigte er sich. „Gewiß, sogar ein Riesenexemplar kommt vor.“ — „So? Wie groß denn?“ — „Genau so groß wie Eure Exzellenz ...“ —

Kaum war ihm der unbedachte Satz entschlüpft, da gewahrte der Ortsmandarin an dem Stirnrunzeln seines hohen Gastgebers, daß er eine grobe Unhöflichkeit gesagt hatte, und um die Wirkung seiner Worte zu mildern, setzte er hastig hinzu: „Aber es kommt auch ein Zwergaffe vor, der ist genau so klein wie meine Winzigkeit.“

Der kluge Knecht.

Es war einmal ein Bauer, der liebte einen guten Tropfen im Hause. Aber er mußte die betrübliche Erfahrung machen, daß ihm sein Wein immer heimlich vom Knecht weggetrunken wurde. Er beschloß daher, überhaupt keinen Knecht zu halten und die Feldarbeit allein zu verrichten. Aber auf die Dauer schaffte ihm das zu viel Mühe, und er sann auf einen anderen Ausweg.

„Ich muß einen Knecht finden,“ sagte er sich, „der überhaupt nicht weiß, was Wein ist, dann wird er meinen Wein gar nicht erst anrühren.“ Und er dingte einen anderen Knecht. Bevor er ihn seine Arbeit antreten ließ, zeigte er ihm einen gefüllten Weinkrug und fragte, was drin sei. „Wein“, antwortete prompt der Knecht und wurde daraufhin sofort wieder entlassen. So ging das einige Male, bis sich endlich ein Knecht fand, der die herkömmliche Frage mit stummem Kopfschütteln beantwortete. Hocherfreut behielt ihn der Bauer in seinem Dienst. Am nächsten Tage mußte er in die Stadt und das Haus in der Obhut des neuen Knechtes lassen. „Gib mir acht auf die Wurst am Rauchfang und auf das Huhn im Topf“, schärfte er ihm, bevor er ging, noch ein. „Vor allem aber hüte dich vor den zwei Krügen im Keller. In dem einen ist rote, in dem anderen gelbe Schwefelsäure. Wenn du nur einen kleinen Schluck davon trinkst, zerreißt es dir deine Eingeweide zollweise, und du mußt elendiglich verrecken!“ —

Kaum hatte der Bauer den Rücken gekehrt, als sich der Knecht über die Wurst und das fette Huhn und die beiden Weinkrüge hermachte, mit dem Ergebnis, daß er kurz darauf wie ein Sack Mehl am Boden lag. Als der Bauer zurückkehrte, entdeckte er mit Schrecken die Bescherung. Wütend stieß er den Knecht mit Fußtritten munter und wollte wissen, warum die beiden Krüge geleert und die Wurst und das Huhn verschwunden seien. Der Knecht war um eine Erklärung nicht verlegen:

„Das Huhn hat die Katze aus dem Topf geholt, die Wurst hat der Hund weggeschnappt. In meiner Verzweiflung sagte ich mir, daß der Tod die einzige Sühne für meine sträfliche Unachtsamkeit sei. So trank ich die beiden Krüge mit Schwefelsäure aus und legte mich ergeben nieder, um meinen Tod abzuwarten.“

Salzenten.

Ein Mann aus der Provinz war zu Besuch in Peking und bekam im Hause eines Freundes zum erstenmal Soleier vorgesetzt. Er wunderte sich, wieso ungeschälte Eier einen salzigen Geschmack annehmen konnten. „Du mußt wissen, wir haben hier in Peking eine Salzentenart“, belehrte ihn der Freund. „Die kann natürlich auch nur salzige Eier legen.“

Wissen und Leben

Kosmische Einflüsse in der Biologie. Sind kosmische Einflüsse für den Ablauf wichtiger Lebensvorgänge verantwortlich zu machen? Diese Fragestellung ist im wesentlichen bisher stets verneint und der Einfluß kosmischer Vorgänge auf den Ablauf der Lebensvorgänge mehr oder weniger in das Gebiet des Aberglaubens verwiesen worden. Und doch scheint es nach den neuesten Forschungen so, daß man in Zukunft den bisher vollkommen vernachlässigten Faktor „Kosmos“ in den Bereich der Betrachtung stellen muß, wenn man experimentell erwiesene Tatsachen erklären will. Es gibt bekanntlich zahlreiche tagesperiodische Schwankungen beim Menschen und ebenso bei Affen, Vögeln und sogar bei Pflanzen. Puls, Blutdruck, Kohlensäureausscheidung, Sauerstoffverbrauch, Stickstoffausscheidung im Harn zeigen, wenn man diese kurvenmäßig festlegt, ein Minimum morgens zwischen 4 und 6 Uhr, während das Maximum in den Abendstunden liegt. Man ist nun leicht geneigt zu der Annahme, daß dies ja ganz erklärlich ist, da eben in den Morgenstunden zwischen 4 und 6 Uhr doch völlige Ruhe zu herrschen pflegt und der Stoffwechsel aus diesem Grunde auch hier am niedrigsten ist. Die Annahme liegt nahe, ist aber in keiner Weise berechtigt. Durch Umkehr der Lebensweise, also Schlafen am Tage, Arbeiten in der Nacht, läßt sich auch bei Versuchspersonen, die beruflich zu dieser anormalen Lebensweise gezwungen sind, keine Umkehr der Kurven hervorrufen. Auch diese Personen zeigen das Minimum der Stoffwechselvorgänge morgens zwischen 4 und 6, obwohl sie zu dieser Zeit nicht ruhen, sondern arbeiten. Je sorgfältiger man diese Versuche anstellte, um so weniger ließ sich nachweisen, daß eine Abweichung von der erkannten Norm vorkommt. Eine neuartige Versuchsanordnung aber ergab folgendes: Fährt man um den halben Erdball und mißt sorgfältig die Körpertemperatur, dann behält sie nicht den heimatlichen Rhythmus bei, also ein Minimum zwischen 4 und 6 Uhr morgens, sondern richtet sich nach der jeweiligen Ortszeit, das heißt, besteht eine Differenz in der Ortszeit von 12 Stunden, so ist die Temperatur zum Beispiel nachmittags um 5 Uhr nach der Ortszeit hoch, während sie nach der Heimatszeit am niedrigsten sein müßte. Wenn man auch als Begründung hierfür anzuführen vermöchte, daß die Beeinflussung durch die Umwelt derartige Umkehrungen von Lebensvorgängen hervorrufen könnte, so ergeben doch neuere Untersuchungen in Nordisland bei der Mitternachtssonne, daß eine tagesperiodische Schwankung nicht nur der Temperatur, sondern auch aller anderen meßbaren Lebensvorgänge besteht; Puls, Blutdruck, Gaswechsel, Grundumsatz, Nierensekretion zeigen das gleiche Verhalten. Daraus muß auf die allgemein bestehende Tagesperiodizität der Lebensvorgänge überhaupt geschlossen werden, und das merkwürdigste dabei ist, daß die Tagesperiodizität der Lebensvorgänge ortszeitlich fixiert ist. Die elektrische Leitfähigkeit der Luft ist ebenfalls ortszeitlich fixiert, kann aber wohl kaum für die Periodizität der Lebensvorgänge verantwortlich gemacht werden. Daraus ergibt sich die ungemein wichtige Erkenntnis: die ortszeitlich fixierte Periodizität der Lebensvorgänge bei Menschen, Tieren und Pflanzen und ebenso die tages- und ortszeitlich fixierte Periodizität der elektrischen Leitfähigkeit der Luft sind von einem bisher unbekannten Prinzip kosmischer Natur abhängig. Die biologischen Wissenschaften werden nicht mehr daran vorübergehen können, kosmische Faktoren in den Kreis der Betrachtungen zu stellen; ein weites, Erfolg versprechendes Arbeitsgebiet steht im Beginn seiner Erforschung. Daß ältere Ärzte und vor allem die Volksmeinung kosmische Einflüsse in ziemlichem Umfange annehmen, ist zur Genüge bekannt. Es sei nur daran erinnert, welcher Einfluß dem Mond auf den Ablauf von Heilungsvorgängen zugeschrieben wird. Schwankungen der Witterung beeinflussen zweifellos in starkem Maße unsere Stimmung. Und warum sollten sie da keinen Einfluß auf unsere Gesundheit ausüben? Recht interessante Einblicke bringt ein französischer Forscher in jüngster Zeit, der seine ärztliche Tätigkeit in den Jahren 1896—1898 überblickt. Er kommt dabei zu dem Ergebnis, daß in den Nächten, die um den Neumond liegen, eine viel häufigere Inanspruchnahme der ärztlichen Tätigkeit erfolgt als in den übrigen Nächten. Besonders Asthma, Leber- und Magenkrisen sind in diesem Zeitpunkt häufig. Herzleidende, Lungenleidende zeigen Verschlimmerungen in ihrem Befinden. Auch ein Anschwellen von Masern und Scharlach wird im Zusammenhang mit dem Neumond beobachtet. Bei chronischen Erkrankungen sollen die meisten Todesfälle mit dem Neumond zusammenfallen. Welche Ursachen hierfür verantwortlich zu machen sind, entzieht sich vorläufig vollkommen unserer Kenntnis. Ob es sich um Veränderungen in der Atmosphäre bei Auftreten des Neumondes handelt oder um uns vorläufig noch unbekannte kosmische Strahlungen, läßt sich nicht einmal vermuten. Auch das Jahr 1927 bewies uns wiederum augenfällig den Einfluß kosmischer Vorgänge. Eine erschreckende Häufung von Naturkatastrophen war nicht zu verkennen. Die schweren Erdbeben in Japan, China und Palästina, die riesigen Überschwemmungen im Mississippigebiet sowie in Indien und im östlichen Sibirien sind noch in aller Erinnerung. Die Überschwemmungen der Spree, der Schwarzen Elster und nicht zuletzt die Katastrophe im östlichen Erzgebirge sowie die starken Wirbelstürme an der deutsch-holländischen Grenze waren sicherlich keine zufällig zusammentreffenden Ereignisse. Daß durch das Auftreten von Sonnenflecken die luftelektrischen Verhältnisse sowie besonders empfindliche Personen erheblich beeinflußt werden, ist bereits länger bekannt und ebenso, daß das Auftreten von Sonnenflecken rhythmischen Schwankungen unterliegt. Beziehungen zwischen den rhythmischen Schwankungen der Sonnenflecke (11 jährige Periode) und Naturkatastrophen scheinen zu bestehen. Nicht uninteressant ist eine Aufstellung eines bekannten französischen Arztes und Astronomen, der in einer langjährigen Statistik einen parallelen Verlauf der Sterblichkeitskurve und der Sonnenfleckenkurve aufgefunden hat und darüber vor kurzem in der Akademie der Medizin in Paris Mitteilung machte. Wie das Jahr 1927 werden die beiden folgenden Jahre wiederum ein Maximum der Sonnenfleckenbildung aufweisen, und im Zusammenhang damit dürfte eine Steigerung von Naturkatastrophen, wie wir sie im vergangenen Jahre erlebt haben, nicht unwahrscheinlich sein und gleichfalls eine Steigerung der Sterblichkeit, wenn man die erwähnte französische Statistik zugrunde legen will. Noch recht ungeklärt sind auch Natur und Wirkungsweise der vor noch nicht allzu langer Zeit entdeckten „Höhenstrahlung“, einer Strahlungsart von außerordentlichem Durchdringungsvermögen, so daß noch Panzerplatten von 1 m Stärke von ihr durchdrungen werden. Es handelt sich hierbei aller Wahrscheinlichkeit nach um eine elektromagnetische Wellenstrahlung von Art der Ultraviolettstrahlen, aber von weit niedrigerer Wellenlänge, die, wie man annimmt, aus dem Kosmos stammt und von junger Sternmaterie abzuleiten ist, und man glaubt, bereits ganz bestimmte Sterne als Quellen dieser Strahlung aufgefunden zu haben, und zwar die in vielen Beziehungen merkwürdigen, „Mirasterne“ genannten jungen Fixsterne. Wenn auch bisher dieser Strahlenart mehr theoretisches Interesse zukommt, so darf es doch nicht als ausgeschlossen gelten, daß ihr auch biologische Wirkungen zuzuschreiben sind, und daß sich der Einfluß dieser Strahlungsart unter Umständen bei längeren Flügen in größeren Höhen (10 000—12 000 m), die uns ja bald bevorstehen, unliebsam bemerkbar machen kann für Mensch und Maschine. Dr. Fr.

Die Zellulose als Quelle des Bodenhumus. Kein anderer organischer Naturstoff kommt in so riesigen Mengen vor wie die Zellulose, der Hauptbestandteil aller Pflanzen. Im Stoffhaushalt der Natur ist daher diese Kohlenstoffverbindung ein bedeutender Faktor, und ihre Rückbildung in einfache Verbindungen, ihr Abbau also, wurde von Chemikern verschiedentlich zu erforschen gesucht. Früher neigte man zur Ansicht, daß die Zellulose eine bedeutende Rolle bei der Bildung von Torf und Kohle spiele. Diese Theorie gründete sich hauptsächlich auf die Gegenwart von Zellulose in unseren natürlichen Brennstoffen. Es ist aber sehr fraglich geworden, ob diese Auffassung richtig ist. Prof. Fischer ist auf Grund ausgedehnter Untersuchungen zu der Ansicht gelangt, daß die Kohlen nicht aus der Zellulose, sondern allein aus dem Lignin, dem Gerüst- und Holzstoff der Pflanzen, hervorgegangen seien, und daß die Zellulose bei der Vertorfung und Verkohlung der Pflanzenreste größtenteils verschwinde. Forschungen über den Abbau der Pflanzenzellulose brachten nun in jüngster Zeit interessante und wichtige Ergebnisse, die um so bedeutender sind, als trotz der hervorragenden Rolle, die der natürlichen Zellulosezersetzung im biologischen Geschehen zukommt, unsere Kenntnisse über die dabei vor sich gehenden chemischen Umsetzungen sehr lückenhaft waren. Die Zellulose wird in der Natur hauptsächlich unter der Mitwirkung von Pilzen und Bakterien zersetzt. Die zahlreichen Mikroorganismen, die am Niederreißen der Zellulosemoleküle arbeiten, gedeihen unter verschiedenen Umständen; wir können in der Hauptsache vier Organismen-Gruppen unterscheiden. Die Pilze, die am tätigsten in sauren und gut durchlüfteten Böden sind, die aeroben — bei Luftzutritt tätigen — Bakterien, die am aktivsten in neutralen, alkalischen und schwach sauren Böden wirken; der Boden muß hierbei gut durchlüftet sein und freie Basen, wie Kalziumkarbonat, enthalten. Die Tätigkeit der aeroben Mikroorganismen kann in der Weise künstlich hervorgerufen werden, daß man z. B. Papier, Leinwand oder Baumwollgewebe mit Phosphorsalzen bestreut und anfeuchtet, darauf mit Humus oder Grabenmoder animpft und bei 24 bis 28 Grad stehen läßt. Neben einem größeren Mikrokokkus wachsen nun kleine charakteristische Stabbakterien, welche die Zellulosefasern in eine mehr oder weniger gefärbte braune Masse verwandeln. In der Natur wirken weiterhin anaerobe Bakterien, die

(Fortsetzung auf Seite 72.)



Sei schön durch Elida!



Elida im Schnee!

Wer seinen Teint ständig so gut mit den wunderbar wirkenden Elida Cremes pflegt, kann unbesorgt in jedes Wetter hinausgehen. Aber nie vergessen, – zwei Cremes müssen es sein, – Elida Coldcream reinigt und bewacht Ihren Teint über Nacht, Elida Jede Stunde Creme schützt und reinigt die Haut, glänzt nicht, fettet nicht, klebt nicht, ist stets wirksam, nie sichtbar, das Geheimnis des vielbewunderten Teints.

ELIDA CREMES

unter Luftabschluß tätig sind. Sie sind sehr verbreitet und kommen in großer Zahl vor. In Sümpfen, Grabenmoder, Schlamm, Humus, aber auch im Dünger, Stallmist und im Verdauungskanal mancher Tiere werden sie angetroffen. Die vierte Gruppe umfaßt die Aktinomyzeten, bakterienähnliche Organismen, die in Gartenerde und in schwach alkalischen Böden vorkommen. Die Zersetzung der Zellulose ist stets von der synthetischen Bildung beträchtlicher Mengen Zellsubstanz durch die im Prozeß aktiven Mikroorganismen begleitet. Es konnte festgestellt werden, daß die von den Organismen neu gebildete Zellsubstanz eine bestimmte Menge Stickstoff enthält. Da die Zellulose zersetzenden Mikroben unfähig sind, atmosphärischen Stickstoff zu binden, so muß die Zersetzung der Zellulose zur Umwandlung anorganischen Stickstoffs aus dem Boden in organische Stickstoffverbindungen führen, die einen Bestandteil der mikrobiellen Zellsubstanz darstellen. Zwischen der Menge der zersetzten Zellulose und dem dazu nötigen Stickstoff besteht ein festes Verhältnis. Mit anderen Worten: die Zellulose wird nicht zersetzt, wenn der nötige Stickstoff gar nicht oder nur in ungenügender Menge vorhanden ist. Die Ausnutzung von Zellulose als Energiequelle durch Pilze und Bakterien wird immer begleitet sein von gleichzeitiger Anhäufung von Stickstoff und einer Synthese neuer mikrobieller Zellsubstanz. Dabei wird ein Teil des Kohlenstoffs, der durch Pilze und Bakterien zerstörten Zellulose, als Kohlensäure abgegeben, während der Rest von den Bakterien aufgespeichert wird. Aus all dem und weiteren Folgerungen kann die Quelle der organischen Bodensubstanz oder des Bodenhumus erwiesen werden: Der Humus ist aus zwei Gruppen von Substanzen verschiedenen Ursprungs zusammengesetzt. Aus Bestandteilen von Pflanzen, die der Zersetzung durch Mikroorganismen widerstehen, wie Lignin, und aus den Umwandlungsstoffen, die Bakterien und Pilze unter Benutzung der Zellulose als Energiequelle synthetisch hervorbringen. Für den Kreislauf der organischen Bodensubstanz und der Pflanzennährstoffe bedeuten die Ergebnisse der jüngsten Forschung eine neue, wichtige Erkenntnis.

Dr.-Ing. J. Auerbach.



Zum 100. Todestag des Urbildes der Lotte in den „Leiden des jungen Werther": Charlotte Kestner, geb. Buff (geb. am 11. Januar 1753 in Wetzlar, gest. am 16. Januar 1828 in Hannover). Pastellbild von Joh. Heinr. Schröder, 1782.

(Vgl. nebenstehenden Beitrag.)

Der Todestag des Urbildes von Werthers Lotte (s. Abbildung) jährt sich am 16. Januar zum hundertsten Male. Am 9. Juni 1772 lernte Goethe die damals 19jährige Charlotte Buff kennen; es geschah auf der Fahrt von Wetzlar nach Volpertshausen, wo der berühmte im „Werther" geschilderte Ball stattfand. Goethe wußte zunächst nicht, daß Lotte die Verlobte von Johann Georg Christian Kestner, dem Gesandtschaftssekretär bei der zur Kammergerichtsvisitation abgeordneten Subdelegation für das Herzogtum Bremen, war. Wie Kestner berichtet, zog sie sogleich Goethes ganze Aufmerksamkeit auf sich. Am Tage nach dem Ball erkundigte er sich nach Lottes Befinden und lernte sie nun, wie Kestner weiter berichtet, von der Seite kennen, „wo sie ihre Stärke hat, von der häuslichen Seite". Goethe war von nun an täglicher Gast im Hause des Ordensamtmanns Buff. Henrich Adam Buff hatte 1771 seine Frau verloren. Charlotte, obwohl die zweite Tochter, vertrat an ihren zahlreichen Geschwistern Mutterstelle und leitete die Wirtschaft. Die ganze Familie hing in Liebe an ihr. Sie war keine ausgesprochene Schönheit, aber hübsch und anmutig und entzückte durch ihr heiteres, natürliches Wesen und ihre geistige Munterkeit. „Eine leicht aufgebaute, nett gebildete Gestalt, eine reine, gesunde Natur und die daraus entspringende frohe Lebenstätigkeit, eine unbefangene Behandlung des täglich Notwendigen, das alles war ihr zusammen gegeben", so berichtet Goethe von ihr. Ihre hausmütterlichen Tugenden haben dem Gretchen im „Faust" viele Züge verliehen und sind so wundervoll bildhaft geworden in der Schilderung von Werthers erster Begegnung mit Lotte, die in diesem Augenblick gerade im Kreise ihrer Geschwister steht und ihnen Brot schneidet, eine Situation, die seit Chodowiecki immer wieder die Illustratoren gereizt hat. Die drei Menschen, das Brautpaar und Goethe, gewöhnten sich aneinander. Wenn aber Goethe in „Dichtung und Wahrheit" sagt, daß sie „den herrlichen Sommer hin, eine echt deutsche Idylle" lebten, so ist damit nur der äußere Zustand gekennzeichnet. Das Brautpaar kam ihm freundschaftlich, Charlotte dabei heiter und selbstsicher, entgegen. Goethe aber war von tiefer Leidenschaft ergriffen und litt unter der Aussichtslosigkeit seines Zustandes. Kestner dachte in trüben Stunden sogar einmal daran, Lotte ihre Entscheidung für ihn erneut in die Hand zu geben. Aber Lotte ließ Goethe fühlen, daß er nur Freundschaft zu erwarten habe. Am 11. September riß sich der Dichter mit Schmerzen von Wetzlar, das heißt von Lotte, los. Es war eine schwierige Situation, in der diese drei Menschen ein seelisch inhaltschweres Vierteljahr verlebt hatten. Kestner war dabei wohl die schwerste Probe auferlegt. Sein vornehmer Charakter bestand sie aufs glänzendste. Aber auch gerade er sagte nach Erscheinen von „Werthers Leiden" von Goethe: „Er betrug sich auch viel größer, als er sich im ‚Werther' zum Teil geschildert hat." Goethe blieb auch nach seinem Weggang aus Wetzlar mit Lotte und Kestner in freundschaftlicher Beziehung. Kestner besuchte ihn am 22. September in Frankfurt a. M. Im Oktober erhielt Goethe Lottes Silhouette, die er über seinem Bett aufhing. Im November weilte er zusammen mit seinem Schwager Schlosser einige Tage in Wetzlar. Später besorgte er auch in Frankfurt die Trauringe für Kestner und Lotte. Am 4. April 1773 fand die Hochzeit statt. Im Juni zog das Paar nach Hannover, wo Kestner eine Stellung als Archivsekretär übertragen worden war. Er erhielt später den Hofratstitel. Die Freundschaft bestand auch die Probe, als Kestners sich sehr zu ihrem Verdruß im „Werther" in die Öffentlichkeit gezogen sahen. Als Charlotte 1803 an Goethe geschrieben hatte, verwendete er sich für ihren Sohn Theodor. Im Jahre 1816 weilte Frau Hofrat Kestner in Weimar, und zwar bei ihrer Schwester Amalie, der Frau des Geheimen Kammerrates Ridel. Bei dieser Gelegenheit besuchte sie auch Goethe. Als sich Eckermann 1824 vor einer Reise nach Hannover von dem greisen Dichter verabschiedete, sagte dieser zu ihm: „Wenn Sie … vielleicht meine alte Jugendfreundin Charlotte Kestner sehen, so sagen Sie ihr Gutes von mir."

Franz Neubert.

Das Problem der Straßenbeleuchtung in der bürgerlichen Dämmerung. Unter der bürgerlichen Dämmerung versteht man bekanntlich die Zeit, die zwischen dem Aufgang oder Untergang der Sonne (Sonnenhöhe 0°) und dem Zeitpunkt liegt, wenn die Sonne 6° unter dem Horizont steht. Diese Zeit ist je nach der geo-

graphischen Breite verschieden und schwankt außerdem mit den Jahreszeiten. Es ist die Zeit, da die von der Sonne herrührende große Tageshelligkeit in die sehr viel kleinere, von den Sternen herrührende Nachthelligkeit übergeht. Jedermann weiß aus Erfahrung, wie groß die Helligkeitsabnahme vom Tag zur Nacht ist, aber auch, wie außerordentlich verschieden sie sein kann. Diese Schwankungen haben für das tägliche Leben große Bedeutung; z. B. muß oder müßte das Einschalten der Straßenbeleuchtung in den Städten sich nach ihnen richten. Nachdem schon in den Jahren 1914—1916 Kimball in Nordamerika an einigen klaren Abenden sowie Dorno in Davos im Jahre 1921 in der Morgendämmerung eine Reihe von exakten Helligkeitsmessungen ausgeführt hatten, hat Kähler in Potsdam im Herbst 1926 an 30 Abenden bei ganz verschiedenem Wetter den Helligkeitsabfall in der Dämmerung von Sonnenuntergang an verfolgt. Danach schwankte die Helligkeit bei Sonnenuntergang in den Grenzen 500 bis 40 Kerzen (Lux); dagegen betrug am Ende der Dämmerung der Höchstwert nur 2 Kerzen, der Tiefstwert war nahezu Null. Die größten Werte traten an einem dunstfreien, wolkenlosen Tag ein, die kleinsten an einem dunklen Regentag. Nebeltage oder gleichmäßig trübe Tage sind zwar auch viel dunkler als wolkenlose oder leicht bewölkte Tage, aber stets heller als Regentage (Helligkeit bei Sonnenuntergang etwa 100 Kerzen). Wichtig für die Praxis ist nun die Frage: Wann wird die kritische Helligkeit erreicht, bei der eben noch Unfälle zu verhüten sind? Als solche kritische, untere Grenze gilt die meines Erachtens allerdings sehr niedrige Helligkeit 1 Kerze (1 Lux). Diese Grenze trat in Potsdam am hellsten Tag etwa eine Stunde nach Sonnenuntergang ein, beim dunkelsten aber schon eine halbe Stunde früher. Im ungünstigsten Falle kann also von einem Abend zum andern die Eintrittszeit der kritischen Helligkeit allein durch das herrschende Wetter um eine halbe Stunde schwanken. An dunklen Regentagen müßte also die Straßenbeleuchtung schon eine halbe Stunde früher in Gang gesetzt werden als an klaren Abenden. — Die angegebenen Zahlen gelten für vollkommen freies Gelände. Natürlich wird aber in den Straßen wegen der Häuser und Bäume die Helligkeit stark heruntergedrückt, so daß hier die kritische Helligkeit noch viel früher eintritt. Also müßte in dunklen Straßen an Regentagen die Beleuchtung etwa schon um Sonnenuntergang, an klaren Tagen eine halbe Stunde später in Gang gesetzt werden.

Dr. Kähler.

ZUM NACHDENKEN

Versteckrätsel.

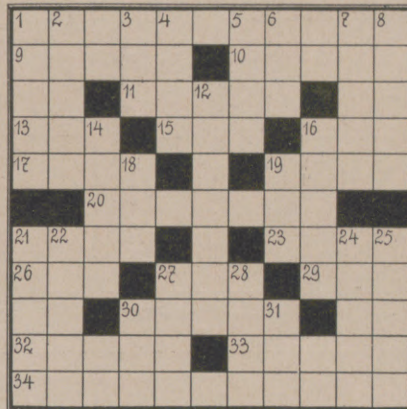
Seidenschnur — Gemeinderat — Veronika — Volkslied — Quartaner — Pallenberg — Glasdeckel — Ardennen — Pflaumenmus — Sportverein — Schmetterling — Lebertran.

Aus jedem der vorstehenden Wörter sind drei nebeneinanderstehende Buchstaben zu entnehmen, die im Zusammenhang einen Sinnspruch ergeben.

Silbenrätsel.

Aus den Silben: ah — au — burg — cha — che — den — di — di — do — don — e — ei — ei — el — el — en — erb — fa — fer — gat — il — ki — li — mond — na — nand — ne — ners — no — no — nor — nus — pe — ra — raf — rak — rho — rich — ro — sching — se — se — se — sel — sen — ster — stra — tag — te — ten — ter — then — u — wes — wit — wut sind 24 Wörter zu bilden, die bedeuten: 1 russischer Branntwein, 2 Lasttier, 3 berühmter italienischer Maler, 4 Stadt in England, 5 Hülsenfrucht, 6 Sinnesart, 7 kleine Schußwaffe, 8 weiblicher Vorname, 9 alttestamentliche Männergestalt, 10 männlicher Vorname, 11 Fluß in Frankreich, 12 Vogel, 13 Planet, 14 sagenhafte Gründerin von Karthago, 15 Metall, 16 Himmelsrichtung, 17 Insekt, 18 Erdteil, 19 Mündungsarm der Weichsel, 20 Wochentag, 21 Baum, 22 Stadt an der Tauber, 23 Gesichtsteil, 24 Stadt an der Ruhr. — Die Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ergeben den Anfang eines Geibelschen Gedichts (ch = ein Buchstabe).

Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 1 Feldherr des Dreißigjährigen Krieges, 9 Prophet, 10 Störung im Autofahren, 11 Überzug, 13 Gewässer, 15 älteres Gewicht, 16 Tierfutter, 17 Honigsaft, 19 Planet, 20 Witterungszustand, 21 Flechtmittel, 23 berühmtes chinesisches Fort, 26 Malerstudie, 27 Pelzwerk, 29 Stadt am Tiber, 30 Musikinstrument, 32 Fleiß, 33 Nagetier, 34 technischer Apparat; senkrecht: 1 Farbe, 2 Baumgang, 3 Rindermagen, 4 Haustier, 5 Pferdekrankheit, 6 Zeiteinheit, 7 Asiate, 8 abessinischer Herrschertitel, 12 rheinische Sagengestalt, 14 ehemals, 16 biblische Gestalt, 18 altes Getränk, 19 Präposition, 21 Kurpfuscher, 22 Anteilschein, 24 Rechnung, 25 ringsherum, 27 weit, 28 Anrede, 30 dem Winde abgekehrte Seite, 31 Teil der Takelung.

Verwandlungsrätsel.

Verwandle jedes Wort der ersten in das darunterstehende der letzten Zeile durch Einfügen dreier Wörter! Das nachfolgende Wort darf sich von dem vorhergehenden nur durch einen Buchstaben unterscheiden.

Wald	Hand	Seil
Mehl	Ries	Born

Verschieberätsel.

Landgemeinde, Nogat, Lemberg, Ottokar, Fahne, Stettin. Diese Wörter sind so untereinander zu schreiben, daß zwei benachbarte senkrechte Buchstabenreihen, von oben nach unten gelesen, einen deutschen Dichter und eines seiner Werke ergeben.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4323

Lösungen der Rätsel in Nr. 4321.

Zusatzrätsel: 1 Leiter, 2 Schnecke, 3 Oder, 4 Harem, 5 Grippe, 6 Auster, 7 Posten, 8 Braut, 9 Klette, 10 Pollen, 11 Streich, 12 Kirsche, 13 Scherge, 14 Beutel, 15 Ratte: Ende gut — alles gut.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 2 Kai, 5 Clavigo, 7 Pia, 8 Elf, 9 Padua, 10 Armin; senkrecht: 1 Salve, 3 Blau, 4 Eger, 5 Cid, 6 Olm.

Schlüsselproblem: Tiger, Scheibe, Linde. Wien, Eljen. — Ein jeder gibt den Wert sich selbst.

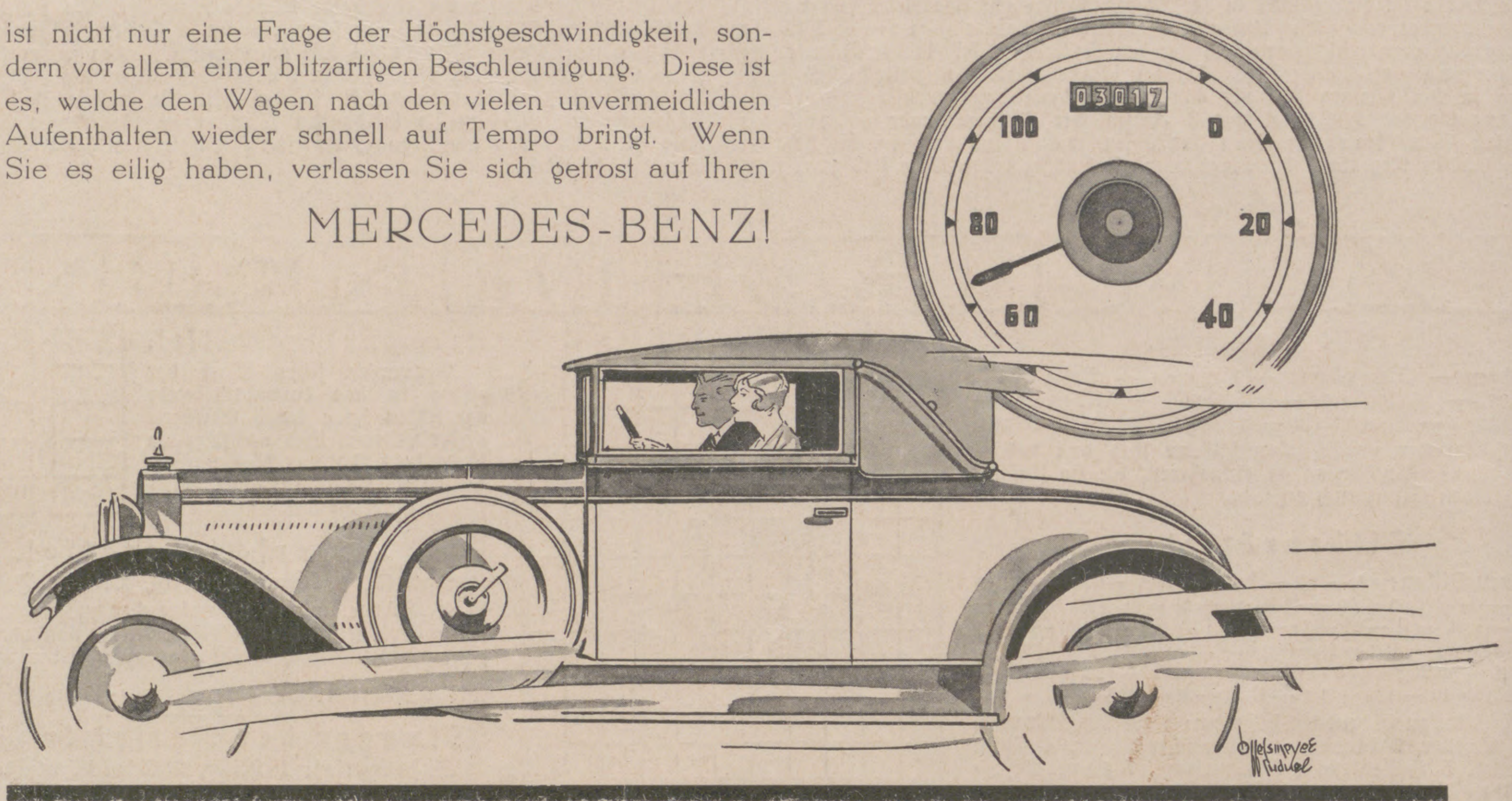
Schüttelrätsel: Laub — blau.

Kombinationskreuz:
DLA
W i e g e
S e h e r
E l e n d
e n t

SCHNELLIGKEIT

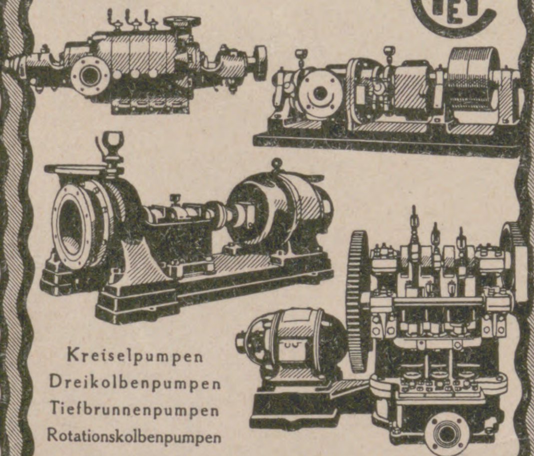
ist nicht nur eine Frage der Höchstgeschwindigkeit, sondern vor allem einer blitzartigen Beschleunigung. Diese ist es, welche den Wagen nach den vielen unvermeidlichen Aufenthalten wieder schnell auf Tempo bringt. Wenn Sie es eilig haben, verlassen Sie sich getrost auf Ihren

MERCEDES-BENZ!



DAIMLER-BENZ A.-G., STUTTGART-UNTERTÜRKHEIM

NAEHER



Kreiselpumpen
Dreikolbenpumpen
Tiefbrunnenpumpen
Rotationskolbenpumpen

J.E. NAEHER A.-G. CHEMNITZ

PUMPEN

Prospekte und Offerten kostenlos und unverbindlich.



Phonola

Flügel u. Pianos

sind deutsche

Kunstspiel-Instrumente

in höchster Vollendung

Bequeme Teilzahlung

Hupfeld-Gebr. Zimmermann A G

Leipzig.



Hausfrauen! kauft nur

„Gefag"



zu haben in allen einschl. Detailgeschäften
Grossisten zum Bezuge weist nach:
Gebrüder Friese, Aktiengesellschaft
Kirschau in Sachsen.

Kauft Bücher. Verlagsverzeichnis kostenlos von J. J. Weber in Leipzig C1.



Emser Pastillen Wasser (Kränchen) Quellsalz gegen *Katarrhe, Asthma, Husten, Heiserkeit, Verschleimung, Grippe und Grippefolgen, Magensäure (Sodbrennen), Zucker und harnsaure Diathese.*

Trinkt Schultz Grünlack Sekt!

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Teréztörut 24a. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris 8. e., 44/bis Rue Pasquier.

Illustrirte Zeitung



Verlag J. J. Weber Leipzig

NR. 4323. 170. BAND

FASCHINGS-NUMMER

19. JANUAR 1928

EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK

Die Illustrirte Zeitung darf nur in der Gestalt in den Verkehr gebracht werden, in der sie zur Ausgabe gelangt ist. Jede Veränderung, auch das Beilegen von Drucksachen irgendwelcher Art ist untersagt und wird gerichtlich verfolgt. Alle Zusendungen redaktioneller Art sind an die Schriftleitung der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, alle anderen Zusendungen an die Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung, ebenfalls in Leipzig, zu richten. Die Wiedergabe unserer Bilder unterliegt vorheriger Verständigung mit dem Stammhaus (J. J. Weber, Leipzig). — Für unverlangte Einsendungen an die Schriftleitung wird keinerlei Verantwortung übernommen.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4323. 170. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 19. Januar 1928.







Ein chinesischer Festtag?
Nein, aber ein Spezialgeschäft für indanthrenfarbige Artikel in Shanghai, wie es solche schon seit langem in Europa gibt. In Ostasien werden indanthrenfarbige Stoffe und Garne aus Baumwolle, Kunstseide und Leinen ihrer unübertroffenen Farbechtheit wegen ebenso hoch geschätzt wie bei uns. Man sieht allenthalben das große „I“ mit der Sonne und den Regenwolken.

Allgemeine Notizen.

Nach Madeira und den Kanarischen Inseln wird der Norddeutsche Lloyd Mitte Februar zunächst mit seinem Dampfer „Arucas“ die Fahrten nach den „glücklichen Inseln“ wieder aufnehmen. Ende März wird dann auch der Dampfer „Orotava“ wieder in den Dienst nach den Atlantischen Inseln eingestellt werden. Die beiden Schiffe vermögen je 48 Fahrgäste vorteilhaft unterzubringen, so daß sich allen jenen, die nach Madeira und den Kanarischen Inseln zu reisen beabsichtigen, mit der Benutzung dieser schönen Schiffe eine infolge ihres niedrigen Fahrpreises besonders günstige Reisegelegenheit bietet.

Nach dem Mittelmeer. Die Baltic America Linie versendet ihre neuen Prospekte für die Frühjahrsreisen des 15000 Tonnen großen Dampfers „Polonia“ nach dem Mittelmeer. Es sind sechs verschiedene Fahrten vorgesehen worden. Die vierte und fünfte Reise führt die Passagiere auch nach Asien, während die letzte einen Besuch der Vereinigten Staaten von Nordamerika einschließt, die auf einer ganz besonders interessanten Route erreicht werden. Interessenten wird empfohlen, sich möglichst frühzeitig die gewünschten Plätze bei der Generalvertretung der genannten Linie, dem Mittelmeer-Reisebureau in Berlin W 8, Mauerstraße 2, oder Hamburg 36, Esplanade 22, zu sichern. Die genannten Bureaus versenden die illustrierten Prospekte über diese Reisen kostenfrei.

Winter in den Schwarzwaldbergen. Unter den deutschen Wintersportgebieten nimmt der Schwarzwald seit dreißig Jahren eine führende Stellung ein, was durch die Vielgestaltigkeit des Kammgebirges mit seiner abwechslungsreichen Gliederung, durch die Fülle von Fremdenplätzen, vorbildliche Sportanlagen, günstige Verkehrsverbindungen hinreichend begründet ist. Das Reisepublikum über die Verhältnisse an den Fremdenplätzen und Kurorten zu orientieren, bezweckt ein vom Badischen Verkehrsverband herausgegebener zweifarbiger Faltprospekt „Schwarzwaldwinter“, der kostenlos vom Badischen Verkehrsverband in Karlsruhe bezogen werden kann.

Die Ingenieurschule Technikum Strelitz begann am 1. Oktober v. J. ihr 104. Semester. Der guten Entwicklung in den letzten Jahren entsprechend, hat sich die Zahl der Studierenden gegen das Vorjahr um 60 auf 638 gehoben. Die im Sommer erbauten Laboratorien für Heizung und Lüftung und für Automobilbau

werden schon in diesem Semester benutzt werden. Der mit den neuesten Maschinen ausgestattete Werkstoffprüfraum ist bereits seit dem Sommer zu Übungen in Gebrauch. Die Ingenieur-Lehrpläne erstrecken sich auf fünf Semester, denen für Nicht-„Einjährige“ ein Vorsemester vorausgeht. Die Techniker-Lehrpläne sind dreisemestrig.

Die Entwicklung im Anzeigenwesen. Sir Charles Higham hat dem Inseratenwesen, wie „Daily News“ berichtet, auf einer Tagung des Publizity Club in London eine große Entwicklung vorausgesagt. Er führte aus: „Das Zeitungsinserat ist heute produktiver an Resultaten, als es je gewesen ist; die moderne Zeitung ist der Führer des Käufers zu käuflichen Dingen. Die Zeitung und die Zeitschrift werden nach meiner festen Überzeugung alle anderen Anpreisungsformen aus dem Feld schlagen. Die Frauen werden Zeitungen eigens kaufen, um günstige Läden zu finden. Die Verbreitung der Zeitungen wird zunehmen, weil die Ankündigung in den Zeitungen vom Publikum als die Probe eines verlässigen Geschäfts betrachtet wird. Moderne Zeitungen legen nur Wert auf vertrauenswürdige Anpreisungen und lehnen jene ab, die ihnen auch nur im entferntesten den Groll des kaufenden Publikums zuziehen könnten.“

Die Wühltätigkeit der Bisamratte gefährdet auch während des Winters in dem von ihr eingenommenen Gebiet alle Kunstbauten der Wasserwirtschaft sowie Straßen- und Eisenbahndämme, die in der Nähe von Gewässern liegen. Die Bisamratte ernährt sich nicht nur von Vegetabilien, sondern nimmt auch animalische Kost, wie Fische und Muscheln, an. Jeder Landwirt, Jäger, Fischer und Strombeamte sollte sich daher über das Aussehen und die Lebensweise dieses Schädlings unterrichten, damit er durch Mitteilung zweckdienlicher Beobachtungen die staatlichen Bemühungen zur Bekämpfung der Bisamratte unterstützen kann. Das Flugblatt Nr. 64 der Biologischen Reichsanstalt für Land- und Forstwirtschaft in Berlin-Dahlem enthält eine Beschreibung des Schädlings und seiner Lebensweise, der ersten Kennzeichen für das Auftreten von Bisamratten und der Mittel und Maßnahmen zu ihrer Bekämpfung. Es ist gegen Zahlung des geringen Bezugspreises (Einzelpreis 10 Rpf.) auf das Postscheckkonto Berlin Nr. 75 der Biologischen Reichsanstalt portofrei erhältlich. Die Bestellung kann durch Angabe der Flugblattnummer auf der Zahlkarte erfolgen; kleine Beträge bis zu 50 Rpf. werden auch in Briefmarken angenommen.

Eine reizvolle Koje. Auf der Ausstellung „Deutscher Rhein — deutscher Wein“ in der Funkhalle in Berlin bildete einen der Hauptanziehungspunkte die von Künstlerhand entworfene und ausgeführte Koje der altberühmten Sektkellerei Schultz Grünlack A.-G. in Rüdesheim a. Rh. Mit feinstem Geschmack sind die Farbtöne der großen Schultz Grünlack-Koje abgestimmt und die reizvolle Ausstattung ist so harmonisch gegliedert, daß hier eine der schönsten Stellen der ganzen Rhein- und Weinausstellung geschaffen ist. Es ist umso bemerkenswerter, daß die Sektkellerei Schultz Grünlack A.-G. sich an dieser deutschen Propaganda-Ausstellung beteiligt, als sie bereits auf den internationalen Ausstellungen in Chikago, Melbourne, Sidney, Philadelphia, London, Paris, Wien und vielen anderen höchste Auszeichnungen erhalten hat.

Illustrirte Zeitung



Farbige Zeichnung von Anton Bischof.

Die Masken auf! Laßt Alltag Alltag bleiben
Und folget mir zu buntem Faschingstreiben!

Fasching.

Ein lustiger Filmstreifen von Gustav Herrmann. Mit Zeichnungen von Hans Hähnel.

Bei Witwe Strünzel in der Bernburger Straße 197, 3 Treppen links — bitte, stark läuten — ging es zur Silvesterfeier recht fröhlich her. Der Rotweinpunsch, dem man tapfer zusprach, wurde immer wieder verlängert, die Luft war blau von Zigarettendunst, und der Lautsprecher quäkte unablässig. Gerdi, die 17jährige Tochter, wollte sich ausschütten vor Lachen über Onkel Emil, der in Filzpantoffeln reist, nun aber, selig lächelnd, auf dem Sofa entschlummert war, wobei seine dicken Lippen mit Explosivlauten immer wieder Dampf abließen. Bruder Max, jüngster Assistent in einer Automobilklinik, meinte, beim Onkel arbeite der vierte Zylinder nicht. Sein Freund Harry, Verkäufer im Herren-Modesalon Hübsch & Co., der auch bei entfesselter Fröhlichkeit stets seine kavaliermäßige Korrektheit wahrte, machte soeben darauf aufmerksam, daß der Zeiger sich bereits 23 Uhr 55 nähere, und mit lustigem Gepolter, das den Reiseonkel im Wahne aufschrecken ließ, der Hotelhausknecht habe an seine Tür gedonnert, bereitete Gerdi alles zu traditionellem Tun vor, während die Mutter unter Assistenz der jungen Herren die Gläser füllte. Mit dem Glockenschlag der Mitternacht wurden die Fenster aufgerissen, und „Prosit Neujahr!" wallte und widerscholl durch die kristallig-kalten Lüfte. Drinnen prallten die Kelche aneinander, und man einte sich im Bruderkusse. Bei Harry und Gerdi dauerte er etwas lange, so daß Max ungeduldig rief: „Nun aber ans Bleigießen!" Sonderbare Dinge und Monstra wuchsen auf dem Grunde der Waschschüssel, und die Deutung machte viel Kopfzerbrechen. Endlich aber wurde es im Schattenriß an der weißgetünchten Wand sonnenklar: Gerdi hatte so eine Art Diadem, Max ein Ding wie eine Pritsche, Harry ein unverkennbares Saxophon und Onkel Emil eine Sektflasche nebst Kübel gegossen. Nachdem Witwe Strünzel gar noch einen fossilen Klumpen mit langem Rüssel fabrizierte, erklärte der erfahrene Oheim, selbstverständlich seien dies alles Embleme, die den gemeinsamen Besuch eines Faschingsballes wahrsagten — und Muttern müsse mit, als Elefant. Wie auf Kommando schollen jetzt Blues und Charleston aus dem Radiomaul; allen zuckte es in den Füßen, man schob und knickebeinte zwischen den Stühlen hindurch. Aber auf die gesteigerte Ausgelassenheit folgte leise Bedrückung: Die Damen hatten selbstverständlich nichts anzuziehen — die Herren in diesem Falle auch nicht! Und woher das Geld nehmen, um zu kaufen oder auch nur zu leihen? Onkel Emil, der mit Recht als flüssig galt, interessierte sich auf einmal intensiv für den Sternhimmel. Doch Harry zog Max und Gerdi in die Ecke und flüsterte ihnen zu: „Wofür gibt es denn ein Leihhaus? Zwei Tage vor dem Balle treffen wir uns mittags um zwölf Uhr vor dem Versatzamt!" . . .



Das Leihhaus muß den Fasching finanzieren.

*

Am besagten Tage glich das Leihhaus einem Bahnhof um die Zeit der Wintersport- oder Sommerferien-Sonderzüge. Unablässig klappten die schweren Eingangs-Doppeltüren, schnaufend schleppten die einen herbei, während andere verschämt in Aktenmappen oder Einholtaschen Güter bargen, die ihnen den Schlüssel zum Himmelreich eintauschen sollten. Hier rollt ein Stubenwagen für Neugeborene, dort wird eine goldbronzierte Schillerbüste auf den Tisch des Prüfers gewuchtet. Ein Bubiköpfchen bringt zwei lange kastanienbraune Haarsträhnen, ein hoffnungsvoller 18jähriger die Altersbrille, welche Tante Malwine nun wie toll suchen wird. Ein Reimlexikon, mehrere Punktroller, ein gerahmtes Blatt „Hab Sonne im Herzen", Zimmerturnapparate, 4 Bände „Deutsche Lyrik", Badewannen, Wring-, Näh- und Schreibmaschinen, echte kupferne Wärmflaschen, eine Malerstaffelei, ein Eisschrank, Korsetts mit Stahleinlagen, ein ausgestopfter Rehpinscher — solche Dinge braucht man nicht, wenn man „draht", wenn man in der Praxis restlos selig ist. Es geht auch nicht ohne einigen Wortwechsel ab, weil die Beamten zum Beispiel lebendes Inventar nicht als Beleihungsobjekte in Verwahrung nehmen wollen. So müssen Gläser mit Goldfischen, ferner Kanarienvögel, weiße Mäuse und blühende Kakteen wieder zurückwandern; auch für gar zu umfangreiche Wertgegenstände bieten die Räumlichkeiten des Versatzamtes nicht genügend Platz — während Betten anstandslos Abnahme finden. Da der Vorschuß als Leihgebühr für ein mit echten Brillanten übersätes Kostüm als „Königin der Nacht" noch nicht ausreicht (das gegossene Diadem mußte doch seine Bedeutung baben!), so fügt Gerdi noch Harrys Angebinde hinzu, eine goldene Armspange mit der Inschrift: „Ewig unlöslich verbunden."

*

Im Maskenverleihgeschäft ist Hochbetrieb; Maharadscha-Gewänder sind Trumpf. Der dicke pensionierte Bräumeister bläht sich in der Kostümierung eines fesgeschmückten Alt-Türken, und seine Ehehälfte schmunzelt, als gliche er nicht einem Obereunuchen, sondern dem gewaltigen Harun al Raschid in höchsteigener Person. Eine zahnluckete, plattnasige, ältere Jungfrau steckt sich vor dem Spiegel einen Riesenkamm ins Haar und meint: „Ich mache ‚Garmen'! Finden Sie nich auch, daß ich so im Brohfil aussähe wie änne Schbanierin?" Unsere jungen Freunde probieren immer wieder, bis Gerdi zum Anbeißen ausschaut und Max wie Harry sich ihrer Unwiderstehlichkeit bewußt sein dürfen. Waffen und Perlketten, Stöckelschuhe und Reifröcke, Cäsarentogen und Mönchskutten, Straßenkehrmaschinen und Feigenblätter speien die schier unerschöpflichen Vorratskammern aus. Um das letzte Paar seidene Pagenstrümpfe, tadellos kunstgestopft, gibt's ein Raufen, die Odds schnellen zu schwindelnder Höhe empor.

*

Faschingsball! Jazz! Ohrenbetäubender Lärm! Konfetti! Kosige Ecken, rötlich beampelt; stille Knutschwinkel im Treppenhause — mänadisch tobt der blinde Strom der Lust vorüber. Maschinengewehrfeuer von knallenden Sektpropfen; auf dem bedenklich ins Gewühl schauenden Spießertisch kocht eine Selterwasserflasche über. Weg mit den Gesichtsschleiern, fort mit den Pappnasen — auch so ist für diese Nacht jeder namenlos verschanzt hinter die Glückseligkeit einer sorglosen Stunde! Kurz ist das Leben, wie Rock und Haar. Heute — heute — was schiert uns das Morgen!!

*

Oouh what a difference in the morning — sagen unsere lieben Vettern jenseits des Rekordkanals. Wie anders sieht der Morgen aus! Die Farben Blau, Rosa und Gold sind aus der Welt geschieden. Statt des schnurrenden Kätzchens, das sich mit eingezogenen Krallen noch vor wenigen Stunden dir weich in die Arme schmiegte, faucht funkelnden Auges vom Salzheringsfaß im Grünkramladen ein gebuckelter Kater herab. Durch die öden Gassen nebelt es grau, alle Taschen haben Löcher. Die Taumelschritte hallen, der Tag keucht langsam daher wie eine anfahrende Lokomotive. Lebhaft geht es nur zu auf dem Fundbureau des Polizeiamtes. Unmöglichstes, liegengeblieben in den letzten Wagen der elektrischen Bahn, stehengelassen in stillen Winkeln, gefunden unter Kneipentischen, wird abgeliefert. Die Masken, Turbane, Brillen, Sonnenschirme, Handtaschen mit und ohne verräterischen Inhalt, wachsen auf zum Mount Everest. Die aufgereihten Schlüssel reichen hin, um die Luftlinie Berlin-Tientsin zu decken. Ein Lohengrin-Schwan entpuppt sich als angebratene Gans, eine Schwimmhose als offenbar in Verlust geratenes Kostüm der Venus Anadyomene. Aus einer Ulster-Brusttasche lugt was Seidenes — oh! Dessous und Dessus häufen sich. Ein Rudel Teddybären, wobei zwei verkleidete Dackel, einige Dutzend wasserköpfige Puppen, worunter zwei lebendige Babys, werden registriert. Ein Stammelnder bringt, gefüllt mit fünf echten Tausendmarksscheinen, eine Brieftasche. Es gelingt den tüchtigen Beamten, ihn so lange mit den üblichen Formalitäten aufzuhalten, bis der Gummizellwagen herbeigerufen ist, um den schon seit längerem gesuchten, der Landesheilanstalt für Unheilbare entsprungenen Irren wieder heimzubeförden. In dunkler Ecke liegt so eine Art Roland, eine offenbar durch Studentenulk verschleppte, riesenhafte heraldische Figur — die schließlich von der nachfragenden Witwe Strünzel als der sternhagelvolle Onkel Emil rekognosziert wird. Aber noch bevor der Abend dämmert, ist aller Alpdruck gewichen, und man freut sich schon wieder auf den nächsten Ball.



Ausklang.



IN EINER BUNTEN WELT: FASCHINGSBALL

GEMÄLDE VON ALBERT REICH

Die Maske.

Von Dr. Georg Jacob Wolf.

Karneval und Maske gehören nach unserer Vorstellung untrennbar zusammen: das kokette Visier vor den Augen und vor dem Näschen einer Holden oder die derbe, groteske Karikaturlarve vor dem Männergesicht — eins wie das andere ist uns unerläßliches Attribut frohen Faschingstreibens.

Aber die Maske „an sich" ist viel, viel älter als unser Karneval, denn sie hat eine Herkunft und gebietet über eine Verwandtschaft, die in fernste Zeiten und in fernste Zonen führen und dem kleinen Instrument fast etwas Ehrwürdiges, etwas vom Charakter eines Kulturheiligtums geben, ihm Sinn und tiefere Bedeutung einhauchen.

Wenn die sinnenfrohen Hellenen ihre Dionysien, die großen oder ländlichen Dionysien, feierten, bei denen es tiefer ins Leben und tief in die Lust hineinging, so bestrichen sie — eine Art Kriegsbemalung der Lebensfreude! — ihre Gesichter mit Weinhefe. Später zogen sie Mennig vor, dann verklebten sie das Antlitz mit Weinblättern, schließlich wählten sie statt dessen einen Überzug aus Leinen, der bemalt war und für Mund und Augen Schlitze offen ließ; aus dem Leinen wurde Leder, das wohl auch gelegentlich vergoldet war, zuletzt schnitzte man die „Maske", deren Genesis wir hier vor uns haben, aus Holz, oder man formte sie aus Ton, den man nachher brannte. Diese antik hellenische Maske nannte man das Prosopon, und ihm wurde nachgesagt, daß es infolge besonderer Einrichtung der Sprechöffnung wie ein Megaphon, d. h. schallverstärkend, gewirkt habe, ein Umstand, der angesichts der weiträumigen griechischen Theater, in die der Dionysoskult nach seiner Wandlung von kultischer Handlung zu Tragödie und Komödie übergesiedelt war, dem Spiel der Schauspieler sehr zustatten gekommen sein muß. Schauspieler — ja, das waren im Laufe der Jahrhunderte die Maskenträger der Dionysien geworden, und ihre Masken hatten sich nach zwei Richtungen hin entwickelt: nach tragischer und komischer Erscheinung, wie denn die Doppelmaske mit dem ernsten und dem heiteren, faunisch lachenden Gesicht heute noch das Symbol der Schauspielkunst ist.



Römische Komödien-Maske, ausgeformt nach einem in der ausgegrabenen römischen Töpferei bei Augsburg gefundenen Modell. (Maximilian-Museum, Augsburg.)



Komödien-Relief, Neapel. (Phot. F. Bruckmann A.-G., München.)



Dichter-Relief mit Masken. Sammlung Straganoff, Rom. (Phot. F. Bruckmann A.-G., München.)

Die Römer gaben dem Prosopon, das auch bei ihren dramatischen Spielen verwendet wurde, den Namen „persona". Sie legten damit dem Schall-Loch, der Mundöffnung, als dem Charakteristikum der Maske die Hauptbedeutung bei; hier tönt die Stimme durch, denn personare = durchtönen ist der Wortstamm, aus dem „persona" abgeleitet ist. Da haben wir wieder einmal eines jener Beispiele von dem tiefen Sinn der Sprache: Persona, das anfangs die Maske bezeichnete, wurde allmählich die Bezeichnung für den Träger der Persona, für den Charakter überhaupt und identifizierte sich schließlich mit dem Individuum, mit dem Homo sapiens: alle Menschen sind Personen, und so trüge denn im Sinne der lateinischen Sprache jede Person in jeder Lebenslage die Maske . . .

Der Mysterienbühne des Mittelalters, die, ähnlich dem antiken Drama, aus dem Kult hervorwuchs, ursprünglich ausschließlich religiöse Stoffe behandelte und kirchlichen Zwecken diente, war die Maske, die jetzt besonders scheußlich in die Erscheinung trat, nicht fremd; insbesondere die Teufel, die auf dieser Bühne nie fehlen durften, bedienten sich ihrer, und so blieb die Tradition der Theater- und Tanzmaske, die aber kultischen Ursprungs ist, gewahrt. Sie ging durch die Jahrhunderte und erlebte einen erneuten Aufschwung durch ihre Verwendung bei der Commedia dell' arte, der Stegreifkomödie Italiens, die in der Renaissance-Zeit anhob und zumal im 17. und 18. Jahrhundert ihre Triumphe feierte. Auf Callots berühmten Stichen der Haupttypen, der „personae" der Commedia dell' arte tragen die Komödianten Masken, mehr oder minder karikiert, und wer Bustellis berühmte Nymphenburger Porzellanfiguren nach den Gestalten der Commedia dell'arte kennt, der erinnert sich unter anderm der reizenden Soubrette, die so kokett ihre Maske vorhält. Als durch Gozzi und Goldoni Venedig zur Zentrale der Commedia dell' arte geworden war, da drang von der improvisierten Bühne die Maske herab ins Volk. Venedig im Faschingstreiben kann man sich ohne Maske gar nicht vorstellen. Alsogleich steigt die Erinnerung an die Bilder eines Tiepolo, Longhi und Guardi auf mit den Rokoko-Venezianern und -Venezianerinnen, die so oft unter der Maske erscheinen, daß einem ungewollt zum Bewußtsein kommt, was auch den Tatsachen entspricht: die Venezianer und die Maske sind unzertrennlich, und dies gilt nicht allein für fröhliche Faschingszeit, sondern im Venedig des 17. und 18. Jahrhunderts regierte die Maske zu allen Zeiten des Jahres; sie bot Schutz, wenn man in der Gondel oder durch Gäßchen zum Abenteuer der Liebe zog, aber sie deckte auch das Gesicht des Bravo, dem Dolch und Stoßdegen locker in der Scheide saßen.

Von der Mysterienbühne drang dann die Maske in die profane Lustbarkeit und in die Faschingsspiele des Volkes. Manchenorts hat sich das Tragen bestimmter charakteristischer Masken im Volke bis auf den heutigen Tag erhalten. Es ist selbstverständlich, daß dies nicht in den Städten ist, ebenso selbstverständlich, daß sich damit gewisse Zeremonien und Vorstellungen verbinden. Das Alpenvolk, das Urvätersitte und überkommenen Brauch besonders treu bewahrt, hat unter anderm bei den im Salzkammergut und in Tirol gebräuchlichen Perchtentänzen, in denen sich wohl gar Überreste heidnischer Vorstellungen in unsere Zeit gerettet haben, die Verwendung der Maske beibehalten; besonders eine Teufelsmaske von richtiger Scheußlichkeit, gehörnt, bunt bemalt, wechselnd in der Erscheinung, aber im Grundzug gleich, und ein Doppelgesicht, hinter dem sich zwei Perchtentänzer vermummen, aber auch ein solches, das der Träger wie einen Januskopf, vorwärts wie rückwärts blickend, aufsetzt, ist gebräuchlich; die Museen in Salzburg bzw. Hellbrunn und Innsbruck besitzen reiche Maskensammlungen dieser Art, und man staunt über die Ausdruckskraft der einzelnen Larven. In Bayern hat besonders Partenkirchen sich mit seinen Fastnachtsmasken eine Sehenswürdigkeit erhalten, die nicht einmal von der Fremdenindustrie beeinträchtigt werden konnte. Bekanntlich sind im Werdenfelser Landl, in Garmisch-Partenkirchen und Oberammergau, die Holzschnitzer zu Hause, und sie schnitzen nicht nur „Herrgötter", sondern auch die groteske, karikierte Faschingsmaske. Viele dieser Masken sind schon ein und auch zwei Jahrhunderte alt; sie „blieben auf dem Haus", vererbten sich von Generation zu Generation, gingen sogar vom Vorbesitzer auf den Nachbesitzer über und wurden zu einer Art von „Penaten". Deshalb findet man auch nur das eine oder andere Stück dieser „G'sichtla", wie man sie heißt, im Werdenfelser Museum. Die meisten sind noch in Privatbesitz, auf dem Haus, und man weiß z. B., daß beim Grasegger ein Schielender, beim Blasirgl

in Riedlingen im Donautal gebräuchlich möge — dieser Brauch als liebe Urvätersitte sich noch lange erhalten!

Von der griechischen Dionysosmaske sind wir ausgegangen, und über die Schauspiel- und Tanzmasken sind wir bei den Faschingslarven, die heute noch in besonders konservativen Volksbezirken üblich sind, angelangt. Es hat sich also bisher stets um Spielmasken gehandelt. — Nun müssen wir uns aber noch anderen Masken zuwenden: den Masken exotischer Völker, den Gerichtsmasken, den Tempelmasken, den Dämonenmasken. In Afrika, im Fernen Osten, zumal in Japan, China, Siam, in der Südsee und in Mittelamerika ist die Maske von alters her bekannt und gebräuchlich, wie sie es im alten Ägypten war, dessen Mumien meist Holzmasken trugen, oft vergoldet, zuweilen sehr gleichgültig im Ausdruck, zuweilen aber auch erschreckend häßlich, abstoßend. Unschwer mag man von diesen Mumienlarven sich die Brücke geschlagen denken zu den Totenmasken, die seit Jahrhunderten gebräuchlich sind und „das letzte Gesicht" eines Menschen der Nachwelt überliefern. Aber warum sind



Doppelgesichtsmaske eines Perchtentänzers. Der Brauch ist im Alpenland, besonders im Salzkammergut und in Tirol noch in Übung. (Museum Carolino-Augusteum, Salzburg.)



Teufelsmaske aus dem Perchtentanz. (Museum Carolino-Augusteum, Salzburg.)

ein Pfeiffer, beim Neuner oder Reiser „der mit dem schiefen Maul" daheim ist. Es gibt in Werdenfels also etwas wie eine Hausuniform der Faschingsmaske. Einen besonderen Maskentyp hat die schwäbische Stadt Rottweil, bei deren „Narrenritt" Masken von charakteristischer Erscheinung verwendet werden; am merkwürdigsten ist der Federehannes und der Schellennarr. Eine ähnliche Masken-Mummerei ist



hineinsteigern. Der Grundgedanke ist dies: Flucht vor dem eigenen Ich in ein vorgetäuschtes anderes, eine Art Seelenwanderung schon hier auf Erden, hervorgerufen durch das kleine Ding, das wir unserem wahren Gesicht vorbinden und in diesen Karnevalszeiten so oft anlegen, ohne uns des mysteriösen Grundzugs und des Kulturgedankens solchen Tuns und der jahrtausendealten Entwicklungsgeschichte der Maske bewußt zu werden.



Charakteristische Rottweiler Fastnachtsmasken: Schellennarr (links) und Federehannes. Der „Narrenritt" wird in Rottweil während des Faschings noch aufgeführt.
Links und rechts nebenstehend: Werdenfelser Faschingsmasken, wie sie heute noch in Garmisch und Partenkirchen an den Karnevalstagen getragen werden.



diese Mumienmasken so abweichend von den sonstigen Kunsterzeugnissen des alten Ägyptens? Man hat es damit erklärt, daß man mit diesen falschen Gesichtern die Wächter am Tore der Unterwelt täuschen oder schrecken wollte: täuschen mit den gleichgültigen, schrecken mit den abscheulichen Gesichtern. Und damit wird ein Grundzug, ja, das integrierende Moment allen Maskentragens offenbar: der Mensch will ein anderer, meist ein Mächtigerer, Gewaltigerer scheinen, als der er ist. Da ist es ganz gleichgültig, ob man bei einer ostasiatischen Gerichtsverhandlung oder beim oberbayerischen Haberfeldtreiben eine Maske umtut — wie auch die mittelalterliche Feme sich der vermummenden Gugel bediente — um fremd, absonderlich, erschreckend dem Inkriminierten gegenüberzutreten; ob auf der hochkultivierten japanischen Bühne im No-Spiel sich reizende oder erschreckende Gesichter, die von erstaunlicher Lebendigkeit sind, zeigen; ob der Mensch sich durch Tempelmasken oder Dämonengesichter bedeutender macht, oder ob der Neger in Afrika, der Malaie, der Insulaner in der Südsee sich bei religiösen Tänzen, bei Totenfesten, bei Blumenfesten oder wo und wann immer unter der Maske in tänzerische Ekstase



Masken für das japanische No-Bühnenspiel: Vornehme Dame (links) und Dienerin. (Sammlung Prof. O. Graf, München.)

Japanische Tempel- und Dämonenmasken. (Sammlung Prof. O. Graf, München.)



Sie wollen sich mit fremden Federn schmücken: Hochbetrieb beim Kostüm- und Maskenverleiher zur Karnevalszeit.

Das ganze Jahr über sind die Kostüm- und Maskenverleihgeschäfte zum Halbschlaf in dumpfem Mottenpulverdunst verurteilt, nur selten gestört von ein paar eifrigen Theaterspiel-Dilettanten oder betriebsamen Vereinsfest-Verschönerern — um dann einmal für einige kurze Wochen zu aufgeregtem, stürmischem Leben zu erwachen, in der Faschingszeit. Dann möchten aber auch die Magazine unerschöpflich sein: vom Maharadscha bis zum Garde-Ulanen, vom Gretchen bis zur Königin der Nacht — alle erdenklichen Requisiten der Kostümfeste finden ihre Liebhaber.

Farbige Zeichnung von Rudolf Lipus.

Münchener Fasching..!

Ein Karnevalsbilderbogen von Ernst Hoferichter.

TANZGESPRÄCH.

Gehn S', sand S' net so frech —!"
„Warum denn, Freil'n?"
„Ja, weil ma' uns erst fünf Minuten kenna . . .!"
„Aber, Freil'n Amalie!"
„Mein Herr, ich heiße Anni Dendl —!"
„Aba, dös is jetzt ja ganz gleich, wia Sie hoaßen . . ."
„Und i' mag amal net!"
„Passen S' auf, Freil'n Anni, wenn' S' jetzt mit mir tanzen — dann genga ma' nachher zum Photographier'n und lassen uns aufnehma. Ganz verweg'n stell'n ma' uns mitananda hin und —"
„I derf koa Buildl net hoambringa, da wo a Mannsbuild mit drauf is . . ."
„Schaug'n S', wenn aber dös Mannsbuild jetzt i bin . . ."
„Dös is mir wurscht, Mannsbuild is Mannsbuild!"
„So san S' do net so hanti mit mir. I hab Eahna do' nix toa!"
„Toa ham S' ma nix — aba so z' kitzeln hätten S' mi' net braucha . . .!"
„Dös war ja nur a G'spaß — und jetzt genga ma' dann auf d' Galerie auffi zum Schnellphotographen. Der arbeit't mit Blitzliacht, da kenna ma' auf unsere Buildl glei' warten!"
„Freili, aber wenn i 's dann net mit hoam nehma darf? Mei' Muatta hat g'sagt: Wia's was von an Mannsbuild nur spannt, weckt's mitten in der Nacht an Vattern auf — und der is Möbeltransportöhr! Da kenna' S' Eahna scho' denka, wia's dann da zuageht. D' Petroleumlampen schmeißt er allemal glei' in d' Kohl'nkisten 'nei. Dös is's erste bei eahm. Nachha fangt er mit 'm übrigen Mobiliar an. Bis all's hin war, da is's scho' oft zwoa in der Fruah wor'n . . ."
„Nachha verstecken 'S dös Buildl halt in Eeahnerna Bettlad'n. Da werd sie's net so schnell finden . . ."
„Ja, dös sagen Sie scho'! Aba i schlaf ja auf da Ofenplatt'n drob'n, überm Nudelbrett. Weil ma' zu sechst nur drei Better ham . . ."
„Macht a nix, dann heb' i' d'Buildl so lang auf bei mir, bis daß ma' besserne Wohnungsverhältnisse kriag'n. Und jetzt genga ma auffi . . .!"

*

„So, jetzt heb' di' staad, sonst hast auf da Photographie dann a Doppelkinn!"
„I kann ja net, wenn i allaweil lachen muaß!"
„Beißt halt auf d'Zähn und denkst an recht was Traurigs . . ."
„Mir fallt nix Traurigs net ein!"
„Brauchst da grad vorz'stell'n: Du hättst an Absatz verlor'n oder an Finger in d' Tür 'neizwickt . . ."
„So, jetzt — auf geht's!" Sssssssssssss — — — t!
„Hahahahaha . . . Hihihihihihi . . ."
„Guat is ganga. Jetzt wart a bisserl, die Builder san glei' zum Mitnehma . . ."
— —
„Ja, Herrgottsakra, grad schön san ma troffa!"
„Wia, laß sehg'n! . . . Pfui Teifi, i hab' a schiaf's Maul drob'n. Gräusli' schaug' i aus . . .!"
„Ja no, dös kimmt halt vom Lacha . . ."
„Die Schleif'n von mei'm Gwand, die is guat troffa."
„Na, na, du scho' aa!"
„Freili, dös sagst grad a so, weils d' ma' schön toan möchst. Direkt gräusli' bin i wor'n . . ."
„Geh zua, schön bist — grad sauba! Fast so schön wie in Wirklichkeit!"
„Hör' auf, die Krampf' kenn' i schon! Dös sagt's ihr zu an jeden!"
„Na, siahgst — dös hab' i no zu koana g'sagt. —!"
„So — nachha muaß i di' scho' frag'n — bist du net da Schoicher Franzl, der bei der Venusmolkerei d' Milli ausfahrt?"
„Jetzt dös is guat . . .! Woher kennst d' mi' denn so guat?"
„Weil d' Henneberger Mari a meinige Freindin is!"
„O Bluatsauerei . . .!"
„Und weilst d' zu der aa allaweil g'sagt hast, daß so schön is und daß koa Schönere net gibt . . . und so lang hast ihr dös fürg'sagt, bis auf oanmal a Kind kriagt hat . . . Also, dös war dir damals die Schönste g'wesen — und jetzt waar's i . . .!"
„Schaug, damals, da hab' i mi' halt täuscht . . . so was kann vorkemma . . ."
„Und jetzt brauchat's an Kinderwag'n, und net amal a Fuchz'gerl hast ihr dazua geb'n . . .!"
„Jetzt hör' amal mit dene Kindsg'schichten auf, mit dene Kindereien . . .!"
„Weil sie mir's eigens no' im Stiag'nhaus nachg'ruafa hat, daß d' net amal a Fuchz'gerl dazua hergeb'n magst!"
„Geh zua, jetzt tanz ma' a Frasäh drauf, nachha is' all's wieder vergess'n!"
„Na — fünferl'n kannst mi' — moanst, daß's ma nachha grad so gang, wie da Henneberger Mari? Na, mei Liaba, Servus!"

AUF DEM BAL PARÉ.

Der Scholler Ludwig hatte sich seinen Frack von einem Brettlhupfer ausgepumpt — und Lichtel Karl nahm sich einen „Schmogging" bei der „Goldenen Siebzehn" in der Sendlinger Straße zu leihen . . .

So gingen sie zusammen auf den Bal paré, zu dem sie von einem Schenkkellner Ehrenkarten erhielten. Der Portier, der wie ein Christbaum mit Silberfäden und Glaskugeln aussah, öffnete ihnen die Tore zum Vergnügen.

„Du, Kare, wia's do herin scho' fein riacht!"
„Ja, grad vornehm . . .! Wia im Volksbad, wo jeder sei' Soafastückl lieg'n laßt . . . Oder wia mei' Schwester, wenn's vom G'schäft hoam kimmt, wo's Zahnbürstel und Rasierpinsel verkaffa tuat . . .!"
„Da merkt ma' halt den Unterschied der Menschheit . . . Wia hat's da auf da letzten Redouten g'stunka! . . . Grad als ob a jeda in Staniolpapierl eing'wickelt g'wesen war und als Lüneburger Kas-Maschkera geh'n wollt!"
„Jetzta muaß ma' uns aber glei' um a fein's Weib umschaug'n, sonst kriag ma' später koane mehr . . ."
„Wia magst d' as denn du gern? Guat unterwachsen . . .?"
„Na, an ranzigen Schmalzkübel mag' i net, den ma' nur auf'm Sauerkraut fress'n ko . . .! Koa Kuttlerhalle — und koa Freibank . . .! Woaßt, mehr so an bessernen Schweinsmetzgerladen . . .!"
„Du, da hinten sitzat a feiner Has' . . .!"
„Ja, was moanst denn? . . . Hat di' a giftiger Aff biss'n? Dö is scho' fast z'nobel für unseroans . . .! Und was mit dera braucha tatst! Dö vielleicht scho' amal in Paris war oder grad davo' her kimmt . . .!"
„Ja, vielleicht vo' da Pariserstraß' z'Haidhaus'n draußt . . .!"
„Na, mei' Liaba, dös is a bessere . . .! Da waar am ganzen Abend bald a Zech' von fünf, sechs Markel bei'nand . . .!"
„Da steuern ma' halt z'samma . . .! — — — Und jetzt geh' i amal hin zu ihr — — — Entschuldigen S', Freilein, darf ma da neben Eahna zuawasitzen, weil S' grad so alloa' san . . .?"
„Bittöh, es freut mich . . . Und an Durscht hätt' i . . .!"
„Herr Ober . . . bringen S' dem Freilein a Taß Kaffee mit Wasser . . .!"
„Bedaure, es gibt hier nur Flaschenweine und Sekt, ab zwölf Uhr erst Bier im Keller . . .!" sprach der Ober.
„Ja no . . . na wart' ma' halt, bis zwölfe is . . .!"
„Wasss? . . . Ihr seid's ma zwoa feine Maxe und werd's wohl einer Dame a Flaschen Schampus kaffa könna . . .!"
„Wissen S' was, Freilein, jetzt tanz ma' z'erst, nachha — — —"
„Fünferl'n könnt's mi' . . .!"
„Geh, sand S' do net so bös! . . . Jetzt tanz' ma z'erst!"
„Guat, nachha kaafst ma vorher an Luftballon . . .!"
„Nach da Frasäh wer'n ma's scho sehg'n . . .!"
„Jetzta oder gar net, wenn's ös Kavalüre sein wollt's!"
„Du, Ludwigl, dö kimmt uns z'teuer . . . I hab' dir's glei' g'sagt, dös is a feinere Dame, dö über unsere Verhältnisse geht . . .!"
„Also, kaaft's ma an Luftballon . . .? Ja oder net?"
„Freilein, a Luftballon übersteigt sozusagen unsere Wirtschaftslage . . . Sie sind was Feineres, und Sie brauchen a an solchen Luftballon, der quasi unsere Leistung übersteigen würde — und nachha woll'n ma net länger stör'n . . .!"
„Solchene seid's ihr! Nachha gebt's ma doch wenigstens a Zwanzgerl für Toalett . . .!"
„Ludwigl, i glaab, dös kenna ma leisten . . .! Und vielleicht tanzt's nachha a Frasäh mit uns — — —!"

Und treu ihren Grundsätzen — die Dame auf Teilung den Abend über freizuhalten, gab ihr jeder zehn Pfennig . . .

„Aba auf da Redouten, Ludwig, hätt' an jeden dafür nur fünf Pfennig troffa . . .!"
„Ja mei', dafür san ma heut halt auf an Bal paré . . ."

FASTNACHTSWIND.

Und sie tanzten alle Tänze . . . Sie war Empfangsdame beim Zahnarzt Barth in der Briennerstraße — und er Chauffeur bei der Europa-Asien-Handelsgesellschaft. Nachts träumte sie von ihm, daß er ununterbrochen zwischen Asien und Europa hin und her fahren müsse . . . Seine weiteste Fahrt aber in Wirklichkeit war die — von der Landshuter Allee zum Kuglerberg.

Zuerst sprachen sie über Autoreifen, Hupensignale — Goldplomben und Lachgas . . .

Später, als die Bekanntschaft umschlungener wurde, redeten unter dem Tisch auch die Füße mit. Und so viel Hingabe, daß davon ihre Florstrümpfe eine „Himmelsleiter" bekamen.

Auf die Weißwursthaut schrieb er sich ihre Telephonnummer auf.

Lisa zahlte den Schnaps und er — die Zündhölzer. Dann brachen sie auf, wie Knospen aufbrechen . . . Und gingen den Trambahnschienen nach. Er zog ihr Luftschlangen durch das nachtschwarze Gezöpf. Sie suchte Konfetti innerhalb ihrer Blusenrandung zusammen, das er zum Andenken zwischen den Sprungdeckeln seiner Firmungsuhr aufbewahrte.

Und mit einemmal schien die Zukunft wie ein Hund vor ihr herzulaufen. In Schlangenlinien . . . Rosarot . . . Er fühlte sich zum Vorschlag von Plänen verpflichtet:

„Das Leben wird erst noch schön . . .! Du lernst die Dentisterei, und dann fahren wir zusammen nach Ostasien oder Deggendorf, wo wir eine Zahnpraxis aufmachen. Vielleicht im Wartesaal der Dampfschiffhaltestelle , , .! Oder in einem Hausdurchgang bei Delphi . . .?"
„Uh fein . . .! Oder weißt du, wasss? Ich nehme Sprechunterricht beim Hofschauspieler Butscher — und rezitiere auf Grammophonplatten ‚Das Elterngrab' und den Monolog der ‚Jungfrau von Orleans' . . .!"
„Ja, das wär' vielleicht noch einfacher . . . Aber vorher treffen wir uns noch . . . Ich bring' dann die Landkarte von Asien mit, die bei uns an der Hintertür hängt . . ."
„Und bei uns im Wartezimmer liegen drei Jahrgänge der ‚Gelben Mission' auf. Die kann ich am ehesten mitbringen, weil sie ja doch niemand liest. Aber für uns könnten sie ein praktischer Wegweiser werden . . .!"
„Lisa, mit dir um die ganze Welt . . .!"
„Saustall, narrischer — jetzt find' i mein Hausschlüssel nimmer."
„Macht auch nix. Jetzt müass'n ma uns schon an die Nächte unterm freien Himmel gewöhnen . . .!"
„Ja, wenn i nur den Schlüssel finden tät . . .!"
„Guat, macht auch nix . . . nachha fahr'n ma gleich jetzt dahin . . .?"
„Hören S' amal mit Eahnern Schmarr'n auf! So lang i den Schlüssel net find, freit mi' überhaupt nix mehr . . .! Vor lauter Asienfahr'n kimm i jetzt net amal da zum vierten Stock 'nauf . . .! Und überhaupt is morgen Aschermittwoch, da muaß ma' in sich geh'n — und net außer sich nach dem Blödsinn!"

Sie war nüchtern geworden — durch den Hausschlüssel, der nicht zu finden war. Ihm aber war diese Einkehr noch nicht beschieden gewesen. Er fuhr jetzt schon mit seinem flüchtigen Geist im Schwarzen Meer herum — und sang dazu den passenden Refrain:

„ — Sogar der Prinzregent
Hat uns gekennt — — — !"

Der Faschingswind hatte sie zusammengeweht — die Aschermittwochluft trieb sie auseinander . . . dahin, dorthin! Wie ihre Worte! Ins Himmelblaue . . .!



CAPRICCIO.
Zeichnung von Carl Seifert.

Im Gefolge des Prinzen Karneval









Über dem kurzen roten Atlashöschen trägt man eine rot-blau karierte Gürtelbluse, deren Schöße wie spitze Kelchblätter vom Körper abstehen. Originelle Ärmelstücke geben Schulter und Unterarm frei. Dazu rote Samtmütze mit blauem Puschel.

Links oben: Phantasiekostüm aus schwarzem Crêpe Satin und rosa Panne. Der Zipfelmode entsprechen der um die Taille gelegte Kranz abstehender Stoffecken und das zipfelig geschnittene Beinkleid.

Rechts oben: Schwarzer Spitzenstoff und weißer Crêpe Satin dienen als Material für dieses Kostüm, das ein großer schwarzer Samthut mit weiß gefütterter Krempe, lange schwarze Handschuhe und eine Halskrause ergänzen.

Links nebenstehend: Jadegrünes Tüllkostüm mit Volantrock, nach hinten schleppenartig verlängert. Die Schultern deckt ein rosa abgefütterter grüner Kragen mit rosa-grünem Straußfederrand.

Rechts nebenstehend: Kubistisch anmutendes Harlekinkostüm, in Schwarz und Orangegelb gehalten, mit breiten Atlasbändern, großem schwarzen Tüllkragen und orangefarbenem Pannehut.

Modelle: Modewerkstätten der Schule Reimann, Berlin. Aufnahmen: Suse Byk.







Gusti Pichler als „Flamme“ in einem stilisierten, gelbrot changierenden Taftkostüm mit feuerrotem Leibchen und roten Hahnenfedern auf dem Helm. Phot.: Kitty Hoffmann. — Links oben: Stilisiertes spanisches Kostüm, in Schwarz und Goldorange gehalten, mit pfauenblauen Effekten. Getragen von der Tänzerin Els Eberto. Phot.: Helene Zimmerauer. — Rechts unten: Die Schauspielerin Marga Bernard in einem Krinolinenkostüm aus hellblauen und weißen Volants mit goldenen Sternen und Silberleibchen. Um den Hals schmiegt sich eine chartreusefarbene Feder. Phot.: Helene Zimmerauer.



Echtes mongolisches Kostüm. Dazu ziselierter Silberschmuck mit Rubinen und Ketten aus Bernstein, Korallen und Lapislazuli. Phot.: Kitty Hoffmann.

Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.



Der Gelbe Mantel.

Von Assip Kalenter

Die Heldin dieser kleinen Geschichte ist eine junge Dame von Welt, eine Engländerin. Sie heißt Vivian.
Sie ist verliebt in einen Herrn namens Almansi, einen edlen, dunkelhäutigen, kühnen Capitano, Kommandanten eines italienischen Kleinen Kreuzers. Sie gesteht es sich allerdings nicht ganz ein.
Die Geschichte spielt in Venedig. Im Karneval.

* * *

Wenn der edle, dunkelhäutige, kühne Capitano die Halle des Hotels Danieli betritt, in dem Vivian kühl, blond, englisch und selbstverständlich wohnt, so kann er in jedem Falle damit rechnen, eine bis anderthalb Stunden zu früh gekommen zu sein. Er wird ein wenig an der Nase herumgeführt, der edle Capitano.

* * *

Man komme keinem Italiener mit dem Worte Karneval. Es sei denn, man ist gefaßt, eine Elegie anzuhören von damals, als alles so herrlich gewesen, so leicht und so heiter, damals, ah . . . Es hat etwas Archaisches, zeitlos Fernes, Homerisches an sich, dieses „Damals", und niemandem, der es hört, würde einfallen, es auf die Zeit vor 1914 zu beziehen.
„Und tanzt man nicht im Teatro Fenice?" fragte Vivian den Capitano.
„Wie kommen Sie darauf?" wurde edel und melancholisch geantwortet.
„Es steht bei Lord Byron . . ."
Der Capitano schüttelte traurig das Haupt. Es gibt keinen erbarmungswürdigeren Anblick als einen unglücklich liebenden Italiener.
„Aber wir werden tanzen. Hier, im Danieli", sagte Vivian, und ihre köstlich langen Beine zuckten im Rhythmus eines jener nüchtern aufregenden (der dunklen Glut des Südländers ewig fremden) Tänze, in denen negroides Temperament mit anglikanischer Frigidität sich paart. Der Genuese Almansi haßte diese Tänze.
Nichtsdestoweniger ließ er sie heimlich, ernst, verzweifelt von einem kleinen Leutnant sich beibringen; hinten, auf Achterdeck, wenn niemand nichts sah, des Abends, nach Einbruch der Dunkelheit.
„Denn ich dulde, ich dulde es nicht, daß sie mit anderen tanzt. Ich stürbe, wenn ich sehen müßte, wie sie sich dem Rhythmus eines anderen hingibt . . ." sagte sich blaß und rasend der Capitano.

* * *

„Le jour viendra" hieß das verheißungsvolle Parfüm, das Vivian mit Vorliebe benutzte.
Der Tag kam.
Vivian hatte übrigens — jeder Zoll englische Gelassenheit — mit Skizzenblock und (eingeschmuggeltem) Photographenapparat mehr Zeit im Kriegs- und Marinemuseum zugebracht als an „den Tag" gedacht.
„Ich habe nicht einmal ein Kostüm . . ."
Sie kramte in ihren Koffern.
„Ich kann doch nicht im Pyjama gehen . . ."
Zwar, er war reizend, heliotropfarben, mit einem Hauch von Beige . . . Aber schließlich war das Danieli keine Bar in London East.
Plötzlich hielt sie zu suchen inne, zog ein langes, zitronengelbes und goldbesticktes Gewand hervor und betrachtete es.
„Wie mag das sich hierhinein verirrt haben?"
Girls von 1928 haben keine Zofe. (Die Zofe ist ein Requisit von vorgestern und nur noch in erotischen Romanen möglich.) Also hatte Vivian gedachtes zitronengelbes und goldbesticktes Gewand vermutlich selber eingepackt.
Es hatte seine Bewandtnis mit dieser außerordentlich wertvollen Textilware.
Vivian hatte sich — zum Entzücken ihrer auch sonst von ihren Taten begeisterten Familie — verlobt mit einem jungen Mann, der außer dem Namen Algernon den Titel Viscount und eines der ansehnlichsten Vermögen in England besaß. Die Verlobung erfolgte schriftlich. Algernon war, als Vivian sich verloben wollte, gerade in Bagdad. Er reiste dann weiter und schickte — außer Briefen, die eines Shelley würdig gewesen wären — dann von irgendwoher dieses Kleidungsstück, aus Indien oder China: den Mantel eines Gottes oder eines Königs. (Vivian wußte es nicht genau.) „Er schützt die Liebenden", hatte er damals überflüssigerweise dazu geschrieben . . .
Vivian wählte den Mantel eines Gottes oder eines Königs zum Maskenball, und sie sah selber höchst königlich und wie eine Gottheit aus, strahlend in Gelb und Gold und Blond, als sie ihn angelegt hatte. Ein Tiger, ein großer, mächtiger, goldgestickter, war der einzige Schmuck des Rückens, und er legte seine prunkvolle und gewaltige Pranke golden auf ihre Schulter.
Vivian lächelte.
Phantastisch, diese östlichen Völker!

* * *

Der Tag kam.
Schnee war gefallen, deckte die zierliche Piazzetta und die weite Piazza San Marco, hüllte die heroische Riva degli Schiavoni in Linnen, licht und mild. Die Masken huschten wie traurige Schatten und Gespenster durch den aufgeschaufelten Schnee. Die Kanäle flossen in einem trüben, matten Braun dahin.
Es gab Damen im schwarzen Dreispitz, mit wiegendem Reifrock, die schwarze Halbmaske vorm Gesicht, die die Venezianerinnen schon zu Zeiten des Casanova trugen, Dogen und Dogaressen, und in allen Winkeln bedrängte verträumt und bleich ein Arlecchino eine reizende Colombina.
Der Capitano war in einem Kostüm von orientalischer Buntheit erschienen. Er verkörperte eine Figur aus Boïtos „Gioconda", einer Nationaloper der Italiener.
Vielleicht waren es ihre kühlen und fremden Bewegungen, vielleicht war es die Magie der Liebe: der Capitano erkannte trotz der Maske die Königin und Göttin Vivian sofort.
Es wurde eine süße und wilde Nacht, und die Romantik des venezianischen Karnevals mischte sich in ihr erfolgreich mit der lächelnden Frechheit des Jazz.
„Wissen Sie, was es heißt, dieses ‚Carne vale'? — Leb' wohl, Fleisch!" interpretierte eindringlich Almansi. „Fleisch, lebe wohl! . . . Dann kommen die Fasten . . . Es werden lange, trostlose Fasten, Vivian . . . Es wird ein ewiger Aschermittwoch . . . Morgen laufen wir aus . . . Nach Aden . . . Vor einem halben Jahre sind wir nicht zurück . . . Der Himmel weiß, ob ich Sie je wiedersehe . . . Vivian . . ."
Oh, er konnte betörend englisch radebrechen, und den Charleston exekutierte er feurig und ernst wie einen spanischen Fandango. Er war alles in allem schön und südlich, wie ihn sich ein kleines Mädchen aus England nicht schöner und südlicher wünschen konnte, und es war in Venedig und Karneval, und die kühle Vivian begann schon, seinem Zauber zu erliegen. Irrsinnige und verführerische Argumente hatte sie für sich bereit. Wer sagte ihr, was Algernon in Indien oder China trieb? Die Viscounts verstanden von je, das Leben zu nehmen. Wer garantierte ihr, wie lange sie schön und jung und begehrenswert blieb? Venus regierte die Stunde. Bacchus stürmte in ihrem Blut. Sie lachte, und lachend zog sie der dunkelhäutige, kühne Capitano aus dem Saal. Da plötzlich, unvermittelt, zu seinem eigenen Schrecken erbleichte Vivian, schrie auf und sank, erloschen, in sich zusammen.
Ihr war . . . Es war ihr, als hätte der goldgestickte Tiger mit seiner prunkvollen und gewaltigen Pranke sie niedergeschlagen, dumpf und schwer.

* * *

„Do you feel better now?" fragte im Ton der englischen Nurse ein blasses Mädchen, das an ihrem Bette wachte.
Der Morgen stieg grau und trübe aus den Lagunen.
Sirenen heulten.
Vivian sah nach der Uhr. Das war nicht die Zeit der großen Adriadampfer nach Ancona oder Triest . . .
Vivian sprang ans Fenster. Grau in Grau zog ein Schiff in der stygischen Flut. Fern, bei den Giardini Pubblici. Langsam, oh, so langsam! Aber Vivian erschien es unsagbar übereilt.
Das Schiff zog weiter. Grau in Grau. Langsam und unabänderlich.
Die übernächtige, zarte Vivian hinter einem Fenster des Hotels Danieli winkte traurig, bis es verschwand.
Dann kehrte sie zurück in ihr Bett, dessen Decken noch warm waren von der Nacht und dem Schlaf.
„Sie können jetzt gehen", sagte sie zu dem blassen Mädchen.
Als sie allein war, weinte sie.

* * *

Der Schluß dieser Geschichte spielt auf der Insel Wight. Es ist Sommer, wirklicher Sommer mit Südwind, blauer See und Glück im Grünen.
In einem weinlaubbewachsenen Landhause sitzen Vivian und Algernon. Sie haben Polo gespielt und trinken eisgekühlten Tee. Vom Garten weht der Duft der Zitronengrassträucher in die Halle.
„War es sehr ernst?" fragt Algernon die zarte Vivian, die jetzt braun ist.
„Sehr, Algy, und ich hätte dich beinahe vergessen . . ."
„Aber höchst sonderbar, die Geschichte mit dem Tiger . . . Er drückte dich einfach nieder?"
„Es war mir, als drücke er mich nieder. Es schmerzte sogar, so schwer legte er seine Pranke auf meine Schulter. Aber es war natürlich eine Halluzination. Heißt es nicht ein ‚seelisches Trauma' in der bezaubernden Sprache der neueren Psychologie?"
Algernon wußte es nicht. Er hatte sich nicht mit neuerer Psychologie beschäftigt.
„Ich schrieb dir ja, daß er die Liebenden schützt", sagte er lächelnd.
„Aber, Algy!" rief Vivian, zärtlich entrüstet. „Wer wird an solch altmodisches Zeug glauben!"



HARLEKIN ODER PIERROT?
Zeichnung von Hermann Ebers.



Fasching der eleganten Welt: Auf dem Bal paré im Deutschen Theater zu München.

Gemälde von Franziska Slopsnies

Der zerstückelte Flügel.

Von Hans Reimann

Diese Geschichte, die Geschichte vom zerstückelten Flügel, war noch vor ein paar Tagen heil und ganz. Aber da sie von einem zerstückelten Flügel handelt, ist sie mir unter den Händen entzweigegangen, und ich muß jetzt die einzelnen Teile wieder zusammenflicken, damit ein Schuh draus wird, wie mein Vater zu sagen pflegte. Wäre der Flügel unversehrt geblieben, hätte sich meine Geschichte nie und nimmer (aus Solidarität) in ihre einzelnen Bestandteile aufgelöst. Weil jedoch der Flügel in Trümmer ging, hat sich meine Geschichte (aus Sympathie) vom gleichen Schicksal ereilen lassen.

*

Bei Frau Else Lattermann in Breslau steht im Schlafzimmer ein seltsames Gebilde. Das vierte Viertel eines Konzertflügels. Herr Lattermann, Kunstmaler en gros, hat sich sehr darüber gewundert, als die Gattin dieses Dings (ein Stückchen Konzertflügel, linke Ecke, Baß-Schlüssel) als Heiratsgut aus ihrer soeben geschiedenen Ehe mit in die neu vollzogene Ehe brachte. Er wollte es zum Vernickeln geben, hat aber dann davon Abstand genommen.

Und bei Herrn Philipp in Köln steht ebenfalls ein Viertel eines Konzertflügels. Das dritte Viertel. Es ist wie beim Mond und anderen Apparaten. Alles hat vier Viertel. Herr Philipp war der erste Gemahl der jetzigen Frau Lattermann. Er ist Inhaber eines Geschäfts für Haus- und Küchengeräte. Und war noch vor ganz kurzer Zeit in heiterer, ungetrübter Ehe mit Frau Else verbunden. Es ist wie beim Mond und anderen Apparaten. Alles ändert sich rasch.

*

Zwei Viertel sind eine Hälfte. Wenn die halbe Hälfte eines Konzertflügels bei Frau Lattermann und die andere halbe Hälfte bei Herrn Johannes Philipp (im Korridor, auf dem polnische Wirtschaft herrscht, daher polnischer Korridor genannt) steht, so fragt man sich mit Recht, wo eigentlich die zweite, legitime Hälfte stecken mag. Nun, die Antwort liegt auf der Lauer; die zweite Hälfte des schmählich zerstückelten Konzertflügels befindet sich bei dem Ehepaar Carotti in Dresden.

Und wieso dieses geschah, soll nunmehr mit Vehemenz vermeldet werden.

*

Herr Carotti heißt gar nicht Carotti, sondern Erbs. Als Erbs wuchs er auf, als Erbs ging er zur Schule, als Erbs betätigte er sich in einem Konfektionshaus seiner Heimatstadt Klagenfurt. Dann brach die künstlerische Ader durch, und Erbs wurde Operettenkomiker. Und später Conférencier am Kabarett. Conférencier ist, wenn man vor jeder Nummer herauskommt und geistvolle Dinge sagt, mit Anekdoten und Kalauern verbrämt. Schon als Komiker betitelte sich Erbs um. Ein Wort wie Erbs ist kein Künstlername. Erbs legte sich das Pseudonym Carotti zu. Und heiratete Fräulein Else Freitag. Dadurch wurde Else Freitag zur Frau Carotti. Sie war in Erfurt am Theater, und dort lernte sie den Komiker Carotti kennen. Geboren und aufgewachsen war sie in Halberstadt. Und die jetzige Frau Lattermann, vormalige Frau Philipp, stammte ebenfalls aus Halberstadt. Ich hoffe, es ist alles klar. Frau Philipp und Frau Carotti waren Schulfreundinnen. Gut.

*

Carotti trat in München beim Papa Benz auf, draußen in Schwabing. Als Conférencier.

Philipps waren in der Steiermark gewesen und reisten über München nach Köln zurück, wo Philipp ein Geschäft für Haus- und Küchengeräte betrieb. Ich sagte das schon.

Es war Ende Juli.

Als Philipps so durch die sauberen Straßen Münchens flanierten, bemerkte Frau Philipp mit dem scharfen Blick des Weibes den Namen Carotti an einer Plakatsäule. Und sie sprach zu ihrem Gatten Johannes: „Auf, laßt uns gen Schwabing eilen und Carottis begrüßen, denn du weißt, daß Thea meine Schulfreundin ist, die ich, ach, so lange nicht in meine Arme schließen durfte."

Sie drückte es weniger geschwollen aus, doch Johannes verstand trotzdem, und sie eilten beide des Abends hinaus zum Papa Benz.

Das war eine Freude des Wiedersehens — wenigstens auf seiten der zwei Frauen. Denn die Herren Männer waren einander nicht sonderlich gewogen. Johannes verabscheute das unsolide Gewerbe eines Conférenciers, und Carotti hinwiederum blickte mit leiser Ironie auf das allzu solide Metier eines Haus- und Küchengeräte-Magazineurs hinunter.

Für den folgenden Abend, einen Samstag, verabredete man einen Bummel durch die Ausstellung, an dem sich Carotti nicht zu beteiligen vermochte, da er allabendlich aufzutreten und die einzelnen Nummern mit pikanter Soße zu überschütten hatte.

Carottis, die zwei Monate in München verweilten (Juli und August), hatten sich Dauerkarten zugelegt, in denen Lichtbilder des Ehepaars eingeklebt waren. Während der Conférencier auf seiner Photographie ausschaute wie ein lieber Verstorbener, war das Bild seiner Gattin Thea eine Allerweltsphotographie geworden mit verschwommenen Umrissen und etwas Liebreiz.

Frau Thea Carotti und das Ehepaar Philipp begaben sich selbdritt nach der Ausstellung, wo heute ein besonderer Rummel einschließlich Brillant-Feuerwerk angekündigt war.

Herr Philipp kaufte eine Karte für sich und keine für die Frau Gemahlin. Denn Frau Carotti beharrte trotz seines Protestes darauf, daß dies hinausgeworfenes Geld sei. Sie schloff vielmehr gemeinsam mit dem Haus- und Küchengeräte-Mann durch die Sperre, begab sich alsdann nach dem Zaun (Frauen sind die geborenen Komödiantinnen) und schmuggelte ihre Dauerkarte der Frau Else durch die Fugen der Umgatterung diskret ins Handtäschchen — so daß die Freundin, ohne Eintrittsgeld entrichten zu müssen, mit Frau Carottis Dauerkarte keck erhobenen Hauptes (und auf Grund des Lichtbildes unmöglich zu agnoszieren) das Ausstellungsgelände betrat.

Und darüber freuten sich alle drei wie die Schneekönige beziehungsweise Schneeköniginnen. Denn nichts erhebt des Menschen Herz mehr als eine kleine Beschummelei.

(Wer hat es noch nicht miterlebt, wie eine siebenköpfige, aus strammen Erwachsenen bestehende Familie sich hintereinander so auf der Personenwage wiegt, daß der erste den zweiten und der zweite den dritten und der dritte den vierten und der vierte den fünften und der fünfte den sechsten und der sechste den siebenten auf das Trittbrett klimmen läßt, ohne daß der lumpige Groschen erneuert werden muß?)

*

Und da war das Unglück geschehen.

Nämlich: in der Ausstellung zu München werden alljährlich Zählkarten ausgegeben, und jeder soundsovielte Besucher erhält ein wertvolles Geschenk. Frau Philipp (mit der Dauerkarte der Frau Carotti) war der hunderttausendste Besucher.

Sie war gerade dabei, der diebisch entzückten Frau Thea die Karte zurückzureichen, als sie höflich und gewichtig ersucht wurde, ihre Personalien bekanntzugeben, Namen und Adresse und Zubehör.

Das Herz sank ihr in den Schlüpfer, und erst, als sie erfuhr, daß ein hocherbauliches Ereignis mit Feststellung der Personalien verbunden sei, kam sie wieder zu Atem. Man erkundigte sich voll wüster Neugier. Und erfuhr: daß Frau Else Philipp, Gattin des Kaufmanns Philipp zu Köln, einen Konzertflügel im Werte von siebentausendfünfhundert Mark gewonnen habe.

Daraufhin verzichteten die drei Leutchen auf den Besuch der Ausstellung und rannten per Automobil hinaus nach Schwabing, zum Papa Benz, um Herrn Carotti die erschütternde Tatsache brühheiß zu übermitteln.

Die Sache war nämlich nicht ganz einfach. Schon im Auto erwies sich das. Und gar erst, als Carotti seine Conférencier-Nase hineinsteckte.

Wem gehörte der Konzertflügel?

Der Frau Philipp, die mit Frau Carottis Karte betrügerischerweise Einlaß gefunden hatte? Oder der rechtmäßigen Eigentümerin der Dauerkarte, der Frau Carotti? Bis in die tiefe Nacht, bis zum grauenden Morgen saßen die drei beisammen und berieten und feilschten und beschimpften einander und drohten mit Staatsanwalt und einigten sich schließlich in häßlicher Güte.

Sie sahen sich sozusagen im Naturzustand. Das Animalische brach aus ihnen heraus und spülte den Firnis der Zivilisiertheit hinweg.

Zunächst sollte das Los entscheiden. Dann schlug Carotti ein amerikanisches Duell vor. Die Überlebenden durften den Flügel mit Beschlag belegen. Danach verfiel man darauf, den Flügel zu verkaufen und den Erlös zu teilen. Dann meinte Philipp, man könne ja den Flügel abwechselnd benutzen, einmal in Dresden, einmal in Köln. Schließlich wurde nur noch Unsinn geäußert, denn beide Ehepaare hatten zuviel weißen Bordeaux und Schwedenpunsch durcheinander getrunken.

Und in der Betrunkenheit unterzeichnete Johannes Philipp einen Revers, kraft dessen er sich verpflichtete, auf den Flügel zu verzichten, sintemalen Frau Carotti die Inhaberin der Dauerkarte und somit legitime Gewinnerin des Flügels sei.

Der Flügel wurde auf Carottis Betreiben bereits am nächsten Tage nach Dresden spediert, dem ständigen Wohnsitz des Künstlerpaars. Denn auch der Conférencier hat gern eine Stätte, wo er sein müdes Haupt zu flüchtiger Rast deponiert.

*

Seit jener Zeit war das eheliche Glück im Hause Philipp zu Köln ganz und gar in den Festen erschüttert. Herr Philipp seufzte nach dem Flügel, verfluchte den „Bohehmieng" Carotti und beschimpfte die unschuldige Else.

Bis Else die Geduld verlor und sich aufmachte und nach Dresden dampfte, wo Carottis einen Ferienmonat verlebten.

Auf der Reise lernte sie einen netten Herrn kennen, Herrn Lattermann. Dies nebenbei. Herr Lattermann, in Breslau ansässig, verliebte sich sterblich in Frau Else, die ihm den ehelichen Konflikt vor die Füße schüttelte.

Die Reise zeitigte ein zweites Resultat: Carottis schickten den Flügel unmittelbar nach Elses Abreise an Herrn Philipp zurück.

*

Herr Philipp wurde des Flügels nicht froh. Kein Tag verging ohne Krach und Streit. Else hieß ihren Gatten einen schoflen Kerl. Hieß ihn dermaßen intensiv und dermaßen oft einen schoflen Kerl, bis Johannes Philipp den Flügel an Carottis Adresse nach Dresden zurücksandte.

*

Carotti verweigerte die Annahme. Der Flügel ging wieder nach Köln.

*

Frau Else empfing den Besuch des Herrn Lattermann.

*

Johannes Philipp benutzte die Abwesenheit Carottis von Dresden, um den vermaledeiten Flügel im Werte von siebentausendfünfhundert Mark abermals an die Adresse des Herrn Carotti expedieren zu lassen.

*

Zwei Monate später war der Flügel wieder in Köln.

*

Frau Else hatte die Scheidung eingereicht und wohnte bei ihren Eltern. Herr Lattermann bestellte das Aufgebot. Pränumerando.

*

Johannes Philipp entnahm seinem Haus- und Küchen-Magazin diverse Gerätschaften und zersägte (mit Hilfe treuer Untergebener) den Flügel in zwei Hälften. Die eine schickte er an Herrn Carotti in Dresden. Die andere behielt er zum Andenken.

*

Lattermann, über Nacht Gatte der gewesenen Frau Philipp, setzte bei seinem Rechtsanwalt durch, daß Frau Else die Hälfte ihrer Hälfte (denn die Ehe wurde unter beiderseitigem Verschulden geschieden) ausgehändigt erhielt.

*

Nun steht die eine halbe Hälfte in Breslau, die andere halbe Hälfte in Köln, und die restlichen zwei Viertel stehen in Dresden.

*

Moral: Der Mensch soll nie Schmu machen.

Ringelnatz gedenkt einer stillen Liebe . . .

Ich habe dich so lieb!
Ich würde dir ohne Bedenken
Eine Kachel aus meinem Ofen
Schenken.

Ich habe dir nichts getan.
Nun ist mir traurig zumut.
An den Dämmen der Eisenbahn
Leuchtet der Ginster so gut.

Vorbei — verjährt —
Doch nimmer vergessen.
Ich reise.
Alles, was lange währt,
Ist leise.

Die Zeit entstellt
Alle Lebewesen.
Ein Hund bellt.
Er kann nicht lesen.
Er kann nicht schreiben.
Wir können nicht bleiben.

Ich lache.
Die Löcher sind die Hauptsache
An einem Sieb.

Ich habe dich so lieb.

Joachim Ringelnatz.

Passagiere

ROMAN VON HELLMUTH UNGER

(3. Fortsetzung.)

Was meinen Sie?"
„Ich habe auf Sie gewartet. Begreifen Sie das?"
„Auf mich?"
Es ist eine so seltsame Zwiesprache, und ich scheue mich, weiterzufragen. Aber diese Frau hat einen herrlichen Mut. Viele Stunden der Einsamkeit und des Leides mögen sie so stark gemacht haben.

„Wissen Sie, daß ich schon einmal verheiratet war?"

„Nein."

„Mein Mann ist im ersten Jahr unsrer Ehe gestorben. Ich war noch jung. Hat Felix mit Ihnen nicht darüber gesprochen? Nein? Jetzt lebe ich seit sechs Jahren hier. Und wenn ich morgen ginge, würde nichts anders sein."

„Das dürfen Sie nicht sagen!"

„Nichts anders. Nein."

Sie ist mir jetzt ganz nahe, daß mich ihr warmer Atem berührt. Ihre Hände liegen absichtslos auf meinem Arm und zittern.

„Es ist ein großes Glück, daß Sie gekommen sind."

Mein Herz schlägt laut, und sie spürt meine Erregung mit den Fingerspitzen. Sie spricht leise:

„Mein Gott, wissen Sie denn nicht, daß ich Sie liebe?"

Nun war es gesagt. Tapfer und ruhig. Und die blonde Frau lächelt. Das Ziel dieses abendlichen Wegs ist erreicht. Ich umgreife die schmalen Fesseln ihrer Hände und sehe in ihre Augen wie in zwei Sterne. Furchtlos hält sie mir stand. Dann neigt sie sich über den Hund und streichelt ihn.

„Sind Sie jetzt auch ein wenig froh?"

Ich vermag nicht zu antworten, aber sie versteht mein Schweigen. Glücklich und froh. Ja.

„Bitte, bitte, verzeihen Sie mir! Ich wäre gestorben, wenn ich es nicht gesagt hätte."

Und sie weint in großer Hilflosigkeit.

VI.

Oh, wie schäme ich mich, da ich wieder allein bin, meiner erbärmlichen Feigheit! War nicht ein unwirklich großer Augenblick vorbei, der nie wiederkam, wollte man ihn auch mit magischen Kräften beschwören? Wie klein und armselig bin ich jetzt vor ihr! Sie gab mir ein großes Geschenk, und ich fand kein Wort des Dankes dafür. Aber wie soll man wohl einen Menschen begreifen, wenn man nicht sein ganzes Leben kennt!

Jetzt, in meiner Einsamkeit, habe ich Mut und sage es immer wieder vor mich hin: Ich liebe dich. Wie sehr ich dich liebe! Wenn du mir glauben wolltest! Du bist die Lebende, und nie war mein Herz von einer Frau so erregt. Jetzt habe ich vielleicht die Kraft, etwas, das doch vergangen ist, zu vergessen. Und es ist nicht meine Schuld, wenn alte Tage langsam auslöschen, seitdem deine Augen über mir sind! Unwiederbringliches ist vorbei?

Der Lichtkegel der überdeckten Lampe fällt im Oval über das Buch und kreist es ein. Kleines, in Worte eingefangenes Menschenleben, so nah von Dunkel umstellt!

Ich gehe zum offenen Fenster. Dort drüben müssen die Teiche sein, wo wir gewesen sind. Vor ihnen steht wie eine undurchdringlich schwarze Mauer der Wald. Ganz fern zwischen den Sandhügeln leuchtet das Meer.

Und die Gedanken haben wieder Flügel. Ich weiß, weshalb ich schwieg und nicht sprechen konnte.

Ich muß dir erst meine Geschichte erzählen, damit du dieses Schweigen verstehst!

Und die Feder schreibt weiter.

*

Es ist wie ein unspürbar sanftes Hinübergleiten aus der Zeit in traumhafte Unbegreiflichkeiten.

Die Stürme von Kap Hatteras herüber sind erdrosselt. Der „Globus" hält Kurs nach Südsüdost.

Groß, funkelnd und seltsam nahe stehen die vertrauten Sternbilder zur Nacht im tiefen Blau des südlichen Himmels, der sich mit der aufsteigenden Sonne in rosaglühende und ambraleuchtende Farben auflöst. Das Meer spiegelt den raschen Wechsel der Licht- und Farbskala wider, um mit dem Leuchten des neuen Tags in den flammendsten Tönen der großen Lichtsymphonie zu erstarren.

Über 300 Inseln und Inselchen, wie Sandkörner, die vor Ewigkeiten durch Gottes Finger rieselten, weiß und grün vom Korallengrund und der nie verwelkenden Pracht der Zedern- und Palmenwälder, liegen im Smaragdreif des Atlantiks die Bermudas.

Palmen, Palmen wiegen sich im Wind! Ich denke an Maui, die kleine Insel, und an die besten Tage meines Lebens, an die Wanderjahre in Polynesien und in Niederländisch-Indien. Ich bin glücklich, als wäre ich noch einmal gekommen, Halbvergessenes wiederzusehen, und es gäbe keinen Wechsel der Zeit.

Die Schiffssirenen heulen, und der Lotse von Hamilton kommt an Bord. Zwischen Korallenatollen hindurch steuern wir in den Hafen.

Polternd fallen die schweren Anker in die aufschäumende Flut.

*

Aus den Passagieren des „Globus" ist eine Gemeinde geworden, ja, eine kleine Welt für sich. Und keiner ist mehr einsam unter den vielen, der es nicht sein will. Es sind einige Brautpaare an Bord, die ihre erste Reise zusammen machen, ganz junge Menschen, halb Kinder noch, denen die Welt rosenrot ist. Alles, was sie beginnen, treiben sie gemeinsam, Bordspiele oder Spaziergänge. Und sie tanzen nur miteinander. Dicht zusammen sitzen sie und kichern verliebt.

Es könnte gar nicht anders sein. Jeder beobachtet sie, wie man einem Spiel zuschaut, das man auch einmal liebte. Aber man ist aus der Übung gekommen. Nicht wahr? Und da ist noch ein junges Ehepaar, zwei Menschen, die sich endlich nach vielen, vielen Jahren fanden, beide schon still und grauhaarig an den Schläfen.

Hat man je eine lieblichere Braut gesehen oder einen glücklicheren Mann? Sie sind beide hart an der Schwelle, kurz vor dem Ende, wo es nur noch Verzichten gibt, wenn man nicht lächerlich werden will. Jetzt ist das große, tiefe Glück in ihnen. Was bekümmert sie die ganze Welt!

Niemals habe ich zwei so frohe Menschen gesehen, die den Wert ihres Glücks begriffen hatten.

Aber sucht nur, und ihr findet andere, die auch still sind wie diese beiden, doch aus Leid oder irgendwelcher Not; Menschen auf der Flucht und Menschen, die sich verstecken wollen, ohne doch ihrem Schicksal zu entgehen.

Wenn ihr eure Augen nur gebrauchen und suchen wolltet! Da könntet ihr Schicksale erleben! Bei dem kleinen Heizer aus Rotterdam, der über ein Jahr nicht mehr in der Heimat war und seine eigene Familie kaum kennt, weil er als Seemann sein Geld verdienen muß. Die Kinderwiege daheim steht niemals leer. Seine Frau stammt aus Flandern und hat leichtes Blut. So muß er immer mehr verdienen, um die hungrigen Mäuler zu stopfen! Er hält es für in der Ordnung, daß die Frau es mit Männern treibt, wenn er unterwegs ist. Er wird sie darum nicht weniger lieben. Nein. Sie bezwingt ihn ja doch immer wieder mit ihrer gesunden Sinnlichkeit. Wenn er auf Urlaub ist, wagt sich keiner an sie heran. Der „Globus" wird zurückkommen, und es wird wieder Taufe sein. Der kleine Heizer liebt sogar die Kuckuckskinder wegen der Frau, die doch schamlos ist. Aber er wird rasend vor Wut, wenn die Maschinisten ihn hänseln.

„Wenn ihr es nur nicht seid! Nur ihr nicht!" schreit er. „Das andere ist meine Sache."

Und da ist die junge Frau eines Rechtsanwalts aus Washington, die plötzlich ihrer trostlosen Ehe überdrüssig wurde. Dem fremdesten Menschen vertraut sie ihre Leidensgeschichte an, die sie zu Hause keinem mitteilen würde. Sie hält ihren Fall für hoffnungslos, ja, verzweifelt, und läßt sich von ihrem Nachbarn im Deckstuhl bedauern. Sie weiß nicht, daß er ihre Geschichte weiterträgt aus lauter Klatschsucht und um sich selbst interessant zu machen.

Oh, wie blüht überhaupt der Klatsch an Bord, das gegenseitige Sichausspionieren! Nichts ist wesentlicher als dies. Weil die Passagiere nichts Wichtiges erleben, hetzen sie ihre Gedanken hinter den Mitmenschen her, und keiner bleibt vor solcher Grausamkeit verschont.

Mr. Hallock, der alles weiß, hat eine kleine Geschichte in Umlauf gesetzt. Gegen Mitternacht hat er gehört, wie jemand an der Tür seiner Nebenkabine pochte. Dort wohnt eine polnische Gräfin, wie man sagt, die in der Bolschewikenzeit aus Rußland flüchten mußte und jetzt Filmschauspielerin oder Varietéstar in Hollywood ist. Sie hat fabelhaften Schmuck, den Mr. Kandler, ein Neuyorker Juwelier, für echt erklärt hat. Ja, sie schleppt Millionen mit sich herum, diese Fürstin oder Gräfin, und nachts schläft sie auf ihren Juwelen. Kein Safe ist ihr sicher genug.

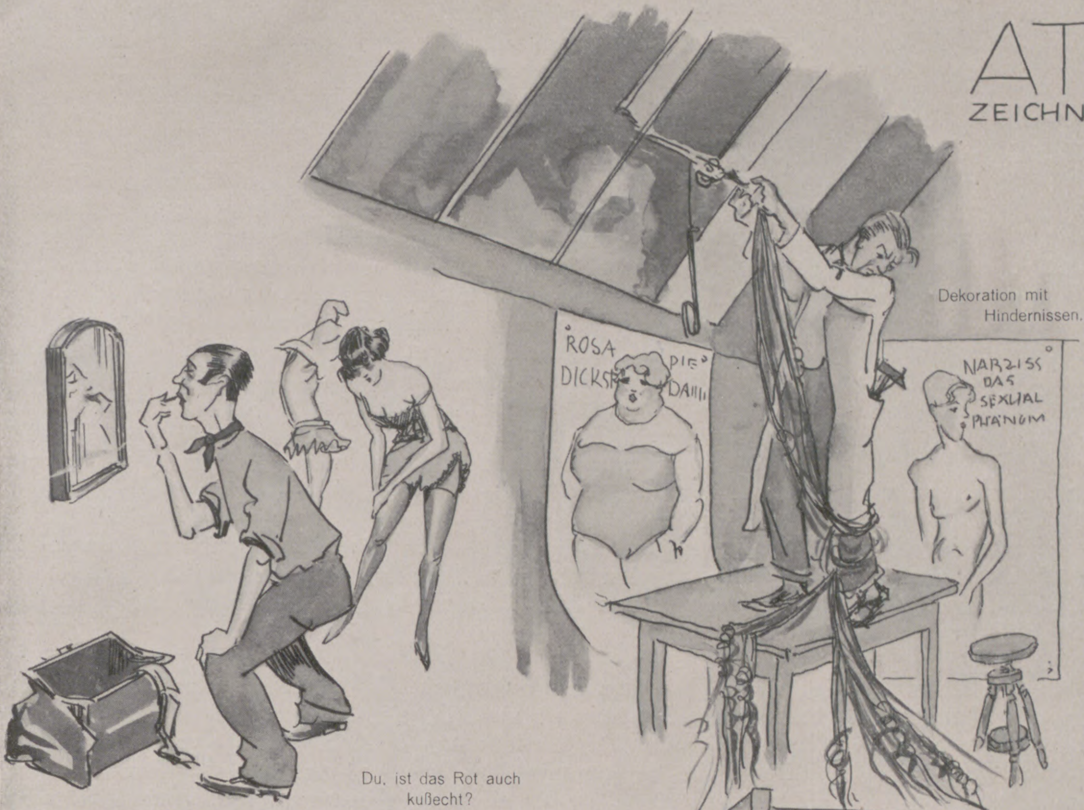
Mr. Hallock behauptet, daß sie sich mit einem fremden Herrn unterhalten hat. Ob in oder vor der Kabine, wagt der schlaue Fuchs nicht zu entscheiden.

Von Mund zu Mund geht der Klatsch weiter, und jeder benutzt den kleinen Funken eigener Phantasie, diese abenteuerliche Geschichte immer mehr anzufachen.

Nicht wahr, die Fürstin konnte gar nicht öffnen, weil sie bereits einen Freund bei sich hatte? Und gab es nicht einen unangenehmen Streit und sogar Tätlichkeiten? Mußte dann nicht der Obersteward gerufen werden, weil sich mehrere aus dem Schlaf geschreckte Passagiere beschwerten? Schließlich rief man sogar den Kapitän, der verlangte, daß ihm geöffnet wurde.

ATELIERFEST

ZEICHNUNGEN VON HANS BALTZER



Dekoration mit Hindernissen.

Du, ist das Rot auch kußecht?



Auf den Arm noch das Schmeling-Portrat.



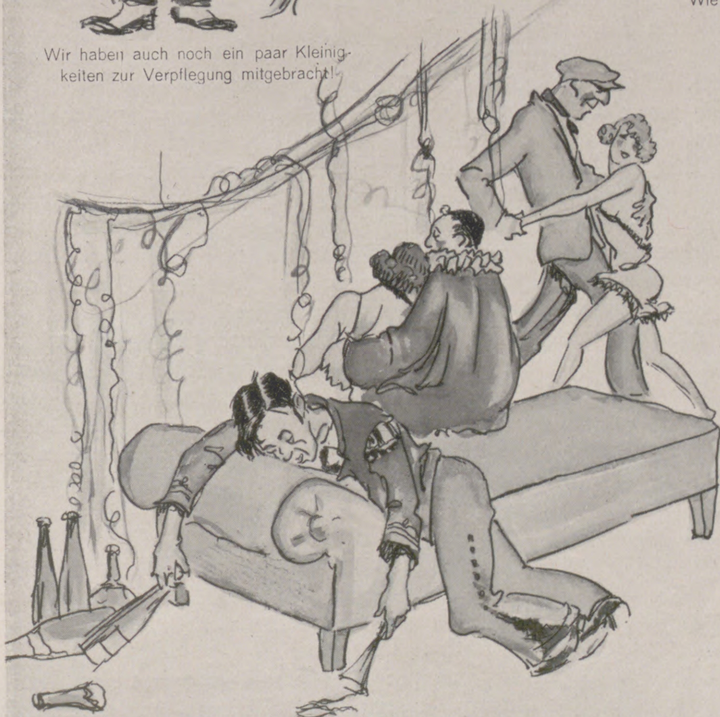
Wir haben auch noch ein paar Kleinigkeiten zur Verpflegung mitgebracht!



(Der Mieter aus dem Stockwerk darunter:) Wie lange soll denn der elende Krach noch dauern? Unerhört!



Wir lassen uns noch lange nicht von dem Philister stören...



Vier Überlebende und eine Leiche.



Das nächste Mal findet das Atelierfest bestimmt nicht wieder bei uns statt

Er befahl es sogar.

Oh, es war ein großer Skandal, der eifrig besprochen wurde.

„Was Sie nicht sagen!“ meinte Mr. Hallock, als seine eigene kleine, harmlose Geschichte so verzerrt zu ihm zurückkehrte. „Das ist doch wohl übertrieben.“

„Im Gegenteil.“

„Dann müßte ich auch etwas gehört haben. Ich bin ja der Nachbar der Dame. Vielleicht meinen Sie den Gatten der Gräfin, der doch auch an Bord ist.“

„Den Gatten?“

„Wußten Sie das nicht?“

Mr. Hallock, dieser leibhaftige Satan, hatte damit eine neue Geschichte erfunden und ausgegeben. Er genießt ihre Wirkung im voraus.

Nein, die polnische Schauspielerin war nicht verheiratet, und niemand hatte sie je belästigt. Auch der Kapitän war nicht gerufen worden. Um diese späte Nachtzeit ließ er sich nicht stören, wenn er vom Grog nicht mehr ganz sicher war.

Die See war jetzt wie ein Spiegel, und durch schaukelnden Seemannsgang war niemand zu täuschen.

Aber wie interessant die Polin jetzt geworden war! Immer wurde sie von Herren umschwärmt.

Um die Rechtsanwaltsfrau kümmerte man sich viel weniger. Ihre Geschichte war zu banal. Dutzendware. Nicht wahr? Daß eine der Ehe überdrüssig wurde, weil der Mann sich nicht täglich von einer neuen Seite zeigte, und nur weil Gefühle langsam abstumpften ... wer erlebte das nicht auch!

„Das Leben ist nicht anders“, meinte Jefferson, der gern Abenteuer suchte, weil er sich langweilte. Ihn könnte diese Frau durchaus noch reizen, ja, aber ein Greis (so sagte er höhnend) hat sich ihrer bemächtigt, ein Mann, der behauptet, in Westindien einen Film schreiben zu wollen, weil er irgendwo da bei Frisko herum haust und von der Seuche angesteckt ist, seinen erfundenen Kitsch kurbeln zu lassen.

Mrs. Mahony schien bei diesem Deckstuhlnachbarn übrigens in eine harte Schule geraten zu sein. Sie suchte Anschluß an das Leben, das sie verloren zu haben glaubte, und fand nur einen andern Mann mit einer andern Walze, die er ohne Pause vor ihren Ohren ablaufen ließ. Mr. Mahony in Washington konnte nur Geld verdienen, und in seinen freien Stunden angelte er oder fuhr er Auto. Der „Greis“ aus San Franzisko aber wollte einen Kolumbusfilm schreiben und in Havanna und Santo Domingo Studien machen. Waren die Männer nicht alle verrückt?

So schlimm konnte es mit dieser Frau Mahony wohl doch nicht sein. Trug sie nicht immer noch ihren schmalen Ehering mit Brillanten, und hatte sie sich nicht beim Zahlmeister erkundigt, wann von Havanna aus der nächste Dampfer nach Neuyork zurückfuhr?

Sie würde schon noch rechtzeitig zur Vernunft kommen. Der Mann mit dem Kolumbusfilm hatte ihr ungewollt die Augen geöffnet, daß das Leben erträglicher ist, als es zu sein scheint. Man muß sich in den Betrieb nur einzufügen verstehen.

Diese Frau war ein wenig bemitleidenswert, gewiß, aber viel mehr war es der Mann, den alle den „Greis“ nannten. Mr. Jeffersons originelle Bezeichnung hatte gezündet. Der „Greis“, höchstens Ende der Fünfzig, war durch eine Bürstenfabrik wohlhabend geworden. Jetzt hatte er als Rentier viel Zeit und verschwendete sie an alle möglichen Zwecklosigkeiten. Auf jedem Gebiet war er ein hoffnungsloser Dilettant, am hilflosesten auf dem der Liebe.

Mrs. Mahonys Vertrauen schmeichelte ihm und wandelte ihn völlig um. Er glaubte wieder an die Macht und den Einfluß seiner Persönlichkeit, die von seiner eigenen Frau in vielen Jahren zielbewußt unterdrückt worden war. Hier, allein gelassen, konnte er sich endlich einmal aufspielen, und die unerfahrene Frau Mahony durchschaute ihn nicht so bald. Sein Halbwissen, das sich in tollem Unsinn zeigte, imponierte ihr anfangs sogar.

Der „Greis“ war an Bord gar nicht beliebt, da er sich überall in Gespräche mischte und seinen Standpunkt verteidigte, nach dem ihn niemand fragte. Wie konnte sich einer nur so wichtig nehmen! Er diskutierte mit dem Schiffsarzt und benutzte Fachausdrücke, die er nicht verstand. Das Ende war, daß ihn der Doktor einfach stehen ließ. Dann dies Sichaufspielen als Selfmademan, der ein Recht auf allgemeine Hochachtung zu haben glaubte, die stete Belästigung anderer mit seinen Familienangelegenheiten, das Ins-Licht-Rücken seiner Interessen, als müsse er jeden damit begeistern. Abgegriffene Witzigkeit und Originell-erscheinen-Wollen um jeden Preis! Er war auf keinem Gebiet zu schlagen, dieser Narr.

Und da er die Abwehr spürte, die man ihm überall entgegensetzte, klammerte er sich schließlich an die arme Frau Mahony, die es leider nicht verstand, ihm zu entschlüpfen. Dieser Mann schleppte ja seine ganzen Erinnerungen im Koffer mit. Mrs. Mahony mußte sich die Baupläne eines Hauses erklären lassen, das der „Greis“ vor zehn Jahren erbaut hatte, mußte die Photographien seiner Wohnräume bewundern.

„Hier steht ein richtiger Flügel; denn ich bin sehr musikalisch und komponiere sogar“, sagte er. „Über der Vitrine hängt ein ganz echtes Bild; es könnte von Raffael sein, so alt ist der Rahmen. Das dort ist altes Porzellan. Ich bin ein großer Sammler von Kunst, und wir sind in einem Klub, in dem nicht nur getanzt wird. Wir hören regelmäßig Vorträge, das können Sie mir glauben.“

Der „Greis“ sammelte nicht nur „Kunst“, er sammelte auch Briefmarken, wie er einem Ingenieur erzählte. Mindestens achttausend Stück hatte er, in großen Kisten verwahrt.

„Eine respektable Sammlung, wenn auch alte Werte dabei sind.“

„Ganz sicher. Mindestens 15 Jahre schneide ich sie schon von allen Umschlägen aus. Ich habe eine große Korrespondenz.“

Er war nicht ernst zu nehmen. Der Ingenieur spuckte verächtlich aus und ging weiter.

Und jetzt hatte sich der „Greis“ in diese Frau Mahony ernsthaft verliebt, obwohl er doch verheiratet war. Bisher hatte er noch keinen seiner Koffer ausgepackt, um seine Sachen zu schonen. Nun setzte er alles ein, um ihr zu gefallen, ließ sich vom Bordfriseur rasieren, Bart und Haare kräuseln. Er war wie in einen Strudel geraten und versank.

„Hier sind ein paar Bankabrechnungen, wenn es Sie interessiert, Mrs. Mahony. Ich habe einen guten Kredit, nicht wahr? Das Häuschen in Frisko könnten wir uns neu streichen lassen; grün oder braun, wie Sie es lieben. Und die Zimmer ... alles soll nach Ihren Wünschen sein, sobald Sie kommen.“

Seine Frau hatte er aus den Gedanken ausgeschaltet, als ob sie gar nicht mehr existierte.

„Ich verstehe Sie nicht.“

Sie war ganz verängstigt unter seinen Wortkaskaden. Da wurde er deutlicher, dieser um jede Vernunft gekommene Mann. Und der Decksteward brachte Mrs. Mahony auf einen andern Platz.

VII.

Es sind fröhliche und angenehme Passagiere auf dem „Globus“, mit denen guter Umgang ist, weil sie gelernt haben, Mitreisende zu respektieren und aus jeder Stunde das Beste herauszuholen. Und es sind lästige Leute da, aufdringliche, protzige, rücksichtslose. Der „Globus“ ist wie eine Arche, in der alle Typen vertreten sind. Zum Glück nicht immer gleich paarweise. Da sind reiche Kaufleute aus Neuyork, die ein paar tausend Dollar für ihre Luxuskabinen zahlen, denen der Obersteward zu jeder Mahlzeit besondere Gänge und Weine aussuchen muß, und bescheidene junge Mädchen, frisch und lustig, geschminkt oder mit Hornbrillen nach der Mode, die mit selbstverdientem Geld gemeinsam einen Raum zur Minimalrate gemietet haben.

„Ferientage in Westindien!“ hat die Reklame in allen Reisebureaus geschrien. Und: „Verleben Sie Ihren Urlaub unter Palmen!“

Einer sieht es dem andern ab. „Die friedvollen Inseln, das schöne Jamaika, das Paradies Kuba! Nur eine Schiffsreise verschafft Ihnen Erholung.“

Das Schiffsticket ist gewiß nicht zu teuer. Und im übrigen kann man sparsam sein. Es sind sicherlich Herren an Bord, die gern ein junges Mädchen zu einem Glas Wein einladen.

Alles, alles verlockt: die Wärme hier, während es schneit über Neuyork; der Frohsinn, den die Wolkenkasernen von Manhattan jeden Morgen von neuem ersticken; das Ungebundensein mit fremden Menschen zusammen.

Die jungen Mädchen, selbständig und sicher, haben sich vorgenommen, auf dieser Fahrt sich gut zu unterhalten. Sie werden bestimmt auf die Kosten kommen und sich später ein langes Arbeitsjahr wieder auf eine andere Reise freuen.

Ja, alles wirbelt bunt durcheinander und gibt sich von der allerbesten Seite. Wer hätte gedacht, daß der hohe Polizeioffizier, dem eine Kapelle ihr Abschiedsständchen brachte, ein so ausgelassener Reisender sein könnte? Und was für Einfälle er täglich hat! Er ist ein Vergnügungsleiter von Gottes Gnaden, ein bewundernswerter Festordner. Gäbe es Shuffleboard- und Decktenniswettspiele ohne ihn und Pferderennen mit Riesenwürfeln? Er reißt alle Passagiere mit fort und lacht mit seinem blendend weißen Gebiß, wenn sie ihm applaudieren. Es gibt sogar einen richtigen Wettschalter. Man setzt einen Dollar auf eins der sechs Holzpferde und gewinnt oder verliert.

Jubel und Stimmung an Bord. Kapitän Oud ist zufrieden. Er trägt seine goldbetreßte Uniform spazieren, unterhält sich mit jedem und läßt sich mit den jungen Damen Arm in Arm photographieren. Nur der Schiffsarzt läuft immer allein herum und sieht niemand an. Es gibt für ihn nichts zu tun. Das ist es vielleicht. Er hat einen zu leichten Dienst, wenn die Passagiere nicht einmal seekrank werden.

Jetzt hat er nur einen einzigen Patienten im B-Deck, einen Kaffeehändler aus Jamaika, der an Gallensteinanfällen leidet. Zwei Nächte hat die Schwester vom Dienst Nachtwache bei ihm halten müssen. Es geht ihm seitdem bewundernswert gut, und er fragt nach dem Doktor nicht mehr. Wenn er Morphium nehmen muß, dann soll es die Schwester geben, diese prächtige Pflegerin!

So schleicht der Arzt mit stumpfen Blicken umher, wartet während der Sprechzeit in seinem Raum, ist der Erste bei allen Mahlzeiten und unterhält sich mit keinem am Tisch. Man sieht ihn weder im Rauchzimmer noch beim Tanz. Er ist eine Ruine und schleppt ein ausgebranntes Leben mit sich herum. So ist es. Nur die Mahlzeiten interessieren ihn ernsthaft. Er genießt sie reichlich und lange.

„Was ist das für ein Passagier in schwarzen Handschuhen und schwarzem, steifem Hut, der jeden Abend auf dem Bootsdeck spazierengeht?“ fragte Mr. Hallock den Doktor.

„Ich weiß es nicht.“

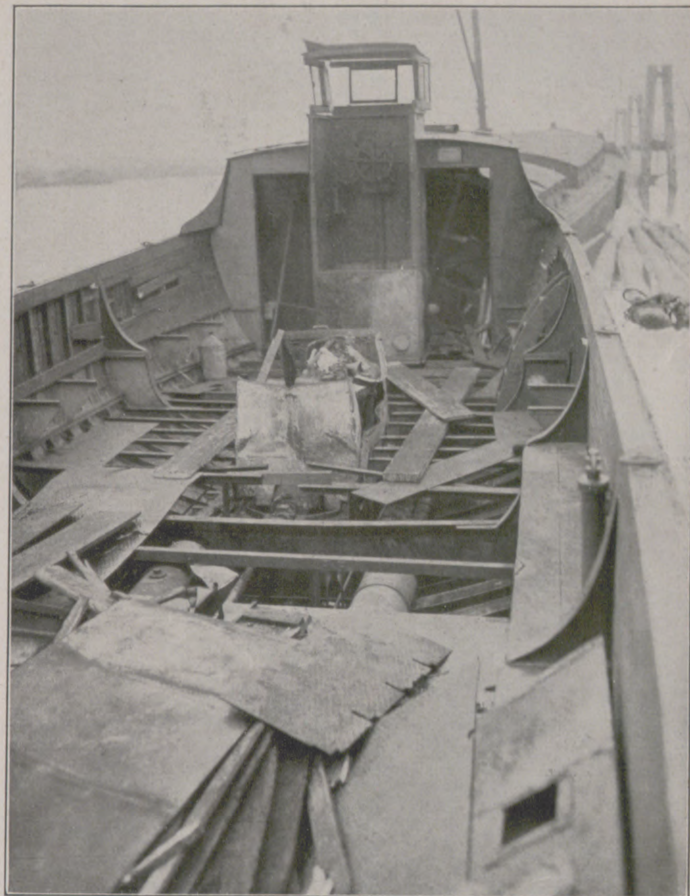
„Ist er vielleicht ein wenig verrückt?“

Der Doktor ist schon weitergegangen.

(Fortsetzung folgt.)



Von dem Explosionsunglück in einer Villa in Berlin-Dahlem, in der sich ein chemisches Laboratorium befand, am 8. Januar: Die Trümmerstätte mit dem abgerissenen Seitenflügel des Gebäudes. Durch das Unglück wurden zwei Personen getötet und acht verletzt.



Rechts nebenstehend:

Explosion auf einer Hafenbarkasse in Hamburg am 12. Januar: Das durch einen in Brand geratenen Benzintank verwüstete Fahrzeug. Fünfunddreißig der Insassen wurden schwer verletzt.





Vom Europa-Besuch des Königs Aman-Ullah-Chan von Afghanistan: Während des Aufenthalts in Rom; Mitte rechts König Viktor Emanuel von Italien, daneben links (in Uniform) der König von Afghanistan. Zum Abschied übergab der König von Italien dem Gast als Geschenk ein Panzerautomobil (links).

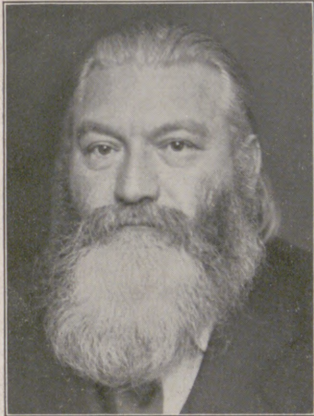
Links: Besiegt von der Gewalt der Elemente: Der dänische Dampfer „Bang", der auf dem Wege von Antwerpen nach Kopenhagen sich befand und bei den Stürmen auf der Nordsee am 9. Januar an die holländische Küste geworfen wurde.



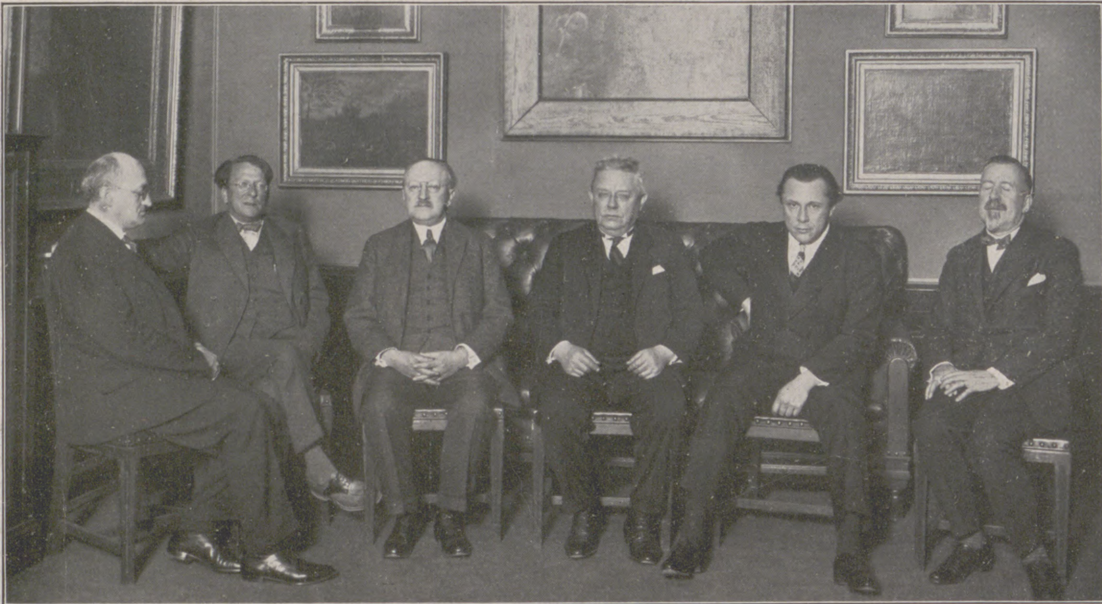


Links: Vom Schifferfest in Mühlberg a. d. Elbe am 8. Januar: Der Festzug in den Straßen der Stadt. Alljährlich, wenn bei Vereisung der Gewässer die Schiffahrt ruht, halten die Elbschiffer hier die Feier des Ein- und Auszugsfestes. — Rechts: Eisgang auf der Elbe: Blick auf den Treibeis führenden Strom bei Wittenberge.





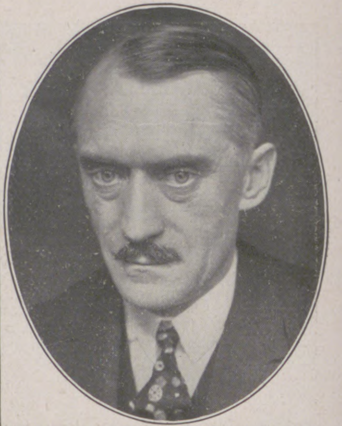
Theodor Däubler. Oben: Fritz v. Unruh.



Von einer Tagung des Arbeitsausschusses der Deutschen Dichterakademie: Von links nach rechts: Oskar Loerke, René Schickele, Ludwig Fulda, Max Halbe, Walter v. Molo, Heinrich Mann.

Zur Wahl neuer Mitglieder der Dichterakademie in einer Vollsitzung der Sektion für Dichtkunst an der Akademie der Künste in Berlin.

Um die vorgesehene Zahl von 30 Mitgliedern zu vervollständigen, wurden Theodor Däubler, Alfred Döblin, Leonhard Frank, Alfred Mombert und Fritz v. Unruh hinzugewählt. Die offizielle Ernennung erfolgt erst nach der Bestätigung durch den preußischen Kultusminister und der Annahme der Wahl durch die Gewählten.

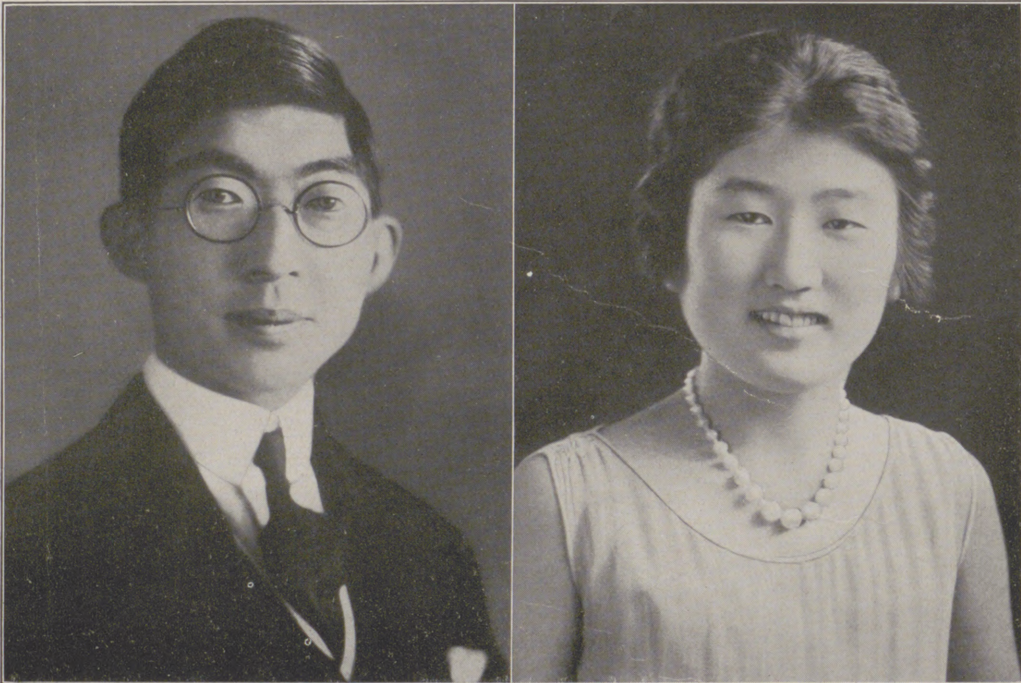




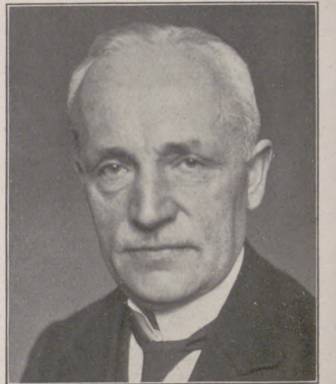
Alfred Döblin. Oben: Leonhard Frank.



Prof. Dr. R. Klapp,
bisheriger Leiter der chirurgischen Universitätspoliklinik in Berlin, wurde als Direktor der chirurgischen Universitätsklinik nach Marburg berufen.



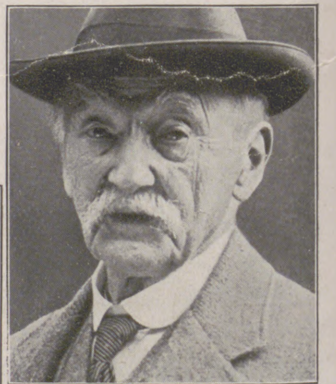
Verlobung im japanischen Kaiserhause: Prinz Chichibu, Bruder des jetzigen Mikados Hirohito, der voraussichtliche Thronfolger (wegen Kinderlosigkeit der Ehe des Regenten), mit seiner Braut, der Tochter des japanischen Botschafters in Washington, Tsuneo Matsudairas. Da das Hausgesetz nur die Ehe mit einer Prinzessin von Geblüt gestattet, wird bei der Heirat eine Änderung des Gesetzes nötig sein.



Oberkonsistorialrat Dr. Karow,
der am 6. Januar vom Kirchensenat der evangelischen Kirche altpreußischer Union zum Generalsuperintendenten von Berlin gewählt wurde.



Franz Molnar,
bekannter ungarischer Dichter, Verfasser von erfolgreichen Dramen, Lustspielen und Erzählungen, vollendete am 12. Januar sein 50. Lebensjahr.

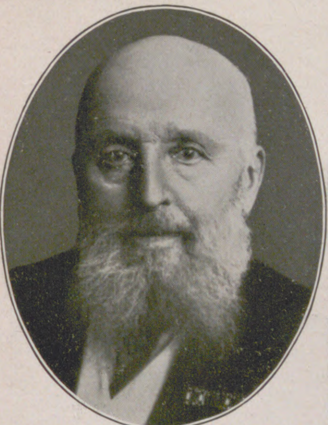


Thomas Hardy,
namhafter englischer Dichter, † am 11. Januar im 88. Lebensjahre. Er schuf novellistische, lyrische und dramatische Werke sowie große Romane.

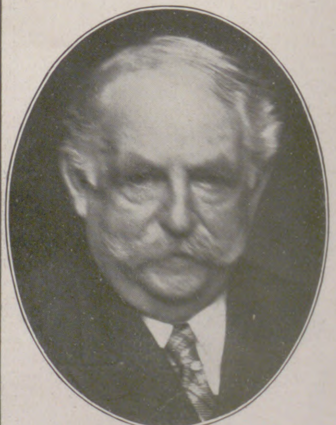


Von der Uraufführung des Dramas „Warbeck", eines Fragments von Schiller, in Viktor Hahns Neubearbeitung, am Stadttheater in Frankfurt a. O., am 7. Januar: Zweikampfszene aus dem III. Akt. (Phot. M. Nakonz.)

Von links nach rechts: A. Pehnack als Maria; Walter Martin als Prinz von Gotland; Ernst Walter Mitulsky als Warbeck (das Schwert ziehend); dahinter Herr Roemer als Hereford; rechts vorn Hertha Röhmelt als Margarete. — Der Zweikampf soll die Berechtigung der Ansprüche des Prätendenten Warbeck erweisen.



Dr. Eugen Ganther,
Schriftsteller in Frankfurt a. M., der 1868 die Deutsche Landsmannschaft (Coburger L. C.), die heute 105 Korporationen umfaßt, mitbegründete, feierte am 11. Januar seinen 80. Geburtstag.

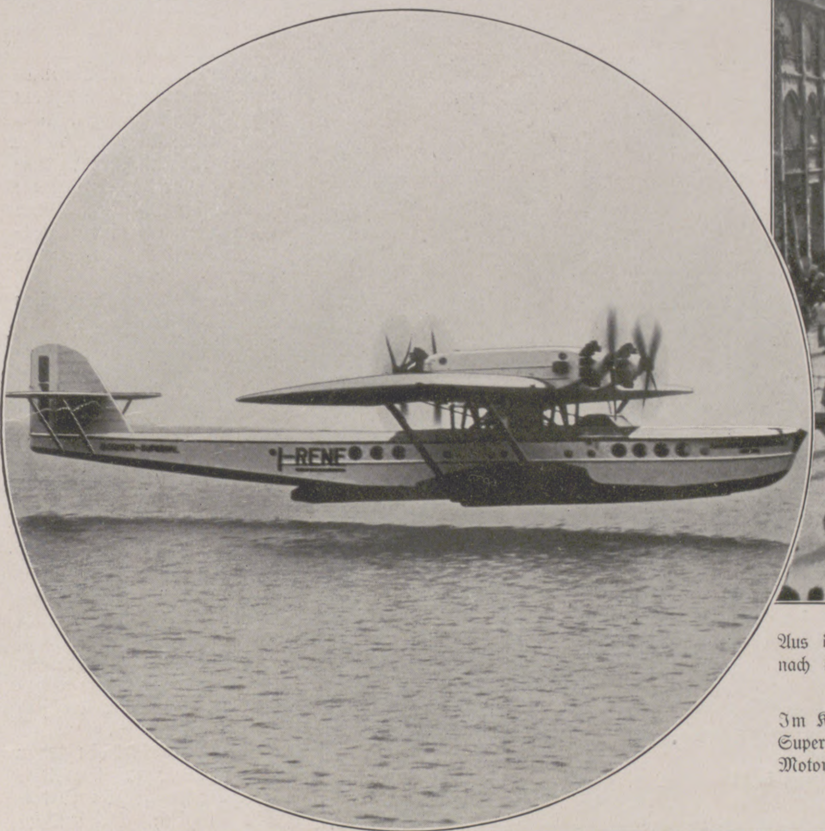


Rudolf Sendig,
Generaldirektor a. D., bedeutender Führer und Altmeister des deutschen Hotelgewerbes, konnte am 7. Januar in Schandau (Elbe), dessen Ehrenbürger er ist, seinen 80. Geburtstag feiern.





Hochwasser in England: Durch die Themse-Überschwemmung am 7. Januar angerichtete Verheerungen in und um London. Links: Ein Automobil auf der Hauptverkehrsstraße in Maidenhead (Berkshire), das mit vieler Mühe aus den Fluten fortgeschoben und aufs Trockene gebracht wird. Rechts oben: Das durch die eingebrochenen Wassermassen aufgerissene Holzpflaster auf dem Viktoria-Embankment am Themse-Ufer in London.





Aus der Zeit der Kommunisten-Herrschaft in Kanton (China): Bild einer der Hauptstraßen der Stadt, wie sie nach der Einnahme durch die kommunistischen Aufrührer im Dezember aussah. Die in Ruinen verwandelten Gebäude beherbergten die Zentralbank und das Polizeipräsidium.

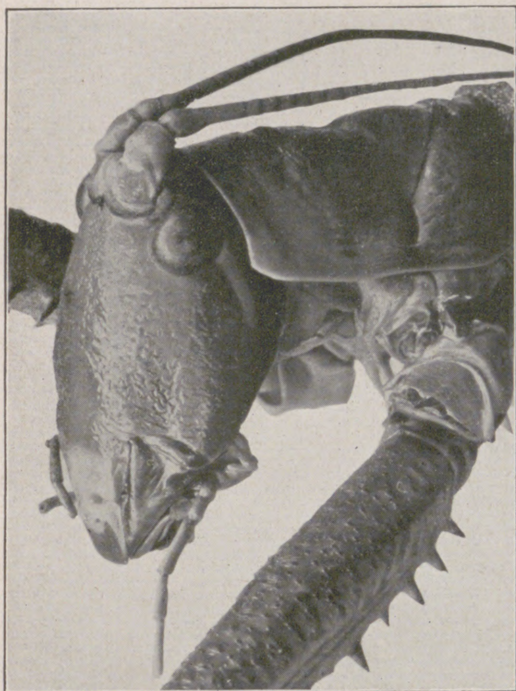
Im Kreis: Deutsche Dornier-Großflugboote für den italienischen Luftverkehr: Der für Italien gelieferte Dornier-Superwal während des Starts auf dem Bodensee mit einem Abflugsgewicht von 15000 kg. Das mit vier Motoren von je 480 P.S. ausgestattete Flugzeug neuesten Typs legte die Strecke Friedrichshafen-Genua in der Rekordzeit von zwei Stunden zurück.



Zum Einzug des neuen „weißen" Elefanten in Bangkok: Das einjährige Baby mit seiner Mama, einem gewöhnlichen Arbeitselefanten, beim erfrischenden Bad. Der seltene, heller gefärbte „weiße" Elefant gilt im buddhistischen Siam als Inkarnation Buddhas und wird deshalb als heilig verehrt.

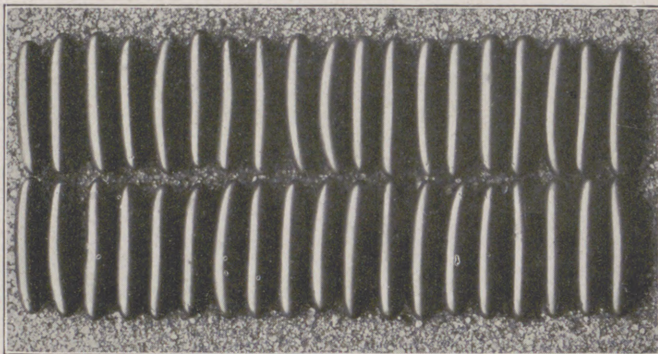


Seltsamer Landungsplatz: Ein bei Luftübungen abgestürztes italienisches Militärflugzeug auf dem Dach einer Villa, auf dem Monte Mario in der Peripherie Roms gelegen. Glücklicherweise blieben Pilot und Einwohner bei dem Unglück verschont.



SAGA, die Riesenschrecke.

Von Prof. Dr. Willy Ramme.





1. Das Profil der Saga — ein Pferdekopf.

2. Eier der Saga, der Erde entnommen und ausgebreitet (s. Abbildung 5).

3. Kopf von vorn, mit geöffneten, bißbereiten Kiefern.

Kommen Sie nach Dawalu — und ich werde Ihnen die Riesenheuschrecke **Saga** zeigen", sagte mir in Eriwan auf meiner vorjährigen Reise nach Persien, Armenien und Kaukasien ein armenischer Zoologe. Also fuhr ich mit ihm nach Dawalu, einem zwischen Eriwan und dem russisch-persischen Grenzort Dschulfa in der Salzsteppe des Aras, des Araxes der Alten, gelegenen Dorf, um dieses begehrte Objekt zu erbeuten.

Die Heuschreckengattung Saga kommt in mehreren Arten im östlichen Mittelmeergebiet bis nach Syrien und Armenien vor und gehört zu den größten „Schrecken" oder „Geradflüglern" der Welt überhaupt. Wohl gibt es, und zwar unter den tropischen Stabheuschrecken, Tiere von weit bedeutenderer Körperlänge, bis zu 30 cm, aber an Massigkeit hält die Laubheuschreckengattung Saga die Spitze. Die größte Art, die in Syrien lebt, erreicht im weiblichen Geschlecht bei einer Körperlänge von etwa 12 cm (mit Legeröhre) zuweilen eine Dicke von $2^1/_2$ cm! Die kleinste Sagaart — allerdings immer noch die größte Heuschrecke Europas — kommt, wenn auch ganz vereinzelt, bereits südlich von Wien vor, häufiger in Dalmatien.

Das äußerst Merkwürdige bei dieser letzteren Art ist, daß man bisher fast ausschließlich Weibchen fand; die zwei Männchen, die bisher bekannt geworden sind, befinden sich in europäischen Sammlungen. Daraus folgt also unzweifelhaft, daß sich diese Art auf dem Wege der sogenannten „Jungfernzeugung", d. h. ohne Paarung mit einem Männchen, fortpflanzt. Bei allen anderen Sagaarten herrscht ein normales Zahlenverhältnis der beiden Geschlechter.

Die Saga rechnet immer zu den Seltenheiten, denn wenn sie auch an den Orten ihres Vorkommens zuweilen ziemlich häufig auftritt, gibt es doch nur verhältnismäßig wenige Fundstätten. So habe ich diese Tiere auf meiner ganzen dreimonatigen Reise trotz intensiven Suchens bloß an zwei Stellen gefunden.



4. Männchen von Saga ephippigera in Abwehrstellung.



5. Weibchen bei der Ablage der etwa 12 mm langen Eier (s. Abbildung 2).

Also, ich fuhr nach Dawalu und traf sie in der Tat auf dem angegebenen Terrain an, zum erstenmal in meinem Leben, nachdem ich schon in anderen Ländern vergeblich nach ihr gesucht. Auch hier in Dawalu dauerte es eine ganze Weile, bis ich plötzlich das erste Tier, an einem niedrigen Dornbusch auf Beute lauernd, erblickte.

Aber wehe dem, der versuchen wollte, es unvorsichtig zu ergreifen! Sobald man diesen Versuch macht, legt es sich mit geöffneten Kiefern auf die Seite, wie dies unsere Abbildung 4 zeigt, oder es wirft sich gar fast ganz auf den Rücken und sucht zu beißen. Faßt es den Finger, gibt es eine tiefe Fleischwunde. Man muß das Tier, um es wehrlos zu machen, von oben am Halsschild packen, und man staunt dann über die für ein Insekt gewaltige Muskelkraft, mit der es sich zu befreien sucht.

Die Saga ist ein arger Räuber, der mit Vorliebe Heuschrecken frißt und davon täglich ansehnliche Mengen vertilgt; in der Gefangenschaft wird auch rohes Fleisch ohne weiteres angenommen. — So fand ich durch angestrengtes Suchen wohl über ein Dutzend Tiere; ein Weibchen erwischte ich bei der Ablage der Eier, die mittels der senkrecht in die Erde gesteckten Legeröhre in Klümpchen in diese eingesenkt werden (Abbild. 5). Man sieht auf unserer Abbildung 2 die 38 durchschnittlich etwa 12 mm langen Eier, nachdem sie aus der Erde ausgegraben sind, auf Sand ausgebreitet.

Bemerkenswert ist noch, daß bei der Gattung Saga die Flugorgane fast völlig rückgebildet sind. Unsere Art, Saga ephippigera *F.W.* zeigt im männlichen Geschlecht kleine, nur zu leisem Zirpen geeignete Reste, das Weibchen ermangelt überhaupt irgendwelcher Flügelrudimente, bis auf vier im Bilde hinter dem Halsschild gut sichtbare, die Ansatzstellen für die Flügel andeutende feine Leisten.

WINTERSCHÖNHEIT IN DEN BERCHTESGADENER ALPEN

AUFNAHMEN VON ERNST BAUMANN





Blick auf die Ostflanke des Watzmanns (2713 m) von der Priesbergalm aus.

Links nebenstehend:

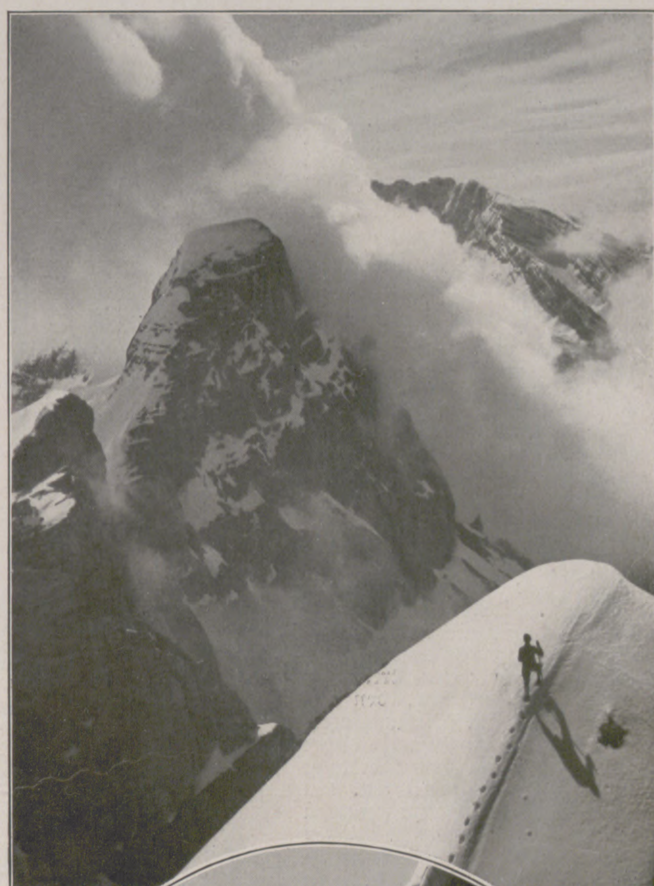
Über dem Königssee: Auf der Watzmannsüdspitze.

Rechts nebenstehend:

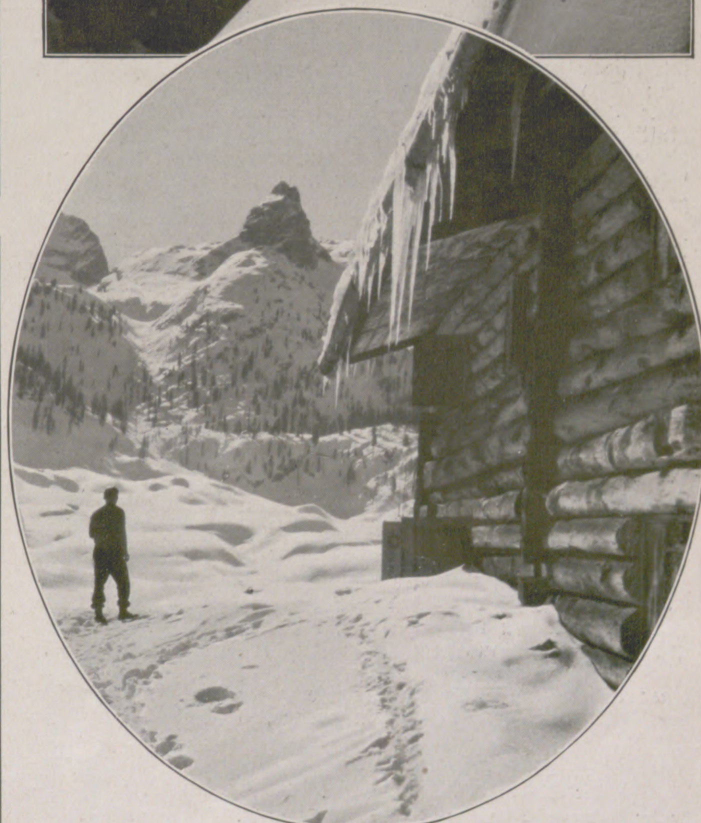
Das Stadelhorn (2286 m) im Reitergebirge, vom Häuselhorn aus gesehen.

Links Mitte:

Im Steinernen Meer: An der Schönfeldspitze (2651 m).









An der Funtenseehütte im Reitergebirge. Im Hintergrund das Schottmalhorn (2047 m).

Links: Die Watzmannscharte und das Fünfte Watzmannkind.



Das antike Legendenkunstwerk: Die knidische Aphrodite des Praxiteles im Vatikan, die typische, in Idealisierung eines einzigen Modells geschaffene Plastik.

Nach der griechischen Legende stellten sich alle Jungfrauen von Knidos dem Praxiteles als Modell zur Verfügung. Er habe von jeder ihre größte Schönheit gewählt, und aus dieser Summierung vollkommener Einzelheiten sei das Aphroditenbild entstanden.

Legenden um Kunstwerke.

Von Lothar Brieger.



Das „nicht von Menschenhänden gemalte" Christusbild.

Das in der römischen Kapelle Sancta Sanctorum verehrte Salvatorbild, nach der Kirchenlehre das älteste Bild Christi, vom heiligen Lukas gemalt. Als solches war dieses griechische Werk des 8. Jahrhunderts schon im 11. Jahrhundert alljährlich Mittelpunkt großer Prozessionen.

Auch der laienhafte Kunstfreund ist heute allmählich in die Geheimnisse der Entstehung eines Kunstwerks eingedrungen. Eine natürliche Folge davon ist, daß die Kunst für uns nicht mehr ganz den mystischen Zauber besitzt wie für frühere Generationen, daß sie uns mehr als Produkt, wenn auch als das höchste Kulturprodukt, eines natürlichen Vorgangs erscheint. Wir schätzen darum das Kunstwerk gewiß nicht geringer als frühere Zeiten, ja, wir sind eher geneigt, es um seiner selbst willen höher zu schätzen. Und diese objektive Einstellung gegenüber Kunstwerk und Kunstwert beginnt immer stärker den riesenhaften Kreis von Legenden zu zerstören, den sich frühere Zeiten um die Kunstwerke gebildet hatten, ja, ohne den diesen Zeiten das Kunstwerk überhaupt nicht recht schmackhaft erschien. Ein Kunstwerk bedeutete einst geradezu einen Mittelpunkt von mystischen und persönlichen Beziehungen, und je stärker diese ausgeprägt waren, desto allgemeiner interessierte das Kunstwerk. Man nannte das: „Sich die Kunst menschlich näher bringen." In Wirklichkeit hieß es natürlich, den künstlerischen Wert verfälschen. Eine ganze Reihe solcher Legenden um das Kunstwerk schleppt auch unsere Zeit noch für das Allgemeinempfinden mit sich.

Die innigste Legende, die wohl überhaupt je ein Bild verklärte, liegt über dem Christusbildnis der römischen Kapelle Sancta Sanctorum. Die Kirche feiert es als das einzig wahre und echte Christusbild. Die schöne Legende will, daß dieses Werk nicht von Menschenhand gemalt sei. Der heilige Lukas, der ja Maler war, soll dieses Werk geschaffen haben, um den Gläubigen ein echtes Bild Christi in seiner menschlichen Erscheinung zu vermitteln, und schon im 9. Jahrhundert berichtet der Patriarch Nicephorus von Konstantinopel über das Bildnis des Erlösers, das „nicht von Händen gemalt wurde". Im Mittelalter ist es bereits der Mittelpunkt der feierlichsten römischen Prozession und das Endziel aller großen Pilgerzüge. Es handelt sich bei dem Werk, das Innozenz III. neu verkleiden ließ, um eine griechische Arbeit aus dem 8. Jahrhundert.

Hat hier der Glaube ein Kunstwerk in einer Weise legendarisch verklärt wie außer dem berühmten Veronikabild kein zweites, so



Die „Baphomete" im Wiener Hofmuseum.

Sie wurden als Idole der Tempelritter im 18. Jahrhundert eifrig gesucht und gesammelt; über ihre mystische Bedeutung entstanden zahlreiche Abhandlungen. Tatsächlich ihrem Ursprung nach etwas aberwitzige Symbole der im 18. Jahrhundert bestehenden Geheimbündelei, waren die Baphomete bald Gegenstand massenhafter Fälschungen.

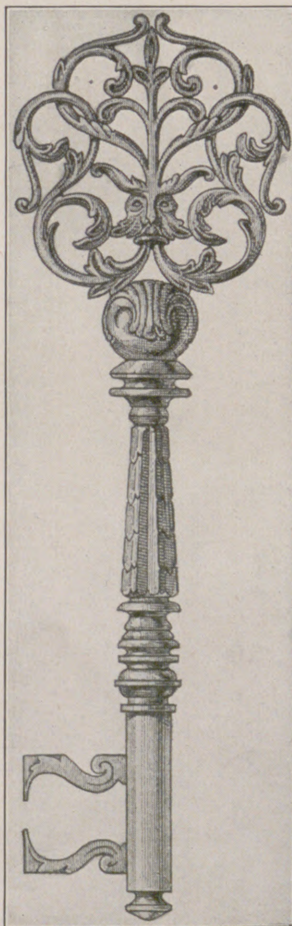


Der Püsterich.

Als „Wendengott" im 19. Jahrhundert Vorwurf gelehrter Erörterungen, in Wirklichkeit eine italienische mechanische Spielerei des 17. Jahrhunderts.

hat der Aberglaube sich meistens an künstlerisch viel weniger ernsthafte Dinge gehängt. Als im 17. und 18. Jahrhundert die sogenannten geheimen Orden, die Rosenkreuzer usw., auf den Höhepunkt ihrer Verbreitung gelangten, da schufen sich diese neuen Mystiker gewisse kleine Amulette, allerhand Figuren mit mystischer Nebenbedeutung, die teils in ihren Riten eine bestimmte Rolle spielten, teils als Erkennungszeichen dienten. Wie überhaupt diese mystischen Sekten sehr viel vom Ritual der alten, aus den Kreuzzügen emporgeblühten Ritterorden übernahmen, so auch deren Amulettwesen. Es entstanden die „Baphomete", altritterlicher Typik etwas ungeschickt nachgebildete, kleine Figürchen, in die selbstverständlich allerhand hineingeheimnißt wurde. Die Kunstsammler, die ja damals zum großen Teile Kuriositätensammler waren, warfen sich schließlich voller Begeisterung auf diese kleinen Monstra, deren Absonderlichkeit verblieb, als ihr eigentlicher Zweck zum großen Teil schon wieder vergessen war. Und bald hat sich denn auch die nötige Gelehrsamkeit gefunden, die diese Raritäten als Baphomete, als Idole der alten abgöttischen Tempelritter nach ihrem Abfall von der eigentlichen reinen Lehre wissenschaftlich begründete und eine Reihe von Jahrhunderten früher entstehen ließ, als sie in der Tat entstanden waren. Noch zu höheren Ehren aber gelangte der „Püsterich", eine mechanische italienische Spielerei des 17. Jahrhunderts, die offenbar als eine Art Scherz- und Hauskobold gedacht war. Die nach dem rauhen Norden Deutschlands verschlagenen Exemplare erregten die Aufmerksamkeit der Gelehrten, die denn bald herausgehatten, daß es sich hier um alte wendische Gottheiten, eben um den Püsterich, handelte, und selbst Goethe hat sich mit dieser Angelegenheit sehr ernsthaft und nicht ohne einen gewissen Stolz auf seine aufgeklärtere Zeit beschäftigt.

Besonders reich an Legenden um Kunstwerke ist Spanien, schon deshalb, weil hier das Wissen um das Kunstwerk sich erst verhältnismäßig spät entwickelte. So zeigt der Führer in der Kathedrale von Granada den Besuchern voll Stolz den Schlüssel der Stadt, den der letzte Maurenkönig Boabdil Ferdinand dem Katholischen übergeben haben soll. Und kein Hinweis darauf, daß die Mauren überhaupt niemals weder Schlösser noch Schlüssel besessen haben, wird dieses schwerwiegende Kunstwerk, einen deutschen Schlüssel





Nebenstehend:

Der Stadt-Schlüssel von Granada.

In der Kathedrale zu Granada wird der Schlüssel gezeigt, den der letzte Maurenkönig Boabdil König Ferdinand dem Katholischen übergeben haben soll. Schon darum unmöglich, weil die Mauren weder Schlösser noch Schlüssel kannten. Der Schlüssel ist in Wahrheit eine deutsche Schmiedearbeit des 17. Jahrhunderts.

Nebenstehend:

Die „Jungfrau der Schlachten" in der Kathedrale zu Granada.

Alljährlich findet ihr zu Ehren eine Dankprozession statt, weil sie, 1481 in der Entscheidungsschlacht gegen die Mauren vorangetragen, diese Schlacht für die Christenheit entschieden habe. In Wirklichkeit hat diese erst anderthalb Jahrhunderte später entstandene, sehr schöne französische Elfenbeinmadonna nie eine Schlacht gesehen.

des 17. Jahrhunderts, jemals aus der Kathedrale entfernen können. Oder wir werden vor die „Madonna der Schlachten“ geführt, den Gegenstand alljährlicher Prozessionen. Wie uns erzählt wird, wurde sie in der Entscheidungsschlacht gegen die Mauren dem spanischen Heer vorangetragen und entschied die Schlacht, und das Wunder ist um so größer, als diese schöne Elfenbeinmadonna erst anderthalb Jahrhunderte später in Frankreich geschaffen wurde und niemals eine Schlacht gesehen hat.

Unter den berühmten rein weltlichen Bildern der Kunst hat sich das Bildnis der Fornarina in Rom bis heute besonderer Beliebtheit erfreut, wie denn Raffael überhaupt der Maler ist, um den sich schon seines frühen Endes halber wohl die üppigste Legende gerankt hat. Man sagt ihm nach, er habe sich zu Tode gelebt und geliebt, während er, ein sehr skeptischer und leicht melancholischer Mensch, sich in Wahrheit zu Tode arbeitete. Kein schwärmender Besucher Roms wird es versäumen, im Palazzo Barberini das von Raffael gemalte Bildnis jener Bäckerstochter aufzusuchen, der Fornarina, die seiner römischen Tage leidenschaftliche Liebe und das Modell der Sixtinischen Madonna gewesen sein soll. Wie mit mancher anderen Raffael-Legende hat die Wissenschaft jetzt auch allmählich mit dieser schönen Bäckerstochter aufgeräumt. Und rauhe Kritik hat pietätlos festgestellt, daß das Bildnis im Palazzo Barberini nicht einmal von Raffael, sondern von Giulio Romano stammt.



Die Fornarina.

Dieses Bildnis im Palazzo Barberini in Rom (Teilansicht) betrachteten Jahrhunderte als das Bildnis, das Raffael von seiner sagenhaften römischen Geliebten, der Fornarina, gemalt haben sollte. Heute weiß man, daß dieses unbekannte Bildnis nicht einmal von Raffael, sondern von Giulio Romano stammt.

Aber keine wissenschaftliche Kritik wird jemals die Legenden um Kunstwerke völlig zerstören können, und immer wieder werden sich Generationen ihrem Duft und Zauber hingeben, genau so, wie wir klugen Leute alle mit einer gewissen Ehrfurcht noch heute in Hildesheim vor dem immer blühenden Rosenstock stehen. Sogar mitten in dem nüchternen Berlin, der berühmten Stadt des Realismus, hat die Legende ihren Sitz aufgeschlagen, und sie hat sich mit einem Geschmack, der ihr Ehre macht, an das einzige ganz große plastische Kunstwerk geheftet, an Schlüters „Großen Kurfürsten“. Ich selbst habe einmal vor dem Reiterbild einen Lehrer seinen Schülern schildern hören, wie sich Schlüter nach fertigem Guß in die Spree stürzte, weil er am rechten Vorderhuf das Hufeisen vergessen hat. Und kein Hinweis wird jemals dieses Bild des sterbenden Schlüter aus der Berliner Erinnerung tilgen können. Daß in der Silvesternacht der Große Kurfürst sein Roß vom Postament herabspornt, während die Sklaven ihre Ketten abschütteln, und um die Spree reitet, wird den echten Berlinern immer genau so ein teures Gut bleiben wie die „Weiße Frau“ des Berliner Schlosses und die ganze düstere Legendenwelt der Klosterstraße. — Schließlich hat es vielleicht auch wenig Sinn, den Kunstwerken ihre Legenden zu nehmen. Denn aus den Legenden können wieder neue Kunstwerke entstehen.



Ein Legendenkunstwerk in Berlin: Schlüters Bildwerk des „Großen Kurfürsten“.

Der Künstler hat sich der Sage nach in die Spree gestürzt, weil er nach dem Guß bemerkte, daß er ein Hufeisen vergessen hatte; er starb aber in Wahrheit zu Petersburg. Jede Silvesternacht um 12 Uhr soll noch der Reiter sein Roß vom Postament herabspornen und durch Berlin reiten.

Das Geheimnis des Nonnensees

KRIMINAL-GROTESKE VON FRANK F. BRAUN

(2. Fortsetzung.)

Über Kunst kann man herrliche Sätze sagen; beinahe so schöne wie über Seele. Doktor Stein redete. Er rührte an Dinge, die ihm weltenfern lagen, von denen er nichts verstand, und die doch gut klingende Sätze lieferten, die dieses Mädchen hinnahm, begeistert dazu nickend. Er belog sich nicht. Er wußte, ein anderer, Peter Hinz etwa, hätte ihm glatt ins Gesicht gelacht; aber Peter Hinz war nicht da. Nur Luzy war Zuhörerin. Und sie fand sich endlich verstanden! Doktor Stein stellte sich vollends um. Lächelnd gab er Grundsätze auf, glücklich, es zu dürfen. War das wichtig, einen Standpunkt zu haben, etwas im Prinzip abzulehnen? Es gab keine Prinzipien, sprach man mit einer Luzy; wichtig an sich und ohne Bedingnis war nichts in der Welt. — Er war ein Bürger, gefestigt im akademischen Werden; aber er hatte romantische Anwandlungen wie ein Valentin Schwepp, der erst Obersekundaner war und noch fern dem Ziel.

„Sie sind bewundernswert,“ sagte Luzy, „man vermutet das nicht hinter Ihrer juristischen Kühle.“

Doktor Stein sonnte sich.

In Wirklichkeit war die Sonne gesunken.

Als sie beide über den Markt schritten, kam ihnen Frau Amtsrichter Schwepp entgegen. Man grüßte äußerst korrekt. Die Damen lächelten einander an.

Doktor Stein sann nach. Er kämpfte einen Kampf. Seine beiden Naturen stritten um die richtige Auffassung dieser Lage. Er und Luzy! Ein Plan war da, ach, so harmlos, so ganz angepaßt dieser Stadt mit ihrer Wässerigkeit in jedem Fall, aber doch ein Plan, der Aufruhr hieß. Er wollte Luzy bitten, mit zu ihm heraufzukommen! Er hörte die Frage schon und wagte sie noch nicht. Kühl wog das Hirn ab, stürmisch galoppierte das Herz über Hemmungen hinweg. So war er. Sein Hirn verbrauchte die Welt, und sein Herz verbrauchte Welt, aber sie störten einander nicht. Es nahm jedes den Teil, der ihm zukam. — Ein wahrhaft harmonischer Mensch, der die Wechselbeziehungen von Gefühl und Verstand ausbalanciert hatte und nun im lauen Wasser sehr unerregt plätschern durfte, wo andere Menschen vielleicht siedeten oder erfroren.

Luzy schien solches zu ahnen in ihm. Als die Frage dastand, motiviert mit notwendiger Besichtigung von Schauspielerbildern, einem Bücherschrank voll Dramen und anderen einleuchtenden Gründen, riß Abenteuerlust sie hin. Diesem Doktor Stein war zu trauen. Sie würde so gesichert in seinem Zimmer sitzen, wie sie hier neben ihm schritt. Frauen sind Menschenkenner. Sie nickte auf seine Frage. Das offene Ja wagte sie doch nicht.

In der Junggesellenwohnung kam man einander näher. Er besaß auch wirklich die angepriesenen Bilder.

Zu jeder Photographie log er einen kleinen Roman zusammen; schließlich war er Jurist. Aber tief und befriedigend war in ihm eine Beruhigung, daß diese reizende Bürgermeisterstochter ein sehr junges, unerfahrenes Mädchen war, bei der es keinerlei aufregender Bemühungen bedurfte, geistreiche Schmeicheleien nicht erforderlich waren, um zu wirken und als Mann zu glänzen.

Sie bewunderte seine Indolenz als Abgeklärtheit — ein naives Glück ließ beide sich gegenseitig zufrieden betrachten. Peter Hinz versank, seine Anziehungskraft ließ nach, im Augenblick, da er nicht mehr anwesend war.

Auf dem Kaminsims schlug eine Uhr unter hoher Glaswölbung achtmal. — Luzy knabberte Schokolade. — Das Freie, auch in gewisser Weise Unwirkliche, sie nicht Angreifende dieses Doktors ließ sie sich hier Gast und zugleich vertraut fühlen. Redete er zu ihr — er sprach eigentlich über sie hinweg zu den Postkarten, aber doch galten die Worte alle nur ihr, das fühlte sie gut. — Ein unkörperliches Beieinander, dachte sie mit unproblematischer Zufriedenheit.

Der Doktor bot Zigaretten an. Rauchringe lösten sich und wurden Wolken, die schwer unter der Deckenbeleuchtung hingen.

Luzy saß im Klubsessel vor dem Ofenschirm. Doktor Stein stand vor ihr, das Postkartenalbum in der Hand, aber er ließ es sinken und sah sie an, wie sie den Rauch aus gespitzten Lippen blies. Das war eine seltsam erregende Mundformung.

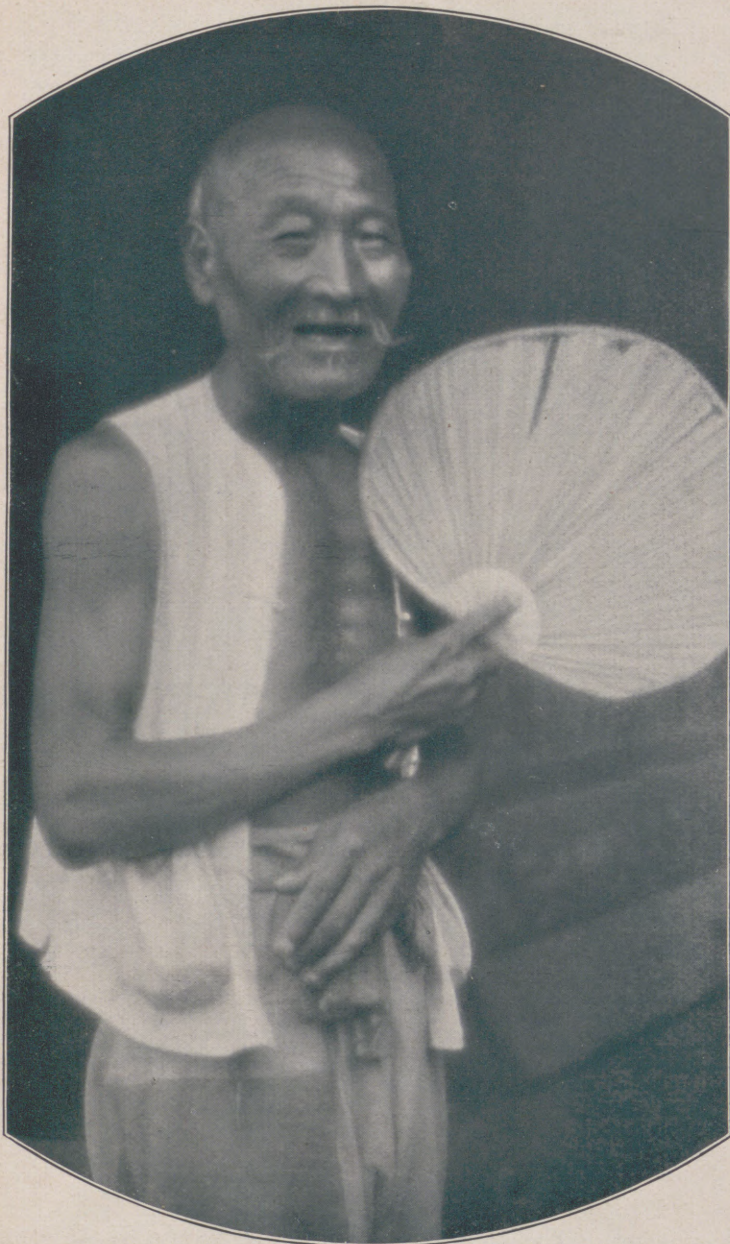
*

Während dieser Zeit war Frau Schwepp von ihrem kleinen Spaziergang nach der Lerchenwiese bereits zurückgekehrt.

Man saß im Hause. Der Amtsrichter in bester Laune — es war heute der Kegelabend — und wartete auf den Sohn Valentin. Aber Valentin ließ auf sich warten. Das hatte gute Gründe.

Kamera-Studien aus China

Aufnahmen von Heinz v. Perckhammer





Links:
Ein schwüler Tag: Sich fächelnder Straßenhändler.

Rechts:
Im Dienste Buddhas: Priester beim Opfergesang.

Links unten:
Schauspielerin einer Wandertruppe.

Rechts unten:
Ammen mit Zöglingen.





Seit dem Nachmittag war er auf der Fährte des Peter Hinz und der Luzy Gonschorek. Alles hatte er beobachtet. Alles! Und seine überreizte, eifersüchtig entflammte Phantasie malte Schreckensbilder dazu. Dieser Doktor Hinz, dieser Dichter, der Güte und Beglückung predigte, machte sich an die heimliche Braut eines anderen heran!

Als er Peter Hinz mit Luzy vom Nonnensee abbiegen, wieder zur Stadt sich wenden sah, war es ihm auf offener Straße natürlich nicht möglich, zu folgen. Als er jedoch nach kurzer Zeit im Hause des Doktor Hinz Licht aufflammen sah, als Luzy und Peter Hinz von der Straße verschwunden waren, begriff Valentin erschüttert: Sie war bei Peter Hinz. Sie saß auf dem Diwan vor dem Schreibtisch dieses Menschen, die unkeuschen Bilder an den Wänden, das matte Licht. Oh, er kannte ja dieses bewunderte Arbeitszimmer. Aber daß Luzy es ebenfalls sah, gar dieser Stimmung weicher, orientalischer Verdämmerung erliegen sollte...

Er kehrte um, stürmte wieder an den Nonnensee. Raste gegen eine junge Birke, bis sie entwurzelt zu seinen Füßen lag. Ah, man hatte beide Arme, man hatte die Kraft, einen Baum zu entwurzeln, und... und... Er biß die Zähne aufeinander. Wie dunkel es war! Dies mochte die Stunde des Abschieds sein. Man ließ sich hinsinken, das Wasser rauschte auf, und alles war ausgelöscht, weggewischt von diesen Wellen auf der Tafel des Lebens. — Hatte der Mond keinen Florrand; die Sterne nicht ihr Trauerkleid! Sie kannten keine Trauer, sie waren erkaltet vor diesem zu oft gesehenen Leid der Jugend. — Da riß sich Valentin zurück. Schwächling! Wer sich aufgibt, ist aufgegeben. War er ein Kind? Kinder verkriechen sich. Der Mann erstritt sich sein Recht. Mit der Faust! Er nahm die gespällte Birke. Heran! Und der Wunsch, groß zu sein, ließ ihn wachsen. Heran!

Niemand kam. Glucksend lachte es aus den Fluten.

Und Valentin fand einen Vers. Schiller war es oder Kleist. Blut wurde gefordert und schauerliche Rache. Die Worte, laut gegen den Sternhimmel gesprochen, enthielten ein Rauschgift, das warf ihn vorwärts. Jagend, unsicheren Fußes, aber willensklar toste er der Stadt entgegen. Verse tönten nach... Waren es Verse? Hatte je ein Mensch schon Ähnliches erlebt! Und wenn es keine Verse waren, was tat das! Dann blieben es immerhin überwältigende Improvisationen, die auf Entladung drängten. Er wollte Gewißheit! Und er würde sie sich schaffen! —

„Ach," meinte Frau Sidi, „er ist wohl noch ein Stündchen spazieren."

„Zum Abendessen wenigstens soll er hier sein", grollte Vater Schwepp. „Hier ist kein Wirtshaus, wo jeder kommt, wann es ihm paßt."

„Weil hier kein Wirtshaus ist", wollte Frau Sidi sagen, aber sie zog es vor, zu schweigen. Ihr lag daran, den Gatten möglichst bald aus dem Hause zu haben. — Es mochte immerhin sein, daß Pablo Forto eher kam, daß er nicht auf das Zeichen im Fenster wartete — und dann wäre das Unglück da.

Frau Sidi, an sich höchst unruhvoll, war im tiefsten Herzen doch mit sich und ihrer geplanten Tat im klaren. Mochte der Direktor Forto eine kleine Stunde hier sitzen und mit ihr plaudern. Darum stürzte die Welt nicht ein. Aber man konnte ihm, anders als auf der Lerchenwiese, wo jedes längere Gespräch auffallen mußte, erklären, daß mit diesem einen Besuch alles Wiedersehen erledigt sein mußte. Sie kannte ihren früheren Direktor, Pablo Forto würde das verstehen. Wie anhänglich der Mann gewesen war, zwanzig Jahre, und er hatte vorhin auf der Wiese förmlich gedrängt, einmal mit ihr plaudern zu dürfen, seltsam, nach so langer Trennung...

Der Amtsrichter aß seine Spiegeleier. Auf die abendliche Flasche Bier verzichtete er heute, dieser Kegelabend würde sowieso noch Alkohol bringen. Er gehörte zu den Leuten, die immer in Gesellschaft mehrerer sein müssen, wenn sie etwas unternehmen; selbst wenn dies Unternehmen sich auf Alkoholgenuß beschränkt.

Als er mit einem Kuß auf die Backe seiner Gattin — der längst schon beiden nichts mehr bedeutete — schließlich ging, fiel Frau Sidi endlich der drückende Stein vom Herzen. Sie wartete noch eine Weile, bis nach ihrer Berechnung der Gatte etwa die Straße hinunter und am Markt sein mußte. Dann nahm sie die Klavierlampe mit dem roten Schirm vom Flügel und setzte sie in das Fenster. Die Schnur reichte bis zur Ansteckdose, und das Licht flammte auf.

Drüben auf der anderen Straßenseite trat der Amtsrichter aus dem Zigarrenladen. Er blies gesättigt ein paar Wolken der schwarzen Brasil vor sich hin. Verwundert betrachtete er sein rot erleuchtetes Fenster. „Nanu," sagte er, „wir sind doch nicht in — in..." Aber er vergaß seinen Satz. Die Stadt, die er meinte — oder war es eine Straße? — fiel ihm wohl nicht gleich ein.

Vom Dom schlug es 8 Uhr. Die Schläge zitterten durch die Monotonie des Abends und erlagen ihr bald.

Der Amtsrichter beeilte sich. Um 8 Uhr begann der Kegelabend, da versank das Fenster und ward unwichtig. — An der Ecke vom Markt grüßte den Vorbeieilenden sehr höflich ein älterer Herr. Der Amtsrichter dankte. Wer war das doch, dieser Fremde? Da fiel ihm gerade vorm „Bären" ein, daß es der Zirkusdirektor Pablo Forto gewesen war. Ein unangenehmes Gefühl beschlich ihn — aber er wies es energisch zurück.

Seine Gattin, einem strengen Richter gegenüber gewiß auf Abwegen, war soeben im Begriff, sein Ehrenschild klar und rein zu erhalten. — Der Gatte war auf dem Kegelabend; der Sohn hatte sich erst für 10 Uhr angesagt, da konnte man Pablo Forto, als vernünftiger Mensch einem ebensolchen gegenüber, getrost für eine Viertelstunde empfangen. Sie setzte sich in das blaue Plüschsofa und sann der Begegnung entgegen. Sann auch dem Satze nach, den ihr Pablo Forto auf der Wiese mitgegeben hatte: „Ich hätte eine große Bitte an Sie, Frau Amtsrichter; Sie dürfen nein sagen — ich bin kein Erpresser, auch nicht der Intrigant aus den Rührstücken, der plötzlich auftaucht und die ehrbare Gattin mit dem Wissen um ihre Vergangenheit drückt. Zudem haben Sie ja in dem Sinne keine Vergangenheit, Frau Amtsrichter, Sie waren schon damals als Fräulein Sidi Bell die Unnahbare."

Was hieß das, oder wie hieß diese große Bitte...

*

Peter Hinz war auf dem Nachhauseweg und schon ein gutes Stück von der Lerchenwiese entfernt, als ihn jene junge Dame im blauen Kostüm einholte und ansprach.

„Herr Doktor," sagte sie, „mein Name ist Rita Ritelli; ich bin die Kunstreiterin des Zirkus Forto. Darf ich Sie bitten, mich zu interviewen?" Sie musterte ihn, fast ohne die Augen zu heben; aber dann machte sein verdutztes Gesicht sie lachen.

„Wie kommen Sie auf diese Idee? Wollen Sie eine Pressenotiz?" Peter Hinz schaute rückwärts. Ward dieses Beieinander noch von Luzy und Doktor Stein beobachtet?

Rita Ritelli ließ sich nicht ablenken durch seine scheinbare Unaufmerksamkeit. „Ich weiß, daß Sie für Zeitungen schreiben," sagte sie, „ich habe auch Ihre Bücher gelesen — nun wollte ich Sie bitten, in dem hiesigen Blatt ein paar Zeilen über unser Etablissement zu bringen."

„Ich bin kein Redakteur."

„Sie sind Künstler, deshalb wende ich mich an Sie. Sie haben Beziehungen zum Tageblatt."

„Schön," sagte Peter Hinz, „einer Dame, die unsere Bücher kennt, sind wir immer geneigt. Schön, Ihr Mut, meine Gnädigste, soll belohnt werden. Ich werde Ihnen den kleinen Artikel schreiben." Und er begann sie auszufragen über Personenzahl, Tierbestand, Darbietungen und alles, was ihn interessierte — oder den Redakteur des Tageblattes. „Wollen Sie das Manuskriptchen nachher bei mir abholen lassen?"

Sie nickte. „Ich werde selber kommen", sagte sie. „Die Leute sind heute alle beschäftigt. Außerdem ist Reklame mein — Ressort. Wir haben Arbeitsteilung, müssen Sie wissen, jeder ist am Gewinn des Unternehmens beteiligt."

„Schön," sagte er abermals, „also um 7 Uhr, wenn es Ihnen recht ist."

„Danke, Herr Doktor."

Im Hause angelangt, setzte er sich sofort an die Maschine und schrieb den Artikel. Dann faltete er das Blatt und legte es zurecht, fügte ein paar Zeilen an den Redakteur bei.

Im Nebenzimmer hatte Centa Basler den Tisch gedeckt. Er sah auf die Uhr. Es war ja bereits 6 Uhr vorüber. „Centa," rief er, „ich mag noch nicht essen." Aber Centa war nicht da. Aus dem Nachbargarten klang gedämpftes Kichern zweier Frauenstimmen. Er ging in das Zimmer zurück. Da stand erkaltend die Kanne mit Tee, das Ei im Becher fühlte sich schon kühl an. Und plötzlich packte ihn der Ärger. Er befand sich in einem jener unglücklichen Seelenzustände, darin sich alle Kleinigkeiten plötzlich zu riesigen Gespenstern auswachsen, die Haß und Zorn über uns ausschütten. Auch Enttäuschung. Dieser Nachmittag stand wieder vor ihm. Die Versammlung; Luzy, ihr Entweichen mit diesem Doktor Stein; der Hut im See; die kalten Speisen und Getränke. — Ich zerspringe, fühlte er; ein Wort, ein Ton, eine Gebärde, die den Nerv noch einmal trifft, und es geschieht eine Explosion!

Da klingelte es.

Peter Hinz wartete. Dann gellte die Klingel ein zweites Mal. Er fuhr mit einem Fluch empor. Drei Viertel auf sieben! Wo war Centa? Vom Tisch nahm er die Schreibmaschinenblätter; das war gewiß die Rita Ritelli, die ihren Brief holen wollte.

Als er öffnete, stand vor ihm der Briefträger. „Sie waren am Nachmittag nicht anwesend, Herr Hinz; ich bringe Geld."

„Geld?"

„500 Mark."

Fünf neue bunte Scheine. — Peter Hinz saß vor seinem Schreibtisch und starrte die Bilderbogen an. Dann erst las er den Brief seines Verlags, daß sein Roman gefalle und man ihm auf sein Verlangen sofort diese Anzahlung sende. Der Rest folge. — Peter Hinz saß und hielt den Brief. Das Geld lag da, eine breite, bunte Fläche, auf der die Worte tanzten.

Was ist mir, dachte er, was erstaunt mich so, als wäre es mein erstes Honorar? Aber er war nicht aufgelegt, Psychologie zu treiben. 500 Mark bar in der Hand... und die Zahl saß magisch im Hirn, rollte sich mit ihren Nullen, füllte am Ende alle Windungen aus. 500 — 500 — —

Dröhnend ging nebenan der Gongschlag einer Wanduhr durch den Raum. 1/2 8 Uhr. — Vor dem Fenster stand die Dämmerung und drängte hinein.

In dieser Stunde geschah es. —

Peter Hinz richtete sich auf. Ihm war, als trete jemand in das Zimmer und flüstere ihm etwas zu. Ein Stichwort, einen Befehl. — Er wollte sich umdrehen, angerührt vom Schreck einer Überraschung, die aus ihm selbst kam... aber da saß ein Stich mitten in seinem Herzen, ein tiefer, schmerzhafter Stich. Bebend noch griff er die Geldscheine, wollte sie bergen, aber der Griff gelang nicht mehr. Rot flutete es über seine Augen, rotes, pulsendes Blut schoß ins Gehirn. Ein Gelächter gellte auf, dann ward es still. —

Schleichende Schritte im Raum. Das Geld knisterte. Geduckt, immer scheu nach der Tür horchend, hantierte ein Mensch. —

Vor dem Fenster versank die Dämmerung, warf ihren grauen Schleier ab, stand da ohne Hülle, reckte sich voll aller Geheimnisse — schwarze Nacht.

IV.

Als Centa Basler am nächsten Morgen zur gewohnten Stunde ihren Doktor Hinz wecken wollte, blieb ihr Pochen an der Schlafzimmertür ohne Antwort. Sie sah sich nicht veranlaßt, diese Tür als eine Grenze zu respektieren, deren Linienführung in diesem Hause sowieso nur lose geführt schien. Sie öffnete und wollte gelassen eintreten, den Schläfer wachrütteln, aber sie blieb an der Tür stehen. Peter Hinz' Bett lag in unberührter Weiße. Ein Schreck fuhr ihr sofort in die Glieder, daß sie zitternd die Tür wieder zuzog. Es war gewiß nicht das erstemal, daß ihr Herr unerwartet aus dem Hause blieb — pflegte er nicht nach jedem Streit planlos in die Weltgeschichte hinauszuirren? — aber eine ganze Nacht und heimlich, das schien denn doch auffallend und eine Ausnahme. Als sie ihn auch im Schreibzimmer nicht fand, eingeschlafen über einer Arbeit, wie sie gehofft hatte, vermochte sie vollends das unruhige Pochen ihres Herzens nicht zu überhören. Da war irgend etwas passiert! Sie dachte nicht gerade an Selbstmord; sie dachte eigentlich überhaupt nichts Erkennbares. Ihre Gedanken flatterten durcheinander wie aufgescheuchte Tauben, unklar, warum sie eigentlich flatterten.

Sie trug den Morgenkaffee wieder hinaus. Mochte er gewärmten trinken, wenn er nachher ankam. Kriegerisch, schon einer neuen Stimmung verfallen, lärmte sie Kanne und Tassen aneinander. Das würde sie sich denn doch verbitten, derartige Überraschungen schätzte sie nicht.

Aber es wurde Mittag, und Centa kam nicht dazu, sich etwas zu verbitten. Peter Hinz blieb verschwunden.

Sie versuchte zu überlegen, da fiel ihr schreckhaft der Mann mit dem Sack ein. Was war das gewesen? Was schleppte man aus dem Hause gestern abend? Sie hätte doch gestern sich um die Sache kümmern sollen! Plötzlich mußte sie sich auf den Küchenstuhl hinsetzen. Das Kartoffelmesser sank ihr geradezu aus der Hand. „Mord!" rief einer, „Mord, Centa!" — Wer rief? Kein Mensch war außer ihr in der Küche.

Unfug! verteidigte sich sofort ihr gesunder Menschenverstand. Vielleicht hat er Altpapier verkauft; der Papierkorb war voll. Aber sie sah das Bild: den Kerl in der Dämmerung, gebeugt unter einer Last, geduckt wie ein Verbrecher, der Beute wegschleppt. —

Jesses Maria und Joseph! Wenn ihr Herr in dem Sack war!

Sie stürmte, resolut, wie sie war, im Augenblick zum Handeln entschlossen, noch einmal in das Schlafzimmer. Da war alles ordentlich und am gewohnten Platz. Mitten auf dem Schreibtisch lag der gestern gekommene Brief. Der Löscher hielt ihn fest. Sie trat an das Fenster, es stand offen. Das sollte nicht sein über Nacht, aber er mochte vergessen haben, es zu schließen. Da sah sie im Garten, im Tulpenbeet die Verwüstung. Ein Mensch, jedenfalls ein plumper Körper, mußte mitten hineingestampft sein. Die Blumen waren geknickt, zertreten zum Teil, und da — sie vermochte es vom Fenster aus zu erkennen — da war auf der weißblackierten Gartentür Blut; eine blutige Spur, verwischt zwar, aber doch als Blut erkennbar.

Da entschloß sie sich — es war mittlerweile 3 Uhr geworden, und das Blut am Gartengitter blieb, ward nicht zum Spuk, sooft sie auch nachschaute und sich über die Stirn wischte — da entschloß sie sich, dem Amtsrichter von diesem Verschwinden Mitteilung zu machen. —

Herr Amtsrichter Schwepp war außerordentlich schlechter Laune. Nicht allein, daß eine nachträgliche, den vollen Vormittag in Anspruch nehmende Aufrechnung der gestrigen Kosten ergab, daß der Bürgermeister Gonschorek statt der Hälfte nur etwa ein Drittel der Sektzeche beglichen hatte, nicht allein also des Geldes wegen ärgerte ihn dieser verflossene Abend, auch sonst schien ihm irgend etwas gegen den Strich gegangen zu sein. Es ist eine uralte Tragik, daß bei zwei Bewerbern um nur eine Dame einer dieser Bewerber am Schlusse überflüssig ist. Vielleicht war diese Tatsache ihm neuerlich Erkenntnis geworden, vielleicht waren es völlig andere Motive, an denen seine Mißstimmung sich entfachte, er sah böse aus hinter seiner Goldbrille, und seine Begrüßung blieb kaum mehr als ein Knurren.

„Nehmen Sie Platz, Fräulein Basler. Was gibt es?"

„Herr Amtsrichter" — Centa war außer Atem vom Treppensteigen, von der Wichtigkeit ihrer Meldung — „Doktor Peter Hinz ist verschwunden!"

„Was heißt das?"

„Das weiß ich eben auch nicht."

Er fuhr hoch. „Seit wann?" lenkte er ein.

„Ich habe ihn gestern abend zuletzt gesehen."

„Wann?"

„Als der Briefträger kam. Er öffnete ihm selber; ich stand im Nebenhaus im Garten mit Frau Semmler und sah es. Es war so gegen 7 Uhr."

(Fortsetzung folgt.)

Wissen und Leben

Krankheitsübertragung von Tier zu Mensch. Alle Lebewesen sind den Störungen ihrer Organtätigkeit ausgesetzt, die wir Krankheit nennen — zwischen Menschen- und Tierkrankheiten besteht kein prinzipieller Unterschied. Abweichungen in der Verlaufsart oder in bezug auf die Symptome der gleichen Krankheit bei Mensch und Tier kommen zwar nicht selten vor, doch finden sie eine zwanglose Erklärung durch die Verschiedenheiten der Lebensweise und des anatomischen Baues. So sind z. B. beim Pferde die Erkrankungen des Magendarmkanals besonders häufig, was leicht verständlich ist, wenn man in Betracht zieht, daß der Pferdedarm etwa 30 m lang ist (mit einer Fassungskraft von etwa 200 Litern!), und daß die Weite dieses Rohres sich an vielen Stellen auffallend ändert und so zu Stauungen und damit zu Reizungen der Darmwand Veranlassung gibt. Die Pathogenese, die Art der Krankheitsentstehung, ist für Mensch und Tier gleich und wird von derselben medizinischen Wissenschaft erforscht. — Der Mensch faßt aus sehr verschiedenen Ursachen heraus Interesse für Tierkrankheiten. Der erste primitivste Antrieb mag wohl der materielle Schaden gewesen sein, den Tod oder verminderte Leistungsfähigkeit des Haustieres dem Besitzer verursachten. Mit dem Fortschreiten naturwissenschaftlicher und medizinischer Forscherarbeit wurde die vergleichende Betrachtung zur Triebfeder der Beschäftigung mit Tierkrankheiten; durch Veränderungen am kranken, besonders am sezierten Tier zog man Rückschlüsse auf die menschliche Pathologie. Als man schließlich erkannte, daß manche Krankheiten vom Tier auf den Menschen übertragen werden konnten, studierte man die Tierkrankheiten, um den Menschen vor ihnen besser schützen zu können. Es kann sich aber nicht nur der Mensch vom Tier infizieren lassen, sondern auch das Umgekehrte ist möglich. Tuberkulose, Bazillenruhr und einige Hautkrankheiten werden auch vom Menschen aufs Tier übertragen; freilich kommt dies recht selten vor. In all diesen Fällen können sich dann Menschen am erkrankten Tiere von neuem anstecken. Bei gewissen Tierkrankheiten — wie Milzbrand, Trichinenkrankheit, Trichophytie (eine Hautkrankheit) u. a. — erfolgt die Infektion des Menschen anscheinend leicht und regelmäßig, während andere Tiererkrankungen, z. B. Bläschenausschlag, infektiöse Anämie (Blutarmut im Sinne einer Verminderung der roten Blutkörperchen), nur bei besonderer Virulenz (Stärke in bezug auf Giftbildung, Raschheit der Vermehrung und Widerstandsfähigkeit gegen die Abwehrstoffe im Blute des Erkrankten) der Krankheitserreger oder bei besonders schwacher Abwehrkraft des Menschen für diesen gefährlich werden können. Einzelne Krankheiten, die Mensch und Tier befallen, werden weder vom Tier auf den Menschen übertragen noch vom Menschen auf das Tier, sondern sie werden von Mensch und Tier auf gleiche Weise selbständig erworben, so z. B. die Aktinomykose (die Strahlenpilzkrankheit) durch Aufnahme von Getreidegrannen beim Kauen von Ähren oder der Tetanus (Wundstarrkrampf) durch Verunreinigung von Wunden mit Erde, Holzsplittern usw. Die Infektion kann vom lebenden Tier ausgehen oder von dem zur Fleischgewinnung getöteten. Träger der infektiösen Stoffe sind Fleisch, Milch, Leder, Wolle usw., und die Ansteckung kann entweder von der Haut aus erfolgen bei Berührung, vom Magendarmkanal aus beim Genuß von Fleisch usw. oder auch von den Luftwegen aus durch Einatmen des von den Haaren aufwirbelnden Staubes. Die so entstandene Krankheit des Menschen entspricht dann mehr oder weniger genau der Krankheit des Tieres. Eine Ausnahme machen manche durch tierische Parasiten erzeugte Krankheiten, weil der Krankheitserreger sich beim Menschen schon in einem anderen Entwicklungsstadium befindet als beim Tier, in dem er vorher hauste. So bekommt z. B. der vom finnenkranken Rind oder Schwein angesteckte Mensch einen Bandwurm, während der Echinokokkenbandwurm des Hundes im menschlichen Körper zur sog. Echinokokkusblasenbildung in den verschiedensten Organen (Leber, Lunge usw.) führt. Durch den weitgehenden Schutz, den in zivilisierten Staaten Veterinärpolizei, Fleisch- und Milchhygiene gewährleisten, ist die Übertragung von Tierkrankheiten auf den Menschen recht selten geworden. Es werden die milzbrandkranken Tiere beseitigt und Stallungen sowie Kleider der Pfleger desinfiziert; von Finnen befallenes Fleisch darf erst nach gründlicher Sterilisierung zum Verkauf kommen, und bei irgendwie bedenklicher Notschlachtung muß eine bakteriologische Untersuchung des Fleisches, namentlich auf Paratyphuserreger, vorgenommen werden. Daß ein schlechtes Funktionieren des veterinärpolizeilichen Apparats die Zahl der sonst seltenen „Tierkrankheiten" beim Menschen stark ansteigen lassen kann, beweist die Tatsache (auf die Prof. Wirth kürzlich in diesem Zusammenhang in der „Wiener Klinischen Wochenschrift" aufmerksam machte), daß in Rußland, wo nach dem Kriege infolge der allgemeinen Wirren auch die Ausübung der Veterinärpolizei Schaden gelitten hatte, so viele Menschen an Rotz (geschwürig zerfallende Knoten in der Haut und in der Schleimhaut von Nase, Kehlkopf, Luftröhre usw.; vor allem bei Pferden und Eseln!) erkrankten, daß eigene Spitäler zu ihrer Pflege errichtet werden mußten.

S. Hupfer.

Vögel als Brutmaschinenbauer. Die Erfindung, Eier des Hausgeflügels durch Apparate ausbrüten zu lassen, haben schon die alten Ägypter gemacht, und auch in China sind Brutmaschinen seit Jahrtausenden in Gebrauch. Die Menschheit hat jedoch durchaus keinen Anlaß, diese gewiß sehr praktische Erfindung als ihr ureigenes geistiges Eigentum zu betrachten, denn in Ozeanien und besonders in Australien gibt es Vögel, die zur Ordnung der Hühnervögel gehörenden Wallnister, die ihre Eier höchst zweckmäßig konstruierten Brutöfen anvertrauen und dies wahrscheinlich schon zu einer Zeit getan haben, als der Mensch noch auf der niedrigsten Stufe seiner Entwicklung stand. Die Wallnister, auch Großfußhühner genannt, ähneln in Größe und Aussehen den Fasanen, in den Bewegungen und namentlich im Fluge den Rallen. Was Nahrung und manche Einzelheiten der Lebensweise anlangt, so stimmen sie mit den bei uns heimischen wilden Hühnervögeln überein, in der Art jedoch, wie sie das Brutgeschäft betreiben, weichen sie nicht nur von diesen, sondern überhaupt von allen bekannten Vögeln erheblich ab. Die naheliegende Frage, warum sie ihr Gelege nicht selbst bebrüten, läßt sich vielleicht mit dem Hinweis darauf beantworten, daß sie viele und dabei ungewöhnlich große Eier legen, die zu ihrer Entwicklung einer geraumen Zeit bedürfen. Bis das Gelege vollzählig ist, vergehen viele Wochen, ein Teil der Eier würde also, wenn die Henne nun erst in normaler Weise mit dem Brüten begänne, die Brutfähigkeit bereits eingebüßt haben. Es liegt auf der Hand, daß sich bei einem so in die Länge gezogenen Lege- und Brutgeschäft die Eltern nicht um ihren Nachwuchs kümmern können. Die Jungvögel verlassen deshalb in der Tat auch die Eischale in einem Zustand auffallend fortgeschrittener

(Fortsetzung auf Seite 108.)

Entwicklung; sie sind völlig befiedert und befähigt, nicht nur sich die Nahrung selbst zu suchen, sondern auch kürzere Strecken im Fluge zurückzulegen. Am einfachsten vollzieht sich das Brutgeschäft beim Hammerhuhn. Diese Vögel bewohnen die Küstenbuschwälder der nördlichen Halbinsel von Celebes. Zur Fortpflanzungszeit begeben sich die einzelnen Paare zu dem mit grobem vulkanischen Sand bedeckten Strand und scharren hier eine Vertiefung von 1 bis 1,5 m Durchmesser oder benutzen eine schon vorhandene. In den aufgelockerten Grund legt die Henne ein Ei, bedeckt es hoch mit Sand und kehrt mit dem Gatten in den Wald zurück. Nach 13 Tagen suchen beide den Brutplatz wiedet auf, und das Weibchen legt das zweite Ei in dieselbe Grube, jedoch in ein anderes Brutloch. Dieser Vorgang wiederholt sich mit dreizehntägigen Zwischenräumen etwa achtmal. Die Temperatur in den Brutlöchern betrug nach v. Rosenbergs Messungen 44,4 Grad Celsius bei 27,8 Grad Luftwärme. Die nach etwa 27 Tagen ausschlüpfenden Jungen arbeiten sich durch den Sand ins Freie und nehmen sofort auf eigene Faust den Kampf ums Dasein auf. — Bei Duperreys Großfußhuhn, das ebenfalls die Buschwälder des Küstengebietes bewohnt, scharrt das Pärchen Haufen aus Sand, Erde, Blättern, Holzstücken und Wurzeln zusammen, die im ersten Jahre etwa 60 cm, nach mehrmaliger Benutzung bis zu 5 m hoch sind. Die Henne gräbt in diese Haufen, deren Wärme durch die faulenden Pflanzenstoffe erzeugt wird, in Abständen von vier Tagen senkrechte Schachte, läßt die Eier mit der Spitze nach unten in diese hineingleiten und füllt lockere Erde nach. Während der Brutzeit, über deren Dauer nichts bekannt ist, wühlen Hahn und Henne den Haufen beständig um, wohl in der Absicht, dadurch ein Zusammenbacken des Materials zu verhindern und den Jungen das Ausschlüpfen zu erleichtern. Beim Buschhuhn Australiens baut nur das Männchen den Bruthaufen; es reguliert auch die Wärme, indem es je nach der Witterung Material weg- oder hinzuscharrt. Die aus den von der Henne unregelmäßig in den Hügel verteilten 12—16 Eiern ausgekommenen Jungen verbleiben während des ersten Tages an ihrer Geburtsstätte, wagen aber am nächsten Morgen einen Ausflug und werden am Nachmittag vom Vater wiedereingegraben. Erst am dritten Tage „machen sie sich selbständig“. Bei den Taubenwallnistern des südlichen und westlichen Australiens ist das Brutverfahren insofern etwas umständlicher, als sie zunächst eine Brutgrube anlegen, diese mit Laub füllen und darüber einen Hügel auftürmen, der bei der Ablage jedes der 12 bis 14 Eier wieder abgetragen wird. Die Eier werden meist in drei durch Sandschichten getrennten Lagen angeordnet und müssen, um dem Druck der auf ihnen lastenden Sand- und Laubmassen hinreichenden Widerstand entgegensetzen zu können, senkrecht stehen. Die Henne beginnt mit dem Legen erst, wenn ein ausgiebiger Regen den Hügel gründlich durchfeuchtet hat. H—s.

Bakterien als Holzspalter und Tiefseebeleuchter. Daß der Mensch und die Wirbeltiere einerseits, die Darmbakterien andererseits sehr aufeinander angewiesen sind, ist bekannt: erstere gewähren den Bakterien neben der Wohnung Nahrung, die von letzteren durch Aufspalten in die für die Verdauung nötigen Grundstoffe zerlegt werden. Unlängst hat nun Professor L. R. Cleveland solche bei der Verdauung helfende Bakterien sogar im Darm von holzfressenden Termiten gefunden. Er fütterte versuchsweise, um sicher jede Stickstoff- und Eiweißernährung auszuschließen, seine Kolonien aus den Gattungen Termopsis und Reticulitermes mit Filterpapier, das aus reinem Zellstoff hergestellt war. Die Tiere gediehen dabei vortrefflich. Nun untersuchte er ihre Verdauungswerkzeuge und fand zu seiner Überraschung im Darm eine Unmasse mikroskopisch kleiner Flagellaten oder Geißelinfusorien. Tötete er diese dadurch, daß er ihre „Hauswirte“, die Termiten, 24 Stunden lang einer Hitze von 36 Grad Celsius aussetzte, so gingen die sonst gar nicht beschädigten, Filterpapier fressenden Termiten binnen einer Woche zugrunde. Wurde aber rechtzeitig dafür gesorgt, daß jene Bakterien sich wieder ansiedelten, so erholten sich die betreffenden Termiten. Dadurch war bewiesen, daß ihnen der fehlende Stickstoff und das Eiweiß von ihren Darmbewohnern geliefert wird. Ob letztere imstande sind, aus den winzigen, noch in der Zellulose vorhandenen Stickstoffresten ihren eigenen Bedarf daran zu decken, oder ob sie sich, wie manche Wurzelbakterien, Luftstickstoff einverleiben und bei ihrem Absterben mit ihren stickstoff- und eiweißhaltigen Körpern gleichzeitig den Termitenkörper ernähren, ist noch nicht näher untersucht. Man darf gespannt sein, ob künftige Forschungen auch im Darm unserer holzbohrenden Käferlarven ähnliche Verdauungs- und Ernährungshelfer nachweisen werden. Ungefähr zu derselben Zeit, da Cleveland jene merkwürdige Symbiose zwischen Termiten und Darmbakterien erforschte, entdeckten Professor Buchner in Greifswald und der Italiener Pierantoni gleichzeitig und unabhängig voneinander eine ebenso wunderbare Symbiose zwischen Tiefseefischen und Leuchtbakterien. Sie fanden zunächst bei den in Kolonien das Meer durchfurchenden Feuerwalzen oder Pyrosomen, dann bei zwei, auch ziemlich dicht an die Oberfläche kommenden Tiefseefischen, dem Photoblepharon und Anomalops, daß ihr wunderbares Leuchten nicht aus den Lichtdrüsen ihres Körpers stammt, sondern aus Leuchtbakterien, die jene Fische wohlverwahrt in einem drüsenförmigen Behälter direkt unter dem Auge zeit ihres Lebens mit sich herumtragen und je nach Bedarf leuchten lassen. Das Licht dieses Beutels ist so stark, daß es die Eingeborenen der Banda-Inseln beim nächtlichen Fischen als Köder gebrauchen. Das Beutelchen ist aus lauter kleinen Schläuchen zusammengesetzt, in denen die Leuchtbakterien zu Milliarden hausen. Gesteigert wird das Leuchten noch durch einen im Hintergrund angebrachten Schirm, der das Licht wie bei einem Scheinwerfer zurückwirft. Dadurch, daß das ganze Organ auf einem drehbaren Stiel ruht, kann es nach Belieben so gedreht oder abgeblendet werden, daß der Lichtkegel entweder mehr nach außen oder nach innen fällt. Soviel steht nach Professor Buchner fest: „Die Erscheinung, daß Tiere in besonderen Organen Leuchtbakterien züchten, die sie von Generation zu Generation gleich einer heiligen Flamme vererben, ist kein Märchen mehr, sondern Tatsache, ja sie besitzt sogar eine recht weite Verbreitung unter den verschiedenartigsten Tierformen.“ Hermann Radestock.

Neue Romane ernster und heiterer Art. Ist es schon für den Kritiker immer erfreulich, wenn sich unter den neuen Werken, die ihm zur Beurteilung zugehen, keins befindet, das er grundsätzlich verwerfen müßte, so ist er noch mehr erfreut, wenn sich darunter neben der leichteren, anmutigen Unterhaltungsware auch ein paar wirklich feine und gehaltvolle Bücher finden. Ein solches ist nun z. B. der schlesische Roman „Christel Materns weiße Seele“ (Bergstadtverlag, Breslau) von Georg Langer. Es ist die feine, zartsinnige, psychologisch vertiefte Lebensgeschichte eines verwaisten, äußerst empfindsamen und empfindlichen Mädchens, das bei liebevollen fremden Menschen aufwächst, in reinster Unschuld von einem verwilderten, aber im Grunde seines Herzens nicht schlechten Menschen vergewaltigt wird und diesen dann, von innigstem Mitleid bewegt, aus dem Gefängnis und allen seelischen Nöten erlöst. Dabei wird dieser ernste Inhalt anmutig verklärt durch die zarte, oft tändelnd humorvolle und doch so poesiereiche Sprache, in der er dargestellt ist. — Sehr ähnlich im Stoff, doch weicher, frauenhafter, schildert der Roman „Maria Fee“ (Koehler & Amelang, Leipzig) von Charlotte v. Zastrow-Loeben, wie der ererbte Fluch, der auf dem Letzten eines alten Adelsgeschlechts, einem verbitterten Krüppel, lastet, durch die hingebende, opfervolle Liebe eines einfachen, fast überirdisch ideal gesinnten Mädchens gelöst wird, dem aus Mitleid Liebe erwächst. Doch ist auch hier ein heiliger, reiner Gedanke, von alten Sagen durchwebt, in schöner Sprache zum Ausdruck gebracht. — Kernig geschrieben, dabei poesie- und gemütvoll ist der Kärntner Bauernroman „Der sterbende Hof“ (L. Staackmann, Leipzig) von Gustav Renker, der Einblicke gibt in das Leben und Denken der Gebirgsbauern, zu denen

auch die neue Zeit mit ihren neuen Sitten und Meinungen, mit Politik und Gelehrsamkeit den Weg gefunden hat, die alle zusammen doch die Liebe zum Althergebrachten und Wurzelhaften nicht ausrotten können. Ein gutes, zeitgemäßes Buch. — In der Jetztzeit spielt auch der Roman „Die Gewinner“ (Orell Füßli, Verlag, Zürich) von Hermann Kurz, der zwei Strebern und Genießern als dritte Gestalt eine ganz wundervoll gezeichnete Frau gegenüberstellt, klug und gut als echte Lebenskameradin des Mannes, hingebend und aufopfernd als Mutter einer reichen Kinderschar. Ein ernster, guter Unterhaltungsroman voll sittlicher Werte. — Als solcher ist auch Artur Brausewetters neues Werk „Der See“ (Bergstadtverlag) anzusprechen. Ein Liebesroman, der zwar etwas umständlich auf sein Ziel zusteuert, einen vom Aberglauben umgeisterten Waldsee zum Rächer einer menschlichen Verfehlung zu machen, aber gut gesehene und gut charakterisierte Menschen ernster Art geschickt miteinander in Verbindung bringt. — Von Ernst und Heiterkeit zugleich erfüllt ist Heinrich Sohnreys „Geschichte vom schwarzbraunen Mädelein“ (Deutsche Landbuchhandlung, Berlin), in deren Mittelpunkt eine Dienstmagd steht, die sich durch ihr sonniges, heiteres Gemüt und prickelndes Zigeunerblut die Herzen ihrer Mitmenschen gewinnt und doch durch ein tragisches Ende aus dem Leben scheidet. — Noch mehr rein der heiteren Seite zugeneigt ist Oskar Gluths Sommernachtstraum am Spiegelsee „Frauenblüh“ (L. Staackmann, Leipzig), ein mit gutem Humor erzählter Liebesroman aus einem oberbayrischen Gebirgsdorf, in dem Einheimische und Großstädter nach Lustspielart zueinander in Beziehung und Verwicklung gebracht werden. Eine gefällige Lektüre für die Sommerfrische. — Als eine, freilich etwas seltsam dargestellte Liebesgeschichte endet schließlich auch Paul Kellers Erzählung „Titus und Timotheus und der Esel Bileam“ (Bergstadtverlag, Breslau), worin mit eigenartigem, zuweilen allerdings etwas gezwungen erscheinendem Humor das Einsiedlerleben zweier sonderbarer Käuze, recht merkwürdiger Phantasiegestalten, ausgemalt wird und ihre Berührung mit den Stadtmenschen üblichen Schlages zu ernster und heiterer Betrachtung Anlaß gibt. Dr. Max Mendheim.

Anmerkung der Schriftleitung. Das Bild auf dem Umschlag dieser Faschingsnummer trägt den Titel „Demaskiert“ und stammt von dem Leipziger Maler Carl Seifert.

ZUM NACHDENKEN

Rösselsprung.

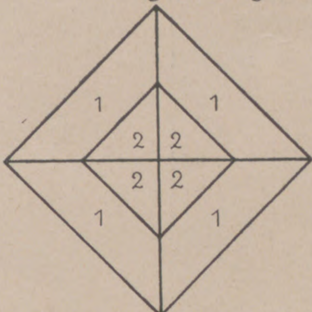
		fal			al		
len	na	le	tern	zer	leib	höch	len
des	gü	noch	ße	das	doch	staub	der
me	lebt	ruhm	bens	in	gro	ist	ste
	von		der	der		wenn	

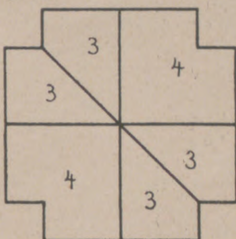
Guter Rat.

Die Striche sind durch Wörter zu ersetzen, die, aneinandergereiht, ein Sprichwort ergeben.

— gelingt nur, was mit Fleiß
Und mit Umsicht ward begonnen.
Jedes — wird, wie man weiß,
Erst durch Müh' und Zeit gewonnen.
— man etwas ohne Rasten
Leichthin übers Knie nur brechen,
Ohne Überlegung hasten,
Wird solch Tun sich bitter rächen.
Laß drum eine — hin
Alle deine Pläne reifen,
— sie Verstand und Sinn,
Dann kannst den Erfolg du greifen.

Zerlegaufgabe.





Aus den Teilen der beiden obenstehenden Figuren ist ein Dreieck zu bilden.

Silbenkreuz.

1	2
3	4
5	6
7	8

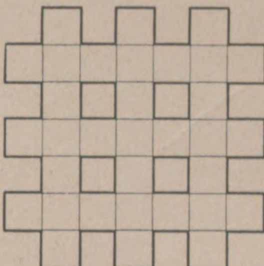
1—2 Bevorzugter Stand, 1—3 Getränk, 1—5 finnische Stadt, 1—6—8 Gottesdienstordnung, 1—8 Scheidegruß, 2—3 Vertiefung, 3—1 biblische Gestalt, 3—4 weiblicher Rufname, 3—6 Tätigkeitswort, 3—6—8 fromme Sage, 4—5 biblischer Berg, 5—1 Kleidungsstück, 5—6 Innenteil von Briefen, 5—8 deutscher Fluß, 6—7 Fremdwort für Sorte, 7—6 Naturerscheinung, 7—6—5—6 Naturerscheinung, 7—8 Ansprache, 8—6 Waffe.

Gitterrätsel.

Nach richtiger Anordnung der Buchstaben:

a c c e e e e f f h h h h i i l l l
l m m n n s s s s t t t t u u

ergeben sich 3 Wörter, die wagerecht und senkrecht gleichlauten. Die Wörter bedeuten: 1 rohes Götzenbild, 2 europäischer Staat, 3 Sitzgelegenheit.



Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4324.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4322.

Versteckrätsel: „Nur der verliert alles, der den Mut verliert.“

Silbenrätsel: 1 Wutki, 2 Esel, 3 Raffael, 4 Richmond, 5 Erbse, 6 Charakter, 7 Tesching, 8 Ilse, 9 Noah, 10 Ferdinand, 11 Rhone, 12 Elster, 13 Uranus, 14 Dido, 15 Eisen, 16 Norden, 17 Wespe, 18 Australien, 19 Nogat, 20 Donnerstag, 21 Eiche, 22 Rothenburg, 23 Nase, 24 Witten. — Wer recht in Freuden wandern will, der geh' der Sonn' entgegen!

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Wallenstein, 9 Elias, 10 Panne, 11 Belag, 13 See, 15 Lot, 16 Heu, 17 Seim, 19 Mars, 20 nebelig, 21 Bast, 23 Taku, 26 Akt, 27 Feh, 29 Rom, 30 Leier, 32 Eifer, 33 Ratte, 34 Regenerator; senkrecht: 1 Weiß, 2 Allee, 3 Lab, 4 Esel, 5 Spat, 6 Tag, 7 Inder, 8 Negus, 12 Lorelei, 14 einst, 16 Hagar, 18 Met, 19 mit, 21 Bader, 22 Aktie, 24 Konto, 25 umher, 27 fern, 28 Herr, 30 Lee, 31 Raa.

Verwandlungsrätsel: 1 Wald, Wall, Wahl, Mahl, Mehl; 2 Hand, Rand, Rind, Ried, Ries; 3 Seil, Beil, Bein, Bern, Born.

Verschieberätsel: Land**ge**meinde, N**og**at, L**em**berg, Ot**to**kar, Fa**hne**, St**et**tin: Goethe—Egmont.

inke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich:
— General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris 8 e., 44/bis Rue Pasquier.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG ★ J. J. WEBER ★ LEIPZIG

NR. 4324 170. BAND EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 26. JANUAR 1928



2 Höhe Punkte
L.&C. HARDTMUTH
KOH-I-NOOR

Ausgezeichnet!
NUR NOCH
Ortizon
MUNDWASSER-KUGELN
BAYER
ORIGINAL-PACKUNG „Bayer" ZU R.M 1.25 UND R.M. 2.25 IN ALLEN EINSCHLÄGIGEN GESCHÄFTEN ERHÄLTLICH

Ein guter Trunk für frohe Zecher — Rhein- und Moselweine — Für trübe Zeit ein Sorgenbrecher
Spez: Rüdesheimer u. Rheingauer Naturweine
Eigenbau und Herrschaftsgewächse
NICOLAUS SAHL, Weingutsbesitzer
RÜDESHEIM a/RH.

Soeben erschien:
Die Orgel
von
Dr. phil. Gotthold Frotscher
Privatdozent d. Musikwissenschaft
Mit 30 Abbildungen. Geb. RM. 7.–.
Verlag J. J. Weber, Leipzig C 1.

Männer! Man kennt heute nur noch
„Okasa" (nach Geheimrat Dr. med. Lahusen).
Das einzig dastehende hochwertige Sexual-Kräftigungsmittel (sexuelle Neurasthenie). **Notariell** beglaubigte Anerkennungen von zahlreichen Aerzten und tausende Dankschreiben dankbarer Verbraucher beweisen die einzig dastehende Wirkung! Trotzdem gibt es noch Zweifler! Wir versenden daher nochmals
50 000 Probe-Packungen
kostenlos ohne jede Verpflichtung gegen 30 Pf. Doppel-Brief-Porto; wir legen hochinteressante Broschüre bei. Original-Packung à 9,50 M. zu haben in den Apotheken. General-Depot und Alleinversand für Deutschland: Radlauers Kronen-Apotheke, Berlin W 244, Friedrichstrasse 160.

NSU
Greif zu!
500 ccm Einzylinder
Das neue Modell
in seiner bisher unerreichten Vollendung!
ZWEIZYLINDER-
Sport- und Tourenmodelle
500 ccm, 1000 ccm.
Unvergleichliche Lebensdauer!
Konkurrenzlose Preise! Ratenzahlungen.
NSU-Vereinigte Fahrzeugwerke A.-G.
Neckarsulm.

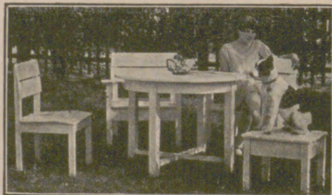
Vaillants Gasbadeöfen



Zu beziehen durch alle Installationsgeschäfte
Illustrierter Katalog Ausgabe C19 kostenlos
Joh. Vaillant, Remscheid

Unsere Broschüre „Wie pflege ich den eisernen Ofen" erhalten Sie auf Wunsch ganz umsonst. – Postkarte genügt – ENAMELINE-WERKE HÖCHST A. M. Abtlg. 26
Enameline
Ofen putzen –
Enameline benutzen!

HETZER'S GARTEN-, VERANDA- UND ZIMMERMÖBEL



Hervorragende Ausführung
Konkurrenzlose Preise
Versand direkt ab Fabrik frachtfrei aller deutschen Staatsbahn-Stationen
Verlangen Sie sofort kostenloses Angebot
OTTO HETZER A.-G., Seestadt WISMAR 10. Firma gegr. 1872.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4324. 170. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 26. Januar 1928.

Allgemeine Notizen.

Die Schubert-Feiern in Wien. Franz Schubert, dessen 100. Todestag in dieses Jahr fällt, soll in seiner Heimat ganz besonders gefeiert werden. So werden fast sämtliche Wiener Musikverbände in den Festwochen, die dort am 3. Juni beginnen sollen, Schubertsche Kompositionen zur Aufführung bringen. In Mödling bei Wien ist ferner die Freilicht-Aufführung eines Schubertschen Singspiels geplant. Im Messepalast zu Wien soll in einer Ausstellung von Bildern usw. das Leben und Wirken Schuberts unter der Bezeichnung „Schubert und das deutsche Lied“ veranschaulicht werden. In der Sängerhalle im Prater werden im Juli bei Gelegenheit des Deutschen Sängerfestes 35 000 Sänger Schubert-Chöre zum Vortrag bringen und durch einen großen Festzug mit 125 000 Teilnehmern dem Meister besonders huldigen. Die Gesellschaft der Musikfreunde wird am 26. März, an dem Schubert vor hundert Jahren sein einziges eigenes Konzert in Wien gab, eine genaue Wiederholung des damaligen Konzertprogramms bieten. Im November, dem Sterbemonat Schuberts, werden auch Bundesregierung und Gemeinde besondere Erinnerungsfeiern veranstalten.

Eine große Schenkung an Deutschland hat die mexikanische Regierung bewirkt. Auf Veranlassung des Präsidenten Calles wurde eine umfangreiche Sammlung zusammengestellt, die neben einer größeren Anzahl von Büchern eine ausgedehnte Kollektion kunstgewerblicher Gegenstände enthält. Das Geschenk wird der Mexiko-Bücherei, die ursprünglich sich in Marburg befand und dann nach Berlin gebracht wurde, einverleibt werden. Diese Bücherei, die sich bereits bisher einer kräftigen Förderung durch Calles erfreute, steht unter Leitung des ehemaligen Privatdozenten Dr. Hagen.

Hochernste seelische Beratungen nach Briefen in Verbindung der Graphologie mit der Psycho-Analyse gibt auf der Grundlage einer Lebensberatung seit dreißig Jahren — brieflich und in zehn hervorragenden psychoanalytischen Werken — der Psychographologe P. P. Liebe in München 12, Pschorr-Ring. Liebe's tiefgreifende intime Ausarbeitungen nach entsprechendem Material (nicht etwa bloß ein paar Zeilen) haben für ernste Menschen großen Wert. Die Handschrift ist für Liebe's Charakter-Beurteilungen lediglich Mittlerin. Der „Pester Lloyd“ vom 6. Dezember v. J. schreibt z. B.: „Das Bedeut-

REISE- UND BÄDERANZEIGER

Die Reihenfolge gibt keinerlei Anhalt über Rang oder Größe.

KUR- UND MINERALBÄDER

Baden-Baden
Hotel Stadt Straßburg und der Quellenhof. Alle modern. Einrichtung. Terrassen. Groß. Park.

Bad Elster
Moor, Stahl, Kohlensäure, Radium-Bäder, Trinkkuren. Das ganze Jahr geöffnet.
Kurländerhaus. Ganzjährig geöffnet.
Staatliches Kurhaus-Hotel. 100 Betten. Zentralheizung.
Hotel Reichsverweser. Zentralheizung. Jahresbetrieb.
Kur-Pension Sachsenhof. Zentralheizung. Fließendes Wasser.
Palast-Hotel Wettiner Hof Führendes Haus allerersten Ranges. Pension von Mk. 9.— an.

Bad Reichenhall
Hotel Vötterl. Großgmain. Bevorzugte Höhenlage.

Titisee
Wolfs „Hotel Titisee“. Erstkl. Familienhaus. Günst. Lage a. See.

Wiesbaden
Eden-Hotel. Schönstes Hotel Wiesbadens. Prächtige Lage. 150 Betten.
Hotel Engl. Hess. Hof. Kochbrunnen-Badehaus. Pension von Mk. 9.— an.
Hotel Fürstenhof. 2 Min. vom Kochbrunnen. Zentralheiz., fließ. Wasser, Zimmer mit Privatbad.
Palast-Hotel. 200 Zimmer. 60 Kochbrunnenbäder. Zimmer einschließl. Thermalbäder ab M. 12.—.
Hotel Regina. Direkt am Kurhaus und Theater gelegen.
Kur-Hotel Römerbad. Kochbrunnen-Badehaus. Garagen.

OBERBAYERN

Berchtesgaden
mit dem Königssee. Bayrisches Hochgebirge.
Sole-Kurbad Rückert & Co. Alle med. u. elek. Bäder. Einziges Badehaus a. Platze. Fremdenzim. m. fließ. Wasser u. Zentralheizg.
Gasthof Vordereck „Zum Türken“. 1000 m Höhe. Zentralheizung.

Riessersee
Hotel u. Kurhaus Riessersee. Jed. mod. Komf., Pens. 8-12 M. Jahresb.

Prien
Bade- u. Luftkurort. Am Chiemsee. Oberbayern. Am Fuße der Alpen.
Hotel Bayrischer Hof. Bestbekanntes Haus.
Kurhotel Kampenwand. Erstes Haus, schönste Lage.
Hotel Kronprinz. Gutbürgerliches Haus. Zentralheizung.

HARZ

Ballenstedt
Die Perle des Ostharzes. (Kügelgenstadt). Idyllische Sommerfrische. Alter berühmter Schloßgarten. Auskunft d. die Kurverwaltung.
Hotel Großer Gasthof. Altrenommiertes Haus.

Clausthal-Zellerfeld
Hotel Voigtslust. Vornehmes Familienhaus i. geschützter staubfreier Lage im Wald.

Gernrode (Harz)
Klimatischer Kurort in prachtvoller Lage in 280—300 m ü. d. M. Auskunft durch den Magistrat.
Hotel brauner Hirsch. Haus ersten Ranges. Eig. Landwirtsch.

Hahnenklee
Herrlicher Kurort im Oberharz. 600 m. Ständige Autoverbindung, mit D Zug Station Goslar. Prospekt durch die Kurverwaltung.
Sanatorium Hahnenklee. Für Nerven- und innere Krankheiten.

Bad Harzburg
Kurverwaltung. Gebirgsluftkurort und Solbad, mit Kochsalztrinkquelle „Krodo“. Idealer Wochenendplatz. Für Nerven- u. Stoffwechselkranke.
Bodes Hotel. Fließendes Wasser. Haus ersten Ranges.
Palast-Hotel Kaiserhof. Fließendes Wasser. Appartements.
Hotel Radau. Mit allem Komfort.
Villa Rheingold, Wintersport, erstklass. Familienpens., 6–10 M.
Haus Schlemm. Fließendes Wasser. Privatbäder.
Hotel Südekum. Ganzjährig. Jeglicher Komfort.

Luftkurort Lautenthal
Im schönsten Teil des Oberharzes. Große sonnige Liegewiese. (Sol- und Fichtennadelbad.)

SACHSEN

Dresden
Hotel Bellevue. Weltbekannt, sehr vornehm.
Hotel Stadt Weimar am Zentral-Theater. Küche von Ruf.
Müllers Weinrest., Marienstr. 46. Architekt. Sehenswürdigkeit.

Weißer Hirsch b. Dresden
beliebtest. klimatischer Kurort Sachsens. Jahresbetrieb. Wintersport.

Oberbärenburg
Berghotel und Kurhaus Friedrichshöhe.

THÜRINGEN

Eisenach
Kurhaus Hotel Fürstenhof. I. Ranges. Gegenüber Wartburg.

Friedrichroda
Beliebtester klimatischer Sommer- und Winterkurort Thüringens.
Sanatorium Tannenhof. Sanitätsrat Dr. Bieling. Klin. Behdlg.

Oberhof i. Th.
Parkhotel Sanssouci, erstklass. Jahresbetrieb.
Schloßhotel. Erstklassig. Haus mit großzügig. Gesellschaftsräumen.
Hotel Thüringer Wald. Das ganze Jahr geöffnet.
Wünschers Parkhotel, herrliche Südlage am Hochwald, ganzjährig geöffnet.

Tabarz
Vielbesucht. Erholungsort in gesch. Lage. 100 Vill. Neues Schwimmbad.

RIESENGEBIRGE

Brückenberg
Hotel Germania, 100 moderne Zimmer.
Berghotel Teichmannsbaude A. G., das führende Hotel des Riesengebirges.

Hirschberg (Schlesien)
Hotel der braune Hirsch, im Zentrum gelegen, mit allem Komf.

Krummhübel
Hotel-Pension Preussischer Hof, altrenommiertes Haus.

Schreiberhau
Riesengebirge, 500—900 m ü. d. M.
Hotel u. Pension Lindenhof, jeder Komfort, 10 Autohallen. Altbek. besteingerich. Waldhotel.
Hotel Marienthal, gutbürgerl. Haus, neue Bewirtschaftung.

TSCHECHO-SLOVAKEI

Karlsbad
Zentral-Hotel Loib. Letzter Komf., erstkl. Restaurant. Tel. 31.

ÖSTERREICH

Innsbruck
Hotel „Goldene Sonne“. Jeder Komfort.

SCHWEIZ

Adelboden
Kulm-Hotel (Kurhaus). Familienhotel I. Ranges.

Arosa
Hotel Arosa-Kulm. Fließendes Wasser. Bäder. Tennisplatz.
Eden-Hotel. Erstklassiger Jahresbetrieb. Orchester.
Hotel Seehof. Bestbekannt. Sporthotel, fließ. Wass. i. all. Zimmern.
Sporthotel Valsana. Haus I. Ranges. Moderner Komfort.

Basel
Grand-Hotel Euler I. Ranges mit allem Komfort.
Hotel-Metropole-Monopole. Feinbürgerl. Haus. Prima Küche.
Hotel Royal. Familienhaus I. Ranges. Zimmer mit Bad.
Savoy Hotel Univers. Das modernste Haus I. Ranges am Zentralbahnhof. Alle Zimmer mit fließend. Wasser. Gartenterrasse.
Hotel Schweizerhof. Führendes Haus I. Ranges.

Davos
Neues Sanatorium. Für Tuberkulose.
Sporthotel Rhätia. Sonnigste Lage, 80 Betten, jeder Komfort.

Locarno
(Lago Maggiore, Schweiz).

Lugano
Cademario-Kurhaus. Nach Lahmann. Jahresbetrieb.
Continental-Hotel. Erhöhte Lage. Freie Rundsicht.
Hotel Esplanade-Ceresio. Schönste Lage.
Hotel Fédéral. Fließendes Wasser. Bäder.
Grand- und Palasthotel allerersten Ranges.
Sanatorium Monte Bré. (System Dr. Lahmann). Jahresbetrieb.
Park Hotel am See, erstkl., das ganze Jahr geöffnet. Prosp. durch Ad. Zähringer & Sohn, Besitzer.
Hotel du Lac Seehof. Direkt am See.
Hotel Washington. Nahe dem Bahnhof. Herrliche Aussicht.
Hotel Weißes Kreuz. Neubau. 100 Betten. Aussichtsreiche Lage. Aller Komfort. Mäßige Preise.
Hotel Pension Zweifel am Bahnh.

Luzern
Hotel St. Gotthard-Terminus. Privatbad, fließendes Wasser.

St. Moritz
Hotel Stefanie. Vollständ. renov. Behagl. Familienh. Mäß. Preise.

Pontresina
Palace-Hotel. Inmitten einer Hochalpenwelt. Freie sonn. Lage.
Rosatsch Hotel. Modern eingerichtetes Haus.
Hotel Schweizerhof. Sommer- und Winterbetrieb.

ITALIEN

Abbazia
Winterkurort I. Rang. Vorzügl. klimat. Lage. Hotels ganzjähr. geöffnet.
Hotel Continental e Marino. Aller Komfort.
Pension Lederer, gutbürgerliche Pension am Kurpark.
Hotel Quisisana. Hotel Eden. Moderner Komfort. Zimmer mit fließendem Wasser.

Laurana bei Abbazia
Iris. Neu eingericht. Fließ. Wasser.

Bordighera
die Perle der italienischen Riviera, die Stadt der Palmen und Blumen. Tennis, Golf.
Grand-Hotel Cap-Ampeglio. Erstklassig. Moderner Komfort. Herrliche Lage.
Hotel Belvedere-Lombardi. I. Ranges. Herrliche Aussicht auf das Meer. Wundervoller Park.
Hotel Continental. Erstklassiges Familienhaus. Mäßige Preise. Vorzügliche Küche.
Hotel Miramare, Hotel Esperia. Beide Hotels in herrlicher Lage. Mäßige Preise.
Hotel Royal. I. Ranges. Herrl. Lage. Mod. Komf. Mäß. Preise.

Gries bei Bozen.
Pension Quisisana. Pension von 26—30 Lire an. Herrlich gelegen.
Sanatorium Grieser Hof. Jahresbetrieb, Erholungsbedürftige und Augenkranke.
Savoy-Hotel. Haus ersten Ranges. Pension von Mk. 7—10.

Meran
Pension Aders. Familienhaus ersten Ranges. Mit grossem Park.
Bavaria-Hotel. In großem Palmengarten. Fließendes Wasser.
Hotel Frau Emma. Das Haus von Weltruf.
Hotel Finstermünz. Vornehmes Familienhaus.
Gilmhof. Zentralheizung. Fließendes Wasser.
Pension Hampl. Altrenommiert.
Schloß Labers. Schloßhotel am Walde.
Hotel Maendl. Herrliche Lage. Alle Zimmer mit Balkon.
Sanatorium Martinsbrunn. Mod. Heilbehelfe. Großer Park.
Park-Hotel. Das ruhige vornehme Haus mit 180 Betten.
Hotel Ritz und Pension. Fließendes Wasser.
Savoy-Hotel. Erstkl. Schweizer Hotel an der Promenade.
Sanatorium u. Diätkuranstalt „Stefani“. Alle mod. Kurmittel. Dr. Binder.
Pension Tschoner. Bestbekannt. Haus, im eigenen Park, ruhig und staubfrei gelegen.
Hotel und Pension Windsor. I. Ranges.

Neapel
Hotel Continental, am Meer, fließ. Wasser usw. Deutsch.
Grand-Hotel Royal. Das größte, schönste Hotel Neapels, am Meer gel., 200 Zimm. m. Bad, 300 Bett. Einz. großart. amerik. Dachgarten.
Hotel Terminus. Ersten Ranges. 300 Zimmer, fließendes Wasser.

Palermo
Excelsior Palace Hotel, beste Lage. Großer Park, Tennis.
Weinen's Hotel de France, einz. Deutsch. Haus a. Pl. Fließ. Wasser.

Rapallo
Gross. Kur- u. Badeort a. d. Riviera in der Nähe v. Genua, Sommer- u. Winteraufenth., erstkl. Hotels u. Pens.

Rom
Hotel Viktoria am Borghesepark, alle Zimmer mit fließend. Wasser. Mäß. Preise. Bes.: Thiele & Wirth.
Fischers Parkhotel, Deutsches Haus I. R., mäß. Pr. Bes. V. Fischer.
Regina Carlton Hotel, erstkl., im vornehmsten Teil der Stadt.

San Martino di Castrozza.
Palace Hotel Sass Maor. Familienhotel in schönster Lage am Walde, 250 Betten.

Santa Margherita
Hotel Imperial Palace, führend. Haus, schöne Lage, grosser Park.

Stresa
Grand Hotel et des Iles Borromees. Luxus. Haus direkt am See. Mittelpunkt der Eleganz und Sportwelt.

Lido-Venedig
Der schönste Strand der Welt!
Grand-Hotel des Bains. Allerersten Ranges.
Excelsior Palace-Hotel. Luxushaus.
Grand Hotel Lido. Aussicht auf Venedig.
Hotel Villa Regina. Erstklass. Eigenheim.

Venedig
Hotel Bristol-Britannia am Canale Grande. Einziges Deutsches Haus I. Ranges.

SIZILIEN

Syracus
Hotel Villa Politi. Allerersten Ranges, von Deutschen bevorzugt.

Taormina
Hotel Metropol, das gute Schweizer Hotel, fließendes Wasser. G. u. V. Kockel.

ÄGYPTEN

Kairo
Hotel National, von Deutschen bevorzugt.

PALÄSTINA

Jerusalem
Hotel St. John. Einziges deutsches Hotel mit allem Komfort.

→ In allen diesen Hotels und Pensionen liegt die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ zur Lektüre auf. ←

same dabei ist, daß es gerade die besseren und gebildeten Kreise sind, die sich an Liebe wenden, — Ärzte, Ingenieure, Kaufleute, Künstler — und letzthin sogar ein bekannter erfolgreicher Romanschriftsteller.“ Jedem Gebildeten ist zu empfehlen, von Herrn Liebe den Prospekt zu erbitten.

Jubiläum in der Pianofortefabrik J. G. Irmler, Leipzig. In diesen Tagen konnten Konsul Emil Irmler und Otto Irmler das 25jährige Jubiläum als Inhaber der Pianofortefabrik J. G. Irmler, Leipzig begehen. Eine ganze Reihe von ersten Preisen, Hof- und Staatsdiplomen, sowie Lieferungen an Konservatorien, Schulen und andere öffentliche Lehranstalten legen aufs beredteste Zeugnis von der hervorragenden Güte der Irmlerschen Instrumente ab, die von zahlreichen ersten Künstlern der Welt gespielt wurden und noch gespielt werden.

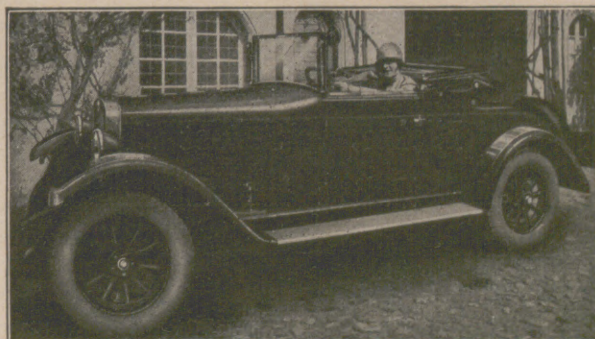
Die Nebelhornbahn von Oberstdorf aus ist nunmehr sichergestellt. Der Bau wird voraussichtlich im März beginnen. Da die Fundamentierung der Stützen nach einem neuen System vorgenommen wird, hofft man, die Bahn schon bis zum Hochsommer fertigzustellen. Um aber durch den Bahnbau den Bergsteigern die Freude nicht zu nehmen, wird von den beteiligten Verkehrsvereinen ein neuer Weg zur Nebelhornspitze geschaffen, der an den schwierigsten Stellen durch ein Drahtseil geschützt wird.

Skandinavien-Ostseefahrten des Norddeutschen Lloyd. Der große Erfolg, den der Norddeutsche Lloyd vorigen Sommer mit der Durchführung seiner verschiedenen Skandinavien-Ostseefahrten für sich in Anspruch nehmen konnte, veranlaßt ihn, auch diesen Sommer zwei Fahrten mit dem Dampfer Lützow nach den skandinavischen Hauptstädten zu veranstalten. Die in der Zeit vom 23. Juni bis zum 6. Juli und vom 4. bis zum 17. August stattfindenden, jedesmal 14 Tage umfassenden Reisen nehmen in Bremerhaven ihren Anfang und führen zunächst über das Skagerrakschlachtfeld nach Oslo, der norwegischen Hauptstadt. Auch in Kopenhagen, dem nächsten Ziel der Reisen, werden Fahrten durch die Stadt und in die Umgebung unternommen. Die Weiterfahrt führt um die Südküste Schwedens, durch das Schärengebiet vor Stockholm, diesem „Venedig des Nordens“, dessen reiche Schönheiten ebenfalls einer Besichtigung unterzogen werden sollen. Nachdem alsdann noch Helsingfors, die aufblühende Stadt des seit nunmehr zehn Jahren selbständigen Finnlands, besucht werden soll, wird noch einmal Danzig, die treudeutsche Stadt, angelaufen.











ILLUSTRIRTE ZEITUNG



Wiedererwachen alten Wiener Gesellschaftsglanzes: Auf der Opernredoute am 14. Januar.

Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Prof. Hans Maria Glatz.

Die Wiener Opernredoute, seit je das eleganteste und vornehmste Faschingsfest der Wiener Gesellschaft, wurde nach mehrjähriger Pause in diesem Jahre in den Räumen der Wiener Staatsoper wieder abgehalten. Eine Polonäse der Künstlerinnen und Künstler von der Wiener Staatsoper und vom Burgtheater leitete das Fest ein; darauf folgte der Einzug verschiedener historischer Gruppen in den Kostümen der Haydn-, Mozart-, Beethoven-, Schubert-, Lanner- und Strauß-Zeit. Der weiträumige, in blendenden Lichterglanz getauchte Saal, den das Riesenquadrat der Bühne erweiterte, bot mit den schönen Frauen, die in den prächtigsten Toiletten die Logen und das Parkett füllten, ein überwältigendes Bild festlicher Herrlichkeit. Die Wiener Opernredoute erinnerte in ihrem großartigen Stil an die glänzendsten Wiener Feste früherer Tage.





Wienerinnen im Kostüm der Zeit von Johann Strauß Vater auf der Opernredoute.
Rechts nebenstehend: Im Kostüm der Beethovenzeit.
Rechts Mitte: Mitglieder des Staatsopernballetts tanzen den Walzer „Künstlerleben" von Johann Strauß.



Wie die Frau zur Schubertzeit sich kleidete — auf dem Feste vorgeführt von feschen Wienerinnen. (Sämtliche Photos: R. Lechner.)



Bilder von der Wiener Opernredoute am 14. Januar.

(Vgl. die Zeichnung auf der vorhergehenden Seite.)



Karl Federn, bekannter Schriftsteller, Mitarbeiter der „Illustrirten Zeitung", feiert am 2. Februar den 60. Geburtstag. (Phot. Becker & Maaß.)



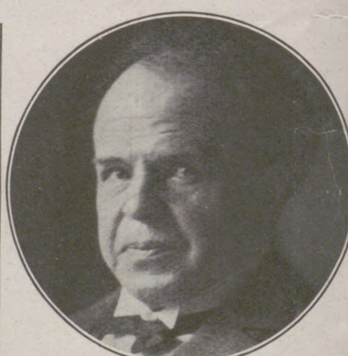
General Wilhelm Gröner, nach Ludendorffs Rücktritt Erster Generalquartiermeister, 1920/23 Reichsverkehrsminister, übernahm an Stelle Dr. Geßlers am 19. Januar das Reichswehrministerium.



Von der Hochzeit des Erbprinzen August zu Hohenlohe-Oehringen mit der Baronesse Ursula v. Zedlitz in der Kaiser-Friedrich-Gedächtniskirche in Berlin am 16. Januar: Das Brautpaar beim Verlassen der Kirche nach der Trauung.



Vom Besuch des Japaners Dr. Sugimura, des Untergeneralsekretärs und Direktors der politischen Abteilung des Völkerbunds, in Berlin am 16. Januar: Sugimura (rechts) mit Staatssekretär Dr. v. Schubert als Vertreter des erkrankten Dr. Stresemann.



Prof. Frederik Lamond, berühmter Pianist, Beethovenspieler von Weltruf, ein Schüler von Hans v. Bülow, wird am 28. Januar 60 Jahre alt.



Dr. Carl Petersen, Erster Bürgermeister und Präsident des Senats der Freien Stadt Hamburg, begeht am 31. Januar seinen 60. Geburtstag. (Phot. E. Bieber, Hamburg.)

INTERNATIONALE SCHULDEN, REPARATION UND DAWES-PLAN

Von Regierungsrat Dr. jur. et rer. pol. Heinz Schmalz.

Eines der traurigsten Kapitel der Nachkriegsgeschichte ist die Aussaugung Deutschlands, wie sie durch den „Reparation“ genannten Kriegstribut betrieben wird. Bekannt sind die Schwierigkeiten, die dabei zutage traten. Sie haben Deutschland bereits einmal bis an den Rand des Abgrunds gebracht. Die nach und nach erst erwachsene Einsicht unserer Gegner, daß man die Henne nicht schlachten soll, die die goldenen Eier legt, brachte es schließlich zustande, daß im August 1924 zwischen Deutschland und seinen Gegnern das auf dem Dawesplan aufgebaute Reparationsabkommen abgeschlossen wurde. Es sollte den Abschluß einer Periode der Willkür bilden, der bisher Deutschland von der Gegenseite aus überliefert war, und die die Ruhrbesetzung und den Zerfall der deutschen Währung in sich schloß.

Das Reparationsabkommen sah die Zahlung von Annuitäten vor, die ansteigend für das laufende vierte Leistungsjahr 1927/28 (1. September 1927 bis 30. August 1928) sich auf 1,75 Milliarden Goldmark belaufen und im Jahre 1928 mit 2,5 Milliarden Goldmark ihren Höchstbetrag erreichen, die aber wiederum vom Jahre 1929/30 ab nach einem in dem Dawesplan beschriebenen Wohlstandsindex Erhöhungen unterworfen sein sollen.

Was hat Deutschland geleistet? Der Zahlungsplan für das Jahr 1926/27 sah zunächst folgendermaßen aus: Einmaliger Beitrag aus dem Reichshaushalt 110 Millionen Mark, Beförderungssteuer 290, Zinsen auf deutsche Eisenbahnobligationen 550 und Zinsen auf deutsche Industrieobligationen 250 Millionen Mark.

Hierzu kam auf Grund eines besonderen Abkommens zwischen der deutschen Regierung und dem Reparationsagenten im letzten Jahr eine zusätzliche Zahlung aus dem Reichshaushalt von 300 Millionen Mark, die deshalb geleistet wurde, weil Deutschland nach dem Sachverständigenplan verpflichtet ist, für den Fall, daß das Aufkommen aus den „verpfändeten Einnahmen“ in den Jahren 1926/27 bzw. 1927/28 den Betrag von einer Milliarde bzw. 1250 Millionen Mark überschreiten würde, eine bestimmte Zusatzzahlung zu leisten. (Kleiner Besserungsschein.) Da die Bedingungen für solche Zusatzzahlung bestimmt erfüllt würden, zog es die deutsche Regierung vor, bereits in dem Jahre 1926/27 eine einmalige Abfindung von 300 Millionen Mark zu zahlen, um den Reichshaushalt später nicht zu plötzlich mit einer viel höheren Summe zu belasten. Insgesamt hat Deutschland daher im abgelaufenen Jahr anderthalb Milliarden Mark an seine Gläubiger bezahlt, somit in jeder Stunde des letzten Jahres rund 170 000 Mark an seine Gläubiger abgeführt.

Unaufhörlich fließt der Strom deutschen Geldes über die Grenze, und abermals steigert sich mit dem laufenden Jahre die Höhe der deutschen Verpflichtungen. In diesem Jahr werden wir nämlich folgende Beträge zu zahlen haben: Aus dem Reichshaushalt 500, Beförderungssteuer 290, Zinsen und Tilgung auf deutsche Eisenbahnobligationen 660, Zinsen und Tilgung auf deutsche Industrieobligationen 300 Millionen Mark, zusammen also 1750 Millionen Mark.

Die effektive Steigerung gegenüber dem letzten Jahre beträgt demnach 250 Millionen Mark, d. h. wir werden in jeder Stunde des laufenden Jahres nicht mehr 170 000, sondern 200 000 Mark zahlen!

Die wirkliche Probe auf den Dawesplan kommt erst, wenn in dem am 1. September beginnenden fünften Reparationsjahr, dem „Normaljahr“, 2500 Millionen aufzubringen und abzuführen sein werden. Das besagt, daß in etwa einem Jahr die eigentlich kritische Periode beginnen wird. Und zwar zunächst für den deutschen Etat, für die Reichsfinanzpolitik und für den Steuerzahler. Die Eisenbahnobligationen sollen 660 Millionen (1926/27 550 Millionen) für die Reparationslast aufbringen, die Industrieobligationen 300 Millionen, die Transportsteuer 290 Millionen (wie zuletzt). Hier gibt es also keine großen Verschiebungen mehr. Aber das allgemeine Budget, das in diesem Jahre 500 Millionen zu tragen hat, soll im „Normaljahr“ den gewaltig gesteigerten Betrag von 1250 Millionen liefern. Und die innerdeutsche finanzpolitische Auseinandersetzung hierüber rückt drohend heran, weil schon das am kommenden 1. April beginnende nächste Etatjahr sieben Monate der vollen Dawes-last umfaßt. Immer wieder erhebt sich natürlich angesichts solch gewaltiger Summen die Frage, wie lange Deutschland diesen unerhörten Aderlaß ertragen kann, ohne finanziell zu verbluten, oder konkreter ausgedrückt: wie lange der Dawesplan aufrechterhalten werden kann, ehe die Welt von seiner Undurchführbarkeit überzeugt ist. Daß der Plan auf die Dauer undurchführbar ist, ist für Deutschland angesichts seiner wirtschaftlichen Lage heute schon unzweifelhaft. Die bisherigen Daweszahlungen Deutschlands von insgesamt rund 3,7 Milliarden Mark wurden nur ermöglicht durch eine ungeheure Auslandsverschuldung. Deutschland hat in den letzten Jahren eine große Menge ausländischer Schulden aufgenommen, die man auf 8000 Millionen Mark berechnet, und die eine jährliche Zahlung an das Ausland von 750 Millionen Mark an Zinsen und Amortisationskosten erfordern.

Die wichtigste und zugleich problematischste der drei Zahlungsformen, die das Dawes-Gutachten erwähnt, ist die Devisenzahlung. Der Reparationsagent könnte ohne Rücksichtnahme auf die Stabilität der deutschen Valuta den für die Überweisung notwendigen Devisenbetrag aufkaufen und es der Preisbildung (Senkung des Markkurses) überlassen, Angebot und Nachfrage nach Devisen in Einklang zu bringen. Solches Vorgehen würde jedoch mit einem doppelten Nachteil verbunden sein: erstens würde der Agent natürlich seine Devisen ebenfalls zu steigenden Kursen kaufen, d. h. für die in deutscher Währung eingezahlten Reparationssummen weniger ausländisches Geld eintauschen, und zweitens würde die Herabsetzung des Außenwertes des deutschen Geldes die Gefahr einer Inflation mit sich bringen. Daher sind die Sachverständigen zu dem Schluß gelangt, daß die Devisentransferierung so eingerichtet werden müsse, daß die Stabilität des intervalutarischen Kurses der Reichsmark nicht berührt wird. Das heißt aber: sie verlangen, daß Übertragungen nur insoweit vorgenommen werden sollen, als Gegenposten der Zahlungsbilanz bereits vorhanden sind, was der Agent an der Kurserhöhung der deutschen Währung zu erkennen vermag. Er kann dann durch Verkauf deutschen Geldes solche Kurserhöhung verhindern und damit die Transferierung an die Stelle des sonst sich bildenden Ausgleichspostens setzen. Der Agent kann also nur insoweit transferieren, als eine bleibende Tendenz des Markkurses besteht, die Parität zu übersteigen: also nur soweit ein dauernder ausgleichfähiger Überschuß in der Zahlungsbilanz vorhanden ist. Die Frage nun, ob sich ein solcher Überschuß bilden wird, greift unmittelbar in das ebenso problematische Aufbringungsproblem hinein.

Im abgelaufenen Dawes-Jahr, in dem sich die Einnahmen aus dem Dawesplan auf 1 Milliarde 500 Millionen Mark erhöht haben, ist es nicht möglich gewesen, mehr als 1 Milliarde 183 Millionen zu übertragen. Wie groß wird nun die Marge in den kommenden Jahren sein, wenn es sich um Jahresraten von mehreren Milliarden Mark handeln wird?

Im vierten Reparationsjahr (1. September 1927 bis 31. August 1928) sollen — nach dem Verteilungsplan der Reparationskommission — die deutschen Zahlungen in folgender Weise verteilt werden: Frankreich 882,5 Mill. Mk., England 370,1 Mill. Mk., Italien 117,4 Mill. Mk., Belgien 87,4 Mill. Mk., Südslawien 58,8 Mill. Mk., Amerika (U. S. A.) 85 Mill. Mk., Rumänien 14,8 Mill. Mk., Japan 10 Mill. Mk., Portugal 9 Mill. Mk., Griechenland 5,2 Mill. Mk., Polen 0,3 Mill. Mk. Dazu kommen noch der Zinsen- und Amortisationsdienst der Dawes-Anleihe (91 Mill. Mk.) und die Kosten der fremden Kommissionen (10,8 Mill. Mk.).

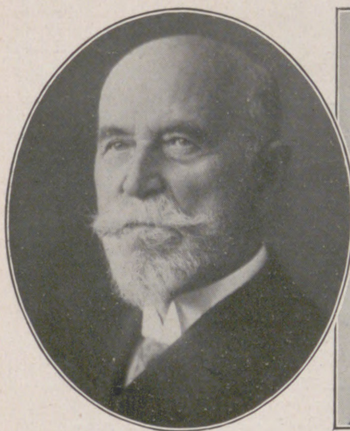
Wie wir aber in den letzten Jahren immer wieder beobachten konnten, versuchen unsere Gläubigerstaaten, den zur Abdeckung der Daweslasten notwendigen deutschen Warenexport nicht nur nicht aufzunehmen, sondern sie verschließen sich vielmehr unter dem Einfluß ihrer Industrie, die sich durch die deutsche Warenausfuhr gefährdet sieht, dagegen durch Errichtung von Zollschranken. Trotzdem müssen sich die deutsche Politik und die deutsche Wirtschaft darauf einstellen, daß die Reparationsgläubiger die äußersten Anstrengungen machen werden, auf eine ihnen möglichst ungefährlich erscheinende Weise an Reparationen so viel zu bekommen, wie sie irgend hereinnehmen können. Sie haben ja immer noch die Möglichkeit, das, was sie nicht transferieren können, in Deutschland als Anlagekapital stehenzulassen. Vom Transferproblem hängt aber letzten Endes doch das Schicksal des ganzen Dawesplans ab. Vorläufig ist es mit den vorgeschlagenen Arrangements gegangen, aber eines Tages müssen diese zusammenbrechen. Denn die Fähigkeit Deutschlands, Auslandsanleihen aufzunehmen, wird begrenzt durch die dafür notwendigen Sicherheiten. Sobald aber die Anleihen aufhören, werden die Transferschwierigkeiten entsprechend größer. Die Erstarkung der amerikanischen Finanzmacht, die Zollbegünstigung und die sonstige Privilegierung des englischen Handels im britischen Kolonialreich, der Abschluß des russischen Wirtschaftsgebiets durch das Sowjet-Außenhandelsmonopol und die Ansprüche Frankreichs auf Reparationssachlieferungen, nicht zuletzt die Industrialisierung agrarischer Länder haben sowieso die Schwierigkeiten der deutschen Handels- und Ausfuhrpolitik vermehrt. Die eigenartige handelspolitische Lage Deutschlands ist durch den Versailler Raub der agrarischen und industriellen Überschußgebiete in Ost und West, durch die riesigen Reparationslasten und die schwere Kapitalnot gekennzeichnet.

Die Prioritätsdebatte, die sich, kurz ausgedrückt, um die Frage dreht, ob die deutschen Auslandsanleihen hinsichtlich ihres Zinstransfers den Vorrang vor den Reparationsverpflichtungen genießen, oder ob umgekehrt die Reparationsverpflichtungen dem Zinstransfer für die Auslandsanleihen vorangehen, kommt in der ausländischen Presse noch immer nicht zur Ruhe.

Die Problematik der ganzen Angelegenheit, die Schwierigkeit, sie juristisch zu klären, ist dadurch hervorgerufen worden, daß der Dawesplan über die Frage, ob die Reparationsverpflichtungen oder die Zinsen der deutschen Auslandsanleihen die Priorität für den Transfer genießen, keine unzweideutigen Bestimmungen enthält. Der Sinn und der ganze Aufbau des Dawesplans sprechen aber dafür, daß eine grundsätzliche Priorität des Reparationstransfers vor dem Zinsendienst der zum Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft unentbehrlichen Kapitalzufuhren aus dem Auslande nicht festgelegt werden sollte und konnte. An mehreren Stellen weist das Dawes-Gutachten darauf hin, daß der deutschen Wirtschaft nach Beendigung der Inflation das zu ihrem Funktionieren notwendige Betriebskapital nicht in ausreichendem Umfange zur Verfügung stehe, und daß gerade in diesem Mangel der Hauptgrund für die Nöte und Schwierigkeiten des wirtschaftlichen Wiederaufbaues Deutschlands läge. Freilich kann auf der anderen Seite kein Zweifel darüber bestehen, daß die Sachverständigen die Art und den Umfang des deutschen Kapitalbedarfs falsch eingeschätzt, und zwar erheblich unterschätzt haben. Nach ihrem Urteil habe Deutschland seit 1919 seine Anlagen und seine Ausrüstung, d. h. seine immobilen Produktionsmittel, dauernd verbessert: „Der Motor ist in gutem, vielleicht sogar in einem außergewöhnlichen Zustande. Aber anscheinend fehlen die bewegende Kraft und das Schmieröl.“ In diesem Punkte haben die Sachverständigen aber geirrt. Die industriellen und öffentlichen Anlagen waren in der Inflation zwar zum Teil erweitert worden, aber sie befanden sich nur ausnahmsweise in „hochmoderner“ Verfassung und in „einem außergewöhnlich guten Zustande“. Die starken Rationalisierungsbedürfnisse gerade auf technischem Gebiete, die in der Folgezeit in die Erscheinung traten, haben das mit voller Klarheit erwiesen. Deutschland hat zu seinem Wiederaufbau und zur Erreichung der Reparationsfähigkeit, deren Ziel ja der Dawesplan bildet, nicht nur Betriebskapital in mobiler Form gebraucht, sondern auch in beträchtlichem Umfange Investionskapital. Die volle Reparationsfähigkeit setzt einen voll funktionierenden, d. h. wirklich gut und modern ausgestatteten deutschen Wirtschaftsapparat voraus. Der Zinstransfer für die zum wirksamen Funktionieren der deutschen Wirtschaft erforderlichen Auslandsanleihen kann unter diesen Umständen unmöglich hinter dem Reparationstransfer zurücktreten, sondern er muß innerhalb des Valuta- und Transferschutzes liegen, den der Dawesplan als wichtigste Neuerung Deutschland gewährte.

Wir müssen unser Denken aus der Isolierung lösen, die immer nur die deutsche Reparationslast und die Reparationsgläubiger Deutschlands vor Augen hat, während diese Gläubiger Deutschlands in Wirklichkeit selbst schwer, wenn auch in verschiedenem Grade, verschuldet sind, untereinander und alle zusammen an den einen großen Weltgläubiger, Amerika. Sie haben nicht nur von Deutschland zu empfangen, sie haben auch ihrerseits schwer zu zahlen. Auch ihrer aller Finanzlast ist groß. Und sie alle rechnen einstweilen mit den deutschen Zahlungen zur Erleichterung, ja, zum einfachen Ausgleich ihrer Budgets. Auch sie alle müssen transferieren, an Amerika. Insgesamt hatten die Vereinigten Staaten von Amerika, als sie zur Regelung ihrer nach ihrem Kriegseintritt entstandenen Schuldenforderungen schritten, eine Kapitalschuld von nominell etwas über 42 Milliarden Mark zu fordern. War anfänglich durch Gesetz vom 9. Februar 1922 eine Tilgung der fraglichen Schuld innerhalb von 25 Jahren bei einem Zinssatz von mindestens $4\frac{1}{4}$ Proz. vorgesehen, so hat der Kongreß die Bestimmungen dieses Fundierungsgesetzes durch Gesetz vom 28. Februar 1923 ganz wesentlich gemildert: Es wurde ein Tilgungszeitraum von 62 Jahren zugelassen unter der Voraussetzung des Abschlusses von Schuldenabkommen mit den einzelnen Schuldnern. In der Schuldenregelung mit Großbritannien ist dann die zu tilgende Kapitalsschuld auf 18,4 Milliarden Mark festgesetzt. Die Schuldenregelung mit Frankreich — das Abkommen Mellon-Bérenger — sieht eine Gesamtschuld von 16,1 Milliarden vor. Italien hat durch Schuldenabkommen vom 14. November 1925: 8 Milliarden, Belgien durch Abkommen vom 18. August 1925: 1,7 Milliarden zu bezahlen. Ganz wesentlich höher liegt die Endsumme einschließlich Zinsen nach 62 Jahren. Bei Großbritannien würde sie sich auf 44,4, bei Frankreich auf 29,2, bei Italien auf 9,6, bei Belgien auf 3 Milliarden belaufen. Die Gesamtzahlungen, die diese europäischen Schuldner in den ersten 5 Jahren nach der Schuldenregelung zu leisten haben, betragen bei Großbritannien laufend 640 Millionen, bei Frankreich 200, 240, 290, 330, 390 Millionen, bei Italien 60, dann je 100 Millionen Mark. Deutschland wird sich an dem Fortgang der internationalen Diskussion über das Reparationsproblem wirksam nur beteiligen können, wenn es mit europäischem Denken dieses Problem begreift als einen Teil des gesamteuropäischen Problems gegenüber dem großen Gläubiger Gesamteuropas, den Vereinigten Staaten von Amerika. Diese selbst sehen heute das Problem noch nicht in seiner vollen Schwere. Sie finden heute noch die Lösung darin, daß sie die ihnen von Europa zufließenden Summen als Kapital im Auslande ausleihen, nicht nur an Deutschland, auch nicht nur an Europa, und daß sie im übrigen ihre Touristen in immer größerer Zahl nach Europa schicken, als wichtige praktische Eintreiber der Reparation (in Diensten statt Waren).

In Anbetracht der Spannung, die sich im Laufe vorigen Sommers zwischen dem Reparationsagenten und einzelnen deutschen Stellen herausgebildet hatte, wurde der Mitte Dezember 1927 fällige Bericht über das 3. Dawesjahr allgemein mit besonderer Spannung erwartet. Dieser Bericht bringt jedoch — entgegen den Alarmmeldungen verschiedener Auslandsblätter — durchaus keine Verschärfung der Kritik an Deutschlands öffentlicher Verwaltung und Wirtschaft. Vielmehr muß der Reparationsagent auch diesmal feststellen, daß Deutschland im abgelaufenen Dawesplan seinen Verpflichtungen „gewissenhaft und pünktlich“ nachgekommen ist. Er wird

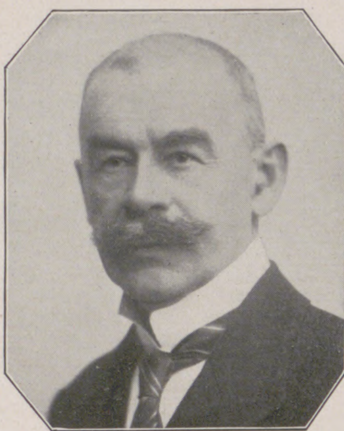


Dr.-Ing. e. h. Heinrich Büssing,
Geh. Baurat, Vors. des Aufsichtsrates, Schöpfer und langjähr. Führer der Werke.

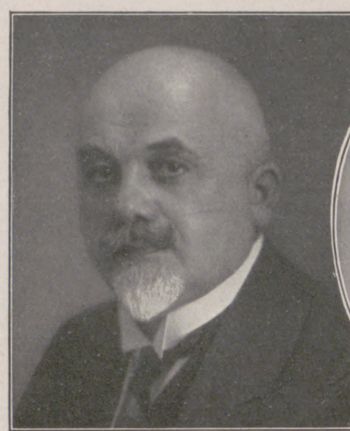


Senator Max Büssing,
der zum Jubiläum von der Techn. Hochschule in Braunschweig zum Dr.-Ing. e. h. ernannt wurde.

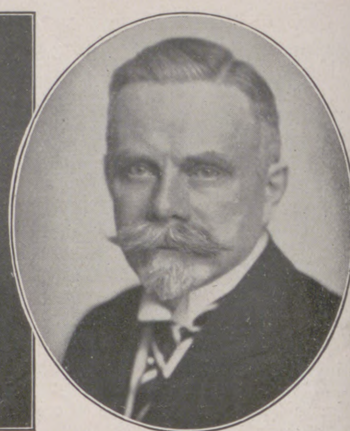
Zur Feier des 25jährigen Bestehens der Automobilwerke H. Büssing A.-G., Fabrik für Lastkraftwagen und Motoromnibusse in Braunschweig.



Geh. Kommerzienrat Paul Oldenbourg,
Seniorchef der bekannten Münchener Verlagsfirma R. Oldenbourg, Ehrenbürger der Universität München, bedeutende Persönlichkeit des deutschen Verlagswesens, konnte am 11. Januar seinen 70. Geburtstag feiern.



Otto Irmler



Konsul Emil Irmler

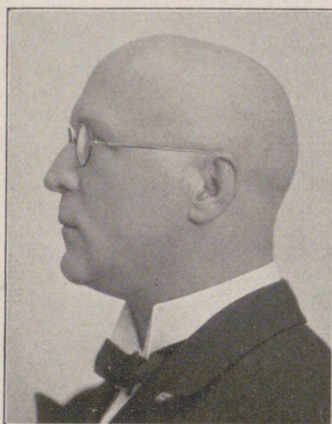
feierten kürzlich das 25jährige Jubiläum als Inhaber der im Jahre 1818 gegründeten Pianofortefabrik J. G. Irmler in Leipzig.

(Phot. A. Pieperhoff und E. Hoenisch, Leipzig.)

MÄNNER DER WIRTSCHAFT



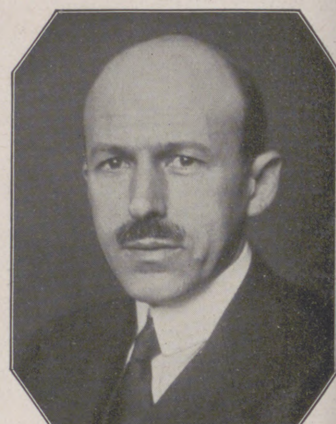
Hans Reichel,
Verlagsbuchhändler, Mitinhaber der Firma Georg Westermann, Braunschweig, wurde von den Hochschulen Greifswald und Braunschweig wegen seiner Verdienste um die Geographie zum Dr. phil. u. Dr.-Ing. e. h. ernannt.



Links: Konsul F. C. Butz,
Vorstand der bekannten Schaumweinkelterei Schu tz Grünlack A.-G. in Rüdesheim a. Rh., der auch schriftstellerisch hervorgetreten ist, konnte vor kurzem seinen 50. Geburtstag feiern.



Rechts: Dr. e. h. Curt Elschner,
Geh. Kommerzienrat, Chef des Hotels Exzelsior in Berlin, des größten des Kontinents, der von kleinen Anfängen aufgestiegen ist, beging unlängst die Feier seines 25jährigen Geschäftsjubiläums.



Alfredo Pirelli,
Mailänder Großindustrieller, Präsident der Internationalen Handelskammer, der auf dem Internationalen Handels-Kongreß im vorigen Jahre neugewählt wurde, traf am 19. Januar zu einem Besuch in Berlin ein.

zwar weiter darauf dringen, daß die Versicherungen bezüglich des Abbaues der außerordentlichen Ausgaben und einer wirksamen Kontrolle der Staats- und Kommunalausgaben auch erfüllt werden, und er erhofft davon eine Verminderung der Auslandsanleihen öffentlicher Körperschaften. Das alles jedoch ändert wenig an der Tatsache, daß der Plan, wie er von den Sachverständigen geschaffen worden ist, keine Handhabe bietet, den Strom der Auslandsanleihen, dessen Zinsen und Tilgungsdienst für die Zukunft eine Vorbelastung schafft, die dem künftigen Reparationstransfer im Wege steht, abzudämmen. Der Agent sieht sich also gezwungen, untätig zuzusehen, wie man den Dawesplan ad absurdum führt. Als Verwalter der Gläubigerinteressen findet der Agent nur einen Ausweg: Abschaffung des Transferschutzes und Fixierung der Gesamtschuld. Wir müssen jetzt, da die Internationale Reparationsdebatte einen neuen Impuls empfangen hat, unsere Wirtschaftspolitik weit mehr als bisher international orientieren. Das deutsche Wirtschaftsproblem ist nicht zu lösen, wenn nicht gleichzeitig das Weltwirtschaftsproblem gelöst wird. Und dieses besteht vornehmlich darin, daß die unnatürlich gelagerten Kapitalkräfte in natürliche Ströme geleitet werden. Das Problem lautet immer wieder: Neue Absatzmärkte, Hebung der internationalen Kaufkraft. Wenn Poincaré dabei immer noch an den nach Kriegsschluß genannten 132 Milliarden, die Deutschland zahlen soll, festhält, so kann über diese unmögliche Forderung überhaupt nicht debattiert werden. Vernünftige Kreise in Frankreich scheinen sich auch schon auf sich selbst zu besinnen und jetzt bereits einen Rückzug auf $^1/_3$ dieser Summe unter Zugrundelegung des Dawesplans anzutreten.

Im Ernst zweifelt kein Mensch an dem guten Willen Deutschlands, nach bestem Können Reparationen zu leisten, aber der Wille allein genügt nicht, wenn die Kraft nicht vorhanden ist, diesen Willen auch in einem vernünftigen Ausmaß in die Tat umzusetzen. Die Reparationsfrage muß und wird aber einmal endgültig geregelt werden, und zwar sicher im Zusammenhang mit der interalliierten Schuldenfrage.



Holland unter der Zange des Winters: Eingefrorener Fischerhafen bei Amsterdam. Die Boote sind vom Eis eingeschlossen, und die Fischer versammeln sich auf dem gefrorenen Wasser.



Herzog Bernhard III. von Sachsen-Meiningen,
der frühere regierende Fürst und Chef des Hauses Sachsen-Meiningen und Hildburghausen, † am 16. Januar im Alter von 76 Jahren.

Tagesgeschichte.

Vom 16. bis zum 18. Januar tagte in **Berlin** die **deutsche Länderkonferenz** unter dem Vorsitz des Reichskanzlers. Alle achtzehn deutschen Länder waren durch ihre Ministerpräsidenten, in den meisten Fällen auch durch ihre Innen- und Finanzminister, vertreten. Ferner nahmen der Reichssparkommissar Dr. Sämisch und Staatssekretär Dr. Meißner vom Bureau des Reichspräsidenten an der Konferenz teil. Als Versammlungsraum diente der historische Pfeilersaal der Reichskanzlei, der Tagungsort des Berliner Kongresses im Jahre 1878, auf dem unter Bismarcks Vorsitz zwischen den Großmächten und den Balkanländern über den russisch-türkischen Frieden von Santo Stefano und die dadurch geschaffene Lage auf dem Balkan verhandelt wurde. Diesmal standen innerdeutsche Probleme zur Debatte: Fragen einer Umgestaltung des Reichs, seines Verhältnisses zu den Ländern; sonstige Möglichkeiten der Vereinfachung und Rationalisierung der öffentlichen Verwaltung; Maßnahmen und Wege zu einer sparsameren Finanzgebarung. Die positiven Ergebnisse dieser Verhandlungen waren gering. Die Regierungschefs von Bayern und Württemberg gaben jedenfalls ihre ablehnende Haltung in der Frage des Einheitsstaates deutlich zu erkennen.

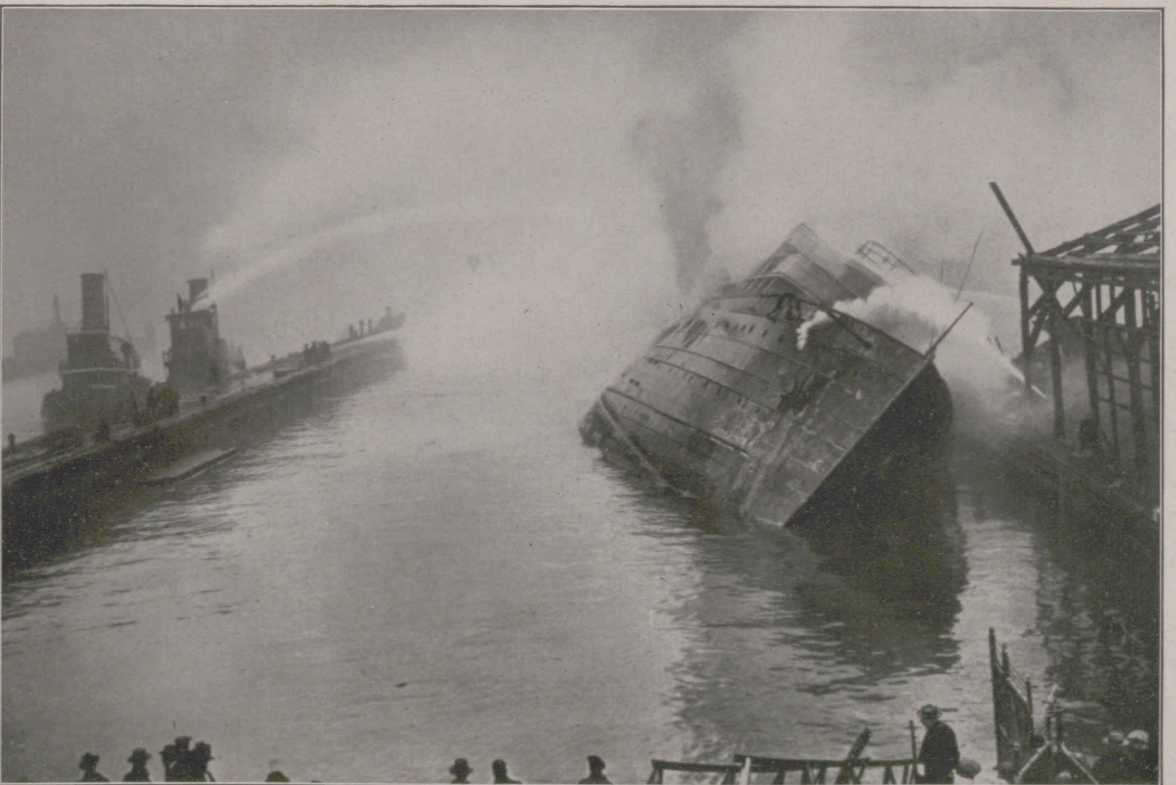
Zum Nachfolger des aus Gesundheitsrücksichten sein Amt niederlegenden Reichswehrministers Dr. Otto Geßler wurde am 19. Januar Generalleutnant a. D. **Wilhelm Groener** ernannt. Groener ist am 22. November 1867 zu Ludwigsburg in Württemberg geboren. Im Jahre 1884 trat er in das 3. Württembergische Infanterie-Regiment Alt-Württemberg Nr. 121 ein und gehörte von 1899 ab mit kurzen Unterbrechungen dem Großen Generalstab an. Während des Kieges war er bis 1917 Chef des Feldeisenbahnwesens, dann übernahm er die Leitung des Kriegsamtes. Hierauf kam er als Divisionskommandeur an die Westfront, wo er bald die Führung eines Armeekorps erhielt. Vom März 1917 ab war er Chef des Stabes beim Generalkommando Kiew. Nach Ludendorffs Rücktritt wurde er am 1. November 1918 Erster Generalquartiermeister, und nach seinem Ausscheiden aus der Armee als Generalleutnant war er von 1920 bis 1923 Reichsverkehrsminister.



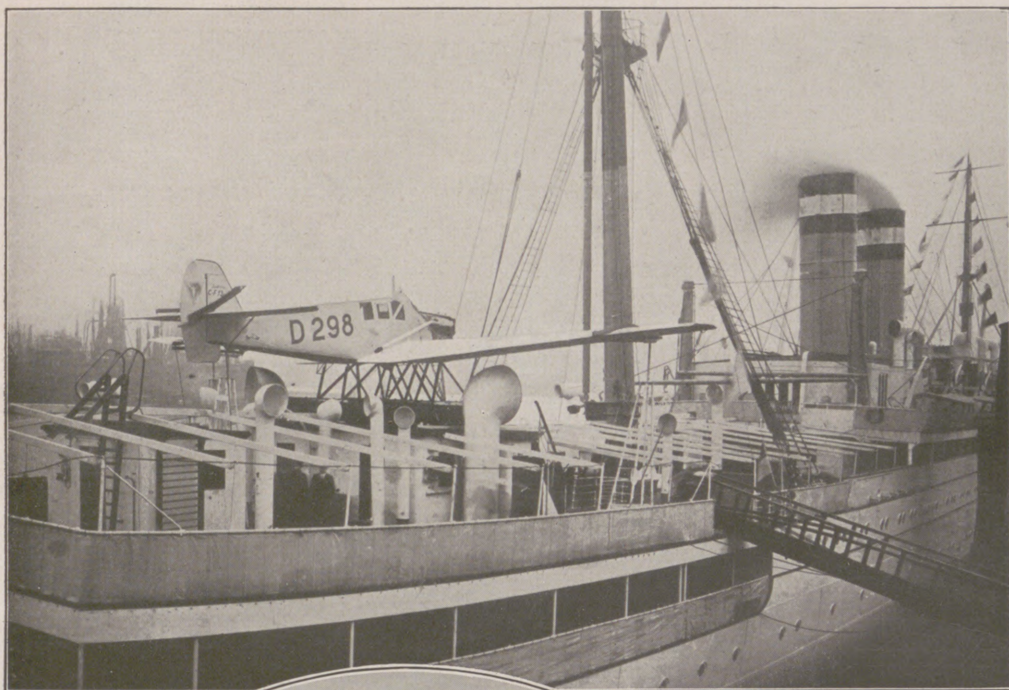
Von der Länderkonferenz in Berlin, die am 16. Januar im historischen Pfeilersaal der Reichskanzlei eröffnet wurde und bis zum 18. Januar dauerte: Während der Verhandlungen.

Von links nach rechts: Am linken Tisch: Ministerpräsident Dr. Held (Bayern) — mittlerer Tisch (vorn): Reichssparkommissar Staatsminister a. D. Dr. Sämisch; Staatssekretär vom Reichsfinanzministerium Prof. Dr. Popitz; Reichsfinanzminister Dr. Köhler; Reichsjustizminister O. Hergt; Reichskanzler Dr. Marx; Staatssekretär der Reichskanzlei Dr. Pünder; Reichsarbeitsminister Dr. Brauns; Reichswirtschaftsminister Dr. Curtius — am rechten Tisch: der preußische Ministerpräsident O. Braun; der preußische Finanzminister Dr. Höpker-Aschoff; der preußische Innenminister Grzesinski; Staatssekretär des preußischen Innenministeriums Dr. Abegg; preußischer Ministerialdirektor Dr. Brecht.

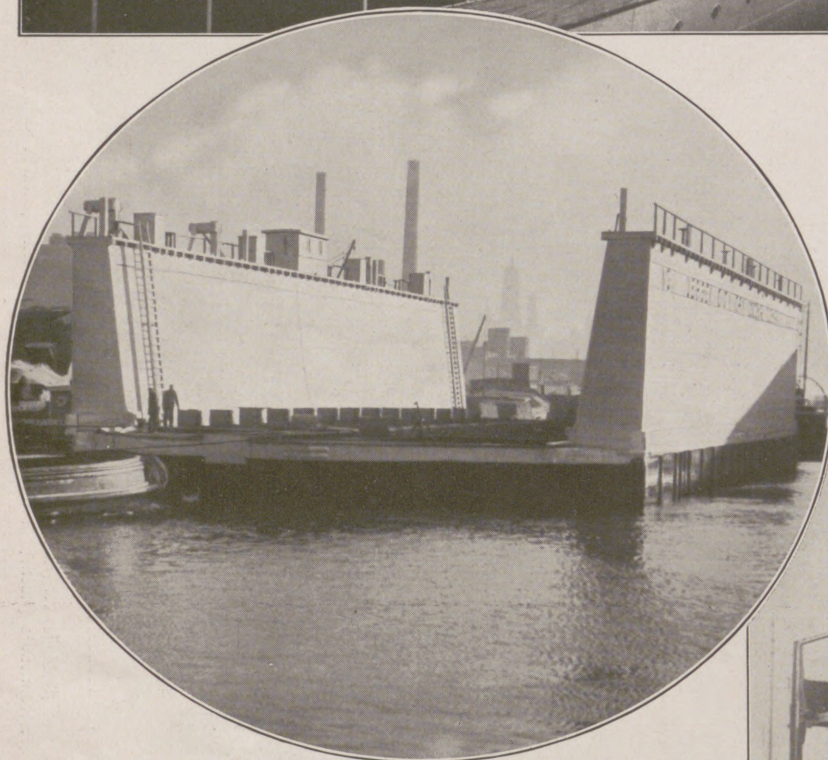




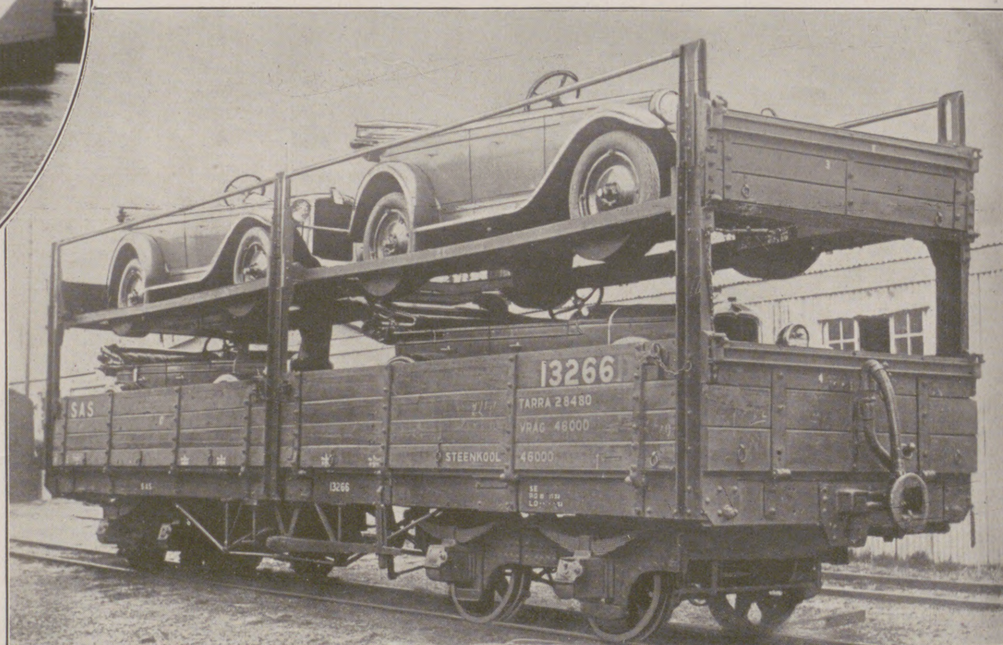
Links: Das Fest der großen Wasserweihe in Bukarest, ein alljährlich geübter kirchlicher Brauch: Während der Truppenparade, des Abschlusses der Feierlichkeiten, vor dem rumänischen Prinzregenten Nikolaus (vorn Mitte). Links neben dem Prinzregenten der Kriegsminister Paul Angelescu; hinter ihnen Mitglieder der Regierung und der hohen Geistlichkeit. — Rechts: Ein Schiffsbrand in Hoboken am Hudson (Nordamerika): Feuerlöschboote in Tätigkeit bei dem bereits sinkenden Schiff „Seneca“, das am Lackawanna-Pier in Brand geriet und völlig vernichtet wurde.



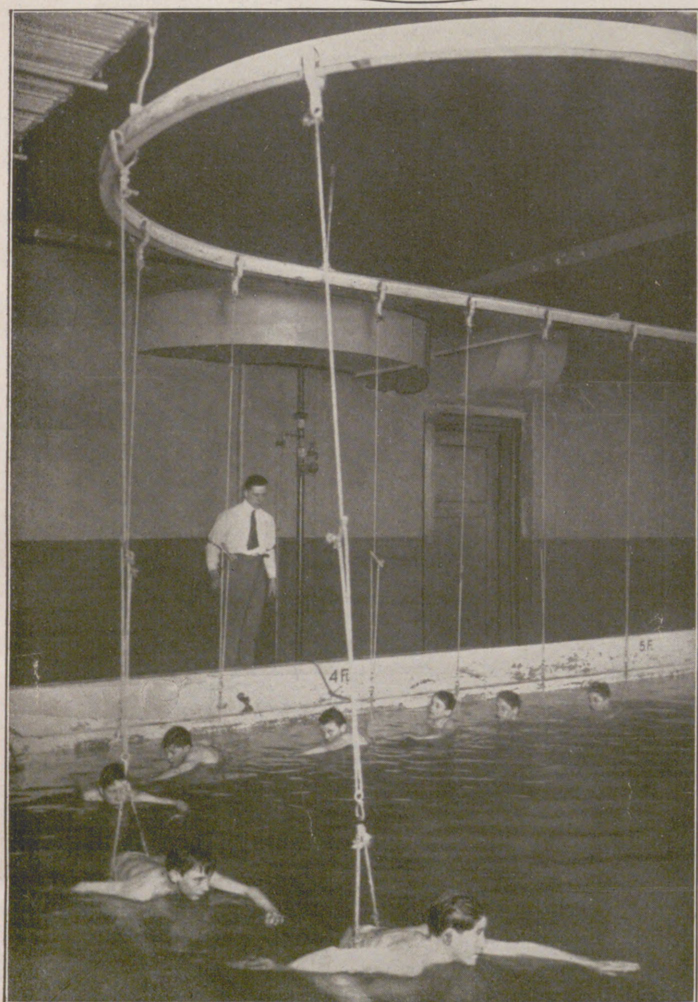




Zu „Ausflügen" während der Seereise: Der Hapag-Dampfer „Oceana" mit einem Junkers-Flugzeug an Bord, das den Passagieren für Flüge von den Landeplätzen ins Landinnere zur Verfügung steht. — Rechts: Für den Wetterdienst an der Küste des Adriatischen Meeres in Jugoslawien: Das neue, im Dezember eingeweihte Metereologische Observatorium in Split (Spalato), das, von der Stadtgemeinde mit Staatsunterstützung errichtet, sehr anmutig auf einer Anhöhe in nächster Nähe der Stadt gelegen ist. Im Oval: Das größte Trocken-Schwimmdock der Welt: Ansicht des vor kurzem fertiggestellten, zwischen Neuyork und Jersey City in Bereitschaft liegenden Riesendocks, das für die Marine der Vereinigten Staaten erbaut wurde.



Zweistöckige Güterwagen, wie sie in Südafrika gebaut und auf den dortigen Eisenbahnlinien mit Erfolg eingeführt wurden: Einer der neuartigen Waggons, beladen mit Kraftwagen, auf dem Bahnhof von Port Elisabeth.





Links: Eine praktische Einrichtung für den Schwimmunterricht: In amerikanischen Schulen neuerdings benutzter Schwimmlehrapparat, der es dem Schwimmlehrer ermöglicht, zwölf und mehr Schüler gleichzeitig zu unterrichten, ohne sie aus dem Auge zu verlieren. Die Schüler üben an Seilen, die auf Rädern an einem Ring entlanglaufen. — Rechts: Eine neue Art von Sportarena: Die jüngste amerikanische Sportkampf-Anlage Franklin Field in Philadelphia, die durch Einbau eines rangartigen Vorsprungs für die oberen Sitzreihen den Zuschauern einen besseren Überblick über den Kampfplatz gestattet.

Passagiere

ROMAN VON HELLMUTH UNGER

(4. Fortsetzung.)

Aber der Polizeioffizier! Hat er nicht sogar für die Mannschaft gesorgt, daß sie mit Geld bedacht wurde? Selbst Boxkämpfe hat er in Szene gesetzt und acht Gegner miteinander gepaart wie ein Manager im Madison-Square-Garden. Auf dem Vorderschiff ist ein Ring errichtet, und der Polizeioffizier steht in Hemdsärmeln als lachender Schiedsrichter da.

Maschinisten, Heizer, zwei Mann vom Küchenpersonal sind die Kämpfer. Eine Kommission ist gebildet worden, die das Betriebskapital garantiert hat. Überall werden von jungen Damen Tickets verkauft. Der Sieger wird für seinen Kampf 15 Dollar erhalten und der Besiegte 10.

Es kann eine lustige Sache werden, eine Parodie auf den Weltmeisterkampf, aber es geht verteufelt ernst zu, und die Boxer schlagen sich Stirn und Nase blutig. Sie prügeln sich verbissen um die Aussicht, 5 Dollar mehr zu gewinnen.

Der kleine Heizer aus Rotterdam bekommt einen Hieb an die Schläfe. Ob man den Schiffsarzt rufen soll? Er grinst vor Vergnügen über diese unerwartete Frage. Den Doktor? Nein.

Der kleine Heizer hat den Hauptkampf bestritten und klar gesiegt. Wieder 15 Dollar für eine Taufe, an der er sonst unbeteiligt ist. Auf jeder Reise boxt er und gewinnt. Mit welchem Genuß er dann seine Nörgler verprügelt!

*

Die alleinreisenden Damen, Witwen und meist junge Mädchen, sind gegen die Junggesellen erheblich in der Überzahl. Wenn sie nur tanzen und flirten wollen und selbst reizvoll sind, haben sie an Bord des „Globus" eine herrliche Zeit.

Doch die richtigen Junggesellen, wie Mr. Buttenbirk zum Beispiel, haben es schwer. Immerfort ist er in ernste Affären verwickelt, ohne das geringste verschuldet zu haben. Er ist Freiwild, das zur Strecke gebracht werden soll, aus Langerweile oder aus Sport. Jede weibliche Verführungskunst wird an ihm erprobt.

Mr. Buttenbirk, ein netter junger Mann, hat mit seinem Bruder eine Fabrik irgendwo in Staaten Island. Er ist bestimmt nicht verheiratet. Er wird noch rot, wenn er sich mit einer Dame unterhalten soll. Mehr aus Scheu als aus Verlegensein. Ach, wie unbeholfen dieser prachtvolle Mensch doch ist! Es sind mehrere steinalte Damen da, die den ganzen Tag Bridge spielen, im Musiksalon, weil es ihnen an Deck zu zugig ist. Sie haben ihn unter ihre Obhut genommen, weil sie einen vierten Partner brauchen, und gewinnen ihm etwas Geld ab. Bei ihnen ist er sicher und beschützt, aber es kann ihm doch nicht behagen. In Neuyork hat er nie Damenbekanntschaften gehabt. Denn Liebesgeschichten bedeuten stets eine drohende Gefahr! Voreilige oder mißverstandene Versprechen werden in den Staaten rücksichtslos von der Weiblichkeit ausgenützt, und die Frau hat immer recht. Ist es nicht so?

Vielleicht findet sich auf dieser Reise eine gute Gelegenheit. Man kann ja in Ruhe wählen und sich entscheiden.

Weiß der Kuckuck, woher die Mädchen und Frauen die Witterung haben, daß es diesem Manne mit seinen Heiratsplänen ernst ist!

Er ist das Gegenteil von Mr. Austin, der die Abwechslung liebt und jede Dame freihält, die sich mit ihm abgibt. Dieser Mr. Austin ist reicher als Mr. Buttenbirk, er verschwendet sein Geld mit vollen Händen, aber er hat zuviel Erfahrung hinter sich und ist verwöhnt. Gestern speiste er mit einer Französin im Grillroom und tanzte später den ganzen Abend mit ihr. Heute leistet er einer zarten Neuyorker Tänzerin Gesellschaft, weil er ihre durchsichtige Blässe überaus interessant findet. Die kleine Tänzerin Peggy hat eine schwere Operation überstanden und soll sich auf der Südseereise erholen. Ziegfeld wird sie engagieren, wenn sie erst wieder gesund ist. Es braucht seine gute Zeit, und man muß Geduld haben. Mrs. Seemann, ihre Mutter, die sie begleitet, verrät, daß Peggy eins ihrer vielen Kostüme mitgenommen hat. Vielleicht wird sie sich beim großen Maskenball, der an Bord des „Globus" geplant ist, in einem Solotanz zeigen.

Peggy lächelt ein wenig schwermütig. Es ist ihr noch gar nicht nach Tanzen zumute. Sie ist so leicht und hauchzart geworden, daß sie kaum der Brise, die von den Bermudas herüberweht, standhalten kann.

Diese Mrs. Seemann ist keine sehr opferbereite Mutter. Sie hätte es lieber, wenn Mr. Austin sich mehr mit ihr beschäftigte. Mit vierzig Jahren ist man noch lebensfreudig genug und gewiß auch noch genügend leichtsinnig, um einen Mann wie Austin nicht zu enttäuschen.

„Sie hat Routine, aber Pech", stellt Mrs. Rieger sachlich fest, nachdem sie den Kampf zweier weiblicher Generationen schmunzelnd aus der Nähe verfolgt hat. „Hoffentlich fällt die kleine Peggy nicht auf diesen Blender herein!"

Mr. Austin promeniert mit der Tänzerin vorbei. Mrs. Seemann, die nicht verzichten will, folgt ihnen entschlossen. Vielleicht ist es aber auch nur ein Glas Champagner, das sie vor dem Frühstück wittert. Diese Frau ist entschlossen, alles zu genießen, was sich ihr bietet, als wäre sie zwanzig Jahre lang um jede Freude betrogen worden. Jetzt ist sie sogar eifersüchtig auf die eigene Tochter. Der Kapitän begegnet ihnen zufällig und bleibt stehen. Auch er wird von Austin eingeladen und schließt sich an.

Es ist Mr. Buttenbirks Tragikomödie, daß er sich die Frauen ganz anders vorstellt, als sie in Wirklichkeit sind. Er sucht wohl eine, die eine gute Hausfrau ist, keine moderne Puppe mit gepuderten Wangen und geschminkten Lippen, die nur das Geld ausgibt, das der Mann verdient, und die niemals zu Hause ist, wenn man sie braucht. Lieblichkeit ist sein Ideal.

Wie geschickt die jungen Mädchen auf seinen harmlosen Spleen einzugehen wissen! Ja, Buttenbirk erscheint ihnen sogar interessant. Ihm bietet sich solche Auswahl, wie er es nie erhofft hat. Er ist für Eindrücke leicht empfänglich; die gefällt ihm und jene, er stürzt sich in immer neuen Flirt.

In Mrs. Rieger, die über jeder Situation steht, hat er eine gute Ratgeberin gefunden, wenn er wieder einmal nicht weiterweiß.

Die jungen Damen, die es auch ernsthaft meinen, weil sie versorgt sein wollen, haben ein wenig Geduld mit Buttenbirk. Die warmen Nächte und die Stimmung an Bord, alle werden Helfershelfer für aussichtsreiche Dialoge unter den Sternen sein.

Sie lächeln bezaubernd, wenn er sie „zur Erinnerung" photographieren will, oder wenn er einen Tanz mit ihnen wünscht. Sie gehen mit ihm in das Schwimmbad und spielen Wasserball. Sie brauchen ihren geschmeidigen, sportgeübten Körper nicht zu verstecken.

Nach und nach wird der Flirt aber langweilig, und es geht nicht voran. Dann ergreifen diese modernen Amazonen selbst die Initiative, und oh, gleich sind sie ihm weit überlegen. Sie wünschen vielleicht ein wenig Kühlung auf dem Bootsdeck und schmiegen sich herzhaft an seinen Arm. Und dann soll er erzählen, wie er sich seine Zukunft denkt.

Mrs. Rieger wartet auf eine neue Generalbeichte.

„Schon wieder einmal vorbei, Mr. Buttenbirk?"

„Ja."

„Und weshalb?"

„Sie hat James zu mir gesagt."

„Heißen Sie denn nicht James?"

„Doch. Aber es ist mein Vorname."

Oder ein anderes Mal:

„Ich sollte mit ihr da oben auf dem Bootsdeck allein sein. Denken Sie nur!"

„Mein Gott!"

„Nicht wahr?"

„Ich fürchte, Sie werden nie eine Frau finden, wenn Sie so vorsichtig sind."

„Es ist noch eine Möglichkeit", sagt Mr. Buttenbirk und hat sich nun für eine dritte entschieden, die er jetzt suchen will.

„Stolpern Sie nur nicht!"

Mrs. Rieger mit dem schlohweißen Bubenkopf, diese prächtige Frau, über deren Witz und treffsicheren Humor jeder mitlacht, ist um ihren Schützling mütterlich besorgt. Sie hat selbst schon einen verheirateten Sohn in Cansas City, aber sie ist jünger als wir alle.

„Wir wollen aufpassen, daß er keine Torheiten macht", sagt sie zu mir. „Und fürchten Sie nicht, daß ich auch James zu Ihnen sage!"

Wir stehen in der großen Stille oben. Auf der Kommandobrücke geht der wachthabende Offizier hin und her. Da ist wieder der unheimliche Herr in Schwarz, der sich auf seinen Regenschirm stützt. Mrs. Rieger blickt ihm aufmerksam nach, bis er im Dunkel verschwunden ist.

*

Mr. Jefferson ist stark betrunken in unsre Kabine gekommen und weckt mich rücksichtslos auf.

„Wissen Sie schon das Neueste?"

„Nein. Interessiert mich auch nicht."

„Oh, es geht Sie ebensogut an wie mich und alle. Sie können diesen Hallock auch selbst fragen, wenn Sie mir nicht glauben."

Mit gedunsenen Augen setzt er sich, aber er hat sich doch noch in der Gewalt.

„Mr. Hallock sagt, daß uns ein Unglück bevorsteht. Er hat das zweite Gesicht, müssen Sie wissen. Irgend etwas Furchtbares ist uns bestimmt. Wahrhaftig, ich will glücklich sein, wenn ich in Maracaibo bin. Mr. Hallock verläßt den ‚Globus' morgen in Hamilton. Es sei ein Teufelsschiff, hat er gesagt."

„Mr. Hallock steigt aus?"

„Ja. Er wird nach den Bahamas fliegen. Das wäre immer noch sicherer als diese Planken. Was meinen Sie?"

„Ich bin müde und möchte schlafen."

Der schwatzhafte Mann ist mir lästig. Doch ich werde ihn nicht los, bis er seinen Katzenjammer überwunden hat.

„Sie sind jung und gesund, Sie können uns alte Leute überhaupt nicht verstehen. Sie leiden nicht unter Stimmungen. Wissen Sie, warum ich so überstürzt abreiste? Ich hatte wichtige Geschäfte in Neuyork, wollte noch weiter nach Chikago und Buffalo. Auf einmal überfällt mich unbegreifliche Angst. Wenn ich jetzt nicht sofort abfahre, hier, wo niemand mich kennt, denke ich, geschieht ein Unglück. Ich bin ein verlorener Mann in der Fremde. Diese Furcht vor dem Tod ist etwas Teuflisches. Man sitzt oder liegt und bildet sich plötzlich ein: im nächsten Augenblick wird alles vorbei sein. Dein Herz wird stillstehen. Und hier kümmert sich keiner um den Nächsten. Ich habe mir in Maracaibo eine wundervolle Grabstätte gekauft und einen großen Engel setzen lassen, der einmal über mir wachen soll. Ich bin nicht fromm. Ich finde es nur pompös. Oh, ich will leben und werde noch leben. Zu Hause kommt das Angstgefühl nicht über mich. Übrigens brauche ich morgen noch einmal Wäsche von Ihnen. Ich werde mich in Hamilton dann genügend eindecken und Ihre Güte nicht länger in Anspruch nehmen."

„Werden Sie auch umziehen? Wenn Mr. Hallocks Kabine doch frei wird."

„Nein. Danke. Ich bleibe lieber hier. Wir verstehen uns ja so gut."

*

Der „Globus" liegt also im Hafen von Hamilton vor Anker, um Fracht zu löschen, und wir Passagiere haben zwölf Stunden Zeit für uns. Einige Amerikaner, die ihre Ferien auf den Bermudas verleben wollen, verlassen den Dampfer. Sie besitzen kleine weiße Landhäuser mit flachen, gewellten Dächern in Hamilton, bei St. George oder Warwick und werden von ihren Angehörigen bereits erwartet. Statt ihrer kommen neue Passagiere an Bord.

Ich habe mich beim Zahlmeister gemeldet und darf sofort die Kabine wechseln. Mr. Hallock ist tatsächlich ausgestiegen und läßt sein Billett verfallen. Der Kapitän ist froh, daß er diesen unruhigen Mann, der allen nur die Stimmung verdarb, loswird.

Da steht er nun zwischen herumlungernden Eingeborenen am Kai und meckert vor Freude über seinen Entschluß. Von keinem Mitreisenden hat er sich verabschiedet, wie es sich wohl geschickt hätte. Er betrachtet uns alle als seine Feinde, weil wir auf sein Geschwätz nicht hörten. Mit den Händen in den Seitentaschen und den Hut weit in den Nacken zurückgeschoben, steht er und wartet noch immer.

Er hat die Kontrolle über den „Globus" noch nicht aufgegeben. Aber schließlich erscheint ihm das Warten sinnlos. Der Passagier mit den schwarzen Handschuhen zeigt sich nicht. Mr. Hallock winkt einer Kutsche, läßt sein Gepäck aufladen und fährt ins Bermudian-Hotel.

VIII.

Mit fast lautlos arbeitenden Maschinen gleitet unser schönes, sicheres Schiff in die Tropennacht hinein. Die Hitze in der Kabine ist längst unerträglich geworden. Der Ventilator an der Decke wirbelt nur glühende Luft herein und schafft keine Erfrischung. Die Glieder sind bleischwer. Die Ermattung des an das Klima noch nicht gewöhnten Körpers ist übergroß und schmerzhaft. Schlaf, ein spärliches Geschenk, bleibt ohne Erholung. Nach Mitternacht wird jeder Aufenthalt im engen Raum unerträglich.

Im Schwimmbad an Deck ergötzen sich immer noch einige Passagiere, aber das Seewasser ist so warm, daß es die Haut nicht erfrischt.

Ein hin und her geschleuderter Wasserball verfehlt die Richtung und springt über die Reling ins Meer. Einige Sekunden tanzt er auf und nieder und zieht flache Wellenkreise.

Schemenhaft gleitet ein tiefblauer Schatten auf ihn zu. Und für einige Augenblicke schneidet die dreieckige Rückenflosse eines Haies durch den Wasserspiegel. Ein zweiter, ein dritter durchkreuzt seine Bahn.

Wir sind gut bewacht.

Der Gummiball verschwindet und kommt nicht wieder zum Vorschein.

Der kleine Leo aus Zaandam hat im Dunkel abseits gestanden und dem Wasserspiel zugesehen. Oh, wie gern er auch dabei gewesen wäre! Er kann auch nicht schlafen in seiner schmalen Hängematte im Mannschaftsraum und will frische Luft atmen. Er lacht aus seinem Versteck heraus mit den anderen und vergißt ganz, daß er nur ein unbedeutender Schiffsjunge ist, der Prügel bekäme, wenn er hier entdeckt würde.

Als der Wasserball über die Reling springt, ist er so erschrocken, daß er nicht zugreift. Er hätte ihn noch erreichen können. Dann läuft er davon und begegnet der Kontrolle.

„Was ist denn los, Junge?"

„Ball über Bord!"

Die Matrosen grölen vor Lachen.

„Hat einer so etwas gehört! Das ist eine so wichtige Sache, Leo, daß du schon zum Alten gehen mußt. Aber poche tüchtig, sonst wacht er nicht auf!"

Er bekommt einen gutmütigen Backenstreich. Und die Kontrolle schlendert weiter.

„Oder nimm einen Rettungsring, sonst ersauft er noch!" ruft ihm der Maat nach.

Nein, der kleine Leo geht selbstverständlich nicht zum Kapitän. Das sollte nur ein Scherz von den anderen sein. Er schleicht in den Mannschaftsraum zurück und schwingt sich in die Hängematte. Er weint vor Heimweh und Verlassenheit ganz leise, daß niemand ihn hört.

*

Eine hauchzarte Brise gleitet über das Meer, das zum unermeßlichen Smaragd erstarrt ist, platinlicht-eingefaßt von der Rundung des Horizonts. Ich sitze auf dem Bootsdeck, in den Liegestuhl zurückgelehnt, und erlebe das immer wieder neue, nie begriffene Wunder der Sterne. Die Frau, die ich liebte, sitzt neben mir. Sie schweigt wie ich, aber sie läßt ihre weiße Hand auf meinem Unterarm ruhen. Auf der sanften Lichtheit der Haut liegt der Facettenschein eines großen Edelsteins wie ein Tautropfen, in dem sich alle Gestirne spiegeln.

Nie wußte ich, daß Stunden voll so tiefer Ruhe sein können, da alles Zwiespältige in uns aufgelöst ist. Stunden voll Wunschlosigkeit, weil sich alle Gnade des Beschenktseins erfüllte. Stunden ohnegleichen. Man besitzt und denkt einen einzigen Augenblick noch nicht ans Verlieren. Das Herz ist in Harmonie mit dem Weltall. Du begreifst den Rhythmus der Sterne, spürst das unsichtbare Atmen des Meeres. Du bist ganz hingegeben und ohne Sehnsucht, weil du plötzlich begreifst, daß du nicht mehr einsam bist. Ist es, weil du liebst?

Ja, ich liebe diese Frau, die neben mir schweigt, den blonden Kopf mir zugewendet, und lächelt. Um ihre Stirn ist es wie Strahlen. Ich vermag nicht zu erkennen, ob sie die Augen offen hat und mich ansieht. Ich sehe nur das Lächeln um den reifen, schön geschwungenen Mund, wie Kinder lautlos lachen, wenn sie träumen. Ich weiß kaum ihren Namen. Und ich frage sie nicht. Ich weiß auch nichts von allem, was ihr begegnete bis zu unserm ersten Tage. Alles Gewesene ist für uns beide ausgelöscht.

Als wir uns grüßten, nicht wahr, da erst begann unser frühester Tag!

Ich denke an unser Erlebnis auf den Bermudas, als wir in einem kleinen Boote hinaus zu den Seegärten fuhren, und frage sie:

„Wie geschah es, daß wir beide allein fuhren?"

Sie weiß sofort, woran ich sie erinnern will, als hätte sie meine Gedanken begleitet.

„Wartetest du nicht auf mich?"

„Wir hätten zurückbleiben müssen, da alle anderen Boote überfüllt waren."

„Ja, und da fragtest du mich."

Wir fuhren mit dem Bootsmann zu dritt. Als wir aufs Meer hinauskamen, öffnete er den Holzboden seines Kutters, dessen äußere Wände aus dickem Glas waren. So konnten wir die Wunder der Meerestiefe betrachten. Wie ein Schatten glitten wir über Zaubergebilde dahin. Phantastische Lebewesen, Fische in bronzenen und goldenen Farben, in allen Abtönungen des Regenbogens, mit spielenden Flossen und aufleuchtenden Schuppen steuerten zwischen den Wäldern der Tiefe, Korallenbäumen, Algen und Seesternen, dahin. Mit tiefstrahlendem Glanze senkte sich die Sonne in die Fremdartigkeit einer nie erschauten Welt, daß die Fischleiber glasig durchsichtig und die Spitzen der Korallenäste wie mit Funken überstreut erschienen. Ein Raubfisch lauerte reglos und duckte sich schaukelnd unter einer nicht begriffenen, nur erspürten Gefahr, als der Kutter über ihn hinwegfuhr, dann schnellte er mit einem einzigen Schlage seines Schwanzes in die Fluchten einer Schar von Silberfischen und haschte sich Beute.

„Du, war es nicht wie ein Geheimnis, das sich uns offenbarte?"

„Ja. Auf einmal sahen wir."

Die Frau neben mir spricht leise und scheu, daß ich nicht die zweite, tiefere Deutung ihrer Antwort errate.

„Wie glückselig diese Inseln doch waren! Möchtest du dort leben?"

„Mit dir?"

„Wenn du mich fragst."

Ihre Augen sind starr und groß.

In endlosem Silber verliert sich hinter dem Schiff der Schaumstreifen des Kielwassers, der sich zum Fächer spreitet. Die Blicke sind wie geblendet. Der große Wagen steht mit hochaufgerecter Deichsel, und der Polarstern glimmt dicht über der Linie des Horizonts. Zwischen Wega, Orion, Schwan, Fuhrmann und Leier leuchten Myriaden fremder Sterne. Der Weltenraum ist ein einziges, flammendes Lichtermeer.

Tag um Tag sind wir keinem Schiff mehr begegnet, doch die hellen Stunden lassen uns die Einsamkeit nicht spüren. Der nächtliche Himmel erst, in dem das große Schweigen der Sphären Musik wird, macht klein und hilflos.

Nur das Herz pocht leise den Takt mit der Natur.

Weite Welt, schöne, unbegreifliche Welt!

Ein Meteor zieht in der unendlichen Weite der Milchstraße eine kühne Parabel, um südwärts, immer noch im Grenzenlosen, zu erlöschen.

*

Aus der Funkstation kommt ein Beamter und trägt einige Telegramme, die er aufgenommen hat, zur Druckerei.

Sie werden nicht ohne Interesse für die Passagiere des „Globus" sein, wenn sie in der Bordzeitung unter „Wichtige Mitteilungen" stehen. Das eine betrifft Mr. Hallock, der im Trubel der Tage schon halb vergessen ist. An unangenehme Reisegefährten erinnert sich niemand gern.

(Fortsetzung folgt.)



Eisfest. Gemälde von Erich Gruner.

Jugend von heute

Text und Zeichnungen von Heinrich Boese



So bietet sich unseren Kindern die heutige Welt!



„Wie ist doch der Walter So klug für sein Alter . . .“

Das moderne Kind hat es nicht leicht, unsere Ansprüche auf Romantik zu befriedigen — wie sollte man auch gläubiges Kinderstaunen vor Märchenzauber und Kinderschreck erwarten dürfen von einem Geschöpf, das mit Radio und Telephon sozusagen seine ersten Gehversuche macht? Und auf dem Wege durch die Straßen der Stadt sieht sich das moderne Kind einer Fülle von Anschauungsmaterial technischer und wirtschaftlicher Art gegenüber — überwältigend, gemessen an dem, was früheren Generationen geboten wurde.

Dazu tobt heißer denn je der Kampf der verschiedenen Parteien und Geistesströmungen um das Kind. Mit Buch und Presse, mit Theater, Sport und Jugendverbänden wird er je nach Zahl und Art des „Unternehmers“ geführt. Schließlich tut noch der allgemeine Zeitgeist das Seine, der in dem Bestreben, das Kind auf schnellstem Wege zum zielbewußten Mitglied der Gesellschaft zu erziehen, es von allen „Hemmungen“ möglichst rasch zu befreien sucht. Fort also mit allem, was auf diesem Wege hinderlich sein





Nebenstehend: Ich taxiere, der haut seinen Gegner in der ersten Runde k. o.

Ist aber einmal im Hause eine Sicherung durchgebrannt, so stehen dieselben Väter ratlos vor einem solchen Unglücksfall und wissen nichts Besseres, als zum Monteur zu schicken. Doch Rudi, der Quartaner, naht mit geübtem Blicke, sachverständig prüft er den Schaden und beseitigt ihn spielend. Will man nicht einsehen, daß ihm das bedeutender erscheint, als die Gedanken des gefürchteten Schiller zu durchforschen?

Also lerne man, den Lebensdrang seiner Sprößlinge richtig verstehen, und wer sich nicht mehr umstellen kann oder will, mag sich damit trösten, daß unsere modernen Kinder auch einmal Eltern werden und dann den „Fortschritt ihrer Jüngsten“ mit gleichem Staunen verfolgen werden, wie es heute so manchem geplagten Familienoberhaupt geschieht.



Womit heute ein Kindergemüt zu fesseln ist: Radiovortrag „Im Flugzeug über den Ozean“.

könnte! So manches gerät damit in Bann, was unsereiner früher lernen und respektieren mußte.

Wehe den Vätern, die die „Seele“ ihres Kindes noch immer nicht begreifen wollen und sich erdreisten, seinem Geltungsbedürfnis nicht mit der nötigen Ehrfurcht zu begegnen! Ich schweige von den Märchengreisen, die die Schüchternheit vor dem Telephon noch immer nicht überwunden haben und ihr Haupt schütteln, wenn ein kleiner Knirps schon an der Strippe sein Rendezvous tätigt; nicht zu reden von jenen Unzeitgemäßen, die ein vorbeirasendes Auto auf Marke und P. S. nicht zu bestimmen vermögen — ihr Kind wird sie beschämen — die nicht wissen, daß Schmeling „erste“ Klasse ist, die von klavierspielenden Töchtern träumen, statt ihren Lieben ein Saxophon zu kaufen, und sich entrüsten, wenn im Kinderzimmer das ergreifende Lied „Heut' geh ich mit der Frieda, das tu ich morgen wieda“ von der Grammophonplatte ertönt.



Hältst du Linkssteuerung nicht auch für das einzig Richtige, Papa?

ISLANDS JUNGE MALEREI

ZUR AUSSTELLUNG ISLÄNDISCHER KUNST IN DEUTSCHEN STÄDTEN



Joh. S. Kjarval: Ostisländischer Bauer.



Finnur Jonsson: Fischer auf dem Meer.

Man kann überzeugt sein, daß man bei Leuten, die sich einigermaßen für Kenner isländischer Kultur halten, auf mehr Überraschung als verständnisvolles Kopfnicken trifft, wenn man von dem Bestehen einer eigenen modernen isländischen Malerei spricht, wie sie in der Ausstellung der Nordischen Gesellschaft eben jetzt in Lübeck und anderen deutschen Städten zum erstenmal auf dem europäischen Kontinent gezeigt wird. (Die Ausstellung wird von Lübeck über Kiel, Hamburg, Berlin in eine ganze Anzahl weiterer deutscher Städte gehen.) Und doch ist diese Malerei nicht nur national sehr charakteristisch, sondern kann sich auch in ihren führenden Vertretern durchaus neben den guten Leistungen der europäischen Malerei sehen lassen. Volkliche Verbundenheit und starke individuelle Eigenart sind es, die die jetzt lebende isländische Malergeneration kennzeichnen. Sie sind so unterschiedlich in ihrer Formbehandlung, daß man auf den ersten Blick kaum irgend etwas Gemeinsames entdecken kann. Der Älteste der jetzt tätigen Malergeneration ist Asgrimur Jonsson, der ohne bewußte Anlehnung in seinem Stil sehr stark an Hodler erinnert, veranlaßt hierzu weniger durch systematisches Stilstudium als durch die Gegebenheiten der isländischen Landschaft, die nun einmal in ihrer Strenge und Geschlossenheit etwas Hodlerisches hat; der in Island und auch neuerdings in Dänemark am meisten anerkannte unter den isländischen Künstlern jedoch ist Jon Stefansson, dessen merkwürdig derbe und geschlossene Malweise an die Neue Sachlichkeit anklingt, sicherlich ebenfalls ohne bewußte Absicht. In völligem Gegensatz zu diesen beiden wiederum steht ein Mann wie Joh. S. Kjarval, der, ein hochbegabtes Talent, mit malerischer Leichtigkeit von einem Jahr zum anderen seinen Stil zu wechseln liebt und die futuristisch-expressionistische Linie ebenso beherrscht wie eine Turnersche Farbgebung oder die zeichnerische Genauigkeit einer akademischen Bildnisstudie. Auf einer vierten Seite endlich stehen Leute wie Gunnlögur Blöndal, der aus der französischen Schule hervorging, oder Finnur Jonsson, der seine Lehrlingszeit in den Blütejahren des „Sturms“ in Deutschland zugebracht hat. Alle diese eigenwilligen Köpfe aber zeigen sich durch die Gesamtheit ihres Landes und ihres Volkstums unlöslich und unverkennbar verbunden. Dr. Ernst Timm.



Jon Stefansson: Vulkan Hekla.



Juliana Sveinsdottir: Heimziehende Schafherde.



Kristin Jonsdottir: Fischwäscherei in Siglufjord.







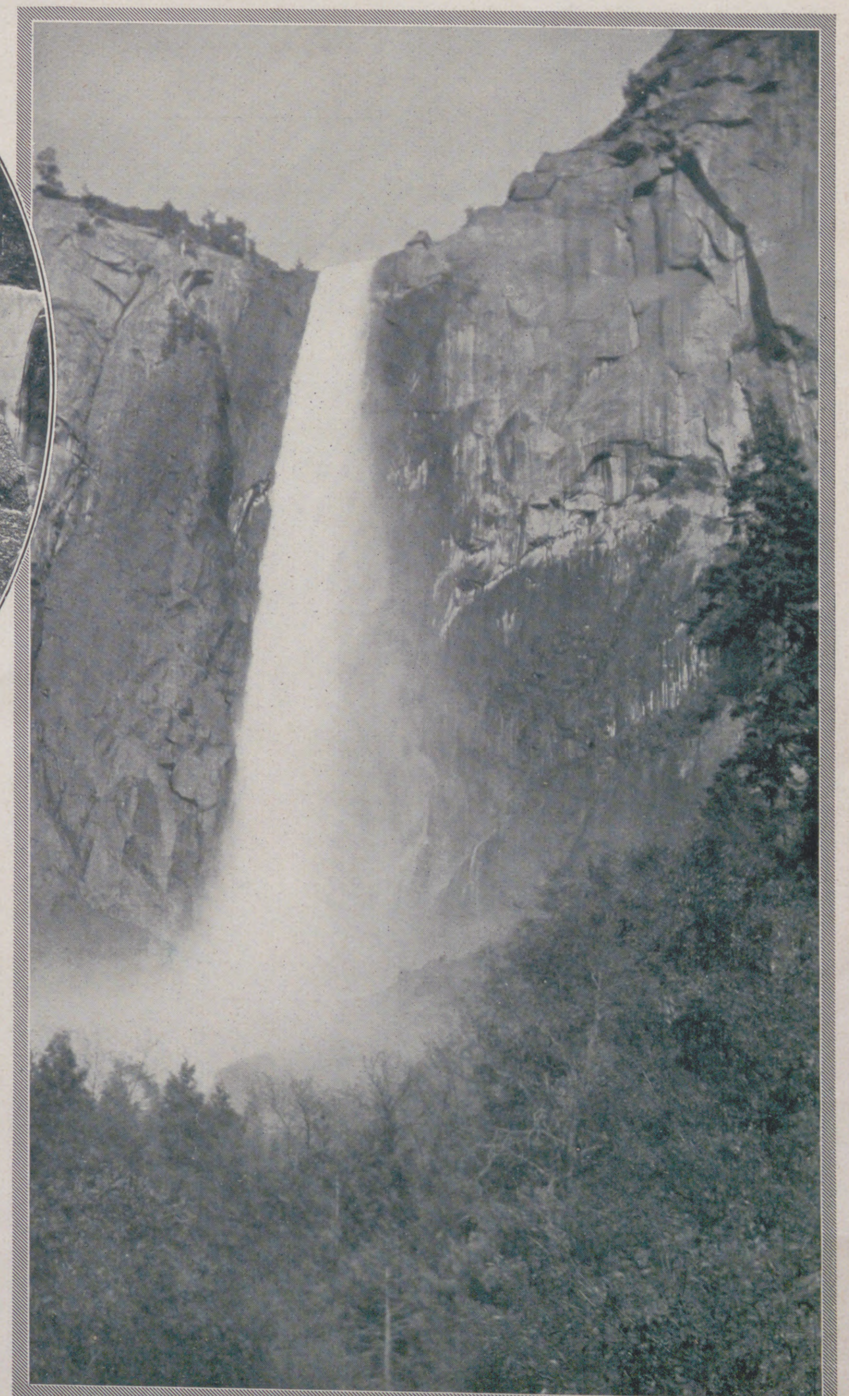
Aus amerikanischen Nationalparken

(Hierzu der Beitrag „Aus Amerikas Naturparadiesen" auf Seite 141.)









Von Wind und Wetter zerzaust: Alter Krüppelwald in der Kampfzone des Longs-Peak-Massivs im Rocky-Mountain-National-Park (Colorado).

Links oben: Die Bergwelt als Hüter der Kinder Floras: Seerosen im Schmelzwasser des Chickadee Lake im Rocky-Mountain-National-Park.
(Phot. Denver Tourist Bureau.)

Oben Mitte: Die Majestät der Felsenberge: Der Longs Peak mit dem Chasm-Lake.
(Phot. Denver Tourist Bureau.)

Links nebenstehend: Mammutbaum im Sequoia-National-Park (Kalifornien). Das Auto am Fuße des Baumes allein kann als Maßstab einen Begriff von der ungeheuren Wucht vermitteln.
(Phot. Sindley Eddy.)

Parkheger des Rocky-Mountain-National-Parks an einem der immer offenen Schuppen für Werkzeuge zur Bekämpfung von Waldbränden.
(Phot. Denver Tourist Bureau.)

Rechts oben: Zur Sommerszeit im Mount-Rainier-National-Park (Washington): Blumenwiesen und Gletscher im Paradiestal an der Schneegrenze des Mount Rainier.

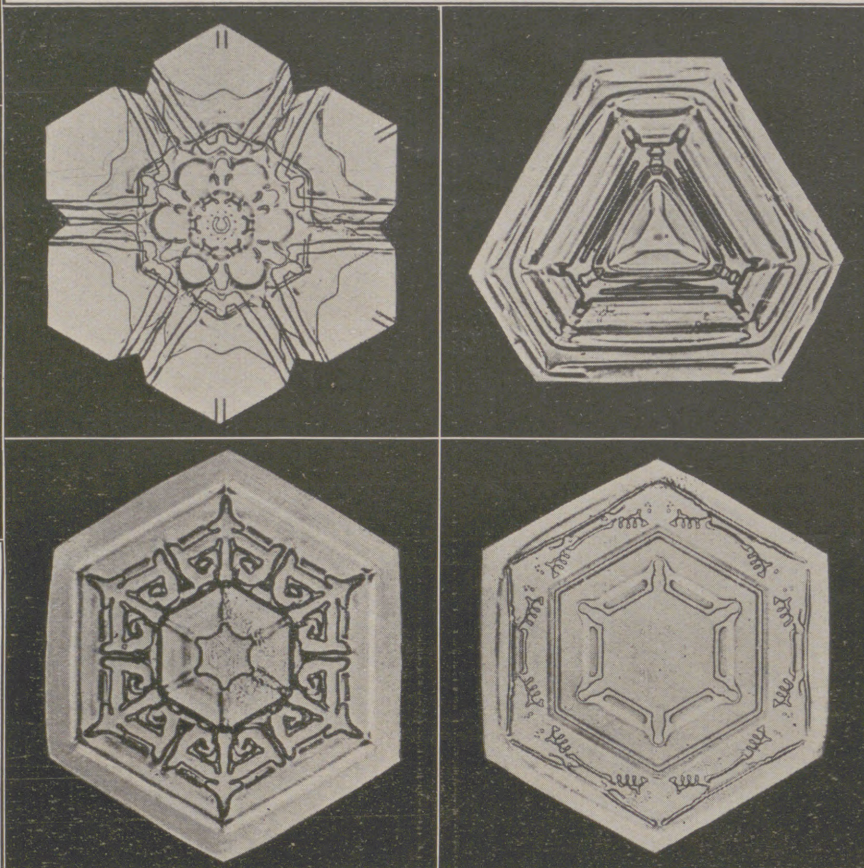
Unten Mitte: Blick auf das gewaltigste Erosionstal der Erde im Grand-Canyon-National-Park in Arizona.

Rechts nebenstehend: Der Brautschleier-Fall, der trotz seiner Höhe von 207 m einer der niedrigsten (!) Wasserfälle im Yosemite-National-Park (Kalifornien) ist.

Kristallwunder der Schneeflocke.



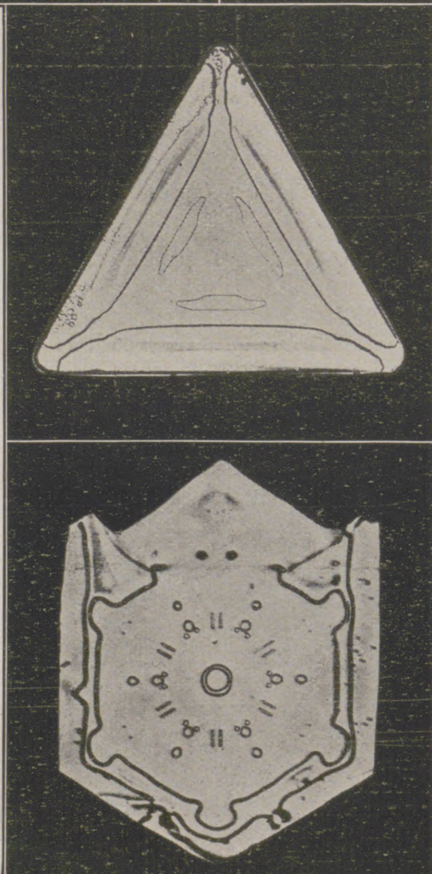




Aus der Kinderzeit ist uns ein früher sehr beliebtes Spielzeug erinnerlich, das aus einer Schicht mit bunten Glasstücken, Perlen, Röhren und Säulchen in Verbindung mit einem Winkelspiegel wunderbare Strahlenfiguren vor unserem entzückten Auge entstehen ließ: das Kaleidoskop. Diesem wunderbaren Schein stellen wir heute eine noch herrlichere Wirklichkeit gleicher Gattung gegenüber, wie sie uns aus der Welt der Schneeflocken entgegenwirbelt. Unsere Abbildungen sind einer Sammlung von etwa 4700 Schneeflockenphotographien entnommen, die der amerikanische Forscher Wilson A. Bentley im Laufe vierundvierzigjähriger Studien zusammengebracht hat. Besonders die letzten Schneestürme, die seine Forschungsstation am St.-Lorenz-Strom überzogen, brachten eine schöne Ergänzung. Die Wiedergabe erfolgt in etwa zehnfacher Vergrößerung der Originalflocken, deren Durchmesser von zwei bis sieben Millimeter schwankt, wobei allerdings auch ungewöhnlich große Flocken bis zu zwölf Millimeter Durchmesser vorkamen. Derartige Forschungen müssen selbstverständlich in einem hinreichend kühl gehaltenen Raum durchgeführt werden, damit die überaus zarten Kristalle, nicht sofort zerfallen oder zerfließen.

Auch schon ohne Benutzung des Mikroskops kann sich besonders der Kurzsichtige von der entzückenden Struktur der Schneeflocken überzeugen, wenn diese auch bei uns selten so groß werden dürften wie etwa im Bereich des St.-Lorenz-Stromes. In der Tat reicht die wissenschaftliche Literatur über Schneekristalle schon über hundert Jahre zurück, und bereits während einer Reise zum Walfischfang stellte William Scoresby d. J. fünf Haupttypen der Schneeflocken auf. Die erste große Zusammenfassung des Materials verdanken wir dem hervorragenden deutschen Meteorologen G. Hellmann. Von ihm wurde zum erstenmal durch photographische Aufnahmen festgestellt, daß strenge Symmetrie dieser Gebilde selten besteht, daß sie vielmehr meistens an einer Seite ein wenig verkümmert sind. Doch braucht diese Verkümmerung nicht immer merklich hervorzutreten.

Nach Hellmann unterscheidet man wesentlich zwei Gruppen von Schneekristallen, nämlich die tafelförmigen und die säulenartigen Gebilde. In beiden Fällen handelt es sich um Kristallisationsprodukte des Wasserdampfes der Luft in dem sog. hexagonalen System. Wir haben es dabei mit drei unter einem Winkel von 60 Grad sich schneidenden Achsen zu tun, wie wir sie vielfach in unseren Abbildungen wiedergegeben finden. Zu diesen Nebenachsen steht im Kristallschema eine vierte von auffallender Länge senkrecht. Hier



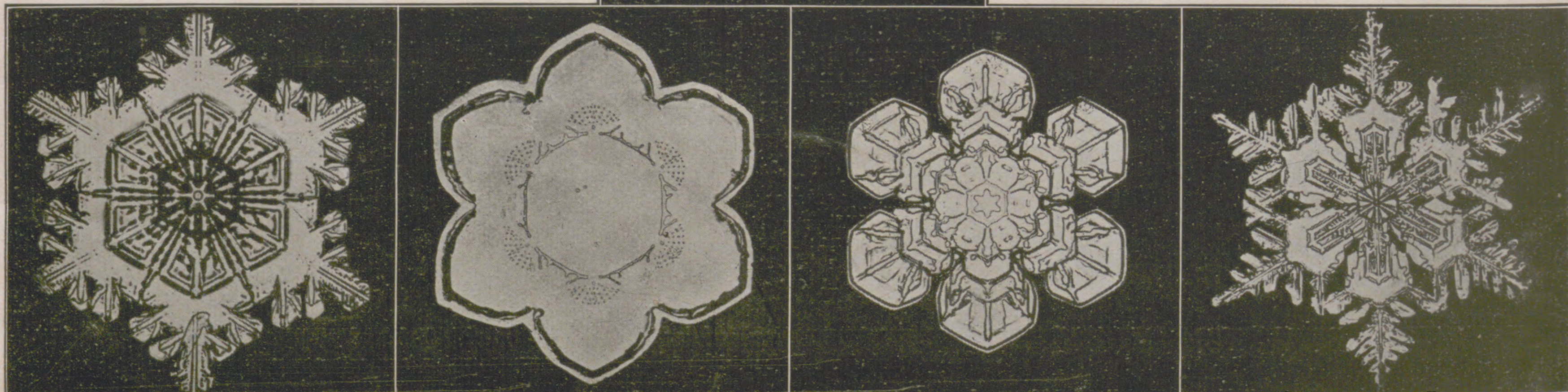
ist die Säulenachse nicht besonders ausgebildet, wir haben es vielmehr mit wesentlich tafelförmigen Strukturen zu tun. Einerseits bilden sie vielstrahlige Sterne, andererseits kompakte Drei- oder Sechsecke.

Es gehört zu den reizvollsten Studien der elementaren Chemie, die Bildung von Kristallen überhaupt in einem ruhig stehenden Gefäß zu verfolgen. Wir möchten unsere Leser anregen, solche Experimente mit leicht erreichbaren Stoffen wie Kochsalz, Alaun oder Kupfervitriol anzustellen. Erst die Röntgen-Physik unserer Tage hat diesen Naturvorgängen eine Erklärung gegeben, die ihre Bedeutung weit über den spielerischen Genuß am herrlichen Naturerzeugnis hinaushebt. Der primitive Kristall besteht nämlich nicht, wie man zunächst annahm, aus Molekülen des betreffenden Stoffes, sondern er ist aus Atomen aufgebaut zu denken, führt uns also gewissermaßen ein Riesenmolekül vor.

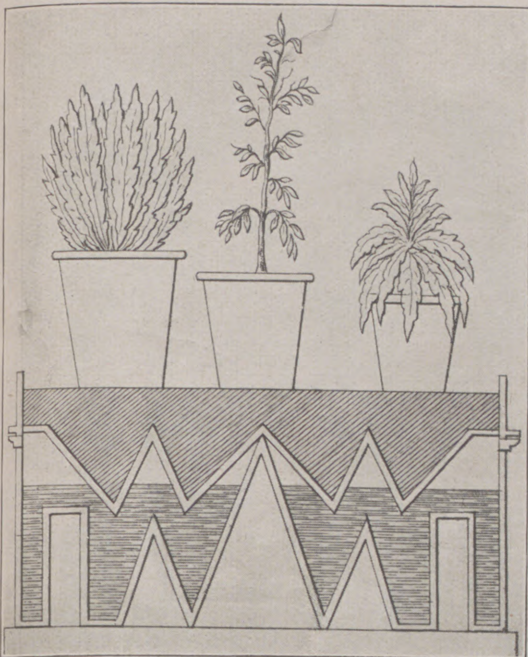
Es hieße jedoch die Wunderwelt der Eiskristalle unterschätzen, wenn wir hier nur der tafelförmigen Schneekristalle in ihren entzückenden Filigranfiguren gedächten. Auch die säulenförmigen Schneekristalle, zumal die hochschwebenden sechsseitigen Eisprismen zaubern uns die schönsten Farbenspiele an den winterlichen Himmel, besonders der Polarnacht. Man hat sie zur Erklärung der Ringe um Sonne und Mond, zur Deutung der Nebensonnen und der durch diese Hauptlichter führenden Horizontalkreise und schließlich zur Erklärung der zauberhaften Farbenpracht jener Lichtsäulen herangezogen, die nahe dem Aufgangspunkt von Sonne und Mond im Reiche des ewigen Eises den Wanderer begeistern. Zum Auftreten dieser Lichterscheinungen ist jedoch besonders Ruhe der Luft und damit eine bestimmte Einstellung der Schneeprismen notwendig.

So schön die Schneekristalle in ihrer vielstrahligen Struktur sind, so unansehnlich wirken die einem winzigen Schneeball ähnlichen und leicht zwischen den Fingern zu zerreibenden Graupeln. Sie sind besonders im Frühjahr bei uns nicht selten und kommen auch noch bei den Kälterückfällen im Frühsommer hin und wieder vor. Ihr Ursprung ist dem des Schnees verwandt, aber ihre Ausbildung ist so stürmisch erfolgt, daß feinere Kristallisation nicht stattfinden konnte.

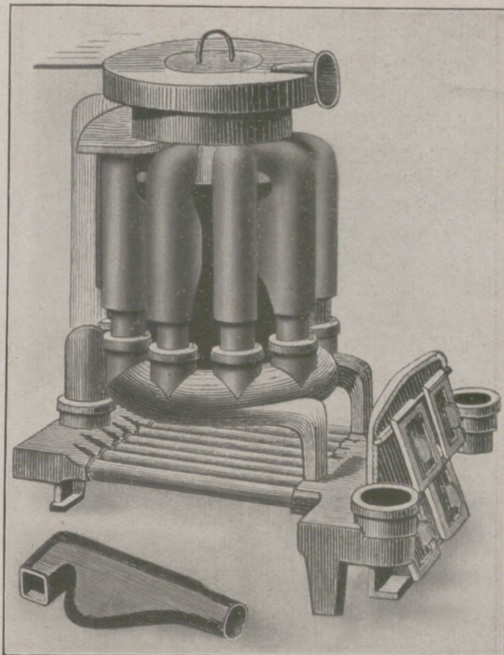
Durchaus verschieden ist dagegen der in hohen Luftschichten, meist in den sog. Hageltürmen gebildete Hagel. Seine Entstehung verdankt er dem Überziehen eines winzigen Kernes mit plötzlich gefrierendem, unterkühltem Wasser. So können Klumpen entstehen, deren Gewicht das Tausendfache einer Schneeflocke erreicht. Dr. H. H. Kritzinger.



Aus der Geschichte der Zentralheizung.

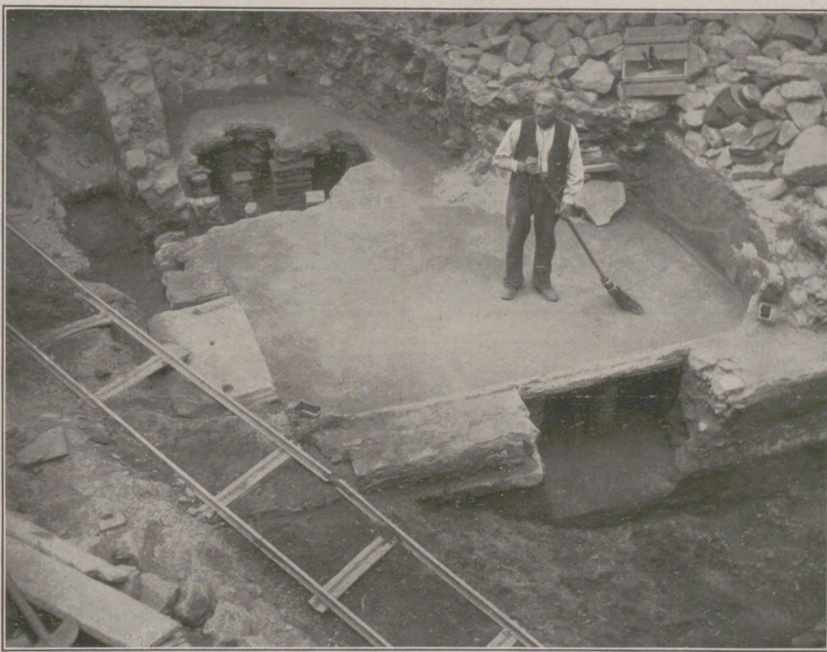


Schema einer englischen Warmwasserheizung für Treibhäuser aus dem Jahre 1847.



Aus der Erstzeit der Kleinkessel für Warmwasserheizung: Heizkörper von Benjamin Harlow, der 1877 auf der Ausstellung für Heizung und Lüftung in Kassel gezeigt wurde.

Der Gedanke, „die wohltätige Macht des Feuers“, die der Mensch „bezähmt, bewacht“, auf einer Stelle zu vereinigen, um von hier aus die belebende Wärme nach allen Räumen, die beheizt werden sollen, weiterzuleiten, ist sehr alt. Neben bronzenen Wärmepfannen, d. h. offenen Feuerbecken, die man in die Wohnräume stellte, wie sie uns aus der Zeit um 75 nach Christus durch die Ausgrabungen von Pompeji erhalten sind, finden wir bei den Römern schon die Vorläufer der heutigen Zentralheizung, die Hypokaustenheizung. Bereits im letzten Jahrhundert vor Beginn unserer Zeitrechnung treffen wir das „Hypocaustum“ an, als dessen Erfinder Sergius Orata genannt wird. In einer unterirdischen Feuerung (präfurnium), deren Türöffnung manchmal mit Eisen ausgekleidet oder auch mit einer Eisentür verschlossen war, wird Holz verbrannt. Die Heizgase samt dem Rauch durchziehen von dort aus einen niedrigen Raum unter dem Fußboden, der auf vielen kleinen Säulen steht. Von diesem Hohlraum aus steigen die Heizgase und der Rauch in tönernen Rohren an oder in den Wänden in die Höhe und entweichen über dem Dach. Durch Ausgrabungen und Berichte der römischen Schriftsteller können wir feststellen, daß die Römer nicht nur Volksbäder, so in Rom und Pompeji, durch Hypokausten erwärmt haben, sondern auch Wohngebäude. Der deutsche Archäologe Winckelmann beschreibt die Heizung eines römischen Gebäudes bei Herkulaneum und erzählt, daß sogar schon ein Raum des oberen Stockwerks durch Tonrohrkanäle mit der Hypokaustenanlage verbunden war. Neuere Forschungen (vgl. Vetter: „Die Zentralheizung bis zum Beginn der Neuzeit“) haben ergeben, daß die Hypokaustenheizungen in den nördlichen Eroberungsgebieten der Römer (Germanien, Gallien, Britannien) viel häufiger angewandt worden sind als im eigenen Vaterlande. Namentlich hat die Limesforschung wertvolles Material hierzu geliefert. In der Saalburg ist eine große Anzahl verscheiden konstruierter Hypokausten gefunden worden. In Trier, das im zweiten Jahrhundert römische Kaiserresidenz war, hatten die beiden Prachtbauten, der Kaiser-Palast und die Thermen von St. Barbara, Hypokaustenheizung. Eine Kanalheizung, d. h. eine Zentralheizung, bei der die äußere Wandung eines langen, zwischen der Feuerung und dem senkrechten Rauchrohr liegenden Rauchkanals Wärme an den Raum abgibt, befindet sich im Grenzturm der Saalburg.



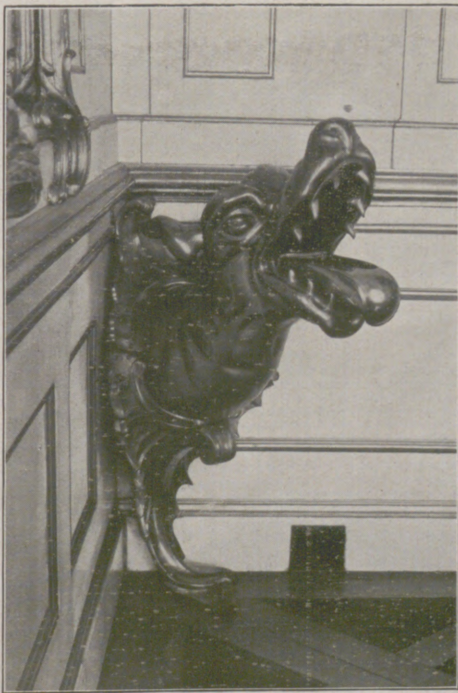
Wie die Römer ihre Zimmer heizten: In Trier ausgegrabenes Hypocaustum, eine Wärme-Anlage unter dem Fußboden.

Lange dauerte es, bis aus dem im Fußboden liegenden Ofen ein senkrecht stehender Ofen wurde. Eine eigenartige Heizung finden wir in der Steinofenheizung. Hier schlägt vom Holzfeuer die Flamme durch die Lücken der aufgelegten Steine und erhitzt letztere allmählich bis zum Glühen; wenn das Holz erwärmt ist und die Steine glühend sind, entweichen die Feuergase in das Rauchrohr. Sobald das Rauchrohr geschlossen und eine Öffnung von der Heizkammer oder dem Wärmeluftkanal nach dem zu heizenden Raum hergestellt ist, strömt die Außenluft durch die Lücken der glühenden Steine und dringt in den zu heizenden Raum ein. Die Steinbodenheizungen scheinen nur auf deutschem Boden verwandt worden zu sein. Die ersten Steinofenheizungen haben anscheinend die deutschen Ordensschlösser zu Marburg in Hessen und zu Marienburg in Ostpreußen. Man behauptet, daß sie von den Deutschen Ordensrittern aus Palästina mitgebracht wurden.

Die Steinofenheizung ist eine Warmluftheizung, bei der die Erwärmung des Raumes durch Einführung warmer Luft erfolgt, während die in dem Raum befindliche Kaltluft verdrängt wird.

Warmluftheizungen aus dem 13. Jahrhundert findet man auch nach Feldhaus („Die Technik der Vorzeit“) im Rathaus zu Lüneburg, in Maulbronn und in Goslar. In Lüneburg sieht man noch heute vor den ehemaligen Sitzen der Richter je eine kleine, durch Bronzedeckel verschließbare Heizöffnung im Fußboden.

Die erste neuere Luftheizungsanlage wurde im Redoutensaal zu Petersburg um 1750 eingerichtet. Friedrich der Große ließ 1755 sein Arbeitszimmer im Stadtschloß zu Potsdam mit Luftheizung versehen. Die Anlage, nach Plänen des Schloßbaumeisters H. L. Manger geschaffen, um die störende Beheizung des Zimmers zu vermeiden, bestand aus einem eisernen Ofen mit tönernen Luftkammern, in denen die Luft auf 50 Grad erhitzt wurde, einem von dort aufsteigenden Kanal und einem drachenförmigen Heizkörper in der Ecke des Arbeitszimmers. Sie war im Erdgeschoß des Schlosses untergebracht und wurde bei dessen Umbau zu Wohnungen im Jahre 1920 zerstört.



Der wärmespendende Drachenkopf im Arbeitszimmer Friedrichs des Großen im Stadtschloß zu Potsdam, der erste Zentralheizungskörper in Deutschland.

Bei der Dampfheizung werden Heizkörper, die in den zu heizenden Räumen stehen, von Wasserdämpfen großer oder geringerer Spannung durchströmt.

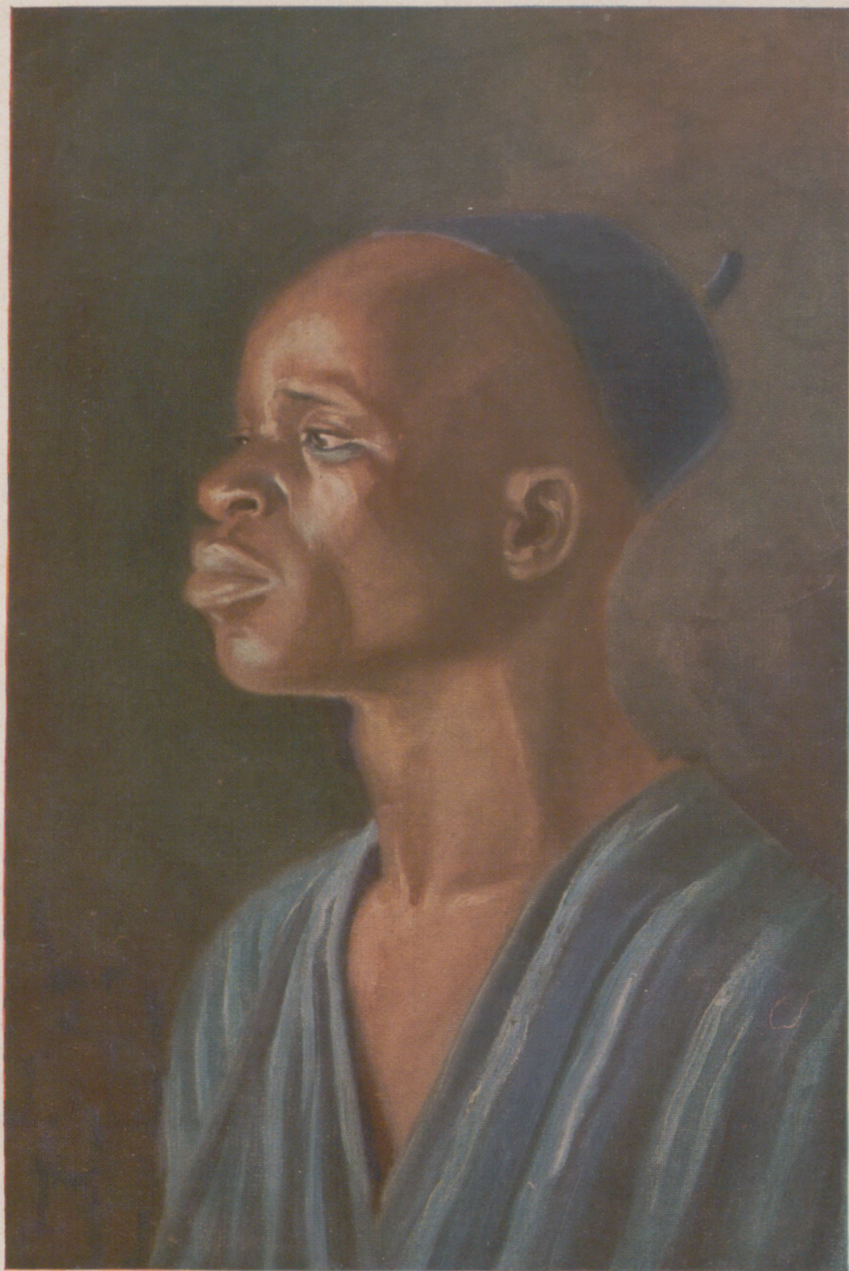
Dampfheizung schlug Sir Hugh Platt 1652 zuerst für Treibhäuser vor. Im Jahre 1745 berichtet William Cooke in den „Philos. Transactions“ über eine solche Anlage für Wohnhäuser. Der erste, der eine Dampfheizung ausführte, war James Watt, der Reformator der Dampfmaschine; er legte sie 1784 für sein Arbeitszimmer an. Eine Dampfheizung für Trockenkammern, Treibhäuser, Kirchen oder Wohnhäuser ließ sich John Hoyle am 7. Juli 1791 unter Nr. 1816 in England patentieren. In Landshut machte Schultes 1816 nachdrücklich auf die Treibhausheizung mit Dampf aufmerksam; er wurde jedoch verlacht. Erst dem Engländer Jacob Perkins gelang es, die Idee der Dampfheizung in weiten Kreisen praktisch zu verwirklichen (Engl. Pat. Nr. 4792 vom 17. Mai 1823). Seit 1830 führten sich an Stelle der bis dahin gebräuchlichen Rohrleitungen die Rippenheizkörper ein. Wenn man von Zentralheizung spricht, denkt man im allgemeinen an die heute am weitesten verbreitete sogenannte Warmwasserheizung. Bei ihr werden die Räume durch die in ihnen angebrachten metallenen Hohlkörper oder Röhren erwärmt, die von wenig bis zum Siedepunkt erwärmtem Wasser durchströmt werden. Als eine Art Warmwasserheizung kann man auch die Heizung durch heiße Quellen ansprechen. Der Archäologe Dr. Stukeley fand 1733 in England in der Ruine eines römischen Bades Röhren, die offenbar zum Durchleiten heißen Quellwassers bestimmt waren. Die erste Warmwasserheizung im eigentlichen Sinne wurde 1716 von dem in England lebenden Schweden Marten Triewald für eine Treibhausanlage in Newcastle eingeführt. Im Jahre 1777 führte Bonnemain, Ingenieur-Physicien in Paris, der Französischen Akademie das Modell einer Warmwasserheizung vor. Allerdings diente sie nicht zum Heizen bewohnter Räume, sondern Bonnemain benutzte derartige Anlagen, um Brutkästen zum erwerbsmäßigen Ausbrüten von Hühnereiern zu heizen. Als Wohnheizung kam sie 1812 in Petersburg zur Ausführung. Die Wasserheizung mit hohem Druck und sehr heißem Wasser (etwa 200° C) führte der englische Ingenieur Angier March Perkins seit 1839 ein (Engl. Pat. Nr. 8311 und 8804 von 1839 und 1841).

Auf der Ausstellung für Heizung und Lüftung in Kassel erregte im Jahre 1877 ein Heizkörper für Warmwasserheizung von Benjamin Harlow aus Macclesfield besondere Beachtung. Die hier im Bild wiedergegebene Anlage stellt den Anfang der Warmwasserheizung mit kleinen Heizkesseln dar.

Die Zentralheizung leidet auch heute noch unter dem unbegründeten Vorurteil, sie sei zu ungesund. Aber schon der Baumeister Ludwig Catel, der 1817 in Berlin mehrere Zentralheizungsanlagen, so im Palais des Prinzen August von Preußen, im Hotel „de Russie“ ausführte, spricht in einer Broschüre aus dem gleichen Jahre von den Vorzügen der Zentralheizung und erwähnt auch weiter, daß er bezwecke, „dem Menschenleben und der bürgerlichen Gesellschaft die Hälfte des bisher erforderlich gewesenen Baumateriales zu sparen“.

Das System der Zentralheizung hat sich in seiner weiteren Entwicklung nicht nur auf die Beheizung aller Räume eines bestimmten Bauwerks beschränkt, sondern es werden nunmehr auch ganze Städte oder wenigstens die wichtigsten und größten öffentlichen Gebäude einer Stadt von einer Zentralstelle aus mit Wärme versorgt. So entstanden die großen Fernheizwerke zu Dresden, Hamburg und in anderen Städten. Eine ganz eigenartige Lösung dürfte die weitere Zukunft bringen, wenn die Heizkessel in den Zentralanlagen nicht durch Heizmaterialien, die an Ort und Stelle herangeschafft werden, beheizt werden, sondern wenn die Erhitzung der Warmwasserkessel durch Gasflammen erfolgt, die von weither geleitetem Gas (Ferngas) gespeist werden. Die Rohre der zukünftigen Ferngasversorgung werden dann die großen Zentralheizungen und Fernheizwerke wiederum von einer Zentralstelle aus bedienen und somit vielleicht einmal ein einziges Zentralheizungswerk für ganz Deutschland schaffen.

Dr. Karl Koll.



Ewemann.



Junges Mädchen vom Stamme der Concomba.

Abend im Dorf.

AUS DER EHEMALIGEN DEUTSCHEN KOLONIE TOGO. GEMÄLDE VON FRITZ NANSEN

Das Geheimnis des Nonnensees

KRIMINAL-GROTESKE VON FRANK F. BRAUN

(3. Fortsetzung.)

Der Amtsrichter tat eine unwillige Handbewegung. „Wenn Herr Hinz morgens einmal nicht in seinem Bett liegt, muß er doch nicht verschwunden sein!"

„Das muß er denn wohl doch!" forderte sie streitbar im guten Recht.

„Für Sie. Nicht für uns!"

„Und wenn der Garten zertrampelt ist, wenn das Gitter voll Blutspritzer sitzt, wenn gestern abend ein Kerl, den ich leider nicht beachtete, einen schweren Sack aus dem Hause trug — dann auch nicht?"

Der Amtsrichter sprang auf. „Was sagen Sie!"

„Na sehen Sie! Blut muß erst fließen, sonst ist es nichts für die Herren vom Gericht."

„Reden Sie doch keinen Unsinn. Ich bin in zehn Minuten dort. Rühren Sie nichts an; jede Kleinigkeit kann von Wichtigkeit sein."

Centa nickte. Hier war nichts mehr zu sagen — sie hatte ihre Pflicht getan. Sie schritt hinaus, schon wieder dabei, diese sachte Trauer, die noch kein rechtes Ziel wußte, zu kultivieren. So ein guter Herr und in einem Sack weggeschleppt! Es war ja gewiß traurig, aber auch außerordentlich spannend. Sie verschloß sich keiner der beiden Empfindungen.

Sofort sandte Amtsrichter Schwepp einen Boten hinüber zum Bürgermeister und ließ von dem Vorfall Mitteilung machen, erbat zugleich des Bürgermeisters Begleitung.

Der erschien; krebsrot mit entzündeten Augen. „Hach," machte er, „wo warst du denn gestern abend plötzlich geblieben?"

Schwepp putzte seine Brille. „Du Stachel!" sagte er nur; aber für einen Menschenkenner lag in diesem lächelnden Abtun die Schwingung von Neid, schon dünn überstrichen von der Selbstgerechtigkeit des gefestigten Bürgers.

„Die Rita suchte dich auch noch..."

Aber Amtsrichter Schwepp reagierte nicht.

Nebeneinander wandten sie sich und schritten hinaus. Auf der Straße ward von der Angelegenheit Rita kein Wort mehr erwähnt.

Er erzählt nicht, dachte Schwepp. Gut, behalte deine Episode für dich, Duckmäuser!

Er fragt nicht, dachte Gonschorek, ich werde mich hüten, zu erkunden, wer der letzte bei der süßen Rita war. Und er streifte den Amtsrichter mit nicht gerade freundlichem Seitenblick. War ihm nicht, als habe er den Freund umkehren sehen, kaum daß sie sich am Marktplatz weinfroh voneinander verabschiedet hatten? —

„Hm," machte der Amtsrichter, als sie im Garten des Peter Hinz standen, „offensichtlich ist jemand aus dem Fenster gesprungen und in die Tulpen geraten. Der Mann hat geblutet, er hat beim Öffnen der Gittertür die weißen Latten hier beschmutzt und auch Blut an ihnen verloren."

„Es kann auch der Sack, gesetzt den Fall, er enthielt eine Leiche, Blut durchgelassen haben", meinte der Bürgermeister.

„Kann er. Wird er aber nicht getan haben. Du siehst hier im Zimmer keine Spur eines Kampfes. Der Mörder — sagen wir, es sei ein Mann gewesen — ist von hinten an sein Opfer herangetreten und hat ihm die Kehle zugedrückt."

„Ein Schlag mit dem Briefbeschwerer kann dieselben Dienste getan haben. Wieviel Geld war gestern gekommen, Fräulein Basler?"

„500 Mark, Herr Bürgermeister, wenn ich nicht irre."

„Und die sind verschwunden?"

„Sie lagen auf dem Tisch, als ich das letztemal dieses Zimmer betrat."

„Wo war da der Doktor Hinz, also der Herr Hinz?"

Centa bekam plötzlich einen Weinanfall. „Er saß, wie ich es Ihnen sagte, Herr Amtsrichter; er hat sich gar nicht umgeschaut, als ich eintrat. Er schien böse mit mir."

„Gehen Sie hinaus," befahl der Amtsrichter, „Sie stören." Er hatte Kopfschmerzen. Ihr Geheul störte ihn wirklich. — „Siehst du," sagte er, „meine Theorie gewinnt an Wahrscheinlichkeit. Schutzmann" — er winkte einem der beiden am Haus postierten Beamten — „kommen Sie doch einmal herein. — So. Setzen Sie sich auf diesen Stuhl." Der Amtsrichter schlich zur Tür. „Hören Sie die Tür gehen?" fragte er. Sie lief lautlos in den Angeln. „Nein", sagte der Beamte.

Der Amtsrichter schloß sie. „Du siehst," sagte er, „Gummisohlen jetzt noch, und ich überrasche den Schutzmann, wie gestern der Doktor Hinz überrascht wurde. — Wir werden natürlich den Schreibtisch durchsuchen, ob sich das Geld findet. Aber sei versichert, Lieber, es handelt sich um Raubmord. — Centa!" rief er hinaus, „was für ein Sack war das?"

„Ich weiß nicht, Herr Amtsrichter, eben ein Sack, den einer auf den Buckel nimmt."

Der Amtsrichter war sich klar. „Der Fremde hat die Leiche in einen Sack gesteckt und hat sie mit sich geschleppt. Wohin?"

„Du fragst zuviel. Das wird man feststellen. Vergraben? Nein! In das Wasser also. Das nächste Wasser, eine Viertelstunde entfernt, der Nonnensee."

„Er wird nicht eine Viertelstunde laufen, um seine Last loszuwerden."

„Wenn es sein Weg sowieso war?"

„Vielleicht. Er kann Helfershelfer gehabt haben. Gewiß hat er solche gehabt!"

„Du vermutest schon?"

„Laß mich, ich werde es finden. Schutzmann Schulze, dieses Zimmer wird nicht betreten. Im Garten werden die Fußspuren aufgenommen. Doktor Lindemann soll sich sofort einfinden und die Blutspuren untersuchen, ob es sich um Menschenblut handelt."

„Jawoll, Herr Amtsrichter."

„Und nun wollen wir die Papiere durchsehen, den Schreibtisch öffnen und nach dem Geld suchen. Aber es wird zwecklos sein." —

„Weißt du," sagte Amtsrichter Schwepp, als er mit dem Bürgermeister allein war, „ich möchte den Fall selbst bearbeiten. Ich werde den Inspektor Klinkhammer von der Kriminalpolizei veranlassen, zunächst keine Hilfe aus Berlin kommen zu lassen. Ich bitte um deine Meinung."

„Gewiß", sagte Bürgermeister Gonschorek. „Was nützt uns so ein findiger Berliner Assessor, der auch nichts findet!" Er saß in seinem Stuhl und transpirierte. „So eine Geschichte nach dieser Geschichte gestern, das sind Sachen..." Er wußte nichts von der Absonderlichkeit seines Satzes.

Der Amtsrichter trat dicht an ihn heran. „Ich habe nämlich meinen Plan", sagte er. „Es scheint mir vollkommen ausgeschlossen, daß ein Fremder von den 500 Mark gewußt haben kann. Das wußte nur die Basler. Niemand hat diesen Mann mit dem Sack gesehen. Nur die Centa Basler! Ist das nicht ideal, eine Nacht, einen ganzen Morgen Zeit zu haben, Spuren zu verwischen. Kann das nicht zu solcher Tat Einflüsterung sein!"

„Du denkst zu weit. Nur weil sie Gelegenheit hatte, soll sie..."

„Nur! Die Geschichte der Verbrechen lehrt das!"

„Warum ließ sie das Blut an der Tür im Garten, die Spuren im Tulpenbeet?"

„Bluff! Taubenblut, Katzenblut. Mit Absicht zertrampelte Tulpen. Roman alles. Kein Mann mit einem Sack. Sie hat den Toten weggeschleppt, verscharrt oder in den See geworfen. Ich wollte das vorhin nicht anordnen; ich fürchtete, sie horche. Der See wird abgefischt; die Umgebung hier genau nach frischen Grabungen untersucht. Morgen haben wir die Leiche. Aber die Centa soll nichts ahnen. Ich will sie auch nicht verhaften lassen. In Freiheit verrät sie sich vielleicht."

„Vielleicht gesteht sie!"

„Topp!" rief der Amtsrichter, „das will ich versuchen. — Centa Basler!"

Centa war in der Nähe. Der Amtsrichter warf dem Bürgermeister einen Blick des Einverständnisses zu. Sie versuchte also zu horchen!

„Setzen Sie sich", sagte er. „Wollen Sie sich zu einem Geständnis bequemen? Es kann Ihre Lage nur erleichtern. Es wird uns bestimmt veranlassen, milder über die Tat zu denken. — Bleiben Sie sitzen, reden Sie..."

„Aber, Herr Amtsrichter, Sie denken doch nicht, daß ich — diesen guten Herrn! — Nein, nein!"

Der Amtsrichter zog die Brauen an. „Mit dem guten Herrn", sagte er spöttisch, „das Verhältnis dürfte neu sein. Bisher wurden uns — und nicht erst seit heute — Gespräche, man muß wohl sagen: Streite übermittelt, die alles andere vermuten lassen, als daß Sie von Ihrem Herrn im Tone besonderer Wertschätzung gesprochen haben."

„Das ist nicht wahr. Er war nervös, wir haben uns häufig gestritten; aber boshaft war er nicht."

„Er vielleicht nicht", meinte der Bürgermeister vielsagend.

Aber an Centa prallte Ironie ab. „Ich auch nicht", erklärte sie. „Ich habe mich rechtschaffen über ihn geärgert, aber umgebracht hätte ich deswegen nicht einmal eine Katze."

„Und Sie wollen also nicht gestehen, daß Ihnen da gestern im Zorn eine Faust ausgerutscht ist, ein schwerer Gegenstand, der gerade zur Hand war..."

„Aber nein! Hören Sie auf von so gräßlichen Sachen!"

„... die Finger krumm gemacht um eine Gurgel? Blind vor Wut? Das sind mildernde Umstände, kein Mensch wird deswegen Ihren Tod fordern. Greifen Sie zu, Centa Basler, ich biete Ihnen eine Gelegenheit, die nie wiederkehrt!" Er ward ordentlich bittend, er warnte

sie, wie eine Mutter ihr Kind; pries seine Güte, versprach Nachsicht — nur gestehen solle sie.

Sie weinte leise vor sich hin. Diesen Tränenfluß unterbrach nur manchmal ein feuchtes Luftaufziehen durch die Nase oder ein Kopfschütteln. Sie war verstockt bis in die Seele.

Er ward ungeduldig. „Nun denn,“ rief er, „dann sagen Sie wenigstens, wo die Leiche ist!“

Das war ein Überraschungscoup, aber auch der verfing nicht bei dieser blöden Person, die ihr Glück mit Füßen trat. Sie brüllte nur einmal laut auf. Das war ihre Antwort.

An der Marktecke, wie gestern nacht, trennten sich die beiden Stadthäupter. Schwepp stieg die zwei Treppen seiner Wohnung hinan.

Frau Sidi begrüßte ihn kühl, doch geziemend.

Er warf ihr hin: „Der Schriftsteller Hinz ist heute nacht verschwunden; vermutlich Mord, Raubmord!“

Sie riß die Augen auf. „Ich bitte dich! Das ist ja grauenvoll! Wer soll denn das getan haben? Er war doch — wie man so sagt — ein ordentlicher, auch guter Mensch!“

Er zuckte die Achseln und trat in sein Zimmer. „Es ging wohl auch nicht um die Person, sondern um lumpige 500 Mark. Weißt du, wen ich in Verdacht habe?“

„Wen?“

„Die Haushälterin, diese Centa Basler!“

„Wie schrecklich!“ sagte Sidi. „Dabei ging das Gerücht, sie sei seine Geliebte — zuweilen.“

Er lächelte mokant. „Zuweilen“, wiederholte er, „ist glänzend gesagt . .“

Aber Frau Sidi trat nicht vollends zu ihm ins Zimmer. Sie schloß die Tür und entfernte sich. Da ging er an sein Aquarium, das im Fensterbord stand und sehr schöne, schillernde Makropoden beherbergte. Aus einem Nachbarglase fischte er mit kleinem Gazenetz winzige Krebschen, Wasserflöhe; siebte die braune Masse und tupfte sie in das große Aquarium. Er war vollkommen bei der Sache. Es war ihm eine Befriedigung mindestens gleich der, die ihm der Beruf bot. Nur machte ihm diese Beschäftigung mit den Tieren, und waren es Fische und Wasserflöhe, freier, gab ihn sich ihm selbst zurück. Die Menschenfeindlichkeit, an sich in uns allen vorhanden, bei ihm durch Beruf und Erfahrung übersteigert, löste sich zu einer Gelassenheit, die etwas wie Glück bedeuten konnte. Er liebte seine Fische, er wußte um ihre Geheimnisse wie ein Gelehrter; und er schob die Brille zurück, pochte an das Glas und nickte den schlanken Makropoden zu, als verstünden er und sie einander.

Als Frau Sidis Schritt im Flur näher kam, trat er vom Fenster zurück. Er verbarg diese Viertelstunde seit je. Verständnis bei den Menschen zu finden, schien ihm ausgeschlossen. Er lachte ja auch über Sidi, die er dabei betroffen, wie sie die Embleme ihres früheren Lebens sich um die Stirn wand — für eine Viertelstunde.

Frau Sidi brachte ihm die Meldung, daß ein Kriminalbeamter, und zwar einer von jenen, die die Abfischung des Nonnensees leiteten, ihm mitteilen ließ, man habe des Doktors Hut aufgefischt; er liege im Amtszimmer des Herrn Amtsrichters.

„Ich komme“, sagte Schwepp; dann nahm er seinen Hut vom Kleiderständer. „Aha“! sagte er; sonst nichts. Aber die Viertelstunde der entrückten Beschaulichkeit war vorüber.

An einem Nagel in der Wand des Bureaus hing der grünliche Filzhut des Peter Hinz.

Der Amtsrichter musterte ihn, betrachtete sogar die kleine Pfütze am Boden, die aus den fallenden Tropfen des vollgesogenen Filzes sich gebildet hatte. „Man soll das Wasser aufwischen“, entschied er nach nicht allzu langem Zögern.

Der Bürgermeister stand mit seiner Tochter am Fenster.

Luzy schien blaß; aber das konnte Zufall sein oder in ungünstiger Beleuchtung seine Erklärung finden.

Der Amtsrichter trat zu den beiden. „Gnädigste,“ sagte er scherzend und gab ihr die Hand, „da sind wir ja in eine schöne Mordgeschichte verwickelt.“

Luzy zuckte merklich zusammen. „Ich bin gekommen . . .“ begann sie und wußte nicht recht weiter. — „Vater,“ sagte sie, „diesen Hut verlor der lebende Doktor Hinz!“

Der Bürgermeister sah seine Tochter an. „Wieso, mein Kind? Weißt du etwas?“

Luzy wich Schwepps sofort prüfend gestieltem Blick aus. Sie sagte verlegen: „Ich war gestern nachmittag mit Herrn Hinz am Nonnensee; er wollte eine Seerose mit dem Stock heranziehen, dabei beugte er sich zu weit vor, und sein Hut — jener Hut dort — fiel ins Wasser.“ Sie hatte also ebenfalls Phantasie. —

„Warum holte er ihn nicht wieder heraus, wenn er einen Stock zur Hand hatte!“

„Der Wind trieb den Hut ab“, sagte sie. „Aber muß ich nun auch mit als Zeugin vor Gericht?“

„Unsinn“, sagte der Vater.

Aber Schwepp, im Vollgefühl seiner Macht, meinte nebenbei: „Das wird sich finden. — Zunächst ist es sehr interessant, den Menschen entdeckt zu haben, der in den letzten Stunden des Ermordeten um ihn war.“

„Sie haben mich doch nicht entdeckt,“ sagte Luzy, „ich bin doch gekommen!“

Der Amtsrichter überhörte geflissentlich diese Feststellung. Sein Blick hing bedauernd an dem Hut, diesem tränenden Hut, der berufen gewesen war, gewissermaßen dramatischer Höhepunkt in diesem Spektakelstück zu sein, und dem ein kleines Mädchen die Pointe entwand. — Oh, hätte der Amtsrichter Schwepp ihn doch nur genauer betrachtet! Vielleicht wäre ihm die Deutung gekommen, daß jener naß und verbeult wie ein Menetekel am Haken hing; ein Symbol des Lebens, stolz auf dem Kopf getragen, ins Wasser gefallen — am Ende ein nasser, unförmiger Filz. — Aber Amtsrichter Schwepp war auf etwas anderes aus. Er war geboren, zu suchen. Das sind wir alle. Er aber spezialisierte sich und suchte Mörderinnen.

„Wie lange waren Sie, Fräulein Luzy, mit dem Doktor, also dem Herrn Hinz zusammen?“

Luzy hielt ihre Hände nun still. Sie sah ihren Vater an. Muß ich antworten, hieß das. Der nickte: selbstverständlich.

„Bis nach 6,“ sagte sie, „als es sechsmal schlug, brachen wir vom Nonnensee gerade auf.“

„Du kamst gegen 9 Uhr nach Hause“, sagte der Bürgermeister. „Wo warst du in der Zwischenzeit?“

Luzy atmete schwer, aber sie ließ es nicht merken. „Wo war ich denn . . .?“ sagte sie und suchte verzweifelt einen Ausweg. „Ich kann mich wirklich nicht erinnern.“

Der Amtsrichter warf dem Bürgermeister einen erstaunten Blick zu. „Nanu?“ machte er. Dann trat er mit dem Vater zur Seite. „Was hältst du davon? Ist sie verrückt?“

„Luzy!“ rief Herr Gonschorek, „komm einmal her! Du mußt doch wissen, was du vor nicht 24 Stunden getan hast!“

Sie zog die Lippen schmal. „Nicht den Doktor ermordet“, sagte sie schnippisch.

Der Bürgermeister kannte seine Tochter. Zudem liebte er sie. — Er war sich klar, daß diese Jugend andere Wege ging, als seine Generation sie gegangen; aber er dachte, abgeklärt, ein bißchen bedauernden Verzicht versteckend: Mag sie! Einmal kommt sie doch wieder, wenn sie erfährt, daß es nur einen Freund gibt für das Mädchen, den Vater. —

„Luzy,“ sagte er gemäßigt, „es verdächtigt dich niemand, aber es könnte dazu kommen. Dann wäre weder ich noch der Herr Amtsrichter imstande, dir Unannehmlichkeiten zu ersparen. — Wer wie du, als meine Tochter, mitten im Leben steht, hat Rücksichten zu nehmen. Du bist nicht irgendein kleines Mädchen. Vergiß das, bitte, nicht.“

Der Amtsrichter nickte beifällig. „Machen Sie keine Geschichten, Luzy, sagen Sie, wo Sie von 7 bis 9 Uhr waren. Ihre kleinen Heimlichkeiten interessieren uns, weiß der Himmel, nicht. Es ist nicht diese Neugierde, die uns fragen läßt. Aber wir suchen einen Mörder! Da gibt jede Kleinigkeit einen Fingerzeig.“

Luzy sah vor sich hin. „Vater“, sagte sie, „ich war nicht mit dem Peter Hinz zusammen. Genügt das?“

„Nein“, sagte der Bürgermeister kühl.

„Zum Teufel,“ schrie der Amtsrichter, fing sich aber wieder ein, „Sie kutschieren sich ja geradeswegs in den Dreck! Waren Sie mit einem Menschen zusammen, ja oder nein?“

„Ich verweigere die Aussage.“

Der Amtsrichter lachte auf. „Darum handelt es sich jetzt absolut nicht.“ Aber dann wurde er ärgerlich. „Meinen Sie jemand zu kompromittieren? Eine Freundin, eine geschwänzte Nachhilfestunde . . . reden Sie, es bleibt unter uns!“

„Sprich doch“, bat der Vater. „Willst du es mir allein sagen?“ drängte er.

(Fortsetzung folgt.)



ROSENSTOCK IM WINTER
Radierung von Sascha Kronburg

Für die Ball-Saison











Moderner Domino aus schwarzem Taft mit großer Halskrause. Die elegante Dame trägt dazu Perlmutterperlenschmuck.

Links oben:
Die Filmschauspielerin Bella Herzog in schwarzem Stilkleid, an dessen Veloursdiffontaille sich ein Tüllvolantrock anfügt.

Rechts oben:
Perlenstickerei und netzartige Straßverzierung beleben das Halbstilkleid aus schwarzem Marocain.

Links:
Zart rosenfarbenes Abendkleid, mit winzigen Perlen reich bestickt.

Rechts:
Duftiges schwarzes Halbstilkleid aus Tüll und Velourschiffon.

Modelle: Kuschnitzky & Gerstl, Wien.
Photos: Kitty Hoffmann.
Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.

Aus dem neuen Film „Der Alte Fritz“, der den großen Preußenkönig in seinen späten Lebensjahren zeigt: Tafelrunde Friedrichs des Großen.

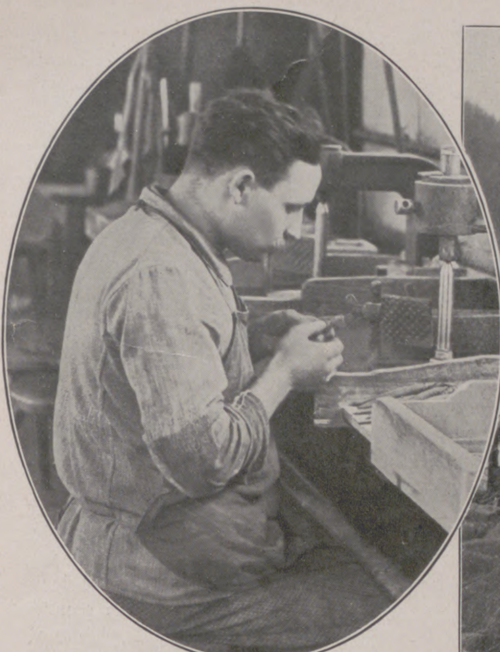
Die dargestellte Szene illustriert folgende Fridericus-Anekdote: Der Marquis d'Argent (zur Linken des Königs sitzend) hat soeben erzählt, daß ein Geistlicher ein Traktat über die Gottähnlichkeit der Könige geschrieben habe. Mit sarkastischem Lächeln wendet sich Friedrich an den Generalfeldmarschall Keith (zur Rechten des Königs) mit den Worten: „Nicht wahr, mein lieber Keith, das wäre gar schlimm für Gott, wenn ich ihm ähnlich wäre?“ — Der von dem bekannten Regisseur Gerhard Lamprecht geschaffene zweiteilige Film „Der Alte Fritz“ (hergestellt von der National-Film A.-G., Berlin), dessen erster Teil jetzt in Berlin läuft, schließt sich in der Handlung zeitlich ungefähr an den alten, vor Jahren erschienenen Fridericus-Film an und gibt die Charaktertragödie des alternden, von seinen Zeitgenossen sich immer mehr lösenden großen Mannes mit einer feinen Schilderung der zeitlichen Umwelt. Die Rolle des Königs spielt Otto Gebühr, der erfolgreiche Darsteller des Großen Friedrich im alten Fridericus-Film.

Achat- und Edelsteinschleiferei im Nahetal.

Fern vom Weltgetriebe, in malerischer Berglandschaft an den Ufern der rauschenden Nahe, unter dem Schutz einer mächtigen Felswand, in deren Gestein die seltsame Felskirche eingebaut ist, liegt das Städtchen Oberstein und an dieses anschließend im romantischen Tale aufwärts Idar. Beide Namen sind kaum voneinanderzutrennen, wenn von der deutschen Schmucksteinindustrie gesprochen wird, und auch in der Geschichte Jahrhunderte hindurch verbunden. Denn seit Jahrhunderten ist in dieser Gegend die Bearbeitung und früher durch Bergbau die Gewinnung des Achats heimisch, zu dem sich später auch Amethyst, Bergkristall und andere Schmucksteine gesellten. Entstehung und Weltruf aber verdankt die Industrie dem Achat, dessen Vorkommen schon den Römern bekannt war und sie zu Niederlassungen veranlaßte, wie uns von einer solchen an der Stelle des heutigen Idar berichtet wird. Römische Handwerker waren es, von denen die einheimische Bevölkerung das Schleifen des Achats lernte. Nach Vertreibung der Fremdlinge breitet sich Dunkel über das Gewerbe, und nur nachweisliche Schmucksteine aus Idarer Gegend an kirchlichem Gerät des Mittelalters bestätigen seine Existenz. Nach der ältesten schriftlichen Notiz aus der Mitte des 15. Jahrhunderts hat zu dieser Zeit bereits ein geregelter Grubenbetrieb im Gebiete der Grafen von Oberstein bestanden, bei dem durch schwere Arbeit der Achat dem harten Melaphyrfelsen abgewonnen wurde. Gewinnung und Bearbeitung des Achats waren damals engbegrenzt, zog doch der Schleifer auch als Händler seiner Erzeugnisse von Ort zu Ort und von Burg zu Burg. Das beginnende 17. Jahrhundert brachte neue Absatzmöglichkeiten für die aus Knöpfen, Degengriffen, Kreuzen und Rosenkränzen bestehenden Waren. Man besuchte die Frankfurter Messe, schließlich auch Leipzig, und das Absatzgebiet der Achatwaren erstreckte sich über ganz Europa. Eine weitere Folge davon war die Ansiedlung von Goldschmieden, die vom 18. Jahrhundert ab als Händler in die Erscheinung treten. Bedeutungsvoll wurde am Ende des Jahrhunderts die Eroberung des nordamerikanischen Marktes durch Erzeugnisse wie Achatdosen, Etuis, Messerhefte, Petschafte, Flintsteine, Spielmarken, Knöpfe und Schmuckgegenstände. Einen wesentlichen Aufschwung der Industrie brachte das 16. Jahrhundert infolge der Entdeckung des Steinfärbeverfahrens und der Auffindung des brasilianischen Achats. Jahrhundertelang war das Schwarzfärben von Steinen schon den Italienern bekannt, doch hüteten sie ihr Geheimnis gut, und erst durch einen Zufall wurde es im Jahre 1819 in Idar bekannt. Mit dem Rotbrennen des Achats hatte man wenige Jahre vorher die ersten Versuche gemacht. Damit schien die Blütezeit der Idar-Obersteiner Industrie gekommen, denn nun war es möglich, selbst wertlos scheinende Onyxsteine zu verarbeiten. Aber neue Schwierigkeiten erwuchsen aus Mangel an Rohmaterial. Die alten Achatgruben konnten den gesteigerten Anforderungen nicht mehr genügen und standen vor der Erschöpfung. Da kam ungeahnte Hilfe von den 1825 nach Brasilien ausgewanderten Idarern. Am rechten Ufer des Jacuhy-Flusses entdeckten sie hellgelbe Steine, die ein Schleifer als Achate erkannte. Nun erfolgte die Versorgung der Heimat mit brasilianischem Achat. Zu den unabsehbaren Mengen aus Brasilien und Uruguay kamen aus Südamerika auch andere herrliche Steine: Bergkristalle, violette Amethyste, gelbe Zitrine



Blick auf Idar im Idartal.



Lapidär bei der Arbeit.



Alte Wasserschleife in Idar.



Graveur bei der Arbeit.

und braunschwarze Rauchquarze. Neuer Mut belebte das ganze Gewerbe, und an der Nahe und ihren Zuflüssen wurden neue Schleifmühlen gebaut, deren man 1850 schon 140 mit weit über tausend Schleifern zählte. In dieser Zeit bevorzugte die Mode jede Art Schmuck von Achat, und so war das goldene Zeitalter der Achatindustrie gekommen, als dessen Höhepunkt das Jahr 1873 gilt. Ein neuer Niedergang folgte, in dem der Achat seine frühere Stellung einbüßte, und erst neue Schleifmaschinen und veränderte Arbeitsmethoden brachten ihn wieder zu seiner heutigen Geltung. Die neuen Werkstätten verdrängen immer mehr die alten Schleifen mit ihrem Sandschleifstein, Weiher und Wasserrad, an deren Stelle Gas, Elektrizität und die sich horizontal drehende Schleifscheibe (Lapidär-Maschine) treten. Nach ihr nennt sich der neue Arbeiterstand der Schleifer Lapidäre. Die im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts eingeführten Schleifeinrichtungen ermöglichten die Verarbeitung auch von härteren Schmucksteinen wie Tomalin, Aquarin, Topas, Granat, Rubin, Saphir und anderen mehr. Viel Geld brachte die Einführung des australischen Edelopals ins Land, und große Aufträge sind dem Mondstein und Rosenquarz zu danken. Die Einfuhr immer neuer Steine von Übersee ließ Idar inzwischen zum bedeutendsten Markt von rohen Edelsteinen in Deutschland werden. Neben ihnen spielt die Bearbeitung der Perlen eine nicht geringe Rolle. Das Polieren trägt zur Erhöhung ihrer Schönheit bei, das Bleichen, eine Kunst, deren Entdeckung in Idar erfolgte, zur vorteilhaften Veränderung weniger schön gefärbter Perlen, und schließlich liefert das Durchschneiden dem Goldschmied Halbperlen für entsprechende Fassungen. Auch die Diamantschleiferei als Spezialgewerbe hat sich in Idar seit 1880 erfreulicherweise entwickelt, doch ging der Wunsch nach einem eigenen Diamantenmarkt nicht in Erfüllung. Gespalten oder zersägt und durch Aneinanderreiben von zwei Diamanten seiner zukünftigen Form nahegebracht, schleift man ihn als härtesten aller Steine in seinem eigenen Pulver auf einer Gußstahlscheibe. Unter den verschiedenen Formen sind heute Brillant und Rose von der Mode am meisten bevorzugt. Auch die Verarbeitung der synthetischen Steine sowohl zu Schmucksteinen als auch für technische Zwecke verdient erwähnt zu werden. Hier sind es Rubin und Saphir, die sich infolge ihrer Schönheit und Vollkommenheit einen breiten Platz unter den neuzeitlichen Schmucksteinen gesichert haben. Einen kunsthandwerklichen Zweig, der bei allen Völkern bis in die frühgeschichtlichen Zeiten zurück großes Ansehen genoß, finden wir in der Kunst des Gemmenschnitts. Steine mit erhabenen Figuren, Kameen genannt, werden namentlich aus den schön gefärbten Arten des Achats, Onyx, Sardonyx usw. geschnitten, während für Steine mit vertieften Figuren, als Intaglien bekannt, oft harte Edelsteine in Frage kommen. Erst spät fand diese schöne alte Kunst ihre Pflege in Idar durch Deutsche, die in Paris die Technik erlernt hatten und im Kriege 1870/71 aus Frankreich vertrieben wurden. Leider ist die Zahl der Graveure, deren es 1914 ungefähr 180 gab, infolge mangelnder Nachfrage sehr gesunken, und nur wenige namhafte Künstler finden sich noch unter der kleinen Schar der ihrer Kunst treu gebliebenen Kunsthandwerker. Als Hauptabnehmer unserer Industrie stehen an erster Stelle die Vereinigten Staaten von Amerika, doch dürfte es kaum ein Land der Welt geben, in dem nicht im Idar-Obersteiner Gebiet verarbeitete Steine oder Achate eingeführt würden, so daß die große Bedeutung dieser wertvollen Exportindustrie erwiesen ist. Otto Müller.



Oberstein an der Nahe.



Kamee. Geschnitten von August R. Wild.



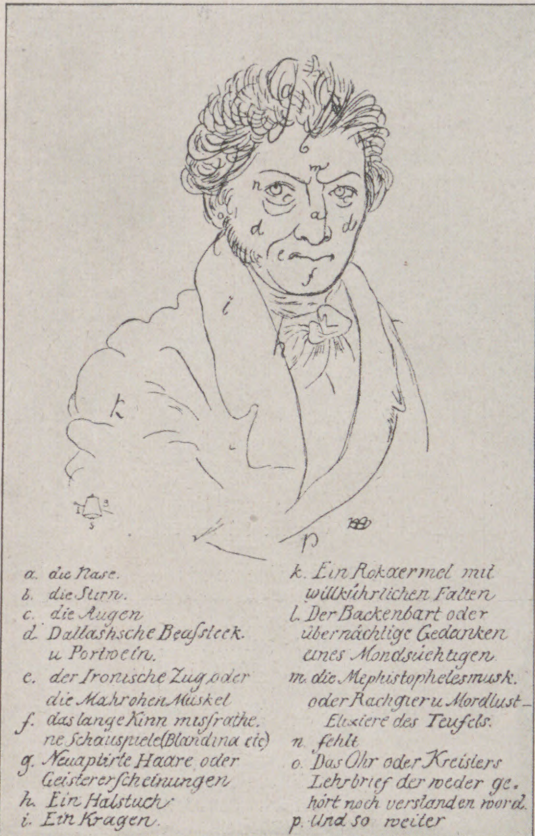
Sortieren von rohen Achatsteinen vor der Versteigerung



Gravierter Kristallanhänger

Das Lachen über sich selbst.

ALLERLEI SELBSTKARIKATUREN.



Des vielbegabten Dichters E. Th. A. Hoffmann Selbstporträt mit scherzhaften Erklärungen.

Mit besonderer Vorliebe haben die Maler und Zeichner aller Zeiten ihre eigenen Züge im Bilde festgehalten, aber überaus selten finden wir unter diesen Darstellungen welche mit humoristischem oder gar satirischem Einschlag.

Diese eigentlich recht merkwürdige Erscheinung mag wohl nicht zuletzt darin ihre Erklärung finden, daß immerhin ein starkes Maß von Selbstironie und vor allem Selbstverleugnung dazu gehört, das vielgeliebte eigene Ich in einem Spottbilde zu verunstalten und weitere Kreise geradezu auf jene Mängel des Äußeren aufmerksam zu machen, die oft nur einer kleinen zeichnerischen Übertreibung bedürfen, um allgemeine Heiterkeit auf Kosten des also Dargestellten hervorzurufen.



Das zarte, von der Muse sorgsam betraute Pflänzchen: Selbstkarikatur des Malers Friedrich August v. Kaulbach (1850—1920).

Sind doch selbst wir gewöhnlichen Sterblichen immer bestrebt, uns in einer möglichst vorteilhaften Erscheinung zu präsentieren, wenn es sich darum handelt, ein noch so reizloses Äußeres im Lichtbild oder gar in einer künstlerischen Ausführung erstehen zu lassen. Wie viele unter uns gibt es, die bei solchen Aufnahmen nichts dagegen haben, wenn Künstler oder Photograph durch geschickte Kopf- oder Körperstellung, ja selbst durch gefällige Retusche manche störende Unebenheit von Antlitz oder Figur selbst auf Kosten der Naturtreue beseitigen! Sollen wir es daher den bildenden Künstlern verargen, wenn auch sie nicht allzuoft gelaunt sind, sich durch Selbstironisierung in den Augen einer Mitwelt herabzusetzen, an deren Wertschätzung und Bewunderung ihnen doch sehr viel gelegen ist?

Man möge aber auch nicht etwa glauben, daß es im allgemeinen jenen Künstlern, die vornehmlich ernste und hohe Kunstziele verfolgen, an dem nötigen Humor oder an satirischer Begabung für Spottbilder überhaupt mangle. Dagegen sprechen schon die zahlreichen gelungenen Zeichnungen satirischen Inhalts, die uns selbst die größten Meister aller Zeiten hinterlassen haben. Aber mit der tendenziösen Verspottung des eigenen Ichs ist es doch eine ganz eigene Sache! Das haben übrigens immer die lieben zeitgenössischen Kollegen viel gründlicher und besser besorgt, als es der Verspottete jemals selbst vermocht hätte, denn ihre Hand hat die reinste aller menschlichen Freuden — die Schadenfreude — geführt ...

Wir finden also eigentliche Selbstkarikaturen nur ganz vereinzelt bei solchen Künstlern, deren sonstiges Schaffen abseits von Humor und Satire gelegen ist. Nur ab und zu steigen diese herab von ihrem hohen Piedestal, wenn besondere Anlässe, wie Künstlerfeste, Faschingsveranstaltungen, sie dazu bewegen, auf die Schaffung von künstlerischen Ewigkeitswerten zu verzichten und auch ihrerseits ein Scherflein zur allgemeinen Belustigung beizutragen. Das Ergebnis solcher improvisierter Scherze ist dann gewöhnlich eine ziemlich porträtgetreue, wenn auch karikaturistisch verzerrte Wiedergabe der Züge des Künstlers, geschmückt mit allerlei Beiwerk, unter dem natürlich Pinsel und Palette und andere Gebrauchsgegenstände des zünftigen Handwerks sowie eventuelle Hinweise auf das



Eine artistisch nicht uninteressante, schwer nachahmbare Stellung: Wie sich der österreichische Maler Rudolph Huber (1839—1896) wiedergegeben hat.

Lieblingsgebiet des Künstlers eine besondere Rolle spielen. Bisweilen wird auch eine lustige Szene ersonnen, in deren Mittelpunkt der Künstler gestellt ist.

Ganz anders liegen die Dinge natürlich bei jenen Zeichnern, deren ureigenstes Betätigungsfeld der Humor und die Satire bilden. Ihnen, die zufolge ihres Metiers gewohnt sind, alles Weltgeschehen in satirischer Verzerrung zu erfassen, und die daher den ernstesten Dingen gleichsam berufsmäßig eine heitere Seite abzugewinnen verstehen, ihnen fällt es viel leichter, auch einmal ihre eigene Persönlichkeit unter die satirische Zeitlupe zu nehmen. Wohlvertraut mit allen wirkungssicheren Mitteln der drastischen Übertreibung, geben sie uns auch in ihren Selbstkarikaturen recht gelungene Talentproben zum besten.

Schließlich sei noch einer wohl einzig dastehenden Besonderheit gedacht. Der früh verstorbene Tenor Enrico Caruso war nicht nur ein unvergleichlicher Gesangskünstler, sondern auch ein ganz annehmbarer Dilettant auf karikaturistischem Gebiet. Er hat mit einer verblüffenden Leichtigkeit und Schnelligkeit zahlreiche Selbstkarikaturen gezeichnet, in denen er sich zum größten Teil über seine übrigens gar nicht auffällige Leibesfülle lustig gemacht hat — eine kritische Selbstlosigkeit, die wohl nur bei wenigen Kollegen seines Gesangsfaches anzutreffen sein dürfte.

Hofrat Dr. Anton Klima, Wien.



Ein Kuriosum: Ein Tenor, der sich zeichnerisch selbst ironisieren kann. Handzeichnung Carusos von sich selbst als Radames in „Aida“.



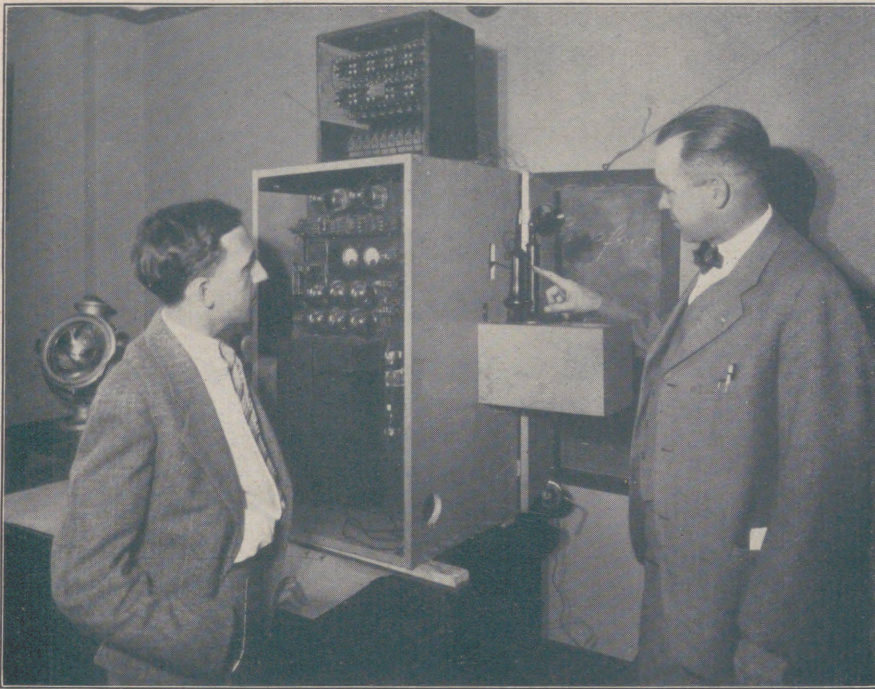
Selbst das Polargetier verwundert sich über den seltsamen Seehund-Kollegen: Lustige Selbstkarikatur des Malers Lovis Corinth († 1925). (Almanach der „Lustigen Blätter“.)



Eine Modeschau der Haartracht: Hochbetrieb im Garderoberaum, wo sich die Frisur-Mannequins für ihre Vorführungen herrichten lassen. Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Lotte Oldenburg-Wittig.

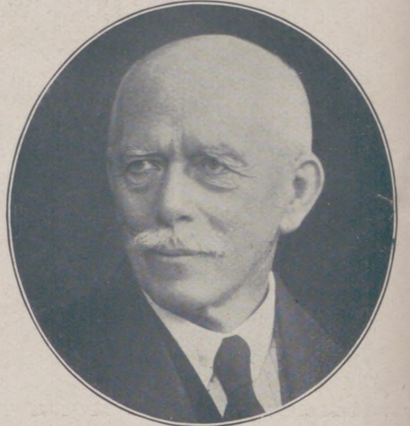
Die Mode ist immer mehr eine öffentliche Angelegenheit geworden. Wie man die neuen Kleidermodelle dem Publikum in großen Modevorführungen zeigt, so werden auch die neuesten Haartrachten in öffentlichen Schauveranstaltungen präsentiert. Unsere Zeichnung gewährt einen Blick hinter die Kulissen einer Frisuren- und Perücken-Revue, wie sie am 9. Januar in Leipzig vom Verein der Friseure und Perückenmacher geboten wurde.

Wissen und Leben



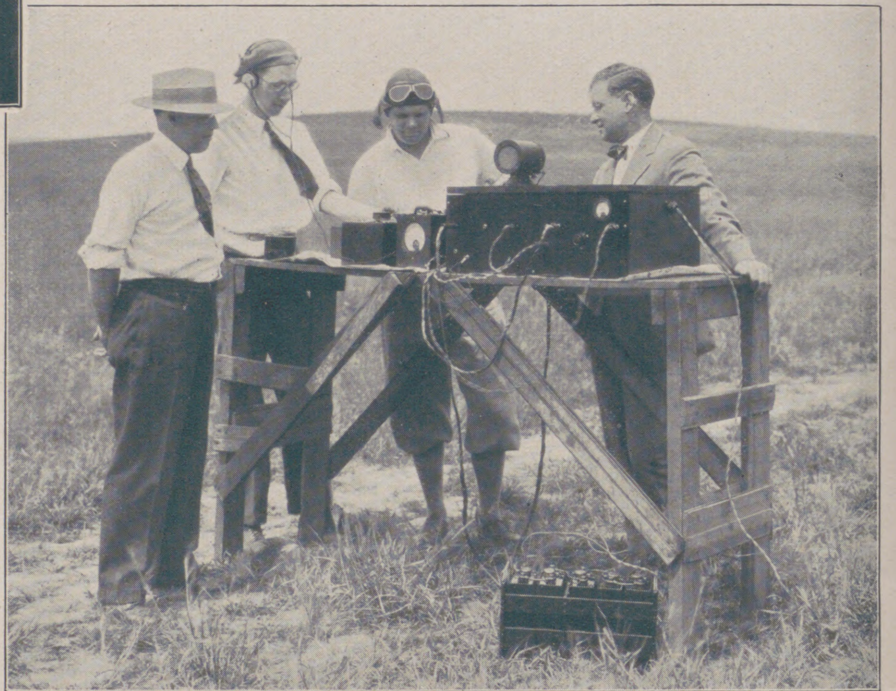
R. J. Wensley, der Erfinder des Televox, erläutert an seinem auf Töne reagierenden Apparat dessen Wirkungsweise.

Johannes Rehmke. (Zum 80. Geburtstage des Philosophen am 1. Februar.) Geheimrat Rehmke, lange Jahre Professor an der Universität Greifswald — der älteste unter den lebenden deutschen Philosophen — kann am 1. Februar auf eine 80jährige Lebenszeit zurückblicken. Friesischer Abstammung, wurde er als Sohn eines Lehrers im Revolutionsjahr 1848 zu Elmshorn (Schleswig-Holstein) geboren. Ursprünglich willens, den geistlichen Beruf zu ergreifen, wandte er sich doch mehr und mehr der Philosophie zu. Im Jahre 1884 habilitierte er sich an der Universität Berlin als Privatdozent der Philosophie. Aber schon 1885 vertauschte er die aufblühende Weltstadt mit der kleinen norddeutschen Universitätsstadt Greifswald, wohin er zur Übernahme einer außerordentlichen Professur durch Wilhelm Schuppe, den bekannten Vertreter der Immanenzphilosophie, berufen wurde. Bereits zwei Jahre später wurde er ordentlicher Professor. Von 1885 an hat denn Johannes Rehmke als akademischer Lehrer fast 75 Semester (bis 1921) in Greifswald gewirkt, das er 1922 verließ, um seinen Lebensabend in Marburg a. d. L. zu verbringen: in der Tat nach außen hin ein selten einfaches, fast geradliniges Gelehrtenleben. Klar und bestimmt in Lehre wie Leben, ohne Phrase und Pose, und bei aller Zielsicherheit und Entschiedenheit ohne jeden Anflug von Eitelkeit, hat er eine Philosophie begründet, die längst, ehe das berückende Schlagwort von der „Neuen Sachlichkeit" ausgeheckt wurde, in strenger, unerbittlicher, ja, unpersönlicher Weise der Sache, den Gegenständen der Welt zugewandt war, in einer Zeit, als noch der Neukantianismus die Welt zu einer Erscheinungswelt zu versubjektivieren bestrebt war, um von sich aus der Gegenstandswelt ihre Daseinsformen vorzuschreiben, und philosophierende Dichter sich der Welträtsel annahmen. So hat er, unbekümmert um die wissenschaftlichen und persönlichen Bestrebungen seiner Zeitgenossen, in einer noch heute erstaunlichen Lebendigkeit des gesprochenen Wortes und einer ebenso erstaunlichen begrifflichen Schärfe seiner Schriften (es seien nur genannt: „Philosophie als Grundwissenschaft"; „Lehrbuch der Allgemeinen Psychologie"; „Logik oder Philosophie als Wissenslehre"; „Grundlegung der Ethik als Wissenschaft") in der Stille der norddeutschen Universitätsstadt eine metaphysikfreie Wirklichkeitsphilosophie geschaffen, die vorurteilslos an das „Gegebene" (Gewußte) herangeht, und deren Unterbau, von Rehmke als „Grundwissenschaft" bezeichnet, die allgemeinsten Tatbestände der Welt zu klären sucht. Einer solchen Philosophie mußte wegen ihrer völligen Andersartigkeit anfangs der Beifall der Menge natürlicherweise versagt bleiben, aber längst und in immer steigendem Maße hat sie nun im Ausland wie im Inland Beachtung gefunden: wurde doch anläßlich des 70. Geburtstages des allseitig geschätzten Universitätslehrers aus dem Kreise von Freunden und Schülern heraus eine besondere philosophische Vereinigung unter dem Namen „Johannes-Rehmke-Gesellschaft", Greifswald, begründet, die durch eine eigene Zeitschrift „Grundwissenschaft" (Verlag F. Meiner, Leipzig) die Gedanken Rehmkes vertritt und jetzt dem gefeierten Gelehrten durch eine Festschrift ihre Glückwünsche darbringt.



Geheimrat Prof. Dr. Johannes Rehmke, namhafter Philosoph, Begründer der grundwissenschaftlichen Philosophie, kann am 1. Februar seinen 80. Geburtstag feiern.
(Vgl. hierzu den Beitrag auf dieser Seite.)

„Televox" — der hörende, sprechende und handelnde Automat. (Hierzu die Abbildungen auf dieser Seite.) „Piep, piep, piep", meint die Hausfrau und bemüht sich, nun da sie ihren Telephonanschluß hat, ängstlich, die Sprache des „Televox" zu reden. „Surr, surr, surr—surr—r—r", antwortet gehorsam der mechanische Diener. „Tut", lautet ihr strenger Befehl. „Surr", so kommt, diesmal kurz angebunden, die Bestätigung des elektrischen Automaten. Beruhigt hängt die Hausfrau den Hörer wieder an und setzt das vorübergehend unterbrochene Bridge-Spiel fort; sie weiß jetzt, daß sie beim Nachhausekommen abends alles in ihrem dienstmädchenlosen Heim in bester Ordnung vorfinden, daß vor allem das Essen gerade fertiggekocht sein wird. — Wie konnte sie soeben ihre Wünsche telephonisch nach Hause übermitteln und das, was sonst nur ein gewissenhafter Dienstbote getan hätte, durch mechanische Fernwirkung erreichen? Sie vermochte es mit Hilfe des Televox, eines Automaten, der in erster Reihe das Rädergetriebe der Industrie im Gang erhalten hilft. Er gestattet, auf größere oder geringere Entfernungen — eventuell telephonisch — eine Verbindung mit unbeaufsichtigten Maschinen, maschinellen Vorrichtungen usw. herzustellen, gibt auf Anfragen Bescheid, nimmt Anweisungen entgegen und führt bestimmte Arbeitsleistungen aus. Zum



Vorführung eines Televox-Automaten, der das Nahen eines Flugzeugs „hört" und dadurch die Beleuchtung des Landungsplatzes selbsttätig auslöst.

Ein Wunder der Elektrotechnik: Televox — ein hörender, sprechender und handelnder Apparat.

(Zu oben beginnendem Beitrag.)



Für die Zyklon-Begasung überdeckte Olivenbäume.



Nebenstehend: Vorbereitung zur Baumbegasung durch Zyklon in Spanien.

Im Kampf gegen das Ungeziefer: Begasung von Bäumen zur Abtötung der Schädlinge.

(Vgl. den Beitrag auf der nebenstehenden Seite.)

erstenmal ist es hier gelungen, den Schall als auslösendes und beherrschendes Prinzip beim automatischen Betrieb von Maschinen zu verwenden. Der Erfinder des geheimnisvollen Apparats ist R. J. Wensley, Abteilungsleiter der amerikanischen Westinghouse-Gesellschaft, der seine erste Anregung dadurch empfangen hat, daß ein großes Industrie-Unternehmen eine maschinelle Vorrichtung zum Ersatz für die Wächter zu haben wünschte, die bis dahin zur Bedienung seiner kleineren und daher verhältnismäßig unlohnenden Unterstationen erforderlich waren. Er baute Automaten, die auf Töne reagierten, und erreichte damit nicht nur eine Verbilligung von 25 bis 50 Prozent, sondern auch eine sehr bedeutende Verbesserung im Betrieb der Unterstationen. Gegenwärtig wird das neue Betriebssystem z. B. im Washingtoner Wasserwerk zur Regulierung der Wasserhöhe in den Behältern benutzt. Der technische Beamte des Zentralbureaus telephoniert einfach an den „Robot“, den „mechanischen Menschen“, dem die Aufsicht über den betreffenden Behälter obliegt, läutet ihn ganz ebenso wie einen Menschen an und erhält von ihm in Form eines Schallsignals genaue und durchaus zuverlässige Angaben über den Wasserstand. Der Televox verdankt seine außerordentliche Leistungsfähigkeit seiner Empfindlichkeit für Töne verschiedener Höhe, und diese Empfindlichkeit kommt durch Verwendung einer Reihe von Schallfiltern zustande, die immer nur bestimmte Töne durchlassen. In seiner gegenwärtigen Ausführungsform wird er durch Schallwellen, deren Schwingungszahl (Frequenz) 1400 beträgt, betriebsbereit gemacht, durch Wellen mit der Schwingungszahl 900 in Tätigkeit gesetzt und durch solche von 600 zum Stillstand gebracht. Bisher werden die auslösenden Schallsignale meistens durch verschiedenartig abgestimmte Pfeifen hergestellt, doch können musikalische Menschen auch direkt mit ihrer Stimme Signale geben. Der Automat selbst gibt seine bestätigenden Antwortsignale mittels dreier elektrisch angetriebener Stimmgabeln von verschiedener Tonhöhe. Sobald die Telephonverbindung hergestellt ist, erwacht der mechanische Mann plötzlich zum Leben, gibt sein eigenes Schallsignal, damit die mit ihm in Verbindung stehende Person auch sicher ist, mit dem richtigen Automaten Anschluß zu haben, wiederholt dann das bestätigende Signal, und wenn inzwischen keine telephonische Anweisung erfolgt, schaltet er sich selbsttätig wieder ab. Soll jedoch eine Anweisung erteilt werden, so gibt der Betriebsleiter ein Zeichen mit der Pfeife — einmal, zweimal oder dreimal, je nach der Vorrichtung, deren Betrieb gerade reguliert werden soll. Der Automat trifft seine Wahl nach demselben Prinzip, wie es beim automatischen Telephon üblich ist. Sobald dann die richtige Einstellung erfolgt ist, ertönt ein Rücksignal, das dem Betriebsleiter die Funktionsbereitschaft des Televox meldet. Hierauf kommt vom Televox ein zweites Signal, nach dem man beurteilen kann, ob der betreffende elektrische Stromkreis offen oder geschlossen ist. Wünscht der Betriebsleiter den Stromkreis zu schließen bzw. zu öffnen, so gibt er mit der Schwingungszahl 900 das Funktionssignal; der Automat tritt in Funktion, setzt einen Ofen in Tätigkeit, entzündet eine Mine oder erteilt Bescheid über die jeweilige Verfassung der maschinellen Anlage. In East Pittsburgh, der Geburtsstätte des automatischen Dieners, befindet sich in den Untersuchungslaboratorien der Westinghouse-Gesellschaft eine Tür, die sich bei den Worten „Open, Sesame!“ (Sesam, öffne dich!), aber bei keiner anderen Lautkombination von selbst öffnet. Eine ähnliche schallempfindliche Vorrichtung hat die Westinghouse-Gesellschaft kürzlich zur Auslösung der Beleuchtungseinrichtungen eines Flugplatzes benutzt: Beim jeweiligen Nahen eines Flugzeugs wird durch das Surren von dessen Motor ein gleichfalls schallempfindliches Relais ausgelöst, das, wenn das Surren anhält, wenige Augenblicke später die Flugzeugbeleuchtung einschaltet. Dr. Alfred Gradenwitz.

Im Kampf gegen das Ungeziefer. Wie die moderne Wissenschaft heute in der Lage ist, abgegrenzte Räumlichkeiten restlos von Ungeziefer jeder Art zu befreien, so stellen sich ihr auch bei der Reinigung der Bäume von Schädlingen keine unüberwindlichen Schwierigkeiten mehr entgegen. Unsere Abbildungen auf S. 140 zeigen das Verfahren bei der Begasung von Bäumen mittels Zyklons, einer neuartigen Blausäuremischung. Blausäure ist bekanntlich ein sehr schweres Gift von völliger Geruch- und Geschmacklosigkeit. Das Zyklon stellt nun Blausäure dar, der Stoffe zugesetzt sind, die als Reizstoffe auf Augen und Nase wirken, so daß ihre Anwesenheit von jedem sogleich empfunden wird. Ein weiteres Merkmal des Zyklons ist seine Transportsicherheit. Das Zyklon, das für die Vertilgung von Insekten jeder Art anzuwenden ist, wird als Baumbegasungsmittel besonders in warmen Zonen bei der Bekämpfung der Schildläuse an Orangen- und Zitronenbäumen und der Fliegen an Olivenbäumen angewendet. Den betreffenden Baum — es können auch mehrere Bäume nebeneinander zugleich begast werden — umgibt man mit einem möglichst undurchlässigen Zelt und bringt die erforderliche Menge Zyklon in das Zelt. Nach einer Begasung von etwa 45 Minuten wird das Zelt abgenommen, und das Ungeziefer ist restlos vernichtet. H. W.

Aus Amerikas Naturparadiesen, den Nationalparken. (Zu der Bildertafel auf den Seiten 128/129.) Unsere Anlagen, Gärten, Felder und sogenannten Wälder sind nur Kunstlandschaften, zu denen die Natur bloß noch entrechtete oder gar vergewaltigte Statisten geliefert hat. Wirkliche Wälder finden wir bei uns nur noch nahe der Baumgrenze im Hochgebirge, in Mooren und Heiden, doch schon in Mittelgebirgen und Auen kaum noch. Alles andere sind künstliche Forsten. Da hat es der vielbeneidete Bürger der blühenden Yankeerepublik jenseits des Atlantiks weit besser. Auch da sind die Wälder in unverantwortlicher Weise ruiniert worden, aber gerade deshalb ist man auch in sich gegangen und hat da, wo fern im Westen und Norden, in ungeheueren Wildnissen und Felsengebirgen sich noch unbeschreiblich großartige und wildschöne Landschaften unberührt vom Menschen und noch mit all ihrer urigen Tierwelt erhalten haben, Naturschutzgebiete allergrößten Stils eingerichtet, die schon in ihrem Namen: „Nationalparke“, ihre Bestimmung zeigen: „Playgrounds“, d. h. Spiel- und Erholungsplätze der Nation zu sein. Bereits 1872 wurde der erste, der Yellowstone-Park, begründet, der mit 8700 qkm mehr als die Hälfte des Freistaats Sachsen umfaßt. Heute sind es 19 Nationalparke mit einer Fläche von 3 Millionen Hektar oder 29453 qkm, gleich zweimal Sachsen! Dazu kommen noch 30 kleinere „Nationaldenkmäler“ mit 4800 qkm. Sogar in Hawai und Alaska hat man Naturschutzgebiete eingerichtet. Alle diese Gebiete sind ausgewählt wegen ihrer einzigartigen Natur, die vielfach Gipfelleistungen auf der Erde in dieser oder jener Hinsicht zeigt. Jeder Park hat seine besonderen Glanzpunkte. Schon der Rocky-Mountain-Park bei Denver mit der östlichen Wasserscheide des Kontinents bietet eine landschaftliche Schönheit nach der andern, von herrlichen Matten und Parklandschaften, wilden Bächen und ragenden Wäldern bis zu einsamen Seen hoch unter mächtigen Felsgipfeln und Gletschern. Worte versagen leicht bei der Schilderung, aber die Bilder sprechen. Wer möchte nicht die Amerikaner beneiden, die unter der größten und liebevollsten Fürsorge ihrer Regierung an den stillen Waldseen mit Seerosen, in Wäldern und auf Matten lagern dürfen und Ausflüge machen können zu der Kampfwaldzone mit ihren sturmgezausten und endlich sturmgetöteten Baumrecken oder hinauf zu den Gipfeln! Das einzige, was man von ihnen verlangt, ist Rücksicht auf die Natur. Lagerfeuer verursachen ja leicht Brände. Aber sogar Feuerlöschgeräte hat die Regierung in offenen Schuppen mitten im Wald bereitgestellt. — Im Park des erloschenen Rainier-Vulkans bewundert man nicht weniger als 28 Gletscher. Die Wunder des ungeheuren, von Gletschern einst ausgehöhlten Yosemite-Tals in Kalifornien kann man kaum aufzählen: schiere Granitwände, die bis zu 2000 m vom Tal aus aufragen, Wasserfälle bis zu mehr als 500 m Fallhöhe und dazu Mammutbäume wie der Grizzly Giant mit seinen 10 m Durchmesser. Aber der ist immerhin „bloß 3000“ Jahre alt. Im Sequoia-Park gibt es noch gewaltigere Zeugen aus den Tagen der Babylonier. Wie alt sie sind, kann keiner genau sagen, aber der gigantischste Baum der Erde, der General-Sherman-Baum, ist mit seinen 12 m Durchmesser und 70 m Höhe, seiner gesunden, normalen Wuchsform auf alle Fälle das älteste lebende Wesen auf Erden. Man steht vor diesen Bäumen mit demselben Gefühl wie eine arme Kirchenmaus vor dem Kölner Dom. An den nebelverhangenen heißen Steilhängen der kalifornischen Sierra Nevada stehen neben einem Dutzend anderer Nadelhölzer Tausende von diesen „ewig-lebenden“ Mammutbäumen und einige hundert davon mit mehr als 3 m Durchmesser! Will man sich aber ganz und gar wie eine Ameise fühlen, so braucht man nur nach Arizona zu fahren und vom Rande des gewaltigsten Erosionstales der Erde, des Grand Canyon, hinunterzublicken zum feinen Silberband des Coloradaflusses, der sich hier 20 km breit und 1600 m tief durch alle Schichten hindurch bis zur granitenen Erstarrungskruste der Erde eingesägt hat. Der Yellowstone-Park wiederum bietet Büffelherden, Wapitis und Grizzli-Bären, der Glacier-Park großartige Hochalpen-Szenerie, und so geht es fort mit lauter Wundern durch die ganze Reihe dieser Naturschutzgebiete. Dr. H. Weigold, Hannover.

DER URSPRUNG UNSERER ZAHLEN

EIN LÖSUNGSVERSUCH VON BAURAT A. O. DRECHSLER, LEIPZIG

Wohl die meisten von uns haben sich die Frage vorgelegt, als man ihnen in der ABC-Schule das Einmaleins beibrachte, warum eine umgekehrte Sechs eine Neun ist. Viele haben im späteren Leben nicht mehr darüber nachgedacht und sich, wie mit so vielem, auch mit diesem als selbstverständlich abgefunden.

Doch ich konnte mich nicht auf diesen Standpunkt stellen. Die Frage: Warum ist eine umgekehrte Sechs eine Neun? und die weitere Frage: Wie sind unsere sogenannten arabischen Zahlen entstanden? beschäftigte mich immer wieder von Zeit zu Zeit während vieler Jahre meines Lebens.

Meine Nachforschungen in Europa blieben erfolglos, und so wandte ich mich, sobald sich Gelegenheit dazu bot, nach dem Orient, dem klassischem Lande antiker Weisheit.

Ich besuchte die Tempel der Brahmanen, hörte in Birma die Vorlesungen gelehrter Pungyis und ging dann nach Moyohung, dem alten Heiligtum und der Klosterstadt nicht weit von Mandalay — nirgends konnte ich die erhoffte Lösung finden.

So wandte ich mich dem Studium des Sanskrits zu, um hier vielleicht aus der Quelle höherer Weisheit schöpfen zu können. Als ich mich in meinem Anfangsstudium mit dem Alphabet, dem Devanagari, beschäftigte, mit dem die Sanskritsprache wiedergegeben wird, fiel mir auf und wurde ich von meinem Lehrer, einem großen Mahatma des Pandschabs, darauf aufmerksam gemacht, daß dieses Alphabet auf völlig wissenschaftlicher Grundlage aufgebaut ist.

Eines Abends, gerade als die Sonne unterging, spazierten wir, wie so oft, in den Gärten, die den Taj Mahal in Agra umgeben. Ich bewunderte bei aufgehendem Mond immer wieder dieses Marmor-Mausoleum, das der Kaiser Schah Jahan seiner Lieblingsgattin geweiht hatte. Mein Mahatma erklärte mir die arabischen Schriftzeichen an diesem Gebäude, die zum Lobe Allahs dort eingemeißelt waren, als mir plötzlich eine Erleuchtung kam. Auch unsere Zahlen sind auf einer wissenschaftlichen Grundlage aufgebaut, sie sind das Werk eines Mathematikers des Orients und verdanken ihren Ursprung ebensowenig dem Zufall wie das Devanagari-Alphabet.

Ein Menschenalter war verflossen, seitdem ich mir zum erstenmal die rätselhafte Frage unserer Zahlen gestellt hatte, und endlich hatte ich diese Frage gelöst.

Schnell folgte nun Schritt auf Schritt. Wenn ein Mathematiker es war, der unsere Zahlen bildete als Verbesserung für weniger brauchbare, so konnte er dies nur mit den Werkzeugen eines Mathematikers getan haben, mit Lineal, Zirkel und rechtem Winkel. Die Unzweckmäßigkeit der damals gebrauchten Zahlen gaben wohl den Anstoß zur Schaffung neuer Formen.

Die Eins, die den erhobenen Zeigefinger darstellt und den Begriff der Einheit bildet, war jedenfalls schon gegeben und war in ihrer Einfachheit vollkommen. — Die nächste Zahl am Ende der Dekade war die Zehn, zu der wiederum die einfache Eins verwendet werden mußte mit einem Zeichen, daß die Verzehnfachung bedeutete. Was lag näher, als den Kreis, das Symbol der Vollkommenheit, zu brauchen, der hier die zehnfache Vermehrung der Einheit bedeuten sollte? So entstand die ursprüngliche Zehn.

Die nächste Zahl war die Neun, und auch sie wurde aus der Einheit mit dem Kreise gebildet, doch mußte der Kreis eine Stellung haben, welche die Einstelligkeit nicht unterbrach. Er trat an das obere Ende der Einheit nach links gerichtet, wodurch diese zur Tangente wurde.

Nahe lag es nun, auf der linken Seite der Dekade wiederum den Kreis zu benutzen und ihn an das obere Ende des einen Schenkels des rechten Winkels zu setzen. So war auch die Zwei gebildet. Hierauf wandte sich der Mathematiker des Altertums wieder zur rechten Seite zurück, um die nächste Zahl zu bilden. Hatte er bisher Einheit und Kreis zusammen benutzt, so verwendete er diesmal zwei Kreise. Die Acht wurde aus zwei übereinanderliegenden Kreisen gebildet.

Um nun die Erklärung der nächsten Zahl auf der linken Seite, der Drei, zu finden, müssen wir uns vergegenwärtigen, daß der Gelehrte die römischen Zahlen kannte und sie auch gebraucht hatte. Er wußte, daß zwei geschlossene gekreuzte Hände das römische Zeichen der Zehn (X) bildeten, und daß eine geöffnete Hand oder eine Hälfte der Zehn, wagerecht geteilt, die Fünf (V) ergab. Dies muß ihn veranlaßt haben, für die nächste Zahl auf der linken Seite die Acht (8) der Länge nach zu teilen und dadurch die Drei zu schaffen.

Ich bin mir vollkommen bewußt, daß diese Stellung der Drei als zwei Halbkreise in der Reihe der Zahlen nicht logisch ist, da die Form eine Vier hätte bedeuten sollen, doch ist dieser Widerspruch darauf zurückzuführen, daß der Mathematiker, wie oben dargelegt, seine Zahlen von links nach rechts abwechselnd bildete und die rechts zuerst gebildeten Figuren die nächsten links beeinflußten.

Durch die nächsten beiden Zahlen auf der rechten und der linken Seite der Dekade wird jedoch wiederum der logische Folgegang seines Systems deutlich klargelegt. Für die Sieben nimmt er den rechten Winkel mit der Öffnung nach unten, die Einheit oben an dem linken Schenkel des Winkels angehangen.

Für die gegenüberstehende Zahl nimmt er denselben rechten Winkel mit der Öffnung nach oben, dreht ihn also um und hängt die Einheit unten an. Jetzt bleiben nur noch die Sechs und die Fünf übrig. Dem Gedankengang folgend, bei der Bildung der beiden vorhergehenden Zahlen den Winkel in aufrechter und umgekehrter Form mit der Einheit zu verwenden, kehrt er auch hier seinen schon gebrauchten Entwurf derart um, daß er wieder die Einheit nimmt und statt oben, wie bei der Neun, diesmal unten an die Einheit den Kreis anschließt.

Es bildet sich die Sechs.

Die große Frage in meinem Leben, warum eine umgekehrte Neun eine Sechs ist, läßt sich, wie oben angedeutet, nun dahin lösen, daß sie durch die Gedankenfolge der Bildung der Zahlen bedingt ist. Der Grundsatz war zu erfüllen, daß alle Zahlen sich deutlich voneinander unterscheiden müssen, um brauchbar zu sein. Daß wir die Fünf mit der Drei häufig verwechseln, ist auf die Veränderung zurückzuführen, die diese Zahlen im Laufe der Zeit erhalten haben. In ihrer Urform sind sie, wie oben gezeigt, ganz voneinander verschieden. Da jener Mathematiker sich nur seiner Werkzeuge bediente, war, um eine genügende Verschiedenheit zu ergeben, der Gedanke einer Umkehrung der Zeichen notwendig, wodurch die Symmetrie zwischen Sieben und Vier und zwischen Neun und Sechs erklärbar ist.

Für die Lösung der Frage, wie die Fünf entstanden ist, müssen wir wiederum daran denken, daß der Erfinder unserer Zahlen eine ganze Anzahl von verschiedenen Entwürfen gemacht haben muß, und daß unter anderm auch die Zehn erst als einstellige Zahl gedacht worden war, und zwar vermutlich in dieser Form, Einheit auf dem Kreise. Aus Gründen, auf die wir hier nicht eingehen können, verwarf er diese einstellige Form für die Zehn und entschied sich für die zweistellige. Er hatte jedoch bei seinen Arbeiten die einstellige Zehn noch auf seiner Papyrusrolle, und bei dem Formen der Fünf kam er wiederum auf den alten Gedanken der römischen Halbierung der Zahlen. Er halbierte die einstellige Zehn, und damit war die Fünf entstanden.

Dies vollendet die Neubildung der Zahlen, und der Erfinder hat die Genugtuung gehabt, daß diese fast in der ganzen Welt für Jahrtausende in der Vergangenheit und der Zukunft verbreitet sind und sein werden. Wer der Erfinder war, wie er hieß, wissen wir nicht, doch sein Werk lebt nach ihm.

Obwohl sich unsere Zahlen im Laufe der Zeit verändert haben, ist es immer doch möglich, ihre Urform zu erkennen. Sehen wir uns nochmals zum Schlusse die Reihenfolge der Zahlen Eins bis Zehn an, so bemerken wir, daß eine symmetrische Anordnung sie durchläuft. Einheit und Einheit neben einem Kreis für die erste und letzte Zahl der Dekade. Einheit als Tangente an dem Kreis oben und rechter Winkel und Kreis oben für Neun und für Zwei. Zwei Kreise rechts und zwei Halbkreise links für Acht und für Drei. Rechter Winkel nach unten gekehrt mit Einheit am linken Schenkel und rechter Winkel nach oben gekehrt mit Einheit am rechten Schenkel für Sieben und für Vier. Einheit als Tangente links am Kreis unten für Sechs, entwickelt aus Einheit als Tangente am Kreis oben für Neun. Halbierung der nicht verwendbaren einstelligen Zehn, abgeleitet von der Halbierung der römischen Zehn, als Zeichen der Fünf.

OHNE LÜGE

SKIZZE VON WOLFGANG AMMON (STA. CATHARINA).

Wie kam Karl Tiefold, der junge gebildete Deutsche, in diese Wildwestgegend, in die er mit seinem sanften Gesicht und seinen nachdenklich durch Brillengläser blickenden Augen so wenig paßte? Und wie vermochte er es, hier auszuhalten und sich in der wilden Umwelt zu behaupten?

In der dichtbewaldeten Gebirgsgegend des streitigen Grenzgebiets zwischen den Staaten Sta. Catharina und Paraná traf man am Saumpfade in großen Abständen hier und da eine Venda (Kaufladen). Die Besitzer dieser verwitterten Bretterbuden waren verwegen aussehende Brasilianer, die mit ihrer Familie und mit einigen Knechten hier in der Wildnis hausten und wie Raubritter auf Kunden lauerten. Sie kauften von den in den weiten Wäldern lebenden Caboclos (Mischlingen von Indianern und Portugiesen) die Landesprodukte, hauptsächlich aber den grünen, aromatischen Mate (Brasil-Tee), der wild in den Wäldern des Hochlandes wächst und einer der Haupthandelsartikel Brasiliens ist. Dafür verkauften sie den Waldleuten alle Bedarfsartikel, die sie in ihrer grünen Einöde nötig hatten. — Zum Abtransport des Mates in die weitentfernte nächste Ortschaft und zum Heranschaffen der nötigen Waren kamen und gingen Maultierkarawanen, die den Verkehr mit der zivilisierten Welt vermittelten.

Karl Tiefold war auf der Suche nach dem Glück zufällig in diese Wildnis verschlagen worden. Mit den wenigen Mitteln, die er sich in untergeordneten Stellungen erworben, hatte er ein altes Bretterhaus mit Nebengebäuden von einem Brasilianer gekauft und eine kleine Venda hier eingerichtet. — Man hatte ihm erzählt, und er fand es alsbald bestätigt, daß man hier in der Wildnis, wo es weder Steuerbehörden noch Polizei gab, ziemlich viel Geld verdienen könne. Man verdiente nämlich doppelt: zuerst an den Waren, die man mit riesigem Aufschlag verkaufte, und dann am Mate, den man billig erhandelte und teuer wieder an den größeren Handelsplätzen absetzte.

Der Matehandel in dieser Wildnis zwischen skrupellosen Konkurrenten und verschlagenen Wildwestbewohnern erforderte aber einen äußerst gerissenen und entschlossenen Geschäftsmann.

Karl Tiefold, der äußerlich mehr einem Predigtamtskandidaten als einem smarten Wildwesthändler ähnlich sah, hatte in der ersten Zeit große Schwierigkeiten zu überwinden. Die halbwilden Waldleute trauten dem „feinen Stadtmenschen mit der Brille“, der immer sauber gekleidet hinter seinem Ladentisch stand, nicht so recht. — Dann aber, als sie mit ihm warm geworden waren, suchten sie den Neuling, wo es irgend ging, im Matehandel zu betrügen. Sei es, daß sie den grünen Tee mit allen möglichen anderen Baumblättern verfälscht zum Verkauf brachten, sei es, daß die Traglasten der Maultiere nicht das angegebene Gewicht hatten, oder daß sie Holz und schwere Steine in den Mate hineingeschmuggelt hatten. Ja, sie rechneten es sich zur Ehre an, den deutschen Grünling auf alle erdenklichen Arten hineinzulegen. Aber Karl Tiefold war ihnen an Schlauheit über, so harmlos sein höflich lächelndes Gesicht auch aussah. Er hatte bald alle Schliche seiner Hinterwäldler weg und verstand es nun ausgezeichnet, mit ihnen umzugehen, ja, er wurde zuletzt auch mit den geriebensten Burschen fertig. Mit lachendem Gesicht und einem Scherzwort deckte er den versuchten Betrug auf, als habe man sich nur einen Witz mit ihm machen wollen.

Die Kunden, die den Mate brachten, hatten oft eine oder mehrere Tagereisen bis zur Venda zurückzulegen, denn die Waldpfade waren so schlecht, daß die Maultiere nur langsam vorwärts kamen. Daher übernachteten die Leute sehr oft unter ihrem Zelt oder im Rancho bei der Venda und machten des Abends bei Lampenschein ihre Einkäufe im Laden. — Beim Abwiegen und Abmessen der Waren wurde Karl Tiefold von einem jungen deutschbrasilianischen Angestellten unterstützt. Die Kunden suchten dabei durch beharrliches Feilschen die Preise zu drücken. Um sich den Verdienst nicht schmälern zu lassen, wußte der Kaufmann sich nicht anders zu helfen, als ihnen mit ernster Miene zu versichern, die Ware koste ihn selbst soundso viel, und er verdiene nur noch einen Tostão (kleinste Nickelmünze) oder gar nichts daran. Diese Versicherung entsprach natürlich nicht der Wahrheit, und Karl Tiefold machte sich im stillen oft Vorwürfe, daß er seine Kunden anschwindelte, um leichter mit ihnen fertig zu werden. — Auch Pferdehandel betrieb der junge Deutsche gelegentlich. Und daß man beim Pferdehandel nicht ohne Flunkern auskam, das wußte jeder Pferdehändler.

Karl Tiefold aber, der von seinen Eltern her die Lüge als etwas Erniedrigendes anzusehen gewohnt war, empfand nach manchem Geschäft das leise Bohren: Du hast gelogen. —

Nun war Silvesterabend. Drei Jahre hauste er hier und war rasch vorwärtsgekommen. Die Bilanz, die er jedes Jahr in dieser stillen Geschäftszeit machte, hatte ergeben, daß er seine Venda nun schon schuldenfrei besaß. In weiteren drei Jahren konnte er genügend Kapital zusammen haben, um in einer Ortschaft ein Geschäft zu eröffnen. Der Laden war geschlossen. Sein Angestellter und der Koch waren zum Fandango in die Nachbarschaft, fünf Kilometer weiter, geritten. Karl fühlte sich in Silvesterstimmung. Er saß im Korbsessel in seiner Stube und rauchte die kurze Fumopfeife. Dabei gedachte er der fernen Eltern. Wann würde sein Geld langen, einmal eine Besuchsreise nach der Heimat zu unternehmen?

Er stand auf und trat hinaus vor die Tür. Draußen war ein Leuchten und Funkeln auf dem tiefschwarzen Hintergrund des Urwaldes. Millionen von Leuchtkäfern wogten rhythmisch auf und nieder. Und droben am dunklen Himmel flimmerte inmitten der blinzelnden Sterne das glänzende Südliche Kreuz.

In diesen Stunden, da das alte Jahr zur Neige ging, dachten die Eltern wohl ebenso innig an den fernen Sohn wie er an sie. Sie wußten, daß Karl in der Wildnis hauste, weil hier die Bedingungen zum Vorwärtskommen günstiger waren als in einer Stadt. Aber ahnten sie, wie die Geschäfte sich in der Wildnis abwickelten? Nein! Sie durften es nicht erfahren, daß ihr Sohn täglich log, um leichter Geld zu verdienen. Seinem Vater, einem alten, ehrenfesten preußischen Beamten, galt eine Lüge als Anfang des Verbrechens.

Karl Tiefold seufzte. Mit wie vielen guten Vorsätzen hatte er das zu Ende gehende Jahr begonnen! Ging es nicht ohne Lügen? War nicht jede Lüge, auch die geschäftliche, eine Selbsterniedrigung? Sollte er später, wenn er reich würde, vor seinem vergangenen Geschäftsgebaren erröten? Nein, es mußte versucht werden, ob nicht ohne Lügen auch ganz gute Geschäfte zu machen waren. Zunächst mal für einen Monat. „Also — keine Lüge im ganzen Monat Januar!“ Dies heilige Versprechen gab er sich selbst. Dann ging er mit freiem Herzen zur Ruhe. —

Am nächsten Tage, dem ersten Januar, war er sich gleich seines guten Vorsatzes bewußt. Da es in der Wildnis keine Feiertage für den Vendisten gibt (außer wenn die Regenzeit den Verkehr hemmt), so kamen einige Hinterwäldler zum Einkaufen. Sie feilschten dabei wie gewöhnlich und drohten damit, zur nächsten Konkurrenz-Venda zu reiten, wenn der deutsche Kaufmann nicht um die Hälfte mit dem Preise herabginge. Schon wollte Karl Tiefold sich wieder mit der Lüge helfen, die Ware koste ihn selbst soundso viel. Da fiel ihm sein Vorsatz ein. Er erwiderte also auf das Feilschen nur: „Ich gebe zehn Prozent Rabatt — das ist dann mein letztes Wort!“ — Und siehe da, nach einigen vergeblichen Versuchen, den Preis zu drücken, kaufte der Kunde dennoch die Ware. Der junge Deutsche war sehr zufrieden mit sich. — Als die Kunden weggeritten waren, erklärte er dem jungen Angestellten, wie er es machen sollte: etwas mit sich handeln lassen — dann ein wenig nachlassen — und im ganzen zehn Prozent Preisermäßigung — aber alles ohne Lüge. Am nächsten Tag ertappte Karl Tiefold sich ein paarmal dabei, wie er gerade flunkern wollte. Immer wieder mußte er sich stramm in den Zügel nehmen.

Am dritten Januar kam sein brasianischer Freund, Senhor Bento Damasio, auf einem mageren Pferd angeritten und stieg an der Venda ab. Den gefransten Wollpalla abstreifend und den breitkrempigen Hut mit dem Lederriemen auf die Theke werfend, ließ er sich auf der Holzbank im Laden nieder und erzählte, daß er losgeritten sei, um sich nach einem guten Reitpferd umzusehen. Dabei blickte er auf den gut gebauten Bajo (Falben), der vor der Tür aus einer Krippe Mais und gehackte Palmenblätter fraß.

Karl horchte auf. Da war ein Geschäft zu machen. Den Bajo wollte er ohnehin gern los sein, denn der Gaul stolperte so leicht und war vor kurzem mit ihm gestürzt. — Er stellte zwei Gläser hin und füllte sie mit Cachaça (Zuckerrohr-Schnaps). Sie stießen an und tranken. „Hast du meinen Bajo gesehen?“ fragte er den Freund. „Ein besseres Pferd hab' ich noch nie gehabt: zahm — scheut nicht — flott — und fein gebaut!“ — „Ist der Gaul sicher auf den Beinen? Stolpert er nicht?“ Karl Tiefold versicherte, das Pferd habe keinen Fehler, und er würde es nicht gern verkaufen. — Bento Damasio setzte den Hut auf, steckte die Pistole, die er neben sich gelegt, in den Gürtel und trat sporenklirrend hinaus an das fressende Pferd, das er von allen Seiten besichtigte. Er blickte dem Tier ins Maul, hob ihm einen Vorderfuß, prüfte die Hufe und nickte vor sich hin. Von drinnen beobachtete ihn der Deutsche, doch scheinbar ohne von Bento Damasio Notiz zu nehmen. Dieser ließ sich ein Zaumzeug herausreichen, zäumte den Gaul auf und bestieg ihn, ohne Sattel aufzulegen. Er ritt einige hundert Meter hin und her und stieg dann ab. — Karl Tiefold fühlte, wie sein Herz klopfte. Wenn doch Bento Damasio den Gaul kaufte! zitterte es in ihm.

„Was kostet das Pferd?“ fragte der Brasilianer. — „Es kostet mich selbst dreihundert Milreis,“ sagte Karl, „aber verkaufen — hm — ich möchte das gute Tier selbst behalten — ein feines Reitpferd. Na, wenn du es durchaus haben willst — dreihundertundfünfzig Milreis — kein Vintem weniger!“ — Der Brasilianer ging hinaus und besichtigte den Gaul von neuem. „Ich gebe dir zweihundert!“ rief er. Karl wandte sich entrüstet ab. „Dreihundert kostet er mich selbst!“ schrie er zur Tür hinaus. — Sie handelten und feilschten eine volle Stunde. Karl gab endlich nach und ließ dem Freund das Pferd für den „Kostenpreis“ für dreihundert. Verlieren konnte er doch nicht an dem tadellosen Gaul, das sah Bento Damasio auch ein.

Als dieser auf dem Bajo davonritt und seinen mageren Klepper am Halfter hinter sich her zog, sah ihm Karl Tiefold mit zufriedener Miene nach. Die dreihundert Milreis hatte er in der Tasche.

„Da können Sie froh sein, Senhor Carlos“, sagte da auf einmal der Angestellte neben ihm. „Ein schönes Stück Geld für den stolprigen Gaul, ha, ha, ha!“ Karl Tiefold zuckte zusammen. Donnerwetter — sein Vorsatz! Er hatte ja den Freund belogen! Das Pferd kostete ihn nur zweihundertunddreißig und hatte allerhand Fehler.

Einen Augenblick zauderte er und blickte zu Boden. Dann hob er den Kopf, legte die Hände als Schalltrichter an den Mund und brüllte dem Davonreitenden nach: „Bento Damasio, volte!“

Der Reiter hielt an und blickte zurück. Dann folgte er den Winken des jungen Deutschen und kam mit beiden Pferden zurückgetrabt.

„Was ist los? Habe ich etwas vergessen?“ rief er.

„Komm heran und steig ab“, sagte Karl Tiefold zu dem Brasilianer, der nicht weit von der Ladentür anhielt.

„So rede doch — was soll ich denn noch?“ rief ungeduldig der Wartende. „Ich steige nicht mehr ab. Will sehen, ob ich bis Abend daheim bin. Also?“

Karl Tiefold kämpfte noch ein wenig mit sich. „Na, dann höre,“ sagte er tief atmend, „ich habe dir gesagt, der Bajo kostet mich dreihundert Milreis und hat keinen Fehler. — Ich habe mir aber vorgenommen, dieses Jahr nicht mehr zu lügen. Darum höre die Wahrheit: der Gaul kostet mich... zweihundertunddreißig ... und er **hat** Fehler.“

Bento Damasio sah dem Deutschen lauernd und prüfend eine Weile ins Gesicht. Rappelte es bei dem im Oberstübchen?...

Auf einmal schlug er sich lachend auf den Oberschenkel. „Ho, ho, ho, du scheinheiliger Fuchs... Jetzt bereut er, daß er den Gaul zu billig losgeschlagen... und erzählt mir ein Märchen, damit ich den Handel rückgängig mache... ha, ha, ha... nein, mein Lieber, diesmal hast du dich verrechnet... den Bajo behalte ich, und wenn er dich nur hundert kostet.“

Er wendete schnell sein Reitpferd, zog dem andern Gaul eins über und galoppierte unter schallendem Gelächter davon.

Auf großer Fahrt im östlichen Mittelmeer

VON GENERAL NICOLA-PASCHA.

Die Folgen des Weltkrieges haben nicht nur eine Verkleinerung, sondern vor allem eine Verschiebung der Absatzgebiete für die Erzeugnisse der deutschen Industrie herbeigeführt. Der Strom nach dem Westen ist durch die Konkurrenz der früheren Feindstaaten und besonders durch den Vorsprung Nordamerikas auf wirtschaftlichem Gebiete abgedämmt worden. Die deutsche Industrie und der deutsche Handel müssen neue, noch aufnahmefähige Absatzgebiete suchen, sollen sie nicht dem schweren Wirtschaftskampf erliegen.

Der Nahe Osten tritt hierbei in den Vordergrund. Abgesehen von Rußland, ist es besonders die Türkei, deren reiche Naturschätze und deren fruchtbarer Boden noch der Erschließung in westeuropäischer Wirtschaftsmethode harren. —

Es war eine glückliche Fügung, daß ich einen Dampfer der deutschen Levantelinie zur Fahrt im östlichen Mittelmeer und zur Fahrt nach der Heimat benutzen konnte. Bietet doch gerade die Reise auf einem Frachtdampfer den besten Einblick in Art und Größe des Warenaustausches der Völker und im Gegensatz zu dem meist eiligen Hasten eines Passagierschiffes ein stärker haftendes Bild fremder Länder.

Am Spätnachmittag des 28. Juni lichtet unser Dampfer „Heraklea“ am Kai des Bahnhofs Haidar Pascha, des Ausgangspunktes der Anatolischen Bahn, den Anker zum Kurs nach Westen.

Zu unserer Rechten Konstantinopel, das alte Byzanz. Weiß schimmert der Marmorbau des früheren Sultanspalastes am Bosporusstrand; auf der Höhe der stolze Bau der deutschen Botschaft, in der ein zielbewußter deutscher Mann seines schweren Amtes waltet, weiter links über der Europäerstadt der gedrungene Galataturm, ein trutziges Zeichen aus der Genuesenzeit. Vor dem westlichen Eingang des Goldenen Horns, vor dessen Mündung Schiffe aller Nationen vor Anker liegen, erhebt sich das alte Serail, der frühere Sultanspalast, in dem sich so viele blutige Ereignisse in der Geschichte der Kalifen abgespielt haben; auf der Landspitze davor grüßt aus neu geschaffenen schönen Anlagen das schlichte Standbild des Befreiungshelden Mustafa Kemal-Pascha — als Wahrzeichen einer neuen Zeit. Glutrot geht soeben die Sonne hinter dem alten Stambul unter, aus dessen hoch und eng aufgetürmtem Häusermeer die gewaltige Kuppel und die Minarette der ehrwürdigen Hagia Sofia herüberleuchten.

Vor uns breitet sich die weite Fläche des Marmarameers, die sich nach Süden zu der reizvollen Bucht von Ismid erweitert. Schon verdämmern die Konturen der herrlichen Prinzeninseln im Abenddunst. Der bei der alten Kalifenstadt Brussa hochragende, noch mit Schnee bedeckte Olymp sendet einen letzten Gruß, dann umfängt uns das Meer mit seinem Rauschen und Träumen.

Das erste Ziel unserer Fahrt ist die am Südrande des Marmarameers gelegene Stadt Panderma. Der einst blühende Hafenort, der Endpunkt der Eisenbahnlinie Smyrna—Panderma, ist dem Weltkrieg zum Opfer gefallen; öde Ruinen, das Wegenetz kaum erkennbar, Bäume und Gärten verschwunden, nur am Hafen selbst einige Gebäude. — Neues Leben wird hier emporblühen. Der Abbau der in der Nähe der Stadt befindlichen Erzlager und die Fruchtbarkeit des Bodens werden dabei helfen.

Steil ragen auf unserer Weiterfahrt die Marmorfelsen der Inseln empor, nach denen das Meer seinen Namen trägt. Zur Rechten wird an flachem Meeresufer die Stadt Gallipoli sichtbar. Das Schiff nähert sich den Dardanellen. Ein Gewitter ist heraufgezogen, aus dunklen Wolkenmauern blitzt es auf der europäischen Seite der Meerengen auf. Der herübertönende dumpfe Donner ruft Erinnerungen wach an jene schicksalsschweren Tage, an denen das Brüllen der Geschütze im Kampf um die Dardanellen dröhnte. Auch damals, Ende März 1915, stand ich auf der Kommandobrücke eines der zahlreichen Transportdampfer, die meine Division von Konstantinopel nach den Meerengen führten. In der zur Linken liegenden Stadt Tschanak-Kalessi stiegen die braven Anatolier an Land. Hier befand sich das Oberkommando der Marine, die die Landarmee in ihrem Kampfe so trefflich unterstützt hat.

Vor uns die weite Bucht, in der der Durchbruchsversuch der feindlichen Flotte in dem Feuer der türkischen Geschütze zusammenbrach... Das Gewitter hat sich verzogen, eine sternenhelle Nacht umgibt uns. Das Ufergelände tritt jetzt deutlich hervor. Auf der Höhe des asiatischen Festlandes blinken einzelne Lichter auf. Sie kommen vom Dorfe Erenköi, meinem damaligen ersten Kriegsquartier. Erinnerungen werden wach.

Unsere „Heraklea“ eilt schnell voran. Schon heben sich links vorwärts die Umrisse der weit in das Meer vorspringenden Landzunge von Kum-Kale vom nächtlichen Himmel ab. Düster blicken die Mauern und Zinnen des alten Schlosses herüber. Vor der Mündung des Menderesflusses, des alten Skamander, weitet sich eine kleine Bucht. Hier befand sich im Trojanischen Krieg wahrscheinlich das Schiffslager der Griechen, hier waren bei dem Landungsversuch der Franzosen im neuen Kampf um Troja mehrere feindliche Kriegsschiffe eingefahren, die in der schwülen Nacht vom 25. zum 26. April 1915 ein mörderisches Feuer gegen Rücken und Flanke der immer von neuem anstürmenden türkischen Truppen richteten. Ihr Kriegsruf „Allah, Allah“ übertönte den Knall der auf der weiten Trojanischen Ebene einschlagenden Geschosse, und als die ersten Strahlen der hinter dem Idagebirge aufgehenden Sonne sieghaft in den leichten, über Ufer und Meer wallenden Nebel tauchten, war auch der türkische Sieg gesichert.

Drüben auf dem europäischen Ufer der Meerengen erkennen wir das Gemäuer der auf steilem Rande liegenden Burg von Eski Hissarlik, einem Brennpunkte des Kampfes. Am Strand und in der kühlen Flut der Mortobucht haben viele tapfere englische Soldaten den Heldentod gefunden.

Wir nähern uns dem Eingang der Meerengen. Bei Kap Helles, der äußersten Spitze der Halbinsel Gallipoli, blitzt helles Leuchtfeuer auf. Der Scheinwerfer huscht

über Meer und Land. In seinem Licht ragt das Denkmal der Alliierten auf, ein Ehrenmal für die Hunderttausende in dem Kampf um die Dardanellen gefallenen Soldaten.

Die Meerengen sind passiert. Weithin glänzt die Fläche des Mittelländischen Meeres in dem Frieden der Nacht.

Die Stadt Kawala an der mazedonischen Küste ist unser nächstes Ziel. Malerisch an Küste und Berghang gelegen, mit reichem Hinterland, hat diese Stadt in dem Wandel der Geschichte, wie ein noch gut erhaltener römischer Aquädukt sowie starke Befestigungen aus der Genuesenzeit und Türkenherrschaft zeigen, ihre große Bedeutung als Hafenort durch die Zeiten erwiesen.

Nach dem Verlassen dieser Hafenstadt beginnt eine herrliche Fahrt durch die griechische Inselwelt. Sonnendurchglühte Tage, warme sternenhelle Nächte locken zum Sinnen und Schauen. Steil und kahl ragen die Inseln empor. Wenn sich ihre oft bizarren Formen gespensterhaft vom nächtlichen Himmel abheben, dann wird es begreiflich, daß sich mit diesen einsamen Eilanden in der antiken Welt der Mythus von Götter- und Heldengestalten verband. Die Inseln sind infolge ihrer vulkanischen Natur reich an Erz und Marmor, die schon im Altertum für die Errichtung unvergleichlich schöner Bauwerke Verwendung fanden und auch heute noch lohnenden Abbau verbürgen. Unser kleiner Dampfer stopft sich in Thasos und Skyros den Bauch tüchtig damit voll. Wir sind sehr zufrieden mit dieser schweren Mahlzeit, die der „Heraklea" bei Seegang Ruhe und Halt gibt. Dort, wo die Steilküste sich verflacht und Raum für die Mündung kleiner Flußläufe gibt, tauchen bisweilen in Grün gebettete Siedelungen auf. Anpflanzungen von Öl- und Mandelbäumen, Wein und Mais bedecken Küste und Täler; sie steigen zu den Berghängen empor, die oben von einem Streifen von Knüppeleichen umsäumt sind. Ihre Früchte — Valonea genannt — geben einen guten Gerbstoff ab und bilden einen bedeutenden Ausfuhrartikel.

Vorbei an dem gewaltig aus dem Meer emporsteigenden Bergmassiv des Athos, auf dessen Gebiete sich zahlreiche Klöster zu einer selbständigen Kirchengemeinschaft zusammengefunden haben, vorbei an den grünen Ufern der fruchtbaren Insel Euböa, und die Hafenstadt von Athen, Piräus, ist erreicht. Der Hafenort selbst mit seinem Lärm und Schmutz, mit der erdrückenden, Tag und Nacht herrschenden Hitze lockt nicht zu längerem Verweilen, aber die Schnellbahn bringt uns in kurzer Zeit nach der Hauptstadt Athen.

Hier grüßen uns mit unauslöschlichem Eindruck die Zeugen aus der antiken Welt, besonders die hoch über der Stadt sich erhebende Akropolis mit ihren im Abendlicht aufleuchtenden Marmorsäulen und Tempeln. Von hier aus schweift der Blick weithin über Stadt, Meer und Land, nach Süden hin über den Golf von Ägina mit der geschichtlich berühmten Insel Salamis bis zu den Höhen des Peloponnes, während sich nach Osten und Nordosten hin die Berge kulissenartig auftürmen. Zu unseren Füßen das Gebiet der alten Stadt mit dem Tempel des Theseus, dem Areopag, dem Tempel des Bacchus und dem gewaltigen Stadion.

In dem neuen Athen flutet und brandet das Leben. Der Grieche ist geistig regsam, die Fragen der Politik stehen im Vordergrund. Man lernt begreifen, wie schwer dieses Volk zur politischen Geschlossenheit und Ruhe kommen kann. Die Hitze ist fast unerträglich. Dicke Wolken feinen Kalkstaubes überziehen Straßen und Häuser. Gärten und Blumen sind infolge des großen Wassermangels selten, nur in der Nähe des früheren Königsschlosses zeigt sich die Pracht südländischer Vegetation. Hier rauschen die Palmen und Zypressen und reden von der Schönheit der antiken Welt, aber auch von den Sorgen der Gegenwart. Noch sind die Spuren der schweren Niederlage auf anatolischer Erde fühlbar. Das Land ist arm und in seiner wirtschaftlichen Not abhängig vom Auslande. Tausende von Flüchtlingen und Ausgewiesenen sind von der Türkei nach Griechenland zurückgeflutet und suchen nach einem neuen Heim und nach neuem Erwerb.

Wie sich die Gedanken von den Hütten und Zelten der Flüchtlinge zu der Küste des kleinasiatischen Festlandes hinüberspinnen, das ihre frühere Heimat war, nimmt auch unser Schiff noch einmal die Fahrt dorthin auf, um Smyrna, die nach Konstantinopel bedeutendste Hafenstadt der Türkei, anzulaufen.

Traurig stimmt der Anblick der bisher wegen ihrer Schönheit berühmten Stadt. Der besonders von Griechen und Ausländern bewohnte Teil ist ein ausgedehnter Trümmerhaufen, aus dessen Schutt noch einzelne Marmorwände emporragen und von früherer Pracht und von früherem Wohlstand zeugen. Aber auch hier soll neues Leben aus den Ruinen erstehen. Der weitsichtige Präfekt der Stadt zeigt uns bei einem Besuch mit Stolz den Plan für den Wiederaufbau des zerstörten Stadtteils. Breite, senkrecht zur Küste laufende Straßen, freie, mit Gartenanlagen versehene Plätze werden Raum für die regelmäßig wehenden kühlenden Seewinde schaffen.

Alte Kriegsgefährten und Freunde empfangen den deutschen Kameraden herzlichst und verschaffen Gelegenheit, das Ufergelände der Stadt mit seinen reichen Gärten und Kulturen kennenzulernen. Eine Fülle der edelsten Gaben hat die Natur diesem Lande gegeben. Weithin dehnen sich die mit Wein, Mandel- und Olivenbäumen bedeckten Felder, unterbrochen von Tabakanpflanzungen und den berühmten Feigenkulturen. Reichlich vorhandene Wasseradern helfen auch über die heißeste Zeit hinweg und gestatten eine intensive Kultur in mehrfacher Fruchtfolge. Nur wenige Stunden von Smyrna entfernt dringen bis zu 80 Grad Celsius heiße Quellen aus dem vulkanischen Gestein. Die noch primitiven Badeanlagen sollen auf Anordnung des Staatspräsidenten zu einem Heilbad ersten Ranges ausgebaut werden.

Im Norden der Stadt besuchen wir eine landwirtschaftliche Musterfarm, die nach deutschem Vorbild eingerichtet ist und zugleich Unterrichtszwecken dient. Auch sie steht unter dem unmittelbaren Schutze des Präsidenten, dem die Hebung der Landwirtschaft besonders am Herzen liegt, der die Nöte der Bauern kennt und in einer großen Farm dicht vor den Toren der Hauptstadt Angora eine rationelle, für das anatolische Land geeignete Wirtschaftsmethode zur Anwendung bringen läßt.

Die Hafenstadt Smyrna wird als solche in national-türkischem Sinne dem internationalen Konstantinopel in Zukunft vielleicht den Rang ablaufen. Der Weg von Stambul nach dem Inneren des Landes ist weit, der Warenverkehr fast nur auf den einzigen Schienenstrang der Anatolischen Bahn angewiesen. Von Smyrna aus ziehen sich fruchtbare Täler zur Anatolischen Hochebene hinauf, ein reicheres Bahnnetz stellt die Verbindung mit diesem Getreideland her.

Unser Schiff nimmt abermals den Kurs nach Westen. Die an der weit in den Peloponnes hineindringenden Bucht gelegene Stadt Nauplia ist die letzte Etappe der Fahrt im östlichen Mittelmeer — eine blühende Handelsstadt, die auch in der Geschichte als Nebenbuhlerin Spartas sowie später als Emporium venezianischer und türkischer Herrschaft eine bedeutende Rolle gespielt hat. Hier betrat ein deutscher Fürst, Otto von Bayern, 1829 griechischen Boden, um seine Königsmacht zu begründen. Zwei in die Festungsmauer gehauene steinerne Löwen — der von St. Marko und der bayrische — geben Kunde von diesen früheren Machtverhältnissen.

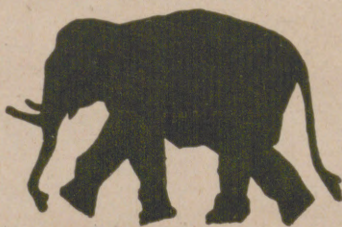
Die Fahrt führt uns nun der Heimat zu. Wir sehen am Südrande Griechenlands tief in die Lakonische Bucht hinein und verfolgen in Gedanken den Lauf des hier mündenden Eurotas bis hinauf nach Sparta, der Stadt mit ihrer heldenhaften Geschichte.

Das wegen seiner Stürme gefürchtete Kap Matapan ist umschifft. Die in rotes Abendlicht getauchten Berge des griechischen Festlandes senden den Abschiedsgruß.

In Malta sowie in dem gewaltigen, waffenstarrenden Felsen von Gibraltar tritt uns die ganze Wucht englischer Macht entgegen. Zur Linken, nach der afrikanischen Küste zu, sucht unser Blick die dunkle Gebirgskette des Rifs, in dem ein bisher freies Volk den Todeskampf führte, dann nimmt uns der Atlantische Ozean auf, dessen hohe Wogenkämme unser Schiff tapfer und sicher durchschneidet, um uns in schneller Fahrt über Antwerpen nach Hamburg, dem Endziel unserer Reise, zu bringen.

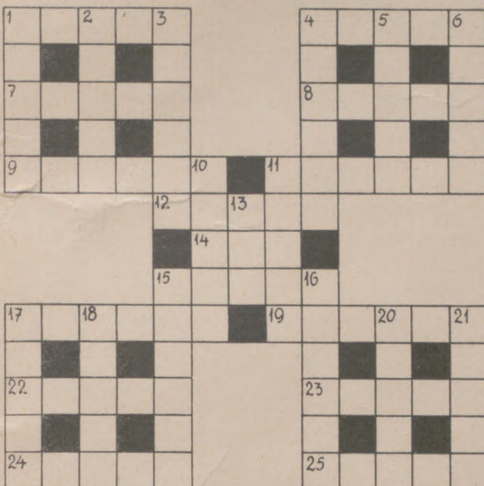
Mit Dank nehmen wir hier Abschied von unserer „Heraklea", an deren Bord wir in der Mitte treudeutscher Männer unvergeßliche Stunden verleben und die Wahrheit des Satzes erkennen durften: „Seefahrt tut not."





ZUM NACHDENKEN

Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 1 Asiatisches Hochland, 4 Trinkgefäß, 7 Teil des Fingers, 8 bekannter Läufer, 9 Herbstblume, 11 Hausgerät, 12 Musikinstrument, 14 Zorn, 15 Anliegen, 17 Kopfbedeckung, 19 Baumfrucht, 22 Freude des Rauchers, 23 Gebirge in Amerika, 24 Schriftzeichen, 25 Nebenfluß der Havel; senkrecht: 1 Stimmlage, 2 berühmter deutscher Bildhauer, 3 Provinz in Spanien, 4 Malgerät, 5 Gewicht für Edelmetalle und -steine, 6 Musikinstrument, 10 männlicher Vorname, 11 Angehöriger eines der Randstaaten, 13 Besitztum, 15 südeuropäisches Gebirge, 16 Insel, 17 Asiate, 18 Edelstein, 20 Unterwelt, 21 Laubbaum.

Prüfungsaufgabe.

Prüfe dich selbst! So haben wir schon einmal in dieser Rubrik unseren Lesern zugerufen. Noch manche andere Aufgabe stand unter diesem Motto. Heute bringen wir einen „Satzordnungstest“ als „Wetzstein des Geistes“. Prüfen Sie Ihre Intelligenz an ihm! Die Aufgabe besteht darin, 12 Sätze, von denen jeder eine Nummer trägt, so zu ordnen, daß ein sinnvoller Zusammenhang herauskommt. Man beachte dabei, wieviel Zeit die Lösung erfordert hat.

Die Spanier in Amerika.

1. Die Ahnung, daß nicht die Ostseite der Alten Welt, sondern eine Neue Welt, eine neue Festlandsinsel entdeckt worden sei, wurde durch Balboa, den Entdecker der Südsee, 1513 zur Gewißheit.

2. Auf seinen insgesamt vier Fahrten hatte er eine Reihe von Inseln und Küstenstrichen gefunden.

3. 1519—1521 fand der erste Weltumsegler, Magalhaes, einen südwestlichen Weg nach Asien.

4. Wo jedoch der Hunger nach Edelmetallen nicht gestillt werden konnte, da erlahmte ihre Tatkraft.

5. Um den Nordosten der Neuen Welt aber haben sie sich niemals gekümmert.

6. Mit rücksichtsloser Gewaltsamkeit haben sie die altamerikanische Sondergesittung vernichtet.

7. Er wollte das ersehnte Ziel aller damaligen Entdeckungsfahrten, nämlich Süd- und Ostasien, erreichen.

8. Mit beispielloser Tollkühnheit haben die Spanier das neuentdeckte Mittel- und Südamerika ihrer Herrschaft untertan gemacht.

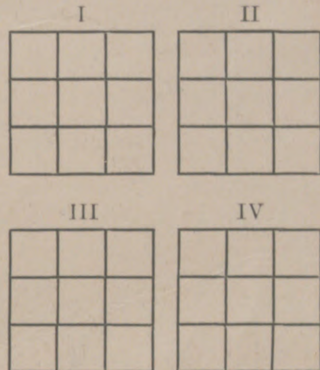
9. Diesen Weg hatte Kolumbus vergebens gesucht.

10. In dem Glauben, daß es sich dabei um Bruchstücke des asiatischen Kontinents handle, ist er gestorben.

11. Zur Zeit, als die Portugiesen nach Ostindien gelangten, hatte Christoph Kolumbus im Dienste Spaniens bereits zwei Expeditionen in westlicher Richtung veranstaltet.

12. Im nordwestlichen Amerika sind sie nur bis zum 42. Grad nördlicher Breite vorgedrungen.

Magische Silbenquadrate.



Wagerechte und senkrechte Reihen sind gleichlautend:
I 1 Vogelmist und Düngemittel, 2 Wohlgeruch, 3 Wandervolk;
II 1 japanische Hafenstadt, 2 Wüste, 3 Gerstenzucker;
III 1 Getränk, 2 Geschütz, 3 russischer See;
IV 1 Kriegsschiffsbeiboot, 2 Figur des Marionettentheaters, 3 griechische Mondgöttin.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4325.

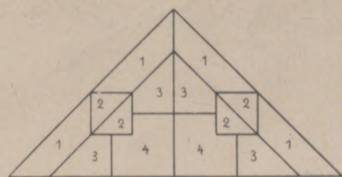
Lösungen der Rätsel in Nr. 4323.

Rösselsprung: Von des Lebens Gütern allen / Ist der Ruhm das höchste doch; / Wenn der Leib in Staub zerfallen, / Lebt der große Name noch. (Schiller.)

Guter Rat: Gut Ding will Weile haben.

Gitterrätsel: Fetisch, Litauen, Schemel.

Zerlegaufgabe:



Silbenkreuz:

a	del
le	ne
bo	gen
re	de

Ersatzrätsel.

Verkauf — Kaffer — Gewicht — Unrecht — Winter — Scherbe — Körper — Messina

Vorstehende Wörter sind durch Änderung je eines Buchstabens in Wörter mit anderer Bedeutung zu verwandeln. Die neuen Buchstaben nennen, nacheinander gelesen, einen deutschen Komponisten.

Kopfrätsel.

Mit „K“ kann's sehr gemütlich sein
Für Menschen, die bescheiden.
Mit „J“ kommt's oft von großer Pein,
Von Sorgen und von Leiden.
Mit „H“ ist's Gegenstand, den man
Beim Handwerk nicht entbehren kann.



Ihr gehorsamster Diener

ist Ihr

MERCEDES - BENZ.

Seine Führung ist ein Kinderspiel dank der Leichtigkeit seiner Handhabung und der übersichtlichen, wohldurchdachten Anordnung aller Kontrollorgane.

Haben Sie Vertrauen zu Ihrem

MERCEDES-BENZ



Führendes Haus für
Weine
deutschen Ursprungs.
Bevorzugt im vornehmen gastlichen Haus.
Etikett und Korkbrand sind unsere Bürgschaftszeichen.

Unsere Liste Nr. 38 enthält eine belehrende Abhandlung über Weinbau, Weinbehandlung und Handelsgebräuche. Zusendung erfolgt auf Wunsch.

VORWERK=TEPPICHE
NUR ECHT MIT DEM NAMEN
VORWERK
VORWERK & Co., BARMEN

KRANKHEIT
DER HUNDERTTAUSEND



MASSO-DENT

EMPFOHLEN VON ZAHNARZT PROF. DR. MAMLOK

ist der neue Apparat zur **Selbstmassage** des Zahnfleisches, mit dem ausserordentliche Erfolge erzielt werden. MASSO-DENT ist von fast unbegrenzter Haltbarkeit; seine Anwendung die denkbar einfachste. Täglich Massage von 1 bis 2 Minuten bewirkt vollkommene Durchblutung u. kräftigende Erfrischung. Die Massage verursacht keinerlei Schmerzen.

MASSO-DENT

beseitigt Zahnfleischverfärbung und leichtes Bluten des Zahnfleisches.

MASSO-DENT

härtet und strafft das Zahnfleisch; locker gewordene Zähne festigen sich wieder.

MASSO-DENT

verhindert bei regelmässigem Gebrauch das Auftreten von Zahnfleischerkrankungen.

MASSO-DENT

soll vorbeugend schon von Kindern benutzt werden und Personen mit gesundem Zahnfleisch. **Zur Mundpflege** gehört frühzeitiger Beginn der Kiefermassage mit MASSO-DENT. Nur diese gewährleistet **gesunde Zähne bis ins hohe Alter.**

Versand geg. Nachnahme nur durch die herstellende Firma **Dr. Franz Josef Krall, Berlin W I, Bülowstr. 82.** Preis M. 4,50 und 45 Pf. für Porto und Nachnahmegebühr. Literatur auf Wunsch gratis.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. — In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris 8e, 44bis Rue Pasquier.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG + I. I. WEBER + LEIPZIG

NR. 4325. 170. BAND EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 2. FEBRUAR 1928

HOTEL-, PENSIONS-, UND SANATORIEN-NACHWEIS
BÄDER UND LUFTKURORTE

DEUTSCHE KURBÄDER

DRESDEN-WEISSER HIRSCH. Sanatorium Dr. Teuscher. Streng individuelle Pflege.

BAD MERGENTHEIM. Das Spezial-Bad für Galle, Leber, Magen, Darm, Zucker, Fettsucht, Gicht, Prosp. d. d. Kurverwaltg.

RADIUMBAD OBER-SCHLEMA. Stärkste Radiumquelle der Welt, wunderbare Heilerfolge.

BAD WILDBAD. Weltber. Kur- und Badeort im Schwarzwald gegen Gicht, Ischias, Rheuma.

DEUTSCHE SEEBÄDER

BORKUM. HOTEL-PENSION IRENE. Das ideale Familienhotel.

KURHAUS ROSELIUS. Führend. Haus. Zentrale Lage. Jahresbetrieb.

HOTEL SEESTERN. Haus I. Ranges. Zwei Minuten vom Bahnhof.

HERINGSDORF. KURHOTEL QUISISANA. Modern. Komf. Beste Lage an Kurpark u. Strand. Prosp.

SCHWARZWALD

DONAUESCHINGEN. (SCHWARZWALD). HOTEL ZUM LAMM. Altrenomm., feinbürgerl.

KÖNIGSFELD (SCHWARZWALD). GASTHOF DER BRÜDERGEMEINE. Vollst. ren. 100 Bett. Zentralheiz.

SCHLUCHSEE (HOCHSCHWARZWALD). KURHOTEL STERNEN. Erstkl.

TODTMOOS (SCHWARZWALD). WALDHOTEL sonn. Lage. Fernr. 31.

SCHWARZWALDHAUS. Herbst- und Winteraufenthalt. Telefon 14.

RIESENGEBIRGE

BRÜCKENBERG. HOTEL FRANZENSHÖH. Schöne Aussicht. Mäßige Preise.

HOTEL UND PENSION SANSSOUCI, I. Ranges, altbekannt und solid.

KRUMMHÜBEL. SCHLINGELBAUDE, 1067 m ü. M. Der Neuzeit entsprechend.

SCHREIBERHAU. SANATORIUM KURPARK. Phys. diätet. Heilanstalt. Jahresbetrieb.

HOTEL AM SCHENKENSTEIN, 645 m ü. M. Fritz Franke.

HAUS VIERLINDEN, am Kurpark, schönste Lage.

HOTEL ZUM ZACKENFALL. Gutbürgerlich. Herrliche Aussicht.

ERZGEBIRGE

OBERBÄRENBURG b. KIPSDORF. BERGHOTEL u. KURHAUS FRIEDRICHSHÖHE.

OBERWIESENTHAL. RATHAUS-HOTEL, m. all. Komfort.

CAFÉ-RESTAURANT und PENSION FRIEDRICH, beste Verpflegung.

THÜRINGEN

BAD KÖSEN. ERHOLUNGSHEIM SAN.-RAT DR. LEHMANN.

OBERHOF. SCHILLINGS HOTEL u. PENSION, bestempfohlen.

HARZ

ALTENAU. KURHAUS WALDGARTEN mit VILLA MARGARETE.

ST. ANDREASBERG. „HOTEL DEUTSCHER-HOF".

KURHOTEL SCHÜTZENHAUS, bürgerliche Gaststätte.

HAHNENKLEE-BOCKSWIESE (OBERHARZ). Wintersportplatz u. Höhenkurort, 600 m ü. M.

HOTEL KURHAUS, I. Ranges, moderner Komfort.

SCHWENZELS HOTEL. Vornehmes Haus, direkt an der Bobbahn.

HOHEGEISS (HOCHHARZ). Höchstgelegen, alpiner Luftkurort und Wintersportplatz.

RÜBELAND. BAUMANNS'-HÖHLE. Selten schöne Tropfsteinhöhle, feenhaft beleuchtet.

SCHIERKE, der alpine Wintersportplatz u. Luftkurort a. Brocken.

HOTEL FÜRST ZU STOLBERG. Mit voller, bester Verpfleg. v. M. 9.—.

HOTEL WALDFRIEDEN. Bestempfohl. Pension Mk. 8—9. Mod. Komfort.

TANNE (HOCHHARZ). Alpiner Wintersportplatz und Luftkurort.

BAHNHOF-RESTAURANT. Rodelbahn.

OESTERREICH

BADGASTEIN. HOTEL MOZART, prächtige Lage, jeder Komfort. Jahresbetrieb.

BLUDENZ am ARLBERG. HOTEL BLUDENZER HOF. Wintersport, moderner Komfort.

HOTEL SCESAPLANA, gutbürgerlich, Prospekte.

JGLS b. Innsbruck. 900 m ü. M. HOTEL JGLER HOF, Prospekte.

JNNSBRUCK. HOTEL TYROL, modernst. Komfort, mäß. Preise.

HOTEL ARLBERGER HOF, modern, feinbürgerlich, Jahresbetrieb.

GASTWIRTSCHAFT HAUPTBAHNHOF, erstklassig, mäßige Preise.

HOTEL KREID, ersten Ranges, fließend. Wasser.

HOTEL MARIA THERESIA. Berühmt, erstklassig, bestempfohlen.

HOTEL MARIABRUNN (ALTE HUNGERBURG) 850 m ü. M. Drahtseilbahn.

CAFÉ MAXIMILIAN. Beliebtes und behagliches Café.

CAFÉ, HOTEL u. KASINO „MÜNCHEN", bestrenommiert.

KONDITOREI u. CAFÉ SCHINDLER. Täglich Konzerte.

KITZBÜHEL (TIROL). GARTEN- und SPORT-HOTEL. I. Ranges.

HOTEL CAFÉ REISCH. Erstklassig mit allem Komfort.

HOTEL TIEFENBRUNNER. Neu renoviert. Moderner Komfort.

KIRCHBERG b. KITZBÜHEL. HOTEL DAXER.

KUFSTEIN (TIROL). HOTELBETRIEBE: ANRACHER-DUXERHOF, historisch mit mod. Komf.

CAFÉ u. KONDITOREI HASENKNOPF. Treffpunkt der Fremden.

CAFÉ NEUMAYER. Wiener Café. Garten. Konzerte.

LANDECK (TIROL). HOTEL POST. Alpenhotel, mod. Komfort.

HOTEL „GOLDENER ADLER". Das gutbürgerliche Haus.

GASTHOF UND PENSION „SONNE", schönste Lage, Prospekte.

LANS b. Innsbruck. 850 m ü. M. GASTHOF und PENSION TRAUBE, gutbürgerlich, Prospekte.

LERMOOS (FERNPASS). HOTEL „POST", mod. Komfort.

HOTEL „DREI MOHREN", beste Lage, Komf.

LINZ a. d. D. HOTEL ZUM „SCHWARZEN BÄREN", neuerbaut.

HOTEL WEINZINGER. Vornehmes Haus mit allem Komfort.

CAFÉ SCHÖNBERGER, Familiencafé ersten Ranges.

MARIAZELL. HOTEL LAUFENSTEIN, I. Ranges, mod. Komf.

HOTEL ROHRBACHER HOF, gutgeführtes Haus, bestempfohlen.

CAFÉ „GOLDNER ADLER", führendes Café am Platze.

MAYRHOFEN (ZILLERTAL) „ALTE POST". Gutbürgerlich.

GASTHOF UND PENSION „STRASS". Gutbürgerlich, modern. Komfort.

MUTTERS. GASTHOF und PENSION STAUDER, zivile Preise.

OETZ. HOTEL u. PENSION „DREI MOHREN", div. Komfort.

PIANS. GASTHOF u. PENSION „POST", gutbürgl., Prospekte.

SALZBURG. STIFTSKELLEREI „ST. PETER". Sehenswürdigkeit Salzburgs.

GASTHOF HOFWIRT. Modernes Café und Hotel. Aller Komfort.

HOTEL STEIN, an der Staatsbrücke, moderner Komfort.

CAFÉ TOMASELLI, im Vorgarten der alten Residenz.

SCHWAZ (TIROL). HOTEL POST, erstkl. Prachtvolle Gegend.

SEEFELD (TIROL). WERTHERS GRAND HOTEL POST, I. Ranges.

GASTHOF ZUM LAMM, altrenommiert, Zentralheizung.

ST. ANTON (TIROL). HOTEL POST, erstes Haus am Platze.

GASTHOF und PENSION ALPENROSE. Warmwasser-Heizung.

ST. JOHANN (TIROL). GASTHOF ZUM BÄREN. Mod. Komf.

GASTHOF ZUR POST. Gutbürgerlich. Pension 10—12 S.

CAFÉ RAINER. Führendes Haus.

SISTRANS. GASTHOF KRONE. PENSION SALCHNER, Prospekte.

STEINACH (TIROL). HOTEL STEINBOCK, erstes Haus, Prosp.

STEINACHER HOF, gutbürgerlich, am Platze.

GASTHOF „ZUR POST", bestempfohlen.

GASTHOF UND PENSION „WILDER MANN", komfortabel.

STUBEN a. ARLBERG. GASTHOF „POST", führ. Haus.

TELFES (STUBAITAL). HOTEL SERLES, Prospekte.

ZELL am ZILLER. GASTHOF „ZUM BRÄU", gutbürgl.

HOTEL POST. I. Haus, mäß. Preise.

GASTHOF SCHNEEBERGER, gutbürgerlich. Pension 8—10 S. Prosp.

ZÜRS am ARLBERG. GASTHOF „ALPENROSE", gutbürgerlich, fließend. Wasser.

GASTHOF UND PENSION EDELWEISS, altrenommiert, neu umgebaut.

HOTEL ZÜRSER HOF, das Luxushotel mit jeglichem Komfort.

WIEN. ALTER HOFKELLER. Weinstuben, Wien I, Hofburg.

ARKADEN. Café-Rest., Wien I, Universitätsstr. 3.

DREI KRONEN. Restaur., Wien VII, Mariahilferstr. 34.

CAFÉ EICHINGER, Wiedener Hauptstrasse 11, nächst Oper.

ZUM EISVOGEL IM PRATER. Weltberühmt. Treffpunkt d. Fremden.

GLINGERS CAFE PARKRING, Wien I, Weihburggasse 28.

CAFÉ HAAG & GANAUSER, Rotenturmstr., nächst Stephansdom.

CAFÉ HERRENHOF, Wien I, Herrengasse.

HENGL'S HEURIGER. Grinzing-Wien, Trambahn 38. Musik u. Gesang.

KAISERSTÖCK'L. Café-Rest., Historisch, i. Schönbrunner Schloßpark.

KLOSTERNEUBURGER KELLER. Rest., Wien I, Renngasse 10.

HOTEL KRANTZ, Kärntnerstr. Ersten Ranges. Mod. Komfort.

HOTEL KUMMER, Wien VI, Mariahilferstr. 71 a.

LINDE. Ält. Gaststätte, Wien I. Rotenturmstr. nächst dem Stefansdom.

ZUR LINDE, Gastwirtschaft, Wien X, Favoritenstr. 86.

CAFÉ LUSTBADER, Wien VI, Mariahilferstr. 127.

PANTHERBRÄU-KELLER, Wien I, Opernring 11. Erstklassige Küche.

CAFÉ PALMHOF, Wien XV, Mariahilferstr. 135.

RAUHECK, Café-Rest. Der Wintersportplatz d. Fremden. Endst. 58.

CAFÉ SCHÖNBRUNN, Wien XII, Schönbrunnerstr. 27 a.

CAFÉ SCHOTTENTOR, Wien I, Am Ring, gegenüber Universität.

SILLER, Hotel und Café, Wien I, Schwedenplatz. Erstklassig.

SPLENDIDE. Fam.-Café I. Ranges, Wien I, Jasomirgottstr. 3.

CAFÉ STADTPARK, Wien I, Parkring 2. Komfortabel.

TONI OTT, Restaur., Wien I, Habsburgerstr. 6 Erstklassig.

HOTEL STADT TRIEST, Wien IV Hauptstr. 12. Mod. Komfort.

HOTEL UNION, Wien IX, Nussdorferstr. 23/25.

WIEN-SEMMERING. Österreichs beliebtester Höhenkurort u. Wintersportplatz, 1000 m ü. d. M. Sonne, Sport, Erholung.

HOTEL STEFANIE, modernster Komfort, Jahresbetrieb.

PALACE-SANATORIUM DR. HECHT. Modernste Höhenkuranstalt.

PENSION VILLA ANNA. Familienpension mit allem Komfort.

DEUTSCH-BÖHMEN

BODENBACH. HOTEL POST am Landungsplatz und Bahnhof.

FRIEDLAND. HOTEL HERRMANN. Vornehm, behaglich.

GABLONZ. HOTEL KRONE. Restaurant u. Café. Autogaragen.

HIRSCHBERG, böhmisch, am See. Gr. Seebad d. Republik.

STRAND-RESTAURANT, gutbürgerl. Konzert, direkt am Strand.

BÖHM. LEIPA. HOTEL HIMMEL. Reisenden-Hotel.

HOTEL KNOBLOCH, vorm. Kronprinz, gutbürgerlich.

RING-CAFÉ, vornehm. Konzertlokal.

BAD LIEBWERDA. Herzheil- und Moorbad.

HOTEL KURHAUS m. allem Komfort.

HOHENELBE. HOTEL APPELT. Führendes Haus.

HOTEL BREMEN, am Bahnhof. Fließend. Wasser.

REICHENBERG. HOTEL „GOLDENER LÖWE". 100 Zimmer.

„SCHIENHOF", Hotel, Café, I. Rang.

HOTEL TERMINUS. 30 elegante Zimmer, mod. Komfort.

WALHALLA HANICHEN bei R. Vornehm. u. größt. Vergnügungslokal.

HABENDORF b. R. GASTHOF KRONE. Ausflugsort. Bestens empfohlen.

THAMMÜHL, böhmisch, am See. HOTEL PETELKA.

TRAUTENAU (Riesengeb.). HOTEL ZIPPEL. Moderner Komfort.

GRAND-HOTEL-CAFÉ KLEIN. Erstes Haus. 70 Zimmer.

WEINHAUS FLESCH. Vornehmer Dielenbetrieb.

TSCHECHO-SLOWAKEI

PRAG. GRAND HOTEL STEINER. I. Haus. Vornehmstes Hotel.

CAFÉ ELEKTRA. Treffpunkt der Reichsdeutschen.

GROSSGASTHOF „GOLDENES KREUZL". Preiswert. Bewirtung.

RESTAURANT KONOPISCHT. Vorzügliche Küche.

GASTWIRTSCHAFT „DEUTSCHES HAUS". Küche von Ruf.

JOSEF LIPPERT. Beliebtes Weinrestaur. Größte Delikatessenhdlg.

ITALIEN

ABBAZIA. HOTEL ATLANTICA. Deutsches Haus, letzt. Komfort.

HOTEL EDEN UND QUISISANA, komfortable Häuser, Prospekte.

KURHAUS DR. MAHLER, Sonne und Sport, beste Lage.

PENSION MARIA ZAWOJKI, sonnige See-Zimmer, Prospekte.

BORDIGHERA. HOTEL DE PARIS. Aller Komfort. Pens. 35 L.

BOZEN. HOTEL MONDSCHEIN, gut bürgerlich, 100 Zimmer.

BOZEN-GRIES. HOTEL AUSTRIA, herrlicher Park.

HOTEL REGINA, prachtvolle Lage, moderner Komfort.

PENSION EDEN, komf. Familienhaus.

NERVI b. GENUA. HOTEL-PENSION BONERA. Deutsch. Haus. Herrliche Lage.

HOTEL GIARDINO-RIVIERA. Aller Komfort. Eigenes Strandbad.

HOTEL-PENSION JNTERNATIONAL. Ruhigste, staubfreie Lage.

GRAND HOTEL VICTORIA. Erstklassig. Pension ab 35 L.

MERAN. Südalpiner Kurort, sonnig, mild u. trocken. Moderne Kurmittel, Vergnügungen. Bergbahnen, Autoausflüge ins Dolomiten- und Ortler-Gebiet.

HOTEL ASTORIA. Vornehmer Komfort. Eig. Park.

HOTEL AUSTRIA. Moderner Komfort, schönste Lage.

BAVARIA-HOTEL, exquisites Haus, letzter Komfort.

HOTEL BELLEVUE. Vornehm. Moderner Komfort.

HOTEL CONTINENTAL. I. Ranges. Mod. Komfort.

HOTEL-PENSION EDEN, behagliches Familienhaus, mäßige Preise.

PENSION GILMHOF, moderner Komfort, ruhige Lage.

PENSION IRMA MEISTER. Ruhige, schönste Lage. Zentralheizung.

PARK-HOTEL OBERMAIS, ruhig und vornehm, aller Komfort.

HOTEL RITZ, feinste Familien-Pension, beste Lage.

SANATORIUM HUNGARIA, für sämtl. Erkrankung. d. Atmungsorgane.

SANATORIUM MARTINSBRUNN, alle modernen Heilbeihilfen.

DIÄT-SANATORIUM STEFANIE, alle modernen Kurmittel.

ORTISEI (ST. ULRICH) Grödnertal. HOTEL AQUILA. 220 Betten, modernster Komfort, mäßige Preise.

SCHWEIZ

AROSA. HOTEL AROSA-KULM, sonn. u. höchstgel. Allermod. Komf.

HOTEL DES ALPES. Gediegenes Familienhaus, beste Lage.

HOTEL BELLEVUE. Bestempfohlen, sonnigste Lage.

SANATORIUM GRAND-HOTEL, für Mittelstand, sonnig, eigner Park.

SANATORIUM VILLA DR. HERWIG. Gemütl. kleinere Heilanstalt.

DAVOS. EDEN HOTEL, modern. Haus, prachtvolle Lage.

ESPLANADE. Das behagliche Kurhotel. Preis ab Fr. 14.—.

PENSION DR. JOSEEPHY für Sport und Erholung, ab Fr. 10.—.

PENSION MERULA. Sonnige Lage am Wald.

NEUES SANATORIUM. Bes. M. Neubauer. Längste Sonnenscheindauer.

PENSION ROSENHÜGEL. Erhöhte, sonnige Waldeslage. Hausschwest.

PENSION RUHELEBEN, nächst dem Kurhaus, Prospekte.

PENSION SANS-SOUCI. I. Ranges, mod. Ausstattung.

HOTEL-PENSION SOLARIA. Sonnigste Lage. Prospekte.

PENSION VILLA WALDHEIM, beste Lage und Verpflegung.

SANATORIUM BERNINA, Knochen- u. Lungentuberkulose, ab Fr. 14.—.

SANATORIUM SOLSANA. Modern. sonnig, bequem.

PRIVATSANATORIUM DR. VÖCHTING. Sonnigste Lage. Fließend. Wasser.

DAVOS-DORF. SANATORIUM DAVOS-DORF u. VILLA MARIA. Ganzjährig. Moderner Komfort.

HOTEL UND PENSION MEIERHOF. Ruhiges, gut geführtes Haus.

PENSION PAUL. Ganzjähr. geöffnet. Gemütl. kleinere Pension.

SANATORIUM SEEHOF, Pension inkl. Arzt ab Mk. 13.—.

LUGANO. GRAND- & PALACE-HOTEL, allerersten Ranges, am See, eig. Park, letzter Komfort.

CERESIO-HOTEL ESPLANADE, direkt a. S. m. Schwimm- u. Sonnenbad.

HOTEL-PENSION MINERVA. Prachtv. Aussicht. Pension ab Fr. 11.—.

HOTEL St. Gotthard-Terminus, komfortabel, mäßige Preise.

HOTEL WALTER, komfort. Familienhotel am See.

LUGANO-CASTAGNOLA. PENSION BOLDT, schönst. Winteraufenthalt, Pension Fr. 9.—.

HOTEL-PENSION DIANA. Pension Fr. 8.— bis 10.—.

KURHAUS MONTE BRE, phys. diät. (Syst. Dr. Lahmann) Deutsches Haus.

PONTRESINA. HOTEL PONTRESINA. I. Rang., sonn. fr. Lage.

HOTEL LANGUARD. I. Ranges, beste Lage, ab Fr. 16.—.

HOTEL SCHWEIZERHOF. Sommer- und Winterbetrieb.

SAMADEN. HOTEL BERNINA. Ersten Ranges. Prospekt Nr. 10.

HOTEL DES ALPES. Feinbürgerlich. Familienhotel.

ST. MORITZ. HOTEL ENGADINER HOF. Erstklassig.

SILVAPLANA bei ST. MORITZ. HOTEL ENGADINER HOF, erstklassiges Familienhaus.

WENGEN. PARKHOTEL BEAU-SITE. Beste Lage, kompl. Pension ab Fr. 17.—.

ERZIEHUNG U. BILDUNG

MONTREUX (SCHWEIZ). INSTITUTION DES ESSARTS, komfortables Erziehungsinstitut für Mädchen.

BALLENSTEDT. TÖCHTERHEIM FRAU L. KUNTZE, Pension monatl. Mk. 90.—.

BERLIN-W. 50. TÖCHTERHEIM LOHSE, f. In- u. Ausländerinnen, Marburgerstr. 3. Prosp.

DRESDEN-A. TÖCHTERHEIM SCHOLTZ, eigene Villa. Kaitzerstr. 15.

EISENACH. Richardstraße 2. GEBIRGS-TÖCHTERHEIM. Junge Mädch. werd. gründl. ausgebildet.

GLAUCHAU. PÄDAGOGIUM. 10-stufige Knabenschule. Prosp. B.

HALBERSTADT. HÖHERE PRIVATSCHULE und TÖCHTERHEIM MACKRODT, Prosp.

HALLE. DR. HARANGS HÖHERE LEHRANSTALT. Oberprima. Umschulung. Gegr. 1864.

BAD HARZBURG. TÖCHTERHEIM ABEL. Weiterbildung jung. Mädchen wissensch. u. gesell.

SCHULKINDERHEIM VILLA ERIKA. Frau H. Simon.

BAD LAUSICK. HAUSWIRTSCHAFTLICHE FRAUENSCHULE. Prospekt B.

LEIPZIG. BARTHSCHE REALSCHULE, gegr. 1863. Prospekte.

BAD SUDERODE (OSTHARZ). PRIVAT-TÖCHTERBILDUNGSHEIM HAUS BURCKHARDT. P. m. 100.—.

THALE (AM HARZ). TÖCHTERHEIM LOHMANN. Gründl. Fortbildung in allen Fächern.

WERNIGERODE. HARZ-PÄDAGOGIUM bereit. vor f. Abiturprima, Obersekunda, Versetzung.

TÖCHTERHEIM LISBETH FROHBERG, Nöschenrode. 1a Referenzen.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4325. 170. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 2. Februar 1928.

Allgemeine Notizen.

Eine Würdigung der besten Filme des Jahres 1927 gibt der „Daily Expreß". Er schreibt: „Britische und amerikanische Filme, betrachtet von dem Doppelstandpunkt der Intelligenz und der Kunst (artistry), versinken beinahe in Bedeutungslosigkeit, werden sie mit Deutschlands Produktion verglichen. .... Deutschlands Kriegsdrama „Die Emden", rangiert ebenfalls unter den besten Filmen dieser Art." Es werden außer diesem zehn andere deutsche Filme angeführt. Das Gutachten des „Daily Expreß" ist um so bedeutungsvoller, als deutsche Filme hie und da im Ausland nicht die Beachtung finden, die ihnen zukommt.

Zur Lage der deutschen Seeschiffahrt 1927. Dem Bericht der Hamburger Handelskammer zufolge war die Lage der deutschen Seeschiffahrt im vergangenen Jahr im allgemeinen befriedigend und in ihren Hauptzügen der des Vorjahres gleich. Für die Passagierfahrt gilt dies hinsichtlich ihrer wichtigsten, der nordatlantischen Route, auf der erneut eine kleine Zunahme des Verkehrs in beiden Richtungen eintrat, ebenso wie hinsichtlich der übrigen Strecken. Auch das Frachtgeschäft gestaltete sich trotz der nach Beendigung des englischen Bergarbeiterstreiks erheblich gesunkenen Raten nicht ungünstig, da die ansteigende Wirtschaftskonjunktur eine lebhaftere Nachfrage nach Schiffsraum hervorrief. Doch wurde das Geschäft auf verschiedenen Routen durch gesteigerten Wettbewerb nachteilig beeinflußt. Auch im vergangenen Jahr wurde von einer Reihe ausländischer Staaten das ungesunde Prinzip der Subventionierung ihrer Schiffahrt mit Nachdruck verfolgt, ohne daß sich bis jetzt Ansätze zeigten, die einen Abbau dieser Maßnahmen erwarten lassen. Die deutschen Reedereien wandten ihre Aufmerksamkeit im abgelaufenen Jahr vor allem der rationellen Ausgestaltung ihrer Organisationen, der Mechanisierung des Kaibetriebes in den Häfen und anderen, der Beschleunigung und Verbilligung des Umschlagverkehrs dienenden Maßnahmen zu. Wie aus den in letzter Zeit von den Hamburger Großreedereien, insbesondere von der Hamburg-Amerika Linie, erteilten Neubauaufträgen ersichtlich ist, wird in Hamburger Schiffahrtskreisen dem Motorschiff als der modernsten Schiffsart große Beachtung geschenkt.

Nach dem Norden. Der große Anklang, den die Nordlandfahrten beim reisenden Publikum finden, veranlaßte die Hapag, ihre Zahl bedeutend zu erweitern.

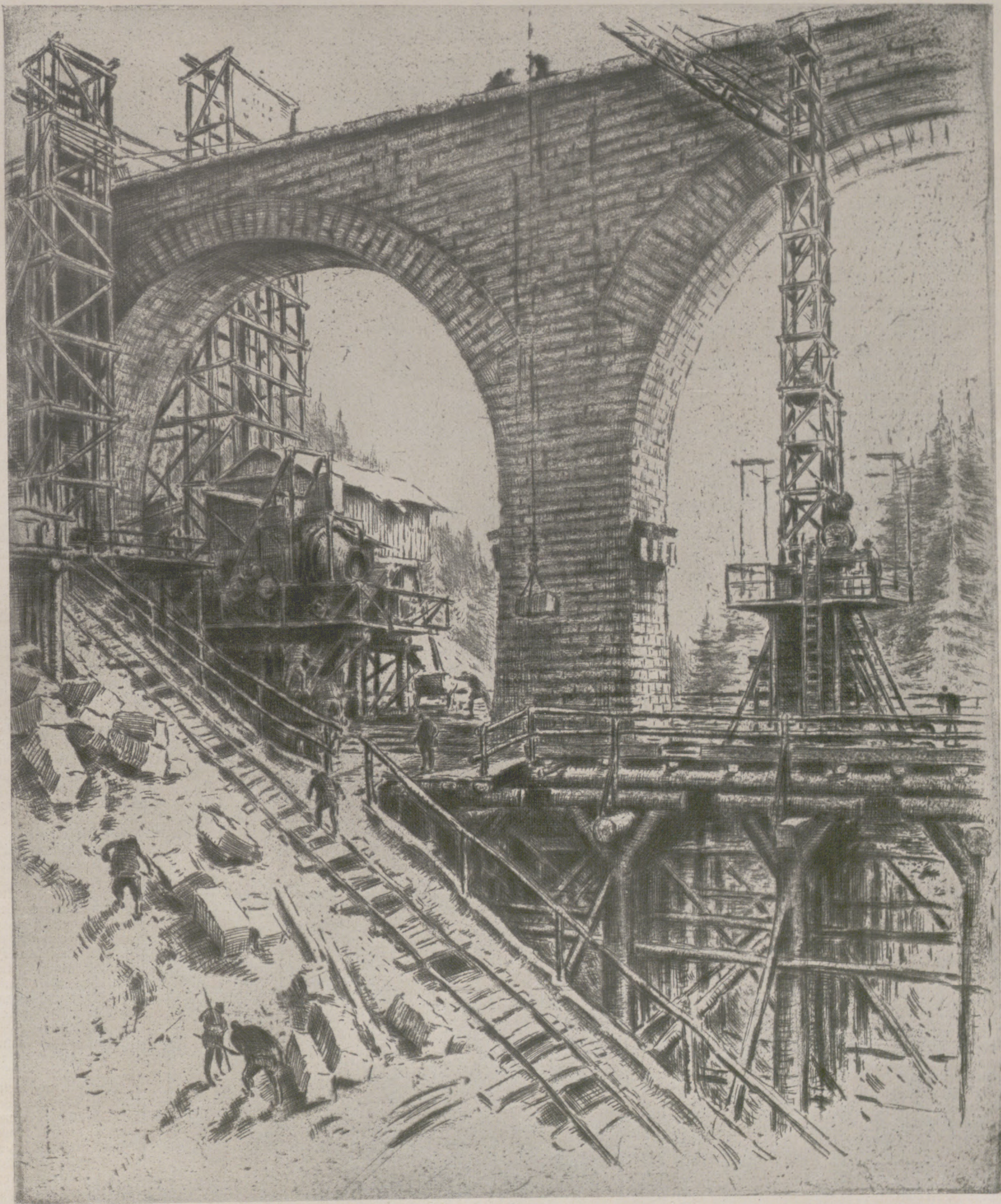
Der Vergnügungsreisedampfer „Oceana“ und das Doppelschraubenmotorschiff „Orinoco“, das die Hamburg-Amerika Linie im Frühjahr in Dienst stellen wird, sowie die beiden Nordlandreiseschiffe „Resolute“ und „Reliance“ führen diesen Sommer sieben Fahrten aus. Näheres bei allen Vertretungen der Hamburg-Amerika Linie.

Für die Hauswirtschaft hat der Reichsverband Deutscher Hausfrauenvereine E. V. in dankenswerter Weise eine praktisch-wissenschaftliche Versuchsstelle in Leipzig geschaffen. Der Zweck dieser Versuchsstelle ist, der gesamten Hausfrauenwelt diejenigen Gebrauchsgegenstände zu empfehlen, die sich nach eingehender fachmännischer Prüfung in jeder Beziehung als gut und zweckmäßig herausgestellt haben. Die Versuchsstelle erfüllt ihre Arbeit sehr gewissenhaft und zeichnet die empfehlenswerten Artikel mit dem Sonnenstempel des Reichsverbandes Deutscher Hausfrauenvereine aus. Wie gewissenhaft diese Stelle arbeitet, beweisen die 250 Prüfungen des Vorjahrs, von denen 163 abgelehnt wurden, während nur 87 die Auszeichnung des Sonnenstempels erhielten. Zu den ausgezeichneten Artikeln, die der deutschen Hausfrau von dieser Stelle empfohlen werden, gehören auch die altbewährte und bekannte Enameline-Ofenpolitur in Blechdosen, das vorzügliche Putzmittel für Eisenöfen, ferner das neue Produkt dieser Firma, die flüssige Enameline, die besonders für Ofenrohre und Heizkörper empfohlen wird. Auch zwei andere Qualitätsprodukte der Enameline-Werke, Mizi-Messerputz und Rex-Metallputz, wurden untersucht, den Hausfrauen empfohlen und mit dem Sonnenstempel ausgezeichnet. Rex-Metallputz ist kein Putzwasser, sondern eine reine Ölware, die vor allem den Vorteil hat, dem Metall einen auch bei feuchter Luft langanhaltenden Glanz zu verleihen.

Altbewährte echte Erfurter Samen finden in dem neuen, kostenfrei erhältlichen Katalog der Samenzucht und Samenhandlung von F. C. Heinemann, Erfurt 30 eingehende Erläuterung. Die hervorragende Güte der Heinemannschen Sämereien ist über jeden Zweifel erhaben.

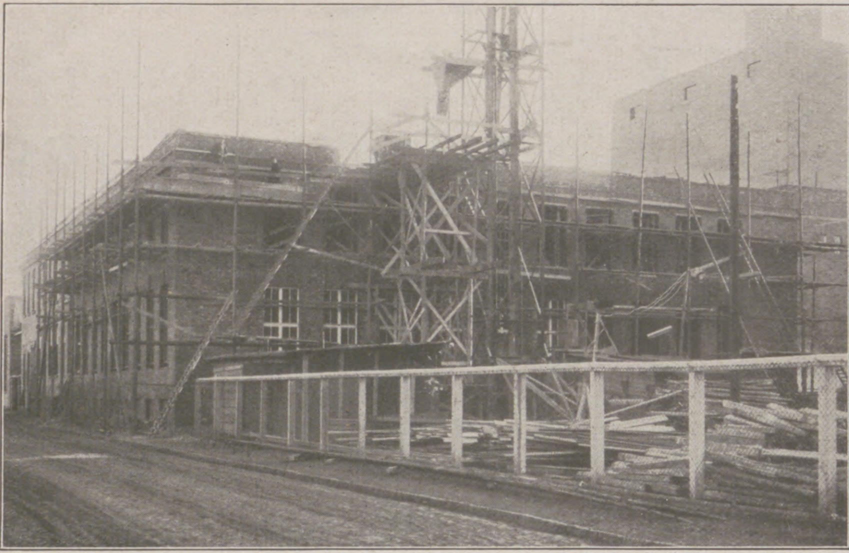
Für einen jährlichen Mietpreis von je 4 Mk. 21 Pfg. wohnen in der Augsburger Fuggerei, der ältesten sozialen Siedlung Deutschlands aus dem 16. Jahrhundert, noch jetzt 106 Familien. Gründer dieser Stiftung ist des berühmten Fürsten- und Grafengeschlechts Fugger Jakob der Jüngere, der die 106 kleinen Häuschen in der Jakobivorstadt von Augsburg für arme Bürger und Einwohner geschaffen hat.

Illustrirte Zeitung



Kühne Brückenarchitektur im romantischen Schwarzwald:
Der neue Ravennatalübergang der Höllentalbahn, der vor kurzem dem Betrieb übergeben wurde, im Baustadium.

Radierung von Hermann Kupferschmid.





Vom Einsturz des Erweiterungsbaues des Blaudruckwerks der Firma Rudolf Karstadt & Co. in Kassel-Bettenhausen am 25. Januar: Links: Der noch unversehrte Bau im Gerüst. Rechts: Der Trümmerhaufen nach dem Zusammensturz. Ein Monteur kam dabei ums Leben. (Phot. Eberth, Kassel.)

WAS IST KRITIK?

VON ARNO SCHIROKAUER

Unvergessen sind die Blamagen der Kritik, die Richard Wagner verkannte, an Richard Strauß ihr Mütchen kühlte, Schillers „Räuber“ oder Goethes „Götz“ wie eine Polizeihundmeute anfiel, die für Stefan George ohne Organ war, sich gegen Ibsen und den jungen Hauptmann sträubte und wirklich auf allen Gebieten der Kunst kaum eine Gelegenheit zum Fehlspruch ausließ. Kritik ist so wenig unfehlbar wie das Kunstschaffen selbst. Ihr Richtspruch gehört vor das Berufungsgericht der Nachwelt, und es geschieht nur allzuoft, daß diese Instanz nach einem Menschenalter (das ist auch sonst bei Berufungsgerichten der übliche Termin) einen völlig anderen Spruch fällt.

Man wird von einer so ernsten Sache wie der Kritik nicht annehmen, daß sie ein Richteramt beansprucht, wenn sie nicht imstande ist, es auszufüllen. Vielleicht also liegen Wert und Unwert der Kritik nicht in der Verkündigung von Urteilen, die die Nachwelt nicht bestätigt, die sie unnachsichtlich aufhebt, die also mehr oder weniger wertlos sind. Was also ist Kritik?

Solange zwischen Künstler und Kunstgenießer ein enger Zusammenhang bestand, war für den Kritiker kein Platz. Im 9. Jahrhundert dichtete der Mönch für seine Klosterbrüder, im 12. Jahrhundert sang der Ritter für die ritterliche Gesellschaft. Der Hof stellte selbst aus seiner Mitte den Hofdichter; von Kaiser Heinrich, von Konradin, König Wenzel von Böhmen sind uns Minnelieder überliefert. Zum Hofstaat des Fürsten gehört der Herr Ritter, der die Feste mit Liedern und Epen zu verschönen hatte. Inhalt der Dichtungen war vorgeschrieben. Die Rittersage von der Heldenrunde des Königs Artus war gegeben; die Form, das Reimpaar, war gegeben; die höfische Sprache, die schwäbische, kaiserliche Mundart, war gegeben; das Publikum, die höfische Ritterschaft, war gegeben. Noch der Meistergesang des 16. Jahrhunderts übte die Dichtkunst wie ein Handwerk, die Tabulatur war eine Grammatik der Poesie. Wer die Regeln lückenlos beherrschte, war Meister. Die Gesetze der Meistersinger-Schule waren für alle gültig und verbindlich. Es gab richtige und falsche Kunst, es gab Meister und Stümper; es gab Regeln, die zu beherrschen und zu befolgen waren, denen sich alle beugten, an die sich alle gebunden fühlten.

Alle Künstler waren damals von einem Kunstideal erfüllt, ein Kunstgesetzbuch war in unbestrittener Geltung. Das wurde aber im Zeitalter der Reformation anders. Jeder wurde Gott und den Menschen gegenüber für sich selbst verantwortlich, jeder wurde mit Menschenrechten und Menschenpflichten beschenkt und beschwert. Nicht mehr die Kirche, die Zunft oder die ständische Vertretung durften für den einzelnen sprechen, bürgen, fordern, Schuld und Sühne tragen. Die Zeit sprach die Menschen mündig.

Wer in ganz großen Umrissen die Geschichte Europas seit der Reformation betrachtet, stellt fest, daß die Verselbständigung des einzelnen Menschen seither beständig Fortschritte gemacht hat. Bedeutete die Reformation eine religiöse Unabhängigkeitserklärung, die auch den Laien in private und unmittelbare Beziehung zu Gott treten läßt, so waren die Ausbildung der exakten Wissenschaften, die freie Erkenntnis proklamierten, die englische Revolution mit Errichtung des Parlaments und des freien allgemeinen und gleichen Wahlrechts, die Französische Revolution mit der Verkündigung der allgemeinen Menschenrechte konsequente Schritte auf dem einmal eingeschlagenen Wege.

In der Kunst hatte dieser Weg Europas zu bedeuten: Befreiung von Gesetzen und Bindungen, Freiheit dem Bekenntnis, keine Privilegien dem Vers, dem Reim, gleiches Recht für alle Worte, literarisches freies Wahlrecht. Abschaffung der Vers-Privilegien. Es bleibe am Rande gesagt, daß so der moderne Prosaroman entstehen konnte. Der Dichter sang nun also nicht mehr in bischöflichem oder landesherrlichem Auftrag, nicht mehr um seinen Meistersitz nach den Paragraphen der Tabulatur, nicht mehr um den Lorbeer einer poetischen „Sprachgesellschaft“, nicht mehr um die Mitgliedschaft eines Dichterordens, nicht mehr um die Aufnahme in eine Akademie, wie es der Brauch bis ins 17. Jahrhundert war, sondern er dichtete aus freiem Willen, aus privatem Entschluß. Er produzierte aus sich, nach seinem Ermessen, er schuf eine Ware, er befriedigte die Nachfrage von Publikum und Verleger. Sein willkürliches Schaffen, nicht mehr durch hohen Auftrag veranlaßt, ging den Weg des Angebots, es wurde Ware!

Und da geschah nun Folgendes, was hier schwer wiegt. Der Dichter kommt mit seinem privaten Werk vor die Öffentlichkeit. Hof, Zunft, Akademie, Mäzene gibt es nicht mehr. Das Kunstwerk stellt sich frei zum Verkauf, stellt sich zur allgemeinen Diskussion. Ein origineller, schöpferischer Geist wendet sich an seine Mitwelt. Aber die ethischen, die religiösen, die ständischen, die wirtschaftlichen Fundamente sind nicht mehr allen Menschen, allen Volksgenossen gemeinsam. Die Lebenskreise des Dichters und seines Publikums sind nicht mehr die gleichen. Das Bürgertum ist nicht in sich einheitlich, seine Herkunft, seine Richtung, seine wirtschaftlichen Verhältnisse sind nach Stadt und Staat, Alter und Rang, Größe der Stadt oder des Betriebes zu verschieden. — Die buntgewürfelte Menge besitzt natürlich kein einheitliches, sicheres Kunstverständnis mehr. Wer wiegt die seltsame Ware, wer kennt die Maßstäbe, mit denen sie gemessen werden will? Ist sie gut, ist sie geraten, ist sie schlecht und unvollkommen? Ist sie für uns bestimmt, wendet sie sich überhaupt an uns, stützt sie unsere Existenz, greift sie an unsere Grundsätze?

Der Künstler arbeitet nicht wie sein medizinischer, juristischer oder philosophischer Kollege auf Grund erlernter Lehrsätze, geschult und wissenschaftlich vorbereitet. Es liegen Zeugnisse von der besessenen Schaffenswut gerade der genialsten Künstler in Menge vor. In ahnungsloser Getriebenheit, seiner nicht mächtig, überwältigt unter den

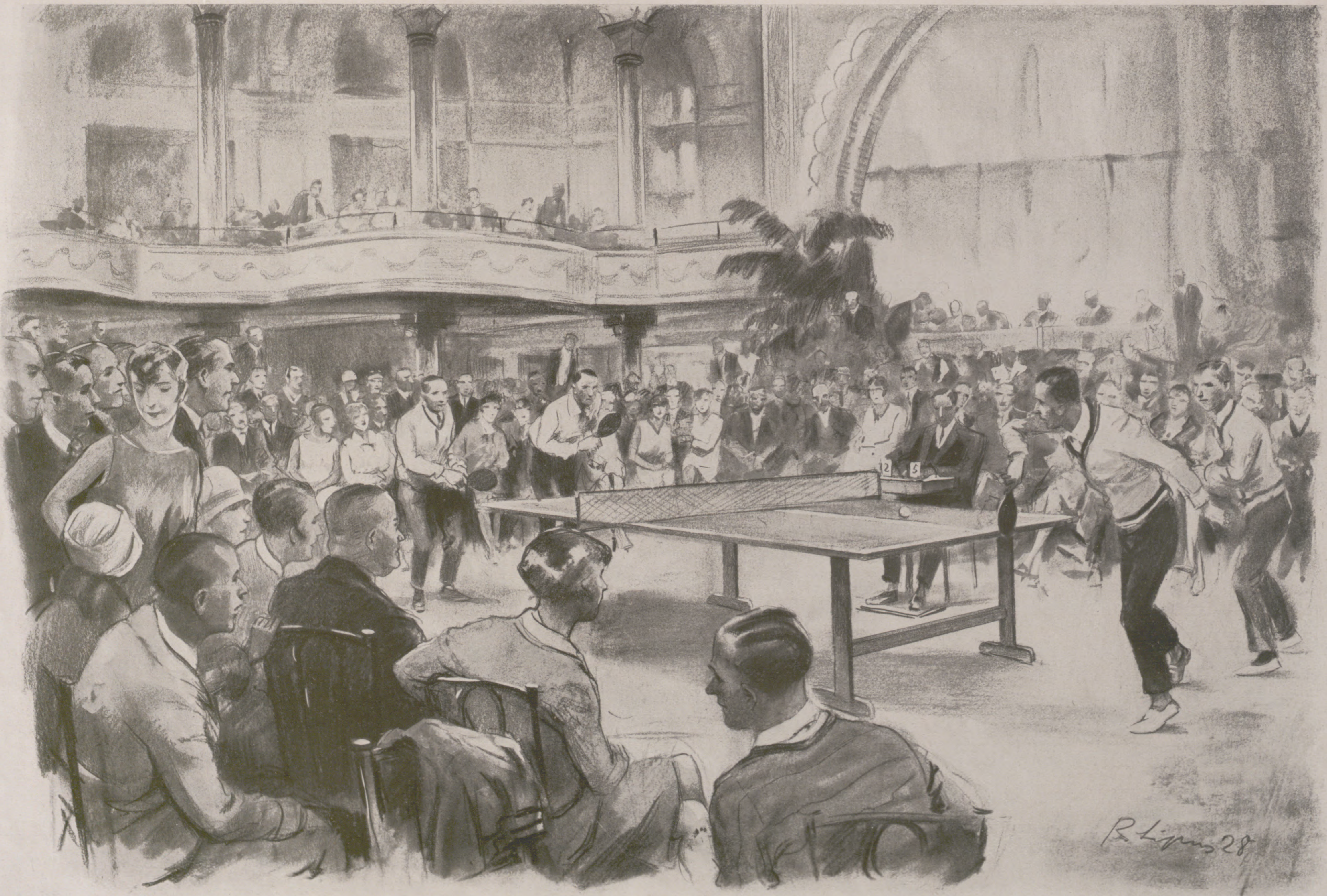


Einer, der vom Eis überrascht wurde: Der tschechische Dampfer „Sázava“, der auf der Donau am 27. Dezember vom Eis eingeschlossen und etwa 8 km bis Oroszvár (bei Preßburg) abgetrieben wurde. Anfangs mußte der „Häftling“ durch Flieger verproviantiert werden; nach Abgang des Eises blieb er auf einem großen Eisblock sitzen, von dem er am 14. Januar durch einen anderen Dampfer ziemlich unbeschädigt herabgezogen wurde.

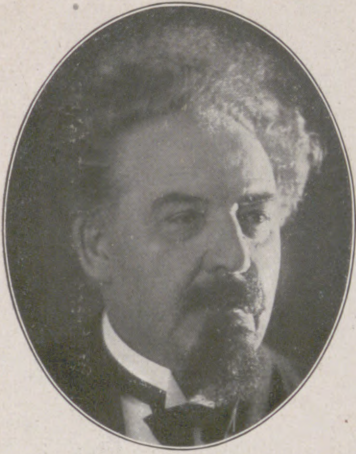


Vom Aufenthalt des Leiters der Außenpolitik Litauens in Berlin: Besuch des litauischen Ministerpräsidenten Woldemaras bei Reichsaußenminister Dr. Stresemann im Auswärtigen Amt am 25. Januar.

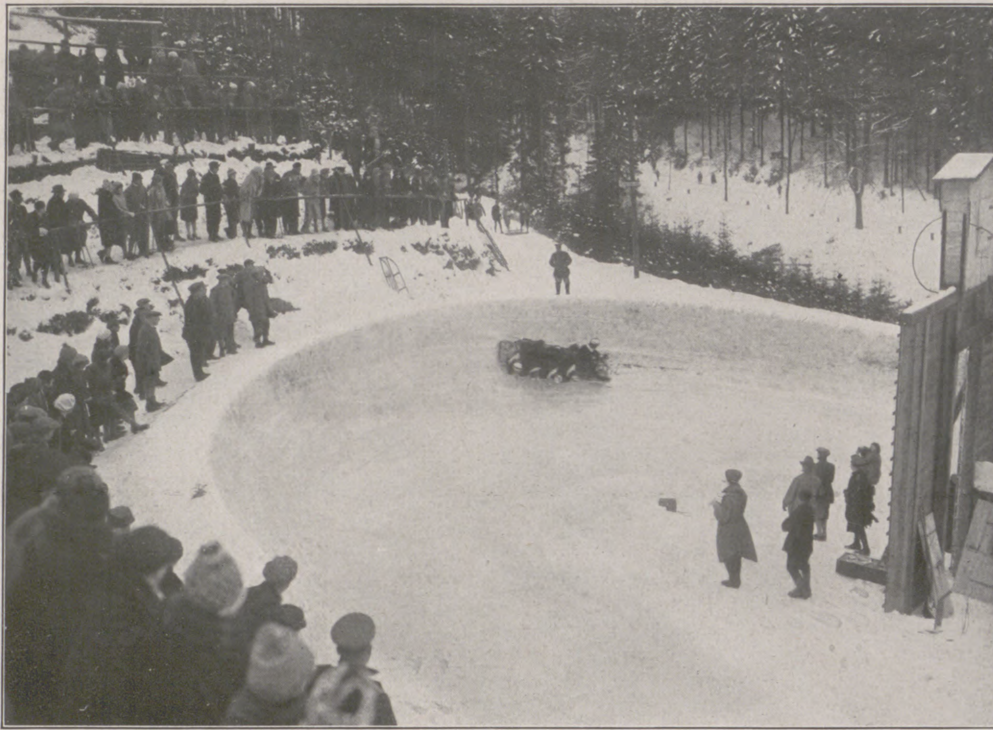
Von links nach rechts, sitzend: Woldemaras und Dr. Stresemann; stehend: Frhr. v. Richthofen (mit der Brille); Staatssekretär Dr. v. Schubert; Staatssekretär Dr. Meißner; Legationsrat Frhr. v. Rheinbaben; (zweiter nach rechts) der litauische Gesandte Sidzikauskas; Prof. Hoetzsch.



Vom II. Internationalen Tischtennis-Turnier um die Meisterschaft von Sachsen, veranstaltet vom Tennisklub Rot-Weiß in Leipzig in der Zeit vom 19. bis zum 22. Januar: Während der Herrendoppel-Meisterschaft von Sachsen am 22. Januar, dem Tage der bedeutendsten Wettkämpfe. Für die „Illustrirte Zeitung" gezeichnet von Rudolf Lipus.



Hans Eschelbach,
bekannter, in Bonn lebender rheinischer Erzähler und Lyriker, kann am 16. Februar seinen 60. Geburtstag feiern.



Von den Deutschen Fünfer-Bobmeisterschaften in Oberhof am 24. Januar: Blick auf die Wadenbergkurve während des Rennens.



Hans Carossa,
Verfasser lyrischer und erzählender Werke, im bürgerlichen Beruf Arzt (Dr. med.), wurde mit dem Literaturpreis der Stadt München ausgezeichnet.



Von den Deutschen Eissportmeisterschaften auf dem Rissersee bei Garmisch-Partenkirchen am 21. und 22. Januar: Moment aus dem Kampf um die Eishockeymeisterschaft zwischen dem Eishockey-Klub Stuttgart und S.-C.-Rissersee.

Schlägen und Stößen eines Instinkts, der ihn ahnungslos führt, bewirkt er das Kunstwerk. Ihm bleibt keine Besonnenheit, kein Kontrollorgan, sein Werk zu lenken, zu prüfen, zu fügen, zu runden; durch ihn hindurch entsteht etwas, er wirft etwas aus sich, was nicht in ihm, sondern hinter ihm steckte; er ist Werkzeug einer künstlerischen Idee. Gutes Werkzeug, schlechtes Werkzeug? Das Werkzeug selbst kann nicht wissen, ob gelungen oder mißlungen ist, was durch es getan wurde. Und andererseits weiß noch jemand nicht, ob gelungen oder mißlungen ist: das Publikum. Es liegt also der erstaunliche und abstruse Fall vor, daß weder der Anbietende noch der Nachfragende, weder Verkäufer noch Käufer, weder Produzent noch Konsument den Wert der Ware zu bestimmen imstande ist. Der Künstler schafft unter dem Zwange der Instinkte; er kann sich nicht prüfen. Das Publikum wieder kommt aus so verschiedenen Lagen und Lagern, mit so vielen ererbten, angelernten und überkommenen Grundsätzen, kommt von den verschiedensten Berufen mit den verschiedensten Forderungen zum Kunstwerk, daß sein Urteil nicht maßgebend sein kann. Kunst kommt aus tiefen und unbewußten Organen. Der Abstand des Dichters von seinem Publikum ist im Verlauf des 19. Jahrhunderts ungeheuer gewachsen. Die Welt hat sich den Naturwissenschaften, der Technik, der Chemie zugewendet. Als Mittler fungiert der Kritiker. Er kennt die Kunst vergangener Epochen, er kennt die Geschichte, er kennt die Gesetze und ihre Wandelbarkeit, er kennt den morbiden oder unerschütterten Zustand der Gesellschaft. Die Kunstware, die in den Körper der Gesellschaft eingeführt werden soll, prüft er. Jedes Kunstwerk hat einen, seinen Sinn. Dieser Sinn kann den Sinn der Gesellschaft bestätigen oder verneinen, kann also stützend oder stürzend wirken.

Die gültigen Gesetze können beachtet oder verachtet sein. Die Kritik registriert den geometrischen Punkt des Kunstwerks, sie referiert über Richtung und Schritt, sie erkennt die „ungesetzlichen“ Kunsttaten, ahnt Umsturz des Stils, Lockerung der Basis; die Kritik ist Erdbebenmesser und spürt mit allen Organen des Gefühls und des Denkens dem Beben und Rütteln der geistigen Fahrt nach. Zwischen dem Völkchen der Künstler und der riesigen treibenden Masse der Kunstfremden steht der Kritiker als Zöllner, prüft die Einfuhr, stellt gefährliche Bannware fest — aber kann nicht, darf nicht, soll nicht den Grenzüberschritt verweigern oder befördern.

Denn Kritik ist keine Justiz. Kritik registriert die Maße und Gewichte, die Richtungen und Tendenzen, Normen oder Eigenwilligkeiten, auf der Tabelle schließt sich Punkt an Punkt. Rückblickend sieht der Kulturhistoriker die Kurve der Wägungen, Auf und Ab der Generationen, Erblühen und Ermatten eines Stils. Die Kurve der Kritik spiegelt wider die Meinungen und die Gedanken, die Einwände, die Krisen und die Überwindungen einer Zeit über, gegen ihre Werke. Sie spiegelt die Mode, den Geschmack; sie ist der Schnittpunkt der großen Bewegungen der Zeit, ist der Nullpunkt, der Pegelstand der Kultur, der in der Dürre oder Regenzeit steigt oder fällt.

Von der Justitia haben die Kritiker nicht das Schwert, sondern nur die Wage entliehen.

Tagesgeschichte.

Der litauische Ministerpräsident Woldemaras traf am 25. Januar in Begleitung seiner Gattin und des Ministerialdirektors im litauischen Außenministerium, Dr. Zaunius', in Berlin zu politischen Unterhandlungen mit Reichsaußenminister Dr. Stresemann ein. Ihnen gingen Besuche im Auswärtigen Amt, bei Dr. Stresemann, Staatssekretär Dr. v. Schubert und Reichskanzler Dr. Marx voraus. Am 27. Januar wurde Woldemaras vom Reichspräsidenten empfangen. — Im Mittelpunkt der Besprechungen standen der geplante deutsch-litauische Schiedsvertrag und wirtschaftliche Fragen.

In Kassel-Bettenhausen wurde am 25. Januar der Erweiterungsbau des Blaudruckwerks der Firma Rudolf Karstadt & Co. von einer Einsturzkatastrophe betroffen. Das für Bureau- und Lagerzwecke bestimmte Grundstück brach plötzlich vollständig in sich zusammen. Ein Monteur wurde durch die einstürzenden Gebäudeteile getötet, mehrere beim Bau beschäftigte Arbeiter wurden verletzt. Die Schwere des Unglücks ward durch die Besonnenheit eines Maurerpoliers gemildert, der die sich im Bau aufhaltenden Arbeiter herausrief, als er eine der das Mauerwerk tragenden Betonsäulen splittern sah.

Bühnenschau.

Das Deutsche Nationaltheater in Weimar brachte ein neues Stück von Heinrich Lilienfein heraus: „Theater“, Schauspiel in drei Akten. Der Verfasser, Generalsekretär der Deutschen Schillerstiftung in Weimar, dem wir schon eine Reihe von trefflichen Romanen und bühnenwirksamen Dramen verdanken, erfüllte auch diesmal die auf das Stück gesetzten Erwartungen. Das Problem „Muß ein Künstler erlebt haben, was er gestaltet?“ oder allgemeiner „Künstler und Mensch“ hat der Dichter seinem Stück zugrunde gelegt. Eine Schauspielerin entsagt der Bühne, weil sie sich der Aufgabe, das von ihr noch nicht erlebte Erlebnis der Liebe darzustellen, nicht gewachsen fühlt und doch dem Theater ihr Frauentum nicht opfern will. Sie heiratet einen reichen, träumerischen Mann, mit dem sie kurze Zeit glücklich zusammen lebt, bis an sie die Versuchung herantritt, wieder einmal auf der Bühne zu triumphieren. Voller Erfolg war ihr beschieden, aber Preis dafür ist die Trennung von dem geliebten Mann.

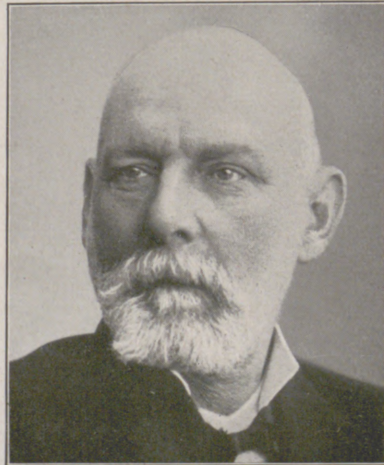
Die Geschichte von Maruf, dem Schuhflicker, und seinem Weibe Fatimah ist das Märchen der neunhundertneunundachtzigsten aus Tausendundeiner Nacht. Wilhelm Schmidtbonn wählte es sich aus als Stoff zu seiner Märchenkomödie „Maruf, der tolle Lügner“, die im Deutschen Schauspielhaus zu Hamburg gegeben wurde. Was er aus seinem Vorwurf gestaltet hat, brachte dem Verfasser wie der Bühne einen bemerkenswerten Erfolg.

Nikolaus Gogols Komödie „Der Revisor“, dieses köstliche Zeitbild aus dem alten Rußland, bot das Düsseldorfer Schauspielhaus in einer hervorragenden und künstlerisch beachtlichen Aufführung. Die einfallsreichen Bühnenbilder hatte M. Dobouzinsky geschaffen, die Spielleitung lag in den Händen von Peter Scharoff, beide Russen. Der Darsteller des Gouverneurs (Franz Everth) und sein Gegenspieler, der Pseudorevisor (Fritz Wendel), standen mit der Wiedergabe ihrer Rollen auf der Höhe des zauberisch funkelnden szenischen Rahmens.

Männer der Wirtschaft.



Georg Dallmann,
Inhaber der Firma Dallmann & Co., der bekannten pharmazeutischen Fabrik in Schierstein bei Wiesbaden, konnte am 17. Januar seinen 70. Geburtstag feiern.



Ferdinand Mülhens,
Senior des Welthauses „Kölnisch Wasser- und Parfümerie-Fabrik Glockengasse Nr. 4711 Ferd. Mülhens“, Enkel des Gründers der seit 1792 bestehenden Firma, † am 15. Januar im 84. Lebensjahre.





Von der Einweihung des neuerbauten „Paulinerhauses" (Universitäts-Sängerschaft zu St. Pauli) in Leipzig am 21. Januar: Das neue Heim der Pauliner.

Rechts oben:

Nasser Zeitvertreib: Amerikanische Matrosen in San Franzisko während eines Pushballspiels, bei dem der Ball mit Wasserschläuchen (auf jeder Partei drei) vorgetrieben wird — eine überaus erfrischende Sportvariante.

Rechts nebenstehend:

Italien kauft ein Planetarium: Mussolini (Mitte) bei der feierlichen Unterzeichnung des Kaufvertrags für ein Zeiß-Planetarium für die Stadt Rom am 16. Januar; zweiter von rechts: der Bevollmächtigte der Firma Karl Zeiß, Jena. Das Planetarium, ein Meisterwerk der deutschen optischen Industrie, soll in die zu den Thermen des Diokletian gehörende „Sala Minerva", in der Nähe des Hauptbahnhofs, eingebaut werden.







Links: Zum 100jährigen Geburtstag des berühmten Verfassers kühner, phantastischer Reise- und Abenteuer-Romane, Jules Vernes († am 24. März 1905), am 8. Februar: Das Denkmal des Jules Verne in Paris. — Rechts: Die Zeremonie zum ersten Jahrestag des Todes des japanischen Kaisers Yoshihito in Tokio (25. Dezember): Der feierliche Zug nach dem ehemaligen Palast des Verstorbenen. Auf einer einfachen Karre wird seine „Seele" mitgeführt, voran gehen Träger mit einem Altar, der mit einem weißen Tuch bedeckt ist.



Ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht als Bühnenstück: Szene aus der Märchenkomödie „Maruf, der tolle Lügner“ von Wilhelm Schmidtbonn, die am 20. Januar im Deutschen Schauspielhaus zu Hamburg aufgeführt wurde. (Phot. Heinr. Haas.)
Von links nach rechts: Emil Stettner als Schatzverwalter; Else Petersen als Mahmurah; Karl Sartory als Wesir; Arnold Marlé als Sultan; Gustav v. Wangenheim als Maruf; Konrad Gebhardt als Kaufmann Ali.



Rechts: Im Zeichen der Kostümfeste: Die Schauspielerin Rivelli vom Wiener Stadttheater in einem „Elida“-Maskenkostüm. (Phot. D'Ora Benda, Wien.)





Ein originelles Bühnenbild zu „Madame Butterfly“. In dieser szenisch neuartigen Gestaltung wurde die bekannte Oper Puccinis kürzlich im Stadttheater zu Würzburg gegeben.
Links: Das Stück eines Russen, von Russen inszeniert und geleitet: Bühnenbild aus der Komödie „Der Revisor“ von Nikolaus Gogol (aufgeführt am Schauspielhaus in Düsseldorf am 16. Januar) mit Karl Heinz Emmerich als Koch, Fritz Wendel als Pseudorevisor Chlestakow und A. Weber als Ossip. (Phot. Rolf Lantin.)





Links: Anregungen für den Fasching: Reizvolle Faschingskostüme, wie sie kürzlich in der Kinder-Matinee des Balletts Devillier im Theater am Kurfürstendamm in Berlin gezeigt wurden. Links: Tamara Desny, Tochter der Schauspielerin Xenia Desny, als „Gavotte“; rechts: Annemarie Herrmann als „Waldgeist“. — Rechts: Szenenbild aus der Uraufführung des Schauspiels „Theater“ von Heinrich Lilienfein im Deutschen Nationaltheater zu Weimar am 26. Januar: Von links nach rechts: Otto Graf als Rainer; Emmy Sonnemann als Schauspielerin Irene; Rose Weber als Gisela. (Phot. H. Eckner.)

Passagiere

ROMAN VON HELLMUTH UNGER

(5. Fortsetzung.)

Es ist eine kurze sachliche Nachricht, eine von tausenden, die täglich die Spalten der Weltpresse füllen. Sie kommt von den Bahamas, für Neuyork bestimmt.

„Das fahrplanmäßige Wasserflugzeug zwischen den britischen Bermudas und Nassau ist hundert Seemeilen von Watlings Island entfernt verunglückt. Wie angenommen wird, durch Bruch einer Tragfläche. Das Flugzeug stürzte brennend ins Meer. Rettungsversuche blieben erfolglos. Der Pilot und der einzige Fahrgast sind ertrunken oder verbrannt. Der Name des Reisenden ist Samuel Hallock aus Dundee."

IX.

Soll ich dir noch mehr von meiner Fahrt erzählen, Olga? Auch von der Frau, die mir damals begegnete, als hätten wir viele, viele Jahre aufeinander gewartet und uns nur nicht bei Namen gekannt, um zu wissen, wo wir uns suchen mußten? Von der Frau, die dir so schwesterlich ähnelt, daß ich glaube, sie wiederzuerkennen in dir, und nicht mehr weiß, welche von euch sich nur in der anderen spiegelt?

Vielleicht würdest du nach deinen guten Worten, daß du mich liebst, gar nicht begreifen können, daß ich alles Vergangene doch nicht vergessen kann. Es war ja ein neuer Tag gestern für dich und ein Anfang. So wolltest du es doch, als du mich leise riefst!

Glaube mir, es ist nur dies eine Geheimnis, das ich besitze, und ich vermag es mit niemand zu teilen. Mein Erlebnis war so einzig und tief, daß es sich nicht wiederholen könnte.

Irgendwo trifft man einen fremden Menschen, den man niemals gesehen hat. Man grüßt ihn und gibt ihm die Hände, scheu und zaghaft, aus Besorgnis, daß man sich irren könnte. Man weiß alles von ihm, was er früher erlebte, kennt den Klang einer Stimme, bevor man sie hört, spürt das Streicheln von Blick und Lachen. Alles ist bekannt und vertraut. Alles ist Erinnern und Wiedererkennen. Man fragt nicht und wartet. Und beim ersten Gruß lauscht auch die Fremde. Sie kann ihr Erstaunen nicht verbergen, und ihre Hände zittern beim flüchtigen Gruß.

Bist du es wirklich? fragt ihr dunkler Blick. Dir zu begegnen, hatte ich schon längst keine Hoffnung mehr. Und zürnst du mir, weil ich nicht wartete?

Es war nicht meine und deine Schuld, daß wir uns heute erst sahen. Fremde Passagiere inmitten Fremder, jeder an Pflichten gebunden und in seinen eng umzirkelten Kreis gestellt. Ja. Worte, die wir jetzt sprächen, würden uns die Zunge zerschmelzen. Wir bedürfen keines einzigen. Das Unsichtbare, das uns verbindet, ist überlaut in uns und tönt wie Glocken. Wir vermögen miteinander ohne Sprache zu reden. — Empfindest du es auch? — Oh, wie sehr ich dich liebe! Ich liebe dich auch! Ein kurzes Leben dürfen wir doch noch zusammen sein. Du und ich. Wir.

Von dieser Stunde an ist ein großes Leuchten in allen Tagen, und die Dinge haben ein neues Gesicht. Nur eins ist wertvoll: mit dem andern zu sein, den man endlich gefunden.

Dies ist mein Erlebnis, Olga. Vielleicht kannst du es ein wenig verstehen.

Einmal wurde mein Leben zeitlos und überreich durch grenzenloses Sichverschwenden. Mein Herz hat bis heute noch keinen Augenblick von allen verloren.

Was sollte ich dir gestern sagen? Würdest du mich um meiner Schwäche willen nicht verspotten, daß ich mich von einem Schatten nicht trennen kann?

Es klingt so sicher und stark: Heute leben wir, und dies ist unsere Zeit. Nein, wir können uns niemals lösen von Tagen, die Vergangenheit sind.

Doch, wenn du Geduld hättest mit mir! Ich mag dir nicht weh tun.

*

Es ist das gleiche Leben im gewohnten Gang, und doch ist jetzt alles anders geworden. Nicht wahr?

Wir sind im Herrenhaus beisammen, wir drei Freunde, die einander verstehen, und Olga verrät sich mit keinem Wort oder Blick. Aber eine große Ruhe ist über sie gekommen. Ich höre sie singen, wenn ich an ihrem Fenster vorüberkomme. Es ist ein schwedisches Lied, dessen Text ich nicht verstehe. Olgas weicher Alt strahlt wie Samt in der einfachen, schwermütigen Melodie. Es ist wie eine große Freude im ganzen Hause.

Olga ist im Garten und schneidet Rosen. In allen Zimmern sind die Vasen gefüllt wie zu einer Feier.

Der alte Gärtner begreift die gnädige Frau nicht mehr.

Um Olga auszuweichen, bin ich am zweiten Morgen mit den Mähern auf die Wiese gegangen. Ich bin so ungeschickt bei der ländlichen Arbeit, daß die Mägde hinter meinem Rücken kichern. Ich habe noch nie Sense und Wetzstein in den Händen gehabt.

Seht doch nur, wie er sich plagt, dieser Mann! Wie weiß seine Brust und seine ungeübten Arme sind! Will er uns vielleicht vormachen, wie man in den großen Städten mäht? Er zerhackt nur den Boden. Dabei ist nichts leichter, als Gras zu schlagen. Während sich die Knechte mit kräftigem Schwung in die Wiese hineinarbeiten, bleibe ich weit hinter ihnen zurück. Viel zu oft schärfe ich den Stahl, um unbeachtet ausruhen zu können. Ich bin überall im Wege, aber sie lassen mich gewähren, wie man einem Kind das Spielen nicht verbieten will.

Wird der Mann mit seinen Kräften nicht bald fertig sein? Nein. Ihr sollt mich nicht verspotten. Ich habe mehr Ausdauer, als ihr glaubt! Ich bücke mich tief, um die Schmerzen im Rücken zu verbergen, und mein rechter Arm fällt schwer am Körper herab, als ich die Sense endlich niederlege, weil die Glocke im Dorf den Mittag einläutet. Felix kommt mit Inspektor Petersen über die Felder geritten und ist verwundert, als er mich zwischen den Mähern findet.

„Wolltest du heute nicht angeln gehen?"

„Nein."

Hat er mich in der Frühe denn nicht ohne Angelgeräte fortgehen sehen?

„Was für seltsame Einfälle du hast!"

„Ich wollte mich einmal ausarbeiten."

Die Mädchen stoßen einander heimlich an, und die Knechte grinsen.

„Und jetzt bist du müde?"

„Nein. Ich könnte noch bis zum Abend mähen."

„Komm mit mir!"

Felix steigt vom Pferde und bittet Petersen, den Fuchs mitzunehmen, damit ich nicht allein zum Gutshof zurückgehen muß. Er hat wohl besondere Gedanken, die er mit mir besprechen will. Ich nicke den Arbeitern zu und ziehe meinen Rock wieder an. Unter der heißen Mittagssonne wandern wir nebeneinander den Feldweg entlang.

„Olga hat heute mit mir gesprochen", sagt er und sieht an mir vorbei.

„So?"

Jäh ist mir das Blut in die Schläfen gesprungen. Ihre Tollkühnheit erschreckt mich. Sie hat mit ihm gesprochen? Ist das alles, was er zu sagen hat? Soll es bedeuten, daß er sich in ein unerwartetes Schicksal ergibt, weil er weiß, daß die Frau ihn nicht mehr liebt? Erwartet er, daß ich sie vor ihm verteidige?

„Sie hat mir gesagt, daß du abreisen wolltest."

„Abreisen? Ja. Vielleicht habe ich es erwähnt. Ich habe unerfreuliche Nachrichten aus Berlin. Es ist eine Angelegenheit, die ich persönlich ordnen muß."

„Es kommt unerwartet."

Was soll ich erwidern? Olga hat ihm nahegelegt, daß ich abreisen möchte. Sie allein. Das ist das Entscheidende. Ah, jetzt bereut sie wohl, was sie getan hat, und ich bin ihr lästig geworden! Sie hat nicht den Mut, es mir selbst zu sagen. Wie klug und geschickt sie ist! Das ist schon die rechte Art, Gäste hinauszukomplimentieren. Alles, was in den letzten beiden Tagen geschah, habe ich falsch gedeutet.

„Sagte ich es ihr schon? Ich erinnere mich nicht mehr recht. Ich überlegte sogar, ob ich nicht versuchen soll, die Sache brieflich zu ordnen."

„Das ist gut. Ich möchte dich herzlich bitten, doch bei uns zu bleiben."

Felix ist über mein Lachen verwundert.

„Weshalb lachst du?"

„Weil du sagtest: bei u n s."

„Ich meine..."

„Dank, Felix, weil du es gut meinst."

Jetzt ist er verlegen geworden.

„Glaubst du, Olga freut sich nicht auch?"

„Vielleicht hat sie dich gebeten, mir nahezulegen, daß ich reisen soll?"

„Welch ein Unsinn! Sie hat dich falsch verstanden. Sie ist beunruhigt."

„Zu viel Ehre für mich."

„Aus dir soll man klug werden!"

„Ich werde bleiben, wenn es dir recht ist, Felix."

Er freut sich, als hätte ich ihm eine große Bitte erfüllt.

„Aber wenn ich reisen will, wirst du mich nicht halten?"

„Nein."

„Ich liebe die Freiheit."

„Ich weiß."

Lange wandern wir schweigsam.

„Ich hätte noch eine Bitte an dich."

„Wenn ich dir helfen kann."

„Du hast großen Einfluß auf Olga."

„Glaubst du?"

„Es ist vieles anders geworden, seitdem du im Hause bist. Ich weiß es selbst nicht zu erklären. Würdest du sie wohl bitten, daß ihr Kind aus Schweden zurückkommen darf?"

Was für ein neues Geheimnis ist dies!

„Sie hat einen kleinen Sohn aus erster Ehe," erklärt Felix, „und ich liebe ihn sehr. Sie war so eifersüchtig auf die Zuneigung des Kindes zu mir, daß es bei den Großeltern leben muß."

„Sie liebt dich mehr als ihr Kind!"

„Nein."

„Hättet ihr selbst Kinder..."

„Du kennst sie nicht."

„Wie heißt ihr Sohn?"

„Lars."

„Und seit wann ist er in Schweden?"

„Eines Tages im Winter brachte sie ihn fort. Ohne mich zu fragen. Sie machte die weite Reise nur aus diesem Grunde. Und kam allein zurück."

„Hast du sie nicht gefragt?"

„Ich bat sie."

„Nun?"

„‚Was bekümmert dich ein fremder Junge!' sagte sie. ‚Er ist doch nicht dein Kind.'"

„Ich werde sie bitten für dich."

Oh, wie glücklich und sicher Felix bei diesem Heimweg geworden ist! Er hat sich sogar eine tolle Geschichte erdacht, weshalb er ohne Pferd zurückkommt.

„Abgeworfen hat es mich bei den Koppeln," renommiert er, „und ich fiel kopfüber ins Moor. Übrigens, was soll das heißen? Wer hat dir erzählt, daß Walter abreisen will?"

„Abreisen? Habe ich das gesagt? Wie kommst du darauf?"

„Zum Teufel!"

Felix hat die Mütze in eine Ecke geschleudert und schlägt mit der Hand auf den Tisch.

„Sie wollen abreisen?" fragt Olga erstaunt.

„Nein."

„Wenn es Ihnen hier nicht mehr gefällt."

„Ich habe Felix versprochen, zu bleiben."

Olga und ich sind wenige Minuten allein, als Felix geht, sich umzukleiden.

„Wenn du ohne mich reist, gibt es ein Unglück! Verstehst du mich?" sagt sie leise.

„Ich bleibe, Olga."

„Dank."

Sie verläßt das Zimmer, als ihr Mann zurückkommt.

„Hast du ihr schon gesagt...?"

„Nein."

Er blickt ihr nach.

„Wie seltsam sie ist! Nicht wahr?"

X.

So bin ich doch in Gussenow geblieben, obwohl ich nicht bleiben wollte. Und jetzt ist es Herbst. Ein selten klarer und schöner Oktober mit frühen Abenden und frostigen Nächten. Wir sitzen um den Kamin des alten Herrenhauses. Die Buchenscheite knistern und knacken und verbreiten behagliche Wärme. Es ist ruhige Zeit nach der Ernte. Felix ist viel zu Haus und überläßt Petersen die Kontrolle über die Winterbestellung. Wir spielen Schach, Dame oder Karten. Jeder von uns hat seine eigenen Wege aufgegeben.

Felix betrachtet es als stillschweigend ausgemacht, daß ich den ganzen Winter über auf dem Gute bleibe oder doch bis zum Februar. Dann wollen Brakes auch reisen. Es ist seit Jahren geplant, doch nie ausgeführt.

Jetzt ist die Zeit, in der sich Pläne schmieden lassen. Italien oder Algier? Von Genua aus nach Ägypten? Ein Stettiner Reisebureau schickt Prospekte und bunte Reisebücher. Felix hat einen alten, vergilbten Atlas hervorgesucht und macht Entwürfe.

Olga sitzt bei uns, mit einer Stickerei beschäftigt. Sie hört kaum auf die Fragen ihres Mannes.

„Nizza und San Remo, was meinst du dazu, Kind?"

„Nizza?"

„Es ist nicht zu weit."

„Wenn du es willst, Felix."

„Und vier Wochen mindestens."

„Vier Wochen."

„Hast du einen andern Wunsch?"

„Nein."

„Vielleicht könnten wir Lars mitnehmen?"

„Wie kommst du darauf? Lars geht es doch bei den Eltern gut."

„Wir könnten auch Lars einmal besuchen?"

Olga antwortet nicht. Wenn Felix von dem Kinde spricht, verbirgt sie ihre Feindseligkeit nicht mehr. Mit ihrem Sohne hat er nichts zu schaffen.

Felix ist sofort entmutigt und schließt die Bücher. Das Zusammensein wird unerquicklich. Es wäre manchmal gut, wenn Petersen bei uns wäre und Ziehharmonika spielte! — — —

Ich gehe mit Felix angeln oder zur Jagd. Er ist Fischer und Jäger aus echter Passion und von bewundernswerter Ausdauer. Und als für wenige Tage nochmals der Sommer zurückzukehren scheint, fährt uns der Kutscher ans Meer. Olga begleitet uns.

Ob wir auch schwimmen wollten?

„Es ist doch viel zu spät im Jahr."

Der Strand ist ganz einsam, und die nächsten Fischerdörfer liegen weitentfernt. Die Wälder, die bis an die hohe Steilküste heranreichen, sind verlassen und weglos. Blaubeergebüsch wuchert um die Stämme. Die nicht geernteten Beeren hangen vertrocknet zwischen welkem Laub. Dichte Farnsträucher reichen uns bis zu den Schultern. Durch unberührte Wildnis bahnen wir uns einen schmalen Weg.

In spitzer Eins steuert über uns ein Flug Kraniche nach Süden. Wir hören das Rauschen ihrer Flügel.

Unbeabsichtigt bin ich stehen geblieben. Olga wendet sich nach mir um. Wir haben viele Tage kein Wort allein gewechselt. Sie wollte es wohl so. Felix ist uns voraus und kann uns nicht beobachten.

Olga weiß, daß ich ihrer unsicher geworden bin, ja, daß ich ihr Verhalten unbegreiflich finde. Doch ich habe kein Recht, ihr Vorwürfe zu machen.

„Haben Sie unseren Abend vergessen?" fragt sie.

„Nein."

„Sie wünschen es aber?"

„Nein. Ich habe nichts vergessen."

„War es nicht seltsam von mir?"

„Seltsam war nur, was seitdem geschehen ist."

Erregt steht sie neben mir und zwingt mich, sie anzusehen.

„Glauben Sie, daß ich log?"

„Ich weiß es nicht."

„Wenn Sie nicht geblieben wären...! Sie verstehen überhaupt nicht, weshalb ich mit Felix sprach."

„Es war überaus klug von Ihnen. Nicht wahr? Sie wollten ihn sicher machen?"

„Sonst haben Sie mir nichts zu sagen?"

„Felix ruft uns. Er weiß nicht, wo wir geblieben sind."

„Warten Sie doch!"

„Antworten Sie ihm!"

Langsam gehen wir weiter.

„Woran denken Sie jetzt?"

„Ich denke an einen ähnlichen Weg, den ich einmal gegangen bin. Es war eine überwucherte Waldlichtung wie hier, und der Farn stand mannshoch. Wir mußten uns den Weg mit Messern freimachen, um ans Meer zu kommen. Es war ein gleich herrlicher, stahlblauer Tag. Winzig kleine, bunte Vögel huschten wie Farbfunken vorbei. Kolibris. Und wenn sie an den Zweigen ruhten, glichen sie leuchtenden Blumen. Alle Tiere, Eidechsen, Schlangen und Vögel waren furchtlos; denn sie kannten den Menschen noch nicht als Feind. An hohen Palmenschäften wiegten sich Kokosnüsse in grüner Schale."

„Daran denken Sie?"

Olga lacht.

„War es in der Südsee?"

„Ja."

„Und weshalb erzählen Sie's?"

„Ich sagte doch, daß unser Weg mich daran erinnert."

„War eine Frau dabei?"

„Ja."

„Darum der herrliche Tag."

„Eine Frau und zwei Männer, wenn das so wichtig ist."

„Waren Sie's, den sie liebte?"

„Nein."

„Sie vergaßen es jedenfalls nicht."

„Es war eine fremde Insel und fremde Gefährten, die ich nicht wiedersah. Es war heiß, und wir wollten baden. Da schnitten wir uns den Pfad vom Lagerplatz zum Meer, weil wir keinen Umweg machen wollten."

Olga schweigt unsicher, dann ruft sie Felix heran.

„Das hättest du hören sollen, was dein Freund mir erzählt. Er ist mit seinen Gedanken immer bei anderen."

Und zu mir:

„Nicht wahr, Sie waren vernarrt in die Frau, obgleich Sie nicht beachtet wurden von ihr?"

Ich schweige, von Olgas verletzender Kälte verwirrt. Sie will mir weh tun vor Felix.

„Ein Mann wie Sie hat ja Abenteuer überall."

„Wie du das nur glauben kannst, Olga!"

„Braucht er dich als Verteidiger?"

Sie läßt uns allein und geht hastig voraus. Als wir die Küste erreichen, steht Olga bereits zum Schwimmen fertig am Strand.

Felix will sie warnen, aber sie beachtet sein Rufen nicht.

Aus Spielerei, aus Laune, aus Trotz, weil wir Männer das Wasser für zu kalt finden, weil sie vor uns nicht feige erscheinen will, springt sie den Wellen entgegen.

„Wir brauchen nicht in Sorge zu sein", sagt Felix, als wir uns rauchend in den von der Herbstsonne gewärmten Sand niedersetzen. „Sie ist abgehärtet. In Schweden badet man ja bis in den November hinein."

„Es ist kein Boot in der Nähe, wenn doch etwas geschieht."

Felix ist nicht so sorglos, wie er sich gibt.

„Mit den Frauen soll einer fertig werden!"

(Fortsetzung folgt.)



Farbe, Licht und schöne Frauen: Marcelle Rahna als „Frau Sonne“ im I. Finale der „Haller-Revue“ im Admiralspalast zu Berlin.

Aquarell von R. Duschek.

Die Kehrseite der Revue.



Die Revue ist aus: Die Admiral-Girls gehen nach Hause.

Wenn die lange Reihe der hübschen Revuegirls vorübergetanzt und in der linken Kulisse verschwunden ist, dann denkt man allemal: Wie nett muß das doch in den Garderoben eines solchen kunterbunten Theaters sein! Wie sich da alles fröhlich und scherzend durcheinander bewegt, wie die Friseusen gleichzeitig einem Dutzend der reizenden Mädels die Haare bürsten, die Garderobieren einem andern Dutzend die leichten, blinkernden Gewänder überstreifen, die großen Tänzerinnen vor den hohen Spiegeln sitzen, sich den letzten Schwung der Augenbrauen ziehen und dabei eine ulkige Unterhaltung mit befrackten Herren aus den Logen führen! Allerliebst muß das sein . . .



Einmal außer Reih' und Glied, ein seltener Anblick bei der Revue: Eins der berühmten Tiller-Girls.

Wenn man sich das so denkt, irrt man gewaltig. Nüchterneres und Sachlicheres als die vielen Garderoberäume eines großen Revuetheaters gibt es überhaupt nicht. Macht man beispielsweise in dem Berliner „Theater am Admiralspalast" nur einen Schritt von der Bühne, sofort ist alles Glänzen und Glitzern der großen Haller-Revue und die Pracht des strahlenden Zuschauerraums abgetan und versunken. Nüchterne steinerne Treppenstufen führen zu langen Korridoren, Korridoren mit lauter Türen an den Seiten, zu den Garderoben. Mit den scherzhaften Plauderstunden in den Garderoben ist's auch nichts, das merkt man gleich. Schilder sind an den Türen — wer unangemeldet Besucher empfängt, wird entlassen. Es kommen aber auch gar keine Besucher. Was sollten sie wohl? Sie stünden nur im Wege und würden im wahren Sinne des Wortes an die Wand gedrückt. Denn in den Garderoben ist ein ungeheures Hasten und Eilen. Jeder Kostümwechsel ist auf die Minute berechnet, jedes Kleid, jeder Kopfputz, jedes Schmuckstück liegt an einem bestimmten Platz, alles geht mechanisch wie ein ablaufendes, ein rasendes Uhrwerk. Der größte Revuekünstler, die kleinste Statistin, sie alle sind nämlich ein paar Stunden lang keine Menschen mit eigenem Willen, sind gewissermaßen zu Gegenständen geworden in der Hand des verantwortlichen Regisseurs des Abends und seiner Inspizienten, sind auf den Glockenschlag abgestimmt. Jede Bewegung ist aufs genaueste im voraus berechnet, und noch der letzte Blick, den die Auftretenden in den Spiegel werfen, er darf nur ein paar Sekunden dauern. Die Romantik in den Garderoben ist bei solchem Tempo längst zum Teufel.

Das Tanzen, Singen, Strahlen, das ist ja nur die Hälfte für die Revuedarsteller, die andere Hälfte ist die Aufregung in der Garderobe. Die „Sterne" unter ihnen, die in zwölf, achtzehn, zwanzig verschiedenen Auftritten erscheinen, immer in anderer Gewandung, sie haben beinahe mehr außerhalb der Bühne, in den Garderoben, an Nervenkraft und Umsicht herzugeben als auf der Bühne selbst. Und nichts, nichts darf der Zuschauer davon ahnen. Bis auf das Letzte wohlgeordnet, so schwierig die Gewandung auch sein mag, vergnügt, erscheinen die Darsteller in immer neuer Verwandlung. — Da ist der diesjährige Stern der Haller-Revue „Wann und wo", die kleine Rahna. Marcelle Rahna, eine zierliche Pariserin, eine Künstlerin, die spricht, singt, tanzt, spielt — eine „Vedette" heißt im Theaterjargon eine solche vielseitige Dame. In jeder ihrer Künste stellt sie sich anders dar. Im Frack singt sie ein Couplet, und gleich darauf erscheint sie im leichten Glitzerkleid der Tänzerin, hüpft dann in Pelzen und Straußenfedern über die Bühne und steht phantastisch kostümiert als Sonne inmitten einer Riesengruppe von Gestirnen. Und ist in jeder Gewandung eigenartig und reizend. Welch eine Leistung allein diese Verwandlungen! — Es ist richtige Fließarbeit, die die Revuekünstler verrichten — um einen treffenden neuzeitlichen Ausdruck zu verwenden. Denn die neue Theaterkunst, die Revue, wie wir sie jetzt kennen, hat eben auch ein ganz neues Tempo mitgebracht. Ihr Schöpfer, in Berlin und damit wohl auch für Deutschland, ist der Herr und Meister des „Theaters im Admiralspalast", Direktor Hermann Haller, ein geborener Theatermensch, der bereits als Dreiundzwanzigjähriger draußen hinterm Alexanderplatz ein Olympia-Riesen-Theater gründete — im Ausstellungsjahr 1896 — mit Luft- und Wasserpantomimen und fünfhundert schönen Frauen an jedem Aktschluß! Es war nur ein kurzer Spaß. Erst als nach dem Kriege die halb frohen, halb sentimentalen Erinnerungen an die politischen Revuen aus der Glanzzeit des Berliner Metropoltheaters wieder im Theaterpublikum wach wurden, da konnte Haller sein glückhaftes Revue-Theater starten, eine neue Theaterkunst zeigen, die fast über Nacht Weltgeltung bekommen hat. Eine neue Theaterkunst voller versteckter Mühe und Arbeit, durch die uns Ahnungslosen neuer Glanz, neues Lebensgefühl in den Alltag gebracht wird.

Karl Escher.



Nebenstehend: Der Mann, der der Schönheit nachhilft: Beim Friseur.



Kleine Ruhepause zwischen dem ewigen Umziehen und Auftreten: In einem Garderoberaum der Haller-Revue.

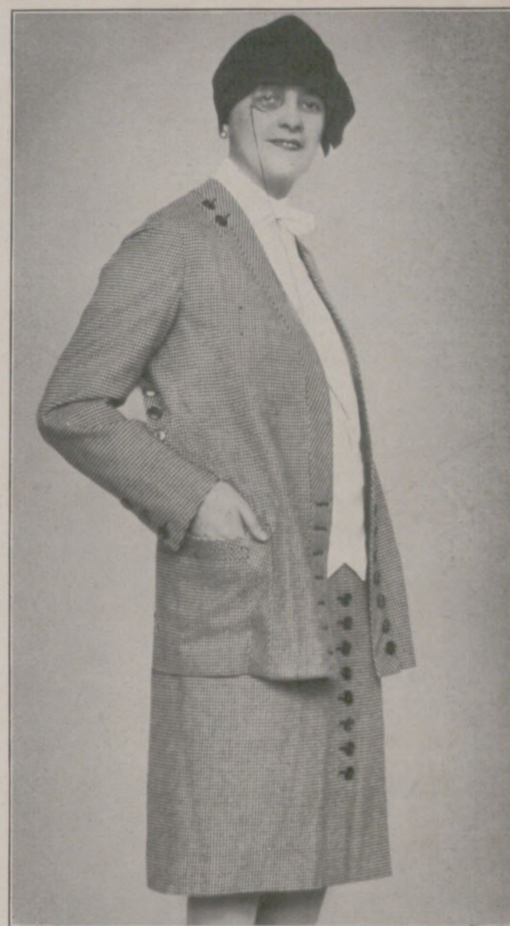
Was man als Zuschauer im Theater nicht sieht: Hinter den Kulissen der Haller-Revue „Wann und wo" im Admiralspalast zu Berlin.

Zeichnungen von R. Duschek.

Dem Frühjahr entgegen











Oben links:
Pastellfarbenes Frühjahrskostüm in rosa-beige Tönen. Zu dem Rock mit ausspringenden Falten trägt die Schauspielerin Marga Bernard einen Jumper und als Ergänzung des Anzugs einen dreispitzartigen kleinen Seidenhut.

Oben Mitte:
Marga Bernard in rosenfarbenem Crêpe-de-Chine-Jumper mit blauer Passe zu blauem, in Hohlfalten plissiertem Rock aus dem gleichen Seidenmaterial.

Oben rechts:
Pepitta Smokingkostüm mit hochgeschlossener weißer Seidenweste. Der Smoking ist kragenlos und mit vielen Knöpfen garniert. Dazu kleiner weißer Seidendreispitz.

Unten Mitte:
Die Tänzerin Gerta Heppner trägt zu einem schmal plissierten blauen Crêpe-Marocain-Rock einen sehr modernen gewirkten Jumper aus rosenfarbener Wolle mit gestickter Bordüre, Stehkragen und langem blauen Bandschlips.

Unten rechts:
Steingrüner englischer Mantel für das Frühjahr in neuartiger Reversform und eng anliegender Seidenhut mit kleinem Tüllschleier, getragen von Marga Bernard.

Modelle: Kuschnitzky & Gerstl (Kleider) und Berteaux (Hüte), Wien. Photos: Kitty Hoffmann. Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.

AUF WALFISCHFANG IM SÜDPOLARMEER

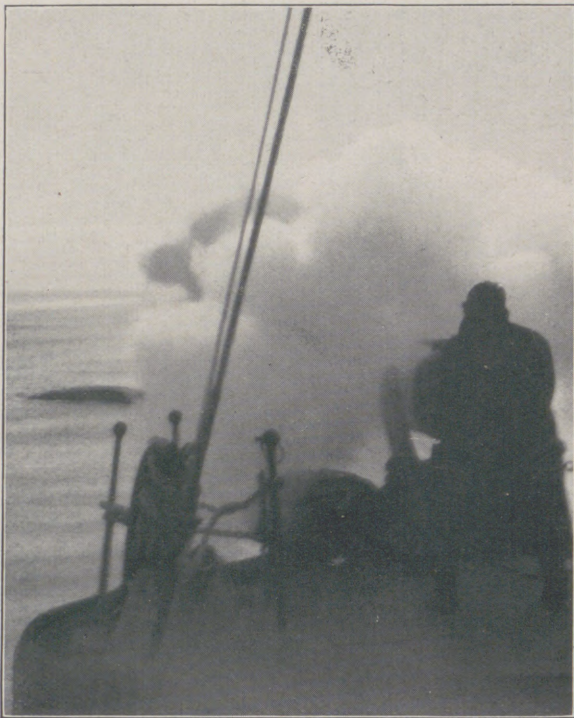
VON DR. S. BACKER, HAMBURG

Wenn der Walfang auch heute noch in bescheidenem Umfang im Nördlichen Eismeer betrieben wird, so liegt sein Schwerpunkt seit zwanzig Jahren doch vorwiegend auf den Jagdfeldern südlich des Äquators, an den Küsten Afrikas und Südamerikas, vor allem aber im Gebiet des Südpolarmeers. In unmittelbarer Nähe des antarktischen Kontinents, im Südatlantischen Ozean, zwischen den Süd-Shetlandinseln und Süd-Georgien sowie im Roßmeer liegen die ergiebigsten Fanggebiete. Über eine Million Faß Walöl werden hier alljährlich gewonnen, während sich der Ertrag auf den früheren Nordfeldern auf allerhöchstens 30000 Faß beläuft.

Montevideo und Hobart sind die Stützpunkte für Fangexpeditionen in der Ost- und Westantarktis. Dort treffen die gegen Ende des Sommers von Norwegen kommenden 10000 bis 15000 t großen Mutterschiffe mit den kleinen, nur 80 bis 100 t fassenden Jagdbooten zusammen, um sich von hier aus in gemeinsamer Fahrt auf die Fangfelder zu begeben. Während diese Stützpunkte den Fangbooten als Winterlager dienten, ergänzen die Mutterschiffe hier noch einmal ihre Lebensmittel- und Kohlenvorräte. Die Fahrt von der Operationsbasis bis nach den südlichen Fangfeldern gehört zu dem beschwerlichsten Teil der Expedition; hier gilt es, nicht nur die stürmische Zone der Westwinde zu überwinden, sondern oft auch einen fast undurchdringlichen, 500 bis 1000 km breiten Packeisgürtel zu bewältigen.

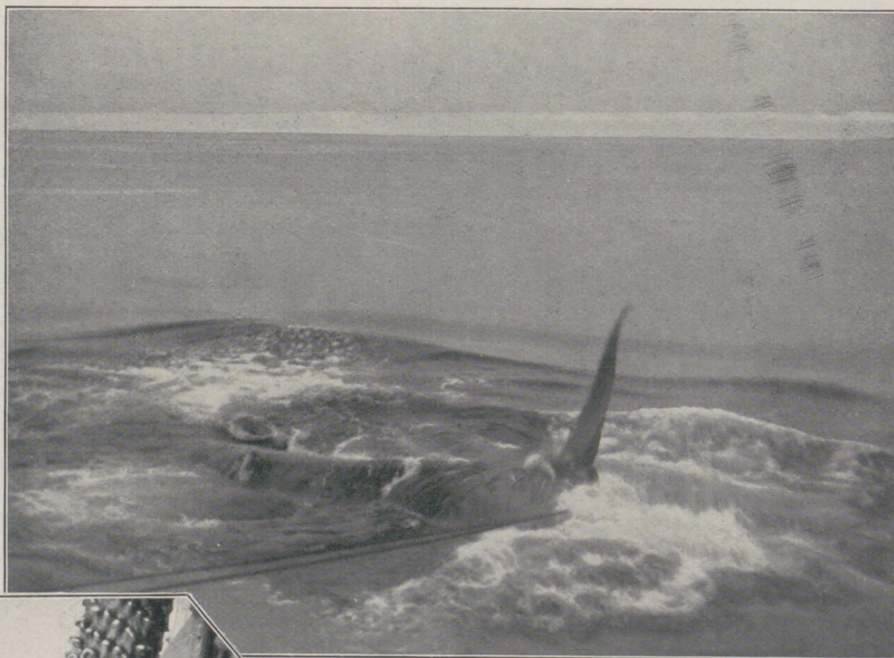
Eine Fangflotte setzt sich in der Regel aus mehreren Einheiten zusammen, dem Mutterschiff oder der „Kocherei“, der die Verarbeitung der erlegten Tiere zufällt, und den eigentlichen Walfangbooten. Diese von Svend Foyn in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eingeführten und mit einem Rohrrücklaufgeschütz ausgerüsteten Schiffe zeichnen sich durch besondere Seetüchtigkeit und Manövrierfähigkeit aus. Sobald der Jäger den blasenden Wal von seiner Beobachtungstonne aus erspäht hat und das Boot, häufig nach stundenlanger Jagd, bis auf eine schußfähige Nähe von 5 bis 10 m an den Wal herangebracht hat, schießt der Schütze die 67 kg schwere, vorn mit einer Sprenggranate versehene Harpune ab. Mit dem Abschuß reißt die Harpune eine nahezu 1000 m lange Leine nach sich, so daß der auf diese Weise „festgemachte“ und fliehende Wal das Fangboot oft in rasender Fahrt stundenlang nach sich zieht. Selten nur genügt eine Harpune, um einen solchen Meeresriesen zu erlegen. Das ist eigentlich nur dann der Fall, wenn ein Volltreffer in den Brustraum dringt und die furchtbaren Sprengwirkungen der krepierenden Granate Herz und Lunge des Tieres zerreißen. In der Regel bedarf es mehrerer wohlgezielter Geschosse, um den Wal nach oft vielstündigem Kampfe zur Strecke zu bringen. Wehe dem Fangboot, das bei dem Todeskampf eines solchen Meeresriesen in seine allzu große Nähe gerät! Wenn die Dampffangboote heute auch nicht mehr Gefahr laufen, von den tauchenden Walen unter Wasser gezogen zu werden, so kommt es dennoch bisweilen vor, daß die großen Finnwale mit einem einzigen Schlag ihrer muskulösen Schwanzflosse ein modernes Fangboot zum Kentern bringen. Mit schweren eisernen Ketten werden die erlegten Wale längsseits der Fangboote befestigt und an die Verarbeitungsstelle abgeliefert.

Die Verwertung der Walkadaver, die früher an den Landstationen vorgenommen wurde, erfolgt jetzt mehr und mehr auf den Mutterschiffen, so daß man, unabhängig vom Festland, den Wanderungen der Wale leichter folgen kann. In der Regel findet die Verarbeitung der Wale längsseits der Mutterschiffe im Wasser statt. Mit langen, sensenähnlichen Messern trennen die „Flenser“ die oft bis zu 25 cm dicke Speckschwarte vom Körper des Wals ab. Aber nicht nur der Speck, sondern auch die Schwanzflosse sowie Ober- und Unterkiefer, häufig auch das





Feuernder Walschütze.
Nebenstehend: Mit zwei Leinen „festgemachter“ Wal.



Der Wal im Todeskampf.



Abspecken des Wals in See.



Blauwal an Deck.

Fleisch werden zur weiteren Verarbeitung an Bord gehievt. Voraussetzung für diese Arbeitsmethode ist allerdings ruhige und glatte See; denn nur dann können die Flenser auf den glatten, immer leicht schwankenden Walkadavern ihre schwere und viel Geschicklichkeit erfordernde Arbeit verrichten. Neuerdings ist man sogar dazu übergegangen, am Heck oder Bug allergrößter Walddampfer besondere Schleifbahnen einzubauen, um den bis zu 30 m langen und 100000 kg schweren Blauwal bei schlechtem Wetter und unruhiger See an Bord hieven und dann verarbeiten zu können. — Diese Kochereien gleichen Schlachthäusern größten Stils. Sobald die 25 m langen und





Transport von Speckschwarten nach dem Vorderschiff. Im Vordergrund Darm.

Links: An Bord gehievter Oberkiefer eines Wals.

Rechts: Auf dem Achterdeck des Mutterschiffs: Der Speck liegt $^1/_2$ m hoch.



1 m breiten Speckschwarten auf dem Achterdeck abgetrennt sind, werden sie nach dem Vorderdeck befördert, um dort in kleinere, fußgroße Würfel zerlegt zu werden. Auf dem Mitteldeck stehen zahlreiche Dampfsägen. Hier werden die riesigen Knochenteile des Ober- und Unterkiefers und der Wirbelsäule in metergroße Stücke zersägt und ebenso wie die Speckwürfel in Kochapparaten unter Dampfhochdruck in Öl, das flüssige Gold der Walfänger, umgewandelt. — Der unermeßliche Walreichtum des Südatlantischen Ozeans bildet für die Norweger eine wertvolle Einnahmequelle.



Links: Zersägen der Hälfte eines Unterkiefers mittels der Beinsäge.



Füllung der Speck-Kochapparate.



Auf der Rückreise durch „Pfannkucheneis": Walfangboote, vom Mutterschiff aus gesehen.

Man bedenke nur, daß ein einziger Blauwal einen Wert von 15000 bis 20000 Mark hat und sich das Fangergebnis einer solchen Expedition immer auf mehrere hundert Tiere beläuft. Trotz der sehr erheblichen Kosten einer neuzeitlichen Fangexpedition wird der Walfang auch für die Zukunft ein außerordentlich einträgliches Geschäft bleiben. Wenn auch seit Jahren der Untergang der Walindustrie prophezeit wurde, so beweisen doch die glänzenden Fangergebnisse der diesjährigen Walfangsaison, daß diese Befürchtungen ganz unberechtigt sind.

Kakteen, ein beliebter neuzeitlicher Zimmerschmuck



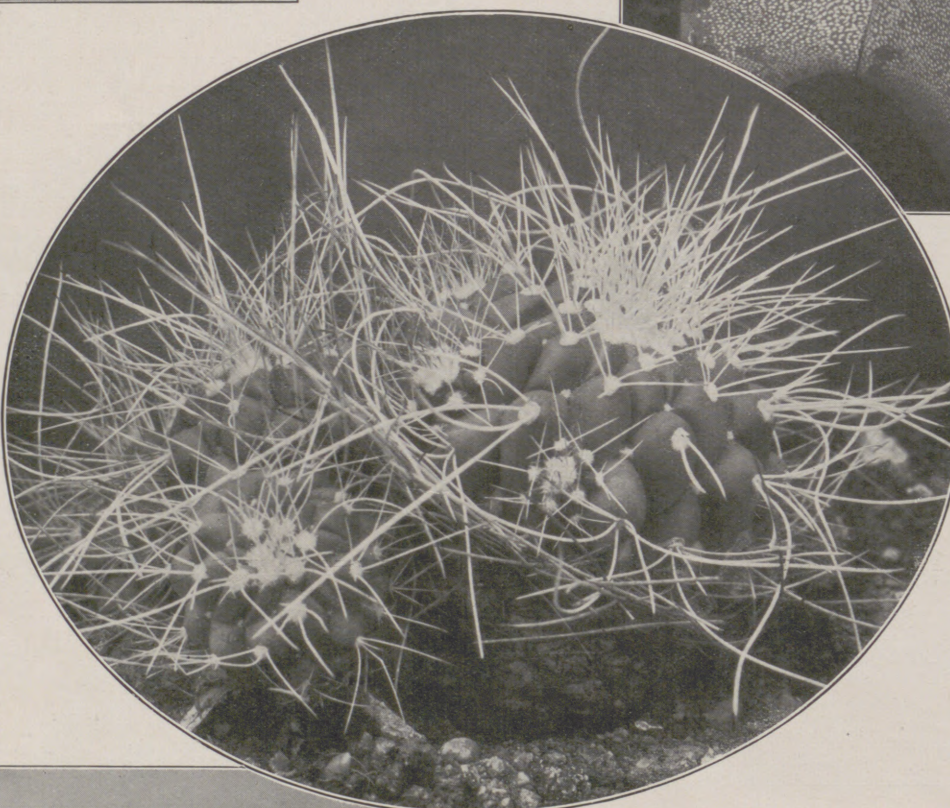
Mamillaria Eichlamii.
Diese aus Guatemala stammende Art mit gelblicher Wolle in den Axillen blüht gelblich.

Daß unter den Pflanzen des Zimmers heute die Kakteen eine so große Rolle spielen, mag zunächst verwunderlich scheinen, da es doch so struppige, stachelige Gesellen sind; wer sich jedoch ernst mit ihnen beschäftigt und sich in die feine, bizarre Schönheit ihres Stachelpanzers und die oft überraschend hohen Reize ihrer Blüten vertieft, dem wird es gehen, wie einst den Holländern mit den Tulpen: er wird Kakteen-Enthusiast.

In den Kakteen hat uns die Neue Welt ein ebenso eigenartiges wie schätzenswertes Geschenk gemacht. Sie wachsen zumeist in den sogenannten Xerophytengebieten, den Trockenzonen von Mexiko bis Brasilien. Einige wenige Opuntien gehen in den Vereinigten Staaten von Amerika ziemlich weit nördlich bis an die Südufer der Großen Seen, wo sie im Dünensande herumkriechen. Sie sind aber Zwerge gegen die hohen Säulenkakteen (Cereus), deren Arten, wie etwa Cereus peruvianus, zu riesigen Stücken auswachsen. In die Gruppe gehört auch das Greisenhaupt (Cereus oder Cephalocereus senilis), ferner die rankenden Formen der Gruppe, die die „Königin der Nacht" (Cereus grandiflorus) und ihr ähnliche Arten enthält, die ihre wundervollen großen duftenden Blüten nur für wenige Nachtstunden entfalten. Im Gegensatz zu diesen schlanken Typen stehen die rund und breit gelagerten Igelkakteen Echinocactus und Echinocereus; ferner die flachgegliederten Opuntien und die feingliedrigen kleinen Epiphyllen, die als Zimmerblüher unübertroffen sind. Ihnen reihen sich als prächtige Blüher für die Wohnungen die Blattkakteen (Phyllocactus) an, mit deren leuchtender Blütenpracht nur wenige Gewächse wetteifern können. Die formenreichste Gruppe unter diesen Dickhäutern bilden die Mamillarien. Zur Pflege der Kakteen sagt W. v. Roeder, ein erfahrener Kakteenpfleger: „Wir geben Wasser nicht ‚alle drei Tage', ‚jeden Sonntag' oder sonstwie in bestimmten Zeiträumen, sondern dann, wenn es nötig ist. Spritzen und Nebeln ist weit besser als Gießen." Bei der Winterpflege beachte man, daß die Erde im Winter nie trocken, sondern gerade noch so feucht sei, daß man sie nicht als trocken ansehen kann. Man soll ferner kleine Kakteen in Handkästen, große in Töpfe pflanzen. Einzelne winzige Stücke in Miniaturtöpfen verfallen fast immer einem langsamen Tod.

— Die Abbildungen sind Wiedergaben nach Vorlagen der „Gartenschönheit", Berlin.

Gelb blühende „Bischofsmütze" (Echinocactus myriostigma).



Mexikanische Mamillaria cirrhifera, wegen der wechselnden Bestachelung „Die Veränderliche" genannt.



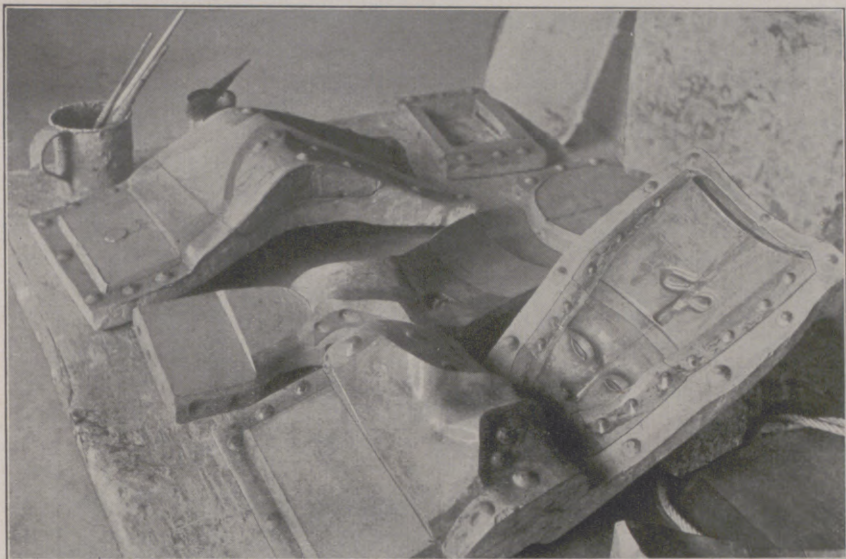


Mamillaria Seideliana, reich mit hellgelben Blüten überkleidet. (Mexiko.)
Rechts nebenstehend: Prinzessin der Nacht (Cereus grandiflorus nycticalus).

Nachbildung wertvoller Kunstschätze

DER WERDEGANG EINES GIPSABGUSSES

(Sonderaufnahmen für die „Illustrirte Zeitung".)

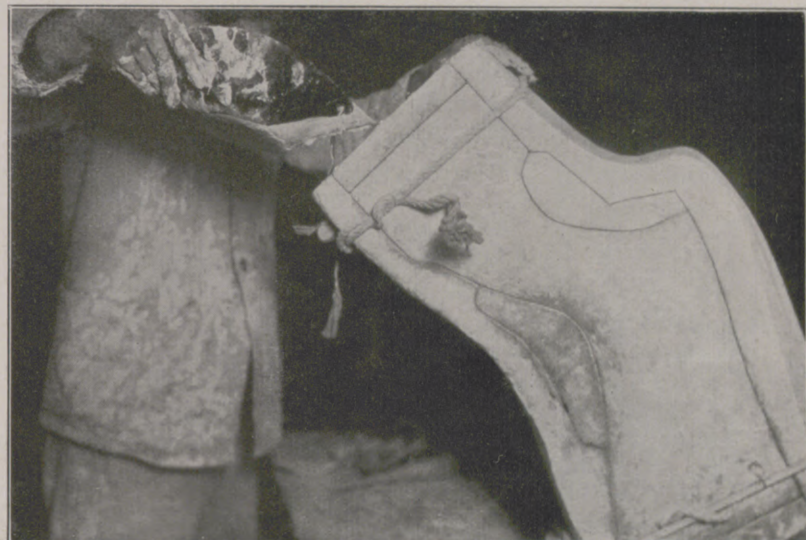


1. Die offene Form der Nefretite-Büste, die vorm Beginn des Gusses gesäubert und zubereitet wird. Um den Werdegang eines Gipsgusses zu zeigen, ist als Beispiel die Büste der ägyptischen Königin Nefretite, der Gemahlin Amenophis' IV. († 1364 v. Chr.), gewählt, ein in der letzten Zeit vielgenanntes, wertvolles Stück des Ägyptischen Museums in Berlin, dessen Herausgabe jetzt von der ägyptischen Regierung ungerechtfertigterweise gefordert wird, unter Androhung des Verbots weiterer deutscher Forscherarbeit in Ägypten.



2. Schließen der Form. Durch das Knebeln wird sie während des Gusses zusammengehalten.

Mitten im Getriebe der Weltstadt liegt im Alten Museum am Lustgarten in Berlin eine Stätte stiller Arbeit, isoliert von der Außenwelt, wo Kunstgegenstände von unermeßlichem, unersetzlichem Wert zeitweise ihr Obdach finden. Es ist dies eine kleine Gipsformerei, die sich unter Leitung eines alten Meisters mit der Herstellung von Originalformen für Gipsabgüsse befaßt. Die hier von den Museumsschätzen, die ihrer Kostbarkeit wegen aus ihrem Domizil nicht wegtransportiert werden dürfen, gefertigten Formen benutzt darauf die Staatliche Gipsformerei in Berlin-Charlottenburg zum Abguß von Nachbildungen der Originale. Die Form wird geschaffen und mit Gips ausgegossen, dann entnimmt man ihr nach Trocknen der Füllung den Rohabguß, der genau dem Urbild entsprechend ausgestattet wird. So kommen Nachahmungen zustande, die vom Original kaum zu unterscheiden sind. Die Berliner Staatliche Gipsformerei liefert ihre Erzeugnisse, die alle Kunstperioden umfassen, an Museen und Institute, vielfach auch ins Ausland. Aber auch private Kunstliebhaber können ihre Sammlungen durch Erwerb solcher Abgüsse vorteilhaft erweitern.



3. Die geschlossene Form wird mit Alabastergips unter beständigem Drehen ausgegossen.



4. Nachdem der Guß ausgetrocknet ist, wird die Form geöffnet und durch leichten Schlag vom Rohguß gelöst.





5. In der Malerwerkstatt wird der Guß, nachdem er vorpräpariert worden ist, von Fachleuten an Hand einer originalgetreuen Kopie „originalähnlich" gemacht. Unser Bild zeigt die Aufzeichnung vor dem Bemalen.

Nebenstehend: Blick in den Gießraum der Staatlichen Gipsformerei in Berlin-Charlottenburg: Die Modelleure und Former bei der Ausarbeitung verschiedener Abgüsse.



FERNÖSTLICHER KULTSCHMUCK: INNERES DES KWANNON-TEMPELS ZU KAMAKURA (JAPAN)

AQUARELL VON PROF. FRANZ KIENMAYER

Das Geheimnis des Nonnensees

KRIMINAL-GROTESKE VON FRANK F. BRAUN

(4. Fortsetzung.)

Luzy hob den Blick, diesen so sehr schönen Blick der tiefen, schwarzen Augen. Es lag etwas Rührendes, zugleich auch irgendwie Großes, Bezwingendes in diesem Leuchten. „Verzeiht," sagte sie, „Ihr meint es gut, aber ich kann nicht antworten." Als sie zur Tür schritt, hinderte sie keiner der beiden alten Herren. Der Amtsrichter sah auf diese runden, schwarzseidenen Waden, die da unter dem Rocksaum wippten; der Bürgermeister sah auf diesen glatten, weißen Nacken, der so stolz zurückgebogen den Kopf trug. — Sie sahen noch auf die Tür, als unten schon die Holzstufen knarrten und Luzy also fern war.

„Komisch", meinte der Amtsrichter gedankenvoll.

„Sei froh, daß du einen Jungen hast", sagte der Bürgermeister. „Eine Tochter — und dazu ohne Mutter in diesem Alter — das ist wie Wein, in den ständig Wermut tröpfelt." Er fühlte wohl, daß dies ein höchst literarischer Vergleich war, der sich nicht in ein Amtszimmer schickte, und er setzte hinzu, angeregt durch das zufällige Gewahrwerden: „Wie Wassertropfen von diesem Hut des Toten." Damit war seine lyrische Entgleisung restlos abgewaschen.

*

Der erwähnte Junge des Amtsrichters stand währenddessen im Torweg der Sparkasse, und sein Blick hing starr, eingesetzt von einer Energie, die sich übersteigerte in Trotz, um den Schmerz nicht aufkommen zu lassen, an dem Portal des Amtsgerichts.

Als Luzy im blauen Kleid, ohne Hut, hastigen Schrittes die Stufen hinabschritt, als sie ihm die Straße entgegenkam, sprang er vor. Er trug die weißseidene Mütze der Obersekunda, aber er vergaß sie abzunehmen, drängte, von einem Entschluß wie ein Ball geworfen, zu dem Mädchen.

Luzy, bleich, verquollene Lippen, zitternde Hände, erschrak vor der plötzlich hingewehten Gestalt; dann erkannte sie den Freund.

„Du Valentin! Wartest du auf mich?"

Er beugte sich vor. Geflüstert, obgleich kein Mensch in der Nähe war: „Ich liebe dich! Du weißt es!"

„Valentin!"

„Still! Höre! Dies ist nicht die Minute sanften Geflüsters. Zärtliche Worte brechen ab, versteinern. — Ich liebe dich! Dies nur Feststellung. Du trittst mit Füßen, was heilig ist. Deine Sache. Nur eines, dir gesagt in der Stunde deines Kampfes: Ich schweige! Meine nicht, daß Verrat aus meiner Liebe aufwachsen könnte. Mein Mund ist versiegelt."

„Wieso? Wie redest du denn?"

Er nickte trübe. „Verstelle dich nicht. Die Bürger hetzen dich, nicht wahr? Sie pflanzen Moral und Ehrbarkeit vor dir auf, verlangen dein Geständnis, dein Canossa. Bleib fest! Schweige weiter! — Einer mußte es sein. Da ich es nicht sein sollte, war gleichgültig, wer. Es fiel dem Doktor zu. Gut. — Für mich arbeitet Zeit, arbeitet Erkenntnis. Das Qualitätsgefühl für Menschen lehrt das Leben. Es mußte wohl so kommen. Ich warte; meine Zeit wird kommen, wie dies geschehen mußte. Naturnotwendig. Jener brach Knospen. Trauriger Mut! Gleichgültig. Wir beide werden zusammen blühen!"

Luzy, an ekstatische Entgleisung längst gewöhnt, griff heraus, daß Valentin von dem gestrigen Abend wußte. Sie kam nicht auf den Gedanken, daß mit dem Doktor der Peter Hinz gemeint sein konnte. Für sie war der Doktor eben Cäsar Stein.

„Weißt du denn etwas?" wagte sie unsicher.

„Ja!" Er nickte, antike Tragödie im Antlitz. „Du warst in jenen Stunden bei ihm!"

Luzy, bebend, seine Hand fassend: „Valentin, du bist mein Freund, ich schwöre dir, es war nichts zwischen uns, wie du es denkst! Ein bißchen Abenteuerlust, die ich bitter bereue! Aber nicht aus Gründen, deren ich mich im eigentlichen Sinne schämen müßte. Die Verknüpfungen nur, das Mißgeschick jenes Todes..."

„Verstehe. Ich schweige."

„Und du glaubst mir — das andere, was ich erklärte..."

Er sah sie an. Der Glanz ihrer Augen war feucht und lief über. „Liegt dir daran?"

Sie senkte den Kopf. „Ja..." hauchte sie.

Ohne ein weiteres Wort schritten sie die Straße hinunter. Luzy sah seine verwundete Hand, aber sie fragte nicht. Es war Zufall. Plötzlich fiel ihr ein, daß sie ihre Mathematikaufgabe noch nicht angefangen, geschweige gelöst hatte. „Valentin," bat sie, „machst du mir die Mathematik?"

Er lächelte beglückt. „Ja," sagte er, „natürlich. Das ist nichts für Mädchen. Wirf mir den Zettel zum Fenster herunter. Kannst die Lösung morgen früh noch nachtragen."

Sie drückte ihm dankend die Hand. Das war ihm Dank genug, von dem er zehrte, als schon der Kongruenzsatz vor ihm stand. Aber auch dem Mathematiker Valentin gelang diese Schulaufgabe nicht gleich. Immer wieder verlor er sich an Gedanken, die um den Doktor Hinz und Luzy spielten. Dieser Mord beschäftigte ihn viel weniger als die Frage, was zwischen 7 und 9 geschehen sei, als Luzy in jenem Hause mit dem weißen Gartengitter geweilt hatte. — Durfte man ihren Worten trauen? Logen Frauen nicht immer? Er war 17 Jahre, sie war 18. Ein Jahr wog so viel in diesem Alter. Und sie war ein Weib! Ihr bot man, was er sich erobern mußte. Was... dachte er und sann, über das gleichschenklige Dreieck gebeugt, schlug einen Kreis um A und radierte ihn wieder aus. Er wollte das ja alles nicht. Nicht einmal wissen wollte er es! Der lange Heinemann, der in Berlin gewesen war und seine Erfahrung hatte, sagte doch gestern noch, es sei eine gewaltige Enttäuschung. — Warum also so viel Heimlichtuerei, von der die sogenannten Erwachsenen längst wußten, daß es eine Enttäuschung war! — Und er fand sich in die Sphäre seiner glücklichen Wünsche zurück, die erreichbar waren und alle Sehnsucht so gut stillten. — Ich möchte sie herzen und küssen, dachte er. Sie küssen... da legte er Zirkel und Lineal beiseite. Das ging jetzt nicht. — Im Atlas lagen Gedichte von Wildgans, die las er sich vor; laut, allein im Zimmer, tönend und tönern.

Frau Sidi ging im Flur vorüber und horchte. Sie lächelte. Das Kind, dachte sie. Immer denken Mütter: Das Kind... und lächeln; es ist beruhigend, das zu wissen.

V.

„Hm," sagte der Amtsrichter Schwepp, „lieber Freund, so kommen wir nicht weiter; geschehen aber muß etwas."

Der Bürgermeister gab das mit einem Kopfnicken zu. „Weißt du, was ich glaube — der Hinz hat sich selbst in den See gestürzt. Er war unleidlich; er randalierte. Du erinnerst dich an sein Verhalten, als der Fall Weidemann besprochen wurde... er war wohl nervenkrank."

„Das sind diese Dichter alle. Es ist ganz klar. Ein vernünftiger Mensch lebt das Leben, dichtet es doch nicht! Poetik ist Impotenz; Neid wird geistiger Hochmut."

Herr Klinkhammer, der Kommissar, klopfte und trat ein.

„Bringen Sie etwas Neues?" fragte der Amtsrichter.

„Der Tag der Centa Basler," sagte er auf, „sie erhob sich um 8 Uhr, machte den Morgenkaffee, kochte dann das Mittagessen..."

„Nicht aus dem Hause gewesen?"

„Nein. Erstmalig am Nachmittag. Hat den Platz, wo der Zirkus sich aufbaute, angesehen. Gesprochen mit dem Direktor Pablo Forto, dann mit dieser Frauensperson Rita Sowieso..."

„Halt", befahl der Amtsrichter; und der Bürgermeister war sehr zufrieden mit diesem Gebot.

Der Kriminalkommissar nickte. „Das gleiche habe ich sofort gedacht."

„Wieso?"

Verschmitzt lächelte der Beamte. „Am Tage des Mordes — Herr Bürgermeister sprachen noch mit mir darüber — war es dem Pablo Forto nicht möglich, seine 1000 Mark Kaution zu stellen. Er bot 500 an, den Rest nach den ersten Einnahmen."

„Jawohl," bestätigte der Bürgermeister, „das tat er. Sie haben recht, Klinkhammer, das ist eine Idee. Du mußt wissen", wandte er sich an den Amtsrichter, „mittlerweile zahlte der Mann glatt seine 1000 Mark. Die erste Vorstellung aber hat noch nicht stattgefunden."

Der Amtsrichter sprang mit beiden Beinen zugleich hoch. Er trampelte hörbar; zugleich fiel rückwärts sein Stuhl um. Klinkhammer richtete das Möbelstück wieder auf. „Indizien!" rief der Amtsrichter. „Woher hat der Pablo Forto das Geld? Diese Zirkusleute sind alle Gauner und Halsabschneider" — er besann sich, lenkte ein — „ich meine, mancher findet da Unterschlupf, schimpft sich Künstler und ist nur zu unfähig oder zu faul, mit einem bürgerlichen Beruf sein Brot zu verdienen." Aber er meinte auch das noch abschwächen zu sollen, obgleich Sidi es ganz gewiß hier nicht hören konnte. „Es kommt das jedenfalls vor", fügte er an.

Der Bürgermeister verfolgte verwundert dies Zutalsteigen seines Freundes. „Der Mann soll herkommen, Klinkhammer, sofort, wie er geht oder steht. Aber sagen Sie ihm nicht, um was es sich handelt. Er mag annehmen, daß er wegen seiner Pacht verlangt wird."

„Jawohl," rief Schwepp dem Gehenden nach, „sagen Sie, der Bürgermeister, nicht ich wünsche ihn zu sprechen." Triumphierend wandte er sich um. „So arbeiten meine Leute! Der Ring zieht sich zu. Es gilt nur noch, festzustellen, daß Pablo Forto und diese Centa Basler sich kennen. — Sie hat ihn eingelassen, eines von beiden..."

„Beide!" rief entfacht der Bürgermeister, ganz gleich, was kommen würde.

Und Schwepp schlug gern ein: „Beide haben Peter Hinz umgebracht. Pablo, der starke Mann, hat dann die Leiche in einem Sack weggeschleppt und in den See geworfen."

„Bravo!" rief der Bürgermeister. „Hoffentlich war es so."

Das war gewiß ein merkwürdiger Wunsch, aber man muß dem Bürgermeister zugute halten, daß er schnellste Erledigung dieser Angelegenheit wünschte, seit die Möglichkeit bestand, seine Tochter, dies störrische Mädchen, unangenehm in die Vorgänge gezerrt zu sehen.

„Was fragen wir den Pablo Forto?"

„Ihr Alibi, Herr! Sonst nichts."

Schon nach einigen Minuten erschien Klinkhammer mit dem Zirkusdirektor. — Schwepp schrie ihn nicht an: „Ihr Alibi, Herr!" Er war Diplomat. Er sagte gewinnend, daß es sich um eine zwar ernste, aber für Herrn Forto wohl nebensächliche Angelegenheit handele, und Herr Forto möge klarlegen unter Zeugennennung, wo er sich am Mordtage ab 7 Uhr abends aufgehalten habe.

„Warum?" sagte Herr Forto und sah den Mann der Frau Sidi an, der diese peinliche Frage an ihn richtete. Gerade jener fragte das, der ein dringendes Interesse haben mußte, daß diese Frage nie getan wurde! Das Schicksal liebt Grotesken. — „Ich war eingeladen", sagte er dann, nicht unsicher, aber zögernd.

„Aha..." machte der Amtsrichter. „Sie können uns natürlich den Namen der Leute sagen, bei denen Sie eingeladen waren? — Oder war niemand zu Hause, sind Sie durch die Straßen gegangen, haben öfter einmal geklingelt und immer wieder festgestellt, daß niemand in der Wohnung anwesend war?"

Pablo Forto schaute den Amtsrichter prüfend an. Wußte der? War dies der Ausweg, der ihm geboten wurde? Dieser Zirkusdirektor war ein anständiger Kerl, trotz des Amtsrichters gegenteiliger Meinung von solchem Handwerk. Er überlegte nur eine kleine Weile — verraten wollte er die gute Sidi sowieso nicht — also ging er diese vermeintliche Brücke. „Ja", gab er zu. „Es ist seltsam, aber so war es."

Der Amtsrichter schlug sich auf die Knie. Er wollte lachen, aber rechtzeitig beherrschte er sich. Das war ja ein Trottel! Lebte so etwas! Ging auf harmlosen Fliegenleim und blieb tatsächlich kleben! Er sah den anderen an. „Aber der Peter Hinz wohnt doch, genau genommen, außerhalb der eigentlichen Stadt. Wie kamen Sie in jene Gegend?"

„Ich war da auch nicht", sagte Don Pablo und wußte nichts aus dieser Frage zu machen. Man verdächtigte ihn doch nicht etwa des Mordes? So bizarr war wohl selbst dieser Mann der Sidi nicht.

„Und wo trafen Sie die Centa Basler?" fragte der Amtsrichter liebenswürdig weiter.

„Wen, bitte?"

„Fräulein Basler!"

„Kenne ich gar nicht."

Der Amtsrichter spielte mit seinem Bleistift. Er überlegte; er warf Klinkhammer einen Blick zu, den dieser falsch verstand. Klinkhammer plusterte sich auf, alle Subordination fiel ab für zwei Minuten. Er vergaß die Vorgesetzten: „Nun machen Sie man keine Schwierigkeiten! Verstehen Sie mich! Sie haben den Peter Hinz zusammen mit der Basler ermordet. Dann haben Sie sich die 500 Mark angeeignet und den Toten weggeschleppt. Wohin? In den See!"

Pablo Forto stand entgeistert. „Aber..."

„In den See? frage ich!"

„Sie reden irr, Herr!"

„Sie..." sagte Klinkhammer mit achtbarer Schwingung im Ton und pflanzte sich auf vor dem immerhin schmächtigen Zirkusmann. „Wenn Sie sich unterstehen..."

„Ruhe!" verwies der Bürgermeister.

„Zurücktreten, Klinkhammer," befahl der Amtsrichter, „warten Sie ab, Sie greifen vor."

Klinkhammer sank zusammen. Er ward wieder Beamter. Die Metamorphose gelang ohne Schwierigkeit. „Pardon," sagte er, „aber der Mensch ward beleidigend."

Pablo Forto hob die wasserblauen Augen. Sein schütteres Haar an den Schläfen zitterte mit von der Erregung, die seinen Kopf unruhig auf dem Hals tanzen ließ. „Ist das keine Beleidigung," schrie er, „einem ordentlichen Bürger ins Gesicht zu springen mit der Behauptung, er habe jemanden erwürgt!"

Der Amtsrichter beugte sich freundlich vor. „Erwürgt ist neu", sagte er. „Also erwürgt, meinen Sie? Warum gerade erwürgt, bitte?"

Klinkhammer kicherte höhnisch wie eine Nachteule: „Da haben wir es!"

Pablo Forto erschrak. Er war eben kein Diplomat wie Herr Amtsrichter Schwepp; er fühlte, hier konnte man sich um den eigenen Hals reden. „Ich weiß von nichts", erklärte er, entschlossen, zu schweigen. „Macht, was ihr wollt!" Er sah den Amtsrichter wütend an. Kamel, dachte er, nur um dich zu schonen, lasse ich das alles über mich ergehen. Aber treib es nicht zu bunt! Zugleich war er ärgerlich auf sich selbst. Erst als ihm tröstend die Idee kam, daß es nicht um des Amtsrichters willen war, wenn er dies so hingehen ließ, sondern um Sidis willen, da fand er seine Seelenruhe wieder. Sie ist immer ein gutes Kind gewesen, sagte er sich, sie war auch gestern, trotz der Distanz, immer noch Mensch, und schließlich kann sie für 500 Mark beanspruchen, daß ich dies bißchen Schikane ertrage. Er fand wirklich so etwas wie ein verschüttet gewesenes Lachen wieder, als er die drei grimmigen Verteidiger des Rechts und der Gesittung betrachtete. —

Der Amtsrichter besprach sich mit Klinkhammer, und der Bürgermeister stand versunken in Betrachtungen, die ihn weit entführt haben mußten. — Klinkhammer verschwand.

„Was soll werden?" fragte Pablo Forto.

„Sie haben zu warten", entschied der Amtsrichter. „Sie können sich dorthin setzen."

Bürgermeister und Amtsrichter standen in der entgegengesetzten Ecke.

„Ich lasse jetzt die Basler holen", erläuterte der Amtsrichter. „Achte auf die Gesichter bei diesem unvermuteten Zusammentreffen. Ich bin felsenfest überzeugt, die beiden kennen einander und stehen im Bunde."

Pablo Forto hatte sich, des Amtsrichters Zeigefinger folgend, niedergelassen. „Darf ich etwas sagen?" bat er nach einer Weile, in der er eine Fliege am Fensterglas beobachtet hatte.

Amtsrichter Schwepp drehte sich um. „Bitte."

„Herr Amtsrichter, wie kommen Sie gerade auf mich? Ich war niemals im Hause dieses Schriftstellers, den ich nicht einmal kannte. Warum verhaften Sie beispielsweise nicht alle Personen, die am Tage des Mordes bei dem Doktor ein und aus gingen! Rita Ritelli war zweimal bei ihm. Aber wie um alles in der Welt kommen Sie auf mich!" Er sagte das nicht, um Rita zu belasten oder von sich etwas abzuwälzen, er meinte diese Worte lediglich im Protest gegen die Willkür und den Zufall, den diese beiden Herren hier in Rechnung stellten. Dieser Zufall verdächtigte gewißlich außer Rita noch viele andere.

Aber der Amtsrichter wies den Vorwurf zurück. Er warf einen raschen, sichernden Blick zu dem Bürgermeister hinüber. „Um 7 Uhr lebte der Doktor Hinz noch; der Briefträger war dort und hat eine Unterschrift erhalten", sagte er. „Vor 7 Uhr war auch das gestohlene Geld nicht in der Wohnung. Wußten Sie das nicht? Wir wundern uns nämlich, wo Sie die 500 Mark, die Ihnen an der Kaution fehlten, so plötzlich herbekommen haben!"

Pablo Forto erschrak. Das war wahr. Dies war ein Verdachtsmoment, das er anerkennen mußte. Er betrachtete die Fliege, die wie auf Kommando an der Scheibe hochburrte und knackend gegen den Querbalken des Fensterkreuzes rannte. Er fand sich in ähnlicher Lage. Mit ehrlichem Gesicht nickte er: „Ich habe das Geld beim Himmel auf andere Art bekommen", erklärte er fest.

Aber der Amtsrichter hörte nicht mehr recht hin. Er zog erschreckt den Bürgermeister ins Nebenzimmer.

„Gonschorek," sagte er, „nimm an, es sei Schwindel, was dieser Kerl redet, es bleibt doch die Möglichkeit, daß Rita Ritelli zu der angegebenen Zeit, also nach 7 Uhr, im Hause des Peter Hinz war." Er trat einen Schritt zurück, wie um die Wirkung seiner Worte dekorativ zu heben. Seine Hand fuhr über die plötzlich schweißnasse Stirn. „Vielleicht haben wir mit einer Mörderin soupiert, Gonschorek!"

„Um Gottes willen, Schwepp, sei doch still! Willst du mich wahnsinnig machen! Erst Luzy mit ihren Heimlichkeiten, nun noch dies..."

Der Amtsrichter fand ein Lächeln. Immer finden wir in der ärgsten Lage jemanden, der noch schlimmer daran und zu belächeln ist. „Ja," versuchte er, „das dürfte für dich ein saurer Apfel werden."

„Für dich doch auch!"

„Nicht in dem Maße, Lieber. Das Souper läßt sich abschwächen, ich meine, abgeschwächt darstellen im Protokoll", sagte der ahnungslose Gatte der Frau Sidi und zwang mannhaft das leichte Schwindelgefühl, das ihn trotzdem ankam, hinab.

Sie hielten beide ihre Taschentücher in den Händen und wischten ihre Schläfen mit jener Gebärde der Hilflosigkeit, die rühren konnte. — „Komm, wir müssen hinüber. Ich höre Schritte auf der Treppe."

Aber die Sensation war vorüber. Der vorhergegangene Schreck hatte alle Hochspannung absorbiert, nur Mattigkeit war geblieben, die Müdigkeit nach überschätzter Kraftentfaltung. — Als Centa Basler neben Klinkhammer eintrat, war eigentlich wenig Aufhebens um sie.

Sie sagte „Guten Tag" und trat vor den Tisch des Amtsrichters. Was wollte man von ihr? Sie machte es den Kriminalisten leicht. Erst als der Amtsrichter den Zeigefinger hob und eine Richtung wies, sah sie zur Seite, sah auf dem Stuhl in der Ecke den Zirkusdirektor. „Guten Tag, Herr", wiederholte sie, vielleicht in der Meinung, der ausgereckte Finger des Amtsrichters bedeute, auch diesen Mann zu begrüßen.

„Seit wann kennen Sie den Herrn Forto?"

Centa besann sich nicht. Wenn diese beiden Personen Theater spielten, führten sie ihre Rollen sehr gut durch! „Das ist der Zirkusdirektor, nicht wahr?" Sie sah fragend Pablo Forto an. Der nickte. „Nun" — sie sprach wieder zu dem Amtsrichter — „seit dem Tage seines Einzugs, wenn man das Wort ‚kennen' beibehalten will. Ich habe einige Worte mit ihm gesprochen — über einen Schimmel, glaube ich."

„Sie geben also an, Centa Basler, den Pablo Forto oder, wie er im bürgerlichen Leben heißt, Paul Starke nie vorher und nicht nachher gesehen zu haben."

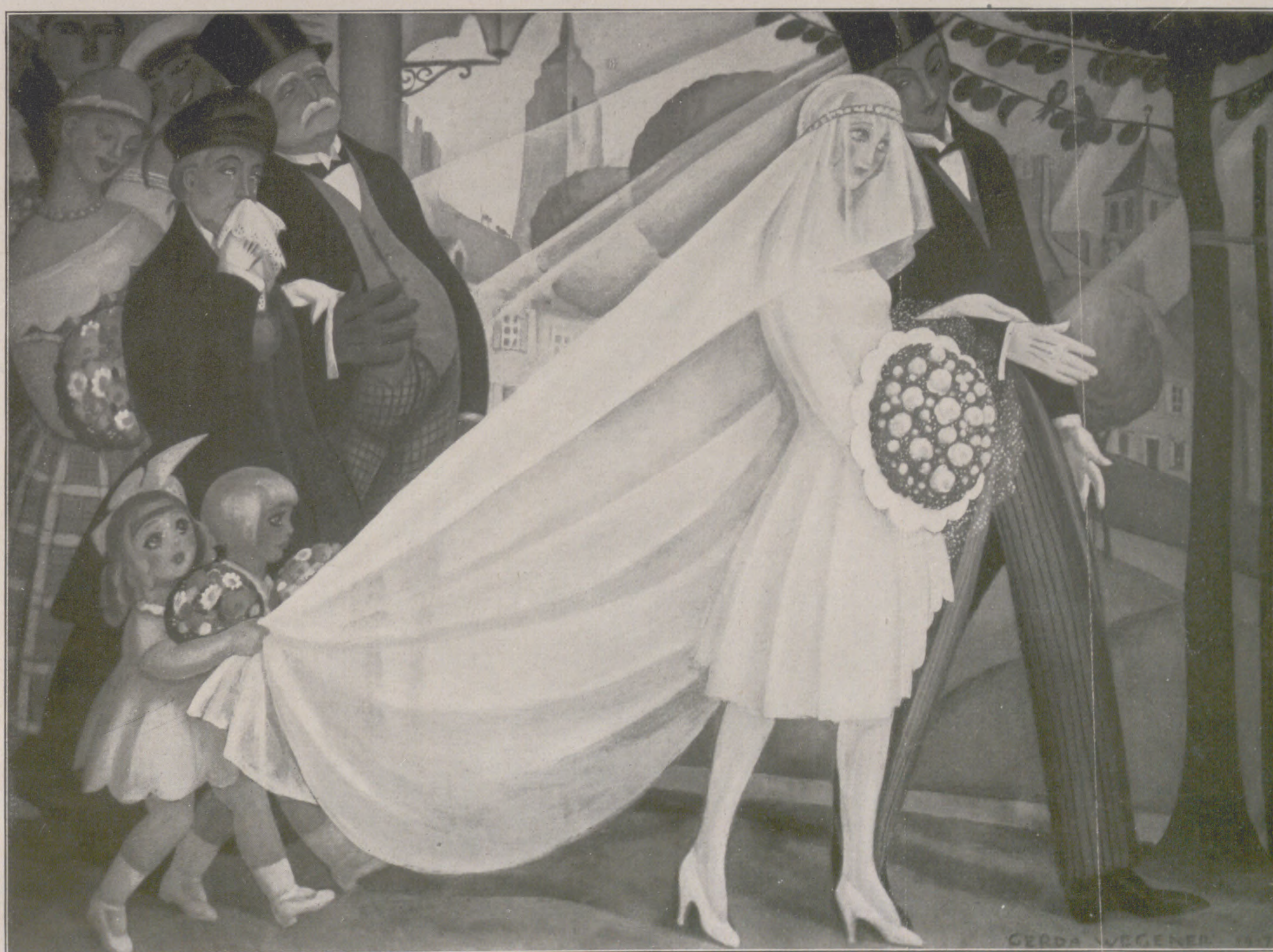
Centa überlegte. Der Satz schien ihr verklausuliert. Dann nickte sie sicher. „Ich meine, ihn nicht gesehen zu haben", sagte sie.

„Danke schön", der Amtsrichter nickte ihr zu. Seine Brillengläser blitzten. Aber Centa Basler wollte die Gelegenheit benutzen und wenigstens erfahren, wie die Sache stand. „Haben Sie schon eine Spur, Herr Amtsrichter?" fragte sie neugierig oder tat jedenfalls so. Doch da kam sie bei dem recht an. „Das werde ich Ihnen auf die Nase binden!" Sie ging gekränkt, ließ die Tür knallen. Die konnten ihr allesamt im Mondschein begegnen. —

(Fortsetzung folgt.)

DIE PARISERIN GEHT ÜBER DIE STRASSE

GEMÄLDE VON M. TAQUOI



DIE JUNGE BRAUT

GEMÄLDE VON GERDA WEGENER

Der Königspudel

EINE BESINNLICHE GESCHICHTE VON V. CUSIG

Mit Gott und der Welt wieder einmal gründlich zerfallen, saß ich gedankenverloren auf einer Bank unter einsamen Kiefern. Plötzlich gewahrte ich am jenseitigen Wegrand ein lebendes Gegenüber — einen Pudel. Kein faustisches Ungetüm, schwarz mit glühenden Augen — nein, ein schneeweißes Exemplar in vollendeter Form. Es saß in splendid isolation, musterte mich geruhsam, ohne Mißtrauen. Jetzt bemerkte ich auch, daß neben dem Pudel im Gras etwas lag, das einem menschlichen Kleidungsstück glich, einer Jacke. Offenbar bewachte er sie. Dies verdroß mich. Das königliche Tier schien mir herabgewürdigt durch so erbärmlichen Dienst. Erriet es meine Gedanken? Mich dünkte, daß der Pudel lächelte — wirklich, er lächelte. Und dann neigte er mir auch den Kopf entgegen wie zu einer Begrüßung. Ich konnte nicht anders, als diesen Gruß erwidern — höflich, zuvorkommend. Offenbar hatte ich dadurch seine Sympathie gewonnen. Er bellte leicht, zustimmend, verließ seinen Platz und sprang mit elegantem Schwung auf die Bank. Er setzte sich neben mich, klopfte verbindlich mit dem Schweif und reichte mir in wahrhaft königlicher Anmut und Würde seine Pfote. Selbstverständlich ergriff ich sie und drückte sie freundschaftlich.

„Ich freue mich, Sie wiederzusehen, mein Herr", sagte der Pudel, und ich staunte, daß ich seine Sprache begriff. Staunte aber auch, daß er behauptete, mich schon gesehen zu haben.

„Mir ist nicht bekannt, daß wir uns je im Leben begegneten", erwiderte ich.

„Nicht in dieser Inkarnation," entgegnete er ernst, „aber in einer früheren."

„Wie..." Ich konnte nicht vollenden.

„In einem früheren Leben begegneten wir uns flüchtig, mein Herr."

„Und Sie erinnern sich dessen? Uns Menschen ist das versagt. Wir tragen die Erfahrungen einer früheren Inkarnation nur im Unterbewußtsein."

Wieder lächelte das seltsame Tier und sagte: „Das ist kein Wunder, verehrter Freund. Wir Vierfüßler haben die älteren Seelen und daher das größere Wissen um vergangene Dinge, die längere Erfahrung. Wir traten eher in diese Erscheinungswelt als ihr Aufrechtgehenden."

„Das stimmt", sagte ich in dumpfer Verwunderung. — Ich bemerkte, daß mein Genosse öfter nach dem Kleidungsstück sicherte, und meine Gedanken erratend, sagte er: „Ich bin in dieser Inkarnation einem weiblichen Zweibein beigeordnet. Karma, mein Herr! Einer Laune folgend, ließ es das Kleidungsstück hier und mich zur Bewachung. Ich folge dem höheren Gesetz, das mich dazu ausersah, und bewache jenes ‚Ding an sich'. Denn ich kenne den kategorischen Imperativ, mein Herr."

„Auch den?" rief ich verwundert.

„Ja, das kam so: in einem früheren Erdensein lebte ich kurze Zeit im Hause des großen Philosophen Schopenhauer, der anfangs Kant als seinen Lehrer verehrte — Sie wissen." Auf mein Nicken fuhr er fort: „Ich war nicht würdig, in dieser erlauchten Atmosphäre zu verbleiben. Das kam daher, weil ich in einem untergeordneten Körper wohnte, nämlich in dem eines Dackels."

„Aber ich denke, Schopenhauer bevorzugte Pudel?"

„Das war später. Damals, als er seine berühmte Promotionsarbeit schrieb, war ich eben in sein Haus gekommen, als Canis familiaris vertagus. Aber da mein Dasein dort nur einige Tage währte, erwähnen mich die Biographen nicht."

„Und wie kam es, daß Sie den Philosophen so schnell verließen?"

„Sie wissen, daß die Dackel eine unausrottbare Lust daran finden, alles, was in ihr Bereich kommt, zu zerbeißen, zu vernichten. So war eines Tages ein Blatt der berühmten Promotionsschrift ‚Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde' in die Nähe meines Korbes geweht. Leise, unhörbar, wie es Dackel tun, wenn sie auf verbotenen Wegen wandeln, schlich ich mich zu dem Papier, beförderte es in mein Lager und zerbiß es zu winzigen Fetzchen. Als Schopenhauer das Blatt vermißte, wurde eine Razzia veranstaltet — man fand die Spuren bei mir. Der große Philosoph geriet nicht in Wut, sondern befahl nur seiner Haushälterin, mich aus dem Hause zu schaffen, was sie nach einer reichlichen Tracht Prügel auch tat. Ich wurde verschenkt. Wie eine Sache! Aber mein Glück war gemacht. Ich kam in die Hände eines entzückenden zweibeinigen Geschöpfs, auch weiblichen Geschlechts, was mein Karma so zu fordern scheint. Dieses junge Wesen verwöhnte mich ungeheuer, und als es heiratete, nahm es mich mit in die Ehe, nach Wien — Sie wissen: 's gibt nur a Kaiserstadt, 's gibt nur a Wien."

„Das stimmt nicht mehr", warf ich ein.

„Nein, jetzt nicht mehr, aber damals. Wir führten ein reges geistiges und gesellschaftliches Leben und — was Sie am meisten in Erstaunen setzen wird — der Gemahl meiner schönen Zweibeinigen waren Sie!"

„Ich?"

„Ja, Sie, mein Freund. Sie waren ein Kanzleirat Metternichscher Observanz."

„Ist das möglich?" rief ich entsetzt.

Das weise Vierbein nickte. „Ich bin auch hellsichtig, mein Freund, und weiß, daß Sie sich mit einem Drama tragen, das das Drama werden soll — ein revolutionäres, welterschütterndes, alle menschlichen Tiefen aufwühlendes. Doch Sie können es noch nicht schreiben, da Sie dadurch nicht einen roten Heller verdienen würden, aber leben müssen — ja, leben!"

„Sie haben mein Elend erraten."

„Nicht erraten — sondern erschaut. Seien Sie nicht traurig, lieber Freund, Sie werden noch zu Ihrem Drama kommen, wenn die Prüfungszeit abgelaufen sein wird."

„Eine Prüfungszeit?" stammelte ich.

„Ja, lieber Freund! Sehen Sie, es gibt keine Strafe und Belohnung, wohl aber Ursache und Wirkung. Sie haben, als wir uns in Wien trafen, den Beruf als Beamter in der Kanzlei des Grafen Metternich rigoros ausgeübt. Sie waren es, der die Dekrete gegen die Dichter und freidenkerischen Zeitungen ausfertigte — Sie waren es, durch den Metternich die geistige Freiheit unterband. Es ist darum nur folgerichtig, daß Sie wiederverkörpert wurden als einer, der sich nach dem Dichterruhm sehnt, aber ihn nur unter schweren Opfern erreichen kann. Sie müssen erst in harter Fron im Schriftgetriebe, das Sie einst verfolgten, reifen, ehe Sie in freier Ungebundenheit schaffen können."

„Verflucht, ja", ließ ich mich vernehmen.

„Fluchen Sie nicht, mein Lieber. Werden Sie Philosoph! Schon sehe ich im Astralen den Lorbeer um Ihre Stirn wachsen, vorausgesetzt, daß Sie jetzt in kategorischer Weise Ihre Pflicht erfüllen. Ich muß kurz sein, denn ich wittere meine sogenannte Herrin. Jene meiner vorigen Inkarnation verließ Sie . . ."

„Auch das noch?" fiel ich ein.

„Ja, sie litt zu sehr unter Ihrer Metternichschen Art. Sie liebte Lenau — wissen Sie: ‚Lieblich war die Maiennacht'. Sie konnte es nicht ertragen, daß er verfolgt wurde. Sie ging nach Frankfurt zurück und verkehrte dort viel mit dem großen Philosophen. Oft besuchte er uns mit seinen getreuen Vierbeinern, die mir Lehrer und Freunde wurden. Ich bändigte meine Dackelnatur und machte mich reif für meine jetzige Wiederverkörperung in ihrer höheren Rasse. Sie selbst, die beiden Atmans, brauchen keine Verkörperung mehr — sie wandeln in elysäischen Gefilden, wie sie wissen werden." — Ich wußte. — „Näher und näher rückt die Minute der Trennung. Wenn ich Ihnen raten kann, so suchen Sie, würdig dem Herannahen Ihrer Dichterstunde entgegenzuharren. Sumpfen Sie nicht, mein Lieber! Meiden Sie das ‚Romanische Kaffee'. Dann werden Sie Zeit finden, neben der Fron als Zeitmensch Ihr Drama zu fördern. Leben Sie wohl, und gedenken Sie manchmal des — neuen Atman".

Er reichte mir die Rechte — ich schüttelte sie — dann verschwand er. In merkwürdiger Stimmung ging ich heim.



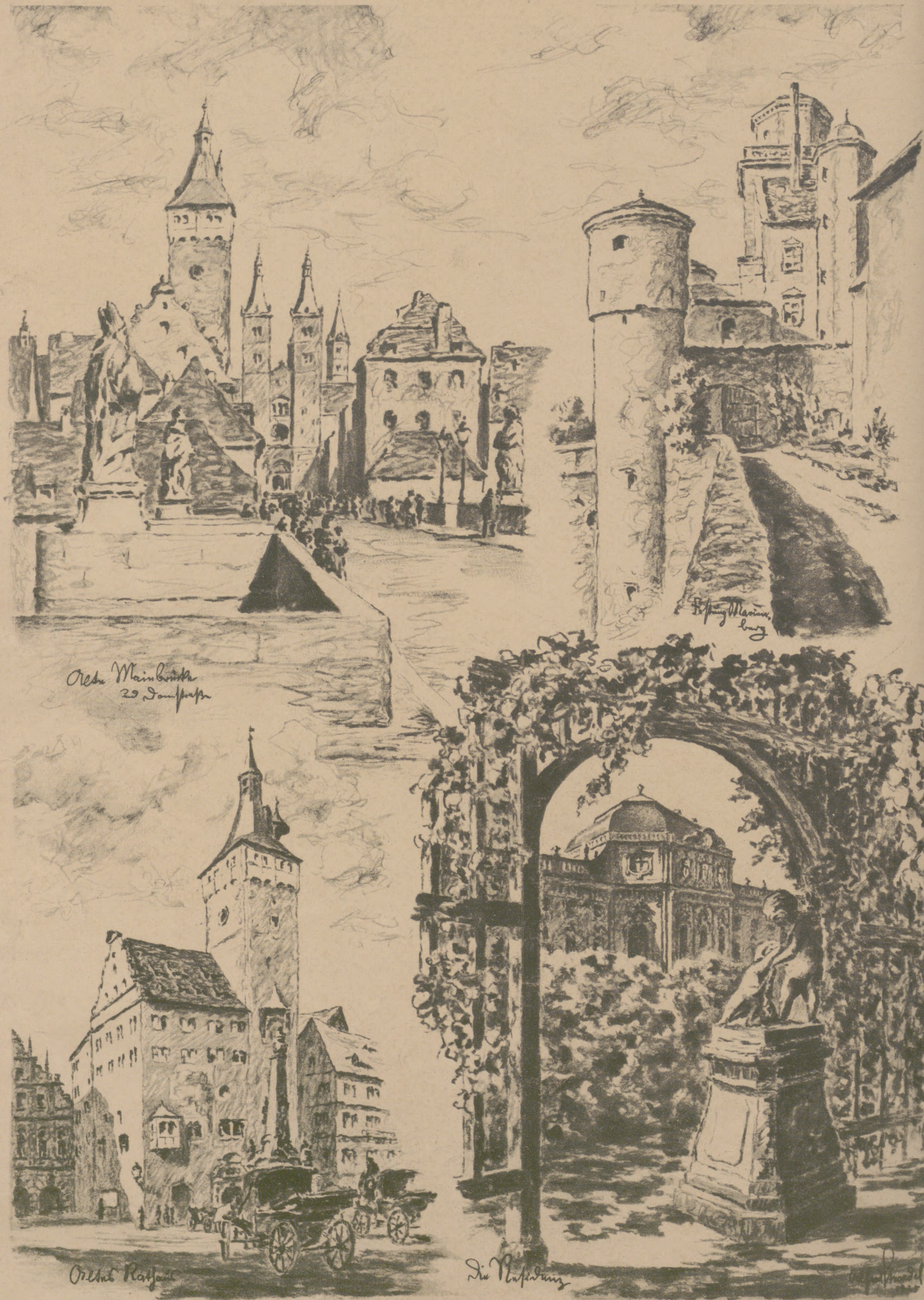
Im Rausche brausender Geschwindigkeit.

Radierung von Julius C. Turner. (Aus der Kunsthandlung Amsler & Ruthardt, Berlin.)



WINTER IM ERZGEBIRGE: SONNIGER MORGEN IN OBERSACHSENBERG

GEMÄLDE VON KURT GEIPEL-NETZSCHKAU



Aus dem malerischen Unterfranken: Würzburg.

Nach Zeichnungen von Alfred Stroedel.

Nachkommen großer Männer

Ein Beitrag zu dem Thema „Genie und Vererbung“



Paul Luther,
der dritte Sohn Luthers, Stammhalter der Familie, † am 8. Mai 1593. Nach einer alten Medaille in der Staatlichen Münzsammlung zu München.



Titus van Ryn,
Rembrandts jüngster Sohn von seiner Frau Saskia; † 1668. Gemalt von Rembrandt.



Franz Joseph Karl Napoleon, Herzog von Reichstadt,
Sohn Napoleons I. aus seiner Ehe mit Marie Luise von Österreich, † am 22. Juli 1832 in Schönbrunn bei Wien. Stich von Vendramini.

Hervorragende Männer haben selten bedeutende Kinder. Mein Sohn ist Amtsrichter in X“ — soll der Heidelberger Philosoph Kuno Fischer gesagt haben, der durch seine originellen Aussprüche ebenso berühmt war wie durch seine Werke und prachtvollen Vorlesungen. Es ist wahr: Die Natur ist sparsam und läßt das Genie große Werke schaffen, aber selten ebenso große Menschen. Geschichte des Genies und Familiengeschichte, Erforschung von Herkunft, Persönlichkeit und Nachkommen, gehören zusammen. Einige Beispiele mögen das Reizvolle dieser Zusammenhänge zeigen.

Martin Luther, Nachfahr freier Bauern, Urbild des schöpferischen, kraftvollen Mannes, hinterließ außer seiner Tochter Margarete drei Söhne, die tüchtige, aber sicher keine genialen Menschen waren und so gut wie vergessen sind: Johannes, Rat bei sächsischen und preußischen Fürsten; Martin, Theolog; und den Mediziner Paul, Stammhalter der Familie, die 1759 erlosch. Paul Luther war wohl der bedeutendste von Martin Luthers Söhnen, sicher der originellste. Als Leibarzt war er bei dem Kurfürsten August von Sachsen tätig, aber auch als Alchimist und Goldmacher, und zwar angeblich mit so vielem Erfolg, daß er, nach alten Berichten, seinem Auftraggeber zu siebzehn Millionen Gulden verhalf. Andere vorsichtige Historiker sind allerdings der Ansicht, daß weniger die alchimistische Kunst Paul Luthers als der Ertrag der sächsischen Bergwerke die Quelle dieses Goldsegens war. Unser Bild zeigt diesen Sohn Martin Luthers nach einer Medaille.

Und die Nachkommen eines großen Künstlers: Im Jahre 1642 war Saskia, Rembrandts Frau, gestorben, und von ihren Kindern war nur das jüngste am Leben geblieben, Titus van Ryn, ein Kind noch beim Tode der Mutter. Er hat jung geheiratet und ist jung gestorben. „Er ward geboren, nahm ein Weib und starb“, aber er lebt in den Bildnissen, die sein Vater Rembrandt gemalt hat.

Kunstreich und kinderreich war die Familie Bach. Einsam geht manch großer Mensch durch das Leben, die Bachs aber, mit etwa 50 Musikern in der Familie, stehen ohne Beispiel da. Johann Sebastian, der Größte von ihnen, war Sohn, Neffe, Vater und Oheim von Musikern, Vater von elf, zum Teil bedeutenden Söhnen, unter ihnen der hochbegabte W. Friedemann Bach.

Auch Mozart ist ein Musikerkind, Sohn des erzbischöflichen Kapellmeisters Leopold Mozart und Bruder der musikalischen Maria Anna, der Mariandl und Empfängerin so vieler entzückender Briefe des Bruders. Mozarts zweiter Sohn, der den Namen seines Vaters Wolfgang Amadeus trug, war gleichfalls Musiker und Komponist, wenn auch nur in bescheidenem Maße. Und Mozarts ältester Sohn, Karl, starb als biederer Steuerbeamter 1859 in Mailand. Erklärlicher und nicht ungewöhnlicher Ausgleich der Natur: unendliche Genialität des Vaters, in kurze Lebenszeit zusammengedrängt, und bürgerlich braves Leben und Wirken der Söhne.

Und umgekehrt, Goethe, in bürgerlicher Familie höherer Stufe aufgewachsen und besonders vom Vater mit ungewöhnlicher „Intensität erzogen“, wie Hermann Grimm so schön sagt, wächst zur Fülle des Lebens und Schaffens heran, von der freilich Sohn und Enkel nichts erbten. Und die Enkel sterben unverheiratet, ohne Nachkommen.

Ähnlich ist es bei Schiller. Aus kleinen bürgerlichen Verhältnissen stammend, zur Höhe aufsteigend, hinterläßt er Söhne, die tüchtige, brave Beamte werden — Karl Friedrich Ludwig, Oberförster, Ernst Friedrich Wilhelm, Richter. Und auch hier stirbt der einzige Enkel, der den Namen des Dichters trägt, ohne Nachkommen, während der Enkel von Schillers jüngster Tochter Emilie — Karl Alexander Freiherr v. Gleichen-Rußwurm — als bekannter Schriftsteller noch lebt und arbeitet.



August v. Goethe,
Goethes Sohn († am 28. Oktober 1830). Nach einem Gemälde von E. Grünler aus dem Jahre 1828, im Besitze des Goethe-National-Museums in Weimar.

Schriftstellerisches Talent, wenn auch nicht gerade Genie, kommt bisweilen bei Vater und Sohn vor. Man denkt an die beiden Crébillon (der Vater 1674, der Sohn 1707 geboren), die literarische Gegner waren — der Vater als Autor zahlreicher Trauerspiele, der Sohn als Verfasser nicht so trauriger Romane. Vater Crébillon soll seinen Sohn als eines seiner minderwertigsten Werke bezeichnet haben. „Manche glauben deshalb, daß es nicht von dir ist“, soll die schlagfertige Antwort des Dichtersohnes gewesen sein. In ganz ähnlicher Weise findet sich ziemlich genau hundert Jahre später dichterisches Talent bei den beiden Dumas, Vater und Sohn.

Und schließlich das Kind Napoleons, König von Rom. Bei seiner Geburt 1811 wird er von Paris und dem Kaiser mit Jubel und Hoffnung begrüßt, aber es ist ihm nicht vergönnt, als Napoleon der Zweite zu leben, sondern nur als „Herzog von Reichstadt“, am Hofe seines Großvaters, des Kaisers Franz. Er kennt als heranwachsender junger Mensch Größe und Unglück des Vaters und möchte ihm gleichen. Aber er stirbt mit 21 Jahren in Schönbrunn.

Vielleicht war etwas vom Genie des Vaters auf ihn übergegangen, aber man nahm ihm die Möglichkeit, Hoffnungen und Pläne zu verwirklichen. Von den Kindern großer Männer war er vielleicht das unglücklichste.

Dr. Ernst Darmstaedter.



Ernst v. Schiller,
der jüngere Sohn († am 19. Mai 1841). Gemalt 1831 von W. Bracht.

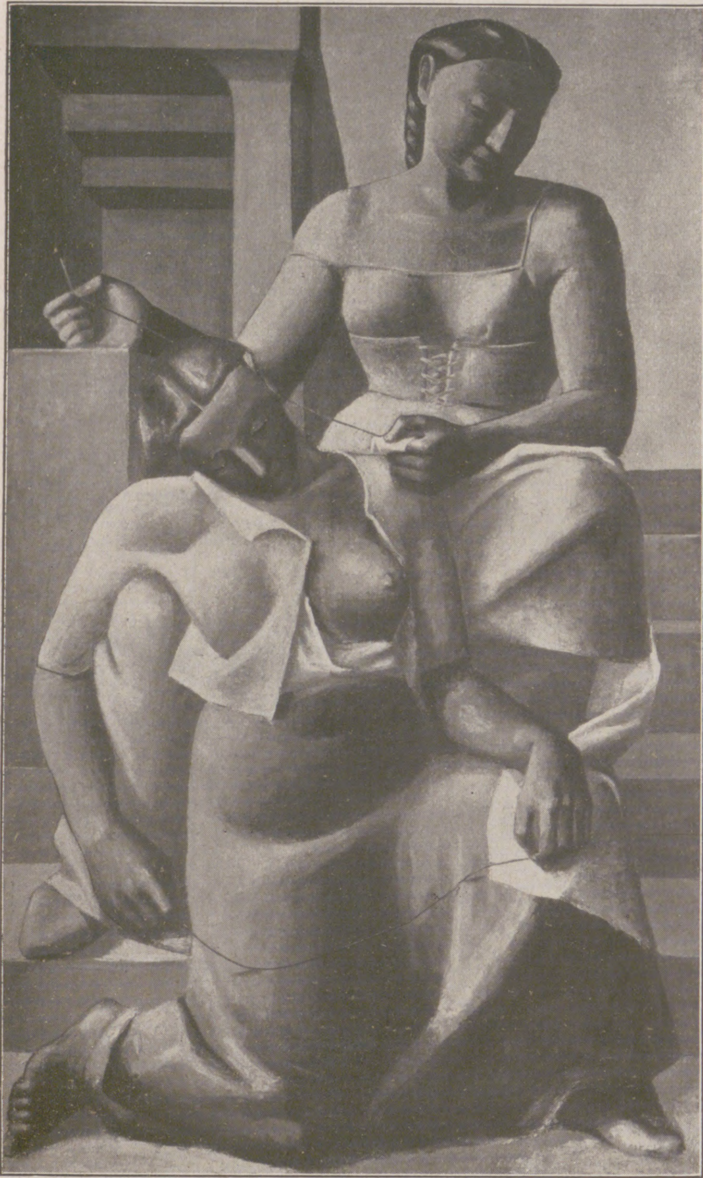


Karl v. Schiller,
der ältere Sohn († am 21. Juni 1857). Gemalt 1845 von F. S. Stirnbrand.

Die beiden Söhne Schillers
(Nach den im Schiller-National-Museum zu Marbach befindlichen Originalen.)

NEUE ITALIENISCHE MALEREI

ZUR GLEICHNAMIGEN AUSSTELLUNG DES LEIPZIGER KUNSTVEREINS (8. JANUAR BIS 5. FEBRUAR)



Massimo Campigli (Paris): Näherinnen.

Der Leipziger Kunstverein im Museum der bildenden Künste hat soeben den Versuch gemacht, einen gedrängten Überblick über die wesentlichen künstlerischen Kräfte zu geben, die in neuester Zeit sich in der italienischen Malerei bemerkbar gemacht haben. Es ist ja keine neue Beobachtung, daß sich im Laufe der jüngsten Entwicklung die Kunst und Kunstgesinnung aller europäischen Völker bedeutend einheitlicher und ausgeglichener zeigen als im vergangenen Jahrhundert. Insofern wird eine internationale Kunstausstellung nicht ohne weiteres mit aller Schärfe die nationalen Charaktere anschaulich zum Bewußtsein bringen können. Dazu kommt, daß letzten Endes nicht nur nationale Gruppierungen, sondern vielmehr Sonderungen nach Rassen und Stämmen einen wesentlichen Teil jeder sonderbaren künstlerischen Kraft erklären können. Tatsache ist aber jedenfalls, daß in der Kunstgesinnung Europas gewisse Bestrebungen am Werke sind, die fast gleichzeitig in allen Ländern hervorgetreten sind. So trat der Impressionismus mit internationaler Geste auf, und nach einer kurzen Periode der gänzlichen Formzertrümmerung regte sich überall ein starker Drang nach einem neuen Bildaufbau, nach einer Beruhigung zu klarer und ausgereifter Formgestaltung. — Italien nimmt nun im Rahmen der neuen europäischen Kunst insofern eine merkwürdige Stellung ein, als hier nach dem Akademismus und Impressionismus des ausgehenden 19. Jahrhunderts der Kubismus und Futurismus eine besondere Stellung sich eroberten. Seit einer Reihe von Jahren aber sind in dem Lande, das sich auf eine große Tradition berufen darf, und das wirtschaftlich eine neue Zukunft sich zu erobern trachtet, künstlerische Bewegungen im Gange, die von einer intellektuellen Durchdringung des Bildgehalts, der oft abstrakt und kubistisch gestaltet erschien, ihren Ausgang nahmen, jetzt aber im Anschluß an die alte klassische malerische Kultur und gemäß den Anforderungen einer neuen Zeit die Natur aufs neue sich zu erobern suchen. Man will sich in dem Kreis des „Novecento italiano“, wie sich ganz allgemein diese junge italienische Kunst nennt, wohl die Errungenschaften der großen nordischen Kunst, eines Cézanne, zunutze machen, aber man erstrebt, wie Margherita Sarfatti, eine bedeutsame Vorkämpferin der jungen italienischen Kultur, betonte, „eine neue italienische Synthese der Werte, die dem Lande eines südlichen Schönheitsideals aus dem Norden zuströmen“.

Es ist nun interessant, zu beobachten, wie aus dem Kreise der früheren futuristischen Künstler, der „Valori plastici“, die im Grunde genommen auch von einem klassischen Ideal getragen waren, sich das neue Verhältnis zur Natur entwickelt hat. So hat der einst recht tatkräftige Wortführer der extremen Richtung, Carlo Carrà, eine ähnliche Wandlung von einer abstrakt dekorativen Haltung zu einer reinen Naturdarstellung durchgemacht, wie sie auch bei vielen Gleichgesinnten der jungen deutschen Kunst zu beobachten war. Dagegen hat ein Künstler wie Giorgio de Chirico, der freilich nicht von rein italienischer Abstammung ist, den neuartigen Versuch gemacht, im Sinne einer neuen klassizistischen Bildgestaltung abstrakte Formen mit naturhaften Erscheinungen symbolhaft konfigurieren zu lassen. Während man aber bei Chirico, der seit längerer Zeit in Paris weilt, sowie bei dem ebenfalls in Paris lebenden Massimo Campigli, der über eine selten starke, monumentale Gestaltungskraft verfügt, das fühlbare Erlebnis gewinnt, daß auf sie die bedeutsame Persönlichkeit Pablo Picassos nicht ohne Einfluß geblieben ist, offenbart eine Reihe von jungen Kräften reiner den unverfälschten italienischen Sinn für klassischen Bildaufbau und eine selbständige malerische Anschauung der Natur im Anschluß an die große Tradition der Heimat. Hier nehmen Künstler wie Felice Casorati, dessen Bilder eine kühle, aber streng gebundene Komposition besitzen, Ubaldo Oppi, dessen hier abgebildetes prachtvolles Ingenieurporträt schlechthin den Typus des modernen Menschen kennzeichnet, und der leider zu früh verstorbene Emilio Malerba mit seinen koloristisch fein abgestuften Porträten eine bedeutsame Stellung ein. Daneben zeigen Künstler wie Alberto Salietti und Esodo Pratelli eine zart abgestimmte, höchst kultivierte malerische Kraft, während andere,



Nebenstehend: Ubaldo Oppi (Mailand): Ingenieur.



Alberto Salietti (Mailand): Mädchen.



Gigiotto Zanini (Mailand): Brand.



Felice Casorati (Turin): Silvana Cenni.

wie Arturo Tosi, mehr noch zu einem selbständigen Impressionismus hinneigen oder auch, wie Gigiotto Zanini, eine eigentümliche Vermischung von Verismus mit pathetischer Leidenschaft verraten.

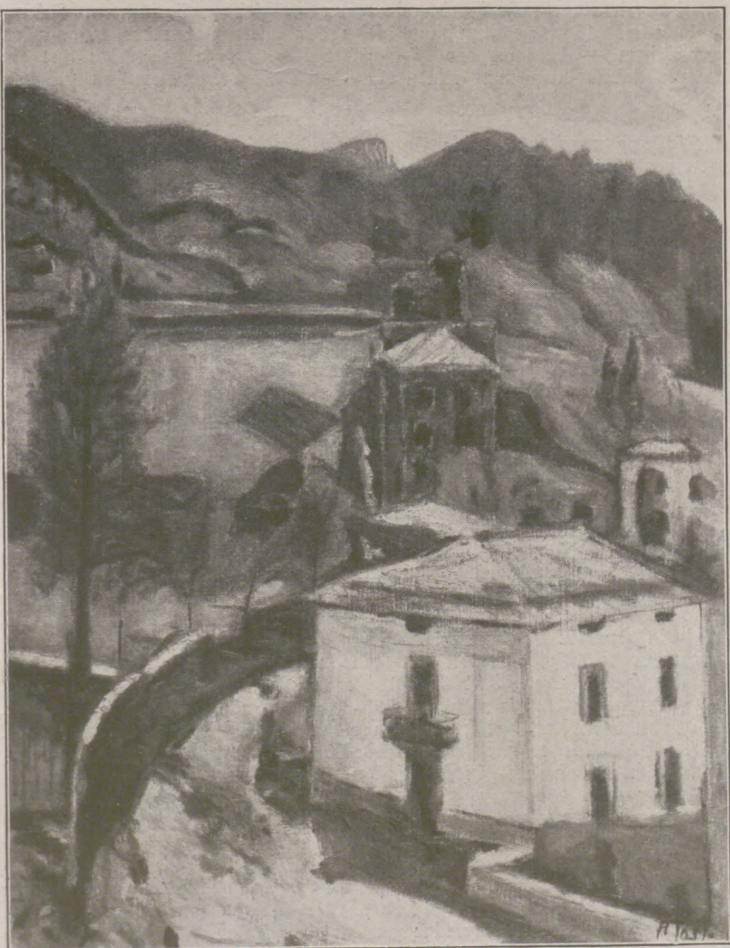
Es ist selbstverständlich, daß aus der großen Zahl der jungen Begabungen gegenwärtig nicht alle wesentlichen Erscheinungen mit Bestimmtheit erkannt werden können. So viel läßt sich indessen bereits jetzt für die neue Generation Italiens sagen, daß hier bodenständige Kräfte am Werke sind, die auch außerhalb des Landes allgemeine Beachtung verdienen.

Dr. Werner Teupser.



Rechts: Giorgio de Chirico (Paris): Der Dichter und die Vision. (Le poète et la claire-voyance).

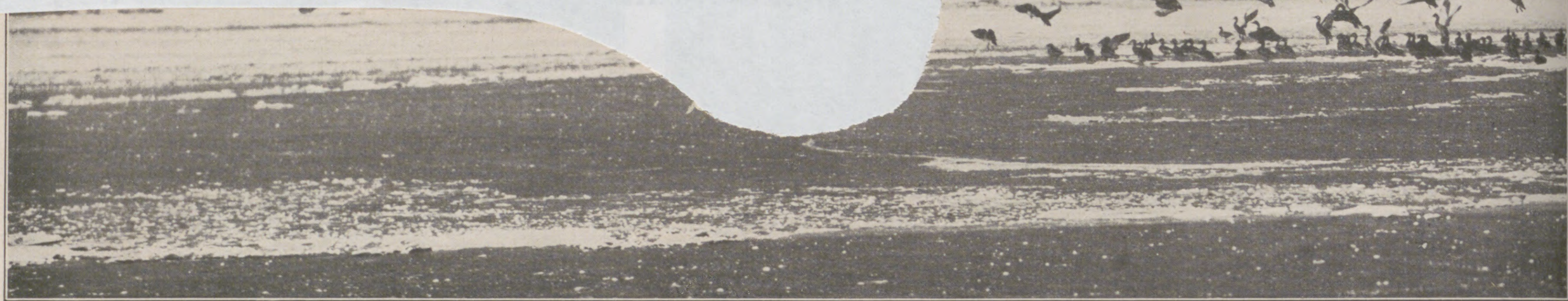
Mit Genehmigung der Galerie Flechtheim, Berlin.





Arturo Tosi (Mailand): Ausblick aus dem Atelier.

Rechts: Esodo Pratelli (Mailand): Pinienhain am Meere.



Kein Bild aus der Dobrudscha, sondern aus dem Herzen der Großstadt: Wassertierleben auf dem Flutkanal in Leipzig zur Winterszeit.

Die hauptsächlich zur Mückenvertilgung hier ausgesetzten Wildenten erhalten bei Frostwetter Zuzug aus allen Gegenden. (Phot. Paul Schröter, Leipzig.)

WISSEN UND LEBEN

Wie groß ist die Lebensmasse? Wenn man versucht, sich irgendeine anschauliche Vorstellung von der Lebensmasse zu verschaffen im Verhältnis zum Erfahrungsganzen, das man als die Welt zu bezeichnen pflegt, so wird man finden, daß irgendein Anzeichen von Leben außerhalb der Erde nicht existiert. Der Verstand erhebt da zwar gewisse Forderungen, aber die Erfahrung hat davon noch nichts bestätigt. Auch auf der Erde ist nur die feste, flüssige, luftige Außenschale von Leben erfüllt. Wie tief das Leben in die Erdrinde hinabreicht, darüber bestehen erst gelegentliche, aber noch keine geordneten Untersuchungen. Ich selbst habe solche angestellt und habe gefunden („Das Edaphon. Untersuchungen über bodenbewohnende Mikroorganismen"), daß schon wenige Meter unter der Oberfläche alles Leben erloschen ist. Höhlenbewohner kann man in diesem Sinne nicht als unterirdisch betrachten, weil die Höhlen selbst nichts als Einsenkungen der Erdoberfläche sind. Das Wasser ist allerdings bis in seine tiefsten Einbruchsbecken mit einer Tiefseefauna und -flora besiedelt. Auch die Lufthülle ist von fliegenden Wesen aller Art bis in große Höhen belebt und trägt ein „Luftplankton" mit den Passatwinden in ständigem Kreislauf um die Erde herum. Wie hoch sich dieses erstreckt, darüber fehlen uns derzeit noch positive Angaben. Ob die Vermutung von Svante Arrhenius, daß einzelne Bakteriensporen durch den Lichtdruck bis in den Weltenraum hinausgerissen werden, zutrifft, darüber besteht gar keine Erfahrung. Auf der Erde, als Ganzes gemessen, ist also nur eine sehr dünne Kugelkalotte von Leben besiedelt; demzufolge kann das Leben auf die Erde als Ganzes keinen nennenswerten Einfluß üben. Es ist kaum denkbar, daß es einer der ausschlaggebenden Faktoren des Erdenseins ist; dazu ist schon die Lebensmasse zu gering, die Lebensfunktionen zu unbedeutend gegenüber den geophysikalischen Kräften. Dem Weltall gegenüber kann das irdische Leben kaum mehr bedeuten als ein Atom in unserem Körper. Damit allein ist schon dem luftigen Bau von Einbildungen, die sich der Mensch von seiner Bedeutung im Weltall gemacht hat, der Boden entzogen. Es ist in diesem Sinne auch überaus lehrreich, sich Klarheit zu verschaffen, welche Rolle der Mensch zunächst als „Lebensmasse" auch nur im Bereich des irdischen Lebens spielt. Er bezeichnet sich so gern als Herrn der Erde und hat ja tatsächlich etwa ein Hundertstel ihrer Oberfläche in den Kulturländern umgestaltet. Da aber schon rein geographisch das Meer und die Lufthülle einen unvergleichlich größeren Ansiedlungsraum bieten als die Festländer, die zudem zum dritten Teil Wüsten sind, ist dem Leben das Wasser und die Luft als Hauptverbreitungsraum gegeben gewesen. Nun sind aus Gründen, die eine besondere Untersuchung erfordern würden, reine Luftwesen sehr selten. Die Flora und Fauna des Staubes ist nur in einem Übergangsstadium, auf der Reise und demgemäß auch in einem Reisezustand, nämlich verpackt. Das Süßwasser hingegen ist nur zum geringsten Teil offen und oberirdisch; gut neun Zehntel seiner Masse sind von dem Humusboden der Festländer verschluckt oder fluten als Grundwasser an der oberen Grenze der wasserundurchlässigen Schichten dahin. Diese Menge ist allerdings sehr bedeutend; man könnte nur wünschen, daß einmal eine zuverlässige Berechnung ihr Verhältnis zum Meer klarmacht. Beide: der unterirdische Süßwasserozean (mit seinen als Fluß und See zutage tretenden Ausläufern) und das Weltmeer, sind nun reichlichst besiedelt. Aber die Fische, Korallen, Tange und Muscheln des Meeres, an die man zunächst denkt, kommen als „Lebensmasse" gar nicht in Betracht neben der unzählbaren Menge von Bakterien, Kieselalgen, Silikoflagellaten, Radiolarien und Foraminiferen. Die kalten Meere sind von einer solchen mikroskopischen Lebensmenge erfüllt, daß man ihr Quantum höher schätzte als das einer gleich großen üppig bewachsenen Wiese. Dagegen kommen als Gesamtmenge auch die Urwälder der Erde nicht auf. Im besonderen ist es eine Gruppe von Lebewesen, die durch ihre Massenhaftigkeit alle Vorstellungen überbietet. Das sind die Kieselalgen. Ich habe im Humusboden bis zu 60 000 im Kubikzentimeter gefunden, in den kalten Meeren ist ihre Zahl im Plankton nicht geringer. Sie überragen dadurch an Lebensmasse alle anderen Organismen um ein vielfaches, sie sind in diesem Sinne die „Herren der Erde". Alles übrige Leben verschwindet neben ihnen, und man müßte, wollte man der Wirklichkeit nahekommen, alle Lebensbegriffe von ihnen als Norm ableiten, die übrigen Lebewesen als die Ausnahmen ansehen, um so mehr, als die Kieselalgen auch zu den ältesten Lebewesen gehören. Weil wir das nicht tun, sind wir eingetaucht in ein Meer von menschlichen Irrtümern. Jedenfalls — und diese eine Tatsache muß man diesen Irrtümern gegenüber unter allen Umständen verteidigen — bedeutet der Mensch der Lebensmasse gegenüber nur ein Teilchen unter vielen und darf unter keinen Umständen als die „Norm des Lebens" angesehen werden.

R. Francé.

Moderne Höchstspannungskabel. Die Entwicklung der Hochspannungs-Kraft-Übertragung, die eine Zeitlang den Schauplatz im Wettbewerb zwischen Kabel und Freileitungen bildete, wird schon seit langem von der Freileitung vollkommen beherrscht, da es den Kabelfachleuten nicht gelang, Kabel für so hohe Spannungen zu bauen, wie sie die Freileitung erlaubte. Die in Nr. 4310 beschriebene 380 000-Volt-Leitung des Rheinisch-Westfälischen Elektrizitätswerks ist ein sprechendes Beispiel dafür, welche riesenhaften Spannungen die Freileitung zu bewältigen erlaubt. Das Bedürfnis nach Kabeln für sehr hohe Spannungen war aber gleichwohl stets vorhanden. Nicht nur störte in vielen schönen Landschaften der Anblick der Freileitungsmaste sehr, sondern es waren auch rein technische Gründe bestimmend. Vor allen Dingen wünschte man, mit sehr hohen Spannungen bis ins Innere der Städte hineingehen zu können. Fernübertragungen über trennende Wasserflächen waren mit Freileitungen auch nur in sehr begrenztem Maße möglich. Während bis vor etwa 7 oder 8 Jahren eine Spannung von 30 000 Volt für ein Kabel schon das Höchste war, das man erreichen konnte, gelang es in der Zwischenzeit, Kabel für 50 000 bis 60 000 Volt zu bauen und damit z. B. die sehr bemerkenswerte Kraftübertragung über den Sund von Schweden nach Dänemark auszuführen. Das dort verwendete Kabel war ein deutsches Fabrikat. Damit war aber noch nicht die Grenze erreicht, da die höchste Spannung in Freileitungen bisher 110 000 Volt betrug und das Bestreben bestand, solche Fernübertragungen mit 110 000 Volt bis ins Innere der Städte einzuführen. An einigen Stellen, wo die räumlichen Verhältnisse es gestatteten, konnte man Freileitungen für so hohe Spannungen auch bis in die Stadt hineinbringen, so in Dresden und Berlin. Meistens ist es aber nicht möglich. Neuerdings ist es nun der vereinigten Arbeit der Kabelfachleute aller Nationen gelungen, Kabel für Spannungen bis zu 132 000 Volt zu bauen, und zwar nicht nur Versuchsexemplare, sondern vollkommen betriebsfähige Fabrikate. In Amerika liegen bereits in Neuyork und Chikago große Längen dieser Kabel seit etwa einem Jahre, während in Deutschland bisher nur kurze Probestrecken verlegt worden sind. Es ist aber damit zu rechnen, daß auch in Deutschland schon demnächst solche Kabel in größeren Längen ausgelegt werden. Das Wesentliche bei diesen Kabeln ist die Sicherung des Isolationsmaterials oder, wie der Elektrotechniker sagt, des Dielektrikums, gegen Durchschlag. Die Durchschlagsicherheit ist für den Elektrotechniker ebenso wichtig wie die Standsicherheit eines Gebäudes oder einer Brücke für den Baumeister oder die Sicherheit eines Dampfkessels für den Maschineningenieur. Beim Durchschlag eines Hochspannungskabels konzentrieren sich an der Durchschlagstelle Zehntausende von Kilowatt Leistung, die zu ungeheueren Lichtbogen und Stichflammen, auch zu Explosionen infolge sich entwickelnder Gase führen. Auch die Zentrale ist in solchen Fällen schwer gefährdet, denn die Kurzschlußströme haben eine gewaltige mechanische Wirkung. Um das Dielektrikum gegen Durchschlag zu sichern,

(Fortsetzung auf Seite 180.)

ist es notwendig, den Durchmesser des Leiters sehr stark zu vergrößern. Je größer der Durchmesser, um so geringer die Beanspruchung des Isolationsmaterials an seinem Umfang. Da nun gerade bei hohen Spannungen die Ströme gering werden, braucht man eigentlich sehr große Leiterquerschnitte nicht. Um trotzdem große Durchmesser zu erzielen, ist man auf den Kunstgriff verfallen, genau wie bei der schon erwähnten 380 000-Volt-Leitung, den Leiter als Metallschlauch auszuführen, wobei man großen Durchmesser bei verhältnismäßig geringem Querschnitt erzielt. Das Dielektrikum aller modernen Hochspannungskabel besteht aus einem besonders zähen und dünnen Papier, das in Streifen um den Leiter herumgewickelt wird, bis die notwendige Dicke erreicht ist. Auch bei den 100 000-Volt-Kabeln verwendet man nichts anderes. Dieses Papier wird nach der Fertigstellung der Isolation mit zähflüssigem Öl getränkt. Um nun die im Betrieb vielleicht entstehenden ölfreien Stellen zu vermeiden, die das Kabel gefährden würden, ist eine italienische Fabrik (Pirelli) darauf verfallen, den hohlen Leiter mit Öl zu füllen, das unter einem gewissen Druck steht und demnach stets das Bestreben hat, durch die Fugen des Metallschlauchs in das Dielektrikum einzudringen. Ein solches Kabel besitzt zweifellos eine relativ sehr hohe Sicherheit. Natürlich bedingt es gegenüber den jetzt üblichen Kabeln eine gewisse Komplikation, weil man an den Verbindungsstellen besondere Ölstandgefäße usw. vorsehen muß. Indessen sind 100 000-Volt-Kabel doch eine verhältnismäßig selten vorkommende Sache, so daß man solche Komplikationen dabei wohl in den Kauf nehmen kann. Ein derartiges Kabel wird nun freilich im Durchmesser so groß, daß man nicht, wie bei unserem gewöhnlichen Drehstromkabel, 3 Leiter zusammen verseilen und mit einem gemeinsamen Bleimantel zum Schutz gegen Feuchtigkeit und mechanische Beschädigungen überziehen kann. Man muß vielmehr jede einzelne Phase des Drehstroms für sich verlegen und die einzelnen Kabel zum Schutz gegen mechanische Beschädigungen in Tonröhren einziehen oder mit Schutzsteinen bedecken. Dann besteht allerdings kaum irgendeine Gefahr, und es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die Verwendung dieser 100 000-Volt-Kabel zur Stromversorgung unserer Großstädte bald bedeutenden Umfang annehmen wird. Der Strombedarf der deutschen Großstädte ist jetzt schon derart hoch, daß er bei den üblichen Spannungen von höchstens 30 000 Volt außerordentlich große Querschnitte und zahlreiche Kabel verlangt. Dipl.-Ing. Dr. Arthur Hamm.

Waldbrände in Sibirien. Nur wenn die Waldbrände Sibiriens gewaltige Ausdehnung annehmen, bringen unsere Tageszeitungen eine magere Notiz; aber von dem Riesenmaß der Waldverwüstungen und den einschneidenden Begleiterscheinungen machen sich nur wenige Menschen eine richtige Vorstellung. Brände von ungeheueren Dimensionen wälzen sich durch die Nadelwälder, Brände, die ununterbrochen vom Frühjahr bis zum Herbst wüten, Brände, gegen die jede menschliche Gegenwehr machtlos ist, und denen nur die breiten Ströme Irtisch und Jenissei energisch Einhalt gebieten. Anläßlich einer solchen Waldbrandkatastrophe im Jahre 1915, die infolge der lang anhaltenden Dürre dieses Jahres reichlich Nahrung fand, stellte das Meteorologische Observatorium in Irkutsk umfangreiche Erhebungen an, deren Resultate jetzt bekanntgegeben werden, und die uns einen sachlichen Einblick in das Ausmaß und die Auswirkung dieser Waldbrände gewähren. In ganz West- und Mittelsibirien erreichten 1915 die Niederschläge 30—60 Proz. der normalen Menge. Die hereinbrechende große Dürre überzog ein Gebiet viermal so groß wie das heutige Deutschland. Davon brannte eine Fläche Wald halb so groß wie Preußen vollständig nieder. Aber nicht nur die Nadelwälder wurden ein Raub der Flammen, auch in große Torflager fraß sich das Feuer bis zu 2 m Tiefe ein, glühte im Winter weiter, um im nächsten Frühjahr seine verheerende Tätigkeit von neuem zu beginnen. Rauchschwaden, die aus den harzigen Hölzern und den brennenden Mooren aufstiegen, bedeckten eine Fläche zwei Drittel mal so groß wie Europa, teilweise in einer Dichte, daß Gegenstände auf 4—20 m Entfernung völlig unsichtbar waren. Das Gebiet größter Rauchdichte war viermal so groß wie Deutschland. Der Schiffs- und Floßverkehr auf den Strömen ruhte zeitweise gänzlich. Aus Furcht, sich zu verirren, wagten die Fischer sich nicht auf die Gewässer. Auf der transsibirischen Eisenbahn mußten zwischen Mariinsk und Kramojarsk wochenlang tagtäglich die Signallaternen brennen. In Mariinsk wurde eines Tages gegen Mittag der Himmel durch eine so dichte Rauchdecke verhangen, daß jeglicher Verkehr aufhörte und überall die Lichter angezündet werden mußten. Menschen, die im Freien zu arbeiten gezwungen waren, trugen feuchte Wattebäusche in Mund und Nase und waren gewöhnlich abends mit dichten Rußschichten überzogen. Die Getreideernte verspätete sich um 14 Tage. Das Heu wurde durch die feine Rußschicht bitter und ungenießbar für das Vieh. Ganze Scharen von Vögeln kamen um. Bienen und andere Insekten verschwanden aus manchen Gebieten vollständig. Aus dem Urwald trieb die Feuersbrunst Bären bis an die menschlichen Siedelungen. Scharen von Elentieren durchschwammen die Flüsse. Auf Zweigen und Baumstämmen trieben massenhaft Eichhörnchen und Hermeline flußabwärts, begleitet von Leichen ihrer Genossen. So rief der Waldbrand auch große tiergeographische Veränderungen hervor. Den Schaden dieses Jahres errechnete man auf 1300 Millionen Mark. — Der Urheber dieser Riesenbrände ist der Mensch. Siedler roden den Wald durch Brand, Jäger treiben Wild zusammen durch Brand, Hirten zünden die Steppengräser an, Reisende verlassen achtlos das lodernde Lagerfeuer, kurz, Fahrlässigkeit und Gleichgültigkeit der Bevölkerung sind die Ursachen dieser sich jährlich wiederholenden größeren und kleineren Waldverwüstungen. Dr. Stange.

Die Anwendung der Ostwaldschen Farbenlehre in der Blumenzucht. Die Nutzanwendung der Mendelschen Vererbungslehre, durch die dem Pflanzenzüchter es jetzt möglich ist, ganz bestimmte Zuchtziele zu erreichen, die vorher meistenteils Zufallsprodukte waren, hat den Formen-, mehr aber noch den Farbenreichtum vieler Pflanzenfamilien so erweitert, daß sich oft kaum der Fachmann, geschweige denn der Laie, der Blumenliebhaber, in diesem Labyrinth der Farben noch zurechtfindet. Ich erinnere nur an die dadurch z. B. bei den Rosen, bei den Dahlien, den Löwenmäulchen und anderen Pflanzen entstandene Vielfältigkeit, bei denen allen durch diese Tatsache früher kaum geahnte Farbennuancen entstanden, die oft fast nicht zu unterscheiden und zu bestimmen sind. Dazu kommt noch, daß viele Züchter glauben, ihren Neuheiten durch recht undefinierbare, oft ganz willkürlich gewählte Farbenangaben, die oftmals allerdings auch auf der Unkenntnis der Farbennennung beruhen, einen großen Nimbus zu verleihen. Bezeichnungen z. B. wie Neurot, Chinesischrosa, Rahmlachsfarben, Gemsengelb, Pfirsichrosa, Hellzinnoberrot, Malmaisonrosa, Lilakarmin und viele andere, noch verdrehtere sind so dehnbar, daß man sich alles mögliche darunter denken kann. Da dieser Wirrwarr auch sehr große geschäftliche Nachteile im Gefolge hatte, haben sich führende Blumenzüchtereien daran gemacht, die Ostwaldsche Farbenlehre zur einheitlichen Farbennennung ihrer Blumen zu benutzen. In ihren Katalogen korrespondiert die Farbenangabe mit einer beigelegten, 728 Farbtöne enthaltenden Farbentafel, welche die bei den Blumen fast alle vorkommenden Farbennuancen enthält. Es ist dadurch jetzt jedermann möglich, Pflanzen mit ganz bestimmten Farbtönen, für die er sich interessiert, zu erhalten, und es bedeutet dies in der heutigen Zeit, in der erfreulicherweise wieder Wert auf Farbenharmonie in Gärten und Wohnräumen gelegt wird, eine sehr große Erleichterung. Besonders aber ist durch diese grundlegende Neuerung jeder in der Lage, bei der Auswahl von Blumensamen die Sorten herauszufinden, die später Blüten in der gewünschten Farbe hervorbringen. B. Voigtländer.

Anmerkung der Schriftleitung. Das von Hans Friedrich, Leipzig, geschaffene Umschlagbild dieser Nummer, ein Mädchen mit Schachfiguren darstellend, symbolisiert die Wahl der Frau zwischen Reichtum und Kraft des Mannes.

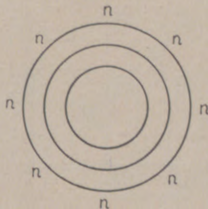
ZUM NACHDENKEN

Magisches Quadrat.



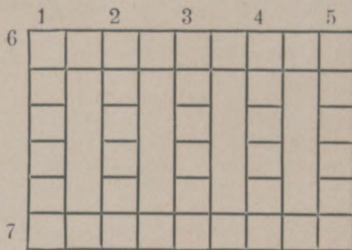
Die Buchstaben:
b e e e e e e e e f g g i i i i l n n s s s s s w
sind so in die leeren Felder der Figur einzuordnen, daß in den wagerechten und senkrechten Reihen Wörter von folgender Bedeutung entstehen: 1 Grasfläche, 2 nordischer Dichter, 3 saure Flüssigkeit, 4 Reinigungsmittel, 5 überirdisches Wesen.

Rebus.



Leiterrätsel.

In rechts stehende Figur richtig geordnet, ergeben die Buchstaben:
a a a b e e e e h i i i k l l m n n n n o o p p p p r r r r s t t t t u u u
senkrecht: 1 Beduinenmantel, 2 Reformator, 3 Verpflegungsstation, 3 Bezeichnung für Einfuhr, 4 Bezeichnung für Handlung; wagerecht: 6 Ballettänzerin, 7 Bezeichnung für gefleckten Talkstein.

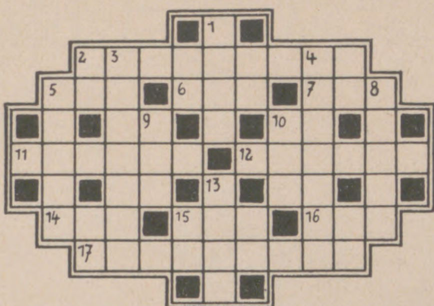


Zahlenrätsel.

An Stelle der Zahlen sind Buchstaben zu setzen. Die Buchstaben, die in der ersten Reihe sowohl wagerecht als auch senkrecht gleichlautend sind, ergeben:

1 2 3 4 5 6 7 8 9	Oper von Wagner
2 3 1 4 5 6	Fisch
3 8 3 7 5 7 1 3	weiblicher Vorname
4 5 9 3 1	Volksstamm
5 4 3 1 3	inneres Organ
6 3 8 9 3 1 5	holländische Provinz
7 1 9 3 5	Auszeichnung
8 3 6 3 5 9 3	Erzählungsart
9 7 5 5 3 1	Naturerscheinung

Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 2 Stadt in Spanien, 5 Zeichen, 6 Heldenromanze von Herder, 7 flüssiger Brennstoff, 11 Titel der spanischen Prinzen, 12 Kürbisart, 14 Erdschicht, 15 geographischer Begriff, 16 Vogel, 17 Darbietung bei Sommernachtsfesten; senkrecht: 1 orientalischer Herrschertitel, 3 Zauberwesen, 4 Farbe einer studentischen Korporation, 5 Zeiteinteilung, 8 deutscher Dichter, 9 Nebenfluß der Donau, 10 türkische Kopfbedeckung, 13 Befestigung.

Versteckrätsel.

Werden jedem der folgenden Wörter vier nebeneinanderstehende Buchstaben entnommen, so ergibt sich durch Zusammenreihung eine bekannte Stelle aus Schillers „Jungfrau von Orleans".

Dufresne — Fragsteller — Weihnachten — Echterdingen — Löwenmähne — Schäferstündchen — Ladendiener — Dirndlkleid — Tafelfichte — Ungeziefer — Nebelschemen.

Einsetzrätsel

Zwischen die rechts stehenden Wörter ist je ein einsilbiges Hauptwort zu setzen, das dem ersten Wort als Schluß-, dem zweiten als Anfangssilbe dient. Die Anfangsbuchstaben der eingesetzten Wörter nennen ein Verkehrsmittel.

Rhein—Tür
Wort—Los
Wand—Werk
Not—Schrank
Feld—Luft
Kunst - Bär
Sand—Schlag
Trug—Fisch

Vielerlei.

Aus mir entspringt oft Leben,
Auch kann ich Nahrung geben;
Ich hab' ein Kleidchen weiß und hold
Und hab' ein Herz wie lauter Gold;
Kannst du es, Leser, nicht gleich finden,
Will ich's dir helfen zu ergründen,
Es liegt im Vater Rhein versteckt,
Auch habe ich's im Reim entdeckt.

Die Verwandten.

Auf einer kleinen Abendgesellschaft wurde eine junge Frau gefragt, wie sie eigentlich mit dem Gastgeber verwandt sei. Sie antwortete: „Meine Großmutter mütterlicherseits ist die Schwiegermutter seines Vaters." — Wie sind beide miteinander verwandt?

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4326.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4324.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Tibet, 4 Pokal, 7 Nagel, 8 Nurmi, 9 Resede, 11 Leiter, 12 Orgel, 14 Wut, 15 Bitte, 17 Turban, 19 Eichel, 22 Tabak, 23 Anden, 24 Runen, 25 Dosse; senkrecht: 1 Tenor, 2 Begas, 3 Toledo, 4 Pinsel, 5 Karat, 6 Leier, 10 Erwin, 11 Lette, 13 Gut, 15 Balkan, 16 Eiland, 17 Tatar, 18 Rubin, 20 Hades, 21 Linde.

Ersatzrätsel: Verlauf, Koffer, Gericht, Utrecht, Winzer, Scheibe, Körner, Messing. — Lortzing.

Prüfungsaufgabe: Die Reihenfolge der Sätze ist: 11, 7, 2, 10, 1, 3, 9, 8, 6, 4, 12, 5. Gute Lösungszeit: 15 Min., sehr gute: 12 Min.

Kopfrätsel: Kammer — Jammer — Hammer.

Magische Silbenquadrate: I 1 Guano, 2 Aroma, 3 Nomaden; II 1 Osaka, 2 Sahara, 3 Karamel; III 1 Kakao, 2 Kanone, 3 Onega; IV 1 Barkasse, 2 Kasperle, 3 Selene.



200jähriges Kaffee-Jubiläum

feiert jetzt Brasilien. Die Kaffeeländer Mittel- und Südamerikas haben das Erbe des Landes Kaffa angetreten. Im Sommer 1727 brachte der Major Francisco de Mello Palhete 5 Kaffeebäumchen und etwa 1000 reife Beeren nach Para, wo dann die ersten Kaffeepflanzungen entstanden.

Heute, nach 200 Jahren wachsen in Brasilien über 1 Milliarde Kaffeesträucher in endlosen Reihen. In diesen Ländern reift die Kaffeebohne, die durch die Kaffee Hag in Bremen vom schädlichen Coffein befreit wird. Was in den Tropen gut ist, eignet sich noch lange nicht für unsere gemäßigte Zone.

In unserem sonnenarmen Klima ist der Stoffwechsel selten stark genug, um das mit dem edlen Kaffeegetränk von uns aufgenommene schädliche Coffein genügend auszuscheiden, deshalb wird der Kaffee coffeinfrei gemacht. Der coffeinfreie Kaffee Hag ist das Ergebnis hochwertiger Plantagenzucht und die Köstlichkeit seines Aromas ist unübertroffen.



GUTSCHEIN

№ 10 An die Kaffee Hag Bremen. Für beiliegend RM –.40 in Briefmarken senden Sie mir bitte eine Probedose (50 Gramm) Kaffee Hag

Name: .... Straße: ....

Ort und Post: ....

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris 8. e., 44/bis Rue Pasquier.

Illustrirte Zeitung



Verlag J. J. Weber Leipzig

NR. 4326. 170. BAND   EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK   9. FEBRUAR 1928

Die Illustrirte Zeitung darf nur in der Gestalt in den Verkehr gebracht werden, in der sie zur Ausgabe gelangt ist. Jede Veränderung, auch das Beilegen von Drucksachen irgendwelcher Art ist untersagt und wird gerichtlich verfolgt. Alle Zusendungen redaktioneller Art sind an die Schriftleitung der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, alle anderen Zusendungen an die Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung, ebenfalls in Leipzig, zu richten. Die Wiedergabe unserer Bilder unterliegt vorheriger Verständigung mit dem Stammhaus (J. J. Weber, Leipzig). — Für unverlangte Einsendungen an die Schriftleitung wird keinerlei Verantwortung übernommen.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4326. 170. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle 8 Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1–7 bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 9. Februar 1928.

„Es war einmal . . .“

Wo das deutsche Volksmärchen entstand.

Von Willy Norbert.

(„Nachrichtendienst der Reichszentrale für Deutsche Verkehrswerbung“.)

Im Herzen des deutschen Volkes lebt als kostbarstes Volksgut noch heute überall das alte Volksmärchen — jener wunderliche Rest altgermanischer Mythe und Sage. Am lebendigsten und ursprünglichsten aber dort, wo es einst vor nun hundert Jahren niedergeschrieben wurde: — im Hessenland . . . Da, wo sich in jenem lieblichen Lande die raschen Fluten der Fulda mit denen der Werra zum Weserstrom mischen, dehnt sich viele Meilen weit der Reinhardswald mit seinem „Urwald“. Sein ältester Teil wurde vor vielen Jahren als Naturschutzgebiet erklärt. Im Gedächtnis der Bewohner dieses Gebietes, Nachkommen der Katten, war nun von Geschlecht zu Geschlecht die Kunde alter Mär und alten Glaubenkults fortgeerbt, und so fanden die den Spuren altdeutscher Vergangenheit rastlos nachforschenden Brüder Jakob und Wilhelm Grimm hier versteckt diese Kunde vor. Eine Bäuerin aus dem Dörfchen Niederzwehren bei Kassel hat dem Brüderpaar viele jener reizenden Märchen und Mythen erzählt, die heute als die „Grimmschen Volksmärchen“ längst über die ganze Welt gewandert und in aller Munde sind. In allen Kultursprachen kennt man sie. — „Es war einmal . . .“ — Nur drei kleine Worte — wie ein Zauberspruch sind sie . . . Ihr Bann ist es denn auch, der jeden umstrickt, wenn er diesen „Deutschen Urwald“, den Hort des Volksmärchens der Deutschen, betritt. Die himmelhohen Stämme seiner vielhundertjährigen Eichen sind wie die feierlichen Säulen eines unendlichen Domes, hinter denen es eindringlich zu flüstern scheint: „es war einmal . . .“ Hier führte der kleine Däumling die ängstlichen Geschwister, hier barg sich Schneewittchen, hier lauerte der Wolf dem Rotkäppchen auf. Dort oben auf der alten Burg, der „Sababurg“, deren verwitterte Trümmer von Efeu umsponnen sind, um die sich wildes Gestrüpp dorniger Ranken zieht — schlief einst hinter dichter Stachelhecke Dornröschen. Im Turmgemach aber, dessen zerstörte Haube durch die Wipfel der alten knorrigen Eichen blickt, hauste in alten Zeiten Ritter Blaubart. Vom Söller, von dem einst der Schleier der Verfolgten die Retter herbeigewinkt, sieht man hinab auf das rauschende Meer der Wipfel des weiten Reinhardswaldes, das bis an den fernen Horizont in dichter Fülle brandet, während vor der Burg sich das freundliche Hessenland dehnt, durchsetzt vom Dächerrot alter Dörfer und den glitzernden Schnüren eilender Bergbäche. Längst hat der unersättliche Wald Besitz genommen von der alten Burg. Im Bankettsaal Ritter Blaubarts stehen sieghaft und wurzelfest seine Mannen, von Mauern, Erkern und Zinnen wehen triumphierend seine grünen Fahnen — eine Stätte wilder, echtester Märchenromantik. Ein alter Förster mit den Seinen ist heute ihr einziger Bewohner. In unserer Zeit, in der die alte Erde zu eng zu werden droht, da selbst Meer und Ödland herhalten müssen, den Platzmangel zu decken, hat diese feierliche, makellose Hochwaldsweite etwas geradezu Unwahrscheinliches. Der einsame Wanderer schreitet in ihr wie im Zauberwald. Weit und breit kein Haus, kein Mensch. Die Tiere des

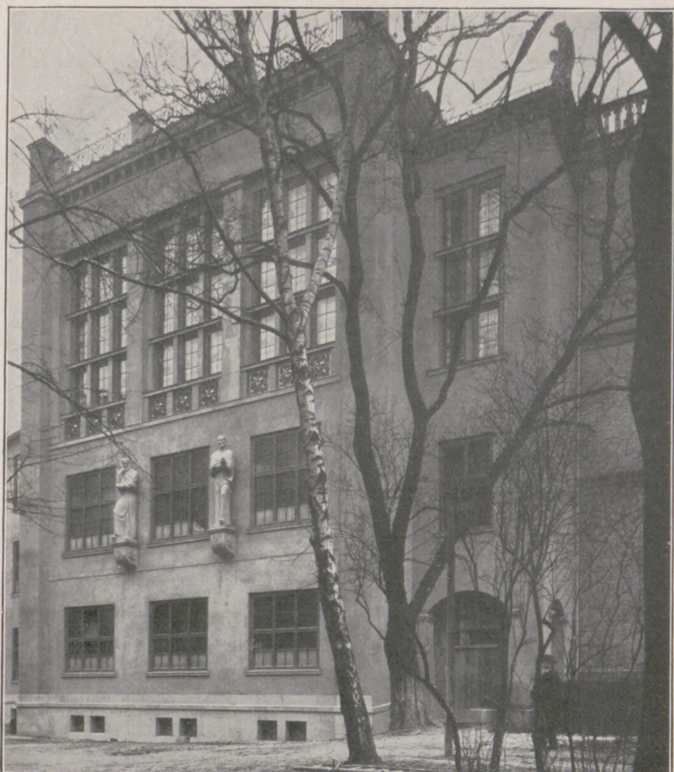
Waldes scheinen die einzigen Bewohner. Die Stille des Hochgebirges und das Rauschen des Meeres sind hier vereint. Zwischen den verwitterten Stämmen uralter Eichen, die in der Patina grünlichen Mooses schimmern, wächst ein zweiter Wald: ein märchenhaftes Gebilde mächtiger Farne, die dicht gedrängt ein schützendes Dach halten über das vielgestaltige Kleinleben des Waldbodens, und über denen es weithin silbern glitzert von den unzähligen Netzen emsiger Spinnen — den Elfenschleiern des Märchens, in die heimlich der Tau der Nacht seine Perlen und Diamanten gelegt. Zwischen zwei Stämmen taucht plötzlich ein schmaler Kopf auf schlankem Halse und mit mächtigem Gehörn über den Farnen auf, äugt furchtlos aus großen dunklen Augen herüber, setzt nach ein paar nachdenklichen Sekunden langsam seinen einsamen Weg fort. Die kurze Begegnung ließ das Herz einen Pulsschlag lang stocken — es war, als ob wir Böcklins seltsamen Einhorn, dem „Schweigen im Walde“ begegnet waren und hätten ihm ergriffen ins Rätselauge geschaut ... Die Schaffung dieses weiten deutschen Urwaldes im Reinhardswalde ist eine Tat tiefster Heimatliebe. Alles Leben des Waldes und seiner Bewohner ist hier heilig. Aber auch sein Sterben. Er kennt nicht den Blitz der Axt. In tiefer, von eifrigstem Leben überwucherter Wildnis liegen Riesen von Eichen und Buchen, im Todesschlaf umschlungen von den weichen Armen üppiger Schlingpflanzen. Sie liegen, wohin sie selbst fielen, als sie des vielhundertjährigen Rauschens und Blühens müde geworden. Nichts kann wohl tiefer die Liebe zu unserem Lande gestalten als solche schweigende Größe alten deutschen Hochwaldes, nichts spricht eindringlicher als das feierliche Rauschen seiner mächtigen Kronen. Wenn die Sonne sinkt, erwacht der am Tage traumbefangene Urwald zu geheimnisvollem, geschäftigem Leben. Er ist ja ein sicherer Hort aller Tiere des Waldes, in dem anderswo längst vertriebenes Wild haust in seinen finsteren Gründen und nistet in seinen lichten Kronen. Eine bequeme Fahrstraße durchzieht verschlungen den ganzen Reinhardswald, zu dem man am leichtesten von Kassel aus gelangt, von wo der Weg über die alten in malerischem Fachwerk erbauten Orte Ihringshausen, Simmershausen und Holzhausen zu ihm führt. Auch dem reizenden Fulda-Ufer folgend kann man ihn erreichen. Der Reinhardswald und die Grimmschen Volksmärchen gehören untrennbar zueinander. Und untrennbar von seinem Besuch ist der vom Grimmhause zu Kassel, an dessen schmaler, altmodischer Front eine bronzene Tafel mit dem Bildnis der „Märchenfrau“ — der Bäuerin aus Niederzwehren — meldet, daß hier die Brüder Grimm die deutschen Volksmärchen einst niedergeschrieben vor hundert Jahren. Das Grimmhaus liegt an der Marktgasse der Altstadt Kassels, mitten in jenem bunten wunderlichen Wirrwarr alter, hochgiebliger Häuschen, einer wahren Spitzweg-Idylle, die ein freundliches Geschick der Stadt bewahrte. Auch ein „Grimmzimmer“ in der Landesbibliothek ist erhalten, mit Schreibtisch, Bildern und anderen Erinnerungen der unvergeßlichen Brüder gefüllt. Häubchen und Stahlbrille der „Märchenfrau“ liegen auf der Mappe, die einst den kostbaren Volksschatz der Märchen zuerst geborgen, jene Blätter, die siegreich in alle Welt geflattert, sie sich erobert mit ihren magischen drei kleinen Worten: „Es war einmal ...“

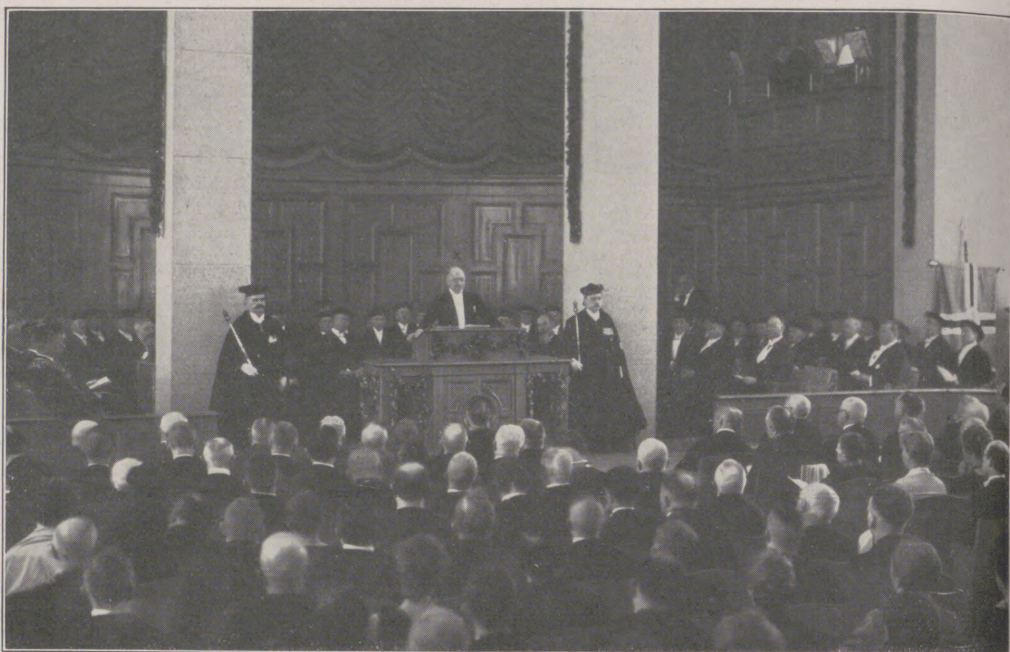
Illustrirte Zeitung



DER MALER AUF DER HOCHZEITSREISE

ZEICHNUNG VON HERMANN SCHLITTGEN





Von der Weihe des Universitäts-Erweiterungsbaues in Königsberg i. Pr. am 31. Januar: Der Festakt im neuen „Auditorium maximum“ anläßlich der Übergabe des Neubaues durch den preußischen Kultusminister Dr. Becker an den Rektor der Universität. Nebenstehend: Die Hauptfront (Südseite) des Universitäts-Erweiterungsbaues. Die zwei Statuen eines vortragenden (rechts) und eines forschenden Gelehrten, eine Stiftung des Preußischen Staates, wurden von Prof. Hermann Brachert geschaffen. (Phot. A. Kühlewindt.)



Vom Karlsfest in Aachen am 28. Januar, einer zum erstenmal nach dem Krieg wiederaufgenommenen Erinnerungsfeier an Karl den Großen, den Gründer der Stadt und Benutzer ihrer heißen Quellen: Die Versammlung vor dem alten Rathaus.





Notstandskundgebungen der von Hochwasserschäden heimgesuchten schleswig-holsteinischen Landwirtschaft: Die Versammlung der durch das Hochwasser geschädigten Landwirte in Schleswig am 28. Januar. — Nebenstehend: Nach dem Einzug des neuen Oberhaupts der katholischen Kirche von Ungarn in Esztergom (Gran), den Sitz des ungarischen Fürstprimas: Kardinal-Fürstprimas Justinian Seredy verläßt nach Zelebrierung der ersten Messe den Dom.

ÜBERSPANNTER LUXUS

EINE REVUE DER VERSCHWENDUNG / VON DR. GEORG BRÜNDL

Würde man die Moral einer Zeitepoche nach dem Luxus und nach dem Mißbrauch bemessen, den die Besitzer großer Einzelvermögen oft mit ihrem Reichtum getrieben haben, wahrlich, eine solche Bilanz würde weder in alter noch in neuer Zeit zugunsten der Menschheit ausfallen, da sie beweist, zu welchen Tollheiten sich der Mensch im Rausche seines Glücks und im Vollgefühl seiner Macht hinreißen läßt. Es soll nicht verkannt werden, daß in neuester Zeit, seit etwa 50 Jahren und besonders seit dem Weltkriege, das Verantwortungsgefühl der Reichen gegenüber dem Wohl des Volksganzen ganz bedeutend gewachsen ist, wie aus der zunehmenden Förderung aller karitativen Einrichtungen sowohl in der Alten als auch in der Neuen Welt hervorgeht, wobei hier nur an die allein schon 157 Millionen Dollar betragende Carnegie-Stiftung erinnert sei.

Der Rausch und Allmachtswahnsinn, von dem die Nabobs früherer Zeiten so häufig ergriffen wurden, war besonders symptomatisch bei den römischen Kaisern. Der Luxus eines Kaligula und Nero, die damit den unermeßlichen Abstand des Weltherrschers von seinen Untertanen zeigen wollten, vergeudete oft für eine einzige Tafel Millionen von Sesterzen oder den Tribut einer ganzen Provinz an einem einzigen Abend und verschwendete durch phantastische Prunkschöpfungen, wie goldene Paläste und Luxusschiffe, unermeßliche Summen. Hierzu stand die Verschwendung anderer reicher Römer, die die Provinzen aussaugten, im entsprechenden Verhältnis. Es wurde im alten Rom allmählich zur Mode, sich in Verschwendung auszuzeichnen und in den Kreisen der Genußkünstler von sich reden zu machen. Um sich unter seinesgleichen einen Namen zu machen, genügte es nicht, üppig zu leben, man mußte dies vielmehr in auffallender Weise tun. Dadurch kam es, daß man für Leckerbissen oft phantastische Preise zahlte, die in Wirklichkeit reine Eitelkeitspreise waren, da der innere Wert der betreffenden Speisen zu den Preisen in keinem Verhältnis stand. So erkaufte sich nach den Aufzeichnungen L. Friedländers ein gewisser P. Octavius mit der Summe von 5000 Sesterzen (1087 Mk.) für ein 4½ Pfd. schweres Exemplar einer Seebarbe den Ruhm, einen Fisch erstanden zu haben, der nicht nur dem Kaiser Tiberius, sondern auch seinem Rivalen Apicius zu teuer gewesen wäre. Von diesem Gavius Apicius, der ein unter Augustus und Tiberius angesammeltes ungeheures Vermögen von 100 Millionen Sesterzen verpraßte, berichtet Plinius, daß er Selbstmord beging, als er eines Tages bei der Überprüfung seines Reichtums fand, daß dieser auf 10 Millionen Sesterzen herabgesunken war. Er hielt es nicht für möglich, mit einer „so geringen Summe" weiterzuleben.

Elagabal suchte sich nach Sueton dadurch hervorzutun, daß er bei seinen Gastmählern Geschenke von sehr gegensätzlichem Werte unter die Gäste verlosen ließ. So gewann man bei seinen Festen zehn Kamele oder zehn Fliegen, zehn Strauß- oder zehn Hühnereier, goldene und silberne Statuetten oder Sklaven, eine Tänzerin oder einen Narren, einen Riesen oder einen Zwerg, einen Stenographen oder einen Kuchenbäcker, einen Scharlachmantel oder einen Papagei. Bei einem Gastmahl, das L. Verus für 6 Millionen Sesterzen (1305000 Mark) gab, konnte man ebenfalls schöne Sklaven, goldene oder silberne Gefäße, ja, sogar silberbeschlagene Wagen mit den dazugehörigen Maultieren und Treibern als Geschenk bekommen.

Besonders bezeichnend für den Luxus und die Denkweise jener Zeit ist das Gastmahl des Trimalchio, dessen Schilderung uns der berühmte, leider nur fragmentarisch erhaltene Petronius-Roman überliefert hat. Trimalchio hatte sich aus der untersten Volksschicht emporgearbeitet. Er war Sklave und wurde dann freigelassen. Mit klugem Geschäftssinn begabt, hatte er waghalsig drauflos spekuliert. Zunächst hatte er Pech und verlor alles, dann schlug das Glück um, und er wurde plötzlich unermeßlich reich. Nun saß er in einem Palast zwischen endlosen Landgütern, Plantagen und Wäldern. Sein Besitz war so riesig, daß sein Gedächtnis die vielen Namen längst nicht mehr fassen konnte. Wir treffen ihn in dem Petronius-Roman nach Rudolf Delius beim Ballspiel, natürlich in Purpur. Langhaarige Knaben stehen bereit, an deren Locken sich die Finger so schön trocknen lassen. Er wird dann nach Hause getragen. Aber das ist langweilig, darum muß ein Flötenbläser neben der Sänfte einherlaufen und ihn immerfort durch eine leise Melodie erheitern. Das Essen beginnt. Trimalchio erscheint vorläufig nicht. Dann läßt er sich hineintragen, wieder mit Musikbegleitung, und auf unzählige Kissen setzen, die mit kostbarer Purpurwolle gestopft sind. Nun fangen allerhand Tafelscherze an: Ein Esel aus Erz mit Olivensäcken auf dem Rücken bringt das Vorgericht; auf Pfaueneiern brütet eine hölzerne Henne; ein Hase mit Flügeln erscheint, damit er dem Pegasus ähnlicher sehe; Faune gießen Saucen aus Schläuchen; dann kommt ein ganzes Schwein, das den Freigelassenenhut auf dem Kopfe trägt, ein Kalb mit Soldatenhelm; der Vorleger, als Ajax verkleidet, haut wie rasend die Stücke herunter. Zwischenhinein hält Trimalchio salbungsvolle Reden, und um die Gäste an die Vergänglichkeit des Irdischen zu erinnern, läßt er ein kleines, silbernes Gerippe bringen. Doch bald ist die Melancholie durch Wein und Ulk wieder verscheucht. Er läßt alle Sklaven an seinen Tisch kommen und verkündet ihnen in seinem Testament die Freiheit. Zuletzt läßt er seinen Leichenzug aufführen, um schon zu Lebzeiten die Trauer seiner Mitmenschen um seinen Tod zu sehen.

Zu den Mitteln, sich unter Lebenskünstlern einen Namen zu machen, gehörte auch die mutwillige Vernichtung wertvoller Dinge. So verspeiste man bei den Gastmählern des alten Roms oft die wertvollsten Singvögel, abgerichtete und sprechende Vögel. Ganz besonders beliebt war das Schlürfen in Wein aufgelöster Perlen. Ein Sohn des Schauspielers Äsop pflegte nach Strabo jedem seiner Gäste eine solche in Falerner Wein aufgelöste Perle vorzusetzen und schlürfte selbst eine solche, um so eine Million auf einmal hinunterzuschlucken.

Wenn auch dieser Luxus im alten Rom den der berüchtigtsten Verschwender aller späteren Zeiten weit zurückläßt, so herrschte an den absolutistischen Fürstenhöfen Europas im Mittelalter und in neuer Zeit eine Üppigkeit und Schwelgerei, die für die betreffenden Länder, aus denen die Gelder hierfür erpreßt wurden, vielleicht noch größere Opfer bedeuteten als einst für die römischen Provinzen, deren Steuerkraft ungleich größer war. So hat August der Starke allein für eine einzige Oper 80000 Taler, für das Lustlager in Mühlberg 5 Millionen Taler verausgabt. Herzog Karl Eugen von Württemberg, der Stifter der Karlsschule, ließ Feste von unerhörter Pracht und Verschwendung veranstalten, wobei die kostbarsten Geschenke unter die Gäste verlost wurden; für die Menge sprang eine Wein-Fontäne. Er gab Feuerwerk, die eine halbe Tonne Goldes kosteten, ließ Seen auf Bergen graben und veranstaltete Schlittenfahrten, wozu der Schnee meilenweit herbeigeschaft werden mußte. Ebenso machte der Luxus des durch den Halsbandprozeß bekannten Kardinals Rohen von sich reden, von dem die Äußerung berichtet wird, er begreife nicht, wie man mit weniger als 1½ Millionen Livre als Einkommen leben könne. Auch viele Beispiele mutwilliger Zerstörung werden von Großen des Mittelalters, die darin einen Ruhm suchten, überliefert. Bei einer 1174 von Heinrich II. von England nach Beaucaire berufenen Versammlung, bei der eine große Menge von Rittern und Edelleuten zusammenkam, ließ Bertram Rambaut ein Stück Land pflügen und 30000 Sol in Pfennigen aussäen. Wilhelm von Martell, der 300 Ritter im Gefolge hatte, ließ alle Speisen in seiner Küche an Wachsfackeln bereiten. Raimund von Venous ließ 30 Pferde herbeiführen und lebendig verbrennen. Als Joachim I. von Brandenburg im Jahre 1500 nach Frankfurt kam, um die Huldigung der Stadt entgegenzunehmen, schritt ein Herr von Belkow in Samtstiefeln, die mit Perlen geschmückt waren, zur Seite seines Pferdes mitten durch den Kot. Dieser Adelige pflegte mit seinen Brüdern auf den Töpfermarkt zu reiten, ließ von den Hufen der Pferde sämtliches Geschirr zertrümmern und zahlte den doppelten Preis dafür. Dann führten sie die Pferde in den Ratskeller und wuschen sie mit Malvasier. Vom Prinzen von Conti, der im 18. Jahrhundert lebte, wird erzählt, daß er die Tintenschrift eines Billetts mit dem Staube echter Diamanten bestreute, während die Tochter des Bankiers Tepper in Warschau um 1790 ihren Kaffee auf einem Feuer von kostbarem Sandelholz bereiten ließ.

Auch im Kalifenreich des frühen Mittelalters gab es Nabobs, die eine an 1001 Nacht erinnernde Pracht und Luxus entfalteten. Harun al-Raschid speiste im Sommer in einem durch Schnee gekühlten Raum, im Winter in einem Gewächshaus, dessen Wärme durch Kohlen von wohlriechendem Holz unterhalten wurde. Beim Beschneidungsfest des Sohnes des Kalifen Mutawakkil war der Boden mit Teppichen aus Goldstoffen belegt, die mit Edelsteinen verziert waren. Vor den Gästen wurden Haufen von Gold- und Silberstücken ausgeschüttet, mit denen sie nach Belieben ihre Taschen füllen konnten, zum Schluß erhielt jeder Gast ein kostbares Ehrenkleid.









Die Landwirtschaft stellt sich der Großstadt vor: Momentbilder aus der am 28. Januar eröffneten großen Landwirtschaftsschau „Grüne Woche" in Berlin.
Für die „Illustrirte Zeitung" gezeichnet von Martin Frost.





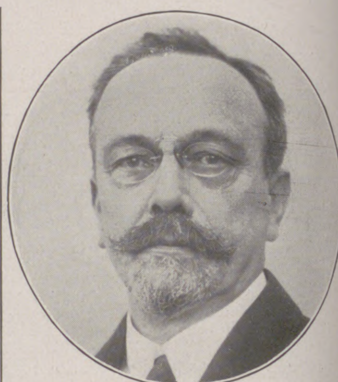
Links: Zum 200jährigen Jubiläum der Magdalenenkapelle in Nymphenburg bei München: Die Kapelle im Nymphenburger Schloßpark. Unter Kurfürst Max Emanuels Regierung wurde im Jahre 1725 der Bau nach den Plänen des Hofbaumeisters Joseph Effner begonnen und unter Kurfürst Karl Albrecht beendet; die Einweihung erfolgte am 4. April 1728. — Rechts: Eine wiedererstandene Burg am Rhein: Die von ihrem neuen Besitzer, einem Kölner Großkaufmann, wiederaufgebaute und neu hergerichtete Burg Leyen bei Linz a. Rh., die fast 500 Jahre in Trümmern lag und nun kürzlich karitativen Zwecken geweiht wurde.



Dr.-Ing. e. h. Gerhard Korte, einer der Pioniere der deutschen Kali-Industrie, 1. Vorsitzender im Präsidium des Deutschen Kali-Syndikats und Vorsitzender des Burbachkonzerns in Magdeburg, wurde am 28. Januar 70 Jahre alt.



Zu der am 29. Januar erfolgten Eröffnung der Seilschwebebahn von Zell am See nach Schmittenhöhe (Salzburger Alpen): Die Endstation auf der Schmittenhöhe (2000 m). Im Hintergrund das Kitzsteinhorn. (Phot. Carl Jurischek.)



Prof. Dr. Johannes Fibiger, der berühmte dänische Krebsforscher, Professor für pathologische Anatomie an der Universität Kopenhagen, Medizin-Nobelpreisträger des vorigen Jahres, † am 30. Januar im Alter von 60 Jahren.



Vicente Blasco Ibañez, namhafter spanischer Schriftsteller, Verfasser zahlreicher Romane, von denen einige auch ins Deutsche übersetzt wurden, † am 28. Januar, 60 Jahre alt, in Mentone (französische Riviera), wo er in der Verbannung lebte.



Carl Bleibtreu der Sohn des Berliner Schlachtenmalers Georg Bleibtreu, bekannte literarische Persönlichkeit, theoretischer Mitbegründer des deutschen Naturalismus, † am 28. Januar auf seinem Wohnsitz in Locarno im 70. Lebensjahre.

Tagesgeschichte.

Der Erweiterungsbau der Universität in Königsberg i. Pr. wurde am 31. Januar eingeweiht. Regierungs- und Baurat Liebenthal, der den Universitätsanbau entworfen und geleitet hat, übergab den Schlüssel dem preußischen Kultusminister Dr. Becker, der ihn dann dem Rektor der Universität, Professor Dr. Kaiserling, überreichte. Es folgte ein Festaktus in dem neuen Auditorium maximum der Universität. Am Tage vorher waren eine neue medizinische Poliklinik und ein neues Heim des im Krieg durch den damaligen Oberpräsidenten v. Batocki gegründeten Instituts für Ostdeutsche Wirtschaft der Benutzung übergeben worden. — Der Universitätsanbau erweitert das 1861 eröffnete Kollegienhaus am Paradeplatz um das Doppelte; er ist in glücklicher Lösung dem in klassischen Formen gehaltenen Backsteinbau des alten Gebäudes durch eine Säulenhalle angefügt. Der Neubau enthält neben Seminarräumen zahlreiche große Auditorien.

In Berlin wurde am 28. Januar die „Grüne Woche“, die große, alle Zweige umfassende Schau der deutschen Landwirtschaft, in den Hallen am Kaiserdamm eröffnet. Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft, Schiele, der Protektor der Ausstellung, sprach über die schwierige Lage und die volkswirtschaftliche Bedeutung der deutschen Landwirtschaft; dann berichtete der preußische Landwirtschaftsminister Dr. Steiger über Aufbau und Ziele der Ausstellung.

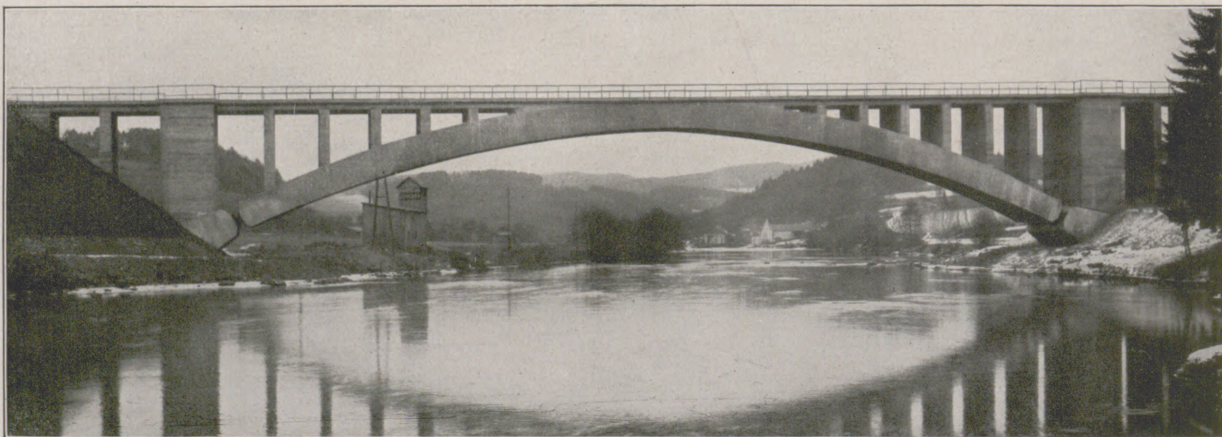
Die Staaten ganz Amerikas sandten ihre Vertreter nach Havanna auf Kuba zu einer panamerikanischen Konferenz. Wirtschaftliche, verkehrstechnische und staatsrechtliche Fragen, die die Interessen sämtlicher Länder der Neuen Welt berühren, kamen dabei zur Sprache. Aus den Verhandlungen ging aber hervor, daß einem den angelsächsischen Norden und den lateinischen Süden umfassenden Bund vorläufig noch schwer überwindbare Hindernisse im Wege stehen.

Bühnenschau.

Wolfgang Goetz, dessen erfolgreiches Erstlingswerk „Neidhardt v. Gneisenau“ vor zwei Jahren im Württembergischen Landestheater zu Stuttgart aus der Taufe gehoben wurde, hatte auch sein neues Drama „Robert Emmet“ derselben Bühne zur Uraufführung anvertraut. Wieder hat er für sein Stück historisches Geschehen zum Vorwurf gewählt: Er gestaltet hier den irischen Aufstand von 1803. Die durch die Kriegserklärung Frankreichs an England begünstigte Freiheitsbewegung mißlingt schon in ihren Anfängen; Emmet kehrt vorzeitig nach Dublin zu seiner Braut zurück; hier wird er von seinen Feinden gefaßt und zu sicherem Opfertod ins Gefängnis gebracht. Den Freiheitshelden hat der Konflikt zwischen patriotischer Pflicht und persönlicher Liebe gebrochen. Die vom Autor lebendig geformten Menschen und Schicksale fanden in der Aufführung eine Darstellung, die Wolfgang Goetz ein beifallfreudiges Publikum bescherte. Auch die Berliner Erstaufführung am 3. Februar war ein großer Erfolg.

Im Leipziger Alten Theater kam Hans Rothe mit einer trefflichen Komödie, „Der brennende Stall“, heraus, die sich mit dem recht zeitgemäßen Eheproblem beschäftigt. Die Ehe wird mit einem brennenden Stall verglichen, in den die Bewohner immer wieder blindlings hineinrennen, obwohl sie ihn brennen sehen. Alle Schuld an diesem Ehe-Elend wird in dem Stück — wohl etwas einseitig! — dem Manne zugeschoben.

In Berlin und in Düsseldorf gab man „Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk“ von (dem verstorbenen) Jaroslaw Hašek, für die Bühne bearbeitet von Max Brod und Hans Reimann. Die locker aufgereihte Szenenfolge gab eine flotte dramatische Illustration zu den Anekdoten des Hašekschen Romans, der sich über die Schattenseiten des österreichischen Militärs im Krieg lustig macht.



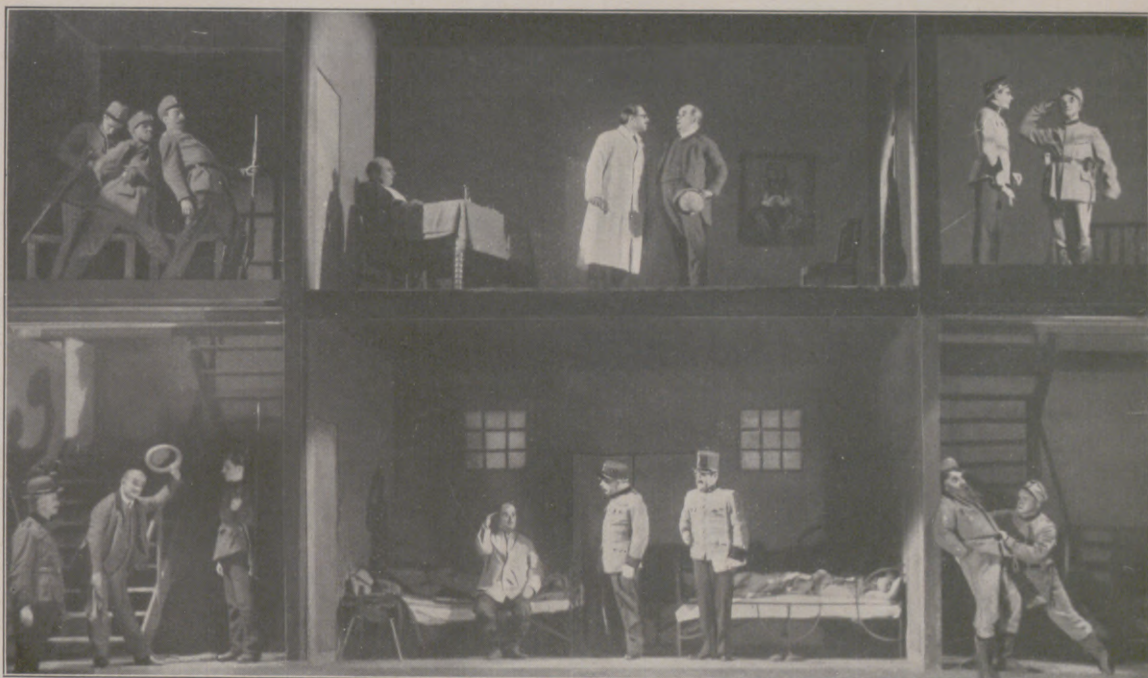
Deutschlands größte Eisenbahnbetonbrücke, ein Musterbeispiel für einen Brückenbau, der sich dem Landschaftsbild glücklich anpaßt: Die neue Betonbogenbrücke (Spannweite 70 m) über den Regen bei Blaibach im Bayerischen Wald, deren Einweihung bevorsteht.





Links: Ein fliegendes Pferd: Verladen eines Zirkuspferdes auf dem Flugplatz Le Bourget in Paris zur Beförderung nach London am 30. Januar. Damit ist zum erstenmal in der Geschichte der Aviatik ein Pferd als Flugzeugpassagier aufgetreten. — Rechts: Vom Panamerikanischen Kongreß in Havanna auf Kuba: Der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, Coolidge, auf der Fahrt zum Regierungspalast am 16. Januar in Begleitung des kubanischen Präsidenten Machado, umgeben von einer starken Polizei-Eskorte.





Links: Wer kann am besten tanzen? — Das neue Meisterpaar von Europa, Herbert Jenull und Gerti Hepprich (Österreich), das sich den Titel auf dem Internationalen Tanzturnier um die Meisterschaft von Europa, veranstaltet am 21. Januar vom Gelb-Schwarz-Casino in München, erwerben konnte. (Phot. E. Wasow.) — Rechts: Von der im Städtischen Theater zu Düsseldorf am 25. Januar erfolgten Erstaufführung des Schauspiels „Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk“ von Max Brod und Hans Reimann nach Jaroslaw Haseks Roman: Sechs Situationen aus dem Leben des „braven“ Schwejk. In der Titelrolle Ernst Legal. (Phot. Hehmke-Winterer.)





Links: Eine Anklage gegen das „starke“ Geschlecht: Szene aus der Komödie „Der brennende Stall“ von Hans Rothe, die am Alten Theater in Leipzig am 28. Januar zur Uraufführung gelangte. Von links nach rechts: W. Walter als Friseur; E. Siedel als Kaufmann Köpisch; G. Böhmert als Friseurgehilfe; Mirjam Lehmann-Haupt als Anna; A. Niklas als Friseurgehilfe; Grete Doerpelkus als Annas unkompliziertere Schwester Liska. (Phot. S. Genthe.) — Rechts: Ein Drama aus der irischen Freiheitsbewegung: Szenenbild aus dem III. Akt von „Robert Emmet“ von Wolfgang Goetz, uraufgeführt am 28. Januar im Württembergischen Landestheater zu Stuttgart. Von links nach rechts: Maria Czamska als Sara, Emmets Braut; Mila Kopp als Anne, Emmets Verehrerin; Dittrich als O'Connal; Donath als Malachy; Köstlin als Dowdall.

Faschingszeit in Berlin: Im Reiche der „Reklame"

Vom Wohltätigkeitskostümfest des Vereins Deutscher Reklamefachleute und des Bundes Deutscher Gebrauchsgraphiker



BLICK IN DEN MIT RIESIGEN REKLAMELATERNEN AUSGESCHMÜCKTEN SAAL WÄHREND EINER TANZPAUSE

FARBIGE ZEICHNUNGEN FÜR DIE „ILLUSTRIRTE ZEITUNG" VON MARTIN FROST



IN DER BRANDUNG DES TANZES



IN DER LOGE: ABSEITS VOM TRUBEL

Passagiere

ROMAN VON HELLMUTH UNGER

(6. Fortsetzung.)

Olga ruft herüber, dann beginnt sie im tiefen Wasser zu schwimmen. Geradeswegs ins offene Meer hinaus. Sie läßt sich von den Wellen heben, verschwindet für Sekunden hinter den Schaumketten, taucht wieder auf. Im Gleichmaß bewegen sich ihre Arme. Kehrt sie endlich um? Nein.

Wir verfolgen sie mit den Blicken. Ja, sie ist eine ausgezeichnete Schwimmerin, die sich auf ihre Kraft verlassen darf, aber sie sollte es nicht so toll treiben. Die Stoßkraft der Wellen macht rasch müde.

„Wo ist sie?"

Felix steht aufgeregt neben mir und beschattet die Lider mit den Händen.

„Dort."

Olga hält einen Augenblick die Arme steil aufgereckt, dann sehen wir sie nicht mehr. Da wieder. Sie scheint sich treiben zu lassen. Ob sie uns ängstigen will?... Felix hat hastig Rock und Weste abgeworfen und die Schuhe gelöst. Ohne Überlegung wirft er sich in die Brandung und schwimmt ihr entgegen.

Ob Olga ihn kommen sieht? Sie schwimmt langsam der Küste zu. Wie ich meine, kraftvoll und sicher. Erst als Felix sie erreicht hat, erlahmt ihre Kraft, und sie wehrt sich nicht, als er sie auf die Arme nimmt, um sie ans Ufer zu tragen. Reglos ist ihr schlanker Körper und von Kälte verfärbt, als Felix ihn in den warmen Sand einbettet. Kurz und hastig geht ihr Atem.

„Wie konntest du nur! Solch ein Leichtsinn, Kind!"

„Was ist? Was wolltest du denn?"

Sie sieht Felix an und dann mich. Ich sitze reglos und ruhig, als ob ich nicht auch am Wasser gestanden und mich gesorgt hätte.

Dann lacht sie. Sie lacht.

„Wolltest du mir etwa helfen?"

„Du wärst sonst ertrunken."

„Habe ich denn Hilfe gewollt?"

„Du riefst doch."

„Nein. Rief ich dich? Dein Freund hat sich nicht so gesorgt."

„Ich sah, wie sicher Sie schwammen."

„Ja. Da brauchten Sie sich nicht in Gefahr zu begeben."

„Sie sagen doch selbst, daß keine Gefahr war."

„Nein."

*

Der Kutscher hat Mäntel im Wagen, und der Zwischenfall geht ohne Schaden aus. Felix nimmt selbst die Zügel und treibt die beiden Apfelschimmel an, daß sie dampfen, als wir das Herrenhaus erreicht haben. Er schnellt den Trabern die Peitsche über die Mähnen und lacht. Jetzt ist alles nur noch ein kleines, heiteres Abenteuer. Mit ein paar steifen Grogs wird sich der drohende Schnupfen fernhalten lassen.

„Wenn ich wirklich in Gefahr gewesen wäre," fragt Olga mich, „hätten Sie dann auch so ruhig am Ufer gestanden?"

„Weshalb fordern Sie das Schicksal heraus?"

„Ich glaube, Sie sind feig."

Mein Gott, wie blaß und hilflos sie neben mir sitzt. Und wie der Frost ihren Körper schüttelt!

„Vielleicht wollte ich Sie auf die Probe stellen?"

Sie bricht ab, als Felix ihr beim Aussteigen helfen will.

„Habt ihr übrigens die Spur im Sande gesehen?"

„Welche Spur?"

„Ein Mann, ein Strandläufer, muß am Meer entlang gewandert sein. Seine Schritte waren tief in den weichen Boden eingetreten. Streckenweise hatten die Wellen sie schon wieder ausgelöscht, als ob er nie vorübergekommen wäre. Man weiß, daß einer da war, der vorüberging, doch man hat ihn selbst nicht gesehen. Über Nacht wird der Wind auch die letzten Spuren verwischen."

„Irgendein hungriger Vagabund", sagt Felix. Er suchte keinen Doppelsinn hinter ihren Worten.

Ich aber habe die Frau gut verstanden. Ich stehe ja mit im Spiel.

*

Felix ist in sein Zimmer gegangen, sich umzukleiden.

„Wie konnten Sie das tun?" frage ich Olga.

„Was habe ich denn getan?"

Sie hat große, fieberglänzende Augen.

„Mein Gott, was ist?"

Ich weiß nicht, wie alles geschieht. Es ist keine Furcht mehr, daß uns jemand belauern oder überraschen könnte.

„Begreifen Sie endlich, wie ernst es mir war?"

Ich halte eine wehrlose Frau in den Armen, und ihr Körper wird steinschwer. Sie hat die Augen geschlossen und lächelt, weil sie doch meine Antwort endlich ertrotzt hat.

„Bald war es zu spät."

Ich spüre den sanften Druck ihrer Arme.

„Hörst du?"

„Ich liebe dich, Olga."

Ihre Stimme verweht wie ein Hauch:

„Wie gut, daß du es endlich sagst!"

*

Ich bin allein in meinem Zimmer, um Ruhe zu finden und zu überlegen, was nun geschehen soll. Ich kann einen Mann, der mir vertraut und mich seiner Freundschaft wert erachtet, nicht hintergehen. Ich mag nicht Versteckenspielen vor ihm und lügen, um ihn zu täuschen. Aber Gott ist mein Zeuge, ich konnte nicht wissen, als ich hierherkam, was mir begegnen würde! Es ist sein Schicksal und meins, das gleicherweise zerstört wird, wenn ich noch länger bleibe.

Olga kommt zu mir ins Zimmer. Ruhig tritt sie ein, als ob es nicht anders sein könnte.

„Du sitzt im Dunkeln?"

„Ja."

„Schreibst du nicht mehr?"

„Wo ist Felix?"

„Er wartet unten auf dich. Er weiß, daß ich dich rufen will."

Wie tief ist ihr Vertrautsein! Und wie nah sie mir jetzt ist! Sie ist so von ihrer Liebe erfüllt, daß sie nichts mehr fürchtet. Ihre Sicherheit bezwingt mich. Sie lehnt neben mir und streichelt mein Haar.

„Komm! Ich kann nicht allein sein."

„Ja, Olga."

Und ich folge ihr.

Felix sitzt im Herrenzimmer und braut Punsch.

„Kommt ihr endlich! Es ist ja nicht zum Aushalten, allein. Und wenn du mir nicht beim Trinken hilfst, Walter, muß ich den Inspektor herkommandieren. Aber das will Olga nicht. Ich hätte eigentlich die Rettungsmedaille verdient. Jetzt will ich wenigstens etwas gegen die Erkältung tun."

Nein, Petersen mit der Harmonika braucht nicht herüberzukommen. Es gibt wertvollere Musik im Herrenhaus. Olga sitzt am Flügel und spielt. Kleine Lieder. Auch das schwedische Volkslied, das sie neulich sang.

„Das hat sie noch nie getan", sagt Felix, und seine Verwunderung ist echt. „Es ist das erste Mal."

Olga spielt lange und ohne Unterbrechung. Es ist schön, zuzuhören und sich nicht unterhalten zu müssen. Wir haben alle drei unsere besonderen Gedanken.

Als sie das Instrument schließt und aus dem Nebenzimmer zu uns herüberkommt, legt Olga die Hand auf meine Schulter, unabsichtlich, und setzt sich neben mich.

Felix sieht sie an und erwähnt nichts von ihrem Klavierspiel.

„Seid ihr eigentlich noch immer nicht Freunde geworden?" fragt er uns.

„Freunde?"

„Ihr solltet auch du zueinander sagen, wie wir Männer. Nicht wahr?"

„Wenn du es willst."

„Ja. Ganz feierlich müßt ihr Brüderschaft machen! Wartet, ich gieße euch ein."

Spielt er mit uns? Olgas Bewegung kann ihm nicht entgangen sein.

„So trinkt doch!"

Wir gehorchen, als ob er zu befehlen hätte.

„Und jetzt mußt du sie küssen. Sonst ist die Freundschaft nicht richtig besiegelt."

Olga lächelt, als sei dies alles nur bedeutungsloses Spiel. Sie küßt mich auf den Mund.

„Sie werden rot?... Du wirst ja ganz rot, Lieber!" sagt Olga lachend. „Hast du noch nie eine Frau geküßt?"

Ist es der seltsam bewegte Klang ihrer Stimme oder das bedeutungsvolle Wort, mit dem sie sich plötzlich verrät? Felix starrt sie an. Sie spürt gar nicht, wie erregt er ist. Verwundert blickt sie auf, als er schweigsam das Zimmer verläßt.

XI.

Es hat an Bord des „Globus" doch ein Unglück gegeben, das niemand voraussehen konnte. Im Interesse der Passagiere wird es streng geheimgehalten, damit niemand beunruhigt wird, denn die ausgezeichnete Stimmung darf nicht leiden. Mein alter Kabinensteward weiß es zuerst, dann der Schiffsarzt. Selbstverständlich auch der Kapitän. Wäre ich nicht Mr. Jeffersons Kabinengefährte gewesen, hätte man mich kaum mit ins Vertrauen gezogen.

Man bittet mich eines Morgens, sofort zum Kapitän zu kommen. Ohne Aufsehen zu machen. Vielleicht kann ich einige Auskünfte über den Mann geben, der ganz unerwartet gestorben ist.

„Wer?"

Mr. Jefferson ist tot. Als ihn der Steward heute zum Morgenbad wecken wollte, lebte er bereits seit Stunden nicht mehr.

Der Schiffsarzt hat Tod durch Herzschlag festgestellt.

„Wir müssen achtgeben, daß es niemand erfährt", sagt Kapitän Dud.

„Mr. Jefferson ist mir herzlich unsympathisch gewesen, jetzt aber habe ich doch Mitleid mit ihm! Und ich gebe die Geschichte zu Protokoll, die er mir kurze Zeit vorher erzählt hat."

„In einem anderen Falle wäre es gewiß möglich gewesen, den letzten Wunsch eines Verstorbenen zu erfüllen, vorausgesetzt, daß er schriftlich niedergelegt ist. Die Unkosten des Transports eines Toten sind außerordentlich hoch."

„Ich weiß. Mr. Jefferson ist aber reich. Seine Angehörigen in Maracaibo werden alles bezahlen."

„Ich stehe im Dienste meiner Schiffsgesellschaft und bin ihr gegenüber verantwortlich. Ich habe mich nur an meine Bestimmungen zu halten."

„Hat Mr. Jefferson nichts Schriftliches hinterlassen?"

„Nein."

„Dann betrachten Sie, bitte, meine Mitteilung als seinen letzten Wunsch. Er hatte nur diesen einen, in Maracaibo begraben zu sein."

„Mr. Jefferson hat während der ganzen Fahrt mit Schecks bezahlt. Bargeld ist nicht bei ihm gefunden worden. Wir wissen nicht, ob er überhaupt Bankkredit hat."

„Ist das entscheidend?"

„Nein. Es könnte auch jemand für ihn gutsagen. Wir könnten ihn aber trotzdem nicht an Bord behalten. Hier in den Tropen... Sie verstehen? Wir haben noch 2000 Seemeilen bis Havanna."

„Es gibt doch Särge an Bord, Kapitän?"

„Wenn Sie mir versprechen zu schweigen. Ja. Doch wir haben bereits unerwünschte Fracht."

„So hatte Mr. Hallock recht?"

„Ja. Einer unserer Passagiere bringt die Leichen seiner Eltern nach Kingston zurück. Sie haben es wohl schon gehört. Die beiden alten Leute sind auf einer Reise nach Amerika innerhalb weniger Tage gestorben. Und ich durfte den Transport, der vorschriftsmäßig beantragt war, nicht verweigern. Aus diesem Grunde darf ich Mr. Jefferson nicht an Bord behalten."

„Das heißt?"

„Es gibt nur das Seemannsgrab für ihn."

„Wann?"

„Heute nacht. Wenn Sie es wünschen, lasse ich Sie rechtzeitig benachrichtigen."

„Ja. Danke." — — —

Wie ironievoll doch ein Menschenschicksal abrollt! Da ist ein empfindsamer, neurasthenischer, unerquicklicher Mann Jahr um Jahr auf der Flucht vor dem eigenen Tode. Zu gern möchte er ihm ein Schnippchen schlagen und ihn verspotten; dabei ist er seiner unsichtbaren Macht hörig. Er beschäftigt sich nur mit diesem bedrohlichen Ereignis, das ihm jede frohe Stunde vergällt. Er sorgt, um nur Ruhe zu finden, mehr für die Zeit nach dem Sterben als andere für den Ablauf ihres Daseins. Vielleicht fürchtete er zu rasches Vergessenwerden, denn Freunde besaß er wohl nicht, und ließ sich von seinen Dollars ein Denkmal setzen, einen Marmorengel, der seine Asche beschützen soll. Wie voraussehend und klug er doch war! Wenn er stirbt, das weiß er, wird er würdig und pompös bestattet sein. Das sind seine eigenen Worte gewesen. Die geordnete Zukunft gibt ihm Ruhe und Sicherheit.

Mitten auf einer Auslandsreise fühlt er sich plötzlich beunruhigt und kehrt vorzeitig zurück. Wenige Tage zu früh steht sein krankes Herz still.

Der Kapitän erfüllt nur seine Pflicht, wenn er sich im Dienst aller Passagiere an seine Bestimmungen hält.

So ist es.

Seemannsgrab. Ich denke an den Wasserball, der in einer Nacht über die Reling fiel, und an die Haifische, die beutegierig unser Schiff ruhelos umkreisen.

Ich weiß, welches Ende Mr. Jefferson finden wird.

*

Der Tropenhimmel strahlt in unermeßlicher Klarheit, und es ist weit nach Mitternacht, als die kurze Trauerfeier für den Mann aus Maracaibo beginnt.

Die Passagiere des „Globus" haben heute länger getanzt als sonst. Die Heiterkeit an Bord wird ja immer überschwenglicher. So hat der Kapitän Ruhe im Schiff anordnen müssen, damit die feierliche Handlung nicht gestört wird. Selbst die unentwegten Pokerspieler im Rauchsalon, die nie vor Tagesanbruch schlafen gehen, haben heute den Platz räumen müssen. Das Hinterdeck ist ausnahmsweise abgesperrt.

Kapitän Dud und die Offiziere stehen in Paradeuniform vor Mr. Jeffersons Bahre, die mit dem Sternenbanner zugedeckt ist. Vier Matrosen bilden die Ehrenwache.

Außer dem Geistlichen, Mr. Milton, dem Schiffsarzt, den barmherzigen Schwestern und mir ist noch die kleine Miß Winston anwesend. Sie hat vor einer Stunde noch nicht gewußt, daß Jefferson tot ist. Weil sie aber viel mit ihm zusammen war, betrachtet man sie als Angehörige.

Hat Jefferson sie nicht einmal aufgefordert, mit ihm nach Maracaibo zu reisen? Wer kann wissen, welche Beziehungen zwischen den beiden bestanden haben.

Sie steht etwas abseits und weint fassungslos. Wer soll das begreifen? Und Reverend Milton hält eine große Rede. Er spricht von der tiefen Frömmigkeit dieses Mannes, den Gott so unerwartet vor seinen himmlischen Thron gerufen, von dem Marmorengel, der sein Grab schmücken sollte, und der ein aufgeschlagenes Buch in den Händen hielt, das eine vergoldete Inschrift habe: Requiescat in pace!

Ganz ungezügelt läßt er seine Phantasie schweifen. Selbst die kleinen Niggerkinder läßt er nicht unerwähnt, für die Jefferson so viel Gutes getan hätte.

Reverend Milton ist es auch, der die Nonnen veranlaßt hat, später einen Choral zu singen. Sie warten nur auf das Zeichen von ihm. Aber der Kapitän will nicht, daß dies Begräbnis endlos wird.

Als die Matrosen unerwartet die Bahre hochheben und an die Reling tragen, bricht der Geistliche verwirrt ab, spricht das Gebet und den Segen.

Der mit einem großen Eisenstück beschwerte Leichnam gleitet ins Meer.

Lautlos versinkt er sofort in der Tiefe, während die Schiffsoffiziere salutieren.

XII.

Das Leben auf dem Schiffe geht seinen ungestörten Gang. Am Morgen nach der geheimgehaltenen Bestattung ist die Nachricht für alle Passagiere eine kleine Sensation. Gewiß. Da war einer, der gestern noch mit den anderen lachte und fröhlich war, heute ausgelöscht, als wäre er nie gewesen. „Wir sollten alle an ein plötzliches Ende denken", sagt Reverend Milton in der Frühmesse und beendet vor seiner kleinen Gemeinde seine vom Kapitän unterbrochene Rede. Er hat sehr viel über Jefferson zu sagen. Seine Stimme verrät, wie bewegt er ist. Er erhebt das Schicksal des Bedauernswerten ins allgemein Menschliche und erschüttert alle mit der Kühnheit seiner Phantasie.

Die Stimmung an Bord ist ein wenig gedämpft.

Überall wird von dem Ereignis gesprochen, bis keiner mehr etwas Neues zu sagen weiß.

„Und was ist mit Miß Winston, die auch bei der Feier gewesen sein soll? Was hatte sie dabei zu suchen? Wie?"

„Wenn sie heute in Trauer kommt, wird man sich sein Teil ja denken dürfen."

Miß Winston erscheint erst beim Lunch. Nicht das geringste ist ihr anzumerken. Sie trägt kein Schwarz, um den Verschiedenen zu ehren.

„Haben Sie wirklich an der Bestattung teilgenommen, Miß Winston?"

„Ja. Es war sehr feierlich, und Mr. Jefferson tut mir herzlich leid." Das ist alles.

Und der Klatsch schweigt wieder, dieser gefährliche Klatsch, der manchen die Tage verbittert.

Der „Greis" sitzt im Deckstuhl und beschäftigt sich selbstverständlich auch mit Jefferson. Er hat eine ganz besondere Meinung von dem Fall, aber keiner beachtet seine Argumente. Jetzt hat er die gedruckte Passagierliste und einen Bleistift in der Hand. Er zeichnet hinter Jeffersons Namen ein Kreuz und notiert Längen- und Breitengrad, wo man den Toten versenkte. Herzlos und sachlich.

Diese Notiz gehört zu seinen Reiseerinnerungen und wird zu vielen anderen in den Koffer gelegt.

Erledigt.

In Havanna wird ein neuer Passagier die geräumte Kabine beziehen.

*

Ob es wirklich „Herzschlag" war, wie der Doktor behauptete? Das ist eine billige und gewöhnliche Feststellung, die kaum den Tatsachen entspricht. Sie ist nicht mehr nachzuprüfen. Einige Passagiere wissen besser Bescheid als der Schiffsarzt.

Es war da ein kleiner Skandal vorgestern nacht, den die Beteiligten wohl gern totschweigen möchten. Und Mr. Jefferson hätte mancherlei erzählen können. Nicht wahr? Der Klatsch über ihn erstickt langsam und verfolgt dafür einen anderen, der interessanter ist, weil er noch lebt.

In seiner letzten Nacht hatte Jefferson mit Mr. Williams in der Bar zusammengesessen und sich einfach mörderlich betrunken. Sinnlos nannte es der Steward. Er war schließlich so vergiftet von Spirituosen, daß sein Ende mehr einem Selbstmord glich.

Nun, von Jefferson war man es gewöhnt, daß er in jeder Nacht betrunken war, nicht aber von Mr. Williams, der sich noch nie mit ihm abgegeben hatte.

Williams ist eine der bekanntesten und mächtigsten Persönlichkeiten in Neuyork, vor der jeder Angestellte zittert, einer der reichsten Männer der Union. Er war mit seiner jungen, schönen Frau an Bord, um sich zu erholen und während der Reise seine Zweigfabriken in Havanna und Kingston zu kontrollieren. Dieser Mann war so groß und mächtig, daß er bei den Mahlzeiten an der rechten Seite des Kapitäns saß und überall bevorzugt und ausgezeichnet wurde. Immer hatte er einen Kreis von Bewunderern um sich, die ihm zuhörten und sich spätere Vorteile von der Bekanntschaft mit ihm versprachen. Aber der scharfe Blick von Mr. Williams ließ sich von Blendern nicht täuschen; er wählte sich den Umgang selbst, der ihm behagte. Wie konnte es nur geschehen, daß seine Frau auf einmal an einem anderen Gefallen fand und sich den Hof machen ließ? Von einem ganz jungen Menschen, der im Leben völlig unbedeutend, nur ein ausgezeichneter Tänzer und Plauderer war?

(Fortsetzung folgt.)



SCHERZENDE KITZEN. GEMÄLDE VON JOS. W. KELLER-KÜHNE.

Bilanz des modernen Bühnentanzes

Der Ursprung des Tanzes war vermutlich ein Sprung der Freude und der Daseinslust. Den Menschen drängte es, einem übermächtigen Gefühl unmittelbaren Ausdruck zu geben; er konnte einfach nicht still halten vor innerer Erregung und seelischem Beschwingtsein. So sehr war sein Körper von einer Art elektrischer Spannung erfüllt, daß er rein triebmäßig nach auslösenden Bewegungen, nach erschöpfenden Wirbeln und Kreisen verlangte. Aus den Wiederholungen, aus der unwillkürlichen und willkürlichen Veränderung jener fast zwangsläufigen und impulsiven Bewegung entstand in glücklichen Stunden der Tanz. Er wurde zum Höhepunkt der Feste, und er entfaltete sich im Laufe der Jahrtausende zu einer ganz besonderen, durch Generationen gefeierten Kunst.

Es gibt andere Anschauungen über die Geburt und Urform des Tanzes, aber kaum eine hat wohl die gleiche Überzeugungskraft. Auch der primitive Tanz des Wilden oder der naive des Kindes entwickelt sich absolut mechanisch aus einem glückhaften, mit allen Sinnen bejahten Augenblick.

Änderte sich die Äußerung des Bewegungstriebes entsprechend der seelischen Struktur des Menschen, wurde sie wie diese immer reicher und komplizierter, so bildete sich auch der Tanz zum charakteristischen Ausdruck der Zeit. Der naturverbundene hymnische Reigen der alten Griechen — den Isadora Duncan in unserer Epoche vergeblich zu beleben versuchte — war ein völlig anderer als der sinnlichere und bewußtere der Renaissance, und dieser wiederum läßt sich nicht mit den süßlichen und graziösen Tänzen des Rokokos vergleichen. In der Zeit kurz vor dem



Niddy Impekoven, eine der besten Vertreterinnen des musikverbundenen Tanzes.

Kriege zeigte der Tanz auf der Bühne bei uns noch ein ganz anderes Gesicht als der nach den Jahren seelischer und wirtschaftlicher Katastrophen; obwohl man nach der Periode größter Freudlosigkeit zunächst an die äußeren Formen von damals wiederanknüpfen mußte.

Die ziemlich radikale Abkehr von der Technik des alten Balletts, die wir überall seit den Tagen des sogenannten „Expressionismus" erfahren, bedeutet eine der entscheidendsten Wendungen in der Geschichte des Tanzes. Das Ballett war in seinen Formen allzu erstarrt und begrenzt, und sein verstaubter, monotoner Inhalt entsprach schon lange nicht mehr den Ansprüchen einer neuen und ursprüglich empfindenden Generation. Isadora Duncan — ihr tragischer Tod ist noch in Erinnerung — hatte, ohne selber schöpferische Künstlerin zu sein, bereits um die Jahrhundertwende den entscheidenden Anstoß zu einer gründlichen Reformierung des Tanzes gegeben, die inzwischen noch keineswegs zum Abschluß gekommen ist.

Der moderne Bühnentanz befindet sich also weiterhin in einer Krise. Aber ohne Frage hat er in seinen bisherigen Stadien schon wirklich Wesentliches und Neues geleistet. Wir sehen jetzt jene etwas zurückgedrängte, aber wohl nie ganz verschwindende Richtung, die eine recht kultivierte dekorative Note vertritt, und die Reinheit und Anmut der Linie mit erlesener Musikalität verbindet. Der einst weltberühmten Schule von Jacques Dalcroze, der Schule Hellerau, und

verwandten Methoden verdankt diese Richtung ihre eigentliche Entstehung und ihren sympathischen Charakter. Hier steht der Tanz noch vornehmlich unter ästhetischen Gesetzen; hier wird er gewissermaßen seelisch und formal stilisiert. Der Tanz ist zu einem harmonischen Schau- und Schmuckstück geworden, das Abwechslung im Glieder- und Gebärdenspiel bringt, und dem tiefere innerliche Wirkung nicht versagt ist. Gegenüber dem Ballett zeigt diese Stufe in der ursprünglicheren Gelöstheit der Bewegung und in der persönlicheren Ausdrucksmöglichkeit einen ganz beachtlichen Fortschritt. Die jüngst verstorbene Lucy Kieselhausen, die eigentlich zwar aus der Wiener Ballettschule kam, doch nach dem moderneren Ausdruckstanz strebte, gehörte mit einer Anzahl ihrer besten Schöpfungen zu der dekorativen Richtung, die durch Niddy Impekoven und Edith v. Schrenck am talentvollsten vertreten wird.

Größere Aufmerksamkeit findet im Augenblick der von Rudolf v. Laban begründete „absolute Tanz", der als Kunstwerk immer selbständiger wurde und sich auch von den Einflüssen der einst so unentbehrlichen Musik befreite. Mary Wigman ist die führende Tänzerin dieser zweifellos tief schürfenden und stark intellektuellen Auffassung geworden. Die Wigman war einst eine Schülerin Labans, geht aber längst eigene Wege, auf denen ihr viele Tanz- und Gymnastikschulen allzu sklavisch und kritiklos folgen. Durch das Auftreten der Wigman wurde der moderne Bühnentanz zu einem literarisch diskutierten Problem. Die Wigman war in ihrer zielstrebigen Herbheit und Strenge die notwendige Reaktion auf die ihr vorangegangene Verkitschung süßlicher und schwärmerischer Musikinterpretierung. Sie tanzt zu den Klängen primitiver Instrumente oder völlig musiklos. Mit ihren ungarischen Tänzen jedoch beweist sie ihre außerordentlich musikalische Präzision. Der von Mary Wigman geschaffene neue Gruppentanz eröffnet bisher viel zu wenig beachtete Möglichkeiten moderner Bewegungskunst.

Es ist nicht möglich, individuelle Talente, zumal wenn sie sich noch in früher Entwicklung befinden, ohne weiteres in eine bestimmte Richtung einzureihen. Eine so originelle und revolutionäre Erscheinung wie Valeska Gert ist unvergleichlich; indes die noch junge Marion Herrmann durch die Vielfältigkeit ihrer Kreise und des wechselnden Ausdrucks überrascht. Es gibt heute Tänzerinnen, die einmal lyrisch, ein andermal absolut dramatisch wirken, und die bis zu einem gewissen Grade sowohl die Dalcrozesche als auch die eigentlich mit ihr unvereinbare Labansche Welt vertreten. Manche haben „nebenbei" sogar die wesentlichsten Übungen des Balletts studiert und versuchen eine noch nicht gelungene künstlerische Synthese der verschiedenartigsten „Systeme".

Das aktuelle Massenaufgebot der mit Armen und Beinen und mit Routine tillernden Girls steht, tanzkünstlerisch bewertet, keineswegs höher als der Durchschnitt des traditionellen Balletts. Es ist im Grunde nur eine etwas zeitgemäßere, aber ebenso seelenlose Mechanisierung des Tanzes, ein Triumph der Zahl, die gedrillte Symphonie der Beine. Dieser primitive, kommandierte Ausdruck erotischer Daseinslust wird aus Mangel an Inhalt und Abwechslung bald wieder an Popularität und Wirkung verlieren.

Wenig lebensfähig scheinen auch die allzu blutleeren, wennschon oft interessanten Versuche der sogenannten Bewegungsmathematiker und Konstruktivisten, die im Tanz — der ursprünglichsten und leidenschaftlichsten Kunst! — rein mechanische Abläufe mit symbolischer Bedeutung an Stelle impulsiver und schöpferischer Gefühle setzen.

Bedeutsam für die Zukunft des Tanzes hingegen sind so elementare und leicht beschwingte Begabungen wie Harald Kreutzberg und Yvonne Georgi, die persönliche Anmut mit Intensität in fast jeder Geste vereinen. Denn immer wieder kommt es auf den schöpferischen Menschen an, auf die Kraft seines Wesens, auf die Macht, es tänzerisch künstlerisch zu gestalten!

Werner Suhr.



Mary Wigman im „Hexentanz". (Phot. Ch. Rudolph, Dresden.)

Die elegante Frau
vom Morgen bis zum Abend



Die Schauspielerin Marion Mill in einem schlichten Morgenkleid aus nilgrünem Linon.
Modell: Emil Grätzer, Wien. Phot.: Kitty Hoffmann.

Rechts im Oval:

Nachmittagskleid aus blauem Rips mit Soutachebordüren auf hellem Grund. Frau Paulette Grünzweig trägt dazu größeren Schmuck.
Phot.: Kitty Hoffmann.





Vormittagsanzug, bestehend aus schottischem Rock, heller Bluse mit Krawatte und schottischem Schal.
Phot.: Kitty Hoffmann.

Nebenstehend: Origineller schwarz-grüner Libertypyjama mit japanischen Stickereien, getragen von der Schauspielerin Marga Bernard. Phot.: Helene Zimmerauer.

Rechts unten: Großes Theater-Abendkleid aus grünen Pailletten und Straß. Dazu die gedrehte Goldkette und breiter goldener Armreifen. Phot.: Kitty Hoffmann.

SPEZIALAUFNAHMEN DURCH UNSERE WIENER MODE-KORRESPONDENTIN CLAIRE PATEK.





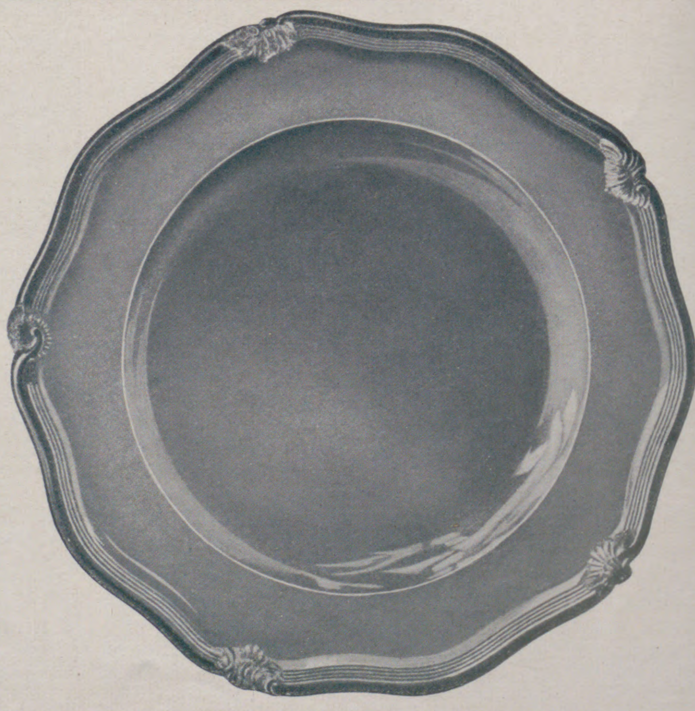
Der Tafelschatz der ersten preußischen Könige

Der Barockstil, der sich unter Michelangelos Einfluß in Italien bereits im 16. Jahrhundert heranbildete, hatte im 17. und 18. Jahrhundert in allen Staaten Europas die unumschränkte Herrschaft an sich gerissen und glitt im zweiten Drittel des letzteren langsam in die Grazie des Rokokos hinüber. Das Barock goß die klassische Linie der Renaissance in wuchtige, wohl auch überladene Formen um, die nicht selten Wirkungen von monumentaler Größe erzielten. Es wies auch der Edelschmiedekunst unter den schaffenden Händen schönheitsbegnadeter Meister, der Lieberkühn, Biller, Overdieck, Engelbrecht, Manlich, Mylius, Jamnitzer, Petzold u. a., neue künstlerische Wege, welche diese Kunst hoch über das Niveau des gewöhnlichen Handwerks emporhoben. Zugleich hatte auch die Tafelkultur um die Mitte des 17. Jahrhunderts eine wesentlich verfeinerte Gestalt angenommen. Man legte nicht allein Wert auf fein zubereitete Speisen und zierlich aufgebaute Schauessen, sondern auch auf gefällige Form und edles Metall des Tafelgeschirrs und des Tafelschmucks. Namentlich an den Fürstenhöfen artete der Aufwand in uferlose Verschwendung aus. Riesige silberne Gueridons, Girandolen und Aufsätze von künstlerischer, oft origineller Ausführung, wie Manlichs Matrosen- und des Monogrammisten H. L. D. berühmter Bacchus-Aufsatz, nahmen die Mitte der Tafel ein, während die seitlich von dieser befindlichen Büfette unter der Last der schweren und prunkvollen silbernen Spül- und Kühlwannen, Handfässer, Schwenkkessel, Gießbecken, Gießkannen und Kettenflaschen fast zusammenbrachen. Der Hofhaltungsaufwand des ersten Preußenkönigs forderte beispielsweise jährlich nicht weniger als 820000 Taler, nur 10000 Taler weniger als die gesamte Zivilverwaltung des Königreichs. Der Tafelschatz der Monarchen aus silbernen Geräten, der jährlich komplettiert wurde, stellte allein ein erhebliches Vermögen dar. Sein Inventar, das der sparsame Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. nach dem Tode seines Vaters aufstellte, umfaßte folgende, durchweg aus massivem Silber gefertigte Gerätschaften: 13 Kronleuchter, 16 Tische, 18 Spiegel, 48 Gueridons, 26 Girandolen, 437 Blaker, 68 Brandruten, 5 Kaminroste, 1 Kanapee, 3 Armsessel, 23 Vasen, 10 Blumentöpfe, 2 Rauchfässer, 6 Becher, 2 je von drei Figuren gehaltene Erdkugeln, 9 Feuerschirme, 10 komplette, mit Silber beschlagene Kamingeräte, 4 Schippen, 10 Zangen, 5 Spülkannen, 3 Handfässer, 31 Pokale oder „Willkommen", 1 kleines Kännchen, 8 Körbe, 3 Konfektschalen, 24 Kredenzteller, 15 Kannen, 14 Becher, 2 Trichter und 1 Schraubenflasche. Vollständige silberne Tafelservice waren insgesamt 14 Stück vorhanden, die zusammen 10402 Mark (1 Mark = etwa 1/2 Pfund) wogen, außerdem eine erhebliche Anzahl nicht inventarisierter Kaffee- und Teeservice, Becher, Löffel, Toiletten usw. Von den wenigen noch erhaltenen Stücken trägt das ehemals im Rittersaal des Königlichen Schlosses aufgestellte Silberbüfett die wertvollsten. Friedrich Wilhelm I. und vorzugsweise Friedrich der Große ergänzten und vermehrten diesen Schatz andauernd. Die Gründe hierzu, insbesondere soweit es den ersteren betrifft, sind wohl erst sekundär auf die Freude am Prunk zurückzuführen. Maßgebend für beide waren zunächst politische Gesichtspunkte.

Silberbüfett, ehemals im Rittersaal des Königlichen Schlosses.



Gießbecken. Durchmesser 1 m. Augsburg, 1698. Von L. Biller d. Ä.



Teller vom goldenen Service Friedrichs des Großen. Durchmesser 24,5 cm.



Spülwanne mit Handfaß. Augsburg, 1698. Von A. und J. L. Biller.



Pastetenbüchse mit Unterschüssel. Höhe 56, Länge 95 cm. Augsburg, um 1730. Von L. Biller d. J.

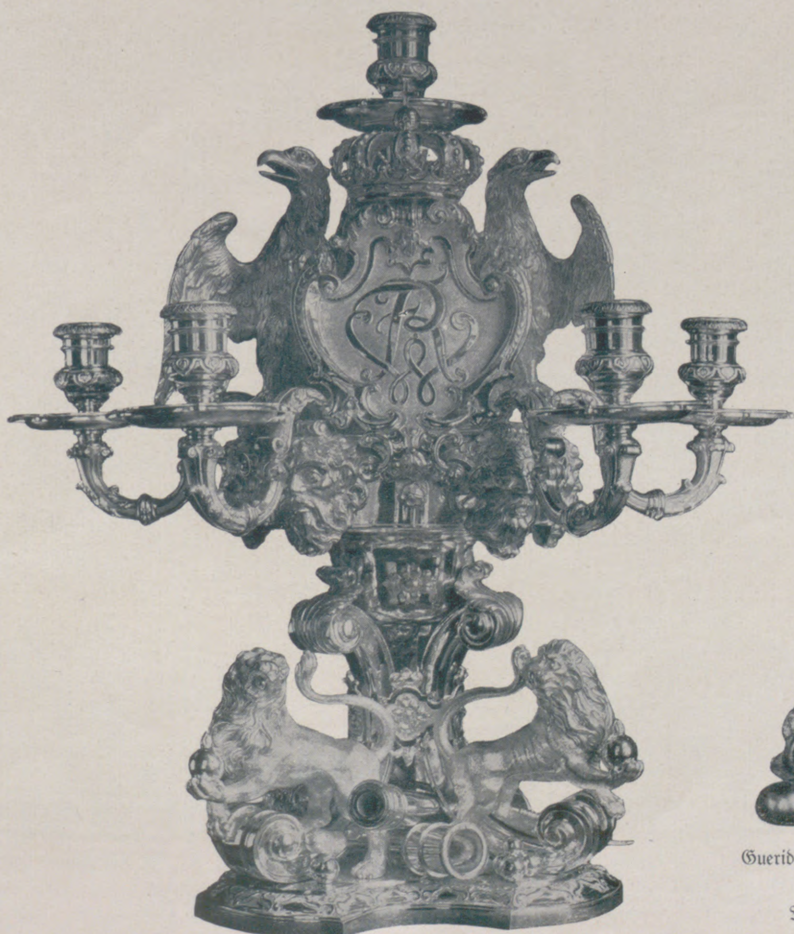
Friedrich Wilhelm I. hatte seinem Reich eine anerkannte und geachtete Stellung erworben und dessen wirtschaftliche Verhältnisse konsolidiert. Wenn er am Ausgang seines arbeitsreichen Lebens dem Triebe zu künstlerischer Ausgestaltung seiner Umwelt, der stets in der Seele dieses scheinbar kalten Nützlichkeitsmenschen geschlummert, Gestalt verlieh, indem er für Talermillionen die herrlichsten Edelmetallschätze ankaufte, so geschah es, um in weiser Voraussicht einen Notschatz zu schaffen, der in Zeiten höchster Bedrängnis jederzeit flüssig gemacht werden konnte. Aus dem Goldschatz des ersten Königs, über dessen Bestand leider nichts Genaueres bekannt ist, ließ sein großer Enkel durch den berühmten Hofgoldschmied Lieberkühn ein Tafelservice anfertigen, dessen Goldwert auf 107054 Taler, 8 Groschen und 4½ Pfennig geschätzt wurde. Den wundervollen Goldtrousseau, den seine Mutter, Sophie Dorothea, teils in die Ehe gebracht, teils vom Schwiegervater und Gatten geschenkt erhalten, und den der Sohn geerbt hatte, ließ dieser durch Lieberkühn gleichfalls zu einem Tafelservice umarbeiten. Vereinigt mit dem ersten, repräsentierte das gesamte goldene Tafelgeschirr einen Kapitalwert von nicht weniger als 2500000 Reichstaler. Der große Geldbedarf der Schlesischen Kriege zwang Friedrich, sein Tafelsilber nach und nach zu Münzmetall einschmelzen zu lassen. Der Goldschatz, der die Schlesischen Kriege überdauert hatte, fiel 1809 der französischen Kriegskontribution zum Opfer. Von der Menge der Silbergegenstände ist wenig, von den Goldservicen nur ein einziger Teller übriggeblieben, dessen wundervolle, in edelstem Rokoko gehaltene Form auf die außerordentliche Schönheit des Gesamtservices schließen läßt.

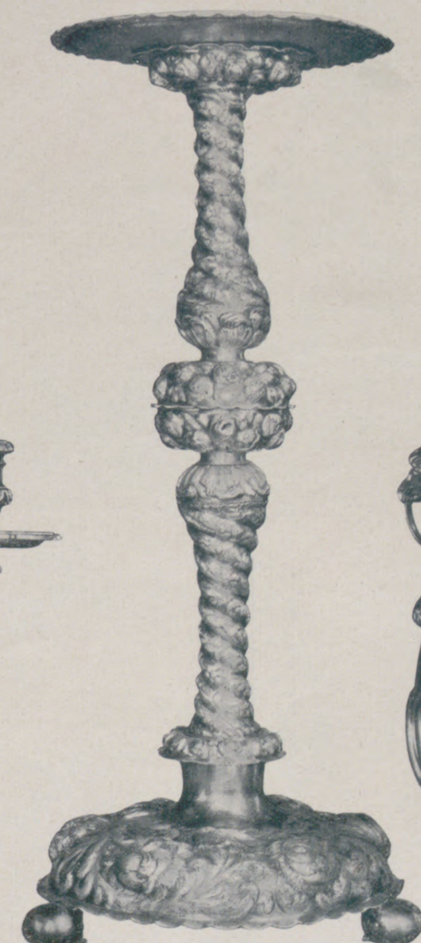
Die einzelnen Gegenstände des Tafelschatzes der ersten preußischen Könige, soweit sie noch greifbar oder in Abbildung erhalten sind, gehören zu den hervorragendsten und stilreinsten Erzeugnissen der zeitgenössischen Edelschmiedekunst. Sie verkörpern glänzende Beweisstücke für den Hochstand des damaligen einheimischen Kunstgewerbes, das den Wettbewerb mit keinem anderen Lande der Welt, Italien nicht ausgenommen, zu scheuen hatte. War doch der berühmte Neptunsbecher, den man einst Benvenuto Cellini selbst zuschrieb, ein Werk des Berliner Goldschmieds Bernhard Quippe. Graf N. Rehbinder.



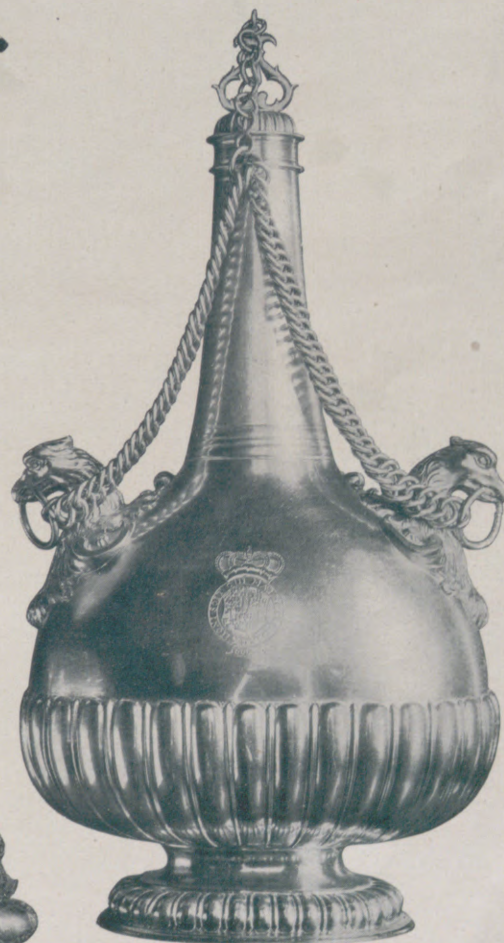
Nebenstehend:

Vergoldeter Münzbecher. Arbeit von Müllers um das Jahr 1750.





Gueridon Höhe 1,10 m. Magdeburg, um 1681. Von G. Overdieck.



Kettenflasche. Höhe 56 cm. Augsburg, 1698. Vom Meister C. W.

Nebenstehend: Girandole. Höhe 56 cm. Augsburg, um 1730. Von Joh. Engelbrecht.



MOMENT DER ÜBERRASCHUNGEN: DIE DEMASKIERUNG HAT BEGONNEN

GEMÄLDE VON R. DUSCHEK

Das Geheimnis des Nonnensees

KRIMINAL-GROTESKE VON FRANK F. BRAUN

(5. Fortsetzung.)

Der Bürgermeister zuckte zusammen. War das eine Art hinauszugehen. Ordnungsstrafe! Aber er war zu verstört, als daß er etwas Geordnetes hätte planen, geschweige veranlassen können.

„Wo findet mein Beamter Fräulein Rita Ritelli?"

„Denklich im Zirkus, aber genau kann ich das nicht angeben."

Der Amtsrichter holte tief Atem. Er wälzte eine Last, aber nicht ab, sondern nur in eine andere Lage. „Holen Sie Fräulein Ritelli", befahl er; und Klinkhammer ging.

„Sie brauchen dann nicht mehr zu warten", erklärte der Amtsrichter dem Direktor Forto. „Aber ich verpflichte Sie, für die nächsten Tage den Bannkreis der Stadt nicht zu verlassen. Sie werden überwacht sein, Sie und Ihr — Etablissement."

Als sich die Tür geschlossen hatte, trat der Bürgermeister aus seiner Fensterecke hervor. „Menschenskind, was soll die Rita? Du glaubst doch nicht im Ernst...?"

Schwepp sah den Freund groß an. „Lieber," sagte er — es war sein Spezialausdruck — „ich glaube, wir waren bisher auf falscher Fährte. Nicht die Centa Basler ist die Mörderin..."

„Sondern? Der Forto, dieser Direktor?"

„Jawohl! Und Helfershelferin, die ihm die Tür öffnete, die zur Zeit der Tat bei dem Hinz war, um sich angeblich ihre Zeitungsnotiz zu holen: die Ritelli! Und ich werde die beiden nicht weglassen, bis wir die Leiche aus dem See heraufhaben. Dann wird der Befund aufweisen, ob erwürgt von Weiberkrallen oder niedergeschlagen von diesem Kerl."

In diesem Augenblick reichte ein Sicherheitsbeamter den Brief des Doktors Lindemann herein, der die Blutspuren an der Gartentür untersucht hatte. Der Bürgermeister erbrach den Brief, er überflog die wenigen Zeilen. „Menschenblut", sagte er tonlos.

Der Amtsrichter neigte den Kopf, als bestätige er sich ein Urteil. Er sank in sich zusammen. —

In dieser Verfassung fand Rita Ritelli ihre beiden Kavaliere. Sie machte einen spöttischen Knicks. „Die hohe Obrigkeit wünscht meine bescheidene Person zu sehen, zu sprechen. Womit kann ich dienen?"

„Klinkhammer, gehen Sie, bitte, hinaus."

Klinkhammer verschwand.

„Oh, oh," machte Rita, „welche Geheimnisse bereiten sich vor?" Ihr Mund stand aufreizend rot, wie eine dunkle Rose, mitten im Gesicht. Man sah nur diesen Mund. Der Bürgermeister hing daran. Er wollte ihr etwas zuflüstern, aber dieses Mädchen ging auf keine versteckte Andeutungen und verrenkte Lippenformungen ein. „Ist es dieses ermordeten Doktors wegen?" sagte sie. „Ihr vernehmt wohl die ganze Stadt?"

„Bitte, Fräulein Ritelli!" pochte der Amtsrichter auf. „Vergessen Sie nicht, Sie stehen hier vor Männern im Dienst! Wir sind jetzt nicht die Privatpersonen des — nun also — verflossenen Abends."

„Aha! — Gut, daß Sie dies erwähnen."

„Fräulein Ritelli!" Er schlug auf den Tisch, geriet zwischen seine Federhalter und brachte sie ins Rollen. „Ich muß denn doch bitten!"

„Aber nein," wies sie harmlos zurück, „ich muß gehorchen. Fragen Sie nur. Gewiß wollen Sie etwas von mir wissen. — Also, ich kenne den Doktor Hinz von zwei Gesprächen. Er versprach mir, für das Tageblatt einen netten Willkommensartikel zu schreiben. — Wie man so ist als Künstlerin, ich spielte mit dem Feuer" — sie lächelte — „das brauche ich zwei so erprobten Kämpen nicht weiter zu erklären — und versprach, mir den Artikel gegen Abend abzuholen." Sie zuckte die Achseln. „Aber er hatte es eilig. Vielleicht wollte er korrekt sein. Jedenfalls reichte er mir das Blatt durch die kaum geöffnete Tür. Das ist alles. — Kurz darauf ist er dann ja wohl ermordet worden — wie ich hörte. Ich war etwa 1/2 8 Uhr bei ihm."

Der Amtsrichter blinzelte nervös. Diese Zeitangabe war das einzig Wichtige in Ritas langer Erzählung. „Wann waren Sie wieder im Zirkus?"

Sie lächelte. „Die Stunde bis gegen 9 Uhr, ehe Sie kamen, war ich mit meinem Sarazenen allein."

„Wer ist Ihr Sarazene?"

„Mein Pferd, wer sonst!"

„Ach so, natürlich. Mit wem haben Sie gesprochen in dieser Zeit, die übrigens mehr als eine Stunde ausmachte? Wir — ehem — kamen erst gegen zehn Uhr, um ein wenig zu inspizieren."

„Mit dem Pferd habe ich gesprochen. Menschen waren nicht da. Der Stallknecht, der die Wache hatte, schlief. Der Direktor war in der Stadt. Die Clowns bummelten vermutlich in den Schanklokalen herum. — Kurz nach Ihnen, meine Herren, kam ja dann der Pförtner, unser alter Johannes, das Mädchen für alles."

„Sie leugnen natürlich, mit dem Mörder in irgendwelchen Beziehungen gestanden zu haben."

„Wer ist denn der Mörder?"

„Pablo Forto!" Knapp und würdig.

„Um Gottes willen!" Rita prallte zurück, als tue sich ein Abgrund auf. „Was reden Sie denn! Dieser alte Mann, der in seiner Gutmütigkeit oder besser an seiner Gutmütigkeit alle 8 Wochen pleite geht, der sollte einen lebenden Menschen umgebracht haben! Nehmen Sie es mir nicht übel, aber das ist eine Kateridee. Das kommt gewiß von dem Sekt. Er war auch nicht berühmt, oder wie fanden Sie ihn?"

„Sie werden uns nicht ablenken, Rita Ritelli. Ihre geschickte Plauderei ist für uns als plump angelegter Bluff erkennbar."

Rita wurde ernst. „Was wollen Sie von mir?"

„Ihr Geständnis! Es wäre das beste für Sie. Dieser Alte hat Sie überredet, nicht wahr? Bei der eigentlichen Tat waren Sie gar nicht dabei; sie öffneten nur die Tür und ließen den Pablo Forto herein. Sagen Sie es uns, Sie werden milde Richter finden. Sie sind noch jung, ihr Leben kann noch gewandelt werden. Ich will mich bemühen..."

„Bemühen Sie sich nicht, Herr Amtsrichter," sagte Rita kühl, „auch weiterhin würden diese Bemühungen erfolglos bleiben... Aber das möchte ich Ihnen beiden sagen: Machen Sie mir Schwierigkeiten — ich habe keine Rücksichten zu nehmen!"

„Was heißt das? Eine Drohung?"

„Was hieß das, was Sie fortgesetzt auf mich haben niederprasseln lassen! Gutes Zureden etwa?"

„Schön," sagte der Amtsrichter, wie man so ein Wort sagt und das Gegenteil meint, „das läßt sich dann eben nicht ändern. Muß dieses Souper — Himmel, was war denn? ein bißchen italienischer Salat und nachher die paar Flaschen Sekt..."

„Und die vielen Anträge, keusch und unkeusch, direkt und indirekt — oh, sagen Sie das nicht, Herr Amtsrichter, ich bin überzeugt, man wird Stoff zum Lachen für Monate haben. — Vielleicht stelle ich einen Sketch zusammen, eine Varieténummer: Bürgermeister, Amtsrichter und Zirkusreiterin! Man kann das ausschmücken, wenn der Titel allein noch nicht ziehen sollte."

Der Amtsrichter kochte auf; urplötzlich war der Siedepunkt da. „Rita Ritelli," rief er, „Sie sind verhaf.f.f..."

„Halt!" rief der Bürgermeister. „Warte noch!"

Der Amtsrichter, über sich selbst hinausgeschossen für die Sekunde, gab die Führung ab. „Auf deine Verantwortung..."

„Ja." Und der Bürgermeister, blaß bis in die Lippen, sagte: „Fräulein Ritelli, wenn Sie sich verpflichten, die Stadt vorläufig nicht zu verlassen, dann bleiben Sie frei."

„Ich verpflichte mich zu gar nichts." Sie stampfte auf. „Ich habe keine Lust..." Sie sah in das verzerrte, angstvolle Gesicht des alten Herrn, der Bürgermeister dieser Stadt hieß, und sie brach ihren geplanten Satz ab. Sie dachte, daß hier im Grunde von einer Kränkung nicht die Rede sein konnte. Das Mißgeschick einer Verknüpfung anerkennend, sagte sie, gutmütig, wie sie letzten Endes war: „Also schön; ich bleibe hier."

Der Bürgermeister wollte „Danke" sagen, aber er verschluckte es. Der Amtsrichter saß stumm, erschöpft; nagte an etwas Imaginärem in seinem Munde.

„Servus," sagte Rita Ritelli, „auf Wiederhören!"

Niemand hielt sie auf. Mit raumgreifender Bewegung, als schlüge sie den Mantel zurück, öffnete sie die Tür. Hinter ihr knickten zwei Männer zusammen wie verbrauchte Taschenmesser.

Drüben auf dem Rücken des Wetterhahns balancierte eine aufregende Sekunde lang die Sonne, dann ließ sie sich herabfallen und rollte den Pappeln entgegen, hinter denen sie zur Ruhe zu gehen pflegte. Aber vorher jagte sie noch einmal ein paar tiefe und schon rot gefärbte Strahlen in das Amtszimmer des Herrn Schwepp; die fuhren wie Pinsel über die trüben Gesichter der beiden Männer und übermalten sie mit goldener Bronzefarbe, in die ein Schuß Karmin geraten war.

Da sahen sie nun sehr komisch aus, diese beiden Häupter der Stadt, wie betrunken etwa, oder wie jene holzgeschnitzten und rot bemalten Götter der Südseeinsulaner. Und waren doch weder betrunken, noch stellten sie hölzerne Götter vor.

VI.

Bürgermeister Gonschorek kam aus den Sorgen nicht mehr heraus. Man hatte zwar im Nonnensee auch gestern noch nicht die Leiche gefunden, aber es war ein Stiefel aufgefischt worden, von dem die Haushälterin Centa Basler erklärte, daß er ganz gut dem Peter Hinz gehört haben könne. Immerhin war das alles noch keine Gewißheit. Man suchte, grub und fischte weiter.

Aber es war da jetzt noch etwas anderes, was dem Bürgermeister höchst beunruhigend erschien; das war das Benehmen und Aussehen

der Tochter Luzy. Dieses Mädchen war bleich wie Leinwand, hatte tiefe, nächtige Ringe unter den Augen und wich allen liebevollen Fragen scheu aus.

Der Vater hatte in Güte versucht, den Verlauf jenes Mordabends von ihr zu erfahren; hatte schließlich zu Drohungen seine Zuflucht genommen — alles vergeblich. Er schien keinen anderen Erfolg errungen zu haben als den, seine Tochter vollends verschüchtert zu sehen. Jetzt war sie ganz und gar unzugänglich.

Grauenvolle Vorstellungen peinigten den gehetzten Vater. Sollte ihr Aussehen, das auf durchwachte, verquälte Nächte schließen ließ, in irgendeiner Beziehung zu dem Mord stehen!

Am Mittag, als Luzy schon nach der Suppe das weitere Essen vorübergehen ließ, wurde es dem Vater zu bunt. „Warum ißt du nicht?" rief er. „Ich verlange, daß bei mir am Tisch gegessen wird!"

Sie sah mit mattem Blick zu ihm auf. „Mir ist nicht wohl."

„Wieso?"

„Wenn ich Königsberger Klops nur sehe, wird mir übel. Ein einziger Bissen — und ich müßte hinaus."

Der Vater erblaßte. Er war verheiratet gewesen; er hatte das allererste Werden dieser Tochter sozusagen miterlebt. Er zog gräßliche Parallelen zwischen heute und vor 18 Jahren. Aber Worte versagten. Wie konnte er dies Kind, das immerhin eine junge Dame war, derartiges fragen. Er würgte den Klops hinunter.

„Mahlzeit."

Luzy zog sich eilends zurück. Er sah ihr nach. Es drängte ihn, die Angelegenheit doch zur Sprache zu bringen. Er erhob sich, ließ seine Flasche Bier im Stich und wollte zu seiner Tochter, die er in ihrem Zimmer vermutete. Da schlug die Flurtür hinter ihr zu. — Er zauderte nicht lange und verwarf jede Überlegung. Sein Mut mußte benutzt werden. Vielleicht raffte er sich nicht noch einmal auf. Mit langen Schritten ging er seiner Tochter nach. Er wollte gewiß nicht spionieren. Hastig schritt er aus, sie einzuholen; aber Luzy war schneller.

Plötzlich ging die Jagd in die Bäckerstraße. Ein Torweg war da, tat sich auf; Luzy verschwand von der Bildfläche.

Stockend trat der Bürgermeister näher, stierte das Emailleschild an, las verschwimmende Buchstaben, entzifferte: „Frau Weidemann, Hebamme." — Er drehte um, trottete heim wie ein herrenloses Pferd, stumpf dem Stall entgegen. — Die weise Frau... So pocht das Schicksal an die Pforte...

Drüben auf der anderen Seite der Straße kam nach einer guten Weile der Doktor Stein. Er hatte Luzy nicht bei Frau Weidemann verschwinden sehen, er sah sie jetzt aus dem Torweg herauskommen.

Sie begrüßten sich freundschaftlichst, beinahe vertraut. —

Luzy sah sehr schlecht aus; ihre blutleeren Lippen klebten aneinander. Er fragte nicht erst, wie es ihr ginge; er sah, wie es ging.

„Haben Sie einen Besuch gemacht?" meinte er, aber das sollte nicht zynisch kommen; es war nur eine grenzenlose Verwunderung, die geradeaus schritt.

„Nein," sagte Luzy, „ich vermeinte, dies sei ein Durchgang." Sie war noch blässer.

Grün und gelb sieht sie aus, dachte er, und sein Hirn raste Kombinationen entlang, verwirrte sich, verknotete Klarstes und blieb stehen vor der zwingenden Erkenntnis: Ein Kind! Er versank in Grübeln. War das möglich? Dumpfe Trauer. Dieses Mädchen, selber noch Kind! Wer hatte das gewagt! Fragen? Ausgeschlossen! Er faßte an den Hut: „Ich muß hier abbiegen," sagte er, „auf Wiedersehen!"

Sie nickte nur. Da riß er sich herum, los von ihr. Er ertrug das nicht mehr. Dieses arme Hascherl. Stolpernd, über den Kantstein stürzend: Wer? In drei Teufels Namen, wer!

Drüben kam, blaß, finster, der junge Schwepp. Er lüftete die Seidenmütze. Der Doktor hielt ihn an. Wie unsicher war dieser junge Mann! Dumpfer Verdacht wogte an. Der? Dieser Bursche, der Luzy mit Briefen verfolgte? Hier fragte er ohne weiteres. „Wie geht es? Sie sind so still. Drückt Sie ein Kummer? Ein Geheimnis?"

Der Schüler zuckte zusammen. „Welches Geheimnis?" sagte er rauh. „So fängt man Dumme, Herr Doktor."

Jetzt erstaunte Cäsar Stein. Der Mord spukte in jedem Kopf dieser Stadt. Es lag etwas in der Luft, was man mit Fluidum Verdacht bezeichnen könnte. Irgendwie flog diese Ideenverbindung dem Doktor zu, daß Valentin Schwepp mit der Mordgeschichte in Verbindung stehe. Es schien ihm selber eine Rettung, es lenkte von dem anderen, schrecklicheren Verdacht ab, daß jener ein werdender Vater sei. „Ihr Benehmen ist in diesen Tagen so seltsam, irgend etwas stimmt da nicht", sagte er.

„Was soll denn nicht stimmen?"

„Den ermordeten Doktor Hinz haben Sie gekannt, wie ich aus Ihrem Munde weiß."

„Wenn schon, Ihr Freund war er ja auch nicht."

„Ich hatte meine Gründe."

„Ich ebenfalls."

„Hm. — Wo waren Sie in der Stunde, in welcher der Mord geschehen sein soll?"

„Mit welchem Rechte fragen Sie?"

„Lediglich aus Neugierde. Ich würde bedauern, wenn eine ausweichende Antwort Ihrerseits mich veranlassen müßte, Vermutungen anzustellen."

Valentin Schwepp sah ein, daß Trotz und Schweigen hier wirklich unangebracht sein würden. Daß da viel Staub aufgewirbelt werden konnte, wo er Stille wünschte. — „Ich war mit Fräulein Gonschorek spazieren," sagte er.

Der Doktor hielt an sich. „Das ist eine Lüge", sagte er. Er konnte geruhig dies scharfe Wort anwenden, denn Luzy war um diese Zeit bei ihm gewesen. Immerhin sagte er noch abschwächend: „Das ist wirklich nicht gut möglich. Man weiß, wo Luzy Gonschorek bis 9 Uhr sich aufhielt."

Valentin, in dem Bestreben, sicher zu erscheinen, wollte keine Stokkung aufkommen lassen, die ihm als Verlegenheit ausgelegt werden konnte. „Und nachher?" lächelte er.

Der Rechtsanwalt erschrak heftig. „Wieso..." stammelte er, und verwirrte sich vor entsetzten Gedanken.

Valentin trat einen Schritt zurück. Er sah den Doktor an und erkannte blitzklar: Vor dir steht der Mörder! Dieser Doktor Stein wußte wie ich, daß Luzy bei dem Doktor Hinz war. Vielleicht benutzte er meine Leiter, stieg ein und tötete den Peter Hinz aus Eifersucht. „Sie wissen, wo Luzy an jenem Abend war?" wollte er noch einmal festgestellt wissen.

„Ich weiß es sehr genau."

Valentin fühlte, wie Erhabenheit und scheue Ehrfurcht ihn ankamen. Das war ein Geständnis; nun lag alles offen vor ihm. Dieser hatte vollendet, was für ihn dumpfer Plan nur geblieben. Er reckte die Hand vor, angerührt in der Seele, wo Pathos und falsche Romantik schliefen: „Schweigen Sie, ich werde ebenfalls stumm sein!" und aufgerichtet: „Um Luzy willen darf nichts laut werden!" Wandte sich um; ging die Bäckerstraße hinunter, bebend vor eigener Größe, die sich würdig gefunden hatte dieser Stunde.

Cäsar Stein ließ ihn laufen. Er fand, sprachlos im Moment, nicht einmal das Abschiedswort. Gab es diesen Zynismus? Siebzehn Jahre und solche Kühnheit! Das war ja so gut wie ein Geständnis! Luzy war demnach von ihm fort zu dem Doktor Hinz gegangen... Ja, aber wie denn, wie denn? — Da kam die Erleuchtung. Dieser Hinz hatte sie vergewaltigt! Sie hatte sich gewehrt, vielleicht lag da ein Briefbeschwerer, mit dem sie zuschlug; vielleicht krallte sie ihre süßen, kleinen Hände um die Kehle des Schuftes — er starb jedenfalls. Was tat das unglückliche Mädchen nun? Es holte den Freund, den Knaben von 17 Jahren. Der schleppte die Leiche fort. — Erschüttert ging der Doktor Stein. Wieder war ihm der Kantstein zu schmal, aber er fand sich jetzt; dieser Ruck war wie ein Anruf gewesen. Gab es so viel Leid auf der Welt? Dieses unglückselige Mädchen — Mörderin, Buhle — jetzt gar Mutter. Mörderin des Vaters ihres Kindes... Seine Lippen waren blaß. Es war alles so schaurig. Alles Leben war vergiftet, hatte den bösen Odem Mord und Blut in dieser Stadt. — Aber er war ein Ehrenmann. Er würde schweigen. Seine Kombination, so scharf und mustergültig sie an sich war, würde verschüttet bleiben unter der Tragik des Wissens. Mochten die Organe der Gerechtigkeit selbst finden! Sein Herz spielte gewiß nicht den Angeber. — Es hatte ihn ja auch niemand gefragt.

Er ahnte nicht, daß das Schicksal schon unterwegs war, daß es in der Verkleidung des Herrn Klinkhammer bereits vor seiner Tür stand, wenn er nach Hause kam. Er trat noch, harmlos und nicht ahnend, daß er bereits Verbrecher war, in die Konditorei von Kunstmann und bestellte sich Eis mit Sahne. So etwa sublimierte er das Grauen der letzten Viertelstunde.

Der junge Valentin kam unterdes nach Hause und eilte in sein Zimmer. Er ging mit langen Schritten vor dem Pult auf und ab. Von der Wand lächelte Luzy aus goldenem Rahmen, ein Tanzorden dekorierte sie vollends. Er blieb vor ihr stehen. Er hob die Hände zu ihr, als sei sie die Madonna. „Luzy, was soll ich tun...?" Sein Blick forschte in ihren Zügen; unbewegt lächelte sie. Er raste mit gespreizten Fingern durch sein Haar. „Sag' mir, wie es war. Sahst du, wie die beiden Männer aneinandergerieten... standest beiseite, Kampfpreis; lächeltest etwa?" — Er redete laut. Seine Phantasie ging durch. „Stieg dieser Doktor Stein in das Fenster, riß dich aus des anderen Armen, schlug den Hinz nieder? Fochten sie, würfelten sie um dich? Standest du dabei, als Doktor Stein den Peter Hinz in den Sack steckte? Luzy! lastet das Grauen dieser Stunde auf dir, bist du deshalb so verstört, so blaß in diesen Tagen? — Geliebte, verfüge über mich. Kann ich etwas tun für dich, reden... schweigen... was!"

Die Tür öffnete sich. In der Füllung stand der Amtsrichter; das entsetzte Gesicht Frau Sidis blinkte blaß hinter ihm auf. Der Vater dieses Monologredenden sagte: „Mein Sohn, wie kommst du auf die Idee, daß Doktor Stein den Hinz ermordet haben soll? Oh, sei ganz ruhig. Rolle nicht die Augen. Wir haben nicht gelauscht, das heißt, wir wollten nicht lauschen. Wenn du schreist, daß man es vor der Tür versteht, ist das deine Schuld."

„Valentin," bat Frau Sidi, „wie kommst du nur zu solcher Meinung? Ist denn die ganze Stadt verrückt durch diesen Mord!"

„Meine Liebe," sagte Schwepp, „laß uns allein. So etwas erledigt man besser unter Männern." Damit gewann er sofort Terrain bei seinem Sohn.

„Vater," sagte Valentin, „ich habe soeben mit dem Rechtsanwalt Stein gesprochen. Er hat mein Ehrenwort, daß ich schweigen werde. Ich decke mit meinem Körper die Ehre einer Dame. Aus mir holst du kein Wort heraus."

(Fortsetzung folgt.)



KÜNSTLERARBEIT FÜR KÜNSTLERWERKZEUG:
MITTENWALDER GEIGENBAUER IN SEINER HÄUSLICHEN WERKSTATT

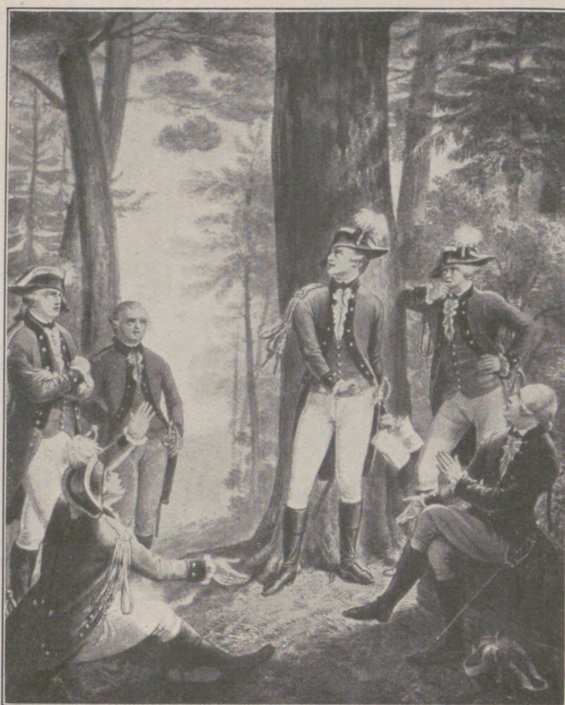
AQUARELL VON RUDOLF POESCHMANN

HERZOG KARL EUGEN VON WÜRTTEMBERG

ZU SEINEM 200. GEBURTSTAG (11. FEBRUAR)



Franziska von Hohenheim,
die Geliebte und spätere, zweite Gemahlin Herzog Karl Eugens von Württemberg. Nach einem Gemälde im Schloßmuseum zu Stuttgart.



Schiller trägt im Bopserwald bei Stuttgart Mitschülern die „Räuber" vor. Aquarell von K. Heideloff. (Schiller-National-Museum, Marbach.)



Herzog Karl Eugen von Württemberg (1728—1793), der Gründer der durch Schiller so bekannt gewordenen Karlsschule. Stich von J. F. Leybold nach dem Gemälde von C. J. Schlotterbeck. (Schiller-National-Museum, Marbach.)

Als Gründer der Karlsschule, aus der der junge Schiller hervorging, lebt Herzog Karl Eugen von Württemberg in der Erinnerung der Nachwelt fort; vielen erscheint dieser Fürst heute noch nur als der Tyrann, vor dem der Dichter ins „Ausland" floh. Und doch hatte der Herzog es in seiner Art gut mit dem jungen Schiller gemeint, denn er hatte ihn ja in seine Karlsschule aufgenommen. Damit wäre auch dessen Zukunft gesichert gewesen, aber für die schöne Literatur hatte Karl Eugen nun einmal kein Verständnis. Er selbst war ja am Hofe Friedrichs des Großen in Berlin erzogen worden, und von da konnte er doch sicher keinen Sinn für deutsche Dichtung mitbringen.

Beim Tode seines Vaters war Karl Eugen erst 9 Jahre alt, und so führte erst eine Vormundschaft die Regierung, aber schon 1744 wurde er für großjährig erklärt. Das war ein schwerer Fehler, denn die Lehren Friedrichs des Großen hatten auf ihn keinen nachhaltigen Eindruck gemacht, und so traten im ersten Teil seiner Regierungszeit nur die Fehler seines Charakters zutage: seine Eitelkeit, seine Genußsucht und seine Verschwendungssucht. Leider wirkte auch die Ehe nicht erzieherisch auf ihn ein, denn seine Gemahlin, die Prinzessin Friederike von Bayreuth, eine Nichte Friedrichs des Großen, verließ ihn schon nach wenigen Jahren, um nie wieder zurückzukehren. Ihr zuliebe hatte er sein Hoftheater zur Blüte gebracht, und nun waren es italienische und französische Tänzerinnen und Sängerinnen, mit denen er ein prunkvolles Leben führte.

Karl Eugen hatte einen regen Kunstsinn, und so ließ er das prachtvolle neue Residenzschloß in Stuttgart bauen, außerdem die Schlösser Solitüde, Hohenheim und Scharnhausen, Monrepos bei Ludwigsburg und kleinere Jagdschlösser. Er zog den Adel an seinen Hof und veranstaltete große Jagden und Feste, wie Württemberg sie noch nicht gesehen hatte.



Die Karlsschule (Militärakademie) in Stuttgart. Stahlstich nach einer Zeichnung von Conz. (Schiller-National-Museum, Marbach.)

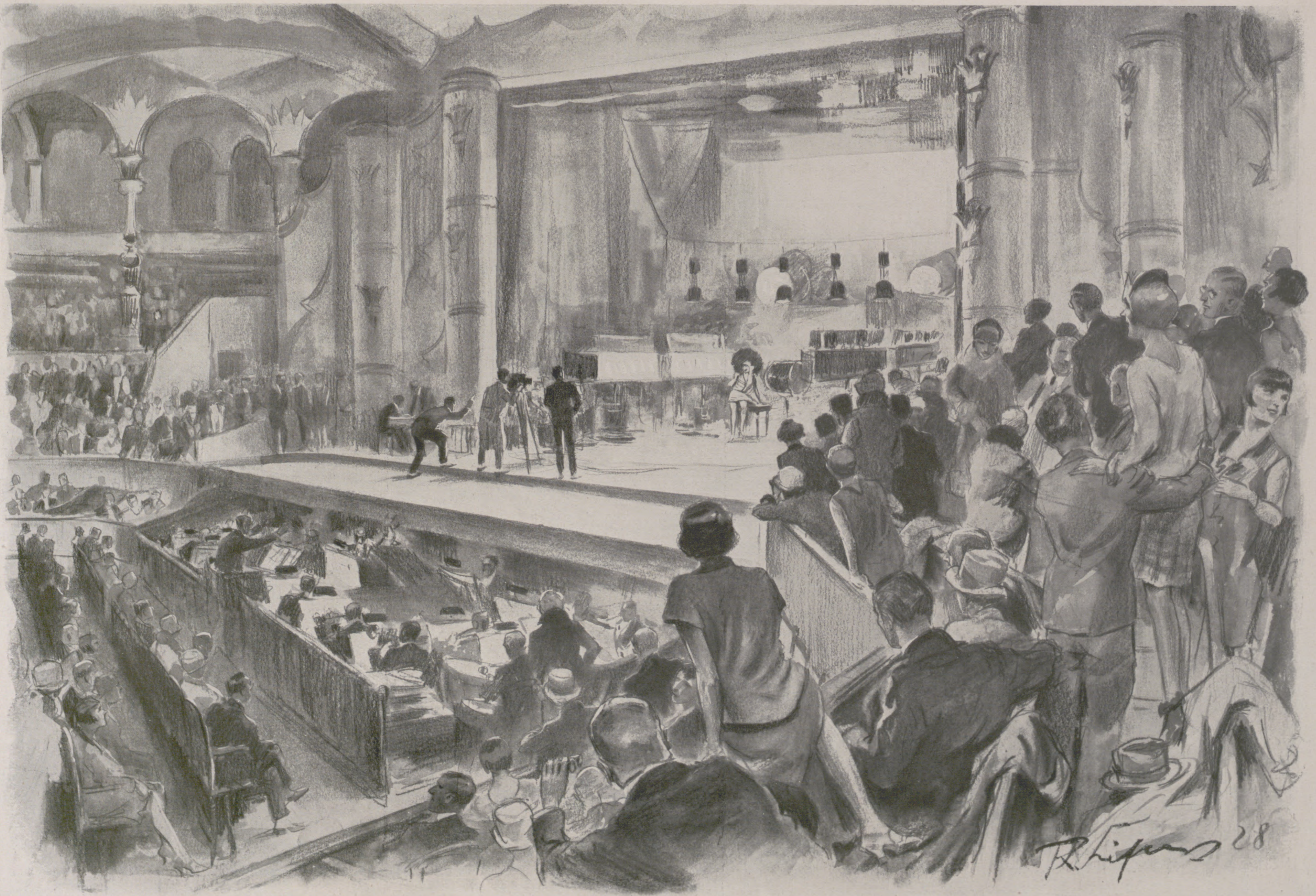


Festakt der Erhebung der Militärakademie zur Hohen Karlsschule 1782. Stich von N. Heideloff nach der Zeichnung von V. Heideloff. (Schiller-National-Museum, Marbach.)

Einen Teil der Mittel gewann er durch seinen Subsidienvertrag mit Frankreich, wodurch er sich verpflichtete, Truppen zu unterhalten, die auf Verlangen in französische Dienste treten mußten. Das geschah denn auch im Siebenjährigen Krieg. Die ganze übrige Zeit seiner langen Regierung lebte das Land in Frieden, aber heftige Kämpfe gab es zwischen dem Herzog und der Landschaft oder den Landständen, die seinen stets wachsenden Geldforderungen energisch entgegentraten. In dem Erbvergleich von 1770 mußte der Herzog schließlich nachgeben. Allmählich mäßigten sich auch seine Leidenschaften, und an seinem 50. Geburtstag ließ er von allen Kanzeln jenes merkwürdige Bekenntnis verlesen, wie es sicher noch kein absolutistischer Fürst geschrieben hatte. Die Beziehungen zu seinen Untertanen besserten sich zusehends, zumal als er sich nach Hohenheim zurückzog, wo er mit der von ihm entführten Franziska v. Leutrum, die er vom Kaiser zur Reichsgräfin von Hohenheim erheben ließ und 1785 auch ehelichte, das Leben eines Landedelmanns führte. Auf die wirtschaftliche Hebung seines Landes war er auch in seinen Sturm- und Drangjahren schon bedacht gewesen, aber dann erwachten in ihm seine pädagogischen Neigungen, die er in der Karlsschule und der École des Demoiselles betätigte.

Obschon er sich durch viele Maßnahmen, die militärischen Aushebungen und den Verkauf seiner Landeskinder an Frankreich und Holland, seine Steuererpressungen und die Gefangennahme verdienstvoller Männer wie des Landschaftskonsulenten J. J. Moser und des Dichters Schubart verhaßt gemacht hatte, wurde er doch zuletzt so volkstümlich, daß er noch heute als „Karl-Herzog" in vielen Anekdoten fortlebt. — Er starb am 24. Oktober 1793 in der Meierei des noch nicht vollendeten Schlosses Hohenheim.

Tony Kellen.



Der Film spürt schönen Frauen nach: Während der Probeaufnahme in der in ein Filmatelier verwandelten Alberthalle zu Leipzig.

Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Rudolf Lipus.

(Hierzu ein Beitrag „Film-Nachwuchs gesucht!" auf der nächsten Seite.)

Film-Nachwuchs gesucht!

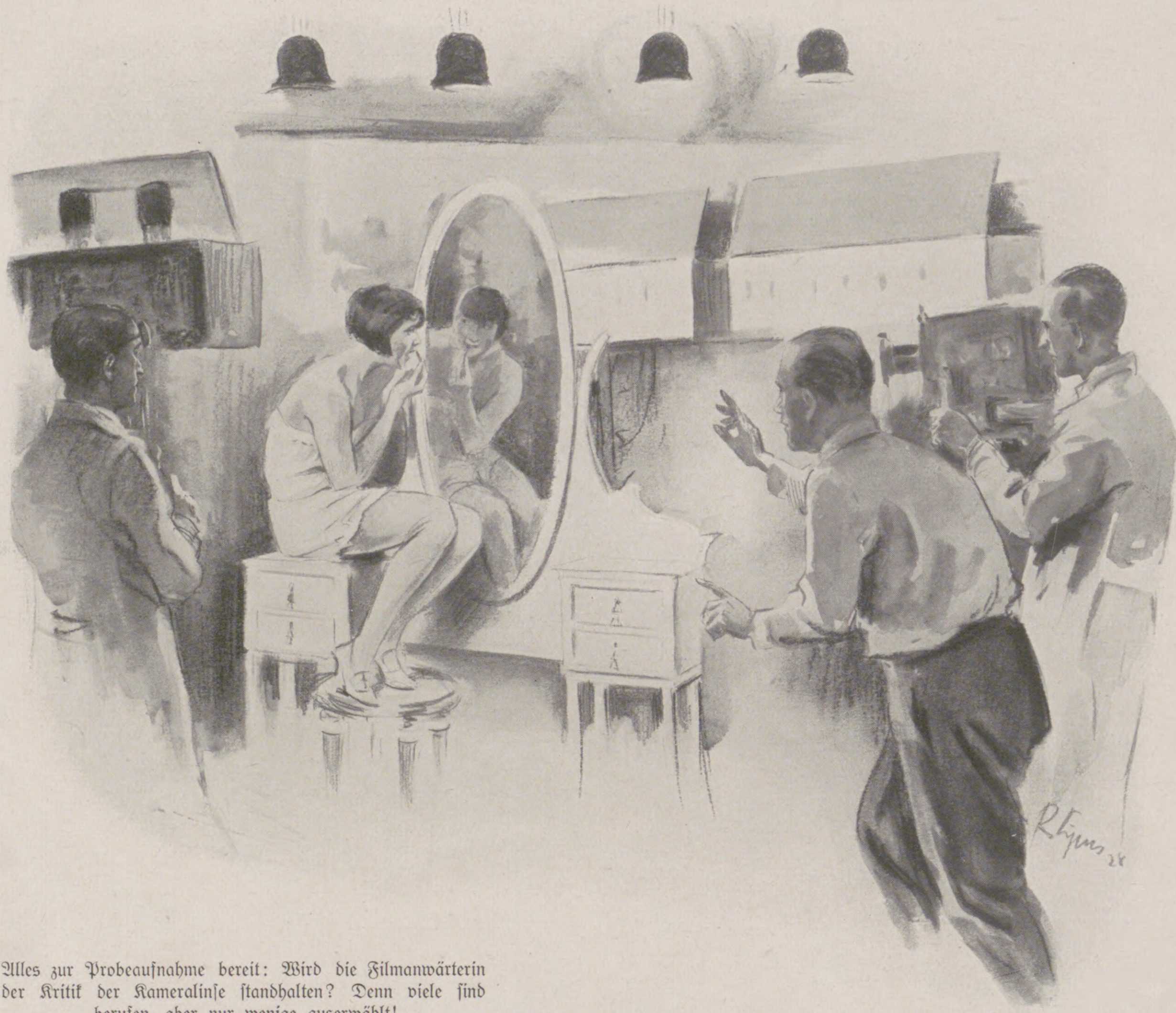


Der hohe Herr Regisseur bei eingehender Prüfung: „Noch ein bißchen mehr neigen — das Profil ist nicht übel!“

Die Entwicklung des Films spielt sich in einer Epoche ab, in der die Bestrebungen der Frau immer stärker auf ihr Selbstbestimmungsrecht hinzielen. Unzählige, die in ihren bisherigen Berufen an den Widerständen des Wirtschaftslebens gescheitert sind, suchen heute Zuflucht — beim Film! Von der Idee besessen, vom Manne unabhängig zu werden und auf eigenen Füßen zu stehen, oder in der Erkenntnis, daß der Mann infolge der unsicheren geschäftlichen Verhältnisse mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, eine Frau standesgemäß zu ernähren, glauben sie beim Film die größten Aussichten zu haben, rasch und — mühelos Geld, viel Geld zu verdienen. Gibt der Spiegel der Frau eine günstige Auskunft über ihr Aussehen, und befriedigt er ihre Eitelkeit, so festigt er in ihr die Hoffnung, den Anforderungen der Filmlaufbahn zu entsprechen. Bedenken doch die wenigsten, daß nicht allein das gut photographierte Gesicht, sondern vor allem die Ausdrucksfähigkeit des Körpers, das Mienenspiel, die Art der Bewegungen und Gesten beim Film, der lediglich durch das rein Sichtbare wirkt, den Ausschlag geben. Ganz abgesehen hiervon wird aber nur zu leicht die Tatsache übersehen, daß der Film eine Industrie ist, die mit Menschen wie mit Zahlen rechnet, und daß auch hier, wie allerwärts, Demütigungen, Enttäuschungen, gesundheitliche Gefahren, Kündigungen und Arbeitslosigkeit nicht ausgeschlossen sind.

Den größten Prozentsatz der Filmbegeisterten stellen jedoch jene jungen Menschenkinder dar, die, der Schulpflicht entwachsen, noch vor einer Berufswahl stehen und sich auf Grund körperlicher Vorzüge einbilden, für sie käme die Laufbahn einer Filmdarstellerin in Frage. Was sie vom Film kennen, beschränkt sich gerade auf das, was ihnen das Lichtspieltheater auf der weißen Wand vorführt — in vielen Fällen Bilder, wie sie das tatsächliche Leben nicht enthält. Den Luxus, in dem die Stars dort schwelgen, übertragen sie nur zu leicht auch auf das Privatleben der Künstlerin, und sie haben keine Ahnung davon, wie sich die wahren Bilder hinter den Kulissen gestalten — wo es wie in kaum einem anderen Beruf heißt, immer wieder aufs neue den Beweis seines Könnens zu liefern, um die Existenz zu ringen und sich zu behaupten. Dieses alles erfordert Arbeit, schwerste, aufreibende und entsagungsvolle Arbeit, denn nur wenigen ist es gegeben, jenes Maß an innerer Kraft aufzubringen, das sie dazu befähigt, Millionen Menschen Freude und Genuß zu bereiten.

Es bedarf nun keiner Frage, daß der Massenkonsum an Filmen eine Parallele in dem Massenverbrauch an Darstellern findet, denn viele „Stars“ sind meistens nur für ein paar Jahre „Modesache“. Die Suche nach geeignetem Nachwuchs ist daher eines der brennendsten Probleme der Filmindustrie. Die verschiedenartigsten Versuche, neue Gesichter zu entdecken, sind unternommen worden, aber nur selten hatten sie ein befriedigendes Ergebnis. Die Tatsache, daß die meisten Filmgrößen von der Sprechbühne zum Film kamen oder durch Zufall einem Regisseur auffielen, gibt zu denken.



Alles zur Probeaufnahme bereit: Wird die Filmanwärterin der Kritik der Kameralinse standhalten? Denn viele sind berufen, aber nur wenige auserwählt!

Den Weg, aus dem anscheinend unerschöpflichen Reservoir der filmbegeisterten Frauen, neue Sterne zu schöpfen, beschritt jüngst die Ufa in Leipzig mit einem Film-Eignungs- und Schönheits-Wettbewerb. In dem großen Ufa-Palast „Alberthalle“ versammelte sich am 29. Januar eine nicht geringe Anzahl von Anwärterinnen auf den filmischen Lorbeer. Tagelanger Vorarbeit hatte es bedurft, um aus den mehr als 3000 Anmeldungen die geeigneten Kandidatinnen auszuwählen, die dann im Kreuzfeuer der Jupiterlampen vor einem schaulustigen Publikum zu zeigen hatten, was sie konnten. Eine Reihe dieser künftigen Filmdiven — wer kann sagen, inwieweit sich all die hochfliegenden Hoffnungen dieser Glücklichen erfüllen werden? — bringen wir auf der gegenüberstehenden Seite im Bilde. Mit der Regie der in jeder Hinsicht interessanten Veranstaltung hatte die Ufa den bekannten Filmfachmann Regisseur Willy Buckan-Leipzig betraut. Die gesamte Ausführung lag in den Händen der Gesellschaft „Deutscher Kunstfilm“ in Leipzig.



Der harte Fels in der Brandung der Ungeduldigen.

Wie gelangt man nun normalerweise zum Film? Von den Zahllosen, die Filmgesellschaften, Regisseur und Künstler mit der Bitte bestürmen, sie beim Film unterzubringen, verlangt man zunächst — wenn sie nicht aus bestimmten Gründen schon von vornherein als ungeeignet ausscheiden — die Vorlage einer Anzahl unretuschierter Photographien. Bewerberinnen, denen sich, dem Bilde nach zu urteilen, gewisse Aussichten bieten, werden zu einer Probeaufnahme ins Filmatelier bestellt, um den Beweis ihrer Tauglichkeit zu erbringen. Diese Probeaufnahme ist gewissermaßen die Reifeprüfung für den Film, denn wer sie besteht, dem bietet sich die Möglichkeit, eine kleine Rolle zu bekommen und sein weiteres Können zu zeigen. Es gibt eine Reihe Experimente, die man mit der Anfängerin macht, um festzustellen, ob sie ein „Filmgesicht“ hat, und ob ihr schauspielerisches Talent für die vom Film geforderte Mimik usw. ausreicht. Meistens ist es ein Brief, der nach vorausgegangenen Erklärungen der Debütantin überreicht wird, und den sie vor der in Gang gesetzten Kamera zu lesen hat. Der Inhalt ist dazu angetan, starke Gemütserregungen hervorzurufen. Der Prüfling hat sich z. B. in die Lage eines Menschen zu versetzen, der beim Lesen anfänglich höchste Freude, dann aber tiefsten Schmerz empfindet. Was der Brief enthält, soll sich im Gesicht der Darstellerin so widerspiegeln, daß das Publikum ohne weiteres errät, welcher Art die Nachricht ist. Diese scheinbar einfache Aufgabe ist eine der gefährlichsten Klippen der Probeaufnahme — an der die meisten bereits scheitern. Entweder, die Züge des Gesichts bleiben nahezu unverändert, oder die Anfängerin verzerrt sie zu grausigen Grimassen, reißt die Augen übernatürlich auf und macht krampfhaft wirkende Gesten. Sie ist weit davon entfernt, sich in die ihr zugewiesene Rolle zu vertiefen, das Schicksal eines fremden Menschen, den sie verkörpern soll, zu erleben und seelisches Empfinden glaubhaft und lebensecht zum Ausdruck zu bringen; sie denkt nur daran, daß sie „Probe spielt“, weiß sich nicht zu meistern und möchte, ihrer gekünstelten Übertreibungen vielleicht unbewußt, auf jeden Fall imponieren. Natürlich ist sie dann tödlich beleidigt, wenn man sie als ungeeignet bezeichnet, schiebt alle Schuld auf den Regisseur (der sie nicht versteht!), auf falsche Beleuchtung oder auf ihre Unkenntnis des filmmäßigen Schminkens.

Otto Behrens.







Peggy

„Ich verwendete viel Mühe und Zeit darauf, meinem Bubenkopf Anmut und Linie zu geben – es war vergeblich, solange ich nicht verstand, dem Haar durch richtige Pflege schmiegsamen Fall, schimmernden Glanz und lockere Fülle zu geben. Erst durch regelmäßigen wöchentlichen Gebrauch von PIXAVON habe ich das Ziel erreicht: Mein Bubenkopf gefällt – ich gefalle....“





PIXAVON

Pixavon-Haarwäsche wird in allen besseren Frisier-Salons ausgeführt.

Fordern Sie kostenlos von uns Abbildungen neuer Bubenkopfschnitte für Frühjahr 1928.

LINGNER-WERKE / DRESDEN

Kanals sind 330 m lang und 14 m tief, während die des Panamakanals nur 312 und 12,2 m messen. Wie gewaltig das Werk ist, zeigen einige Zahlen. Nicht weniger als 225000 cbm Eisenbeton werden auf 15500 Pfählen und 3500 Spundbohlen zu ruhen kommen. Drei 1184 Tonnen schwere Schiebetore — eines davon als Notreserve — werden die Schleuse abschließen. Sie sind völlig gleich, um gegeneinander ausgetauscht werden zu können. Im Jahre 1929 soll die Schleuse fertig werden. Amsterdam wird dann auf viele Jahrzehnte hinaus auch für die größten Schiffsungetüme offen stehen, die der moderne Mensch in seinem rastlosen Streben nach stets gewaltigeren Maßen ausdenken und schaffen wird. Dr. G. Panstingl.

Die neueste Behandlung der perniziösen Anämie. Die perniziöse Anämie, eine Erkrankung, bei der eine hochgradige Verminderung der roten Blutkörperchen im Vordergrunde steht, war bisher mit keiner Behandlungsart wirksam zu beeinflussen. Gestützt auf die Forschungen der Amerikaner Whipple und Robscheit-Robbins, die beobachtet hatten, daß reichlicher Lebergenuß bei Hunden die Blutregeneration nach starken Blutverlusten beförderte, wurde nun von Minot und Murphy die sogenannte „Leberbehandlung" bei perniziöser Anämie empfohlen. Man gibt dabei dem Kranken große Mengen — täglich etwa 120—240 Gramm — gekochte Kalbs- oder Rindsleber neben der übrigen Nahrung, die vor allem reichlich frisches Obst und Gemüse enthalten soll. Diese Diät ist sehr reich an Eisen- und Purinstoffen. Die Autoren verfügen bis jetzt über 105 Beobachtungen und berichten, daß mit wenigen Ausnahmen der Erfolg sehr gut sei. Die Kranken fühlen sich bei dieser Diät nicht nur wohler und frischer, sondern der objektive Blutbefund kehrt auch vollkommen zur Norm zurück. Die bisher in Deutschland durchgeführten Leberbehandlungen zeigen nicht so günstige Erfolge wie die der Amerikaner; immerhin aber steht fest, daß diese neue Therapie alle bisher angewandten Methoden weit übertrifft. Es ist noch nicht sicher festgestellt, worauf die günstige Wirkung eigentlich beruht; sie ist wohl kaum dem hohen Eisengehalt der Leber zuzuschreiben, denn die perniziöse Anämie reagiert nicht auf Eisengaben, die von jeher versucht wurden. Es ist gelungen, aus der Leber einen Extrakt zu gewinnen, der dieselben günstigen Wirkungen hervorbringt wie rohe oder gekochte Leber. Er ist löslich in Wasser, unlöslich in Äther und wird von Alkohol gefällt; er enthält etwa 7 Proz. Stickstoff und nur Spuren von Eisen, daneben etwas Schwefel. Die Annahme verschiedener Autoren, daß der wirksame Stoff mit dem Vitamin E identisch sei, hat sich als irrig erwiesen. Vielleicht beruht die Wirkung auf hormonalen Substanzen — die Entscheidung muß erst durch weitere Forschungen fallen. Zur Zeit ist man auch noch mit der praktischen Frage der besten Darreichungsform der großen Lebermengen beschäftigt; vor nicht langer Zeit gab man die Leber nur roh, in gehacktem Zustande — das bedeutete für viele Kranke eine starke Belästigung, ja, manche vermochten ihren Widerwillen gegen die umfangreichen rohen Fleischportionen gar nicht zu überwinden. Wir wissen jetzt, daß gekochte Leber, die bedeutend angenehmer darzureichen ist, ebenso wirksam ist wie rohe; auf Anregung von Schottmüller wurde jetzt Leber in Pulverform gebracht — und nach einigen bisher vorliegenden Beobachtungen vertragen die Kranken dieses Pulver weit besser als die großen Lebermengen; der Erfolg ist der gleiche. Man wird jedenfalls den Arbeiten, die auf diesem Gebiete mit Eifer fortgesetzt werden, in weiten Kreisen Interesse schenken. S. Hupfer.

Kulturgeschichte. Jahrhundertelang hat man das geschichtliche Werden nur vom Standpunkt der Politik, des Militärs und allenfalls noch der Wirtschaft betrachtet. Erst seitdem Lamprecht mit dem Dogma, daß die Gestaltung der Geschichte von diesen drei Mächten abhänge, gründlich aufräumte und Geist und Seele die Priorität bei allem historischen Geschehen zuerkannte, hat man begonnen, der Kultur als Ausdruck dieser psychischen Welt einen bedeutungsvollen Platz in der Geschichtschreibung zu gewähren. Was man bisher Kulturgeschichte nannte, waren mehr Schilderungen von Sitten und Gebräuchen, großzügige Zeitgemäldedarstellungen, wie sie zuerst am eindrucksvollsten Johannes Scherr vor seinen Lesern entrollte. Es zeigte sich bei Scherr bereits, daß man, um vergangene Kultur lebensvoll zu veranschaulichen, nicht bloß Wissenschaftler, sondern auch Künstler sein müsse, insofern als das nüchterne Tatsachenmaterial Durchdringung mit der Phantasie erfordert. Alle namhaften Kulturhistoriker der Gegenwart sind in diesem Sinne Dichter. Auch Egon Friedell, der bekannte Wiener Essayist und Kritiker, der uns den ersten Band seiner „Kulturgeschichte der Neuzeit" (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München) vorlegt, ist kein Tatsachenerzähler, der mit mathematischer Genauigkeit die für und wider sprechenden Gründe eines historischen Phänomens gegeneinander abwägt und dann daraus seine Schlußfolgerungen zieht, sondern ein schöpferisch gestaltender Geist, der die Dinge von einer höheren Warte aus betrachtet, beim Wesentlichen verweilt und es mit kühnen Kombinationen verbindet. Solche Kulturschilderungen lesen sich wie Romane und sind dabei tiefgründig und lehrreich. Der erste Band behandelt die Renaissance und Reformation und offenbart bereits die leichte und fesselnde Art des Verfassers, Geschichte fruchtbar zu machen, indem sie in anmutiger Sprache aus der Fülle der Geschehnisse die großen wirkenden Ideen scharf herauskristallisiert. Man bedauert auch nicht das Fehlen des für kulturgeschichtliche Darstellungen so wichtigen Bildermaterials, weil die Anschaulichkeit des Berichtens vollkommen Ersatz dafür bietet. — Mit einem Spezialgebiet der Kultur- und Sittengeschichte beschäftigt sich Eugen Holländers Werk „Askulap und Venus" (Propyläen-Verlag, Berlin). Hier ist mit ungeheurem Sammeleifer eine gewaltige Fülle von Abbildungen zusammengetragen, um das Urproblem der Menschheit auch für das Auge sinnfällig durch Zeitdokumente zu beleuchten. Das Geschlechtsleben, die damit zusammenhängenden Sitten und Gebräuche, soweit sie das Gebiet der Medizin berühren, und die Anfänge der Heilkunst bei den Völkern der Vorzeit und der Altkulturen aus den spärlich vorhandenen Quellen zu rekonstruieren, war die Absicht des Verfassers. Daß dieses in einer Weise geschehen ist, die keineswegs nur Mediziner als Leser voraussetzt, darf ihm als besonderes Verdienst angerechnet werden; denn die Probleme, die hier berührt werden, haben für jeden der Vergangenheit nachspürenden Menschen schließlich kein geringeres Interesse. — Das Seltsame, Außergewöhnliche, das Kuriosum, wird immer für den Kulturforscher ein wichtiger Baustein für das von ihm rekonstruierte Gebäude sein. Ja, es kommt ihm oft sogar mehr Bedeutung zu als mancher regulären Tatsache, weil in dem, was uns heute absonderlich erscheint, die Vergangenheit durchaus etwas Natürliches sah. Max Kemmerich hat sich ein ganz besonderes Verdienst darum erworben, solche Kopfschütteln erregende Raritäten zu sammeln. Er läßt nun seinen bekannten „Kultur-Kuriosa" der Vergangenheit seine „Modernen Kultur-Kuriosa" (Albert Langen, München) folgen. Ohne irgendeiner Partei oder Konfession verpflichtet zu sein, zeigt der Verfasser in diesem Werk all die Irrtümer, Torheiten, Schwächen der Regierungen und Behörden, der Kirchen, Stände und Fakultäten, all die Ungerechtigkeiten und Ungeheuerlichkeiten der Inflationszeit. In einem andern, ebenfalls unlängst im gleichen Verlag erschienenen Buche „Die Brücke zum Jenseits" behandelt Kemmerich, der auch als ein bemerkenswerter Pfadfinder auf okkultem Gebiet gilt, die Spuk- und Gespensterwelt. Selbst wenn man sich ablehnend zu den hier behandelten Problemen stellt, wird man die Ausführungen des Verfassers mit Genuß lesen und seinen Entdeckungsfahrten in ein dunkles Land aufmerksam folgen müssen. — Von diesem übersinnlichen Thema wenden wir uns zu einem ganz sinnlichen oder vielmehr auf die Sinne wirkenden Stoff — dem Tabak, der ja auch in die Kulturgeschichte gehört. Robert Cudell hat das „Buch vom Tabak" geschrieben (Verlag Haus Neuerburg, Köln a. Rh.). Er schildert Entdeckung, Einführung und Verbreitung dieses Genußmittels und knüpft manche unterhaltende Betrachtungen daran. Das Büchlein, außerdem nett illustriert, dürfte allen passionierten Rauchern eine willkommene Gabe sein und ihnen den Geschmack an dem braunen Narkotikum noch erhöhen. Dr. V. T.

DER GEIGER VON BERGAMO

VON SUSE MIKLEN

Der junge Andrea Guarneri, den sie den Geiger von Bergamo nennen, lehnt am Brunnen des Marktes und sieht dem Treiben der Zimmerleute zu, die auf dem Marktplatz ein hölzernes Podium errichten.

Dort oben wird er morgen stehen, er — der Meisterschüler Herrn Bartolos von Bergamo. Mit seiner Geige wird er sich den Preis erringen, das Stipendium für die Meisterschule von Cremona. Meister Nicola Amati selbst wird dann sein Lehrer sein und wird dem Schüler weisen, was ihm zur höchsten Künstlerschaft noch fehlt. Die Kraft seiner Tage und Nächte will er dransetzen zur Erreichung seines höchsten, heiß ersehnten Zieles: aus dem kleinen Geiger von Bergamo der Meister Italiens zu werden!

Andreas Gedanken verlieren sich in ehrgeizige Künstlerträume, die im Schlafen und Wachen seine Seele erfüllen. Aber wird der Höhepunkt des Ruhmes auch den Gipfel des Glücks für ihn bedeuten? Wenn einst die heißen — ach, so leicht entflammten — Herzen Italiens ihm zufliegen, wird nicht sein eigenes Herz dann darben? Ihm scheint der Ruhm ein schales Geschenk, wenn ihm nicht das Glück der Liebe beigesellt ist.

Ruhm wird morgen seine Stirne kränzen, aber dem Glück wird der blonde Filippo seinen keden Kuß auf die Lippen drücken.

Andreas Hand krampft sich um den Hals der geliebten Geige, daß die Knöchel weiß hervortreten. Eifersucht reißt schmerzhaft an seinem Herzen. Filippo ist keck und schön. Ist es nicht natürlich, daß Fiametta ihm wohlgefällig nachblickt und der brennenden Blicke des buckigen Andrea nicht achtet? Der Verschmähte schließt die Augen. Nun sieht er der Geliebten Bild vor sich, und in die Melodien, die durch seine Seele klingen, mischt sich der Ton ihrer Stimme.

„Wenn's auch ein Traum nur ist,
Daß du mein' Liebste bist..."

Da berührt eine Hand leicht den Arm des Träumenden: „Andrea!" Es ist dieselbe Stimme, die eben in ihm klang. Er läßt die Augen geschlossen: „Ja, Fiametta?"

„Andrea, bist du mir gut?"

„Ja, Fiametta!" — Nur nicht sich regen, nur nicht die Augen öffnen, sonst zerfließt der Traum.

„Andrea, du mußt mir eine große Liebe tun!"

„Alles, was du verlangst, Fiametta!"

„Gib morgen zum Preisspiel dem Filippo deine Geige!"

Andrea öffnet die Lider. Der Traum ist vorbei. Er ist ganz wach.

„Weshalb, Fiametta?"

„Der Vater droht, er wolle dem Filippo die Tür weisen, wenn er sich morgen keinen Preis erspielt. Du weißt, seine Geige taugt nicht viel, und deine klingt so süß und voll. Laß ihn auf deiner morgen spielen, dann..."

„Und ich?"

„O du — du spielst auf der schlechten Geige gewiß ebenso schön. Was gilt dir auch der Preis? Du spielst ja nicht um Liebe."

„Ich spiele nicht um Liebe..."

Andrea lächelt schmerzlich, denn des Mädchens Blick hat mitleidig seine schiefe Schulter gestreift. Das trifft ihn wie ein Peitschenhieb. Nein, er spielt nicht um Liebe. Was würde es auch nützen? Sein Spiegelbild — von der Wasserfläche des Brunnens zurückgeworfen — gibt unbarmherzige Antwort. Es zeigt mit grausamer Deutlichkeit die hohe Schulter und die schmächtige Gestalt. Andrea streicht mit der schmalen Hand über den Wasserspiegel, um das Bild zu verwischen. Es hat ihm genug gesagt. Er wendet sich zur flehenden Fiametta: „Gut, Filippo soll meine Geige haben. Heute nacht will ich sie ihm in die Schlafkammer legen. Aber sag' ihm nichts davon. Ich mag nicht seinen Dank."

*

Die Bürgerschaft Bergamos füllt dichtgedrängt den engen Marktplatz. Herr Bartolo hat sie zum Preisspiel seiner Schüler geladen. Die stehen in feiertäglichem Gewand, die Geigen unterm Arm, hinter ihrem Meister.

Der Letzte in der Reihe ist der junge Guarneri. Sein Antlitz trägt die Spuren einer schlaflosen Nacht. Er hat sich in später Stunde in die Schlafkammer Filippos geschlichen und unbemerkt die Geigen vertauscht. Dann hat er lange am Lager des schlafenden Nebenbuhlers gestanden und noch einmal alle Wünsche und Leidenschaften durchkostet, alle Qualen der Eifersucht durchlebt, die ihn — seit er Filippo und Fiametta kennt — selig und krank gemacht. In schwerem Ringen mit seinem heißen, unbändigen Herzen hat er den Sieg erkämpft über Liebesverlangen und Eifersucht. Nun liegt auf seinen Zügen ein Ausdruck von Leid und Überwindung, der ihn wunderbar verschönt.

In der vordersten Reihe der Zuhörerschaft steht ein älterer Mann, dessen bedeutende Erscheinung auffällt. Doch scheint ihn niemand zu kennen; und sein Reisegewand sowie die Gepäckstücke, die ein Diener bewacht, deuten darauf hin, daß er sich auf der Durchreise befindet. Er blickt prüfend die Reihe der Musikschüler entlang. Seine Blicke gleiten flüchtig über Filippos jugendschöne Erscheinung, bis sie an Andreas schmaler Gestalt haftenbleiben. Mit starker Anteilnahme studiert er in des jungen Geigers leiddurchfurchten Zügen, aus denen Intelligenz und Leidenschaft sprechen.

Auch Filippo wirft verstohlene Blicke auf den neben ihm stehenden Andrea. Er mag ihn nicht leiden, den Musterschüler, der sich nie in die fröhlichen Spiele der Genossen mischt und durch seine Kunst alle übrigen in den Schatten stellt. Wie schwärmt Fiametti von dem Geigenspiel des Burschen! Wie hat sie gestern noch den schmelzenden Ton seiner Geige gerühmt! Diese verfluchte Geige! — Will sie — der heute wieder alle hingerissen lauschen werden — auch seines Mädchens Herz betören? Bebend greift Filippos Hand nach dem kleinen Dolchmesser, das ihm im Gürtel steckt. Ein rascher Seitenblick — und mit kurzem, scharfem Stich trifft das Messer die Decke von Andreas Geige. Der achtet nicht des leise klirrenden Tones. Ist es doch nicht seine eigene, geliebte Geige, die da klagt.

Aber erstaunt beobachtet der Fremde den Vorgang. Und auch ein Paar erschreckte Mädchenaugen haben Filippos Bewegung verfolgt. Was tut Filippo? Weiß er nicht, daß Andrea ihm...

Da gibt Meister Bartolo das Zeichen zum Beginn. Die Schüler treten, einer nach dem andern, aufs Podium und zeigen, was ihr Meister sie gelehrt hat. Sie spielen brav und sauber auf mittelmäßigen Instrumenten und geben ihr Bestes. Auch Filippo — von dem vollen Ton seiner Geige betroffen — spielt besser als sonst und erntet Beifall.

Zuletzt besteigt Andrea Guarneri die Tribüne. Ein beifälliges Murmeln geht durch die Menge. Der Geiger von Bergamo!

Auf Andreas Zügen liegt ein siegessicheres Lächeln. Es reizt ihn, das mittelmäßige Instrument, das er im Arm hält, zum Klingen zu bringen und alles aus ihm herauszuholen, was in seiner Seele nach Ausdruck ringt. Er hebt die Geige ans Kinn und setzt den Bogen an. Ein schriller, gebrochener Ton quält sich unter seinem Strich hervor. Die Zuhörer horchen auf. Meister Bartolo schüttelt unwillig den Kopf. Guarneri setzt noch einmal an. Wieder derselbe krächzende Ton. Ein ärgerliches Zischen und Pfeifen klingt unter den Zuhörern auf. Treibt der Bursche seinen Spott mit ihnen?

Guarneri läßt den Bogen sinken und blickt bestürzt und ratlos um sich. Er sieht auf Filippos Zügen ein hämisches Lächeln, blickt in Fiamettas angstvolle Augen und fühlt die höhnischen Blicke der Menge wie Brennesselstiche auf bloßer Haut.

Der Fremde, der den jungen Andrea seit Beginn des Konzerts nicht aus den Augen gelassen hat, errät den Zusammenhang zwischen der auffälligen Bewegung Filippos und dem brüchigen Ton des Instruments. Er tritt an das Podium.

„Euer Instrument scheint beschädigt zu sein, junger Freund. Nehmt als Ersatz hier meine Geige."

Er entnimmt dem Holzkasten, den sein Diener ihm zureicht, eine in ein kostbares Seidentuch gehüllte Geige und reicht sie dem Erstaunten hinauf. Andreas schlanke Künstlerhände streichen liebkosend über das Instrument, auf dessen braungoldener Decke tausend Sonnenreflexe schimmern. Er fühlt, daß diese Geige eine Meisterschöpfung ist.

Seine Brust weitet sich. In seinen Augen leuchtet es auf. Er hebt den Bogen. Ein voller, klarer, warmer Ton quillt unter seinem Striche auf, klingt über die Häupter der Lauschenden hin und verströmt leise.

Der Fremde nickt befriedigt. Er hat sein Gut keinem Unwürdigen anvertraut. Mit sachkundigem Auge beobachtet er Haltung und Bogenführung des jungen Künstlers.

Der hat die Umwelt vergessen. Sinn und Gedanken sind der Gegenwart entrückt. Der Bogen gleitet sanft über die Saiten. Die Töne fügen sich zu süßer Harmonie zusammen. Andrea spielt seinen Abschied von der lieben kleinen Bergstadt Bergamo und vom Häuschen am Bergeshang, wo die Mutter wohnt.

Dann rauschen die Töne leidenschaftlicher auf. Sie überstürzen sich, grelle Dissonanzen schreien dazwischen. Der Bogen jagt über die Saiten. Die schmale Gestalt des Geigers erbebt im Nacherleben der nächtlichen Seelenqual.

Zuletzt ringt sich aus dem Chaos der Klänge eine ernste, feierliche Melodie hervor. Wie ein junger Priester steht Andrea da, die leidvollen Züge von einem verklärenden Lächeln durchleuchtet.

„Leid ist da, um überwunden zu werden", singt seine Geige. „Leid ist gesandt, damit du es mit mutigem Herzen und lächelnden Lippen trägst. Das Leben ist hart. An seiner Härte erwachse dein Mut. Das Glück ist karg. Verschmähe sein Geschenk und schaffe dir Freunde aus dem Reichtum der eigenen Seele."

Der letzte Klang verklingt in einem ungebrochenen, reinen Akkord. Kein Beifall unterbricht die Stille. Alles schweigt in Ergriffenheit.

Da steigt Meister Bartolo zu seinem Schüler hinauf und drückt ihn tränenden Auges ans Herz: „Ich danke dir, mein Sohn! Du hast deinem alten Lehrer Ehre angetan mit deinem Spiel. Ich weiß dich nichts mehr zu lehren. Geh nach Cremona, wo es bessere Lehrer gibt als mich. Ich will dir einen Geleitbrief mitgeben an Messer Nicola Amati."

„Das tut nicht not", ertönt neben ihm die Stimme des Fremden, der unbemerkt die Stufen des Podiums erstiegen hat. „Nicola Amati war selber Zeuge von dem seelenvollen Spiel des Jünglings und nimmt ihn mit offenen Armen als seinen Schüler auf.

Messer Amati streckt dem errötenden Andrea beide Hände entgegen:

„Ich habe verstanden, was dein Spiel uns sagen wollte, junger Freund. Wir alle werden durch Leid zum Lichte geführt. Die Überwindung des Schmerzes ist die erste Stufe zur Künstlerschaft."

Jetzt löst sich die Spannung der Volksmenge in lauten Beifallsrufen. Es hat sich rasch herumgesprochen, daß der Unbekannte dort oben Messer Nicola Amati ist, der berühmte Virtuos und Geigenbauer aus Cremona. Kappen und Hüte fliegen in die Luft: „Hoch, Messer Amati! Hoch, der Geiger von Bergamo!"

Guarneri, ganz benommen von den Ereignissen der letzten Viertelstunde, kostet eine Probe des Ruhms, den er dereinst erringen will. Er läßt sich den Lorbeerkranz aufs dunkle Haupt drücken und folgt den beiden Meistern durch die jubelnde Volksmenge.

Da stiehlt sich eine Mädchenhand heimlich in die seine, und Fiamettas Stimme flüstert erregt:

„Andrea, ich weiß alles. Ich sah, wie Filippo heimlich nach deiner Geige stach. Er ist erbärmlich! Du aber, du bist gut. — Du bist ein großer Künstler. O Andrea, ich hab' geweint bei deinem Spiel. Du warst schön, als du oben standest. Man sieht die Schiefheit deiner Schulter nicht, wenn du die Geige hältst. — Gehst du nun nach Cremona? — Und wenn du wiederkehrst — Andrea — soll ich auf deine Heimkehr warten?"

Das leidenschaftliche Stammeln des Mädchens erregt Andreas Sinne. Doch zu seinem Herzen dringt es nicht mehr. Der qualvolle Seelenkampf einer Nacht liegt zwischen heute und gestern.

„Wem nie durch Liebe Leid geschah..." summt es ihm durch den Sinn. Er streicht mit brüderlicher Bewegung sacht über Fiamettas Haar:

„Warte nicht auf mich, Mädchen. Ich kehre nicht wieder. Der Weg des Geigers von Bergamo führt vorwärts — nicht zurück."

Leise löst er seine Hand aus des Mädchens Umklammerung. Der Marktplatz hat sich geleert. Über verstreute Blumen und Lorbeerblätter hinweg schreitet Andrea Guarneri einsam seinem Ziele zu.

BÜCHER, DIE MAN LESEN SOLLTE

SPAZIERGÄNGE DURCH DIE NEUESTEN ERSCHEINUNGEN DER BELLETRISTIK / VON DR. EGBERT DELPY

Eine der bedeutendsten und reizvollsten, aber naturgemäß auch schwersten Aufgaben, die es im Gebiet des Zeitromans zu lösen gibt, ist die Darstellung gewisser geistiger, wirtschaftlicher, sozialer, kultureller Entwicklungen innerhalb von Zeiträumen, die über die Reichweite einer einzigen bestimmten Generation hinausgehen. Der Dichter, der den Siegeslauf — oder den Untergang — einer die Menschheit in ihren Tiefen bewegenden und aufrüttelnden Idee schildern will, kann alle Stadien des typischen oder individuellen Entwicklungsganges erst dann richtig aufzeigen, kann den Wert oder Unwert einer neuen aufreizenden Idee und der Bewegung, die sie unter den Menschen entfesselte, erst dann mit voller Wucht in die Erscheinung treten lassen, wenn er ihr Keimen, Gären, Sichentfalten und Sichauswirken in einen weitgezogenen Rahmen spannt, der das Erlebnis mehrerer aufeinanderfolgender Generationen zu umfassen vermag. Solch breit verzweigten Strom der Ereignisse mit wechselnden Helden künstlerisch zu meistern, ihn zur gewünschten Totalität zu bändigen, setzt ungewöhnliche Kräfte und eine reife Meisterschaft schriftstellerischer Technik voraus. Ein Werk dieser Art hat immer Anrecht auf besondere Beachtung, zumal dann, wenn es sein Thema bei aller Eindringlichkeit der Einzelschilderung in schöner Ausgewogenheit aller Teile mit großer Schlußsteigerung, unausgesetzt fesselnd und in Atem haltend, durchzuführen vermochte. Solch großer Wurf ist jetzt einer jungen Holländerin, Jo van Ammers-Küller, gelungen. In ihrem Roman „Die Frauen der Coornvelts, der, von Franz Dülberg meisterhaft übersetzt, im Verlag Grethlein, Leipzig, erschien, hat sie dem Verlauf der Frauenbewegung in Holland ein künstlerisch wie menschlich gleich bedeutendes Denkmal gesetzt. Von den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts an verfolgt sie Werden und Wachsen des großen Kampfes um die „Befreiung der Frau“ von den Ketten ehernen Herkommens über vier Generationen von Müttern und Töchtern hinweg bis in das Jahr 1924 hinein. Drei große Etappen der Entwicklung spiegelt sie in wundervoll subtil geschilderten Kultur- und Sittenbildern. Zunächst die festgefügte Welt des gewaltigen Lodewijk Coornvelt, Wollwebereibesitzers in Leiden, in deren feierliche Familienstille die in Paris erzogene Nichte Miebetje Sylvain ersten Aufruhr und Sturm trägt. Dann die Zeit der siebziger Jahre, wo der Kampf der jungen Generation bereits auf der ganzen Linie entbrannt ist und von den Mädchen und Frauen der Fabrikbesitzer Coornvelt mit leidenschaftlichem Elan fortgesetzt wird. Endlich die Gegenwart, in der der Sieg der Frau über alles Erwarten entschieden ist und ein Geschlecht heranwächst, das mit den großen Errungenschaften nichts mehr anzufangen weiß, ja, innerlich leerer und unbefriedigter als je, sich bereits hier und da zurückzusehnen beginnt nach den alten Zeiten größeren Gebundenseins durch Pflichten und gläubiger Hingabe an die spezifischen Aufgaben des Frauentums. Mit liebevoller Eindringlichkeit und Wärme sind alle drei Welten in ihren besonderen Erscheinungsformen erfaßt, mit erstaunlicher Gerechtigkeit Licht und Schatten über die kämpfenden Parteien verteilt. Viel stilles und heißes Frauenleid tritt unaufdringlich in die Erscheinung. Mit um so schneidenderer Gewalt wirkt der Schlußteil, der als modernes Sittenbild der Gegenwart den klar und scharf geschliffenen Spiegel vorhält, in welchem die Entartung, der Mißbrauch der erkämpften Freiheit erschütternd sichtbar wird. Nichts von Überzeichnung, von tendenziösem Eifer hier wie dort. Frauenwärme, Frauentrauer, Frauensehnsucht weben auch um diesen anklagenden Schlußteil und haben ihm den schönen Endakkord von der ewig siegreichen Natur im Sehnen der Geschlechter geschenkt. Kurz und gut: ein scharfäugiger und warmfühlender Mensch, aber zugleich eine erstaunlich sichere, reife Künstlerin steht hinter diesem ungewöhnlich fesselnden Buche, das ganz Holland in Aufruhr gesetzt hat. Seines Themas wie seiner Qualitäten wegen verdient es, auch in Deutschland gelesen und gewürdigt zu werden, wo ja die Entwicklung sich in ganz ähnlicher Richtung vollzogen hat. Es kann viel entgleiste und unsicher gewordene Jugend zur Klarheit führen und wird allen Gereiften ein aufrüttelndes Erlebnis sein.

Tief hinein in die faszinierend geheimnisvolle Welt orientalischen Menschentums führt Dr. Franz Kuhns Übersetzung des altchinesischen Romans „Die Rache des jungen Meh — oder: das Wunder der zweiten Pflaumenblüte“, die im Inselverlag erschien. Der treffliche Leipziger Sinologe läßt hier seiner Übertragung des klassischen Meisterromans „Eisherz und Edeljaspis“ eine weitere folgen, die uns mit einem Werk bekanntmacht, in dem wieder andere seltsame Seiten der chinesischen Volkspsyche aufleuchten. Die Handlung des von unbekanntem Verfasser ebenfalls etwa im 16. oder 17. Jahrhundert verfaßten Romans führt zurück in das poesiedurchtränkte Zeitalter der Tang-Dynastie, in dem Li Tai Po lebte und dichtete, und hat zum Kern die historische Figur eines schurkigen Kanzlers Lu Ki, der nach Jahren despotischer Schreckensherrschaft in Ungnade fiel und verbannt wurde. Im Roman ergeht es ihm noch schlimmer; hier wird er mit vielen Anhängern kurzerhand hingerichtet, was dem Volksgefühl jedenfalls besser behagte. Vorher aber wird in vielen Kapiteln die Geschichte der Irrfahrten des jungen Meh erzählt, dessen Vater den Mut eines Angriffs auf den Kanzler mit dem Tode büßen mußte. Im Hause des Innenministers Tschen, eines ehemaligen Studienfreundes seines Vaters, findet der Jüngling Unterkunft. Da wendet sich die Wut Lu Kis auch gegen Tschen. Er setzt es durch, daß dessen Tochter Aprikosenknospe einem feindlichen Tatarenfürsten als Friedenspfand gesandt wird, und trachtet nach deren Flucht und wundersamer Errettung der ganzen Familie nach dem Leben. Auf gemeinsamer Flucht erleben der junge Meh und sein Freund, der junge Tschen, neue Abenteuer, die durch allerhand Liebeswirren gewürzt werden. Endlich macht eine Revolte der Schreckensherrschaft des Kanzlers ein Ende, die beiden Jünglinge steigen in glänzender Staatskarriere empor und heiraten — dies die sensationelle Schlußpointe — mit ausdrücklicher Erlaubnis des Kaisers je zwei Hauptfrauen... zweifellos die höchste Auszeichnung, die sich die chinesische Phantasie erdenken konnte. Romantik und Naturalismus glänzen in diesem wunderlich bunt und kontrastreich schillernden Kulturgemälde in seltsam wechselvollem Doppelspiel. Lebendigste, subtil schattierte Wirklichkeit wandelt sich in rosenfarbenes Märchen, ganz ähnlich dem Sprachstil, der phantastische Blumenhaftigkeit mit derbsten Realismen durchsetzt und damit oft die merkwürdigsten und ergötzlichsten Wirkungen erzielt. Man wandelt auf viel verschlungenen Pfaden durch eine fremde Welt der Wunder und Schrecken, die uns abwechselnd erheitert und erstaunt. Das rätselvolle Gesicht des chinesischen Menschen entschleiert sich und läßt uns bis zu einem gewissen Grade hinabschauen in das dunkle Land der dahinterliegenden Seele. Man erkennt, daß es kein kurzweiligeres Mittel für uns gibt, in die Mentalität des Chinesen einzudringen, als die Lektüre chinesischer Romane.

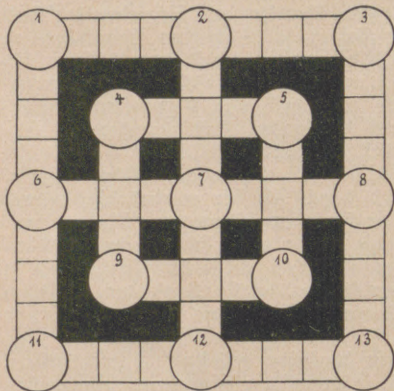
Neben diese beiden Ausländer-Werke sei ein deutsches gestellt, das mit hellem, heiterem Peitschenknall und lustigem Posthornblasen mitten hinein ins romantische Land deutscher Seele, deutscher Träume fährt. Friedrich Freksa, der Vielgewandte, gibt in seinem fröhlich schimmernden Roman „Ein Mädchen reist ins Glück“ (Sieben Stäbe-Verlag, Berlin) den uralten, ewig neuen Reise- und Abenteuer-Roman spezifisch deutscher Prägung. In seiner bunten, glitzernden Handlung, die aus dem Schwabenland an den Rhein und weiter bis nach Holland marschiert, mit phantastischen Erinnerungsblicken dabei noch märchenhafte Orientwelten umfassend, lebt und webt die köstliche Wunderlichkeit deutscher Seele in vielfachen

Ausstrahlungen. Tiefes Heimatgefühl, gepaart mit unbezwingbarer Sehnsucht in die Ferne, Freude an Kleinstadt-Enge und Drang nach unbegrenzter Weite, helles Sichberauschen an dem Lockruf von Gold, Ehre, Macht und freudiges Sichbegnügen mit Schwärmerei, Gefühl, treuer Liebe eines redlichen Herzens, das glänzt und leuchtet im farbigen Wechselspiel dieser Romanhandlung aus dem Jahre 1817 mit ewiger Geltung auf. Diese romantische Reise eines bildhübschen armen Mädchens hin zu dem geheimnisvollen Oheim in Holland, dem großmächtigen Commissarius van de laasten Depeschen liest sich wie ein prickelndes Lustspiel. Unausgesetzt bleibt die Spannung wirksam: Wie wird die reizende Regina allen Lockungen und Fallen der sie umschwärmenden Kavaliere entrinnen, und wie sieht das Glück aus, das sie in Holland erwartet? Die verblüffende, von tiefem Humor umspielte Schlußwendung, die dramatischen Charakter annimmt, um dann doch als helles deutsches Märchen vom Glück zweier endlich klarblickend gewordener Traumseelen zu enden, läßt das munter dahinsegelnde Schiff der Erzählung in dunklerem, tieferem Fahrwasser den Hafen schmerzlich erkaufter Erkenntnis erreichen. Glück, Ehre, Reichtum — die großen Seifenblasen unseres Traumlands, denen wir über Stock und Stein nachjagen, oft genug bis zum erschöpften Niedersinken — sie leben wirklich und unverlierbar nur in unserer eigenen Brust. Dies Erkennen leuchtet als goldene Abendröte über dem Abschluß der Irrfahrt dieses schönen Mädchens und schlägt die poetische Brücke hinüber vom reizenden Werk eines Modernen zu den großen Erzählern der deutschen Romantik.

Daß auch unter dem jungen deutschen Nachwuchs wieder Talente heraufwachsen, die, expressionistischer Formwillkür entsagend, in strenger Selbstzucht eine Erzählerprosa pflegen, die mit festen Schritten an die Wirklichkeit herangeht und ihr mit sicherem, geschmeidigem Griff ihr Wesentliches abnimmt, das zeigt der Novellenband „Marie Rebscheider" von Richard Friedenthal (Insel-Verlag), der als Erstlingswerk eine Leistung von ganz erstaunlicher Kraft und Sicherheit darstellt. Es steckt fast etwas Kleistisch-Unerbittliches in der Art, wie in der Titelnovelle das Schicksal der unglücklichen bayrischen Gastwirtstochter gleichsam protokollarisch notiert und zugleich mit aufwühlender Gewalt sichtbar gemacht wird. Das Unentrinnbare in dem aus eigenem Blut aufsteigenden Schicksal wird herzbeklemmend fühlbar. Etwas Monumentales steht dunkel, gewaltig anwachsend auf und geht ehern, unabwendbar seinen Gang. Ähnliches gestalten die übrigen Novellen in jeweils anderer, mit gleicher Meisterschaft gezeichneter Sphäre. Frappierend der Reichtum der Töne in der Knappheit des Rahmens, der in „Arcangeli" die Ermordung Winkelmanns in Triest in psychologisch hell durchleuchtetem Bild zusammenfaßt. Und von persönlichstem Nachdruck in der langen Folge subtil geschilderter Entwicklungsphasen die Tragödie des Deserteurs „Habakuk" im erbitterten Ringen mit seiner ehrgeizigen Mutter, die ihn endlich denunziert und dem Tode zutreibt. Wie hier dunkelste Tiefen mit stiller Hand und ohne wesentliches Schielen nach dem literarischen Effekt aufgeschlossen und abgetastet werden, das hat etwas von der großartigen Sachlichkeit eines Arztes, der seinen Befund ausbreitet und kalt erscheint, während er mit innerstem Nerv bei dem Patienten weilt. Die feineren menschlichen Werte stehen lautlos klagend hinter der äußeren Aktion. Und eben weil ihre Stimmen vernehmlich werden, darf man diesen jungen Autor einen Dichter nennen, der sonst nur als prägnanter Fall literarischer Frühreife zu werten wäre.

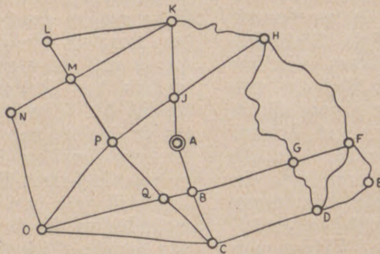
ZUM NACHDENKEN

Kombinations-Kreuzworträtsel.



In jedes weiße Feld ist ein Buchstabe zu setzen. Die Buchstaben bilden Wörter. Ein Wort beginnt in einem Kreis und endet im nächsten Kreis. Die Wörter werden von links nach rechts und von oben nach unten gelesen. Bedeutung der Wörter: Wagerecht: 1 Nebenfluß des Rheins, 2 altes Saiteninstrument, 4 landwirtschaftliches Gerät, 6 Parallelogramm, 7 Baum mit geflügelten Früchten, 9 kirchliche Handlung, 11 Erdteil, 12 wohlriechende Baldrianart; senkrecht: 1 Längenmaß, 2 alte Waffe, 3 Angehöriger eines europäischen Volkes, 4 heftiger Wind, 5 Baum mit Becherfrüchten, 6 Stadt an der Elbe, 7 Industriestadt in der Rheinprovinz, 8 Hülsenfrucht.

Straßenkontrolle.



Ein Beamter hat die hier gezeichneten Straßen zu revidieren. Er fährt von A aus und kehrt dahin zurück; kein Stück Straße will er 2mal befahren. Manche Orte muß er aber doch 2mal passieren, nur Straßenkreuzungen sind nicht erlaubt. Welche Route muß er nehmen?

Verschiedenes.

Die „t" steigt man hinauf, hinab;
Mit „d" lehnt man bedauernd ab.

Kapselrätsel.

Neufundland, Erotik, Parma, Ornament, Partenkirchen, Norwegen, Gelsenkirchen, Madonna, Herbert, Eiskeller, Sirene, Knebelbart, Eldorado.

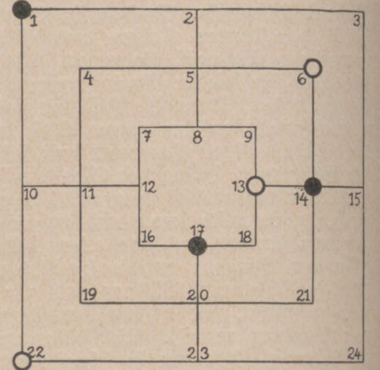
In jedem der vorstehenden Wörter ist ein anderes Hauptwort enthalten. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter, ergeben den Namen eines Schriftstellers.

Silbenkreuz.

1	2
3	4
5	6

Die Wörter bedeuten: 1—2 Pelz, 3—4 Gefäß, 5—6 Häuslerwohnung, 1—4 geographischer Begriff, 1—6 anstößige Erzählung, 3—6 scharfer Rand, 4—2 Naturerscheinung, 5—2 Telephondraht in Schutzhülle, 3—1—4 Lied.

Mühlenspielaufgabe.



Weiß zieht und erzwingt spätestens im 3. Zuge eine Gabel (Gabel = 5, 6, 14 usw.).

Silbenrätsel.

a — al — au — bra — bra — ben — chry — de — de — den — dor — en — er — er — ge — il — ka — kna — kraut — la — land — le — lem — les — me — men — mi — mis — nor — nos — ost — pras — ra — re — ri — ri — rum — se — se — si — sing — so — us — ver — vol — wie

Aus vorstehenden Silben sind 17 Wörter von nachfolgender Bedeutung zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben (ch = 1 Buchstabe): 1 Deutscher Dichter, 2 Erdteil, 3 heller Fixstern, 4 medizinisches Heilmittel, 5 Stadt in Thüringen, 6 Halbedelstein, 7 mythische Königin von Assyrien, 8 belgischer Nordseehafen, 9 nordamerikanische Halbinsel, 10 Insel im Ägäischen Meer, 11 europäische Orchidee, 12 deutscher Dichter, 13 Wissenschaft, 14 Baum, 15 Handfeuerwaffe, 16 Weltkörper, 17 Himmelsrichtung.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4327.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4325.

Magisches Quadrat: 1 Wiese, 2 Ibsen, 3 Essig, 4 Seife, 5 Engel.

Rebus: Umkreisen.

Leiterrätsel: Senkrecht: 1 Burnus, 2 Luther, 3 Etappe, 4 Import, 5 Aktion; wagerecht: 6 Ballerina, 7 Serpentin.

Zahlenrätsel: **Rheingold, Hering, Eleonore, Inder, Niere, Geldern, Orden, Legende, Donner.**

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 2 Salamanca, 5 Mal, 6 Cid, 7 Öl, 11 Infant, 12 Melone, 14 Tan, 15 Pol, 16 Uhu, 17 Feuerwerk; senkrecht: 1 Emir, 3 Alraune, 4 Couleur, 5 Monat, 8 Lenau, 9 Inn, 10 Fes, 13 Fort.

Versteckrätsel: Du fragst nach Dingen, Mädchen, die dir nicht geziemen.

Einsetzrätsel: **Fall, Laut, Uhr, Geld, Zug, Eis, Uhr, Gold.**

Vielerlei: Ei.

Die Verwandten: Die Großmutter mütterlicherseits der jungen Frau ist die Mutter ihrer Mutter, also die Schwiegermutter ihres Vaters. Da sie auch die Schwiegermutter des Vaters des Gastgebers ist, ist der Gastgeber ihr Bruder.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris 8. e. 44 bis Rue Pasquier.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG VON J·J·WEBER ★ LEIPZIG

NR. 4327. 170. BAND EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 16. FEBRUAR 1928

Jugendheim „Baldur" Bad Elster



Chefarzt Geheimrat
Dr. P. Köhler
Sonnen-, Luft- und Strahlen-Behandlung
Orthopädie
Schwächlinge — Nervöse
Kinder mit Knochen- und Gelenkleiden.

Zimmermann
Sanatorium Chemnitz
für innere u. Nervenkrankheiten. Außerh. d. Stadt, auf einer Anhöhe im Villenviertel gelegen, in einem 3½ ha großen alten Park, angrenz. an den Stadtpark. Alle bewährten elektro-physikal. Kurmittel. Klinisch-diätetische Behandlung, bes. der Erkrank. des Stoffwechsels, des Magen—Darms, Herzens u. Nervensystems. Medico-mechan. Institut. Große Liegehalle im Park. Individuelle Behandl. Psychotherapie. 2 Ärzte. Chefarzt: **Dr. Wittkugel.** Tel. 2150.
Angegliedert im besond. Hause: chirurgisch geburtsh. Klinik.

San.-Rat Dr. Bielings Waldsanatorium



Tannenhof
Friedrichroda in Thür.
zu klin. Behandlung u. Spezialdiät. Kuren bei Nerven-, Herz-, Magen-, Darm- u. Stoffwechselkrankheiten, speziell Basedow u. Fettleibigkeit.

KURHAUS
für Nervenkranke
Tannenfeld
bei Nöbdenitz, Thüringen.
Prosp. d. Dr. med. Tecklenburg.

Sanatorium Lindenbrunn b. Coppenbrügge i. Hann. (Kreis Hameln).
Physikal.-diätet. Heilanstalt. Gebirgslage. Luft- und Sonnenbäder. Schwefelbäder eig. Quellen, Schwefelbrunnentrinkhalle. Prosp. Dr. Netter.

ROTISSERIE
DU
CARDINAL
1 Boulevard des Italiens 1
PARIS
Im Stadtinnern bei der Börse
VORZÜGLICHE KÜCHE!
DIE BESTEN DELIKATESSEN!
WIENER MEHLSPEISEN:
ZUCKERBÄCKEREIEN!
GUTES BIER!
GUTE WEINE!
GEPFLEGTER KELLER!
DEUTSCHES PERSONAL!
DEUTSCHE ZEITUNGEN!
DEUTSCHER TREFFPUNKT!

Unerläßliche Voraussetzung des Insertionserfolges ist die ständige Beeinflussung eines wahrhaft kaufkräftigen Leserpublikums, wie es in sonst unerreichtem Maße die
Leipziger
Illustrirte Zeitung
aufzuweisen hat.

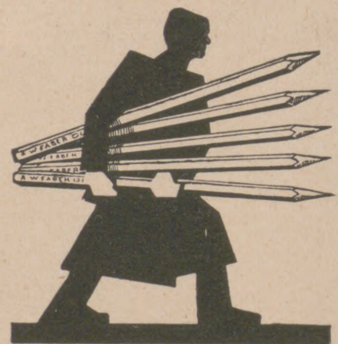
CRISTALLERIES DE NANCY A.G.
CRISTAL C N NANCY
Die Aktiengesellschaft CRISTALLERIES DE NANCY
Niederlage in Paris: 47 Rue Le Peletier
zeigt uns eine neue und prächtige Sammlung in
SCHLEIFKRISTALLEN
Vasen, Tafelservicen und Fantasieartikel sowie Garnituren für den Toilettetisch und Flacons für Luxus-Parfümerie, in schönsten Verzierungen und Farben
GRAND PRIX ARTS DECORATIFS PARIS 1925

MOULIN-ROUGE
PARIS
PARIS AUX ÉTOILES
NEUE REVUE
JANE AUBERT
DOLLIE UND BILLIE
MAURICET — JOHNNY HUDGINS
DIE 16 RASCH GIRLS
UND HARRY PILCER

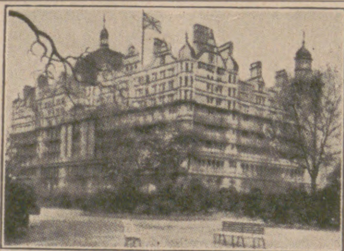
Eickes selbsttätige Kaffeemaschine
mit selbsttätiger Ausschaltung der elektrischen oder Spiritus-Beheizung.
Seit mehr als 60 Jahren als beste Kaffeemaschine bekannt, weil sie sehr **bequem**, das Kaffeemehl aufs **höchste** ausnutzt und deshalb viel Kaffee **erspart.** Nur **„echt"**, wenn der Kessel den Stempel H. Eicke, Berlin, trägt.
H. Eicke, Berlin W 8, Leipziger Str. 39, Abt. A.

Grand Hotel Nicaea, Nizza
58, Avenue de la Victoire. Der größte Komfort.

A.W.FABER



"CASTELL"
DIE BESTEN
BLEI-KOPIER-TINTEN u. FARBSTIFTE
·DER GEGENWART·



HOTEL RUSSELL
gegenüber den herrlichen Anlagen von
RUSSELL SQUARE, LONDON.
Zentrale Lage zwischen innerer Stadt und West End
Eines der elegantesten Hotels in London.
Schlafzimmer mit fliessendem warmen und kalten Wasser, mit anschliessendem Privatbad.
MÄSSIGE PREISE.
Verlangen Sie illustrierten Prospekt.

WALDORF
HOTEL
ALDWYCH, LONDON, W.C. 2
A Hotel de Luxe
with a Moderate Tariff.
Apply for Tariff to John Kugi, General Manager, Waldorf Hotel, Aldwych, London, W. C. 2.
Telegrams: Waldorfius, London.

MENTON
FRANZÖSISCHE RIVIERA
HOTEL IMPERIAL
Zwischen Menton und Cap Martin, 15 Minuten von Monte Carlo
330 ZIMMER MIT BAD GROSSER PARK
ERSTKLASSIGES FRANZÖSISCHES RESTAURANT
Gruppe der Hotelgesellschaft Ritz-Carlton, London / General-Verwaltung Henri Emery

EDEN HOTEL ROME
Allerersten Ranges.
Hervorragende Lage.
Alle Zimmer mit eigenem Bad oder fliessendem Wasser.



Vaillants Gas-Badeöfen
Marke „Geyser" und „Auto-Geyser"
Zu beziehen durch alle Jnstallationsgeschäfte.
Jll. Katalog Ausgabe C 19 kostenlos.
Joh. Vaillant ∗ Remscheid.

SEMMERING

GRAND HOTEL PANHANS
400 Zimmer. Das moderne Grosshotel der Alpen.

SPORTHOTEL PANHANS
Mässige Preise. Im Zentrum d. Wintersportanlagen. Ski, Eislauf, Hockey, Curling, Bobbahn, Sprungschanze

KURANSTALT PANHANS
Alle Arten von Bädern, elektrische Kuren, Röntgen und Inhalationen, Nach-, Höhen-, Winter- und Diät-Kuren. Ärztliche Leitung: Medizinalrat **Dr. M. Siegel.** Leitung: Direktor **R. Lendi.**

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4327. 170. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 16. Februar 1928.

Allgemeine Notizen.

Zu Ehren des Dichters Joseph Viktor von Scheffel wird in Neustadt an der Haardt eine Scheffelwarte errichtet, die bis zum Frühjahr fertiggestellt sein soll. Das Bauwerk besteht aus sechs Spitzbogen, in deren Mitte die Scheffelbüste Aufstellung findet. In den zwei äußeren Spitzbogen werden Büsten seiner beiden speziellen Freunde Buchhändler Witter und Architekt Huber aufgestellt.

Für das deutsche Buch hat Georg Engel, Vorsitzender des Verbandes deutscher Erzähler, folgenden Aufruf erlassen: „Deutschland hat von jeher die wertvolle ausländische Literatur mit besonderer Gastlichkeit bei sich aufgenommen, ja vielfach erst die Fremden gegen ihre eigene Heimat zum Erfolge geführt. Wir erinnern an Ibsen, Gorki, Maeterlinck, Shaw und manche andere. Auch in Zukunft wünschen wir gegenüber der bedeutenden fremdländischen Dichtung in dieser Weise zu handeln. Aber wir legen entschieden Verwahrung dagegen ein, daß in der gegenwärtigen Zeit der wirtschaftlichen Not, die besonders hart den deutschen Buchmarkt und die deutschen Autoren trifft, daß in einer solchen Zeit die deutsche Leserwelt mit einer Unmasse mittelmäßiger, ja vielfach minderwertiger ausländischer Produkte überschwemmt wird. Die deutsche Dichtung ist für das Wiederaufblühen unseres Landes zu wichtig, als daß man sie bedenkenlos unter einem Wust von ausländischen Büchern ersticken darf. Nicht nur der junge dichterische Nachwuchs unseres Landes, sondern auch das alte Erbgut deutscher Literatur wird rettungslos von der Wucht dieses überflüssigen Ansturms verdrängt. Wir wenden uns darum an die deutsche Öffentlichkeit mit der dringenden Aufforderung, sich wieder entschiedener und selbstbewußter dem guten deutschen Buch zuzuwenden, das den Vergleich mit der wertvollen lebenden Dichtung in fremden Ländern gewiß nicht zu scheuen braucht".

Das Schloßtheater in Schwetzingen, das einzige in seiner ursprünglichen Form noch bestehende Rokokotheater Deutschlands zu erhalten, wurde eine Schloßlotterie veranstaltet, deren Ertrag als Grundstock für die Wiederherrichtung des historischen Theaters dienen soll. Man hofft, daß auch durch öffentliche Mittel die Möglichkeit gegeben wird, dieses Kunstdenkmal auch fernerhin zu bewahren.

Aus Karlsbad wird berichtet, daß sich nach den Aufzeichnungen des Kuramtes für die Kurzeit 1927 eine

FÜR UNSERE BEZIEHER

haben wir, mehrfachen Anregungen aus unserem Leserkreis folgend, einen Sammelkasten für die Nummern der „Leipziger Illustrirten Zeitung" anfertigen lassen, der dazu dienen soll, die Hefte bis zum Einbinden vor Beschädigungen (Bestossen der Ecken usw.) zu schützen.

Dieser Sammelkasten — in offenem Zustande durch nebenstehende Abbildung veranschaulicht — ist 28½ cm breit, 39½ cm lang, 9 cm hoch und bietet bequem Platz für die 26 Hefte eines Halbjahrs.

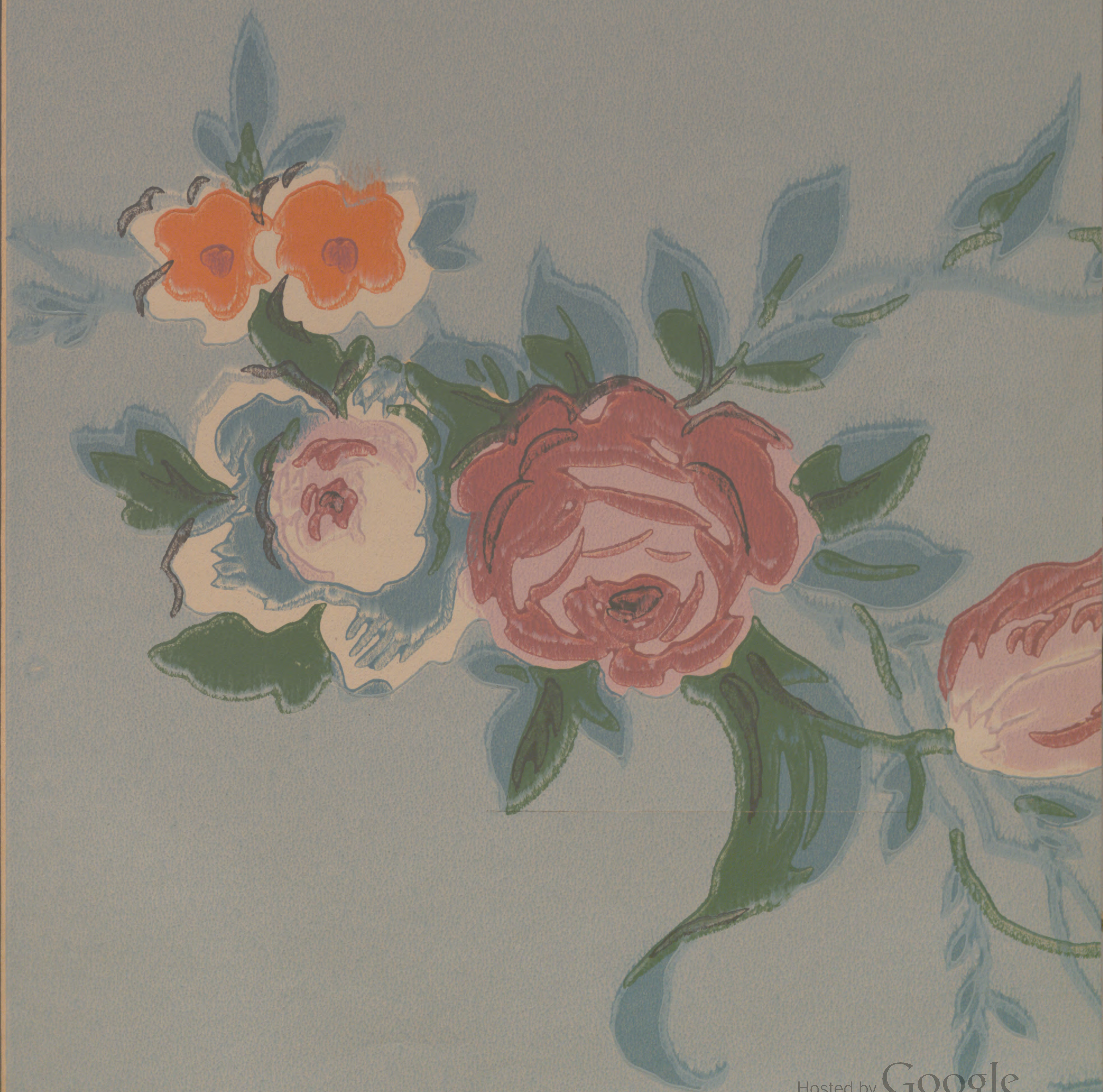
Für den Überzug wurde dunkelgrünes Leinen verwandt, die Aufschrift ist in Goldprägung hergestellt, so dass der Kasten infolge seines gefälligen Aussehens nirgends störend wirkt. Der Sammelkasten ist sehr stabil gebaut und deshalb dauernd benutzbar. Es handelt sich also um eine einmalige Anschaffung von bleibendem Wert.

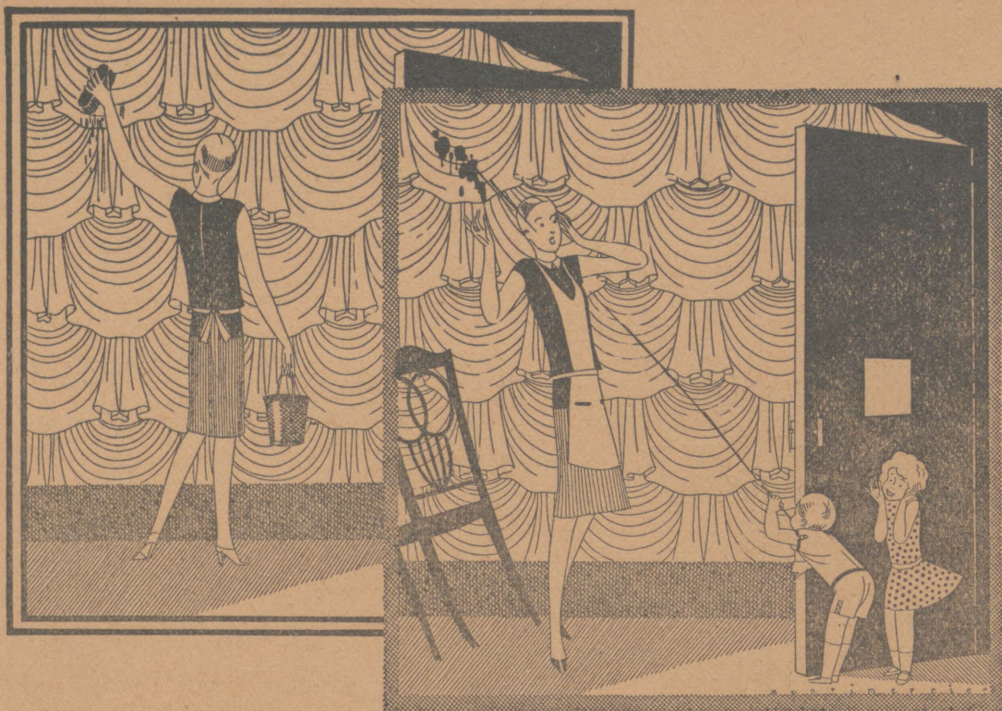
Der Preis ist niedrig bemessen und beträgt Rm. 3,— zuzüglich Versandspesen.



Einbanddecken für die „Leipziger Illustrirte Zeitung" in grünem Ganzleinen mit Goldprägung werden jeweils für den Halbjahrsband geliefert und kosten, einschliesslich eines ausführlichen Inhaltsverzeichnisses, je Rm. 4,— zuzüglich Versandspesen.

GESCHÄFTSSTELLE DER ILLUSTRIRTEN ZEITUNG (J. J. WEBER), LEIPZIG C 1, REUDNITZER STR. 1—7.





Frohes Kinderlachen im Elternhaus.

Wer denkt nicht gern zurück ans Elternhaus? Jede Stube, jeder Winkel bergen traute Erinnerungen für uns. Was haben Mutters Sorgen und Liebe nicht alles ausgeheckt, damit des Kindes Glück und Gesundheit bewahrt werden? – Reinlichkeit des Körpers, Sauberkeit in der ganzen Wohnung sind Grundbedingungen. Staub und Krankheitskeime setzen sich aber gern an Ihre Wände, denn auf Möbeln, Polstern, Teppichen sorgen Sie schon für die nötige Auskehr. Bekleiden Sie nun Ihre Wände noch mit Salubra- oder Tekko-Tapeten, so wehren Sie den Krankheitserregern, denn diese Tapeten sind mit Ölfarben hergestellt. Sie können mit Bürste und Seifenwasser beliebig oft gewaschen und im Falle einer Seuche getrost desinfiziert werden. Die lichtechten immer gleich farbenfreudig bleibenden Salubratapeten stimmen gut zu frohem Kinderlachen. Salubra lacht auch fröhlich weiter, wenn sie liebe Kinderhändchen verschmieren. Ein nasser Bürstenstrich und das ganze Übel ist behoben. Was Sie für Salubra oder Tekko ausgeben, geben Sie an das Wohl Ihrer Lieben, an den unauslöschlichen Eindruck des Kindes an sein Elternhaus. Wählen Sie Tekko und Salubra heute noch bei Ihrem Lieferanten oder verlangen Sie Proben und „Was andere Leute von Tekko und Salubra halten", kostenlos von

SALUBRA A. G., GRENZACH 43 Q (BADEN).

Proben von Salubra und Tekko sowie Wettbewerbsbedingungen kostenlos erbeten.

Name: ....

....

Adresse: ....

....

Drucksache

SALUBRA A. G.

GRENZACH 43 Q

Der Mk. 40,000.– Wettbewerb.

Wenn Sie nächstens Räume mit Salubra oder Tekko auszustatten gedenken, versäumen Sie nicht, ein Lichtbild der schönsten Raumpartie dem Preisgericht einzusenden. Es werden 400 einfache u. Prunkräume prämiiert mit Mark 4000, 3000, 2000, 1200, u. s. w. gemäss den Wettbewerbsbedingungen, kostenlos von Salubra A. G., Grenzach 43 Q (Baden).

Salubra / Tekko

Gesamtsumme von 63627 Kurgästen ergibt; die bis jetzt höchste Besucherzahl. Die Hauptzahl stellte Deutschland mit 20649 Personen. Nach diesem Ergebnis kann ohne Schönfärberei gesagt werden, daß die Kurzeit 1927 eine glänzende zu nennen war. Der Überschuß gegen das Jahr 1926 beträgt 10257 Kurgäste. Es ist zu hoffen, daß die kommende Saison sich ihrer Vorgängerin würdig anschließt. Stadtgemeinde sowie Private sind jetzt schon eifrig dabei, hierfür die nötigen Vorbereitungen zu treffen.

Eine Tropfsteinhöhle von ansehnlicher Größe mit schönen Gebilden ist im Amt Meßkirch im Bodenseegebiet bei Langenhart in einer Tiefe von 17 Meter entdeckt worden.

Für das zehnte Deutsche Sängerbundesfest in Wien sind alle verfügbaren Plätze in den Hotels und Gasthöfen durch den Ausschuß bereits sichergestellt, und in Tausenden von Aufrufen wurde ersucht, Wohnungen und Schlafstellen in Privatquartieren gegen eine Entschädigung von fünf Schilling die Nacht und das Bett zur Verfügung zu stellen. Die Stadt Wien öffnet alle Schulen, der Bund die Fachschulen, Kasernen usw. für die Gäste. Die deutschen Sänger aus Amerika allein beanspruchen 2000 Zimmer. Der Verkehrsausschuß hat mit dem Transport von 92000 Sängern aus Deutschland, 15000 aus den Bundesländern, 8000 aus den Sudeten und 3000 aus Amerika zu rechnen, welch letztere mit Extradampfern nach Europa kommen. Einen der Glanzpunkte der Veranstaltung wird der große Festzug bilden, der sich nach einer Schubert-Huldigung vor dem Burgtor über die Ringstraße zum Festplatz im Prater bewegen wird. Der Zug wird etwa acht Stunden in Anspruch nehmen.

Eine Gesellschaftsreise nach Sowjet-Rußland veranstaltet die Nordische Gesellschaft vom 30. Juni bis zum 13. Juli d. J. unter fachmännischer Führung. Es ist dies die erste europäische Gruppenreise, die durch sowjetrussisches Gebiet führt, und zwar rings um den Finnischen Meerbusen von Lübeck über Åbo, Helsingfors, Wiborg (Imatrafälle) nach Leningrad (Ausflug nach Zarskoje Selo), Narwa, Reval und zurück nach Stettin. Die Studienreise soll die Möglichkeit geben, einen kurzen Einblick in das moderne Rußland zu tun, um sich über dieses ein klares Urteil bilden zu können. Der Preis beträgt einschließlich sämtlicher Ausgaben RM. 525.—; für Mitglieder der Nordischen Gesellschaft 5 % Ermäßigung. Programme und nähere Auskunft durch die Nordische Verkehrs G. m. b. H., Lübeck, Haus der Nordischen Gesellschaft.

Illustrirte Zeitung



KARNEVALSINTERMEZZO

GEMÄLDE VON PROF. MAX RABES





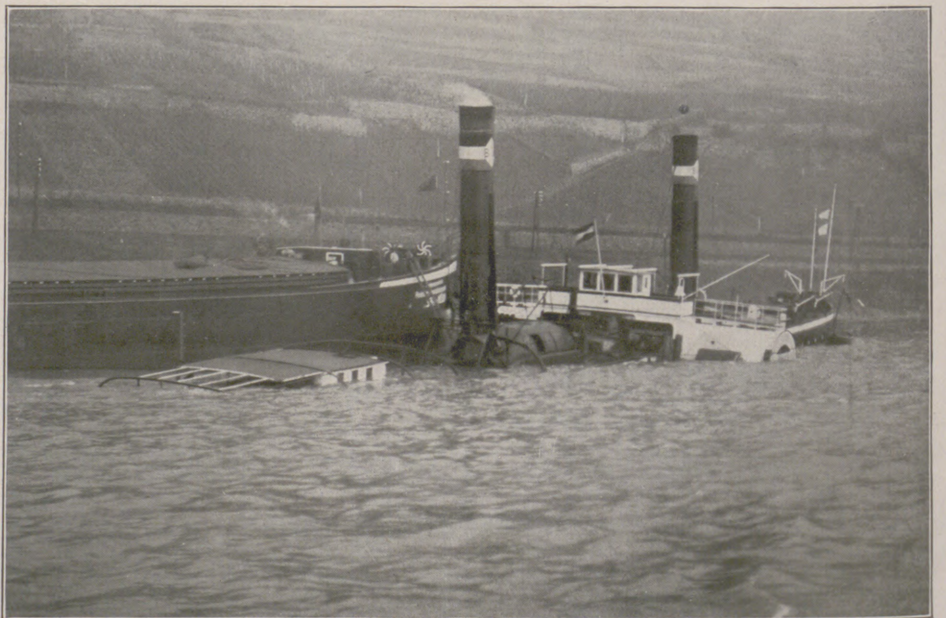
Fürstenbesuch in Berlin. König Gustav V. von Schweden nach dem Besuch eines Gottesdienstes in der schwedischen Kirche in Wilmersdorf am 5. Februar, während seiner Reise von Stockholm nach Rom. Im Oval: Das dänische Königspaar auf der Durchreise nach der Riviera auf dem Stettiner Bahnhof am 7. Februar.





Vom Besuch des Reichspräsidenten im Großen Waisenhause in Potsdam am 6. Februar: Links: Hindenburg unterhält sich mit den Kleinen. Rechts: Zöglinge des Waisenhauses in den historischen Trachten der Anstalt heißen den Reichspräsidenten willkommen.





Schiffsunglück auf dem Rhein: Der am 5. Februar oberhalb Lorch auf Grund gelaufene und dann in kurzer Zeit gesunkene Rheindampfer „Orange III". — Links: Zum Plan einer einzigartigen Weihestätte der Heldenverehrung: Die Feste Geroldseck in Kufstein (Tirol), in deren „Bürgerturm" (ganz rechts, über der Stadt) mit Hilfe von Spenden eine Riesenorgel errichtet werden soll zum Andenken an die Opfer des Weltkrieges. Die Orgel, mit den neuesten technischen Errungenschaften ausgestattet, soll 80 klingende Register mit rund 4500 Pfeifen enthalten; der Spieltisch, von dem aus das Werk durch den Spieler oder eine mechanische Spielvorrichtung betätigt wird, steht in einem eigenen, neu zu errichtenden Pavillon am Fuße des Festungsberges in der Stadt. Unter besonderen Winddruck gesetzt, wird die Orgel kilometerweit im Umkreis zu hören sein.

VERTANE GÜTER

VON WOLFGANG GOETZ

Zwei Beispiele. Das erste: Im Frühjahr 1915 machte ich auf Staatskosten eine Reise nach den nördlichen Provinzen von Frankreich. Wir kamen in ein kleines häßliches Städtchen und hatten dort nichts zu tun, als zu warten, bis man uns an den grollenden und brummenden Horizont rufen würde. Das war nicht ganz so langweilig, wie es sich anhört. Mein Quartierwirt, also mein Feind, war ein anständiger Mann und ließ durchblicken, daß es da und da einen recht guten Wein gäbe. So freundlichem Winke ward Gehör, und nicht minder Gehör ward ein wenig später dem Gespräch am Nachbartisch, wo eine Gesellschaft von Arbeitern beisammensaß, von Arbeitern, wenigstens nach der Tracht zu schließen — denn da fiel auf einmal der Name Flaubert. Ohne Zweifel gibt es eine Menge Leute in Frankreich, die Flaubert heißen. Als aber dann der Name Bovary fiel, war ich doch etwas erstaunt: die Menschen da drüben redeten wirklich von dem großen Dichter Flaubert und seinem Roman „Madame Bovary". Einer war es, der hauptsächlich sprach, wohl mehr erzählte, und die anderen nickten ergriffen. Ich benutzte eine Pause und erhob mein Glas, indem ich die französischen Nachbarn aufforderte, mit mir auf das Andenken Gustave Flauberts zu trinken. Stutzen, Raunen, Staunen, Begeisterung. Der Hauptsprecher stand auf, Tränen im Auge, und stellte sich als écrivain du notaire vor, was etwa auf deutsch mit Bureauvorsteher des Notars zu übersetzen wäre. Sehr groß wird das Notariat nicht gewesen sein, denn unser Städtchen war kleiner als klein. Ich mußte mich zu den Bürgern setzen, und, das war schlechterdings rührend, ich, der böse deutsche Soldat, mußte ihnen vom Pariser Theater erzählen, von den großen Schauspielern Mounet-Sully und Coquelin. Ich rollte ein paar Verse des heute zu gering eingeschätzten Racine und zitierte Rostands „Cyrano de Bergerac", wie ich die beiden Mimen zum Ergötzen deutscher Freunde oft genug kopiert hatte. Mein Bureauvorsteher hatte die Hand an die Wange geschmiegt und summte hin und wieder vor sich hin: „Ah Racine! quel poète!" Welch ein Dichter! Man kam überhaupt über einige nichtssagende Bezeichnungen, wie: schön, herrlich, köstlich, wunderbar, nicht hinaus. Ah Racine! Mein Quartierwirt hatte sich mittlerweile auch eingefunden und blinzelte beglückt in die Runde, welch fabelhaften Gast er da mitgebracht habe. Man schwor sich alsbald ewige Freundschaft, verfluchte den Krieg und hoffte auf baldige Verbrüderung von Frankreich und Deutschland. Gewiß, es war eine ganze Masse Theater dabei. Es war aber kein Theater, als einen halben Tag später unsere Stiefel durch das Städtchen polterten und zwei oder drei der Tischgenossen, unter ihnen mein Freund, der Bureauvorsteher, neben mir herliefen, mir Glück und Segen wünschten, und ich möchte doch wiederkommen, und wir wollten uns doch ja nicht vergessen. Ich bin wiedergekommen, um schwarze Mitternacht, etwas bleich und mit knickrigen Knien. Gesehen habe ich die guten Leutchen nicht wieder, aber vergessen habe ich sie nicht und werde sie nicht vergessen.

Das andere Beispiel: Wenn man vom Main her nach Amorbach kommt, so tun sich in den Odenwald zwei Täler auf. Rechts hinauf kommt man in etwa zwanzig bis dreißig Minuten zu einer Wallfahrtskapelle, in der man mit Erstaunen tatsächlich die Klause Sigunens erkennt. Daß unter einer Einsiedelei ein frisches Quellwasser hindurchfließt, ist vielleicht nichts so Ungewöhnliches, aber bis zur Burg, von der die Botin der Klausnerin ihr tägliches Brot brachte, ist es genau zwei Meilen. Das macht schon mehr als stutzig.

Stutzen wir aber selbst: Erlaube man die Frage: Wer war denn nun Sigune, von der ich hier spreche, als wandelte sie noch unter uns?

Man vergebe, wenn ich mich wie ein Examinator aufspiele. Ich weiß — leider — von vornherein, daß keine 10 Prozent meiner Leser die Frage beantworten können. Sigune, die Frau mit dem grell-dunklen, dem nixenhaft-frommen Namen ist eine Gestalt aus dem „Parzival" des Herrn Wolfram von Eschenbach. Und ich gehe — leider — in meiner Erwartung nicht fehl, daß keine 10 Prozent meiner Leser, wenn der Prozentsatz nicht viel zu hoch gegriffen ist, das Buch dieses größten Dichters Deutschlands nach Goethe auch nur in der Hand gehabt haben.

Aber diese — ich muß wieder sagen: 90 Prozent meiner Leser würden mich wegen Beleidigung verklagen, wenn ich sie fragen würde, in welchem deutschen Drama die weibliche Hauptfigur Gretchen heißt.

Und nun wenden wir uns das Tal links hinauf, zum Wildenberg, zum Mont sauvage, wo Herr Wolfram von Eschenbach sein Wunderwerk, den „Parzival" geschrieben hat, den „Faust" vor dem „Faust". Eine runde Kuppe schiebt sich ins Tälchen, und wir müssen rund um den Hügel hinaufsteigen in tiefste Einsamkeit unter hohen Buchen. Und plötzlich steht vor uns eine fast vollkommen erhaltene Burg aus der romanischen Zeit, einsam, verwunschen, ganz still. Und in die Wand sind eingeschlagen die Worte: O weh, Mutter — der Anfang der schmerzlichen Frage des tumben Knaben Parzival: „O weh, Mutter, was ist Gott?" Ich kenne nur noch zwei Flecke in Deutschland, wo der Schauer des deutschen Geistes uns so erschütternd durchbebt: das Goethehaus in Weimar und das Kleistgrab am Wannsee. So schön, so entrückt, so märchenhaft, so heilig wie der Wildenberg ist aber keiner.

Nun aber kommt die Hauptsache: Wir gehen wieder zurück nach Amorbach, und weil wir hungrig sind, kehren wir in einem blitzsauberen Dorfgasthaus ein. Der Wirt ist ein freundlicher Mann, sehr viel respektabler als mein französischer Bureauvorsteher. An der Wand hängt ein schlechtes Bild von der Wildenburg, wie sie wohl früher ausgesehen haben mag, als sie noch nicht von den Bauern zerstört wurde. „Ach, die Wildenburg", sagen wir in Gedanken an die verwichenen Stunden. „Wollen Sie etwa hinauf?" fragt der Wirt. „Es lohnt sich nicht. Da oben ist gar nichts los."

Soll man sich nicht vor dem kleinen französischen Bureauvorsteher schämen?

Ich habe schon einmal gesagt: bei den Franzosen ist gewiß eine Menge Theater in der Bewunderung ihrer Großen, aber selbst schlechtes Theater ist doch immer noch besser als gar nichts. Wenn Gottsched in Lyon begraben wäre, hätte er dort eine Pyramide, in Paris würde er im Pantheon liegen. Wir brauchen heute nicht mehr allzuviel von ihm zu halten. Zu seiner Zeit war er nicht nur eine Notwendigkeit, er war ein Kerl von ganz großem Format, und ist es da notwendig, daß ich, der ich aus Leipzig stamme, der Stadt, wo er begraben liegt, nicht weiß, wo seine Reste die letzte Statt fanden?

Weiter: jedermann erinnert sich des Siegeszugs, den Honoré de Balzac kürzlich in allerliebsten, schmucken Bändchen durch Deutschland antrat. Wir alle freuen uns darüber, und kein Mensch wird sich unterstehen, gegen die Größe Balzacs etwas zu sagen. Aber wir müssen fragen: Wer kennt denn Immermann, wer hat je — außer dem unglücklich herausgerissenen Fragment, dem sogenannten „Oberhof" — den größten komischen Roman Deutschlands, den „Münchhausen", gelesen? Wer kennt sein bezauberndes „Tulifäntchen"? Wer hat einmal seinen „Merlin" gelesen, der so viele schlechte Verse wie tiefsinnige Gedanken hat? Von seinem wundervollen Roman, den „Epigonen", zu schweigen. Ganz gewiß, diese schöpferische Fülle des Gestaltens, diese rasende Phantasie Balzacs hat unser Karl Leberecht Immermann wahrlich nicht, allein, auf jeder Seite fast — das ist nicht übertrieben — wirft er ein Problem auf, jagt er uns einen Gedanken in unsere träge dämmernden Hirne, die uns Deutsche von heute, vom Jahre 1928, verwünscht viel angehen, die uns noch sehr lange angehen werden. Wir wären besser dran, wenn wir sie uns in den fast neunzig Jahren, die seit seinem Tode verstrichen, ein paarmal hätten durch den Schädel gehen lassen. „Worte in die Zeit" hat Julius Bab eine Sammlung von Immermannschen Tiefsinnigkeiten genannt. Man kann sich keinen besseren Titel denken, Worte, die mitten hineinplatzen in die Zeit.

Und so können wir immer weiter fragen: Wer hat je eine Zeile Friedrich Schlegels gelesen? Wen beglückten die Gedichte Friedrich Theodor Vischers? Wo sind Arnims „Kronenwächter" zu finden? In wessen Bibliothek werden die bezaubernden Versnovellen Wielands gelesen? Und gelegentlich der Versnovellen — den Namen Paul Heyses darf man ja beinahe gar nicht mehr aussprechen.

Nach anderen Künsten zu schauen: Da gibt es ein Werk, das heißt: „Chronologisch-thematisches Verzeichnis sämtlicher Tonwerke Wolfgang Amadeus Mozarts." Herausgegeben ist es von einem jener nur in Deutschland zu findenden Gelehrten, die ihr Leben ganz und gar dem Werke eines anderen dienend opfern. Der Mann hieß Ludwig v. Köchel. Das Buch hat das Format von einem Bande des Konversationslexikons und enthält die Aufzählung sämtlicher Kompositionen des W. A. Mozart. Es sind ihrer weit mehr als 600 Nummern, die ein Mensch in 35 kurzen Jahren geschaffen hat, und jede der vielen großen Opern ist hierbei nur als eine einzige Nummer aufgeführt. Und was hören wir von diesem ganzen aufgespeicherten Schatz eines einzigen und einzigartigen Menschendaseins? Die Opern, und hier und da eine Symphonie und das Requiem, ein paar Sonaten und das „Veilchen"! Zwanzig, dreißig, in Gottes Namen fünfzig Nummern des Köchel. Und die anderen Nummern? Ein halbes Leben muß man warten, bis man das unsagbare Glück hat, ein Klavierkonzert dieses höchsten Musikers zu hören, zu hören und sich am Stuhl festzuklammern, um nicht hintenüberzufallen vor der Pracht und Größe dieser Musik. Und was ist da alles noch verzeichnet im guten dicken Köchel an Messen und Divertimenti und Arien, und so weiter und so weiter. Da kann man wahrhaftig dem bösartigen Witzbold recht geben, der da sagt: „Es gibt in Deutschland zwei unbekannte Komponisten. Der eine heißt Schubert, und der andere heißt Mozart." Es gibt sogar drei: denn von Johann Sebastian Bach kennen wir ja noch viel weniger. Hat doch einmal einer folgendes ausgerechnet: Wenn ein Mensch die nur skizzierten oder, wie der Fachausdruck lautet, bezifferten Kompositionen des großen Thomaskantors Note für Note bei 24 stündiger Tätigkeit täglich niederschreiben würde, so brauchte er dazu 120 Jahre.

Von den Philosophen wie Hegel, wie Fichte, ja selbst Schopenhauer oder von den Gelehrten wie den Grimms, den Humboldts, Hettner, David Friedrich Strauß wollen wir gar nicht erst reden; man überläßt sie neidlos den Zünftigen. Oder hat jemals jemand den „Kosmos" Alexander v. Humboldts gelesen oder die deutschen Sagen der Grimms? (Gibt's denn die überhaupt, die haben doch nur Märchen geschrieben?) Oder Victor Hehns „Italienbuch"?

Und nun die bildende Kunst. Es muß wohl mit den Völkern ähnlich sein wie mit den Familien. Wenn ein großer Kerl da war, dann taugen die Nachkommen wenig, oder sie sind zum mindesten in der Kunst, die den Ahnen zu den Sternen trug, unbrauchbar. So haben wir Deutschen den Augenmenschen Goethe gehabt, und es scheint, daß wir alle miteinander darüber unsere Augen verloren haben. Ich rede nicht von jenen Augen, die sehr wohl sehen, wie „flächig" ein Bild gemalt ist, die Nuancen, Konturen und Komposition fachmännisch erkennen. Nicht von jenen, die in Raffael einen Vollidioten, oder den anderen, die in irgendeinem Modernen einen Verbrecher sehen, der ins Zuchthaus gehört, sondern von den ganz wenigen Augen, die nicht Kunstgeschichte studiert haben müssen, um einen echten von einem falschen Rembrandt unterscheiden zu können, die noch wissen, daß die Künste der Form eben hinter der Form — man könnte fast sagen, ohne Form — noch ein Etwas haben, sofern sie nur Kunst sind, wie alle Kunstwerke, nämlich Seele. Heißt doch die Architektur eine gefrorene Musik, so daß also die Kunst, die, indem sie sich erzeugt, ewig und immer verweht, vermählt wird mit der, die wohl am längsten bleibt. Seele — das ist auch ein gänzlich unmodernes Wort, das man als anständiger Mensch nicht in den Mund nehmen dürfte. Aber auf keinem Gebiete der Kunst platzen die Gemüter so aufeinander wie auf dem der bildenden Kunst. Lassen wir also dem lustigen Spiel seinen Lauf. Warum aber wird zerstört, was Väter in Treue bewahrten und die Enkel mit Wohlgefallen sahen? Man sehe sich einmal an, was für eine Trümmerstätte sie aus dem großen Barock Leipzig ganz ohne Not gemacht haben, gegen die Pompeji wohlerhalten zu nennen wäre. Ein winziges Beispiel: Gegenüber der Universität Berlin, im rechten Winkel zum Palais des alten Kaisers stand ein Ding — ich kann es nicht anders nennen, ein gänzlich unnützes, aber entzückendes Ding. Es war wohl eine Schranke. Was sie aber sperren sollte, das weiß ich bis heute nicht. Aber wie schön war das! Da standen zwei steinerne achtkantige Stempel, in die ganz zarte Rosetten gemeißelt waren. Dazwischen lag wagerecht eine schmale Eisenstange, und von den Füßen der Stempel schlug sich in schlankem Bogen zu der Mitte dieser Stange ein Halbkreis. Zwischen den Viertelbogen rechts und links waren je drei eiserne Kreise, ein größerer, zwei kleinere, geordnet. Es war eine Wonne, diese Feinheit, diesen Sinn für Maß und die geheimnisvolle Zahl der Verhältnisse zu betrachten, wenngleich kein Mensch wußte, wozu das Ding heute noch diente. Aber es anzusehen, war eine Wonne, wie gesagt, und man sagt, daß der große Gilly, von dem sie in Berlin jede Spur mit größter Akkuratesse vernichtet haben, der Erfinder war. Nun gut, also, das Ding war unnütz, aber schön. So setzt man es woanders hin, nicht wahr? Keine Spur. Man reißt die wundervolle Eisenrampe heraus, setzt einen scheußlich unproportionalen Stempel zwischen die schönen alten und macht, naturgemäß, ebenso unproportional die Halbbogen mit den geheimnisvoll schönen Kreisen nach. Jetzt steht ein ganz unnützes, ganz unschönes Ding da, gänzlich zwecklos, kein Mensch weiß, warum, und es ist eine Qual, vorüberzugehen, nachdem auch das Opernhaus — aber davon wollen wir ja gar nicht reden, sondern ganz tief schweigen, aus Scham, aus bitterster Scham.

Man wird mir einwenden: Ja, wenn wir in wirtschaftlich konsolidierten Zeiten lebten, so könnte man darüber reden, aber heute. Gott behüte! Heute haben wir den Kopf mit anderen Sachen voll. Außerdem, lieber Freund, hast du gar nichts anderes getan, als Fragen gestellt und so getan, als ob du die Antwort wüßtest.

Man sieht, ich kenne diese Einwürfe. Aber was hat das alles mit wirtschaftlichen Nöten zu tun? Je mehr wir uns der überkommenen und gegenwärtigen Schätze bewußt werden, um so leichter wird der graue Tag. Im Volke Reklams — das ist ein altes Axiom von mir — gibt es eine wirkliche Not nicht, darf es nicht geben, sofern nur jeder das Seine tut. Man braucht nur wöchentlich auf einen Topf Bier zu verzichten, um seiner Seele für den Monat genug Nahrung zuzuführen. Wir im Zusammenbruch können nur erstehen, indem wir der gegebenen Schönheit uns erinnern, indem wir uns ihr ganz hingeben. Es ist nämlich schön, Schönes zu erleben, zu gewinnen, zu besitzen. Daher der Name. Aber es scheint furchtbar schwer zu sein, diesen ganz einfachen Satz zu begreifen.





Die schöne Szenerie für Tafelfreuden: Aus der Ausstellung „Der gedeckte Tisch“, veranstaltet vom Hausfrauenverein in Leipzig. Links: Festliche Tafel im landläufigen Stil. Rechts: Tisch der modernen Frau, Bauhausstil. (Phot. Lisa König.)

Tagesgeschichte.

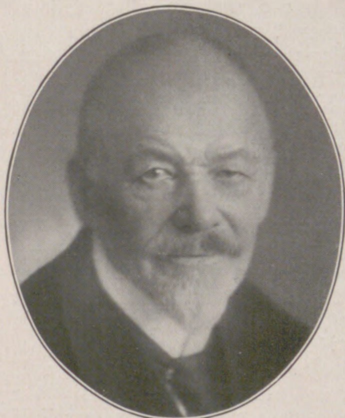
König Gustav V. von Schweden traf am 5. Februar auf der Reise von Stockholm nach Rom in Berlin ein und wurde am Bahnhof vom schwedischen Gesandten af Wirsén und von Mitgliedern der Gesandtschaft begrüßt. Nach einem Gottesdienst in der schwedischen Kirche in Berlin-Wilmersdorf nahm der König an einem Frühstück beim dänischen Gesandten Zahle teil. Am Abend noch fuhr er dann nach Rom weiter. — Auch das dänische Königspaar, König Christian X. und Königin Alexandrine, geborene Herzogin zu Mecklenburg, weilte auf der Durchreise nach der Riviera kurze Zeit in der Reichshauptstadt. Zur Begrüßung hatte sich das gesamte Personal der dänischen Gesandtschaft sowie zahlreiche Mitglieder der dänischen Kolonie eingefunden.

Reichspräsident v. Hindenburg stattete am 6. Februar dem Großen Waisenhause in Potsdam (früheres Potsdamsches Großes Militärwaisenhaus, vor mehr als 200 Jahren unter König Friedrich Wilhelm I. von Preußen gegründet) einen Besuch ab. Er besichtigte eingehend die Einrichtungen der Anstalt und begrüßte die Zöglinge, die allerlei Vorführungen boten.

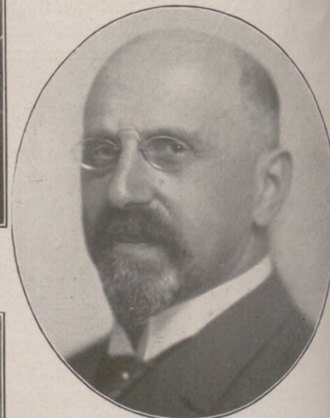
In Haarlem starb am 4. Februar Hollands größter Physiker, Hendrik Antoon Lorentz. Am 18. Juli 1853 geboren, war er in den Jahren 1878—1923 an der Universität Leiden als Professor tätig. Im Jahre 1902 erhielt er zusammen mit dem holländischen Physiker Zeeman den Physik-Nobelpreis. — Prof. Lorentz' Verdienste um die Wissenschaft reichen weit über die Grenzen seiner Heimat hinaus. Er hat die Elektronentheorie, nach deren Auffassung der elektrische Strom im Fließen kleinster Teilchen, der Elektrizitätsatome (Elektronen), besteht, zum Sieg verholfen und ist durch die mathematische Formulierung dieser Lehre ihr eigentlicher Schöpfer geworden. Auch hat er sich um die Entwicklung der Relativitätstheorie bedeutende Verdienste erworben.



Karneval in Nizza: Der Wagen „Die Stadt Nizza und ihre Erzeugnisse“ im Straßenumzug am Tage der „Blumenschlacht“



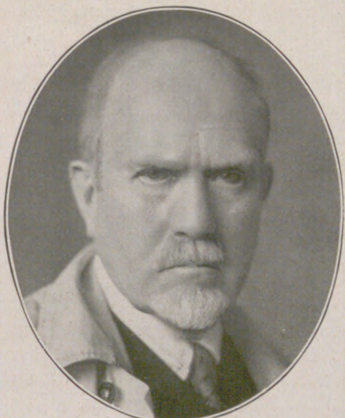
Prof. Dr. Ludwig Dill, bedeutender Landschaftsmaler, ehemaliger Präsident der Münchener Sezession und Mitbegründer der Dachauer Malerschule, vollendete am 2. Februar sein 80. Lebensjahr.



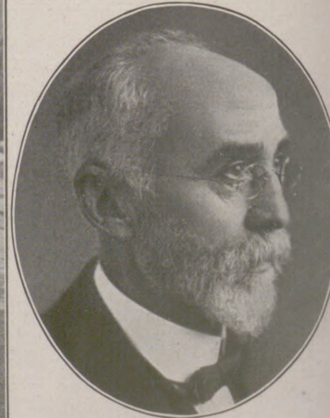
Henri Hinrichsen, bekannter Leipziger Verleger, Inhaber des verdienstvollen Musikverlags C. F. Peters, konnte am 5. Februar seinen 60. Geburtstag feiern. (Phot. E. Hoenisch, Leipzig.)



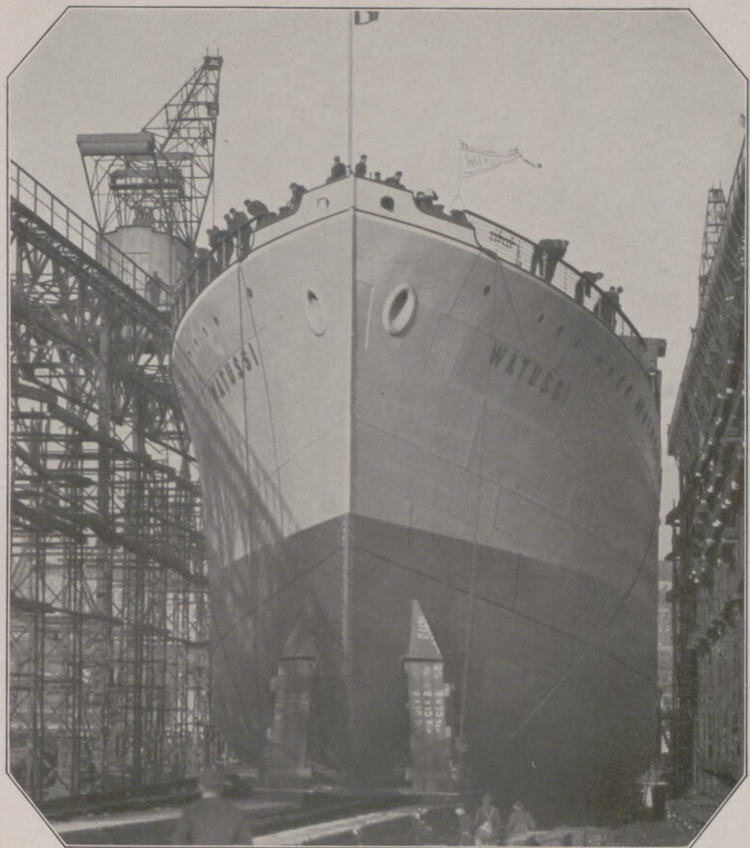
Spielzeug oder Züchterspielerei? — Prachtvolle Exemplare von White-West-Highland-Terriers und Scotch-Terriers (schwarz) auf der Rassehundeschau der „Grünen Woche“ in Berlin am 4. Februar.



Prof. Karl v. Marr, namhafter Münchener Maler, als Sohn deutscher Eltern in Milwaukee (U.S.A.) geboren, bis vor kurzem Direktor der Akademie der Künste in München, beging am 14. Februar seinen 70. Geburtstag.



Prof. Dr. H. A. Lorentz, berühmter Physiker, Begründer der Elektronentheorie, Träger des Nobelpreises von 1902, Vorsitzender der Völkerbundskommission für geistige Zusammenarbeit, † am 4. Februar im 75. Lebensjahr.





Werden und Vergehen der Seefahrzeuge: Deutschlands Schiffsfriedhof: Die auf Grund des Versailler Friedensvertrags außer Dienst gestellten Kriegsschiffe (Linienschiffe „Braunschweig" und „Preußen", Kreuzer „Thetis" und die nach erfolgter Weltreise pensionierte „Hamburg" [im Vordergrund]), im Großen Hafen von Wilhelmshaven. Links oben: Vom Stapellauf des neuen Passagier-Turbinendampfers „Watussi" der Woermann-Linie am 2. Februar: Die „Watussi" auf der Werft von Blohm & Voß in Hamburg vor dem Eintritt in ihr künftiges Element.





Mussolini begrüßt seinen Anhängernachwuchs: Hundertschaften der faschistischen Jugendverbände bei der Besichtigung durch den „Duce" am 5. Februar, dem fünften Jahrestag der Gründung der Volksmiliz.
Rechts Mitte: Ein Mahnmal im deutschen Osten: Das vom Freiherrn v. Bechtolsheim entworfene Standbild eines Deutsch-Ordensritters auf der Grenzbrücke in Deutsch-Filehne (Grenzmark Posen).





Eigenartige moderne Baukunst in der Schweiz: Links: Das wuchtige Betonmassivgebäude des „Goetheanums" in Dornach bei Basel, Mittelpunkt der Anthroposophischen Gemeinde des verstorbenen Dr. Rudolf Steiner. (Der erst aus Holz bestehende Bau brannte in der Silvesternacht 1925 nieder.) Rechts: Die zu dem Goetheanum gehörende Heizanlage, besonders auffallend durch ihren unsymmetrischen Aufbau. Dem großen Schornstein wurde durch architektonische Anfügungen die Form einer Flamme gegeben.



Künftige „Pawlowas“: Schülerinnen einer Ballettschule in Los Angeles (Kalifornien) beim Üben des Spitzentanzes.

Bühnenschau.

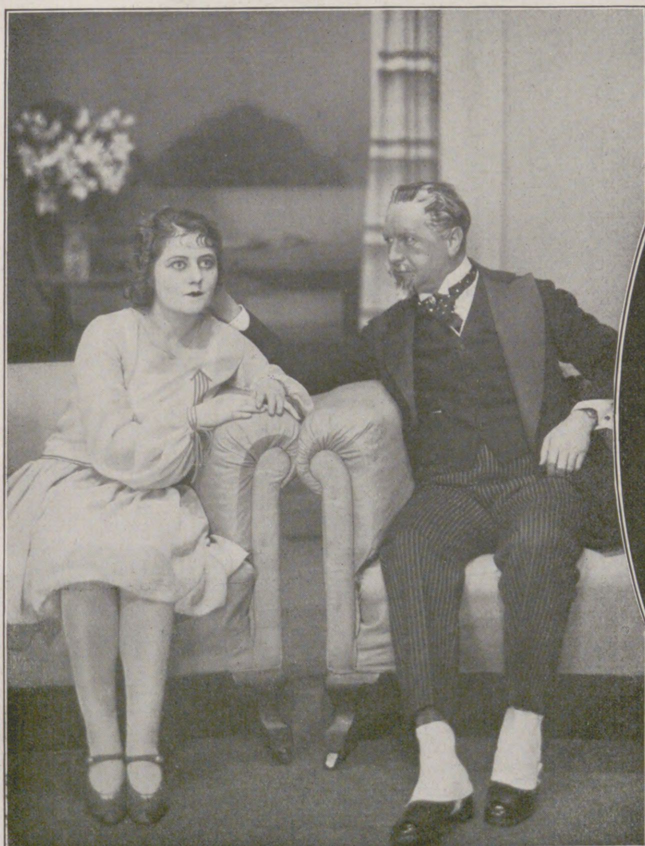
Georg Kaisers Komödie „Der Präsident“ (Uraufführung am Frankfurter Schauspielhause) macht sich über das Strebertum eines phrasenhaften Rechtsanwalts lustig. Dieser eitle Mensch opfert Geld und Gut, um in Paris eine Rolle spielen zu können. Als Umweg zum künftigen Ruhm benutzt er den Präsidentenposten auf einem Sittlichkeitskongreß zur Bekämpfung des Mädchenhandels. Natürlich verpfuscht ihm das Pech mit seiner Tochter den schönen Plan: Sie läßt sich von einem Gaunerpaar blenden und entführen. — So satirisch, scharf und frisch das Stück vielfach auch ist, es gehört doch wohl nicht zu den Werken Kaisers, die bleiben werden.

Am Prinzregenten-Theater in München und gleichzeitig am Deutschen Schauspielhaus in Hamburg sowie in Würzburg kam ein neues Stück von Hugo v. Hofmannsthal, „Der Turm“, heraus. Diese Schicksalstragödie wurde bereits vor zwei Jahren im Buch niedergelegt, jetzt kam sie, stark verändert, in einer konzentrierten Bühnenbearbeitung zur Aufführung. Wir finden hier Anklänge an Calderons „Das Leben ein Traum“ und an die Geschichte Kaspar Hausers: Der polnische Prinz Sigismund wird zweiundzwanzig Jahre in einem Turm eingesperrt gehalten, weil sein Vater, der tyrannische König Basilius, sich vor dem Orakelspruch fürchtet, Sigismund werde ihn einst entthronen. Eines Tages läßt er sich aber doch bewegen, den Sohn aus der fürchterlichen Haft zu befreien. Als Sigismund, dessen Wächter heimlich seine Erziehung gelenkt hat, die Wahrheit erfährt, schlägt er den König nieder und reißt die Herrschaft an sich. Doch der Aufstand mißglückt, und Sigismund wird zum Tode verurteilt. Vor der Vollstreckung des Spruches befreit ihn indes eine Revolution des niederen Volkes. Nun, nach Basilius' Abdankung, versucht er die Untertanen mit Edelmut und Milde zu lenken. Aber die rohe Gewalt in der Person des Revolutionärs Olivier ergreift die Macht und läßt den idealistischen jungen König untergehen. — Das Publikum nahm das künstlerisch und menschlich vornehme Werk achtungsvoll entgegen.

Ein Lustspiel von altem guten Schrot und Korn bot Stephan v. Kamare mit seinen „Leinen aus Irland“, uraufgeführt im Münchener Residenztheater. Ein bißchen Liebe und der keineswegs welterschütternde Zwist: Soll man Leinen aus Irland oder aus Böhmen einführen? bilden die Ingredienzen, die dem munteren Stück frohen und reichlichen Beifall einbrachten.



Aus dem neuen Drama von Hugo v. Hofmannsthal: Bühnenbild von der Uraufführung des fünfaktigen Trauerspiels „Der Turm“ im Deutschen Schauspielhaus zu Hamburg am 4. Februar.
Von links nach rechts: Hans Otto als Prinz Sigismund; Paul Schwaiger als Arzt; Karl Wüstenhagen als Gouverneur des Turms (im Hintergrund); Carl Sartory als dessen Diener Anton. (Phot. Haas.)



Der neue Georg Kaiser, eine Komödie des Strebertums: Szene aus der Uraufführung des dreiaktigen Stückes „Der Präsident“ im Frankfurter Schauspielhaus mit Georg Lengbach als Rechtsanwalt Blanchonnet (der „Präsident“) und Hertha Schwarz als Elmire, dessen Tochter. (Phot. Karl Bauermann.)



Ein verlorener Kopf wiedergefunden: Der mit dem zugehörigen Kopf versehene Torso der Venus von Knidos, der sich im Cinquantenaire-Museum in Brüssel befindet.
Der Kopf ist Besitztum der Carlsberg-Glyptothek in Kopenhagen; ein dänischer Gelehrter erkannte ihn als zu dem Torso der knidischen Venus gehörig, und der Gipsabguß erwies sich tatsächlich als passend.



Ein Lustspiel aus dem alten Österreich: Szenenbild aus der am 5. Februar im Münchener Residenztheater erfolgten Uraufführung „Leinen aus Irland“ von Stephan v. Kamare. Von links nach rechts: E. Höfer als Ministerialrat Wlk; G. Putscher als Advokat Seeligmann; H. Burkart als Sektionsrat v. Kalinski; J. Plaut als Schlesinger aus Skutari.



Wintersport im Herzen von Paris: Auf der künstlichen Schlittschuhbahn des Eispalastes. Nach einer Zeichnung von Léon Fauret.

Da infolge des milden Pariser Winters die Jugend den so sehr beliebten, anmutigen und gesunden Eissport dort nur selten ausüben kann, bietet sich ihr als Ersatz die künstliche Schlittschuhbahn des Eispalastes. Bei diskreter Musik gleiten die Eisläufer im Scheine strahlender elektrischer Lampen auf der glatten Fläche dahin. Die Galerien ringsum geben Gelegenheit zum Ausruhen. Von hier aus verfolgen auch zahlreiche Zuschauer die spannenden Wettläufe und -spiele. Eine Tanzdiele sorgt für weitere Unterhaltung.



AFFENPINSCHER

PASTELL VON E. WINIARZ

Passagiere

ROMAN VON HELLMUTH UNGER

(7. Fortsetzung.)

Wirklich, die Frau, die keine Wünsche kennt, weil ihr jeder erfüllt wird, ist in den Grasaffen Lebel verliebt. Sie findet es reizvoll, mit ihm zu kokettieren und ihm den Kopf zu verdrehen. Die beiden machen kein Hehl aus ihrer gegenseitigen Zuneigung und möchten die Späher auf diese Weise entwaffnen. Vor dieser Frau ist auch der Napoleon Williams nicht mehr als ein kleiner Junge, mit dem man nach Belieben spielen kann. Seine Liebe und Ergebenheit wirkt manchmal sogar lästig. Früher hat er es einmal versucht, diese Frau zu beherrschen, aber sie ist ein Weib und stärker. Sie ist die einzige, die Macht über ihn hat.

Williams hat ihr gedroht und sie gebeten, vorsichtiger zu sein. Er wagt jedoch keinen Befehl, denn Jones Lebel ist in einer Position stärker als er: er ist jung. Das ist bei diesem Flirt wohl das Entscheidende. So trottet Williams neben beiden auf dem Promenadendeck einher wie Mrs. Seemann neben ihrer Tochter und Mr. Austin, die ein anderes Dreieck bilden. Keine Geste, kein Blick der beiden entgeht ihm. Mr. Lebel ist von erschütternder Unverfrorenheit und Freundlichkeit zu ihm, als sei nichts selbstverständlicher, als daß ihn Mrs. Williams verwöhnt.

Und was sagte er neulich beim Ball zu ihr?

„Wollen Sie denn nicht auch einmal mit Ihrem Gatten tanzen?"

„Ja."

Sie nickt.

Und Jones Lebel überbringt diesem Napoleon Williams gleichsam einen Befehl. Der steht sofort auf und tanzt mit seiner Frau. Lebel läßt das Paar nicht aus den Augen, bis die Jazz-Band den Tanz beendet.

In Mr. Jeffersons letzter Nacht muß etwas mit Williams geschehen sein, das sich nur ahnen läßt, denn von ihm selbst wird niemand die Wahrheit erfahren. War Mrs. Williams zu leichtfertig gewesen?

Williams kam allein gegen Mitternacht in die Bar und setzte sich ohne Umstände zu Jefferson. Er hatte etwas Unheimliches im Blick, und seine Stirn war fahl. Er spricht kein Wort, er trinkt nur, trinkt den scharfen Whisky fast unverdünnt wie Wasser. Und Jefferson ist glücklich über die unerwartete Ehre. Er schwatzt und bestellt und lacht. Eine Katastrophe scheint sich vorzubereiten. Man erkennt den würdevollen Mann nicht wieder.

Nach einer Stunde erscheint auch Mr. Lebel und blickt sich suchend um. Mr. Williams, der stumpf vor sich hinstarrt, sieht ihn an der Tür stehen. Mit einem einzigen Händedruck zersplittert er das Glas, das seine Finger umschließen. Und in seinen Augen flammt eine jähe, rasende Wut. Es wird still im Raum. Niemand weiß, was im nächsten Augenblick geschehen wird. Nur Jefferson ist völlig teilnahmlos.

Williams will aufstehen und sich auf Lebel stürzen. Es ist Todfeindschaft zwischen ihnen, brutal und unverhüllt. Wenn er jetzt eine Waffe hätte oder ein Wurfgeschoß!

Mr. Lebel zögert nur Sekunden, dann geht er furchtlos auf Mr. Williams zu.

„Ihre Gattin sucht Sie und erwartet Sie, Mr. Williams."

Kraftlos und bleich erhebt er sich und geht an dem Jüngeren vorbei.

Mr. Jefferson gibt sich die Ehre, Mr. Williams' Zeche mitzubezahlen. Er hat es wohl vergessen.

Der Steward muß ihm die Hand führen, als er den Scheck unterschreibt. Und dann taumelt Jefferson auch davon in seine Kabine und in den Tod.

XIII.

Die Ankunft im Hafen von Havanna bringt neue Unruhe an Bord. Die große Gemeinschaft ist im Nu zersprengt.

Während der Dampfer Autos und Klaviere ausladet und Zucker für Rotterdam übernimmt, viele tausend Säcke, haben die Passagiere Urlaub bis zum nächsten Morgen. Alle sind froh, wieder an Land zu kommen. Mr. Austin hat Peggy eingeladen; er will ihr den Prado, das Kasino und das Chinesenviertel zeigen. Er kennt Havanna von früheren Reisen her gut. Aber Mrs. Seemann ist um jeden Preis entschlossen, ihre Tochter nicht mit ihm allein zu lassen, nicht aus Sorge, denn Peggy ist viel klüger und vorsichtiger als sie, sondern nur, um bei all den geplanten Vergnügungen auch dabeizusein. Austins Freigebigkeit kennt keine Grenzen. Und ohne Zweifel hat er sich in Peggy verliebt. Mrs. Seemann schiebt also die Moral in den Vordergrund, und er muß mit ihr verhandeln.

Gut, er will sie mitnehmen, wenn es durchaus nicht anders sein soll, aber sie muß einen zweiten Begleiter stellen. Das ist seine Bedingung. Auch der Vierte soll von ihm eingeladen sein. Selbstverständlich. Die Hartnäckigkeit der aufgeregten Frau läßt ihn geradezu grob werden.

Mrs. Seemann hat sich ihm gefügt, um nicht alles zu verderben, und sucht also Anschluß. In ihrer Dummheit fragt sie auch Mr. Williams, der sie korrekt abweist.

Was antwortet ihm diese törichte Frau?

„Ich dachte, Sie wollten sich auch ein wenig amüsieren, Mr. Williams."

Nein. Mr. Williams verläßt das Schiff zusammen mit seiner Frau, die wieder vernünftig geworden zu sein scheint. Das Ehepaar geht allein.

Mrs. Seemann sucht den jungen Lebel, der demnach kaltgestellt ist. Mr. Lebel hat sich jedoch bereits einer anderen Gruppe angeschlossen und macht Miß Winston den Hof. Sie wollen im Sevillahotel speisen und danach in die Oper gehen.

„Und dann?"

Mrs. Seemann ist verzweifelt.

„Später sind wir wahrscheinlich im ‚Tokyo', gnädige Frau."

Sie wendet sich an den „Greis", aber auch der hat andere Interessen. Er muß zur Kolumbuskirche, um Studien zu machen, für seinen großen Film, wie er sagt. Der Geizhals fürchtet wohl, daß er doppelte Zechen bezahlen muß. Da spielt sie ihren stärksten Trumpf aus.

„Mr. Austin wird selbstverständlich alles bezahlen, wenn Sie mich begleiten."

„Ich habe es schon dem Reverend versprochen. Er ist genau über diese Kathedrale informiert."

„Man reist doch nicht nach Havanna, um Kirchen zu besuchen!"

„Es geht um die Kunst, wenn Sie das verstehen."

Mrs. Seemann versteht es nicht und irrt weiter. Sie weint fast vor Wut. Überall kommt sie zu spät.

„Mr. Buttenbirk, und Sie?"

Der Junggeselle wird mit Mrs. Rieger zusammen sein, das ist ihm am ungefährlichsten. Die jungen Mädchen sind zu toll hinter ihm her. Bei einem Pfänderspiel gestern hatten sich alle gegen ihn verschworen, und er mußte eine Dame küssen, um sein Pfand auszulösen. Das ist gewiß nicht ernst zu nehmen! Und doch hat ihn Margalo gefragt, ob er ihr in Havanna den Ring kaufen würde? Das war wieder einmal das Ende. „Den" Ring, hat sie gefragt, nicht „einen". Gar nichts für solch ein leichtfertiges Geschöpf.

„Wenn Sie sich uns aber anschließen wollen?"

„Nein. Danke. Ich muß mich ja leider nach Mr. Austin richten."

Schließlich trifft sie auf Kapitän Oud, der immer freundlich zu ihr war, und ihm vertraut sie sich an.

„Was Sie nicht sagen, gnädige Frau! Vielleicht darf ich Ihnen Havanna zeigen?"

„Wirklich?"

„Doch vor Abend kann ich nicht von Bord. Wenn Sie ein wenig Geduld haben wollen?"

Dieses Glück hat Mrs. Seemann nicht erwartet. Sie wird sich mit dem Kapitän, mit dem Kommodore, in Havanna zeigen dürfen! Alle Frauen werden neidisch sein. Selbstverständlich wird sie auf ihn warten.

Jetzt verhandelt sie direkt hochmütig mit Mr. Austin weiter. Peggy darf sich von ihm einladen lassen. Ja. Ausnahmsweise. Um 10 Uhr aber wünscht Mrs. Seemann im Kasino von beiden erwartet zu sein.

„Um zehn im Kasino. Vielen Dank, gnädige Frau."

Mrs. Seemann bleibt allein an Bord und in ihrer Kabine zurück, um sich nochmals umzukleiden.

*

Mrs. Mahony, die Vereinsamte, hat die Absicht, von Havanna aus nach Neuyork zurückzureisen, aufgegeben. Sie hat nette Reisegefährten gefunden, so daß sie ihre Flucht nicht mehr bereut. Rechtsanwalt Mahony in Washington weiß immer noch nicht, wo seine Frau eigentlich ist. Mrs. Mahony hatte Zeit genug, zu überlegen, ob sie auf die Scheidung bestehen soll. Sie hat auch mit dem Polizeioffizier gesprochen und ihn um Rat gefragt. Ja, mit allen möglichen Leuten hat sie den Fall erwogen, der für sie immer verwirrter wurde.

Mrs. Rieger gab ihr schließlich den besten Rat.

„Beenden Sie ruhig Ihren Seitensprung, Mrs. Mahony", sagt sie. „Sie haben so bald keine gleich gute Gelegenheit wieder, und dann reisen Sie zu Ihrem Gatten zurück! Es ist mit den Männern doch stets das gleiche, und einen besseren erwischt man selten."

So wird sie also bis Kingston mitfahren und erst von dort nach Washington zurückkehren.

Ehe sie von Bord geht, ungeduldig erwartet, schickt sie an ihren Mann ein Telegramm. Sie bittet ihn darin für ihr übereiltes Handeln um Entschuldigung. Nachricht drahtlos an den „Globus". Und nach Kingston, bitte, Geld. Adresse: Das amerikanische Konsulat.

Die Geldsorge scheint den Ausschlag gegeben zu haben, sich mit ihrem Manne wieder in Verbindung zu setzen. Sie hatte ihre Reisekosten weit unterschätzt.

„Wann werde ich Antwort haben können?" fragt sie den Funkassistenten.

„Möglicherweise schon diese Nacht."

„Vielen Dank."

Gleichzeitig mit ihr geht die polnische Filmfürstin von Bord, die seit der Skandalgeschichte von keiner Dame mehr gegrüßt wird. Die Diva übertreibt es heute bis zur Lächerlichkeit. In einer Wolke von Parfüm rauscht sie vorüber und hat gleich drei Kavaliere im Gefolge, die ihren kostbaren Schmuck bewachen müssen.

*

Die Stadt Havanna steht an diesem Tage ganz im Zeichen der Passagiere des „Globus". Überall begegnen und grüßen sie einander. In Gruppen schlendern sie durch die heißen Straßen oder lassen sich spazierenfahren, sitzen in Tavernen oder in den Luxushotels beim Tee. Die Händler finden sie unter vielen Fremden sofort heraus und verkaufen ihren wertlosen Schund zu phantastischen Preisen. Elfenbeinketten, die aus Ochsenknochen gedreht sind, Fächer und Kuriositäten. In ganzen Schwärmen fallen sie über die wehrlosen Reisenden her. Besonders die Damen ermuntern diese Horden immer wieder. Alles möchten sie sehen, betrachten, befühlen, um jedes Stück handeln, weil es ihnen aus irgendeinem Grunde gefällt. Der Kaufhausdistrikt ist um die Abendstunden überlaufen. Keine Sehenswürdigkeit Kubas ist so interessant wie die Panamahüte und spanischen Mantillen, die kostbaren Einsteckkämme. Sie verschwenden ihr Geld an geflochtene Körbe, die sie nirgends unterbringen können, an Similischmuck, Perlen, Malereien, japanisches Porzellan, Gobelins und schwarze Zigarren, die sie bei der Heimkehr einschmuggeln wollen, um sie an irgendwen zu verschenken.

Wie lange haben sie nichts mehr einkaufen können! Und in wenigen Tagen ist der große Maskenball an Bord, zu dem jeder im Kostüm kommen muß. Und wie billig die französischen Parfüme und Seifen hier sind! In Neuyork zahlt man den dreifachen Preis dafür. Nicht übertrieben.

Die Händler bestätigen es lächelnd und packen ein. Sie verstehen sich vortrefflich auf die Psyche dieses Publikums, das immer das gleiche ist.

Mrs. Seemann hat es übrigens doch nicht allein auf dem „Globus" ausgehalten. Sie hat dem Kapitän Bescheid sagen lassen, daß sie pünktlich zurück sein wird und ist mit Mrs. Palmer auch einkaufen gegangen. Man begegnet ihnen auf dem Prado und vor dem Plaza-Hotel. Sie sind in Begleitung eines Kubaners, den sie sich als Führer genommen haben. Zweifellos haben sie eine geheimnisvolle Absicht, die sie nicht verraten, und vielleicht hängt es mit dem Maskenball zusammen.

Als sie zum Dinner wieder an Bord sind, ist die bescheidene Mrs. Palmer noch ganz aufgelöst vor Erregung. Dieser Kubaner hat kein einziges Wort Englisch verstanden und die Damen kein Spanisch. So half man sich mit der Zeichensprache. Hat der Mann sie wirklich nicht verstanden? Wohin hat er sie verschleppt! Es war grauenhaft.

„Wir haben einen Einblick in die Tiefen menschlicher Laster getan. Nie, nie möchte ich das wiedererleben", sagt Mrs. Palmer mit Tränen in den Augen.

„Wie konnten Sie sich aber auch von einem Unbekannten führen lassen!"

„Daß es solche Mädchen gibt!"

Der Zahlmeister braucht nicht weiter zu fragen. Er lächelt sehr diskret und wendet sich ab.

„Wenn der kleine Leo nicht dazugekommen wäre, ich weiß nicht, ob wir lebend hier ständen."

„So schlimm ist es bestimmt nicht, gnädige Frau. Havanna ist nicht Chikago, und solche Häuser stehen unter strenger Kontrolle der Polizei."

„Nicht möglich."

„Leo, sagten Sie?"

„Ja. Wir trafen ihn auf dem Wege. Wir müssen ihm sehr dankbar sein."

„Leo also."

Darüber lächelt der Zahlmeister nicht mehr. Wo treibt der Lümmel sich herum! Wahrhaftig, er hat den kleinen Schiffsjungen aus Zaandam in falschem Verdacht. Leo hat Urlaub gehabt, aber kein Centstück in der Tasche. So kann er Havanna nicht erobern. Nur herumgebummelt ist er wie ein richtiger Vollmatrose. Keiner von der Mannschaft hat ihn mitnehmen wollen. Er war bei der unerwarteten Begegnung noch viel glücklicher als die Damen.

Mrs. Palmer hat einen achtjährigen Jungen zu Hause und wohnt in der gleichen Villenstraße in Pelham wie Mrs. Seemann. Sie hat zuerst den Einfall gehabt, für das Kind einen Affen zu kaufen und ein paar Kokosnüsse. Mrs. Seemann hat einen Buben im gleichen Alter. Ob man den Affen nicht für beide kaufen wolle? Es sei doch billiger.

Mrs. Palmer ist sofort einverstanden. Ja, das wäre eine ausgezeichnete Idee.

Weiß Gott, wie sie darauf verfallen ist, ausgerechnet in Havanna einen Affen zu kaufen! Sie hat wohl gemeint, daß es in Kuba ganze Herden gibt, und daß sie hier besonders preiswert sind.

Wieviel kann solch ein kleines Tier schon kosten, wenn zwei sich in die Summe teilen!

Der Kubaner hat sie, ohne böse Absicht, mißverstanden und ihnen das „lasterhafte" Havanna gezeigt, weil es für die gern besuchten chinesischen Spelunken noch zu früh am Tage war. Das ist alles. Und nie hat jemand anderes zu sehen verlangt.

Als Leo hinzukommt, kann er sogar ein paar englische Brocken und weiß, was ein Affe heißt.

Ja, in einer Vorstadt wohnt ein Tierhändler, der aber nur Schlangen und Kanarienvögel hat.

Nein. Er ist nicht der Richtige. Umweg über Umweg. Mrs. Palmer gibt nicht nach, bis der Kubaner sich eines italienischen Straßenmusikanten erinnert, der sogar zwei Tiere hat. Beide zahm.

Für den größeren verlangt der Italiener einen Preis, der erschreckt, aber den kleinen will er für sechs Dollar verkaufen.

Es ist ein schwächliches, armseliges Tier mit angstvoll großen Augen; es fletscht die Zähne beim Streicheln und klettert auf ein Küchenbord. Sein Fell ist schäbig und verfärbt, als ob es die Staupe hätte.

Leo denkt an sein Tier an Bord, das gut einen Gefährten brauchen könnte, und rät, den Kauf abzuschließen.

Mrs. Palmer muß den Affen haben. Das hat sie sich in den Kopf gesetzt. Gut also. Jede der Damen bezahlt drei Dollar, und Leo muß das Tier tragen.

Vor der Tür wird der Kubaner verabschiedet.

Mrs. Seemann, die erst abwartet, ob Mrs. Palmer den Führer nicht entlohnen will, gibt dem Kubaner unentschlossen ein Fünfzigcentstück. Der Mann schlägt in der abgelegenen Gasse Lärm, der sofort Neugierige heranlockt. Fenster werden aufgerissen. Überall ist plötzlich der Weg versperrt.

Der Kubaner erklärt seinen Landsleuten auf spanisch den Sachverhalt und zeigt das Geldstück herum. Gelächter und Drohungen. Mrs. Palmer verdoppelt die Münze. Oh, wie geizig die beiden Frauen sind! Da kreischen selbst die kleinen, dreckigen Kinder mit im Chor.

„Fünf Dollar ist die Mindesttaxe."

„Fünf Dollar!"

Mrs. Seemann zahlt hastig und ist froh, daß ein Auto, das vorbeifährt, sie mitnehmen will.

„Zum Hafen."

Unter Johlen und Geschrei fahren sie ab. Leo sitzt neben dem Wagenführer und hält den kleinen zitternden Affen an der Kette. Ganz heimlich kratzt er sich, daß es die Damen nicht sehen.

„Läuse?" fragt der Führer.

*

Ich bin bei den Jai-Alai-Spielen gewesen, dem Nationalspiel der Kubaner, das ich über alles schätze. Es ist nicht bloß ein durch viele Jahrhunderte meisterlich vervollkommneter Sport, es ist eine Kunst, die größte Bewunderung verdient. Danach sah ich mir eins der chinesischen Theaterspiele an und fuhr nach dem Kasino, dem Treffpunkt der havanneser Gesellschaft. Für das sinnlose Tanzen der kleinen Roulettekugel habe ich nie Interesse gehabt. Es ist mir gleichgültig, welche Zahl der Croupier ausruft, ob Rot oder Schwarz gewinnt, und daß man die Möglichkeit hat, das Kasino mit vollen Taschen zu verlassen. Aber ich liebe kultivierte Menschen und schöne Frauen. Ich liebe die Atmosphäre der großen Welt.

Nirgendwo gibt es schönere Frauen als hier.

Mrs. Williams sitzt am Roulettetisch und spielt. Ihre nervösen Hände greifen in den Haufen bunter Spielmarken, die sie irgendwohin auf die Felder streut, und die der Croupier immer wieder einzieht. Aber wenn sie alles verloren hat, braucht sie sich nur umzudrehen, und ihr Mann, der hinter ihr steht und zusieht, wechselt ihr neue Marken ein. Er ist glücklich, daß sie einmal nicht an den Grasaffen denkt. Mr. Austin arbeitet. Er schüttelt unwillig den Kopf, als Peggy ihm etwas erklären will. Er gewinnt und gewinnt. Er hat eine erprobte Methode, ein System, das nicht versagt.

Als er nach seiner Auffassung genug gewonnen hat, geht er mit Peggy in den Saal und tanzt. Einfach himmlisch tanzt das Paar. Und Mrs. Seemann, die Mutter, behelligt sie nicht. Es ist bald Mitternacht.

Mrs. Seemann hat lange an Bord auf den Kapitän gewartet. Kapitän Oud hat unerwarteten Besuch bekommen, den niederländischen Gesandten von Kuba, den er nicht formlos verabschieden kann, und er läßt die Dame bitten, doch an dem Essen teilzunehmen.

Nein.

Dann muß er sich dienstlich entschuldigen.

Mrs. Seemann nimmt am Dock ein Auto und fährt zum Kasino. Als Dame ohne Begleitung wird sie nicht eingelassen. Sie schickt einen Diener, Peggy und Austin suchen zu lassen. Die Herrschaften sind nicht da.

Hätte sie wenigstens Mrs. Palmer bei sich, dann wäre die trubulöse Stadt weniger beunruhigend, aber die Freundin ist mit einem gelinden Nervenschock und dem verlausten Affen an Bord zurückgeblieben.

(Fortsetzung folgt.)



DER MARIENPLATZ IN MÜNCHEN NACH DEM REGEN

GEMÄLDE VON FRITZ STATTLER

Bei den Bandreißern in den Elbmarschen

Text und Abbildungen von Kurt Struve







Schälen der Weidenschößlinge.

Oben links:

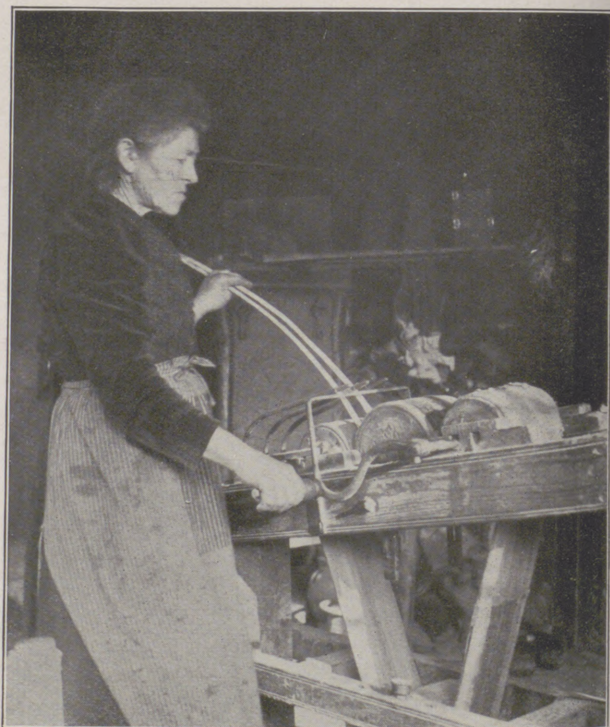
Der Bandreißer bei der „Ernte": Schneiden der Weidenschößlinge.

Im Oval:

Zuschneiden des Bandholzes.

Wenig bekannt ist die Bandreißerindustrie, und doch begegnen uns täglich ihre Produkte: Für all die Fässer und Tonnen und Tönnchen, die zum Aufnehmen so vieler Bedarfsartikel des täglichen Lebens dienen, stellt der Bandreißer die Reifen, die „Bänder", her. Das Bandreißergewerbe blüht vor allem in den Elbmarschen. Im stillen Marschdorf, weit ab vom unruhvollen Leben der Großstadt, herrscht ein fleißiges Treiben. Die jungen Weidenschößlinge werden in einem Wechsel von drei Jahren geschnitten, den Größen der Fässer und Tonnen entsprechend sortiert, abgeschält und der Länge nach aufgespalten. Nachdem sie in einer Walze die nötige Geschmeidigkeit und Biegefähigkeit erhalten haben, werden sie zu Reifen gebunden. Zum Teil wandern die abgeschälten Weiden auch in die Korbflechtereien, das Hauptabsatzgebiet aber bleibt die Faßindustrie, die heimische und vor allem die dänische. Ganze Schiffsladungen fertigen Bandholzes gehen täglich hinaus.

Das Gewerbe der Bandreißer in den Elbmarschen hat einen eigenartig altertümlichen, urwüchsigen Charakter. Alte Strohdachhäuser und Räucherkaten, merkwürdig primitive Werkzeuge und Gerätschaften zum Bearbeiten des Bandholzes, eine erstaunliche Handgeschicklichkeit: das alles steht so ganz im Widerspruch zu der maschinenmäßig arbeitenden, technisierten Industrie unserer Zeit. Mit den alten Geräten und Arbeitsgewohnheiten hat sich auch ein ganzer Schatz sprach- und kulturgeschichtlich wertvoller Ausdrücke, Redensarten und Arbeitsregeln erhalten.



Biegen gespalteter geschälter Weiden.



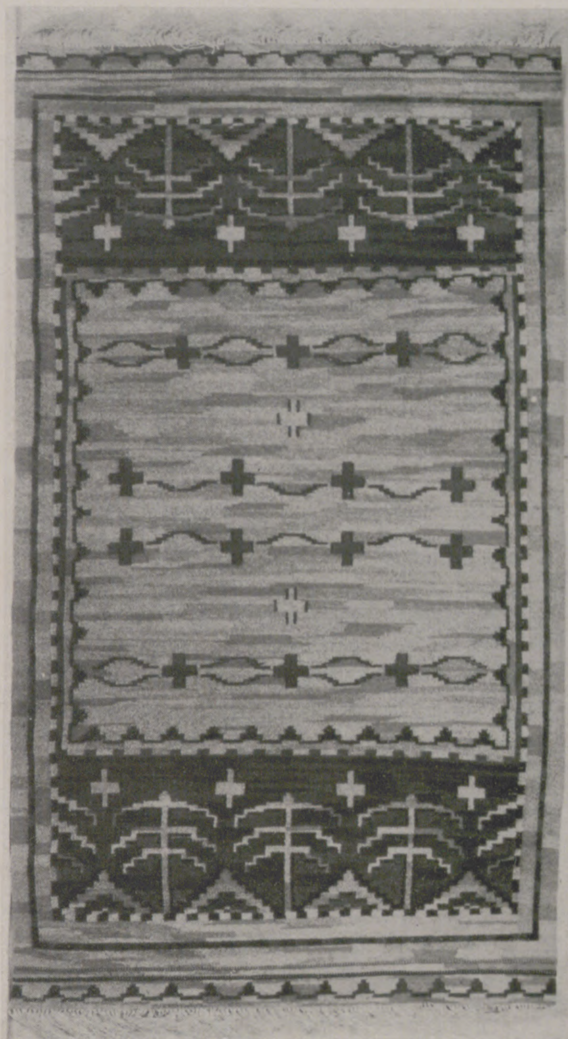
Gebündelte fertige (grüne) Tonnenbänder.



Und über die „Stoppeln" weht der Wind: Ein abgeerntetes Weidenfeld.







Goldene Schale.

Oben Mitte: Gravierter Kristallbecher „Licht und Finsternis“. (Entwurf: Simon Gate.)

Für Schmuck und Gebrauch.

Vorbildliche Erzeugnisse des neueren schwedischen Kunsthandwerks.

(HIERZU EIN AUFSATZ „VON DEN EIGENARTEN DES SCHWEDISCHEN KUNSTHANDWERKS“ AUF SEITE 256.)

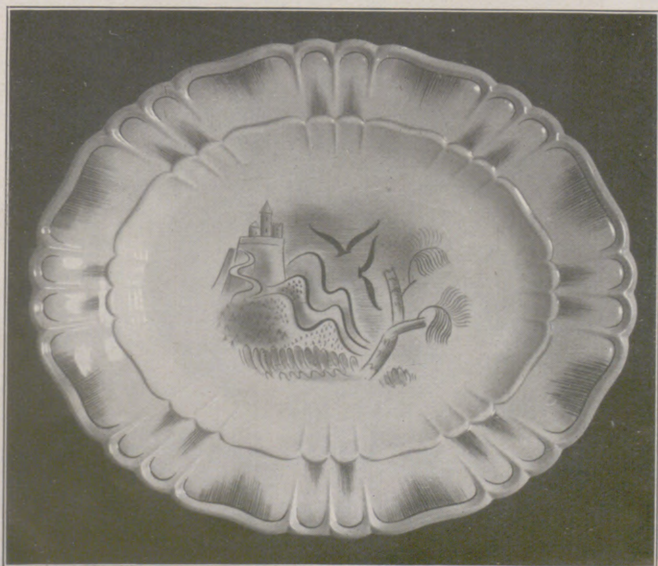


Nebenstehend: Schrank mit Intarsienarbeit. (Entwurf: Architekt Carl Malmsten.)

Teppich in „Rödlakan“-Technik, komponiert von Märtha Gahn.



Gußeiserne Urne.





Nebenstehend:

Gravierte Kristallschale in Goldbraun, „Die Windrose“. (Entwurf: Edward Hald.)

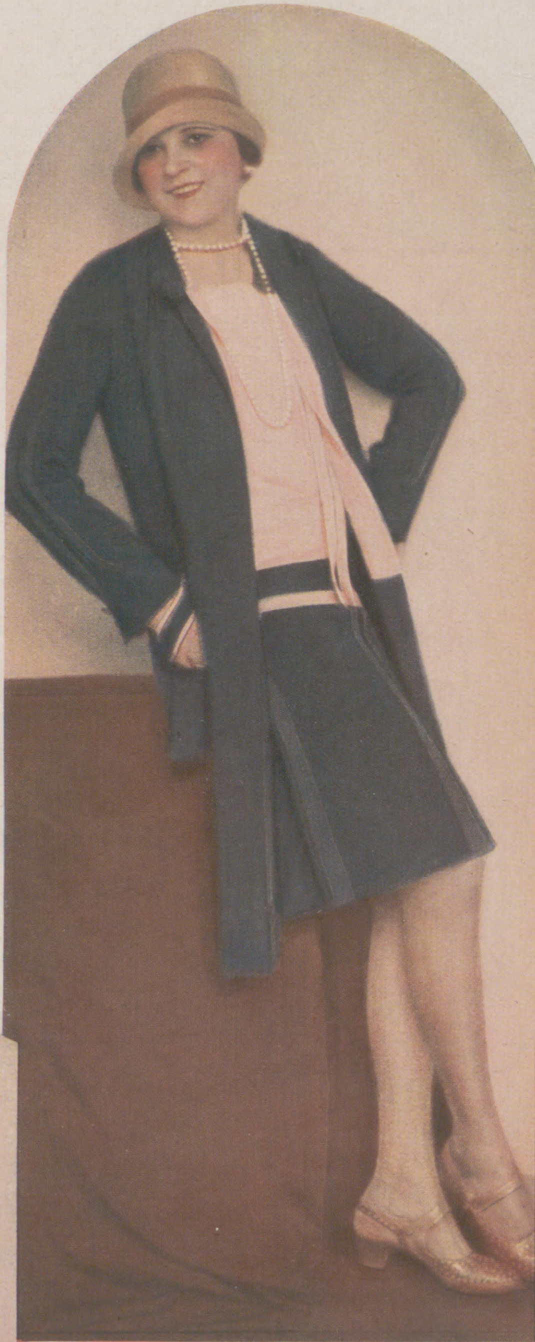
Unten links:

Schüssel aus schwedischem Porzellan. (Entwurf: Arthur Percey.)



Wenn der Frühling kommt







Die Wiener Schauspielerin Marga Bernard zeigt ein dunkelblaues Ripscomplet mit zartrosa Jumper und beigefarbenen Hut.

Oben links:

Marga Bernard in einem Nachmittagskleid aus cerisefarbenem Crêpe Marocain, das in der gleichen Farbe gestickt und durch einen ebenfalls gestickten Seidenumhang ergänzt ist.

Oben rechts:

Pastellgrüner Frühjahrsmantel aus englisch gespritztem Stoff mit Patten, Gürtel und aufgestelltem Kragen in neuer Form. Dazu trägt Marga Bernard einen gebatikten Schal.

Unten links:

Hellederfarbenes Jumperkleid aus Wollkrepp mit originellen kornblumenblauen Stoffauflagen, getragen von der Tänzerin Gertrude Heppner.

Unten rechts:

Zu einem dunkelgrünen plissierten Crêpe-de-Chine-Rock wählt Gertrude Heppner einen pastellgrünen Jumper mit Bordüren von golddurchwirktem Band.

Modelle: Kuschnitzky & Gerstl, Wien; Photos: Kitty Hoffmann. Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.



Das Geheimnis des Nonnensees

KRIMINAL-GROTESKE VON FRANK F. BRAUN

(6. Fortsetzung.)

Der Amtsrichter kannte seine Rasse. Er wußte, hier war nichts mehr zu machen. Dieser verschrobene Bengel spielte mit dem Leben Theater. „Gut,“ sagte er, „dann muß ich mir die Unterredung mit dem Bild dort an der Wand dienen lassen.“

Valentin blieb zerschmettert zurück. Er sank in den Sitz vor seinem Pult. Zu Luzy, der Trostreichen, wagte er nicht aufzusehen. Was hatte er da angerichtet? Er legte den Kopf in die Hände. „Luzy,“ bat er, liebe Luzy...“ und wußte nicht einmal, was er bitten sollte. Wie schwer war doch dies Leben, in das andere mit Gelächter hineinsprangen! Es gab ein Leid, und man konnte es nicht lindern; es gab Tränen, und man vermochte nicht sie wegzuwischen... Jetzt litt diese liebe, geliebte Luzy, und er saß hier und sah dem zu. — Diese kleine Wunde an der Hand, ein Viertelliter Blut bestenfalls, das war alles, was man tun oder geben konnte. „Ström' hin, mein Blut!“ Aber es strömte nicht.

Trauer, Wehmut, unklare Sehnsucht, zu helfen, sich zu verschwenden, überwältigte ihn. Gab es Tränen, weinte man wenigstens mit...

*

„Gonschorek,“ sagte Amtsrichter Schwepp, „ich habe den Rechtsanwalt Stein vorladen lassen. Bitte, bleibe hier. Ich möchte, daß wir diese Angelegenheit Hinz wie bisher gemeinsam behandeln.“

Der Bürgermeister war grau, mehlbestaubt wie ein Bäcker; aber es war kein Mehl, es war der Schreck der Bäckerstraße, der ihn so aussehen machte. Er nickte schwach zu des Freundes Worten. „Ich bin nicht ganz wohl“, gestand er.

Schwächling, dachte Herr Schwepp, neulich abend, da warst du äußerst wohl; und der kleine Stachel des Erfolglosen saß ihm in der Seele. Zugleich aber stieg eine Empfindung auf, die ihn wieder tröstete. Er hatte auf die Art wenigstens keine Verpflichtung gegen die Rita Ritelli; er durfte rücksichtslos durchgreifen; fast rücksichtslos, denn, wenn möglich, vermied man natürlich ein Bekanntwerden des Sektsoupers.

Doktor Stein erschien. Es ging wie im Kino. Eine Person tauchte auf, verschwand, die nächste stand da.

Herr Klinkhammer trat zur Seite. „Der Herr kam gerade nach Hause“, erläuterte er. „Es ging schnell, sozusagen.“

Der Bürgermeister sann diesem Sozusagen nach, aber der Amtsrichter sprach: „Herr Doktor Stein — aber, bitte, setzen Sie sich doch — ich mußte Sie in dienstlicher Angelegenheit herbemühen.“

„Bitte sehr, Herr Amtsrichter.“

„Können Sie Ihr Alibi nachweisen für den Abend des 16. Mai, jenen Abend, an dem Doktor, nicht Doktor, Peter Hinz ermordet wurde?“

„Wie meinen Sie das?“

„Eine Formsache, selbstverständlich. Wo, bitte, waren Sie in der Zeit nach 7 Uhr?“

Doktor Stein war ärgerlich. Der Vater dieses Burschen, den er dringlich im Verdacht hatte... „Lächerlich,“ sagte er, „wollte ich fragen, wo waren Sie am Abend des Mordes!“ Wütend blickte er drein. Sollte er wirklich verraten müssen, noch dazu vor dem Bürgermeister, daß er mit Luzy in seiner Wohnung gewesen um diese Zeit! Aber da mußte er sich der Wirkung seiner Worte wundern. Er hatte vielleicht eine Zurechtweisung erwartet. Seine Sätze, das merkte er jetzt, da sie gesprochen waren, mochten ein wenig ungehörig gewesen sein gegen ein Gericht und seine Vertreter. Aber was war denn so Wichtiges daran, daß der Amtsrichter offensichtlich erbleichte; daß der Bürgermeister beinahe erschrak und jedenfalls zusammenzuckte. — Und die seltsame Situation erfuhr eine Steigerung.

Der Bürgermeister, als sei er persönlich gefragt, sagte halblaut: „Das dürfen Sie wissen, ich war mit meiner Tochter zusammen.“

Der Amtsrichter warf ein: „Die Frage ist überhaupt ungehörig. Nicht Sie haben zu fragen, sondern wir!“

Doktor Stein sah zu Boden, er ließ den Blick sinken, wie einem in der Überraschung zuweilen etwas entfällt; dann sah er den Bürgermeister an. „So... so...“ sagte er, und nochmals: „So... so...“ Aber für einen Menschenkenner schwang etwas Seltsames, fast ein Hohn in diesem So... so.

Der Bürgermeister ward getroffen von diesem Tonfall. „Ihr Alibi also!“ drängte er und beherrschte sich.

Lachend der Doktor Stein: „Vielleicht war i c h mit Ihrer Tochter zusammen, Herr Bürgermeister? Oder mit Ihrem Sohn, ich erinnere mich nicht genau, Herr Amtsrichter.“

„Ah,“ sagte der Amtsrichter, und er warf dem Bürgermeister einen Blick des Einverständnisses zu, „das ist allerdings nicht ganz unverdächtig.“

Doktor Stein zuckte die Achseln. „Vielleicht fragen Sie wirklich lieber erst Ihren Sohn, Herr Amtsrichter, oder Sie Ihre Tochter, Herr Bürgermeister. Wenn die Sache so steht, wehre ich mich meiner Haut!“ Er hob den Kopf, sah herausfordernd den Amtsrichter an, dann das Stadtoberhaupt. „Mag die ganze Geschichte jenes Abends herauskommen, meine Herren! Wenn Ihnen daran liegt, mir soll es recht sein.“

„Sie können gehen“, sagte der Amtsrichter; er war plötzlich heiser. Die Tür fiel zu.

„Herr Amtsrichter,“ sagte Kommissar Klinkhammer in das Schweigen, „wenn ich meine Meinung äußern darf: Das ist der Mörder!“

„Holen Sie meinen Sohn“, sagte der Amtsrichter als einzige Antwort. „Schnell, er soll sofort herkommen.“

Kommissar Klinkhammer, fliegender Bote der Gerechtigkeit, enteilte abermals. —

„Was sagst du nur, Gonschorek? Woher weiß der Stein das? Ob deine Rita aus Wut die Geschichte herumplauscht?“

Der Bürgermeister verschluckte sich. „Meine Ri... deine Schuld“, knirschte er. „Warum hast du sie schlecht behandelt! Wie ein Unteroffizier seinen Rekruten hast du das Mädchen angefahren!“

„Gütiger Himmel!“ sagte der Amtsrichter unklar und versank in trübes Denken.

„Was nur auch der mit meiner Tochter wollte!“ wagte der Bürgermeister. „Sie sollen doch zum Teufel meine Luzy aus dem Spiel lassen.“

„Centa Basler,“ hob der Amtsrichter an, „Pablo Forto und Rita Ritelli, dann Rechtsanwalt Stein, mein Sohn, deine Tochter. Kann man sechs Menschen im Verdacht haben, ohne verrückt zu werden! Schließlich waren wir beide es, die den Peter Hinz umgebracht haben!“

„Du bist schon verrückt,“ erklärte gequält der Bürgermeister, „du redest bereits irr.“

Die weiße Mütze stand im Zimmer. Dann wanderte sie unruhig von einer Hand in die andere. „Tag, Herr Bürgermeister. — Was ist, Vater?“

„Mein Sohn! Ich rede zu dir in dienstlicher Angelegenheit. Ich bin veranlaßt, dich zu ersuchen, mir Auskunft zu geben auf Ehre und Gewissen... ach, bitte, Klinkhammer, lassen Sie uns allein... so. Also, Valentin, wo warst du am Abend des Tages, da der Doktor Hinz ermordet wurde?“

Stille. — Der Bürgermeister reckte sich; sein Stuhl knarrte. Schwer schlug der Atemtakt des Amtsrichters in den Raum.

„Mein Junge, es gibt Lebenslagen, in denen Treue, Freundschaft, sogar ein Versprechen auf Ehrenwort zur Farce werden. Es geht hier um Menschenleben, nicht um Begriffe, die sich wandeln mit Alter und zunehmender Einsicht. Ich warne dich! Du bist kein Knabe mehr, du mußt fühlen, wo deine Pflicht als Staatsbürger beginnt.“

Der Sohn schwieg. Dann, Ekstase rollte an: „Ich verachte euren Staat!“

Dringend der Vater, beherrscht: „Ich weiß das, das gibt sich. Zudem ist es im Augenblick gänzlich belanglos und steht keinesfalls zur Diskussion. Aber du wirst angeben können, wo du um 7 Uhr abends und in den folgenden Stunden dich aufgehalten hast. Du kamst spät nach Hause; ich war auch gerade gekommen. Du schienst erhitzt; Mutter hantierte mit dir in der Küche. Was machtet ihr übrigens in der Küche?“

Der Sohn hob die Hand. Um das Gelenk wand sich ein weißer Verband. „Dies“, sagte er bleich.

„Den Verband trägst du schon einige Zeit.“ Der Vater verstand nicht sofort. „Was für eine Wunde ist das?“

Valentin antwortete nicht.

Unruhig, nur als ein Akt der Ratlosigkeit zu deuten, begann der Amtsrichter seine Brille zu putzen, als sich der Bürgermeister erhob. „Junge, du bringst dich ja in Verdacht! Dies ist kein Spiel, kein Kriminalroman mit künstlichen Spannungen, die dein Schweigen noch heben könnte — hier rollt ein Stück deines Lebens ab! Es geht um das wirkliche Leben, bedenke das!“

„Weil ich das bedenke, Herr Bürgermeister, darum schweige ich.“

Der Amtsrichter knallte die Faust auf den Tisch. Das Tintenfaß hüpfte erschreckt, besann sich aber und ließ sich in die alte Lage zurückfallen, ohne Unheil anzurichten. Die Bleistifte und Federhalter hatten sich gar nicht erst gerührt. — Anders der Amtsrichter selbst. Er schrie den Sohn an, und drohend fuchtelten die Arme, rangen mit der Luft: „Ungeratener Lümmel! Verkommener Bursche! Rumtreiber! Von wem hast du das? Von mir nicht! Ich bin in Ehren grau geworden!“

„Nana...“ meinte der Bürgermeister, aber er wollte damit wohl nicht des Amtsrichters letzten Satz in Frage stellen. „Nana, Schwepp, er hat doch gar nichts getan. — Woher stammt deine Wunde, Valentin?“

Der Junge fühlte Güte, wußte sich angeredet von dem Vater des Mädchens, das er liebte; sah sich verstrickt in die Tragödie, die um Luzy spielte — und wußte sich keinen Ausweg. „Ich habe den Peter Hinz wirklich nicht ermordet“, sagte er.

Der Bürgermeister starrte den Amtsrichter an. Entsetzen lag in beider Blicke. Wer sich entschuldigt, klagt sich an...

„Geh“, sagte endlich der Bürgermeister. Polternd schlug der Amtsrichter über das Pult, kaum daß sich die Tür geschlossen hatte.

„Klinkhammer! Ein Glas Wasser!“

Als der Amtsrichter wieder zu sich kam, winkte der Bürgermeister den Kommissar hinaus. Er schaute den Freund an. Er wollte schweigen vor diesen gläsernen Augen; er spürte gut die Hemmung, aber die Lust, zu reden, überwand sie. „Schwepp,“ sagte er, „mich deucht, wir fechten wieder auf gleicher Ebene nach diesen Worten deines Sohnes.“

„Mein Sohn also,“ rief der Amtsrichter, „ich, du, die Ritelli... soll ich aufzählen, die ganze Stadt! Wer löst das Rätsel, ohne uns zu zerstampfen? Wer nimmt den Fluch der Lächerlichkeit und den der Schuld von unseren Häuptern! — Aber ich will reine Hände haben; ich berichte nach Berlin. Mag kommen, was will. Ich schone mich nicht, niemanden mehr! Mein Sohn — mein Sohn!“ Er sank zusammen. Er verbrannte an irren Gedanken, deren Schein zwar eine kurze schmerzhafte und heroische Helle aufzüngeln ließ wie eben diesen Ausbruch, aber das war kein Licht, bei dem man hätte etwas erkennen können. Diese Fackeln flackten alle ins Uferlose — und erloschen.

„Wir stehen vollkommen im Dunkel“, sagte trübe, wie ein Kind in der Nacht, das sich nun fürchtet, der Bürgermeister Gonschorek.

Da pochte es. Keiner der Herren war in der Lage, „Herein!“ zu rufen.

„Guten Tag“, sagte Referendar Brendel. „Herr Amtsrichter, darf ich mich gleich hier vom Urlaub zurückmelden?“

Müde reichte der Amtsrichter die Hand. „Tag, Brendel.“

„Nun?“ wunderte sich der, und seine Worte kamen erstaunt. „Erlebe ich den letzten Akt einer Tragödie? Die Herren sehen so... so niedergeschlagen aus.“

Der Amtsrichter winkte ab. „Lassen Sie sich das alles von Klinkhammer erzählen. Kommen Sie später zu mir. Ich kann jetzt nicht...“ Er konnte nicht einmal seinen Satz beenden. Er erhob sich und schritt hinaus. Tragikumweht. Ein geschlagener Mann. Hinter ihm her, mit kurzem Abschiedsnicken, trottete der Bürgermeister.

„Hm,“ sagte Brendel und zündete sich eine Zigarette an, „sollte dies Dorf meiner gerechten Verbannung doch eine Abwechslung bieten? — Klinkhammer!“

„Herr Referendar?“

„Wer also ist ermordet?“ lachte Brendel. „Schießen Sie los, die Rakete der Neuigkeit!“

„Der Peter Hinz.“

Brendel fuhr auf. „Was! Doktor Hinz, die einzig lebende Brust in diesem Nest!“ Er packte den andern bei den Schultern. „Ist das wahr?“

„Wie, bitte?“

„Ach was, wie, bitte!“ Er ließ sich in des Amtsrichters Stuhl sinken. „Erzählen Sie.“ Und während er die Bleistifte und Federhalter des Amtsrichters in Paradeaufstellung ausrichtete, hörte er mit einem Gesicht, auf dem nichts zu lesen stand, die Erzählung des Kommissars Klinkhammer an. — Aber gerade dies unbewegte Gesicht, das so leidenschaftslos, vielleicht sogar uninteressiert die Rede auf sich eindringen ließ, verwirrte den guten Klinkhammer. Er blieb wiederholt mit seinen Sätzen stecken. Es waren auch zu viele Verdachtsmomente, die er da anhäufen mußte.

Als er geendet hatte, reichte ihm Brendel das Zigarettenetui. „Danke,“ sagte er, „bitte, nehmen Sie.“

Kommissar Klinkhammer nahm gern. Dann reichte er das blitzende Silber zurück. Aber Brendel griff vorbei, das Etui fiel zu Boden. „Schauderhaft,“ sagte er, „er war im Kommen, sein Leben war noch Auftakt...“

Das verstand Klinkhammer nicht. Er hob das Etui auf und legte es auf das Pult. „Ich bin nebenan, Herr Referendar, wenn Sie mich brauchen.“

Brendel nickte in den blauen Rauch.

VII.

Der nächste Tag begann mit einem strahlenden Morgen. Brendel, wohlausgeruht, voll Eifer, sich auf eine Sache zu stürzen, die endlich seines Schweißes wert schien, war schon um 8 Uhr aus den Federn.

Er hatte gestern nachmittag im Bureau und am Abend bei seiner Wirtin, amtlich und Stimme des Volkes, den Kolportageroman dieses Mordes erfahren. Er war nun im Bilde, wie er meinte. War hier überhaupt jemand im Bilde! Wenn es nicht so tragisch wäre, dachte er, müßte man lachen. Dieser Schwepp verdächtigt die halbe Stadt. Er rekapitulierte: sechs Personen, darunter drei Weiber. Schon im Code Napoléon steht geschrieben: Cherchez la femme. Also Centa Basler, Luzy Gonschorek und Rita Ritelli.

Diese Centa Basler war eine gute Frau, die nicht gewisser Reize entbehrte. Ihre Person war ihm von mancher Abendgesellschaft bei Peter Hinz bekannt. Nichts veranlaßte ihn, an ihre Schuld zu glauben. — Dann also die Luzy. Hm. — Bürgermeisterskind, höhere Tochter, vorm Abitur stehend, will studieren. — Sehr nett, hm. — Aber nichts für Brendelvaters Sohn. Er schied sie aus. Tat es so ruhig, als ob er hier irgend etwas zu entscheiden habe.

Handle ich nach einem Plan? Nein, gab er zu. Was will ich Dummkopf denn also! Und er fand sich auf dem Wege zum Zirkus. Rita Ritelli! Kunstreiterin! Warum sollte man der nicht einen Mord zutrauen? Man kann auch sagen: Warum gerade der? —

„Guten Morgen“, meinte er vor dem Leinwandzelt und begrüßte den älteren Herrn, der da geschäftig war, Seile zu verankern, die ein Morgenwind immer wieder lockern wollte. „Ist Fräulein Ritelli zu sprechen?“

„Na,“ knurrte Pablo Forto, seit gestern mißtrauisch gegen jeden Bürger dieser Stadt, „wenn wir heute abend nicht die Eröffnungsvorstellung hätten, wäre die Dame noch nicht anwesend. So aber haben Sie Glück. Gehen Sie in die Manege, sie probiert.“ Er hielt Brendel noch einmal an. „Kommen Sie vom Gericht?“

„Ich komme in privater Angelegenheit“, sagte Brendel, und er war sich klar, daß dies keine Lüge war. Niemand hatte ihn hergeschickt, was er unternahm in dieser Mordsache, geschah bis jetzt auf eigene Faust. „Aber warum, bitte?“

Pablo Forto gab den Eingang frei. „Ich warte jetzt bloß,“ grollte er, „jetzt, wo sie die Kaution haben, daß aus Gründen allgemeiner Stadttrauer etwa mir die Vorstellungen verboten werden!“

„Das glaube ich nicht“, sagte Brendel kurz und trat in den Zeltraum mit gespannter Erwartung. Aber er ward enttäuscht. Fräulein Ritelli probierte nicht im kurzen Reitrock aus weißem oder rosa Chiffon, wie er gehofft hatte; sie stand im dunkelblauen Kostüm in der Mitte der Bahn und ließ ihr Pferd an der Longe laufen.

„Gestatten, Brendel, Referendar am hiesigen Amtsgericht. Ich möchte Sie sprechen, Fräulein Ritelli.“

„Das tun Sie ja schon.“

„Famos“, sagte er. „Wie finden Sie die Luft in dieser Stadt?“

„Wie soll ich das verstehen?“

„Richtig.“

Sie lächelte schräg zu ihm auf. „Stickig finde ich diese Luft.“

„Famos. Ich komme vom Urlaub,“ sagte er, „man überraschte mich mit dieser Mordgeschichte.“

„Fangen auch Sie davon an!“

„Wir sind beide nicht von hier,“ schmunzelte er, „das soll ein Kompliment sein. Wollen Sie mir helfen, die Geschichte aus der Welt zu bringen? Ich bin überzeugt, daß Sie nicht die Mörderin sind. Wollen Sie mir im Vertrauen sagen, wo Sie den Abend verbrachten?“

Sie sah ihm gelassen in die Augen.

Er meinte ihren Gedankengang zu erraten. „Ich kenne diese Stadt und ihre Bürger. Wenn Sie Geheimnisse zu wahren haben, darf ich vielleicht erwähnen, daß ich hier keine Feinde habe, so wenig wie Freunde, also Ihre Mitteilung in keiner Weise ausschlachten würde.“

„Wo sind Sie zu Hause, Herr Referendar?“

„Berlin“, sagte er. „Wo sonst!“

Ihr Kopfnicken verbarg ein Lächeln. „Nur um meine Menschenkenntnis — oder ist es Geographie? — nachzuprüfen, fragte ich.“

„Famos. Also unter uns Jungfrauen: Wo waren Sie?“

„Ehrenwort, daß Sie schweigen!“

„Meine Hand.“

Rita Ritelli ließ den Riemen aus der Hand fallen. Das Pferd fiel in gemächlichen Schritt. „Hier war ich“, sagte sie. „Zwei Herren haben mit mir — sagen wir: gezecht. Es war eine sehr brave, ordentliche Angelegenheit.“

„Was gezecht?“ fragte er. „Ist hier ein Ausschank zugleich?“

„Sekt. Die Flaschen wurden aus dem Gasthof geholt.“

Brendel sann nach. „Sekt!“ sagte er. „Wer kann hier Sekt bezahlen! Hinzpeter doch nicht? Hatte er Honorare bekommen?“

„Der ist ja tot“, wies sie zurück.

Er schlug sich vor die Stirn. „Natürlich!“ Plötzlich beugte er sich vor. „Sagen Sie mal ehrlich, trug der eine der Herren eine Brille?“

„Ja.“

Er lachte auf. Vorsichtig dann: „Schwepp?“

Mit einem Neigen des Kopfes gab sie zu: „Geraten. Der andere war der Bürgermeister. Aber Sie schweigen! Ich habe nichts gesagt; ich möchte nicht in Ungelegenheiten kommen. Man kann unsere Vorstellungen verbieten.“

„Man wird nichts verbieten,“ beruhigte er, „rechnen Sie auf mich.“ Er gab ihr die Hand. „Danke, Fräulein Ritelli. Ich darf wohl sagen: auf Wiedersehen, wenn nicht anders, so bei der Premiere.“

Langsam schlenderte er den Weg zur Stadt zurück.

Hm... die Dame Rita dürfen wir aus dem Spiel lassen. Vor dem Sektfest? Nicht gut glaublich. Nachher? Man geht nicht als Dame nach einem Sektsouper hin und ermordet jemanden. Warum eigentlich nicht? Gerade! So eine Tat war vielleicht eher zu erklären, wenn man sich den Mörder berauscht vorstellte. Aber wo kam man da hin? — Er wollte klare Gedanken; mit Hypothesen war hier genug gewütet worden. Interviewte man diese Luzy!

Aber er mochte nicht. Diese Bürgermädchen mit den Klassikeraufsätzen in Hirn und Herz, diese Mädchen mit den gemacht schnippischen Bemerkungen, die modern und freiheitlich sein wollten, weil sie eine neue Haartracht fanden, waren ihm ein Greuel.

Wen nahm man vor?

Ah, man nahm, wer einem über den Weg lief! „Hallo, Herr Schwepp!"

Valentin Schwepp war ohne Mütze. Er kam aus der Apotheke; er hatte für den Vater eine Rolle Aspirin geholt.

„Sie schwänzen wohl heute?" begrüßte ihn Brendel.

Der junge Mann gab eine feuchte, unsichere Hand. „Vater fühlt sich nicht wohl", sagte er.

„Diese Geschichte fällt dem stärksten Mann auf den Magen", räumte Brendel ohne weiteres ein.

„Ja," sagte Valentin, „mir auch."

„Und es wäre so leicht, alles beizulegen. Aber niemand hat Vertrauen. Sie haben auch kein Vertrauen. Sie hüllen sich in ein verderbliches Schweigen, kompromittieren Ihre Umgebung und bringen sich selbst in Verdacht, statt einem Freunde Aufklärung zu geben und so die Möglichkeit zu schaffen, für alle Teile eine befriedigende Lösung zu finden. So, wie Sie das hier angepackt haben, steht am Schluß die Katastrophe. Alles ist bloßgestellt, alles wird vor die Öffentlichkeit gezerrt, und niemand mehr hat die Gelegenheit, etwas zu vertuschen. Schade."

„Herr Referendar . . ."

„Ich würde selbstverständlich mein Ehrenwort geben, daß ich nur den absolut notwendigen Gebrauch von den mir zukommenden Mitteilungen machen würde."

„Herr Referendar — ich war es nicht!"

„Selbstverständlich nicht. Aber Sie wissen — Details." Er wandte sich dem Jungen zu. „Als Mann von Ehre müssen Sie alles sagen. Sie reißen Ihre Familie ins Unglück, das wollen Sie doch nicht."

„Familie!" rief Valentin. „Was schert mich die Familie! Es geht um weit mehr!"

Brendel — oh, er war ja selbst noch nicht so sehr alt, er erinnerte sich ja noch recht gut jener Zeit der Primanermützen, die vielleicht zehn Jahre zurücklag — Brendel sagte verständnisvoll und todernst: „Ich ehre Ihre Gefühle. Um was geht es?"

„Um eine Dame."

Bums! Situation! Auch du mein Sohn Brutus... „Und diese Dame wollen Sie ins Verderben reißen! Was ist Trotz anderes als der Wille eines Beschränkten. Herr Schwepp, wir müssen handeln. Wir dürfen dieser Stadt nicht das Monstrum eines Prozesses liefern, in dem geheimstes Fühlen und Wünschen vor plumpe öffentliche Neugier gestellt wird; wir müssen diese Akte Peter Hinz aus der Welt schaffen — oder wenigstens eindämmen, isolieren. — Es ist an Ihnen!" Er verteilte das Wort wie in einer Verhandlung. Valentin Schwepp, rede du nun! —

Der Schüler stand und druckste. Dieser Referendar war der erste, der als Mensch, als Kamerad sprach; nicht den Vater, Vorgesetzten oder Älteren herauskehrte. Valentin fühlte, wie er weich wurde. Diese dumme Rührung, dies Mitleid mit sich selbst stieg ihm wieder in die Kehle. Aber er ward sich dessen bewußt, und das rettete ihn.

„Herr Referendar," sagte er, „ich verkenne nicht Ihre Absichten; sie sind gewiß die besten — auch für mich — aber es geht um eine Dame, ich muß schweigen."

„Ihr Schweigen ehrt Sie," sagte Brendel ganz ernst, „aber es ist trotzdem Unfug. Wir sind doch Kavaliere, Herr Schwepp. Es ist ganz selbstverständlich, daß diese Dame, wenn irgend möglich, ungenannt bleibt."

„Trotzdem ist es unmöglich", gab Valentin zurück. „Wenn es wie damals noch eine Folter gäbe, ich müßte sie ertragen. Ich schweige."

Brendel überlegte. „Und die Geschichte ohne Namen zu erzählen, geht nicht an?"

Valentin, in Herzensangst, hier in eine Falle zu geraten: „Nein."

„Können Sie mir sagen, wie Sie zu der Handwunde, die Ihr Herr Vater so belastend fand, kamen?"

„Steht das alles schon im Protokoll?"

„Leider. Ihr Herr Vater plant rücksichtsloses Vorgehen. Er ist dazu verpflichtet. Ich . . ." hier lächelte er gewinnend . . . „ich handle sozusagen als Privatdetektiv. Ich bin nicht in dem Maße veranlaßt, dem starren Buchstaben zum Recht zu verhelfen. Ich werde Unwesentliches gern und glatt unter den Tisch fallen lassen — soweit mein Gewissen das zuläßt."

Valentin starrte auf die Aspirinrolle in seiner Hand. Sorgsam las er die Gebrauchsanweisung fast ganz durch, aber er verstand kein Wort. „Eine Dame, die ich liebe," begann er stockend, „war bei einem Nebenbuhler. Dieser Mensch nutzte sein Alter aus, denke ich; Mädchen schmeichelt es, wenn Erwachsene ihnen den Hof machen."

Brendel begriff sofort. Diese Stadt war zu klein. Hier gab es kein Inkognito. „Sie sehen schwarz. Luzy ist eine sehr vernünftige junge Dame."

„Wer redet von Luzy!"

„Sie gewiß nicht; ich. Aber weiter."

„Ich ahnte es, wollte aber eine Gewißheit. So bin ich. Lieber die offene Wunde als... als.."

„Verständlich. Sehr tapfer gegen sich selbst. Aber, bitte, weiter, Herr Schwepp."

„Ich stieg eine Leiter im Garten hinan, wollte in das hochgelegene Fenster sehen — die Leiter fiel um, fiel in ein Tulpenbeet, ich will sagen, auf weiche Erde, so daß kein Lärm entstand. Aber ein Nagel, eine Mauerkante, ich weiß es nicht, riß mir die Hand auf. Ich glaubte, der Fall der Leiter, mein eigener Sturz könne gehört worden sein, und wollte mich davonmachen — als die Gartentür des Nachbarhauses ging. Ich versteckte meine weiße Mütze und duckte mich in die Dämmerung eines Fliederbusches; aber die Schritte schienen näher zu kommen. Da sah ich einen Sack mit Disteln und Unkraut, lud die Last auf meine Schulter und tat, als sei ich der Gärtnerbursche oder jemand, der bestellt war, diesen Sack abzuholen. — Die List gelang. Niemand kam näher, die Schritte hielten drüben im Garten an." (Fortsetzung folgt.)



Aus Großmutters Zeiten: Nach dem Maskenfest.
Farbige Zeichnung von F. de Bruycker.

Künstlicher Frühling



Das Warmbad hat bei den Erdbeeren rechts um drei Wochen früher reife Früchte ergeben als bei den links stehenden, ungebadeten, die erst blühen.

Unsere schnellebige, auf allen Gebieten höhere Anforderungen stellende Zeit will auch im Winter die Blumen nicht entbehren. Die Kunst des Gärtners sucht nun dieses Bedürfnis zu befriedigen, indem sie bei einigen Treibgehölzen (z. B. Flieder) die Ruhezeit durch gewisse Methoden abkürzt. Bis vor kurzem brachte man durch höhere Wärme und Luftfeuchtigkeit die Blütenknospen vor Beendigung ihrer natürlichen Ruhezeit zum Austreiben. Diese Methode war aber sehr unsicher und verlustreich, und deshalb hat die gärtnerische Praxis, unterstützt von der Wissenschaft, jetzt neue Mittel und Wege gefunden, uns schnell und zuverlässig winterblühende Gehölze zu verschaffen.

Das älteste dieser modernen Treibverfahren ist die Ätherisierung der Gehölze, d. h. sie werden während ihrer Ruhepause im Winter Ätherdämpfen ausgesetzt. Dazu bedient man sich großer Holzkisten, die nach Einsetzen der Pflanzen luftdicht geschlossen



Die treibende Kraft des Warmbades: Schwertlilien, von denen die bereits blühenden in den links stehenden Töpfen gebadet wurden. Die ungebadeten Schwertlilien in den Töpfen rechts sind dagegen noch weit zurück.

werden. Die Äthermenge wird nach dem Luftraum des Behälters berechnet, für 1 Hektoliter Luftraum genügen 30—45 Gramm Äther. Die Zeit der Ätherisierung schwankt zwischen 30—80 Stunden, je nach der Sorte der Pflanzen und der Zeit der Anwendung. Bei niedrigen Temperaturen werden größere Ätherdosen vertragen als bei höheren.

Gute Ätherisierung hat eine Nachwirkung von ungefähr einem Monat. Es können also ätherisierte Gehölze auf weite Entfernungen versandt werden, ohne daß die Behandlung ihre Wirksamkeit verliert. Beachtlich ist auch, daß dieses Verfahren nur örtlich wirkt. Entzieht man z. B. einige Zweige einer Pflanze der Einwirkung des Äthers, so treiben diese, wenngleich der ganze andere Teil der Pflanze in Blüte steht, nicht aus.

Ebenso wie dieses Verfahren, haben auch alle neueren Treibverfahren nur Einfluß auf Laub abwerfende Gehölze sowie Stauden- und Knollenpflanzen. Immergrüne Pflanzen wie auch Blumenzwiebeln reagieren nicht. Ja, für diese Pflanzen ist das Verfahren z. T. sogar schädlich; erstere



Äther als Förderer des Blühens: Azalea-mollis-Stöcke, von denen der rechte unbehandelt blieb.

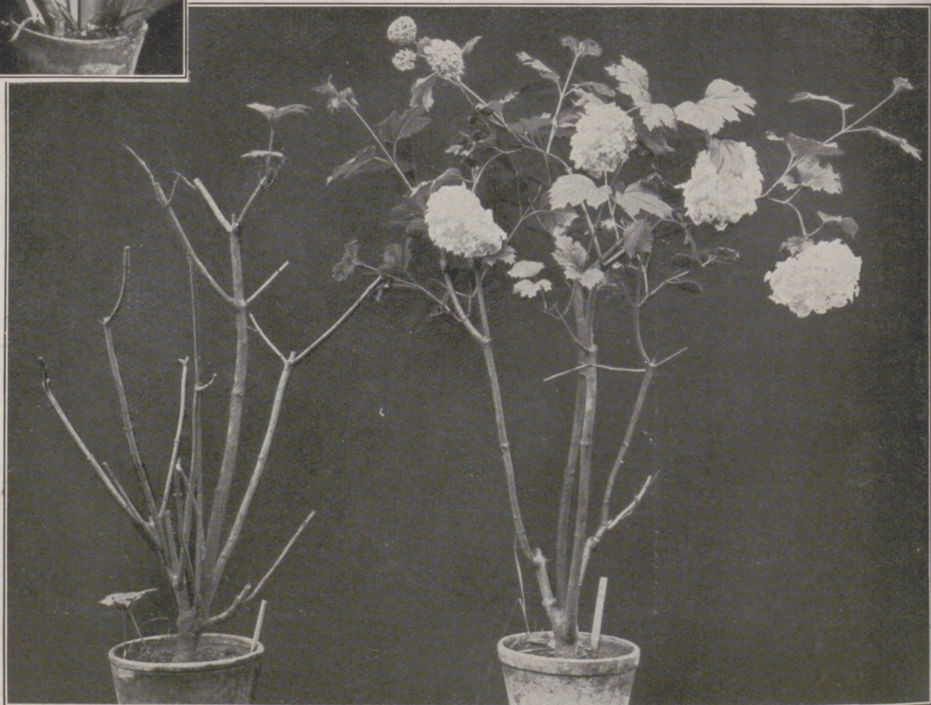


Der Flieder rechts ist unter dem Einfluß des Warmbades seinem Genossen weit voraus.

würden ihre Blätter verlieren und absterben. Dagegen hat diese Methode bei abgeschnittenen Zweigen Laub abwerfender Gehölze Erfolg, wenn man die Schnittflächen mit feuchtem Moos umhüllt und dieses mit gutem Pergamentpapier oder Lederbeutelchen abdichtet.

Wegen der leichten Entzündbarkeit des Äthers ist größte Vorsicht mit Licht nötig, noch mehr aber bei der Anwendung von Chloroform, das man, ebenso wie Äther, in geschlossenen Behältern mit derselben Wirkung verdampfen läßt.

Ein weiteres Verfahren, Blütengehölze im Winter schnell und sicher zum Blühen zu bringen, ist das Warmbadverfahren, das von einem einfachen Gärtner erfunden wurde. Hier werden die Pflanzen 8—12 Stunden in 35° warmes Wasser getaucht. Diese Methode ist



Die Behandlung mit Chloroform hat bei den rechts stehenden Schneebällen stark das Wachstum gefördert. Der links stehende, unbehandelte Stock sieht im Vergleich hierzu wie ein krasser Kümmerling aus.

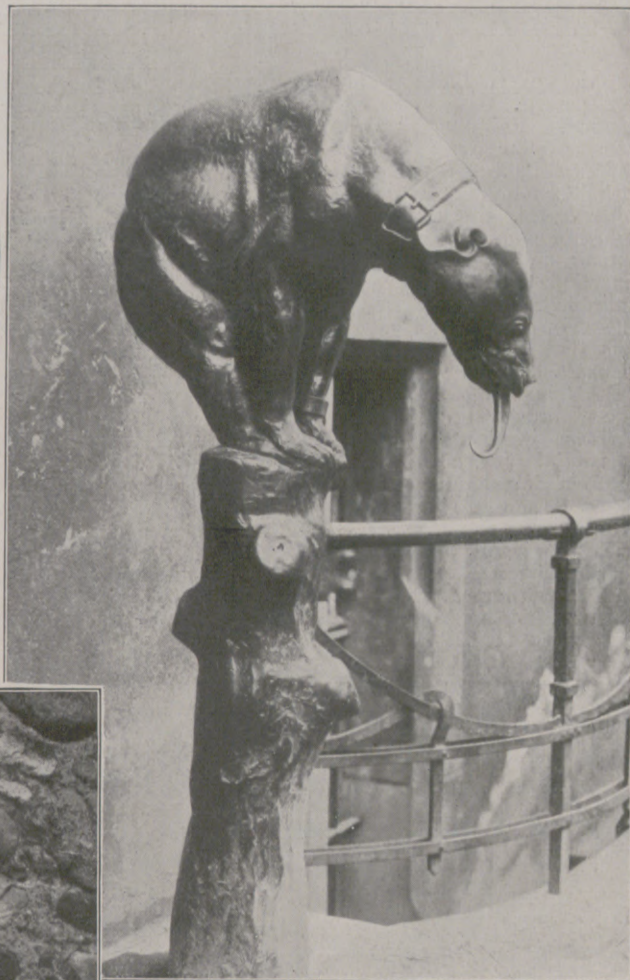
noch einfacher, sicherer und billiger als die vorige. Ihre Wirkung ist sogar noch eklatanter, und die Pflanzen werden dabei nicht so angestrengt. Auch dieses Verfahren wirkt ganz lokal, so daß z. B. ein Fliederstrauch, dessen eine Hälfte warm gebadet ist, nach einiger Zeit das Bild des Lenzes zeigt, während die andere, ungebadete Hälfte noch in völliger Winterruhe verharrt. Dieses Warmbad wurde auch bei Nutzpflanzen angewendet, und zwar wie das Erdbeerenbild zeigt, mit sehr gutem Erfolg. Bei Kartoffelknollen angewendet, verzögert es deren Keimen im Keller um mehrere Wochen. Noch andere Verfahren wurden versucht, um den deutschen Markt im Winter mit inländischen Blumen zu versorgen und die Einfuhr italienischer, französischer und holländischer Blumen in dieser Zeit zu vermindern. So die Einwirkung von Rauch, das Anstechen der Blütenknospen, das Salzsäurebad usw. Keines aber kann das Warmbad an Wirkung übertreffen, da es bei richtiger Anwendung absolut zuverlässig ist und daher das bisher als bestes Treibmittel angesehene Frost- und Eisverfahren, bei dem die Pflanzen gewissen Frosthöhen ausgesetzt wurden, vollständig verdrängt hat.

Obgleich alle diese Verfahren in erster Linie Hauptbedeutung für die gärtnerische Praxis haben, so kann z. B. das Warmbadverfahren auch vom Laien ausgeführt werden. Er sieht dabei aber auch, daß die Kunst des Gärtners in der Jetztzeit hochsteht, ferner, daß dieser in ernster Arbeit schwer ums tägliche Brot ringen muß. B. Voigtländer.

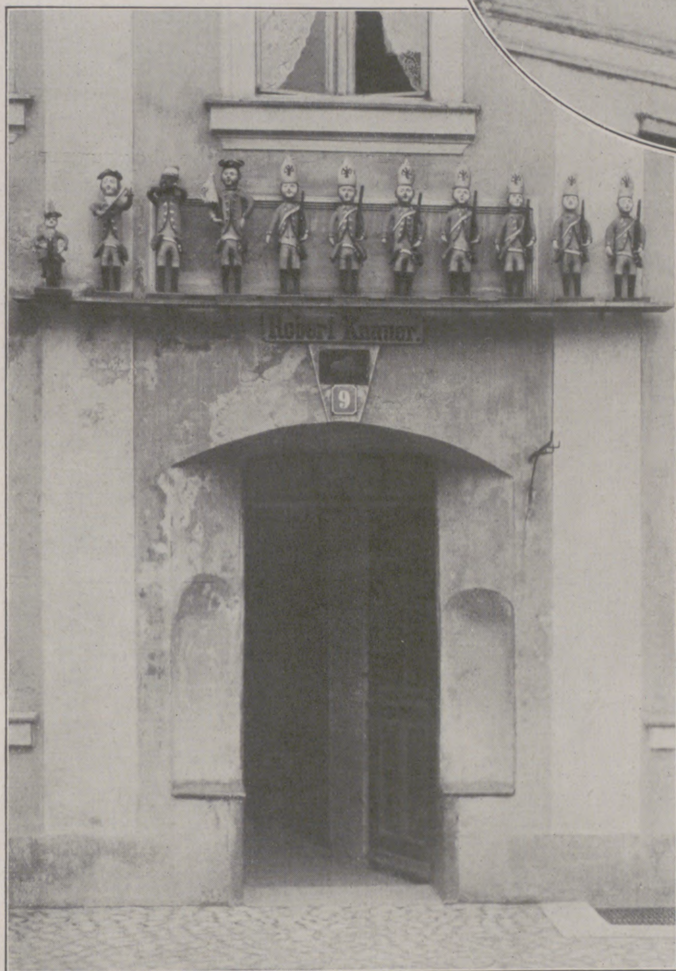
Merkwürdigkeiten deutscher Städte



Sie sehen sich das Straßengetriebe von oben an: Die von der Sage umwobenen Pferdeköpfe im 3. Stockwerk eines Hauses am Neumarkt in Köln a. Rh.



Ein Wahrzeichen kunstfreudigen Humors: Der Bär vor dem Schweidnitzer Keller in Breslau.





Woran sich noch die gute alte Zeit erfreute: Die Soldaten über der Knauerschen Haustür in Sprottau (Schlesien).

Nebenstehend:
Ein seltsames Kulturdokument: Die eisenbeschlagene Keule an dem Gemäuer des Frankfurter Tores in der märkischen Stadt Müncheberg.



Das alte Längenmaß am Rathaus in Danzig, das früher bei Streitigkeiten ausschlaggebend war.





Nebenstehend:

Der Schandpfahl von Obermarsberg in Westfalen.

Links unten:

Das Wichtelmännlein „Klopferle“ auf der Schloßbrücke in Großsachsenheim a. d. Metter (Württemberg), ein ehemaliger guter Hausgeist des Schlosses.

DIE AUSSTELLUNG ÖSTERREICHISCHER KUNST IN BERLIN

Man pflegt bei uns leicht zu vergessen, daß Österreich und das Deutsche Reich mehr denn ein Jahrtausend eine große Kulturgemeinschaft gebildet haben, bis hohe Politik Mitte des 19. Jahrhunderts die beiden auseinanderriß. Erst seit jener Zeit hat der Durchfremdungsprozeß in der Donaumonarchie sich auswirken können, der am Ende zu ihrem Zusammenbruch geführt hat. Ehemals überwog bei weitem das deutsche Element, ja, von Österreich aus sind die mächtigsten Antriebe dem deutschen Geiste gekommen.

Als in Deutschland das Preußentum die Führung in die Hand nahm, militärische Erfolge, verwaltungstechnische Disziplinierung, ein riesenhafter Aufstieg auf den Gebieten der Industrie und Wirtschaft begann, da hat auch die deutsche Kunst so etwas von dem Tempo und der Präzision Neudeutschlands erhalten. Je stärker Berlin emporwuchs, je mehr die in ihm versammelten ökonomischen und geistigen Potenzen auch die Künstlerschaft an sich zogen, die Sezession der Mittelpunkt des künstlerischen Lebens im neuen Reiche wurde, desto mehr gewöhnte man sich daran, in den Österreichern nur verträumte süddeutsche Brüder zu sehen.

Unter diesen Umständen ist es außerordentlich zu begrüßen, daß eine Ausstellung wie die in der Akademie der Künste zu Berlin mit aller berechtigten Deutlichkeit die Akzente setzt. Wohl ist es die Vergangenheit, die gezeigt wird, aber sie macht doch klar, daß die Herkunft jenes Geistesgutes, von dessen Früchten wir noch immer zehren, eine großdeutsche war, unter wesentlicher Betonung von Main und Donau. Hätte die Ausstellungsleitung noch weiter zurückgreifen können, bis in die Zeit von Dürer, so wäre diese Tatsache noch viel grandioser vor aller Augen getreten. Michael Pacher in Tirol, Rueland Frueauf in Salzburg, dann an der Donau Albrecht Altdorfer und Wolf Huber, welch eine Versammlung!

Die Türkenkriege haben diese Entwicklung unterbrochen. Als im 18. Jahrhundert das Leben neu zu glühen begann, da mußte man in Österreich an Italien anknüpfen; Anton Franz Maulpertsch und M. J. Schmidt, den man auch den Kremserschmidt nannte, sind ohne diese Beziehung nicht denkbar. Nicht durch Zufall war es das Barock, das die breiteste Eingangspforte fand, lagen doch in ihm die unterirdischen Verbindungen zur Gotik. Der Klassizismus hat sich nicht recht in Wien heimisch machen können und das Nazarenertum noch weniger. Dafür aber hat in der Landschaft und im Porträt Waldmüller seine großen Erfolge gehabt. Die Biedermeierzeit blieb sehr bezeichnend für Wiener Kultur. Bis in unsere Tage sieht man die Stadt und ihre Bewohner gern mit den Augen eines Moritz v. Schwind, eines Peter Fendi, eines Karl Schindler, eines Joseph Danhauser.

Als in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts der übliche wirtschaftliche Aufschwung mit seinem Gründerrummel und seinen falschen Renaissancepalästen sich dokumentierte, da haben Makart und Canon die Augen der neuen Gesellschaft auf sich gezogen. Nebenher aber hat Rudolf Alt in seinen zurückhaltenden Aquarellen die alte gute Wiener Tradition des Geschmackvollen aufrechterhalten, und auch ein Neuerer wie Gustav Klimt, eine Persönlichkeit voll Fingerspitzengefühl, Empfindung und Frauenverehrung, steht als ein nicht wegzudenkendes Glied in der Entwicklung. Und betrachtet man gar Oskar Kokoschka, wen wollte es da wundern, daß seine Wiege an jenem Fluß gestanden hat, dessen Rauschen durch die ganze deutsche Kunst tönt seit dem Nibelungenlied, an der Donau!

Dr. Alfred Kuhn.





Joseph Danhauser (1805 bis 1845): Lautenspielerin.

Links:
Friedrich Heinrich Füger (1751—1818): Die Malerei unterrichtet einen Schüler.

Rechts:
M. J. Schmidt (1718—1801): Alte Frau.





Peter Fendi (1796—1842): Trauerbotschaft.



Rudolf Alt (1812—1905): Prater.





A. F. Maulpertsch (1724—1796): Duldung. — Rechts: A. Pettenkofen (1821—1889): Der Schmied.





Karl Schütz (1746—1800): Die Freiung (Wien). — Links: G. F. Waldmüller (1793—1865): Selbstbildnis.





Karl Schindler (1822—1843): Schlachtenszene.

Links: Hans Makart (1840—1884): Errungener Sieg.

AUS DER AUSSTELLUNG ÖSTERREICHISCHER KUNST IN DER AKADEMIE DER KÜNSTE ZU BERLIN

Luftschiffverkehr über die Ozeane

In diesem Jahre noch sollen Luftschiffe den Beweis erbringen, daß die gasgetragenen Luftfahrzeuge das Problem der Ozeanüberquerung besser zu lösen vermögen als ihre Konkurrenten „schwerer als Luft", die Flugzeuge. Es wird sich erweisen, ob die Luftschiffbauer und ihre Gefolgschaft recht haben, wenn sie sagen, daß es falsch gewesen wäre, sich so schnell von den früher mit so großer Begeisterung begrüßten Motorballonen abgewandt und die alleinige Gunst den Flugmaschinen geschenkt zu haben. Der Krieg hatte den Umschwung in den Ansichten hervorgerufen, da die Hoffnungen auf die erfolgreiche Verwendung der Luftschiffe im Landkrieg sich nicht erfüllten. Heute denkt man nur noch an kulturelle Aufgaben: Verkehr und Expeditionen in weite, unerforschte Gebiete, wie z. B. in die Arktis. Die Engländer haben den Anfang mit den Fahrten über den Atlantischen Ozean gemacht. Ihr „R 34" fuhr im Sommer 1919 von England nach Amerika und zurück, nachdem im Kriege schon 1917 ein deutsches Zeppelin-Luftschiff von Jamboli in Bulgarien nach Khartum in Afrika 6800 km in 95 Stunden durchmessen hatte. England soll der Mittelpunkt des Weltluftverkehrs und der Schnittpunkt der großen Lufthandelswege der Zukunft werden, und die Briten glauben das nur erreichen zu können, wenn sie auch großzügigen Luftschiffverkehr treiben und ihre Dominien noch fester an das Mutterland schweißen. Der Luftschiff-Fachmann C. D. Burney, Parlamentsmitglied und Direktor der „Airship Guarantee Company", die den Verkehr organisieren wird, betont, daß diese friedlichen Absichten der Leitstern ihres Handelns sind.

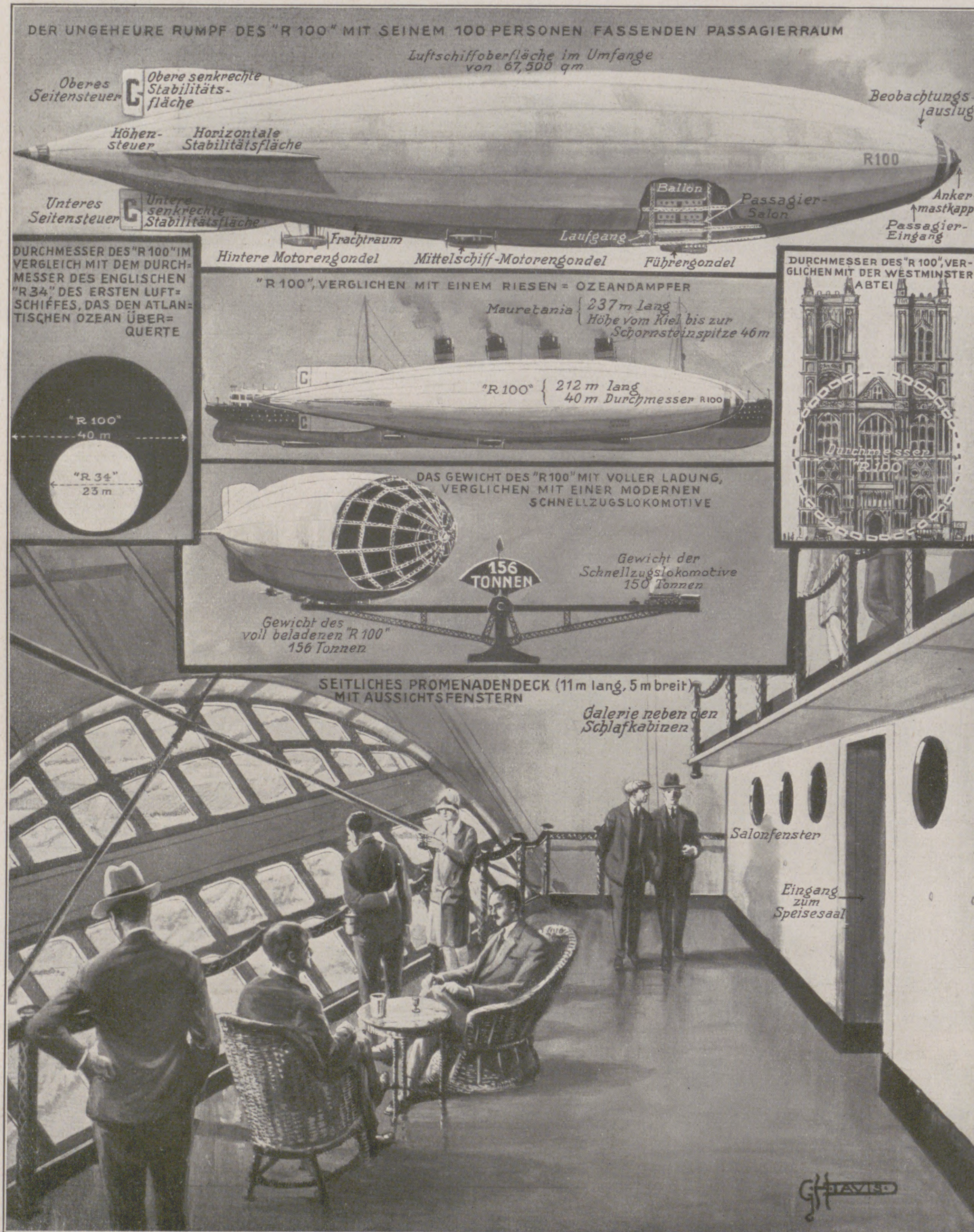
Zäh, ihrem Wesen entsprechend, haben die Engländer an der Vervollkommnung ihrer Luftschiffe gearbeitet. An Mißerfolgen hat es ihnen nicht gefehlt. Es sei nur erinnert an das 1911 gebaute Schiff „Mayfly", das schon beim Aushallen auseinanderbrach, und an „R 38", das 1921 über Hull zerbrach und explodierte, wobei 44 Mann der Besatzung den Luftmannstod erlitten. Nicht so schwer wie Graf Zeppelin haben es die Engländer gehabt, denen Geld immer zur Verfügung stand, und die an einem im Krieg erbeuteten Zeppelin sowie an unseren nach Friedensschluß abgelieferten Fahrzeugen die Technik der bewährtesten Starrluftschiffe haben studieren können. In Kürze soll nun das erste ihrer Verkehrsluftschiffe die Werft von Howden, Yorkshire, verlassen und zunächst Versuchs- und Übungsfahrten ausführen, um festzustellen, ob die Hoffnungen auf den Luftschiffverkehr sich erfüllen können.

„R 100" wird das größte Luftschiff werden, das je gebaut worden ist; mit rund 150000 cbm Gasinhalt übertrifft es das Friedrichshafener um 45000 cbm. Mit 212 m Länge erreicht es fast die Größe der „Mauretania". Bei einem Durchmesser von 40 m ist es gedrungener als die letzten Zeppeline. Die Passagiergondeln sind in das Schiffsinnere verlegt, nur die Führergondel ragt etwas aus dem Boden heraus. Die Räume für 100 Fahrgäste, 50 Mann Besatzung, 10 t Fracht und Post sowie Proviant für 6 Tage sind in zwei Stockwerken angeordnet. Die Festigkeit des aus rostfreiem Stahl gebauten Gerippes ist bedeutend stärker als bei den bisherigen Luftschiffen. Der „Clipper of the Clouds", Wolkenkutter, wie der englische Volksmund schon jetzt das Schiff getauft hat, soll mit sechs je etwa 700 P. S. starken Rolls-Royce-Motoren eine Reisegeschwindigkeit von 114 km, eine Höchstgeschwindigkeit von 122 km in der Stunde und eine Fahrweite von 8000 km erreichen. Durch die Möglichkeit, zwei Motoren mit Wasserstoff zu treiben, wird einerseits das beim Steigen des Luftschiffes abblasende Gas nutzbringend verwertet und dann auch eine Ersparnis an Brennstoff von 15—20 Proz. erzielt. Sorgfältig eingebaute Ventilationsrohre und ein Entlüftungszwischendeck sorgen dafür, daß im übrigen alles durch die Hülle diffundierende und durch die Ventile abblasende Gas schnellstens und vollkommen abgeleitet wird, so daß eine Explosionsgefahr so gut wie ausgeschlossen ist. Eine Füllung mit dem nicht in genügender Menge zur Verfügung stehenden und des weiteren sehr teuren Helium ist deshalb nicht erforderlich.

Besondere Hallen sind für die englischen Verkehrsluftschiffe nicht vorgesehen. Nach den in Amerika gemachten Erfahrungen hält man das Anlegen an Ankermaste für hinreichend sicher. Die Passagiere gehen von der Plattform dieser Ankertürme, auf die ein elektrischer Aufzug fährt, mittels einer in sich beweglichen Brücke in die Spitze des Luftschiffs, in dem ein durch das ganze Schiff gebauter Laufgang (Korridor) zu den Passagierräumen führt. Im übrigen sollen für die Verkehrsluftschiffe Bauten ähnlich den Trockendocks der Seeschiffe für die Unterkunft bei schweren Stürmen vorgesehen werden.

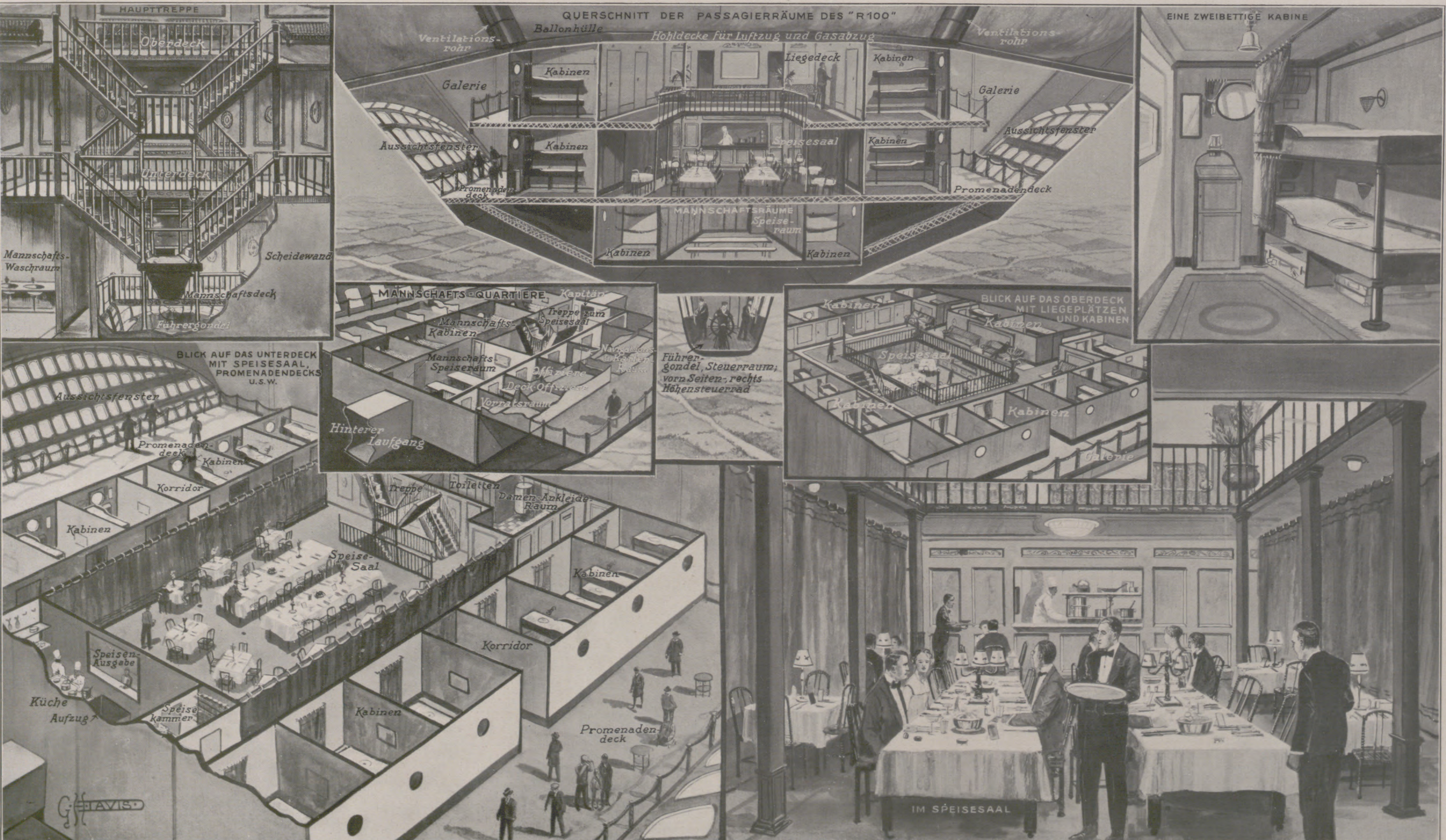
Die Baukosten des „R 100" betragen 7 Millionen Mark. Commander Burney ist am 11. Januar nach Amerika abgereist, um dort die Vorbereitungen für den superatlantischen Verkehr zu treffen. Die Fahrpreise für ein Bett sollen betragen: 1600 Mk. in 4 bettiger, 2000 Mk. in 2 bettiger und 2400 Mk. in 1 bettiger Kabine, die Gebühren für einen einfachen Brief 0,50 Pfennig, für ein Paket zu 1 engl. Pfund (0,45 kg) 2 Mk. Bei günstigem Ergebnis der Versuchsfahrten beabsichtigt man, einen „Atlantik-Typ" zu bauen, der viel größer und wirtschaftlicher werden soll als „R 100". Diese Luftschiffe sollen 168 Passagiere aufnehmen, eine Geschwindigkeit von 150 km in der Stunde und 10000 km Fahrweite erreichen. Von England aus gedenkt man, mit diesem Atlantik-Typ Kanada in 2, Südafrika in 4, Indien und Australien in 5 Tagen zu erreichen, und von Bombay nach Fremantle (Australien) rechnet man nur 2 Tage. Stützpunkte sollen an der Ost- und Westküste Afrikas, in Ägypten, auf Ceylon, in Australien und Neuseeland sowie noch an einigen anderen Stellen angelegt werden. Bemerkenswert ist, daß man auf Grund der bei den Ozeanflügen gewonnenen Erfahrungen für die Ost- und Westfahrt über den Atlantik nach Nordamerika verschiedene Wege in Aussicht genommen hat. Westwärts wird die Südpassage über die Azoren und Bermuda-Inseln gewählt, für die 48 Stunden Fahrzeit gerechnet werden, ostwärts die Nordpassage mit 38 Stunden Fahrzeit.

Welche Hoffnungen man auch in den Vereinigten Staaten von Amerika auf den von Commander Burney vorgeschlagenen Transozeanverkehr mit diesen Riesenluftschiffen setzt, zeigt sich in der Aufforderung des Präsidenten Coolidge an das Marine- und Handelsministerium, diesem Verkehr ihre volle Unterstützung angedeihen zu lassen und die Interessen der Vereinigten Staaten aufs stärkste zu fördern. Man glaubt, im September 1928 mit sechs Luftschiffen den Transozean-Luftverkehr für Personen, Fracht und Post eröffnen zu können. Hauptm. a. D. Dr. Hildebrandt.



Das vor der Vollendung stehende größte Luftschiff der Welt: Das englische Atlantikluftschiff „R 100" in seinen Riesenausmaßen.

Zeichnung von G. H. Davis.



Für den Ozeanflug: Luxuriöse Inneneinrichtung des neuen englischen Verkehrsluftschiffes „R 100".

Zeichnung von G. H. Davis

DIE SEILSCHWEBEBAHN ZUR SCHMITTENHÖHE

Am 28. und 29. Januar fanden in Zell am See die Einweihungsfeierlichkeiten der Personen-Drahtseilbahn auf die aussichtsreiche Schmittenhöhe bei Zell am See statt, der ersten Seilschwebebahn des Landes Salzburg. Diese Bahn überwindet bei einer Länge von 2765 m über vier Stützen hinweg einen Höhenunterschied von 1009 m und vermag im Pendelverkehr stündlich 92 Personen zu befördern.

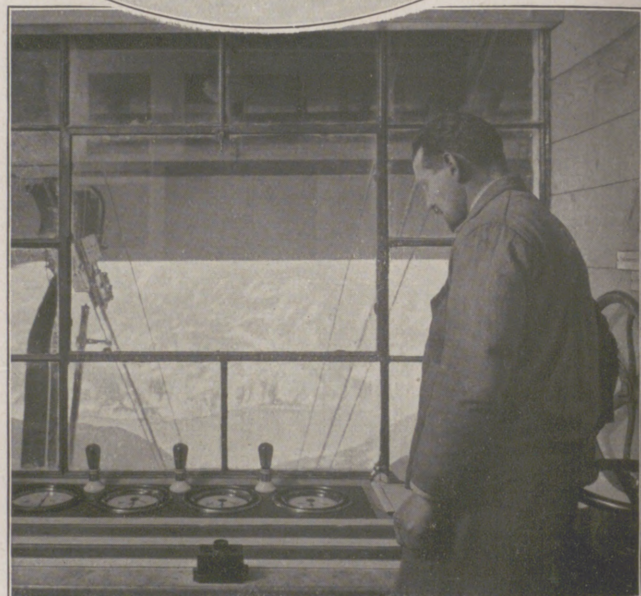




Skifeld auf der Schmittenhöhe. — Im Oval: Die Talstation bei Zell am See.



Zell am See, von der Schmittenhöhe aus gesehen.



Blick vom Führerstand auf der Bergstation.



In der Bergstation (1947 m).

Rechts nebenstehend: Kabine während der Fahrt.



Lämmerwolken

Lustspiel in einem Akt von Franz Szécsi

(AUTORISIERTE ÜBERSETZUNG AUS DEM UNGARISCHEN VON MAURUS MEZEI)

Personen:

Die Frau. Ein Diener.
Der Mann. Ein Stubenmädchen.

(Ein klarer Sommermorgen. Der Mann und die Frau, beide in Straßenkleidern, treten von verschiedenen Seiten zugleich ins Zimmer.)

1. Szene.

Der Mann, die Frau.

Der Mann (verbirgt hinter seinem Rücken einen Blumenstrauß): Guten Morgen, Gnädige!

Die Frau (feierlich): Ich begrüße Sie, mein Herr.

Der Mann / Die Frau (zugleich): Ich gratuliere!

Der Mann (überreicht mit scherzhafter Verbeugung die Blumen): Ich bin kein Redner. Möge dies an meiner Statt sprechen.

Die Frau (entzückt): Oh, wie herrlich! Ich danke dir von Herzen, mein einziger, teurer Emil! (Umarmung.)

Der Mann (mit scherzhaftem Seufzer): Ja, der erste Jahrestag! Wir werden alt, werte Gemahlin.

Die Frau: Nur in der Einzahl, mein Herr.

Der Mann: Richtig. Das Jüngerwerden ist ein Privilegium der Frauen.

Die Frau: Jener Frauen, die gute Männer haben.

Der Mann: Danke.

Die Frau: Bitte. Das sollte durchaus keine Anspielung sein.

Der Mann (küßt seine Frau): O du kleiner Schelm. Nun gehen wir aber.

Die Frau: Sofort, mein Kind. Ich habe nur noch eine Minute in der Küche zu tun. Ach, wird sich Sophie über unseren Besuch freuen, diese süße, goldige Frau!

Der Mann: Frau Bilkey verdient auch wahrhaftig, daß wir an unserem heutigen Feste ihrer Güte nicht vergessen...

Die Frau: ...ohne die wir gegen die vielen Hindernisse vergebens gekämpft hätten. —

Der Mann: Nie wären wir zusammengekommen. Wir wollen sie aber auch preisen, solange wir leben, daß sie uns zusammengebracht hat. Nun also, auf zur schönen Witwe! (Umarmt zärtlich seine Frau.) Engel!

Die Frau: Sofort, Geliebter. Ich mache bloß einen Sprung in die Küche. Wegen des Mittagsmahles. Gleich bin ich wieder hier. (Ab.)

2. Szene.

Der Mann (allein).

Der Mann (ein wenig mißmutig): Das hätte sie aber auch schon früher erledigen können. Nun, es ist schließlich kein Malheur. Inzwischen werde ich in der Eile diese Akte erledigen. Sie liegt mir ohnehin schon lange auf dem Gewissen. Mein Chef hat sie erst gestern wieder urgiert. (Er setzt sich zum Schreibtisch und beginnt zu arbeiten. Pause.)

3. Szene.

Der Mann, die Frau.

Die Frau (erscheint wieder): Hier bin ich. Wir können gehen.

Der Mann (während der Arbeit): Sofort... sofort!

Die Frau: Lieber Gott! Du wirst doch nicht jetzt dieses Aktenbündel...?

Der Mann: Dies ist meine Küche.

Die Frau (mit scherzhaftem Groll): Bär!

Der Mann: Störe mich nicht, Kätzchen! Nur noch dieses eine Blatt...

Die Frau (schlägt das Aktenbündel zu und nimmt es ihm fort): Das gibt es nicht. Jetzt arbeiten!

Der Mann (ein wenig nervös): Luise!

Die Frau: Mein Herr!

Der Mann: Gut, gut. (Er steht auf.) Also, wenn es beliebt. (Er reicht ihr den Arm.)

Die Frau: Selbstverständlich beliebt es. Aber nur mit Hut und Schirm. Pardon, mein Herr. (Ab.)

Der Mann: Bitte. Und da treibt sie noch an. Inzwischen hätte ich diese Akte zweimal erledigen können.

Die Frau (kommt mit Hut und Schirm): Nun, ging es nicht rasch?

Der Mann: Fürchterlich rasch. Können wir endlich gehen?

Die Frau: Noch nicht.

Der Mann: Was ist denn schon wieder?

Die Frau: So geht man also vom Hause fort... und gerade heute? So? (Sie hält ihr Gesicht mit trotziger Koketterie vor die Lippen ihres Mannes.)

Der Mann (lächelnd): O du kleiner Tor! — Und da soll man ihr zürnen! (Sie umarmen sich, und währenddessen löst sich der Knoten von des Mannes Krawatte.)

Die Frau: Halt!

Der Mann: Was gibt es?

Die Frau: Die Krawatte hat sich losgebunden. Warte, ich werde sie dir binden. (Sie tut es.) Mein Männchen muß doch besonders heute außergewöhnlich schön sein. So.

Der Mann (geht zum Spiegel und löst den Knoten): Nun, das ist dir aber nicht gelungen. (Er bindet einen neuen Knoten.)

Die Frau: Brr, wie häßlich! (Sie löst den Knoten.) Stehe nur ruhig, mein Kind. (Nach mehrmaligem Versuch bindet sie einen neuen Knoten, während der Mann, mit nach oben gerichtetem Kinn und spaßhaften Gesichtsverzerrungen, ungeduldig mit den Füßen stampft.)

Der Mann: Nun, nun! Wird es bald?

Die Frau: Nur Geduld. Ich bin schon fertig.

Der Mann: Gott sei Dank. Jetzt gehen wir aber wirklich. (Er bläst von sich.) Diese Hitze macht einen ganz nervös. (Er schaut in den Spiegel und reißt mit heftiger Geste den Knoten auf.) Wie plump! (Er beginnt mit ungeschickter Anstrengung einen neuen Knoten zu binden.) Du weißt ganz gut, daß ich auf solch eitle Nichtigkeiten nichts gebe, aber das ist doch schon... Ich weiß überhaupt nicht, was du heute hast, Luise. Du bist so nervös! Und je länger du mich zurückhältst, desto plumper wird der Knoten. Er ist schief, ungleichmäßig, abscheulich, unmöglich... er ist wie ein nasser Fetzen.

Die Frau (schaut, hinter dem Rücken des Mannes stehend, dessen Bemühungen lächelnd zu): Was du nicht sagst!

Der Mann (bindet mit steigender Ungeduld neue und neue Knoten): Kein Schönheitsgefühl, keine Symmetrie, kein Geschmack... du lachst vergebens. (Ärgerlich.) Ja, so sieht die heutige moderne Frauenerziehung aus. Klavierspielen lernen sie, aber die Krawatte des zukünftigen Gemahls binden, damit er nicht gezwungen ist, sich stets an das Stubenmädchen zu wenden, das nicht, nein, das nicht. Nimm es mir nicht übel, meine Liebe, aber dein Stubenmädchen, die Anna, kann schönere Knoten...

Die Frau (tritt zu ihrem Mann): Ich kann das nicht mit ansehen. Erlaube nur. (Sie löst mit heftiger Geste den Knoten und bemüht sich, einen neuen zu binden.)

Der Mann (wird immer nervöser): Aber, um Gottes willen!... Was machst du? Du ziehst und zerrst, als wolltest du mich...

Die Frau (ähnlich dem Manne): Warum stehst du nicht ruhig? So werde ich nie fertig werden.

Der Mann (den Kopf zurückgeworfen, mit komischen Gesichtsverzerrungen): Puh! Schon wieder dieses unausstehliche, widerliche Fliederparfüm. Es schwindelt mir davon. Ich werde wahnsinnig... Und ich habe dich schon tausendmal gebeten, es nicht zu verwenden. (Zappelnd.) Was treibst du denn? Du wirst mich doch nicht erdrosseln wollen?

Die Frau (zerrt an der Krawatte): Du würdest es verdienen. Übrigens habe ich dich schon tausendmal gebeten, meine Kammerjungfer nicht Anna, sondern Anny zu rufen.

Der Mann: Dummheit! (Er stampft mit dem Fuß.)

Die Frau (sich fortwährend mit dem Knoten abmühend): Natürlich! Alles, um was ich dich ersuche, um was ich dich bitte, ist für dich eine Dummheit.

Der Mann (sich immer ärgerlicher und unruhiger hin und her bewegend): Aber bitte, sei doch nicht unausstehlich. Wird dieser verfluchte Knoten endlich einmal fertig werden? Laß mich frei! Laß mich aus! (Er weicht zurück.)

Die Frau (läßt die Krawatte nicht los, polternd): Auch, bitte, zur Kenntnis zu nehmen, daß ich in jener hohen Kunst, die man Krawattenbinden nennt, ebensowenig geneigt bin, mit — mit — einem — einem ganz gewöhnlichen Dienstmädchen einen Vergleich zu dulden, wie in allen anderen Dingen, merke dir das!

Der Mann (spottend): Oh! Wer spricht hier von einem gewöhnlichen Dienstmädchen? Hier dient nicht das Stubenmädchen Anna, sondern wir haben eine Kammerjungfer namens Anny.

Die Frau (heftig): Emil!

Der Mann: Das muß ich aber sagen, die Dienstmädchen sind manchmal besser...

Die Frau (zornig): Emil!

Der Mann (hält seinen Hals steif nach rückwärts): Schrecklich! Mein Halswirbel ist schon ganz verrenkt... Ach was, meine Schafsgeduld ist zu Ende! (Sich wütend losmachend, reißt er die Krawatte vom Hals, wirft sie zu Boden und tritt mit den Füßen darauf.) So! Abscheulicher, häßlicher Kram!

Die Frau (dem Weinen nahe): Brav, wirklich brav! Eine rührende Zärtlichkeit, das muß ich sagen! Und gerade den heutigen Tag hast du dir dazu ausgewählt, mich zu beleidigen und zu demütigen. (Sie setzt sich auf das Sofa und verbirgt ihr Gesicht in dem Taschentuch.)

Der Mann (geht im Hintergrund mit großen Schritten heftig auf und ab, wobei er zuweilen auf seine Frau blickt. Pause.)

Die Frau (plötzlich aufschauend, schneidend): Übrigens verstehe ich. Freilich. Daß ich nicht schon früher darauf gekommen bin. Heute mußt du ja auf dein Äußeres besondere Sorgfalt wenden. Willst du doch zur Frau Bilkey gehen, zu deiner schönen Witwe, zu jener unvergleichlichen, über alles gerühmten Frau, die sich mit ihrer süßlichen, widerlichen, unausstehlichen Stimme oft genug selbst vor mir — jawohl, gerade vor mir! — gerühmt hat, daß sie das besondere Vertrauen des Herrn Emil Emödy besitzt, den auch sie sehr achtet, schätzt und... und ohne Zweifel auch liebt... jawohl, liebt.

Der Mann (nimmt, sich in einen Schaukelstuhl setzend, eine Zeitung zur Hand, über die Achsel): Und wenn dem tatsächlich so wäre, sagen wir, eventuell auch von der anderen Seite?

Die Frau (trotzig): Dann, mein Herr — dann verzichte ich auf die sogenannte Liebe, von der ich ja ohnehin nur die übriggebliebenen Brocken erhalte.

Der Mann (beginnt mit gezwungener Gleichgültigkeit vor sich hinzusummen).

Die Frau (springt auf, beißend): Natürlich, Ihnen ist das gleich... Ich habe es ja längst geahnt... Ich habe lange geduldet, geschwiegen, aber jetzt merken Sie es sich...

Der Mann (zerknittert gereizt die Zeitung, springt auf, schreiend): Ist es noch nicht genug, oder warten Sie, daß...

Die Frau: Ah, eine Drohung? Sie wissen ganz gut, daß das bei mir nicht verfängt.

Der Mann (mit unterdrücktem Zorn): So? Also, wenn es nicht verfängt, dann besuchen Sie Soph... Frau Bilkey allein. Ich gehe nicht.

Die Frau: Ich, ja.

Der Mann: Bitte.

Die Frau: Justament nicht. Ich weiß, daß Sie allein hingehen wollen. Ich wäre Ihnen nur im Wege.

Der Mann: Möglich.

Die Frau: Also in Gottes Namen! (Sie setzt sich, nimmt eine Handarbeit.) Sie können gehen. (Sie arbeitet.)

Der Mann: Befehlen Sie nicht! Ich werde zur Frau Bilkey gehen, wann es mir beliebt.

Die Frau: Ich weiß. Sie haben es auch bisher so gemacht. (Pause.) Ich habe Ihrer angebeteten Sophie heute durchaus nichts zu sagen. Verstehen Sie? Durchaus nichts. (Sie steht, von einer plötzlichen Idee gepackt, auf.) Aber zu schreiben, oh, das habe ich ihr. Und zwar viel! Sie mag es erfahren, was sie getan hat, diese — diese Frau! Sie mag wissen, daß ich sie gründlich kennengelernt habe. Ich werde ihr die Maske vom Gesicht reißen. Es ist Zeit. Sie soll über meine Leichtgläubigkeit, über meine dumme Blindheit nicht länger triumphieren, dieser — dieser „Schutzengel", dem Sie (ironisch) „mit dankbarem Herzen" um den Hals fallen wollen... Übrigens, so bitte doch. Ich weiß, daß es nicht das erstemal...

Der Mann (zornig): Ich erlaube nicht, ich dulde nicht...

Die Frau (außer sich): Ah, Sie verteidigen sie? Sie sollten eher zusammen mit mir jene Frau anklagen, die ihren Geliebten ausgeheiratet hat. Sie rollen vergebens Ihre grimmigen Augen, mein Herr... jawohl, ihren Ge—lieb—ten, um sich nach neuen Opfern umschauen zu können.

Der Mann (schreiend): Genug, wenn ich sage!

Die Frau (setzt sich zu dem links stehenden Schreibtisch): Sie haben recht. Ihr muß ich es sagen, ihr. (Sich halblaut diktierend.) „Liebe..." (Sprechend.) Warum nicht gar! (Wieder diktierend.) „Geehrte Frau!" (Sprechend.) Geehrte? Warum nicht gar! (Schreibt.) „Madame!" (Sie blickt verstohlen auf ihren Mann, der in das Lesen eines Buches vertieft zu sein scheint; dann schreibt sie weiter.) „Madame! Ich weiß alles. Ich habe es längst geahnt. Ein Zufall hat Sie und Ihre Geschäfte enthüllt. Heute habe ich das alles erfahren müssen, gerade heute, am ersten Jahrestage jener Hochzeit, die ich Ihren Intrigen zu verdanken habe." (Pause. Sie blickt verstohlen zu ihrem Mann hinüber, den Eindruck erforschend.)

Der Mann (steht auf, geht in das Nebenzimmer, von wo er rasch Tinte, Feder und Papier bringt, und stellt alles auf den rechts stehenden, runden Tisch; dann nimmt er an diesem Platz

und diktiert sich, gleichfalls halblaut.) „Meine sehr geehrte Frau Sophie!" (Er verbessert sprechend.) Ach nein! (Wieder diktierend.) „Meine liebe Sophie!" (Wie früher.) Nein! (Schreibt.) „Meine angebetete Sophie! Heute ist es ein Jahr, daß Du mich — gewiß in guter Absicht, aber jedenfalls sehr unglücklich — verheiratet hast." (Er gibt auf das Diktat seiner Frau acht.)

Die Frau (wie oben): „Jetzt kenne ich Sie schon vollständig und auch jenen herzlosen, tyrannischen Mann, dem Sie mich als Opfer, als Beute hingeworfen haben."

Der Mann (gleichermaßen): „Du hast mich an eine kokette, launenhafte Frau gefesselt, nach jener unvergleichlichen, süßen Zeit, die ich zu Deinen Füßen verbrachte. Aus dem Paradies bin ich geradeswegs in die Hölle gelangt."

Die Frau: „Aber ..." (Horcht.)

Der Mann: „Aber ..." (Horcht.)

Die Frau: „... ich habe schon genug gelitten."

Der Mann: „... genug habe ich schon gelitten."

Die Frau: „Die Stunde der Rache hat geschlagen. Zittern Sie vor dem Zorn einer unglücklichen, erbitterten Frau."

Der Mann: „Unglücklich bin ich seit jener Minute, in der Du mich von Dir fortgetrieben hast."

Die Frau: Von meinen qualvollen Fesseln wird mich das Gericht befreien, Sie aber wird vor meiner Rache nichts schützen."

Der Mann: „Bald werde ich frei sein, meine teure Einzige. Flehend bitte ich Dich nun: Nimm mich zurück an Dein Herz. Sei wieder die Meine."

Die Frau: „Ich hoffe, daß Sie aus diesen Zeilen begreifen werden, daß ich heute meinen geplanten Besuch nicht abstatte. Ein andermal. Und anders. Luise Földes, vor—mals verehelichte Frau Emödy." (Sie wirft die Feder zornig auf den Tisch.)

Der Mann: „Ich eile noch heute in Deine Arme. Meine gewesene Frau geht nicht mit mir. Wir werden allein sein. Es umarmt Dich von ganzem Herzen Dein Dich treu liebender Emil." (Verliebt, mit schmachtendem Seufzer legt er die Feder nieder. Der Mann und die Frau schauen sich während dieser Szene, da sie sich diktieren und schreiben, einander an, wenn sich aber ihre Blicke begegnen, wird ihr Gesichtsausdruck sofort zornig, und sie beugen sich rasch wieder über ihre Tische.)

Die Frau (denkt nach; dann wiederholt sie mechanisch): Vor—mals verehelichte Frau Emödy. (Sie fügt dem Schreiben noch etwas bei, was sie sich aber nur leise murmelnd diktiert.)

Der Mann (beiseite): Aha! Ich habe es gewußt! Die unausbleibliche Nachschrift der ewigen Weiblichkeit ... Übrigens werde diesmal auch ich mich daran halten. (Ähnlich seiner Frau schreibt auch er noch etwas zu dem Brief. Dann steckt er ihn in ein Kuvert und schreibt die Adresse.)

Die Frau (beiseite, während sie ähnlich ihrem Mann handelt): Was er wohl zu dem Brief dazugeschrieben haben mag? (Sie steht mit finsterem Gesichtsausdruck auf, geht zu dem in der Mitte stehenden Tisch und klingelt einmal energisch.)

Der Mann (steht gleichfalls auf und klingelt ebendort, aber zweimal.)

4. Szene.

Die Vorigen, der Diener, das Stubenmädchen.

Der Diener
Das Stubenmädchen } (kommen gleichzeitig durch die Mitte): { Sie befehlen?

Die Frau (übergibt den Brief dem Stubenmädchen): Der Frau Bilkey persönlich.

Der Mann (übergibt den Brief dem Diener): Der gnädigen Frau Sophie Bilkey eigenhändig. Weißt du, gleich gegenüber, neben der Schule. (Mit einem plötzlichen Einfall übergibt er dem Diener den auf dem Tisch liegenden Blumenstrauß.) Zusammen mit diesem.

Der Diener (wirft einen fragenden Blick auf das Stubenmädchen): Jawohl.

Das Stubenmädchen (zur Frau): Soll ich auf Antwort warten?

Die Frau (nachdenklich): Nein!

Der Diener (zum Mann): Und ich, bitte?

Der Mann (mit Nachdruck): Ja!

Das Stubenmädchen
Der Diener } (blicken bei der Tür zurück, und sich davon überzeugend, daß man sie nicht sieht, wechseln sie draußen in der Eile einen Kuß, dann ab.)

5. Szene.

Die Frau, der Mann.

(Der Mann nimmt eine Zeitung und zündet sich — in den Schaukelstuhl sich werfend — eine Zigarre an. Die Frau nimmt — sich auf den gegenüberstehenden Diwan setzend — ihre Handarbeit. Sie blicken sich mitunter verstohlen an und tun so wie vorher beim Briefschreiben. Der Mann verbrennt sich, während er seitwärts blickt, mit dem angezündeten Zündhölzchen den Finger und steckt ihn aufzischend in den Mund. Darauf sticht sich die Frau bei gleicher Gelegenheit mit der Nadel in den Finger, und gleichfalls aufzischend, macht sie es so wie der Mann. Längere Pause.)

6. Szene.

Die Vorigen, der Diener, das Stubenmädchen.

Der Diener (kommt durch die Mitte, übergibt dem Mann den Brief und den Strauß): Madame Bilkey war nicht zu Hause.

Das Stubenmädchen (kommt durch die Mitte, der Frau den Brief übergebend): Sie ist erst vor kurzem fortgegangen.

Der Mann (zum Diener): Warum hast du den Brief nicht dort gelassen?

Der Diener: Sie sagten, ich dürfe ihn nur eigenhändig übergeben.

Der Mann: Es ist gut, du kannst gehen, Paul.

Die Frau: Anny, Sie können gehen.

Der Mann (zum Stubenmädchen): Fräulein Anna, Sie können gehen. (Diener und Stubenmädchen ab.)

7. Szene.

Die Frau, der Mann.

Die Frau (in dem ihr übergebenen Brief den durch ihren Mann gesandten erkennend, versteckt ihn schnell; mit Überraschung, beiseite): Sein Brief!

Der Mann (durch die plötzlichen Bewegungen seiner Frau aufmerksam gemacht, betrachtet den Brief in seiner Hand, beiseite): Hopp! Luisens Brief! Haben nicht die verdammten Kerle die Briefe vertauscht!

Die Frau (eilt auf die rechte Seite des Vordergrundes. Den Brief vor ihrem Mann versteckend, betrachtet sie ihn, beiseite): Was er wohl insgeheim noch zu dem Brief geschrieben hat? (Besorgt.) Heiliger Gott, wenn er wirklich ... Ich muß ihn lesen. Ich bin seine Frau. Ich habe ein Recht dazu ... Jetzt schaut er nicht her. (Sie reißt das Kuvert auf und liest, seitwärts gewendet, den Brief.)

Der Mann (geht auf die linke Seite des Vordergrundes; tut, als hätte er nichts bemerkt, beiseite): Sie hat ihn geöffnet. Ich wußte, daß sie es nicht aushalten wird. So kann ich es also ebenso machen. Betrachten wir uns einmal diese Rache schnaufende Nachschrift. (Versteckt reißt er den Brief auf und, seitwärts gewendet, ihn nahe zu den Augen haltend, liest er ihn, gleichsam buchstabierend.)

Die Frau (wie oben; lächelnd und mit wachsender Entzückung, beiseite): Ich lese ihn schon zum drittenmal und kann mich nicht satt lesen. (Sie liest für sich.) „Nachschrift. Nun bitte ich Sie um zwei Dinge, Gnädige. Erstens, seien Sie so gut und nehmen Sie die geblümte Eselei, die ich oben zusammengeschrieben habe, für nicht geschrieben. Zweitens, glauben Sie nicht einen Buchstaben von dem, was mein kleines, zorniges Weibchen geschrieben hat. Mündlich mehr. Mit Ihrer Erlaubnis bei Ihnen heute abend, bei einem gemütlichen Souper. Zu dritt. Zur Beruhigung nur so viel, daß sich der Himmel unserer Ehe ein wenig getrübt hat. Es sind aber nur Lämmerwolken. Ihr ergebenster und glücklicher Emil Emödy." (Sie wirft ihrem Mann verstohlen einen Kuß zu, beiseite.) Goldiger! Süßer! Schau, schau, auch er liest ja meinen Brief. (Sie schleicht sich hinter den Mann.)

Der Mann (für sich): Teufel! Endlich habe ich ihn zu Ende buchstabiert. (Liest.) „Meine liebe, gute Sophie! Ich füge hinzu, daß nicht eine silbe" ... (Sprechend.) Mit einem kleinen ‚ſ'. (Wieder lesend.) ... „von dem, was ich geschrieben, wahr ist. Aber glaube auch dem Briefe meines wütenden Mannes nicht. Wir haben uns ein wenig gezankt. Ich fühle aber bereits, daß mich Emil um Verzeihung bitten wird. Alles Nähere heute abend. Wir werden ganz gewis" ... (Sprechend.) Mit einem ‚s'! (Weiter lesend.) ... „bei Dir sein. Es umarmt Dich Deine sehr — sehr glückliche, dankbare Luise." (Dreht sich um und schließt seine Frau lachend und mit Glut in die Arme, laut.) Du meine schlaue Kleine!

Die Frau (lachend, schlingt die Arme um den Hals des Mannes; voll Wärme): Wir passen zueinander. Nicht wahr, du Gauner, du? (Kuß.)

Der Mann: Und jetzt ...

Die Frau: ... nachdem sich die Lämmerwolken verzogen haben ...

Der Mann: ... versuchen wir, vielleicht finden wir unsere wohltätige Fee schon daheim.

Die Frau (scherzhaft drohend): Emil! Emil!

Der Mann: Schon wieder? Du solltest doch wissen, was Lämmerwolken bedeuten.

Die Frau: Sie zeigen bläulicher den lichtüberfluteten Himmel.

Der Mann: Ja. Sie prophezeien aber auch, daß die schöne Zeit anhaltend sein wird!

Die Frau (den Mann umarmend): So sei es.

Der Mann: Nun, wenn es beliebt ...

Die Frau: Warum nicht gar? Ohne Krawatte?

Der Mann: Richtig. Sieh nur. (Er hebt die Halsbinde auf, legt sie sich um den Hals und wendet sich mit gefalteten Händen an seine Frau.) Darf ich bitten?

Die Frau: Es sei dir gestattet. (Während sie das Halstuch zu einem Knoten bindet, will sie der Mann wiederholt umarmen.) Fängst du schon wieder an? — So. Es ist geschehen.

Der Mann (raunzend): Schon? Ging das aber rasch. (Sie umarmen sich.)

Die Frau (auf den Knoten zeigend): Nun, wie findest du ihn?

Der Mann (in den Spiegel schauend, mit komischem Pathos): Herrlich! Bezaubernd! Göttlich!

Die Frau (ironisch): Jetzt auf einmal?

Der Mann: Natürlich. Die Beleuchtung ist doch besser.

Die Frau: Die Beleuchtung?

Der Mann: Ja, die Lämmerwolken haben sich doch verzogen. Vorwärts! Wir können gehen. (Sie gehen Arm in Arm und sich verliebt aneinanderschmiegend ab.)

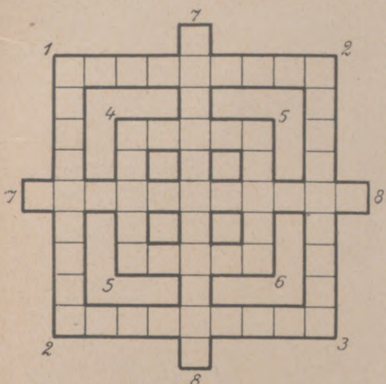
Wissen und Leben

Verbrecherhandschriften. Die Frage, ob es Verbrecherhandschriften gibt, ist von vornherein zu verneinen, wenngleich die Häufigkeit gewisser Merkmale in der Schrift von Verbrechern den Trugschluß naheliegend erscheinen läßt, daß ihr Auftreten in anderen Schriften gleich oder ähnlich zu beurteilen ist. Lombroso, der sich als einer der ersten mit dem Studium von Verbrecherhandschriften befaßt hat, ist in diesen Fehler verfallen und hat verschiedene Verbrechertypen nach der Handschrift festgestellt, wie etwa den Mörder, Räuber, Briganten, Dieb usw., zu deren Diagnostizierung er bestimmte Schriftmerkmale nachweisen wollte. Wir dürfen hierbei jedoch nicht vergessen, daß vor allem die Umstände, die Gelegenheit, für die Verübung von Verbrechen maßgebend sind, daß diese des weiteren Affekthandlungen entspringen — Umstände, die natürlich aus einer Schrift nicht zu entnehmen sind, so daß wir auf Grund des Schriftbildes und der sich in ihm spiegelnden Charaktereigenschaften nur in der Lage sind, auf verbrecherische Neigungen zu schließen. Unter diesen Charaktereigenschaften spielt vor allem die schwächere Willenskraft eine hervorragende Rolle, da diese dem Trieb gegenüber nicht über die entsprechenden Hemmungen verfügt; aber auch Menschen, die mehr oder minder von verbrecherischen Neigungen frei sind, bei denen also das Triebmoment wegfällt, können unter der Hörigkeit starker Charaktere oft genug zur Begehung von Straftaten verleitet werden, die ihnen im Grunde wesensfremd sind. Professor Schneidemühl, der tausend Verbrecherhandschriften auf ihre charakteristischen Merkmale untersucht hat, konnte bei einem Viertel der 836 Männerhandschriften weiblichen Duktus, der mit einer schwächeren Willensentwicklung im Zusammenhang steht, feststellen, und zwar bei Sittlichkeitsverbrechern, Gelegenheitsdieben, Waren- und Zechprellern sowie Fahrradbetrügern. Andererseits aber konstatierte er auch — was hiermit durchaus nicht im Gegensatz steht — bei weiblichen Verbrecherhandschriften männlichen Duktus; dieser Umstand bedingt natürlich eine entsprechende Charakterentwicklung. Bei den Betrügern und Schwindlern, die unter irgendeinem hochtrabenden Titel ihre Herkunft als Kellner, Friseure und Kommis verbergen wollen, wird vor allem der Widerspruch zwischen der behaupteten hohen Herkunft und den vulgären Schriftzügen auffallen. Es handelt sich hierbei vorwiegend um Menschen, die ohne ernste Arbeit ihr Leben so angenehm wie möglich gestalten wollen, und deren Hauptcharakterzüge, Optimismus und ein starkes Selbstvertrauen, in der Schrift durch deren Größe zum Ausdruck gelangen. Betrüger, die sich mit Hilfe gefälschter Zeugnisse Stellungen erschleichen wollen, bevorzugen wieder die kalligraphische oder Zuchtschrift, denn sie wollen sich auf keinen Fall verdächtig machen, fürchten stets sich zu verraten, liegen gleichsam vor sich selbst auf der Lauer. Diese Charaktereinstellung ist ihnen zur zweiten Natur geworden, und sie übertragen diese Heuchelei unbewußt auf ihre Handschrift, aus dem dunklen Gefühl heraus, daß sie selbst ihrer Schrift Gewalt antun müssen. Hierher gehört der Fall Peratoner in Wien; ein Kommis gab sich als Mediziner aus und vermochte lange Jahre Ärzte und Laien zu täuschen, bis ihn die Tatsache eines kalligraphisch geschriebenen Rezeptes entlarvte. Gleichmäßigen, ruhigen, sogenannten „schönen" Schriften ist daher immer mit einer gewissen Vorsicht zu begegnen. Bei jenen Verbrechernaturen, die rein triebhaft handeln und keinerlei Beherrschung an den Tag legen, werden wir in der Handschrift die Merkmale für Lüge, Verstecktheit, Heuchelei und Egoismus wahrnehmen können, die den in dieser Hinsicht erfahrenen Graphologen zu der Annahme verbrecherischer Neigungen berechtigen. Jedenfalls werden wir in den Schriften von Verbrechern oder zu Verbrechen Veranlagten vor allem die Merkmale für Verstellung und Lüge antreffen, wobei sich erstere Eigenschaft in der bereits erwähnten kalligraphischen Schrift kundtut oder in unleserlicher bzw. schwer leserlicher Schrift, die den Menschen verrät, der sich nicht gern in die Karten blicken läßt (ausgenommen, wo letzteres Schriftmerkmal lediglich als Ausdruck der Eile zu werten ist!), sowie in Steilheit oder Linksschrägheit der Schriftlage; der Charakterzug von Lüge offenbart sich dagegen in oben geschlossenen a, o, g, eingerollten u-Haken, Einrollungen, vornehmlich bei den Anfangsbuchstaben, sowie in Arkadenschrift (Bogenduktus). So konnte Professor Schneidemühl letzteres Merkmal bei der Hälfte aller Erpresser, Heiratsschwindler, Waren- und Zechbetrüger, Gelegenheitsdiebe und Süßstoffschmuggler, bei einem Drittel aller Diebe und Einbrecher sowie bei 30 Proz. der Hochstapler feststellen. — Wenn wir nun schon aus einer Handschrift nicht den Verbrecher zu erkennen vermögen, da es den „geborenen Verbrecher" schlechthin nicht gibt, so sind wir

(Fortsetzung auf Seite 256.)

ZUM NACHDENKEN

Quadraträtsel.



a a a a b b b b b b c c d d d d e e e e e e e e e e e e e h h i i l l l l m m n n n n n n n n n o o o o o o r r r r t w z sind so in die Figur einzusetzen, daß die wagerechten und senkrechten Reihen gleichlauten und folgende Begriffe ergeben: 1—2 Pflanze, 2—3 niederländischer Maler, 4—5 Pelztier, 5—6 deutscher Fluß, 7—8 Konfektkarton.

Buchstaben-Entnahme.

Paket — Turnier — Landung — Schmerz — Barett — Gans — Rand — Leiter — Elise — Renntier — Schwein — Moloch — Maurer — Batum

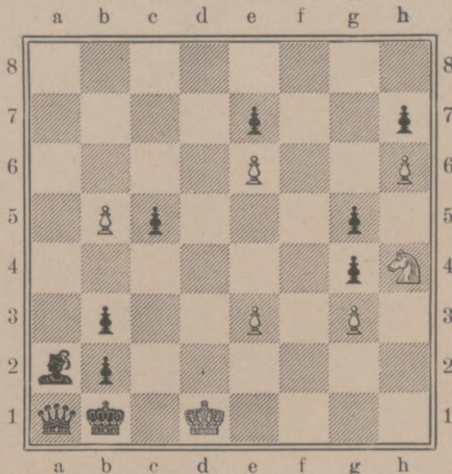
Jedem der obigen Wörter ist ein bestimmter Buchstabe zu entnehmen, so daß wieder bekannte Hauptwörter entstehen. Die entnommenen Buchstaben ergeben, in der angegebenen Folge gelesen, ein Sprichwort.

Silbenrätsel.

Aus den Silben: a — a — ba — ban — ber — bet — bi — bus — chen — dad — dan — de — del — der — der — do — e — e — e — ei — en — eng — fo — fried — ha — heid — höl — ka — lach — län — laub — le — lein — li — li — lin — mi — mo — nar — ni — ni — nau — o — o — öl — om — ra — ri — rich — rum — ser — sieg — te — te — te — tet — the — ti — tri — ur — vil — vo sind 22 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Wahrspruch ergeben (ch = 1 Buchstabe): 1 Lyriker, 2 Gestalt aus „Götz v. Berlichingen“, 3 Vorname eines berühmten italienischen Malers, 4 König der Goten, 5 Blume, 6 altrömische Gerichtsstätte, 7 weiblicher Vorname, 8 europäischer Staat, 9 Insel der Kleinen Antillen, 10 italienischer Dichter, 11 Papstname, 12 Stadt bei Frankfurt a. M., 13 Asiate, 14 Nibelungenheld, 15 Bezeichnung für einen Vergnügungsort, 16 Ort in Kärnten, 17 Verkehrsmittel, 18 Kirchengesang, 19 Pflanzenprodukt, 20 Siegerschmuck, 21 weiblicher Vorname, 22 Europäer.

Schach-Endspiel.

Von Dr. Egbert Delpy, Leipzig.



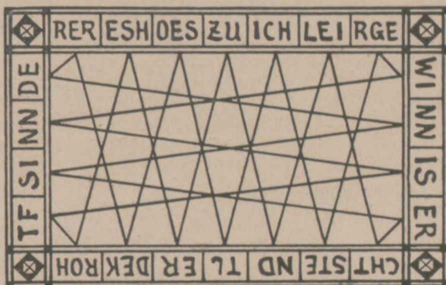
(7—10)

Weiß zieht und hält Remis!

Gleichklang.

Ich diente sonst als Maß zu vielen Dingen,
Und nur das Glück konnt' schlecht man mit mir messen —
Doch wo Studenten frohe Lieder singen,
Da bleibt mein Name sicher unvergessen.

Kreuz und quer.



Allerhand Eßbares.

„Ob man Anastasia mit Kuchen erfreuen kann?“ Onkel Kaspar war zu einem Konditor vorangelaufen. Ein Geselle riegelte den Laden sogleich ab, um die Überraschung zu ermöglichen. Ja, solch aufmerksamen Verwandten gibt es in Berlin selten. „Auf welchem Brett ich so viel Kuchen fortbringen soll, weiß ich noch gar nicht“, murmelte der erfreute Verkäufer. „Lieber Kaspar, spar' Geld“, sagte Anastasias Vater, als die Lieferung ins Haus kam. Die Tochter aber sprach stolz zu ihrem Bruder: „Schau einmal, Fritz, wie beliebt ich beim Onkel bin.“ Dann aß sie zu ihrem Verderb sechs Stück Schokoladentorte. Noch auf ihrer Sommerreise am Nordkap erinnerte sie sich daran. — In jedem Satz ist ein Pflanzenprodukt verborgen.

Rösselsprung.

hauf	nen	es	das	men	eins
dre		zu	lauf		ei
ge	gäb	an	wohl	ohne	kä
muß	ver	die	nimmt	nen	je
wäs	ei	nen	weil	lein	sei
trock	wenn	ser	nen	des	fluß

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4328.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4326.

Kombinations-Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Mosel, 2 Leier, 4 Sense, 6 Raute, 7 Esche, 9 Messe, 11 Asien, 12 Narde; senkrecht: 1 Meter, 2 Lanze, 3 Russe, 4 Sturm, 5 Eiche, 6 Riesa, 7 Essen, 8 Erbse.

Straßenkontrolle: A, J, H, G, B, C, D, G, F, D, E, F, H, K, L, M, K. J, P, M. N, O, P, Q, O, C, Q, B, A.

Verschiedenes: Leiter — leider.

Kapselrätsel: **Fund**, **Rot**, **Arm**, **Namen**, **Kirche**, **Weg**, **Else**, **Don**, **Erbe**, **Kelle**, **Ire**, **Nebel**, **Dora**: Frank Wedekind.

Silbenkreuz: 1—2 Zobel, 3—4 Kanne, 5—6 Kate, 1—4 Zone, 1—6 Zote, 3—6 Kante, 4—2 Nebel, 5—2 Kabel, 3—1—4 Kanzone.

Mühlenspielaufgabe: 1. 22—5, 1—4. 2. 6—8 ~. 3. 5—9 Gabel. — 1. . . . 17—4. 2. 6—9 ~. 3. 13—8 Gabel. — (Auf 1. . . . 14—4 folgt natürlich sofort 2. 5—14 Gabel.)

Silbenrätsel: 1 Wieland, 2 Amerika, 3 Sirius, 4 Serum, 5 Ilmenau, 6 Chrysopras, 7 Semiramis, 8 Ostende, 9 Labrador, 10 Lemnos, 11 Knabenkraut, 12 Lessing, 13 Algebra, 14 Erle, 15 Revolver, 16 Erde, 17 Norden. — Was sich soll klären, / Das muß erst gären.

Man soll Dienste und Ämter mit Leuten und nicht die Leute mit Diensten und Ämtern versehen.
Kurfürst August von Sachsen (1553 bis 1586) bei Zinkgref, Apophth. I S. 105.

Die ganze Welt läuft voller Leute, die versorgt sein wollen, und wenn man einmal zu einem Platze einen tüchtigen Mann braucht, so sieht man erst, wie einzeln die brauchbaren Leute gesä't sind.
Goethe an Merck, 8. August 1782.

Das Gras wachsen hören. Nach der jüngeren Edda I, 27.

Je weniger Ausbildung, je mehr Einbildung.
Sprichwort.

Es gibt Männer, welche die Beredsamkeit weiblicher Zungen übertreffen, aber kein Mann besitzt die Beredsamkeit weiblicher Augen. C. J. Weber, Demokritos XIX: Die Weiber (2. Forts.).

Wenn du eine weise Antwort verlangst, mußt du vernünftig fragen! Goethe, Gedichte: Invektiven.

Je mehr ich die Welt sehe, desto weniger kann ich hoffen, daß die Menschheit je eine weise, kluge, glückliche Masse werden könne. Goethe an Herder, Neapel, 17. Mai 1787.

Von zwei Übeln das kleinere wählen.
Cicero, De officiis III 1, 3.

Diese Zitate sind entnommen dem in unserem Verlag erschienenen Zitatenlexikon von Daniel Sanders. (Ausgabe im gewöhnlichen Format unserer Handbücher 4.50 RM.; Geschenkausgabe auf holzfreiem Papier in Ganzleinen im größeren Format von 14:20,5 cm 6.— RM.). Verlag von J. J. Weber in Leipzig C 1.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W. 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Mezel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.
General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris 8. e., 44/bis Rue Pasquier.

Illustrirte Zeitung



Verlag ~ J. J. Weber ~ Leipzig

NR. 4328. 170. BAND EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 23. FEBRUAR 1928

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4328. 170. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 23. Februar 1928.

Unsere Illustrirte Zeitung in Paris

findet man u. a. im Lese- und Korrespondenzsaal der Agence de Publicité de l'Europe Centrale, 8 e., 44 bis Rue Pasquier, wo auch alle und jede Reiseangelegenheit (Fahrkarten, Theaterbillette, Geldwechsel, Post, Telegraph etc.) erledigt werden kann. Jede Auskunft wird dort spesenfrei erteilt.

Allgemeine Notizen.

Ein Festspielhaus in Baden-Baden soll unter dem Patronat der Stadt Baden-Baden nach den Entwürfen von Professor Haiger-München errichtet werden, in dem die Meisterwerke deutscher und ausländischer Symphonie- und Chorliteratur zur Aufführung gelangen sollen. Der Plan wurde von dem Verein „Symphoniehaus" gefaßt; den Vorsitz haben Gerhart Hauptmann und Oberbürgermeister Fieser in Baden-Baden übernommen.

Ein Glockenspiel aus Meißener Porzellan für den Turm der Stadtkirche in Meißen wird gegenwärtig in der berühmten Staatlichen Porzellan-Manufaktur in Meißen hergestellt. Dieses Glockenspiel soll aus 40 bis 50 Porzellanglocken bestehen und bis zur Jahrtausendfeier der Stadt Meißen im Juni 1929 fertig sein. In einer Besprechung der vom Oberbürgermeister Dr. Busch geleiteten Arbeitsausschüsse kam zum Ausdruck, daß die Jahrtausendfeier Meißens ein eindrucksvolles und würdiges Ereignis für die Stadt und das ganze Land Sachsen werden soll. Der Beginn der Feier ist auf den 2. Juni 1929 festgesetzt worden. Im Programm ist ein Festakt, ein Festspiel, ein Festzug und die Einweihung des als Jubiläumsgabe der Stadt gedachten Hallenschwimmbades vorgesehen.

Die Internationale Alpenfahrt 1928 ist nach mehrfachen Vorbesprechungen der Automobilklubs von Deutschland, Österreich, der Schweiz und Italien für die Zeit vom 12. bis zum 17. August nun endgültig beschlossen worden. Die Alpenfahrt führt über eine 1889 Kilometer lange Strecke, deren Bereicheinteilung die folgende ist. Erste Etappe Mailand — St. Moritz, 360,5 Kilometer; zweite Etappe St. Moritz — Meran, 383,1 Kilometer; dritte Etappe Meran — München, 389,2 Kilometer; vierte Etappe München — Villach, 391,7 Kilometer; fünfte Etappe Villach — Wien, 364,2 Kilometer. Zugelassen sind nur serienmäßig hergestellte Tourenwagen, deren Qualität bei dieser, die größten Anforderungen stellenden Fahrt geprüft werden sollen. Die Alpenfahrt zerfällt in zwei Gruppen. In der einen Gruppe starten Fabrikmannschaften (höchstens zwei je Firma), die andere Gruppe ist offen für Fahrer im Besitz einer internationalen Lizenz. Es sind acht verschiedene Klassen von 500 bis 8000 ccm Zylinderinhalt vorgesehen. Sämtliche Fahrzeuge müssen mit zwei Personen besetzt sein. Bei der Bewertung ist die Regelmäßigkeit und die Einhaltung einer vorgeschrie-

benen Geschwindigkeit maßgebend. Teilnehmer, die das Etappenziel nicht in der vorgeschriebenen Zeit erreichen, scheiden aus. Erster Meldeschluß für die Fahrt ist der 30. April. Nachmeldungen mit doppeltem Einsatz werden bis zum 31. Mai angenommen. Die veranstaltenden Klubs behalten sich vor, die Fahrt aufzugeben, falls nicht mindestens 40 Nennungen erfolgen.

Zum zwölften Deutschen Skatkongreß, der am 26., 27. und 28. Juli in Altenburg stattfinden soll, veranstalten deutsch-amerikanische Skatfreunde eine 51-tägige Deutschlandreise. Außer einem großen internationalen Skatturnier, das anläßlich des Kongresses in Altenburg stattfindet, werden die Deutsch-Amerikaner noch weitere Turniere in Dresden und in Trier bestreiten. Die Reise sieht natürlich auch einen Besuch der alten Heimat vor; sie beginnt am 7. Juli in Neuyork und führt über Hamburg, wo die Teilnehmer am 18. Juli eintreffen, Berlin, Dresden, Leipzig, Altenburg, Nürnberg, Rothenburg, München, Frankfurt a. M., Rüdesheim, Trier, Koblenz und Köln. Dort wird die Rundreise beendet. Bis zur Abfahrt von Hamburg am 16. August stehen noch fünf Tage zur freien Verfügung.

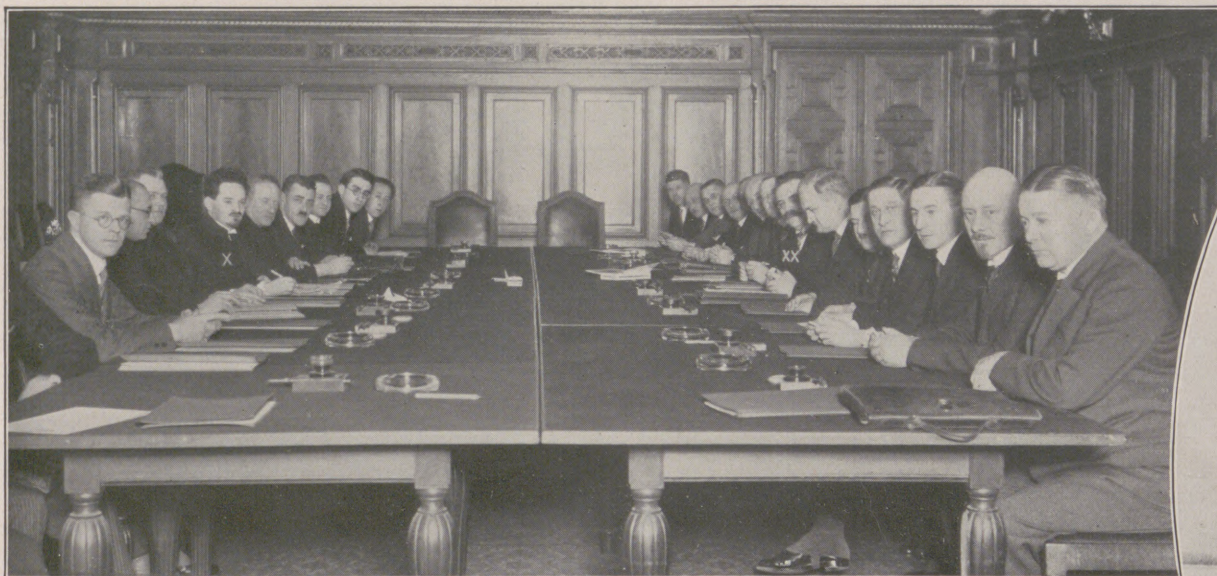
In Bad Nauheim wurden im verflossenen Jahr bei einem Gesamtverkehr von 39279 Besuchern 887458 Übernachtungen gezählt. Auf 31284 Kurfremde entfielen im Durchschnitt 27,77 Übernachtungen; auf 7995 Passanten (bis fünf Tage Aufenthalt) 2,32. Im Sommerhalbjahr vom 1. April bis zum 30. September 1927 betrug die Durchschnittszahl der Übernachtungen 28,10; im Winterhalbjahr 25,72. Auch der Ausländerbesuch ist wieder gestiegen. Er betrug 5841 = 14,9 v. H. des Gesamtverkehrs. 1926 wurden 4548 Ausländer gezählt. Die ausländischen Kurgäste verteilen sich auf folgende Länder (die Zahlen in Klammern sind die des vorhergegangenen Jahres 1926): Afrika 37 (33); Nordamerika 1349 (1021); Südamerika 186 (147); Asien 70 (22); Australien 10 (1); Belgien 70 (45); Bulgarien 7 (4); Dänemark 204 (164); Danzig 158 (114); Estland 28 (26); Finnland 117 (72); Frankreich 136 (77); Griechenland 23 (16); Großbritannien und Irland 387 (343); Holland 698 (624); Italien 85 (26); Jugoslavien 67 (57); Lettland 103 (72); Litauen 50 (66); Luxemburg 36 (24); Memelgebiet 17 (15); Norwegen 66 (65); Österreich 280 (244); Polen 365 (261); Portugal 56 (41); Rumänien 107 (46); Rußland 69 (75); Schweden 316 (245); Schweiz 379 (250); Spanien 112 (84); Tschecho-Slovakei 121 (118); Türkei 15 (16); Ungarn 114 (131); Ukraine 3 (3).

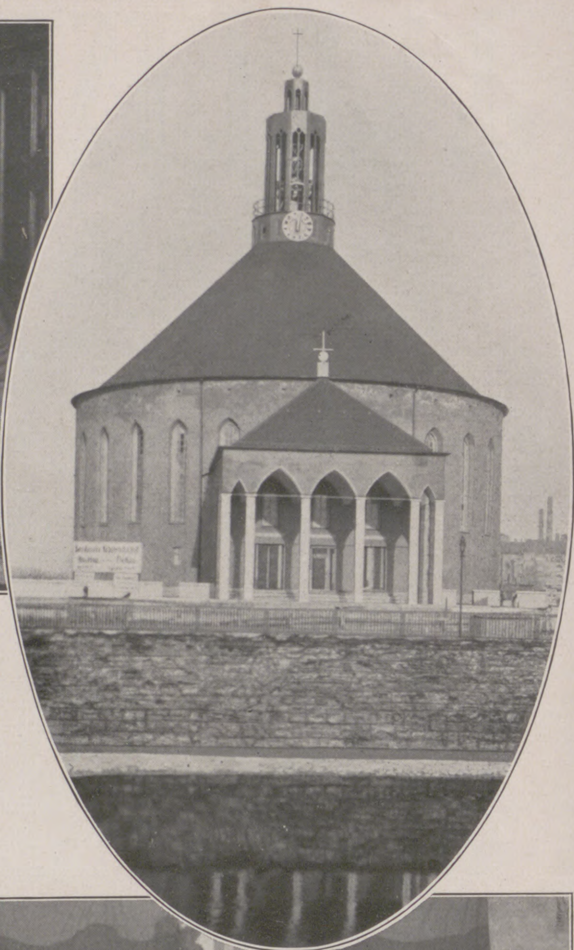
ILLUSTRIRTE ZEITUNG



HEIMARBEIT: BÖHMISCHER GLASSCHLEIFER

ZEICHNUNG VON R. DUSCHEK





Von den deutsch-russischen Wirtschaftsverhandlungen in Berlin: Während der Eröffnungssitzung im Bundesratssaal des Auswärtigen Amtes am 11. Februar. Auf der linken Seite die Vertreter Rußlands unter Führung von Schleifer (×), rechts die deutschen Vertreter unter Führung von Ministerialrat Dr. Wallroth (××).
Im Oval: Neue Kirchenbaukunst: Die kürzlich vollendete evangelische Kirche in Neutempelhof bei Berlin mit dem über dem Rundbau sich erhebenden reichgegliederten Turm.



Vorbereitungen für eine neue Luftschifferpedition nach dem Nordpol: Der italienische General Nobile (1), Amundsens Begleiter bei dessen Polar-Luftexpedition 1926, in Begleitung von Major v. Kehler (2), dem Präsidenten des Deutschen Aeroklubs, am 11. Februar beim Besuch des Flugplatzes Seddin in Stolp (Pommern), der voraussichtlich als Basis für Nobiles kommenden Polflug dienen wird.



Studentische Ehrung des österreichischen Bundeskanzlers in Wien: Dr. Seipel (×) wird auf einem Kommers zum Ehrenmitglied der Katholisch-Deutschen Studenten-Verbindungen „Deutschmeister" ernannt.





Links: Eine Autodroschke in Berlin in die Spree gestürzt: Bergungsarbeiten des Reichswasserschutzes an der Unglücksstätte am Reichstagsufer. Bei dem am 13. Februar erfolgten Unglück kamen zwei der Insassen ums Leben. — Rechts: Ein Felssturz in Idstein (Hessen-Nassau): Das durch den am 14. Februar erfolgten Sturz gefährdete, um 20 cm verschobene historische Rathaus, das vorläufig durch Balken abgestützt wurde, und dessen fernerer Bestand in Frage gestellt ist.

DEUTSCHES BÜHNENLEBEN DER GEGENWART

EINE ÜBERSICHT ÜBER DIE THEATERSAISON VON ROBERT MISCH

Eigentlich stecken wir ja noch mitten in diesem Theaterwinter, und es kann uns noch manche Überraschung aufblühen, auf die ja alle Bühnenleiter seit je (meist vergeblich) harren und hoffen. Aber es handelt sich hier nicht um dies oder jenes Einzelwerk, sondern um die grundlegenden Linien des deutschen Gegenwartstheaters, die sich bisher und verhältnismäßig am deutlichsten in der Reichshauptstadt schon klar abgezeichnet haben.

Zunächst kann man konstatieren: dieser Winter war geschäftlich im ganzen erfolgreicher und ergiebiger als der vorige. Ist irgendwo ein wirklicher Erfolg da, so geht das Publikum auch hinein. Die Unkenrufe, daß es sich immer mehr und mehr dem Theater entfremde, durch Kino, Radio, Sport abgelenkt, diese Rufe verstummen allmählich wieder. Im Gegenteil, der Kinobesuch, zum Teil auch das Radio, scheinen mir Vorstufen für eine breitere, bisher theaterfremde und neue Publikumsschicht, die auf der andern Seite auch durch die Volksbühnenbewegung der Sprechbühne gewonnen wird. Das gilt natürlich für ganz Deutschland.

Der Teil des Publikums, der durch die Auspowerung und die Umschichtung der Zeit dem Theater verlorenging, füllt sich nun wieder von unten her langsam auf. Nur sollten sich diese Schichten und die großen Bünde, die sie zusammenfassen, von parteilichen Weltanschauungsfragen mählich loslösen. Es kann keine rein politisch eingestellte Kunst, weder radikaler noch konservativer Richtung, auf die Dauer geben. Es gibt nur eine wirkliche Kunst mit gewissen weltanschaulichen, aber in der Dichtung rein sich lösenden Hintergründen. Alle Versuche, die Politik in die Kunst zu zerren, können nur eine Zeitlang bestehen.

Die Erfolge Piscators, des gegenwärtig einfallsreichsten deutschen Bühnenleiters und Regisseurs, der tief in Neuland vorstößt (wie einstens Reinhardt, der, gesättigt, jetzt nur noch seine Erfolge variiert), scheinen dem zu widersprechen. Aber an der Zusammensetzung seines Publikums, das sich stark geändert hat, zeigt sich schon, daß es mehr das Sensationelle und Neue, teilweise Geniale ist, das ihm Haus und Kassen füllt. Noch überwiegt bei ihm die Freude am Technischen, das er in immer neuen Ideen beherrscht wie kein Lebender außer ihm. Das „Stück" ist diesem Theatermann im Grunde nebensächlich. Aber er verfällt damit der Gefahr der bloßen Mechanisierung. Den Film, den er zunächst („Hoppla, wir leben!" — „Rasputin") gar zu selbständig eingefügt hat, verwendet er im „Braven Soldaten Schwejk" bereits als Teil der Handlung. Dies und die „laufenden Bänder", also die nicht bloß rundum, sondern quer über die Szene gegeneinander laufenden, beweglichen Bühnenstreifen, eröffnen in Verbindung mit Wandeldekorationen, akustischen und Beleuchtungseffekten usw. ganz neue Möglichkeiten, deren spätere Ausbildung dem Theater eine Beweglichkeit geben wird, die es in gewissen Grenzen beinahe der des Films anähnelt. Den Dichtern eröffnen sich dadurch neue, gelockerte Schaffensperspektiven, deren erste Anfänge wir hier bereits erleben, und die auch dem ernsten Drama und der höherzielenden Kunst zugute kommen werden.

Das „leichtere" Theater hat ja bereits, von Jahr zu Jahr mehr, eine Bereicherung nach der Seite des Farbigen und Amüsanten durch Varieté und Revue erhalten. Auf ein Publikum, das nur Unterhaltung, Augenweide und leichte Zerstreuung sucht, wird die Revue, diese Vereinigung von Ballett, Varieté, Posse, Operette, Sketsch und Ausstattung, stets ihre Anziehungskraft ausüben. England, das Geburtsland des Genres (das aus Ballett und „Weihnachtspantomime" entstand), Frankreich und Amerika haben wir nun auch darin eingeholt. Direktor Haller hat hier mit einem Stab von Mitarbeitern Gleichwertiges mit Paris und London erreicht. Nur fragt man sich, wie es in dieser Art weitergehen, wie es überboten werden soll. Es dürfte allmählich eine Übersättigung eintreten. Charell (Großes Schauspielhaus in Berlin) hat daher nicht ohne Glück versucht, dem alten „Mikado", der japanischen Sullivan-Operette, ein farbiges Revue-Mäntelchen umzuhängen — also Revue-Operette oder Operetten-Revue.

Andererseits vereinfacht man Tricks und Ausstattung und hat so ein neues Genre, die kleine, politisch-lokale Revue nach Pariser Muster, geschaffen. Ein breiteres Publikum als in Paris hat man in Deutschland, auch in Berlin, freilich noch nicht dafür gewonnen. Vielleicht ersteht hier einmal ein Meister, ein neuer Nestroy oder Kalisch, der die Menge damit ins Theater lockt. Also eine zeitgemäße Modernisierung der alten Wiener oder Berliner Lokalposse.

Die Operette größeren Stils, wie sie die Wiener Lehár, Kalman u. a. noch immer kultivieren, ist im Abwelken. Das zeigt sich auch darin, daß diese Werke nur noch mit großen Gästen (Massary, Tauber) zu einigem Erfolg kommen können. Die alten Komponisten großen und kleineren Stils können eben nichts Neues mehr geben. Vor allem schmecken uns die Texte nicht mehr, die nach Wiener Muster immer wieder dieselben Paare, das komische und das ernste, in immer wiederholten, ölig-sentimentalen „Konfliktchen" und „Irrungen" bringen, die ebenso unwahr wie abgespielt sind. Vielleicht könnte von einem kleineren, intimeren Genre, dem musikalischen Lustspiel oder Schwank aus eine Erneuerung eintreten. Das Publikum will auch hier eine vernünftige und zugleich lustige Handlung sehen. Jedenfalls sind es hauptsächlich die „Bücher", ist es die abgebrauchte stoffliche Grundlage, die es langsam den Besuchern des Genres verleidet. Ausstattungskünste, die Revue und Oper farbiger bringen, verfangen nicht mehr. Dies leichte Genre verlangt eben nach gewissen Perioden stets eine gänzliche Erneuerung, die von der bisherigen Schablone abweicht. Wir haben es an der Offenbachzeit, später an der „klassischen" Wiener Operette (Strauß, Millöcker, Suppé usw.) und jetzt wieder an Lehár und seinen Nachfahren erlebt. Ob der „Jazz" (der viel bestritten, aber erfolgreich in die Oper vordrang) hier eine Erneuerung hervorruft, wird sich erst zeigen.

Auch das „literarische" Lustspiel hat diesen Abstieg in der Gunst des Publikums mitgemacht. Das harmlose Genre der Blumenthal und Kadelburg hat sich mit der verwandelten Zeit gründlich überlebt. Ein neues Geschlecht bemüht sich bisher vergeblich, trotz mancher vorübergehenden Erfolge, ein neues deutsches Lustspiel zu schaffen. Der größte Erfolg war bisher Zuckmayers „Fröhlichem Weinberg" beschieden. Aber dieser Erfolg ist neben dem für die Bühne neuartigen Dialekt zum großen Teil der ganz unverschleierten, überderben Erotik zu verdanken. Auch die anderen Komödien dieser Richtung sind meist auf so extravaganten und brüchigen Grundlagen errichtet, zugleich bühnentechnisch so mangelhaft und zerfahren aufgebaut, daß man sie nur als immerhin begrüßenswerte Versuche bezeichnen kann, Neuland zu erobern. Ist unsere ringende, zerklüftete und freudlose Zeit überhaupt berufen, ein Lustspiel zu schaffen, zumal der Deutsche darin gegen andere Nationen stets etwas zurückstand? Und doch bietet gerade unsere Zeit mit ihren sozialen Gegensätzen, in der Alt und Neu sich bekämpfen und mischen, mit ihren Auswüchsen und Extravaganzen Stoff genug für den echten, auch den erotischen Humor. Eine gewisse (filmische) Lockerung, die den Aufbau in Bilder zerlegt, worin sie die neue Bühnentechnik unterstützt, weist auf Neuland hin und ist bisher als einziges Resultat einer neuen dramatischen Technik zu begrüßen.

Neuerdings bemüht sich die junge amerikanische Literatur, vielleicht angeregt durch den Film, um ein Neues, Lebendiges. Aber auch hier das gleiche: tastende, noch ungereifte Versuche, während die Franzosen mehr oder minder ihrem ehebrüchelnden Genre treu bleiben, das sie durch Variationen des alten Themas zu erneuern versuchen. (Wenigstens in den Stücken, die uns die deutschen Direktoren vorsetzen.) Die Engländer haben ihren Shaw, der aber nach seiner „Heiligen Johanna" nichts Nennenswertes mehr geschrieben hat. (Der Romancier Galsworthy, der andere große Irländer, strebt vergeblich, sich die Bühne zu erobern.)

Das neue deutsche Drama höheren Stils, das im vorigen Jahr einige glänzende Ansätze zeigte, hat in diesem Winter fast nur mit Zuckmayers „Schinderhannes" einen wirklichen Erfolg erzielt. Auch hier Ringen und Tasten einer auf anderen Gebieten großartigen Zeit und Generation.

Wir sind seit Goethe das Volk der „Weltliteratur", ausgesprochen das Volk der Übersetzer. Wenn die deutsche Bühne nur die seltenen, ganz gelungenen Werke der fremden Völker darstellen würde, so könnte man das wohl gutheißen. Aber warum jede französische oder englische Nichtigkeit, die daheim aus irgendwelchen lokalen oder nationalen Gründen mehr als hundert Aufführungen erlebte, auf die deutschen Bühnen importieren? Besonders die Berliner Theater gehen da mit schlechtem Beispiel voran. Zum Glück hat der gesunde Instinkt des Publikums solche Bagatellen mehrfach abgelehnt.

Das Interesse des Publikums für das Theater ist unbestreitbar wiedererwacht, auch für die ernste Kunst. Die darstellende und die Regie-Kunst stehen in Deutschland sogar auf großer Höhe — aber die Kunst der Dramatiker tastet und sucht nach dem Neuen, Keimkräftigen, ohne es jedoch bisher erreicht zu haben. Die deutsche Dichtung der Gegenwart gipfelt im Lyrischen und Epischen. Das Nachkriegsdrama, ob ernst, ob heiter, ist Versuch. Kein unbefangener Belauscher der Zeit kann das bestreiten.

TAGESGESCHICHTE

Im Auswärtigen Amt in Berlin fand am 11. Februar die Eröffnungssitzung der Wirtschaftsbesprechungen zwischen Deutschland und Rußland statt. Deutscherseits wurden die Besprechungen von Ministerialdirektor Dr. Wallroth, dem Leiter der Ostabteilung des Auswärtigen Amtes, auf seiten Rußlands von Schleifer, Mitglied des Kollegiums des russischen Handelskommissariats, geleitet. Am 17. Februar beendete man die allgemeine Durchsprache des Verhandlungsmaterials und bildete drei Kommissionen: eine für die Fragen des Geschäftsverkehrs zwischen der deutschen Wirtschaft und den russischen Wirtschaftsorganen, eine für die statistische Untersuchung des deutsch-russischen Handelsverkehrs und eine dritte für rechtliche Fragen. Unter den behandelten Themen stehen die Fragen der Konzessionen, des Niederlassungsrechts, der Einreiseerlaubnis und der Aufenthaltsdauer im Vordergrund.

Mit feierlichem Zeremoniell wurden am 11. Februar die II. Olympischen Winterspiele in St. Moritz eröffnet, der Auftakt der in diesem Jahre stattfindenden 9. Olympischen Spiele in Amsterdam. Im Eisstadion, wo die Feier abgehalten wurde, wehten die Fahnen von 25 Nationen, seit 16 Jahren zum ersten Male auch wieder die deutsche. Nach dem Vorbeimarsch der Kämpfer leistete der Schweizer Skiläufer Eidenbenz für alle Mitbewerber den Schwur, fair und ritterlich zu kämpfen. Gleich nach der Feier begann das Eishockey-Länderturnier. In den folgenden Tagen wirkte das Tauwetter hemmend auf den Fortgang der Kämpfe ein.

Lord Asquith (Earl of Oxford and Asquith), der frühere englische Premierminister, ist am 15. Februar an einem in den letzten Jahren zutage getretenen Herzleiden verstorben. In Morley (Yorkshire) ward er am 12. September 1852 geboren. Nach Beendigung seiner Universitätsstudien in Oxford ließ er sich im Jahre 1876 in London als Rechtsanwalt nieder. Zehn Jahre später wurde er in einem schottischen Wahlkreis als liberaler Abgeordneter ins Unterhaus gewählt; schon 1892 berief ihn Gladstone als Innenminister zum Minister seines letzten Kabinetts, und Asquith behielt diesen Posten auch noch nach dem Rücktritt Gladstones unter Lord Rosebery. Der Sieg der Konservativen Partei im Jahre 1895 zwang die Liberale Partei zu einer zehnjährigen Opposition. Aus dieser Zeit sind nur Asquiths Stellungnahme für die imperialistische Politik im Burenkrieg und seine scharfe Freihandelskampagne bemerkenswert. Mit dem Jahre 1905 brach für Asquith eine neue Periode bedeutungsvoller Wirksamkeit an, als die Wahlen nach dem Sturz des Balfour-Kabinetts eine große Mehrheit der Liberalen gebracht hatten. Der neuen Regierung Campbell-Bannerman gehörte er zunächst als Schatzsekretär an, nach Rücktritt des Premierministers übernahm er dessen Amt und berief Lloyd George zum Schatzkanzler. Nun eröffnete Asquith den schließlich siegreichen Kampf gegen das Oberhaus, um die irische Home-Rule-Vorlage und eine soziale Gesetzgebung. Nach Ausbruch des Krieges trat er an die Spitze des ersten Koalitionskabinetts, seine Kriegspolitik erregte aber das Mißfallen der Konservativen, und so wurde er im Dezember 1916 zum Rücktritt gezwungen. An seine Stelle trat Lloyd George. Von nun an war die Führerrolle ausgespielt. Zwar blieb er in der Folgezeit Parlamentsmitglied, fiel aber im Oktober 1924 bei der großen Niederlage der Liberalen in seinem Wahlkreis durch und zog sich nun ins Privatleben zurück. Im Januar 1925 wurde er dann unter dem Titel Earl of Oxford and Asquith zum Peer erhoben und damit Mitglied des einst so hart bekämpften Oberhauses.

Bühnenschau. In Berlin kam am Theater in der Königgrätzerstraße das Drama „Flucht" von John Galsworthy, dem erfolgreichen englischen Romancier, zur Aufführung. Darin wird das Schicksal des Sträflings Denant, eines englischen Hauptmanns, behandelt, der beim Eintreten für ein Straßenmädchen zum Totschläger an einem voreiligen Polizeibeamten wird. Vier Jahre Gefängnis hat er abzusitzen, aber schon nach dem ersten bricht er aus der Haft aus. Auf der Flucht kommt er mit allerlei Leuten zusammen, die ihm helfen oder nachstellen wollen. Als er, zu einem Priester geflüchtet, diesen der Bloßstellung ausgesetzt sieht, tritt er vor, läßt sich verhaften und wandert wieder in die Zelle zurück. — Das Stück ist nicht arm an feinen Partien, hinterläßt aber im ganzen doch einen etwas schwachen Eindruck.

Das Staatliche Schauspielhaus in Dresden besitzt sozusagen eine Nebenstelle, die neugegründete „Aktuelle Bühne", die sich vor allem neuer Autoren annimmt und mit deren Stücken löbliche Experimente anstellt. Am 15. Februar brachte sie in Uraufführung ein Drama des jungen schlesischen Dichters und diesjährigen Kleistpreisträgers Gerhard Menzel, „Toboggan". Es schildert das Kriegserlebnis eines Artilleriehauptmanns. Die näheren Umstände werden vom Verfasser offengelassen. (Der englische Name „Toboggan" bezeichnet eine besondere Art von Sportschlitten.) Dieser Toboggan wird im Felde schwer verwundet und von Ärzten und Kameraden bereits aufgegeben. Da erwacht in ihm unbändige Lebenslust; wild stemmt er sich dem anrückenden Tod entgegen und macht sich auf, in die Heimat zu ziehen. Doch überall erlebt er Enttäuschung, selbst in der von ihm geliebten Anna Kamarra. Nun erst wird Toboggan des Lebens überdrüssig. Er geht hinaus in den Schnee, um jetzt willig zu sterben. — Die Dresdener Aufführung, die geschickt allerlei technische Bühnenmittel heranzog, brachte dem wuchtigen, tiefen Stück einen vollen Erfolg.

Neben der Bayerschen „Puppenfee" und Puccinis „Gianni Schicchi" brachte das Nationaltheater in München am 10. Februar auch noch eine interessante (deutsche) Uraufführung: die Ballettpantomime „Wolkenkratzer", deren musikalischer Autor der bekannte amerikanische Komponist John Alden Carpenter (jetzt in Chikago) ist. Das Ballett wurde ursprünglich auf eine Anregung Diagileffs geschrieben und für das Russische Ballett bestimmt. Dann erfolgte an der Metropolitan-Opera in Neuyork am 19. Februar 1926 die Uraufführung. Es ist als ein „Ballett aus dem amerikanischen Leben" bezeichnet und versucht, Rhythmen und Klänge aus dem „Tempo unserer Zeit" wiederzugeben.

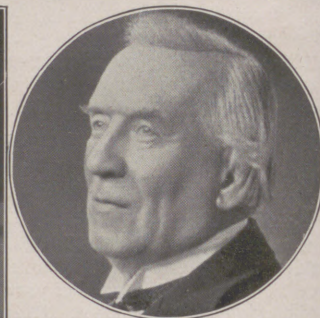




Ein Versuch der Bühnendarstellung des modernen Zeitgeistes: Die Tanzgirls, Bild aus dem Ballett „Wolkenkratzer" von J. A. Carpenter und R. E. Jones (Musik von Carpenter), das am 10. Februar im Münchener Nationaltheater zur Uraufführung gelangte. — Links: Der englische Romancier John Galsworthy als Dramatiker: Szene aus dem am Theater in der Königgrätzer Straße in Berlin am 11. Februar erstaufgeführten Drama „Flucht" mit (von links nach rechts) Ernst Deutsch (als „Flüchtling" Hauptmann Denant), Margarete Schlegel und Leontine Sagan. (Phot. Zander & Labisch.)



Eine Gestaltung des Weltkriegserlebnisses: Im Expreßzug auf der Fahrt nach der Heimat (7. Bild) mit Erich Ponto als Toboggan (an der Tür in der Mitte lehnend); Szene aus der Uraufführung des Dramas „Toboggan" von Gerhard Menzel im Staatlichen Schauspielhaus zu Dresden am 15. Februar. (Phot. Ursula Richter.)



Herbert Henry Asquith, Lord von Oxford, einer der markantesten Erscheinungen der englischen Diplomatie, viele Jahre Führer der Liberalen Partei, † im 76. Lebensjahr am 15. Februar.



Rechts: B. Adelung, Bürgermeister von Mainz, bisher hessischer Landtagspräsident, der am 14. Februar zum hessischen Staatspräsidenten gewählt wurde.



Richard Küttner, Seniorchef der Kunstseiden-Werke Fr. Küttner A.-G. in Pirna (Elbe), konnte vor kurzem seinen 80. Geburtstag feiern.



Geheimrat Prof. Dr. Karl Busley, verdienstvolle Persönlichkeit auf dem Gebiete der Schiffbautechnik und der Wassersportbewegung, † im 78. Lebensjahre auf einer Weltreise.





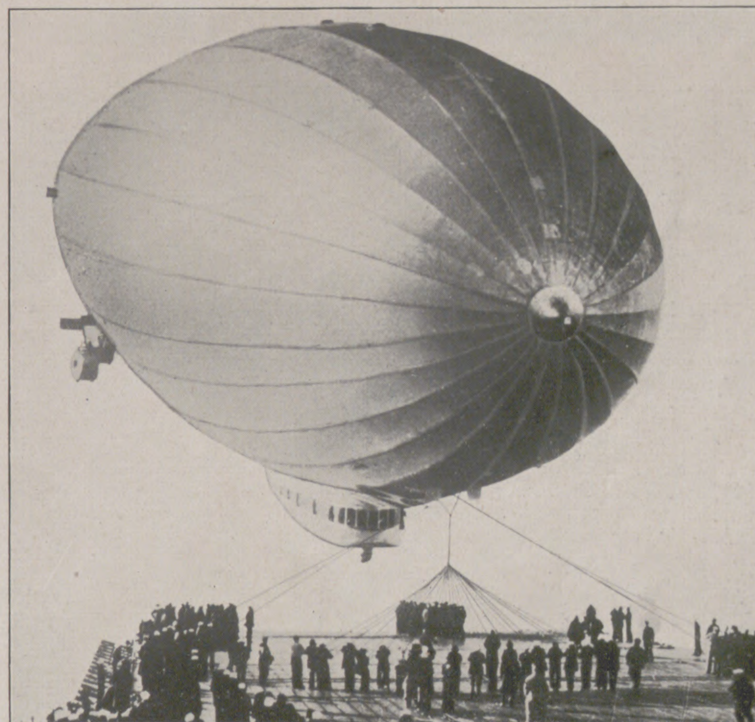
Bühnenbild von der Uraufführung der einaktigen Oper „Die Locke" von Roderich v. Mojsisovics am Krefelder Stadttheater am 7. Februar. — Rechts nebenstehend: Die Kaiser-Karl-Quelle in der Wandelhalle des Kurgartens in Bad Reichenhall. Der Brunnen (abgesehen von der erzenen Figur) wurde aus einem Untersberger Marmorblock herausgemeißelt.





Links: Diese Art von Sport ist wirklich Geschmackssache! — Ein Rollschuh-Kunstläufer auf dem Dache eines Hochhauses in Chikago bei seinen halsbrecherischen Vorführungen. — Rechts: Eine Hochzeit in alter Friesentracht, wie sie nach langer Pause wieder einmal in der Kirche zu Westerland auf Sylt vollzogen wurde: Das Brautpaar und die Hochzeitsgesellschaft in der historischen Tracht.





Das Temperament der Frau unter der wissenschaftlichen Lupe: Zwei junge Damen, eine blonde und eine brünette, bei einem Experiment zur Feststellung des stärkeren Temperaments und Gefühls, das Prof. Marston von der Columbia-Universität, Neuyork, ausführte. Vor den beiden Versuchsobjekten wurden Liebesszenen aus Filmen gezeigt, und der Apparat registrierte währenddessen Veränderungen des Blutdrucks, nervöse Reaktionen usw. Der Versuch fiel zugunsten der brünetten Dame aus. Aber trotzdem „Blondinen bevorzugt“? — Mitte rechts: Das Kriegsschiff als Luftkreuzer-Landungsplatz: „Los Angeles“ (Z R III) wird beim Landungsmanöver während einer Flottenübung im Atlantischen Ozean auf dem Flugdeck des neuen amerikanischen Flugzeugmutterschiffs „Saratoga“ verankert.





Links: Karneval in Ungarn: Ungarische Aristokraten in alter Tracht bei einem Umzug durch die Straßen von Budapest. — Rechts: Vom Rheinischen Karneval: Die drei Hauptfiguren des Karnevals in Köln: (Von rechts nach links) Prinz Franz Josef I. (Franz Robens), Kölner Bauer (Walter Rüsche) und Kölner Jungfrau (Josef Maier).





Der St.-Moritzer Skiläufer Hans Eidenbenz, mit der schweizerischen Fahne in der Hand, beim Sprechen des Eides im Namen der Teilnehmer, ehrlich und ritterlich zu kämpfen. — Links: Die feierliche Eröffnung im Eisstadion: Prinz Heinrich der Niederlande, Ehrenprotektor der 9. Olympischen Spiele in Amsterdam, und der schweizerische Bundespräsident Schultheß (links und rechts) am Radiomikrophon während des Schwures der Olympiakämpfer.





Einmarsch der 25 Nationen in das Eisstadion, die Deutschen (nach dem französischen Alphabet) an der Spitze. — Mitte rechts: Exzellenz Dr. Lewald, Berlin, Präsident des Deutschen Reichsausschusses für Leibesübungen (1), und der Führer der deutschen Skimannschaft, Ganzenmüller (2), am Tage der Eröffnung in St. Moritz.







Links: An der Militärpatrouille teilnehmende Mannschaften der Reichswehr unterwegs bei Pontresina. — Im Oval: Thunberg (Finnland), zum zweitenmal olympischer Sieger im 1500-m-Eisschnellaufen am 14. Februar, beim Lauf im Schneetreiben. — Rechts: Hedlund (Schweden) geht am 14. Februar als Sieger im 50-km-Langlauf durchs Ziel.

DIE OLYMPISCHEN WINTERSPIELE IN ST. MORITZ

Passagiere

ROMAN VON HELLMUTH UNGER

(8. Fortsetzung.)

Mrs. Seemann fährt von Lokal zu Lokal, wo das Paar möglicherweise sein könnte, durchmustert Restaurants und Tanzsäle, bricht in Varietévorstellungen ein und verhandelt mit allen Türschließern. Man muß ihr die Antwort schuldig bleiben. Man spricht nur spanisch.

Worum handelt es sich, bitte?

Um einen Herrn im Frack und eine junge Dame in Balltoilette? Die ganze vornehme Gesellschaft Havannas ist um diese Nachtzeit so gekleidet.

Um drei Uhr früh ist Mrs. Seemann im „Tokyo", dem bekanntesten Kabarett. Hier haben sich die meisten Passagiere des „Globus" zusammengefunden. Auch der Schiffsdoktor sitzt da, allein an einem Tische. Er will keinen der Passagiere kennen.

Ja. Mr. Austin und Peggy sind dagewesen. Vor ganz kurzer Zeit erst müssen sie gegangen sein. Mrs. Seemanns Nerven beginnen zu versagen, und sie bekommt einen Schreikrampf. Die Gäste werden aufmerksam, und der Direktor versucht, die hysterische Dame zu beruhigen. Endlich gelingt es. Sie setzt sich zu Mrs. Rieger und Mr. Buttenbirk an den Tisch, weil sie hier eine letzte Chance für sich wittert. Sie muß auch diese Enttäuschung erleben, daß die Herren mitleidvoll zuhören, als sie ihre Odyssee erzählt, daß sie aber mit anderen Frauen tanzen.

Ist Mrs. Rieger mit dem weißen Bubikopf nicht über sechzig Jahre alt? Aber sie tanzt jeden Tanz und läßt sich mit wundervollem Charme von allen Seiten den Hof machen. Eine so anspruchsvolle Dame hat man noch nicht gesehen. Was soll Mrs. Seemann tun? Sie kann nur lachen und Bemerkungen darüber machen.

Als sie, um das Interesse auf sich zu lenken, die Geschichte vom Affen erzählt, sagt diese Mrs. Rieger in ihrer sachlichen Art:

„Damit wird die Eintracht zwischen den Familien Palmer und Seemann wohl für alle Zeiten gesichert sein."

„Wie meinen Sie das, bitte?"

„Wenn der Affe doch beiden gehört. Sobald ich kann, werde ich Sie mal in Pelham besuchen." — — —

Es ist sehr spät geworden, als wir an Bord zurückkommen. Peggy schläft längst und antwortet ihrer Mutter auf die Sturzflut von Vorwürfen nicht.

Mit dieser Frau zu streiten, ist sinnlos. Selbst Tatsachen haben bei ihr keine Beweiskraft.

Und Mr. Austin, der alles so geschickt abgekartet hat?

Mr. Austin kommt erst am nächsten Morgen allein zurück, kurz bevor der „Globus" wieder die Anker lichtet.

Angeblich hat er in einem Hotel geschlafen.

XIV.

Mein Herz ist unruhvoll wie noch nie. Und alle meine Gedanken sind in dieser Stunde wieder bei dir in der Ferne, bei dir, der ich die Treue nicht hielt. Wärst du doch bei mir geblieben! Warst du meines Herzens und meines Wortes zu sicher? Verzeih! Ich liebe dich nicht weniger, und ich liebe die andere vielleicht nur, weil sie dein Lächeln hat und die große Güte deiner Augen. Olga ist ein wenig jünger als du und nicht so sicher und klug. Sie hat nicht das Schwere erlebt wie du, aber ihr Mut ist ungebrochen wie deiner, als du alles um mich preisgeben wolltest, deinen Mann, den du nicht liebtest, und deine Kinder, die doch dein einziges Glück bedeuteten. Oder war alles nur Spiel, und war ich blind vor Vertrauen?

Was ich schreibe, ist nur noch eine große Rechenschaft vor dir. Du kannst mich vielleicht verstehen.

Als ich dir einmal aus einem meiner Bücher vorlas, sagtest du: „Ich glaube, alle Dichtungen sind nur Liebesbriefe an eine Unbekannte." Erinnerst du dich? Du hattest recht. Es sind Liebesbriefe an eine Ungenannte, die irgendwo lebt, traurig oder im Glück. Ich weiß es nicht. Es sind Geschichten, die man erzählt, die eine andere nicht hört, obgleich sie doch nur für sie bestimmt sind. Es sind Grüße, auf die viele antworten, nur die eine nicht, weil Zufall und Schicksal nicht so gütig sind, noch einmal Botschaft zu ihr zu tragen.

Ungezählte Briefe schrieb ich an dich, nach Städten, wo ich dich suchte. Niemals kam Antwort zurück.

Weißt du, wie sehr ich dir vertraue, daß ich noch immer glaube, einmal rufst du auch mich?

Dies sagte ich zu dir: „Es mag geschehen, was will, nie will ich deiner Liebe unsicher werden. Und wenn wir getrennt werden sollten und du schweigst, dann will ich an jeden unsinnigen Zufall eher glauben als daran, daß du mich vergessen haben könntest. Zwischen uns wird eine Verbindung bleiben, die stets einen vom andern wissen läßt."

Wie schwach, wie klein, wie zaghaft unsere Herzen doch sind!

Du schweigst und ich weiß nichts mehr von dir. Ja, ich zweifle, daß du mich immer noch liebst.

Was ich erzähle, schreibe ich nur für dich. Fast ist es das gleiche, das Olga von dir, der Namenlosen, erfährt. Weil ich dir begegnete, habe ich nicht mehr den Mut zum Glück gefunden. Arm bin ich und hilflos. Ich stehe neben mir selbst und beobachte mich, ja, ich weiß im voraus um den Ablauf der Dinge, und wie das Ende sein wird. Deine und Olgas Geschichte münden in den gleichen Weg. Nur muß ich die Schwermut meines Herzens zweimal ertragen.

*

Zwischen Felix von Brake und mir ist es zu keiner Feindschaft gekommen. Nein. Es ist etwas viel Schlimmeres geschehen, unter dem wir jetzt leiden.

Jahr um Jahr ist er neben der wundervollen Frau hergegangen, ihrer Treue sicher und ihrer Zuneigung gewiß. Als er ihr zuerst begegnete und um sie warb, war sie vereinsamt und am Ende einer verwirrenden, schmerzvollen Zeit. Aus ihrer ersten, frühen und kurzen Ehe, die Überschwenglichkeit der Gefühle noch nicht kannte, blieb ihr nur das Kind, das ihr nicht weniger fremd war als der Mann. Felix von Brake bot ihr eine neue Zukunft. So reiste sie mit ihm nach Gussenow.

Und auch die zweite Heirat wurde eine Alltagsehe ohne höheren Schwung, wie Menschen aneinander vorbeileben, die sich zu rasch und zu gründlich kennenlernen, die im Abseits ihres Daseins nur auf sich angewiesen sind und keine Vergleichsmöglichkeiten haben, den Wert und das Besondere des andern immer neu zu erkennen und einzuschätzen.

Einsamkeit und Gleichgültigkeit sind stärker als alle guten Gefühle und Vorsätze. Sicherheit des Besitzes zwingt nicht zum Kampf um Entgleitendes. O diese toten, hoffnungslosen Jahre im steten Gleichmaß, die ohne Wünsche geworden sind! Wie beginnt man den nächsten Morgen zu hassen, nur weil er das Gestrige sinnlos, ziellos wiederholen wird.

Felix hat sich nie darüber Gedanken gemacht. Er ist von Plänen und Arbeit erfüllt, trägt Verantwortung für Hunderte, die von seiner Gnade leben. Er ist zufrieden und erwartet es von Olga nicht anders.

Der Kampf beginnt mit der Rebellion ihres Herzens. Sie kann und will dieses tote Leben nicht weiterleben. Sie will nicht an seiner Gleichgültigkeit ersticken.

Nichts ist mehr, was sie beide verbindet.

Felix, der selbst keine Kinder hat, ist vernarrt in den kleinen Lars. Er liebt ihn wie einen eigenen Sohn und will seine Zukunft sichern. Da bringt sie das Kind zu den Großeltern nach Schweden.

Es geschieht wenige Tage, nachdem ein Telegramm aus Neuyork gekommen ist, das ein Freund an Felix schickte, und das versehentlich an sie adressiert worden ist.

Kann überhaupt ein Zusammenhang zwischen diesem Telegramm und der Reise nach Stockholm bestehen?

„Wann wird uns dein Freund besuchen?" fragt sie ihn.

„Im Sommer vielleicht. Ich weiß es nicht, Kind."

„Ist es der, dessen Briefe und Bücher du mir zu lesen gabst?"

„Ja."

Felix vermochte nicht, sie umzustimmen oder ihre Reise zu verhindern. Er ist zu stolz, zu bitten.

Wenn sie Launen hat, gut.

Wie wenig er doch seine Frau versteht!

Olga kommt von ihren Eltern zurück und das Leben im Herrenhaus geht seinen alten Gang. Sie erwähnt kein Wort mehr von Lars, bis er nach ihm fragt.

„Schreibt deine Mutter nichts von ihm?" fragt er ungewichtig.

„Doch, es geht ihm gut."

„Ist er gesund?"

„Sie erwähnt nicht, daß er krank ist."

„Wann soll er wiederkommen?"

„Ich weiß es nicht."

„Du bist so gleichgültig gegen ihn, Olga."

„So? Bin ich das?"

„Das soll einer verstehen. Weiberlaunen!"

Sie antwortet ihm nicht mehr.

Olga weiß selbst nicht, was sie in Gussenow zurückhält. Es ist ein kleiner, geheimgehaltener Wunsch. Sie ist im Herzen ganz dem anderen zugeneigt, den sie nicht kennt, und den sie Tag um Tag erwartet, als könnte er die Wandlung bringen, die sie flammend erhofft. Seine Abenteuerlichkeit reizt sie. Er ist der einzige, den auch Felix als Überlegenen anerkennt. Aus der Ferne hat er sie gegrüßt, und sie hat seinen Gruß verstanden. Sie wartet, sie wartet auf ihn. Sie lebt mitten in einem Märchen, das vielleicht niemals Wahrheit wird. Romantik der Seele.

Als der Mann kommt, den sie erwartet, ist ihr Schicksal in einem einzigen Augenblick entschieden. Jetzt kämpft sie nur noch um seinen Besitz. Flucht mit ihm, ist das einzige, das sie denkt. Auch die letzte Verbindung ist gelöst, seitdem Lars bei den Eltern lebt. Alles ist seit langer Zeit instinktiv vorbereitet.

Nein. Es ist nicht Leichtfertigkeit oder Teufelei; die große Reinheit ihres Herzens macht sie wagemutig und kühn bis zum Äußersten. So findet sie, um nicht alles zu verlieren, den Mut, ihm zu sagen, daß sie ihn liebt.

*

Felix weiß nichts um diese Krisen, und sein Vertrauen ist nicht erschüttert. Er fühlt nur die Wandlung, die mit Olga geschehen ist, und beginnt sie mit neuen Augen zu sehen. Es ist wie ein jäher Rausch, der ihn überfällt. War er denn blind? Nie hat er Olga so geliebt, selbst nicht in den ersten Tagen ihrer Ehe. Jetzt erst weiß er aus dumpfer Angst heraus, daß er sie vielleicht verlieren könnte. Er begreift nicht, daß alles zu spät ist. Erst als sich die gewohnte Umwelt in den Blicken eines andern spiegelt, ertastet er ihren unermeßlichen Wert.

Nicht mit Haß wird er die unausgesprochene Entscheidung bekämpfen und zu verhindern suchen, seine Waffen werden Liebe und Güte sein.

*

Spät in der Nacht werde ich durch hastiges Klopfen aus dem Schlafe geschreckt.

„Wer ist draußen?"

„Ich, Olga."

„Warte!"

„Mach' auf!"

Wie ein verirrter Vogel flattert sie in mein Zimmer.

„Olga!"

„Ich ertrage dies alles nicht länger. Hörst du! Ich ertrage es nicht mehr. Es ist ja Wahnsinn, was mit mir geschieht."

„Felix weiß ...?"

„Er ist sinnlos in mich verliebt. Wer soll das verstehen! Er peinigt mich mit Zärtlichkeiten, die ich verachte. Und ich soll das erdulden, weil ich ihm nicht die Wahrheit sagen kann! Hilf mir doch! Hilf mir! Schließe mich ein! Ich habe grenzenlose Angst vor ihm. Es wird ein Unglück geben, wenn du nicht bei mir bleibst."

„Soll ich ihm sagen, was geschehen ist?"

„Nein. Nein. Warte! Du bist ja nicht schuld. Ich muß es ihm selber sagen. Ja."

Sie ist verzweifelt und am Ende ihrer Kraft. Zaghaft streichle ich ihre Hände.

„Wie ich ihn jetzt verachte!"

„Olga."

„Es ist doch nicht wahr, daß er mich liebt!"

„Und wenn er dich liebte?"

„Das kannst du sagen? Du?"

„Ist es unbegreiflich?"

„Er soll wissen, was geschehen ist, Walter. Damit diese Tollheit ein Ende hat. Ich kann ihn nicht mehr ertragen. Nein."

*

Leise und ein wenig beruhigt ist sie wieder von mir gegangen.

Und jetzt weiß ich, daß ich sie nicht preisgeben durfte. Doch es ist alles zu spät, wie so oft in meinem Leben.

Weshalb sollte es denn unbegreiflich sein, daß Felix sie liebt! Nur sein unerwarteter Überschwang hat sie zu Tode erschreckt. Wie könnte man diese Frau nicht lieben! Ist mir noch einmal die Rolle bestimmt, Frauentröster zu sein? Ich bin wie ein Schauspieler, der seine Rolle gelernt hat und seine Stichwörter kennt. Ich werde gewiß nicht versagen und bin die geringe Gage wert, die ihr für mich bezahlt.

Laßt nur! Ich habe das Stück gelesen und kenne sein Ende. Der es erfand, dichtet für mich doch keinen heiteren Schluß.

XV.

Die arme Mrs. Mahony, wie unglücklich sie doch war! Sie hatte mit den jungen Ehepaaren im „Tokyo" gesessen und war eine der letzten gewesen, die an Bord zurückkamen. Der Champagner hatte sie wieder einmal vertraulich und mitteilsam gemacht. Sie war es schließlich, die den Aufbruch veranlaßte, aber es war keine Heldentat. Hinter Morro Castle ging bereits die Sonne auf, als sie die Dockhalle erreichten.

„Ich bin in Unruhe," erklärte sie ihren Bekannten, „denn ich erwarte Nachricht von meinem Mann."

„Ist das so eilig?"

Gelächter.

„Wie können Sie daran zweifeln!"

Die fröhliche Gruppe weckte sogar den Funker aus seinem Schlaf.

„Kein Kabel für Mrs. Mahony?"

„Leider noch nicht."

Mr. Mahony aus Washington hatte nicht geantwortet. Und heute war der zweite Tag seit der Abreise. Der zweite! Fast in jeder Stunde erkundigte sich die Frau, ob die erwartete Antwort noch immer nicht eingetroffen wäre.

Wollte es der Rechtsanwalt zum Äußersten treiben? Wünschte er nicht, daß sie zurückkam? Oder war er verreist und hatte ihren Gruß überhaupt noch nicht erhalten?

Es gibt so viele Möglichkeiten, die ein Menschenhirn ersinnen kann.

Wenn die Antwort käme, hatte der Beamte sie getröstet, würde sie sofort in ihre Kabine gebracht werden. Der kleine Leo wisse schon Bescheid.

„Vielen Dank."

So wartete Mrs. Mahony allein in ihrem Schlafraum, weinte ein wenig und nähte an ihrem Zigeunerkostüm für den großen Maskenball, der für den Abend geplant war. Alle Zutaten hatte sie in Havanna zusammengekauft. Der freundliche Mr. Roff hatte den Betrag ausgelegt, weil sie ihr Geld mitzunehmen vergessen hatte. Nichts hatte sie ihm zurückgegeben; sie war überhaupt nicht in der Lage dazu, weil sie sich völlig verrechnet hatte. Ihre letzten Dollars brauchte sie, falls sie ihrem Mann noch ein zweites Telegramm schicken mußte. Diesen Betrag konnte sie nicht schuldig bleiben. Nur wenn Mr. Mahony ihr nach Kingston Geld anwies, konnte ihr die unausbleibliche Schmach erspart bleiben.

Jetzt war es Mittag und Zeit zum Lunch. Da entschloß sie sich zu einem zweiten Hilferuf an den Rechtsanwalt, und jetzt wollte sie bedingungslos kapitulieren.

Ja, sie hatte völlig den Kopf verloren. Sie setzte den Wortlaut auf, verbesserte ihn mehrfach, strich den Text zusammen und schrieb ihn neu. Mit Adresse und Unterschrift brauchte sie mindestens vierzig Worte, um ihrem Mann die Situation zu beschreiben.

Auch der Ruf seines Namens stand auf dem Spiele, wenn er nicht verhinderte, daß sie der Zechprellerei beschuldigt wurde. Achtzig, nein, hundert Worte wären besser und eindrucksvoller gewesen. Er sollte klar übersehen, in welcher Verzweiflung sie sich befand. Nicht einmal die Goldblechmünzen konnte sie sauber an das Zigeunermieder nähen und mußte die Stewardeß bitten.

Die Stewardeß hatte jedoch keine Zeit. Überall wurde sie verlangt. Alle Damen brauchten heute ihre Unterstützung zum Maskenball.

„Wenn Sie es so machen, gnädige Frau."

„Ich kann es nicht."

„Es ist ganz leicht."

„Ich habe niemals nähen gelernt."

„Geben Sie nur acht! So..."

„Ich habe mich schon dreimal gestochen. Nein. Und da ist auch ein Telegramm, das ich aufgeben muß."

„Vielleicht kann Leo Ihnen helfen? Wenn Sie ihm ein kleines Trinkgeld geben."

„Das ist eine gute Idee. Ja. Er soll eine Belohnung bekommen. Rufen Sie ihn, bitte!"

Der kleine Leo kam und ließ sich erklären, was er tun sollte. Fachmännisch musterte er Stoff und Flitter.

„Wird gemacht. Selbstverständlich."

„Setz' dich dorthin, Leo!"

„Wenn ich nicht störe?"

Oh, wie geschickt er den Zwirn einfädeln und die Nadel handhaben konnte! Ein ausgelernter Schneider machte es nicht besser. Er konnte dabei die Dame, die seine Hilfe so nötig brauchte, auch noch unterhalten.

Das geschah nicht ganz ohne Eigennutz.

„Kennen Sie Mrs. Palmer?" fragte er.

„Ja, ja. Aber jetzt darfst du mich nicht stören. Du siehst doch, daß ich schreibe."

„Entschuldigen Sie, bitte!"

Mrs. Mahony hatte einen neuen Einfall. Wie machte es denn der verstorbene Jefferson und die andern Herren an Bord, wenn Sie etwas zu bezahlen hatten? Sie schrieben einen Scheck aus und gaben ihn dem Zahlmeister, der ihn mit ein paar freundlichen Worten einlöste und im Geldschrank verschloß.

„Sollen es Dollars oder Pfunde sein, mein Herr?"

Mrs. Mahony hatte vor der Abreise in Neuyork ihr ganzes, geringes Bankguthaben behoben, um Fahrkarte und Hotelkosten bezahlen zu können. Sie hatte aber noch ihr Scheckbuch. Nicht wahr, wenn man ihr in Kingston nachwies, daß ein Scheck mit ihrer Unterschrift ohne Deckung war, konnte sie sich mit einem Irrtum entschuldigen? Sie hatte ihr Konto unbeabsichtigt überzogen! So nannte man es wohl? Bis dahin hatte aber Rechtsanwalt Mahony Geld geschickt. Er ließ sie bestimmt nicht im Stiche. Es war ein richtiges kleines Verbrechen, das sie plante, viel schlimmer als Zechprellerei, doch sie war in einer Notlage und mußte handeln. Eine größere Summe würde Aufsehen erregen. So setzte sie nur hundert Dollar ein und trug das Dokument zum Zahlmeisterbureau.

„Bitte, Mr. van Berg."

Eine flüchtige Überprüfung der Handschrift. Nur gut, daß der Zahlmeister sie selbst dabei nicht ansah. Ihr schlechtes Gewissen hätte sie sofort verraten.

„100 Dollar? Was wollen Sie jetzt mit dem Betrag, Mrs. Mahony?"

„Ich habe Schulden gemacht."

„Bei der Gesellschaft?"

„Nein. Bei Mr. Roff."

„Und er hat Sie gemahnt?"

(Fortsetzung folgt.)



WINTER IM KARWENDELGEBIRGE: DIE LEUTASCHSTRASSE BEI MITTENWALD

GEMÄLDE VON ERICH KITTMANN

Zimmerpflanzen für Spätwinter und Frühjahr


Mennigrot blühende Clivia miniata.

Die Zimmerkultur hat für alle Jahreszeiten ihre Pflanzenlieblinge, bringen diese doch Wärme und Liebe in unser Heim. Dieser Zauber wirkt um so stärker, je karger die Natur Blumengaben bietet, im Winter und auch noch im Frühjahr. Was an Zimmerpflanzen jetzt den Blumenliebhaber erfreut, davon geben unsere Abbildungen einige Beispiele. Vom Februar ab kann man im Zimmer einen reichen Blumenschmuck haben, wenn man die Pflanzen richtig wählt und gut zu behandeln weiß. Noch blühen von Weihnachten her die Alpenveilchen und die Primula obconica. Ihnen reihen sich an die neuen Primula malacoides, die in einigen Jahren gewiß ebenso großblumig und sortenreich sein werden wie ihre Obconica-Schwestern. Schöne Frühjahrsblüher sind die Hortensien, die Formen der Hydrangea


Eine lichtvolle Zimmerecke. Das durch die zwei hohen Fenster hereinflutende Licht läßt die Zimmerlinde (Sparmannia africana) gut gedeihen. Rechts am Fenster das willige Liliengrün (Chlorophytum elatum), links vorn die Blätterpflanze Plectogyne elatior.


Das dichtbesetzte Blumenfenster. Reichblühende Lorrainebegonien, Nephrolepisfarne, der der Zimmerlinde ähnliche Abutilon und Clivien finden in dem sich am Fenster rankenden kleinblättrigen Efeu stilvolle Ergänzung.

Hortensia aus Ostasien. Hier muß man danach trachten, große, reich verzweigte Pflanzen zu erzielen, die in Kübeln einen prächtigen Schmuck für Wintergärten und im Sommer fürs Freie abgeben. Man hat jetzt viele Sorten in allen möglichen Farben mit großen Dolden und sehr verschieden gestalteten Blüten. — Auch die Cinerarien und die Kalceolarien erfreuen uns jetzt durch ihren reichen farbigen Flor. Beide lieben kräftige Mistbeeterde, besonders die Cinerarien, während man den Kalceolarien mehr Lauberdezusatz gibt. — Wundervolle, dankbare Zimmerpflanzen sind die Clivien. Im Winter hält man diese im kühlen Zimmer und stellt sie erst gegen den Februar wärmer. Dann treten langsam die Blütenstände hervor. Wer eine geschickte Hand hat, kann es auch mit einigen Orchideen versuchen, vor allem mit den tropischen Venusschuharten, den Paphiopedilum, wie man sie im Gegensatz zum heimischen Cypripedium nennt. — Im Frühjahr treiben auch die Zimmerlinden wieder tüchtig aus, die im hellen Zimmer sich zu hohen buschigen Pflanzen entwickeln. Ihnen zu Füßen blüht und grünt dann allerlei. Die Sparmannia liebt lockere, gut mit Sand versetzte Mistbeeterde, im Sommer reichliche Wassergaben, auch etwas flüssige Düngung und sonnigen Platz. Kakteen und Sukkulenten, wie Agave, Gasteria, Haworthia usw., sind ebenfalls sehr beliebte Zimmergewächse, die im Frühjahr mit Blühen beginnen. Sie dürfen neben den anderen Blütenpflanzen nicht fehlen, sollten sie aber doch nicht ganz verdrängen. — Abbildungen nach Photos der „Gartenschönheit“.


Im sonnigen Erker. Kakteen (im linken Fenster), Gummibaum, Phönixpalme (im rechten Fenster links) und Primula obconica bilden hier eine gefällige Gruppe.


Pantoffelblume Calceolaria tigrina. Hellgelbe, rotgepunktete Blüten.

Kinder-Moden







Hänger aus Crêpe de Chine, in japanischer Art mit vielfarbigen Blüten bestickt.

Links: Weißes Taftstilkleidchen mit Garnitur aus plissierten Bandrüschen in rosafarbenen Schattierungen.

Rechts: Bunte gestickte Wollsträußchen schmücken das rosenfarbene Crêpe-Georgette-Kleidchen, dessen unteren Rand ein mattgrüner Streifen bildet.

Unten links: Dieser hemdartige Kittel aus rosa Crêpe de Chine ist in mattblauer Farbe bestickt.

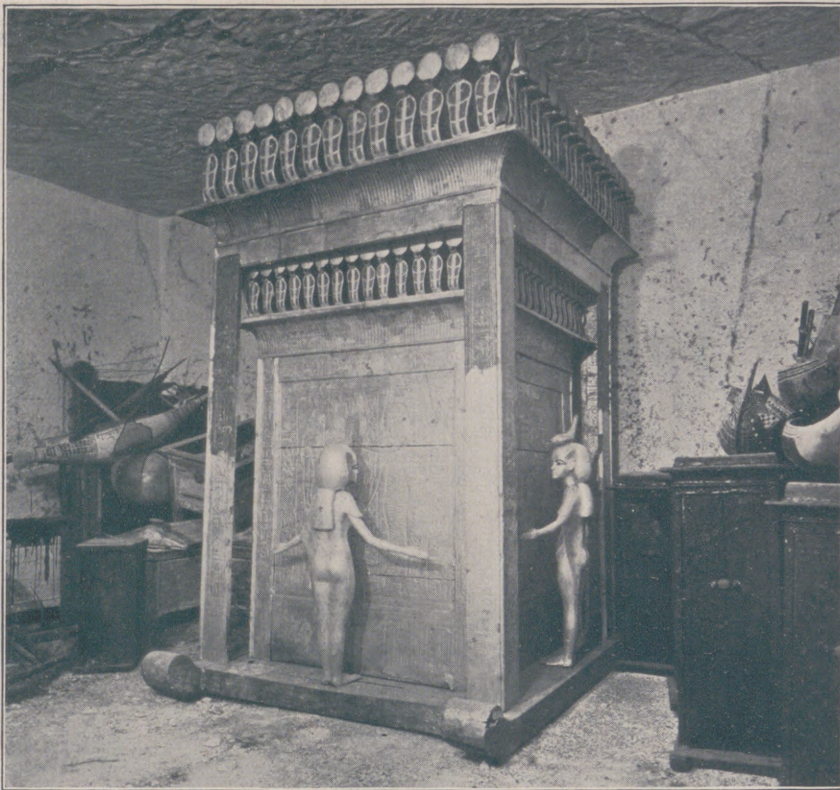
Unten Mitte: Jadegrüner Velours-de-laine-Mantel mit Besatz von Silberkaninchenpelz. Dazu kleiner passender Hut.

Unten rechts: Knabenanzug aus blauem Samt mit Weste und Aufputz von weißem Crêpe de Chine.









Die kostbare äußere Kapelle, in deren Innerem die Eingeweide König Tutanchamons in goldenen Särgen aufbewahrt wurden. Unser Bild zeigt zwei der vier Schutzgöttinnen: Isis (links) und Selket. Eine Hohlkehle, verziert mit Reihen von heiligen Schlangen, krönt das Meisterwerk.

NEUE ENTDECKUNGEN IM TUTANCHAMON-GRAB

Aufnahmen von Harry Burton vom Metropolitan Museum of Art in Neuyork (Welt-Copyright).

Der „Illustrirten Zeitung" zur Erstveröffentlichung in Deutschland überlassen.

Jetzt hat das Königsgrab des Tutanchamon auch sein letztes, jahrtausendelang gehütetes Geheimnis preisgeben müssen. In dem kleinen Raum neben der Kammer, in der, von goldenen Schreinen und Särgen umschlossen, die Mumie des jugendlichen Pharao beigesetzt war, stand, von allen möglichen Gegenständen der Grabausrüstung umgeben, eine goldene Kapelle, in allem ein Kunstwerk sondergleichen, das die königlichen Eingeweide barg. Um ihre Bedeutung für den Totenkultus würdigen zu können, muß man einiges von den Jenseitsvorstellungen der alten Ägypter wissen. Ihnen zufolge ist das Leben des Menschen nicht mit dem Tode zu Ende; er lebt weiter, vorausgesetzt, daß ihm die Vorbedingungen zur Existenz gewährt werden, daß er vor allen Dingen mit Speisen und Getränken versehen wird, die ihn vor Hunger und Durst bewahren. Ferner muß auch der sterbliche Leib erhalten werden. Hatte man in der ältesten Zeit die Leiche ohne weiteres im Grabe bestattet, so kam in der Pyramidenzeit, d. h. in den ersten Jahrhunderten des dritten vorchristlichen Jahrtausends, die Sitte auf, den Körper durch Balsamieren vor Verwesung zu schützen und in seiner irdischen Gestalt zu erhalten. Mit welchen Mitteln dies geschah, wissen wir nicht genau. Wahrscheinlich wurde die Leiche eine Zeitlang (man spricht von 70 Tagen) in eine Salzlauge gelegt und dann mit allerlei Essenzen behandelt. Vor dem Balsamieren aber wurde der Leib geöffnet und die inneren Organe, Herz, Leber, Lunge, Magen, entfernt. Diese wurden in vier besonderen Krügen beigesetzt und unter den Schutz der vier mythischen Kinder des Gottes Horus gestellt, die „den Hunger, der im Leibe des Toten ist, und den Durst, der auf seinen Lippen ist", vertreiben sollen. Diese vier Krüge wurden auch geradezu den vier Schutzgöttern gleichgesetzt und erhielten als Deckel deren Köpfe — und da man, einen Schritt weitergehend, den Glauben hegte, daß die Eingeweide des Toten dasselbe Wesen wie die Schutzgötter seien und auch der Tote in gewissem Sinne mit diesen identisch, so wurden die Deckel auch als Porträtköpfe des Verstorbenen gebildet. Die vier Hüter der Eingeweide wurden aber ihrerseits wieder unter den Schutz von vier Göttinnen gestellt, der Isis, Nephthys, Neith und Selket, die von ihnen, ebenso wie von der Mumie selbst, alles Böse abwehren sollten. Die Eingeweidekrüge, die man in der Altertumswissenschaft auch „Kanopen" nennt, wurden neben dem Sarge beigesetzt und bei vornehmeren Bestattungen in einem kasten- oder kapellenförmigen Schrein geborgen.

Wie die Särge des toten Tutanchamon und die Kapellen, die sie einst umgaben, so ist auch dieser Kanopenschrein mit auserlesener Pracht und dem Aufgebot



Einer der vier Tutanchamon-Köpfe aus Alabaster, die je einen der Eingeweide-Behältnisse des inneren Schreins verschließen.



Dieser Tutanchamon-Kopf läßt deutlich (über der Stirn) die königlichen Abzeichen von Ober- und Unterägypten: den Geier der Göttin Nechbet und die Schlange der Göttin Buto, erkennen.



Der innere Schrein nach Abheben der äußeren Hülle (s. Abbildung oben links). Die hierin verwahrten vier Eingeweide-Behältnisse werden durch vier Porträtköpfe Tutanchamons (vgl. Abbildungen rechts oben und links unten) verschlossen. Auch hier halten vier Göttinnen Wache, deren Schutz die beigefügten Hieroglypheninschriften anrufen.



Die Schutzgöttin Nephthys.

Die auf dieser Seite stehenden Abbildungen (außer Bild Mitte) zeigen die vier Schutzgöttinnen von der äußeren Kapelle.



Die Schutzgöttin Neith.

Diese Götterbilder legen Zeugnis ab von der künstlerisch hochstehenden Bildhauerkunst Ägyptens in der Zeit Tutanchamons (um 1350 v. Chr.).

aller künstlerischen und kunstgewerblichen Mittel hergestellt worden. Das ganze zierliche Gebäude hat eine Höhe von etwa 2 m und steht auf einem schlittenähnlichen Untersatz. Ein von vier Pfosten getragener, von einer Hohlkehle und einem Fries von heiligen Schlangen bekrönter Baldachin wölbt sich über der eigentlichen, vergoldeten Kapelle, deren vier Wände mit religiösen Darstellungen und Inschriften geschmückt sind. Vor ihnen stehen mit ausgebreiteten Armen, den kostbaren Inhalt behütend, die genannten vier Schutzgöttinnen, Isis und ihre Genossinnen, Gestalten von einer zauberhaften Anmut und Schönheit. Mit göttlichen Emblemen ausgestattet, tragen sie irdische Gewänder und das liebreizende Porträt der jugendlichen Gemahlin Tutanchamons. In der Kapelle steht, einstmals von einem linnenen Bahrtuch bedeckt und wieder auf einen Schlitten gestellt, der alabasterne Kasten für die Eingeweidebehälter. Sein Sockel ist mit den heiligen Zeichen der Totengötter Osiris und Isis verziert, während an den vier Ecken in feinem Flachrelief abermals die vier Schutzgöttinnen erscheinen, deren Hilfe in den eingeschnittenen und mit schwarzer Farbe ausgefüllten Inschriften erfleht wird. Der als Kapellendach geformte

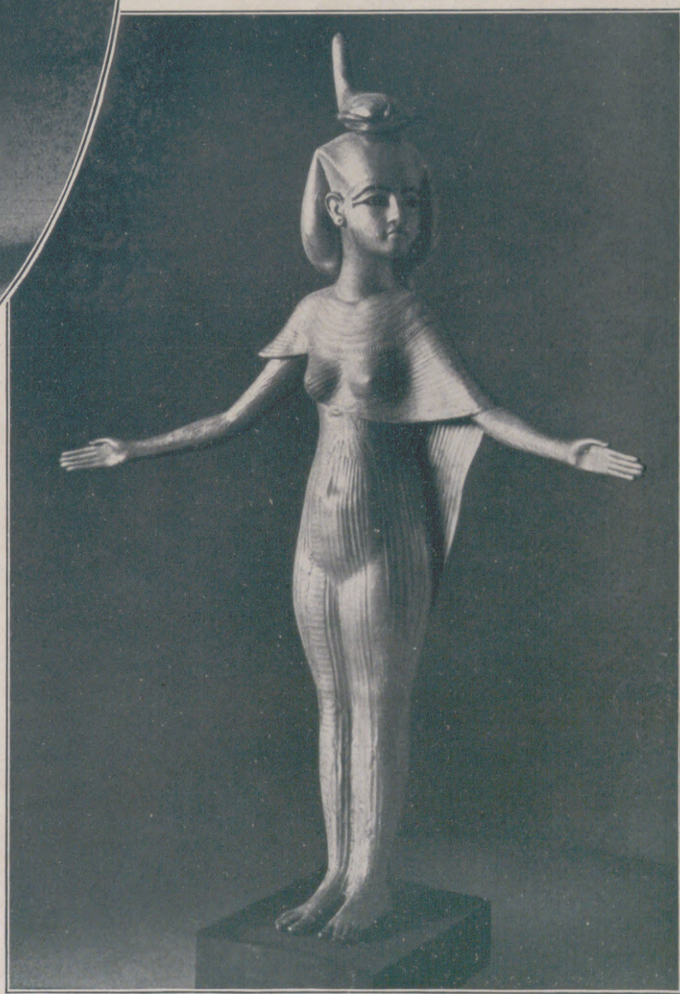


Miniaturausgabe des großen Tutanchamon-Sarges, der die Mumie des Königs barg: Einer der vier goldenen Särge für die Eingeweide Tutanchamons — das tiefste Geheimnis des Kanopenschreins.

Deckel war mit goldenen Krampen am Unterteil befestigt und mit Siegeln fest verschlossen. Als man ihn abhob, zeigten sich, einander zugewendet, vier Köpfe des Königs, ausgezeichnete Porträte von einer überraschenden Lebenswahrheit, die Abzeichen der Herrscherwürde, Schlange und Geier, an der Stirn tragend. Es sind die Deckel von vier Behältnissen, in deren jedem ein kostbarer kleiner goldener, mumienförmiger Sarg mit Teilen der Eingeweide des Königs stand. Diese Särglein sind Nachbildungen der großen Särge, die die Mumie Tutanchamons umschlossen, nur noch feiner als diese gearbeitet, vielleicht die größten Meisterstücke ägyptischer Goldschmiedekunst. Auch hier sind die Gesichter porträtähnlich gestaltet, die Hände halten die königlichen Zepter, der Leib ist in Flügel von Göttinnen gehüllt. Jeder Sarg trägt ein kurzes Gebet an die Gottheit, der die Eingeweide anvertraut sind. Der Jenseitsglaube der Ägypter hat hier ein Kunstwerk geschaffen, das uns noch nach Jahrtausenden mit ehrfürchtiger Bewunderung und künstlerischem Entzücken erfüllt. Prof. Dr. Georg Steindorff.



Die Schutzgöttin Isis.



Die Schutzgöttin Selket.

NEUE TUTANCHAMON-WUNDER: FUNDE IM ÄGYPTISCHEN KÖNIGSGRAB

Aufnahmen von Harry Burton vom Metropolitan Museum of Art in Neuyork (Welt-Copyright). — Der „Illustrirten Zeitung" zur Erstveröffentlichung in Deutschland überlassen.

Bisamratte und Biber

(Vergl. hierzu den Beitrag auf Seite 292.)







Biberburg im flachrandigen See.

Links oben: Burg der Bisamratte in sumpfigem Gelände.

Nebenstehend: Alte Bisamratte und 8 Wochen alter Biber (links).





An einem Bache vor die Röhre der Bisamratte gestelltes Eisen.

Nebenstehend: Beim Stöberverfahren: Mittels einer eisernen, in die Röhren gestoßenen Sonde wird die Ratte veranlaßt, in die vorgestellte Falle zu flüchten.





Ausheben einer gefangenen Bisamratte. — Im Oval: Bisamrattenjäger mit Fangapparaten und gefangenen Bisamratten.

An die Lerche

(GEDICHT VON E. M. ARNDT)

Mäßig ♩ = 96

PAUL A. REIM

Sopran oder Tenor

Klavier

1. Vöglein, Vöglein in den Lüften, Lerche, Lerche, die zum Him-mel schwebt, unten still in Blumen-düf-ten und im Grün der Wiesen lebt, du bist mein, du süße Kehle: meine See-le, meine Lust, al-les Weh der Menschenseele klingst du hell aus from-mer Brust.

2. Also trägst du meine Schmerzen aus der Er-de Ne-belflor zu dem Herzen aller Her-zen, zu dem Him-melshort em-por, trägst mich hin zu meinen Lieben, die nun o-ben,

rit. — a tempo — cresc.

p rit. mf dim belebter p f

o - ben se - - - lig sind, unten ist das Leid ge - blie - ben, droben wehet Lebenswind,

rit. a tempo p **Voriges Zeitmaß.** cresc.

Lebens - wind. 3. O wie süß, mit dir zu

f p cresc.

kreisen in dem hei - tern Son - nen - strahl! O wie süß, mit dir zu rei - sen himmel-auf vom Erden-

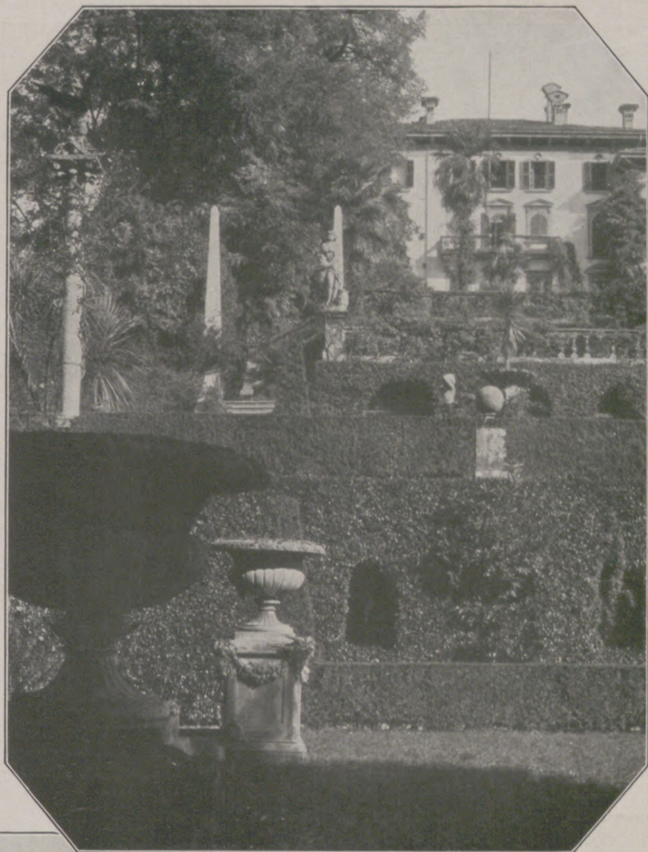
rit. a tempo p cresc.

tal f Aus - zujubeln aus - zusingen, was das stille Herz nur weiß, u. aus voller Brust zu

f rit. cresc.

klin - gen Lie - beslust und Him - mels - preis.





Ein italienischer Herrensitz:

Villa San Remigio am Lago Maggiore

Hierzu der Beitrag „Die Gärten von San Remigio" auf Seite 292



Oben links: Waffensaal.

Oben rechts: Anblick der Villa vom Garten aus.

Mitte: Vorderterrassen auf der den südlich gelegenen Borromeischen Inseln gegenüberliegenden Front der Villa.

Unten links: Ecke im Gotischen Zimmer.

Unten rechts: Der Speisesaal. Rechts einer der Gobelins nach den Kartons „Die Triumphe des Decius" von Peter Paul Rubens in der Liechtenstein-Galerie zu Wien.







Abendlicher Park.



Straße am Abend.



Kurfürstendamm in Berlin.



Tanz.

GROSZSTADTIMPRESSIONEN / ÖLGEMÄLDE VON IRENE GOESCHEN

(Hierzu ein Beitrag „Die Malerin Irene Goeschen“ in der Rubrik „Wissen und Leben“.)

Das Geheimnis des Nonnensees

Kriminal-Groteske von Frank F. Braun

(7. Fortsetzung.)

Wo ließen Sie den Sack mit Unkraut?"

„Ich warf ihn in den Stall des Fuhrgeschäftes an der Ecke. Die Knechte werden seinen Inhalt den Pferden verfüttert haben, einer immer in der Annahme, der andere habe das Futter besorgt. Der Sack war aus üblicher, gewöhnlicher Jute, er konnte nichts verraten."

„Danke", sagte Brendel nachdenklich. — Diesen Jungen brauchte man nicht mehr zu quälen. „Ich werde für Sie tun, was sich irgend tun läßt."

„Für mich..." sagte Valentin Schwepp wehmütig... „es geht nicht um mich."

Brendel blickte ihn an. Er hielt ihm die Hand hin. „Es ist wahr", sagte er. „Eine verdammte Geschichte, daß das Mädel da im Zimmer sein mußte."

„Glauben Sie an ihre Schuld?"

Brendel zuckte die Achseln. „Geben Sie mir Ihr Aspirin," bat er, „ich muß sowieso zu Ihrem Vater hinauf. — Ich würde an Ihrer Stelle, um jeden Verdacht und alles Aufsehen oder Auffallen zu vermeiden, jetzt doch noch zur Schule gehen. Es ist $^1/_2$10 Uhr; Sie kommen kaum eine Stunde zu spät."

Valentin nickte einverstanden. Er schritt neben dem Referendar die Treppe hinauf. „Ich werde es tun," sagte er, „aber lassen Sie mich wissen, wenn etwas geschieht."

„Wenn etwas geschieht," wiederholte Brendel und drückte den Klingelknopf, „dann erfahren Sie es gewiß."

Frau Sidi öffnete. „Herr Brendel, zu meinem Mann? Er liegt im Bett, er ist nicht wohl."

Brendel lächelte. „Ich bringe Aspirin," sagte er, „Ihr Herr Sohn hatte es eilig, zur Schule zu kommen."

„Will er doch noch hin?"

„Ja," kam Valentins Antwort vom anderen Ende des Korridors, „ich gehe sofort."

Sie öffnete dem Besucher die Tür zum Schlafzimmer.

Das linke der beiden Betten war schon hergerichtet; beruhigend lächelte die blauseidene Steppdecke. Im rechten Bett lag der Amtsrichter. „Morgen, Brendel. Was Wichtiges, was Neues?"

„Nichts, Herr Amtsrichter. Ich bringe nur ein wenig Aspirin und die Bitte, stillzuliegen."

„Wie vermöchte ich das!"

„Unser Zutun, Herr Amtsrichter, ist das von Kindern. Wir zerbrechen nur die Nerven daran. Diese Sache hat ein Größerer zugelassen, vertrauen wir auf ihn und seine Fügung."

Der Amtsrichter nickte; seinem kranken Gemüt tat dieser Trost gut. Brendel hatte sehr richtig berechnet. — „Lassen Sie mich wissen, wenn etwas geschieht." Matt reckte der Amtsrichter seine Hand aus den Kissen hoch.

Brendel griff sie auf, verbeugte sich und murmelte ein Abschiedswort; er konnte auch „Gute Besserung" gesagt haben. — Dann ging er.

Diese Schwepps redeten beide denselben Satz. Sagte das etwas über ihre Charakterveranlagung aus? Vielleicht waren sie Fatalisten und meinten die Tat abwarten zu sollen? Welche Tat? Meine? Und Brendel hatte da im Korridor des Amtsrichters so ein bißchen das Gefühl, wie es etwa ein Feldherr haben mochte, dem sein König in diesem Feldzug volle Handlungsfreiheit zugestanden hatte.

Er saß vor Frau Sidi. Sie wußte ihn festzuhalten. Ihr armes Herz suchte Trost. — Diese ganze Stadt suchte Trost und fand keinen.

„Das also ist sein Aquarium", begann Brendel in seiner merkwürdigen Art ein Gespräch. „Haben Sie schon gefüttert, gnädige Frau?"

Frau Sidi nickte. „Darf ich Ihnen etwas anbieten, Herr Referendar? Ich bin so nervös, ich hätte es fast vergessen."

Er lachte, aber er fing seinen Lacher doch wieder ab. „So war das nicht gemeint."

„Nein, nein", sagte sie. „Gott, ich rede dummes Zeug zusammen. Die Nerven, wissen Sie. Aber wer hält das auch aus!"

„Freilich," sagte Brendel, „Sie wissen ja Gatten und Sohn in diese unerfreuliche Angelegenheit verwickelt."

„Mein Mann," wies Frau Sidi zurück, „das ist ja nur ein bißchen peinlich. Er wird nicht gern seine Erfolglosigkeit nach Berlin berichten. Aber der Valentin! Ist das nicht entsetzlich! Es ist ja kein Gedanke an Schuld, aber warum stellt sich der Junge so geheimnisvoll an? Wissen Sie etwas? Könnten Sie nicht versuchen...?"

Brendel zog die Schultern hoch. „Ich bin auf einer Spur," gestand er, „aber noch ist die Zeit nicht, darüber zu reden."

Doch da hatte er Frau Sidi eine Handhabe gegeben. Sie bedrängte ihn, ihr, der gequälten Mutter, dürfe er es sagen, müsse er es sagen. Das sei Christenpflicht.

Brendel nickte. Er wollte sagen: Ich bin ein schlechter Christ, ich ziehe es vor, zu schweigen, aber er dachte, daß dieser Ausspruch nicht angängig sei. Hatte er doch eben noch an des Amtsrichters Gottvertrauen appelliert. Er besann sich, wie diese Frau zu beruhigen sei; er suchte nicht lange und sagte aufs Geratewohl: „Sie müssen natürlich schweigen, gnädige Frau!"

„Gewiß."

„Ich vermute, der Zirkusdirektor Forto hat den Peter Hinz getötet. Ich bin, wie gesagt, auf einer Spur."

Frau Sidi starrte in das Aquarium. „Die Fährte fand mein Mann schon. Sie erwies sich als ungangbar."

„Ich habe meine Vermutungen."

„Was wollen Sie tun?"

„Den Pablo Forto einsperren. Man wird ihn so oder so zum Geständnis bringen." Er dachte an etwas völlig anderes, der gute Brendel, er redete das nur, um diese Frau loszuwerden.

Frau Sidi schien gespannt zu beobachten, wie eine männliche Makropode das Weibchen jagte. Sie fand sich in ähnlicher Lage. Dieser Brendel jagte sie, wenn auch aus ungleich anderen Motiven. Er war drauf und dran, diesen abendlichen Besuch des Pablo Forto aufzudecken. Sicherlich! Pablo war ein guter Mensch, aber ehe man sich einsperren läßt, klärt man eine Verknüpfung von Anscheinen auf, die überall, nur nicht in dieser Stadt mit ihren Lästermäulern, eine Harmlosigkeit bedeuten würde. Sie wandte sich um. „Ich rufe Ihr gutes Herz an, Herr Referendar!"

„Aber, gnädige Frau!"

„Pablo Forto kann nicht der Mörder des Hinz sein. Forto war von etwa 7 bis gegen 9 Uhr hier bei mir in der Wohnung. — Er ist ein alter Bekannter von mir. Ich kann Ihnen das nicht so erklären. Tatsache, daß ich ihm jene 500 Mark, die an der Kaution fehlten, und um derentwillen dieser Verdacht des Mordes auf ihn fiel, daß ich ihm dies Geld lieh — schenkte, sozusagen."

„Was veranlaßte Sie, wenn ich fragen darf, zu dieser — Güte?"

„Eine alte Bekanntschaft, ich sagte es. Eine sehr alte Bekanntschaft — aus meiner Mädchenzeit. — Muß ich mehr sagen?" Sie war blaß, ihre Wimpern zitterten im Auf und Ab einer übererregten Reizbarkeit.

Brendels Hand fuhr gewohnheitsmäßig nach dem Bleistiftköcher seiner oberen Westentasche, aber er unterbrach die Bewegung. Wie durfte er hier Notizen machen wollen! „Gewiß nicht, gnädige Frau", beantwortete er ihre letzte Frage; dann erhob er sich. „Ich werde vollkommen andere Maßnahmen in Erwägung ziehen," versprach er, „es handelt sich nun natürlich nicht mehr um den Zirkusdirektor."

„Danke", sagte sie und gab ihm die Hand. „Wenn es sich machen läßt," bat sie leise, „es wäre mir, wie Sie sich denken können, lieb —"

„Ich glaube nicht, gnädige Frau, daß außer jenen drei Menschen, die jetzt um diese Sache wissen, noch jemand davon erfahren muß."

„Danke, Herr Referendar." Das kam mit tiefem Atemzug.

„Nichts zu danken, gnädige Frau."

Er stand auf der Straße. Schwalben umschwirrten einen Hausgiebel. Drüben vor der Schmiede stand ein Pferd und wartete. Wartete nicht diese ganze Stadt? Was würde geschehen? Es geschah wohl nichts ohne Zutun.

Trübe schritt er die Straße zum Rathaus hinab. Mußte es einem nicht Leid bereiten, da einen Strick fester und fester zu ziehen um ein junges Menschenleben? Arme, kleine Luzy! — Sie war auf jeden Fall beteiligt. So oder so. Wenn ihn nicht alles täuschte, wenn er sich auf sein Gefühl, seine Menschenkenntnis verlassen durfte, lag die Entscheidung jetzt auf der Hand. Er hielt sie mit spitzen Fingern. Luzy allein oder Luzy gemeinsam mit einem Helfershelfer hatte den Peter Hinz getötet. Dieser Helfer konnte sein? Er blätterte in Gedanken die Akten: Folio 7: Doktor Stein weigert sich, sein Alibi nachzuweisen. Doktor Stein liebte die Luzy. Das war die eine Möglichkeit. — Die andere, schwächere, wie ihm schien, war die, daß Valentin Schwepp gelogen hatte, und daß in jenem Sack mit Disteln und Unkraut die Leiche des Peter Hinz gewesen war; daß der junge Valentin die Luzy vor dem Toten hockend, planlos, hilflos gefunden hatte — und ihr half, indem er die Leiche beseitigte.

Der Marktplatz war aufgetaucht und wieder zurückgetreten. Der Weg führte allmählich ins Freie. Ziellos wanderte Brendel geradeaus, am Hause des Toten vorbei, die ebene Straße hinab zum Nonnensee. Warum nun an diesen See? Er musterte seine neue Umgebung, fast ohne die Augen zu heben. Hier, dachte er, hier an diesem Ort der Stille...

An jener gegabelten Weide, wo Peter Hinz einst den Hut verlor, blieb er stehen. Er wollte umkehren, aber dann stutzte er vor einer Beobachtung. Tief eingedrückte Fußspuren lagen da, führten hinüber zu der Landzunge, die hinter den Büschen sich in den See reckte. Mecha-

nisch ging er diesen Spuren nach. Er war sich nicht bewußt, hier gewissermaßen eine Verfolgung aufzunehmen. Er war vollkommen überrascht, erschrocken beinahe, als sich aus dem Gestrüpp plötzlich der Rechtsanwalt Cäsar Stein löste.

„Wieder zurück?" sagte der so unerwartet Aufgetauchte. „Sie kommen just zurecht für dieses Sensationsgeschehnis. — Der arme Peter Hinz. Er war Ihr Freund, nicht wahr?"

„Kaum," entgegnete Brendel in instinktiver Abwehr, „eine gute Bekanntschaft verband uns."

„Wen hat das hohe Amtsgericht jetzt im Verdacht? Eine Zeitlang schien Herr Schwepp es auf mich abgesehen zu haben."

Brendel antwortete nicht, aber in seinem Blick war etwas, was den Rechtsanwalt aufforderte, weiterzureden.

„Also noch immer ich? Nun, tragen wir es in Ruhe und Geduld. Es führen viele Wege nach Rom."

„Warum wollten Sie Ihr Alibi nicht nachweisen?" meinte Brendel lässig. „Weibergeschichte?"

„Fragen Sie — offiziell?"

„Nein."

„Dann also, wie Sie es meinen: Weibergeschichten, ja."

„So wertvoll, daß Sie sich deswegen Unannehmlichkeiten aussetzen?"

Doktor Stein zuckte die Achseln gen Himmel. „Schließlich ist man Kavalier, Ehrenmann."

Langsam hob Brendel die grauen Augen. Es blieb unerfindlich, was in seinem Blick stand, als er sagte: „Sind wir wirklich Ehrenmänner, wenn es um eine Frau geht?" Eine ironische Falte, es konnte auch ein mattes Lachen sein, stand in seiner linken Mundecke.

Aber Doktor Stein schien nichts Besonderes an dem Satz und der Mimik zu finden. Er nahm die Worte als Bonmot. „Man versucht es jedenfalls", lächelte er.

Brendel zog eine Bilanz. Dieser Rechtsanwalt Stein hatte eine Rolle gespielt im Drama jenes Abends. Welche? Helfer, Mörder... wie reimte sich das mit dem zusammen, was jener eben so selbstsicher als Ausrede gebrauchte? Damenbesuch. — Gab es Damen in dieser Stadt, die... oder nein, für die man schwieg... Es gibt allerlei Geheimnisse, überlegte er, und das Beispiel der Frau Sidi trat warnend vor sein geistiges Auge. Keine vorschnellen Schlüsse!

„Lieben Sie noch immer diese kleine Luzy Gonschorek?" fragte er vollkommen harmlos und gut gespielt.

Doktor Stein zuckte mit keiner Miene. „Lieben?" meinte er als Antwort. „Übrigens, wie kommen Sie darauf?"

„Es ist schade um das Mädel", sagte Brendel, und er wußte noch nicht, wo er hinauswollte. Er stand in Fechterstellung und reizte da einen Gegner, von dem er nichts wußte.

Doktor Stein sah ihm auf den Mund. Kam noch so ein Satz? Aber Brendel schwieg. Der Rechtsanwalt wand sich. „Ja," versuchte er prüfend, „sie sieht allerdings sehr schlecht aus in letzter Zeit."

„Die natürlichen Folgen", meinte Brendel.

„Hm." Jetzt war Doktor Stein ratlos. Hatte dieser Brendel spioniert? War er selber vielleicht nicht ganz unbeteiligt am Geschick der Luzy. Cäsar Steins Verdacht gegen den jungen Valentin halbierte sich. Auch dieser Brendel konnte in Betracht kommen. „Sie machen sich doch nichts aus höheren Töchtern", riskierte er spottend.

„Von mir ist auch weniger die Rede."

„Sondern?" lauernd der andere.

„Von Luzy!"

Doktor Stein biß die Lippen aufeinander. „Was wissen Sie denn! Sie reden in merkwürdigen Andeutungen."

„Man will nichts verraten," sagte Brendel, „man muß auch vorsichtig sein. Ich habe keine Lust, mir den Mund zu verbrennen. Wenigstens nicht als erster." Dieses Versteckspiel war ganz nach seinem Wunsch. Irgendwann würde Doktor Stein schon ausrutschen. — Meine Position ist sicher, ich selber kann ja nicht verraten, denn ich weiß nichts! Das war die Überlegung eines profunden Denkers.

Und prompt rutschte Doktor Stein aus. „Sie meinen, wegen der Frau Weidemann..."

„Ach nein," sagte Brendel, „das weniger." Sein Hirn notierte: Frau Weidemann. „Ich denke an den Mordabend."

„Ihr seid alle verrückt", rief der Rechtsanwalt. „Nehmen Sie mir das nicht übel, Ihr habt den Mörderfimmel!"

„Sie wissen eben nicht alles, lieber Doktor; Sie würden anders sprechen, wüßten Sie, was ich mit mir herumschleppen muß. — Diese Unterredung sollte Sie warnen; aber Sie scheinen nicht zu verstehen, um was es geht."

Doktor Stein ward doch unruhig. War etwas bekannt geworden? Wußte dieser Referendar von dem abendlichen Besuch Luzys? „Wenn Sie etwas wissen," sagte er und versuchte gefaßt zu erscheinen, „reden Sie, bitte. Ich bin Manns genug, für meine Tat einzutreten."

„Sie sind Akademiker," betonte Brendel und stand vor dem anderen, „auf Wort also und unter uns: Wo waren Sie am Abend, als Peter Hinz ermordet wurde?"

„In meinem Zimmer."

„Das wußte ich natürlich", lehnte Brendel ab, und er hatte keine Ahnung, was jetzt kommen sollte. „Ich meine: Wann folgten Sie der Aufforderung jener Dame?" — Sie muß ihn doch gerufen haben, dachte er, er wird nicht der Erste am Platze gewesen sein. Was hätte sonst Luzy bei dem Peter Hinz überhaupt zu suchen gehabt, wenn Doktor Stein dort war!

„Welcher Aufforderung?" fragte verwundert der Rechtsanwalt.

„Wir reden aneinander vorbei. Ich habe — Ehrenwort, daß Sie schweigen?"

„Selbstverständlich; soweit ich beruflich dazu imstande bin."

„Mit dem Mord hat das alles gar nichts zu tun", sagte Doktor Stein in plötzlicher Offenheit. „Ich will nur nicht, daß dies kleine Mädel vor die Hunde geht. Ich will wissen, wer sie verführt hat. Jener Edelmann soll sie auch heiraten!"

Brendel überschlug das Gehörte. Frau Weidemann, die weise Frau; Luzy — ah — Perspektiven — aber nicht die Mordgeschichte. Schade.

Und Doktor Stein löste die vorletzte Reihe des Kreuzworträtsels: „Ich brachte Luzy etwa um 9 Uhr herunter. — Ich versichere, daß zwischen uns nichts gewesen ist, was Sie oder Vater Gonschorek nicht hätten wissen dürfen; nichts eben als das für unsere Stadt erschreckliche Beieinander in meiner Bude."

Log dieser Kerl, dann log er grandios mit seinem Einschlag von burschikoser Biederkeit. Brendel sah ihn sich an. „Und dann ging Luzy also zu Peter Hinz..." sagte er, und ließ seinen Satz wie eine Behauptung kommen.

„Grauenhaft", sagte Cäsar Stein. „Weiß man das bestimmt?"

Brendel nickte düster.

Cäsar Stein lehnte an einem Baum. Es war die gespaltene Weide. „Wie erklären Sie sich den Mord, Herr Brendel?" sagte er heiser, ohne einen Ton in der Kehle. „Er wird sie vergewaltigt haben. Sie mag sich zur Wehr gesetzt haben, irgendwie kam eine Waffe in ihre Hand — vielleicht der Brieföffner. Er kann ein gefährliches Werkzeug werden, ohne daß man es beabsichtigte... Ich will seinerzeit die Verteidigung führen, hören Sie! Das ist kein Mord, das ist Totschlag, Notwehr vielleicht nur!"

„Ja," sagte Brendel, „aber wer schaffte die Leiche beiseite, Doktor Stein? Es müssen demnach zwei Säcke mit Unkraut dort gelegen haben?"

Dem Rechtsanwalt blieb nur das letzte Wort haften; er verstand überhaupt nicht, was Brendel redete. „Unkraut?" machte er fassungslos.

Da gab Brendel es auf. „Ich suche den Mann, der die Leiche beiseiteschaffte!"

Aber Doktor Stein war verrannt in seine eigene Idee. „Wenn das Kind von dem toten Peter Hinz ist," sagte er, und klassische Größe wogte an, „heirate ich die Luzy vor dem Prozeß!"

Jetzt tat Brendel endgültig einen Strich. Dieser Rechtsanwalt Stein schied gänzlich aus auf der Liste der Bewerber um diesen Mord. War es nicht bald so etwas wie ein Wettbewerb! Einer nach dem andern fiel ab, ward unfähig gefunden. Blieb Luzy, Luzy ganz allein. Und der junge Schwepp als Helfer. Warum log der Bengel! Nun half ihm nichts und niemand mehr. — Brendel ließ den Doktor Stein stehen; sein Gruß war sehr kurz. Auf zu Frau Weidemann, das war der nächste Weg! Plötzlich hatte er Quecksilber in den Beinen. Er ahnte eine Spur, die noch frisch sein mußte. Da hieß es eilen, ehe ein Regen sie verwischte, ein Wind sie verwehen konnte.

Doktor Stein sah ihm nach. Er war erschüttert; er hätte diesem Tempo sowieso nicht zu folgen vermocht. Seine körperlichen Fähigkeiten waren gleichermaßen erschöpft wie seine geistigen. Hier triumphierte das Herz! Es tanzte auf dem Seil einer Verachtung für die Umwelt, das, allzu straff gespannt, nicht lange halten konnte. Aber dieser Seiltanz war derart imponierend aufgestiegen aus geruhsamer Bürgerlichkeit, daß Herr Stein, wie gesagt, zunächst erschüttert dem zusah. „Ich heirate sie! Mit dem Kind! Die Mörderin!" Sterne taumelten, der Himmel neigte sich...

Es ergab sich, daß Brendel auf dem Wege zur Stadt selbst das Gefühl hatte, der Zufall spiele ihm hier allzu offensichtlich Zusammenhänge in die Hände, um die seine Vorgesetzten bis zur Erschöpfung und zum Nervenzusammenbruch sich abgemüht hatten. Aber er war wie alle Menschen überzeugt von sich und bereit, den Zufall, was seine Person anging, auszuschalten und die Glückserfolge dem eigenen Konto Geschicklichkeit zuzuschreiben.

Um 7 Uhr lebte Peter Hinz. Er hat den Briefträger gesprochen. Um 9 Uhr kam Luzy zu ihm. Ich muß dem Valentin eine Falle stellen. Wann kann er seinen Versuch, in das Fenster zu steigen, angestellt haben? Es muß nach 9 Uhr gewesen sein, da er ja Luzy bei Peter Hinz wußte. — Tief in Gedanken überkreuzte Brendel den Markt. — Dies war die Bäckerstraße? Gewiß. — Nummer 43. Ah — Frau Weidemann, da stand es auf weißer Emaille. Die Treppe war schmierig. Es roch mehr nach gekochtem Weißkohl als nach Verbrechen. Doch das sollte nichts sagen.

Trill! machte eine gesprungene Glocke.

Frau Weidemann öffnete selbst. Sie war mittleren Alters, trug das Haar in der Mitte gescheitelt und hatte eine blauweiß gestreifte Schürze vor das Kleid gebunden. Sehr bürgerlich war der äußere Eindruck. Aber das sollte abermals nichts sagen.

„Frau Warren," sagte er, „äh — Frau Weidemann, ich komme in einer Angelegenheit, die im Augenblick noch privat, doch Ihre vollkommene Offenheit erfordert."

Sie tat scheue Begrüßungszeremonien und ließ ihn eintreten. „Der Herr Referendar vom Amtsgericht, nicht wahr?"

(Schluß folgt.)



Typische Küstenlandschaft auf der zur Samoagruppe gehörenden Südseeinsel Upolu. In der Ferne die Schwesterinsel Apolima, weiter hinten (rechts) Savaii, die größte der Samoa-Inseln.

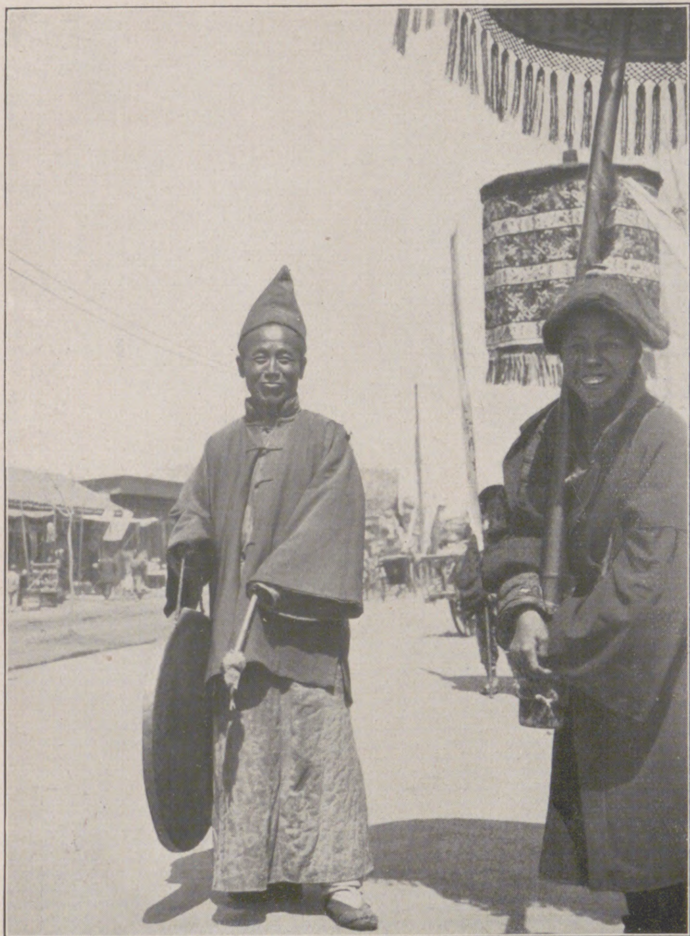
Der Kratersee Lanotoo auf der Samoa-Insel Upolu. Dieser romantische See (700 m über dem Meer) bildete ein beliebtes Ausflugsziel der früheren deutschen Ansiedler.

PARADIESISCHE INSELN: AUF SAMOA, DER „PERLE DER SÜDSEE"

Das einst blühende, wenn auch kleine, frühere deutsche Kolonialland Samoa — im Jahre 1899 war die Inselgruppe Samoa zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten von Amerika aufgeteilt worden — kam 1919 nach dem Versailler Diktat an England und wurde als Britisch-West-Samoa zum Neuseeländischen Mandatsgebiet erklärt. Die deutschen Ansiedler, die das Land kulturell und wirtschaftlich in die Höhe gebracht hatten, mußten weichen, und nun setzte eine Rückentwicklung ein: Die neuen Machthaber verstanden es nicht, sich mit den Eingeborenen auf guten Fuß zu stellen. Als Protest dagegen vernachlässigten die Samoaner die in früheren Jahren erzielten Errungenschaften. Seuchen und Flurschädlinge breiteten sich wieder aus. Bei einem Aufstand der bedrängten Eingeborenen erschien im Sommer 1927 der britische General Richardson und errichtete ein Militärlager. Als Entgegnung hierauf wurde die sog. Samoaner-Liga gegründet, die für den Widerstand gegen die neuseeländische „Kultur"-Invasion wirbt. — 1919 sagte man: „Deutschland kann Kolonien nicht verwalten, also darf es auch keine haben . . ."

Chinesische Begräbnissitten

Von O. Boljahn. Mit Abbildungen von dem Verfasser und Heinz v. Perckhammer



Der Gongschläger kündigt das Nahen des Leichenzuges an.

Das chinesische Volk hält noch immer an seinen vielen althergebrachten Bräuchen fest, die uns sonderbar erscheinen, aber auch wieder hochinteressant sind. In besonderem Maße grassieren bei großen Familienfesten, wie Verlobungen, Hochzeiten und Begräbnissen, Aberglaube, althergebrachte Sitten und Pompentfaltung so stark, daß der gebildete Europäer an einen „Fastnachtsscherz" glauben möchte. Die mit Tod und Trauer verknüpften Zeremonien werden überhaupt auf das sorgfältigste beobachtet. Bei Einbruch der Nacht wird in der Nähe des Eingangs des Trauerhauses ein kleiner Scheiterhaufen errichtet, auf dem papierne Nachbildungen von Silberklumpen, Sänften, Broten, Häusern, ja selbst von Menschen verbrannt werden. Nach dem Glauben der Chinesen verwandeln sich nämlich alle diese Gegenstände in des Toten jetziger Welt zu wirklichen Gegenständen und sind ihm nützlich. Im Trauerhause wird viel geweint und gejammert, dabei aber auch tapfer gegessen und getrunken. Als Getränk kommt aber nur Tee auf den Tisch. Das Begräbnis selbst richtet sich ganz nach der Wohlhabenheit der Hinterbliebenen. Bei einfachen Begräbnissen begleiten nur einige Musikanten und Priester das Bildnis des Toten, das zwei Männer, und den Sarg, den acht Männer auf Stangen tragen; ihnen folgt die in Sackleinwand gekleidete Familie. Begräbnisse von reichen Leuten und Mandarinen erfolgen natürlich unter großem Gepränge mit Flaggen, Papierfähnchen und allerlei bunten Papiererzeugnissen. An der Spitze des Zuges wird ein großer Vogel aus buntem Papier getragen. Etwas weiter erscheint ein Reiter aus Papier, der auf einem Papierpferde sitzt. Auf großen Holztafeln sind ferner die Titel und Ehrenzeichen des Verstorbenen verzeichnet. Musikkapellen und professionelle Klageweiber begleiten den Trauerkondukt. — Sofort nach dem Tode werden die Kinder oder andere nahe Verwandte zu den entfernt wohnenden Verwandten, Freunden usw. mit der Trauerbotschaft und der Mitteilung aller näheren Umstände gesandt. Alle versammeln sich am Tage des Begräbnisses um den Sarg, der übrigens den Eltern von pflichtgetreuen Söhnen schon bei Lebzeiten verehrt wird. Ist die auswärts wohnende Verwandtschaft ebenfalls sehr reich, dann sendet sie häufig ihre eigene Priesterschar, um an dem Sarg des Verstorbenen Gebete verlesen zu lassen. Das frische Grab wird reich mit Papierfähnchen geschmückt, wie denn auch sonst bunte Papierdinge aller Art im chinesischen Leben und beim Feiern von Festen eine sehr große Rolle spielen. Fehlt doch selbst im Trauerzug ein grotesk ausgestatteter papierner „tanzender Teufel" nicht. Wenn nach tausend anderen großen und kleineren Zeremonien die Trauerfeier endlich beendet ist, dann sendet das Haupt der trauernden Familie eine Art von Dankschreiben an die Teilnehmer am Begräbnis. — Die gesamten „Trauerzeiten" sind streng nach dem Grade der Verwandtschaft geregelt und werden auch streng eingehalten. Der Tod der Frau erfordert nur ein Jahr des Trauerns, denn das Gesetz sagt: „Wenn dein Weib stirbt, so kannst du ein anderes ehelichen." Für Bruder, Schwester und Kind dauert die Trauer die gleiche Zeit. Um den Vater und die Mutter wird aber am längsten getrauert. Während dieser Zeit sind alle Heiraten vor dem Gesetz nicht nur völlig ungültig, sondern die Heiratenden werden auch noch obendrein bestraft.



Die Spitze des Leichenzuges: Großer Vogel mit Reiter aus Papier.



Trauermusik vor dem Hause des Verstorbenen.



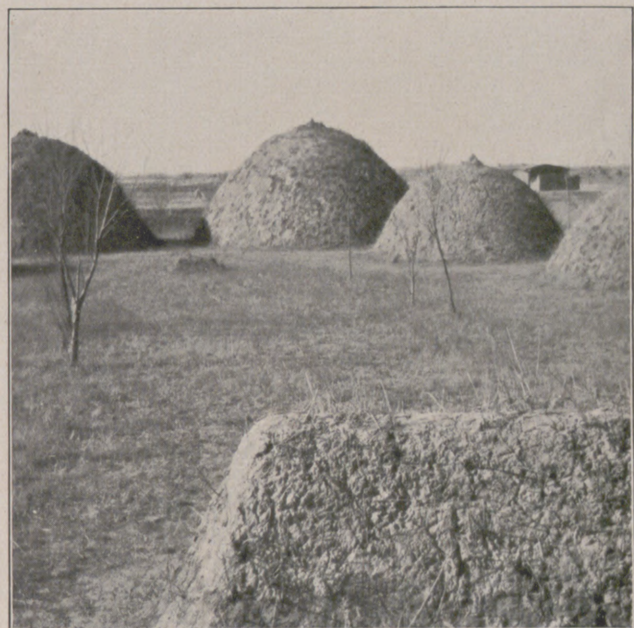


Der „tanzende Teufel" (links vorn) und andere Papiergebilde aus einem Trauerzuge. — Nebenstehend: Reiter aus Papier auf Papierpferd. Diese Gruppe wird im Leichenzuge mitgetragen und am Grabe zu Ehren des Toten verbrannt, damit er im Jenseits sein Pferd habe.





Tragsänfte und Ehrenschirme für die am Begräbnis teilnehmenden Ehrengäste. — Links nebenstehend: Die Hinterbliebenen, die der chinesischen Sitte gemäß im Leichenzug geführt werden. — Rechts nebenstehend: Chinesische Grabstätte.





Verbrennen der papiernen Opfergaben.

Rechts nebenstehend:

Papierfähnchen über einem frischen Grab.

Links unten:

Taoistischer Oberpriester mit Elefantenzahn (dem Zeichen seiner Würde) über der linken Schulter.

Rechts unten:

Ein in der chinesischen Landschaft oft gesehenes Bild: Der Sarg auf offenem Felde.









Eine Augenweide für Pfannkuchen-Liebhaber: Hochbetrieb in einer Berliner Großbäckerei zur Fastnachtszeit.

Von der Baumrinde zum Korkstopfen



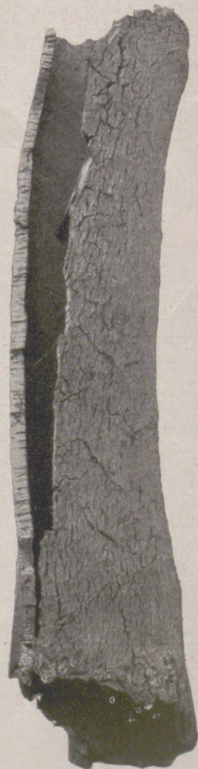
Ernte des Korkholzes.

Korkgeschmack — und der edelste Wein ist dem Feinschmecker verleidet. Wenn er dieses Gespenst heute nicht mehr so zu befürchten braucht wie ehedem, dann hat er dies den Erfahrungen und Bemühungen der Hersteller von Flaschenkorken zu verdanken, die für die Korkstopfen nur bestimmte, besonders geeignete Korkrinden verwenden und den Pfropfen eine besondere Behandlung zuteil werden lassen. Nach dieser Seite hin setzt die Verarbeitung der Korkrinde eingehende Kenntnisse voraus.

Der handelsübliche Kork stammt von der Korkeiche (Quercus suber), die in Nordafrika, auf Sizilien, Sardinien und Korsika, in Südfrankreich und in den spanischen Provinzen Katalonien, Valencia, Andalusien, Estremadura und Salamanka wächst. Eine nahe Verwandte der Korkeiche, Quercus occidentalis, die sich namentlich in der Gascogne vorfindet, ist etwas härter und liefert gleichfalls brauchbaren Kork, doch wird er kaum außerhalb seines Ursprungslandes verwendet.

Da Milde des Klimas und Fruchtbarkeit des Bodens auf die Wachstumsgeschwindigkeit der Korkeiche bzw. ihrer Rinde sehr großen Einfluß haben, besteht ein großer Unterschied zwischen den Zeiten, in den das Abschälen der Korkrinde erfolgt. In manchen Ländern geschieht dies alle 8—9 Jahre, in Katalonien aber alle 15 Jahre. Dafür aber bildet der Kork aus diesem Gebiet eine besonders begehrte Ware. Die Erfahrung hat gelehrt, daß das langsamer wachsende Korkholz widerstandsfähiger ist als das schnell wachsende, da seine Zellen kleiner und deren Wände fester sind.

Wenn ein Baum zum erstenmal geschält wird, so ist seine Rinde wenig brauchbar, denn sie ist zu rissig und nicht elastisch genug. Man verwendet daher diese Erstlingsrinde, auch „männlicher Kork" genannt, zu Gartenverzierungen, zur Umkleidung von Dampfröhren, als Schwimmkork usw. oder zerkleinert sie zur Herstellung von Kunstkorkholz geringerer Qualität. Erst danach bildet sich der wertvolle „weibliche Kork". Die Schälungen können wiederholt werden, bis der Baum etwa 150 Jahre alt geworden; vom 50. bis zum 100. Jahre soll die Korkeiche das beste Produkt liefern. Die vom Baum abgeschälte Rinde behält zunächst die Formwölbung des Stammes bei; ihre Außenseite trägt eine holzige, rauhe und knorrige Schicht. Nachdem die Rinde in der Sonne getrocknet worden ist, bringt man sie in einen mit kochendem Wasser gefüllten Kessel, in dem sie etwa eine Stunde verbleibt. Hierauf wird die Rinde geebnet und durch Schaben von der rauhen Schicht befreit. So zubereitet, wird sie in Stapellagerung Wind und Sonne zum Trocknen ausgesetzt. Zum Zwecke der Herstellung von Korkpfropfen werden dann die Korkplatten in Streifen von größerer oder kleinerer Breite geschnitten, die sich nach der Höhe der zu gewinnenden Pfropfen richtet. Sehr dicke Rinde schneidet man mit der Hand, dünnere mit der Maschine. Die Streifen werden darauf in Würfel zerteilt, was wieder mit der Hand oder mit der Maschine erfolgt; letztere kommt besonders dann in Anwendung, wenn die Würfel alle die gleiche Dicke haben müssen. Würfel, aus denen Champagnerkorke hergestellt werden sollen, werden vor der Weiterverarbeitung erst einer Druckprobe von 5 Atmosphären unterworfen.



Frisch vom Baumstamm geschälte Korkrinde.

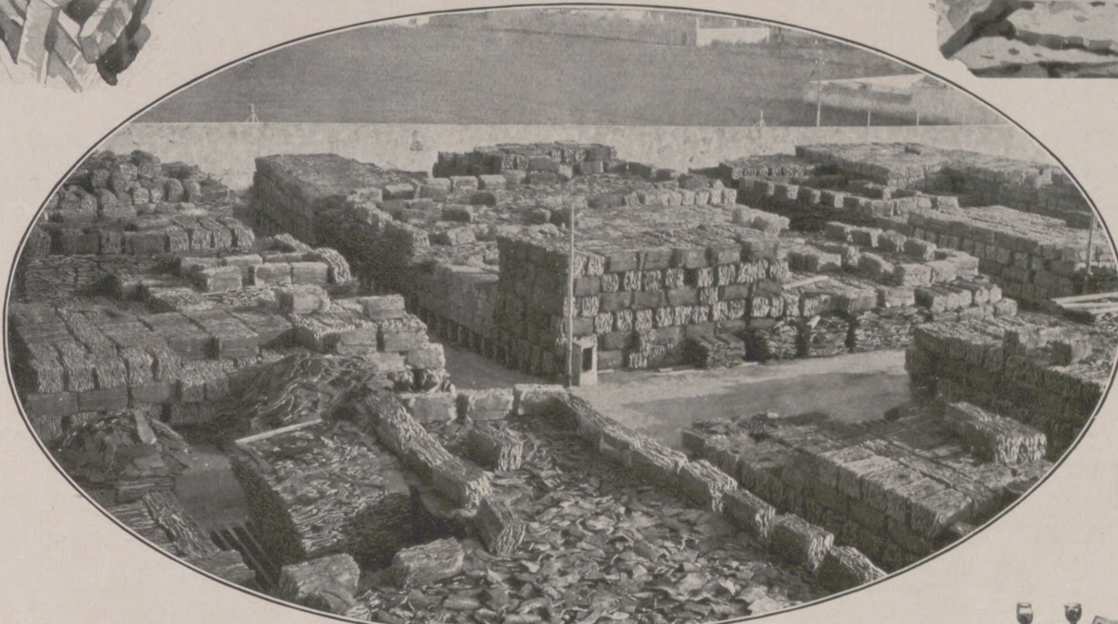
Das Zuschneiden der Würfel zu der zylindrischen Form des Pfropfens geschieht auf verschiedene Art. So verwendet man zum Schneiden geringer Sorten allgemein die sog. Marseiller Maschine; ganz geringe Korke bohrt man direkt aus dem Korkholzstreifen. Die Würfel besserer Qualität werden jedoch mit dem Messer oder mit Hilfe der nach ihrem Erfinder Howard benannten Maschine geschnitten.

Bei dem Schneiden der Korke mit dem Messer sitzt der Arbeiter vor einem niedrigen Tisch mit einer kleinen Stütze zum Halten des Messers. Den mit den Fingern der linken Hand gehaltenen Würfel dreht er an der Schneide des Messers im Kreise herum, bis er die Zylinderform des Pfropfens erreicht hat. Dabei führt er mit der rechten Hand von unten nach oben einen Gegendruck aus. Ein Arbeiter würde nun nicht Kraft genug haben, Korkwürfel im Naturzustande zu schneiden, wenigstens



Gewinnung von Korkstopfen: Sehr dicke Korkplatten werden noch jetzt mit der Hand in Streifen geschnitten, die je nach der Höhe des Stopfens verschieden breit sind.

nicht, diese Arbeit stunden- und tagelang zu vollbringen. Daher weicht man die Würfel vorher in Wasser ein; sie dürfen jedoch an der Oberfläche nicht feucht werden, da sonst das Messer ausgleiten und der Arbeiter sich leicht verletzen könnte. So werden die



Ein Korkstapelplatz in Palamós (Spanien).



Handarbeit für bessere Qualität auch beim Korkstopfen: Das Runden der aus den Streifen gewonnenen angefeuchteten Würfel mit Hilfe des Messers.

Korke z. B. in Spanien während mehrerer Tage in kellerartigen Räumen des öfteren mit Wasser besprengt, so daß die Feuchtigkeit ganz langsam in das Innere des Korkwürfels eindringt, bis dieser genügend weich ist, um sich leicht verarbeiten zu lassen. Trotz der Mühseligkeit der Arbeit bringt es ein geschickter Korkschneider auf eine Tagesleistung von etwa 1000—1200 Pfropfen.

Ganz anders natürlich die Maschinen, unter denen die Howardmaschine die Krönung bildet. Mit ihr wird der Korkwürfel in trockenem Zustande geschnitten. Zwei parallel und vertikal nebeneinander angeordnete, ungefähr 20 cm voneinander entfernte Scheiben, von denen die eine mit feinkörnigem, die andere mit grobkörnigem Schmirgelpapier bedeckt ist, werden durch irgendeine bewegende Kraft in Umdrehung versetzt. Zwischen den Scheiben befindet sich ein kleiner gußeiserner Schlitten, der an dem einen Ende zwei Klauen zum Festhalten des Würfels aufweist und an dem andern mit einer Kurbel oder einem Griff versehen ist, mit deren Hilfe der Arbeiter die Bewegung des kleinen Apparats leitet. Der sich um seine Achse drehende Würfel wird erst an die mit grobem, dann an die mit feinem Schmirgelpapier beklebte Scheibe angesetzt und erhält so die gewünschte zylindrische Form. Da sich hierbei, wie beim Handschnitt, die schlechten Teile des Würfels entfernen und seine guten schonen lassen, steht diese Bearbeitungsart der mit dem Messer kaum nach. Anhaftender Staub wird durch Bürsten des fertigen Korkes sowie durch Waschen vor dem Sortieren wie auch nochmals vor dem Versand bis auf den letzten Rest entfernt. Etwa 80—90 Prozent der in den Handel kommenden Sektkorke werden nach dem Howard-System hergestellt.

Nachdem die Korke geschnitten sind, werden sie nach verschiedenen Stärken gesondert, alsdann gewaschen, getrocknet und die einzelnen Sorten ausgesucht, je nach dem Zweck, für den sie bestimmt sind. Bei einer zweiten Waschung werden alle Unreinlichkeiten entfernt, die den Korken von ihrer Herstellung, dem Aussuchen usw. her noch anhaften können. Bei dem Waschen bleiben die Korkstopfen nur einige Minuten mit dem Wasser in Berührung, damit die Feuchtigkeit nicht erst in ihr Inneres eindringt. Das Trocknen erfolgt in sonnigen und windreichen Gebieten in der freien Luft.

Da man für Sektkorke sehr reine und sehr feine Rinde von mindestens 3,7 mm Dicke benötigt, die Güte der Rinde aber mit zunehmender Dicke sehr nachläßt oder wenigstens gute dicke Rinde schwerer zu finden ist als dünne, ist man dazu übergegangen, „geklebte Sektkorke“ herzustellen. Hierzu verwendet man die Rinde von den Ästen der Korkeiche, die einerseits sehr rein und dünn und andererseits sehr fest ist, weil ihre kleineren Zellen widerstandsfähiger sind als die größeren der Stammkorkrinde. Dazu kommt, daß ein Würfel aus zwei zusammengeklebten Stücken vom Astkorkholz doppelt so viele Zellen und Jahresringe aufweist wie ein Würfel aus Stammkorkholz, wodurch der aus einem zweiteiligen Würfel gewonnene Korkpfropfen größere Widerstandsfähigkeit hat. Zum Zusammenkleben der beiden Stücke wird ein Leim verwendet, der weder Geschmack noch Geruch abgibt und im Wein vollkommen unlöslich ist. Die so hergestellten Würfel sind vollkommen elastisch und ebenso fest wie solche aus einem einzigen Stück. Ihre Abrundung erfolgt nach dem Howardschen System. Nach Fertigstellung des geklebten Korkstopfens ist es dem Laien kaum noch möglich, die verschwindend dünne Linie der Klebestelle zu erkennen und einen geklebten Pfropfen von einem gewöhnlichen zu unterscheiden.

Die Schwierigkeiten, erstklassiges Korkholz in genügender Menge zu erhalten, und die dadurch bedingte starke Preissteigerung haben in letzter Zeit zur Herstellung eines noch komplizierter zusammengesetzten Korkstopfens geführt. Dieser besteht an der unteren, in die Flasche ragenden Seite aus drei aufeinandergeklebten Plättchen von feinstem Korkholz, was darum besondere Beachtung verdient, daß gerade diese Korkscheiben mit dem Wein in Verbindung kommen. Aber auch für den Kunstkork des oberen Teils wird nur bester Korkschrott verwendet, und da außerdem ein völlig geschmack- und geruchfreies, absolut unlösliches Bindemittel benutzt wird, so stellt dieser Kunstpfropfen, der übrigens die volle Elastizität des Naturproduktes erreicht, das ideale Mittel für den Korkverschluß einer Wein- oder Sektflasche dar, bei dem ein Korkgeschmack so gut wie ausgeschlossen ist.



Gewinnung von Korkstopfen: Zerschneiden dünner Korkplatten mit der Maschine.



Herausschneiden der Korkstopfen aus dem Streifen mittels der Maschine.



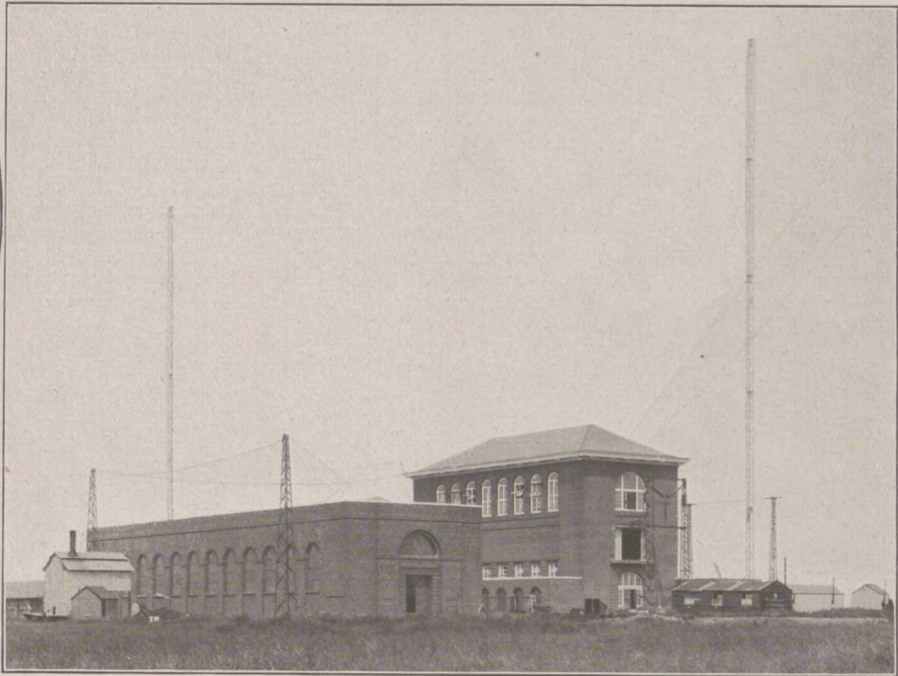
Arbeiterin bei der Herstellung von Korkstopfen mit der Howardmaschine.

Nun noch ein letztes Wort zu diesem Korkgeschmack. Über den verderbenden Geschmack, den bisweilen der Korkstopfen auf die Flüssigkeiten, mit denen er in Berührung kommt, überträgt, ist schon viel nachgedacht und geschrieben worden. Alle die vielen Erfindungen zur Beseitigung dieses Übels hatten bisher keinen Erfolg, selbst nicht die des Franzosen Bordas, da bei seiner Methode, die Korke mit Heißwasserdampf zu behandeln, deren Natur insofern verändert wurde, als hierbei das Harz, das zum größten Teil die Undurchdringlichkeit der Korkstopfen bewirkt, zum Schmelzen gebracht wird, so daß der dieser Substanz beraubte Kork porös wird und fast ganz seine Widerstandskraft verliert. Langjährige Erfahrung in der Auswahl und Behandlung der zur Verwendung gelangenden Korkrinde haben es aber doch zuwege gebracht, daß dieser Korkgeschmack auch bei Naturkorkstopfen fast ganz seinen Schrecken verloren hat. Eine große Sorgfalt wird beim Sortieren der Korkpfropfen aufgebracht. Jeder Korkstopfen, der durch Fäulnisgeruch und gelbe Flecken als krank erscheint, wird ausgesondert. Aber bereits vor ihrer Verarbeitung werden die Korkplatten sehr lange der freien Luft ausgesetzt, damit die in ihnen enthaltenen ätherischen Öle durch natürliche Verdunstung verschwinden, denn gerade diese Öle sind es hauptsächlich, die den Korkgeschmack hervorrufen. Diese Methode kann natürlich bloß in Ländern angewendet werden, die neben Sonne und Wind nur sehr wenig Regen aufweisen. Ein solches Land ist Spanien, das ja auch in früheren Zeiten fast ausschließlich die Pfropfen lieferte, während sie jetzt in Frankreich, Algerien, Istrien, England und vor allem in Deutschland gleichfalls hergestellt werden.

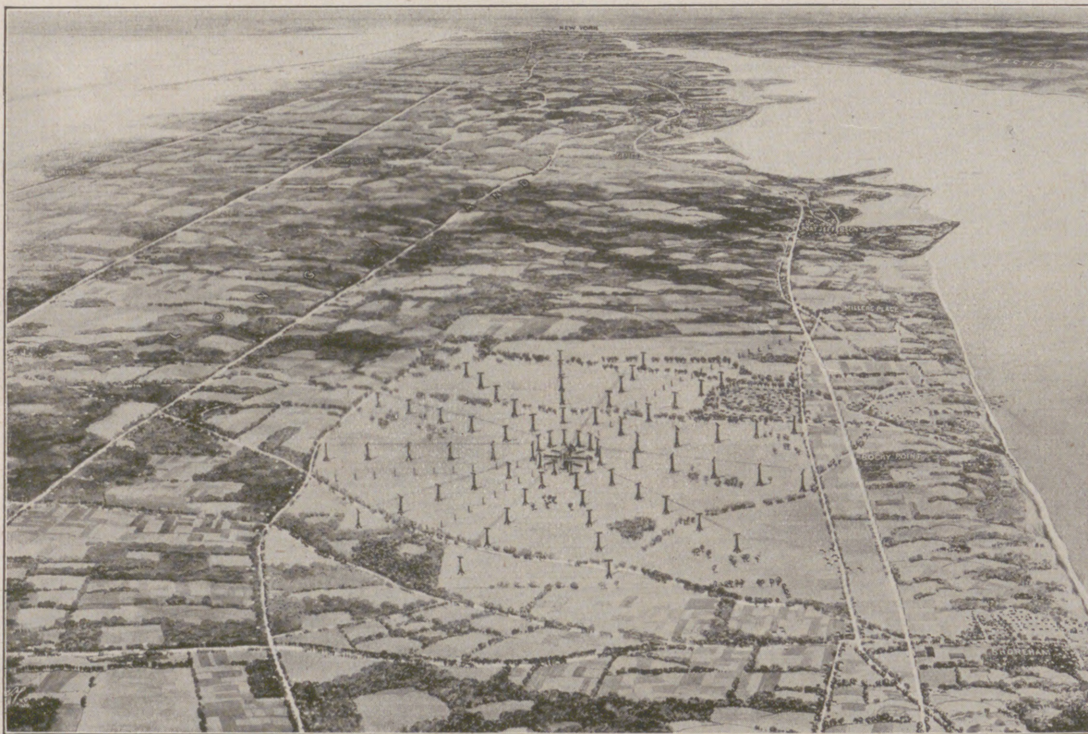
Telephonverkehr Deutschland-Amerika



Das erste „private" Telephongespräch Berlin—Washington am Tage der Eröffnung (10. Februar): Der amerikanische Botschafter Schurman in seinem Arbeitszimmer (Berlin) im Gespräch mit dem Unterstaatssekretär Olds, dem Vertreter des Staatssekretärs Kellogg (Washington).



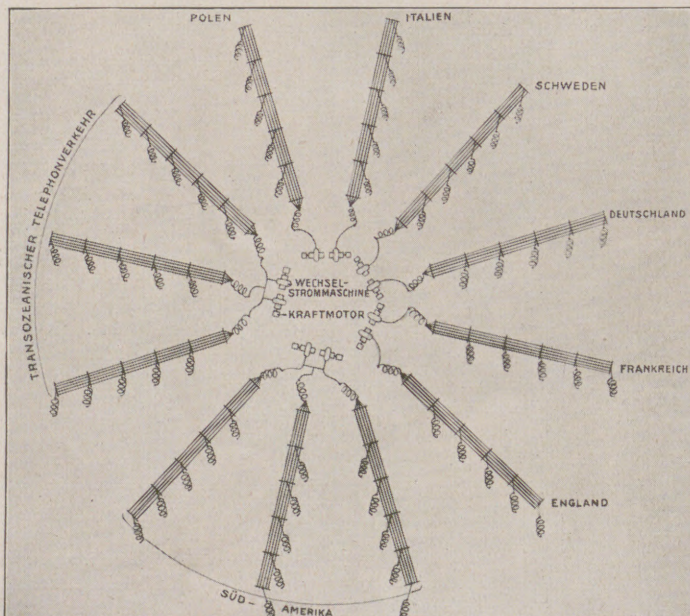
Die Radio-Großstation in Rugby (England), von der aus automatisch die Radio-Übertragung des aus Deutschland durch Kabel übertragenen Gesprächs nach Amerika erfolgt.



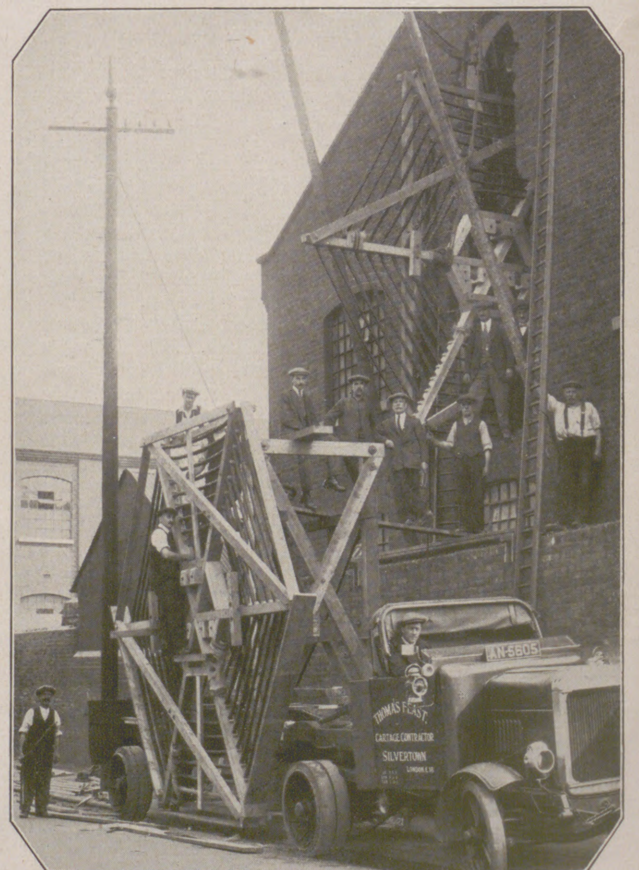
Die amerikanische Sendestation: Radio-Central auf Rocky Point (Long Island bei Neuyork).

Das Wunder ist Wirklichkeit geworden: wir heben den Hörer von unserem Tischapparat und verlangen, sobald sich das Amt, wie üblich, gemeldet hat, „Neuyork, Amt Hanover, 6763". Es dauert nicht lange, und unser Vetter von jenseits des Ozeans meldet sich. Wir verstehen ihn sehr gut, nur müssen wir etwas, aber nur ein ganz klein wenig, lauter sprechen als bei unseren gewöhnlichen Gesprächen. Nicht, damit wir besser gehört werden, sondern aus einem anderen Grunde: unsere Stimme steuert nämlich auch die Schalter, die den Verkehr, einen „Wechselverkehr", besorgen. Mit diesem Wechselverkehr und mit der Telephonie über den Ozean hat es aber folgende Bewandtnis: Bis zu unserem Amt geht alles genau so wie immer vor sich. Die durch das Mikrophon, in das wir sprechen, in Stromschwankungen umgesetzten Schallwellen gehen auf dem Draht nach dem Fernamt und werden hier in das Kabel übergeleitet, das Deutschland über Holland mit England verbindet. Die Stromschwankungen, die „Sprechströme", werden durch eingeschaltete Zwischenverstärker verstärkt und gelangen so zur englischen Großstation Rugby. Hier hört der Verkehr im Draht auf, der drahtlose beginnt. Die Sprechströme werden den von der gewaltigen Antenne Rugbys ausgehenden elektrischen Wellen aufgelagert, die sie über den Ozean tragen. Alles verläuft selbsttätig. Die Überleitung vom Draht auf die drahtlosen Einrichtungen erfolgt durch automatisch gesteuerte Relais. Die Wellenlänge, mit der unser Gespräch über den Ozean gelangt, beträgt 5000 m. — Der amerikanische Empfänger befindet sich in Houlton bei Neuyork. Von dem Empfänger aus gehen die Ströme durch den Draht nach dem Amt „Hanover" und von da in den Tischapparat unseres Vetters. Man kann das Gespräch aber sowohl in Deutschland als auch in Amerika noch auf weitere Entfernungen senden. So ist z. B. gleich am ersten Tag von Hamburg aus nach Omaha im Staate Nebraska, auf eine Entfernung von 12000 km gesprochen worden.

Wir sprechen im Wechselverkehr, d. h. es ist nicht wie beim gewöhnlichen Verkehr, beim „Duplexverkehr", ein gleichzeitiges Sprechen und Gegensprechen möglich, sondern es muß stets vom Senden auf Empfang und vom Empfang auf Senden umgeschaltet werden. In dem Augenblick, da wir schweigen und unser Vetter sich vernehmen läßt, stellt sich die amerikanische Sendestation Rocky Point in den Dienst unseres Gesprächs. Seine Stimme steuert hier die automatischen Relais, die die Sprechströme auf die Wellen dieses Senders überführen. Rocky Point besitzt zwölf gewaltige Antennen. Jede Antenne dient dem Verkehr mit einem anderen Lande: drei wurden schon bei der Anlage für den Telephonverkehr mit Europa bestimmt. Von hier aus gehen die elektrischen Schwingungen über den Ozean. Sie werden wieder vom Empfänger aufgenommen, wie wir es eben für den entgegengesetzten Weg geschildert haben. Vom Empfänger aus fließt uns die Kunde in der bei der Telephonie auf Draht gebräuchlichen Weise zu. Die Gespräche sind noch sehr teuer. Ein Drei-Minuten-Gespräch von Berlin aus kostet bis zur ersten amerikanischen Zone 330 Mk. Man will wohl einer Überlastung vorbeugen, stehen doch vorerst nur zwei Sender zur Verfügung. Weitere Beschränkungen erstehen aus der Wellenlänge, die nicht beliebig geändert werden kann. Ein Verkehr zu billigem Preis ist wohl erst zu erhoffen, wenn man anstatt der langen Wellen kurze Wellen in den Dienst stellt. Der Kurzwellenverkehr muß jedoch erst noch weiter erprobt werden. Gelegenheit dazu ist bereits durch die englische Kurzwellenstation Chelmsford geschaffen, die seit kurzem mit Sidney in Australien auf eine Entfernung von 17000 km arbeitet. Hier handelt es sich allerdings um Rundfunk. Ein Sprechverkehr dürfte jedoch bald folgen. Dr. Albert Neuburger.



Antennenanlage der Station Radio-Central. Die strahlenförmig angeordneten Sendedrähte liegen auf 72 m hohen Masten (vgl. Abbildung Mitte links).



Riesenspulen der drahtlosen Station in Rugby. Damit sie an ihren Bestimmungsort transportiert werden konnten, mußte die Mauer des Gebäudes, in dem sie hergestellt wurden, durchbrochen werden.

(Fortsetzung des redaktionellen Teils auf S. 292.)

Wissen und Leben

Bisamratte und Biber. (Zu der Bildertafel auf S. 278.) Im Jahre 1906 ließ Fürst Colloredo-Mannsfeld amerikanische Bisamratten auf seiner Domäne Dobrisch bei Prag in Böhmen an einem großen See aussetzen, um das in seiner Heimat so geschätzte Pelztier auch unserem Kontinent nutzbar zu machen, nicht ahnend, daß der wanderlustige Geselle eine Gefahr für unser Land werden und sich so weit ausbreiten würde, daß Polizeimaßnahmen zu seiner Vertilgung getroffen werden mußten. Sind doch Exemplare schon bis zur Saalemündung und weiter vorgedrungen. Hierüber schrieb mir Professor Dr. Mertens vom Sächsischen Provinzial-Komitee für Naturdenkmalpflege in Magdeburg: „Daß die Gefahr des Eindringens der Bisamratte in das Bibergebiet besteht, ist erwiesen. Bereits im März vorigen Jahres (1925) ist bei Groß-Rosenburg von dem Deichaufseher Göhre ein Stück erlegt worden. Schwanz und Füße haben mir vorgelegen. Ein Zweifel ist also ausgeschlossen. An der Saale, Weißen Elster und Elbe rückt das Tier, wie die regelmäßig bei mir einlaufenden Meldungen beweisen, ständig vor. Es ist bis jetzt bei Weißenfels, Zeitz und Wittenberg gefunden worden. Ein weiteres Vordringen ist also mit Sicherheit zu erwarten.“ Der erwähnte Schädling wurde in der Saale-Elbe-Niederung an einem stark verkrauteten, flachufrigen See erbeutet. Eine weitere Bisamratte wurde unweit davon 1926 in einem Graben tot aufgefunden. Seitdem sind dort weder Tiere noch deren Baue entdeckt worden. Dies ist sehr wahrscheinlich der wohlorganisierten Bekämpfung dieses Schädlings in den Grenzgebieten zu danken. — In seiner Urheimat, Nordamerika, wo das Tier ähnliches Gelände wie das obenerwähnte bewohnt, werden jährlich etwa 7 Millionen Stück erbeutet. 4 Millionen Felle gehen nach Europa, um hier zubereitet zu werden. Für Herrenpelzfutter bleibt das Fell, wie ihn das Tier liefert, während die für Damenpelzwerk bestimmten gefärbt und auf Nerz, Zobel, Skunk, Seal usw. verarbeitet werden. In Amerika genießt diese Ratte den Sommer über Schonung. — Da die Bisamratte in ihren Gewohnheiten viel Ähnlichkeit mit dem Biber hat, ist eine Verwechslung mit jungen Bibern leicht möglich, weshalb eine kurze Beschreibung hier am Platze erscheint. Das ausgewachsene Tier hat eine Länge bis zu 50 Zentimeter, wovon die Hälfte auf den Schwanz entfällt, der seitlich zusammengedrückt, also hochkantig ist, entgegen dem breitgedrückten, Kelle genannten des Bibers und dem runden der Wanderratte, mit der die Bisamratte nicht selten verwechselt wird. Allen drei Arten dient der Schwanz beim Schwimmen als Ruder und Fortbewegungsmittel. Der Leib der Bisamratte ist gedrungen, der Kopf, der dem der Wanderratte ähnelt, rundlich, die Schnauze abgestumpft, und die verschließbaren Ohren sind vom Pelz, der eine grau- bis rötlichbraune Farbe hat, fast verdeckt. Die schwarzen, mit fünf Zehen versehenen Hinterläufe sind durch sehr kleine Schwimmhäutchen verbunden, während sie beim Biber bis zu den Zehen heranreichen und bei der Wanderratte überhaupt fehlen; der letzteren ist sie an Größe und Gewicht (bis zu 2 Kilo) bedeutend überlegen. — Während der starken Vermehrung dieses schädlichen Wasserbewohners ist eine energische Bekämpfung, wie sie mit bestem Erfolg in Schlesien, Sachsen, Bayern usw. eingesetzt hat, erforderlich. Da sich an der Verfolgung, des lohnenden Erwerbs wegen (3—6 Mark das Fell und 5—6 Mark Fangprämie), nicht nur die angestellten Bisamjäger, sondern auch Zivilpersonen beteiligen, ist einer weiteren Ausbreitung voraussichtlich vorgebeugt, so daß hoffentlich das Bibergebiet in der Saale-Elbe-Niederung in Zukunft verschont bleibt. Anderenfalls müßte dort der Fang mit Tellereisen, der in erster Linie die geschonten Biber zur Strecke bringen würde, untersagt und nur das Stöberverfahren erlaubt werden. — Die Bisamratte ist an das Wasser gebunden, da Wasserpflanzen ihre Hauptnahrung bilden und nur nebenher animalische Kost genommen wird. An steilen Ufern von Bächen und Teichen, die ihnen reichlich Nahrung bieten, legen sie ihre verzweigten unterirdischen Baue in lehmigem Boden oder hinter Mauerwerk und in Staudeichen an; die Röhren der Baue münden unter Wasser. Flachufrige sumpfige Gewässer veranlassen das Tier zum Bauen von Burgen, die denen des Bibers ähneln, aber kleiner sind. Die große Gefahr für unsere Binnengewässer, Staudeiche und Wasserbauten besteht darin, daß durch die Wühlarbeit der Bisamratte Dammbrüche und dergleichen hervorgerufen werden können, und da sie auch als Pflanzenfresser den am Wasser liegenden Gärten und Feldern Besuche abstattet, um sich ihren Tribut an Rüben, Kohl und Obst zu holen, ist bei einem Massenauftreten der angerichtete Schaden nicht unbeträchtlich. Mühlen- und Fischteiche sind schon durch Untergraben der Stauanlagen trockengelegt worden. Einigen Nutzen gewähren die Bisamratten mit durch ihren wertvollen Pelz, und auch das Verzehren von Wasserpflanzen kann ihnen eher als Nutzen denn als Schaden gebucht werden.

M. Behr.

Die Gärten von San Remigio. (Hierzu die Bildertafel auf S. 281.) Die Fülle der Offenbarungen, mit der die Vergangenheit Italiens zu dem Fremden spricht, mag es begreiflich machen, daß allzu viele Reisende über dem Erbe entschwundener Jahrhunderte die Leistungen übersehen, mit welchen die eigene Zeit das reiche Land noch zu schmücken vermocht hat. Schmerzlich bleibt es, wenn der Fremde auch diejenigen Werke des neuen Italiens unbeachtet läßt, die selbst ein strenger Richter den alten klassischen gleichwertig, zuweilen ihnen überlegen nennen wird. Zu diesen vorzüglichen Schöpfungen sind die Gärten von San Remigio zu zählen. Tausende von Fremden besuchen alljährlich den Lago Maggiore und bewundern die Herrlichkeiten, die schon seit vielen Jahrzehnten den Strom der Reisenden zu sich lenken. San Remigio bleibt einsam — die deutschen Gäste wenigstens gehen nach wie vor an seinen Wundern vorüber. Schlechthin wie ein Wunder wirkt es, zu sehen, was Hingebung an eine schöne Sache und ein gebildeter Geschmack noch unter ungünstigen äußeren Umständen zu schaffen vermögen. Vielleicht quält in den großen Villengärten Roms manchen nachdenklichen Kunstfreund die Vorstellung von der Vergänglichkeit alles dessen, was große Gartenkünstler geschaffen haben; in San Remigio wird der Nachweis erbracht, daß auch in unseren Zeiten noch und schneller, als der Unkundige für möglich hält, unvergleichliche Gartenschöpfungen vollendet werden können. Die Gärten von San Remigio wurden ungefähr vor einem Menschenalter angelegt. Die Natur gab den Spiegel des blauen Sees und die Umrißlinien der Berge, einen köstlichen Rahmen für das geplante Werk; aber sie versagte den Abhängen des Besitztums Wald und Wasser; alles, was jetzt den Hügel von San Remigio schmückt, ist Menschenwerk. Der großartigste Anteil des Gartens füllt die südlichen Hänge. Die strenge und gefällige architektonische Gliederung, die Mannigfaltigkeit, die in der Gestaltung der einander folgenden Gartenterrassen erreicht ist, und die erhabene Steigerung, mit welcher der Schöpfer des Gartens von jeder Terrasse zur nächsten seine Vorstellungen von Gartenschönheit immer großartiger und rauschender sich verwirklichen läßt, machen San Remigio zu einem Kunstwerk, das von den klassischen Gärten des Barocks zwar an Größe und durch die Wucht hundertjähriger Vegetation übertroffen wird, mit seiner wohlerwogenen Gliederung und durch den unbeirrbar wählenden Geschmack sie aber hinter sich läßt. Man wandle durch den tiefsten der gestaffelten Gärten, den Giardino della mestizia — er liegt halb im Schatten hoher Boskette; große, wenig gegliederte Flächen werden von bemoosten Steinbildern umrahmt — man

steige über die breite Freitreppe zum Giardino della letizia, dem reich gegliederten, in allen Farben strahlenden, und zu den heiter festlichen Göttern, die ihn bevölkern — und man gelangt schließlich auf die heiße Palmenterrasse, die vor der Villa des Künstlers sich breitet. Man achte auf alle Einzelheiten des weise verteilten bildnerischen Schmuckes, auf die Gliederung und Verkleidung der Terrassenmauern, auf Wasserbecken, Rasen und Pflasterwerk, auf den Fernblick, den Architektur und Vegetation hier und da freigeben. Weder auf den breiten Promenaden der Giardini Boboli noch in dem „Frigus amabile“, das die gewaltigen Wasserkünste von Tivoli in die feierlichen Räume des Este-Gartens hauchen, fühlt sich der Besucher von einer so feinsinnig waltenden, weisen und liebenswürdigen Künstlerhand geleitet wie hier: in San Remigio wird nicht nur die monumentale Architektur immergrüner Gewächse streng gemeistert; mit Entzücken wird der nordische Gast es begrüßen, daß auch die Vox coelestis bunter Blumenfülle ihm hier entgegenklingt, die dem Garten der klassischen Zeit fremd gewesen zu sein scheint. — Wenn viel zu wenige Deutsche den Weg zu San Remigio finden, so ist dieser Mangel an Anteilnahme auch deswegen zu beklagen, weil der Schöpfer und Besitzer des Gartens, Marchese Silvio della Valle di Casanova, ein Sproß aus neapolitanischem Edelgeschlecht, deutschem Wesen so nahe steht, wie vor ihm vielleicht noch niemals ein Romane gestanden hat. Die Gemächer seiner Villa füllen Schätze edelster italienischer Kunst; ihr Besitzer ist ein erlesener Kenner aller Epochen des Trecento und des Rinascimento — und mit Staunen erfahren wir, daß derselbe Geist, der die Kunst seiner südlichen Heimat ausgezeichnet kennt und schwelgerisch liebt, deutscher Geistesart wahlverwandt zugehört. Dem Italiener, der in seiner Muttersprache niemals einen Vers geschrieben hat, fließen in deutscher Sprache Oden, Elegien, Dithyramben von den Lippen. Die deutsche Musik war es, die vor Jahrzehnten den einzigartigen Mann an deutsches Wesen unauflöslich gebunden und vor ihm alle Wege zu Sprachkunst und Sprachgewalt aufgetan hat. — Die Deutschen, die bei ihrer Fahrt nach dem klassischen Süden gern ihrer Großen gedenken, die in Italien nach den Gütern suchten, die ihren nordischen Geist frei und reich machen sollten, mögen den Dichter Casanova nicht vergessen, der einst über die Alpen gen Norden zog, um in Deutschland Vollendung zu finden.

Prof. Dr. Ernst Küster, Gießen.

Die Malerin Irene Goeschen. (Hierzu die Gemälde „Großstadtimpressionen“ auf S. 282.) Vor Jahresfrist habe ich ein paar kurze, reiche Stunden in dem Berliner Heim Irene Goeschens zugebracht, habe ihr bisheriges Schaffen in seiner ungebrochenen, aufstrebenden Linie rückschauend miterleben dürfen und dabei die Gewißheit neu gewonnen, daß der Frauen Aufgabe groß und eigenbestimmt in dieser unserer schmerzhaft gegensätzlichen Zeit sein müsse, daß sie in den weiten Bezirken von Kunst und Wissenschaft nicht mehr nur als Empfangende, sondern auch als Gebende an den Lösungen der Probleme teilhaftig sind, und daß manche subtile Fragen vielleicht nur durch sie letzte Beantwortung finden können. Irene Goeschen sprach mir davon, wie sie Stunden, Tage, Nächte in den belebten Straßen des Berliner Westens zubringe, wie sie sich aus dem Gefüge der sprunghaft wechselnden und doch irgendwie sich ähnelnden Bilder, deren lebendiger Teil sie selbst dann geworden, manchmal nur loslösen könne, um sie im Geiste heimzutragen, um sie wiederzugestalten. „Ich lebe dann wie im Fieber und finde keine Ruhe, bis das meine Seele ganz Erfüllende, Bedrängende neu geworden ist. Ich male meine Bilder meistens in einem Zuge in wenigen Stunden. Bewegte Menschenmassen, Tanz- und Straßenszenen interessieren mich neben meinen Portraits am meisten.“ — Es ist wunderbar, wie der Rhythmus, die neue Bewegtheit dieser Zeit mit den allerfeinsten Schwingungen in ihrer, der Künstlerin, Wesenheit verrinnt, um in ungebrochenem Wellengange in schöpferische Tat auszuströmen. Alle ihre Bilder sind erlebnisstark, blutwarm, voller Sehnsucht und letzter Ahnung, sind ganz wirklich und doch rätselschwer. Wie das Leben! Wie das Schicksal der Menschen, die in den Straßen der Großstadt einsam oder in tragischer Gemeinschaft vielleicht nur einem Phantom, einem vermeintlichen Glück nachhasten, die in herrlich gefesseltem und doch ganz gelöstem Gliederspiel nach dem Takte ihrer Zeit aus dem Nichts in das Nichts schreiten. Die Befreiung, Erlösung im Tanze, im Enganeinanderdrängen der Leiber, im Verschwenden der Seelen ertrotzen wollen, und die unsäglich leiden...

Elga Kern.

Neues von den Ursachen der Eiszeit. Die diluviale Eiszeit hat der Mensch miterlebt, als er noch als Urmensch begann, sich die Erdräume zu erobern. In vielen Sagen und Erzählungen klingen dunkel die Erinnerungen an dieses gewaltige Ereignis nach. Erst seit dem Jahre 1875 konnte der Mensch aus den während der diluvialen Eiszeit abgesetzten Gesteinen lesen, daß Inlandeis am Werke gewesen ist, diese Gebilde abzusetzen. Man erkannte, daß sich eine zusammenhängende Eisdecke von Skandinavien bis ziemlich an die deutschen Mittelgebirge heran bildete, daß die Alpengletscher bis in die Gegend von Sigmaringen und Ulm reichten, daß Nordamerika bis zum 40. Breitengrade vergletschert war, und daß in Südamerika die Kordilleren und in Südafrika der Kilimandscharo Gletscher trugen. Man hat auch erkannt, daß mehrere Male, sicher dreimal, das Eis sich vorschob und zurückzog. Funde von Tieren und Pflanzen aus der diluvialen Eiszeit lassen den Schluß zu, daß das Klima beim Eisvorstoß kälter und beim Eisrückgang ungefähr wie das unsrige war. Für die Ursachen dieser Eiszeiterscheinungen hat man noch keine endgültige Erklärung gefunden. Der Königsberger Forscher K. Beurlen geht nun den „Ursachen der Eiszeit“ in „Natur und Museum“ nach. Nach ihm hat im letzten Abschnitt der Braunkohlenzeit, im sogenannten Pliozän, eine Landverbindung vom europäischen Festland über England, Island und Grönland nach Nordamerika bestanden. Noch heute ist dieses an dem Meeresbodenrelief erkennbar. Diese Landverbindung wurde im mittleren Diluvium unterbrochen. Aus dem Atlantischen Ozean drang durch den Kanal von Dover das Meer, das die neue Nordsee von den Niederlanden über Dänemark bis nach Ostpreußen darstellt. Mittelamerika hob sich im Pliozän über das Meer, und die Fauna von Florida aus der Miozänzeit verrät eine Abkühlung gegenüber der des Alttertiärs. Da im Miozän der Isthmus von Mittelamerika noch vom Meer überflutet war, konnte der atlantische Nordäquatorialstrom nicht abgelenkt werden. Das geschah erst vom Pliozän ab, als Mittelamerika aus dem Meer auftauchte. Er konnte aber seinen heutigen Weg deshalb noch nicht beschreiten, weil die isländisch-grönländische Landbrücke, die immer noch bestand, ein Hindernis bildete. Nordwesteuropa war damals noch vom Golfstrom verschont. In die Nordsee gelangte aus dem Nördlichen Eismeer kaltes Wasser. Das Klima im nördlichen Deutschland war während des Jungpliozäns kälter als heute. Diese Klimadepression traf nicht nur die Nordsee, sondern auch die ganze Erde. Als dann im Tertiär gesteigerte Landhebung einsetzte, folgten auch reichliche Niederschläge, die zu Ansammlungen breiter Schneemassen führten. Diese Schnee- und Inlandeismassen trugen zu weiterer Abkühlung bei. Dazu kam das Schwanken der Ekliptik und der Erdbahnexzentrizität, die natürlich einen Wechsel der Stärke der Sonnenstrahlung bedingten. Es ist von Köppen und Wegener nachgewiesen worden, daß in den letzten 650 000 Jahren vier Perioden auftraten, die so geringe Sonnenstrahlungsintensität aufwiesen, daß im Klima eine Verschiebung von 10—15 Breitengraden nach Norden in Frage kamen. Man kann diese vier Kälteperioden mit den vier Eiszeiten von Penck und Brückner in Verbindung bringen. Diese vier Kälteperioden sind nicht einheitlich, sondern setzen sich aus elf kalten Perioden zusammen, deren Vorhandensein von Sörgel in Thüringen im Randgebiet der Vereisung nachgewiesen worden ist. In diesen Darstellungen ist eine brauchbare Erklärung der Ursachen zur diluvialen Eiszeit gegeben.

Rudolf Hundt.

Anmerkung der Schriftleitung. Die Figuren unseres von dem Maler Carl Streller stammenden Umschlagbildes stellen symbolisch die vier Jahreszeiten dar.

TREFFENDE ANTWORTEN

VON CHARLES HÜNERBERG

Der Hamburger Syndikus Gries (sein Name wird in Hamburg der Nachwelt durch die „Griesstraße“ erhalten) war in Wien in einer Gesellschaft dem ebenso hochmütigen wie boshaften Friedrich v. Schlegel, dem Romantiker, vorgestellt worden. Als er ihm einige Zeit später wiederbegegnete, tat Schlegel, als erinnere er sich des Gesandten kaum noch, bis er zögernd in die Worte ausbrach: „Ach so, Herr Grindikus Süß, nicht wahr?“ Die Antwort lautete: „Ich kenne Sie sehr wohl, Herr Schriedrich von Flegel!“

Amschel Rothschild erkrankte schwer im achtzigsten Lebensjahr, er fühlte das Ende kommen. Sein Arzt versicherte ihn aber, er könne hundert werden, ehe der Herr ihn riefe. „Nein,“ entgegnete Rothschild, „der Herr wird mich doch nicht nehmen zu pari, wenn er mich haben kann zu achtzig!“

Ein Gast, der zum erstenmal in dem Hause des Bankiers Abraham Mendelssohn eingeführt wurde, begrüßte den Hausherrn ehrfurchtsvoll und drückte seine Freude darüber aus, den berühmten Mendelssohn kennenzulernen. „Nun, was die Berühmtheit betrifft,“ sagte dieser, „so war ich in meiner Jugend der Sohn des berühmten Mendelssohn (des Philosophen Moses Mendelssohn), jetzt aber bin ich der Vater des berühmten Mendelssohn“ (des Komponisten Felix Mendelssohn-Bartholdy).

Im Jahre 1586 schickte Philipp II. einen Gesandten nach Rom, um dem Papst Sixtus V. zu seiner Erhebung Glück zu wünschen. Der Papst, der über die Jugend des Gesandten unwillig war, konnte sich nicht enthalten zu sagen: „Eurem Herrn fehlen noch die Menschen, weil er mir einen Gesandten ohne Bart schickt.“ — „Wenn mein Herr geglaubt hätte,“ sagte der junge Gesandte, „daß es Ew. Heiligkeit um einen Bart zu tun wäre, so hätte er Ihnen einen Bock und keinen Edelmann, wie mich, geschickt.“

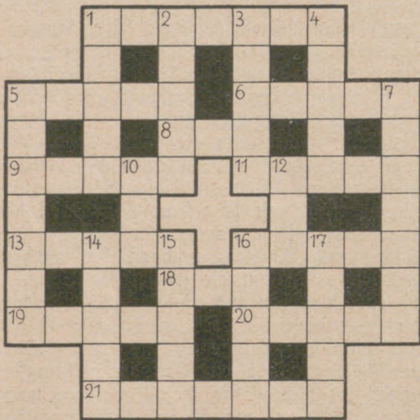
Eine meiningische Prinzessin bedauerte nach einem von Max Reger geleiteteu Orchesterkonzert, daß man während der Aufführung das Gesicht des Meisters nicht sehen konnte. Reger antwortete (offenbar mit Anspielung auf die Buchstabensymmetrie seines Namens): „Da haben Hoheit nicht allzuviel verloren; ich schau' nämlich von vorn gerad' so aus wie von hinten.“

König Eduard VII. besichtigte einst eine Taucherstation. Er redete den ersten Taucher an und sagte: „Wieviel verdienen Sie wohl im Jahre?“ — „Das ist ganz unbestimmt,“ antwortete dieser, „wenn es sehr gefährliche Taucherarbeiten sind, 6000 Pfund und mehr.“ — „Das ist eine ganze Menge, so viel verdienen meine Minister nicht“, antwortete der König. „Ja, Majestät,“ entgegnete der Taucher, „aber die ‚tauchen‘ auch nicht.“

Heinrich V., König von Frankreich, sagte einmal zu einem deutschen Fürsten, der Paris besuchte: „Es ist gut, daß Sie hierherkommen. Hier können Sie manches in Erfahrung bringen; denn in Deutschland kann ein Franzose nichts lernen.“ — „Und doch, Majestät! Bescheidenheit“, antwortete der Fürst.

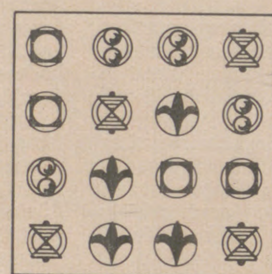
ZUM NACHDENKEN

Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 1 Südfrucht, 5 Anzahl Wild, 6 türkischer Ausdruck für Palast, 8 weiblicher Vorname, 9 Schmuckstück, 11 neue Kraftmaschine, 13 Kircheneinrichtung, 16 Gewebe, 18 Nordeuropäer, 19 Hinterlassenschaft, 20 Tischgerät, 21 Architekturbegriff; senkrecht: 1 asiatischer Nadelbaum, 2 Blume, 3 männlicher Vorname, 4 Scherz ausschließender Begriff, 5 jüdischer Erzengel, 7 Halbedelstein, 10 biblischer Frauenname, 12 Gedichtsform, 14 Raubtier, 15 religiöser Brauch, 16 Schiffsantrieb, 17 russische Messestadt.

Figurenproblem.



Ein Auslandsreisender schenkte einer befreundeten Familie dieses abgebildete, schön bestickte Tuch. Jede der vier Haustöchter wollte davon ein gleich großes Stück haben wie die anderen und zugleich mit vier verschiedenen Figuren versehen. Wie mußte das Tuch zerschnitten werden?

Schüttelei.

Wenn er dich schüttelt, wirst du im Nu
Abscheu empfinden und Schrecken.
Schüttelst du ihn, so dürftest du
Bald ein Vierblatt entdecken.

Karreerätsel.

	1	2	3	4	5	6	
7	8	9	10	11	12	13	14
15	16	17	18	19	20	21	22
23	24	25	26	27	28	29	30
31	32	33	34	35	36	37	38
39	40	41	42	43	44	45	46
47	48	49	50	51	52	53	54
55	56	57	58	59	60	61	62

Es sind 18 Wörter von untenstehender Bedeutung zu finden, deren einzelne Buchstaben in die durch Ziffern bezeichneten Karrees gesetzt werden. Sämtliche Buchstaben, im Zusammenhang gelesen, ergeben einen Spruch. Bedeutung der Wörter: 1 Persischer Fürstentitel 43 29 61 33 38; 2 Land in Afrika 43 52 22 33 39; 3 deutscher Komponist 5 33 41 32; 4 Strom in Rußland 1 12 45 56 33; 5 Laubbaum 6 24 45 44; 6 plattdeutscher Dichter 13 51 52 34 10 7; 7 industrielle Vereinigung 17 50 52 43 46; 8 Ostseeinsel 50 4 56 25 19; 9 Mardergattung 9 45 62 36 43; 10 Halbedelstein 33 37 42 59 62; 11 nordafrikanisches Gebirgsland 50 16 49; 12 Gedichtart 15 27 55 56 16 23; 13 Bleichmittel 60 14 27 40 26; 14 französischer Bildhauer 3 40 54 16 48; 15 türkischer Titel 57 49 18 53 8 16; 16 englischer Schriftsteller 35 30 20 1; 17 Stadt in Holland 2 8 28 58; 18 italienische Alpenstadt 11 13 16 47 21 31.

Zitatenrätsel.

Aus folgenden bekannten Zitaten ist je ein Wort auszusuchen. Die gefundenen Wörter ergeben ein neues Zitat aus Schillers „Wilhelm Tell“.

1 So muß ich hier verlassen sterben.
2 Königin, das Leben ist doch schön!
3 Jetzt hab' ich nichts mehr auf der Erden.
4 Doch ihre Weine trinkt er gern.
5 Leben heißt, tief einsam sein.
6 Und der Mensch versuche die Götter nicht.
7 Begraben will ich Cäsar, nicht ihn preisen.
8 Bei Philippi sehen wir uns wieder.
9 Das hat ein Freund für seinen Freund getan.
10 Etwas ist faul im Staate Dänemark.
11 Ein einz'ger Augenblick kann alles umgestalten.
12 Und das Unglück schreitet schnell.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4329.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4327.

Quadraträtsel: 1—2 Wacholder, 2—3 Rembrandt, 4—5 Zobel, 5—6 Leine 7—8 Bonbonniere.

Buchstaben-Entnahme: Pak**e**t, Turn**i**er, La**n**dung, Sch**m**erz, B**a**rett, Ga**n**s, Ra**n**d, L**e**iter, El**i**se, Ren**n**tier, Sch**w**ein, Mol**o**ch, Mau**r**er, Ba**t**um. — Ein Mann, ein Wort.

Silbenrätsel: 1 Hölderlin, 2 Adelheid, 3 Leonardo, 4 Theoderich, 5 Erika, 6 Forum, 7 Emilie, 8 Serbien, 9 Trinidad, 10 Dante, 11 Urban, 12 Hanau, 13 Araber, 14 Siegfried, 15 Tivoli, 16 Villach, 17 Omnibus, 18 Motette, 19 Leinöl, 20 Eichenlaub, 21 Babette, 22 Engländer. — Halte fest, du hast vom Leben doch am Ende nur dich selber.

Kreuz und quer: Der Erde köstlichster Gewinn, / Ist frohes Herz und leichter Sinn.

Allerhand Eßbares: 1 Ananas, 2 Orange, 3 Sellerie, 4 Linse, 5 Rettich, 6 Spargel, 7 Zwiebel, 8 Erbse, 9 Kaper.

Gleichklang: Scheffel.

Rösselsprung: Wenn die Wässerlein kämen zu Hauf, / gäb es wohl einen Fluß; / weil jedes nimmt seinen eigenen Lauf, / eins ohne das andre vertrocknen muß.

Schach-Endspiel: (Kd1, Sh4, Bb5, e3, e6, g3, h6 — Kb1, Da1, La2, Bb2, b3, c5, e7, g4, g5, h7.) Weiß zieht und hält Remis — 1. Sh4 — g6!, c5 — c4. 2. Sg6 — e5, c4 — c3. 3. Se5 — c4, c3 — c2†. 4. Kd1 — e2! c2 — c1 (D). 5. Sc4 — a3 ‡. 4. . . . . ., c2 — c1 (S†). 5. Ke2 — d1, Sc1 beliebig. 6. Sc4 — a3 ‡. 4. . . . . ., Kb1 — c1 (am besten!) 5. Sc4 — e5! b2 — b1 (D). 6. Se5 — d3 ‡. 5. . . . . ., Kc1 — b1 (am besten). 6. Se5 — c4, Kb1 — c1. 7. Sc4 — e5, Kc1 — b1. 8. Se5 — c4, Kb1 — c1, Sc4 — e5 usw. Remis durch Zugwiederholung. Falls nach 1. Sh4 — g6, h7 × Sg6, so 2. h6 — h7, c5 — c4. 3. h7 — h8D, c4 — c3. 4. Dh8 × c3 patt.

DKW auf der Leipziger Frühjahrsmesse. Auf der internationalen Automobil-Ausstellung für Last- und Sonderfahrzeuge zur Leipziger Messe vom 4. bis 14. März ds. Js. wird auch DKW vertreten sein. Verschiedene DKW-Neuheiten werden den DKW-Stand in Halle 7, Stand 21 zur Sensation der Messe machen. Es wird auf dieser Ausstellung zum erstenmal ein DKW-Auto der Öffentlichkeit gezeigt werden. Das Lieferwagen-Auto wird sicher für viele Fach- und Geschäftsleute ein Zugstück sein. Auch die auszustellenden 6- und 8-Zylinder-DKW-Motoren, für die Herr Rasmussen anläßlich seiner Amerikareise von Rickenbacker sämtliche Fabrikationseinrichtungen, Modelle usw. gekauft hat, werden der DKW-Ausstellung ein eigenes Gepräge geben. Die auf der Ausstellung befindlichen DKW-Transportwagen sind sämtlich mit gebrauchsfertiger Karosserie versehen. Die Krankentransport-Karosserie wird sicher viel Anklang finden, genau so, wie die auf das Transportwagen-Chassis montierte Flader-Feuerspritze für Feuerwehren von Interesse sein wird. Der DKW-Transportwagen mit geschlossenem Lieferkastenaufbau ist infolge seiner vielseitigen Verwendungsmöglichkeit schon sehr verbreitet, sodaß hierüber wohl nichts mehr gesagt zu werden braucht. Für viele Besucher wird auch das DKW-Zweizylindermotorrad mit Lieferkastenseitenwagen neu sein. Die stationären DKW-Motoren haben sich ja ebenfalls schon zehntausendfach bewährt. Ein DKW-Einzylinder-„O“-Motor, luftgekühlt, ein Zweizylinder-DKW-„P“-Motor wassergekühlt und ein Lichtaggregat geben den Besuchern auch über andere DKW-Erzeugnisse ein klares Bild. Wie man aus vorstehenden Zeilen ersieht, verspricht die DKW-Messeausstellung eine Sensation ersten Ranges zu werden.







Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W. 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Teréz-körut 24a.
General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris 8. e., 44/bis Rue Pasquier.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG I. I. WEBER, LEIPZIG

NR. 4329. 170. BAND EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 1. MÄRZ 1928



Räume behaglich oder prunkvoll auszustatten, ist eine Kunst.

Die Wandbekleidung, die Tapete ist es, die dem Raum das Gepräge gibt. Wie manche Tapete hat schon in der Musterkarte gefallen, an der Wand aber bitter enttäuscht.

Davor können Sie sich schützen, denn es gibt zwei Arten Tapeten, die an der Wand überraschend besser wirken als in der Karte. Das sind die Tekko- und Salubra-Tapeten. Ein eigenartiger Farbenschmelz verleiht ihnen die besondere Wirkung und zaubert Stimmung in jeden Raum. — Diese Tapeten sind aber nicht nur einzig in ihrer Wirkung, sondern auch in ihren praktischen Eigenschaften. Sie können jedes Muster mit Bürste und Seifenwasser waschen und der Sonne aussetzen, so lange es Ihnen beliebt. Flecken können jederzeit entfernt, Bilder umgruppiert, oder Möbel verstellt werden, ohne daß sich Farbenunterschiede an der Wand zeigen.

Jede Mark, in Salubra oder Tekko angelegt, ist ein Baustein zu Ihrem Wohlbehagen, zum Ansehen Ihrer Räume, zu einer gesünderen Umgebung. Darum warten Sie nicht bis morgen. Wählen Sie Salubra und Tekko heute noch oder verlangen Sie Proben und „Was andere Leute von Tekko und Salubra halten“, kostenlos von

Der Mk. 40000.— Wettbewerb.

Wenn Sie nächstens Räume mit Salubra oder Tekko auszustatten gedenken, versäumen Sie nicht, ein Lichtbild der schönsten Raumpartie dem Preisgericht einzusenden. Es werden 400 einfache und Prunkräume prämiiert, mit M. 4000.–, 3000.–, 2000.–, 1200.–, 800.– usw., gemäß den Wettbewerbs-Bedingungen, kostenlos von

Salubra

*lichtecht * waschbar*

SALUBRA A. G., GRENZACH 43s (BADEN).

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4329. 170. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 1. März 1928.

Allgemeine Notizen.

Dichter-Ehrenpreise. Der württembergische Goethe-Bund hat in diesem Jahr zum erstenmal seinen Literaturpreis von 1000 Mark für das beste Buch eines württembergischen Dichters verliehen, und zwar an den Lyriker und Romanschriftsteller Hans Heinrich Ehrler. — Die Gesellschaft der Bücherfreunde in Chemnitz hat ihre Ehrengabe für das Jahr 1927 in Höhe von 750 Mark der Dichterin Dr. h. c. Agnes Miegel in Königsberg verliehen. — Der Dichterpreis der Stadt München ist Hans Carossa auf einstimmigen Beschluß des Preisrichterkollegiums zuerkannt worden. Der Preis, der für das Jahr 1927 gilt, beträgt 3000 Mark. Ferner hat der Stadtrat von München im Gemeindehaushalt nun auch eine Summe von 2000 Mark bereitgestellt, die als Zuschüsse zur Herausgabe von Werken der Dichtkunst verwendet werden sollen. Der Zuschuß beträgt 50 Mark für den Druckbogen und darf 500 Mark nicht übersteigen; auch wird er nur gewährt, wenn der Druck ohne den Zuschuß nicht möglich ist. Für Komponisten besteht eine ähnliche Unterstützung schon seit Jahren.

Über die Mer-Gesellschaftsreisen 1928 hat das Mitteleuropäische Reisebüro (Mer), Berlin W 9, Voßstraße 2, eine außerordentlich ansprechende Broschüre herausgegeben, die über alles Wissenswerte eingehend berichtet. Über jede der großen Anzahl von Reisen, die in der Broschüre in einer Übersicht und in einem Reisekalender zusammengestellt sind, wird außerdem etwa zehn Wochen vor Beginn jeder Reise noch ein ausführlicher Einzelprospekt mit genauer Preisangabe ausgegeben. Die Mer-Gesellschaftsreisen sind bekanntlich die bequemste Reiseform, und es empfiehlt sich für alle Reiselustigen, die wertvolle Broschüre und die Einzelprospekte kommen zu lassen.

Der Verkehr zwischen Europa und Nordamerika hat im verflossenen Jahr eine erneute Steigerung gebracht. Die wirtschaftliche und kulturelle Fühlungnahme zwischen den europäischen Ländern und der Neuen Welt ist in ständigem Wachsen begriffen. Dabei betrachtet der Europäer die Vereinigten Staaten heute mit anderen Augen als früher. Er sieht in ihnen nicht mehr so sehr das romantische „Land der unbegrenzten Möglichkeiten", als vielmehr die Wirtschaftsmacht, die sich durch geschickte und energische Ausnutzung aller naturgegebenen und wirtschaftlichen Möglichkeiten zu ihrer heutigen Größe ent-

wickelt hat. Auf diese geänderte Einstellung ist es hauptsächlich zurückzuführen, daß in den letzten Jahren die Zahl der Reisenden, die zum Studium der Produktionsbedingungen und Wirtschaftsmethoden Amerikas nach den Vereinigten Staaten fahren, dauernd zugenommen hat. Den Amerikareisenden schon vor Antritt seiner Fahrt zu beraten, ihm Vorschläge für seinen Aufenthalt drüben zu machen, ist der Zweck einer von der Hamburg-Amerika Linie herausgegebenen kleinen Broschüre. Man findet in ihr eine Reihe sorgfältig zusammengestellter Reisen, für die sich der Passagier vor seiner Abfahrt entscheiden kann, um dann bei Ankunft in Neuyork alle Vorbereitungen (Bestellung von Hotelzimmern usw.) getroffen zu finden. Die Vorschläge sind für Einzelreisende sowie für Reisen von Vereinen, Handelskammern und sonstigen Gruppen bestimmt. Auch für Geschäftsreisende arbeitet die Hamburg-Amerika Linie auf Wunsch Programme aus, die es den Firmen ermöglichen, schon vor der Reise einen Überblick über die entstehenden Kosten zu gewinnen.

Das Wiesbadener Frühjahrsprogramm ist erschienen und kostenlos vom Städtischen Verkehrsbüro zu erhalten. Die weltbekannte Heilkraft der Wiesbadener Quellen und die hervorragenden gesellschaftlichen Veranstaltungen werden auch dieses Frühjahr alle Kur- und Erholungsbedürftigen zu einem Frühjahrsaufenthalt in Wiesbaden, dem eleganten „Salon Europas“, veranlassen.

Die britische Büchererzeugung betrug nach „The Publishers' Circular“ im vorigen Jahr 13810 gegen 12799 in 1926. Davon sind Neuerscheinungen 8846, Übersetzungen 371, Neuauflagen 3476 und Broschüren (unter 48 Seiten) 1117. Die Zahl der Übersetzungen hat gegen das Jahr 1926 um 30 abgenommen. Nach ungefährer Schätzung dürften sich unter den 371 Übersetzungen etwa 100 aus dem Deutschen befinden (1926 wurden 330 englische Bücher ins Deutsche übersetzt).

Die Bekleidungsgesellschaft für deutsche Beamte A.-G., Berlin C 2, Neue Friedrichstr. 78/79 und Spittelmarkt 1-2, beliefert ihre Kunden mit qualitativ hochwertigen Waren des täglichen Bedarfs. Der Umsatz betrug 1924: 4,5 Millionen Mark, 1927: 14 Millionen Mark. — Am 1. September d. J. werden neue Häuser in Düsseldorf und Köln eröffnet, andere in Dortmund und Essen folgen. Von Bedeutung ist, daß Zahlungen auf längere Zeit verteilt werden können, während bei Barzahlungen entsprechender Preisnachlaß gewährt wird.











Illustrirte Zeitung



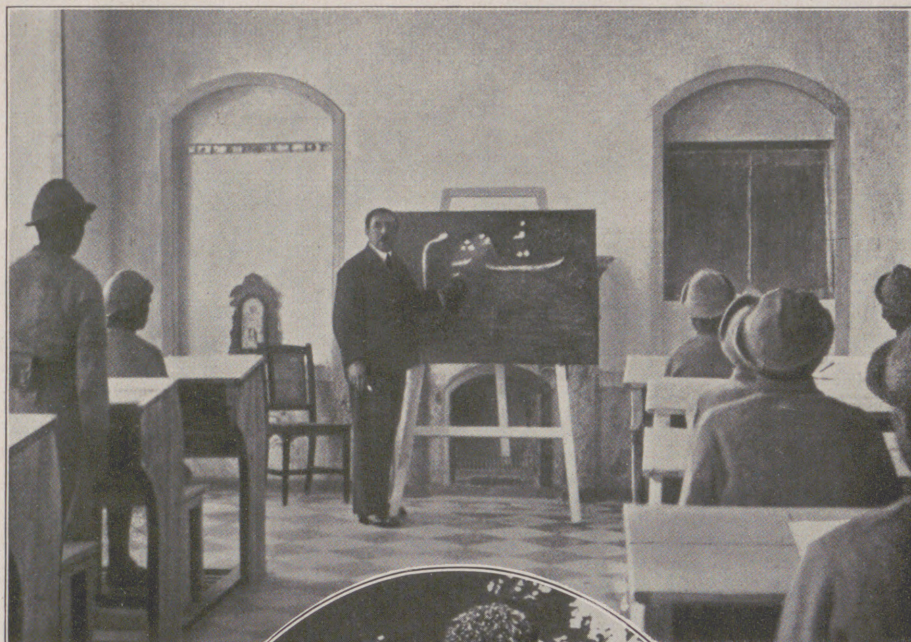
DIE ROMANTIK ALT-BREMENS: HINTER DEM SCHÜTTING

Nach einer Radierung von Paul Geißler. (Verlag von Ludwig Möller, Lübeck.)

BESUCH DES AFGHANISCHEN KÖNIGSPAARES IN BERLIN

Seit der Europareise Aman-Ullah-Chans ist Afghanistan in aller Munde. Dabei war es noch vor wenigen Jahren ein abseitiges Land, besaß nirgends in der übrigen Welt eigene diplomatische Posten, und auch kein fremdes Land war in Afghanistan vertreten — Terra clausa et incognita. Warum?

Die geographische Lage des Landes (731000 qkm groß mit etwa 10 Millionen Einwohnern) wies ihm die Rolle eines Pufferstaates zwischen England-Indien und Rußland zu. Dieser alten Rivalität beider Länder im Orient verdankte schließlich Afghanistan in den früheren Jahrzehnten seine Unabhängigkeit. Nachdem am 31. August 1907 das englisch-russische Asienabkommen abgeschlossen worden war, mußte sich Afghanistan zwar die außenpolitische Vertretung durch England ausschließlich gefallen lassen, erhielt aber doch die Unantastbarkeit seiner Grenzen zugesichert. Die Vormundschaftsstellung Englands, die das Land allen fremden Einflüssen verschloß, war auch der Grund, warum



sive aufgab und bereits nach kurzer Kampfdauer sich zur offiziellen Erklärung der völligen Unabhängigkeit Afghanistans entschloß. Im Vertrage von Rawalpindi wurde am 8. August 1919 der Friede unterzeichnet, der zwar einen kleinen Gebietsverlust forderte, aber doch Afghanistan zu einer gänzlichen Freiheit in inneren wie äußeren Angelegenheiten verhalf.

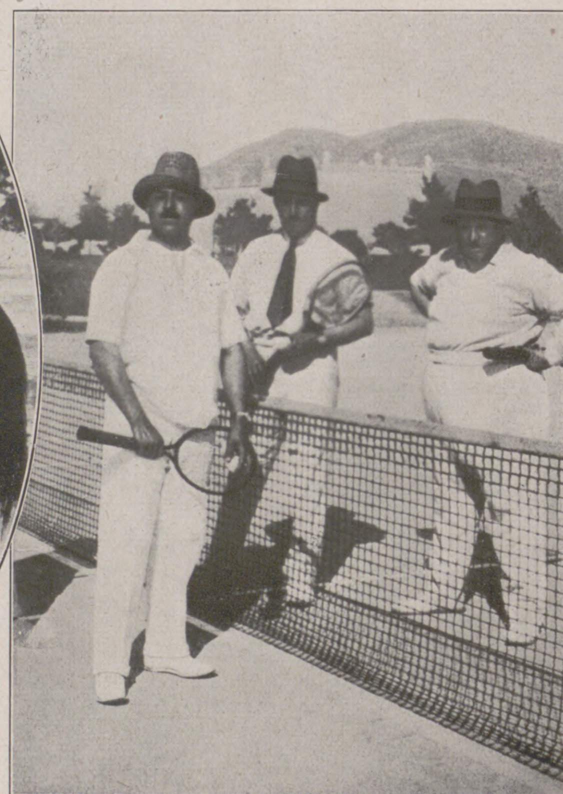
Diese Entwicklung zu einem Machtfaktor in Mittelasien fand ihren Ausdruck im Abschluß von Verträgen mit Rußland, England, Persien und der Türkei. (Auch zwischen Deutschland und Afghanistan wurde im Jahre 1926 ein Freundschaftsvertrag geschlossen.)

Der tatkräftige junge König hatte sein erstes Ziel erreicht: die politische Freiheit seines Landes. Aber der Ruhm eines „Emir Ghazi" (Emir der Sieger) genügte ihm nicht; nun wandte er sich einem großzügigen Reformwerk im Inneren zu.

Mit Fug darf er in seinem Streben in eine Reihe mit zwei anderen orientalischen Reorganisatoren gestellt werden, mit Riza-Chan in Persien







Der König von Afghanistan daheim.

Oben: Der König als Schulreformator im Dienste des kulturellen Fortschrittes seines Landes: Aman-Ullah-Chan gibt gelegentlich eines Besuches der Musterschule in der Hauptstadt Kabul selbst Unterricht an der Wandtafel. Links: Auf einer Jagdpartie. Von links nach rechts: Der König, der afghanische Außenminister, der Schwager und ein jüngerer Bruder des Königs. Oval: Aman-Ullah-Chan als Reiter in der Tracht der Provinz Masar (Afghanisch-Turkistan). Rechts: Der König als Sportsmann: Aman-Ullah (links) auf dem Tennisplatz seiner Sommerresidenz Paghman bei Kabul; ganz rechts ein älterer Bruder.

in Afghanistan während des Weltkrieges die Bestrebungen deutscherseits, das Land in das Bündnissystem der Mittelmächte einzubeziehen, erfolglos blieben, obwohl schon eine starke englandfeindliche nationalistische Strömung am Werke war.

Damals war Habib-Ullah-Chan Herrscher dieses an Bodenschätzen reichen, bisher aber fast nur agrarisch ausgenutzten mittelasiatischen Binnenstaates. Als er am 20. Februar 1919 einem geheimnisvollen Mord zum Opfer fiel, bestieg sein Sohn, der damals 28jährige Aman-Ullah, trotz der Gegnerschaft seines Oheims, Nasr-Ullahs, der die Nachfolge an sich bringen wollte, den Thron. Sein Ziel, die Befreiung der Heimat von englischem Einfluß, sah er nur durch Gewalt erreichbar. So erklärte er noch im Jahre seines Regierungsantritts, am 15. Mai, England den Heiligen Krieg. Anfangs vermochte England wohl einige Erfolge zu erzielen, hatte aber im Kleinkrieg dann derart empfindliche Verluste zu verzeichnen, daß es die weitere Offen-



In König Aman-Ullahs Berliner Wohnung: Der Staatssalon des Prinz-Albrecht-Palais in der Wilhelmstraße, das dem König für seinen Berliner Aufenthalt zur Verfügung gestellt wurde.

und Mustafa-Kemal-Pascha in der Türkei. Aman-Ullah tritt freilich nicht für eine Europäisierung und Modernisierung schlechthin ein, sondern erstrebt Erhaltung der national-religiösen Eigentümlichkeiten. Man könnte eine Parallele mit Japan konstatieren, das sich auch, in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts, die wirtschaftlichen und technischen Errungenschaften des Abendlandes anzueignen verstand unter Wahrung seiner kulturellen Sonderart.

Durch die Erfolge nach außen war also Aman-Ullahs Herrschaft gefestigt und die Grundbedingung für eine friedliche Weiterentwicklung des Landes geschaffen. Zuerst galt es nun, die innere Verwaltung aufzubauen, dann wandte der König sein ganzes Augenmerk der Förderung von Kultur, Wirtschaft und Handel zu.

So zeigt sich Afghanistan auf dem Wege, in wirtschaftlichem und technischem Sinn den europäischen Vorbildern sich anzunähern. Die Europareise des Afghanenkönigs hat deshalb neben der politischen eine symbolische Bedeutung



Das Staatsdiner im Palais des Reichspräsidenten zu Ehren des afghanischen Königspaares am 22. Februar. Rechts und links neben Hindenburg Aman-Ullah-Chan und seine Gattin Turaja; rechts neben dem König Frau v. Hindenburg, die Schwiegertochter des Reichspräsidenten; links neben Königin Turaja der päpstliche Nuntius Pacelli, Doyen des diplomatischen Korps in Berlin.

Für die „Illustrirte Zeitung" gezeichnet von Martin Frost.



König Aman-Ullah (links vorn) mit seiner Gattin Turaja beim Verlassen des Lehrter Bahnhofs in Begleitung Hindenburgs nach der Ankunft in Berlin am 22. Februar.



Alle wollen den König sehen: Die Zuschauermenge, die die haltenden Omnibusse besetzt hat, um das feierliche Schauspiel besser betrachten zu können.

und außerdem den rein praktischen Zweck einer Studienfahrt.

Viele Fäden verbinden Deutschland mit Afghanistan, darum ward dem afghanischen Königspaar bei seinem Aufenthalt in Deutschland ein herzlicher Empfang zuteil. Nach dem Besuch Ägyptens, Italiens, Frankreichs und der Schweiz wurde Aman-Ullah-Chan am 21. Februar an der deutsch-schweizerischen Grenze in Leopoldshöhe zunächst vom Berliner Gesandten Afghanistans, Achmed-Ali-Chan, und dann von dem früheren Reichsaußenminister Exzellenz Rosen begrüßt. Dann bestiegen die afghanischen Gäste und die deutsche Delegation den Sonderzug zur Fahrt nach Berlin und trafen hier am folgenden Morgen auf dem Lehrter Bahnhof ein, vom Reichspräsidenten und den Spitzen der Behörden empfangen. Durch die festlich geschmückten Straßen ging es in feierlichem Zuge zum Prinz-Albrecht-Palais, wo das Königspaar Wohnung nahm. Am Nachmittag besuchte das Königspaar mit Gefolge den Reichspräsidenten in seinem Palais, darauf erfolgten der Gegenbesuch des Reichskanzlers und der Empfang des diplomatischen Korps. Am Abend fand ein Galadiner beim Reichspräsidenten statt; später wurde den Gästen der Große Zapfenstreich dargebracht. Am nächsten Tage besichtigte der König den Flugplatz Tempelhof, weilte dann im Zeughaus und legte zu Ehren der Gefallenen in der Gedenkhalle einen Kranz nieder. Im Sportforum wurden den Gästen sportliche Veranstaltungen vorgeführt; abends war der afghanische Besuch Gast der Reichsregierung im Reichskanzlerpalais. Nach einem Empfang im Berliner Rathaus besuchte der König die Technische Hochschule in Charlottenburg, wo er zum Dr.-Ing. e. h. ernannt wurde. Am Abend gab die Städtische Oper in Charlottenburg eine Galavorstellung („Meistersinger“ und Ballett „Puppenfee“). Am 25. Februar fanden eine Truppenschau in Döberitz statt, eine Besichtigung der Funkstation Nauen und abends ein Diner in der Afghanischen Gesandtschaft. Nach diesen offiziellen Veranstaltungen weilt das Herrscherpaar noch einige Tage in Deutschland zum Besuch bedeutender Industrie- und Wirtschaftseinrichtungen.



Nebenstehend:
Der Einzug durch das Brandenburger Tor: Das Auto mit dem König von Afahanistan und dem Reichspräsidenten passiert das Truppenspalier auf dem Pariser Platz.

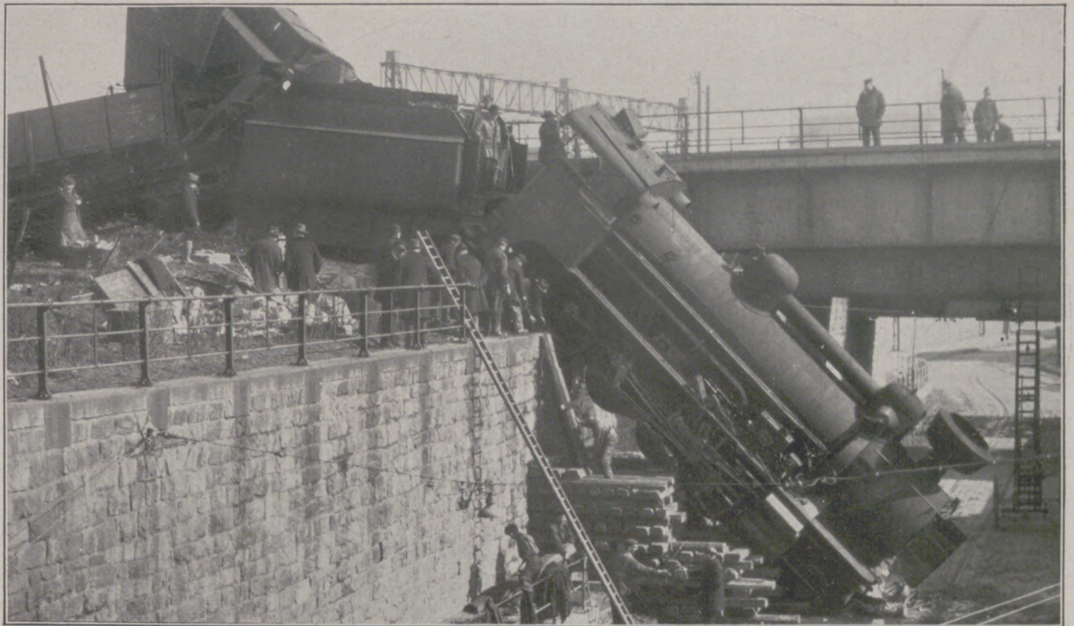




Links: Der Besuch des afghanischen Königspaares im Berliner Rathaus am 24. Februar: König und Königin verlassen nach dem Empfang das festlich geschmückte Rathaus. Rechts: Der Große Zapfenstreich im Hofe des Reichspräsidentenpalais bei Fackelschein am Abend der Ankunft des Königs. Auf dem Balkon das Königspaar und Hindenburg.

VOM AFGHANISCHEN KÖNIGSBESUCH IN BERLIN





Vom Eisenbahnunglück auf der Franz-Joseph-Bahn in Heiligenstadt bei Wien am 20. Februar: Die auf einen Prellbock aufgefahrene und dann auf die Straße hinabgestürzte Lokomotive. Sieben Personen wurden verletzt.

Links oben:

Die Haftzelle auf der Straße, eine Londoner Neuerung: Die gleichzeitig als Raum für Verkehrsbeobachtung dienende Stahlturm-Zelle, in die Arrestanten bis zur Ankunft des Polizeiwagens eingesperrt werden.



Vom Begräbnis des am 15. Februar verstorbenen Generals Kurt v. Morgen, eines Pioniers des Deutschtums in Afrika (Kamerun) und verdienstvollen Heerführers des Weltkriegs, in Lübeck, seinem langjährigen Wohnsitz: Während der Trauerfeier auf dem Lübecker Ehrenfriedhof.



Ein ganzer Stadtteil von Flammen heimgesucht: Die Feuerwehr bei den Feuerlöscharbeiten in einer durch den Brand zerstörten Straße in Fall River (Massachusetts, U. S. A.).





Links: Auf dem offiziellen Eröffnungsrennen des Damen-Rennklubs von London: Ein glänzender Hürdensprung. — Rechts: Um die Frauen-Fußballmeisterschaft von Paris: Die „Mannschaften" der Klubs Femina und Paris in scharfem Kampfe.



Zum Abschluß der II. Olympischen Winterspiele in St. Moritz am 19. Februar: Exzellenz Dr. Lewald (×), Berlin, Präsident des Deutschen Reichsausschusses für Leibesübungen, im Kreise der erfolgreichen deutschen Bob-Mannschaft, die im Bobsleighrennen den dritten Platz belegen konnte.



Geheimrat Dr. v. Baligand, der zum deutschen Gesandten in Portugal ernannt wurde.

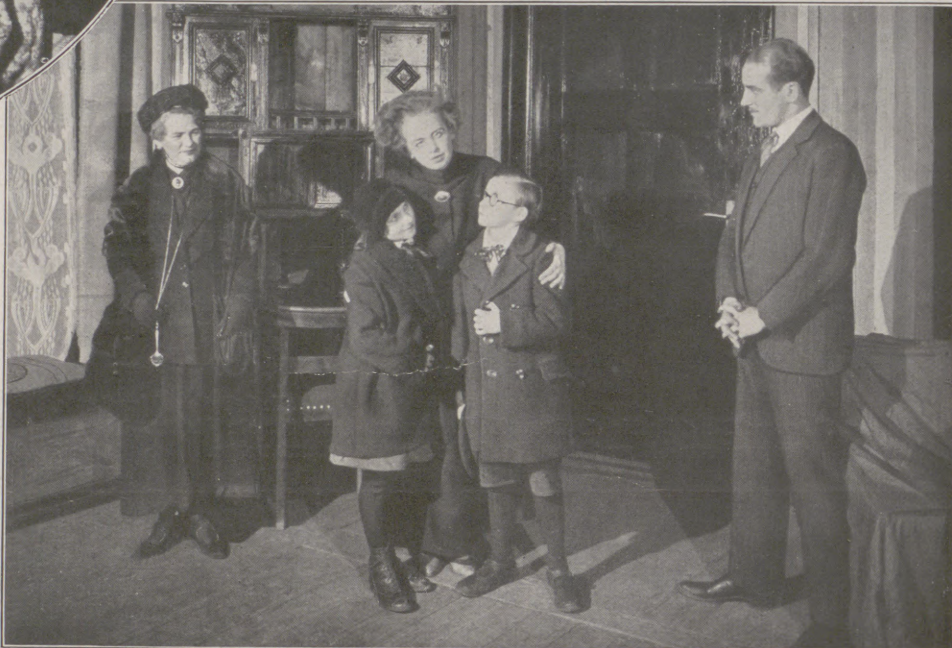


Graf Podewils, bisher als vortragender Legationsrat im Auswärtigen Amt tätig, der neue deutsche Gesandte für Kolumbien.

BÜHNENSCHAU

In der Leipziger Oper, dem Neuen Theater, das in diesem Jahr sein sechzigjähriges Bestehen feiern kann, gelangte das jüngste Bühnenwerk, „Der Zar läßt sich photographieren“, von dem durch einige Opernkompositionen schnell bekannt gewordenen Kurt Weill, einem gebürtigen Leipziger, zur Uraufführung. Der junge Musikdramatiker hat Glück mit seinen Librettisten. Diesmal schrieb ihm wieder Georg Kaiser den Text, geschickt und raffiniert. Also, ein Zar unbekannten Landes will sich in Paris bei der berühmten Photographin Angèle photographieren lassen. Eine Verschwörerbande bemächtigt sich des Ateliers und baut rasch einen Revolver in den Apparat. Nun ergeben sich köstliche Szenen, da der Zar an der Pseudophotographin Gefallen gefunden hat. Die Polizei zerstört das gefährliche Idyll, die Verschwörer fliehen, und nun kann sich der Zar endlich feierlich photographieren lassen. — Stürmischer Beifall lohnte das in Text und Musik spritzige, tempostarke Stück. Als kuriose Besonderheit seien das Auftreten eines die Bühnenhandlung glossierenden Chors von Greisen und die Solopartie eines tangospielenden Grammophons vermerkt.

In Frankfurt a. O. holte sich eine „Komitragödie“ von Rudolf Eger, benannt nach dem Verjüngungsarzt „Voronoff“, beachtlichen Erfolg. Ein Elternpaar und dessen „Kinder“ lassen sich verjüngen. Die Quintessenz des Stückes: Könnten wir unser Leben nochmals von vorn beginnen — wir machten doch wieder dieselben Fehler. Wozu also?



Wenn man sich verjüngen läßt: Schlußbild aus der Uraufführung der Komitragödie „Voronoff“ von Rudolf Eger am Stadttheater in Frankfurt a. O. am 18. Februar. (Phot. M. Nakonz.)

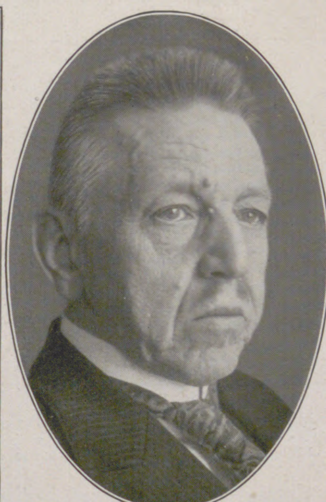
Von links nach rechts: Margarete Waßmann als Tante Gogo; Gretelotte Brackfieck als Madeleine mit ihren beiden Kindern; Heinz Goedecke als Tibor.



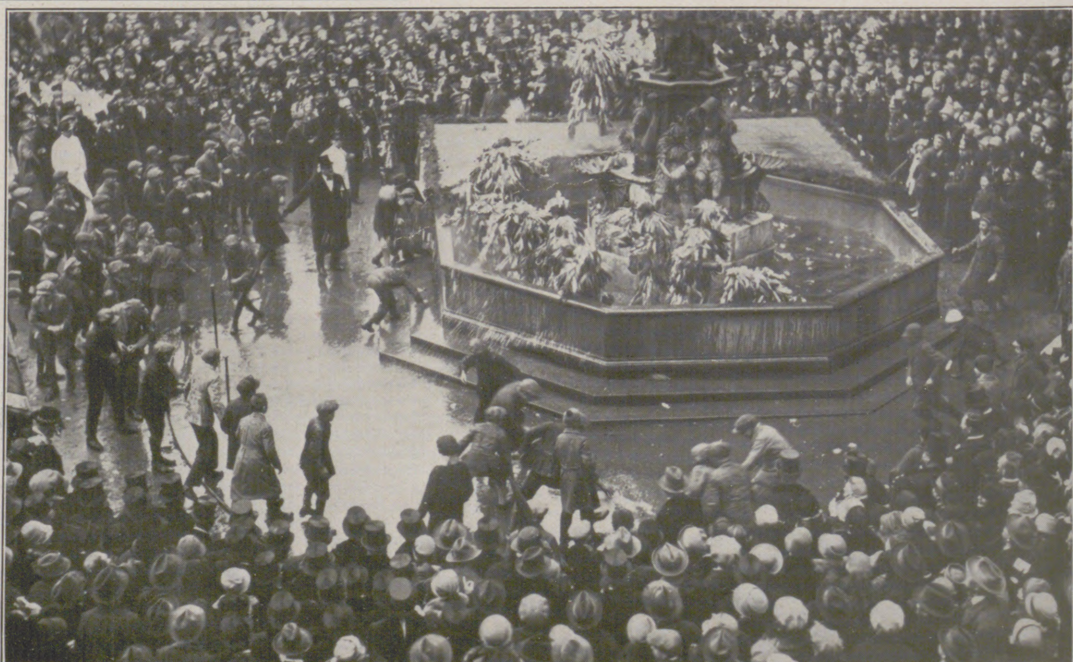
Moderne Satire auf der Opernbühne: Schlußbild aus der Uraufführung von Kurt Weills Opera buffa „Der Zar läßt sich photographieren“ (Text von Georg Kaiser) im Neuen Theater zu Leipzig am 18. Februar mit Theodor Horand (in der Mitte im hellen Anzug) als Zar. (Phot. A. Pieperhoff.)



Hans v. Koester, Großadmiral, verdienter Lehrmeister der deutschen Flotte, † am 22. Februar, 83 Jahre alt. (Phot. F. Urbahns.)



Erich Schlaikjer, bekannter Berliner Schriftsteller, Verfasser von erzählenden und dramatischen Werken, † am 11 Februar im 61. Lebensjahre.



Vom „Metzgersprung“ in München am Rosenmontag, einem alten Zunftbrauch: Während des ausgelassenen Treibens am Fischbrunnen vor dem Rathause. Der über 400 Jahre alte, nach 32jähriger Pause wiederaufgenommene Brauch feiert die Freisprechung der Fleischerlehrlinge zu Gesellen. (Phot. Dr. J. v. Heimburg.)





Vom Rosenmontagszug in Köln:

Links: Der Wagen „Revolverpresse“ mit Revolver und großer Glocke, die Verulkung sensationslüsterner Blätter.

Rechts: Der dem moderneren Stil angepaßte Wagen des Prinzen Karneval.





Faschingsrummel in München:

Links: Wagen „Der Weltfriede“ im Umzug. (Der Kriegsgott Mars ist arbeitslos geworden und muß nun „stempeln“ gehen!)

Rechts: Eine ausgelassene Faschingskolonne.



Auch in Dresden wieder Faschingsumzüge: Eine Darstellung der erfolgreichen Konkurrenz des Dresdener Bockbiers mit nordamerikanischer Prohibition.



Vom Mainzer Karneval: Eine im Umzug mitgeführte lustige Anspielung auf Frankfurter Eingemeindungslüste („Es will mir nit in de Kopp enein, daß for Meenz mei Maul zu klein“).

ALLERLEI MUMMENSCHANZ: MOMENTBILDER VOM DIESJÄHRIGEN KARNEVAL



SÜDLICHER HAFEN

AQUARELL VON ROLF HUÉN

Das Geheimnis des Nonnensees

KRIMINAL-GROTESKE VON FRANK F. BRAUN

(Schluß.)

Ach, entschuldigen Sie, ja gewiß."

Frau Weidemann lud zum Sitzen ein. „Womit kann ich dienen, Herr Referendar?"

Brendel setzte sich auf jeden Fall erst einmal. Der gobelinbezogene Sessel schien sauber und war es gewiß. Dies war die gute Stube. Er strich über die Bügelfalte seiner Hose. „Ja, hm. — Zu welchem Zweck sucht Fräulein Luzy Gonschorek Sie auf, Frau Weidemann?"

Frau Weidemann wand sich wie ein Aal im Sande. „Herr Referendar, das ist eine peinliche, diskrete Angelegenheit."

„Ich frage nicht aus persönlicher Neugierde, liebe Frau."

„Gewiß nicht. Nein. Aber bin dafür bezahlt, zu schweigen!"

Brendel tat eine abstoppende Handbewegung. „Reden Sie vorsichtiger, Frau Weidemann!" Er erschrak. In welches Wespennest griff er hier! Vorsicht, jedes Wort wog.

Verschüchtert schwieg Frau Weidemann.

„Also..." drängte er.

„Es ist so peinlich vor einem Herrn."

„Natürlich ist es peinlich. Aber ist das meine Schuld? Hätten Sie sich nicht auf die Geschichte eingelassen. Das Mädchen ist unmündig!"

„Das ist nicht meine Schuld. Sollte sie warten, bis sie mündig ist, das geht wohl nicht an!"

Brendel erschrak. Diese Frau schien wahrhaftig eine weise Frau. Aber sie war ja im Angriff! Das durfte nicht sein. „Was heißt das?" knurrte er sprungbereit.

„Das heißt," Frau Weidemann stützte die Arme in die Hüfte — eine Bewegung, die andeutete, wie wichtig sie die Besprechung einschätzte — „jeder Monat, den sie eher zu mir kommt, erleichtert die Abtreibung."

Da entsank Brendel der Hut, den er auf den Knien hielt. Er sprang auf; er bückte sich, den Hut wiederaufzunehmen. Rot stieg ihm das Blut in die Schläfen. War so etwas möglich, gab es derartigen Zynismus! Er rang nach Luft und Worten.

Frau Weidemann lächelte dünn. „Nun habe ich mich verraten, nicht wahr?"

„Allerdings! Hier ist kein Wort mehr zu verlieren."

Frau Weidemann öffnete die Tür. „Wenn Sie Fräulein Luzy sehen, grüßen Sie sie, bitte. Und ich möchte gern wissen, wie es geworden ist. Vielleicht besucht sie mich noch einmal."

Brendel stand erstarrt. Auch das noch! „Was verlangen Sie denn!"

„Ach," sagte sie, „wenn Sie einmal in die Verlegenheit kommen oder auch in Ihrem Bekanntenkreis, wir werden uns schon einig." Sie sah sein entgeistertes Gesicht, und es schien ihr aufzugehen, daß sein Ausruf so als Anfrage nicht gemeint war. „Ach so," meinte sie und nickte verschämt, „Sie als Herr mögen das Fräulein Luzy nicht bestellen. Nun, es ist auch nicht nötig. Meine Pillen wirken immer."

„Pillen?" Das konnte ja noch gut gehen.

„Ja," bestätigte sie, „meine Spezialpillen, da kann der Bandwurm meterlang sein, er muß raus!"

„Ja," wiederholte Brendel — ihm fiel in der Erstarrung nichts Besseres ein — „ja, da muß er wohl raus. — Na, guten Tag, Frau Weidemann."

„Auf Wiedersehen, Herr Referendar. Vielleicht empfehlen Sie mich bei passender Gelegenheit." Sie schloß die Tür.

Das saß. Brendel stolperte die Treppe hinunter. Wir sind verfluchte Schnüffler, dachte er, wir, wir sind die Unsauberen! Unten auf der Straße fand er ein befreiendes Lachen. —

Er sah auf seine Uhr. Es war 1 Uhr. Er beschloß, auf diesen Schreck eine Stärkung zu sich zu nehmen, und wollte eben in den „Bären" hinüberschwenken, da kam drüben rank und schlank, rosig wieder, wenn auch noch etwas mitgenommen, Fräulein Luzy Gonschorek in Sicht. Sie will in die Bäckerstraße, kalkulierte Brendel; wahrscheinlich will sie der Weidemann berichten. Und er stellte sich in den Weg. Es fand sich Zeit, sie prüfend zu betrachten, aber noch waren nicht die geringsten Nachteile ihrer Figur festzustellen! Lachend griff er an den Hut: „Guten Tag, Fräulein Gonschorek."

„Ach, Herr Brendel. War es schön auf Urlaub? Wo waren Sie?"

„Zu Hause, in Berlin. Es war hervorragend schön. — Darf ich Sie ein Stück begleiten?"

„Nein, danke," sagte Luzy verlegen, „ich soll hier etwas bestellen."

„Bei der Frau Weidemann?"

Sie verfärbte sich, aber nicht ins Bleiche, sondern ins Rote. „Wieso, woher denn?"

Er setzte sein bestes Lächeln auf. „Ist er weg?" sagte er leise und zutraulich.

Hilflos sah sie zur Erde. Ihre Gesichtsfarbe erlaubte ihr nicht, sich nochmals zu verfärben. „Woher wissen Sie...?"

„Es bleibt unter uns", sagte er. „Sie brauchen nicht hinauf. Frau Weidemann ist vollkommen überzeugt vom Erfolg ihrer Pillen."

Als er sie ansehen wollte, wich Luzy sofort aus. Ihre Wangen glühten förmlich. „Ich verstehe nicht, wie sie Ihnen das sagen konnte!"

„Ich hatte auch einmal einen," log Brendel harmlos, „daher."

„So, daher." Das war schon etwas wie Erleichterung.

Beider Lachen klang ineinander. — Sie ist gar nicht so blöde, wie ich dachte, stellte Brendel fest; man sollte sich mit ihr beschäftigen. — Aber da erschrak er. Was war denn, mit wem lachte er denn hier auf dem Marktplatz? Und der tote Peter Hinz stand plötzlich zwischen ihnen und erkältete die Atmosphäre. — „Fräulein Luzy!" Sie verbat sich nicht diese Anrede, blickte nur verwundert über den Ton, in dem ihr Name kam, zu ihm auf. „Fräulein Luzy, als Sie von Doktor Stein kamen an jenem Abend, es war 9 Uhr, wohin gingen Sie?"

Luzys Blick gefror. Um ihren Mund lief ein Zucken. Sie beherrschte sich, sie würgte etwas hinunter, aber es gelang nicht ganz. — Brendel sah, aus diesen Augen, dem linken jedenfalls, kollerten Tränen, liefen über die Backe und blieben in einer verkrampften Falte des Mundes hangen. „Hat er... hat Doktor Stein Ihnen das erzählt...?"

Brendel neigte den Kopf vor. „Er mußte es, kleines Fräulein; es handelte sich um diesen Mord an Peter Hinz."

Sie biß die Zähne aufeinander, ihre Lippen drückten sich blutleer. „Ich habe geschwiegen," sagte sie, „ich hätte weiterhin geschwiegen, so sehr man mir zusetzte. Er konnte es also nicht!" Und bitter, tiefgefühlte Enttäuschung, die noch neu war: „So seid ihr Männer!"

Bedauernd hob Brendel die Schultern. „Fräulein Luzy..."

„Ja," rief sie, „ja denn! Fragen Sie. Ich will alles erzählen, wenn er den Anfang gemacht hat!" Sie stampfte mit dem Fuß auf. Ihre ganze Gestalt bebte vor Erregung.

Brendel war ein Frauenfreund. Wäre dies nicht gerade der dramatische Höhepunkt seines Themas gewesen, er hätte sich glatt in dieses Mädchen verliebt. So ließ er nur einen bewundernden Blick über ihre Empörung streifen und sagte aufmunternd: „Also!"

„Ich war mit Peter Hinz am See," begann Luzy mit tränenbewegter Stimme, „um 7 Uhr traf ich diesen Doktor Stein..."

Brendel wartete ab. Als Beruhigung merklich ward, half er weiter: „Als Sie den Doktor Stein nun getroffen hatten...?"

„Ja, da war ich dann, da war ich mit ihm in seiner Wohnung. Es kann das jeder wissen. Ich nehme mir die Freiheit, die mir zukommt. Es gibt hier nichts zu verstecken als die Tatsache des Besuchs."

„Wir wollen Sie besser verstecken", meinte Brendel. „Und dann, wie ging es weiter?"

„Was dann? — Ich war um 9 Uhr zu Hause."

„Weiß Ihr Herr Vater das?"

„Den Besuch beim Doktor Stein? Nein!"

„Ich meine, daß Sie um 9 Uhr zu Hause waren!"

„Das glaube ich wohl. Ich habe mit unserer Wirtschafterin gemeinsam zu Abend gegessen. Vater war kegeln an jenem Abend."

„Hm," machte Brendel, aber er dachte nicht an des Bürgermeisters Kegelabend, „sahen Sie Valentin Schwepp an jenem Abend noch?"

„Nein."

„Famos", sagte Brendel; ein Stein fiel ihm vom Herzen. Er überlegte kaum. „Was Sie mir gesagt haben," sprach er ruhig, „braucht niemand zu erfahren. Es steht in keinem Zusammenhang mit den notwendigen amtlichen Erhebungen und bleibt daher Ihre Privatangelegenheit. Ich jedenfalls habe nichts gehört."

„Das ist sehr hübsch von Ihnen," sagte Luzy und reckte ihm die Hand hin, „aber dieser Cäsar Stein wird es erzählen."

„Das glaube ich nicht," sagte Brendel in einem Anflug von Edelmut, „dieser Doktor Stein liebt Sie nämlich. Er vermutete hinter der Bandwurmgeschichte etwas anderes und war sehr unglücklich. Er war so unglücklich in seinem Mitleiden — achten Sie auf das Wort — daß er Sie, so wie er Sie ansehen zu müssen meinte, heiraten wollte."

Luzy blickte diesen Boten an. „Ist das wahr?" sagte sie leise, und es schien, als habe sie verstanden.

„Ganz gewiß wahr", bekräftigte Brendel. Er reichte ihr die Hand.

„Oh," sagte sie, und wieder war sie lieblich getönt wie junges Obst, „oh, ich danke."

„Werde ich eingeladen?" bat er. „Brautführer und so!"

Sie entzog sich ihm. „Pfui, Herr Brendel!" Aber das kam so schamvoll und scharmvoll, daß Brendel den Doktor Stein zu begreifen begann. — — —

Also stand die Welt auf dem Kopf. — Der Sohn eines Amtsrichters, Obersekundaner, 17jährig, ermordete in blinder Eifersucht einen Schriftsteller, der dieser unsinnigen Liebesgeschichte so fern stand wie der Mond der Erde. War das zu glauben! Und wie der Bengel ihn angelogen hatte! — Brendel postierte sich im „Bären" an das Fenster, von dem aus er den Marktplatz überschauen konnte. Hier mußte in der nächsten Stunde der junge Schwepp auf dem Heimweg von der Schule vorbeikommen. Inzwischen frühstückte man.

Valentin Schwepp kam selbstverständlich. Auf Angelegenheiten wie Schulschluß zum Beispiel war in dieser Stadt absolut Verlaß. Brendel trank sein Glas Bier aus und trat vor die Tür.

„Hallo, Herr Schwepp!"

Valentin grüßte und streckte die Hand hin. War dieser Referendar nicht sein Freund? Aber Brendel hielt sich nicht auf mit Zeremonien.

„Schöne Geschichte!" knurrte er und übersah die Hand. „Sie lügen das Blaue vom Himmel herunter!"

„Wieso, bitte?"

„Wann waren Sie vor dem Hause des Peter Hinz?"

„Warum, Herr Referendar? Was soll das heißen?"

„Das werden Sie merken! Wollen Sie mir jetzt antworten?"

„Ich habe A gesagt, ich muß nun B sagen. — Es mag an jenem Abend gegen 1/28 Uhr gewesen sein."

„Und zu der Zeit war Luzy Gonschorek bei Peter Hinz?"

„Pssst..."

„Ach, Unfug, antworten Sie, bitte!"

„Ja denn."

„Lüge! Wie dürfen Sie das behaupten!"

Der Junge fuhr zusammen. Brendels Ton hatte ihn von vornherein verschüchtert. Dies Wort traf ihn vollends unerwartet. Er wußte keine Parade, versuchte auch keine. Er kam aus der Schule; eben noch hatte er im Griechischen einen Rüffel bekommen. Dies Gespräch mit dem Referendar war die Fortsetzung. Er vergaß oder fand im Augenblick nicht einmal die freiheitlichen Ideen, die er mit Luzy zu kultivieren pflegte, und die hier so notwendig gewesen wären, seinen Trotz aufzustacheln. Er gab klein bei und meinte: „Sie kam mit Herrn Hinz vom Nonnensee; ich sah sie beide in seine Straße einbiegen. Dann war da Licht in Peter Hinz' Wohnzimmer, und nun dachte ich..."

„Dachte! Narr Sie! — Wann stiegen Sie in das Fenster? Genau, bitte!"

„Ich fiel ja um mit der Leiter. Sie wissen es doch."

„Sprachen Sie etwas mit Peter Hinz, fand ein Wortwechsel statt?"

„Ich habe Ihnen doch erzählt, daß mich kein Mensch entdeckte."

„Sie haben mich beschwindelt."

Valentin Schwepp sah den Referendar an. Es zuckte in seinem Gesicht. „Wenn das der Dank für Vertrauen ist..." sagte er.

Da hieb ihm Brendel auf die Schulter. „Mensch, mach' mich nicht auch noch nervös! Hast du den Peter Hinz getötet oder nicht?"

Es war dies gewiß die merkwürdigste Art, jemanden überführen zu wollen; aber Brendel handelte in allem impulsiv. Das war seine Stärke, in größerem Ausmaß wohl sein Fehler. Schließlich war er ja kein Detektiv, sondern spielte hier eine Rolle, die ihm im Grunde ungelegen kam.

Aber hier fand Valentin Schwepp prompt die Antwort. Er war nicht böse über das Du; im Gegenteil, es schien ihm notwendiger Vertrauensbeweis einer wiedergewonnenen Freundschaft. „Auf Ehrenwort," sagte er, „ich habe Ihnen die Wahrheit erzählt, Herr Brendel."

„Ist gut", sagte der; er kam mit den Ehrenwörtern hier nicht mehr so ganz zurecht. Der Händedruck vereinte und trennte die beiden Streiter.

Valentin trollte heimwärts. Er ging tief in Gedanken. Luzy, seufzte er etwa, ich habe dich nicht verraten, ich bewahre dein Geheimnis; ich habe nichts getan, als eine Möglichkeit geschaffen, dein Geheimnis auch vor der Welt zu hüten. Glaubst du mir das? Luzy, ich liebe dich, du mußt mir glauben... Aber Luzy war im Augenblick nicht in der Lage, hier Stellung zu nehmen zu seinen Forderungen. Luzy grübelte selbst über eine Liebe nach, deren Äußerungen ihr verwirrend schienen. So wandelte Valentin allein durch die sonnenwarmen Straßen, Liebe im Herzen, Liebe im Hirn. Die Liebe ist ein Wahn, das wissen wir. Brendel sah der weißen Seidenmütze nach. — Vielleicht ist so ein Irrer glücklicher als die, die ihm Mitleid schenken oder ihn überlegen mit ihrem gesunden Menschenverstand betrachten — Aber das gehörte nicht hierher. — Er trat noch einmal in das Gastzimmer des „Bären" und beglich seine Zeche.

Einen Augenblick meinte er überlegen zu sollen. Sein Blick streifte ungewollt das Bierglas. Fliegen saßen da und berauschten sich. Als er die Hand hob, entflogen sie. Da stand nur ein leeres Bierglas. Hm. — Wie oft hatte er heute die Hand gehoben, und jedesmal war eine Fliege entflogen. Blieb am Ende nur ein leeres Bierglas, vor dem auch er zusammenbrach wie sein Vorgesetzter, der Herr Amtsrichter.

VIII.

„Ich verschiebe nicht auf morgen, was ich heute kann besorgen." Die Worte gaben einen famosen Marschtakt. Brendel war versucht, zu pfeifen, als er dem Hause des Peter Hinz entgegenschritt.

Ich bin der Weißwäscher dieser Stadt. Ich wasche euch rein wie kleine Lämmlein. — Luzy strahlte bereits im Glorienschein, unschuldig, ohne Bandwurm, frei allen Verdachts. — Cäsar Stein, der ekstatisch Liebende, war nichts als dieser Liebende, fern allem Männermord. — Valentin Schwepp, das junge Kalb, fiel von der Leiter und schied damit ebenfalls rechtzeitig aus. — Rita Ritelli sektsoupierte mit den Häuptern der Stadt und war bewacht. — Um 1/28 Uhr fiel der Knabe Valentin mit der Leiter in die Tulpen, um diese Zeit begannen auch die Präliminarien des Gelages im Zirkus. Rita Ritelli war also unschuldig — was diesen Mord anging. — Unschuldig war auch Pablo Starke, der 500 Mark auf leichtere Art bei Frau Sidi sich verschaffte. — Brendel tat einen Strich durch die Luft. Blieb Centa. Centa Basler, bei der die Geschichte begann, bei der sie nun enden würde. —

Da sank das Flämmchen Fröhlichkeit zusammen. Am Ende der Straße tauchte das Haus des Toten auf; weiß leuchtete das hölzerne Gatter.

Centa Basler war im Vorgarten beschäftigt; sie kannte Brendel gut von manchem Besuch bei ihrem Herrn her und begrüßte ihn. Ihr Gesicht war verquollen. Sie mochte geweint haben. „Hat man etwas Neues?" fragte sie. „Bin ich immer noch im Verdacht?"

In Brendel regte sich unwägbar etwas wie Abneigung, diese Frau zu verdächtigen. Ganz gewiß war sie ein böser Drachen, aber erfahrungsgemäß ist die rauhe Schale immer nur ein Angstprodukt zu weichen Herzens. „Pablo Forto", sagte Brendel und tat einen Wurf mit dem roten Ball gegen den Hauptreffer, „gibt an, in der Mordnacht bei Ihnen genächtigt zu haben!"

Sie stemmte die Arme in die Seiten. „Was sagen Sie zu dem Kerl! Lebt so was! Als wenn ich diesen Clown nötig hätte, auf ihn vielleicht gewartet habe!"

Brendel zuckte die Achseln. Er begriff sofort, das war ein schwerer Fehlschlag. Das lockte nur Entrüstung hervor, kaum etwas, das ungesagt bleiben sollte.

Centa Basler strich sich mit dem Unterarm eine Haarsträhne aus der Stirn. Ihre Finger waren schwarz; sie arbeitete am Tulpenbeet. „Fragen Sie den Kerl einmal, Herr Referendar, was er um 1/28, oder vielleicht war es schon später, in der Haustür bei Amtsrichters zu suchen hatte. Amtsrichters Minna hatte nämlich Ausgang. Auf die wird er wohl gewartet haben, nicht auf mich!"

„Sahen Sie ihn um die Zeit dort im Hausflur?"

„Ja, das sah ich. So ein Windhund! Der muß seine 50 Jahre auf dem Buckel haben? Und die Minna ist 20! So eine Welt, was?"

Brendel streckte die Waffen. Frau Sidi hatte nicht gelogen, das bewies Centa in dieser Minute mit ihrer Aussage. Aber auch Centa sagte gewiß die Wahrheit, denn die Zeit mußte stimmen. — „Kann ich das Zimmer sehen?" sagte er.

„Gehen Sie nur," sagte Centa, „Sie gehören ja zum Gericht. Es soll sonst nämlich niemand hinein. Aber gehen Sie nur. Die Tür ist nicht verschlossen."

Brendel nahm den gewohnten Weg. —

Nun war alles getan, was getan werden konnte. Jetzt blieb nur noch der Bericht an die höhere Instanz. Dann wurde die Belohnung ausgesetzt, es kam dieser Berliner Herr der Staatsanwaltschaft — schließlich fand sich irgendein landfremder Schnitter, ein Hausierer, ein Landstreicher, der in einer Schenke mit jenen 500 Mark geprahlt hatte — und dann reiste der Herr aus Berlin stolz wieder nach Hause und berichtete, daß seine Recherchen sofort von Erfolg gekrönt gewesen seien.

Er trat an den Schreibtisch des Toten. Seltsam unsentimental war ihm. Peter Hinz, dachte er, tot... und versank in Sinnen. Wie schnell das zuweilen geht. Wir wollten doch zusammen nach Paris fahren. Du wartetest nur noch auf deinen Roman, über den du schon mit deinem Verlag verhandeltest. Da schlägt dich irgend so ein gleichgültiger Mensch, der nichts von dir weiß, vor den Kopf und löscht aus, was da noch wartete, was noch zu Worte kommen wollte...

Spielend hob er den Löscher von dem Brief, den jener deckte. Da ist ja dein Verlag, Hinzpeter. Dein Roman ist also angenommen, und auf dein Drängen schicken sie dir 500 Mark Vorschuß. — „Rest folgt morgen, da heute schon Kassenschluß!" — Er seufzte ein wenig. Da hast du nun nichts mehr davon, Peterle, Hinzpeter... da polterte der Löscher hin. Brendel stand aufgereckt. Er hob die Hand, er sprach zu jenen Zuschauern, die immer um uns sind. „Sie sehen immer Blut, meine Herren!" Er steckte den Brief zu sich. Warum war das Geld nicht gekommen? Das mußte einen Grund haben!

Eine Tarantel, wahrscheinlich nur eine Wespe, wenn überhaupt ein Insekt, saß ihm im Nacken. Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte er angefangen, Trab zu laufen, Galopp. — Marktplatz — Schützenweg — da endlich das Haus des Amtsrichters.

In Schweiß gebadet, langte er oben an. Minna, das Mädchen, ließ ihn sofort in das Zimmer des Amtsrichters ein. Der hatte sich erhoben vom Lager; er saß im Lehnstuhl am Fenster. „Nun?" rief er, angesteckt von Brendels sichtlicher Aufregung.

„Herr Amtsrichter, Sie kennen mich; ich bin kein Phantast. Gestatten Sie mir, einige hundert Mark Spesengelder aufzunehmen und in der Sache Peter Hinz eine Reise zu tun."

„Warum? Wie kann man reisen wollen, Brendel, wenn der Mord hier am Ort geschah?"

„Nicht fragen, Herr Amtsrichter!" unterbrach Brendel des anderen Verwunderung. „Mein Ansinnen ist erstaunlich, sträubt sich auch gegen die Form; ich weiß das alles. Wenn ich trotzdem komme, lassen Sie es gut sein. Ich bin gewohnt, meine Narreteien am Ende in die Wirklichkeit einmünden zu lassen. Nehmen Sie meinen Vorschlag, wie er ist. Ich bitte um Urlaub."

„Sie kommen zwar gerade, aber diese Sache Hinz liegt mir am Herzen — auf dem Herzen." Er zuckte die Achseln, schien unentschlossen. Es hing am seidenen Faden, ob sein Ja oder Nein kam.

Brendel ergriff die Sekunde. „Drum! Ich reise. Warten Sie mit der Berichterstattung nach Berlin bis morgen abend. Morgen abend ist alles geklärt — oder ich will ein Phantast sein und kein Jurist."



DAMENBILDNIS. AQUARELL VON G. SCHREIBER

„Hm,“ machte der Amtsrichter, „das wäre ja nun immerhin noch...“ Er verschluckte den Rest des Satzes, der ihm erst Sinn gegeben hätte; er wollte aber Brendel nicht entmutigen. „Reisen Sie,“ wagte er den Entschluß, der nur noch eine Bestätigung war, denn Brendel stand schon an der Tür, „ich werde das Äußerste tun und den Bericht bis morgen abend zurückhalten. Länger aber nicht, keine Nacht länger, Brendel!“ Die letzten Worte kamen wieder müde; beinahe lag eine Bitte darin, sich zu beeilen mit den Erfolgen.

Brendel hatte keine Zeit, Betrachtungen über den Seelenzustand seines Vorgesetzten anzustellen. Er tat das alles ab mit einem kurzen Zuruf. „Auf Wiedersehen! Danke für Vertrauen.“

Polternd die Treppen hinab. — Die Bahnhofstraße hinunter. —

Ging nicht um diese Zeit der Schnellzug nach Berlin. — Ah, das Zifferblatt des Bahnhofs. Lauf langsam, Zeiger! Warte, warte auf mich! Die Halle. — Da der Anschlag. — In drei Minuten. Natürlich, wenn es klappen sollte, klappte es auf die Minute. Die Auspizien sind günstig. Zweiter Berlin. Haha, Spesen. Wie der Alte das Gesicht krumm zog. Aber nachher 1000 Mark Belohnung, die sind sofort da.

Rums. — Die Abteiltür knallte zu. Fahr an, Zügle...

Am Lehrter Bahnhof nahm er eine Autotaxe. Wie spät war es? Man erreichte die Leute noch. — — —

Er stieg Treppen hinan. „Wo finde ich Herrn Heim?“

„Dritte Tür links.“

Ein Herr erhob sich hinter seinem Schreibtisch. „Heim. Sie wünschen?“

Da stand er nun. Hm. — „Ich komme in einer Privatangelegenheit..“ er griff in seine Tasche, der andere trat zurück, „Ruhe, ich will Sie nicht versichern, nur ruhig Blut, Herr Heim... hier... Sie schrieben diesen Brief an Peter Hinz?“

„Warum starren Sie mich denn so an? Ja, ich schrieb den Brief.“

Diese Schriftsteller, dachte Brendel, sieht der Mann mir an, daß ich gespannt wie ein Flitzbogen bin! Er überlegte. Sollte er auftischen, Mord! Pläne! Ideen! Nein. — Er lächelte. „Darf ich die ungewöhnliche Bitte aussprechen, mir zu sagen, ob die in diesem Schreiben angekündigte Geldsendung abgegangen ist?“

Herr Heim sah seinen Besucher an. Er hatte zunächst ein Weshalb auf den Lippen, sagte dann aber doch: „Ist vorgestern abgegangen.“

Brendel atmete auf. „Sie wissen nicht, was Sie mit dieser Antwort bewegen,“ sagte er, „erlauben Sie, daß ich mich setze.“

„Ich bitte darum. Wollen Sie mir erklären.“

Und Brendel erklärte jetzt doch noch.

Herr Heim lächelte undefinierbar. Er rieb seine Hände, als habe er diesen Witz gemacht, der doch den toten Peter Hinz gutgeschrieben werden mußte. „Wir sandten das Geld an die uns aufgegebene Adresse: Hotel du Midi, chambre 22.“

„Danke“, sagte Brendel und tupfte ein letztes Mal den Schweiß von der Stirn. „Sie entschuldigen, wenn ich formlos davonstürme.“

Der andere lächelte hinter Brendel her. Diese Dichter... dachte er, es konnte auch sein, daß er dachte: Diese Juristen... Dann griff seine Skepsis augenblicklich das Vernommene an. War das möglich, gab es so etwas? „Passen Sie auf,“ sagte er und wandte sich um zu der jungen Dame, die drüben an der Schreibmaschine saß, „passen Sie auf, der nächste Roman, den uns dieser Peter Hinz schickt, heißt ‚Das Geheimnis des Nonnensees‘ und behandelt diese wahre Geschichte.“

Brendel saß mit einem ähnlichen Lächeln um den Mund in den Polstern. Ihm war, als reise er etwa seiner Braut entgegen. — Der Hinzpeter lebte! Der Hinzpeter machte Paris unsicher, während seine Leiche im Nonnensee spukte und die Heimat noch unsicherer machte!

Er zündete sich eine Zigarette an; dann lehnte er sich bequem zurück. Gab es je eine Stunde im Leben, wo er berechtigt gewesen wäre, größenwahnsinnig zu werden, dann jetzt. Er hielt eine Stadt in Händen. Hielt Familienglück, Liebeswehen, Kitsch, Romantik und Grauen auf der flachen Hand. Blies man dagegen, stäubte alles über die Erde. Dann tobte der Amtsrichter gegen Frau Sidi, und Pablo Forto mußte augenblicklich seine Zelte abbrechen. Aber damit war Rita Ritelli nicht aus der Welt! Frau Sidi parierte glänzend und spielte das Sektgelage aus wie Trumpfas! — Der gute Vater Gonschorek. Das kommt vom Blut, Papa. Während du mit jener Zirkusdame dich vergnügtest, war ich oben in der Wohnung des Rechtsanwalts Stein; das ist Vererbung, Papa. — Ah, man konnte den jungen Valentin auf den Doktor Stein hetzen. Das gab den Kampf um das Weib; gab Liebesraserei zweier Entflammter... Zirkus! Zirkus! Pablo Forto, öffne dein Zelt! Heraus mit dem Schimmel, heraus Rita! Hier steigt die Groteske einer ganzen Stadt!

Ich halte die brennende Zündschnur des Skandals, der euch in die Luft sprengt, zwischen den Fingern. Was tue ich? — Er drückte Daumen und Zeigefinger gegeneinander. So... nun ist sie aus; der Funke erlosch, ehe er Unheil anrichten konnte. Leute! Bürger! Ihr seid gerettet. Er drückte die Zigarette aus; etwas verglomm...

War das alles wirklich so komisch? War es nicht — im Nebensinn wenigstens — tragisch? Diese Menschen fanden sich aufeinander angewiesen. Man begegnete sich, sprach miteinander — das war eine Angst, die auf jedem lastete, der man nicht zu entrinnen vermochte. Nie! Die Kleinstadt gebar die Angst des Menschen vor seinesgleichen. Und die Flucht auf Stunden — in die Natur — in die Wälder, an den Nonnensee... — war ein Atemholen, schon bedrängt vom Asthma.

Peter Hinz, du hattest vielleicht recht, wenn du dein Recht auf dich selbst fordertest und, da man es dir nicht zugestand, es raubtest. —

Aber die Anstrengungen dieser letzten Tage waren zu viele gewesen. Brendel streckte sich noch einmal, dann schlief er ein. — Der Zug ratterte eine Melodie, stumpf und schwer; Eisen auf Eisen.

Dann lag diese Stadt da. Paris, im Lichte seiner Bogenlampen glühend. Der blaue Dienstmann wies Brendel quer über den Platz. Da leuchtete ein Transparent: Hotel du Midi.

Als Brendel sich ein wenig gesäubert hatte, ging er hinunter in den Speisesaal, aber der Kellner, den er fragte, wies ihn in den Wintergarten. Der deutsche Herr sei beim Tanz. Brendel nickte gelassen. Dieser Windhund! Die sorgende Stadt zu Haus, die untröstliche Gerichtsbarkeit, forschend hinter Distelsäcken her; aus dem Nonnensee aufgefischte Stiefel; Bandwurmdramen in Hinterhäusern; Zirkusrevolution... und der, dem das alles letzten Endes galt, der saß hier und tanzte! Aber der Satz schien entgleist. Saß hier und amüsierte sich.

Tatsächlich amüsierte sich Peter Hinz königlich. Brendel entdeckte ihn hinter der Jazzband am kleinen Tisch. Eine schwarzhaarige Südfranzösin saß bei ihm. Auch die Witwe Cliquot war vertreten. „Verzeihung,“ sagte Brendel und trat an den Tisch mit einer Verbeugung, „da also sitzt die Leiche aus dem Nonnensee!“

Peter Hinz, heftig erfreut, glaubte an ein zufälliges Zusammentreffen. Sein Gesicht ward merklich länger, als er Brendels Erzählung hörte. „Was ist da zu tun?“ fragte er hilflos. „Da muß ich halt mit zurück.“

„Früher oder später, armer Ermordeter, blühte dir das sowieso. Aber zunächst, denke ich, wird dieses Wiedersehen gefeiert!“

Peter Hinz ward ruhig; er versuchte ein erstes Lachen. Es gelang mit Hilfe seiner Dame.

„Sage mir nur, warum hast du keine Nachricht hinterlassen? Ein Zettel hätte genügt!“

„Ein Zettel?“ sagte Peter Hinz entrüstet, „Mensch, das war ja das Köstliche an der Sache, diese Flucht, dieser Rausch der Stunde, als alles abfiel, hinter mir versank und nie gewesen war! Hätte ich überlegt, wäre ich gewiß nicht mehr gefahren.“

Am andern Morgen fuhren sie heimwärts. Ein Telegramm, in Köln aufgegeben, hatte den Amtsrichter benachrichtigt.

Peter Hinz war heiter und gefaßt. Diese Heiterkeit blieb bis zum Bahnhof ihres Städtchens. Dort wappnete er sich mit Ironie und Oppositionsgeist. Aber er kam nicht zur Anwendung dieser Waffen.

Der Bahnhof war schwarz voll Menschen. „Verrat,“ sagte Brendel, „der Schwepp hat unsere Ankunft verraten.“ — Siegreich tat die Lokomotive einen letzten grellen Pfiff, dann lieferte sie die beiden aus.

Der Amtsrichter Schwepp stand mit weit aufgerissenen Augen da. Der Bürgermeister aber trat Peter Hinz entgegen: „Mein lieber Doktor — nein, wie glücklich bin ich, daß dies Gerücht Ihres Todes so geradezu schlagend widerlegt ist — es ist mir eine Herzensfreude...“

„Ganz auf meiner Seite“, sagte Peter Hinz und war ein bißchen verlegen. Hatte er diese Leute so lange verkannt?

Herr Schwepp schüttelte ihm die Hand mit betonter Herzlichkeit. — Seinem Referendar sah er tief in die Augen: Wenn du wüßtest, was du alles gerettet hast, Ewald Brendel! Der hielt den Blick aus: Ich weiß es, alter Herr! Aber sie sprachen beide kein Wort, drückten sich nur die Hände. Da kitzelte den Brendel der Spott. Er flüsterte dem Peter Hinz ins Ohr: „Wo sind die Ehrenjungfrauen?“

„Die fehlen freilich“, sagte Peter Hinz trocken. Sie lächelten einander an wie Verschworene. Der Bürgermeister hatte nichts gehört, aber er lächelte mit. Herr Schwepp strahlte; das machte, die Brille verstärkte sein Lächeln. — Die Menge, hinter der Sperre sich drängend, raunte. Brendel betrachtete diese Gesichter, und plötzlich begriff er: Diese waren nicht zufrieden. Diesen war eine Sensation entrissen worden, die sie schon in den Händen zu halten gemeint hatten. Jenen behagte es nicht, daß der Peter Hinz lebendig aus einem Abteil zweiter Klasse stieg. Das war ungehörig. War Peter Hinz in diesem Kriminalroman die Hauptfigur gewesen, hätte er jetzt nicht so glatt die Pointe verderben dürfen! Nur als nasse Wasserleiche hätte er hier Anerkennung finden können.

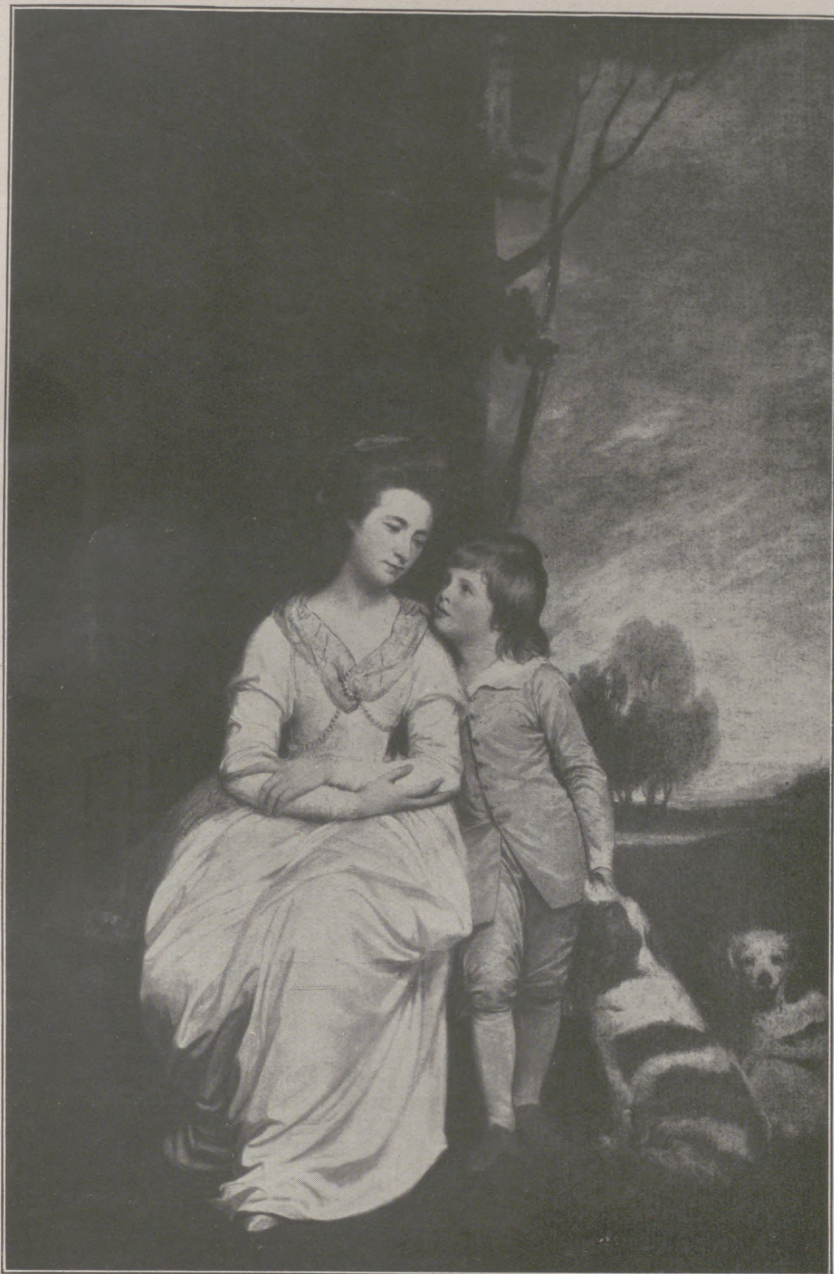
Schweigend schritt Brendel hinter den Dreien durch die Sperre. Der junge Schwepp schwenkte eine glänzende, weiße Mütze.

Bürgermeister und Amtsrichter geleiteten den Wiedererstandenen bis zum Marktplatz. Dann verabschiedeten sie sich.

Vor der Tür des Hauses am Ende der Stadt stand Luzy Gonschorek. Sie hatte soeben von der Centa Basler die erschütternde Neuigkeit gehört. Jetzt kam dort Peter Hinz als lebende Bestätigung. Sie wollte ihm entgegen, da brach sie noch schnell aus dem Tulpenbeet eine langstielige Blume. Die reichte sie ihm.

„Also auch die Ehrenjungfrauen noch“, stellte Brendel fest. „Hinzpeter, mein Held, deine Flucht wird in den Annalen dieser Stadt mit roter Tinte vermerkt werden — mit blutroter Tinte.“

Aus der Küche kam die Wirtschafterin gestürzt; sie hielt ein Messer in der Hand und eine angeschnittene Zwiebel. In ihren Augen standen dicke Tränen. Als sie Peter Hinz gewahrte, wie er dort stand in malerischer Pose, die weiße Tulpe in der Linken, ließ sie Messer und Zwiebel fallen und stürmte auf ihn zu. Er sah sie an. Da kullerten von der Erschütterung des Anlaufs die gestauten Tränen über ihre Backen abwärts. Er sah nur diese Tränen, nicht die weggeworfene Zwiebel, nicht das Messer. „Centa“, sagte er weich, angerührt dicht am Herzen. — Diese Stadt empfing ihn mit Begeisterung, Tränen und Rührung. Er schämte sich. Wie sehr hatte er die Menschen verkannt!



George Romney (1734—1802): Gräfin von Albemarle mit ihrem Sohn William Charles.



Sir Joshua Reynolds (1723—1792): Mrs. Musters als Hebe.





Links: George Romney: Die Schauspielerin und Sängerin Mrs. Crouch. — Rechts: John Hoppner (1758—1810): Mrs. Jordan als Rosalinde in Shakespeares Lustspiel „Wie es euch gefällt".

AUS DER WINTER-AUSSTELLUNG DER ROYAL ACADEMY IN LONDON: BERÜHMTE ENGLISCHE PORTRÄTMALER DES 18. JAHRHUNDERTS

Zu unseren Bildern aus der Sammlung des Earl of Iveagh ist folgendes Interessantes zu bemerken: Der Earl of Iveagh hat von seiner Bildsammlung (300 Bilder) die 63 größten Meister der englischen Nation vermacht, zusammen mit Kenwood House und Park, in der Nähe von London, in Hampstead gelegen. Der Wert dieser Bilder soll ungefähr 10 Millionen Mark betragen. Neben der Sammlung und dem Grundstück hat der Stifter noch ein Kapital von einer Million Mark hinterlassen, dessen Zinsen zur Aufrechterhaltung dieser öffentlichen Galerie dienen sollen. Der Earl of Iveagh war Besitzer der berühmten Guinnes-Brauerei. Das ist in London allein das dritte Vermächtnis dieser Art von Privathand. Die ebenfalls von dem Privatmann Wallace bzw. dessen Frau gestiftete Wallace-Collection und die Tate-Gallery (Tate war der einstmalige Zuckerkönig) sind Beweise des Verständnisses des Engländers für sein Vaterland und des Dankes an seinen König. — (Reproduktionserlaubnis durch „Trustees of the Iveagh Bequest".)

Alte, noch heute bestehende Flutmühle bei Brooklyn auf Long Island (Ostküste Nordamerikas). Automatisch sich schließende Tore verhindern, daß das von der Flut ins Sammelbecken getriebene Wasser nutzlos zurückströmt.

Das neue Gesicht des Ozeans.

Utopie und Wirklichkeit. Von Anton Lübke, Münster i. W.

Seit undenklichen Zeiten war der Ozean dem Menschen ein gütiger Helfer, Förderer und Nahrungsspender zugleich. Als die ersten Wellendrachen und Segelschiffe hinausfuhren und Verbindungen anknüpften von Volk zu Volk, erwuchs das Weitenbewußtsein des Menschen, und Kulturelemente verschmolzen miteinander. Wie aber der Mensch die Allmächtigkeit der Meere immer mehr beherrschen lernte, kam er auch bei der Suche nach neuen Energiequellen darauf, sie für sich nutzbar zu machen.

Meeresflutkraftwerke kannte man schon im Mittelalter. Der erste Entwurf, Ebbe und Flut für Kraftzwecke auszunützen, stammt aus dem Jahre 1483 und ist von Jakobo Marino aus Siena. Die erste Flutmühle errichtete im Jahre 1713 in Dünkirchen der holländische Zimmermann Perse, nachdem schon einige Jahrzehnte vorher Herdley das englische Patent Nr. 315 auf die Gewinnung von Kraft aus dem Meer erhalten hatte. Im 17. Jahrhundert bestand bereits bei Neuyork ein Meeresflutkraftwerk, wahrscheinlich von Holländern gebaut.

In den letzten Jahren haben sich die Ingenieure viel mit der Ausnützung von Ebbe und Flut beschäftigt. In Deutschland, Frankreich, England und Amerika trägt man sich seit langem mit dem Gedanken, die perpetuierliche Bewegung des Meeres in energetische Kraft umzusetzen. An der reich gegliederten Küste der Bretagne entstand schon vor einigen Jahren ein Meeresflutkraftwerk.

Zwei Meeresflutkraftwerke, die in den letzten Jahren geplant waren, verdienen besonders hervorgehoben zu werden, und zwar das Projekt bei Husum und das an der Mündung des Severn in England. Der Hamburger Ingenieur Pein war es, der um das Jahr 1910 zuerst mit dem Projekt eines Kraftwerkes bei Husum hervortrat. Zu diesem Zweck wurde die „Wasserkraft G. m. b. H." gegründet, der bedeutende Firmen ihre Unterstützung liehen. Die Leistungen des Werkes waren auf 7500 P. S. veranschlagt. Das Werk sollte aus drei Staubecken gebildet werden, von denen eines zur Reserve, zwei andere, ein Hoch- und ein Niederbecken, als eigentliche Arbeitsbecken bestimmt waren. In diese Becken sollten sieben Turbinenkammern eingebaut werden, die bei Flut durch vom Meer einströmendes Wasser und nach der Flut durch abströmendes angesammeltes Wasser betrieben werden und elektrische Kraft erzeugten sollten.

Nach dem Kriege entstand in England der Plan eines ähnlichen Kraftwerks an der Mündung des Severn, das das größte Kraftwerk der Erde werden sollte. In dem fjordähnlichen Meeresarm, in den der Severn mündet, ist die Flutwirkung des Meeres ganz besonders stark. Man hat hier Springfluten bis zu 12 m und Nippfluten bis zu 9 m gemessen, also eine ungeheuere Kraftwirkung des Wassers, die als gute Vorbedingung zu einem großzügigen Kraftwerk gelten kann. Auch bietet die Küste hier eine besonders günstige Anlage zur Errichtung eines Staudamms. Man plant einen Staudamm von 4 km Länge, der ein Staubecken von 70 qkm schaffen würde, wodurch nicht nur eine gewaltige Kraftreserve gegeben wäre, sondern auch für die Schiffahrt eine günstige Landegelegenheit. Durch den gewaltigen Staudamm wäre es außerdem möglich, den Weg von England nach Südwales um 50 km zu verkürzen. Auf unserer Abbildung sieht man zunächst vorn in der Mitte den gewaltigen Staudamm, in dem sogenannte Schützenöffnungen angebracht sind, die sich bei Flut und Ebbe selbsttätig öffnen und schließen. Nach der Flut dringt das Wasser durch die Schützen-

Schon vor dem Kriege beabsichtigte man die Ausnutzung der Gezeiten an der Nordsee zur Kraftgewinnung: Anlagezeichnung eines Meeresflutkraftwerks bei Husum.

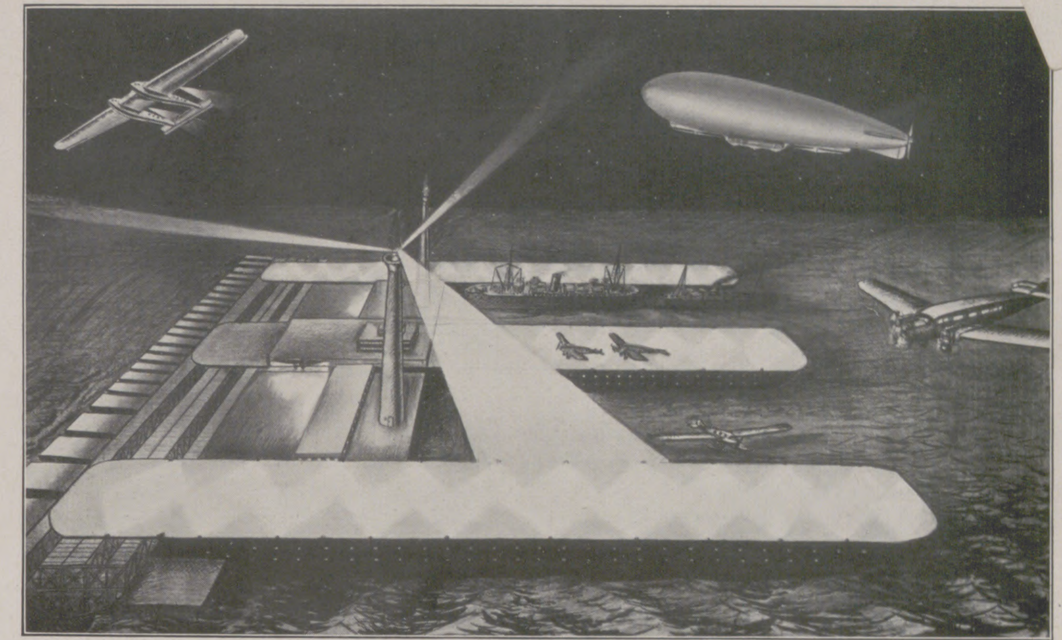
Das geplante Flutwerk an der Mündung des Severn in England, das große Teile des Landes mit elektrischer Energie versorgen soll.

Das Kraftwerk im tropischen Meer: Projekt einer Anlage zur Ausnutzung der Meereswärme nach dem französischen Physiker Claude. Zeichnung von W. Bröker.

A Pumpe für Kaltwasser aus der Meerestiefe; B Pumpe für Warmwasser (28 Grad) von der Meeresoberfläche; C Rohrleitungen, die das Kaltwasser leiten; D Rohrleitungen, die das Oberflächenwasser leiten; E Maschinenhäuser, in denen sich Dynamos, Warm- und Kaltwasserkessel befinden; F Radiostation für Kurzwellen; G Silos und Lagerräume; H Kabelleitung zum Festland zur Leitung des gewonnenen Stromes; I Leuchtturm; K Umformerstation an der Küste.



Ein Flettnersches Windrad an der Meeresküste, wo die Winde am stärksten wehen. Am Horizont ein Schiff mit Flettner-Rotoren.



Der Flughafen mitten im Ozean. Von dieser schwimmenden Zwischenstation mit Wellenkraftwerk verspricht sich ihr Erfinder, Rudolf Sailer, die wirtschaftliche Lösung des Ozeanflug-Problems. Durch geeignete Schwimmkörper in Verbindung mit Zahn- [illegible] radgetrieben soll ohne große Kosten eine großzügige Ausnutzung der Meereskräfte möglich sein.

öffnungen in das Staubecken und kann dann während der Ebbezeit beliebig durch die Turbogeneratoren, die in den Staudamm eingebaut sind, abfließen und elektrische Energie leisten, die auf 500000 P.S. bei zehnstündiger Leistung berechnet ist. Um auch bei Flut einen pausenlosen Betrieb zu ermöglichen, plant man eine Nebenanlage, und zwar durch den bei Tintern zu errichtenden Stausee, der durch Kreiselpumpen von 15000 P. S. jeweils mit Wasser gefüllt werden soll. Das Ausgleichswerk bei Tintern soll ebenfalls eine mittlere Leistung von 500000 P. S. täglicher Leistungen aufweisen können. Das Kraftwerk, dessen Errichtung 30 Millionen Pfund Kosten erfordern würde, hätte eine jährliche Ersparnis von $3^1/_2$ Millionen Tonnen Kohlen zur Folge. Seine Ausführung bedeutet, wie aus diesen Angaben leicht zu ersehen ist, eine Lebensfrage für England, das seine Kohlenschätze immer mehr schwinden sieht und sich demzufolge nach neuen Energiequellen umsehen muß.

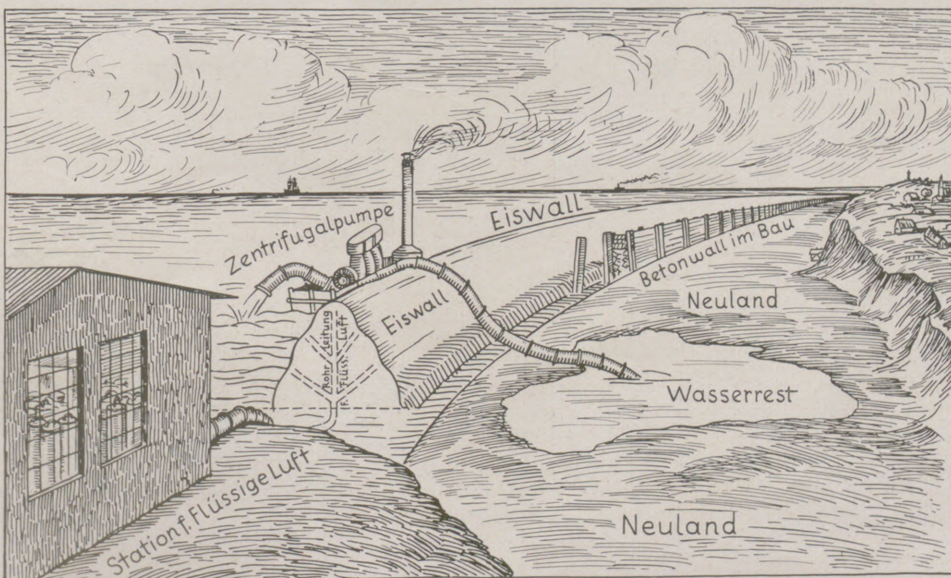
Neben den Plänen, Ebbe und Flut des Meeres auszunützen, entstanden in den letzten Jahren solche, welche die Meereswärme in den Tropenmeeren zur Energiegewinnung heranziehen wollen. Auf diesem Gebiete tauchte im Jahre 1925 der Vorschlag des Berliner Ingenieurs Dr. Bäumer auf. Bäumer ging von der Tatsache aus, daß in den Tropen die Meere auf der Oberfläche eine Temperatur von über 25 Grad haben, dagegen in 3000 bis 4000 m Tiefe die Temperatur nur unter 10 Grad bleibt. Mit Hilfe dieser hohen Temperaturen auf der Meeresfläche könnte Kohlensäure verdunstet und damit eine Dampfturbine betrieben werden. Das kalte Wasser der Meerestiefe könnte dazu benutzt werden, den Abdampf wiederzuverdichten.

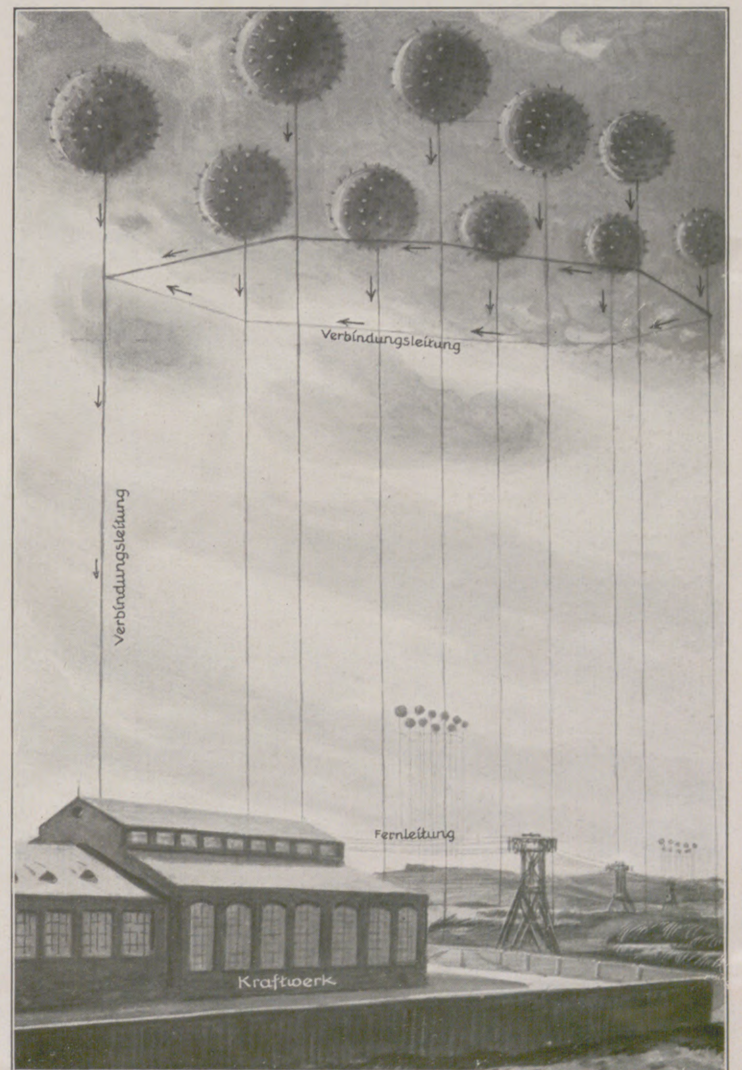
Mit einem ähnlichen Projekt trat 1926 der Franzose Georges Claude, der bekannte Vorkämpfer der synthetischen Ammoniakgewinnung, hervor. Mit Paul Boucherot, dem Konstrukteur großer Turbodynamos, hat er ein Verfahren ausgearbeitet, die Tropenmeereswärme in energetische Kraft umzusetzen. Die von dem Erfinder konstruierte Maschine besteht aus einem zweischenkeligen, von der Luft abgeschlossenen und auf $^1/_{1000}$ Atm. evakuierten Gefäß. In dem Rohr, das diese beiden Schenkel verbindet, befindet sich eine Dampfturbine. Wenn in den beiden Schenkeln Wasser vorhanden ist, so nimmt der über dem Wasser vorhandene Raum die der jeweiligen Wassertemperatur entsprechende Dampfspannung an. Wird nun das eine dieser Gefäße abgekühlt und das andere erwärmt, tritt eine hohe Dampfspannung ein, die einem Druckgefälle von 20 mm Quecksilber gleichkommt. Der Erfinder glaubt, daß er bei der Durchleitung von 1000 cbm Wasser pro Sekunde durch ein zu erbauendes Kraftwerk (s. Abbildung) 600000 P. S. erzeugen könne.

Eine nicht unerhebliche Rolle werden in Zukunft vielleicht der Wind und die Luftelektrizität in der Energiewirtschaft spielen. Die windreichen Meeresküsten sind besonders dazu geeignet, derartige Anlagen zu errichten. Eine ganze Reihe Erfinder, wie Flettner, Professor Plauson u. a., haben sich mit der Energiegewinnung aus der Luft beschäftigt, wobei zum Teil hochfliegende Pläne entstanden. Auch die Anlage von riesigen Schwimmdocks zur Landung von Flugzeugen auf dem Meer ist heute noch reichlich phantastisch, wenn auch nicht verkannt werden darf, daß das Projekt des Österreichers Rudolf Sailer sehr vieles für sich hat und mehr als die früheren Pläne die Möglichkeit der Verwirklichung in sich schließt.

Eines der interessantesten Projekte sei am Schluß genannt, nämlich die Abdämmung des Meeres mittels flüssiger Luft nach einer amerikanischen Idee. Schutzdämme von Eis werden heute sehr viel in Bergwerken verwendet, um Feuchtigkeitsentwicklung, Einsturzmöglichkeit und das Eindringen von Wasser zu verhindern. Um im Meer einen Eisdamm zu erzeugen, wird aus einer Anlage, in der flüssige Luft fabriziert wird, die 180 Grad kalte Flüssigkeit durch ein Röhrensystem in das Meer geleitet, wo das Wasser, das mit der flüssigen Luft in Berührung kommt, sofort gefriert und ein starrer Eiswall sich bildet, solange die flüssige Luft in den Röhren zirkuliert. Man kann dann bequem einen Betondeich errichten, das vor dem Wall befindliche Wasser auspumpen und das Neuland trockenlegen. Es bestände somit die Möglichkeit, dem Meere große Länderstrecken abzugewinnen.

Obgleich viele von den hier dargelegten Projekten sehr phantastisch erscheinen mögen und es noch lange dauern wird, bis sie sich verwirklichen lassen, so ist doch ohne Zweifel zu erkennen, daß die Technik eifrig bemüht ist, die Gewalten des Ozeans der menschlichen Wirtschaft dienstbar zu machen und auf diese Weise den Menschen vor der drohenden Energienot und somit vor dem Untergang zu erretten.





Links: Neulandgewinnung hinter dem mittels flüssiger Luft gebildeten Eiswall. — Rechts: Ein atmosphärisches Kraftwerk. (Nach Professor Plauson.) Durch die mit Radiumspitzen versehenen Wasserstoffballone wird die Luftelektrizität zur Erde geleitet.

FÜR DEN NACHMITTAG





Links:

Die Schauspielerin Marga Bernard in einem Frühjahrsnachmittagskleid aus gobelinblauem Crêpe de Chine mit gerafftem Vorderteil und Börtchengarnierung. Modell: Kuschnitzky & Gerstl, Wien. Phot.: Kitty Hoffmann.

Rechts:

Dunkelblaues Crêpe-Georgette-Kleid mit hellbeigefarbenem Jabot und Rock aus blattartigen Teilen. Dazu trägt die Revueschauspielerin Gritta Bland eine samtverzierte blaue Strohtoque. Modell (Kleid): Weiß & Krauß, Wien. Phot.: R. Lechner.

Unten links:

Die Filmschauspielerin Carmen Cartellieri zeigt ein mit Seidenblumen besticktes biskuitfarbenes Jumperkleid aus Trikot. Den kleinen aufgeschlagenen Strohhut schmückt roter Samt. Modell (Kleid): Weiß&Krauß, Wien. Phot: R. Lechner.

Unten Mitte:

Nachmittagskleid für das Frühjahr aus schwarzem Rips und rosenfarbenem Crêpe de Chine, an den Ansatzstellen als Querstreifen verarbeitet. Trägerin die Schauspielerin Trude Brionne. Modell: Geiringer & Co., Wien. Phot.: Ernst Förster, Wien.

Unten rechts:

Carmen Cartellieri in einem biskuitfarbenen Crêpe-Satin-Kleid in Glockenform mit eingesetzten Patten. Modell: Weiß & Krauß, Wien. Phot. R. Lechner.

Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.







SPORT

EINE BEGEBENHEIT IN AUSSCHNITTEN ERZÄHLT VON REINHOLD EICHACKER

Heute habe ich mich verlobt! Mit Margot de Fler, der berühmten Rekordschwimmerin. Ich, ausgerechnet ich! So ein Dusel! Das Mädel ist schön, schlank, pikant, hat einen reichen Papa, ist furchtbar umschwärmt, in den Sportklubs zu Hause. Und solch ein Mädel nimmt mich! Ach, ich platze vor Glück!

•

Margot hat mir gestanden, weshalb sie mich nahm. Sie schwärme für breite Schultern und schlanke Hüften. Ich hätte solch einen klassischen Akt. Aus dem könne was werden, wenn ich erst Sport triebe wie sie. Jetzt sei alles noch schlapp, viel zu weich, ohne Mark. Doch das käme von selbst.

•

Margot sagte mir heute ganz offen heraus, sie könne nur einen Sportmenschen lieben. Nur der sei ein Mann. Sie hätte geglaubt, auch ich liebte den Sport. „Natürlich!" habe ich gesagt. „Ich liebe den Sport. Gleich heute fang' ich an."

•

Margot hat mir einen Stundenplan aufgeschrieben. Den übe ich jetzt. Morgens früh um 5 Uhr fängt mein Sporttraining an. Früher habe ich immer bis 8 Uhr gepennt. Die letzte Stunde im Bett war die schönste für mich. Na, es geht auch um 5. Wenn ich verheiratet bin, ändert sich doch allerlei. Margot liebt halt den Sport. Wenn ich mich im Bett so recht warm fühle, muß ich hinaus. In das Morgenbad rein. Brr! 15 Grad. Abends graust mir schon vorm Erwachen zum Bad. Bin ich ein Eisbär? Margot nennt das Sport. Wenn ich zittere vor Frost, kommt die Turnerei dran. Weil ich warm werden soll. Als ob ich das nicht hätte bequemer haben können, wenn ich im Bett geblieben wäre! Margot hat mir einen Expander geschenkt. Zwei Griffe mit Stahlspiralen. Die muß ich nach allen Richtungen auseinanderziehen. Warum gerade ich? Dann hätte man sie doch gleich lang genug machen können. Jede Übung zehnmal. Langsam steigernd. Damit ich Muskeln bekomme. Vorläufig tun mir die Arme so weh, daß ich sie nicht aufheben kann. Hoffentlich kommen die Muskeln recht bald! Im Bureau finden die Kollegen, ich hätte in letzter Zeit solch einen tragischen Zug um den Mund. „Trainiert", sagt Margot. Daß ich nicht lache — sonst tut mir der Brustkasten weh.

•

Wissen Sie, was Rumpfbeugen ist? 25- bis 50 mal tief nach vorn, wieder hoch, tief zurück, wieder hoch — bis einem alle Glieder akkordweise knacken und man sich vorkommt, als sei man ebenso vorn wie hoch. Das ist Sport. Mensendiecken. Die Frau habe ich gern, die das Würgen erfand! Besonders, wenn man nachher auf dem Teppich rumliegt und die Beine hochhebt und sie im Kreise rumdreht. Ich hätte nicht gedacht, daß das Verlobtsein so schwer sei, weiß Gott!

•

Sonntags lerne ich im Fußballklub. Das ist ein Spiel, bei dem die anderen nach einem Lederball treten, aber mein Schienbein treffen. Margot findet das schön und sehr interessant. Danach fahren wir zum Tennisplatz. Tennis ist ein hübsches Spiel. Besonders bei 30 Grad Hitze. Wenn ich auch nicht verstehe, warum ich immer hinter dem Ball herlaufen soll, den ich doch nicht erwische. Wenn Margot den Ball zurück haben will, könnte sie ihn eigentlich gleich dort behalten. Margot sagt, ich würde dadurch gewandter zum Skilaufen im Winter. Das müsse ein moderner Mann natürlich zu allererst lernen. Da man diesen Sport, soviel ich gesehen habe, die meiste Zeit in liegender Haltung betreibt, soll es mir recht sein.

•

Ich bin glücklich. Margot ist zufrieden. Sie hat meine Muskeln beklopft und dazu kurz gebrummt. Ich habe mit keiner Miene gezuckt, obwohl mir jeder Druck wie ein Nadelstich war. Jetzt soll ich Seilspringen. Sonst bliebe meine Beinmuskulatur zurück. Margot machte mir's vor. Es sieht zu nett aus, wie sie springt. Ihre seidenen Strümpfchen, der Bubikopf — ach, ich bin so verliebt! Wenn sie's verlangt, werde ich noch Akrobat. Morgen springe ich auch.

•

Zweimal ging das Springen ganz gut. Beim drittenmal blieb ich am Seil hangen und schlug mit dem Nasenbein gegen den Schrank. Zehn Minuten hat es geblutet. Die Plombe vom Weisheitszahn ist auch heraus. Warum hab' ich aber auch nicht früher Seilspringen geübt? Das gehört doch nun mal zum modernen Betrieb. Nachmittags gehen wir schwimmen und laufen danach um die Wette zum Wald. Mir hängt meine Zunge oft handbreit heraus. — Dann gehen wir tanzen.

•

„Fühl' mal meine Muskeln! Wie stark sie schon sind", sagte ich heute zu Margot. Sie war ganz verwundert und küßte mich schnell. „Von morgen ab kannst du boxen lernen", rief sie beglückt. „Du bist jetzt so weit." Wie stolz war ich da!

•

Heute war ich beim Boxlehrer. Ich zittere noch. Warum das so schwer ist, begreife ich nicht. Der Lehrer schlug, und ich schlug. Aber nur ich bekam Hiebe. „Ich markiere ja nur", meinte er, wenn er schlug. Markieren nennt das der Mensch! Wenn er mir bis zum Ellenbogen in den Magen reinfährt, mir den Kinnbacken haut, daß mein Hals länger wird, und wenn er mir beide Ohren zu Rühreiern schlägt! Das nennt man nun Sport.

•

Zwei Wochen boxe ich schon Tag für Tag. Margot gibt keine Ruh'. „Ohne Boxen kein Mann", sagt sie, wenn ich nicht mag. Neuerdings geht sie stets mit. Sie behauptet, aus Sport. Wenn der Boxjüngling ihr nur nicht so schöne Augen dabei machen wollte! Ich könnte den Kerl dann zu Gulasch zerboxen. Leider kann ich's noch nicht. Doch das kommt auch noch mal.

•

Seit es wärmer ist, segeln wir auch. Margot kann das sehr schön. Sie fährt mich dazu selbst im Auto hinaus. Auch das muß ich können, verlangt meine Braut. Sie lehrt es mich selbst. Wenn ich nur die verschiedenen Hebel und Griffe nicht immer vertauschte! Gashebel, Bremshebel, Kuppelung, Schaltung — wer soll alles das auch gleich stets unterscheiden? Margot sagt, es sei ein Skandal, wie täppisch ich sei. Aber kann ich dafür, daß die Hühner und Hunde gerade immer unter mein Auto laufen?

•

Beim Boxen mache ich große Fortschritte. Margot ist deshalb sehr dankbar und freundlich zu diesem Boxkerl, der mir Unterricht gibt. Wenn ich nicht wüßte, daß sie nur mir zuliebe dorthin kommt! Manchmal habe ich eine Wut, eine Wut —! Ob er wirklich markiert? Öfters haut er so zu, daß mir schwummerig wird. Und dann grinst er sie an. Das gehört mal zum Sport.

•

Margot sagt, ich müsse jetzt einige Tage daheim bleiben. Ich sei zu zerbeult. Ich solle kalte Umschläge machen. So fiele ich neben ihr doch zu sehr auf. Recht hat sie gewiß. Meine Nase sieht wie eine Kohlrübe aus. Die Augen sind zugeklebt, der Mund schwillt ganz schief. Meine Bekannten kennen mich nicht, denn sie grüßen nicht mehr. Doch es trifft sich gut, daß ich daheim bleiben soll: Gestern fuhr ich das Auto ins Volksbad hinein. Das war ein Geschrei!



„Varieté." Radierung von Heinrich Ehmsen.
Aus dem Bavaria-Verlag, München.

•

Was ist nur mit Margot? Sie ruft mich nicht an. Dabei sind die Schwellungen wieder fast fort. Wenn sie nicht bald schreibt, ziehe ich morgen los. Zu dem Boxmenschen hin. Einmal muß ich doch auslernen mit diesem Sport. Und dann heiraten wir. Wär's doch endlich so weit!

•

Alles, alles ist aus! — Margot! — Ahnte ich's doch. Heute ging ich zum Boxen. Auf eigene Faust. Nur aus Liebe zum Sport. Niemand wußte davon. Margot! Wie konntest du dich so vergessen? Daß ich dich überraschen mußte in den Armen dieses Boxmenschen, dieses Tiers, dieses — Diesmal hat er ganz sicher nicht mehr markiert. Wie der Kerl zuschlug, als ich auf ihn zuging, in meiner Wut. Wo der nur all seine Arme hernahm? So viele Fäuste gibt's gar nicht mehr, wie ich abbekam. Zu einem Fragezeichen hat er mich ausgewalzt, meinen Magen hat er mir umgedreht, mein Gebiß dezimiert; ich fühle die Treppe noch jetzt unter mir. Also das nennt sie Sport!

•

Heute schrieb ich ihr ab. Vorher konnte ich's nicht, denn ich war lendenlahm. Meine Braut mag einen Boxchampion heiraten, einen Ringkämpfer, einen Schlangenmenschen — nicht mich! Mich nicht! Ich habe genug vom Sport, daß ihr's wißt. Mir reicht's! Ich mache Schluß. Wer mag, soll sich abschinden — ich ruhe mich aus. Ich treibe von heute ab — Briefmarkensport!



Abend in Lugano am Luganer See. Im Hintergrund der Monte Salvatore.

Die Piazza Grande in Locarno am Lago Maggiore.

AUS DEM TESSINER SEENGEBIET (SCHWEIZ).

Aquarelle von R. Duschek.

Passagiere

ROMAN VON HELLMUTH UNGER

(9. Fortsetzung.)

Aber nein."

„Ich dachte es mir. Warten Sie ruhig, bis wir in Kingston sind."

„Ich brauche das Geld, Mr. van Berg. Ich möchte auch dem kleinen Leo etwas geben."

„Er kann es ja gar nicht brauchen."

„Ist mein Scheck etwa nicht gut?"

Jetzt wurde sie aus Verzweiflung hochmütig.

„Das bezweifle ich selbstverständlich nicht, Mrs. Mahony."

„Dann geben Sie mir, bitte, die Summe!"

Ihre Hartnäckigkeit war dem Zahlmeister peinlich.

„Um ganz aufrichtig zu sein, Mrs. Mahony, ich darf diesen Scheck nicht einlösen..."

„Sie dürfen nicht?"

„Der Kapitän hat es verboten."

„Dann werde ich mich beschweren."

„Das steht Ihnen frei. Aber er wird auch mit Ihnen keine Ausnahme machen. Es hat sich nämlich in Havanna herausgestellt, leider erst zu spät, daß Mr. Jefferson ein Betrüger war!"

„Was Sie nicht sagen!"

„Er zahlte an Bord nur mit Schecks und hat große Zechen gemacht. Die Gesellschaft hat nicht unbeträchtliche Verluste durch ihn. So hat der Kapitän angeordnet, daß ich nur noch Bargeld annehmen soll. Wenn Sie aber eine größere Banknote gewechselt haben wollen?"

„Nein. Danke. Wenn Sie gleich alle Passagiere für Gauner halten, brauche ich Ihre Gefälligkeit nicht."

Das war so unlogisch, wie es nur eine Frau sein kann, sicherte ihr aber einen guten Abgang. Der Zahlmeister war ganz verblüfft.

Blieb noch Mr. Roff selbst.

Mrs. Mahony schickte den Kabinensteward zu ihm und bat, ihre Schuld begleichen zu dürfen.

Mr. Roff war ein Gentleman. Er gab den Scheck zurück und bat sie, sich wegen der geringen Auslagen doch keine Gedanken zu machen.

„Er sollte Ihnen mindestens 50 Dollar herausgeben", schrie Mrs. Mahony den Boten an.

„Oh, verzeihen Sie, bitte."

Wütend zerriß sie das Papier in winzig kleine Fetzen.

Der kleine Leo nähte noch immer, als sie in ihre Kabine zurückkam.

„Was wolltest du mir von Mrs. Palmer erzählen, Leo?"

„Mrs. Palmer wird als italienischer Orgeldreher zum Maskenball kommen, das wollte ich Ihnen sagen."

„Ist das so wichtig?"

„Ja. Weil es eine gute Maske ist. Ganz sicher wird sie darauf einen Preis bekommen."

„Ist mein Zigeunerkostüm nicht auch gut?"

„Großartig, Mrs. Mahony. Ich wollte Ihnen deshalb einen Vorschlag machen. Mrs. Palmer wird mit einem zahmen Affen auftreten. Ich glaube, sie hat ihn nur für diesen Zweck gekauft. Ich habe ihn selbst an Bord gebracht. Es ist ein verhungertes, schwindsüchtiges Tier. Wenn Sie Interesse hätten... Es gibt jemand, der noch einen zu verleihen hat, ein Prachtexemplar. Dagegen sind die Goldmünzen am Mieder gar nichts."

„Du bist wohl selbst der Verleiher?"

„Wenn Sie's erraten haben."

Es war tatsächlich eine gute Idee von dem Schiffsjungen. Eine Zigeunerin mit einem Affen. Doch Mrs. Mahony mochte den Leihpreis für solch ein Tier wohl für unerschwinglich halten. Sie hatte zu allen leichtfertigen Unternehmungen den Mut verloren.

„Es paßt doch wohl nicht zusammen, Leo."

„Dann soll ihn niemand bekommen."

„Wenn es noch ein Papagei wäre!"

„Der Bagagemeister hat einen. Wollen Sie ihn haben?"

Mrs. Mahony schenkte Leo einen Dollar. Und im gleichen Augenblick bereute sie es schon, denn sie dachte wieder an das noch nicht aufgegebene Telegramm nach Washington.

Nun mußte sie es nochmals schreiben, nachdem sie es weiter gekürzt hatte. Vierunddreißig Worte. Und ohne Unterschrift.

Der Rechtsanwalt würde sich denken können, von wem es kam.

Sie zählte die Worte nochmals zusammen und berechnete den Rest ihrer Barschaft. Es fehlten ihr 48 Cent.

Wie lächerlich das war! Sie konnte den Funkspruch nicht absenden, weil sie 48 Cent zu wenig hatte. Man würde die Annahme des Telegramms überhaupt verweigern.

Trotzdem! Sie wollte es versuchen.

Vor dem Schalter:

„Sie haben immer noch keine Nachricht von meinem Mann?"

„Nein."

„Dann möchte ich Sie bitten..."

„Ich kann im Augenblick keine Telegramme nehmen."

Wie seltsam das war! Es war in ganz kurzer Zeit das dritte Mal einer Annahmeverweigerung.

„Weshalb?"

„Betriebsstörung."

„Sie können nicht senden?"

„Nein. Die Stationen melden sich nicht. Die Störung wird aber rasch behoben sein."

„Dann behalten Sie den Text hier, und funken Sie ihn bei erster Gelegenheit!"

„Gern."

„Hier ist Geld."

„Ich rechne später ab. Ist es Ihnen recht?"

„Danke."

Welch ein Glück, der Beamte zählte nicht einmal nach, er heftete die Dollarscheine mit einer schmalen Stahlklammer an das Telegramm. Alles gelang ausgezeichnet. Er hatte sie nicht um die fehlenden 48 Cent gemahnt.

„Wenn aber Nachricht von meinem Mann kommen sollte..."

„Seit drei Stunden empfange ich auch keine Telegramme mehr."

„Wie?"

Das hätte der Funker nicht verraten sollen. Gewiß nicht. Eine Betriebsstörung war gelegentlich nicht zu vermeiden. Sie konnte auch auf großen Schiffen wie dem „Globus" einmal eintreten. Die Elektrotechniker an Bord würden sie bestimmt rasch beseitigen. Aber besser, man machte ein Geheimnis daraus. Wenn die Passagiere es erfuhren, gab es nur Unruhe und Reklamationen.

„Es ist eine Störung. Eine Kleinigkeit."

„Wirklich?"

„Nicht der Rede wert. Die Wettermeldung ist noch auf die Minute pünktlich eingegangen."

Mrs. Mahony verstand nichts von technischen Ausdrücken. Sie überflog diesen Wetterbericht ohne Interesse.

„Was heißt Sturm?"

„Wir werden Sturm bekommen, Mrs. Mahony. Das Tief über dem östlichen Atlantik hat sich unerwartet nach Südwesten verschoben."

„Sturm?"

„Möglicherweise ein etwas bewegter Maskenball. Aber Sie sind doch alle das Schaukeln gewöhnt. Alte Seeleute, nicht wahr?"

„Ich denke, hier gibt es niemals Sturm?"

Der Funker lächelte.

„Was diese Wetterwarten schon melden! Man darf nur die Hälfte glauben."

Nein. Mrs. Mahony war nicht beunruhigt. Sie hatte keine Veranlagung, etwas tragisch zu nehmen.

„Bitte, reden Sie aber nicht darüber, Mrs. Mahony. Ich hätte Ihnen den Wetterbericht gar nicht zeigen sollen."

Jetzt wurde sie aufmerksam.

„Ist denn eine Gefahr?"

„Nein. Nicht. Der ‚Globus' ist ein zu gutes und zu großes Schiff."

Selbstverständlich erwähnte Mrs. Mahony schon beim nächsten Gespräch, was sie erfahren hatte.

„Sturm?"

„Ausgeschlossen!"

„Das Meer ist doch spiegelglatt."

„Ich habe den Bericht selbst gelesen."

„Ich will mich am Schwarzen Brett überzeugen", sagte Mr. King.

Aber heute war die Wettermeldung nicht angeschlagen. Der Kapitän machte es wohl wie in den Sommerfrischen die Hotelwirte, die nur gute Witterung für mitteilenswert halten, damit ihre Gäste nicht abreisen. Kapitän Oud brauchte doch keine Sorge zu haben, daß jemand vorzeitig ausstieg!

„Und die Funkstation hat Betriebsstörung, denken Sie nur!"

Wie rasch sich solche unwichtige Ereignisse herumsprachen! Noch während des Lunch wußte es jeder, und Mr. Williams bat den Kapitän um Auskunft.

„Aber, lieber Mr. Williams, geschieht das in ihren Betrieben nicht auch mal? Na, sehen Sie."

„Es ist auf einem Schiff nur von größerer Wichtigkeit."

„Wenn Sie auch einmal nicht oder zu spät die Neuyorker Kurse erfahren."

„Mr. Hallock würde Ihnen etwas anderes antworten."

„Mr. Hallock? Bitte, lassen Sie mich mit Mr. Hallock zufrieden!"

*

Anruf vom Kapitän.

„Hallo?"

„Hier Funkstelle."

„Immer noch Störung?"

„Ja.“
„Versuchen Sie, Kingston zu rufen.“
„Kingston meldet sich nicht.“
„Havanna.“
„Keine Antwort, Kapitän.“
„Zum Teufel, Herr, halten Sie Ihre Kiste gefälligst in Ordnung!“
„Die Elektrotechniker arbeiten fieberhaft.“
„Versuchen Sie's mit einer Großstation.“
„Ich hatte für Augenblicke Neuyork. War aber nichts zu verstehen.“
„Melden Sie sofort, wenn Verbindung hergestellt ist.“
„Befehl, Kapitän.“
„Danke.“

*

„Wir sprechen schon wieder mit Neuyork. Sie können also beruhigt sein, Mr. Williams.“
„Dann ist es ja gut.“
Seht ihr, es war nicht der Rede wert, dies Gewäsch!
Daß in der neuesten Nummer der Bordzeitung die „Letzten Nachrichten“ und die Börsenkurse aus Neuyork und Chikago fehlten, was tat's? Heute hatte doch niemand Zeit, zu lesen. Die Vorbereitungen zum Maskenball nahmen alle in Anspruch. In die leere Spalte hatte der Drucker eine kleine Humoreske von Mark Twain eingerückt.
Kurz vor Beginn des Festes huschte Mrs. Mahony im Zigeunerkostüm nochmals zur Funkstation. Der Funker saß wieder mit den Kopfhörern am Tisch und übertrug einen Text in Morsezeichen.
Halb umgewendet zu Mrs. Mahony:
„Ihr Telegramm ist schon durchgegeben.“
„Aber immer noch keine Antwort?“
„Nein.“
Das Bootsdeck war verlassen. Unten spielte bereits die Kapelle. Das Meer war unruhig. Der „Globus“ schaukelte. Fern am Horizont lag wie ein kauerndes Raubtier eine geballte schwefelgelbe Wolke mit blauem Rand. Klein, daß man sie kaum beachtete. Mrs. Mahony starrte lange zu ihr hinüber. Hinter ihr ging ein einsamer Passagier vorbei, von dem sie schon viel gehört hatte. An diesem Abend sah sie ihn zum erstenmal. Er wirkte so unheimlich, daß sie aufschrie.
Ein Herr in schwarzem Anzug, schwarzem Hut und schwarzen Handschuhen, der sich bei jedem zweiten Schritt auf einen Regenschirm stützte. Aber man war doch in den Tropen, und alle Passagiere kleideten sich weiß!

XVI.

War das ein Fest! War das ein Maskenball! Er konnte nicht besser in Szene gesetzt worden sein. Alle Bewunderung für den Chefsteward, das Komitee und die Schiffsgesellschaft, die an nichts gespart hatte, ihren Passagieren einen unvergeßlichen Abend zu bieten.
Speisesaal und Tanzhalle waren mit bunten Flaggen und Girlanden geschmückt. Herrliche Blumen, frisch in Havanna an Bord genommen, prunkten auf allen Tischen und schmückten jeden Winkel.
Die Musikanten spielten heute in Uniform, als ungarische Zigeuner. Wie das schmetterte und tollte! Schon beim Dinner, als der erste Foxtrott begann, wollten die Gäste tanzen.
„Lucky Day“, hieß das Stück.
Wahrhaftig ein ausgelassener, glücklicher Tag. Drei Cheers für Kapitän Dud!
Mit einer großen Parade vor den Preisrichtern hatte das Fest begonnen. Und die ganze Narrenzunft schien vertreten. Was für Einfälle und welche Mühe! Clowns und Pierretten, Dominos, Trapper und Briganten, Indianer und holländische Bäuerinnen in klappernden Holzschuhen, eine Chaplin-Kopie und ein Douglas Fairbank als „Dieb von Bagdad“, Spanierinnen und Mexikanerinnen, Chinesen, Matrosen und Stewardessen, Zigeuner und Maharadschas, Cowboys und Artisten, Ulkgestalten von grotesker Komik, eine lebendige Vogelscheuche, mit Stroh ausgestopft und mit einem Besen durch den Rockärmel, der allen hinderlich war. Phantasiekostüme, Blumen und Schmetterlinge. Selbstverständlich auch eine unvermeidliche Königin der Nacht. Oder zwei.
Der kleine Leo hatte recht behalten. Mrs. Palmer, klein, plump und ungeschickt, kam als italienischer Leierkastenmann in weiten Hosen, hatte eine Orgel umgehängt, die jämmerlich quiekte, und schleifte den in der großen Unruhe völlig verängstigten Affen an der Kette hinter sich her. Ihn auf den Arm zu nehmen, getraute sie sich nicht, und auf dem Leierkasten blieb er nicht sitzen.
Sie bekam für ihre vortreffliche Maske den zweiten Preis. Während Mrs. Mahony mit ihrem geborgten Papagei in der Hand, der wütend um sich hackte und bald wieder im Bagageraum verschwinden mußte, nur „lobende Erwähnung“ fand. Mit Leos Affen hätte sie auch gesiegt.
Mrs. Palmer hatte es übrigens gar nicht leicht gehabt, einen Preis zu bekommen. Als Mrs. Seemann nämlich erfuhr, daß sie das Tier für die Maskerade brauchte, protestierte sie flammend. War es denn nicht auch ihr Eigentum? Da sie aber als „Nachtfalter“ auftrat, war der Einspruch albern.
Mrs. Palmer hatte die gute Idee auch zuerst gehabt. Sie mußte darum bitten, den Affen mitnehmen zu dürfen. Ja, beinahe hätte Mrs. Seemann in ihrer Eifersucht alles verdorben.

Die Preisrichter hatten es nicht leicht, die besten Masken herauszufinden. Den ersten Preis erhielt einstimmig Mrs. Helen Horld, die königlich in Mantilla und Sevillaner Kopfschal als spanische Tänzerin erschien. Sie war die schönste Frau an diesem Abend, wenn dies die meisten Damen auch nicht zugeben wollten. Oh, wie herrlich und einzigartig das Blond ihrer Haare war!
Bei den männlichen Masken versagten die Preisrichter völlig und bewiesen nur Ungeschmack. Wenn sie da doch lieber die Damen gefragt hätten!
Die Vogelscheuche gefiel ihnen am besten. Die Vogelscheuche! Weil sie so originell war. Es war kein Kompliment für Mrs. Helen Horld. Sie mußte sich mit ihr zusammen photographieren lassen. Unter Geschrei und Hallo! Die Vogelscheuche entpuppte sich später als einer der jungen Ehemänner auf der Hochzeitsreise. Und seine Frau weinte vor Glück und Freude. Mr. Smith behielt den ganzen Abend den Besen in den Ärmeln, so begeistert war er von sich selbst und seiner Idee. Ein tüchtiger, lebensfroher Mensch, der auch bei den Shuffleboardwettspielen und beim Tennis schon den Ersten Preis gewonnen hatte. Dreimal war es ein Füllfederhalter gewesen.
Den Maskenpreis hätte der „Dieb von Bagdad“ berechtigter verdient, oder ein alter indischer Gaukler, der stumm einherschlich, weißhaarig und mit gesenkter Stirn.
Immer wieder riet man vergeblich, wer es sein konnte. Undurchdringlich gut war seine Maske.
„Der könnte sogar echt sein“, meinte Mrs. Rieger. „Er stinkt geradezu vor Urwüchsigkeit.“
Aber dafür hatte das Preisrichterkollegium keinen Blick. Wer eine Vogelscheuche originell finden konnte! Mr. Austin war es, der sich am meisten darüber aufregte. Er hatte sich für dreihundert Dollar in Havanna ein Cowboykostüm gekauft und hatte Ehrgeiz, gefeiert zu sein.
Den zweiten Preis bekam aber der Grasaffe, weil er als wandelnde Whiskyflasche die Prohibition der U. S. A. persiflierte. Das schien man auch noch für originell zu halten.
Der Grasaffe war wieder mit Mrs. Williams zusammen, die als Holländerin verkleidet war, und flirtete grauenvoll. Mr. Williams hielt es, in sein Schicksal ergeben, nicht mehr für notwendig, sich deshalb in der Bar zu betrinken. Ganz gegen seine Art spielte er heute den Clown, vom Schiffsfriseur prachtvoll geschminkt, und belästigte alle jungen Damen mit einer Pfauenfeder, die er vor ihren Nasenlöchern herumwedelte.
Wäre es nicht Mr. Williams gewesen!...
Alle Passagiere waren wie toll, wahrhaftig, und als beim Dinner an kleinen Tischen Hupen, Rasseln, Knarren und kleine Kindertrompeten verteilt wurden, steigerte sich die Fröhlichkeit zum Höllenlärm.
Selbst die Mannschaft des „Globus“, die sonst für die Passagiere wenig Interesse zeigte, denn sie lebte ja abgeschlossen in einer anderen Welt, tief da unten in der satanischen Glut bei den Ölkesseln und Maschinen, redete heute von diesem Ball. Vielleicht konnte man in der Dunkelheit unbeachtet an den hellerleuchteten Fenstern am C-Deck vorüberschleichen und einige Sekunden lang die Stirn an die Scheiben pressen, um etwas von der Orgie zu sehen.
Dunkle Schatten, die vorüberhuschten. Nicht mehr.
Das Dinner war an diesem Abend überreich zusammengestellt, denn es war auch das Abschiedsessen, das der Kapitän seinen Passagieren zu Ehren gab, bevor man den Bestimmungshafen erreichte.
Übermorgen sollte der „Globus“ vor Jamaika sein.
Champagner und schwere Burgunder. Launige Tischreden und Toaste. Tusch. Händeklatschen. „Show me the Way to go Home“, spielte die Kapelle. Aus zwei Raumwinkeln sprangen farbige Lichtkegel auf, tasteten nach dem Podium und überschütteten jäh mit blendendem Rot die schlanke Kindergestalt einer Tänzerin.
Peggy!
In einem lachsfarbenen Kleide stand sie da, verneigte sich vor ihrem Publikum, ein kleines, erfrorenes Lächeln in den Mundwinkeln. Dann begann sie zu tanzen.
La Paloma und einen Walzer von Strauß.
Noch ehe sie endete, hatte sie alle besiegt. Man jubelte ihr zu und klatschte; man plünderte die Vasen, um Blumen an sie verschwenden zu können. Und Mrs. Seemann, ihre Stiefmutter, strahlte vor Glück.
Peggy verschwand. Man rief sie wieder und wieder. Die Lichtkegel kreuzten sich auf dem schmalen Tanzpodium, aber sie griffen ins Leere.
Peggy, Ziegfelds kommender Star!
Da war sie wieder, im Kostüm eines armen Farmermädchens, einen breiten Hut in die schwarzen Locken gedrückt.
„Down the Swanie River“, sang jetzt die Geige allein.
Mein Gott, war diese schwermutvolle Melodie auch zu tanzen!
Peggy! Peggy! Peggy!
Da oben lebte eine Künstlerin Amerikas Lieblingslied, das man sang, wenn man sentimental wurde. Lebte es. Tanzte es mit allen Nervenfasern! Die kleine flackernde Menschenflamme da oben. Herrlich!
„Noch einmal! Noch einmal!“
Peggy taumelte. Der Boden neigte sich unerwartet nach der Seite. Lärm und Geschrei. Geschirr und Gläser kamen ins Gleiten, fielen und zersplitterten. Teller schmetterten zu Boden. Eine Riesenwoge hatte den „Globus“ steil emporgehoben und aus dem Gleichgewicht gebracht. Langsam richtete er sich wieder auf, während Gischt und Schaum an die festgeschlossenen Bullaugen knallten.



Am Weiher. Farbige Zeichnung von Wilhelm Jakob Hertling.

Der Sturm hatte das Schiff überfallen.

Der Sturm.

Aber der Schrecken hatte keine Tiefe. Man übertönte ein kurzes Grauen mit Geschrei.

Dieser Sturm paßte sogar herrlich in die Champagnerstimmung.

„Steward, neue Gläser!“

„Steward, mehr Champagner herbei!“

Auf und ab tanzte das Schiff. Ganze Tische wurden leergefegt.

Gelächter. Menschen standen auf, um irgendwo zuzugreifen, und taumelten, als ob sie betrunken wären.

Der Taifun heulte über Deck und schellte wie ein Ton im höchsten Diskant durch den Schlußmarsch der Zigeuner.

Der Ball konnte beginnen.

Sollte die herrliche Stimmung wirklich durch ein lächerliches Naturereignis zerstört werden? Nein!

Man mußte den Grasaffen hören, wie geschickt er die Situation zu beherrschen begann.

Aufgereckt stand er auf einer Tischplatte und hielt aus dem Stegreif eine Rede, die Feige ermutigte und die Besorgten erheiterte.

„Wo ist der Kapitän,“ schrie er in den brausenden Lärm hinein, „wo ist unser Führer, liebe Masken? Er steht jetzt auf der Kommandobrücke und dreht selbst das Steuerrad. Was kann uns da noch geschehen? Und was ist ein Taifun im Westindischen Archipel? Was bedeutet schon solch ein aufgeblasenes Stürmchen, das sich wichtig macht! Wir tanzen!“



Fabeltiere. Radierung von A. W. Baum.

„Ja, wir tanzen!“

„Es kommt, und es geht. Es will auch dabeisein, wenn wir lustig sind, und maskiert sich grausig. Laßt euch nicht bluffen, liebe Narren! Der ‚Globus‘ ist ein gutes Schiff, und es ist keine Gefahr!“

„Nein, keine Gefahr!“

„Wenn Gläser zersplittern sollen, dann wollen wir wenigstens rechtzeitig die vollen austrinken. Es lebe die Freude!“

Mr. Lebel erreichte mit seinen scharf hinausgeschleuderten Worten, was er wollte. Er hielt die Passagiere zusammen, er überbrückte die Furcht, er gab die vergessene Parole neu aus.

Mochte der Kapitän den Kurs geändert haben, daß der „Globus“ den heranbrausenden Sturm jetzt im Rücken hatte, oder flaute das jähe Unwetter bereits wieder ab?

Die Fahrt des Schiffes wurde wieder ruhiger, nach kurzer Zeit. Tatsächlich aber pfeilte es, mit halber Maschinenkraft von dem riesigen Sturmmotor getrieben, durch die aufgepeitschte Flut, hob sich und senkte nur noch den Bug in die geisterfahle Gischt. Das Rollen hatte aufgehört.

Jetzt sprach auch der Erste Offizier ein paar Worte vom Podium aus. Die Passagiere kannten ihn kaum, da er nur selten an den Mahlzeiten teilgenommen hatte. Er hatte, als Vertreter des Kapitäns, schweren Dienst und kam selten von der Kommandobrücke. In den letzten Tagen hatte er auch wieder einen Anfall alter Malaria gehabt.

(Fortsetzung folgt.)

DIE INSELN DER SELIGEN

VON DR. H v. ENGELMANN, KONSTANTINOPEL, MIT 6 ORIGINALZEICHNUNGEN VON RICHARD MAYNTZ

Sie liegen nicht in Polynesien, gemeint ist weder das vielgerühmte Bali noch Misol, die nicht minder schöne, doch kaum bekannte Insel, und man benötigt keine Expedition, um den Fuß an ihr Gestade zu setzen. Uralten, klassischen Kulturboden stellen sie dar und verkörpern daher auch nicht das kindlich-naive Glück primitiven Naturvolkes, sondern ein Geschehen von Jahrtausenden spiegelt sich in ihnen, ward eins mit der Natur, mit jeder Geste dieser glückhaften Eilande. Ihrer ist eine reife Seligkeit, durchsetzt mit allem, was das Leben zu vergeben hatte an Wonne und Schmerz, doch geklärt und vergeistigt, bar der Schlacken grauer Erdgebundenheit. — Die saphirblauen Fluten des Marmarameers stellen die kostbare Fassung für die rubinroten und smaragdgrünen Edelsteine der Prinzen-Inseln, und die lichtblau dämmernden, schneegekrönten Berge Anatoliens schließen den Bogen des Diadems um sie, so vollkommen, daß keines Meisters Phantasie je Edleres erdachte. Ob erstes Lebensahnen jungen Frühlings webt, ob lachende, froh bejahende Sommersonne herabstrahlt auf übermütig im Seebad tollende oder lässig hingestreckte Gestalten, sogut wie unter den melancholisch-weichen Schleiern des herbstlichen Memento mori: niemals schrillt die oft barbarisch wilde Dissonanz der Farbgebung italienischer Landschaft; stets ist es eine einheitliche Melodie zarter Töne, abgestimmt auf des größten Künstlers feinster Palette, unendlich wohltuend dem Auge und dem Herzen. Und in allem und jedem liegt ein verhaltenes Mahnen an bewegter Vergangenheit wild pulsierendes Leben, das sich immer wieder, doch zart gemildert und gedämpft, zum Ausdruck bringt.

Frauen und Männer, oft edlen Geblütes, Prinzen und Prinzessinen byzantinischer Herrschergeschlechter, Würdenträger und Feldherren waren in alten Zeiten die unfreiwilligen Bewohner der Inseln, lebten dort als Verbannte oder Häftlinge. In der Zeit Karls des Großen entstand auf der Insel Prinkipo das Irenenkloster, genannt nach der Stifterin, Kaiserin von Byzanz. Aus kleinen Verhältnissen emporgestiegen, bemächtigt sie sich nach dem Tode des Gatten, Leo IV. Chasares', des Thrones durch Gefangensetzung und Blendung des Sohnes, als er von den Spielen des Zirkus heimkehrt. Am Ostermontag zieht sie dann selbst ein in den gleichen Hippodrom, die Krone von Byzanz auf dem stolzen Haupt, Zepter und Reichsapfel in den Händen, angetan mit dem kaiserlichen, edelsteingeschmückten Purpurmantel, stehend auf goldenem Triumphwagen, dessen vier milchweiße Rosse die Großen des Reiches führen. Jahre, angefüllt mit Pracht und Zügellosigkeit, abgelöst von Zeiten religiöser Ekstase, folgen sich wie die Zahl ihrer Liebhaber. Doch bald schon naht das Ende. Der Schatzmeister Nikephoros läßt die Kaiserin nächtens aus dem Bette reißen, und zu Allerheiligen setzt eine Galeere sie an Land in Prinkipo. Während die wankelmütige Menge in Byzanz dem Nachfolger zujubelt, steigt Irene allein und verlassen den steinigen Weg hinan zu ihrem Kloster, wo die Enkelin Euphrosyne sie begrüßt, verbannt vom eigenen Vater. Nun ist es der stolzen Kaiserin Heimat, fast bis zu ihrem Tode auf der Insel Lesbos. Auch Euphrosyne ward nur für wenige Jahre, da der Kaiser sie, allen Nonnengelübden zum Trotz, zu seiner Gemahlin machte, erlöst aus der Haft, dann schließt sich aufs neue hinter ihr die Klosterpforte, um sich nie mehr zu öffnen.

Das zweite Viertel des elften Jahrhunderts hallt wider von den Verbrechen, Ausschweifungen und Leidenschaften der Kaiserin Zoë. Die Ermordung des eigenen Gemahls ebnet dem Geliebten, einem epileptischen Geldwechsler, den Weg zur Krone, welche die kaiserliche Buhlerin ihm noch in der Mordnacht aufs Haupt drückt. Der Neffe des schwachsinnigen Kaisers entthront Zoë, ihr Haar verfällt dem Schermesser, und sie muß die Kutte nehmen. Nach Jahresfrist jedoch befreien die Anhänger die gefangene Kaiserin, ihr einstiger Günstling und neuer Gemahl, Konstantin Monomachos, wird Kaiser. Seine Gunst teilt sie Zimmer an Zimmer mit der Kurtisane Sklerene. Im Purpur stirbt die fast Achtzigjährige; kein Laster, keine Begierde ist ihr fremd geblieben, aber auch keine religiöse Zerknirschung. Alle Höhen und Tiefen hat sie durchmessen, vom Thron zum Kloster und wieder zum Thron, einmal in goldenen Schuhen stolz daherschreitend, dann mit nackten Füßen in rauhen Sandalen, den Rosenkranz zwischen unruhigen Fingern ... byzantinisches Kaisertum.

Zahlreich wie die vornehmen Insassen der Nonnenklöster Prinkipos waren die Kaisersöhne und Großwürdenträger in geistlichem Gewande, die auf den anderen Inseln, besonders Chalki, gefangensaßen, oft nachdem ihnen, gemäß der barbarischen Sitte damaliger Zeit, die Augen ausgestochen worden waren. Auf dem kleinen Felseneiland Antirovitha lebte lange der heilige Ignatius in Verbannung, ein Opfer des grausamen Michael III. Die schlimmsten Gefängnisse aber waren die „oubliettes“ der todeseinsam aus dem Meer aufragenden Felskegel Plati und Oxia — letzterer sah später die Tiertragödie der verhungernden Stambuler Hunde — unbarmherzig, schattenlos-heiß im Sommer, feuchtkalt zur Winterszeit. Gern verbannte man in bewußter Grausamkeit zwei Widersacher auf je eine der Inseln, daß sie sich täglich sehen konnten bis zum traurigen Ende ihrer Tage. — Später erbaute auf Plati der englische Botschafter Lord Henry Bulwer, der Bruder des Dichters, ein Schloß, in dessen Einsamkeit er sich zurückzog von den Ränken der Welt. Nun ist es längst verfallen, und man flüstert, daß noch zu Abd ul Hamids Zeiten lebenslustige türkische Damen dorthin ihre Kaikfahrten machten, wenn sie sich zu zartem Stelldichein mit einem der blonden Söhne des Nordens treffen wollten, einem, der die Gefahr lachend verachtete ...

Auf Chalki starb an der Pest Lord Burton, der erste englische Botschafter am Goldenen Horn zur Zeit der Königin Elisabeth. Er ist es, der den Ein-



Die große Sensation des Tages: Ankunft des Bäderdampfers.

fluß der Genuesen und des Papstes ausschaltete durch eine geschickte Brieffälschung und nach Britenart dies ruhig zugab mit den Worten: „Es geschah im Dienste der ‚gracious queen‘ und im Kampf gegen Rom!“ Chalki trägt die älteste byzantinische Kapelle, und nicht weit von ihr liegt auch das Grab jener 800 griechisch-russischen Freiwilligen, die in Hellas' Freiheitskampf von 1827 fielen. Und in neuester Zeit sah die freundliche Insel das Quarantänelager der mit General Wrangel aus Odessa geflüchteten Weißrussen, wo sie verblieben, bis die Erlaubnis zum Betreten Konstantinopels erteilt wurde. Hier spielten sich die ersten Szenen der Befreiung, der Niedergeschlagenheit, übermütiger Freude, Leichtsinns und skrupelloser gegenseitiger Ausbeutung unter den 300000 Flüchtlingen ab, Szenen, die nachher ihre brausend gesteigerte Fortsetzung in der Ewigen Stadt am Bosporus selbst fanden, um dann still zu verebben. Viel hat gerade Chalki erlebt, diese trotz aller weichen Linien



Blick auf die Insel Prinkipo mit der gleichnamigen Ortschaft, dem Hauptplatz der Prinzen-Inseln.



Wie im Garten Eden: Beschauliches Badeleben am Strande.

geschlossenste, herbste und kraftvollste der Inseln, aus deren dunklem Schoße einst die Sklaven, geduckt unter der Peitsche der Aufseher, das kostbare Kupfer scharrten.

Heute flieht der Konstantinopler aus seinen glühenden Straßen während des Sommers zu den Inseln, und groß ist das Gedränge bei der Dampfer Ankunft. Die größte unter ihnen, mit der gleichnamigen Ortschaft, Prinkipo, ist international und moderner Vergnügung nicht abhold. Chalkis duftig-würzige Pinienhaine begünstigen beschauliches Leben, und Antigoni, die zarte, feine, die Insel der Griechen, unscheinbar und bescheiden nach außen, offenbart ihre reiche Schönheit nur dem, der Natur und nichts als Natur sucht, keine weißgedeckte Gasthaustafel als Lebenszweck betrachtet, sondern sich bescheidet am mitgebrachten Fisch, den der Kaffeehauswirt unter der großen, krummen Pinie ihm auf offenem Rost bereitet.

Die lieblichen Eilande fangen jeden ein mit ihrem eigenen Charme, jeden, der feines Gefühl hat für das, was war, was ist und sein wird. Nun scheint es, als ob all die Seufzer und Klagen, die einst hier in die Lüfte hallten, geläutert wurden und sich im Ablauf der Jahrhunderte verwandelten in eine stille, feine, zuweilen ein wenig schwermütige Zärtlichkeit. Und ganz offenbar wird das, wenn man sich an einem grauseidenen Herbsttag im Hotel Calypso in Prinkipo einer südlich-schönen Frau gegenüber zum fein abgestimmten Mahle setzt und unter dem purpurnen Leuchten des edlen Griechenweins hinausträumt in die silbrige Weite, in sich und die schwarzlockige Begleiterin hineinlauscht, deren nachtdunkle Augen in verhaltener Glut immer und immer wieder die große Frage stellen, für die noch kein Sterblicher die Antwort fand. Und wem das Leben schwerstes Leid säte auf den Weg, den wir alle gehen, der suche Zuflucht bei den Inseln der Seligen. Vielleicht geben sie ihm wieder ruhige Augen . . . vielleicht . . . vielleicht.



Byzantinische Kapelle auf der Insel Chalki.



Stille Bucht der Insel Antigoni.



Glückliche Behausungen im Pinienschatten.

Grönländische Volkskunst



Eine Schönheit des hohens Nordens: Reinrassige Grönländerin mit der uralten Haartracht in der typischen Kleidung.

Kaum ein anderes Naturvolk der Erde hat in seinem Kampf ums Dasein mit solchen Schwierigkeiten zu kämpfen wie die Grönländer und die Eskimos, die längs der ganzen Eismeerküste Nordamerikas bis zur Beringstraße hin sowie selbst auf dem arktischen Archipel, der westlich von Grönland liegt, verbreitet sind. Das wesentlichste Hilfsmittel, das die rauhe Natur dieser Breitengrade bietet, sind die Robben, die der grönländische Fangmann in seinem leichten Kajak unter beständigen Gefahren erbeuten muß, um sein und seiner Familie Leben zu fristen; denn die Robben liefern so ziemlich alles, was die Grönländer zum Unterhalt gebrauchen. Und doch, welch achtungswerten Kulturstandpunkt hat dieses Polarvolk aufzuweisen! Unter den heutigen Grönländern kann jeder einzige lesen und schreiben, ja sogar eine in eskimoischer Sprache verfaßte, von Grönländern herausgegebene und hergestellte Zeitschrift fehlt nicht. Und ebenso interessant ist die Volkskunst, die man in Grönland findet, die in erster Linie jedoch von den Frauen ausgeübt wird, welche bei der Herstellung ihrer Kleidung eine bewundernswerte Handfertigkeit und Phantasie entwickeln. Der Kajakfahrer hat mit Heranschaffung der Robben sein Werk vollbracht. Die Zubereitung der Felle und deren Verarbeitung zu Kleidung, Bootbezügen und dergleichen überläßt er den Frauen, die denn auch alle diese Arbeiten meisterhaft verstehen. Vor allem kommt die Kunstfertigkeit der Grönländerin bei der Herstellung ihrer eigenen Kleidung zur Geltung. Diese besteht in dem Anorak, der Bluse mit breitem Kragen, den Kamikker oder Hosen, die bis zum Knie reichen und aus Robbenfell angefertigt sind, also nichts für unsere Damenwelt wären, sowie den langen Stiefeln, ebenfalls aus Robbenfell. Da nun sämtliche Kleidungsstücke reich mit Stickerei oder Besatz in strahlenden Farben geschmückt sind, entwickelt die Grönländerin in ihrem Sonntagsschmuck einen nicht geringen Staat. Und das Hauptstück ist der breite Kragen, der entweder aus Perlen besteht oder aus winzigen gefärbten Robbenstücken zusammengesetzt ist, eine Kunst, die erst zu der Zeit auftauchte, als die Grönländer von den Europäern Farbstoff erhielten. Die Bluse besteht für den Sonntagsstaat aus Seide oder Samt. Kamikker und Stiefel haben gleichfalls reichen Besatz in verschiedenen Farben.

Die Männer in Grönland sind in erster Linie Fangleute und Familienversorger. In ihrem Kajak fahren sie aufs Meer hinaus, um Robben zu jagen. Als Waffe dient hierbei die Harpune, die mittels Leine oder Riemen mit der hinter dem Fangmann liegenden Luftblase aus Robbenfell verbunden ist, welche den Zweck hat, dem Fangmann zu zeigen, wohin die harpunierte Robbe flieht. Da der Grönländer seine Harpunspitzen aus harten Knochen herstellt, hat er große Fertigkeit in der Behandlung dieses Materials und schnitzt daraus in der langen Polarnacht zu seinem Vergnügen allerhand Gegenstände, z. B. kleine Knochenpuppen oder Dinge, die mit seinem Wirkungskreis in Beziehung stehen, wie Renntiere, Polarvögel, Robben, Bären, Schlitten und Hunde. Ebenso versteht er, mit seinem Messer aus Holz Schalen, Kannen und dergleichen herzustellen, und die Grönländer der Ostküste setzen bei solchen Holzarbeiten gleichzeitig Knochenstücke ein, damit Verständnis für die gute Wirkung dieser Zusammensetzung zeigend. Das Material besteht gewöhnlich in dem Treibholz, das meistens von den sibirischen Strömen aufs Meer getrieben und dann mit den Strömungen über das Nordpolgebiet geführt wird, um endlich bei irgendeinem Polarland zu landen.

Neuerdings erregt die Volkskunst der Grönländer auch in den Privatkreisen des Auslandes Interesse, da Arbeiten der grönländischen Handfertigkeit über Kopenhagen den Weg nach verschiedenen Ländern nehmen. Sie bilden auch höchst bemerkenswerte Äußerungen kultureller Regungen eines Polarvolks, das einen beständigen schweren Kampf mit den Unbilden der Eisregion führen muß. F. Mewius.





Das ideale Fahrzeug für das Eismeer: Grönländer mit Kajak. Hinter der Sitzluke befindet sich der Luftsack, der das Untergehen verhindert. — Im Oval: Mischrassige Grönländerin (in „moderner" Frisur) mit selbstgefertigtem Zierkragen.



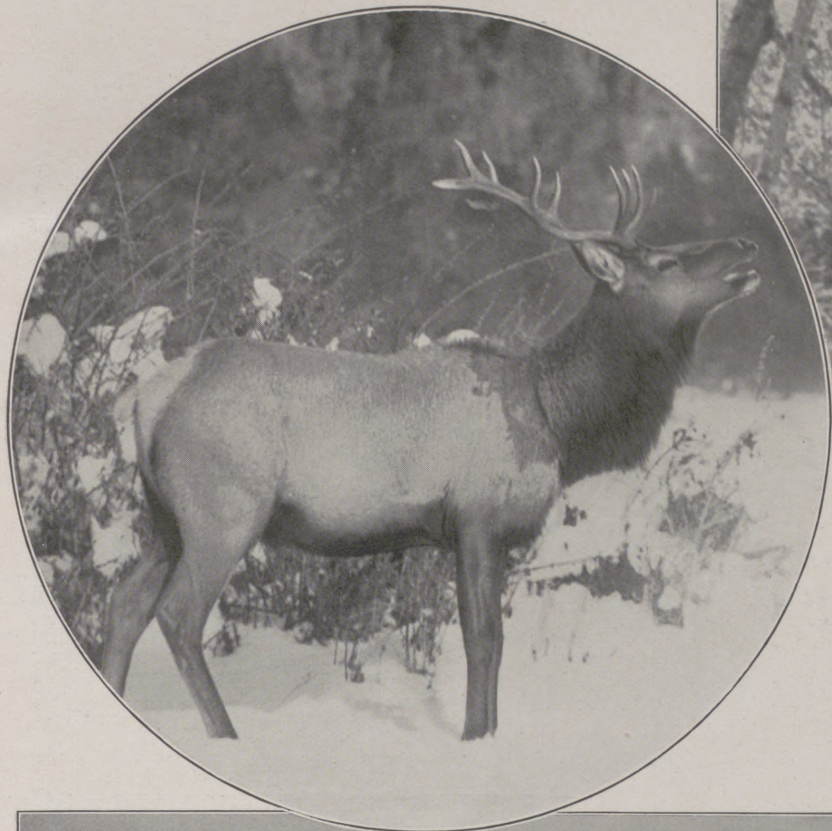
„Expressionistische" Gliederpuppen: Grönländische Knochenschnitzereien.

Nebenstehend: Beispiele eigenartiger Knochenschnitzfiguren.



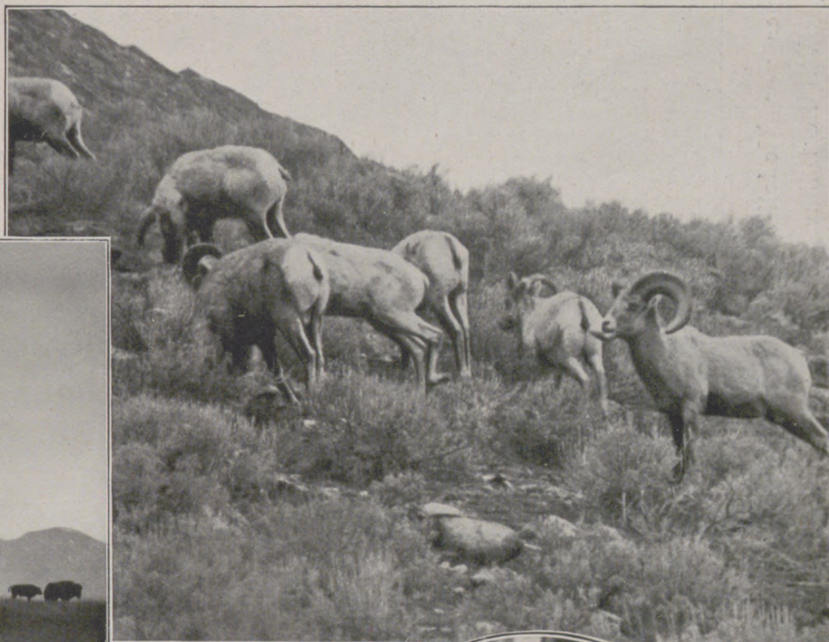
Uriges Wild in Amerikas Wildnissen

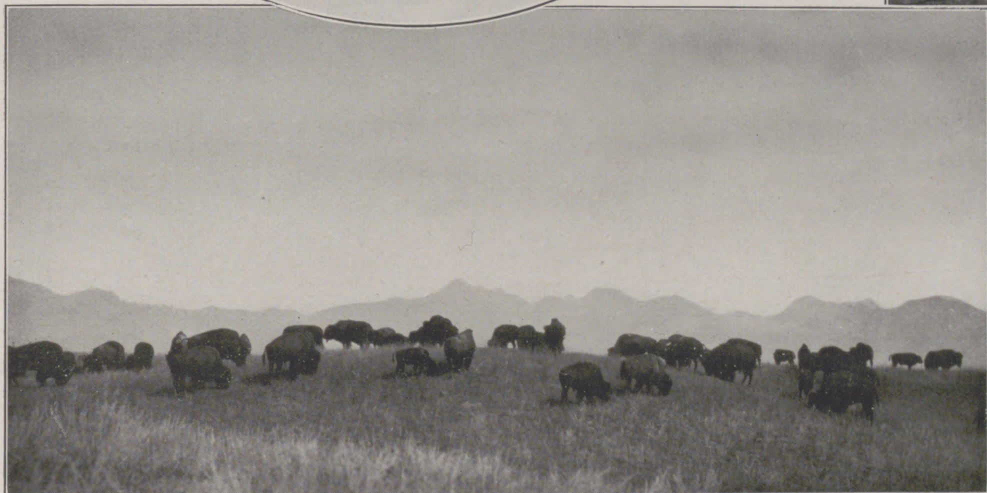
(Hierzu der gleichnamige Beitrag auf Seite 334)





Ein Idyll im Yosemite-National-Park (Kalifornien): Schwarze Bärin mit Jungen.
Im Kreis: Während der Brunftzeit im Yosemite-National-Park: Schreiender kalifornischer Zwerg-Wapiti. Eine nahezu ausgestorbene Rasse.





Büffelherde in der National-Bison-Range bei Dixon (Montana).
Mitte rechts: Vor Verfolgung geschützt: Die einst so scheuen Wildschafe im Yellowstone-National-Park (Wyoming).





Selbst der Grizzly wird harmlos, wenn er merkt, daß man ihm nichts tut. (Yellowstone-National-Park in Wyoming).
Nebenstehend: Er kann sich sicher fühlen: Bison (Büffel) in der Prärie der Wichita-National-Game-Preserve (Oklahoma).

(Abbildungen nach Vorlagen von Dr. H. Weigold [links und rechts oben] und der Biological Survey.)



Neue Wege der Modenschau: Einzelvorführungen von Modellen auf der Modenrevue der Bekleidungsgesellschaft für Deutsche Beamte A.-G. im Lehrervereinshaus in Berlin. Im Hintergrunde die Bühne für die Darstellung der lebenden Modebilder. Zeichnung von R. Koch-Zeuthen.

Das Bilderbuch der Mode

Eine neue Form der Modenschau



Das Bilderbuch der Mode: Beim Morgenkaffee.

Überschlanke Damen mit stereotyp lächelnden Lippen, monoton und automatisch in ihren Bewegungen, gleichmäßig lässig schreitend und sich drehend: Lebendige durch Nummernschilder gekennzeichnete Puppen mit der Aufgabe, die neuen Modelle möglichst vorteilhaft zur Geltung zu bringen, Kleider, Mäntel, Hüte in verwirrender Fülle — das ist das Bild der üblichen Modevorführungen, deren ermüdende Einförmigkeit uns fast schon überdrüssig wurde. Wir verlangen nach frischen Eindrücken; neue Wege also müssen gesucht und beschritten werden, den Zuschauer zu fesseln durch farbige lebensvolle Abwechslung.



Wir fahren in die Ferien!

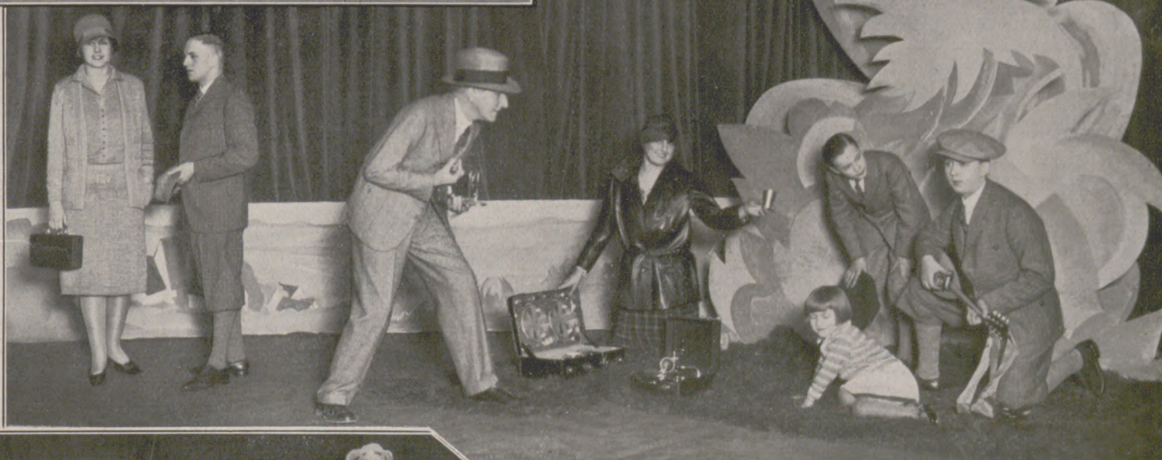


Bei der Arbeit: Szene im Büro.

Da ist man auf den Gedanken gekommen, die vorzuführenden Kleidungsstücke nach ihrem Verwendungszweck, nach Tageszeit und Gelegenheit zu gruppieren in lebenden Bildern, die sich dann langsam auflösen, so daß nun das einzelne Modell sich noch einmal besonders präsentiert. Das ergibt eine amüsante Moderevue, deren immer wechselnde Szenen den Betrachter nie ermüden lassen.

Eine solche reizvolle Veranstaltung konnte man vor kurzem im Lehrervereinshaus in Berlin sehen. Unter der gemeinsamen Leitung von Anna P. Wedekind und A. E. Pariselle, Berlin, den Schöpfern dieser neuen Ideen, rollte wie ein Film Bild auf Bild in buntem Nacheinander auf der kleinen Bühne ab, für die der Berliner Maler Curt Vogt ansprechend stilisierte Dekorationen geschaffen hat.

Neu war das Erscheinen männlicher Mannequins, unter denen sich auch ein netter rundlicher Herr von mindestens zwei Zentnern befand, der mit Grandezza die Vorteile solider Maßarbeit demonstrierte.



Erholung im Freien: Fröhliches Wochenende.



Nebenstehend: Im Zeichen des „B. G." (Bringt Glück!): Die Haus-Girls mit Frau Anna P. Wedekind in der Mitte.

Während der Pause zeigte geschickt zusammengestellte Lichtreklame die Entwicklung des veranstaltenden Hauses: der Bekleidungsgesellschaft für deutsche Beamte A.-G. Berlin (Neue Friedrichstraße 78/79 und Spittelmarkt 1/2, Filialen in Görlitz und Münster). Es ist dies eine von der Beamtenschaft ins Leben gerufene und von ihr getragene Anstalt des Deutschen Beamten-Wirtschaftsbundes, deren Ziel die Belieferung der Beamtenschaft mit qualitativ hochwertigen Dingen des täglichen Bedarfs ist.

ASTROLOGISCHE AMULETTE









1. Amulett-Medaille aus dem 17. Jahrhundert: Vorderseite. 2 und 3. Astrologische Medaille aus dem Jahre 1662: Vorderseite (links) und Rückseite. 4. Amulett-Medaille: Rückseite zur Vorderseite in Abb. 1.

Der Kampf mit dem Leben, mit dem Schicksal und den Naturgewalten veranlaßt den Menschen, Schutz- und Abwehrmittel zu suchen, die seinen Verhältnissen, seiner Kultur und seinen Anschauungen und denen seiner Zeit entsprechen. Soweit sich der Mensch dem Weltganzen, wenn auch vielleicht unklar und in einfachem Denken und Fühlen, verbunden fühlt, hält er sich mit Vorliebe an magische Mittel, an Kräfte von Steinen, Metallen, Pflanzen, die als Teile der Natur auch deren Kraft und Macht in sich tragen. Durch solche Mittel, die zur Verstärkung noch Bilder, Zeichen, Wörter oder ganze Inschriften zeigen können, soll Unheil abgewendet, sollen Geister und Dämonen beschwört, Einwirkungen auf Menschen, im guten und bösen Sinne, erzielt werden. So entstehen Amulette und Talismane, die letzteren mehr aktiven Charakters, vom einfachen Holz- oder Wurzelstück, Stein, Zahn oder sonstigen einfachen Gegenstand der Primitiven bis zum kunstvoll geschnittenen Edelstein, kostbaren Schmuckstück, zur geprägten oder gegossenen Medaille der Renaissance. Unsere Abbildungen zeigen einige schöne Beispiele solcher Medaillen, mit Darstellungen astrologischer Art, die bis in die neuere Zeit besonders beliebt und angesehen waren und ihrem Besitzer als Amulette dienten. Und zwar in dem Sinne, daß sich diese Darstellungen auf das Horoskop des Eigentümers bezogen. Das wird besonders bei dem schönen, großen und seltenen Stück aus dem Besitze des Verfassers deutlich, das etwa am Anfang des 17. Jahrhunderts entstanden sein mag und das Horoskop eines bedeutenden Mannes jener Zeit enthält. Man könnte vielleicht an Kaiser Rudolf II. oder an eine Persönlichkeit seiner Umgebung denken (Abbild. 1 und 4).

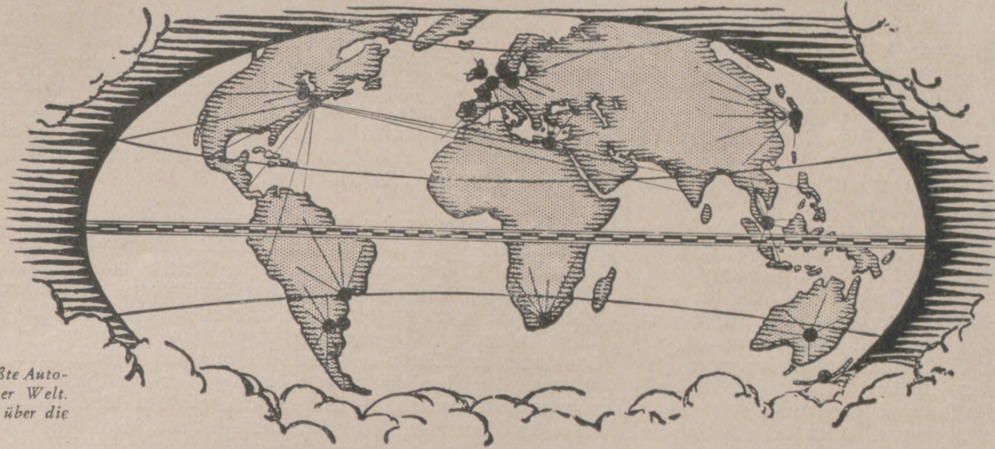
Man sieht auf dieser schönen Medaille die Gestalten von Jupiter und Sol (Sonne). Die letztere in eigenartiger, ungewohnter Darstellung, mit einem Schild (links). Auch der Revers der Medaille zeigt die Symbole von Sonne und Jupiter. Die Engelnamen Michael und Zadkiel stehen ebenfalls mit Sonne und Jupiter in althergebrachtem Zusammenhang, und die vier Engelnamen auf dem Revers beziehen sich auf die vier Himmelsrichtungen. Sechseck und Dreieck (Hexagon, Trigon) sind in dieser Anordnung günstige astrologische Symbole, die zwei eigenartigen Zeichen links und rechts vom Sechseck sind die Zeichen der „Geister" von Sonne und Jupiter, und die übrigen Zeichen auf dem Avers deuten Sternbilder, z. B. Tierkreiszeichen, an. Stellen aus der Bibel als Inschriften mögen dem Besitzer in irgendeiner Weise besonders entsprochen haben. Eine andere, etwas ältere Bronzemedaille zeigt Venus, auf von Tauben gezogenem Wagen, Sternbildsymbole und auf dem Revers das magische Siebenerquadrat der Venus (Abbild. 5 und 6). Planetensymbole, Achteck und merkwürdige Zeichen, die sich auf Planeten und Tierkreis beziehen, zeigt auch die letzte Medaille, die übrigens, wie die meisten, aus weniger edlem Metall, vielleicht einer Legierung, besteht.





5 und 6. Bronzemedaille mit der Venus auf dem von Tauben gezogenen Wagen (Vorderseite, links) und ihrem Siebenerquadrat (Rückseite).

Woher stammen all diese scheinbar dunklen, rätselvollen Dinge? Sie hängen eng mit der Astrologie zusammen, die schon im alten Orient von Bedeutung war, in Griechenland etwa seit Alexander dem Großen sich entwickelte und, mit Magischem und Religiösem sowie Vorschriften über Amulett-Anfertigung vermengt, über das hellenistische Ägypten mit seinen Zauberpapyri und über die Araber in das Abendland kam. Agrippa v. Nettesheim und Cardanus, um nur diese zu nennen, geben in ihren Werken nicht ohne Kenntnis arabischer Autoren Anweisungen zur Herstellung solcher Amulette. Dr. Ernst Darmstaedter.



General Motors ist die größte Automobilproduktionsfirma der Welt. Ihre Fabrikanlagen sind über die ganze Welt hin verteilt.

GENERAL MOTORS bietet Ihnen mehr für weniger Geld

wenn Sie ein Automobil kaufen

GENERAL MOTORS baut Automobile »für jede Börse und jeden Zweck«. Jeder General Motors-Wagen ist höchster Wert zu niedrigstem Preise.

General Motors ist die größte Automobilfirma der Welt mit 250000 Angestellten und Arbeitern. Werke und Verkaufsstellen sind über 104 Länder verteilt. 1926 wurden über 1200000 Wagen, 1927 über 1700000 gebaut.

General Motors' Kaufkraft.

In einem Jahre verbrauchte General Motors 8300 Waggons Stahl, 1600000 km Kupferdraht und 4500000 Liter Farbe und Lack. Die unvergleichliche Kaufkraft dieses Riesenbetriebes kann allerbestes Material zu günstigsten Preisen einkaufen. Jedem Käufer eines General Motors-Wagens kommt das dann wieder im Preise zugute.

Jeder General Motors-Wagen ist vielfach geprüft. Dazu dient ein riesiges, 503 ha großes Gelände mit jeder nur denkbaren Fahr- und Prüfgelegenheit, jeder Art von Straßen und Wegen. 800000 km im Monat werden hier von General Motors-Wagen gefahren.

Da die Güte der General Motors-Wagen durch Prüfungen erwiesen ist, kann selbst für den billigsten Wagen ein Jahr Garantie geleistet werden; für La Salle und Cadillac sogar zwei Jahre.

In Deutschland.

In Deutschland ist General Motors durch eine Berliner Niederlassung und durch hunderte von Händlern vertreten. Der Berliner Betrieb mußte schon im ersten Jahr bedeutend erweitert werden. Insgesamt werden hier fast 2000 deutsche Arbeiter und Angestellte beschäftigt.

Kaufen Sie Ihren Wagen aus Ihrem laufenden Einkommen.

Ohne fühlbare Geldausgabe kann Ihre Familie jetzt im eigenen Wagen fahren. Sie können ihn gegen geringe Anzahlung fahren und den Rest in kleinen Raten tilgen.

Die sieben General Motors-Typen sind hierneben kurz beschrieben. Suchen Sie sich den Wagen aus, der Ihnen gefällt. Der nächste General Motors-Händler wird mit Ihnen gern eine Probefahrt machen und Ihnen alle Einzelheiten mitteilen.

General-Motors G. m. b. H., Berlin-Borsigwalde

CADILLAC

Der Aristokrat der Automobile. Über die ganze Welt hin von Leuten höchster Lebensführung gewählt. Weil er — der beste aller guten Wagen — seinem Besitzer hohes Prestige gibt.

LA SALLE

Wie der Cadillac mit kraftvollem Achtzylinder-Motor, jedoch ein wenig verkleinert. Farbenprächtig, rassig, schön. Ein Wagen, der seinem Besitzer Triumphe verschafft.

BUICK

Überschuß an Kraft, Schnelligkeit, Festigkeit, Ausdauer, wie in keinem andern Wagen. Die natürliche Wahl von Führern auf allen Gebieten, der in der ganzen Welt am meisten gekaufte gute Wagen.

OAKLAND

Nur ein Künstler konnte die Schönheit seiner anmutigen Linien und Farben schaffen. Lang und tiefliegend. Jugendlich, farbenfreudig. Der schönste Wagen zu mittlerem Preise. Starker 6-Zylinder-Motor.

PONTIAC

Der »erfolgreiche Sechszylinder«, ein Zeichen für die Leistungsfähigkeit General Motors'. Ein kraftvoller, ausdauernder Wagen für weniger als 6000 M. In zwei Jahren über 200000 verkauft.

OLDSMOBILE

Ein Pionier der Automobile. Seit 1898, seit 3 Jahrzehnten, ständig vervollkommnet. Jetzt ein starker Sechszylinder mit vielen bemerkenswerten Überlegenheiten zu außerordentlich günstigem Preise.

CHEVROLET

1927 über eine Million verkauft. Groß, kraftvoll, fest, bequem, mit den Vorzügen teurer Wagen; beliebt, weil elegant. Auch als Last- und Lieferwagen, schnell, zuverlässig, wirtschaftlich in Anschaffung und Betrieb.

GENERAL MOTORS

Wissen und Leben

Uriges Wild in Amerikas Wildnissen. (Zu der Bildertafel auf Seite 329.) Fünfzig Jahre allerhöchstens geben die besten Fachleute noch den Großtieren der Erde, 50 Jahre in freier Wildbahn! Wer weiß, ob manche Tierart noch so lange dem Ansturm einer ewig mordlüsternen, mit allen Mitteln der Technik ausgestatteten Menschenarmee standhält. Mit Flugzeugen sucht man schon die letzten Wale, die Sammelstellen der Robben. Mit Flugzeugen wird man die Renntierherden in Kanadas Polargründen bald „der Zivilisation nutzbar machen“, d. h. ausrotten. Viele herrliche Tiergestalten sind schon dahingegangen, aber viel mehr noch stehen gerade jetzt im Aussterben. Bei uns ist augenblicklich der Wisent dran, Europas Vetter des amerikanischen „Büffels“, des Bisons. Alle Welt weiß, wie man diesen seinerzeit, als die ersten Bahnen zum Stillen Ozean durch die Prärien gebaut wurden, im Handumdrehen von Millionenherden bis auf 800 bis 1100 Stück zusammenschoß. Aber dieses unsinnige Morden war sein „Glück“. Amerika besann sich. Bei der einst nur nach Milliarden zu schätzenden Wandertaube kam man zu spät, beim Bison aber noch rechtzeitig. Ein unerhört großzügiger Naturschutz setzte ein. Man besann sich auf die Rolle, die der herrliche Wildstand im Wilden Westen bei dessen Eroberung gespielt hatte, und man wollte darum nicht bloß den „Pioniervätern“, sondern auch ihren bepelzten reckenhaften Nahrungslieferanten ein Denkmal setzen, indem man ihren letzten Vertretern große Freistätten bot: die Nationalparke, deren die Vereinigten Staaten von Amerika jetzt 17 große und 30 kleinere haben, ohne die in Alaska und Hawai. In allen diesen auch landschaftlich großartigen und räumlich gewaltigen Naturschutzgebieten fällt seit Jahrzehnten kein Schuß mehr, außer auf den Puma, den Luchs und die Wölfe, deren Ausrottung leider noch immer von den Viehzüchtern der Nachbarschaft erzwungen wird. Dieser Schutz ist sogar allzuweit getrieben, denn wenn man die genannten natürlichen Gegner der Grasfresser, der Antilopen, Wildschafe, Schneeziegen, Weißwedel-, Schwarzwedel-, Maultier- und Wapitihirsche („Elk“), der Elche („Moose“) und endlich der Bison („Buffalo“) allzusehr einschränkt oder gar ganz ausrottet, dann ist das natürliche Gleichgewicht so stark gestört, daß unter Umständen eine unerwartete Überproduktion der Weidetiere eintritt, in deren Folge eine schwere Schädigung der Pflanzenwelt und endlich Hungersnot und Massensterben. An drei Arten hat sich das schon jetzt ganz böse gezeigt: im Kaibabwald auf der Nordseite des Grand-Canyon-National-Parks haben sich die „Maultier“-Hirsche nach der Vertilgung der Silberlöwen so uferlos vermehrt, daß ein Abschuß unter Aufsicht unbedingt nötig wäre. Aber übertriebener Naturschutz verhindert ihn leider noch immer. Ähnlich liegen die Dinge mit den Wapitis im Yellowstone-Park, wo aber in den letzten Jahren eine ausgiebige Winterfütterung noch einmal die Überhege wettgemacht hat. Und endlich haben sich auch die einst so gefährdeten Büffel, die ja mächtig viel Platz brauchen, so vermehrt (schon 1923 in den Vereinigten Staaten und Kanada zusammen wieder 13 000 Stück!), daß man letzthin wieder 2000 abschießen mußte und jedem, der Büffel lebend haben will, gern welche gegen etwa 80 Dollar Selbstkosten einfängt und unentgeltlich abgibt. Wohl jeder europäische Naturfreund wird bei solchen Nachrichten seufzen: „Oh, wären wir doch auch erst mit dem Wisent wieder so weit!“ Von dem gibt es nämlich nur noch ein halbes Hundert überhaupt! Am meisten wundern sich die Kenner immer darüber, wie zahm unter dem Einfluß des Schutzes in den Freistätten drüben sogar die scheuesten von allen, die Gabelhorn-Antilopen, ausgesprochene Trockensteppen-Tiere, und als ihr Gegenteil die Bewohner der eisigsten Felsengebirge, die Dickhornschafe und die weißen Schneeziegen, geworden sind. Der Laie dagegen bewundert am meisten die Bären, die so zahm geworden sind, daß es für den Neuling schon fast zum Fürchten ist. Der Schwarze Bär ist bereits so frech, daß er nicht bloß regelmäßig zu den Gasthäusern in den Parken kommt, sondern sogar in die Autos klettert. Der „blutgierige“ Grizzly aus den Indianergeschichten unserer Jungentage hat sich dank der Schonung in einen freundlichen, behäbigen „Onkel Ephraim“ verwandelt. Noch keiner, der das gesehen, ist weggegangen, ohne sich Gedanken darüber zu machen, wer eigentlich die größere Bestie ist im Kampf ums Dasein: der Mensch, der morden, aber auch schonen *kann*, oder das Tier, das töten *muß*, weil die Natur es ihm so vorbestimmt hat.

Dr. H. Weigold, Hannover.

Die Lebensdauer der niederen Tiere. Über die Lebensdauer der Tiere existieren die verschiedensten und zum Teil einander widersprechendsten Zahlenangaben. Da ein gründliches Erfahrungsmaterial fehlt, können wir eine mittlere Altersbestimmung nicht angeben. Vielfach sind wir auf Schätzungen angewiesen, und nicht selten laufen Höchstzahlen neben angestrebten mittleren einher. Nicht, daß solche Höchstzahlen überflüssig wären, im Gegenteil, es ist oft ganz interessant, zu erfahren, wie alt unter Umständen ein Tier von dieser und jener Art werden kann. Aber das alles ist sehr lückenhaft im Vergleich zu dem, was wir an der Hand einwandfreier Angaben von unserem Alter wissen. Orientiert sind wir den Verhältnissen entsprechend über das Alter der Haustiere, in zweiter Linie sodann, allerdings nur einigermaßen, über die in Gefangenschaft lebenden. Denn nicht immer wissen wir, in welchem Alter das betreffende Wesen der Freiheit beraubt worden ist, und zudem bedeutet die Gefangenschaft eine starke Beeinträchtigung der Lebensgewohnheiten und Lebensentfaltung vieler Tiere. Sicher sterben die gefangengehaltenen Wesen eher als die wildlebenden, wenn auch in manchen Fällen es nicht ausgeschlossen ist, daß bei guter Pflege sogar ein höheres Alter erreicht werden kann. Wie lediglich die klimatischen Verhältnisse das Gefangenenleben beeinträchtigen können, beweisen uns die Menschenaffen. Während der im Zoologischen Garten zu Dresden seinerzeit gepflegte Orang nur zehn Jahre alt wurde, erreichen die in den tropischen Ländern gehaltenen Affen genau das doppelte Alter. (Der Breslauer Gorilla wurde übrigens nur sieben Jahre alt.) In der Wildnis dürften diese mächtigen Tiere voraussichtlich dem menschlichen Alter die Wage halten. Sichere Anhaltspunkte über die Lebensdauer der Tiere haben wir nur da, wo sich diese in der Struktur von Skelett und Skelettteilen ausprägt. Da ist bei verschiedenen Fischen das Auftreten einer Art von Jahresringen an dem Zwischenkiemendeckel und den Gehörsteinen festzustellen, bei den Heringen finden wir in der Beschaffenheit der Schuppen einen Anhaltspunkt zum Bestimmen des Alters usw. Auch gibt uns die Schale mancher Weichtiere, namentlich die der Muscheln, einen Schlüssel zur Erforschung des Alters. An sich ist es erstaunlich, welche Altersstufen die niederen Tiere zu erklimmen vermögen. Die Flußperlmuschel wird nachgewiesenermaßen mindestens 50—60, vielleicht 100 Jahre und darüber alt; die in manchen Kirchen als Taufbecken verwendeten Riesenmuscheln (Tridacna) erreichen dasselbe Alter; große Meeresschnecken können es auf 30 Jahre bringen; unter unseren Süßwasserschnecken (Natica) besitzen wir 4- und 5 jährige, und die Weinbergschnecke kann sogar 9 Jahre alt werden. Auch unter den im allgemeinen als kurzlebig geltenden Insekten gibt es Arten von hohem Lebensalter. Ein Ohrwurmweibchen konnte es bei guter Pflege auf 5 Jahre bringen, manche Ameisenarten wurden 10—15 Jahre alt, verschiedene Käfer (Laufkäfer) wurden 7—11 Jahre in der Gefangenschaft gehalten. Maikäferlarven leben bis zur Verpuppung je nach den klimatischen Bedingungen 3—5 Jahre im Erdboden. Unter den Zikaden kennen wir eine Form, die als Larve 17 Jahre alt wird, ja, es gibt

sogar Insekten, deren Larvenstadium 27 Jahre und vermutlich darüber hinaus andauert. Tausendfüßer können bis zu 3, Spinnen bis zu 7 Jahren alt werden, Flußkrebse 20—30, Hummer vielleicht noch älter werden. Daß Regenwürmer 10 Jahre in der Gefangenschaft leben, wird manchem verwunderlich vorkommen, Bandwürmer erreichen sogar das respektable Alter von 35 Jahren; auch Seesterne, Seeigel und Seewalzen werden bis zu 10 Jahren alt. Seerosen wurden in der Zoologischen Station in Neapel 25 Jahre lang gehalten. — Wovon mag das Alter der Tiere abhängen? Von ihrer Größe? Dann dürften Pferd, Kamel und Kröten nicht gleichalterig (30—40 Jahre) werden. Auch spricht das hohe Alter der Vögel, die doch an Größe weit hinter den Säugern zurückbleiben, dagegen, und die Flußperlmuschel dürfte deshalb das Alter des Hundes nicht überragen. Auch die Höhe der Organisation ist nicht entscheidend, wie wir sehen. Vorläufig wissen wir über diese ganzen Verhältnisse nur äußerst wenig. Voraussichtlich liegt die Lebensdauer in der Organisation begründet. Prof. Dr. V. Schmid.

Wissenswertes vom Atmen. Wir wechseln nicht etwa mit jedem Atemzug die gesamte Luft aus, um sie durch frische zu ersetzen; aus Gründen der Atemmechanik können sich die Lungen gar nicht vollständig entleeren. Die Luftmengen, die gewöhnlich durch einen Atemzug befördert werden, sind natürlich bei den einzelnen Menschen verschieden groß; im allgemeinen beträgt das Volumen der „Respirationsluft" — d. i. die Luftmenge, die ein Erwachsener mit einem Zuge bei ruhiger Atmung einsaugt bzw. ausstößt — 300 bis 800, im Mittel 500 ccm. Der gewöhnlichen Ausatmung kann man jedoch sehr leicht eine zweite, tiefere folgen lassen und damit die sog. „Reserveluft" abgeben — etwa 1500 bis 2500 ccm. In analoger Weise ist es ohne Mühe möglich, nach einer normalen Einatmung noch 1500 bis 3000 ccm — die „Komplementär- oder Ergänzungsluft" — aufzunehmen. Nach einer tiefen Einatmung ist es also möglich, etwa 3000—6000 ccm Luft auszustoßen. Diese Menge, die man als „vitale Kapazität" bezeichnet, ist selbstverständlich weitgehend von der Körpergröße, besonders vom Umfang des Brustkorbs abhängig. Aber auch nach der tiefsten Ausatmung ist die Lunge nicht luftleer — sie enthält dann noch die „Residualluft", 800—1700 ccm. Diese Residualluft ist auch in der Lunge einer Leiche noch vorhanden, und bei der Eröffnung des Brustkorbs entweicht sie unter dem Druck der Außenluft auch nur zum Teil; es bleibt immer noch die „Minimalluft" zurück, die also auch in einer ausgeschnittenen Lunge vorhanden ist. Diese scheinbar überflüssigen Klügeleien haben eine sehr wichtige praktische Verwendung in der Gerichtsmedizin gefunden: die Lufthaltigkeit bewirkt nämlich, daß das Lungengewebe auf Wasser schwimmt, und mit Hilfe dieser „Schwimmprobe" ist es möglich, festzustellen, ob ein angeblich totgeborenes Kind tatsächlich keinen Atemzug getan hat (was bei Kindesmordprozessen natürlich von großer Bedeutung ist). Denn die Lunge eines Fötus, der noch nicht geatmet hat, enthält keine Luft und sinkt deshalb unter, da ja das Lungengewebe an sich ein höheres spezifisches Gewicht hat als das Wasser (nämlich 1,045 bis 1,056; das spezifische Gewicht des Wassers beträgt bekanntlich genau 1). Die Atemfrequenz, d. h. die Anzahl von Malen, die die Atemluft in der Minute hin und her bewegt wird, ist bei einem ruhenden Erwachsenen 12 bis 24. Sie ist von zahlreichen inneren und äußeren Einflüssen abhängig, so z. B. sehr stark von der Körperhaltung: im Stehen ist die Frequenz am höchsten, in sitzender Haltung etwas niedriger, am niedrigsten beim Liegen. Die Ursache liegt im erhöhten Sauerstoffbedarf des arbeitenden Muskels; denn schon Sitzen und Stehen bedeutet vom Standpunkt des Physiologen aus eine erhebliche Arbeitsleistung. Einen bemerkenswerten Einfluß üben ferner Alter und Geschlecht aus. Die höchste durchschnittliche Atemfrequenz wurde von Chait bei Kindern im Alter bis zu einem Jahre beobachtet, die geringste bei Erwachsenen beiderlei Geschlechts von 30 Jahren. Bis zum 8. Jahre atmen Knaben häufiger als Mädchen, dann ist die Frequenz eine Zeitlang gleich, und vom 15. Jahre an pflegen die Frauen häufiger zu atmen als die Männer. Neugeborene atmen außerordentlich rasch; man zählt bis 68 Atemzüge in der Minute. Ein weiterer Geschlechtsunterschied zeigt sich bei der Atmung in den verschiedenen „Atemtypen": Frauen bewirken die gewöhnliche, ruhige Atmung meist durch Hebung des Brustbeins und der Rippen, Männer dagegen durch Senkung des Zwerchfells. Danach unterscheidet man den weiblichen Typ der Brustatmung und den männlichen Typ der Bauchatmung. Diese Verschiedenheiten im Atemtypus sind jedoch nur bei ruhiger Atmung zu beobachten; bei tiefer Atmung erweitern beide Geschlechter den Brustraum hauptsächlich durch Hebung des Brustbeins und der Rippen. Im Schlafe geht auch das männliche Geschlecht zur Brustatmung über. Die verschiedenen Atemtypen sind erst vom 10. Lebensjahr an nachzuweisen — es fragt sich, worauf sie wohl zurückzuführen sind. Eine Zeitlang war es üblich, die Brustatmung der Frauen auf die Einschnürung des Leibes durch Gürtel usw. zu beziehen, die eine Bauchatmung unmöglich machen sollte. Diese Erklärung ist jedoch leicht mit dem Einwand zu entkräften, daß die Brustatmung auch bei weiblichen Personen gefunden wird, die nie beengende Kleider getragen haben (Naturvölker). Es ist deshalb wohl berechtigt, den weiblichen Atmungstyp als eine naturgemäße Anlage mit Rücksicht auf die Schwangerschaft aufzufassen, in der ja die Bauchatmung nicht durchführbar wäre. E. Hupfer.

Aus der Werkstatt des Filmmusik-Illustrators. Seine Arbeit, des verantwortungsbewußten Musik-Illustrators strenge und selten recht gewürdigte Arbeit, steht großenteils als ein Trotzdem da. Schon im Atelier fängt es an. Sonderbare Leute, diese Filmproduzenten: da machen ihnen die Tausende nichts aus, ihre Szene in der kastilischen Burg genauestens an Ort und Stelle aufzunehmen — aber dann lassen sie die Renaissancemenschen dort zierlich mit Messer und Gabel hantieren; und die Heranziehung eines Orthographie-Sachverständigen für die Zwischentitel versagen sich grundsätzlich auch die solventesten Unternehmen. Auf der Liste dieser traditionellen Fahrlässigkeiten steht obenan das Wort „Musik". Nicht zu gedenken der Fälle, wo eine zu ihrer Wirkung durchaus auf die Begleitmusik angewiesene Szene binnen weniger Sekunden vorüberflitzt und der Musik nicht einmal Zeit läßt, zu Atem, geschweige denn in Stimmung zu kommen. Krasser, doch für den Zuschauer recht erheiternd ist es, wenn einer laut Titeltext Hoboe blasen soll und im Bild nun mit geblähten Backen die denkbar zweckwidrigsten Manipulationen an einem Instrument vornimmt, das obendrein eine Klarinette ist. Den Angstschweiß vollends treibt es dem Illustrator auf die Stirn, muß er erleben, daß ein Parademarsch von verschiedenen Kameraleuten mit verschiedener Kurbelgeschwindigkeit aufgenommen wurde, daß in einen Tanz im $^3/_4$-Takt unversehens ein paar Meter (zu anderer Zeit gefilmt) im $^4/_8$-Takt eingeschaltet sind. Zum erstenmal sieht der Illustrator den neuen Film im Vorführungsraum seines Theaters. Hat er Glück, ist's zwei Tage vor der Premiere; hat er Pech, ist's einer. Hat er Glück, ist's die Kopie, die später auch das Publikum sehen wird; hat er Pech, ist noch in letzter Stunde daran herumgeschnitten worden; Bild und die vordem haargenau angepaßte Musik werden dann zum Entsetzen des Dirigenten plötzlich heillos auseinandergeraten. Pech für den Illustrator — größeres für Autor, Regisseur, Darsteller und alle, die den Grad ihrer Abhängigkeit von einer wohlerwogenen Musikuntermalung nicht gehörig erkannt haben. Nun muß zunächst einmal der ganze Film ablaufen, stumm. (Wunderliche Empfindung das, und sehr eindringliches Praktikum über den psychologischen und ästhetischen Sinn musikalischer Filmbegleitung!) Der Illustrator gewinnt Überblick: allgemeine Musikeignung des Ganzen, besondere Angriffsstellen, Verlauf der Gefühls- und Spannungskurve, Lage des Höhepunkts. Denn nicht jeder Film ist gleich musikfügsam, gleich musikträchtig. Je wertvoller ein Film, desto mehr bietet er meist dem Illustrator. Nicht nur durch die Anregung, die von ihm ausgeht. Auch durch die wirksam geführte Linie seiner dramatischen Steigerung, seinen lyrischen Gehalt: die eigentlichen Gegenstände der Tonkunst. Dann geht's an die Aus-

arbeitung, abschnittweise. Ein Lichtsignal zum Vorführer nebenan, der Apparat steht still. Aufgabe des Illustrators ist nun, sich etwas einfallen zu lassen, ein Musikstück, Musikfragment, das sich im Ausdruck mit der vorgeführten Szene möglichst vollkommen deckt. Hilfsmittel: die Notensammlung und nach Schlagwörtern und Komponisten geordnete Kartothek; neuerdings das sinnreich angelegte thematische Verzeichnis nach musikdramaturgischen Gesichtspunkten in Erdmann-Becces zweibändigem Handbuch der Filmmusik, einem Werk (man muß schon Werk sagen) von staunenswerter, liebevoller Akribie. Das Wichtigste aber bleibt die stets gebrauchsbereite Registratur im Kopf. Die Fähigkeit, durch zweckvolles Auswählen, geschmacksicheres Anpassen, Verknüpfen dem Film ein musikalisches Gewand anzumessen, das, obwohl fertige Konfektionsware, doch wie nach Maß zugeschitten wirkt. Der Illustrator diktiert seine Anweisungen, probt die Szenen am Klavier mit den Darstellern auf der Leinwand, bessert, ändert, wirft ein paar Überleitungstakte aufs Papier. Nach vier, sechs, acht Stunden intensivster Arbeit ist die Musikaufstellung beendet. Im Kopistensaal werden die Orchesterstimmen zusammengestellt oder ausgeschrieben, Striche, unzählige Anmerkungen eingetragen, frühere mit elektrischen Radiermaschinen gelöscht. Dirigiert der Illustrator nicht selbst, so kann der Kapellmeister vieles verderben; überhaupt, wenn von der notwendigen Probenzeit kunstfremde Instanzen wieder einmal die Hälfte verweigert haben. Die „Piano-Conductor“-Stimmen und mit vielen Rotstiftzeichen markierten Notenblättchen zu verfolgen, die für ihn die Partitur bedeuten, stetes Beobachten des Filmverlaufs, um beim Bildwechsel, bei Geräuscheffekten, beim Einsatz von gefilmter „Bühnenmusik“ genauen Synchronismus zu wahren — das gibt schon eine hübsche Konzentrationsaufgabe, durch die mancherlei wohlmeinenden Erfindungen an Mechanismen und optischen Zeichen noch kaum bisher erleichtert. Hat sie ihren Daseinszweck erfüllt, des Illustrators Schöpfung, löst sie sich eilig in ihre Bestandteile auf. Zur Wiederkunft unter veränderter Gestalt wird er ihnen bald neues Leben einhauchen. Dr. Franz Wallner.

Der deutsche Garten. Das Wort „deutsch“ findet sich in dem Zeitwort „deuten“ wieder: „deutsch“ ist demnach, was uns deutlich ist, somit das Vertraute, uns Gewohnte, von den Vätern Ererbte, unserem Boden Entsprossene, sagt Richard Wagner in seinem Essay: „Was ist deutsch?“ — Wagner wirft auch die Frage auf, woher es kommt, daß eigentlich nur die Deutschen sich damit abplagen, herauszubekommen, was denn nun ihr wahres Wesen ist. Diese Frage beherrscht noch immer unser Geistesleben, und Josef Hofmiller hat über das „deutsche Antlitz“ in den Büchern der Bildung (Albert Langen, München) ein schönes Lesebuch herausgegeben, in dem viel von deutscher Kunst, von Baukunst, Dichtkunst, Malerei und Musik, die Rede ist. An dieses Buch wurde ich erinnert, als ich kürzlich das neueste Werk des bekannten Gartenkünstlers Willy Lange: „Gartenpläne“ (J. J. Weber, Leipzig), las, denn in ihm wird versucht, uns zu sagen, was denn nun eigentlich der „deutsche“ Garten im Gegensatz zum römischen, französischen oder Renaissancegarten ist, so daß in Zukunft jeder, der sich über das Wesen deutscher Kunst Gedanken macht, auch an der deutschen Gartenkunst nicht vorübergehen kann. Über sie erhalten wir zum erstenmal durch Willy Lange und seine Werke Klarheit; aus ihnen wird uns „deutlich“ welche Art von Garten dem deutschen Empfindungsleben entspricht. Als vor mehr als zwanzig Jahren das erste umfangreiche Buch Willy Langes: „Gartengestaltung der Neuzeit“ (J. J. Weber, Leipzig), erschien, war die sogenannte Landschaftsgärtnerei ziemlich in Verruf gekommen, denn als künstlerisch galt nur der sogenannte Architekturgarten, der Garten nach Baumotiven gestaltet, wie sich Lange ausdrückt. — Der landschaftliche Garten, wie er von den Landschaftsgärtnern „angelegt“ wurde, ließ sich immer zurückführen auf den englischen Park, der die „Idee“ der Auenlandschaft — Wiese, Wasser, Baumgruppen — zum Ausdruck bringt. Fürst Pückler-Muskau gebührt das Verdienst, den englischen Park in seiner Art nach Deutschland verpflanzt zu haben, und seine Nachfolger benutzten auch für kleine Flächen im wesentlichen immer das gleiche Motiv, und das ist wohl der Hauptgrund dafür gewesen, daß man nach anderen Gestaltungsmitteln suchte. Willy Lange vertrat stets, ohne den künstlerischen Wert des Architekturgartens zu verkennen, die Anschauung, daß der nach Naturmotiven gestaltete Garten dem Deutschen näherliegt als der dem Süden zugehörige, nach Baugedanken gestaltete Garten. Wie recht er hatte, zeigt der beispiellose Erfolg seines Buches in den Kreisen der Gartenliebhaber, während die Fachgenossen des Verfassers, die Architekten, Kunstschriftsteller usw., sich zunächst ablehnend verhielten. Sie hielten Langes Ansichten für veraltet und überwunden und hatten nicht einmal ein Gefühl für den neuen, fruchtbaren Gedanken, der die „Gartengestaltung der Neuzeit“ durchglühte, und der ein Markstein werden sollte in der Geschichte der Gartenkunst. — Angeregt durch fleißige Naturbeobachtung und durch die damals aufblühende Wissenschaft von den Pflanzengenossenschaften kam ihm der geniale Einfall, nicht nur die Auenlandschaft, sondern auch jede Pflanzengenossenschaft als Motiv der Gartengestaltung zu benutzen. Dadurch wurde es möglich, auch den kleinsten Fleck Erde nach Naturmotiven künstlerisch zu gestalten. Wie Schopenhauer, hätte auch Lange seinem Werk die Sätze voranstellen können: „Was durch dasselbe mitgetheilt werden soll, ist ein einziger Gedanke. Dennoch konnte ich, aller Bemühungen ungeachtet, keinen kürzeren Weg ihn mitzutheilen finden, als dieses ganze Buch.“ Alles, was uns an Kunstbetrachtung, Philosophie, Ästhetik usw. in der Trilogie „Gartengestaltung der Neuzeit“, „Gartenbilder“ und „Gartenpläne“ geboten wird — und das ist unendlich viel und mannigfaltig — verblaßt vor dem einen großen Gedanken, den unbegreiflicherweise vor Willy Lange kein Mensch gehabt hat. Wenigstens hat niemand diesen Gedanken zu verarbeiten gewußt oder gesehen, was mit ihm zu erreichen ist. Daß Lange das konnte, zeigt, daß er ein Künstler ist; Raffael ohne Arme wäre kein Künstler geworden. Das Goethewort „Erst Empfindung, dann Gedanken; / Erst ins Weite, dann zu Schranken, / Daß aus Trübem klar und mild / Sich gestalte Wort und Bild“ gilt ganz besonders für den Gartenkünstler, der in seinem Werkschaffen von Fall zu Fall vor ein neues Problem gestellt wird. Der Gartenkünstler kann nur in den seltensten Fällen ganz frei nach seiner Phantasie gestalten; er ist gebunden an die Wünsche des Auftraggebers, an das vorhandene Gelände, an das Klima, an die zur Verfügung stehenden Mittel u. a., und wer unter solchen Umständen Kunstwerke schaffen soll, muß wissen, was er will und kann, um nicht ins Spielerische zu verfallen und Kitsch zu liefern. Die hundert Werke eigenen Schaffens, die, durch Pläne und Abbildungen unterstützt, in dem neuen Buch des Verfassers geschildert werden, zeigen, daß Willy Lange nicht nur ein Schriftsteller und Lehrer, sondern wirklich ein bildender Künstler ist. Wer sich, selbst als Laie, die Mühe nimmt, die Pläne mit Ernst ein wenig zu studieren, wird überrascht sein von der Fülle und Mannigfaltigkeit der Gestaltungsmöglichkeiten eines Gartens. Als Willy Lange gefunden hatte, daß man jede Pflanzengenossenschaft als Motiv für die Gartengestaltung benutzen könne, kam es darauf an, die Mittel und Wege zur künstlerischen Steigerung der Natur ausfindig zu machen. Das gelang ihm besonders dadurch, daß er ausländische auffälligere und schönere Pflanzenformen gleicher Physiognomie der deutschen Pflanzengesellschaft hinzufügte. Dadurch erreichte er, daß die „Idee“ der Landschaft für den Beschauer klar wurde. — Es ist begreiflich, daß Willy Lange, fasziniert durch seine neue Entdeckung, sich zunächst fast allein dem neuen Garten, nach Naturmotiven gestaltet, zuwandte und den Architekturgarten durch einen Architekten, Regierungsbaumeister Stahn, in der „Gartengestaltung der Neuzeit“ bearbeiten ließ. So hatte denn das erste Buch unseres Verfassers noch etwas von „Sturm und Drang“ an sich. Dann aber ging Lange einen Schritt weiter, indem er den uns aus dem Süden überbrachten Architekturgarten bewußt „eindeutschte“. Wie er das machte, zeigen schon die „Gartenbilder“ (J. J. Weber, Leipzig), aber vor allem die „Gartenpläne“, aus denen überall die klassische Klarheit des reifen Künstlers hervorleuchtet. Dr. W. Wächter, München.

Vergangenheit und Gegenwart in neuen Romanen. Die heutige Zeit mit den äußeren und inneren Nöten unseres deutschen Vaterlandes hat so viele Berührungspunkte mit der vor etwa 120 Jahren, daß es kein Wunder ist, wenn deutsche Schriftsteller versuchen, auch in Romanen Gestalten und Ereignisse jener Tage ihrem Volke vor Augen zu führen zu Vergleichen, zum Trost und zum Ansporn. Als ein solches Werk darf z. B. der Arndt- und Stein-Roman „Das deutsche Morgenrot“ (Verlag Rich. Bong, Berlin) von Oskar Anwand bezeichnet werden, der die Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands schildert, das Auflodern der Völker gegen Napoleon, den Feind ganz Europas, das Eintreten Arndts, Steins und Jahns für die Erhebung gegen den Bedrücker, aber auch für eine Reform der unhaltbaren inneren Zustände, und dazu Leben und Lieben jener Männer in Amt, Haus und Familie fesselnd vor dem Leser entrollt. Ein gutes Buch von echt vaterländischer Gesinnung, das auch der reiferen Jugend warm empfohlen werden soll. — Und ähnlich führt uns Robert Hohlbaums Burschenschaftsroman „Die Raben des Kyffhäuser“ (L. Staackmann, Leipzig) die Zeit jener studentischen Bewegung seit ihrer Entstehung im Gefolge der Befreiungskriege vor; die Nöte und Verfolgungen der Burschenschaft und ihr heimliches Weiterbestehen in den Jahren der Demagogenhetze und der Reaktion, damit ein umfassendes Bild nicht nur des Studentenlebens in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, sondern auch des politischen Erwachens des gesamten Volkes mit allen Sehnsüchten und Auswüchsen gebend. — Von einem der Allergrößten im Bereiche der Kunst vor mehr als 100 Jahren erzählt Grete Massés in knapper, kraftvoller und dabei schöner männlicher Sprache geschriebener Beethovenroman „Sonate pathétique“ (Verlag Koehler & Amelang, Leipzig). In kurzen Episoden aus dem Leben Beethovens schildert dieser Roman dessen Persönlichkeit in all ihrer Größe und ihren Schwächen, seinen Kampf gegen die Hemmnisse durch Menschen und Ereignisse wie seine Erhabenheit als gottbegnadeter Künstler. — Beethoven spielt auch eine nicht unbedeutende Rolle in dem Lebensroman der Wilhelmine Schröder-Devrient „Das wilde Herz“ (im gleichen Verlag), den Hermann Richter in wohlgetroffenen Zeitschilderungen und mit Hineinziehen fast aller damaligen Größen aus Musik, Theater, bildender Kunst, Literatur und Politik, allerdings etwas allzureich mit Anekdotenhaftem ausgeschmückt, zeichnet. — Rein erfunden ist die Gestalt, die Anthes in dem Roman „Heinz Hauser“ (Dürrsche Buchhandlung, Leipzig) vorführt, und doch gibt er, mit Einflechtung hübscher Naturschilderungen, darin ein getreues Bild von dem Amts- und Familienleben, den Freuden und Leiden eines Schullehrers in früheren Zeiten. — In die Gegenwart aber führt uns Hans Richters Roman eines Riesenflugzeugs „T 1000“ (Adolf Sponholtz, Hannover), der an Flieger- und Flugzeugschicksalen, verbunden mit dem Lieben und Leiden seiner Menschen, in fesselnder Schilderung deutsche Gründlichkeit, Ehrlichkeit, Pflichttreue und Zuversicht preist entgegen dem Rekordstreben der anderen. — Ein prächtiger, leichter Unterhaltungsroman von wanderlustiger Jugend und für solche, die keine Stubenhocker sind, sondern Natur, Welt, Menschen und Leben aus eigener Anschauung kennenlernen wollen, ist auch das vielfach an Eichendorff erinnernde Buch „Komm mit, Kamerad!“ (L. Staackmann Verlag) von R. Haas. — Schlicht, gemütvoll und lebendig, gleichfalls für die abenteuerlustige Jugend berechnet, erzählt Jón Svensson in „Abenteuern auf den Inseln“ (Herder & Co., Freiburg i. Br.), geschmückt mit 12 Bildern von Johannes Thiel, allerlei teils ernste und gefahrdrohende, teils lustige Erlebnisse zweier Knaben auf einer Ferienwanderung durch die Inseln Seeland und Fünen.

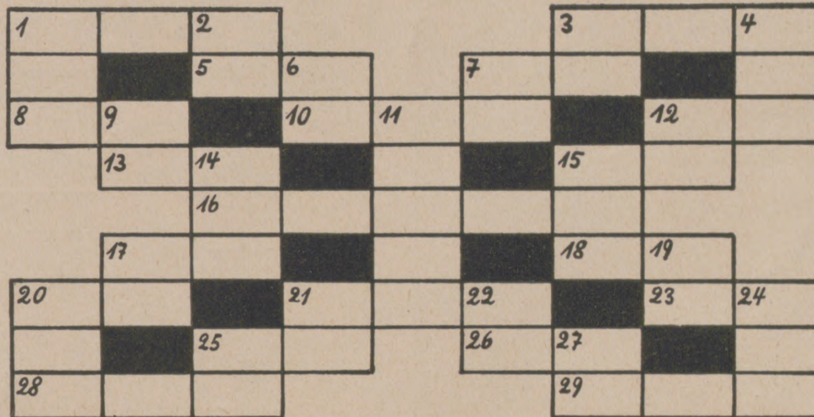
Dr. Max Mendheim.

Anmerkung der Schriftleitung.

Das Bild auf dem Titelblatt dieser Nummer ist die Wiedergabe eines Aquarells „Mädchen am Fenster“ von Carl Seifert.

ZUM NACHDENKEN

Silben-Kreuzworträtsel.



Die Silben:
a — ab — auf — bar — be — be — bet — chen — chen — de — de — dorn — ga — ge — ge — ge — gel — ha — her — kel — la — le — lin — man — me — me — min — mut — na — nach — nah — ne — ne — par — post — re — re — ri — ro — rös — saal — san — sen — si — si — sicht — tei — ter — ter — vor — weis — wis — zug sind in die freien Felder der nebenstehenden Figur einzutragen. Bei jeder Ziffer beginnt ein neues Wort, das so viele Silben hat, wie freie Felder bis zum nächsten schwarzen Block vorhanden sind.

Die Wörter bedeuten: Wagerecht: 1 Plagt den Bösewicht, 3 Heckenbusch, 5 dient zum Entleeren von 24 senkrecht, 7 Gerät der Waschfrau, 8 Anruf Gottes, 10 Tätigkeitsfeld des Torero, 12 Gartengerät, 13 Belustigung auf Tanzvergnügen, 15 lebendiges Quantum, 16 Zeugenvernehmung, 17 Teil der Schußwaffe, 18 europäische Teepflanze, 20 Gesamtheit von gleichen Interessen, 21 verrichtet eine religiöse Zeremonie bei den Mohammedanern, 23 die Unersetzliche, 25 siehe 21 senkrecht, 26 dichterische Liebe, 28 englische Insel an der afrikanischen Küste, 29 Küchenzutat; senkrecht: 1 Schmauserei, 2 reißt stets im falschen Augenblick, 3 Naturerscheinung, gegen die man sich versichern kann, 4 Märchengestalt, 6 die häßliche Tochter Labans, 7 Himmelsspeise, 9 Raum der Andacht, 11 macht manchem Schüler Beschwerde, 12 hält oft schwer zu halten, 14 Art des Zeitungsabonnements, 15 ein Pelz, den sich wenige leisten können, 17 klösterliches Stift, 19 Gegensatz zu Hochmut, 20 Käseart, 21 ist sprichwörtlich besser als 25 wagerecht, 22 soll man nie versäumen, 24 draus schöpft man mit 5 wagerecht, 25 ein Freund des Klatsches, 27 grausamer Herrscher des Altertums.

Rösselsprung.

	weis			an	
	gern	stedt	daß	nach	
daß	bo	heit	mut	lebt	die
ihr	weis	doch	den	strebt	der
vor	kommt	mut	der	auf	er
heit	ohr	ner	oft	an	hat
selt		leiht	man		erden

Teilungsrätsel.

koerper : mal = o m t t k
mal
ilr
ale
olmp
otak
oeme
otak
epr
tat
ork

Jeder gleiche Buchstabe entspricht einer bestimmten Zahl. Bei richtiger Lösung ergeben die Buchstaben von 0—2 europäische Hauptstadt, von 3—9 Abschnitt.

Kammrätsel.

Richtig geordnet, ergeben die Buchstaben:

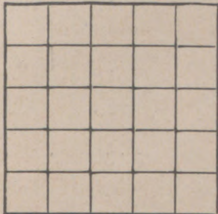
a a a a a a c c d e e e e h i i i i k k k l l l m m m n n n n n o o o o p r s s s s u u u t z

wagerecht: Großstadt in den Vereinigten Staaten von Amerika; senkrecht: 1 Halbinsel Hinterindiens, 2 strafende Gerechtigkeit, 3 Freistaat in Südamerika, 4 Musikinstrument, 5 ehemaliger Präsident der Vereinigten Staaten, 6 Unreinliches.

1	2	3	4	5	6

Magisches Quadrat.

b e e e e e e e e e e g g i i l n n r r s s s s s ergeben, richtig eingeordnet und wagerecht und senkrecht gleichlautend: 1 Strauchfrucht, 2 deutsche Stadt, 3 Speisewürze, 4 Unternehmen, 5 himmlisches Wesen.



Tauschrätsel.

Es trägt der Mensch so schwer am Wort,
Oft ist's kaum zu ertragen.
Es kam das Wort in diese Welt
Schon in den ersten Tagen.
Tauschst du zwei Laute um im Wort,
Dann wird es dir gelingen,
(Wenn du's verstehst) das Wort im Wort
Vertonet zu besingen.

Rebus.



Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4330.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4328.

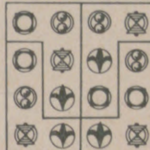
Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Zitrone, 5 Rudel, 6 Konak, 8 Pia, 9 Perle, 11 Rotor, 13 Altar, 16 Seide, 18 Ire, 19 Legat, 20 Gabel, 21 Risalit; senkrecht: 1 Zeder, 2 Tulpe, 3 Oskar, 4 Ernst, 5 Raphael, 7 Karneol, 10 Lea, 12 Ooe. 14 Tiger, 15 Ritus, 16 Segel, 17 Irbit.

Schüttelei: Ekel — Klee.

Karreerätsel: 1 Schah, 2 Sudan, 3 Bach, 4 Wolga, 5 Erle, 6 Reuter, 7 Trust, 8 Rügen, 9 Iltis, 10 Achat, 11 Rif, 12 Elegie, 13 Chlor, 14 Rodin, 15 Efendi, 16 Shaw, 17 Edam, 18 Trient: Wer über die Torheiten anderer lacht, hat sich noch selten Freunde gemacht.

Zitatenrätsel: „Sterben ist nichts, doch leben und nicht sehen, das ist ein Unglück."

Figurenproblem:



Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W. 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Teréz körut 24 a.
General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris 8. e., 44/bis Rue Pasquier.

Illustrirte Zeitung



Verlag J. J. Weber Leipzig

NR. 4330. 170. BAND EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 8. MÄRZ 1928



Gewöhne Dein Kind

von klein auf an Ortizon! – Regelmäßige Mundspülungen – verbunden mit Gurgeln – schützen vor Ansteckung und Erkältung, denn: Ortizon desinfiziert wirksam und nachhaltig!

Dabei ist Ortizon völlig unschädlich; wirkt vielmehr heilend und blutstillend bei Wundsein des Zahnfleisches. Die Wirkung ist so wohltuend und erfrischend, daß ein Versuch genügt, um seine Anwendung zur Regel werden zu lassen.

Original-Packungen **Bayer** zu RM. 1.25 u. 2.25 in allen einschl. Geschäften erhältlich.



Ortizon
MUNDWASSER-KUGELN

Allianz und Stuttgarter Verein
Versicherungs-Aktien-Gesellschaft

Aktiva . . . . über **176 000 000 RM**
Prämieneinnahme 1927 über **150 000 000 RM**



Bayerische Versicherungsbank Aktiengesellschaft, München / /
Badische Pferdeversicherungsanstalt A.-G. in Karlsruhe i. Baden
Globus Versicherungs-Aktien-Gesellschaft in Hamburg / / /
Hermes Kreditversicherungsbank Aktien-Gesellschaft in Berlin
Kraft Versich.-A.-G. des Automobilclubs v. Deutschland in Berlin
Union Allgemeine Deutsche Hagel-Versicherungs-Ges. in Weimar

Allianz und Stuttgarter
Lebensversicherungsbank Aktiengesellschaft

Gesamtversicherungssumme
über 1 600 000 000 RM

Versicherungen aller Art.

Trinkt täglich

Felsche
KAKAO

er stärkt den Körper!



Die Auerhahnklinge wird Ihnen beim Rasieren Unannehmlichkeiten ersparen, denn jede Klinge ist von gleich guter Qualität. Schramberger Uhrfedernfabrik G. m. b. H., Schramberg (Württemberg).



Unerläßliche Voraussetzung des Insertionserfolges ist die ständige Beeinflussung eines wahrhaft kaufkräftigen Leserpublikums, wie es in sonst unerreichtem Maße die

LEIPZIGER ILLUSTRIRTE ZEITUNG

aufzuweisen hat.



Männer! Neue Kraft!

Man kennt heute nur noch **„Okasa“** (nach Geheimrat Dr. med. Lahusen). Das einzig dastehende hochwertige Sexualkräftigungsmittel (sexuelle Neurasthenie, vorzeitige Schwächezustände). **Notariell** beglaubigt Anerkennungen von zahlreichen Aerzten und tausende Dankschreiben dankbarer Verbraucher aller Altersstufen beweisen die einzig dastehende Wirkung! Trotzdem gibt es noch Zweifler! Wir versenden daher nochmals, diskret verschlossen, ohne jede Absender-Abgabe,

50 000 Probe-Packungen

kostenlos ohne jede Verpflichtung gegen 30 Pf. Doppel-Brief-Porto; wir legen hochinteressante Broschüre bei. Original-Packung à 9,50 M. zu haben in den Apotheken, General-Depot und Alleinversand für Deutschland: Radlauers Kronen-Apotheke, **Berlin W 244, Friedrichstrasse 160.**



Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4330. 170. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 8. März 1928.

Schönster Frühjahrs-Aufenthalt

BADENWEILER
(SÜDL. BAD. SCHWARZWALD)

Thermalbad u. klimat. Kurort

Schnellzugsstation Müllheim-Baden der Strecke Frankfurt-Basel. Staatliches Markgrafenbad mit allen modernen Einrichtungen. Auskunft und Prospekte kostenlos durch die **Kurverwaltung Badenweiler.**

Hotel Römerbad 180 Betten, Pension v. RM. 10.— an	**Parkhotel** 80 Betten, Pension v. RM. 9.— an
Schwarzwald-Hotel 75 Betten, Pension v. RM. 8.— an	**Kurhotel Saupe** 60 Betten, Pension v. RM. 7.— an
Hotel Engler 50 Betten, Pension v. RM. 6.50 an	**Haus Roseneck** 32 Betten, Pension v. RM. 7.— an

Bad Blankenburg Thüringerwald
Sanatorium für Nervenkranke
Sanitätsrat Dr. Warda

KURHAUS für Nervenkranke **Tannenfeld** bei Nöbdenitz, Thüringen. Prosp. d. Dr. med. Tecklenburg.

Kauft Bücher. Verlagsverzeichnis kostenlos. J. J. Weber, Leipzig C 1.



Dr. Köhler's Sanatorium Bad Elster
Sämtl. physik.-diät. Heilmittel und die Kurmittel des Bades (Moorbäder im Hause) Höchster Komfort.

Herz-, Nerven- und Stoffwechselleiden, | Rheumatismus, Gelenkleiden, Lähmungen. | Frauenleiden.

Man verlange Prospekt.

Der Kinder Glück ist Gesundheit, Erziehung, Bildung. — Erfahrung, Sorgfalt, höchste Vollendung individuell. Methoden begründen internat. Vertrauen u. unsere Erfolge. Es lohnt sich kostenlos Prospekte zu verlangen. **Voralpines Knabeninstitut Montana, Zugerberg (1000 m) Schweiz.**

HOTEL GREAT CENTRAL
Londons berühmtes Familienhotel.
Von allen Stadtteilen aus leicht zu erreichen. Untergrundbahn-Station unmittelbar beim Hotel. Grosser Palmenhof. Schöne, behagliche Zimmer.
MÄSSIGE PREISE.
Verlangen Sie Prospekt vom Hotel Great Central, Marylebone Road, London.



Möchten Sie schöner — behaglicher wohnen?

So lassen Sie sich von ALEXANDER KOCH'S „INNEN-DEKORATION" beraten.

Unsere reichillustrierten Monatshefte „INNEN-DEKORATION" DIE GESAMTE WOHNUNGSKUNST IN BILD UND WORT bringen in jedem Heft gegen 50—60 große Vorbilder künstlerischer Wohnräume und Einzelmöbel, dazu wertvolle textliche Beiträge.

Bestellen Sie zur Probe das Januar-Heft 1928 mit 65 Abbildungen für M. 3.—.
Es bietet zeitgemäße Wohnräume aus Deutschland, Österreich, England u. Amerika. Vierteljährlicher Bezugspreis M. 6.—.
Sie werden von dem Reichtum der Darbietungen überrascht und erfreut sein.

Reichillustrierten Prospekt senden wir auf Wunsch gratis

Verlagsanstalt Alexander Koch G.m.b.H., Darmstadt W 38.

Ingenieur-Akademie
Wismar a. d. Ostsee
Jllustriertes Programm kostenlos



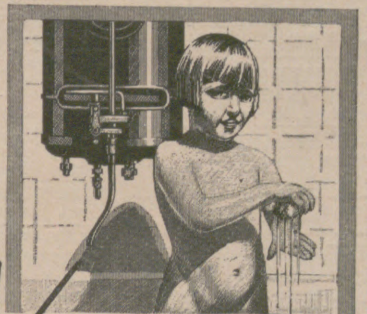
Evangelisches Pädagogium
Godesberg-Rhein u. Herchen-Sieg (Landschulheim)
Realgymnasium u. Oberrealschule mit Berechtigung zur Abiturientenprüfung an der Anstalt. (Keine Presse). Kleine Klassen. Internat in einzelnen Familienhäusern Aufsicht und Anleitung bei den häuslichen Arbeiten. Viel Sport, Turnen, Rudern, Wandern. Direktor: Prof. **Otto Kühne**, Godesberg 7 (Rhein).

Pädagogium Lübeck Am Burgfeld 10 M. GERHARDY.
Privatschule für Knaben und Mädchen. Vorbereit. für sämtl. Prüfungen — Sexta bis Abitur all. Schulsysteme. Erstklassig geleitetes Internat. —

Pädagogium Neuenheim-Heidelberg.
Kleine Gymnas. u. Real-Klassen: **Sexta bis Reifeprüfung.** Sport. Förderung körperlich Schwacher. Gute Verpflegung durch eigene Landwirtschaft. — **Prüfungserfolge.**



Studenten-Utensilien-Fabrik
Aelteste und größte Fabrik der Branche **Emil Lüdke,** vorm. Carl Hahn & Sohn, **Jena i. Thür. 36.** Goldene Medaille. Man verl. gr. Katal.



Invalidenräder Krankenselbstfahrer, *auch mit Motorantrieb,* Krankenfahrstühle, solide Fabrikate. Katalog gratis. Rich. Maune, Dresden-Löbtau 2.

ROTISSERIE DU CARDINAL
1 Boulevard des Italiens 1
PARIS
Im Stadtinnern bei der Börse
VORZÜGLICHE KÜCHE!
DIE BESTEN DELIKATESSEN!
WIENER MEHLSPEISEN!
ZUCKERBÄCKEREIEN!
GUTES BIER!
GUTE WEINE!
GEPFLEGTER KELLER!
DEUTSCHES PERSONAL!
DEUTSCHE ZEITUNGEN!
DEUTSCHER TREFFPUNKT!

THE LANCASTER HOTEL
7 Rue de Berri — CHAMPS ELYSÉES
Telegr.-Adr.: Otelancast Paris
PARIS
Höchster Komfort.

LYON GRAND HOTEL G^D NOUVEL HOTEL
DIE 2 GRÖSSTEN LUXUS-HOTELS

Vaillants Gas-Badeöfen
Zu beziehen durch alle Fachgeschäfte. Jll. Katalog Ausgabe C 19 kostenlos.
Joh. Vaillant ∗ Remscheid.

MENTONE

10 Minuten von Monte Carlo **DIE PERLE DER RIVIERA**

DAS MILDESTE KLIMA EUROPAS — SAISON OKTOBER BIS ENDE MAI

Auskunft aller Art ersuchen bei untenstehenden Hotels einzuholen.

AM MEER (Ost-Bai Garavan): Anglais, Britannia, Beausite, Beau-Rivage, Cecil.
AUF DEM HÜGEL (Zahnradbahn): Annociata.
OBERHALB DER STADT: National.
ZENTRUM: Orient, Venise, Louvre, Mediterannée, Majestic, Atlantic, Malte, Ambassadeurs, Turin.
ZENTRUM (Am Meer): Royal, Westminster, Regina, Menton-Midi, Balmoral.
AM MEER (West-Bai): Carlton, Prince de Galles.

Allgemeine Notizen.

Eine Bibliographie der amtlichen Druckschriften. Seit langem wurde es als eine fühlbare Lücke empfunden, daß es im deutschen Buchwesen für das weite und vielverzweigte Gebiet der amtlichen Druckschriften keinen bibliographischen Führer gab. Diese Lücke beseitigt jetzt das Reichsministerium des Innern, das durch die Deutsche Bücherei in Leipzig ein monatlich erscheinendes „Verzeichnis der reichsdeutschen amtlichen Druckschriften" herausgibt.

Der Weltbesitz an Bibliotheken und Büchern ist auf Grund statistischer Angaben aus den Jahren 1919 und 1920 von dem argentinischen Gelehrten E. Sparn in Cordoba errechnet worden. Der Gelehrte kommt auf eine Zahl von 1038 Großbibliotheken, d. h., solchen mit mehr als 50000 Bänden, auf der ganzen Erde. Diese enthalten insgesamt 181 Millionen Bände. Auf die einzelnen Erdteile entfallen davon:

auf Europa	669	Biblioth.	mit	119,6	Mill.	Bd.
„ Nordamerika	314	„	„	54,1	„	„
„ Süd- u. Mittelamerika	22	„	„	2,3	„	„
„ Asien	23	„	„	3,9	„	„
„ Australien	7	„	„	1,1	„	„
„ Afrika	3	„	„	0,2	„	„

Die europäischen Bibliotheken und Bücher verteilen sich folgendermaßen auf die einzelnen Länder:

Deutschland	160	Biblioth.	mit	29,5	Mill.	Bd.
Frankreich	111	„	„	19,8	„	„
Großbritannien	101	„	„	17	„	„
Italien	85	Biblioth.	mit	13,3	Mill.	Bd.
Österreich	32	„	„	5,2	„	„
Schweiz	26	„	„	3,7	„	„
Belgien	19	„	„	3	„	„
Niederlande	18	„	„	3,2	„	„
Polen	14	„	„	2,8	„	„
Spanien	14	„	„	2,5	„	„

Das bibliothekenreichste Land der Welt ist nach dieser Aufstellung Deutschland mit 160 Bibliotheken. Von allen Ländern der Welt sind ihm nur die Vereinigten Staaten von Nordamerika überlegen, die in 300 Bibliotheken 52,3 Millionen Bände enthalten. Deutschland nennt ein Viertel aller großen Bibliotheken Europas und ein Viertel des gesamteuropäischen Bücherschatzes sein eigen. Und noch eine Zahl des argentinischen Gelehr-

HOTEL-, PENSIONS-, UND SANATORIEN-NACHWEIS

BÄDER UND LUFTKURORTE

DEUTSCHE KURBÄDER

DRESDEN-WEISSER HIRSCH. Sanatorium Dr. Teuscher. Streng individuelle Pflege.

BAD MERGENTHEIM. Das Spezial-Bad für Galle, Leber, Magen, Darm, Zucker, Fettsucht, Gicht, Prosp. d. d. Kurverwaltg.

RADIUMBAD OBERSCHLEMA. Stärkste Radiumquelle der Welt, wunderbare Heilerfolge.

BAD WILDBAD. Weltber. Kur- und Badeort im Schwarzwald gegen Gicht, Ischias, Rheuma.

DEUTSCHE SEEBÄDER

BORKUM. HOTEL-PENSION IRENE. Das ideale Familienhotel.

HOTEL SEESTERN. Haus I. Ranges. Zwei Minuten vom Bahnhof.

HERINGSDORF. KURHOTEL QUISISANA. Modern. Komf. Beste Lage an Kurpark u. Strand. Prosp.

NORDERNEY. Sommer und Winter das führend. deutsch. Nordseebad.

SCHWARZWALD

DONAUESCHINGEN. (SCHWARZWALD). HOTEL ZUM LAMM. Altrenomm., feinbürgerl.

KÖNIGSFELD (SCHWARZWALD). GASTHOF DER BRÜDERGEMEINE. Vollst. ren. 100 Bett. Zentralheiz.

SCHLUCHSEE (HOCHSCHWARZWALD). KURHOTEL STERNEN. Erstkl.

TODTMOOS (SCHWARZWALD). WALDHOTEL sonn. Lage. Fernr. 31.

SCHWARZWALDHAUS. Herbst- und Winteraufenthalt. Telefon 14.

RIESENGEBIRGE

BRÜCKENBERG. HOTEL FRANZENSHÖH. Schöne Aussicht. Mäßige Preise.

SCHREIBERHAU. SANATORIUM KURPARK. Phys. diätet. Heilanstalt. Jahresbetrieb.

ERZGEBIRGE

OBERBÄRENBURG b. KIPSDORF. BERGHOTEL u. KURHAUS FRIEDRICHSHÖHE.

OBERWIESENTHAL. RATHAUS-HOTEL, m. all. Komfort.

THÜRINGEN

OBERHOF. SCHILLINGS HOTEL u. PENSION, bestempfohlen.

WEIMAR. HOTEL „GROSSHERZOG VON SACHSEN", bestrenommiert.

HARZ

ST. ANDREASBERG. „HOTEL DEUTSCHER-HOF".

HAHNENKLEE. HOTEL KURHAUS, I. Ranges, mod. Komfort.

RÜBELAND. BAUMANNS'-HÖHLE. Selten schöne Tropfsteinhöhle, feenhaft beleuchtet.

SCHIERKE. HOTEL FÜRST ZU STOLBERG. Mit voller, bester Verpflegung von M. 9.—.

HOTEL WALDFRIEDEN. Bestempfohl. Pension Mk. 8—9. Mod. Komfort.

OBERBAYERN

BERCHTESGADEN. PENSION „HOHE WARTE", behagl. Heim, beste Lage.

OESTERREICH

BADGASTEIN. HOTEL MOZART, prächtige Lage, jeder Komfort. Jahresbetrieb.

LINZ a. d. D. HOTEL ZUM „SCHWARZEN BÄREN", neuerbaut.

HOTEL WEINZINGER. Vornehmes Haus mit allem Komfort.

CAFÉ SCHÖNBERGER, Familiencafé ersten Ranges.

SALZBURG. STIFTSKELLEREI „ST. PETER". Sehenswürdigkeit Salzburgs.

GASTHOF HOFWIRT. Modernes Café und Hotel. Aller Komfort.

HOTEL STEIN, an der Staatsbrücke, moderner Komfort.

CAFÉ TOMASELLI, im Vorgarten der alten Residenz.

WIEN. ALTER HOFKELLER. Weinstuben, Wien I, Hofburg.

DREI KRONEN. Restaur., Wien VII, Mariahilferstr. 34.

CAFÉ EICHINGER, Wiedener Hauptstrasse 11, nächst Oper.

GLINGERS CAFE PARKRING, Wien I, Weihburggasse 28.

CAFÉ HAAG & GANAUSER, Rotenturmstr., nächst Stephansdom.

CAFÉ HERRENHOF, Wien I, Herrengasse.

HOTEL KUMMER, Wien VI, Mariahilferstr. 71 a.

ZUR LINDE, Gastwirtschaft, Wien X, Favoritenstr. 86.

CAFÉ PALMHOF, Wien XV, Mariahilferstr. 135.

CAFÉ SCHÖNBRUNN, Wien XII, Schönbrunnerstr. 27 a.

CAFÉ SCHOTTENTOR, Wien I, Am Ring, gegenüber Universität.

HOTEL UNION, Wien IX, Nussdorferstr. 23/25.

WIEN-SEMMERING. Höhenkurort und Wintersportplatz, 1000 m ü. d. M. Sonne, Sport, Erholung.

HOTEL STEFANIE. modernster Komfort, Jahresbetrieb.

PALACE-SANATORIUM DR. HECHT. Modernste Höhenkuranstalt.

PENSION VILLA ANNA. Familienpension mit allem Komfort.

TIROL

BLUDENZ am ARLBERG. HOTEL BLUDENZER HOF. Wintersport, moderner Komfort.

HOTEL SCESAPLANA, gutbürgerlich, Prospekte.

BREGENZ. PFÄNDERHOTEL, Bergstation der Pfänderbahn.

HOTEL „WEISSES KREUZ", mod. Komf.

CAFÉ WALDNER, gut renommiert.

DORNBIRN. ALPENHOTEL BÖDELE, Werbeschriften.

HOTEL „ZUM HIRSCHEN", neuzeitlicher Komfort.

FELDKIRCH. RESTAURANT LINGG, Einkehr-Stätte der Fremden.

GASCHURN. KESSLER'S HOTEL RÖSSLE-POST, gut bürgerl. Prosp.

JGLS b. Innsbruck. 900 m ü. M. HOTEL JGLER HOF, Prospekte.

HOTEL SANATORIUM JGLS.

JNNSBRUCK. HOTEL TYROL, modernst. Komfort, mäß. Preise.

HOTEL ARLBERGER HOF, modern, feinbürgerlich, Jahresbetrieb.

GASTWIRTSCHAFT HAUPTBAHNHOF, erstklassig, mäßige Preise.

HOTEL KREID, ersten Ranges, fließend. Wasser.

HOTEL MARIA THERESIA. Berühmt, erstklassig, bestempfohlen.

HOTEL MARIABRUNN (ALTE HUNGERBURG) 850 m ü. M. Drahtseilbahn.

CAFÉ MAXIMILIAN. Beliebtes und behagliches Café.

CAFÉ, HOTEL u. KASINO „MÜNCHEN", bestrenommiert.

KONDITOREI u. CAFÉ SCHINDLER. Täglich Konzerte.

KITZBÜHEL. GARTEN- und SPORT-HOTEL. I. Ranges.

HOTEL CAFÉ REISCH. Erstklassig mit allem Komfort.

HOTEL TIEFENBRUNNER. Neu renoviert. Moderner Komfort.

KIRCHBERG b. KITZBÜHEL. HOTEL DAXER.

KUFSTEIN. HOTELBETRIEBE: ANRACHER-DUXERHOF, historisch mit modernem Komfort.

CAFÉ u. KONDITOREI HASENKNOPF. Treffpunkt der Fremden.

CAFÉ NEUMAYER. Wiener Café. Garten. Konzerte.

LANDECK. HOTEL POST. Alpenhotel, moderner Komfort.

HOTEL „GOLDENER ADLER". Das gutbürgerliche Haus.

GASTHOF UND PENSION „SONNE", schönste Lage, Prospekte.

LANS b. Innsbruck. 850 m ü. M. GASTHOF und PENSION TRAUBE.

HOTEL LANSERSEE, 110 Betten.

LERMOOS (FERNPASS). HOTEL „POST", mod. Komfort.

HOTEL „DREI MOHREN", beste Lage, Komf.

MARIAZELL. HOTEL LAUFENSTEIN, I. Ranges, mod. Komf.

HOTEL ROHRBACHER HOF, gutgeführtes Haus, bestempfohlen.

CAFÉ „GOLDNER ADLER", führendes Café am Platze.

MAYRHOFEN (ZILLERTAL) „ALTE POST". Gutbürgerlich.

GASTHOF UND PENSION „STRASS". Gutbürgerlich, modern. Komfort.

MUTTERS. GASTHOF und PENSION STAUDER, zivile Preise.

OETZ. HOTEL u. PENSION „DREI MOHREN", div. Komfort.

PERTISAU, ACHENSEE. HOTEL ALPENHOF, erstes Haus.

HOTEL PENSION „POST" gutbürgerl.

HOTEL PENSION „STEFANIE", komfortabl. Familien-Hotel.

PIANS. GASTHOF u. PENSION „POST", gutbürgl., Prospekte.

REITH b. SEEFELD. GASTHOF „ZUR SCHÖNEN AUSSICHT", moderner Komfort.

SCHARNITZ. GASTHOF „ZUM GOLDENEN ADLER" gutbürg.

SCHRUNS. HOTEL TAUBE POST.

SCHWAZ. HOTEL POST, erstklassig. Prachtvolle Gegend.

SEEFELD. WERTHERS GRAND HOTEL POST, I. Ranges.

GASTHOF „KARWENDELHOF", komfortable Familien-Pension.

GASTHOF „KLOSTERBRÄU", renommiert, div. Komfort.

GASTHOF ZUM LAMM, altrenommiert, Zentralheizung.

ST. ANTON. HOTEL POST, erstes Haus am Platze.

GASTHOF und PENSION ALPENROSE. Warmwasser-Heizung.

GASTHOF „ZUM SCHWARZEN ADLER", gutbürgerl., Prospekte.

ST. JOHANN. GASTHOF ZUM BÄREN. Modern. Komfort.

GASTHOF ZUR POST. Gutbürgerlich. Pension 10—12 S.

CAFÉ RAINER. Führendes Haus.

SISTRANS. GASTHOF KRONE, PENSION SALCHNER und ZUR POST.

STEINACH. HOTEL STEINBOCK, erstes Haus, Prospekt.

STEINACHER HOF, gutbürgerlich, am Platze.

GASTHOF „ZUR POST", bestempfohlen.

GASTHOF UND PENSION „WILDER MANN", komfortabel.

STUBEN a. ARLBERG. GASTHOF „POST", führ. Haus.

TELFES. HOTEL SERLES.

ZELL am ZILLER. GASTHOF „ZUM BRÄU", gutbürgl.

HOTEL POST. I. Haus, mäß. Preise.

GASTHOF SCHNEEBERGER, gutbürgerlich. Pension 8—10 S. Prosp.

ZÜRS am ARLBERG. GASTHOF „ALPENROSE", gutbürgerlich, fließend. Wasser.

GASTHOF UND PENSION EDELWEISS, altrenommiert, neu umgebaut.

HOTEL ZÜRSER HOF, das Luxushotel mit jeglichem Komfort.

DEUTSCH-BÖHMEN

BODENBACH. HOTEL POST am Landungsplatz und Bahnhof.

BAD KUNNERSDORF. POST OSCHITZ (BÖHMEN), Moor-, Fichtennadel- und Kohlensäurebäder, beispiellose Heilerfolge.

REICHENBERG. HOTEL „GOLDENER LÖWE". 100 Zimmer.

„SCHIENHOF", Hotel, Café, I. Rang.

WALHALLA HANICHEN bei R. Vornehm. u. größt. Vergnügungslokal.

THAMMÜHL, böhmisch, am See. HOTEL PETELKA.

ITALIEN

ABBAZIA.

REGINA MAJESTIC HOTEL

QUARNERO MAJESTIC HOTEL.

QUARNERO HOTEL DES BAINS.

KURSAAL GRAND CAFÉ QUARNERO, die Luxushäuser, 200 Zimmer, Prospekte.

HOTEL ATLANTICA. Deutsches Haus letzter Komfort.

HOTEL EDEN UND QUISISANA, komfortable Häuser, Prospekte.

KURHAUS DR. MAHLER, Sonne und Sport, beste Lage.

PENSION MARIA ZAWOJSKI, sonnige See-Zimmer, Prospekte.

BORDIGHERA. HOTEL DE PARIS. Aller Komfort. Pens. 35 L.

BOZEN. HOTEL MONDSCHEIN, gut bürgerlich, 100 Zimmer.

BOZEN-GRIES. HOTEL AUSTRIA, herrlicher Park.

HOTEL REGINA, prachtvolle Lage, moderner Komfort.

PENSION EDEN, komf. Familienhaus.

MERAN. Südalpiner Kurort, sonnig, mild u. trocken. Moderne Kurmittel, Vergnügungen. Bergbahnen, Autoausflüge ins Dolomiten- und Ortler-Gebiet.

HOTEL ASTORIA. Vornehmer Komfort. Eig. Park.

HOTEL AUSTRIA. Moderner Komfort, schönste Lage.

BAVARIA-HOTEL, exquisites Haus, letzter Komfort.

HOTEL BELLEVUE. Vornehm. Moderner Komfort.

HOTEL-PENSION EDEN, behagliches Familienhaus, mäßige Preise.

PENSION GILMHOF, moderner Komfort, ruhige Lage.

PENSION IRMA MEISTER. Ruhige, schönste Lage. Zentralheizung.

PARK-HOTEL OBERMAIS, ruhig und vornehm, aller Komfort.

HOTEL RITZ, feinste Familien-Pension, beste Lage.

SANATORIUM HUNGARIA, für sämtl. Erkrankung. d. Atmungsorgane.

SANATORIUM MARTINSBRUNN, alle modernen Heilbeihilfen.

DIÄT-SANATORIUM STEFANIE, alle modernen Kurmittel.

NERVI b. GENUA. HOTEL-PENSION BONERA. Deutsch. Haus. Herrliche Lage.

HOTEL GIARDINO-RIVIERA. Aller Komfort. Eigenes Strandbad.

HOTEL-PENSION JNTERNATIONAL. Ruhigste, staubfreie Lage.

GRAND HOTEL VICTORIA. Erstklassig. Pension ab 35 L.

ORTISEI (ST. ULRICH) Grödnertal. HOTEL AQUILA. 220 Betten, modernster Komfort, mäßige Preise.

RIVA. LIDO-PALACE-HOTEL, modernstes Haus.

HOTEL BELLEVUE. I. R., mod. Komf.

GRAND HOTEL RIVA, komfortabel.

HAINZEL'S HOTEL SEEVILLA, Pens.

TORBOLE. HOTEL LAGI DI GARDA, beste Lage, von Deutsch. bevorz.

SCHWEIZ

AROSA. HOTEL AROSA-KULM, sonn. u. höchstgel. Allermod. Komf.

HOTEL DES ALPES. Gediegenes Familienhaus, beste Lage.

HOTEL ALPENSONNE, gemütliches Haus in bester Lage.

HOTEL BELLEVUE. Bestempfohlen, sonnigste Lage.

SANATORIUM GRAND-HOTEL, für Mittelstand, sonnig, eigner Park.

SANATORIUM VILLA DR. HERWIG. Gemütl. kleinere Heilanstalt.

CHUR. HOTEL „WEISSES KREUZ", gutbürgerlich, bestempfohlen.

DAVOS. EDEN HOTEL, modern. Haus, prachtvolle Lage.

ESPLANADE. Das behagliche Kurhotel. Preis ab Fr. 15.—.

KURPENSION HORLAUBEN, modern. Haus, sonnige Lage.

PENSION DR. JOSEEPHY für Sport und Erholung, ab Fr. 10.—.

PENSION MERULA. Sonnige Lage am Wald.

PENSION ROSENHÜGEL. Erhöhte, sonnige Waldeslage. Hausschwest.

PENSION RUHELEBEN, nächst dem Kurhaus, Prospekte.

PENSION SANS-SOUCI. I. Ranges, mod. Ausstattung.

PENSION VILLA WALDHEIM, beste Lage und Verpflegung.

SANATORIUM BERNINA, Knochen- u. Lungentuberkulose, ab Fr. 14.—.

SANATORIUM SOLSANA. Modern, sonnig, bequem.

PRIVATSANATORIUM DR. VÖCHTING. Sonnigste Lage. Fließend. Wasser.

DAVOS-DORF. SANATORIUM DAVOS-DORF u. VILLA MARIA. Ganzjährig. Moderner Komfort.

NEUES SANATORIUM. Bes. M. Neubauer, Chefarzt Dr. J. Gwerder.

HOTEL UND PENSION MEIERHOF. Ruhiges, gut geführtes Haus.

PENSION PAUL. Ganzjähr. geöffnet. Gemütl. kleinere Pension.

SANATORIUM SEEHOF, Pension inkl. Arzt ab Mk. 13.—.

INTERLAKEN. BEAU RIVAGE GRAND HOTEL, letzter Komfort.

HOTEL SCHWEIZERHOF, bestbek. Familien-Hotel I. Ranges.

LUGANO. GRAND- & PALACE-HOTEL, allerersten Ranges, am See, eig. Park, letzter Komfort.

PARK-HOTEL, Familien-Hotel I. R., jeder Komfort. Prospekt D 1.

CERESIO-HOTEL ESPLANADE, direkt a. S. m. Schwimm- u. Sonnenbad.

HOTEL FEDERAL, mod. Komfort.

HOTEL MEISTER, 120 Betten, mod. Komfort.

HOTEL-PENSION MINERVA. Prachtv. Aussicht. Pension ab Fr. 11.—.

HOTEL DE LA PAIX, mod. Komfort. Südlage.

HOTEL ST. GOTTHARD-TERMINUS, komfortabel, mäßige Preise.

HOTEL WALTER, komfort. Familienhotel am See.

HOTELPENSION ZWEIFEL, 5 Minut. vom Bahnhof und Schiff.

KURHAUS **CADEMARIO,** 850 m ü. d. M. Prospekt.

LUGANO-CASTAGNOLA. PENSION BOLDT, schönst. Winteraufenthalt, Pension Fr. 9.—.

HOTEL PENSION DIANA, mod. Komf. Fr. 8.— bis 10.—.

KURHAUS MONTE BRE, phys. diät. (Syst. Dr. Lahmann) Deutsches Haus.

PONTRESINA. HOTEL LANGUARD. I. Ranges, beste Lage, ab Fr. 16.—.

SAMADEN. HOTEL BERNINA. Ersten Ranges. Prospekt Nr. 10.

ERZIEHUNG U. BILDUNG

MONTREUX (SCHWEIZ). INSTITUTION DES ESSARTS, komfortables Erziehungsinstitut für Mädchen.

BALLENSTEDT. TÖCHTERHEIM FRAU L. KUNTZE, Pension monatl. Mk. 90.—.

BERLIN-W. 50. TÖCHTERHEIM LOHSE, f. In- u. Ausländerinnen, Marburgerstr. 3. Prosp.

DRESDEN-A. TÖCHTERHEIM SCHOLTZ, eigene Villa. Kaitzerstr. 15.

GLAUCHAU. PÄDAGOGIUM. 10-stufige Knabenschule. Prosp. B.

HALBERSTADT. HÖHERE PRIVATSCHULE und TÖCHTERHEIM MACKRODT, Prosp.

HALLE. DR. HARANGS HÖHERE LEHRANSTALT. Oberprima. Umschulung. Gegr. 1864.

BAD HARZBURG. TÖCHTERHEIM ABEL. Weiterbildung jung. Mädchen wissensch. u. gesell.

SCHULKINDERHEIM VILLA ERIKA. Frau H. Simon.

BAD LAUSICK. HAUSWIRTSCHAFTLICHE FRAUENSCHULE. Prospekt B.

BAD SUDERODE (OSTHARZ). PRIVAT-TÖCHTERBILDUNGSHEIM HAUS BURCKHARDT. P. m. 100.—.

THALE (AM HARZ). TÖCHTERHEIM LOHMANN. Gründl. Fortbildung in allen Fächern.

WERNIGERODE. HARZ-PÄDAGOGIUM bereit. vor f. Abiturprima, Obersekunda, Versetzung.

TÖCHTERHEIM LISBETH FROHBERG, Nöschenrode. Ia Referenzen.

ten ist bemerkenswert: die deutschen Universitätsbibliotheken besitzen einen Bestand von zusammen 10800000 Bänden, d. h. sie haben fast ebensoviel Bücher, wie die Universitätsbibliotheken von Großbritannien, Frankreich und Italien mit ihren 12100000 Bänden zusammen.

Die diesjährigen Bühnenfestspiele in Bayreuth werden, wie wir bereits mitgeteilt haben, vom 19. Juli bis zum 19. August stattfinden und in drei Aufführungen des Ring, fünf des Tristan und fünf des Parsifal bestehen. Es werden dirigieren: Dr. Karl Muck den Parsifal; Siegfried Wagner und Franz v. Hoeßlin den Ring und Karl Elmendorff den Tristan. Die Chöre leitet Professor Hugo Rüdel, Staatsopern- und Domchor-Direktor, Berlin. Als Solisten wurden unter anderm verpflichtet: Emmy Krüger-München, Nanny Larsén-Todsen-Stockholm, Frieda Leider-Berlin, Eva Liebenberg-Berlin, ferner Ivar Andrésen-Dresden, Rud. Bockelmann-Hamburg, Carl Braun-Berlin, Walter Elschner-Hamburg, Lauritz Melchior-Hamburg, Gotthelf Pistor-Magdeburg, Theodor Scheidl-Berlin, Friedrich Schorr-Berlin, Fritz Wolff-Chemnitz. Die Nachfrage nach Eintrittskarten ist dauernd gut; baldige Vorausbestellung ist daher ratsam. — Nächstes Jahr finden keine Festspiele statt.

Die erste führerlose Postuntergrundbahn in London ist in ihrem vollen Umfang in Betrieb genommen worden. Die 35 englische Meilen (56 km 315 m) in der Stunde zurücklegenden Züge laufen ohne Führer. Diese erste derartige Verbindung in der Welt wurde bereits zu Kriegsbeginn in Angriff genommen. Von Paddington bis Whitechapel führt die Bahn über sechs und eine halbe englische Meile (etwa 10½ km) vom äußersten West- bis zum äußersten Ost-Postamt Londons.

Schweizer Automobilisten in Deutschland. Wie die offizielle Statistik der Tryptikausgabe der Schweizerischen Automobilvereinigung zeigt, ist die Zahl der Automobilisten, die Deutschland-Tryptiks lösten, 1927 gegenüber dem Vorjahr um 3000 gestiegen. Die Zunahme beträgt etwa 60 v. H. Die offizielle Mitteilung des A. C. S. stellt wörtlich fest: „Auffallend ist die beträchtliche Zunahme der deutschen und die Abnahme der französischen Tryptiks". Es ist erfreulich, daß die Schweizer Automobilisten ein zunehmendes Interesse für Deutschlandreisen bekunden. Damit wird der Verkehr, der von Deutschland nach der Schweiz von jeher sehr lebhaft ist, auch von der Gegenseite her wechselseitig gefördert.



Karnevalszeit 1928. Die allgemeine Beliebtheit, deren sich der „Original-Fön" erfreut, hat in der diesjährigen Ballsaison dadurch noch einen ganz besonderen Ausdruck erhalten, daß der bewährte „Original-Fön" der Dame sogar als Vorlage für ihr Karnevalkostüm dienen kann. So wurde beispielsweise das obenstehend abgebildete Kostüm auf dem vom Verband Deutscher Reklamefachleute in Königsberg i. Pr. veranstalteten Fest „Wieder Reklamezauber" getragen und beim Wettbewerb schöner Kostüme mit dem 2. Preis gekrönt.

IM CHRYSLER DURCH DEN GROSSTADT-VERKEHR

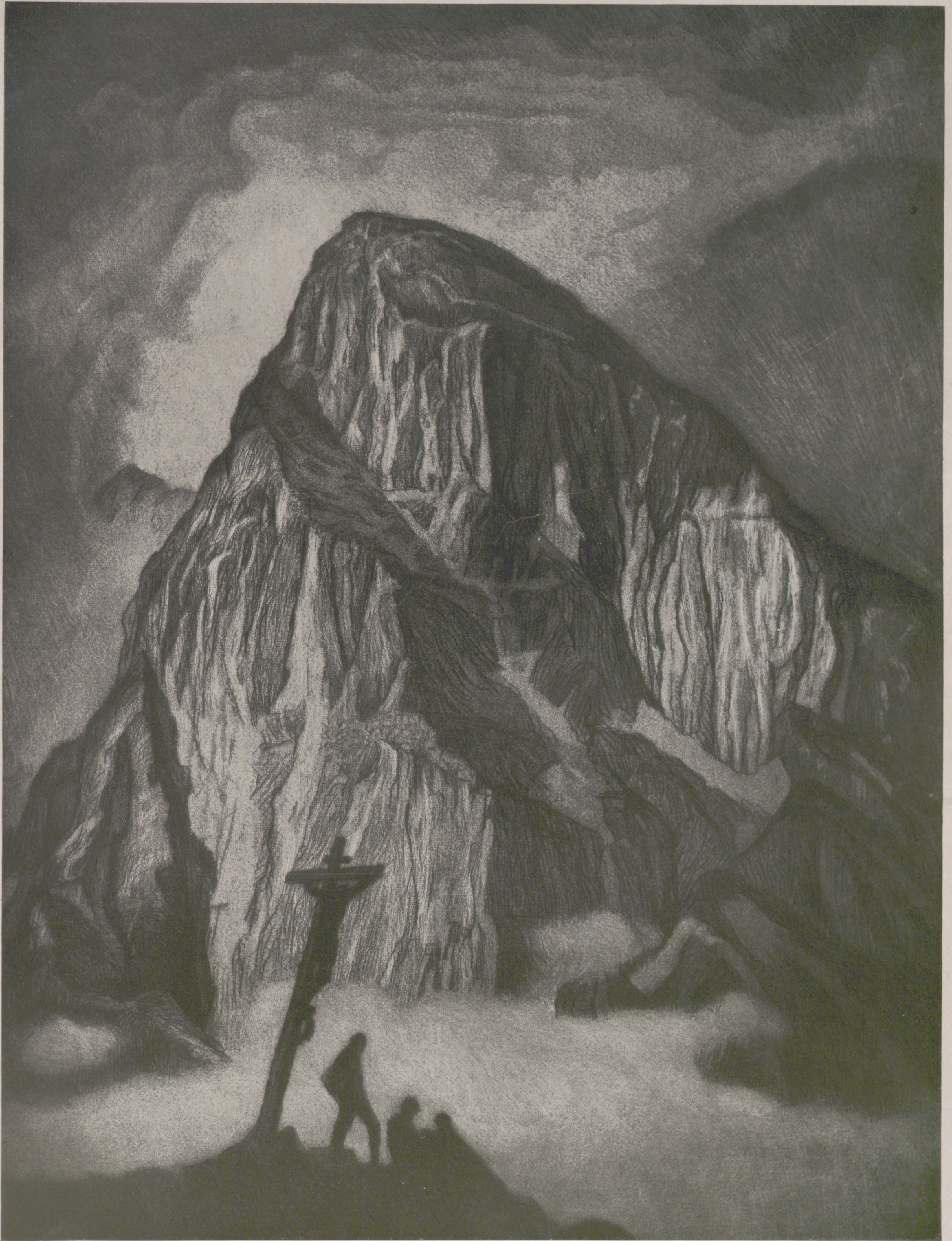
CHRYSLER 52 – CHRYSLER 62



Blitzartiges Anzugsvermögen — Bremsen, augenblicklich, doch weich wirkend — vollendetste Geschmeidigkeit des Motors vom Schrittfahren bis zur Höchstgeschwindigkeit. Besuchen Sie den nächsten Chrysler-Händler und besichtigen Sie den Chrysler „62“ und „52“. Lenken Sie ihn selbst — kostenlos und ohne Verbindlichkeit — durch die lebhaftesten Straßen. Beobachten Sie, wie er sich den schwierigsten Bedingungen des Verkehrs anpaßt. Alles sorgfältig durchdacht, damit Sie so bequem wie möglich fahren. Kein Wunder, daß Chrysler der Idealwagen für die Stadt wie auch für das Land ist.

CHRYSLER COMPANY M.B.H., BERLIN-JOHANNISTHAL

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



In erhabener Abwehr: Das Totenkirchl im Kaisergebirge, ein schwieriger und gefährlicher Kletterberg der Ostalpen; Ansicht von oberhalb des Stripsenjoches aus. Radierung von W. Tank.





Vom Aufenthalt des afghanischen Königspaares in Deutschland: Die Reichswehrübung auf dem Truppenübungsplatz in Döberitz bei Berlin zu Ehren des Gastes am 25. Februar: Vorbeimarsch der Artillerie vor dem Reichspräsidenten und dem afghanischen König. Links: Aman-Ullah-Chans (×) Besuch bei der A. E. G. am 28. Februar: Während des Rundganges in der Transformatorenfabrik in Berlin-Oberschöneweide.





Das Schlachtfeld einer Feuersbrunst: Aufräumungsarbeiten in dem am 24. Februar von einem Riesenbrand heimgesuchten hannoverischen Dorfe Kacherien (Bezirk Lüneburg); 7 Gehöfte wurden ein Raub der Flammen. — Im Oval: Viel Glück zur schwierigen Fahrt über den Atlantik! — Das kleine Segelschiff „Schuttevaer", das die Vereinigten Staaten von Amerika in 40 Tagen erreichen will, bei der Abreise am 26. Februar im Hafen von Rotterdam, wo große Scharen zum Abschied erschienen sind. Dieses Fahrzeug ist als unsinkbares Rettungsboot konstruiert, das auf dieser Fahrt sich erproben soll. Unten links: In gefährlicher Lage: Das verunglückte Panzerautomobil der Kasseler Schutzpolizei, das am 25. Februar auf der Rückkehr von einer Übungsfahrt gegen das Geländer der Straßenbrücke an der Main-Weser-Bahn (bei Kassel) fuhr und knapp vor dem Absturz auf die Bahnstrecke noch hangenblieb.





Noch ein seltsamer Autounfall ohne schwere Folgen: Am Dönhoffplatz in Berlin umgestürzter Paketkraftwagen der Reichspost, der mit Hilfe von Feuerwehr und Passanten wiederaufgerichtet wurde.

DAS GELD IN DER WELTWIRTSCHAFT

Von Reg.-Rat Dr. jur. et rer. pol. Heinz Schmalz.

Die Weltwirtschaft ist ganz überwiegend, bis auf kleine abgezweigte Reste, Geldwirtschaft, d. h. es wird, wenn auch von Land zu Land Waren gegen Waren, Waren gegen Leistungen oder Nutzungen oder die letzteren beiden untereinander getauscht werden, bei diesem Austausch in Geld gerechnet, gezahlt, kreditiert. Geld ist auch hier wie im inneren Verkehr Tauschmittel, eine historisch gewordene Einrichtung, die unter Verdrängung des Naturaltausches produktiv wirkt.

Wenn in Geld gezahlt wird, so sind Geldpreise vorhanden, als ein Ausdruck dafür, wie Waren, Leistungen, Nutzungen gegen Geld umgesetzt worden sind. Das Geld erscheint als Wertmesser allen Sachwerten gegenüber, da es selbst Wert besitzt. Nimmt man an, daß jeder Verkehrswert aus dem Verhältnis von Angebot und Nachfrage entsteht, so lassen sich der Sach- und der Geldwert gegenseitig bestimmen. Jede Preisveränderung gegen eine bisherige wird also hervorgebracht durch die Veränderung der Konjunktur sowohl der Sachwerte als auch des Geldes. Dieser alte Satz der klassischen Nationalökonomie ist jedem Deutschen zum Bewußtsein gekommen, der mit einigem Nachdenken die Nachkriegsjahre mit ihrem Warenmangel einerseits, mit ihrer Geldvermehrung andererseits durchlebt hat.

Bei der Analyse von Preisveränderungen ist daher immer zu entscheiden, von welcher der beiden Seiten der Antrieb gekommen ist. Die Ursachen dieser Verschiebung werden verschieden gedeutet, als zeitweise vergrößertes oder verringertes Goldangebot, als zu- oder abnehmende Unternehmertätigkeit mit entsprechender Nachfrage nach Waren, als Rohstoffmangel oder -überfluß, als Steigerung oder Senkung der Produktionskosten u. a. m., also wie bei jedem Tauschwert sowohl von der einen als auch von der anderen Seite herrührend. Wer sich also Gold eintauschen will, muß entsprechend bald mehr, bald weniger Ware dafür hingeben. Es sind z. B. von 1848 bis 1873 alle Warenpreise, in Gold gerechnet, im Großhandel gestiegen, oder das Gold hat sich in entsprechender Weise entwertet, von 1873 bis 1895 nimmt man das Gegenteil an, der Goldwert ist allgemein, wenn auch nicht ganz gleichmäßig, gegenüber den Waren gestiegen, von 1895 bis 1914 hebt sich wieder allgemein das Warenpreisniveau, und nach dem Kriege stehen die Weltmarktpreise, in Gold gerechnet, erheblich, um etwa 50 Proz., höher als vor ihm.

Was ist zunächst der Goldwert? Er ist ein Verhältnis zu allen Waren, die nicht Gold sind, aber gegen Gold eingetauscht werden, also ein Tauschwert.

In Deutschland gab vor dem Kriege die Reichsbank für 1 Pfund Gold 1392 Mk. in stets einlösbaren Noten. Sie konnte ebenfalls hinaufgehen bis zu den 1395 Mk., die aus einem Pfund ausgebracht wurden. Wenn 1392 Mk. für ein Pfund gegeben wurden, so wurden 3 Mk. Schlagschatz gerechnet, oder es ergab sich, da der Staat das Münzmonopol hatte, daß die ausgeprägte Mark etwas mehr wert war als die Goldmenge, die in ihr enthalten war. Der Goldpreis war also wie in England so in Deutschland, wie jeder Preis, in der Landeswährung ausgedrückt. Das Gold ist ein Stoff, der aus zwei Gründen Wert besitzt: Es besteht erstens eine unzerstörbare Nachfrage der Menschheit seit Jahrtausenden nach diesem glänzenden, dauerhaften, in jede Form, Ring oder Münze, verwandelbaren Metall, das sich, und dies ist das zweite, nicht beliebig vermehren läßt. Es bleibt vielmehr als natürliches Angebot dem Bedürfnis gegenüber beschränkt, und wenn auch in den letzten 75 Jahren viel Gold gefunden worden ist, so steht dem eine vergrößerte zahlungsfähige Bevölkerung gegenüber, um es zu beanspruchen.

Ein Seufzer der Erleichterung ging durch die Welt, als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Goldlager in Kalifornien entdeckt wurden. Das Goldfieber zog dann durch das ganze vorige Jahrhundert, Schlag auf Schlag folgten neue Entdeckungen. In diesem einen Jahrhundert sammelte die Menschheit nicht weniger als 30 Milliarden Mark Gold an.

Die Tatsache der über die Erde verbreiteten Goldwährungssysteme vor 1914 ist in hohem Maße der Grund gewesen, daß der Goldwert relative Stabilität durch Jahrzehnte besessen hat. Allerdings zeigen die Indizes der Großhandelspreise Schwankungen. Sie waren aber aus der Warenkonjunktur abzuleiten, nicht aus dem Angebot an oder der Nachfrage nach Gold. Denn einerseits verteilte sich das neu gewonnene, zum Geld bestimmte Gold, das nur eine mäßige Quote des monetären Goldbestandes war, über die ganze Erde, konnte also in einem Lande als Angebotsdruck nicht besonders empfunden werden, andererseits waren immer mehrere Länder bereit, Gold zur Notendeckung oder zur Zirkulation aufzunehmen, um ihre Währung zu verbessern, so daß die Nachfrage niemals verschwand. Hätte das Gold keinen Wert mehr oder nur einen sehr geringen, so würde es kein Weltgeld in dem oben angegebenen Sinne bleiben.

Wenn der Goldpreis sinkt, so ist das eine eigene Sache, Gold kann nämlich nicht wie etwa die Butter heute zwei Mark und morgen eine halbe Mark kosten, sondern in allen Ländern ist unabänderlich festgelegt: ein Pfund Gold kostet soundso viel! In Deutschland z. B. 1392 Mk. Sobald aber der Goldpreis fällt — dann fällt gleichzeitig auch das Geld, das unabänderlich an das Gold gekettet ist. Und wenn das Geld im Werte fällt, dann steigen die Preise aller übrigen Waren. Daß alles um die Hälfte teurer geworden ist als vor dem Kriege, heißt eigentlich: der Goldpreis ist um den dritten Teil zurückgegangen. Wenn die Vereinigten Staaten von Amerika, die mit 4 490 807 000 Dollar (1924) die Hälfte des Goldbestandes der Erde an Barren und Münzen besitzen, jetzt ihre Schatzkammern öffnen würden, dann würde der Goldpreis vielleicht noch stärker fallen, die übrigen Preise aber noch weiter steigen. Deswegen hält Amerika seinen Goldschatz wohlverwahrt, und deswegen sucht Amerika für das viele Gold künstlichen Bedarf zu wecken: indem es überall wieder die Goldwährung einführt. Überall müssen daher die Goldbestände der Notenbanken wiederaufgefrischt werden, und Amerikas Goldschiffe wissen ein Ziel, wo das Gold abgeladen werden kann.

Jeder Staat mit Geldwirtschaft hat gesetzlich zu erklären, was innerhalb seiner Grenzen Zahlungsmittel sein soll. Die Ordnung im Verkehr verlangt, daß Gläubiger und Schuldner wissen, welches Geld zu fordern und zu geben ist.

Nach Artikel VI der Verfassung des Deutschen Reiches vom 11. August 1919 hat das Reich die ausschließliche Gesetzgebung über das Münzwesen, ihm allein also, und nicht den zu ihm gehörigen Ländern, steht die sogenannte Münzhoheit (früher Münzregal) zu. Insoweit stimmt die neue Verfassung mit der früheren Verfassung vom 16. April 1871 überein, die in Artikel IV Nr. 2 ebenfalls die Ordnung des Münzsystems der Beaufsichtigung und Gesetzgebung des Reiches unterwarf, das in seinem ersten Münzgesetz vom 9. Juli 1873 bestimmte: daß an die Stelle der damals in Deutschland geltenden Landeswährungen die Reichsgoldwährung zu treten habe. Das zweite Münzgesetz vom 1. Juni 1909 formulierte diesen Zustand in seinem § 1 nochmals ausdrücklich dahin: „Im Deutschen Reiche gilt die Goldwährung.“ Nun gilt als Währung eines Staates das seinem Münzsystem zugrunde liegende Metall, wozu sich nur edle Metalle, wie Gold und Silber, eignen. Bildet nur eine dieser Metalle die Grundlage des Münzsystems, so sprechen wir von einfacher Währung, die Gold- oder Silberwährung sein kann. Liegen beide Metalle dem Münzsystem zugrunde, so sprechen wir von Doppelwährung. Die Rechnungseinheit der früheren deutschen Goldwährung bildet die Mark, deren Name ursprünglich als deutsches Münzgewicht auftauchte. Um nämlich einer Verringerung vorzubeugen, drückte man den Gewichtsstücken ein Zeichen, eine Marke auf. Unter dem Zeichen der Mark hatte es Deutschland zu einer wirtschaftlichen Machtstellung gebracht, der dann, besonders in der Nachkriegszeit, ein wirtschaftlicher Verfall folgte, der in seiner Währung so stark zum Ausdruck kam, daß schließlich eine Billion Papiermark nur noch den Wert einer einzigen Goldmark hatte. Monatelang mußte das deutsche Volk die ungeheuerlichen seelischen Erschütterungen eines selbst die kühnste Vorstellungskraft überbietenden Inflations-Zahlenrausches über sich ergehen lassen, bis die aus den Ideen einer verfeinerten Quantitätstheorie und eines verfeinerten Nominalismus geborene Rentenmark als göttliches Geschenk erschien, die — allen bisherigen wissenschaftlichen Theorien zum Trotz — den ungeahnten Beweis erbrachte, daß bei genügender Beachtung der aus Gütererzeugung, Gütermenge und Umlaufsgeschwindigkeit der Zahlungsmittel abgeleiteten Kraft, die eine Anpassung des Umlaufs an den alltäglichen Verkehrsbedarf zur Voraussetzung hat, auch eine goldlose, das heißt nur mit papierenen Zahlungsmitteln arbeitende Währung eine feste, stabile Währung abgeben kann und dabei noch den Vorzug genießt, nicht tote Betriebsmittel in unwirtschaftlicher, ja, wirtschaftswidriger Weise zu fesseln. Unter Einwirkung der Grundsätze, die in dem sogenannten Dawesplan und in dem Gutachten der Sachverständigen aufgestellt sind, sah sich Deutschland genötigt, die selbstgeschaffene Rentenmarkwährung zugunsten einer sogenannten internationalen Währung aufzugeben. Sie bietet ihrer ganzen Struktur nach keine größere Gewähr für eine Währungsfestigung, ist aber insofern für die ganze Wirtschaft nachteiliger, als sie 40 Proz. des Notenumlaufs in Gold und Devisen als tote Anlagen bindet, die als Umlaufsmittel der schwerbedrängten deutschen Wirtschaft bessere Dienste leisten könnten. Sie bildet insofern, bei aller Würdigung ihrer politischen Bedeutung, gegenüber der Rentenmark einen Rückschlag, dem als Plus lediglich die mit dem Goldnotenbankplan verknüpfte 800-Millionen-Anleihe gegenübersteht.

Der Zahlungsmittelumlauf eines Landes muß in einem abgewogenen Verhältnis zu dem Umfang der wirtschaftlichen Betätigung stehen. Er wird gewiß in Zeiten lebhafter wirtschaftlicher Umsätze größer sein können als in ruhigeren Zeiten, aber man muß stets im Auge behalten, daß die Kaufkraft des Geldes gegenüber den Waren und Löhnen eine möglichst stabile Tendenz innehält.

Man kann die Frage aufwerfen: Warum haben nicht alle Staaten dasselbe Geld, wodurch doch der zwischenstaatliche Verkehr ungemein gewinnen müßte? Ist nicht wenigstens eine paneuropäische Währung möglich? Die Antwort gibt die Beschaffenheit der Weltwirtschaft. Sie setzt sich aus zahlreichen sozialökonomischen und politischen Individualitäten zusammen, von denen jede ihre eigene Wirtschaftsgeschichte hat, in der die besondere Geldverfassung ausgebildet wurde. Die Geschichte des Geldwesens zeigt, daß jedes Land nach seinen Bedürfnissen, nach seinen wirtschaftlichen und staatsfinanziellen Fähigkeiten seine Währung besitzt, die mit einer vorausgehenden, aber überlebten, verbunden ist. Es ist also in der Weltwirtschaft mit einer Vielheit von Währungen zu rechnen. Eine einheitliche Weltwährung würde einen Weltstaat, der die ganze Erde umschlösse, voraussetzen.

Geld ist nicht lediglich ein Stück Metall von bestimmtem Gewicht. Das Geld eines modernen Landes ist eine abstrakte Recheneinheit, in der alle Werte ausgedrückt werden. Die Kaufkraft dieser Einheit ist abhängig von einer bestimmten Begrenzung der Versorgung mit Zahlungsmitteln, die als Repräsentanten dieser Einheit anerkannt sind. Diese Zahlungsmittel sind in der Hauptsache Banknoten und Bankdepositen, auf die Schecks gezogen werden können. Die Gesamtheit dieser Bankzahlungsmittel muß dauernd so beschränkt sein, daß jene Knappheit an Zahlungsmitteln herrscht, die erforderlich ist, um der Währungseinheit eine bestimmte Kaufkraft und damit ein bestimmtes Verhältnis zum Golde zu verleihen. Die Erreichung dieses Zieles erfordert offensichtlich einen sehr vollkommen arbeitenden Mechanismus und die dauernde Überwachung durch eine Zentralinstanz von höchsten Fähigkeiten. Diese Verwaltung ist die wichtigste Seite der ganzen Währungsfrage.

Es wird besser für uns sein, wenn wir uns mit dem Gedanken vertraut machen, daß der wahre Geltungsbereich für eine einheitliche Währung die politisch organisierte Nation ist. Die Kaufkraft, die jede einzelne Nation ihrer Währungseinheit durch entsprechende Verknappung der Zahlungsmittelversorgung verleiht, bildet die Grundlage für den Wechselkurs mit anderen Währungen. Jeder Staat muß durch fortgesetzte Bemühungen dieses Austauschverhältnis aufrechtzuerhalten suchen. Seine Handelsbilanz wird sehr stark von der Kaufkraft seiner Währung beeinflußt, und gleichzeitig steht seine Zahlungsbilanz in engster Beziehung zur gesamten Währungs- und Zollpolitik. Unter diesen Umständen ist schwer einzusehen, wie ein monetäres System außerhalb nationaler Organisation zu bestehen vermöchte.

In dem heutigen Weltverkehr muß prinzipiell in der Währung des fordernden Landes gezahlt werden. Liefert ein Engländer Ware nach Deutschland, so hat der Deutsche in Pfund Sterling seinen Verpflichtungen nachzukommen. Tut er das nicht, und wird er in Deutschland verurteilt, zu zahlen, so wird die Exekution schließlich nur in deutschem Geld realisiert, aber im Betrag so berechnet, daß der Engländer schadlos gehalten wird, worüber der Kurs eines Pfund Sterling gegen Mark entscheidet. Der Kurs der Währungen ist von manchen Motiven abhängig, in der Hauptsache sind es zwei: die Zahlungsbilanz, die zwischen zwei Ländern besteht, und die feste oder veränderte Beschaffenheit der Geldeinheiten.

Als das Gold allgemeines internationales Zahlungsmittel war, mußten unausgeglichene Zahlungsbilanzen in diesem Metall abgetragen werden. Daher zahl- und umfangreiche Goldversendungen von Land zu Land, oft auf weite Entfernungen hin. Ist auch Amerika das Gläubigerland der ganzen Welt, so gelangen doch nur in seltenen Fällen die Anleihen, die auf seinen Geldmärkten abgeschlossen werden, in der Gestalt von Gold in die Hand des Schuldners. Die Dollaranleihen, die Deutschland in den letzten Jahren aufgenommen hat, sind zum größten Teil in Rohstoffe oder Waren umgewandelt worden, ehe sie ihr Ziel erreichten. Hin und wieder gehen aber auch die amerikanischen Anleihen als Goldstrom über das Meer. So sind Anfang dieses Jahres an Bord des französischen Dampfers „Rochambeau“ 10 Millionen Dollar in Le Havre eingetroffen, die größte Goldmenge, die je ein französisches Schiff über das Meer befördert hat. Die Verfrachtung des Goldes erfolgt in Fässern von Eichenholz. Jedes Faß ist ein Fuß hoch und enthält 50 000 Dollar in Goldstücken von je 20 Dollar. Das Gold wird nicht immer in gemünztem Zustande verfrachtet, sondern zuweilen auch in der Gestalt von Goldbarren.

Der heutige sog. „Weltmarkt des Geldes“ muß über zwei Dinge Herr sein: 1. über Kapitalien, die zum Ausleihen bereitliegen, 2. über genügend Gold für den Fall, daß der Schuldner das Kapital in der Goldform nötig hat. Für die Gegenwart und die absehbare Zukunft reichen die vorhandenen 33 Milliarden Mark Goldzahlungsmittel jedoch aus. Mit wachsendem Wohlstand der Welt wird auch der Bedarf an Gold steigen — nur weil es Geld ist. Aber es wird vielleicht bald der Zeitpunkt eintreten, an dem die Goldbergwerke versiegen. Gewichtige Stimmen erheben sich, die sagen: Wir stehen vor einer Goldknappheit? Was dann? Dann steigt der Goldpreis; d. h. aber, die Preise aller anderen Waren fallen. Einige Leute haben bereits ausgerechnet, daß bis 1950 die Warenpreise bis auf den sechsten Teil ihres heutigen Standes fallen werden, wenn die Entwicklung weitergeht wie bisher, wenn auch keine neuen großen Goldlager mehr entdeckt werden. In etwa 20 Jahren soll der Preis für ein Brot von 60 auf 10 Pfennig fallen. An dieser gewaltigen Wirtschaftskatastrophe würde sich der letzte große Fluch des Goldes erfüllen. Aber auch eine Entwertung könnte eintreten, wenn es die Menschheit als Sünden erzeugendes Teufelswerk verachtete, wenn ein Religionsstifter ihr anzubefehlen vermöchte, alles Gold in den Ozean zu werfen, wo er am tiefsten ist, um das Bedürfnis mit einem Male vollständig zu ertränken. Die Entwertung könnte aber auch vor sich gehen, wenn es dem Chemiker und Physiker gelänge, Gold in beliebigen Mengen zu so geringen Kosten herzustellen, daß es nicht mehr praktisch wäre, in Goldquantitäten zu rechnen oder zu zahlen.







Zur Verlobung von Bismarcks ältestem Enkel: Otto Fürst v. Bismarck, Legationssekretär bei der Deutschen Gesandtschaft in Stockholm, und seine Braut, die 21jährige Ann Marie Tengbom, Tochter des schwedischen Architekten und Chefs der Staatsbauverwaltung.



Links oben:

Von den Wettkämpfen um die Deutsche Skimeisterschaft auf dem Feldberg (Schwarzwald) vom 23. bis zum 26. Februar: Überreichung des Meistertitels des Reiches durch Reichsfinanzminister Dr. Köhler an den Sieger, den Norweger Vinjaraengen.

Im Oval:

Vom Internationalen Ski-Sprungwettbewerb auf der Bernina-Schanze in Pontresina am 21. Februar: Der Sieger Recknagel (Deutschland) bei einem prächtigen Sprung.

Rechts:

Ein neues, merkwürdiges Wassersportgerät: Das „Schwimmskiff". Diese Konstruktion vereinigt Schwimm- und Ruderbetätigung; der Schwimmer liegt in einem von Luftkörpern getragenen Gestell und setzt durch die üblichen Schwimmbewegungen von Armen und Beinen ruderartige Schaufeln in Tätigkeit. Das auch von Nichtschwimmern benutzbare Gerät kann beträchtliche Geschwindigkeiten erreichen.

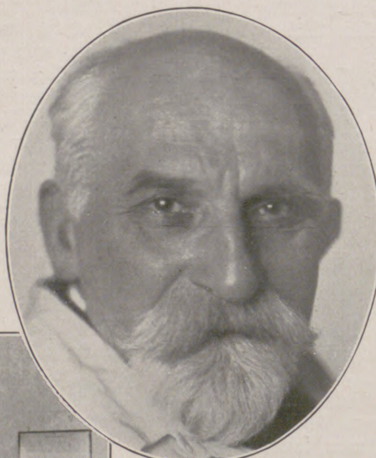




Arnold Winternitz,
ein gebürtiger Österreicher, viele Jahre Kapellmeister am Hamburger Stadttheater, auch als Komponist bekannt, † am 22. Februar im Alter von 52 Jahren.



Sir Horace Rumbold,
der zum englischen Botschafter in Berlin ernannt wurde als Nachfolger des auf den Posten des Unterstaatssekretärs im englischen Auswärtigen Amt berufenen Sir Ronald Lindsay.



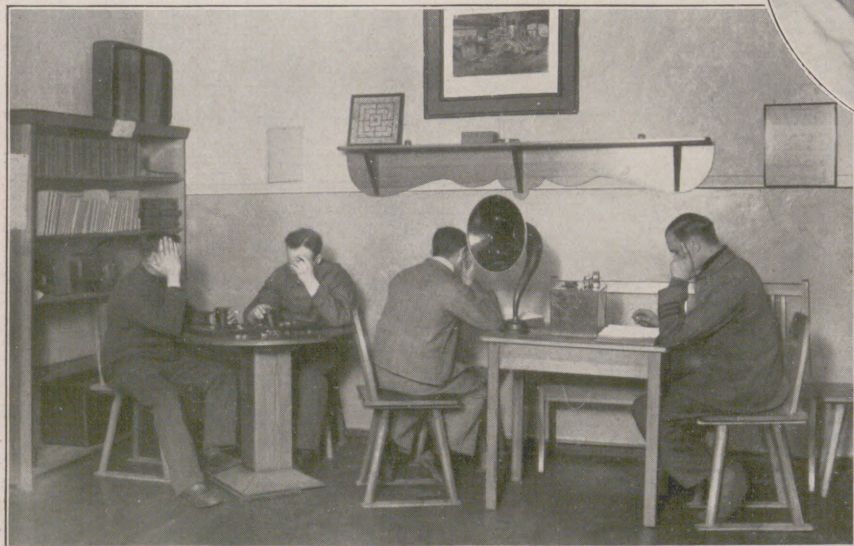
Links:

Prof. Otto Heichert,
bekannter Maler, langjähriger Lehrer an der Kunstakademie in Königsberg i. Pr., konnte am 27. Februar seinen 60. Geburtstag feiern. (Phot. R. Schlesinger.)

Rechts:

Karl Max Fürst v. Lichnowsky,
vielgenannter Diplomat, vom Jahre 1912 bis zum Ausbruch des Weltkrieges deutscher Botschafter in London, † am 27. Februar kurz vor Vollendung seines 68. Lebensjahres. (Phot. Hänse Herrmann.)







Humane Behandlung von Gefängnisinsassen in Deutschland: Abbildungen aus dem Gefängnis in Berlin-Plötzensee. (Vgl. dagegen die Bildertafel der nebenstehenden Seite!) Links: Der Lesesaal mit allerlei Unterhaltungsmöglichkeiten (Radioanlage) für Strafgefangene der II. Stufe. — Rechts: Aufenthalts- und Schlafraum der Stufe II, der kaum wie eine Gefängniszelle anmutet. Die Insassen dürfen Vögel halten, Blumen züchten und sich mancherlei andere Annehmlichkeiten schaffen.



Nach der Einlieferung in das Tscheka-Gefängnis: Die Gefangenen müssen sich ausziehen, und ihre Kleidungsstücke werden aufs sorgfältigste nach versteckten Waffen und verdächtigen Dokumenten durchsucht.



Verhör eines der Spionage Verdächtigten durch einen Kommissar der Tscheka, der nach seinem Ermessen die Strafe bestimmt, die, vom Haupt der Tscheka bestätigt, dann sogleich vollzogen wird.



Zur Essensverteilung im Tscheka-Gefängnis: Die an die Gefangenen verabreichten Mahlzeiten bestehen aus einem Schöpflöffel heißen Wassers, einem Viertelliter Fischsuppe und trockenem, teilweise verschimmeltem Brot.



Als Geiseln festgenommene Gemeindevorsteher aus ländlichen Gebieten, die das Mißtrauen oder Mißfallen der Sowjet-Regierung erregt haben, beim Gebet vor einem eingeschmuggelten Heiligenbild.

IN DER GEWALT DER TSCHEKA: ALS POLITISCHER GEFANGENER IN EINEM SOWJET-GEFÄNGNIS IN MOSKAU

Nach Skizzen des Ungarn Ferenc Rajniss, der sieben Jahre im Tscheka-Gefängnis festgehalten wurde, gezeichnet von Bryan de Grineau.



TOTENTANZ

RADIERUNG VON PROFESSOR ALOIS KOLB

(Aus dem Linden-Verlag, München.)

Passagiere

ROMAN VON HELLMUTH UNGER

(10. Fortsetzung.)

Die Sachlichkeit seiner Uniform paßte nicht unter die Menge der Verkleideten.

„Ich rede im Auftrag des Kapitäns. Es ist weder Gefahr noch Grund für Besorgnis. Unser Fest soll nicht gestört werden. Wir sind in einen Wirbelsturm geraten, der vorausgesehen war. In einer Stunde wird alles vorüber sein. Und ein wenig Schaukeln läßt sich ertragen. Der Ball geht weiter!"

„Bravo!"

„Wir tanzen! Wir tanzen!"

Nur wenige Passagiere wollten nicht bleiben.

Unruhe und gedämpfte Erregung.

„Man soll schon die Leuchtfeuer von Jamaika sehen."

„Unmöglich."

„Wir sind dicht an der Küste."

Der Chefsteward in Eskarpins und Frack stand am Ausgang.

„Bitte, zur Polonäse zu engagieren!"

XVII.

Die beiden Heizer vom Dienst stehen vor dem geöffneten Feuerloch und kontrollieren den Zustrom des Öls, das aus breiten Röhren mitten hinein in die zischenden Flammen schießt und wie ein goldener Kreisel herumwirbelt.

Es ist nachts, kurz nach der Ablösung um zehn Uhr.

Der eine drosselt den Zufluß noch mehr ab, weil er Überdruck in den Kesseln befürchtet, und lauscht auf ein dumpfes Surren, das immer wieder den dröhnenden Lärm der Maschinen zerreißt. Die Schaukelbewegungen des Schiffes sind wieder stärker geworden. Wenn der Bug des „Globus" zu steil zwischen den Wellen niedertaucht, trommeln hinten die Schrauben in der Luft, daß die eiserne Halle mitschüttert.

Es ist eine böse Nacht für den „Globus"!

Die beiden Heizer, die mit nacktem, fettglänzendem Oberkörper dicht nebeneinander arbeiten, müssen sich in die Ohren schreien, wenn etwas zu sagen ist. So schweigen sie meist oder verständigen sich durch Zeichen.

Tu dies oder das!

Aber heute reden sie, und wenn's nur ist, um die eigene Stimme zu hören, gegen den feindlichen Lärm der Maschinen, die sonst auf den geringsten Hebeldruck gehorsam sind.

Heute, heute ist's, als ob das Eisen lache, jedes Schwungrad und jeder Kolben mit Bösartigkeit geladen sei. Und die Luft knistert vor den Ohren wie Elektrizität.

Der Obermaschinist in blauem Drilchanzug geht langsam vorbei, nickt den Männern zu und verschwindet in der Schlosserei. Er scheint nichts Absonderliches zu spüren.

Die beiden Heizer sind kurze Zeit an Deck gewesen und haben dem Maskenball zugesehen. Der kleine Heizer aus Rotterdam ist erregt, und seine eingefallenen Backen glühen in hektischem Rot.

Er schreit, daß seine Stimme überkippt.

„Hast du die eine Dame gesehen beim Tanz? Den Rotkopf, mein' ich. Die hatte kaum noch was an."

„Tivoli, Tivoli", schreit der andere. Erinnerungsfetzen an Kopenhagen oder eine Matrosenkneipe in Chile.

„Was meinst du?"

„Tivoli."

„Wie Feuer war ihr Haar. Wie Feuer! Und wie sie tanzte! Mein Gott."

Er lacht vor Verrücktheit und gießt sich aus einem Krug Wasser über den Rücken.

„Wenn man aber solch eine kleine Maske hätte, was meinst du, Kamerad?"

Er malt es nicht weiter aus, was dann wohl sein könnte.

„Nur mal tanzen mit so einer..."

Der andere versteht ihn nicht. Er greift plötzlich mit den Händen zur Seite und umkrampft einen Messinggriff an der Wand. Der kleine Heizer aus Rotterdam wird zu Boden geschleudert, und Blut spritzt ihm über die Stirn.

Ein mächtiger Stoß hat den „Globus" erschüttert, als sei er gegen eine Mauer geprellt, oder ein Pulverlager sei in seinem Bauch explodiert.

„Was... ist... das?"

„O Heiland!"

Lichtsignale von der Kommandobrücke.

Der Obermaschinist am Telephon.

„Alle Maschinen stopp!"

„Alle Maschinen stopp!"

„Volldampf zurück!"

„Volldampf zurück!"

Befehl nach Befehl. Überstürzt. Aus der Tischlerei und Schlosserwerkstatt, aus dem Schlafraum stürzen Gestalten herbei, schreien, fragen.

„Jeder an seinen Platz!"

„Ein Unglück!"

„Was ist geschehen?"

„Halt die Schnauze!"

„Da liegt einer!"

„Hebt ihn doch auf!"

„Er blutet."

„Ruft den Doktor!"

„Rasch, Verbandzeug herbei!"

„Wir gehen unter."

„Helft!"

„Der ‚Globus' liegt still."

„Es ist keine Gefahr."

„Seht nach den Pumpen!"

„Explosion im Vorderschiff."

„Nein."

„Wollt ihr den da verbluten lassen?"

„Telephoniert an den Arzt!"

„Es gibt Wichtigeres."

„Schwimmwesten her! Denkt ihr, ich will verrecken?"

Der kleine Heizer richtet sich auf. Er kann nichts erkennen. Die Lider sind ihm von krustendem Blute verklebt. Er preßt die Faust an die Schläfe und sinkt röchelnd zurück. Einige packen ihn und betten ihn auf eine eiserne Bank, schnüren ihm Binden um Augen und Stirn.

*

Mitten im Takt unterbricht die Kapelle den Tanz. Der Baßgeiger fällt. Das Saxophon heult eine falsche Kadenz. Der erste Geiger spielt noch einen irrsinnigen Triller. Der Kapellmeister gibt das Zeichen zum Schluß, obwohl keiner der Musikanten ihn mehr beachtet. Alle sind aufgesprungen und warten, warten, was jetzt nach dem furchtbaren Stoß sich ereignen wird.

Es geschieht nichts. Aber die jähe Stille ist peinigender als das Übermaß an Lärm und Geschrei.

Es muß etwas Schreckliches vorgefallen sein, ja, ein Unglück, eine Katastrophe.

„Wo ist der Kapitän?"

„Der Kapitän!"

„Man muß den Kapitän benachrichtigen!"

Einige stürzen davon. Die Mehrzahl wartet. Stewards reißen Fenster auf, als seien die Türen verrammelt, und es gäbe keinen anderen Ausweg. Der Sturm heult herein und durchfaustet den heißen Raum, zerfetzt die Papiergirlanden und die Flaggen.

„Fenster schließen!"

„Seid ihr denn ganz verrückt!"

Es fehlt an Regie und Leitung. Auch Mr. Lebel versagt jetzt und kann nur noch lallen. Aus Furcht oder Trunkenheit. Bleich und zitternd hängt ihm Mrs. Williams am Arm.

Da kommt einer der Offiziere zurück. Spricht mit dem Chefsteward, drängt sich durch die Wartenden. Er möchte wohl einen Auftrag vom Kapitän ausrichten, versucht vergeblich, zum Musikpodium vorzudringen. Die Passagiere haben die Besonnenheit verloren, umdrängen ihn und schreien auf ihn ein.

Er wirft die Arme empor.

„Was... was ist?"

„Ruhe!"

„Er kommt doch vom Kapitän!"

Schließlich gelingt es ihm, sich verständlich zu machen.

„Keine unnötige Sorge, nein. Und vor allem Besonnenheit. Es ist noch nicht geklärt, was eigentlich geschehen ist. Der Kapitän erwartet von jedem... erwartet von jedem..."

Die Stimme geht wieder unter in fanatischem Lärm.

Aber da ist der Polizeioffizier, den sie alle kennen und lieben. Er springt auf einen Stuhl, den Domino über dem Frackhemd aufgerissen und donnert mit seinem mächtigen Organ.

„Haben Sie denn nicht verstanden? Es ist keine Gefahr, sagt der Kapitän. Wenn Sie sich jetzt wie Tollhäusler gebärden, dann sind Sie selbst an den Folgen schuld."

„Wir wollen wissen, was geschehen ist."

„Ja."

„Der Kapitän soll kommen!"

„So warten Sie doch!"

„Das Schiff geht unter."

„Das... Schiff..."

„Sagen Sie das nicht zum zweitenmal."
„Man will uns täuschen! Der ‚Globus'..."
Dem Passagier erfriert der Ton auf der Zunge. Die Faust des Polizeioffiziers trifft ihn am Kinn.
Lautlos sackt er zusammen. Frauen kreischen.
„Man hüte sich!" brüllt der Offizier.
„Die Musik soll weiterspielen!"
„Die Musik!"
„Haha!"
„Befehl vom Kapitän."
„Wollt ihr denn nicht gehorchen, Leute!"
In der Ecke beginnt Mrs. Palmer ihren armseligen Leierkasten zu drehen. Mit glasigen Augen starrt sie ins Leere. Sie gehorcht, als hätte der Befehl ihr gegolten.
Einer lacht.
Man wendet sich nach ihr um.
„Bravo, Mrs. Palmer!"
„Die Musikanten sollen ihre Pflicht tun!"
„Sollen wir etwa auch tanzen?"
„Seid vernünftig, Leute!"
„Merkt ihr denn nicht, daß die Maschinen stehen?"
„Einen Charleston, Kapellmeister!"
Die Situation scheint gerettet zu sein, aber niemand tanzt. Hilflos, entmutigt und zu jeder neuen Torheit bereit, stehen die Masken im Saal umher. Immer verlassener wird der Raum. Bänder, Masken, zerbrochene Gläser, Fächer, Konfetti, ein Elfenbeinkamm liegen auf dem Parkett verstreut.
Es ist zwecklos, weiterzuspielen. Der Kapellmeister winkt wieder ab.
Einige Stewards beginnen aufzuräumen. Einer nach dem anderen geht. Und alles drängt sich auf dem Promenadendeck zusammen. Am Aufgang der Kapitänsbrücke steht der Zweite Offizier. Er hat einen Browning in der Hand.
Ein Geiger ist im Saal zurückgeblieben. Er packt langsam sein Instrument ein. Verschließt es und geht.
In einem Winkel sitzt der indische Fakir allein, leert sein Champagnerglas und setzt eine neue Zigarette in Brand. In Gleichmut tasten seine Augen über den Schauplatz der Flucht. Die weiße Perücke ist nach hinten verschoben und die Schminke auf den gelben Backen gelöst. Es ist der Schiffsarzt, der sich allein weiteramüsiert.
„Bringen Sie noch eine Flasche!" sagt er zum Steward. „Aber kalt."
Dem entgeisterten Blick begegnet er mit einem Lächeln.

XVIII.

Auf und ab schaukelt das mächtige Schiff, das dem rasenden Wirbelsturm keine Kraft entgegenzusetzen hat und von den heranbrausenden Wogen mitgerissen wird. Jedem Angriff gibt es sich preis. Seine Maschinen, seine guten Maschinen sind abgestoppt. Wie zum Ausruhen und Atemholen vor neuer Abwehr. Erst muß der Kapitän wissen, welcher Art das unerwartet gekommene Unglück ist.
Eisberge gibt es nicht im Westindischen Archipel, Sprengladungen sind nicht an Bord, und die Zuckersäcke sind fachmännisch verstaut, so daß sie nicht explodieren können. Sollte der „Globus" auf ein Riff gestoßen sein, auf eins der ungezählten, in der Tiefe versteckten Korallenatolle? Dann muß er leck sein und wäre nicht mehr zu halten. Der Stoß, der ihm heimtückisch versetzt wurde, war zu stark.
Im Steuerhaus auf der Kommandobrücke befindet sich eine große Lichttafel, genial erdacht und durchkonstruiert, die jede Störung in irgendeinem Teile des Schiffes sofort anzeigt, Feuer und Wassereinbruchsgefahr. Es genügt ein leichter Druck auf einen der vielen weißen Knöpfe, und die Gefahrzone in der Tiefe wird automatisch abgeschlossen, von luftdicht ineinandergreifenden Eisenwänden umzingelt.
Der Kapitän steht mit den Offizieren vor der Tafel und wartet erregt. Es kommt keine Meldung von irgendwelcher Gefahr. Er läßt zur gleichen Zeit das ganze Schiff von Kontrolltrupps nach der Störung absuchen, kommandiert einen Teil der Mannschaft an die Pumpen.
In den Schlafsälen, der Kantine, den Werkstätten, in den Küchen und Vorratsräumen, überall flackern die kleinen Glühbirnen „Alarm".
Nachrichten laufen in der Zentrale ein, spärlich, dann schneller, kurz und sachlich. Widerspruchsvoll.
Das ganze Schiff ist in summender Erregung.
Die beiden Schornsteine des „Globus" qualmen mächtig. Ballonartig gebläht, wälzt sich der fette Ölrauch hervor, wird im Nu vom Sturm zerfetzt und aufs Bootsdeck niedergeschmettert, wo die Rettungsboote hangen.
Die Sirenen heulen schauerlich.
Der Nachthimmel ist erdrückend niedrig und von grauenvoller Schönheit. Milliarden blinkender grüner Funken erfüllen die heiße Luft, quirlen und wirbeln durcheinander. Es sind keine Wolken, sondern dichte Massen, die fahles Leuchten ausstrahlen wie schwaches Elmsfeuer, zusammengeballt und wiederaufgelöst ohne bestimmte Konturen. Nebelhaft, unerschöpflich quellen sie aus dem Dunkel und streichen über den Gischt turmhoher Wellen dahin.
Die meisten Passagiere haben sich jetzt auf dem Promenadendeck zusammengedrängt. Jeder sucht Trost und Zuversicht beim andern. Ein groteskes Bild, diese rufenden, schreienden, gestikulierenden Wesen im Maskenflitter, gespensterhaft abgehoben vom stumpfen Grün des Sturmhimmels.
Ein leichtes Zittern durchläuft die Planken. Die Schiffsmaschinen gehen wieder auf Fahrt. Langsam und schneller.
Aufatmen. Hysterische Schreie.
Der „Globus" treibt weiter. Brausend stürzt der Bug in purpurne Tiefen. Gigantische Brecher überdonnern das Vorderschiff und verbiegen, zerreißen das Eisengestänge der Reling, heben den großen Schwimmpool empor und schleudern ihn über Bord. Die Scheiben auf dem Oberdeck zerklirren unter ihrer eisernen Kraft.
Ewigkeiten währt es, ehe das Vorderschiff aus der Tiefe wieder emporstößt und die zischenden Fluten abschüttelt.

*

In der Funkstation sitzt der Beamte am Morseapparat und sendet Hilferufe über den Ozean.
SOS... SOS... SOS...
Er wartet. Lauscht fieberhaft.
Keine Antwort.
Schiff in Not! Schiff in Not! Begreift ihr denn nicht? SOS... SOS...
Schweigen.
Er schaltet um und wartet. Hat beide Fäuste am Hörer. Nicht der winzigste Ton könnte ihm entgehen. Von Welle zu Welle sucht er Verbindung. Dröhnende Weite. Gesumm. Pfeifen. Stille.
Jetzt... Morsezeichen, durch den Äther gejagt. Codeworte... er versucht, sie zu übersetzen. Sie haben keinen Sinn... werden leiser... verstummen? Wo sind die amerikanischen Großstationen?
Chikago. Endlich!
Chikago sendet Tanzmusik. Pfeifen. Vorbei... Das muß Neuyork sein. Eine Menschenstimme, die wie durch Watte spricht.
Teufel nochmal!
Es sind doch auch Schiffe unterwegs, deren Namen und Route man kennt. Die „Quebeck" kann keine dreißig Seemeilen vom „Globus" entfernt sein. Warum antwortet sie nicht? Heute morgen, kurz vor der ersten Betriebsstörung, hatte er mit dem Kollegen klare Verbindung. Er hat ihm noch die Wettermeldung gefunkt. Und dann: „Glückliche Reise." Auch „Queen Anna" ist nicht weit. Überall sind Dampfer zwischen New Orleans und San Juan, Santiago und Neuyork, Überseedampfer nach Colon, Greytown und Vera Cruz.
Der Morsestreifen beginnt wieder zu laufen.
Port-au-Prince auf Haiti. Port-au-Prince gibt Wirtschaftsnachrichten, für eine Firma in Boston bestimmt.
Seid ihr denn wahnsinnig, ihr auf dem Festlande! Wie Hohn ist diese Antwort auf Hilferuf in der Not.
SOS... SOS...
Der Funker will wütend den Streifen abreißen. Mitten im Satz brechen die Worte entzwei.
„Funkstation, hallo!"
„Hallo, Kapitän?"
„Haben Sie Verbindung mit der ‚Quebeck'?"
„Keine Verbindung, Kapitän."
„Meldet sich Santiago?"
„Santiago schweigt."
„Rufen Sie! Rufen Sie ‚Queen Anna' an."
„Unmöglich, Kapitän."
Der Alte hat gut fluchen und kommandieren, wenn die Apparate verhext sind. Er soll doch selbst kommen und nachsehen!
Wieder hämmert der rechte Mittelfinger auf dem Taster.
SOS... SOS... SOS...
An die geöffnete Schaltertür gelehnt, steht eine Frau. Wirr hängt ihr das windzerflatterte Haar über die Schläfen. Die Hände hält sie reglos vorgestreckt und wartet darauf, daß der Beamte sie endlich bemerkt. Sie hat ein Samtmieder mit vielen Blechmünzen über der Brust. Es ist halb aufgerissen und beschmutzt. In der Saumnaht hängt eine verwelkte, halb entblätterte Rose.
Weiß der Kuckuck, auf welchem Wege die Frau sich heimlich heraufgeschlichen hat, und was sie jetzt hier will!
Mrs. Mahony im Zigeunerkostüm.
Sie beobachtet den Mann und wagt nicht, ihn anzurufen.
In großen Perlen steht ihm der Schweiß auf der Stirn.
Er sieht eine schattenleichte Bewegung. Starrt sie an.
„O bitte."
„Was denn?"
„Ich wollte nur fragen..."
„Gehen Sie zum Teufel, wenn Sie mich verstehen!"
SOS... SOS... SOS... hämmert die zitternde Faust.

*

Der kranke Choleriker liegt in seiner Kabine am B-Deck allein. Seit Stunden. Die Pflegerin ist fortgegangen und nicht wiedergekommen. Damit er schlafen kann, hat sie ihm Morphium gegeben. Heute wollte sie auch einmal frei sein und dem Tanze zusehen. Hatte der Schiffsarzt nicht versprochen, nach ihm zu sehen? Das ist ein ganz komischer Heiliger! Am dritten Tage schon brachte er eine ausführliche Liquidation und wünschte Bezahlung.
„Ich pflege am Ende der Behandlung zu zahlen", hatte Mr. Groman erwidert.
„Wie Sie wollen."

(Fortsetzung folgt.)

BERTHOLD CLAUSS



Späte Liebe. Farbige Steinzeichnung.



Der Junggeselle. Farbenholzschnitt. (Im Verlag Amsler & Ruthardt, Berlin.)

Der Tierfreund. Farbige Steinzeichnung. (Im Verlag der Photographischen Gesellschaft, Berlin-Charlottenburg.)

Aus Sienas Toren zog 1903 ein eben Zwanzigjähriger. Seine Joppe, grau und verwittert wie ein altes Büffellederwams, der mächtige Knotenstock mit der langen Picke verliehen ihm etwas Landsknechtartiges. Sein sonnverbranntes, fast knabenhaftes Gesicht trug unverkennbar germanische Züge. Auf festen Füßen, die mit Meilen nicht zu geizen brauchten, schritt er fürbaß, dem immer tropischer werdenden Süden entgegen. Der Wanderer war der junge deutsche Maler Berthold Clauß, der, nachdem er seine Lehrzeit als Lithograph beendet hatte, auf einer einjährigen Fußwanderung begriffen war.

Italien! Wie ein Komet hatte dieses Wort über seiner Jugend geflammt. Nun war es Erfüllung geworden. Mit heißer Inbrunst trank seine Jugend die tausendfältigen Wunder dieses Landes, und jeder Tag brachte neue Offenbarungen. Staunend sah er, daß er sich in einem ungeheuren Freilichtmuseum befand, wo die Schätze von Jahrtausenden aufgestapelt lagen. Aber inmitten dieser Wunderwelt geschah ihm eine seltsame Wandlung. Hier unter dem ewig blauen Himmel Italiens ergreift ihn eine unendliche Sehnsucht nach seiner Heimat, der düsteren Heide mit ihren singenden, sausenden Winden, dem grauen, wolkenverhangenen Himmel, wo im Herbst Wotans Heere ihre Götterschlachten schlagen: in Italien ward in Clauß der Maler der deutschen Heide geboren.

Dann wieder eine Wanderung durch Schottlands Hochland, dessen schwermütige Landschaft in dem jungen Künstler einen starken Widerhall findet.

Endlich geht er, nach einem kurzen Besuch der Altonaer Kunstgewerbeschule, auf die Berliner Akademie, wo ihn als Schüler von Kallmorgen und Kappstein bald eine innige Freundschaft mit diesen beiden vortrefflichen Männern verbindet.

Ein akademisches Stipendium führte ihn über Holland, Belgien und Frankreich noch einmal nach Italien, wo der inzwischen reifer Gewordene jetzt wohl manches tiefer erfaßt haben wird. Aber dem Zauber dieses seiner deutschen Seele immer fremd bleibenden Landes erlag er auch diesmal nicht.

Das ungeheure Geschehen des Krieges riß auch ihn hinaus. Nur zögernd wagte der Stift die Züge dieses Medusenhauptes nachzuziehen. Zum Kriegsmaler fühlte er keine Berufung. Dennoch entstand eine Reihe flüchtiger Skizzen, die eindringlich und schreckensnahe genug das Erlebte schildern.

Nach dem Kriege ließ sich Clauß in seiner Vaterstadt Altona nieder, wo er an der Kunstgewerbeschule als Lehrer für die graphische Abteilung tätig ist. Auch an diesem Zweig seines Könnens darf man nicht schweigend vorübergehen. Ja, ich stehe nicht an, zu behaupten, daß Clauß gerade auf diesem von der Kunst noch bis vor wenigen Jahren arg vernachlässigten Gebiet neue Wege beschritten hat. An der künstlerischen Durchdringung von Plakat und Werbegraphik hat er seinen wesentlichen Anteil, was die letzte Ausstellung von Arbeiten seiner Klasse beweist. Von ihm entworfene Plakate, Propagierung alltäglicher Bedarfsgegenstände, zeigen in erstaunlicher Weise, was künstlerische Phantasie aus diesen so nüchternen Dingen der Geschäftswelt zu machen versteht, und wie sehr gerade dadurch der geschäftliche Zweck gehoben werden kann.

Man muß einmal mit diesem Jäger-Maler in seine eigentliche Heimat, die Jagdgründe der Heide, gewandert sein, um ihn als Mensch und Künstler ganz zu erleben. Es ist vielleicht mehr als eine nur äußere Ähnlichkeit, die diesen Maler mit Hermann Löns vergleichen läßt. Beiden gemeinsam ist die tiefe Liebe zu ihrer norddeutschen Heimat, ihre Verwachsenheit mit der Natur, die Gabe, das hier Erlebte tief innerlich als Quelle ihrer Kunst sprudeln zu lassen. Der Schrei von Habicht und Bussard, der Ruf der ziehenden Kraniche und Wildgänse und der tolle Liebesjubel des schwarzen Heideritters, des Birkhahns, sind seine Offenbarungen. Oft siegt der Maler über den Jäger: die todbringende Büchse sinkt, und das Wild, in flüchtiger Skizze festgehalten, entrinnt, dem Leben so doppelt geschenkt. Was mich die Schöpfungen dieses Malers immer wieder mit neuer Freude betrachten läßt, ist ihre Ursprünglichkeit, die Unmittelbarkeit, die uns aus seinen Bildern entgegenspringt.

Technik und Industrie, polypenartig sich vorschiebende Großstädte engen unsere Seele mehr und mehr ein: hier ist ein Künstler, der uns das Tor zur Natur weit offen hält. Seien wir dankbar. Erwin Heimerdinger.



Junger Bussard. (Radierung.) (Im Verlag Commeter, Hamburg.)



Jungfüchse. (Steinzeichnung.)



Feldblumen. (Holzschnitt.)



Strix buba. (Radierung.) (Im Verlag Amsler & Ruthardt, Berlin.)

SCHÖNE FORMEN

AUS DER AUSSTELLUNG ZUM JUBILÄUM DER PFORZHEIMER KUNSTGEWERBESCHULE

(Hierzu ein Aufsatz auf Seite 370.)

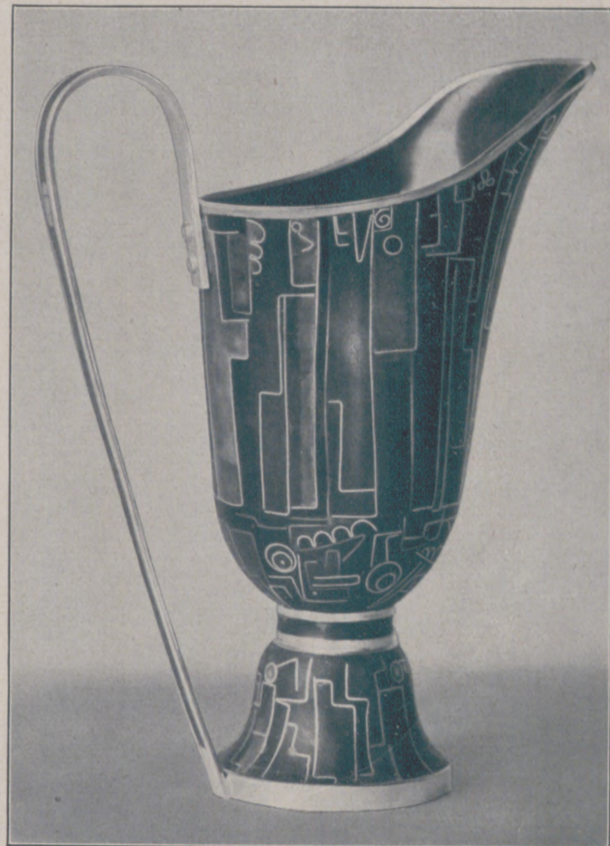




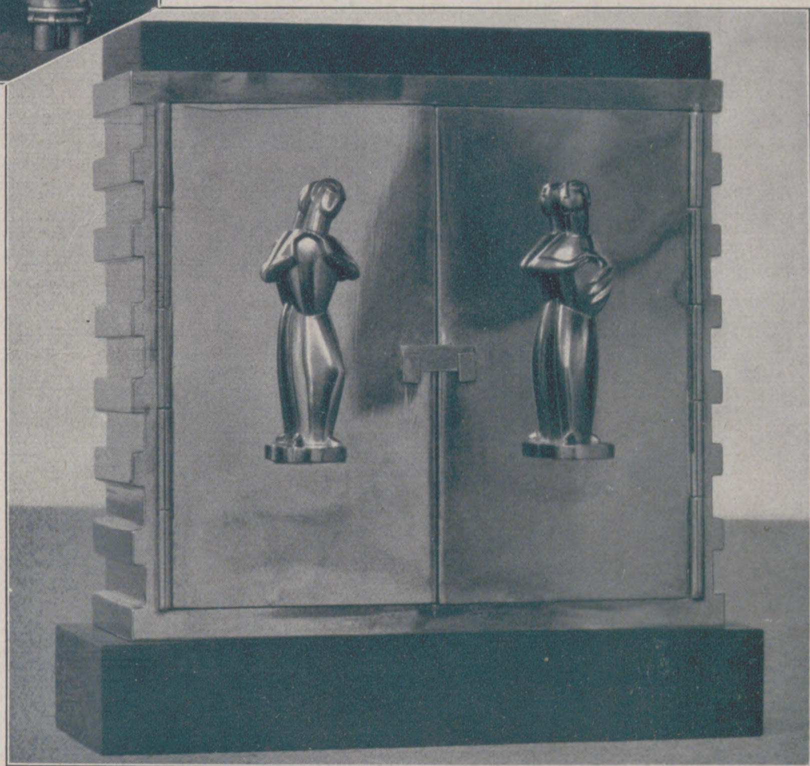
Büchse in Silber mit Limoges-Arbeit.
(Klasse: Prof. Wende; Schüler: Richard Anke.)

Links nebenstehend:

Messing-Kanne.
(Klasse: Werklehrer Micheelis; Schüler: Edmund Munz.)



Henkelkännchen.
(Emailfachklasse: Prof. Hildenbrand; Schülerin: Käthe Böttcher.)



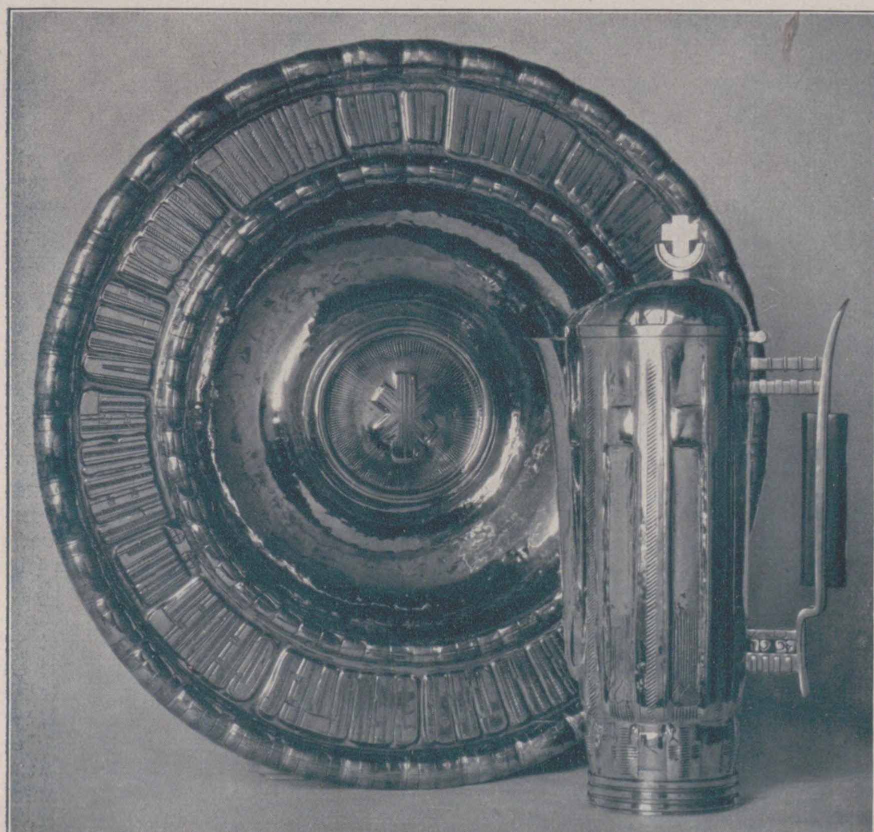
Jubiläumsgabe der Zunft „Turm" an die Pforzheimer Kunstgewerbeschule.

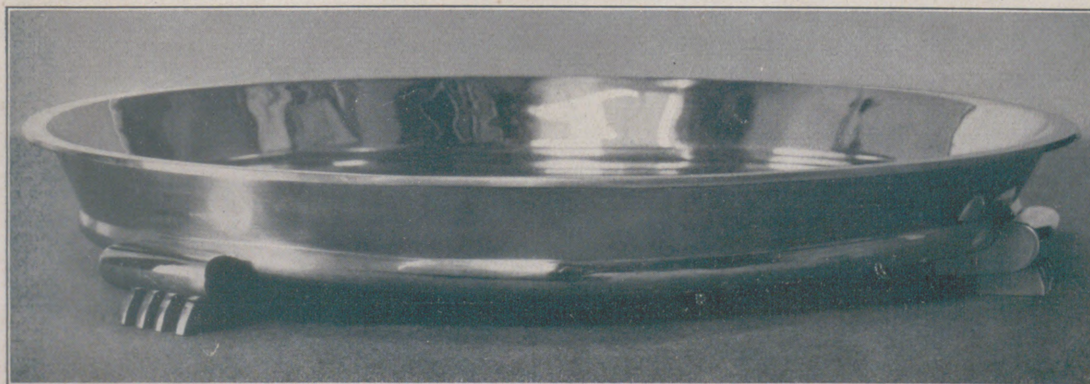
Links nebenstehend:

Taufbecken und Taufkanne.
(Klasse: Prof. Wende; Schüler: Walter Ziegler.)

Unten links:

Schale in Messing.
(Klasse: Prof. Wende; Schüler: Walter Godez.)



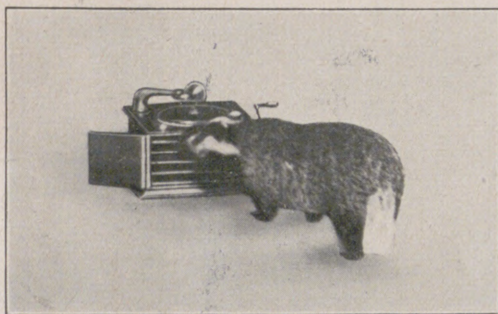




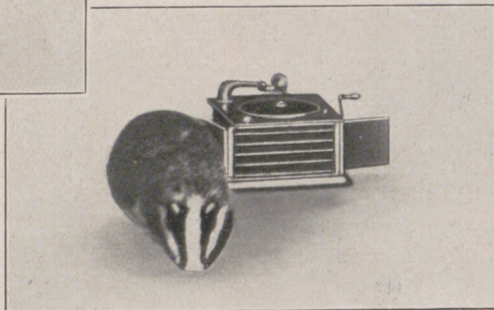
Bowle in Messing.
(Klasse: Prof. Wende; Schüler: Wilhelm Stoll.)

TIERE UND MUSIK

BETRACHTUNGEN VON PROF. DR. BASTIAN SCHMID, MÜNCHEN, ZU SEINEM VERFILMTEN DACHS-EXPERIMENT



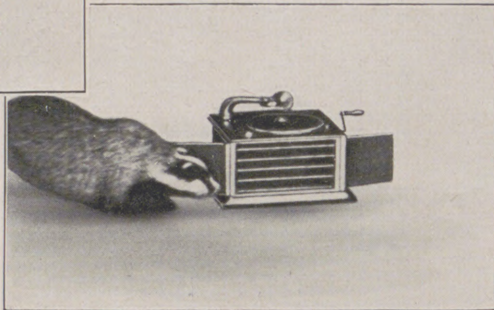
Der Dachs sucht nach dem Ursprung der Töne.



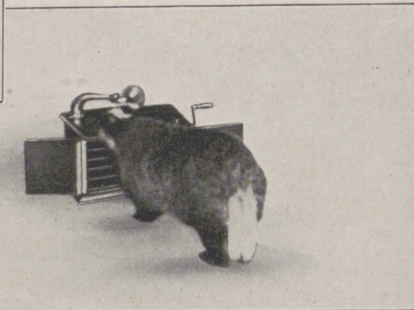
Er verläßt das Grammophon und geht dem Geräusch des bei der Aufnahme dieser Bilder verwendeten Apparates nach.

Es ist nicht dasselbe, ob man nach der Musikalität der Tiere oder danach fragt, wie die Tiere auf Musik reagieren. Ist von deren Musikalität die Rede, so denkt man in erster Linie an unsere bekanntesten Singvögel, Nachtigall, Sing- und Schwarzdrossel (Amsel), Mönchsgrasmücke usw.

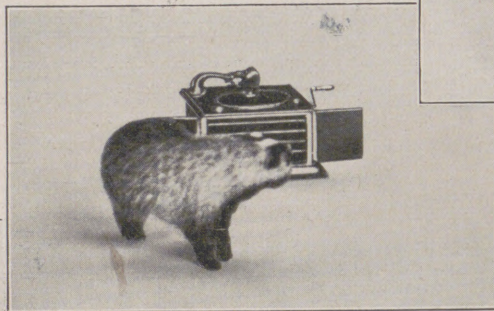
Worin besteht nun die Musikalität der Singvögel? In einer Reihe von Merkmalen, die hier nur ganz kurz angedeutet seien. Wie von Spezialforschern nachgewiesen wurde, finden sich im Rhythmus wie in der Metrik des Vogelgesangs Elemente unserer eigenen Musik. Im Gesang der Singdrossel beispielsweise treffen wir Motive, welche die Intervalle des Durdreiklangs erkennen lassen. Dazu hören wir im Vogelgesang fast alle Ausdrucksmöglichkeiten unserer Musik, Rhythmus, wechselnde Klangfarbe, Tempi und Vortragsweisen (Stakkato, Triller, Glissando usw.), bestimmte Motive, so das Amsel- und Pirolmotiv in Wagners „Siegfried“ (Waldweben), Strophenbildung, Melodieführung usw., eine gewisse Tonfülle, Rundung, Stärke und Weichheit der Laute u. a. m. Bedenkt man sodann, daß verschiedene Vögel in der Lage sind, halbe und ganze Töne, Terzen und selbst Dreiklänge zu produzieren, dann können wir nicht nur von einem musikalischen Gehör an sich, sondern sogar von einem mit dem unsrigen verwandten sprechen. Aber das ist noch nicht alles. Der junge Singvogel hat zunächst lediglich die Anlage zum Singen, den Gesang als solchen muß er erst auf Grund seiner Fähigkeiten durch Nachahmung lernen. Nicht umsonst machen wir hervorragende Sänger und Schlager zu Lehrmeistern unserer jungen Stubenvögel, die dann ebenfalls gute Leistungen erzielen und später zum Unterrichten verwendet werden können. — Im Gesang der



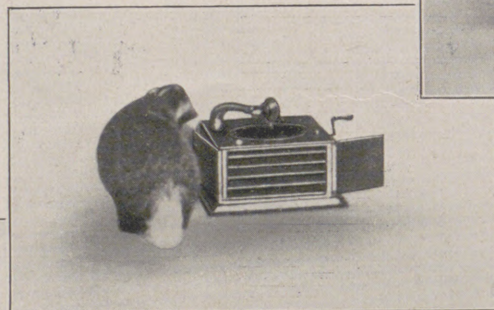
Der Dachs kehrt wieder zum Grammophon zurück.



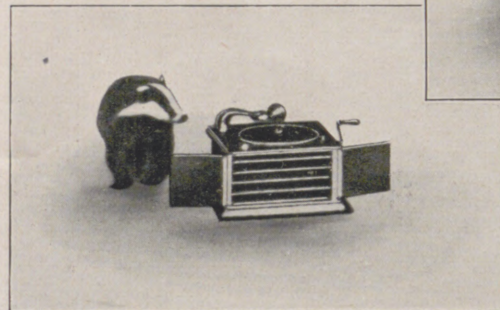
Bei der Beobachtung der Drehscheibe.



Suchen der Töne am unteren Spalt des Apparates.



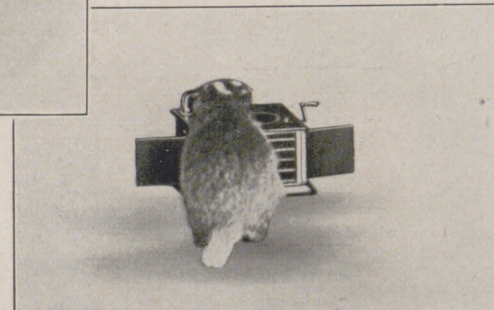
Auf dem Wege zur Besichtigung der rückwärtigen Seite des Apparates.



Nun ist er ratlos.

Vögel jedoch eine bewußte Kunstleistung erblicken zu wollen, dürfte zu weit gehen.

Folgt aus alledem das unbedingte Vorhandensein einer Art von Musikalität, so wird diese Anlage weiterhin dadurch bestätigt, daß verschiedene Vögel, wie Gimpel, Star, Spottdrossel, Braunkehlchen usw., Töne oder ganze Strophen von anderen Sängern oder auch von uns in ihr Lied einflechten können. Bekanntlich lernt der Gimpel schon in frühester Jugend, wo er noch nicht flügge ist, ein ihm von uns vorgepfiffenes Lied nachpfeifen und bringt es bei guter Veranlagung sogar bis zu drei Liedern.



Er steigt auf das Grammophon, schlägt die Schalldose heraus und stellt dadurch den Betrieb ab.

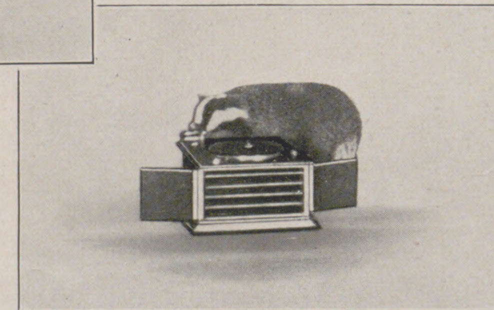
Daß auch Vögel, die mit dem Gesang nicht das geringste zu tun haben, einzelne Töne nach„singen“ können, ist sehr merkwürdig und aus deren Biologie nicht ohne weiteres ersichtlich. Ich meine unser Haushuhn. Allerdings beweisen meine langjährigen Erfahrungen auf diesem Gebiete positiv nur die Ungeeignetheit der Hähne für solche Experimente. Ich besitze gegenwärtig zwei ältere Hennen, die insgesamt drei Töne, nämlich das eingestrichene g, a und h nach„singen“. Auch dieses Vermögen möchte ich als eine Art von Musikalität ansprechen. — Diese Fähigkeit, einen vorgesungenen Ton nachzuahmen, habe ich durch Zufall bei einem meiner Rotfüchse angetroffen. Der betreffende Rüde ist zur Zeit gegen drei Jahre alt, verfügt insgesamt über rund zwei Oktaven und ist imstande, eine Oktave in Stakkato, einer Form, die er sich selbst wählte, nachzusummen bzw. einen Ton so lange zu suchen, bis er ihn gefunden hat. Geradezu verblüffend wirkt es, wenn das Tier den vorgesungenen Ton zu treffen, sich bemüht und zu diesem Zwecke Übungen macht. (Ich habe hierüber zum erstenmal in meinem Buche „Das Seelenleben der Tiere“ gesprochen.)

Ein Reagieren auf Musik finden wir bei verschiedenen Säugetieren, vor allem bei unseren Hunden und Katzen. Ob die Musik bei unseren Hunden wirklich lustbetonte Gefühle auslöst, ist nicht ohne weiteres zu bejahen, obgleich dies gar oft behauptet wird. An sich reagiert vor allem der junge Hund auf verschiedene Musikinstrumente. Während aber die einen gleich den jungen Katzen zunächst nur aufhorchen und sodann der Tonquelle nachgehen, zuletzt aber gleichgültig gegen die hervorgebrachten Klänge werden, brechen andere Hunde in Geheul aus. Ich hatte einmal einen sehr lebhaften Spitz, der auf einfache Weisen, die ich ihm auf dem Klavier vorspielte, wenig reagierte, aber sofort zum Heulen überging, wenn ich Dissonanzen in fortissimo brachte. In solchen Fällen waren seine physiognomischen Ausdrucksformen eindeutig auf Unlustgefühle eingestellt, wie ich auch bei anderen Hunden vielfach der Überzeugung geworden bin, daß ihnen Musik nicht gerade angenehm ist.

Unter den verschiedenen von mir gehaltenen Tieren ist mir nach dieser Richtung mein nun zweijähriger Dachs bereits aufgefallen, als er, etwa drei Monate alt, wild eingefangen zu mir kam. Ein halbes Jahr schwer zugänglich und bissig — einzig mit mir hat er sich später endgültig angefreundet — war er eine sonderbare Mischung von Scheu und Neugierde, zwei Eigentümlichkeiten, die er sich fremden Personen und unbekannten Dingen gegenüber bis zum heutigen Tag bewahrt hat. Schon damals kam er auf kleine, von mir hervorgebrachte Geräusche vorsichtig aus seinem Versteck, häufig die rechte Vorderpfote hochhebend und aufhorchend stehen bleibend, auf die Schallquelle zu, ergriff aber sofort die Flucht, als er in irgendeiner Form von mir Kenntnis nahm. Als ich ihn dann später öfter einmal aus seinem Zwinger in irgendein Zimmer brachte und sodann in einem nebenanliegenden auf der Gitarre unter anderm das tiefe e anschlug, kam er sofort hervor und suchte mit seiner stets feuchten, in der Luft umherschnuppernden Nase nach dem Ton der lange nachschwingenden Saite. An sich hat das überaus feinhörige Tier die Gewohnheit, auf irgendwelche Geräusche hin sich schnuppernd auf die Suche zu machen.

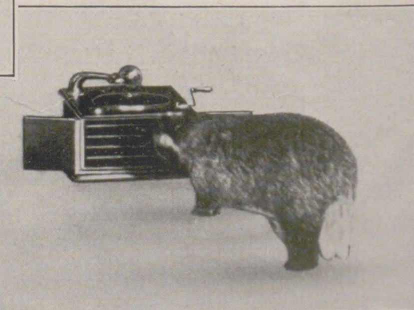
Daß dem Dachs die Töne nicht angenehm waren und ihn sogar sehr erregten, sah ich an seinem gesträubten Haar und seinem zu einem Fächer ausgebreiteten Schwanz.

Nach derartigen und anderen Prüfungen fragte ich mich, wie der Dachs wohl auf das Grammophon reagieren würde. Bei den Vorbereitungen zu diesem Versuch wurde er zunächst nicht in das Zimmer gelassen, wo das Grammophon war und der Operateur für die Kinoaufnahme bereitstand. In dem Augenblick, da das Instrument in Bewegung gesetzt wurde, kam auch schon der Dachs aus einem Nebenzimmer zur Tür herein (er macht sich alle Türen ganz selbständig auf, ohne von mir dazu angeleitet worden zu sein), lief auf den Apparat los, rannte aber bald auf den ebenfalls geräuschvollen Kinoapparat zu, lief wieder zurück und untersuchte die Schallquelle, d. h. er beschnupperte den Apparat von allen Seiten, wie auf den beigegebenen Abbildungen zu sehen ist. (Diese sind meinem Film entnommen.) Häufig stand er völlig ratlos vor dem Apparat, horchte an dessen

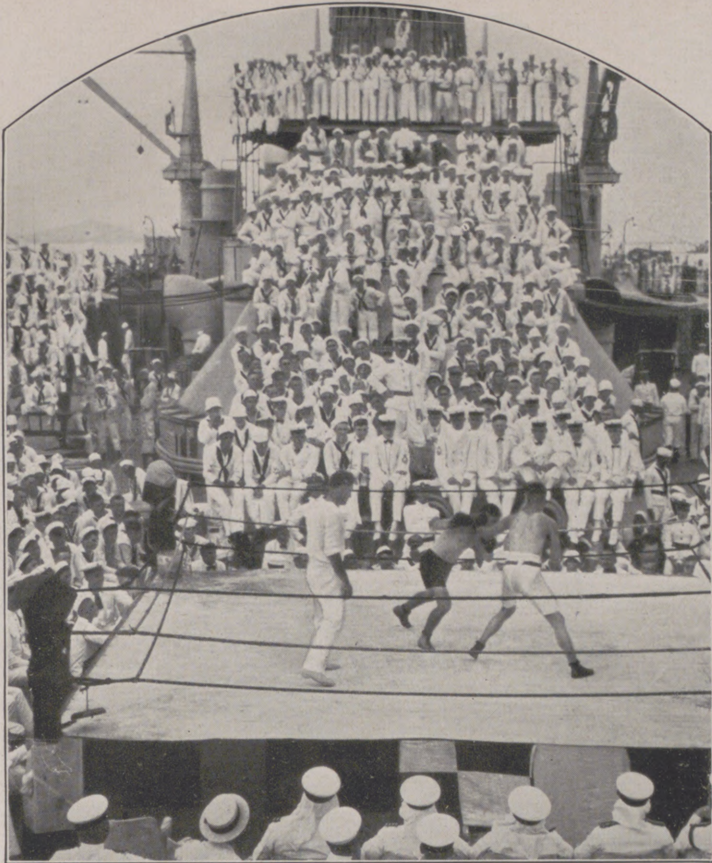


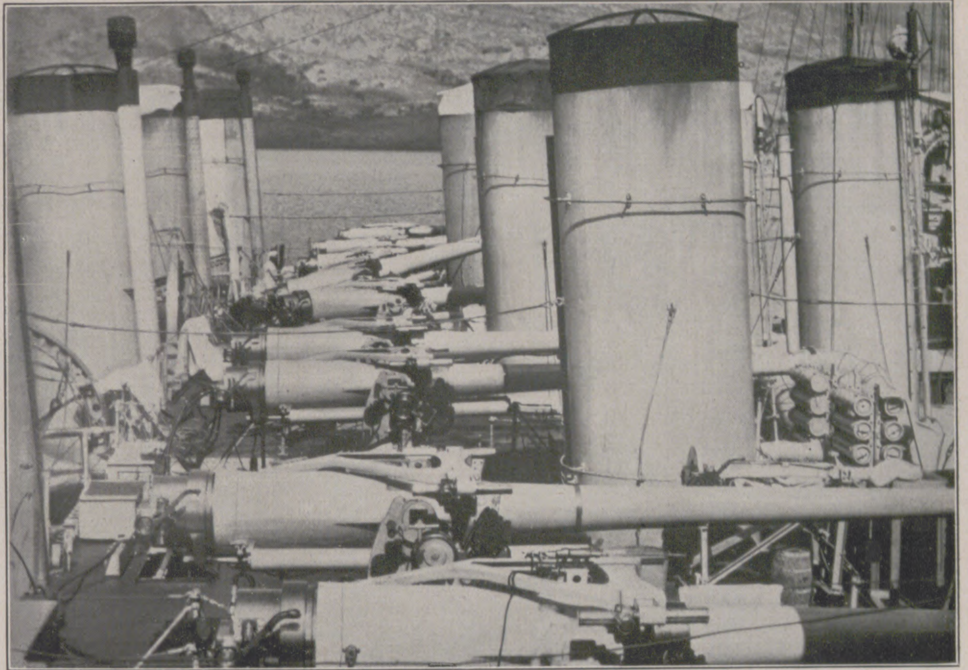
Die zurückgeschlagene Membrane wird beschnuppert.

Öffnungen, bald unten, bald oben, dann auch in der Mitte, schlug sodann die Schalldose heraus, besah sich die musiklos laufende Platte und beschnupperte mehrfach die Membrane. Sicher erregte der tönende Apparat sein größtes Interesse, aber für musikalisch kann ich den Dachs trotzdem nicht halten.



Die noch laufende Platte gibt keine Töne mehr, der Apparat wird lebhaft beschnuppert.





Die „Abrüstung" marschiert: Eine ganze Straße von Kanonenrohren einer Flottille neuer amerikanischer Zerstörer, die in der Bucht von Gonaives (Haiti) Anker geworfen hat für einen eventuellen Eingriff bei den Unruhen in Nikaragua zum Schutze amerikanischer Staatsbürger. — **Links:** Sportliche Unterhaltung auf hoher See: Boxkampfveranstaltung zwischen den Champions zweier Schiffe an Deck eines amerikanischen Schlachtkreuzers in Gegenwart von Offizieren und Mannschaften während einer Geschwaderfahrt.



Von den vor kurzem abgehaltenen Wahlen in Japan, die zum erstenmal nach westlichem Muster vorgenommen wurden: Das Komitee der Arbeiter- und Bauernpartei bei den Agitationsvorbereitungen für den Wahlkampf.



Futter für Tausende von Motoren: Ein riesiger Transport von 100000 t Benzin, in großen Kastenflößen untergebracht, die den Mississippi hinabschwimmen; am Golf von Mexiko wird ihr Inhalt auf die Tankschiffe übergepumpt, die dadurch die lange Stromaufwärtsfahrt ersparen.





Eine eigenartige Hochbrücke über den Tyne-Fluß, die Newcastle-upon-Tyne mit Gateshead (England) verbindet: Ansicht der kurz vor der Vollendung stehenden Brücke gegen Newcastle. Sie besteht aus einem einzigen, aus 4000 t Stahl hergestellten Bogen von etwa 175 m Spannweite. Die Fahrbahn kann bei Dampferdurchfahrten gehoben werden.

Links nebenstehend: Bade auf dem Dache! — Ein Schwimmbassin auf der Plattform des Langham-Hotels in Los Angeles (Kalifornien).

Tanz und Musik in Birma

Von Prof. L. Scherman, München.



1. Birmanische Tänzerinnen.



2. Tanzposen birmanischer Schauspieler.

Die Birmanen sind ein heiter veranlagtes Volk, das nie um einen Anlaß zum Feiern von Festen verlegen ist. Bei ihrer Zurüstung entfaltet der Birmane Fleiß und Ausdauer in einem Maße, das ihm sonst bei der Arbeit selten nachzurühmen ist. Die Gelegenheit bietet sich schier das ganze Jahr über; neben den religiösen Hauptfesten wie Neujahr (April), Fastenbeginn (Juni) und Fastenende (Oktober) läuft noch eine Unzahl örtlicher und familiärer Veranstaltungen: Gründungsfeiern von Pagoden und Klöstern, kultische Verehrung von Geisterwesen, die der Buddhismus weitherzig neben sich duldet, usw. Am geschäftigsten aber geht es her bei der Verbrennung der Leichen angesehener Mönche. Da entwickelt sich für eine volle Woche ein Getriebe, das uns weit mehr an ein Münchener Oktoberfest denn an eine Trauerfeier gemahnt.

In Orten wie Rangoon und Mandalay wachsen ganze Budenstädte aus dem Boden — alles Bambus, mit Papier überzogen. Theater, Tanz und Musik ergötzen die fröhliche Menge. Verblüfft sah ich bei solch einem Feste neben dem mit Rosen bestreuten Sarg ein Grammophon in Tätigkeit, das den Radetzky-Marsch und Weisen aus der „Lustigen Witwe“ hinausschmetterte. Und in einem benachbarten Zelt führten junge Mädchen, in die phantastisch abgewandelte Tracht eines Karen-Stammes gekleidet, Steh- und Sitztänze auf, wozu Klarinetten und Trommeln aufspielten (Abbild. 3).

Der birmanische Frauentanz besteht vornehmlich in geschmeidigen Bewegungen des Oberkörpers; beim Einsetzen der Musik nimmt dieser mit einem Ruck eine seltsam gespreizte Stellung an. Die Schultern hochgezogen, den Kopf seitlich nach hinten gelegt, Hände und Finger auswärts gebogen, bewegen sich die Tänzerinnen nach dem Rhythmus der Musik. Jede Schauspielerin ist auch in Gesang und Tanz ausgebildet, da namentlich die führenden Rollen reichlich mit Einlagen solcher Art durchsetzt sind. Abbildung 2 zeigt die Hauptdarsteller einer Schauspielertruppe; der junge Mann in der Mitte galt damals als der beste Komiker der Stadt Mandalay; seine beiden Partnerinnen in altbirmanischer Festtracht mimten hauptsächlich die „Prinzessin“ in den auf altindischen Legendentexten aufgebauten Stücken.



3. Tanzmädchen in Karen-Verkleidung und Musiker bei einer Leichenfeier in Mandalay (Oberbirma).



4. Birmanische Hausmusik in Kindat (Oberbirma). Die beiden hinteren Gestalten sind nur „Zaungäste“.

An die Beine, die in den engen Rock wie in ein Futteral gezwängt sind, werden — im Gegensatz zu unseren Tanzsitten — nur geringe Anforderungen gestellt. Kniebeugungen, Drehungen und kurze Sprünge an Ort begleiten die Posen des Oberkörpers. In Abbildung 1 sind diese Bewegungen zweier Damen gut festgehalten; sie gehören zu einer Gruppe von Berufstänzerinnen, wie sie gern bei größeren Festlichkeiten zugezogen werden.

Für die Begleitung von Gesängen genügt die kleine, mit drei Mann besetzte Hauskapelle (Abb. 4): einer spielt das „Patala“ genannte Xylophon, der Birmane rechts bläst die Bambuspfeife, der Mann links läßt ein Paar kleiner Zimbeln erklingen.

Bei größeren Tanzaufführungen und insbesondere bei der Krone der Volksbelustigungen, dem Marionettentheater, tritt ein größeres Orchester in Aktion.

Seltsame Wohnstätten

NACH PHOTOGR. AUFNAHMEN VON R. RAFFIUS-NEW YORK





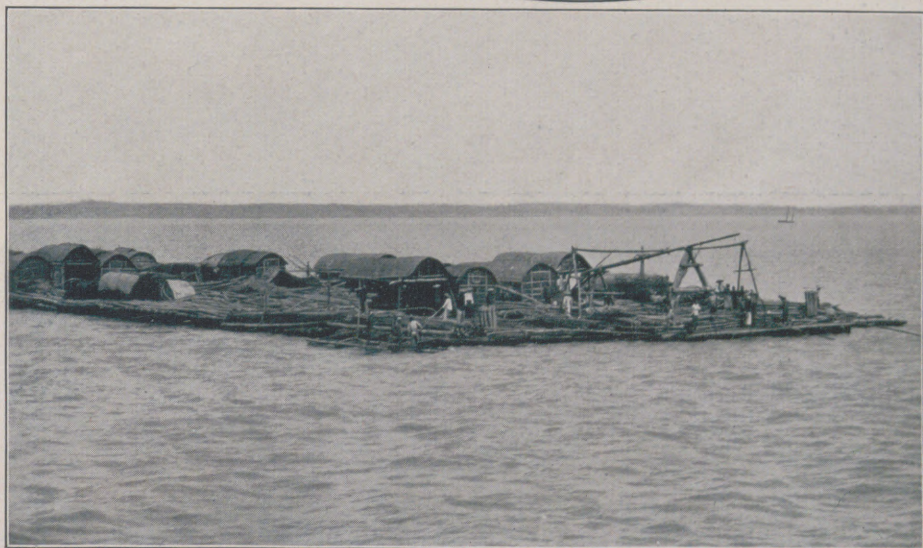
Häuser am steilen Berghang auf der griechischen Insel Santorin. Im Vordergrund das geschäftige Treiben am Kai nach Ankunft eines Dampfers aus Piräus, dem Hafen Athens. — Im Kreis: Das Gemeinschaftshaus der Pueblo-Indianer in Taos Pueblo (Neumexiko), wohl das älteste Gemeindehaus der Erde. In die oberen Stockwerke gelangt man nur mit Hilfe der Leitern.





Scheichhaus in einem syrischen Wüstendorf. Rechts: „Machen wir's den Schwalben nach!": Die an die Felswand „angeklebten" Fischerhäuser von Lavallo Faroro an der Straße Amalfi—Sorrent.





Ein schwimmendes Dorf: Holzfloß mit Wohnbauten auf dem Jangtsekiang (China). Links: Neuzeitliche Pfahlbauten: Wohnhäuser über Wasser in Singapore.



WUNDERWALD

AQUARELL VON PROF. MAX FREY

Vorfrühling

VON HANS BETHGE.

Die Fenster zum Atelier standen geöffnet. Es drang herein wie Verkündigung, wie ein beglückendes Versprechen. Die schrägen Strahlen der Sonne, fast silbern, scheu, von einem Himmel, der weißblau war und sich am Horizont in ein mattes Grau verlief. Die Luft ging frisch, etwas feucht. Es hatte die verflossene Nacht geregnet. Die Gardinen bewegten sich sachte wehend hin und her.

Das Atelier lag im obersten Stock, nach einem Platze hinaus, der das Plateau eines Hügels bildete und mit Kastanien bestanden war. Man konnte von hier oben den größten Teil der Stadt überblicken, über die Häuser hin, aus denen hier und dort die Türme der Kirchen oder Kuppeln öffentlicher Gebäude ragten, über die Fabrikschornsteine fort, bis ins Feld.

Er stand vor der Staffelei, in die Arbeit vertieft. Das Bild war klein und erst im Entstehen begriffen. Der Eintritt in einen Wald um die Jahreszeit, die jetzt die Tiefen der Welt durchbrauste. Vorfrühling. Neben der Leinwand waren eine Photographie und eine Anzahl Farbenskizzen, die er im Freien aufgenommen hatte, an die Staffelei geheftet. Es war alles nach Wunsch gelungen; das Bild versprach, etwas Außerordentliches zu werden. Er war zufrieden mit sich wie selten und betete, daß sein Interesse nicht erlahmen möge. Er war noch nie so vollkommen in einer Stimmung aufgegangen.

Die ersten erwachenden Färbungen, die sich herauskämpfenden Knospen der Blätter und Blüten, das Ringen nach dem Werden, die erste, ursprüngliche Kraft der Erde — das war das Erhabenste im Wechsel der Natur. Es zu gestalten, freilich unendlich schwer. Die ganze Zeit wie ein süßes Ahnen — das Bild mußte diese Empfindung auszulösen wissen. Ein Treiben, Verlangen nach der Blüte — die Vorstellung der Blüte selbst durfte nicht dabei erweckt werden. So mußte es in der Luft ziehen, durch die eben die neugewordene Sonne mit wärmendem Hauch sich zu zwingen suchte; so mußte es aus dem Boden steigen, ein schwellender Erdgeruch, mit den Spitzen der jungen Gräser und Kräuter zugleich; so mußte es in dem Bache fließen, dessen Wasser übergetreten waren und die Wiesen mit strotzendem Leben tränkten.

Er trat einige Schritte von dem Bilde weg und betrachtete es. Darauf legte er Pinsel und Palette aus der Hand und setzte sich auf den Schemel, der neben der Staffelei stand. Er breitete die eine Hand vor die Stirn und schloß die Augen. Er hatte Kopfweh, lange, leise Stiche. Nach einer Weile erhob er sich wieder, öffnete die Glastür des Balkons, der sich etliche Schritte neben dem Fenster befand, und trat hinaus. An den Pfosten gelehnt, blickte er über die verschlungene Stadt hinab.

Jetzt machte er einen unwillkürlichen Ruck mit dem Oberkörper. Er sah etwas. Unten ging ein Mädchen über den Platz. Er hatte in letzter Zeit öfters bemerkt, wie sie vorüberschritt und emporsah. Er konnte ihr Gesicht nicht erkennen, da sie verschleiert ging. Daß sie sehr jung war, verriet die Art, wie sie sich bewegte. Er war schon einmal ihretwegen die Treppen hinabgeeilt, aber vergebens, denn als er unten ankam, war sie verschwunden. Er trat nun schnell in das Atelier zurück, griff nach Stock und Hut und steckte ein Skizzenbuch ein. Dann sprang er hinunter. Vor der Tür sah er sich um. Das Mädchen war fort. — Er beschloß, ins Freie zu wandern.

*

Erst kam er in Straßen, wo das Leben in höchsten Wellen schlug. Dann wurde die Gegend menschenstiller, darauf kam eine Reihe rasselnder Fabriken, endlich fingen die Felder an. Auf einer Chaussee ging es weiter. Rechts und links lagen hellgrüne Saaten, hier stärker, dort schwächer entwickelt. Die Felder waren von Gräben durchschnitten, an deren Rändern Erlenbüsche wuchsen. Diese zeigten sich noch ganz durchsichtig, doch lag auf ihren Ästen schon ein braungrüner Schimmer und ließ die drängende Arbeit des jugendlichen Saftes ahnen, der in ihren Adern trieb.

Der Maler ließ das Auge nach allen Seiten wandern, während die Sonne ihm ihre Strahlen ins Antlitz warf und ein laukühler Wind ihm entgegenfuhr. Er hätte am liebsten laut gejubelt. Die armen Menschen hinter ihm! Er sah sich nicht um.

Jetzt tauchte ein Dorf auf, teilweise mit villenartigen Häusern, die sich Leute aus der Stadt hatten erbauen lassen. Hundegebell und das Gackern von Hühnern ließen sich hören. Er schlug einen Seitenweg ein, der in den Wald führte.

*

Während er hier ging, mußte er wieder an das Mädchen denken. Daß sie den Platz seinetwegen so häufig passierte, war klar; sonst hätte sie nicht immer zum Atelier hinaufgesehen. Er hatte keine Ahnung, wer sie sein könnte. Sein Wunsch, sie kennenzulernen, wuchs mehr und mehr.

Ja, er wollte sie kennenlernen. Und wäre es nur, um ihr eine Freude zu bereiten, denn sie sehnte sich offenbar auch danach. Nur verließ sie immer im letzten Augenblick der Mut.

Wenn er nur einmal ihr Gesicht sehen könnte! Dann würde er sofort wissen, mit wem er es zu tun hätte.

*

Er hatte, während er so nachdachte, vor sich auf den lehmigen Weg geblickt. Nun schrak er zusammen und hob den Kopf, als plötzlich eine Schar Feldtauben ein Ende neben ihm mit knarrendem Flügelschlag in die Höhe gingen. Sie flogen den Bäumen zu und verschwanden über ihnen. Er selbst hatte den Wald auch bald erreicht.

Es waren Buchen von verschiedenem Alter, mit zahlreichem Untergehölz. Nach einer Weile kam man zu einer Lichtung. Es war wunderbar, zu sehen, wie hier das Gras und die Moose, die am Rande eines schmalen Wasserstreifens standen, schon eine ungleich kräftigere Färbung angenommen hatten als unter den Ästen der Bäume, wo noch das Grau vor dem Grün überwog. Die Sonne schien voll über den Raum. Millionen von Tautropfen, die über die Halme hin zerstreut lagen, glänzten wie lachende Sterne. Die Fläche des kleinen Wassers glitzerte in zahllosen Wellchen.

Die gegenüberliegende Seite der Wiese begrenzte eine junge Birkenschonung. Etwas Zarteres war nicht zu denken. Die kindlichen Stämme mit der weißen Haut strebten aus dem Boden hervor wie geheime Liebeswünsche dieser keuschen Natur. Auf den biegsamen, dünnen Zweigen, die schön waren wie Kinderarme, lag ein gelblicher, wundersam verschleierter Glanz, wie der Anfang einer nahen Erfüllung.

Das war überwältigend. Was bedeuten, so fragte er sich, gegen diese Entstehungsfüßigkeit all der lohende Reichtum des Sommers und der bunte Verfall im Herbst? Zwar auch jene Zeiten vermögen in die Tiefen zu dringen — aber nur in die schmerzlichen der Sehnsucht, nie in die lachenden der Kraft. Sie versprechen nichts mehr für die Zukunft, wenigstens keine freudige Entwicklung mehr, höchstens noch einen Nutzen. Der ist fruchtbar, aber er schließt zugleich die grausamste Zerstörung in sich.

Hier hingegen war Verheißung, Jugend.

Was aber ist süßer: der Wunsch oder die Gewährung, die Morgenröte oder der Tag, die gläserne Quelle oder der getrübte Fluß, ein Kinderauge oder ein Mannesauge, der Gedanke oder die Tat, das Empfangen oder das Gebären?

Und so geht es durch die ganze Welt.

*

Diese verschlossene Au mit den jungfräulichen Birken war ein Gemälde. Er griff nach dem Skizzenbuch, ließ aber gleich wieder ab, denn er erinnerte sich, daß er keine Farben bei sich habe; ohne die war es unmöglich. So gab er sich ganz dem Schauen hin. Aber die Schaffenslust, die in ihm aufging, war unbezwingbar. Er sehnte sich danach, jetzt vor seinem Bilde zu stehen. Jeder Strich wäre ihm gelungen! Warum war er auch von Hause fortgegangen? Warum hatte er nicht wenigstens Farben zu sich gesteckt? O die Zeit, die er hier vertrödelte! Er schalt sich und bereute seinen Ausflug. Er mußte sofort nach Hause, an die Arbeit. Noch einmal umfing er den schönen, stillen Raum mit den Blicken, dann ging er. Er kam wieder aufs Feld und an dem Dorfe vorbei, auf die Landstraße. Vor ihm lag die graue, scheinbar endlose Stadt. Da er sie betrachtete, war ihm, als ob seine ganze Arbeitsfreude wieder verschwände. Aber er schritt rüstig zu. Ein paar stuckernde Bauernwagen fuhren an ihm vorüber. Er beneidete die Insassen, die dem Licht entgegenfuhren. Jetzt kamen die ersten Gebäude. Nun war er wieder mitten in dem Gelärm und Gehast.

*

Er sprang auf eine Pferdebahn und trat in den Wagen. Da erschrak er: ihm schräg gegenüber saß eine alte Dame und neben ihr das Mädchen. Sie trug wieder das graue Kleid, auch den Schleier. Als er sie ansah, fühlte er, wie ihre Lippen sich aufeinanderpreßten.

Er starrte unablässig zu ihr hinüber. Sie war noch sehr jung, achtzehn etwa. Das ganze Ding in drängender Entwicklung, ein Versprechen, aber ein wundervolles, süßes. Gerade wie die Welt vor den Toren, in der er sich eben gebadet hatte.

Wenn ihre Blicke sich trafen, war es jedem von ihnen, als ob in ihrem Innern etwas stocke. Als die Pferdebahn hielt, erhob sich die alte Dame und schritt hinaus. Das Mädchen, jedenfalls ihre Gesellschafterin, folgte ihr. Auch der Maler stand auf, um den Wagen zu verlassen. Zwischen der Tür raunte er ihr zu:

„Seien Sie heute abend um acht vor meinem Hause."

Dann sprang er ihr nach und blieb vor einem Schaufenster stehen. Als die beiden Frauen ein Stück entfernt waren, folgte er ihnen langsam, beglückt, voll lachender Träume, während sein Auge die junge königliche Gestalt vor sich mit Entzücken verschlang.

*

Zu Hause machte er sich sofort an das Bild. War seine Lust beim Eintritt in die Stadt fast schon wieder gewichen, so hatte sie ihm die Begegnung mit dem Mädchen von neuem zurückgegeben. Er korrigierte fast gar nichts. Es wurde ihm spielend leicht.

Erst gegen Abend, als das Licht nachließ, legte er die Palette beiseite. Er fühlte sich sehr ermattet. Da er das Mittagessen versäumt hatte, ging er hinunter in irgendein Restaurant und ließ sich etwas Warmes geben. Dann suchte er einen Freund auf, plauderte mit ihm und sah voll Unruhe fortwährend nach der Uhr. Endlich verabschiedete er sich. Er lief noch schnell durch einige Straßen und stand ein Viertel vor acht in größter Erregung auf dem Platz vor seiner Wohnung.

Auch die letzte Viertelstunde verstrich. Es schlug acht Uhr von den Türmen.

*

Sie war pünktlich. Trotzdem überraschte es ihn, als er sie kommen sah. Wieder schien beiden, sobald sie sich anblickten, als ob in ihnen etwas stillstände. Als sie sich die Hände gaben, behielten sie sie eine Weile ineinander, ohne es zu wollen, wie unter einem Zwang. Dann gingen sie nebeneinander langsam fort, einem öffentlichen Park zu.

Es war ihnen gequält zu Sinne. Sie fingen an, von den alltäglichsten Dingen zu sprechen, und blieben schließlich dabei; sie wagten nicht, auf sich selbst und ihre Gefühle zu kommen. Sie mühten sich ab, das Gespräch aufrechtzuerhalten; es war sehr schwer. Bald sehnten sie sich beide, dem verfehlten Beginnen ein möglichst schnelles Ende zu machen. Dabei aber spürten sie, daß sie im Grunde ganz nahe verwandt waren, daß der eine dem anderen die größten Wonnen bescheren könne.

So aber war es eine Qual.

Nachdem sie eine Weile in schmerzender Stimmung gegangen waren, bat sie, umzukehren, da man sie zu Hause vermissen würde. Auf dem Platz vor seiner Wohnung gab sie ihm zu verstehen, daß er sie verlassen möge, damit sie nicht von den Leuten der Gegend, in der sie wohnte, zusammen gesehen würden.

Nun dachte er plötzlich an die Öde, die eintreten mußte, wenn sie gegangen sein würde. Sein Verhalten erschien ihm auf einmal in dem richtigen Licht, läppisch, kinderhaft. Wie konnte er von ihr verlangen, daß sie sich ihm offenbare, wenn er sich selbst wie ein Tölpel benahm! Im letzten Augenblick fragte er noch, wann sie sich wieder treffen könnten.

Ihre Augen sahen teilnahmlos an ihm vorbei.

„Morgen um die gleiche Zeit", sagte sie.

Dann reichten sie sich wieder die Hände. Diesmal wand sie die ihrige schnell aus seiner los, als täte es ihr weh, wenn er sie länger behielte.

Darauf gingen sie nach Hause. Jeder mit schalem Herzen, verdrossen über sich selbst und über den andern.

Am folgenden Tage war es ihm unmöglich, einen Pinsel anzurühren. Er war abgespannt, denn er hatte die Nacht fast nicht geschlafen. Der bleierne Himmel, der sich über die Welt gespannt hatte, machte ihn müde und traurig. Der Gang mit dem Mädchen erschien ihm jetzt wie ein Traumbild der verflossenen Nacht. Er konnte sich kaum erklären, daß er sich so benommen habe, wie er es wirklich getan hatte, und doch fühlte er, daß es genau wieder so kommen würde, wenn sie von neuem zusammen wären.

Aber bei dem Gedanken sprang er auf.

Nein, war er denn ein Schulbube? War er feige?

Heute abend sollte es anders werden!

Heute abend... Oh, wenn es doch erst wieder Abend wäre!

Die Stunden schlichen. Er wurde immer ungeduldiger. Hundertmal trat er vor das Bild hin, um anzufangen, hundertmal gab er es wieder auf. In den ersten Nachmittagsstunden kam der Postbote und brachte ihm ein kleines Kuvert mit unbekannter Handschrift. Er setzte sich auf den Diwan und öffnete es. Auf dem Kärtchen stand: „Kommen Sie nicht heute abend. Wir gehören nicht zusammen. Um mit Lügen anzufangen, sind wir doch beide zu ehrlich."

Er legte das kleine Schreiben neben sich. Es war, als ob es ihm eine große Stille brächte. Er stand langsam auf, ergriff den Hut und ging mit festen Schritten zur Tür. Da wandte er sich noch einmal um und sah das Bild an.

Er kam zurück, nahm es mit leisem Kopfschütteln, das wie stumme Verzweiflung war, von dem Gestell und lehnte es zu den anderen unvollendeten an die Wand.

Hierauf ging er hinab und ohne Ziel durch irgendwelche Straßen. Er kam in das Quartier der Eleganz. Die Häuser hatten hier breite Vorgärten. Vor einem blieb er erstaunt stehen. Er sah mit großen, scheuen Augen durch das Eisengitter auf einen leuchtenden Fleck. Es war eine lila Krokusblüte, die dort am Rande eines Beetes stand.

Es fröstelte ihn. Er war tief erschrocken.

Ah, es gibt schon Blüten! dachte er.

Und dann mit großem Zagen:

O wehe, wehe, nun ist die gute Zeit vorbei!

Seine Augen wurden trübe. Er schlich weiter durch die Menschen hin, aber er hörte und sah sie nicht.

Ich besuche einen Ringkampf.

VON CARL MARILAUN.

Der Mensch schätzt, was er nicht hat.

Ich wiege einhundertzehn Pfund, wobei Uhrarmband, Kragenknöpfe und ein gut gefütterter Ulster selbstredend mitgerechnet sind. Die Feen, die seinerzeit an meiner Wiege erschienen, sollen von ätherischer Konstitution gewesen sein. Ich bin ihnen nachgeraten.

Infolgedessen habe ich eine Schwäche, nämlich für Kraft und Schönheit. Ich schwärme für starke Männer, denen unternormal gebaute Lebewesen wie ich eigentlich aus dem Wege gehen sollten.

Meistens tue ich dies auch. Meine ärgsten Feinde können nicht behaupten, daß ich im Verkehr mit Leuten, die schwerer als ich sind, durch Überheblichkeit unliebsam aufzufallen pflege.

Dies vorausgeschickt, wird man die Befangenheit zu würdigen wissen, mit der ich mir unlängst ein Billett zu einer Ringkampfmeisterschaft besorgte.

Es scheint eine Eigentümlichkeit von Ringkampfveranstaltungen zu sein, daß sogar die Leute, die bloß zuschauen, nicht gern unter zweihundert Pfund wiegen. Die Männerschönheit begann schon bei der Billettkasse. Und zwar offenbarte sie sich hier nicht in schwellenden Eintänzertaillen. Sondern man sah den schönen Männern, in deren Kreis ich wie ein zurückgebliebenes Veilchen blühte, unschwer an, daß sie in die Welt gesetzt wurden, um zum Wohle der Menschheit halbe Mastochsen und ganze Konzertflügel zu transportieren.

Als mein Vordermann, ein halbes Meter über mir seinen schönen kastanienbraunen Schnurrbart um die Riesenfinger wickelnd, mit gewinnendem Lächeln zu mir sagte: „Na, entschuldigen Sie vielmals, Kleener, nu hätt' ich Sie bald zatreten; aber deswegen werd'n wa nich miteinander raufen", stimmte ich ihm lebhaft zu. Nein, raufend möchte ich hier mit niemandem werden. Auch wenn er mir soeben mit einhundertneunzig Pfund Lebendgewicht neue Lackschuhe nebst bisher gut erhalten gewesenen Hühneraugen abgetreten hat.

Überhaupt, man glaubt nicht, wie friedlich und verträglich der Mensch sein kann, wenn die Nachbarn um hundert Pfund schwerer sind.

*

Nachdem ich solchermaßen einen vorbereitenden Eindruck von der Leibesbeschaffenheit sowie Leistungsfähigkeit wahrhaft schöner Männer erhalten hatte, blies das Orchester im Kampfring unten einen Tusch.

Er galt nicht mir. Ich wirke nicht mit, wenn sich starke Männer kühn begegnen. In erderschütterndem Gleichschritt betraten, mit nicht viel mehr angetan, als was ihnen die Natur an umfangreichen Mannesreizen verliehen hat, die Schwergewichtsmeister und die Leichtgewichtler die Arena. Ich weiß nicht, ob eine Ringkampfarena eine Gänsehaut bekommen kann. Ich bekam sie auf jeden Fall.

Und ich hatte auch alle Ursache dazu. Denn nach dem ersten Herkules, dessen nemäischer Löwe ich unter gar keinen Umständen sein möchte, kamen noch siebenundzwanzig. In zwei Riegen marschierten sie. Nur gut, daß auf dieser Arena kein Gras wuchs. Denn wo solche Schuhnummern hintreten, braucht niemand mehr Dampfwalzen anzuschaffen.

Und im Orchester brach donnernd ein Marsch los, den ich nicht kenne, nie gehört habe. Jede Note ein Zehnpfundgewicht. Wenn man glaubt, daß das Publikum von Ringmeisterschaften von wenig hervorragender Musikalität ist, so beruht dies auf einem Irrtum. Sachverständigkeit in Leibesübungen schließt Musikliebe nicht aus. Von zweihundert Pfund aufwärts macht man sich zwar aus dem Wiegenlied von Mozart nicht sehr viel. Aber unser Dirigent hatte noch nicht die ersten Zehnpfund-Hantel aus der Partitur gestemmt, als die Muskelsachverständigen auf der Galerie entzückt mitzupfeifen begannen.

Denn dieses war, was nur ich mit meinen hundertzehn Pfund einschließlich Ulster nicht wußte, der Gladiatorenmarsch! Von Beethoven ist er nicht, aber von einem vergleichsweise nicht minder Begnadeten namens Fucik, dem ein Gott zu sagen gab, was in den Brüsten von Schwergewichtsmeistern schlummert.

*

Was im weiteren Verlauf des Abends an musikalischen Genüssen offeriert wurde, lehnten wir als störendes Geräusch ab. Man muß das begreifen. Wenn sich Riesen kühn begegnen, beziehungsweise um die Erde hauen, ist das nicht der geeignete Anlaß für symphonische Darbietungen.

Zuerst, über Namensaufruf, stellten sich die Konkurrenten dem geehrten Publikum vor.

Nicht nur in aller Form wie geborene Gentlemen, sondern in hervorragend guter Form. Die Athleten lächelten freundlich, sie hatten nichts zu Hause vergessen. Sie wiesen Fäuste vor, deren freundschaftlichem Druck ich mich nur im Falle alleräußersten und nicht mehr reparierbaren Lebensüberdrusses ausliefern möchte. Und da nicht ohne vorhergegangene Narkose.

Überall, an den unpassendsten Stellen, wo andere Leute höchstens Sommersprossen haben, besaßen sie Muskeln in sehenswerter Ausführung und ließen sie gleich probeweise klavierspielen: auf der Magengrube, auf der kleinen Zehe und auf dem Adamsapfel. Brustkasten wurden vorgezeigt, deren raumfordernde Wölbungen ihren Besitzern schwere Sorgen bereiten müßten, wenn sich eines Tages die Notwendigkeit herausstellen sollte, sie in einem normalgebauten Einfamilienhaus unterzubringen.

Und was die Bäuche anlangt — denn nicht nur Körperkräfte, sondern auch Riesengewichte rangen heute um den Lorbeer — so schätze ich mich glücklich, keinen Schwergewichtsmeister ernähren zu müssen. Die Oberschenkel standen zu ihnen in harmonischem Verhältnis. Oberschenkel können, ohne dem Besitzer Ungelegenheiten zu bereiten, nicht einzeln gewogen werden. Aber aus der Fleischmasse, die der Schöpfer hier für ein verschwenderisch ausgestattetes Säulenpaar verbraucht hatte, könnte ein Zuschneider, wenn er es sich gut einteilt, ein ganzes auf moderne Linie gearbeitetes Damenballett für die Revue zuschneiden.

Richtig, einen Kopf haben Ringkämpfer auch. Er begegnete keinem wesentlichen Interesse. Köpfe haben die meisten Leute. Aber als der führende unserer Athleten den Bizeps seiner beiden Vorderarme vorwies und sich scherzhaft einen donnernden Klaps auf die Schenkel gab, verstand ich sofort, daß man bloß mit Kopf nur den „Faust" oder die „Missa solemnis" schreiben kann.

Immer vorausgesetzt, daß von den Bewerbern um eine Ringkampfmeisterschaft keiner etwas dagegen hat...

Aber Riesen sind von Natur aus gutmütig. Sämtliche großen Männer der Weltgeschichte können ihnen gestohlen werden, wenn es nicht starke Männer sind, denen man durch kunstgerechtes Herausfädeln der Gedärme den Gusto auf eine Weltmeisterschaft austreiben muß.

*

Aber ich beginne bereits, hier mit ringsportlichen Ausdrücken um mich zu werfen, die mir nicht an der Wiege gesungen wurden.

Kraft und Schönheit scheinen eben anzustecken. Nach einer Viertelstunde Zuschauens fühlte ich mich bereits hinreichend trainiert, um es sofort, zwar nicht mit sämtlichen Schwergewichtsmeistern, aber immerhin mit einem Fünfpfund-Hantel aufzunehmen.

Ich sah, wie man einen Gegner durch Einhängen in die Rippen um die Erde massiert. Und daß auch starke Männer nicht davor bewahrt bleiben, von einem noch stärkeren auf beide Schultern gelegt zu werden. Ich erblaßte bis in die Magengrube, als ich die Riesengewichtler antreten sah, denen ich bei aller Zuvorkommenheit, die starken Männern gegenüber am Platze ist, nicht gern bei mir zu Hause einen Sessel anbieten möchte. Jeder einzelne wog nämlich, vorsichtig geschätzt, dreihundert Pfund.

Ihr Kampf war hochinteressant. Nicht alle Tage sieht man Bäuche aufeinanderstürzen, deren Besitzer wahrscheinlich noch nie im Leben ihre zehn Zehen gesehen haben. Sie kämpften wie zwei scheu gewordene städtische Schotterwalzen. Die irdische Macht existiert nicht, die mich zu bewegen vermocht hätte, hier Verdienste als Friedensstifter anzustreben und bei dieser Gelegenheit zu Kompott verarbeitet zu werden.

Schließlich wurde einer besiegt. Bei Ringkämpfern ist das immer so, und leider beeilte ich mich — Gemeinheit ist des Menschen Amme — dem Sieger gut sichtbar und hörbar Beifall zu spenden. „Hoch, Emil!" schrie ich, denn so hieß der Dreihundertpfünder, der den andern Dreihundertpfünder mit dem viel weniger hübschen Namen Fritz zuerst auf die linke und dann auf die rechte Backe gelegt hatte.

Ich hätte nicht schreien sollen. Denn in diesem Augenblick sprach mein Sitznachbar, ein halbes Meter über mir seinen schönen kastanienbraunen Schnurrbart um einen Riesenfinger wickelnd: „Wat Se nur imma mit Ihrem Emil haben, möcht' ich wissen?"

Der Mann, so viel sah ich sofort, wenn auch zu spät, war kontra Emil für Fritzen. Er lud mich dringend ein, behufs Dämpfung meiner laienhaften Begeisterung mit ihm sofort auf den Korridor hinauszugehen.

Nun liebe ich es nicht sehr, mit Leuten, die ein halbes Meter größer sind als ich, in Meinungsverschiedenheiten zu geraten. Noch weniger gern aber gehe ich mit ihnen auf einen Korridor hinaus, in dem Hilferufe möglicherweise ungehört verhallen könnten.

Ich versuchte, dies meinem Sitznachbar auseinanderzusetzen. Und zwar mit einer Höflichkeit, die man bei Ringkampfkonkurrenzen noch selten beobachtet haben dürfte. Es scheint, daß ich damit auch verhältnismäßig Erfolg hatte. Denn mein Nachbar massierte mich bloß mit den Augen, obwohl er zu diesem Behufe geradezu sehenswerte und ungewöhnlich leistungsfähige Fäuste zur Verfügung gehabt hätte.

Und er setzte mir unter Anwendung von fachtechnischen Ausdrücken, die ich hier nicht wiederzugeben bereit bin, auseinander, daß der unterlegene Fritz dort unten immer noch genug letzte Kräfte haben dürfte, um mir mit seinem linken kleinen Finger einen noch nie gesehenen Garaus zu machen. Wenn ich dies nicht glaube, brauche ich nur noch ein Sterbenswörtchen zu sagen, beziehungsweise mit den Augenbrauen zu wackeln, und mein Sitznachbar erbietet sich gratis, mich über den Balkon in Fritzens Arme zu starten!

Ich habe beschlossen, Ringkampfkonkurrenzen in Hinkunft zu meiden.



Winterabend im Engadin (Motiv bei Klosters). Aquarell von Wolf Röhricht.

Schiff in Not!

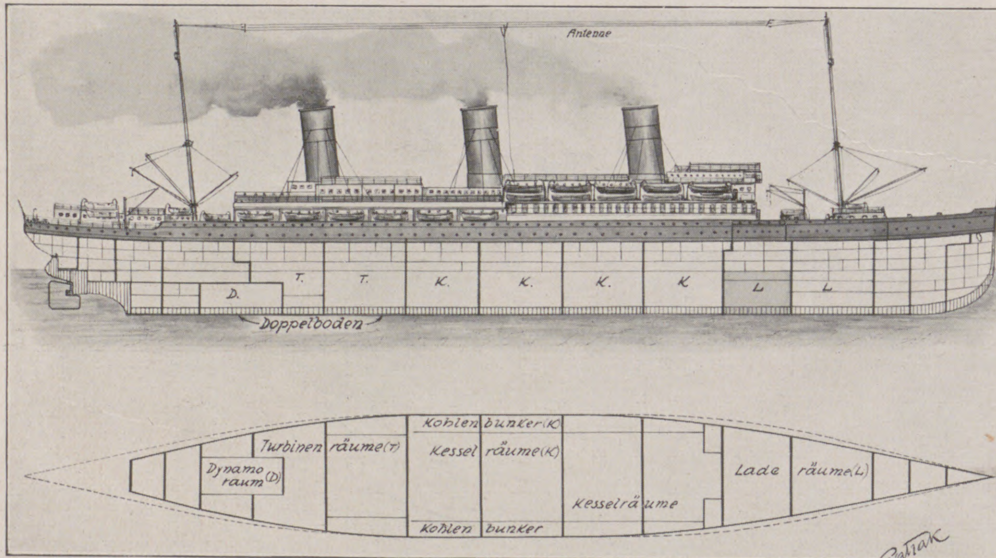
Maßnahmen zur Sicherung auf See



1. Wasser und Feuer im Laderaum. Dieser ist durch Schottentüren von den übrigen Schiffsräumen abgeschlossen.

„Wasser im Schiff“, „Feuer an Bord“ sind seit alters Gefahren der Seefahrt, denen alljährlich zahlreiche Menschenleben und viel kostbares Gut zum Opfer fallen. Diese Gefahren zu bannen und den Seefahrer vor Feuers- und Wassersnot zu schützen, ist eine der vornehmlichsten Pflichten der Technik.

Gleich alt wie die Schiffahrt ist das Streben nach Erfindung des „unversinkbaren Schiffes“. Der Lösung dieser Aufgabe konnte stets nur das gleiche Prinzip zugrunde liegen: Das Gewicht des vom Fahrzeug verdrängten Wassers mußte immer größer bleiben als das Gesamtgewicht des Schiffes. Die in vorigen Jahrhunderten von den seefahrenden Völkern verwendeten Holzschiffe waren bei schweren Havarien stets verloren und gingen meist mit Mann und Maus unter. Nur Frachtschiffe mit Ladungen, deren spezifisches Gewicht geringer war als das des Wassers, also z. B. mit Holzladungen, hielten sich sehr oft noch monatelang nach der Katastrophe als schwimmendes Wrack auf dem Meere.



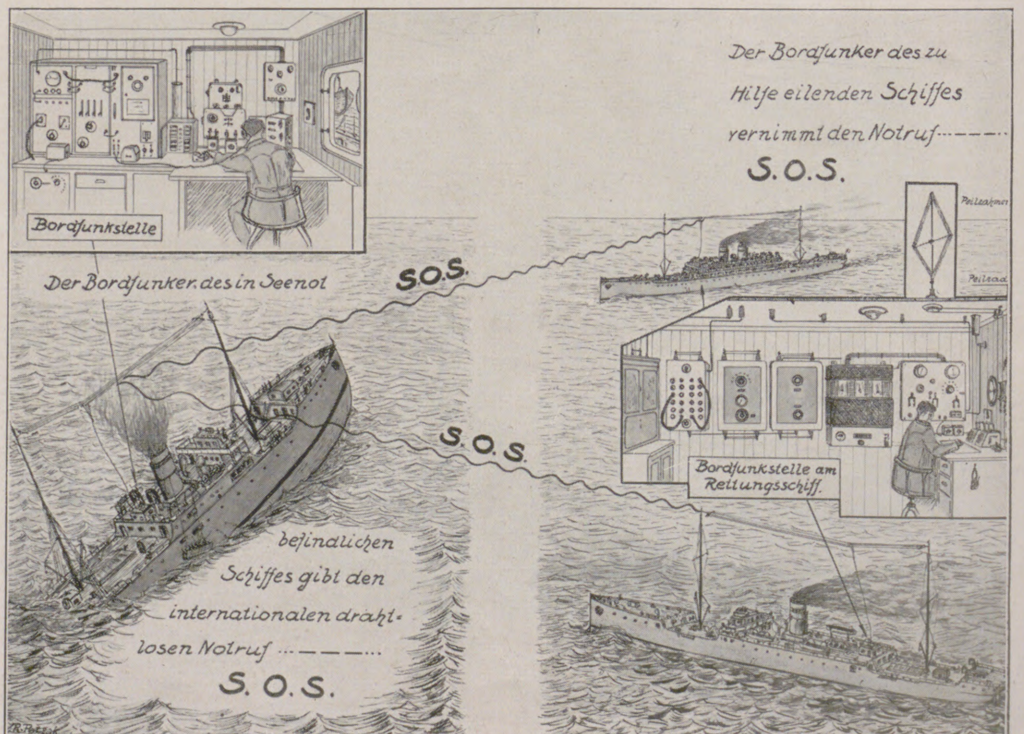
2. Schotteneinteilung eines Ozeanriesen.

Die Chinesen sollen zuerst auf die Idee gekommen sein, zum Zwecke der Unversinkbarkeit ihren Schiffen solch eine leichte Ladung gleich mitzugeben. Sie unterteilten das Schiffsinnere in mehrere voneinandergetrennte Räume, wodurch beim Vollaufen einer Abteilung der Luftinhalt der übrigen (als unversinkbare Ladung) erhalten blieb. Dieser Bauart lag die gleiche Idee zugrunde, nach der heute unsere Schiffe mit Schottenräumen versehen werden. Das in Abbildung 2 wiedergegebene Schema zeigt in einer Schnittzeichnung eines deutschen Ozeanriesen der Hamburg-Amerika-Linie eine moderne Schotteneinteilung. Infolge eines Zusammenstoßes ist eine vordere Schottenabteilung (Laderaum) vollgelaufen; zwei, ja sogar drei bis vier solcher Abteilungen voll Wasser hätten das Schiff noch schwimmfähig gelassen. Ohne Schotten jedoch wäre das Schiff in kurzer Zeit vollgelaufen und gesunken. Die bloße Anordnung von Schottenwänden in Schiffen genügt allerdings noch nicht. Es muß auch die Möglichkeit gegeben sein, im Gefahrfall sämtliche Türen dieser Schottenwände, die zur ungehinderten Verbindung aller Schiffsräume notwendig sind, in kürzester Zeit zu schließen. Die Betätigung der Schottentüren erfolgt auf hydraulischem Wege durch den Hauptumsteuerhahn auf der Kommandobrücke (Abbild. 7). Das gleichzeitige Schließen sämtlicher Schottentüren eines großen Schiffes erfordert einen beträchtlichen Kraftaufwand. Um die Schottenanlage auch nach Ausfall der Hauptkraftanlage des Schiffes noch gebrauchsfähig zu erhalten, dient für die Bedienung der Anlage als Kraftquelle ein von allen sonstigen Maschinen unabhängiger Tank, der zum Betreiben der Schottenanlage Druckwasser von 30 Atmosphären liefert. Vom Tank aus führt eine Druckrohrleitung zum Hauptumsteuerhahn und von da ab zu allen Schottentüren des Schiffes. Oberhalb der Schottentür (Abbild. 5) befindet sich ein Zylinder, in den beim Kommando „Schotten schließen“ durch Betätigung des Haupthahnes Druckwasser eintritt. Im selben Augenblick bewegt sich auch der mit der Tür verbundene Zylinderkolben und schließt die Tür und damit den Schottenraum dicht ab. In der Gefahrenzone (Fahrten im Nebel, Kriegsschiff im Gefecht) muß das Schiff oft lange Zeit hindurch mit geschlossenen Schottentüren fahren. Um in diesen Fällen den Verkehr im Schiffe nicht zu behindern, ist bei jeder Tür die Möglichkeit geschaffen, durch Betätigung eines Hebels die Tür einzeln zu öffnen. Die Tür schließt automatisch wieder, wenn der Hebel losgelassen wird (Abbild. 5).

Zur Kontrolle der ganzen Anlage befindet sich auf der Kommandobrücke oberhalb des Hauptumsteuerhahns (Abbild. 7) die sog. Schottentafel, auf der jede Schottentür mittels eines eigenen Lämpchens gekennzeichnet ist, das aufleuchtet, sobald die Tür geschlossen ist. Es sind weitgehende Vorkehrungen dafür getroffen, daß ein Öffnen und Schließen der Schottentüren jederzeit sicher vorgenommen werden kann. Sind die hydraulischen Hauptanlagen, Tank oder Leitungen, beschädigt, so können bei größeren Schiffen bestimmte Türengruppen (bis zu 10 Türen) von „Notstationen für Handbetrieb“ („Handhydraulik“) betätigt werden. Versagen diese auch, so fallen die vertikalen Türen nach Herausreißen der Antriebskuppelung durch ihre Schwere von selbst zu, die horizontalen Schottentüren lassen sich mittels Handantrieb in kürzester Zeit schließen. Die modernen Schotteneinrichtungen bieten den heutigen Schiffen eine ganz ausgezeichnete Sicherheit gegen Wassersgefahr und Untergang.

Das zweite dem Seefahrer feindliche und von diesem fast mehr als das Wasser gefürchtete Element ist das Feuer. Brach in früherer Zeit auf einem der alten Holzschiffe ein größerer Brand aus, und kreuzte nicht zufällig ein anderes Schiff die Unglücksstelle, so war meist Schiff samt Menschen und Ladung dem Untergang geweiht. Auch bei unseren modernen Stahlschiffen kann ein Brand gefährliche Dimensionen annehmen, besonders wenn leichtentzündliche Waren in den Laderäumen lagern. Das beste Mittel ist bei Bränden von nicht wertvoller Ladung oft das „Fluten“ (Unterwassersetzen) des bedrohten Raumes (z. B. Kartuschenbrand in Panzertürmen) oder das Niederkämpfen des Brandherdes durch Einleiten von Kohlensäuregas; dieses Stickgas sperrt der Flamme die Sauerstoffzufuhr ab und nimmt ihr so jede Möglichkeit einer Weiterentwicklung. Auf alle Fälle sind auf Schiff weitgehende Vorbeugungsmaßnahmen notwendig, um das Feuer gleich im Entstehen bekämpfen zu können. Große Schiffe, wie „Imperator“, „Vaterland“ und andere, besitzen außer einer eigenen Feuerwachmannschaft ein weitverzweigtes Netz von selbsttätigen Feuermeldeanlagen und automatischen Feuerlöscheinrichtungen.

Unser Schnittbild (Abbild. 1) zeigt ein schwer havariertes Schiff, auf dem nach einer Kollision mit einem auf der Karte nicht vermerkten Unterwasserriff noch außerdem ein Brand ausbricht. „Der Wachoffizier hat sofort nach dem Auflaufen, das sich in einer starken Erschütterung und einem darauffolgenden Abstoppen des Schiffes bemerkbar machte, die Schottentüren geschlossen (Abbild. 1). Gleichzeitig brach infolge einer Explosion im vorderen Laderaum der bereits erwähnte Brand aus. Bevor noch durch das Bordtelephon der Ruf der Feuerwache ‚Schwerer Brand im



3. Schiff in höchster Not: Herbeirufen von Rettungsschiffen durch den Funkruf S O S (Save Our Souls = Rettet unsere Seelen). Schematische Zeichnung.

Probealarm auf einem englischen Passagierschiff. Auf Grund eigenen Erlebnisses für die „Illustrirte Zeitung“ gezeichnet von Prof. Franz Kienmayer.

Da bei Schiffsunfällen die meisten Passagiere durch ihre Kopflosigkeit nur zu oft die Rettungsmaßnahmen der Besatzung erschweren (vgl. die packende Schilderung einer Schiffskatastrophe in der dieswöchigen und den nächsten Fortsetzungen unseres Romans „Passagiere“), sind auf englischen Schiffen Probealarme eingeführt, bei denen jeder Passagier mit all dem vertraut gemacht wird, was er im Notfalle auszuführen hat: Schwimmgürtel anlegen, sich an das ihm bestimmte Rettungsboot stellen usw. Lustig geht es oft bei diesem Probealarm zu, und viele denken wohl nicht so recht an den ernsten Sinn der Übung. Bei manchen bildet es aber doch den Grund zur Beunruhigung, immer wieder daran erinnert zu werden, daß sie auf „schwankem Boden“ stehen. Darum wird auch auf deutschen Schiffen eine solche Probeübung unterlassen. Ihre Passagiere können die Beruhigung haben, daß die Mannschaften für alle Fälle von Schiffsnot in strenger Schulung sachgemäß ausgebildet sind und durch vorbildliche Besonnenheit jeder Überstürzung vorbeugen.



4. Motor-Rettungsboot mit Funkanlage auf einem deutschen Dampfer.

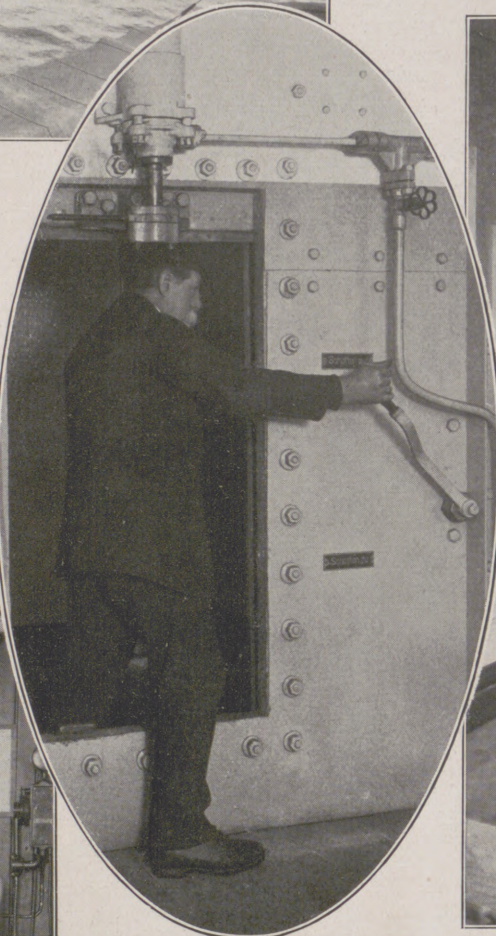
Backbordladeraum 3, ertönte, hatte bereits der eine der selbsttätigen Feuermelder dieses Raumes, der von der Explosion verschont blieb, eine Feuer- und Gefahrenmeldung an die Feuermeldetafel auf der Kommandobrücke (Abbild. 6 und 7) weitergegeben. Eine eigene Feuerlöschkolonne trat sofort mit Rauchhelmen und modernen Feuerlöschapparaten (bei schwer löschbaren Bränden von Benzin und Öl mit Schaumlöschapparaten) dem Brande entgegen und konnte noch rechtzeitig die Gefahr bannen."

Ein großer Teil der Schiffsräume ist auch mit selbsttätigen Brausen, sogenannten „Sprinklerbrausen", ausgerüstet, die beim Überschreiten einer gewissen Temperatur den Raum beregnen und unter Wasser setzen. Für Laderäume mit wertvollem Gut, das durch Wasser beschädigt wird, sowie für solche Räume, die von Menschen selten betreten werden und schwer zugänglich sind, wurde eine besonders sinnreiche Feuerlöschvorrichtung erfunden. Von diesen Räumen (zur einfacheren Darstellung auf der Schnittzeichnung der Abbildung 1 wieder der obengenannte Backbordladeraum) gehen Rohrleitungen bis zu einem Sammelkasten (Abbild. 6) auf der Kommandobrücke. Der sich in diesen Räumen entwickelnde Rauch sucht seinen Abzug in der genannten (auf dem Schnittbild sichtbaren) Rohrleitung und erfüllt nach und nach den oberen Teil des abgebildeten Sammelkastens. In dieses Rohr wird nun Kohlensäure oder ein anderes Stickgas geblasen, das den Flammen in kürzester Zeit jede weitere Entwicklungsmöglichkeit nimmt.



7. Hydraulisch betätigter Hauptumsteuerhahn zum Schließen der Schottentüren und Schottentafel auf der Kommandobrücke eines Dampfers der Albert-Ballin-Klasse. Die Schottentafel zeigt an, welche Schottentüren geöffnet oder geschlossen sind.

Ist aber das Feuer schon zu weit fortgeschritten, so daß man auch mit den besten Feuerlöschapparaten des Feuers nicht mehr Herr werden kann, oder ist die Kollision so heftig gewesen und die Schiffswand trotz Doppelboden (Abbild. 2) so stark aufgerissen, daß eine große Anzahl von Schottenräumen volläuft, dann bleibt den Passagieren und Seeleuten der letzte Ausweg im Besteigen der Rettungsboote. Unterdessen schickt der Telegraphist von seiner Funkstation (Abbild. 3) aus ununterbrochen das internationale Rettungssignal SOS mit gleichzeitiger Bekanntgabe des derzeitigen Standpunktes in die Weite. Es ist Pflicht jedes Fahrzeugs, das diesen Hilferuf vernimmt, seinen Kurs sofort auf das bedrohte Schiff zu richten und mit Volldampf zur Hilfeleistung herbeizueilen. Auf dem sinkenden Schiff werden inzwischen die Rettungsboote ausgeschwungen, zuerst mit Frauen und Kindern, dann mit den männlichen Passagieren beladen und zu Wasser gelassen (Abbild. 8). Hat das Schiff infolge des Lecks eine stärkere Schlagseite, so lassen sich die Boote auf der andern Seite infolge der schrägstehenden Schiffswand nur mit großer Schwierigkeit fieren (zu Wasser lassen). Um das Einbooten auch in solchen Fällen leicht bewerkstelligen zu können, sind auf den modernen Schiffen die Rettungsboote auf besonderen kleinen Auslegekranen (Welin-Davits) aufgehängt, die die Rettungsboote weit über die Schiffswand hinausschwenken können, um auch bei Schlagseite ein leichtes Fieren zu ermöglichen (Abbild. 8). Bei der Schiffskatastrophe der „Titanic", die auf einen Eisberg auffuhr und nach zwei Stunden in die Tiefen des Ozeans sank, fand fast die Hälfte der Schiffsinsassen den Ertrinkungstod, da zu wenig Rettungsboote vorhanden waren. Auf Grund dieser





Im Oval: 5. Wenn einmal die Schotten verschlossen sind: Durchgang von Schotte zu Schotte nach gehobener Schottentür. Rechts der Betätigungshebel, Mitte oben der Druckzylinder. Die Tür fällt nach Loslassen des Hebels von selbst wieder herab.
Rechts: 6. Feuermeldetafel (oben Mitte) und Riche-Feuerlöscheinrichtung (Sammelkasten Ecke links) auf der „Deutschland".

traurigen Erfahrung wurden deshalb Abmachungen getroffen, nach denen mindestens für jeden Menschen an Bord ein Platz im Rettungsboot sein muß. Die großen Dampfer führen außer den mit Rudern zu treibenden Rettungsbooten auch Motorpinassen mit, die neuestens sogar, wie unsere Abbildung 4 zeigt, mit einer Funkanlage versehen sind. Diese Motor-Rettungspinassen nehmen eine Anzahl von Rettungsbooten ins Schlepptau und dirigieren durch ihre Funkanlage die zur Rettung herbeieilenden Schiffe an die Unfallstelle heran. Glücklicherweise sind die Fälle selten, in denen der SOS-Ruf ungehört auf hoher See verhallt; meist werden die in den Rettungsbooten aufgenommenen Schiffbrüchigen bereits nach kurzer Zeit von einem der herbeigeeilten Rettungsschiffe in Sicherheit gebracht. Ing. Dr. Günther Bandat.



8. Übung der Mannschaften auf einem deutschen Dampfer: Ausschwenken der an Kranen (Davits) hangenden Rettungsboote.

Frühjahrs-Allerlei.











Links oben:
Zum blonden Etonkopf stimmt vorzüglich die Wiener Bluse mit Umlegekragen und Herrenkrawatte. Phot.: Kitty Hoffmann.

Mitte oben:
Automantel für Frühjahr und Sommer aus hellkariertem Wollstoff mit Pelzkragen und -manschetten. Modell: Goldmann & Salatsch, Wien. Phot.: Kitty Hoffmann.

Rechts oben:
Die Wiener Operettensängerin Mizzi Drexler in einem Jumperkleid aus dunkelblauem Crêpe Georgette mit seitlicher, weiß abgefütterter Pattengarnierung. Der kleine blaue Hut ist mit rotem Seidenband aufgeputzt. Modelle: Kuschnitzky & Gerstl (Kleid); Blanche (Hut), Wien. Phot.: Ernst Förster.

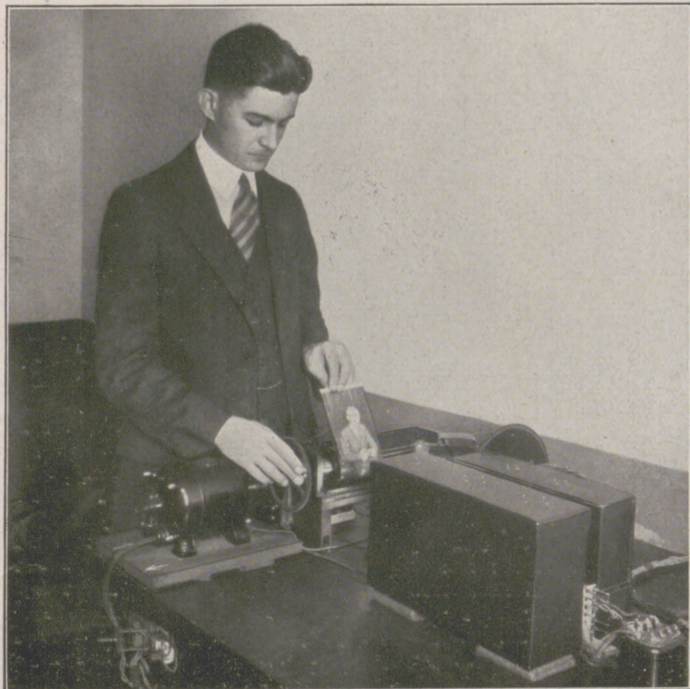
Links unten:
Das elegante Nachmittagskleid, von der Schauspielerin Lony Leutholf getragen, besteht ganz aus schwarzen Crêpe-Satin-Bändern, die sich in der modernen Querverarbeitung an eine Tüllpasse anfügen. Modell: Geiringer & Co., Wien. Phot.: Ernst Förster.

Nebenstehend:
Mizzi Drexler zeigt ein gobelinblaues Crêpe-Georgette-Kleid mit seitlich gerafftem Rock. Durch Straß eingefaßte blaue Steine dienen als Gürtelschnalle und Achselverzierung. Den aus dem Stoff des Kleides gearbeiteten Mantel schmückt ein getigerter Kragen. Ein brauner Exotenstrohhut mit Lackbandgarnierung ergänzt den Anzug. Modelle: Kuschnitzky & Gerstl (Kleid); Blanche (Hut), Wien. Phot.: Ernst Förster.

Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.

Wissen und Leben

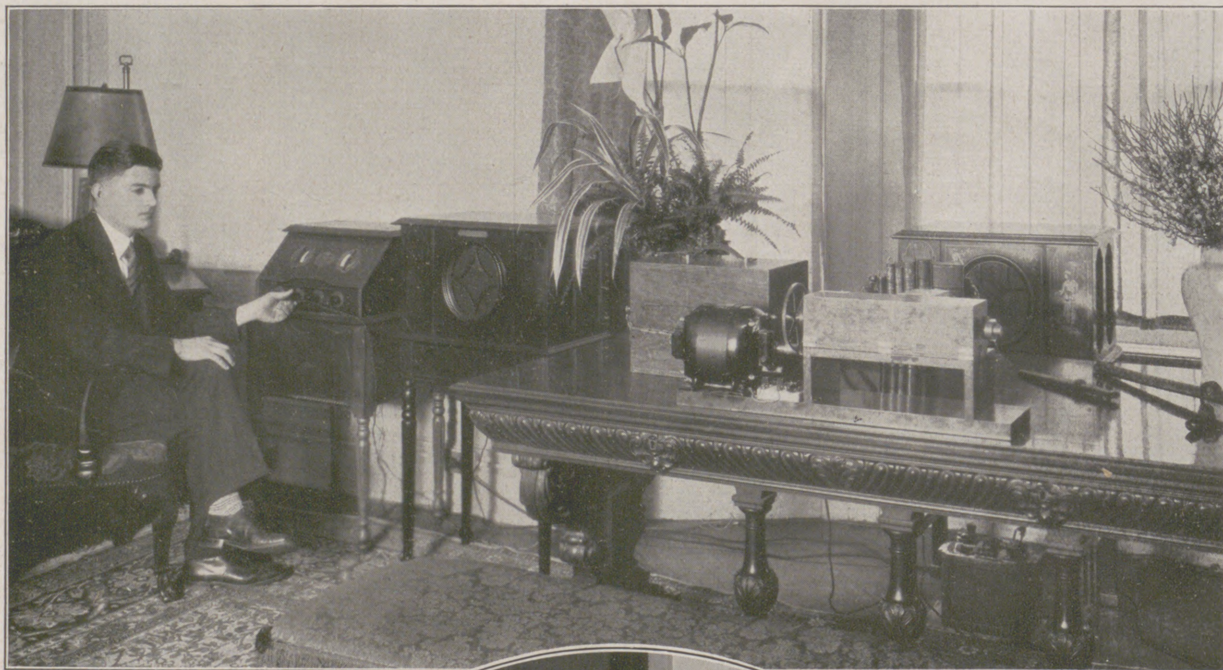
Bildertelegraphie im Hause. (Hierzu die Abbildungen auf dieser Seite.) Auf dem Gebiete der Bildertelegraphie ist ein bedeutsamer Wendepunkt zu verzeichnen: In vielleicht nicht allzu ferner Zeit wird der drahtlose Bildempfänger ebenso in fast jedem Hause zu finden sein wie heute der Empfänger für den Rundfunk. Wenn die Bildertelegraphie bisher keine allgemeine Anwendung fand, so lag dies an der Größe und Kompliziertheit der Apparate. Durchgebildet ist sie schon längst. Bereits im Herbst 1923 gelang es Professor Dr. Arthur Korn in Berlin, eine Photographie drahtlos von Rom nach Bar Harbor in den Vereinigten Staaten von Amerika zu übertragen. Drei Viertelstunden, nachdem sie in Rom aufgegeben worden war, konnte das Bild gedruckt in einer amerikanischen Zeitung erscheinen. Nach diesen und ähnlichen Erfolgen hing die Zukunft des telegraphierten Bildes nur noch von der Vereinfachung der Apparatur ab. Auch hier waren Erfolge zu verzeichnen. Man telegraphiert für Rundfunkteilnehmer Wetterkarten in Form einfacher Strichzeichnungen in die Ferne. Zwischen Berlin und Wien wurde ein von der Post geschaffener bildtelegraphischer Dienst eingerichtet. Die preußischen Polizeiämter werden mit Bildtelegraphen ausgestattet, die zur Übermittlung von Steckbriefen, Fingerabdrücken usw. dienen sollen. Das eigentliche Ziel, das es zu erreichen galt, bestand aber darin, daß jedermann in seinem Heim ebenso interessante Bilder zutelegraphiert erhalten kann, wie man heute durch den Rundfunk Konzerte und Vorträge übermittelt bekommt. Man schaltet ein, und das Bild erscheint. Mit der Lösung dieser Frage hat sich vor allem auch der bekannte amerikanische Elektrotechniker Dr. E. F. W. Alexanderson beschäftigt. Versuche, die vor kurzem in Gegenwart des Bürgermeisters Walker von Neuyork, des Vorsitzenden der Ingenieurabteilung der amerikanischen Rundfunkgesellschaften, Dr. Alfred N. Goldsmiths, und anderer maßgebender Persönlichkeiten durchgeführt wurden, haben die Brauchbarkeit seines Verfahrens erwiesen. Man hat vom gewöhnlichen Rundfunksender aus Bilder in Privatwohnungen telegraphiert, die dort mit Hilfe eines aufs äußerste vereinfachten Empfängers aufgenommen wurden. Es handelte sich dabei nicht um Strichzeichnungen, sondern um Photographien. Die Übertragungen gingen in folgender Weise vor sich: Das zu telegraphierende Bild wurde um die Walze eines Bildsenders herumgelegt. Diese Walze wurde durch einen Elektromotor in Umdrehungen versetzt, wobei sie sich der Länge nach verschob. Das Bild glitt auf diese Weise in allen seinen Teilen unter einem feinen Lichtstrahl hindurch, der von ihm reflektiert wurde. Von hellen Stellen wurde er heller, von dunklen dunkler zurückgeworfen. Er änderte sich also in dem Maße, wie sich die Lichtwerte des Bildes änderten. Der Lichtstrahl fiel auf eine photoelektrische Zelle, wodurch die Schwankungen seiner Intensität in Schwankungen der Stärke elektrischer Ströme umgewandelt wurden. Die Ströme wurden verstärkt und dann auf dem Draht nach dem Sender geleitet. Hier wurden sie den elektrischen Wellen aufgelagert, die von der Antenne ausstrahlten. In den Wohnräumen nun, wo das Bild empfangen werden soll, war der vereinfachte Alexandersonsche Empfänger aufgestellt. Er war durch Drahtleitungen mit einem Rundfunkempfänger verbunden, dessen Schaltung etwas geändert worden war. Das war alles! Vor Beginn des Abtelegraphierens wurde durch Rundfunk bekanntgegeben, daß der Apparat eingestellt werden solle. Dann, nach vorgenommener Einstellung, erfolgte auf ein zweites durch einen Lautsprecher ertönendes Signal die Inbetriebsetzung. Für sie genügt ein Druck auf einen Knopf. Jetzt dauert es nur ein oder zwei Minuten, und das Bild ist fertig. Der Alexandersonsche Empfänger besteht aus einem kleinen lichtdicht verschließbaren Holzkasten, also einer Dunkelkammer, in der wiederum eine Walze liegt, die durch einen Elektromotor gedreht und der Länge nach verschoben wird. Die mit den Wellen ankommenden elektrischen Impulse wirken — und hierin besteht die wesentliche Verbesserung der Apparatur — auf eine Neonlampe, also auf ein mit Neongas gefülltes Glasgefäß. Diese Lampe ändert ihre Helligkeit sehr rasch und genau im Rhythmus der Stromimpulse. Die von ihr ausgehenden Helligkeitswerte entsprechen also denen des abtelegraphierten Bildes. Das von ihr ausstrahlende Licht wird durch Linsen zu einem feinen Strahl zusammengezogen, der das photographische Papier abtastet. Er belichtet es je nach den Helligkeitswerten des Originals bald stärker, bald schwächer. Wird das belichtete photographische Papier entwickelt, so liegt diese Kopie vor den Augen des Empfängers. Die Neonlampe macht eine Anzahl bisher verwendeter, komplizierter Einrichtungen überflüssig. Hierin liegt die Vereinfachung und gleichzeitig die Verbilligung. Der Bildempfänger wird etwa 100 Dollar, also ungefähr 420 Mark kosten, ein Preis, der seine weitere Verbreitung ermöglicht. Welche weiteren Anwendungen der Bildertelegraphie sich aus der Vereinfachung der Apparate für die breiteste Allgemeinheit noch ergeben werden, ist natürlich abzuwarten. Dr. Albert Neuburger.



Auflegen der mittels Radios zu übermittelnden Photographie auf den Zylinder des Senders.



D. Mc Farlan, auf dessen Neonlampe Dr. Alexandersons Verfahren der drahtlosen Bildübertragung in der Hauptsache beruht. Links: Photographie; rechts: Das über etwa 40 km durch Radio übersandte Bild.



Nebenstehend: Eine Radioanlage mit Empfänger für Fernphotographie (an der vorderen Kante des Tisches).



Dr. E. F. W. Alexanderson an einem geöffneten Radio-Bildempfänger. Der Zylinder ist mit photographischem Papier überzogen.

Heimempfang drahtlos übertragener Photographien.

(Hierzu der erste Beitrag auf dieser Seite.)

Zur Jubiläums-Ausstellung der Pforzheimer Kunstgewerbeschule. (Hierzu eine Bildertafel auf Seite 357.) Die staatliche Kunstgewerbeschule in Pforzheim hat vor kurzem den fünfzigsten Jahrestag ihrer Begründung festlich begangen. Zugleich wurde durch eine Ausstellung von Schülerarbeiten die historische Entwicklung dieser Unterrichtsanstalt und die besondere Eigenart ihrer heutigen Stellung veranschaulicht — eine Entwicklung, in der sich die Geschichte des Kunstempfindens im letzten Halbjahrhundert mit beispielhafter Klarheit und Gedrängtheit spiegelt, und eine Eigenart, die ihrer Trägerin eine ungewöhnliche Bedeutung für einen wichtigen Zweig der deutschen Wirt-

(Fortsetzung auf Seite 372.)

DIE LOCKENDE LINIE

Madge

„Seitdem ich mein Haar mit PIXAVON pflege, ist es viel leichter zu frisieren, es fällt schmiegsam und besitzt die zarte Weichheit, die man am Haar des Kindes so liebt. Wenn ich meinen Bubenkopf regelmäßig jede Woche mit Pixavon pflege, dann habe ich die Gewißheit, dem Haar zu geben, was es braucht."











Pixavon-Haarwäsche wird in allen besseren Frisier-Salons ausgeführt.

PIXAVON

Fordern Sie kostenlos von uns Abbildungen neuer Bubenkopfschnitte für Frühjahr 1928.

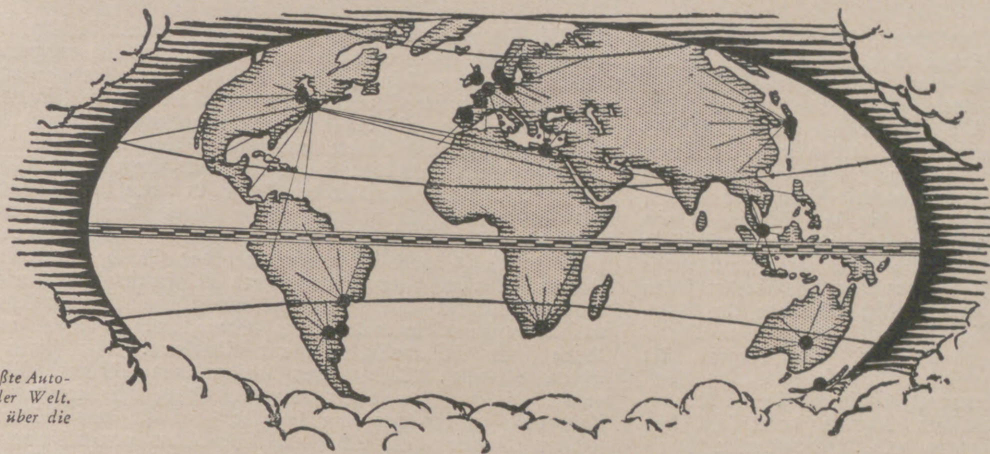
LINGNER-WERKE / DRESDEN

Hosted by Google

schaft und für die Lösung der damit verknüpften kulturellen Probleme verleiht. Eine Kunst, die mit kostbaren Metallen und Steinen arbeitet, ist von Natur eher konservativ als fortschrittlich. Aber die Bewahrung guter handwerklicher Traditionen braucht nicht zu jener leeren Nachahmung vergangener Stilformen zu verleiten, von der die rückschauende Abteilung der Ausstellung ein höchst wirkungsvolles Bild gab. Daß hier eine gründliche Reform nötig war, ist selten zu solch schlagender Deutlichkeit gebracht worden. Wie bei jeder großen Reform, mußte auch hier auf den ersten Anfang, auf die tiefsten Ursprünge zurückgegriffen werden. Dieser Anfang kann jedoch bei dieser Kunst, im Gegensatz etwa zur Baukunst, nicht die rein technische „Zweckform" sein; es ist vielmehr der voraussetzungslose, kindhafte Urtrieb des spielenden Ausschmückens und Verschönerns der Zweckform, der hier zu neuer Kraft zu erwecken war. Ein zweites Ziel ist, die Formen der Massenartikel auf die Bedingungen der Maschine umzustellen. In beiden Richtungen bedeuten die Arbeiten der Schule, besonders unter dem Einfluß des neuen Direktors, Prof. Otto Haupts, sehr beachtenswerte Schritte auf dem Wege einer fruchtbaren Fortentwicklung. Es würde zu weit führen, an dieser Stelle im einzelnen die Veränderungen der Unterrichtsmethoden zu erläutern oder auf die Persönlichkeiten der als Lehrkräfte tätigen Künstler näher einzugehen. Die Schule besitzt Klassen für Malerei und Bildhauerei, für Email- und Guilloche-Arbeiten und für Schmuckkunst im allgemeinen; die edlen Metalle werden gegossen und getrieben, gedrückt und ziseliert, Steine werden geschliffen und geschnitten — der Reichtum der Möglichkeiten ist unerschöpflich. Auf allen Gebieten aber ist das lebendige Bestreben erkennbar — dessen Erfolg bereits gültige Leistungen beweisen — auch in diesem Sonderbereich handwerklicher Kunst zu einem eigenen und überzeugenden Ausdruck unserer Zeit zu gelangen. H. K. Zimmermann.

Unsere Nachbarn im Weltenraum. Man sollte denken, daß nichts leichter sei, als die uns nächsten Fixsterne herauszufinden; denn es scheint, als ob das die größten und hellsten Sterne sein müßten. So wäre es in der Tat, wenn alle Fixsterne gleich groß wären und gleiche Leuchtkraft besäßen. Aber in Wirklichkeit ist ihre Leuchtkraft außerordentlich verschieden, denn es gibt Sterne, die 500 Millionen mal so stark leuchten wie andere. Der Stern S Doradus in der kleinen Magalhãeswolke leuchtet 500 000 mal so stark wie die Sonne, und zahllose Sterne leuchten noch nicht den tausendsten Teil so stark wie sie. Man nimmt jetzt an, daß es in jeder Million von Kubiklichtjahren mehr Sterne gibt, deren Leuchtkraft noch nicht ein Tausendstel von der der Sonne beträgt, als solche von größerer Leuchtkraft. Wenn nun ein Stern bloß ein Tausendstel so stark wie die Sonne leuchtet, wäre er mit bloßem Auge nur sichtbar, falls seine Entfernung von uns weniger als 2 Lichtjahre betrüge. Wir kennen aber keinen Fixstern, der der Erde so nahe ist. Wir könnten also selbst den nächsten lichtschwachen Stern nur mit dem Fernrohr erspähen. Benutzen wir nun ein Fernrohr, mit dem wir derart lichtschwache Sterne auch noch zu erkennen vermögen, wenn sie, sagen wir, bis zu 60 Lichtjahren von uns entfernt sind, so bekommen wir mehrere Dutzend, vielleicht auch etwas über hundert von ihnen in unseren Beobachtungsbereich; zugleich wird aber dieser von mehreren Millionen anderer Sterne erfüllt, die zwar zum Teil ganz erheblich leuchtkräftiger sind, aber wegen ihrer großen Entfernung, von uns aus gesehen, durchaus nicht stärker leuchten als die lichtschwachen Sterne. So entsteht das Problem, die lichtschwachen von den lichtstarken Sternen zu sondern. Wir wären wohl imstande, durch spektroskopische Untersuchung die Lichtstärke jedes einzelnen Sternes festzustellen. Aber wir können natürlich nicht das Spektrum von Millionen von Sternen untersuchen. Glücklicherweise haben wir ein einfacheres Mittel. Es hat sich herausgestellt, daß sich die lichtschwachen Sterne in der Regel sehr schnell vorwärts bewegen. Da nun die uns sichtbaren uns außerdem besonders nahe sind, erscheint uns diese Bewegung um so schneller. Um nun so schnell sich bewegende Sterne herauszufinden, photographiert man ein möglichst großes Stück des Himmels in einem Abstand von mehreren Jahren zweimal und legt dann die beiden Aufnahmen in ein sog. Blinkmikroskop. Dieses ermöglicht es, die beiden Bilder derart zur Deckung zu bringen, daß die Sterne, die sich zu dem Gesamtfeld erheblich verschoben haben, sofort ins Auge springen. Wenn wir nun diese Sterne näher betrachten, so werden wir bei den meisten von ihnen finden, daß sie etwa 20 bis 50 Lichtjahre von uns entfernt sind und sich sehr schnell vorwärts bewegen. Bei einigen werden wir dagegen erkennen, daß ihre starke Verschiebung am Sternenhimmel nicht auf eine besonders schnelle Vorwärtsbewegung, sondern darauf zurückzuführen ist, daß sie uns besonders nahe sind. Hier haben wir nun das Mittel, unsere Nachbarn im Weltenraum festzustellen. Der uns nächste, auf diesem Wege bekannt gewordene Fixstern ist der von Innes aufgefundene Begleiter von Alpha Centauri, der neben diesem herläuft, aber uns etwas näher als dieser ist. Seine Entfernung von uns beträgt nur $4^1/_4$ Lichtjahre. Gleich hinter ihm kommt ein von Barnard aufgefundener, 6 Lichtjahre von uns entfernter Stern. Kürzlich hat Professor Max Wolf in Heidelberg auf demselben Wege aus der Jungfrau einen als Wolf 359 bezeichneten Stern 13 ter Größe hinzugefügt, der 8 Lichtjahre entfernt ist. Er hat die Riesengeschwindigkeit von 4,8 Bogensekunden, eine Geschwindigkeit, die zur Zeit seiner Entdeckung bloß von sechs anderen Sternen übertroffen wurde. Seine wirkliche seitliche Fortbewegung beträgt aber nur 57 Kilometer in der Sekunde, während er sich mit 90 Kilometer in der Sekunde auf uns zubewegt. Daraus ergibt sich, daß er uns in 70 000 Jahren so nahe sein wird wie jetzt Alpha Centauri, und daß er dann die unerhörte seitliche Fortbewegung von 17 Bogensekunden im Jahre besitzen wird. Selbst dann aber wird er noch nicht einmal ein Stern 12 ter Größe sein; denn die Feststellung seiner absoluten Helligkeit hat ergeben, daß diese nur ein Fünftausendstel von der der Sonne ist. Damit ist er der bei weitem lichtschwächste aller Sterne, die wir kennen; denn der ihm an Lichtschwäche am nächsten kommende Stern, der von Innes gefundene, ist immerhin viermal so hell. Humason ist es gelungen, durch den hundertzölligen Reflektor der Mount-Wilson-Sternwarte und mit Hilfe eines eigens für sehr lichtschwache Sterne erbauten Spektroskops das Spektrum dieses Sternes zu photographieren. Dieses ist nur ein halbes Zentimeter breit und zeigt, daß der Stern in die sogenannte Spektralklasse M 6 gehört, das heißt zu den Sternen mit außerordentlich niedriger Temperatur. Die Wasserstofflinien des Spektrums sind, wie bei anderen sehr schwachleuchtenden Sternen, hell, wofür man bisher keinen Grund weiß. Die Farbe des Sternes ist ein sattes Rot. Der Stern scheint auch zu den kleinsten Fixsternen zu gehören. Wahrscheinlich ist er nur $^1/_{10}$ so groß wie die Sonne und vielleicht nicht größer als der Saturn. Dagegen dürfte seine Dichte die der Sonne um das Hundertfache übertreffen. Er weist also alle Merkmale des typischen alternden Zwergsterns auf. — Die Forschungen nach unseren Nachbarn im Weltenraum, die soeben erst begonnen haben, können uns in kurzer Zeit noch manche Überraschungen bringen. Professor S. E. Roß von der Jerkes-Sternwarte kündet soeben an, daß er im Sternbild des Krebses einen Stern 13 ter Größe gefunden hat, der sich mit der außerordentlich hohen Geschwindigkeit von 5,4 Bogensekunden im Jahre fortbewegt. In ein paar Jahren, wenn es möglich sein wird, durch Messung seiner Parallaxe seine Entfernung von uns zu bestimmen, könnte sich leicht ergeben, daß dieser Innes' Stern an Erdnähe übertrifft und damit unser nächster Nachbar im Weltenraum ist. Prof. Dr. Walter Anderssen.

Anmerkung der Schriftleitung. Der in dem Beitrag auf den Seiten 355 und 356 gewürdigte Maler Berthold Clauß ist auch der Zeichner unseres Umschlagbildes, das einen Falkner wiedergibt.



General Motors ist die größte Automobilproduktionsfirma der Welt. Ihre Fabrikanlagen sind über die ganze Welt hin verteilt.

CADILLAC

Der Aristokrat der Automobile. Über die ganze Welt hin von Leuten höchster Lebensführung gewählt. Weil er — der beste aller guten Wagen — seinem Besitzer hohes Prestige gibt.

LA SALLE

Wie der Cadillac mit kraftvollem Achtzylinder-Motor, jedoch ein wenig verkleinert. Farbenprächtig, rassig, schön. Ein Wagen, der seinem Besitzer Triumphe verschafft.

GENERAL MOTORS bietet Ihnen mehr für weniger Geld

wenn Sie ein Automobil kaufen

GENERAL MOTORS baut Automobile »für jede Börse und jeden Zweck«. Jeder General Motors-Wagen ist höchster Wert zu niedrigstem Preise.

General Motors ist die größte Automobilfirma der Welt mit 250000 Angestellten und Arbeitern. Werke und Verkaufsstellen sind über 104 Länder verteilt. 1926 wurden über 1200000 Wagen, 1927 über 1700000 gebaut.

General Motors' Kaufkraft.

In einem Jahre verbrauchte General Motors 8300 Waggons Stahl, 1600000 km Kupferdraht und 4500000 Liter Farbe und Lack. Die unvergleichliche Kaufkraft dieses Riesenbetriebes kann allerbestes Material zu günstigsten Preisen einkaufen. Jedem Käufer eines General Motors-Wagens kommt das dann wieder im Preise zugute.

Jeder General Motors-Wagen ist vielfach geprüft. Dazu dient ein riesiges, 503 ha großes Gelände mit jeder nur denkbaren Fahr- und Prüfgelegenheit, jeder Art von Straßen und Wegen. 800000 km im Monat werden hier von General Motors-Wagen gefahren.

Da die Güte der General Motors-Wagen durch Prüfungen erwiesen ist, kann selbst für den billigsten Wagen ein Jahr Garantie geleistet werden; für La Salle und Cadillac sogar zwei Jahre.

In Deutschland.

In Deutschland ist General Motors durch eine Berliner Niederlassung und durch hunderte von Händlern vertreten. Der Berliner Betrieb mußte schon im ersten Jahr bedeutend erweitert werden. Insgesamt werden hier fast 2000 deutsche Arbeiter und Angestellte beschäftigt.

Kaufen Sie Ihren Wagen aus Ihrem laufenden Einkommen.

Ohne fühlbare Geldausgabe kann Ihre Familie jetzt im eigenen Wagen fahren. Sie können ihn gegen geringe Anzahlung fahren und den Rest in kleinen Raten tilgen.

Die sieben General Motors-Typen sind hierneben kurz beschrieben. Suchen Sie sich den Wagen aus, der Ihnen gefällt. Der nächste General Motors-Händler wird mit Ihnen gern eine Probefahrt machen und Ihnen alle Einzelheiten mitteilen.

General-Motors G. m. b. H., Berlin-Borsigwalde

BUICK

Überschuß an Kraft, Schnelligkeit, Festigkeit, Ausdauer, wie in keinem andern Wagen. Die natürliche Wahl von Führern auf allen Gebieten, der in der ganzen Welt am meisten gekaufte gute Wagen.

OAKLAND

Nur ein Künstler konnte die Schönheit seiner anmutigen Linien und Farben schaffen. Lang und tiefliegend. Jugendlich, farbenfreudig. Der schönste Wagen zu mittlerem Preise. Starker 6-Zylinder-Motor.

PONTIAC

Der »erfolgreiche Sechszylinder«, ein Zeichen für die Leistungsfähigkeit General Motors'. Ein kraftvoller, ausdauernder Wagen für weniger als 6000 M. In zwei Jahren über 200000 verkauft.

OLDSMOBILE

Ein Pionier der Automobile. Seit 1898, seit 3 Jahrzehnten, ständig vervollkommnet. Jetzt ein starker Sechszylinder mit vielen bemerkenswerten Überlegenheiten zu außerordentlich günstigem Preise.

CHEVROLET

1927 über eine Million verkauft. Groß, kraftvoll, fest, bequem, mit den Vorzügen teurer Wagen; beliebt, weil elegant. Auch als Last- und Lieferwagen, schnell, zuverlässig, wirtschaftlich in Anschaffung und Betrieb.

GENERAL MOTORS

BÜCHER, DIE MAN LESEN SOLLTE

SPAZIERGÄNGE DURCH DIE NEUESTEN ERSCHEINUNGEN DER BELLETRISTIK / VON Dr. EGBERT DELPY

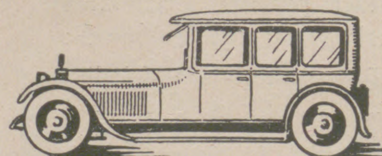
In einer Zeit, da die Entartung der Großstadtjugend, durch einen sensationellen Mordprozeß grell enthüllt, vor aller Augen liegt und Entsetzen, Scham und Zorn an den Seelen aller derer rütteln, die in dem heranwachsenden Geschlecht die Träger unseres nationalen Schicksals sehen, in einer Zeit, da die Probleme einer revolutionierten Pädagogik verwirrend durch die Köpfe ziehen und die Parteien im wilden Streit um ein neues Schulgesetz gefährliche politische Krisen entfesseln, ist es eine wahre Wohltat, einem Buche zu begegnen, das deutsche Jugend einmal jenseits all dieser Irrungen, Wirrungen zeigt; deutsche Jugend innerhalb einer durchaus auf neuesten Erziehungsprinzipien aufgebauten Schulordnung, die der körperlichen Ertüchtigung, aber zugleich der Charakterbildung im freien Spiel des durch Vorbild angestachelten, wetteifernd nach gesunden Zielen strebenden Willens ihr Hauptinteresse zuwendet. Pädagogen mögen über die Zweckmäßigkeit des hier geschilderten freien Schulstaates streiten, der fern der Großstadt in landschaftlich reizvoller Umgebung mit natürlicher Anlehnung an landwirtschaftliche Beschäftigung und moderne Sportübung seinem Ziele dient, deutsche Menschen zu erziehen. Die Jugend, die uns Wilhelm Speyer in diesem „Kampf der Tertia" (Verlag Ernst Rowohlt, Berlin) vorführt, ist jedenfalls so liebenswert deutsch in ihrem Denken, Fühlen, Handeln, so fern und frei von aller erotischen Schwüle, dabei so köstlich natürlich und echt in ihren jugendlichen Liebhabereien und Phantastereien, ihrem pointierten Solidaritäts- und Individualitätsgefühl, so famos und zugleich amüsant in ihrer Heldenverehrung, die älteste und allerneueste Romantik unbekümmert zusammenbindet, endlich so erfreulich gesund, frisch, feinfühlig tatenfroh in entscheidenden ethischen Dingen, daß man seine helle Freude an solcher Jugend hat und den Leiter des Schulstaates lieben muß, der solche Resultate erzielt! Speyer zeigt ihn nur von fern, in einem einzigen Augenblick, da er den eigenwilligen, menschlich tapferen Kampf der Tertia sanktioniert und belohnt. Im übrigen läßt er durch das ganze Buch die Jugend völlig für sich sprechen und handeln. Und spiegelt damit ihre Psyche in all ihren Wunderlichkeiten und Feinheiten so anschaulich, amüsant und spannend, daß man belustigt und erfreut dem Heldenkampf der Tertianer wider bureaukratische Borniertheit und Unmenschlichkeit städtischer Behörden, die harmlose Haustiere ausrotten wollen, zuschaut. Es sei dabei ausdrücklich betont, daß auch der Freund literarischer Werte in dem eigenartigen Buch zu seinem Rechte kommt. Denn Speyer, aus Romanen und Bühnenwerken wohlbekannt, ist nicht irgendwer. Seine Sprache hat Stil und Eigenfarbe. Und er hat sich nebenher das Kunststück geleistet, durch die Gestalten seiner deutschen Schüler die großen Charakterumrisse homerischer Helden hindurchleuchten zu lassen. Da sieht man deutlich den Achill, den Odysseus, den Ajax u. a. m., und während die Schlacht um den Fußball tobt oder der grimmige Streit um die bedrohten Katzen, klingt von fernher das Getöse von der trojanischen Ebene zu uns herüber... Ganz herrlich aber jagt Penthesilea in der köstlich gezeichneten wilden Daniela über das Schlachtfeld... Es ist mehr als literarisches Spiel, was hier am Werk ist. Die Unsterblichkeit der großen, leidenschaftlich zum Ungewöhnlichen drängenden seelischen Urtriebe im Menschen wird humorvoll-ernst sichtbar gemacht. Das kleine Schulepos erhält damit noch seinen zweiten großen menschlichen Hintergrund und wächst sich sehr fein und charaktervoll zum stillen Hochgesang auf das viel zu wenig beachtete Drängen gesunden Menschentums nach dem Großen, Echten aus. Wem von trüben Erfahrungen mit der Jugend von heute die Seele wund ist, der lese Speyers Buch. Es wird ihm Genuß und Freude sein.

Wie sich zu allen Zeiten — auch in der gemeinhin überschätzten „guten, alten" — das menschlich Allzumenschliche breit und nachdrücklich ausgewirkt und dabei doch der Instinkt für das Reinere immer auch seine erhellende, vermittelnde Rolle gespielt hat, das zeigt der Tiroler Rudolf Greinz in seinem neuen Roman „Das Paradies der Philister" (L. Staackmann, Leipzig) bemerkenswert nachdrücklich und kraftvoll. Diesem prachtvollen Naturalisten, der in seinen großen Erzählungen der menschlichen Natur keinerlei schöngefärbtes Schutzmäntelchen umhängt, gelingt es, die Tragikomödie des Lebens in ihrem ewigen Durcheinander von Nichtigkeit und Größe, Talmi und echtem Wert, Gemeinheit und Schönheit in bunt schillernden Tiroler Gesellschaftsbildern immer wieder erstaunlich klar und scharf zu spiegeln. Er ist wohl der einzige, der das Tiroler Bürgertum und den Adel des Landes in allen Gruppierungen und Abschattierungen aufs genaueste kennt und dieser besonderen Sorte deutsch-österreichischen Menschentums vollauf gerecht zu werden vermag. Er konterfeit es liebevoll und doch mit unbestechlicher Ehrlichkeit. Keine seiner Absonderlichkeiten und Unarten ist ihm fremd, er schaut bis in die letzten, dunkelsten Winkel seines Denkens und Fühlens. Nichts biegt er um oder verweichlicht er. In voller, üppiger Erdenhaftigkeit stehen seine Menschen da. Und doch webt etwas um sie her, was sie uns näherbringt mit all ihren Fehlern, Gemeinheiten, Schrullen. Ein Etwas von Wärme, Verstehen, Teilnahme, Humor und liebevollem Blick für die freundlichen kleinen Blumen reineren Menschentums, die mitten zwischen dem wild wuchernden Unkraut stehen und blühen. So spürt man Leben und nicht Tendenz, wenn Greinz es wagt, das Innsbruck der Vorkriegszeit, dieses vielumschwärmte, reizende Juwel deutscher Städte, als Paradies der Tiroler Stadtphilister in die Erscheinung treten zu lassen, deren Stammtisch-Gemütlichkeit und Kleinstadt-Behagen an Klatsch und Skandal mindestens so groß und bodenständig waren wie die Schönheit der Stadt und ihrer herrlichen Berge... Hier zeigt ein Einsichtsvoller die ewige Differenz zwischen der Poesie der Erscheinung und der Prosa des Kerns, zwischen dem Idyll örtlicher und dem Gefängnis seelischer Enge, zwischen dem Paradies der Natur und der Banalität des Menschlichen, das in ihr hausen darf. Zeigt sie ohne tendenziöses Pathos, mit kraftvoller, humordurchtränkter Sachlichkeit im Rahmen einer reich entwickelten, zu starken Spannungen aufsteigenden Romanhandlung, die eine Fülle scharf silhouettierter Originale durcheinanderwirbelt, deren typisches Menschenschicksal sich im hitzigen Sich-ineinander-Verbeißen enthüllt. Zwischen den Zeilen des Romans steht mancherlei, das schweigend mahnt und warnt und zu kritischerer Einsicht auffordert. Zuweilen scheint es, als hätte der Dichter es zu sehr sich selbst überlassen... Aber man vernimmt es doch immer wieder. Und gerade darauf muß man hören — denn das Paradies der Philister blüht ja überall noch auf dieser äußerlich so schönen Erde. Und wir haben wirklich allen Grund, endlich einmal mit der fraglichen „Poesie" seiner Erscheinung aufzuräumen.

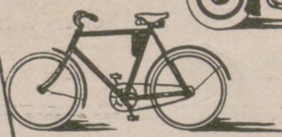
Aufräumungsarbeit im großartigen Stil, vorbildlich furchtlos, kühn und gründlich, leistet der Amerikaner Sinclair Lewis in seinem glänzenden Roman „Elmer Gantry", der in der ausgezeichnet geschmeidigen deutschen Übertragung durch Franz Fein im Verlag Ernst Rowohlt, Berlin, erschien. Lewis gehört zu der kleinen Phalanx aufrechter amerikanischer Schriftsteller, die den fanatischen Selbstbeweihräucherungsrummel Amerikas nicht mitmachen wollen und sich zum Ziel gesetzt haben, schonungslos hinter den Masken von Wohlanständigkeit,









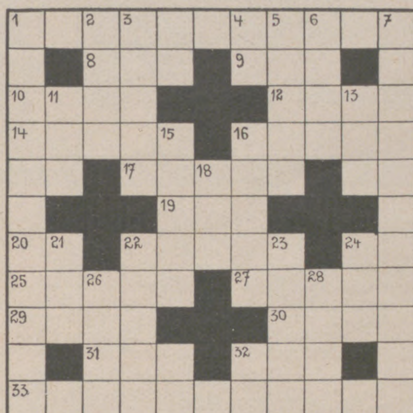




Unantastbarkeit und Fortschritt das wahre Gesicht der Nation zu zeigen. Was Jack London, Upton Sinclair, H. L. Mencken nach dieser Richtung geleistet haben, ist bewundernswert genug. Sinclair Lewis erweist sich als ihnen mindestens ebenbürtig, wenn nicht überlegen, da er sich an die empfindlichste Stelle des Durchschnitts-Amerikaners heranwagt: sein Verhältnis zur Religion! In seinem fast 700 Druckseiten starken Roman entwirft er ein erschreckendes Bild von dem gigantischen Frömmigkeitsschwindel, der rings durch das Land in tausend verschiedenen und doch im Grunde so stereotypen Formen getrieben wird. Die fundamentale religiöse Heuchelei, hinter der krasser Geschäftstrieb, gewissenlose Erpressung und Ausbeutung, ja, blanker Zynismus und Atheismus sich bergen, mit ihrem echt amerikanischen Tamtam an theatralischer, jahrmarktmäßiger Aufmachung, ihrem Propheten-Humbug, ihrer grotesken Seelenfängerei schneidet er an ihrer Wurzel auf, indem er den Werdegang einer Leuchte der amerikanischen Kirche, des Reverend Elmer Gantry, vom ausschweifenden Studentenleben über seine erzwungene Bekehrung, durch alle möglichen Stadien von Betätigung in den verschiedensten Religionsgemeinschaften bis zum glorreichen Landen in einer der fashionabelsten Kirchen Neuyorks mit unheimlicher Sachkenntnis, großartig ungeschminkt und undrapiert aufzeichnet. Nicht nur Gestalt und Leben dieses Hauptheiden, der alle Gelübde bricht, in übler Gesellschaft sein Predigeramt verhöhnt, Frauen und Mädchen der ihm anvertrauten Gemeinden verführt und verläßt und dabei mit großartig schurkenhafter Gerissenheit allen drohenden üblen Folgen zu entschlüpfen weiß, macht Lewis mit blendender Unmittelbarkeit plastisch sichtbar, sondern darüber hinaus das ganze Gewimmel der Mitläufer und Konkurrenten beiderlei Geschlechts im Seelenfang-Geschäft, die sich von der künstlich aufgepeitschten religiösen Hysterie der Massen mästen. Eine ausgezeichnete, kraftvoll lebendige Darstellungskunst, von beißendem Sarkasmus gewürzt, und doch so farbenreich auch in den wärmeren Nebentönen, daß sie nicht einseitig tendenziös, sondern als lebendigste Natur wirkt, unterstützt den Autor bei seinen furiosen Enthüllungen. Sie läßt kein unkünstlerisch-hartes Schwarz in Schwarz aufkommen, hat Raum für die Nuancen verzweifelter Erkenntnis, leidenschaftlichen Ringens mit Gott, unerschütterlicher naiver Gläubigkeit in Einzelfällen. Registriert subtil das Kommen und Gehen besserer Regungen selbst bei dem Schurken Gantry. Und gewinnt gerade dadurch einen Ausdruck von Lebensechtheit, der die Anklagen des Buches mit unwiderstehlicher Stoßkraft auf seine Fittiche nimmt. So ist der Roman keine bloße Stoff-Sensation geblieben, die sich im Verkauf von Hunderttausenden Exemplaren innerhalb eines halben Jahres nach dem Erscheinen in Amerika dokumentiert. Man darf ihn ein Kunstwerk nennen, hinter dem ein Schriftsteller von vielen Graden und ein Mensch von großem Format und Charakter steht, dem man mit Wärme die Hand drückt.

ZUM NACHDENKEN

Magisches Kreuzworträtsel.



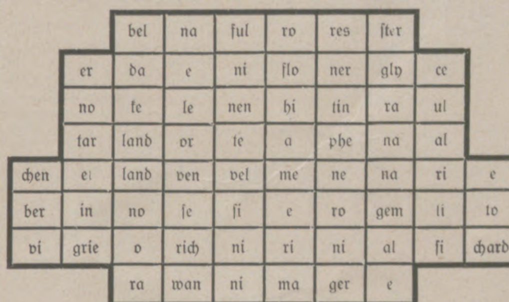
(S = Senkrecht, W = Wagerecht.)

S	W	
1	1	Branntweinsorte,
2	10	Vermerk für dringend,
3	14	kleines Raubtier,
4	20	römische Münze,
5	25	10-Dollar-Goldmünze,
6	29	Leibbinde,
7	33	Art der Kupferstecherkunst,
11	8	Nebenfluß des Rheins,
13	31	Wappenvogel,
15	17	Himmelskörper,
16	22	Ausdruck für beiliegend,
18	19	Nebenfluß der Donau,
21	9	weibliches Haustier,
22	16	Gebirgssystem in Zentralasien,
23	27	Stadt in der Tschechoslowakei,
24	32	Uferstraße,
26	12	Teil des Kreisumfangs,
28	30	Faserpflanze.

Nicht alle gewinnen.

Giftig, wie die „Eins-zwei-drei“,
Rennt mein Freund an mir vorbei.
Seine Laune war verdorben.
„Eile hab' ich, keine „Eins“,
Rief er, laufend aus dem Haus,
Wutentbrannt, denn es kam keins
Von den vielen „Zwei-drei“ 'raus,
Die er hoffnungsvoll erworben.

Rösselsprung-Silbenrätsel.

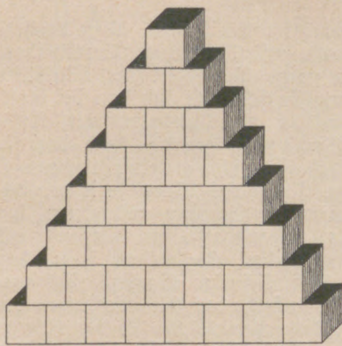


Die Silben, rösselsprungartig verbunden, ergeben 26 Wörter von untenstehender Bedeutung, deren erste Buchstaben von oben nach unten und deren vorletzte Buchstaben von unten nach oben zwei Sprichwörter bilden. 1 Deutsche Hafenstadt, 2 Stadt in England, 3 Blumenwelt, 4 Männername, 5 Stadt in Armenien, 6 europäisches Land, 7 Mädchenname, 8 rechnerischer Begriff, 9 deutsche Stadt, 10 altes italienisches Fürstengeschlecht, 11 Zeichengerät, 12 Schmuckstück, 13 Schreibmaterial, 14 Astrologe, 15 geographischer Begriff, 16 Erfinder, 17 Siegesgöttin, 18 Mädchenname, 19 afrikanischer Fluß, 20 italienische Stadt, 21 griechische Göttin, 22 Schriftzeichen, 23 Männername, 24 kaufmänn. Begriff, 25 Erzählungsart, 26 Wohlgeruch.

Ergänzungsproblem.

```
. . . . . . . . . . . . . . .
Ü Z A A L I E I S A Ü A L A U
R A T S E N R A S F F W A S C
. . . . . . . . . . . . . . .
E I O I I A S E N A E N K H E
L E N N E L T M Z N L E A E L
```

Die Punkte sind durch entsprechende Buchstaben zu ersetzen, so daß die senkrechten Reihen 15 sinnvolle Wörter ergeben. Die 1. und 4. wagerechte Reihe nennen dann zwei interessante Tiere.



Stufenrätsel.

In die oberste Stufe wird ein Buchstabe eingesetzt und in den folgenden Stufen ein neuer Buchstabe hinzugefügt, wobei die Reihenfolge der Buchstaben beliebig ist. Von Stufe zu Stufe müssen sich Wörter folgender Bedeutung ergeben:

1 Selbstlaut, 2 Faultier, 3 türkischer Vorname, 4 Nichtfachmann, 5 Schlinggewächs, 6 Insel, 7 altsächsisches Gedicht, 8 ländlicher Besitz.

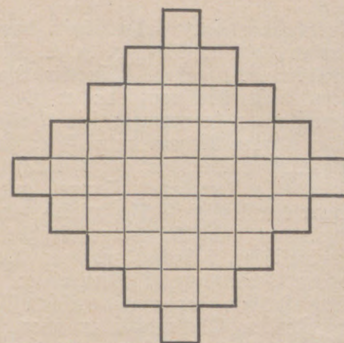
Bilderkreis:



Diamanträtsel.

a a a b d e e e e e e e e e l f g i i l l l n n n o r r s s s s t t t u v w w x

sind so rechts einzuordnen, daß die wagerechten Reihen bezeichnen: 1 Mitlaut, 2 Gewässer, 3 Stadt in der Schweiz, 4 weiblichen Vornamen, 5 preußische Provinz, 6 deutschen Dichter, 7 männlichen Vornamen, 8 Getränk, 9 Mitlaut. Die mittelste wagerechte Reihe nennt dasselbe wie die mittelste senkrechte.



Bei Bezug unserer Zeitung durch die Post bitten wir Unregelmäßigkeiten in der Zustellung sogleich dem zuständigen Bestellpostamt zu melden. Erst wenn dies erfolglos ist, bitten wir uns davon in Kenntnis setzen zu wollen. Wird unsere Zeitung in beschädigtem Zustande zugestellt, so bitten wir die Annahme unter Hinweis auf die Beschädigung zu verweigern und in diesem Falle uns gleichzeitig direkt zu benachrichtigen.

Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung (J. J. Weber), Leipzig C 1, Reudnitzer Strasse 1–7.

Einsetzrätsel.

Feld — Schaft
Fisch — Land
Schlaf — Not
Nacht — Jahr
Kunst — Bahn
Blei — Bruch

Zwischen die Wörter ist je ein einsilbiges Hauptwort zu setzen, das dem ersten Wort als Schlußsilbe, dem zweiten als Anfangssilbe dient. Die Anfangsbuchstaben der eingesetzten Wörter nennen, aneinandergereiht, einen deutschen Dichter.

Gelehrte unter sich.

Im Verlaufe der Debatte stellten die beiden Professoren fest, daß sie es nicht teilten und es infolgedessen geteilt war. Hätten sie es aber geteilt, dann wäre es nicht geteilt gewesen. — Um was handelte es sich hierbei?

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4331.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4329.

Silben-Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Gewissen, 3 Hagedorn, 5 Kelle, 7 Mangel, 8 Gebet, 10 Arena, 12 Rechen, 13 Saalpost, 15 Herde, 16 Beweisaufnahme, 17 Abzug, 18 Linde, 20 Partei, 21 Vorbeter, 23 Mutter, 25 Nachsicht, 26 Minne, 28 Sansibar, 29 Rosine; senkrecht: 1 Gelage, 2 Senkel, 3 Hagel, 4 Dornröschen, 6 Lea, 7 Manna, 9 Betsaal, 11 Rechenaufgabe, 12 Rede, 14 Postbezug, 15 Hermelin, 17 Abtei, 19 Demut, 20 Parmesan, 21 Vorsicht, 22 Termin, 24 Terrine, 25 Nachbar, 27 Nero.

Rösselsprung: Daß Weisheit nach der Anmut strebt, / Hat man auf Erden oft erlebt, / Doch daß die Anmut gern ihr Ohr / Der Weisheit leiht, kommt seltner vor. (Bodenstedt.)

Teilungsrätsel 0—2 = Rom, 3—9 = Kapitel: 3180580 : 249 = 12773.

Kammrätsel: Wagerecht: Minneapolis; senkrecht: 1 Malakka, 2 Nemesis, 3 Ekuador, 4 Posaune, 5 Lincoln, 6 Schmutz.

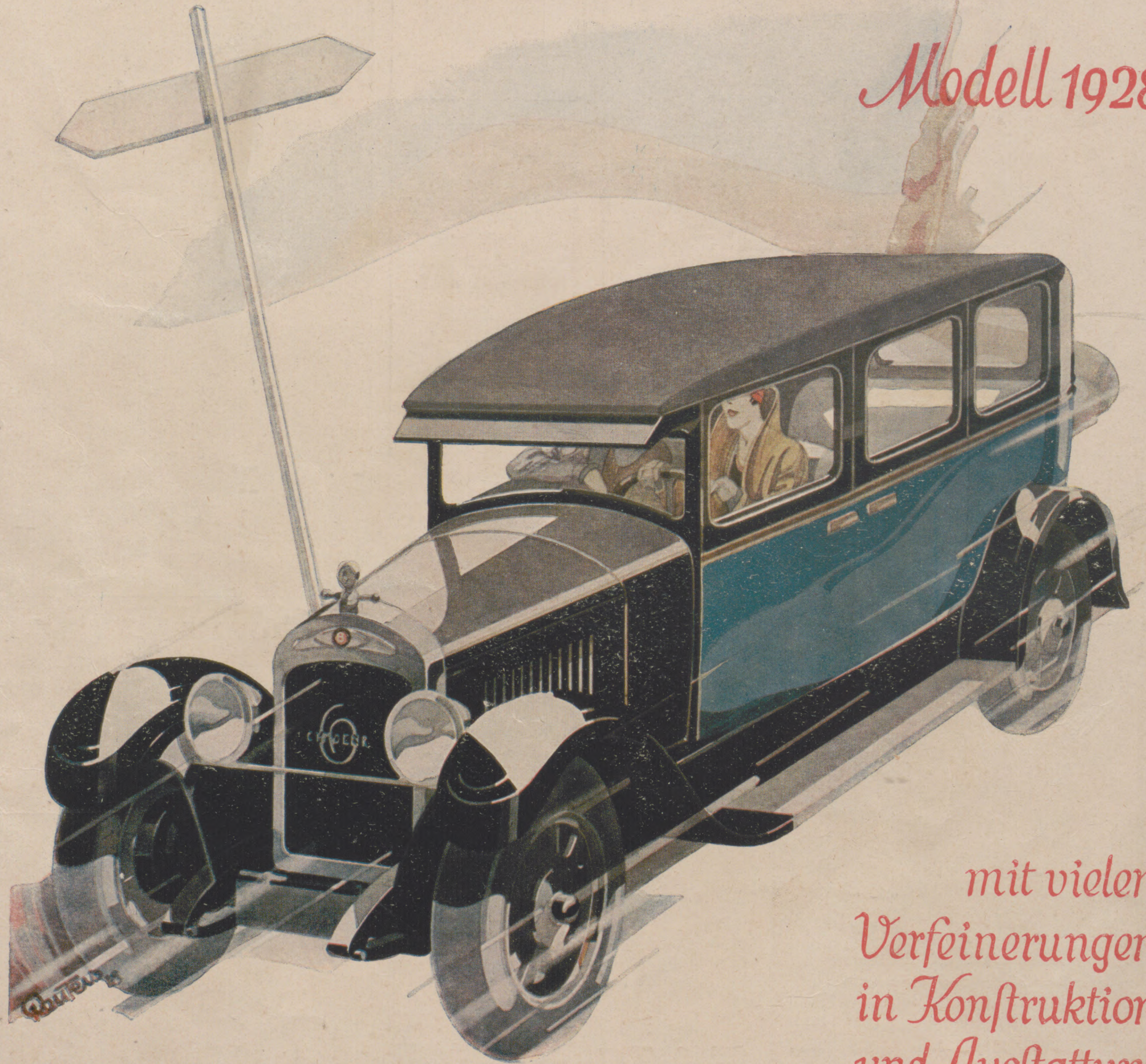
Magisches Quadrat: 1 Beere, 2 Essen, 3 Essig, 4 Reise, 5 Engel.

Tauschrätsel: Leid, Lied.

Rebus: „Arbeit schändet nicht.“

Der neue

Brennabor



Ein Wagen für den verwöhnten Geschmack

12/55 PS – 6 Cyl. – 10/45 PS
Der repräsentative Stadt- und Reisewagen

6/25 PS – 4 Cyl.
Der ideale Wagen für den Herrenfahrer

Verkauf durch die Gemeinschaft Deutscher Automobilfabriken und die Brennabor-Vertretungen

GEBR. REICHSTEIN BRENNABOR-WERKE

BRANDENBURG (HAVEL)

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W. 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Teréztörut 24a. General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris 8. e., 44/bis Rue Pasquier.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG ✶ J. J. WEBER ✶ LEIPZIG

NR. 4331. 170. BAND   EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK   15. MÄRZ 1928

Zum Gedenken Albrecht Dürers

geben wir anläßlich der 400. Wiederkehr seines Todestages (6. April) die am 29. März erscheinende Nummer der „Jllustrirten Zeitung“ als

Dürer-Sondernummer

heraus. Wie alle unsere Sonderhefte erscheint auch diese Nummer innerhalb des Abonnements.

Das reichhaltige, ganz hervorragend ausgestattete Heft erhält durch die Beigabe

zahlreicher farbiger Faksimile-Reproduktionen

außergewöhnlichen Wert und stellt somit eine überaus würdige Festgabe dar.

Unsere Leser machen wir schon jetzt auf das Erscheinen der „Dürer-Nummer“ aufmerksam, um ihnen Gelegenheit zur rechtzeitigen Bestellung zu geben; erfahrungsgemäß setzt bei unseren Sondernummern sofort nach Erscheinen eine sehr starke Nachfrage ein.

Der Preis des Heftes beträgt M. 2.— zuzügl. 30 Pfg Porto.

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung entgegen sowie die

GESCHÄFTSSTELLE DER JLLUSTRIRTEN ZEITUNG

Verlag J. J. Weber LEIPZIG, Reudnitzerstr. 1—7

Postscheckkonto: Leipzig Nr. 59470.



Rosa Centifolia

Der Duft der dunkelroten Gartenrose.

CREME ELEKTRA

Bei Tag und Nacht das ideale Hautpflegemittel. Wirkung bei rauher rissiger Haut nach einmaligem Gebrauch. Tube: 0,75. Dose: 1,50.

PUDER

Wundervoll im Gebrauch, sammetweich und zart, auf der Haut fest haftend in 7 Tönen.

SCHACHTEL: 2,00. 1,25. / PUDER COMPACT IN METALLDOSE: 1,50 / ERSATZSTÜCKE: ..0,75.

PARFÜM: Fl. 4,50. 7,00. Probe: 2,15 / SEIFE: St. 1,25. 1,50. 1,75.
KOPFWASSER: Fl. 2,75. 4,25 / Flüss. HAARWASCHSEIFE: Fl. 1,75.

LETZTE SCHÖPFUNG „ROYALIN“

Ein frischer belebender Duft von ausserordentlicher Nachhaltigkeit.

Parfüm, Seife, Puder, Kopfwasser

J.F. SCHWARZLOSE SÖHNE, BERLIN

FABRIK: DREYSESTR. 5. DETAILVERKAUF: MARKGRAFENSTR. 26.
NIEDERLAGEN IN ALLEN EINSCHLÄGIGEN GESCHÄFTEN
PARFÜMIERTE KARTEN v. PARFÜM „ROSA CENTIFOLIA“ u. ROYALIN“ STEHEN KOSTENLOS z. VERFÜGUNG. SOWIE CREME- u. PUDERPROBEN.



FREUDE in Jhr HEIM
bringen erlesene
TAPETEN

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4331. 170. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 15. März 1928.

Bibliothek Ed. v. Bamberg
auf Schloß Braunshardt

Teil I: Ges. Werke, Zeitschriften, Sammlungen, Literatur-Geschichte, Kunst usw.

***Versteigerung** 20. u. 21. März.*

Friedrich Meyers Buchhandlung, Leipzig C 1, Georgiring 3.

TECHNIKUM STRELITZ·MECKL·

Hoch- u. Tiefbau, Betonb., Eisenb., Flugzeugb., Maschinenb., Autobau, Heizg. u. Elektrot. Ingenieure u. Techniker. Progr. fr.

Ingenieur-Akademie
Wismar a. d. Ostsee
Jllustriertes Programm kostenlos



JNSTITUTE UND PENSIONATE in der Schweiz.

CRESSIER bei Neuchâtel
Töchterpensionat „Les Cyclamens"
Gründl. erstkl. Ausb. in Französisch. Hausw. Abt. Herrl. Lage. Mod. Komfort. Jll. Prospekt. Referenzen. Dir. Frl. O. Blanc.

ESTAVAYER (Neuenburger See)
Töchterpensionat (evang.) **Frau Pfarrer Monnerat**
Luftkur (Seebäder). Schöner Landaufenthalt. Erstklass. Unterricht. Zahlreiche Referenzen. Prospekte. Mäßige Preise.

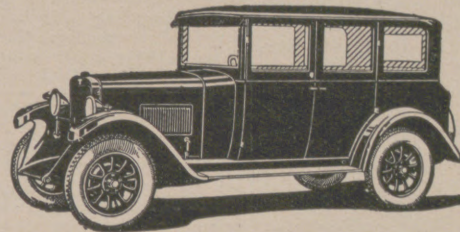
LAUSANNE „L'ARCADIE"
Töchterpensionat.
Gründliches Studium, Sprachen, Künste, Hauswirtschaft, Sport. Großer Garten. Beste Referenzen. Mmes. Petter et Inman.

LAUSANNE „MON-GRE"
19, Boulevard de Grancy.
Katholisches Töchterpensionat
Melles. Rossier & Mayer.

LOCARNO (Lago Maggiore / Schweiz)
Töchter-Institut „CASTELLO BIANCO"
Idealer Erholungs- und Studienaufenthalt für junge Mädchen. Prospekte. *Umgangssprache Französisch.*

UNTERÄGERI Voralp. **Kinderkurhaus** mit Schule (am See) 750 m ü. M. **Dr. T. Weber-Biehly.** Für erholungsbedürftige u. Ferienkinder von 3—14 Jahren. Ärztl. Aufsicht. Liegekuren, Sonnen- u. Luftbäd. Prosp. Frau Wwe. M. Weber-Biehly.

INSTITUT LEMANIA, LAUSANNE
(Schweiz).
Moderne Sprach- und Handelsfachschule mit abschließendem Diplom.
Gründliche Erlernung des Französischen, sowie rationelle Vorbereitung auf den kaufmännischen Beruf. Französische Ferienkurse in den Bergen; Sport. Internat und Externat.
Alpines Landerziehungsheim Lémania in Champéry
(Walliseralpen 1070 m ü. M.)
für Knaben von 8 bis 15 Jahren.



Neue ermäßigte Preise

	6/30 PS Wanderer	8/40 PS Wanderer
Viersitzer offen	RM **5995.–**	RM **6200.–**
Zweitürige Limousine	„ **6635.–**	„ **6835.–**
Viertürige Limousine	„ **6785.–**	„ **6985.–**
Sportzweisitzer	„ **6250.–**	„ **6500.–**
Zweisitzer-Cabriolet	„ **6985.–**	„ **7200.–**
Viersitzer-Cabriolet	„ **7485.–**	„ **7700.–**
Lieferwagen	„ **5895.–**	„ **6100.–**
Gepäckwagen	„ **5585.–**	„ **5785.–**
Fahrgestell	„ **4885.–**	„ **5100.–**

sämtliche Preise ab Fabrik.

Alle Leistungsansprüche befriedigt der Wanderer-Wagen in so überlegenem Maße, daß er mit Recht als eines der wertvollsten Fahrzeuge der Welt gilt.

Wanderer

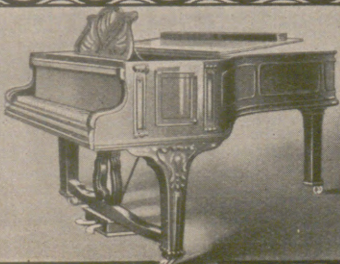




Ausbildung für Töchter.
Evangelische Schulgemeinde
(Hoffbauer-Stiftung) **Potsdam-Hermannswerder 63.**
Grundschule, Oberlyzeum neuen Stils (Univers.-Reife). Einjähr. Frauenschule mit Säuglingsheim und Kindergarten. Zweijähriger Lehrgang für Hauswirtschaft und Handarbeit.

Alteingeführt durch 30 Jahre Lebens-Beratg. und 10 Werke — gibt **briefl.** eine Ihre **Lebens-Pläne** fördernde Charakter-Beurteilg. **Erst** Prosp., frei. **Psycho**-Graphologe P. P. Liebe, München, Post 12, Pschorr-Ring.

Kauft Bücher. Verlags-verzeichnis kostenlos. J. J. Weber, Leipzig C 1.



Flügel und Pianinos
Ausgezeichnet mit nur ersten Weltausstellungspreisen
Julius Blüthner, Leipzig

Allgemeine Notizen.

Deutsch-französischer Geistesaustausch. Im Oktober 1926 wurde der Gedanke lebendig, abwechselnd deutsche Forscher an französischen und französische Forscher an deutschen Instituten arbeiten zu lassen. Die von Professor Dr. v. Moll in Berlin und Paris geführten Verhandlungen haben nun zu einem vollen Einvernehmen geführt. Aus den Pariser Besprechungen und der ganzen Korrespondenz hat sich ergeben, daß in der französischen wissenschaftlichen Welt, und zwar gerade bei deren Spitzen, der ernste Wunsch besteht, mit den deutschen Kollegen zusammenzuarbeiten. Ebenso haben die zuständigen Behörden, dank der Bemühungen des preußischen Ministers für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, Professor Dr. Becker, und des französischen Unterrichtsministers Herriot, ihre Unterstützung zugesagt. Es wird beabsichtigt, von Staats wegen junge französische Gelehrte nach Deutschland, junge deutsche Gelehrte nach Frankreich zum Studium zu senden, um sie an Laboratorien, Kliniken, Instituten usw. unter der Obhut anerkannter Forscher ihr Wissen vervollkommnen zu lassen. Der Anfang des Austausches wird in kurzem gemacht werden, indem ein junger deutscher Gelehrter, der bisher am Pathologischen Institut der Universität Berlin gearbeitet hat, gegen einen französischen Gelehrten ausgetauscht wird.

Die Ruine Zwing-Uri wieder in Schweizer Besitz. Vor vier Jahrzehnten ist die durch Schillers „Wilhelm Tell“ bekannt gewordene Burgruine Zwing-Uri von dem ehemaligen Kaiser Wilhelm II., der sie durch ein Vermächtnis erhalten hatte, der Allgemeinen Deutschen Kunstgenossenschaft in Berlin geschenkt worden. Die im letzten Sommer gegründete schweizerische Vereinigung zur Erhaltung der Burgen und Ruinen (Burgenverein) hat die Ruine samt dem Gelände mit Hilfe einer Spende für die Schweiz zurückerworben. Das vor 40 Jahren erbaute unschöne Haus neben der Ruine wird nunmehr abgebrochen und die Ruine selbst vor weiterem Zerfall gesichert, jeder Profanierung entzogen, um als historische Stätte in Stand gesetzt und dauernd geschützt zu werden.

Längere Eisenbahnschienen auf Schnellzugstrecken. Das Reisen auf Strecken, die dem internationalen FD-Zugverkehr dienen, will die Deutsche Reichsbahn-Gesellschaft demnächst auch dadurch angenehmer gestalten, daß sie den Oberbau dieser Eisenbahnstrecken bevorzugt be-

handelt. So soll die Zahl der Schienenstöße, die der Reisende bekanntlich am Geräusch der darüber rollenden Räder wahrnehmen kann, dadurch verringert werden, daß Schienen von 30 m Länge verwendet oder zwei Schienen von je 15 m Länge zusammengeschweißt werden. Von der üblichen Länge von 15 m auf 30 m überzugehen, ist nur möglich, weil bei den neuzeitlichen Oberbauformen die Schiene durch die Befestigungsmittel so fest auf den Schwellen gehalten wird, daß die durch die Einwirkung der Luftwärme hervorgerufene Ausdehnung nicht voll eintreten kann, sondern größtenteils von der Schiene aufgenommen und verarbeitet wird.

Preisermäßigung in der deutschen Automobil-Industrie. Als ein Erfolg der fortschreitenden Rationalisierung in der deutchen Automobil-Industrie ist es zu betrachten, daß neuerdings auch die Daimler-Benz-Werke eine Preissenkung bekannt geben konnten. Der bekannte kleine Sechszylinder-Typ von Mercedes-Benz, dessen ausgezeichnete Fahreigenschaften ihm rasch eine große Beliebtheit und Verbreitung verschafft haben, wird jetzt zu Preisen von 6775 RM. ab, für den eleganten zweisitzigen Sportwagen, verkauft. Damit werden dem Käufer von Mercedes-Wagen nicht zu unterschätzende Vorteile geboten. Das Personenwagen-Programm der Daimler-Benz-Werke für 1928 umfaßt neben diesem Typ noch einen Dreiliter-Wagen als mittelstarken, hochwertigen Gebrauchswagen, welcher außerordentlich lebhaft begehrt wird, und die weltbekannten beiden Kompressor-Typen von 4 und 6 Liter Zylinderinhalt, die im Modell 1928 noch eine weitere Vervollkommnung erfahren haben. Daneben werden noch zwei Spezialmodelle für den Herrenfahrer gebaut, Modell K als „All round"-Tourenwagen und Modell S als Sportwagen. Das Lieferwagen-, Lastwagen- und Omnibusprogramm von Mercedes-Benz umfaßt ebenfalls die modernsten Typen von 1½ bis 5 Tonnen Nutzlast. Mit dieser reichhaltigen Anzahl seiner Modelle dürfte Mercedes-Benz das umfassendste Fabrikationsprogramm von allen Automobilfabriken der Welt aufweisen. Zur Durchführung desselben stehen, wie man weiß, fünf Werke mit den besten technischen Einrichtungen zur Verfügung, die auf einen aufs höchste spezialisierten Arbeitsgang eingestellt sind. Einen neuen Auslandserfolg erzielte Mercedes-Benz im Januar auf der Automobil-Ausstellung in Amsterdam, auf der alle seine Typen eine glänzende Aufnahme gefunden haben.

Der neue Steinway-Katalog hat künstlerischen Wert und bietet jedem Klavierliebhaber viel Interessantes. Schon das in fünffarbigem Druck hergestellte Umschlagbild verrät eine Sonderleistung. In neuartiger Weise wird jeder Interessent mit den Erzeugnissen des Hauses Steinway bekannt gemacht. Es empfiehlt sich, das kleine Werk einzufordern. Von der deutschen Steinway-Fabrik, Steinway & Sons, Hamburg 6, Schanzenstraße 20/24 wird dasselbe kostenlos versandt.

NICHT NUR UNSERE LEIBNIZ-KEKS



SIND VORZÜGLICH, VERSUCHEN SIE **AUCH**
UNSERE

WAFFELN UND BISKUITS

H. BAHLSENS KEKS-FABRIK A.-G., HANNOVER



Und wenn Sie es noch so eilig haben, trinken Sie erst eine Tasse Stollwerck Kakao, ehe Sie Ihrer Arbeit nachgehen. In den Vormittag fallen die anstrengendsten Stunden des Tages, darum brauchen Sie ein kräftiges Frühstück. Kakao ist ausserordentlich nahrhaft. Er verschafft Ihnen für mehrere Stunden das Gefühl der Sättigung.

STOLLWERCK
KAKAO



Lebensverlängerung

bewirkt ein tiefer u. gesunder Schlaf. Unzweckmäßige Betten, Decken u. Polster mit minderwertigem Füllmaterial beeinträchtigen eine ruhevolle Lage u. gesunde Atmung, den Abbau der Ermüdungsgifte u. die Abwehr der Krankheitskeime, sie schwächen Ihre Lebenskraft. Neues Leben gewinnen Sie durch festen u. erquickenden Schlaf in

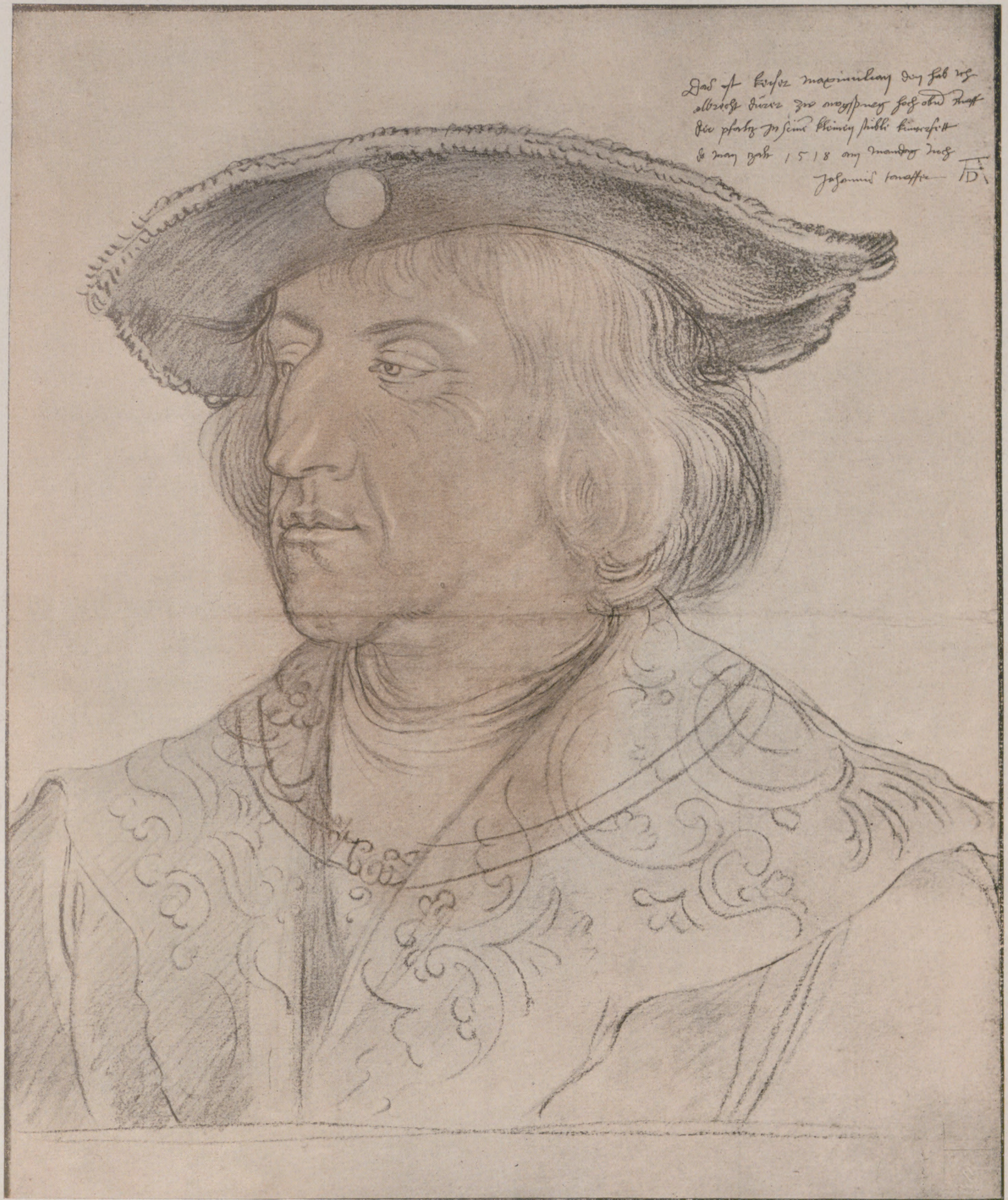
Steiners Paradiesbett.

Eigene Verkaufsstellen:
Chemnitz, Dresden, Leipzig, Berlin, Hamburg, Hannover, Köln, Düsseldorf, Elberfeld, Frankfurt a. M., Stuttgart, München, Breslau.

Verlangen Sie illustrierten Prospekt J.

Paradiesbettenfabrik
M. STEINER & Sohn A.-G. Frankenberg, Sa.

Illustrirte Zeitung



ALBRECHT DÜRER († 6. APRIL 1528): KAISER MAXIMILIAN I.

NACH EINER HANDZEICHNUNG AUS DEM JAHRE 1518, IN DER ALBERTINA ZU WIEN.

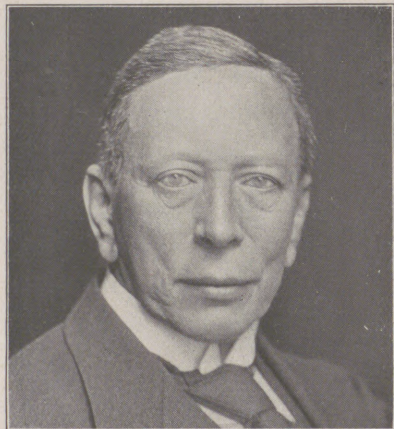
(Aus Anlaß des 400jährigen Todestages von Dürer erscheint unsere Nummer 4333 als Dürer-Sondernummer in besonders reicher Ausstattung mit eingehender textlicher Würdigung und vielen z. T. mehrfarbigen Bildern nach Werken des großen deutschen Meisters.)







Zum Gedenken der Gefallenen des Weltkriegs. Im Oval: Von der Feier des Volkstrauertags im Reichstag in Berlin am 4. März: Reichspräsident v. Hindenburg schreitet nach der Trauerfeier die Front der Reichswehr-Ehrenkompanie vor dem Reichstagsgebäude ab. — Oben links und links nebenstehend: Natürliche Erinnerungsmale des Weltkriegs: Zwei heiß umstrittene Stätten aus der Kampfzone im Westen. Oben: Der grabenzerfurchte, fast vegetationslose Gipfel des Hartmannsweiler Kopfes in den Vogesen mit dem Blick in die elsässische Tiefebene; viele Male wechselte der Besitz dieses wichtigen Punktes zwischen Deutschen und Franzosen. Links: Am Hang des Schratzmännele (Vogesen), dessen Wald von Granaten niedergemäht wurde; noch heute erinnern nur kahle Stümpfe an den einstigen Baumbestand.



Rechts oben:

Exzellenz Otto v. Glasenapp, früherer langjähriger Vizepräsident des Reichsbankdirektoriums, † am 3. März im 75. Lebensjahre.



Rechts nebenstehend:

Dr. e. h. Alfr. Neven Du Mont, Kommerzienrat, bekannter Zeitungsverleger, Mitinhaber der „Kölnischen Zeitung", der am 20. Februar seinen 60. Geburtstag feierte.





Links: Kriegsgefahr in Arabien: Ibn Saud, der König des Hedschas und des Nedschd, der den aufständischen Wahhabiten seine Unterstützung gegen die englandfreundlichen mohammedanischen Stämme zugesagt hat. (Vgl. hierzu die Notiz unter „Tagesgeschichte" sowie den Beitrag „Kultur und Landschaft in Arabien" auf Seite 396.) — Rechts: Von der feierlichen Beisetzung der 12 Opfer des Bergwerksunglücks auf der Zeche „Ewald Fortsetzung" bei Recklinghausen (Ruhrgebiet) am 4. März: Einsegnung der Toten am gemeinsamen Grab.

VON DER ANTISEPSIS ZUR ASEPSIS

Von Dr. med. G. Wolff.

Die großen Erfolge, die die Chirurgie zu verzeichnen hat, verdankt sie in erster Linie der modernen Antisepsis. Als nach den großen Forschungen des französischen Bakteriologen Pasteur über das Vorkommen der niederen Pilze in der Luft, auf den Kleidungsgegenständen, der menschlichen Haut usw. sich die Ansicht immer mehr Geltung verschaffte, daß es möglich sein müsse, die schädlichen Keime mit chemischen Mitteln zur Vernichtung zu bringen, war die antiseptische Epoche der medizinischen Wissenschaft angebrochen. Antisepsis bedeutet Keimvernichtung; mit stark wirkenden Stoffen, z. B. mit Karbolsäure, wurden anfangs die Krankheitserreger abgetötet. Bald wurde aus der Antisepsis eine Asepsis, d. h. Keimfernhaltung statt Keimvernichtung. Wie in allen anderen Zweigen der medizinischen Wissenschaft suchte man prophylaktisch, also vorbeugend, der Krankheiten Herr zu werden. Es ist kein Zweifel, daß die beste Krankheitsbehandlung die Verhütung ist.

Hatte man die Eitererreger, die man als die Ursache des Wundfiebers, des Kindbettfiebers, der Rose, der Furunkel erkannt hatte, im Beginn der antiseptischen Zeit, namentlich auf Vorschlag Listers, mit Karbolsäure und ähnlichen Mitteln bekämpft, so suchte man in der Folgezeit die heimtückischen Mikroorganismen zu töten, bevor sie mit Wunden am Körper des Menschen überhaupt in Berührung gekommen sein konnten. Für das praktische Handeln der Operateure ist das von größter Wichtigkeit geworden. Jeder Einschnitt, der heute gemacht wird, wird mit aseptischen Messern vorgenommen, mit aseptischen Verbandstoffen bedeckt, die Wunde nicht anders als mit peinlichst desinfizierten Händen angefaßt. Alles in der Absicht, die überall vorhandenen Krankheitserreger von der Wunde fernzuhalten.

Im letzten Jahre wurde der hundertjährige Geburtstag Joseph Listers, des großen englischen Chirurgen, in allen Ländern feierlich begangen; er war einer der größten Wohltäter der Menschheit. Seit der Begründung der Antisepsis durch ihn ist die Wundbehandlung zwar eine wesentlich andere geworden; das größte Verdienst bleibt ihm aber für alle Zeiten, daß er als erster die Entdeckungen der Bakteriologie in den Dienst der ärztlichen Praxis gestellt hat, daß er die Bekämpfung der mit den vervollkommneten Mitteln der mikroskopischen Technik gefundenen Bakterien als die Grundlage jedes erfolgreichen chirurgischen Eingriffs erkannt hat.

Im Jahre 1867 hat Lister den sogenannten antiseptischen Wundverband in die praktische Chirurgie eingeführt, der intensiv mit Karbolsäure getränkt war, um die Bakterien nicht zur Entwicklung gelangen zu lassen. Die Karbolsäure spielte in dieser Frühzeit der Antisepsis überhaupt die größte Rolle; der Patient wurde mit Karbolsäure gereinigt, der Operateur wusch sich damit, ließ Instrumente und Verbandstoffe damit reinigen und möglichst auch die Zimmerluft mit Karbolsäuredämpfen erfüllen. Es stellte sich jedoch bald heraus, daß die bei der Destillation des Steinkohlenteers gewonnene Karbolsäure zwar die meisten Bakterien tötete, aber auch die Zellen des menschlichen Organismus nicht unbeeinflußt ließ. Die Karbolsäure ist ein starkes Ätzgift, tötet die Zellen, mit denen sie in unmittelbare Berührung kommt, ab, bildet daher oft einen Schorf auf der Haut; sodann hat sie auch allgemeine Wirkungen, wenn sie in den Blutkreislauf gelangt. Sie schädigt das Zentralnervensystem, kann Benommenheit und Übelkeit und in größeren Dosen auch sehr ernsthafte Erscheinungen durch Vergiftung lebenswichtiger Gehirnzentren, vor allem des Atemzentrums, hervorrufen. Darum ist man jetzt von der Karbolsäure vollkommen abgekommen und reserviert sie nur noch zur Desinfektion gröberer Gegenstände. So werden Zimmer und Kloaken, die Entleerungen Typhus- und Cholerakranker damit oder mit ähnlichen Stoffen desinfiziert, während man die Haut des menschlichen Körpers, die Messer und Verbandstoffe des Operateurs auf feinere Weise keimfrei macht.

Es gehört heute zu den Seltenheiten, wenn ein Patient im Anschluß an eine Operation an Wundfieber erkrankt; früher waren alle größeren Operationen, soweit man sich überhaupt zu ihnen entschloß, von Wundfieber begleitet. Der moderne Chirurg schneidet den Bauch auf, zieht Magen und Därme zur Besichtigung heraus, ohne eine Infektion mit den verderblichen Krankheitserregern befürchten zu müssen. Die Eröffnung von Gelenken, die besonders leicht zu Infektionen geneigt sind und infolge ihres komplizierten Mechanismus durch eine Vereiterung dauernd untauglich werden, erfolgt heute meist ohne Gefahr. Die Verhinderung der Bakterieninvasion macht dem sorgsamen Arzt jetzt keine Schwierigkeiten mehr; bedenklicher freilich liegt der Fall, wenn die Infektion schon erfolgt ist. Die durch die Instrumente des Chirurgen zu Operationszwecken gesetzten Wunden sind heute steril, d. h. keimfrei, nicht aber die Wunden, die man auf andere Weise im täglichen Leben ständig erwerben kann. Nicht nur die bei Schlägereien und Messerstechereien entstehenden Verletzungen, die natürlich immer mit schmutzigen Gegenständen — wenigstens nach medizinischen Begriffen — beigebracht sind, können durch Eitererreger, die von da aus in den ganzen Körper eindringen, infiziert werden und zu septischen Erkrankungen, den sogenannten „Blutvergiftungen", Anlaß geben, sondern auch kleinere Hautabschürfungen an den Fingern, den Zehen, die oft im Anfang nicht beachtet werden, bilden nur zu oft die Eintrittspforte der überall parasitierenden Mikroorganismen. Nicht selten hat eine geringfügige Verletzung am Daumen, an einem andern Finger durch Vernachlässigung der geringen Wunde zu einer weiterschreitenden Infektion, zu einer mit hohem Fieber einhergehenden Allgemeinerkrankung geführt. Darum Vorsicht! Wir haben einen Freund, den Schmerz, der uns beizeiten warnt. Er signalisiert dem Gehirn, daß etwas im Zellenstaat nicht in Ordnung ist.

In allerjüngster Zeit hat der Berliner Chirurg August Bier, weiteren Kreisen durch seine vielfachen Methoden bekannt, Entzündung und Fieber in den Dienst der allgemeinen Abwehrvorgänge des Körpers zu stellen, ein neues Verfahren ersonnen, um auch schwere eitrige Zellgewebsentzündungen und Gelenkerkrankungen zur Heilung zu bringen. Um die Haut, das große Schutzorgan des Körpers, zu schonen, legte er bei solchen eitrigen Prozessen unterhalb der Haut eine ausgedehnte Verbrennung künstlich durch das Glüheisen an, wie er kürzlich in der Berliner Medizinischen Gesellschaft berichtete. Durch Resorption der verbrannten Gewebsbestandteile entsteht nun bald hohes Fieber, das meist von günstigem Einfluß auf den weiteren Verlauf der Infektion war. Es scheint, als ob der Organismus im Anschluß an die künstliche Verbrennung erhöhte Anstrengungen macht, das verlorengegangene Gewebe zu ersetzen und die ganze Infektion besser zu überwinden. Ja sogar bei chronischen septischen Blutvergiftungen, die mit Herzerkrankungen einhergehen und in der Regel als verloren gelten, konnte Bier durch diese Methode eines künstlichen Heilfiebers bemerkenswerte Erfolge erzielen.

Bevor Pasteur den bakteriologischen Nachweis führen konnte, daß die Erreger des Wundfiebers und ähnlicher Erkrankungen niedrige Spaltpilze sind, die in der Luft, auf der Haut, den Kleidern ihr Wesen treiben, bevor Lister aus dieser epochalen Entdeckung die praktischen Konsequenzen für die Chirurgie zog, hatte ein anderer Arzt, der Österreicher Ignaz Philipp Semmelweis, bereits erkannt, daß eine unter ähnlichen Erscheinungen wie das gewöhnliche Wundfieber verlaufenden Krankheit, das Kindbettfieber, durch Ansteckung hervorgerufen wird, und bereits damals, mehr als zwanzig Jahre vor der Einführung des Listerschen Wundverbandes, Desinfektionsmaßregeln durchgeführt. Semmelweis wußte noch nichts von der Existenz der niederen Pilze als der Erreger so vieler Infektionskrankheiten, er schloß aber aus seinen großen klinischen Erfahrungen auf die heute als selbstverständlich betrachtete Tatsache, daß das Kindbettfieber in höchstem Maße ansteckend und meist durch Unsauberkeit der untersuchenden Ärzte oder Hebammen oder anderer, die mit der Gebärenden in Berührung kommen, entsteht. Der kluge Wiener Frauenarzt wurde damals ausgelacht; heute zweifelt kein Mensch mehr daran, daß Wundfieber und Kindbettfieber ein und dieselbe Krankheit sind, durch die so ungemein weitverbreiteten Eitererreger hervorgerufen. Da bei der Geburt normalerweise eine große Wundfläche in der mütterlichen Gebärmutter entsteht, können die Keime sehr leicht von außen durch die aufgeweiteten Geburtswege, durch die soeben das Kind ans Licht der Welt befördert ist, in das Innere der Gebärmutter eindringen und von hier aus den ganzen Körper infizieren. Wir wissen heute mit positiver Bestimmtheit, daß allein durch solche Infektionen alle Arten von Kindbettfieber entstehen, denen früher unzählige Frauen in unmittelbarem Anschluß an die Geburt erlegen sind.

Semmelweis starb schon im Jahre 1865; bei seinen Lebzeiten konnten seine Anschauungen in den Kreisen der Geburtshelfer sich keine allgemeine Anerkennung verschaffen. Erst im Jahre 1867 führte Lister, bauend auf den klassischen Experimentaluntersuchungen der Bakteriologen, den antiseptischen Wundverband ein. Von dieser Zeit an nahm die Antisepsis ihren Siegeslauf durch die ganze Welt; in allen Spitälern und Kliniken wurde die Wundbehandlung von Grund auf umgeändert. Man erkannte mit einem Schlage die Ursache des Wundfiebers und Kindbettfiebers und hatte vor allem auch die Möglichkeit, die Ursache wirksam zu bekämpfen. Kaum eine andere Entdeckung ist dem chirurgischen Teil der Medizin von so gewaltigem Nutzen gewesen; die größten und schwierigsten Operationen konnten jetzt ausgeführt werden, ohne daß man eine Eiterung der Wundfläche zu befürchten brauchte. Höchstens kann die Entdeckung der Äther- und Chloroformnarkose, die etwa zwanzig Jahre vorher durch amerikanische Ärzte erfolgte, mit der Einführung der Antisepsis an praktischer Bedeutung für die Wundbehandlung aller Zeiten verglichen werden.

Wir sprachen davon, daß inzwischen aus der Antisepsis eine Asepsis geworden ist. Man suchte nach Möglichkeiten, die giftigen Chemikalien aus der Wundbehandlung zu entfernen, indem man den Bakterien den Eintritt in die Wunde von vornherein verwehrte. Zu dem Zwecke werden heute vorwiegend physikalische Methoden der Keimabtötung benutzt. Die Verbandstoffe und Instrumente werden nicht mehr mit Karbolsäure imprägniert, sondern dem Einfluß der Hitze ausgesetzt. Die Instrumente werden ausgekocht; Verbandstoffe, Operationsmäntel werden durch gespannten Wasserdampf, den man längere Zeit auf sie einströmen läßt, steril gemacht. Es hat sich im Verlauf genauer Experimente gezeigt, daß die Bakterien ebensowenig wie andere Lebewesen den Einfluß der Hitze vertragen, daß die meisten durch Erhitzung auf die Siedetemperatur des Wassers sogar viel radikaler abgetötet werden als durch alle chemischen Mittel. Freilich lassen sich nicht alle Gegenstände, die der Operateur gebraucht, auskochen, vor allem nicht seine eigenen Hände. Die Desinfektion der menschlichen Haut erfolgt darum noch heute durch gründliche Reinigung mit Wasser und Seife und im Anschluß daran durch Behandlung mit einem chemischen Antiseptikum. Dazu werden heute mit Vorliebe das Sublimat, die sehr wirksame Quecksilber-Chlorverbindung, in tausendfacher Verdünnung und der Alkohol benutzt. Die Hautdesinfektion der Hände geht in der Regel so vor sich, daß die Hände zunächst sehr gründlich mit Wasser und Seife gewaschen und darauf mit Alkohol etwa fünf Minuten sorgfältig nachbehandelt werden. Der Alkohol hat die Eigenschaft, den Geweben Wasser zu entziehen; ohne Wasser können aber auch die Bakterien, die sich an unseren Fingern befinden, nicht leben. Sie müssen verdursten und sterben dann sehr schnell ab. Man kann, wie es besonders vorsichtige Operateure tun, dann noch die Hände in einer Sublimatlösung spülen, um auch den letzten Schmarotzern den Garaus zu machen.

TAGESGESCHICHTE

Der 4. März war in ganz Deutschland dem Gedächtnis der Toten geweiht. In Berlin wurde zum Volkstrauertag eine Feier im Plenarsaal des Reichstagsgebäudes abgehalten, der auch Reichspräsident v. Hindenburg, das Präsidium des Reichstags, die Minister v. Keudell, Schiele und Groener, Staatssekretär Dr. Meißner, General Heye, Chef der Reichswehr, Admiral Zenker, Chef der Marine, sowie Major v. Hindenburg beiwohnten. Der Präsident des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge, Pfarrer Siems (Charlottenburg), begrüßte die Versammlung, und Dr. Kreutz (Freiburg i. Br.), Präsident des Deutschen Caritasverbandes, hielt die Gedenkrede für die Gefallenen. Nach der Feier schritt der Reichspräsident unter den Klängen des Präsentiermarsches die Front der Reichswehr-Ehrenkompanie ab, die vor dem Reichstagsgebäude Aufstellung genommen hatte.

Aman-Ullah, der König der Afghanen, stattete am 5. März der Leipziger Messe einen Besuch ab und besichtigte eingehend die Ausstellungen in den Meßhäusern der inneren Stadt und auf dem Gelände der Technischen Messe am Völkerschlachtdenkmal. Im Neuen Rathaus fand zu Ehren des Gastes ein Frühstück statt. Am Abend fuhr dann Aman-Ullah mit dem Sonderzug nach Berlin zurück.

In Arabien bereiten sich offenbar Unruhen vor. Ibn Saud, der Herrscher des Hedschas und Nedschd, hat den Führern der Araberstämme des Nedschd erklärt, er werde sie in ihrem Kampfe gegen die Beherrscher von Koweit, Irak und Transjordanien, alles britische Protektoratsgebiete, unterstützen. Diese Entscheidung Ibn Sauds kann für die Zukunft ganz Arabiens und auch für die Orientpolitik Englands von größter Bedeutung werden; beansprucht doch der Araberfürst — trotz der Grenzfestsetzung des im Sommer vorigen Jahres mit England abgeschlossenen Freundschaftsvertrags — den Streifen zwischen der Nordgrenze des Nedschd und der Südgrenze des syrischen Mandatsgebiets, die für England so wichtige Brücke zwischen dem Irak und Transjordanien. Die Gefahr der klugen, seit langem bewährten, vorausschauenden politischen Taktik Ibn Sauds darf jedenfalls nicht unterschätzt werden.

*

750 Jahre Kloster Oliva. Das Kloster Oliva im heutigen Freistaat Danzig ist das älteste deutsche Kloster im ganzen Osten. Am 18. März 1178 wurde es von deutschen Mönchen aus dem Zisterzienserkloster Kolbatz bei Stettin in einer der schönsten Gegenden der Ostseeküste gegründet. Seine Vergangenheit ist abwechslungsreich und bedeutungsvoll. Bei den Einfällen heidnischer Preußen in den Jahren 1224 und 1234 wurde es zerstört, konnte aber bald wiederaufgebaut werden. Im Jahre 1350 vernichtete eine gewaltige Feuersbrunst alle Gebäude; erst nach jahrelanger mühseliger Arbeit war alles wiederhergestellt. — Bis ins 16. Jahrhundert hinein blieb das Kloster ununterbrochen ein Mittelpunkt des Deutschtums; erst seit Mitte des 16. Jahrhunderts, als mit polnischer Hilfe Kaspar Jeschke, Danzigs größter Feind, die Abtwürde gewann, wurden die deutschen Bestrebungen des Klosters gewaltsam unterdrückt. Aber das angestammte Deutschtum wurzelte so fest in den Klosterinsassen und in dem Ort Oliva, daß am Ende der Polenherrschaft im Jahre 1772 von 484 Einwohnern nicht weniger als 421 deutsch gesonnen waren und deutsche Namen trugen. Aus der brandenburgisch-preußischen Geschichte ist Oliva durch den Frieden bekannt, der hier am 3. Mai 1660 unterzeichnet wurde, und der dem schwedisch-polnischen Krieg zwischen Schweden, Polen, dem Kaiser und dem Großen Kurfürsten ein Ende machte. Bei der ersten Teilung Polens kam Oliva unter preußische Herrschaft. In den Jahren 1807—1814 gehörte es dem damaligen Freistaat Danzig an, und im Jahre 1831, also nach nahezu 660 jährigem Bestehen, wurde das Kloster als solches aufgelöst und der katholischen Bevölkerung als Gotteshaus und weihevolle Andachtsstätte übergeben. Seit dem 30. Dezember 1925 ist die Klosterkirche durch die päpstliche Bulle „Universa Christifidelium cura" zur Kathedrale erhoben und Oliva selbst Bischofssitz geworden.

Bühnenschau.

Das Reußische Theater in Gera übergab ein erst vor kurzem von René Fülöp-Miller entdecktes Jugendwerk des russischen Dichters Anton Tschechow der Öffentlichkeit: das Schauspiel „Der unnütze Mensch Platonoff". Das Stück spielt in der Vorkriegszeit, im Mittelpunkt steht die Gestalt eines „unnützen Menschen", der nicht kämpfen und sich aufraffen will, obwohl er den Zerfall seiner Umwelt erkennt. — Dieses Jugendwerk Tschechows gibt treffend die eigenartige Atmosphäre im vorrevolutionären Rußland wieder.




Vorder- und Rückseite des einen Altarflügels, die heilige Barbara (links) und die heilige Margarethe darstellend.




Vorder- und Rückseite des anderen Flügels mit den Bildern von Maria und Christus.

Zum Diebstahl der wertvollen Altarbilder aus der Kadolzburg bei Fürth (Bayern): Die beiden auf Holz gemalten, doppelseitigen Altarflügel, die die Diebe durchsägten, um vier Einzelbilder zu erhalten. Diese aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts stammenden Gemälde konnten nach Verhaftung der Schuldigen wieder an ihre alte Stätte zurückgebracht werden.

Die Volksbühne in Berlin brachte ein neues Stück von Rolf Lauckner, die Komödie „Die Entkleidung des Antonio Carossa". Ein Großsprecher, der lange vom Geld einer ehrgeizigen Witwe lebt, ein hohler Egoist, wird Erpresser und Fälscher und „entkleidet sich" so über allerlei Schlechtigkeiten, bis seine ganze Unanständigkeit offenbar wird und er sich einer neuen, besseren Zukunft anvertraut. — Leider gelang es dem Autor nicht, die Charakterisierung seines Helden konsequent durchzuführen.

Um 1500 herum erschien ein Buch von Fernando de Rojas, das damals Übersetzungen und Nachahmungen in ganz Europa erfuhr. Es behandelte in 21 Akten die Geschichte einer bösen alten Kupplerin namens Celestina. Alfred Wolfenstein hat den Stoff geschickt zu einer wirkungsvollen Umdichtung benutzt, und das also entstandene Drama „Celestina" führte nun das Frankfurter Schauspielhaus auf. Der Umdichter verwandelte die alte Kupplerin in eine verführerisch schöne Frau, die sich in einen jungen Mann verliebt, an dem sie ihre Kuppelkünste erfolgreich erprobt hat. Als er sie nicht erhört, tötet sie ihn mit dem Dolch.

Im Wiener Burgtheater wurde (zum ersten Male) Sacha Guitrys Komödie „Deburau" gegeben, in der Übersetzung von Berta Zuckerkandl mit Versen von F. Th. Csokor. Deburau, ein berühmter Pierrot der französischen Pantomime, verläßt seine Frau und wird dafür schließlich von seiner Geliebten treulos verlassen. Das Stück atmet ganz Theaterluft, es geht von der Bühne aus und endet auf der Bühne, einer in der Aufführung geschickt inszenierten Miniaturbühne auf der Bühne. Es gehört zweifellos zu den fremden Werken, deren Übersetzung lohnt.

HAUSSE IN FAKIREN

(Hierzu die Abbildungen auf nebenstehender Seite.)

Auch auf dem Gebiete der Schaustellungen gibt es Konjunkturen für bestimmte Spezialitäten. Es ist noch gar nicht so lange her, daß Hungern die große Mode war, ja, daß sogar für große Städte, an der die Flut der Hungerkünstler vorbeigeströmt war, Hungerkünstler durch Inserate gesucht wurden. Diese Spezialisten aber haben, teils reell, teils unreell, wieder einmal abgewirtschaftet. Sie kehren, darf man sagen, jahrhunderteweise wieder, und es sei in diesem Zusammenhang daran erinnert, daß die „Hungerkünstler" des Mittelalters hinter dem äußerlichen religiösen Zweck versteckt den Wunsch nach materiellem Erfolg hegten.

Augenblicklich sind die Hungerkünstler von den Fakiren abgelöst worden, die sich die okkultistischen und mystischen Bestrebungen unserer Tage zunutze machen. Das Lebendig-begraben-Werden ist ihr Haupttrick. Sie machen ihre Experimente auf Grund von Willensschulung, Autosuggestion, Muskeltraining, kataleptischen Zuständen. Irgend etwas ist schon dran — ich bin für die medizinische Beurteilung nicht zuständig — was über die Tätigkeit des Alltagsmenschen hinausgeht.

Vor kurzem hat mich der Fakir To Kha, der sich im Leipziger Krystallpalast-Varieté auf sieben Tage begraben ließ, empfangen. Dieser korpulente Herr ist, wie die meisten seiner Kollegen, Deutscher. Düsseldorf ist seine Heimat und Huber sein Familienname. Aber da nun einmal Klappern zum Handwerk gehört, muß auch der Name poetisch klingen. All die Fakire, To Rhama, Tom Tirle, Blacoman, Tarah-Bey, nahmen sich ihre indischen Kollegen nur in mancher Beziehung zum Vorbild — auf äußere Güter zu verzichten, dürfte ihnen schwerer fallen als ein siebentägiger Schlaf. To Kha hatte, bevor er in Leipzig 175 Stunden schlafen ging, in Stuttgart fünf Tage geschlafen. Eine ungeheure Menschenmenge wohnte dort der Einsargung bei. To Kha ist 54 Jahre alt und nimmt seinen Beruf sehr ernst. Er hofft, wie er mir sagte, die Zeitdauer seines Schlafes, den er für das Schönste auf der Erde hält, immer mehr zu steigern und später drei Wochen schlafen zu können. Seine Selbsthypnose geht so weit, daß er genau zur vorgesehenen Zeit erwacht. Nase und Ohren verstopft er sich mit Wachs, um den Luftverbrauch soviel wie möglich einzuschränken. Neben ihm liegt nur eine Glocke und ein Hammer, nicht, um „Glocke und Hammer" zu spielen, sondern gegebenenfalls die Wärter alarmieren oder die Glasscheibe an seinem Sarg einschlagen zu können.

Die anderen Tricks der Fakire bestehen hauptsächlich in Proben der Unverwundbarkeit und Ausschaltung des Schmerzgefühls. In Nr. 4319 der „Illustrirten Zeitung" habe ich in einem Aufsatz „Menschen ohne Schmerz" diese Artisten geschildert. Inzwischen machte noch Karl Fritz Töpfer, ein Dessauer Kaufmann, von sich reden (vom Schlesier Sin Dolor und vom Bergmann Karl Diebel abgesehen), der durch Willenskonzentration seine Schmerzempfindungen ausschalten kann. Töpfer stammt aus Schleswig-Holstein, ist 1896 geboren und wurde im Kriege zum Flugzeugführer ausgebildet. Eine Operation nach einem Absturz ließ er ohne Narkose ausführen und entdeckte dabei seine „fakiristischen" Fähigkeiten. Er stach sich mit Nadeln, ließ 1925 in Spandau seine Hand auf den Tisch nageln und läßt sich jetzt mit 18 Zentimeter langen Nägeln an eine Holzwand schlagen, um in dieser Stellung drei Tage und drei Nächte zu verharren. Töpfer fühlt keinen Schmerz, und Blut ist bei dem Einschlagen der Nägel nicht zu sehen. Die Hände bewegt er trotzdem soweit als möglich. Außerdem zeigt er noch ein anderes „Wunder" — er selbst läßt aber die Bezeichnung „Wunder" durchaus nicht gelten — seine Körpertemperatur kann er innerhalb weniger Minuten auf 40 Grad steigern. Vor Ärzten hat er diese Experimente vorgeführt — man mußte zugeben, daß alles „mit rechten Dingen" zugeht, sofern man diesen Ausdruck auf solche Fälle anwenden kann und darf. Töpfer hat nicht die Absicht, seine Fähigkeiten irgendwie zur Schau zu stellen und den Beruf des Buchhandlungsreisenden mit dem des Artisten zu vertauschen. Dr. Alfred Lehmann.



Zur 750-Jahrfeier des Klosters Oliva bei Danzig am 18. März: Die Klosterkirche Oliva, im Jahre 1925 zur Kathedrale erhoben. (Phot. L. Riemann, Danzig.) Hierzu eine Notiz unter „Tagesgeschichte".

IBSEN UND UNSERE ZEIT

Zum hundertjährigen Geburtstag des norwegischen Dramatikers.

(Hierzu die Abbildungen auf S. 390.)

Die hundertste Wiederkehr des Geburtstages von Henrik Ibsen am 20. März gibt Anlaß zur Selbstbesinnung, ob der von seinen Zeitgenossen so gefeierte Dramatiker auch uns Heutigen noch Wertvolles zu sagen hat. Wir sind jedenfalls der Meinung, daß Henrik Ibsen nicht nur eine ewige Bedeutung in der Theatergeschichte zuzuschreiben ist, sondern daß auch die lebende Generation immer wieder zu den Werken Ibsens greifen sollte. Man findet es häufig so dargestellt, als habe Ibsen auf der Bühne das fortgesetzt, was von einem Carlyle, Schopenhauer, Stirner und Nietzsche in der Wissenschaft angestrebt worden ist: die Begründung des Individualismus als Weltanschauung. Nun ist es gewiß richtig, daß Ibsen ein ausgesprochener Individualist war. Er lehnte den Staatsbegriff ab und erhoffte den Fortschritt der Welt immer nur von den wenigen bedeutenden geistigen Führern, die der Menge zu jeder Zeit um einige Meilen voraus sind. Dies war der Grund, warum er sich selbst keiner Partei anschloß. Man könnte also auf den Gedanken kommen, daß die Adelsmenschen, von denen er z. B. in „Rosmersholm" spricht, Verwandte des „Übermenschen" Nietzsches oder des „Einzigen" Stirners seien. Das stimmt nicht. Ibsen hat nicht nur den Geburts- und Geldadel abgelehnt, auch der Kult des Genies oder des Übermenschen lag ihm gänzlich fern. Das dritte Reich, von dem er in dem Drama „Kaiser und Galiläer" spricht, soll ein Reich der Lebensfreude für alle Menschen sein. Den Gedanken aber, daß irgendein besonderes Individuum das Recht hätte, zu seinen Zwecken seine Mitmenschen wie eine bloße Fabrikware zu verbrauchen, hat er in dem Drama „John Gabriel Borkman" deutlich genug abgelehnt (vgl. auch „Die Stützen der Gesellschaft"). Wenn Ibsen, wie er es wirklich tut, an der Gesellschaft schneidende Kritik übt, so geschieht es, um sie zur Wahrhaftigkeit zu erziehen.

Man hat Ibsen einen Fatalisten genannt, und er selbst braucht gelegentlich in seiner Korrespondenz dies Wort mit Bezug auf sich. Aber man darf sich dadurch nicht täuschen lassen: Ibsen war dennoch ein Vertreter der Willensfreiheit. Nur ist ihm die Freiheit nicht ein Geschenk, das uns die Götter in die Wiege legen, sondern eine ernste Aufgabe, mit der wir unser ganzes Leben ringen müssen. Ibsen sah auch, daß die Unfreiheit vieler Menschen nicht in ihrer Schuld liegt, und stellte dies dichterisch in dem Stück dar, das sich mit dem Problem der Vererbung befaßt, in den „Gespenstern". Immer wieder betont er auch, wie jedem Menschen eine besondere Lebensaufgabe zugefallen ist, die seiner besonderen Veranlagung entspricht. Er wird nicht müde, zu zeigen, wie die aus der Willensfreiheit geborenen Ideale an der Notwendigkeit des Lebens Schiffbruch leiden („Brand", „Kaiser und Galiläer" 2. Teil). Derselbe Ibsen aber, der unsere Verflochtenheit ins Schicksal so stark betont, hat doch in „Brand" das Urbild der Willensfreiheit und des kategorischen Imperativs gezeigt. Alle Notwendigkeit, der die Seele im Kampf um ihre Entwicklung begegnet, ist eben, das wußte Ibsen, nur Problematik, Aufgabe für den freien Willen.

Die Kritik Ibsens ist schöpferisch. Es ist wahr, daß man beim Ansehen oder Lesen seiner Stücke zuweilen durch ein wahres Infernum zu schreiten glaubt, aber gerade darum können sie für die lebende Generation eine Medizin des Geistes sein.





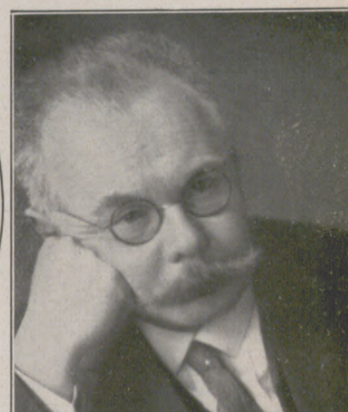
Des afghanischen Königs Besuch auf der Leipziger Messe am 5. März: Aman-Ullah (×) besichtigt die Ausstellung auf dem Gelände der Technischen Messe.

Rechts: Von der Brandkatastrophe in Nassereith (Tirol): Blick auf den durch das Großfeuer heimgesuchten Ortsteil; 15 Wohnhäuser mit Nebengebäuden wurden ein Raub der Flammen.



Die Folgen eines Wasserrohrbruchs: Der etwa 60 Quadratmeter große Trichter in der Berliner Straße in Berlin-Tempelhof, der am 9. März durch Unterspülung entstand. Durch den Bruch eines Hauptdruckrohrs der Wasserwerke wurde der Fahrdamm in großer Ausdehnung überschwemmt, beträchtliche Wassermengen drangen auch in den neben der Unfallstelle vorbeiführenden Schacht der im Bau befindlichen Untergrundbahn, so daß die Bauarbeiten unterbrochen werden mußten.



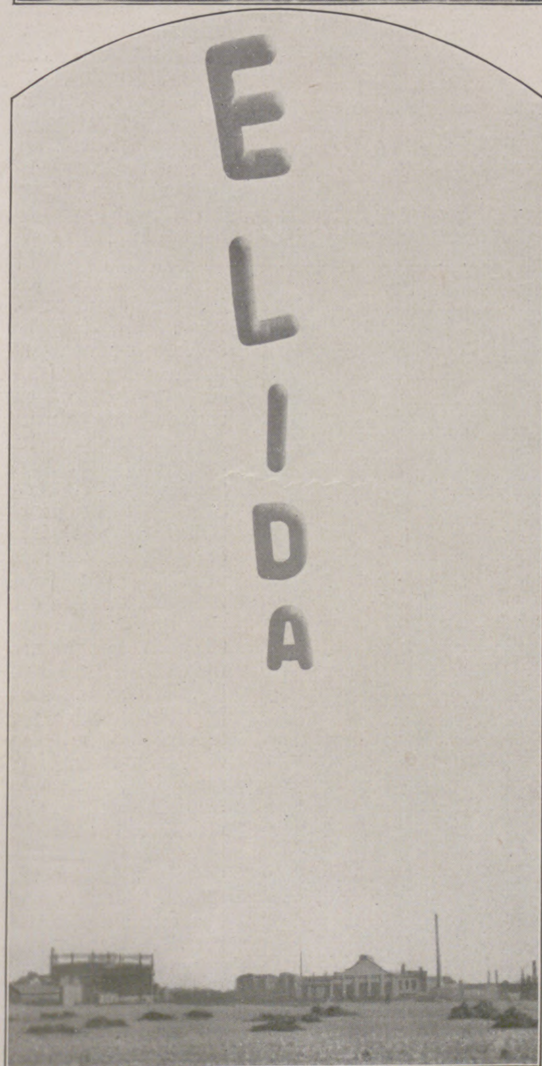


Die bekannten Komponisten Igor Feodorowitsch Strawinsky, Paris, und Prof. Richard Wetz, Erfurt (rechts oben), die von der Sektion für Musik in der Preußischen Akademie der Künste zu Mitgliedern gewählt wurden.



Rechts nebenstehend:

Georg v. d. Gabelentz, vielgelesener Schriftsteller, Verfasser von Romanen und Novellen, beging am 1. März die Feier seines 60. Geburtstages.



Originelle Wege der Reklame: Das aus einzelnen, Buchstaben nachgeformten Ballonen bestehende Reklamewort „Elida", während der Leipziger Messe auf ihrem Fabrikgelände gezeigt von der Parfümeriefabrik Elida, Leipzig.



Ein seltener Langschläfer: Der Fakir To Kha kurz vor der Grablegung in seinem noch offenen Sarge. Er ließ sich in Leipzig auf der Varietébühne am 3. März auf sieben Tage begraben. (Phot. Atelier E. Hoenisch, Leipzig.)



Der Mann ohne Schmerz: Der Dessauer Kaufmann Karl Fritz Töpfer, der sich kürzlich in Leipzig vor ärztlichen Zuschauern für drei Tage und drei Nächte an ein Kreuz nageln ließ.

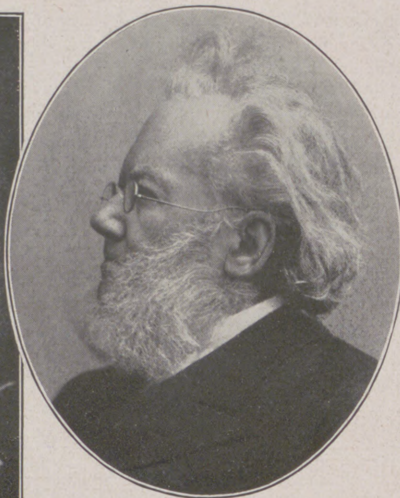
Moderne Fakire und ihre Wunder. (Hierzu ein Aufsatz „Hausse in Fakiren" auf nebenstehender Seite.)



Bildnis des Dichters in jüngeren Jahren.



Das Arbeitszimmer des Dichters in Oslo (Kristiania).



Ibsen als Siebzigjähriger.

Sind die Probleme, die er behandelt, etwa veraltet? Gibt es auf der Welt keine Heuchelei in der Ehe, der Erziehung, dem sozialen Verkehr der Menschen untereinander mehr? Oder wenn man dies nicht behaupten kann, ist etwa die Art und Weise, wie Ibsen diese Probleme behandelt, veraltet? Uns will scheinen, daß eine gute Portion von der unbestechlichen Wahrheitsliebe, aus der heraus Ibsen seine Kritik des Lebens vollzieht, der lebenden Generation bitter not täte. Heute ist es freilich beliebt, sich in moralischen Dingen hinter Gefühl und Intuition zu verkriechen, wo allein begriffliche Klarheit von Segen ist. Diese begriffliche Klarheit, die Ibsen überall anstrebt, scheidet ihn von allem romantischen Geniekult. Zwar auch Ibsen hat eine romantische und eine symbolische Periode in seiner Entwicklung gehabt, die erste in seiner Jugend, die zweite in seinem Alter. Aber wie fern ist diese Romantik und diese Symbolik von aller Verschwommenheit und Verwaschenheit des Gedankens!

Oder sollte sich der Vorwurf des Veraltetseins auf die Technik der Dramen Ibsens beziehen? Dann müßten wir allerdings gestehen, daß wir kaum einen modernen Dichter kennen, der auch nur einigermaßen an Bühnengewandtheit und Treffsicherheit des dramatischen Aufbaues sich mit Ibsen vergleichen kann. Ein Schnitzler, ein Hauptmann, ja selbst Toller, sie haben alle, ob sie es wissen oder zugeben oder nicht, von Ibsen gelernt. Und wenn wir auf die Entwicklung des Dramas hinsehen, so ist es jedenfalls Ibsens Verdienst, wenn das Theater heute nicht mehr welt- und lebensfremd genannt werden darf. Mit Schlagwörtern wie Naturalismus und Realismus wird man überdies einem Ibsen nicht gerecht. Es gibt einen Berührungspunkt, so seltsam das klingt, zwischen Ibsen und dem jugendlichen Goethe. Man wird sich erinnern, wie Goethe in seinen Jugendschriften über Shakespeare und den Meister Erwin von Steinbach, den Erbauer des Straßburger Münsters, die charakteristische Schönheit als die höchste preist. Es lag darin viel Opposition gegen die kraftlose Hofpoesie und Kunst, die das Genie durch Regeln töten wollte. So finden wir denn auch, daß Ibsen das Charakteristische als Grundzug des Schönen proklamiert.



Henrik Ibsen (im Wagen links) auf einer Spazierfahrt mit seinem Arzt in Oslo (Kristiania) im Jahre 1903. Links der Eingang zum Nationaltheater; in der Mitte die von dem Bildhauer Stephan Sinding geschaffene Ibsen-Statue; im Hintergrund die Universität.

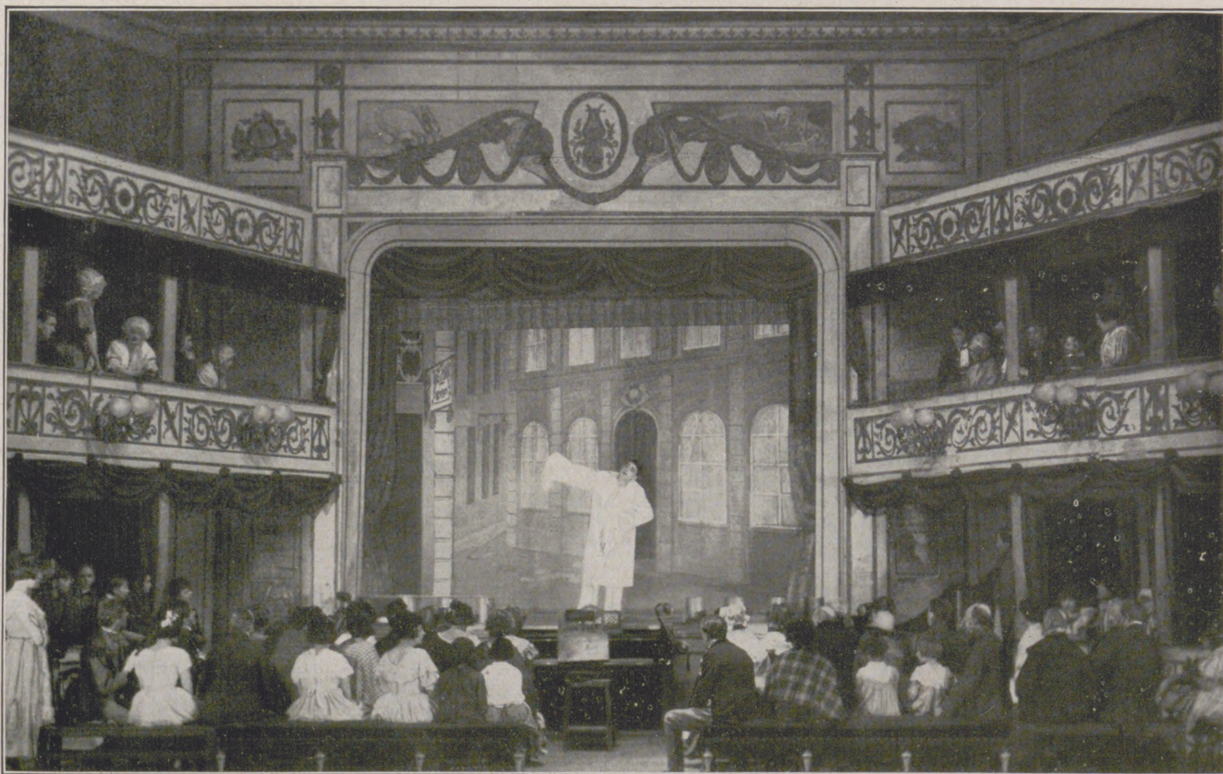
Zum 100jährigen Geburtstag des Dichters Henrik Ibsen am 20. März.

(Vgl. hierzu den auf Seite 388 beginnenden Beitrag „Ibsen und unsere Zeit".)

(Vgl. seinen Brief an Georg Brandes vom 15. Juli 1869.)

Das Gesagte wäre doch allzu unvollkommen, wenn wir nicht noch zwei Züge der Ibsenschen Kunst berührten. Ibsen hat nicht nur einen „Brand" gedichtet, sondern auch einen „Peer Gynt". Dem Willensmenschen stellt er den Phantasiemenschen entgegen und behandelt beide mit gleicher künstlerischer Liebe. Ob wir nicht heute auch von Peer Gynt lernen könnten? Mich will oft bedünken, daß solcher liebenswürdiger Träumer und Phantasten nur allzu viele mitten unter uns sind. Und wie hätte denn auch Ibsen die Seele des Menschen als Dichter ausmessen können, ohne die Realität der Träume zu berücksichtigen! Dann müssen wir zweitens der „Wildente" gedenken, in der sich der Wahrheitsfanatiker Ibsen zum Verteidiger der Lebenslüge macht. Soll hier wirklich die Lebenslüge gerechtfertigt werden? Verstehen und rechtfertigen ist zweierlei, und gerade das liebevolle Verstehen ist des Dichters Beruf. Und gewiß hat Ibsen mit Recht selbst geleugnet, daß an irgendeiner Stelle seiner persönlichen Entwicklung gleichsam ein Bruch vorliege. Wir machten ja schon früher darauf aufmerksam, wie er die Leute der „unbedingten Forderung" („Brand", „Der Volksfeind", „Kaiser und Galiläer") an der Wirklichkeit scheitern läßt, auf deren Seite er doch innerlich unbedingt steht. Man darf nur nicht vergessen, daß die Muse jedes echten Künstlers die Menschenliebe ist. So ist es auch bei Ibsen. Er war im Leben, wie er es selbst ausgesprochen hat, ein verschlossener Mensch, aber es kann gar keinen törichteren Vorwurf geben als den, Ibsen sei in seinen Stücken herzlos. Daß er als Dramatiker nicht persönlich mit sentimentalen Phrasen hervortritt, liegt in der Eigenart der dramatischen Kunst begründet. Aber ein leidenschaftlich bewegtes Herz pulsiert in dem Leben, das er uns vorführt, und sein größtes Verdienst bleibt, daß er die Seele der Menschheit vor dogmatischer Erstarrung bewahrt, indem er immer wieder auf die Relativität und Vergänglichkeit der Ideale und Begriffe hinweist, denn dadurch erziehbt er uns zur Duldung und zum gegenseitigen Verstehen.

Prof. Dr. Walter Kinkel, Gießen.



Eine Theatergeschichte im Theater: Die Miniaturbühne auf der Bühne mit Raoul Aslan als Pierrot Deburau; Szene aus der deutschen Uraufführung der Komödie „Deburau" von Sacha Guitry (deutsch von Berta Zuckerkandl) im Wiener Burgtheater am 3. März. (Phot. Atelier Dietrich.)







Eine Flucht über die Dächer. — Oben rechts: Nebelbombenattentat auf ein Automobil. — Im Oval: Verhaftungsszene unter origineller Verwendung des Schattenspiels.

Aus dem Abenteurerfilm, „Spione“, einem neuen Werk des Regisseurs Fritz Lang. (Phot. Ufa.)

Der bekannte Schöpfer der Filme „Dr. Mabuse“, „Nibelungen“, „Metropolis“ usw., Fritz Lang, hat einen neuen Film fertiggestellt, der demnächst in Berlin zur Uraufführung gelangt. Auch für diesen Film, der die Welt der Spionage, des modernen Abenteurertums, zum Vorwurf wählt, hat Thea v. Harbou, die Gattin des Regisseurs, das Manuskript geschrieben. Die Handlung besitzt außerordentliche Fesselkraft und findet ihre Höhepunkte in einigen sensationellen Ereignissen: einem großen Eisenbahnunglück und der Sprengung eines Bankhauses, des Sitzes einer internationalen Spionage-Zentrale. Die abenteuerlichen Charaktere des Stückes werden von bekannten Darstellern wie Willy Fritsch, Rudolf Klein-Rogge, Fritz Rasp verkörpert. In den weiblichen Rollen präsentiert Fritz Lang wieder zwei neue Darstellerinnen, die Österreicherin Gerda Maurus (weibliche Hauptrolle) und die erst 17jährige Holländerin Lien Deyers.



Glück und Ende eines geistigen Hochstaplers: Szenenbild aus der Komödie „Die Entkleidung des Antonio Carossa“ von Rolf Lauckner, die am 18. Februar von der Volksbühne in Berlin uraufgeführt wurde. Von links nach rechts: Viktor Schwanneke als Likörfabrikant; Heinz Salfner in der Titelrolle; Maya Hart als Martha, Anhängerin Carossas.





Ein Frühwerk der spanischen Literatur auf der Bühne: Szene zwischen den beiden Kumpanen Sempro und Centurio (Lothar Rewalt [links] und Ben Spanier) aus Fernando de Rojas' Drama „Celestina“, in der Neudichtung von Alfred Wolfenstein im Frankfurter Schauspiel am 15. Februar uraufgeführt. (Phot. K. Bauermann.) — Links: Ein neuentdecktes Jugendwerk des russischen Dichters Anton Tschechow: Bühnenbild aus der Uraufführung des Dramas „Der unnütze Mensch Platonoff“ am Reußischen Theater in Gera am 25. Februar; Szene mit Walter Richter als Ossip, einer dunklen Existenz, und Dorothee Neff als Generalin Anna Petrowna. (Phot. Otto Förster.)



AUS DER PARISER GESELLSCHAFT: VERTEILUNG DER DAMENSPENDE WÄHREND EINER BALLVERANSTALTUNG

ZEICHNUNG VON RENÉ LELONG

Auf einem Wohltätigkeitsfest, dem „Bal des Petits Lits Blancs", der die Elite von Paris und den Fremden-Kolonien vereinigte, gelangte eine sehr originelle Damengabe zur Verteilung. Von der großen Pariser Strumpffabrik Marny waren künstlerische Puppen gestiftet worden, die unter dem Kleid aus kostbaren Stoffen ein Täschchen mit Seidenstrümpfen bargen — eine hübsche Überraschung, die bei der Damenwelt lebhaften Beifall fand.

Passagiere

ROMAN VON HELLMUTH UNGER

(11. Fortsetzung.)

Der alte Doktor war nicht wiedergekommen.
Er war erbost, daß der Patient widerspenstig war, und daß er sich die Gallensteine nicht entfernen lassen wollte.

„Hat es denn nicht Zeit bis Kingston, Doktor?"

„Nein."

Mr. Groman lebte außerhalb jeder Zeit; er wußte nichts von den Vergnügungen an Bord und von all den kleinen Vorfällen, die andere Gemüter erregten. Er wußte auch nicht, daß heute Maskenball war.

Was kümmerte ihn noch die Welt!

Das Betäubungsmittel und das Schaukeln des Schiffes hatten ihm endlich Ruhe gebracht. So war er eingeschlafen, mit wirren Träumen.

Der Stoß, der den „Globus" erzittern machte, hatte ihn in der Dunkelheit aufgeweckt. Er stierte umher und suchte die Schwester.

„He?"

Er lag in seiner Kabine wie in einem Sarg.

Die Luft preßte wie ein Stein auf der Brust.

Er läutete.

Niemand hörte.

Was war geschehen?

Er begann wie ein Kind zu schreien. Oh, wenn er sich hätte bewegen oder aufstehen können! Aber die Schmerzen unter dem rechten Rippenbogen wurden sofort unerträglich.

Wahrhaftig, er kreischte wie ein ungezogenes Kind, und als er merkte, daß man ihn vergessen hatte, hämmerte er mit seinen ledernen, eingetrockneten Fäusten gegen die Wand.

Morgen, ja morgen in aller Frühe wollte er den Kapitän an sein Bett kommandieren und sich beschweren, wie sehr man ihn vernachlässigte! Niemals wieder fuhr er mit einem holländischen Schiff.

Der Teufel sollte es holen!

Klingeln und Trommeln gegen die Wand.

Verfluchtes Gelichter!

In der rückseitigen Kabine hörte er gleichfalls Lärm. Dort wohnte der polnische Filmstar, diese Akrobatin, Varietésängerin oder was sie sonst war. Er hatte sie am Tage der Abfahrt gesehen. Wahrscheinlich beschäftigte diese seltsame Dame die ganze Bedienung für sich allein. Oh, wie entsetzlich sie kreischte!

Man solle ihr helfen, die Koffer zu packen. Keine Stunde bliebe sie länger an Bord.

Recht so! Recht so!

Die Polin war sinnlos erregt.

„Weshalb bringt mir der Bagagemeister nicht das große Gepäck? Versteht ihr denn nicht, was ich will?"

Sie riß Schränke und Kasten auf, knallte sie wieder zu. Warf Kleider und Wäsche über das Bett und versuchte, sie zusammenzufalten. Sie stopfte das Handgepäck voll mit zwecklosen Dingen, daß die Schlösser sperrten, schleuderte verzweifelt den ganzen Inhalt wieder auf den Boden, begann neu zu packen, kleidete sich um und schminkte sich vor dem Spiegel. Bei dieser Beschäftigung fand sie endlich etwas Ruhe. In Reisekostüm und Hut saß sie da, wartete und weinte. Als wenn sie in der nächsten halben Stunde aussteigen wollte. Ihren Schmuck hatte sie nun in einer Hutschachtel vergraben, häufte etwas seidene Unterwäsche darauf und stellte den silbernen Käfig mit den weißen Mäusen obenauf. Es waren lebende Tiere, ihr Talisman. Sie glaubte daran, daß sie ihr Glück brachten, wie andere an ein Amulett oder einen geheimnisvollen Stein. Sie schleppte die winzigen Geschöpfe, die zahm geworden waren, mit sich durch die ganze Welt.

Der Gallensteinkranke hält es nicht länger in der Einsamkeit aus. Solange er dies Geschrei der Polin noch hörte, war Menschennähe offenbar. Er hatte mitgeschrien. Was weiter. Die unerwartete Stille nebenan — das war der Tod, das erdrosselnde Schweigen. Es war leichter, sich die eigenen Hände um die Gurgel zu pressen, als zu warten und zu lauschen.

Mühsam kroch er aus dem Bett und schob sich am Boden entlang zur Tür und in den Kabinengang hinaus. Wie Nadelstiche fuhr ihm der Schmerz durch die Eingeweide. Er krümmte sich wie ein Wurm.

Da lag er, mitten im Gange, zitternd, frierend, mit stierenden Augen. Aber niemand beachtete ihn. Man trat über ihn hinweg wie über eine Pfütze auf dem Weg. Ein Indianer stolperte über ihn, ein Clown, der ihn erst im letzten Augenblick sah, schrie ihn an. Zwei holländische Milchmädchen flüchteten erschreckt, als er nach ihren Röcken griff.

„Gnade! Gnade!" schrie der gefolterte Mann. Verdrehte die Augen. Sie sind alle verrückt geworden. Alle. Oder weshalb verkleiden sie sich!

„Was ist denn geschehen?" schrie er einem Matrosen nach, der vorüberhastete.

„Das Schiff geht unter."

„Das — Schiff — geht — Das Schiff?"

Der Kranke lacht gellend und wirft die Fäuste empor.

*

Die Tür zum Gepäckraum steht offen. Der Bagagemeister vergaß wohl alles auf überhasteter Flucht. Oder ist er vom Kapitän auch an die Pumpen befohlen worden?

Wie ein Schatten löst sich die schmale Gestalt des Schiffsjungen Leo von der Wand, sichert, ob er unbeobachtet ist, und eilt die schmale Treppe hinunter. Er begreift ebensowenig wie die anderen, was in den letzten Minuten geschehen ist. Er hat aber wie alle grenzenlose Angst vor der unheilvollen Gefahr. Niemand hat ihn gerufen, keiner kümmert sich um ihn. Rasch hat er seine Hängematte zusammengerollt und ist hierhergelaufen.

Er steht allein in der großen Halle zwischen den aufgestapelten Koffern und sucht seinen Affen, den die kleine Alida in Zaandam als Geschenk bekommen soll, wenn der „Globus" heimkehrt.

Im Bagageraum ist eine kleine Menagerie versammelt, seit der ersten Westindienfahrt. Papageien und bunte Liebesvögel, die der Mannschaft gehören und hier gemeinsam gefüttert werden, die Schildkröte, die der Chefsteward in Jamaika gekauft hat, einige Hunde, die nachts hier eingesperrt werden, weil der Kapitän sie nicht in den Passagierkabinen duldet, ja, und die beiden Affen.

Das Schiff stampft und schlingert, daß die großen Koffer durcheinanderfallen und auf dem harten Boden hin und her rollen. Die Tiere haben unbeschreibliche Furcht. Die Papageien kreischen. Die Sittiche flattern gegen die Käfigwände. Die Hunde kläffen dem Schiffsjungen entgegen. Mrs. Palmers Affe hockt, zwischen zwei Kisten eingezwängt, am äußersten Ende der gestrafften Kette, während der andere, gleichfalls angekettet, in sinnlosen Sprüngen umhertanzt.

Den Affen eignet ein besserer Instinkt als den Menschen, sie sind rasend vor Angst und versuchen sich zu befreien.

Leo löst die Kette seines Tieres, das ihm entgegenspringt. Das andere vermag er nicht zu befreien. Die Kisten widerstehen jedem Kraftversuch. Der Affe aus Kuba schreit wie ein Baby. Leo schnallt ihm das Halsband auf. Vielleicht kann er sich selber helfen.

Nun die Hunde!

Sie sind so toll, daß sie nach dem Schiffsjungen schnappen. Es ist keine Zeit mehr, die Tiere zu beruhigen, um ihnen helfen zu können. Der Schiffsjunge stürzt davon.

Die Schildkröte liegt hinter Draht auf einer Kiste voll Sand und schläft.

Ohne Bewegung in stumpfem Gleichmut.

Leo wendet sich nochmals um und sucht seinen Affen. Vergeblich. Findet ihn nicht.

Das verängstigte Tier hat längst die Treppe erklettert und läuft den Kabinengang entlang. Die Eisenkette schleift klirrend hinter ihm her.

Durch den Tanzraum und ein zersplittertes Fenster findet er den Weg ins Freie, flüchtet vor den vielen Menschen auf Deck und versteckt sich in einem Winkel.

*

Es ist eine spukhafte Erscheinung, die an der Backbordseite des „Globus" vorübergleitet. Einer hat sie entdeckt und stößt mit den Händen vor.

„Mein Gott, dort!"

Blicke tasten ihm nach. Menschen ballen sich zusammen. Der Lärm erstickt jäh.

Mit zerfetzten Masten und schwerer Schlagseite treibt dort ein Schiff, das niedere Deck schaumüberspielt. Es ist von der Mannschaft verlassen, ein Wrack. Jeden Augenblick kann es vor den Passagieren in der Tiefe verschwinden. Es kämpft einen aussichtslosen Kampf mit Sturm und Meer.

Wie ein Spiegelbild des „Globus" schwimmt es jetzt auf gleicher Höhe mit ihm. Der „Globus" ändert den Kurs, einige Striche nach Steuerbord, um mit dem hilflosen Dampfer nicht zusammenzustoßen.

„Seht ihr Boote?"

„Nein."

„Sucht!"

Die Offiziere bemühen sich, in der lichten Dunkelheit das Meer abzusuchen. So ist der Kapitän, ein wackerer Mann! Selbst in Seenot, denkt er jetzt noch an andere, die er auffischen könnte aus ihren Nußschalen.

„Nichts zu sehen, Kapitän!"

Langsam nimmt der Alte das Glas von den Augen. Er hat den Namen des Wracks zu erkennen versucht.

Der treibende Dampfer verschwindet im Dunkel.

Es war die „Quebeck".

*

In diesem Augenblick erlöschen alle Lichter an Bord. Ein hundertstimmiger Schrei erschüttert das Deck. Ist es denn des Unglücks noch nicht genug?

„Jetzt sind wir verloren."

„Hilfe!"

„Mein Heiland."

„Die Notbeleuchtung einschalten!" ächzt der Kapitän am Telephon.

„Licht!"

Keine Antwort aus der Maschinenhalle.

Langsam, schwerfällig neigt der „Globus" sich um fünfzehn bis zwanzig Grad zur Seite. Treibt mit schrägem Deck weiter. Die Passagiere flüchten auf die andere Seite. Ein Kind fällt. Bleibt liegen, erbarmungslos niedergetreten.

„Zu den Booten! Zu den Booten!"

„Wir gehen unter!"

„Rette sich, wer kann!"

„Halt!"

Mitten im Wege steht jetzt der Zweite Offizier.

„Nicht weiter!"

„Zu den Booten!"

„Zu den Booten!"

Der Offizier hält dem nächsten den Revolver vor die Brust.

„Nochmals halt!"

Geschrei überstürzt ihn, daß keiner den Schuß vernimmt. Ein Passagier bricht vornüber zusammen.

Und wieder ein Knall.

Ein anderer taumelt. Eine Frau greift nach der Waffe. Das dritte Geschoß zerschmettert ihr die Hand.

Die Menge stürzt weiter zum Bootsdeck.

Jetzt flammen die Lichter wieder auf, und das Dunkel zerspringt. Aber es ist zu spät.

Panik. Panik.

*

Ein Teil der Mannschaft ist bereits auf dem Bootsdeck und macht die Rettungsboote klar. Man wartet nicht mehr auf Befehle. Jeder tut, was er im Augenblick für das Richtige hält, behindert den Nachbarn, der ihm helfen will. Jeder schreit, brüllt, ruft.

„Wo sind die Schwimmwesten?"

„In den Kabinen."

„Herab mit den Booten!"

„Platz!"

„Laßt mich durch."

„Jones! Jones! Wo ist Jones?"

„Nehmt mich mit!"

„Wo ist Boot siebzehn?"

Ein als Trapper Verkleideter bemüht sich vergeblich, die Schwimmweste anzuziehen. Er schleudert sie von sich. Springt mit weitem Satz ins Meer. Die Qual hat ein Ende für ihn.

Zwei Frauen streiten um seine Schwimmweste und zerfetzen sie.

„Jones ... Jones!"

„Hand von den Tauen!"

„Bestie!"

„Mann über Bord!"

„Habt ihr's gesehen?"

„Wir ersaufen alle."

*

Ziellos irre ich durch das Schiff und suche die Frau, die ich liebe. Ich rufe sie. Überall. Sie hört mich nicht. Ein sinnloser Zufall hat uns getrennt, mitten im Tanz. Ich suche sie in ihrer Kabine. Die Tür ist nicht verschlossen. Der Raum ist leer. Alle Dinge stehen unberührt. Nirgendwo finde ich sie. Schließlich laufe ich zum Bootsdeck zurück.

XIX.

Wie grausam und überwältigend dies alles ist, selbst noch im Wiedererleben nach langer Zeit! Stunde um Stunde, Szene nach Szene hat sich in die Erinnerung eingebrannt, die peinigt und schmerzt.

Wozu nur dies alles? Ist hinter all unserm Erleben überhaupt ein tieferer Sinn? Verlohnt es sich, Deutung zu suchen? Ist nicht das schon genug, sich sagen zu können: du hast Abenteuer erlebt, du bist bei einem Ereignis dabeigewesen, das nicht alle Tage irgendwem widerfährt? Wie und wozu wurde es herbeigeführt? Soll es Gedanken und Taten beeinflussen?

Es war doch sinnlos. Nicht wahr? Will dich Gott zur Einsicht deiner Schwäche, will er dich zur Läuterung bringen? Nein. Du unterliegst dir nur selbst. Oder sollst du die große Ironie des Weltgeschehens begreifen, indem du wie in einer Fibel liest?

Das ist es vielleicht.

Was bedingt Zufall nach Zufall?

Daß sich irgendwelche Passagiere auf einem Schiffe zusammenfinden, weil es gerade an diesem Tag und nach jenem Bestimmungsort abfährt? Daß sie unerwartet ein gleiches Schicksal erleben, daß sie irgendwoher kommen, um an einer Stelle im Atlantik gemeinsam den Tod zu finden? Und der Tod ist das einzige, das sie verbindet. Oh, es gibt aber auch andere, bei denen dies nicht das einzige ist, die sich in die Augen sehen und bei den Händen ergreifen, die lächeln über das Glück, sich endlich begegnet zu sein. Wie weniges hätte genügt, daß es nicht so war, wie es war, und wie weniges könnte genügen, daß alles anders würde! Diese Philosophen des Zufalls, die an göttliche Bestimmung glauben und an die Dauer solcher Gnade.

Ein Mr. Jefferson, Hochstapler oder nur Bankerotteur, erzählt dir da eine phantastische Geschichte, weshalb er nur mit diesem Schiffe reisen kann, das er lebend nicht mehr verläßt. Sein Unglück ist im gleichen Augenblick besiegelt, als er seinen Willen durchsetzt, mitgenommen zu werden.

Man macht ihm sogar Platz, damit er dem Unglück nicht noch entgleitet. Ist Werkzeug des Schicksals. Aber Mr. Jefferson stirbt, ehe das große Schauspiel beginnt. Und seine wertlosen Schecks haben ihren dokumentarischen Wert verloren, ehe eine betrogene Schiffsgesellschaft seine Erben auf Schadenersatz verklagen kann. Auf dem Grunde des Meeres liegen sie in feuer- und wassersicherem Safe, unverletzt bis zum Jüngsten Tage.

Da ist ein Mann, der das „zweite Gesicht" hat und den Untergang des „Globus" voraussieht. Hat er nicht alle gewarnt? Habt ihr ihn nicht verlacht? Wer kann auf solche Torheiten auch etwas geben! Soll ein Schiff Route und Fahrplan ändern, weil irgendeiner von drohendem Unheil faselt? Nein. Mr. Hallock steigt aus, er giert um sein armseliges Leben. Er will dem Tode ein Schnippchen schlagen, und der Tod holt ihn aus der Luft, wie einen Vogel, dem der Jäger die Flügel zerschoß.

Eine Ehe ist zerbrochen. Wie alltäglich das ist! Nicht der Rede wert. Jeder hat ähnliche Sorgen. Eine Frau begreift, daß sie zu schwach ist, einsam zu sein. Sie beugt sich und bittet um Gnade. Freiwillig flüchtete sie, und freiwillig will sie zum verlassenen Gatten zurück.

Warum ruft er sie nicht? Sie wartet vergeblich auf Antwort.

Das Lachen Gottes bleibt unhörbar wie ein bezahltes Funktelegramm im Äther, das sein Ziel nicht erreicht.

Weil eine Maschine im Funkraum versagt?

Einer ertastet Geheimnis der Zukunft, aber nicht, was ihm selbst bestimmt ist. Eine, die sich ganz einem andern verband, vermag nicht einmal zu spüren, daß er sie immer noch liebt. So dürftig ist seelische Gemeinschaft. Mrs. Mahony erwartet den Tod wie einen Erlöser. Aus eigener Kraft zu enden, auch dazu ist sie zu feig und zu schwach.

Göttliche Ironie über allem.

Wenn man doch alles vergessen könnte, was war. Zu getreu, zu grausam ist die Kraft des Erinnerns. Tausend kleine Filmbildchen, ja. Und mit jedem Herzschlag rückt das nächste in die Beleuchtung, auf eine imaginäre Wand projiziert, als sei das Blut der Motor, der die Spule ablaufen läßt.

Seht zu und begreift!

Wenn ihr wissen wollt, wie die Menschen in Wahrheit sind, seht ihnen nicht in die Augen! Hört nicht auf ihre geschwätzigen Reden! Sie können mit Blicken lächeln. Täuscht euch nicht! Sie sagen ja und nein und lügen doch. Ihr spürt den Druck ihrer Hände, der wie ein Versprechen ist. Ihr glaubt, ihr vertraut und dankt.

Ja, ihr dankt.

Manchmal halten sie euch sogar ihr Herz entgegen. So romantisch und unmodern möchten sie sein. „Da, nimm mein Herz", sagen sie. „Was sonst kann ich dir noch geben?"

Du willst es nicht. Nein? Doch, du neigst dich und dankst. Nie hast du ähnliches je erlebt.

Gib dich selbst, daß du nicht armselig vor ihnen erscheinst! Es ist ein einziges, das sie von dir fordern, und sie haben ein Recht darauf. Morgen haben sie alles vergessen wie ein Spiel, dessen sie müde wurden.

Fragt sie dann! War es nicht so und so?

Nein, sie erinnern sich nicht. Was meinst du, was willst du von mir? Ich verstehe dich nicht.

Und du lachst verzweifelt. Sie lügen mit frechen Stirnen das Geheimnis der großen Stunde fort. Ist es nicht so gewesen, als hätten sie einmal an letzte, unbegreifliche Dinge gerührt? Alles bekam Sinn und Wert. Leben bekam Zweck und Ziel.

Was für ein Herz gab ich dir? Gestern, hast du gesagt? Es ist doch ein neuer Tag.

Ihre Augen werden dir wieder fremd, als hättest du sie niemals gesehen. Ihr Blut ist kalt, als hätte es dich niemals entflammt. Ihre toten Worte haben nicht mehr Klang und Melodie.

Seht die Menschen, wenn sie keine Masken tragen! Vielleicht muß ein Erdbeben sein, ein Brand oder ein Schiff in Not, etwas Übermenschliches, das sie verwirrt und hilflos macht. Lernt, wie erbärmlich doch alles ist. Wie unecht das Stück, in dem wir agieren, in Rolle und Kostüm nach unserem Geschmack.

Bis an der großen Ironie alles zerbricht.

Lernt wie ich die Grausamen und Rücksichtslosen bewundern, diese herrlichen Künstler, die mit Worten und Gefühlen spielen und selbst nichts empfinden. Die über alles hinwegtreten, unbekümmert und roh. Sie allein sind die Starken. Sie halten selbst den Tod für eine Attrappe. Sie haben sogar den Mut, aufrichtig zu sein.

Wir begegnen solchen und anderen, suchen uns Vorbilder, denen wir nachleben möchten, kopieren das Unechte, statt uns darüber lustig zu machen. Wir gleiten in Abgründe der Enttäuschung, wenn wir endlich begreifen, und haben den Glauben verloren, zur rechten Zeit das Echte zu suchen und zu bewahren.

Menschen. Menschen. Passagiere alle.

Passagiere auf großer Fahrt. Und so einsam! Zwischen zwei Menschen liegt immer die ganze Welt.

(Fortsetzung folgt.)

EDOUARD MANET

ZUR MANET-AUSSTELLUNG DER GALERIE MATTHIESEN IN BERLIN

90 Bilder aller Schaffensperioden des Künstlers (1832—1883), aus Privat- und Galerie-Besitz in dieser Ausstellung zusammengetragen, vermitteln einen konzentrierten Überblick über das Werk und die künstlerische Persönlichkeit des großen französischen Impressionisten.



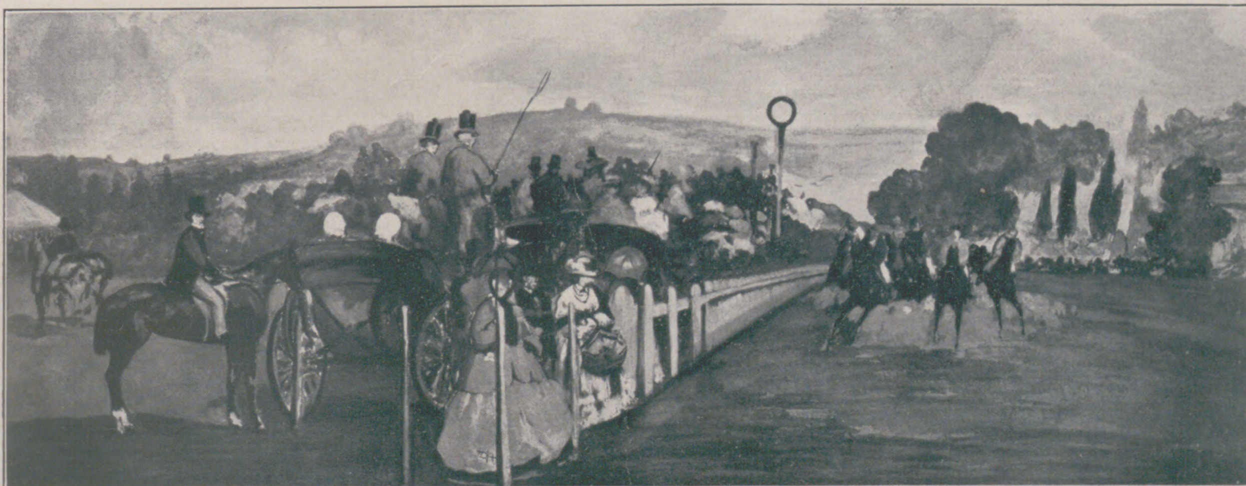


Der alte Musikant (1862).
Links: Bildnis eines jungen Mannes. (Leihgabe des Nationalmuseums in Stockholm.)
Mitte rechts: Knabe mit Hund. (Privatbesitz.)



Die Gattin des Künstlers im Gewächshaus. (1879, im Besitz der National-Galerie in Oslo.)







Rennen in Longchamps (1864).
Rechts: Mädchenbildnis. (Aquarell um 1880.)

Architektur und Landschaft in Arabien

Im Zeitalter der hervorragendsten technischen Errungenschaften auf dem Gebiet des Verkehrswesens, die uns die Erforschung fast aller Teile unseres Planeten ermöglicht haben, sind wir hinsichtlich Arabiens trotz seiner unmittelbaren Lage an einer der wichtigsten internationalen Schiffahrtsrouten in nahezu völliger Unkenntnis seiner Geographie und Bewohner geblieben. Lediglich einzelne Küstenstriche und die angrenzenden Gebiete sind im vorigen Jahrhundert von einigen wenigen kühnen und unerschrockenen Forschern unter furchtbaren Entbehrungen und ständiger Lebensgefahr bereist und nach kulturgeschichtlichen Dokumenten durchsucht worden. Gar viele unter ihnen, wie Hagen, Forskal, Seetzen, Langer, Burchardt (seinem Nachlaß — er wurde 1909 während einer Studienreise ermordet — entstammt ein Teil unserer Bilder), Benzoni und mein Freund und Mitarbeiter Meyus, sind als Opfer der Wissenschaft gefallen; teils von räuberischen oder fanatischen Beduinen ermordet, teils vom tückischen Klima hinweggerafft.

Die arabische Halbinsel stellt sich als ungeheure Hochebene dar, deren Westrand von einem parallel mit der Küste verlaufenden und bis 3000 Meter steil ansteigenden Gebirgszug gebildet wird, während sie gegen den Persischen Golf zu allmählich abfällt, um sich schließlich im äußersten Osten, längs des Golfs von Oman, wieder bis auf 3000 Meter zu erheben. Dazwischen, fast bis an die Küste heranreichend, liegen eingebettet die mehrere Millionen Quadratkilometer messenden Sandwüsten, die bisher kein Europäer und nur selten Eingeborene betreten haben.



Die Südwest-Ecke Arabiens mit dem Jemengebiet.

Arabien gehört wegen der Wasserarmut und der gewaltigen Wüsten im Innern von vornherein zu den Ländern, die zu allen Zeiten eine Heimat von Nomaden gebildet haben. Staatenbildungen und Kulturansätze sind nur denkbar und möglich bei ausreichender Bewässerung. Wegen der gebirgigen Terraingestaltung mit den steil ansteigenden Höhenzügen und den tief eingeschnittenen Felsentälern fehlt auch noch ein anderes Erfordernis der Weiterentwicklung menschlicher Niederlassungen zu großen Kulturgebieten: es mangelt an den Möglichkeiten und der Leichtigkeit eines größeren Verkehrs. Die Wasserläufe sind nichtschiffbare Gebirgsflüsse, die im allgemeinen ausgetrocknet sind, während der Regenperioden aber zu reißenden Strömen anschwellen, die in der Nähe gelegenen Ansiedlungen vernichten und die Ufer auf weite Strecken zerstören. So mußte Arabien seit undenklichen Zeiten bis auf den heutigen Tag das Bild aller Gebirgsländer bieten: das der Zerrissenheit in zahllose Stammesgebiete.

Diese Umstände haben naturgemäß die geschichtliche und kulturelle Entwicklung der Halbinsel in hervorragendem Maße beeinflußt. Arabien ist die Heimat der Semiten, die durch die Ungunst der Verhältnisse — Wasserarmut und schlechte Bodenbeschaffenheit — gezwungen waren, ein Nomadenleben zu führen. Die Lebensbedingungen auf der gebirgigen und wüstenreichen Halbinsel sind die denkbar schlechtesten, und so war die durch die natürliche Vermehrung sich ergebende überschüssige Bevölkerung oft genötigt, sich ihre Nahrung im fruchtbaren und wasserreichen Kulturland zu suchen. Auf drei Seiten vom Ozean umspült, kam als solches nur das im Norden gelegene, vom Euphrat durchzogene Gebiet in Betracht, dem die Bevölkerung in immer größeren Massen, im Rükken von neuen Scharen gedrängt, zwangsläufig zustrebte, um schließlich das bebaute Land als besten und nie versagenden Weideplatz zu besetzen und sich dort auszubreiten. Mannigfache Wanderungen waren das natürliche Ergebnis. Ihre Reihenfolge und Auswirkungen lassen sich heute in klaren Linien nicht mehr feststellen. Durch Mohammed (geb. um 570 n. Chr.) wurden die arabischen Stämme zum ersten Male zu einem Ganzen geeint und zu ungeheurem Einfluß in der damaligen Welt geführt.

So hat Arabien eine wechselvolle Geschichte erlebt. Mächtige Reiche entstanden und vergingen, nicht ohne der Nachwelt interessante und aufschlußreiche geschichtliche Dokumente in der Form von Inschriften in Stein oder Bronze und von Überresten herrlicher Baudenkmäler hinterlassen zu haben, die Zeugnis ablegen von der Bedeutung und dem Reichtum der Küstenländer. Die Zeit der Nabatäer im Nordwesten, der Minäer und Sabäer im Südwesten, von etwa 1500—100 v. Chr., ist die der höchsten Blüte des westlichen Arabiens gewesen, als die Halbinsel die einzige Brücke zwischen Indien und Vorderasien bzw. Afrika bildete. Unermeßliche Reichtümer entstanden im Hedschas und besonders im Jemen, sowohl durch den Handel mit den geschätzten Gewürzen und dem Räucherwerk Indiens als auch durch den Durchfuhrhandel nach dem Fernen Osten. So zeigt Südarabien zu dieser Zeit eine hohe Bodenkultur, Staatswesen, stark und groß genug, gewaltige Bauten aufzuführen, mächtige Städte zu gründen, ungeheure Wasserwerke (wie den berühmten Damm von Marib) und Reservoire anzulegen, die Wasser der in der Regenperiode reichlich strömenden Flüsse für die Zeit der Trockenheit aufspeichern.

Ist uns nun die Geschichte der westlichen Halbinsel ziemlich bekannt geworden, so herrscht bezüglich des Ostens noch völliges Dunkel. Hier scheint lediglich das Gebirgsland Jemama am Persischen Golf der Sitz einer gewissen Kultur gewesen zu sein, die etwa mit der nordarabischen in gleicher Höhe gestanden haben dürfte; aber noch ist kein Europäer dahin gedrungen und hat Kunde von dort gebracht.

Die Entdeckung des Seeweges um Arabien herum durch die Ptolemäer im 3. Jahrhundert v. Chr. hat den Völkern der Halbinsel schwere Nachteile gebracht, und von diesem Zeitpunkt an datiert der Niedergang Arabiens, der erst im vorigen Jahrhundert durch die türkische Besetzung eine vorübergehende Unterbrechung erfahren hat. Unter Anleitung und Einflußnahme der Regierung setzte eine beachtenswerte und alljährlich zunehmende Ausfuhr der hochwertigen Landesprodukte, insbesondere des weltberühmten Jemenkaffees (fälschlich nach dem Ausfuhrhafen Mokka Mokkakaffee genannt) ein, der die großen Binnenstädte, wie Sana, Jerim, Dhamar, Ibb, Taiz, Sebid, und besonders die Häfen am Roten Meer, Hodeida und Mokka, zum Aufblühen brachte. Die Glanzzeit Mokkas, von der die Ruinen prächtiger und kunstvoller Bauten beredt Zeugnis ablegen, hat ein trauriges Ende gefunden, da die den früheren Reichtum bedingende Kaffeeausfuhr infolge gänzlicher Versandung des Hafens aufgehört hat und nur noch über Hodeida und Aden stattfindet. Dereinst ein reicher Handelsplatz mit etwa 8000 Häusern, unter denen sich mehrere Paläste befanden, geht Mokka, das nur noch von ein paar hundert Eingeborenen bewohnt wird, seinem Verfall entgegen.

Der Weltkrieg mit seinem auch für unsere türkischen Freunde trostlosen Ausgang hat den Jemen, der gerade unter dem jungtürkischen Regime einen besonderen Aufschwung genommen hatte, eines wohlwollenden und immer opferfreudigen Förderers beraubt und dadurch wieder einen Tummelplatz für die sich ständig und erbittert bekämpfenden Stämme geschaffen.

Ing. Robert Deutsch (Wien).





Teilansicht der Stadt Taiz mit den beiden Moscheen und der die ganze Ebene beherrschenden Festung.
Im Oval: Grab einer angesehenen Persönlichkeit von Mokka außerhalb der Stadt.

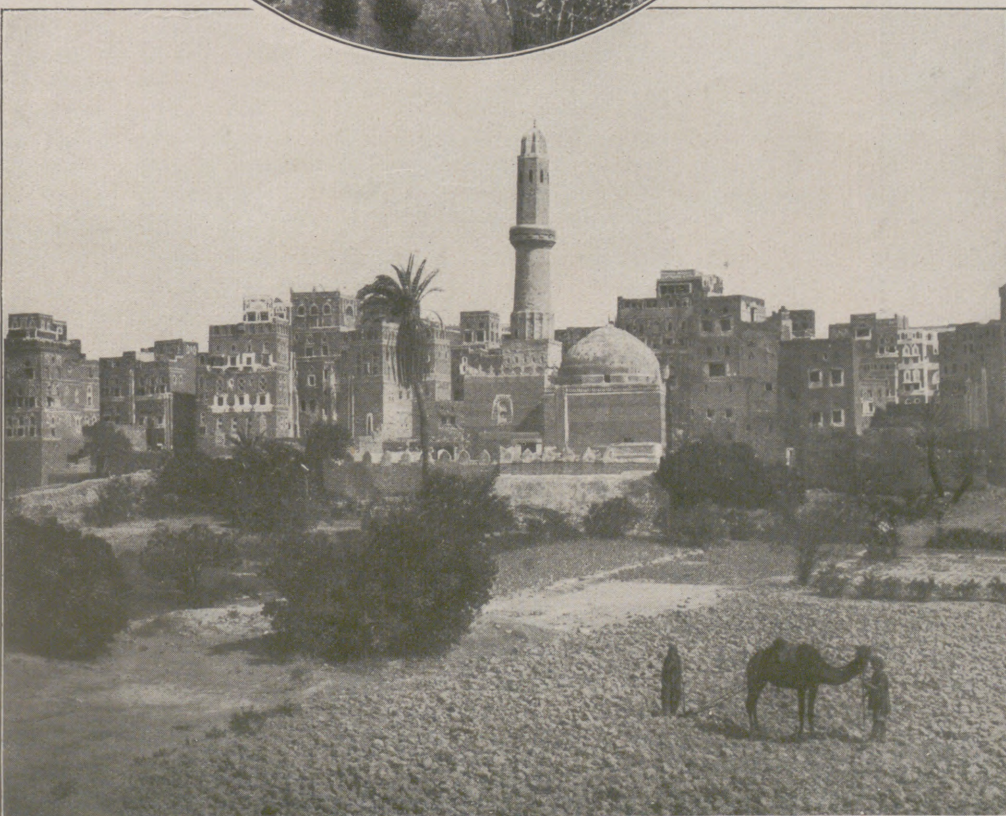




Burgfelsen und Zitadelle von Reda, links im Vordergrunde die Moschee Djami el Ruha. — Links: El Arus am Westrand des arabischen Hochplateaus. Bemerkenswert ist die geologische Schichtung des Gebirges.



Ansicht von Mokka (von der Landseite aus), die deutlich den Verfall der alten prachtvollen Bauten erkennen läßt. — Mitte links: Landschaft im Djebel Safan. Typische Terraingestaltung im Gebirge, dem die Bewohner schon im Altertum durch Anlage von Terrassen und Stützmauern Ackerboden abringen mußten.



Der Stadtteil Saumaat el Abhar von Sana. Im Vordergrund ein Feld, das mit einem Kamelpflug bearbeitet wird.



Am Eingangstor des zerfallenen Palastes des Sultans Hassan in Mokka.

Nebenstehend: Komtesse Marianne Grundemann in einem fraisefarbenen Parabuntalstrohhut mit gleichfarbiger Bandgarnierung. Die Krempe der Glockenform ist am Innenrand gehoben, um, der Sommermode gemäß, das Gesicht mehr freizugeben.

Unten links: Frau Dr. Ida Mebus, eine Dame der Wiener Gesellschaft, in einem blauen Balibuntalstrohhut. Die rosa unterfütterte Krempe schmücken seitlich zwei Federtuffs.



Mitte links: Die Filmschauspielerin Hilde Wendlyn trägt einen größeren golfgrünen Exotenstrohhut mit gelacktem Band.

Mitte rechts: Originell geformter naturfarbener Manilahut, dessen Goldbandgarnierung bunte Wollstickereien zeigt. Trägerin: Hilde Wendlyn.

Unten rechts: Geranienroter Filzhut, getragen von der Filmschauspielerin Berry Bell.

Modelle: Berteaux, Wien. Photos: Kitty Hoffmann.
Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.



DER NEUE HUT







Die drei Freier auf Rockesnäs

Von Hjalmar Bergman

Fräulein Annika auf Rockesnäs hatte ein Kammermädchen, das Hillevi hieß. Es war zart und feingeschweift wie ein Elfenbeinpüppchen, flachshaarig und schneeweiß. Eben hatte es sein siebzehntes Jahr vollendet. Die Augen waren dunkelblau, die Lippen waren weich und sanft und rot wie die Lippen eines Kindes. Man nannte das Mädchen Lillevi (lille = klein). Fräulein Annika hatte es lieb wie eine Schwester.

Fräulein Annika war die Waise eines Großbauern. Aber Rockesnäs war ein Rittergut, und zwar eines der größten in der Provinz. Das Wohnhaus glich mehr einem Schloß als einem Herrenhof. Und Fräulein Annika glich mehr einer Edeldame als einer Bauerstochter. Allerdings war sie großgewachsen und recht grobgliederig, aber der Hals war schlank, weiß, anmutig und leicht geneigt wie der Stengel einer schweren, prächtigen Blume. Ihr Haar war so dunkel, daß es beinahe blau schillerte; ihre Augen hatten einen lebhaften dunklen Glanz, ihre Lippen waren tiefrot, ihre Haut hatte einen mattweißen Schimmer. Viele Männer liebten sie, und noch mehr begehrten sie. Aber die Wahl fiel ihr schwer. Sie war sehr unentschlossen. Ihr Vormund und Beichtvater, der Pfarrherr von Raslinge, stand ihr mit gutem Rat bei. Das half nichts. Obgleich schon fünfundzwanzig Jahre, hatte sie keine Wahl treffen können. Viele Freier hatte sie verabschiedet — vielleicht zwölf, vielleicht zwanzig. Darüber gehen die Angaben auseinander. Immerhin waren drei übrig, für die sie große Zuneigung hegte. Gleich große für den einen wie für den anderen, das war das Betrübliche.

Der eine war der Hilfspastor von Raslinge, Lars Olofsson Faxe, auch Klein-Lasse geheißen. Er war nämlich nicht viel größer von Wuchs als Lillevi und hätte besser für sie gepaßt als für Annika. Blauäugig und flachshaarig wie Lillevi, springlebendig wie ein Eichkätzchen, munter wie eine Elster trotz Armut und schwerem Dienst, schelmisch und unbekümmert. Annika war ihm sehr gut.

Der zweite war Robert Thau, Herr von Fränsta und Vallanäs, ein gewaltig reicher, gewaltig ernster, gewaltig tüchtiger Jüngling. Sein Aussehen war angenehm, aber sein Wesen düster und schwermütig. Er war mütterlicherseits mit Fräulein Annika verwandt und nannte sie Kusine. Von allen treuen Kavalieren war er der treueste. Und Fräulein Annika war ihm herzlich zugetan.

Der dritte Freier hieß Arnold Luchs. Er war Student. Von ihm ist nichts anderes zu sagen, als daß er einen weiten, bis zum Boden wallenden Mantel von dunkelblauer Farbe besaß, den er mustergültig um seine junge Gestalt zu drapieren verstand. Und Fräulein Annika hatte auch ihn lieb.

An einem Julitag sandte der Pfarrherr von Raslinge Fräulein Annika einen Boten und kündigte sein Erscheinen auf Rockesnäs an. Der Bote hatte eine lange Epistel mit — denn der Pfarrer von Raslinge schrieb gern und viel, und zuweilen schrieb er in Versen — in der Fräulein Annika aufgefordert wurde, an diesem Tage ihren Entschluß in der Heiratsfrage zu fassen. Falls sie noch schwankend wäre, würde der Pfarrer ihr raten und an Vaters Statt über ihr Herz und ihre Hand verfügen. Denn er könnte es nicht länger mit ansehen, wie der Ruf seines Beichtkindes durch die häufigen Besuche der drei Freier gefährdet würde.

An diesem Tage saß Fräulein Annika im großen Saal an ihrem Stickrahmen und stickte das Monogramm unseres Heilands in Silber und Gold auf einen Altarbehang für die Raslinger Kirche. Lillevi hatte sie an das Eckfenster auf Posten gestellt, um nach dem Pfarrer Ausguck zu halten. Und jeden Augenblick fragte sie:

„Nun, siehst du was, Lillevi?"

„Ja," antwortete das Mädchen, „ich seh' den Luchs um den Schloßteich wandern. Er schleicht so behutsam, als ginge er auf die Jagd. Aber der Mantel bauscht sich im Winde und verrät ihn."

„Und siehst du sonst nichts?" fragte Fräulein Annika.

„Doch," antwortete das Mädchen, „ich sehe den Thau in Fräuleins Rosenhecke. Das Gesicht birgt er in den Rosen und wird sich wohl die Haut aufritzen. Der denkt an Fräulein Annika. Das weiß ich ganz gewiß."

„Aber der Pfarrer ist nicht zu sehen?" fragte Fräulein Annika.

„Nein, der Pfarrer nicht. Aber der Hilfspastor hockt dort in den Erdbeeren. Gott segne ihn, was hat er für flinke Finger! Gott segne ihn, was pfropft er seinen mageren Leib voll! Der wird wohl mit der Zeit noch Bischof!"

„Jetzt hab' ich mich mit der Nadel gestochen", sagte Fräulein Annika und steckte den Finger in den Mund. „Stell' den Rahmen fort, Lillevi. Ich traue mich nicht, weiterzuarbeiten, bis die Wunde aufgehört hat zu bluten. Aber wenn es so kommt, Lillevi — und das glaube ich — wenn es so kommt, daß ich den Thau heirate, dann sähe ich es gern, wenn du Klein-Lasse nähmst."

„Kommt wohl drauf an," meinte das Mädchen, „was für eine Pfründe er kriegen kann."

Annika sagte: „Du hast gereimt, Lillevi, wünsch' dir geschwind was!"

Und das Mädchen gab zurück:

„Ich weiß schon, was ich mir wünsche."

Im selben Augenblick ging die Saaltür auf, und der Raslinger Pfarrer trat ein, mit langen Schritten, die sich in Lehm auf dem Boden abzeichneten. Er hatte den Weg über die Felder genommen, um einen Blick auf das Hofgesinde zu werfen, das den Roggen mähte. Und er war durchaus nicht erbaut.

„Faulheit und Unzucht, Annika, Faulheit und Unzucht. Es ist hoch an der Zeit, daß du einen Herrn bekommst und der Hof einen Gebieter. Mach' ein Ende, Annika, mach' ein Ende! Ich sehe, du hast den Arnold Luchs gerufen. Und das freut mich, Annika, das freut mich. Er ist ein Jüngling von scharfem Verstand und recht guten Sitten. Arm freilich wohl, aber du hast ja mehr als genug für euch beide."

Fräulein Annika erwiderte: „Ich habe Arnold Luchs nicht gerufen, und auch keinen der anderen. Aber wenn der Herr Pfarrer sich umgesehen hätte, würde er wohl den Thau in der Rosenhecke und Klein-Lasse in den Erdbeeren entdeckt haben."

Lillevi trug ein Tablett mit allerhand Erfrischungen herein, stellte es vor den Pfarrer auf den Tisch und entfernte sich. Und der Pfarrer aß und trank und sagte:

„Noch immer das alte Lied? Noch immer ebenso wankelmütig? Laß das Herz reden, Annika, laß das Herz reden!"

„Das tue ich ja eben", erwiderte Annika. „Und um die Wahrheit zu sagen, es spricht nur zu viel. Nein, jetzt soll der Herr Pfarrer reden."

„Na ja, freilich," kaute der Pfarrer, „na ja, freilich. Dazu bin ich ja gekommen. Ach so, das Herz spricht zu viel? So etwas kommt vor. Wir wollen uns also an den Verstand wenden. Was sagt der Verstand zu Robert Thau?"

„Thau ist reich. Er braucht mich nicht."

„Wahr," sagte der Pfarrer, „sehr wahr. Da hat das Herz **und** der Verstand gesprochen. Du sollst sehen, Annika, wenn du weniger an dich selbst denkst und mehr an die, denen du gut bist, wird die Wahl dir leicht fallen. Ja, der Thau ist gewaltig reich und braucht dich nicht. Aber Lasse ist arm wie eine Kirchenmaus, das weiß Gott und das ganze Kirchspiel. Und Arnold Luchs hat seinen schönen Mantel und sein stolzes Gehaben und sonst nichts. Da hast du nun zu wählen."

Fräulein Annika erhob sich und begann auf und ab zu wandern, die Hände gekreuzt und hart an die Brust gepreßt. Sie war sehr betrübt. Denn kaum hatte sie gesagt, daß der Thau sie nicht brauche, und kaum hatte ihr Beichtvater ihn von der Wahl ausgeschlossen, als schon alle seine Vorzüge, sein männlicher Ernst, seine kräftige Gestalt und vor allem sein treues, zärtliches Gemüt, in der lockendsten Beleuchtung vor ihr standen. Also wankte sie unruhig auf und ab, kam recht nahe zum Eckfenster, kehrte aber hastig um und machte sich in der dunkelsten Ecke des Saales etwas zu schaffen. Unterdessen ließ es sich der Raslinger Pfarrherr, der recht ausgehungert war, gut schmecken; er aß und trank nach Herzenslust, wobei er jedoch nicht abließ, über die heikle Frage nachzudenken. Und er sagte:

„Ein solcher reichbesetzter Tisch sollte Faxe täglich zu Gebote stehen. Ei, ei! Ei, ei, wer weiß, ob ihm das zuträglich wäre? Wer weiß, ob das nicht seine Gottesfurcht und seinen Eifer im Dienste erschlaffen würde? Von einem armseligen Bauernhüttchen kommt er, und sollte sich schon in den zwanziger Jahren gütlich tun wie ein Bischof? Nein, nein, keineswegs wäre das zuträglich. Gemästete Hähne bekommen schlaffe Sporen. Der Luchs hingegen, der Arnold Luchs? Der ist's schon gewohnt. Der Vater war ein wohlhabender Mann, wenn auch verschwenderisch, und der Großvater Bürgermeister in Kalmar. Was der Jüngling braucht, das ist eine kräftige Ehefrau, die ihn einen Schups vorwärts geben kann. Dann kann er's weitbringen, wird vielleicht noch einmal Landeshauptmann, wenn Gott es so fügt. Annika, mein Mädchen, was sagt der Verstand zum Luchs?"

Annika erwiderte:

„Das weiß ich, wer mich und mein Gut am nötigsten braucht, das ist Klein-Lasse. Arm ist er, so daß die Kleider ihm am Leibe reißen. Und außerdem hat er Mutter und zwei Schwestern zu erhalten."

„Ja gewiß," schrie der Raslinger Pfarrer, der ein heftiges Temperament hatte, „das konnt' ich mir denken. Sag' ich nein, wipps, sagst du ja. Aber ich renne nicht im Kirchspiel herum, um mit einem törichten Mädel Versteckens zu spielen. Und Gott sei Preis und Dank für Speise und Trank, und dir auch, Annika. Jetzt gibst du mir fünf Minuten Zeit, die Sache zu bedenken, die wirklich kitzlig ist. Des ferneren gibst du mir ein Glas Malvasier. Aber vom besten. Denn es kann die Mühe lohnen."

Der Pfarrer bekam, was er verlangt hatte. Und Annika setzte sich in die dunkelste Ecke des Saales hinter den Stickrahmen; aber weder daß sie da zum Sticken sehen konnte, noch daß sie die geringste Lust zum Sticken verspürte. Verstohlene Blicke über den Rand des Rahmens werfend, beobachtete sie den Pfarrer, der langsam an seinem Glase

nippte. Nach vollen fünf Minuten oder vielleicht zehn leerte er das Glas bis auf den letzten Tropfen, rief nach Lillevi und befahl ihr, in den Garten hinauszugehen und die drei Freier zu holen. So geschah es.

Lars Olofsson Faxe, Robert Thau und Arnold Luchs traten in der erwähnten Reihenfolge in den Saal, verneigten sich vor dem Pfarrer und verneigten sich vor Fräulein Annika, die sich jedoch hinter dem Stickrahmen recht wohl verborgen hielt. Hierauf stellten sie sich in einer Reihe vor dem Pfarrer auf, hinlänglichen Zwischenraum zwischen sich lassend. Und es sah die ganze Zeit aus, als hätten sie die größte Lust, einander den Rücken zuzukehren. Was doch unbedingt erfordert hätte, daß sie sich im Dreieck aufstellten. Der Pfarrer apostrophierte sie folgendermaßen:

„Jawohl, meine Herren, da seid Ihr jetzt, und nach dem, was ich vernommen habe, seid Ihr ja mehr oder weniger die ganze Zeit über da. Bedenkt doch, was Ihr tut, was Ihr anstellt. Das geht doch nicht an. In meiner Gemeinde! Es ist wahr, daß Annika, das arme Kind, Euch allen dreien herzlich zugetan ist. Aber Ihr, die Ihr wohlerzogene, besonnene junge Leute seid, Ihr müßtet doch einsehen, daß zwei von Euch sich packen müssen. Und zwar, je eher, je lieber."

Das sahen sie vollkommen ein, und Faxe sagte:

„Herr Pfarrer haben ganz recht. Das ist eben, was ich mir täglich selbst gesagt habe: Möchte die Sache doch einmal entschieden werden! Und eines muß ich hinzufügen: Wofern Fräulein Annika nicht dieselben warmen, hehren Gefühle für mich hegt, die ich für sie hege, so tue ich am besten, mich anderswo umzusehen. Denn meine Lebensumstände sind, Gott gnade mir, nicht derart, daß ich bis in die Unendlichkeit warten kann. Deshalb sage ich: Eine Entscheidung in der Sache, Herr Pfarrer, eine Entscheidung!"

„Dessentwegen bin ich gekommen", erwiderte der Pfarrherr mit großer Würde. „Und hört nun zu! Sintemal Fräulein Annika in ihrer Güte keinen Unterschied zwischen Euch drei vortrefflichen Jünglingen machen will, hat sie einen Entschluß gefaßt, der in Wahrheit sowohl ihrem Verstand als auch ihrem guten Herzen alle Ehre macht. Sie will ihre Hand samt den daraus erfolgenden Reichtümern dem von Euch geben, der ihrer am allermeisten bedürftig ist und zugleich den meisten Nutzen von ihrer Zärtlichkeit und Fürsorge haben kann."

Als Faxe dies hörte, begann er im Übermaß seiner Freude zu zappeln wie ein Hampelmann.

Er stürzte auf den Pfarrer zu, ergriff seine Hand und schüttelte sie nachdrücklich, eilte hierauf zu Fräulein Annika hinüber, verbeugte sich bald auf der einen, bald auf der anderen Seite des Stickrahmens und küßte seine eigenen Fingerspitzen. Endlich beruhigte er sich so weit, daß er sagen konnte:

„Dann ist die Sache klar. Wer will bestreiten, daß ich der Ärmste und Jämmerlichste von uns dreien bin? Bin ich nicht ein elender kleiner Hilfsgeistlicher? Habe ich nicht mein altes Mutterle und die zwei armen Luders, meine Schwestern, zu versorgen? Wer kommt da gegen mich auf? Vom Thau wollen wir gar nicht erst reden. Aber Arnold Luchs? Er ist kein Krösus, wohl wahr. Aber hat er nicht seine Beziehungen, seine geborgene, vornehme Familie, hat er nicht eine stattliche Figur und obendrein noch diesen verdammt feinen Mantel, an dem alle Mädels hangenbleiben? Es ist gar kein Vergleich zwischen uns. Nein, nun danke ich Gott, daß ich der arme Schelm bin, der ich bin."

„Ja ja, mein lieber Faxe. Demut ist eine Tugend, aber man kann sie auch übertreiben. Laßt uns nun hören, was Robert Thau zu sagen hat."

„Viel ist es nicht", erwiderte Robert Thau, der mit gesenktem Kopf und betrübtem Antlitz dastand. „Nur dies: sintemal Kusine Annika all ihr Hab und Gut Lars Olofsson Faxe geben will, möge es ihm von Herzen vergönnt sein. Und ist es ihr Wunsch, daß ich mit warmer Hand Vallanäs oder Fränsta oder, sagen wir, auch alle beide Arnold Luchs gebe, so soll es geschehen. Ich bin zufrieden, wenn ich nur Annikas Hand und Herz und Liebe haben kann."

Nun zog der Raslinger Pfarrherr sein gesprenkeltes Taschentuch und wischte sich den Schnupftabak vom Talar und den Malvasier von den Lippen und die Tränen von den Wangen.

„Der Thau!" murmelte er. „Nein, der Thau, der Thau!"

Und er räusperte sich und sagte:

„Stich drüber, wenn du kannst, Arnold Luchs!"

Arnold sagte: „Hab' ich recht verstanden, so ist hier die Rede von unserem Nutzen und unserem Vorteil und nicht von Fräulein Annikas. Und eher soll unsere Unwürdigkeit als unsere Würdigkeit bei der Wahl den Ausschlag geben."

„Na ja, so etwas in der Art mag es schon sein", gab der Geistliche zurück.

„Dann", sagte der Luchs und richtete sich zu seiner vollen Höhe auf, „hat Arnold Luchs hier nichts zu suchen. Denn wenn Fräulein Annika mich nicht braucht, so brauche ich Fräulein Annika noch weniger."

Damit schwenkte er so rasch auf dem Absatz herum, daß der Mantel wie Vogelflügel aufflatterte und die ganze Armut seiner Kleidung offenbarte und damit zugleich den Grund, weshalb er den prächtigen Mantel niemals ablegte. Und mit stolzen Schritten verließ er das Gemach.

„Ach, Sacherlot noch einmal!" schrie der Pfarrer. „Der Luchs! Nein, der Luchs!"

Er machte Thau und Faxe ein Zeichen, sich zurückzuziehen, bestellte hierauf noch ein Glas Malvasier sowie Papier, Feder und Oblaten. Fräulein Annika willfahrte seinen Wünschen, und während sie ihre unruhige Wanderung zwischen dem Eckfenster und dem Stickrahmen wiederaufnahm, arbeitete der Pastor mit Schweiß und Mühe auf dem Papier. Aus dem Umstande, daß er unaufhörlich an den Fingern abzählte und überdies sein Gesicht auf das schmerzlichste verzerrte, konnte Annika den Schluß ziehen, daß der Pfarrer Verse schrieb. Was sie erstaunte und beunruhigte.

Endlich stieß der Pfarrer einen vernehmlichen Seufzer aus, zum Zeichen, daß seine Mühen für diesmal glücklich vorüber waren. Er faltete das Papier fein säuberlich zusammen, verschloß es mit einer Oblate und reichte es Annika, indem er sagte:

„Nimm dies und eröffne es an deinem Hochzeitstage. Merke wohl! Nicht früher. Dein Schicksal steht in des Herrn Hand. Aber ich glaube wohl, daß ich auch ein bißchen Spurius davon habe, jawohl. Ja, ich kann wohl sagen, daß ich klar und deutlich sehe, wie diese Sache hier sich gestalten wird. Und um dir zu zeigen, daß dies keine leere Prahlerei ist, habe ich meine Prophezeiung auf diesem Zettel aufgezeichnet. Nun erwarte ich dich an irgendeinem Tage vor der Petersmesse in Raslinge. Und dann sollst du das Aufgebot bestellen. Gott mit dir, mein Kind!"

Und der gute Pfarrer ging seiner Wege, ohne auf Annikas Bitten um Rat und Hilfe zu hören. Aber noch am selben Abend faßte Fräulein Annika ihren Entschluß.

„Lillevi," sagte sie zu dem Kammermädchen, „was Lars Olofsson Faxe betrifft, so trachtet er nur nach Geld und Gut. Das soll ihm werden, soviel für ihn dienlich sein kann. Aber mit Vetter Robert ist es eine andere Sache. Der hat mich lieb und sonst nichts."

Und am Sonntag nach der Petersmesse bot der Raslinger Pfarrer von der Kanzel Fräulein Annika auf Rockesnäs und den hochwohlgeborenen Herrn Robert Thau auf Fränsta zum erstenmal auf.

Damit schien die Sache abgetan. Und sie war abgetan, wenn auch noch andere Schwierigkeiten Fräulein Annika erwarteten. Vor allem einmal Klein-Lasse, der an dem Hause festhing wie eine Klette an Schafwolle. Er ließ nicht locker, bis Fräulein Annika ihm nicht genug gegeben, um Mutter und Schwestern zu ernähren und ihn selbst und die Ehefrau, die er einstmals erkiesen würde, und die Kinder, die sie ihm gebären sollte. Aber nachdem Faxe glücklich sein Teil bekommen hatte, dankte er und zog ab.

Größeren Verdruß bereitete ihr Arnold Luchs. Jeden Abend kam er, gerade wie eine Fledermaus in der Dämmerung, und umkreiste unablässig das Haus. Bald sah sie seinen dunklen Mantel zwischen den Rosenhecken aufflattern, bald segelte er wie eine drohende Wolke um den Rand des Schloßteichs. Und da verursachte der Mantel die größte Unruhe, denn Annika glaubte in dem Antlitz seines Trägers den Ausdruck wilder Verzweiflung und düsterer Entschlossenheit zu lesen. Wozu noch kam, daß der Rockesnäser Schloßteich von alters her das Ansehen eines vortrefflichen Ortes für todgeweihte Liebende genoß. Mehrere Male schickte Annika ihr Kammerkätzchen aus, um Arnold Luchs' Gedanken und Absichten zu erforschen. Vergeblich. Der düstere Jüngling hüllte sich in seinen Mantel und setzte seinen unseligen Kreislauf fort.

Entweder, dachte Fräulein Annika, wird er mir etwas zuleide tun oder auch sich selbst. Ach, diesen Gedanken kann ich nicht ertragen! Oder er raubt mich dem Thau gerade vor der Nase weg. Verbirgt mich in seinem Mantel und entführt mich weit, weit weg. Das wäre bedenklich, aber vielleicht gar nicht so übel. Denn wer kann mit Bestimmtheit sagen, daß meine Wahl die richtige war. Der Pfarrer? Der Pfarrer hat nichts gesagt —



Der Maler Karl Hagemeister.
(Nach einem Scherenschnitt von Otto Wiedemann.)
Zum 80. Geburtstag des Künstlers am 12. März.



Heimwärts. Radierung von A. Burkart.
(Aus dem Linden-Verlag, München.)

Im selben Augenblick erinnerte sie sich des versiegelten Papiers und wurde von dem heftigen Verlangen gepackt, das Siegel vor der Zeit zu erbrechen. Sie schickte Lillevi nach Raslinge, um sich die Genehmigung des Geistlichen dazu zu erbitten. Aber die wurde ihr auf das entschiedenste verweigert. Da steigerte sich Annikas Unruhe bis aufs äußerste. Vielleicht, dachte sie, steht es geschrieben, daß ich Arnold Luchs nehmen sollte. Ach, wenn ich es wüßte. Nichts sollte mich dann hindern, das Band mit Thau zu zerreißen. Denn ich fühle nun allzuwohl, daß ich ohne Arnold nicht leben kann. Thau liebt mich auf seine unterwürfige, sanftmütige Art, aber habe ich wohl das Recht, sein Glück mit Arnolds Leben zu erkaufen?

Diese Frage beantwortete sie verneinend und beschloß, das Siegel zu brechen, um so bald wie irgend möglich Kunde über ihr Schicksal zu erlangen. Immerhin war ihre Ehrfurcht vor dem Pfarrer so groß, daß sie erst noch einen Versuch machen wollte, ihn zur Einwilligung zu bewegen. Zu diesem Behufe ließ sie anspannen und fuhr in raschem Trab zum Raslinger Pfarrhof. Es war ein Samstagabend, der Tag vor dem dritten Aufgebot. Aber ehe sie fuhr, befahl sie Lillevi, aus der Ferne ein achtsames Auge auf Arnold Luchs zu haben und um jeden Preis zu verhindern, daß er etwa irgendeinen verhängnisvollen Entschluß zur Ausführung bringe.

Nun wollte es das Unglück, daß der Geistliche an diesem Abend zu der Gräfin nach Falla gebeten worden war. Und als Annika den eine halbe Meile langen Weg nach Falla fortgesetzt hatte, fand sie auch dort keinen Trost. Denn der Pfarrer und die gräfliche Familie waren weit hinaus ins Schilf gegangen, um Krebse zu fangen. Und es war ganz ungewiß, wo sie sich befanden, und auch, wann sie heimkehren würden. Fräulein Annika befahl dem Kutscher, umzukehren und spornstreichs heimzufahren. Da fuhr sie nun in den Augustabend hinein, umgeben von einer dichten Staubwolke. Aber dichter als die Staubwolke waren die Kümmernisse und Ängste, die sie umgaben.

Heimgekommen, eilte sie in den Saal, öffnete ihren Nähschrein, nahm das versiegelte Papier heraus, erbrach es und las folgende Verse:

„Klein-Lasse bringt dein Mitleid Gewinn,
Mit Thau trittst zum Altar du hin,
Doch den Luchs bringst du nimmer aus dem Sinn."

Sie las die Zeilen verschiedentliche Male durch, wurde aber nicht im geringsten klüger daraus, wie es sich bald zeigen sollte. Anstatt Lillevi zu rufen und zu erforschen, was sich möglicherweise zugetragen haben mochte, fühlte sie sich plötzlich von der unerschütterlichen, entsetzlichen Gewißheit durchdrungen, daß Arnold Luchs entweder sein junges Leben schon verkürzt hatte oder auch — und das schien ihr beinahe noch gewisser — gerade jetzt im Begriff stand, es zu tun. Außer sich vor Entsetzen und Reue stürmte sie in das Rosengärtlein hinunter, lief zwischen den Hecken hin und her, zerfetzte ihre Kleider an den Dornen, und ihre Hände und ihr armes, schönes, tränenüberströmtes Antlitz. Die Augustdämmerung spielte ihr unzählige Streiche. Unaufhörlich sah sie den stolzen, dunklen, lieben Mantel zwischen den Büschen hervorgleiten, im Dunkel der Laubwölbungen verschwinden, wiederauftauchen, abermals verschwinden. Sie vermochte nicht, den Namen ihres Geliebten zu rufen, ihre Kehle stieß nur tiefe, schmerzliche Seufzer hervor.

So hin und her irrend, kam sie allmählich zum Schloßteich, und hier auf der Rasenböschung, die sachte zum Wasserspiegel abfiel, fand sie Arnold Luchs' Mantel. Der nahm sich in der Dunkelheit wie ein gähnender Abgrund aus, wie eine Finsternis in der Finsternis. Und Annika, die wohl wußte, daß Arnold sich nie ohne Zwang von diesem geliebten Stück trennte, begriff sofort, was geschehen sein mußte. Sie warf sich kopfüber auf den Mantel, drückte ihre Lippen, ihr ganzes Antlitz und ihren bebenden Leib in das weiche Tuch. Für einige Augenblicke verlor sie die Besinnung.

Als sie wiedererwachte, vernahm sie Arnolds Stimme. Sie drehte vorsichtig den Kopf und unterschied nun die hohe, schlanke Gestalt — zum erstenmal ohne Mantel — wie sie in sachter Gelassenheit dem Rasensaum entlangwanderte. Umschlungen und eng an ihn gepreßt ging das Kammerzöfchen Lillevi. Das kleine, blauäugige, flachshaarige, feingeschweifte Elfenbeinpüppchen, von dem wir zu Anfang dieser Geschichte gesprochen haben.

Die Nacht war still und lautlos, wie die Augustnächte oft sind, und Fräulein Annika konnte deutlich all die Zärtlichkeitsbezeigungen vernehmen, mit denen Arnold Luchs Lillevi überschüttete. Darum huschte, als die beiden Liebenden in genügend weite Entfernung von ihr gekommen waren, Annika aus dem dunklen Mantel, huschte in die Rosenhecke und verschwand vom Schauplatz dieses Liebesstelldicheins.

Und am folgenden Tage verkündigte der gute Raslinger Pfarrer zum drittenmal das Aufgebot zwischen Fräulein Annika auf Rockesnäs und dem hochwohlgeborenen Herrn Robert Thau auf Fränsta.

(Einzige autorisierte Übertragung aus dem Schwedischen von Marie Franzos.)

WINTER IN NORWEGEN

STIMMUNGSBILDER AUS DER HEIMAT DES SKISPORTS

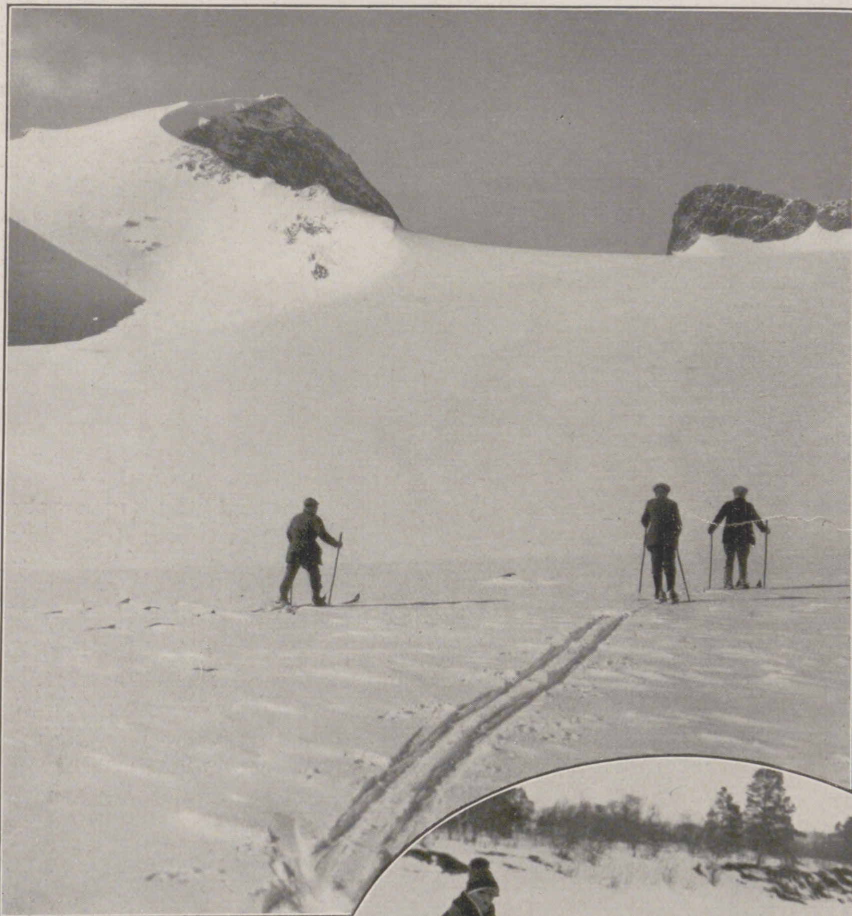
VON DR. PAUL GRASSMANN, OSLO



Kurze Rast. (Phot. Neupert, Oslo.)



Auf der Fahrt ins Skigelände: Hochbetrieb auf einer Station der Bergenbahn. (Phot. Neupert, Oslo.)



Im Jotunheim, einem Gebirgsstock in Mittelnorwegen: Auf dem Styggebrä-Plateau am Galdhöpig (2561 m), dem höchsten Berg des nördlichen Europas. (Phot. Wilse, Oslo.)



Lappe beim Skijöring hinter dem Renntier.

Wenn bei uns die Frühlingskleider zurechtgelegt werden und Rodel, Schlittschuh und Schneeschuh schon längst den Sommerschlaf angetreten haben, dann ist in Norwegen die Hochsaison des Wintersports noch lange nicht vorüber. Ende Februar oder Anfang März lockt alljährlich das Holmenkollen-Rennen die besten Skiläufer der Welt, und auch wenn im „Studenterlund", den Parkanlagen beim Osloer Nationaltheater, der Lenz erwacht ist, finden noch überall in den höher gelegenen Teilen des Landes Skirennen statt.

Der Ausklang und gleichzeitig Höhepunkt des norwegischen Winters ist das Osterfest auf dem Hochgebirge, wo die heißen Sonnenstrahlen, von der weißen Schneedecke reflektiert, in wenigen Stunden aus dem städtischen „Bleichgesicht" einen waschechten Neger hervorzaubern. Nach Ostern braun zu sein, gehört zum guten Ton, besonders in der Landeshauptstadt. Mit Unrecht ist der nordische Winter verschrien. Die „trostlose ewige Winternacht" gilt wohl für Nordskandinavien, gilt für Hammerfest, wo drei Monate lang die Sonne nicht aufgeht und die Straßenlampen ebensolange ununterbrochen brennen, Tag und Nacht. Wohl sind auch im südlichen Norwegen die Tage nur kurz — aber zum Entgelt strahlt die Sonne fast immer vom wolkenlosen blauen Himmel auf die weißen Schneeflächen. Viele Meilen weite Skitouren kann man auf den langgestreckten Bergkämmen unternehmen, ohne — wie etwa in der Schweiz — ins Tal hinunterzumüssen, viele Tage wandern, ohne von hutschachtelbeladenen Salontouristen gestört zu werden. Die herbe Unberührtheit der Fjälle gibt dem norwegischen Winter das Gepräge und wird einmal den einsamen Norden zum Ruheplatz für die kranken Nerven Europas machen.

Wenn auf dem Firnschnee die Frühlingssonne glitzert, wer kann da zu Hause sitzen? Und wenn dann das Getriebe des grauen Alltags in unendlicher Ferne versunken ist — wer wird da nicht frei aufatmen, sich nicht als ein König fühlen, wenn er von der Höhe herabschaut auf das, was ihm zu Füßen liegt? Fast lautlos, ohne Widerstand zu finden, tragen die langen Hölzer uns auf der hartgefrorenen Decke vorwärts; in halsbrecherischer Fahrt geht es hinab ins Tal, zu den Gebirgsdörfern, wo die Kinder mit Schneeschuhen zur Welt kommen.

In wenigen Stunden führt uns von Oslo aus die Bergenbahn hinauf nach Geilo und Finse, wo man fast das ganze Jahr Ski laufen kann. Oder wir nehmen zum Ziel die Fjälle Telemarkens, der Heimat des Skisports. Hier finden wir ein vom Touristenstrom ganz unberührtes, wunderschönes Stück Erde und haben Gelegenheit, auf den einsamen Gebirgshöfen die Telemarksbauern kennenzulernen. Dorthinauf führt freilich kein Schienenstrang und keine Automobilstraße; mühsam bricht der Eisbrecher unserem Kanaldampfer den Weg, und das letzte Stück müssen wir im Schlitten oder auf Schneeschuhen zurücklegen. Doch zum Entgelt der aufgewandten Mühe kommen wir ins Land der tausend Könige; ist doch jeder dieser Gebirgsbauern ein kleiner König, ist der eigene Herr in seinem Reiche, das oft Meilen umfaßt, und läßt sich von niemand in das hineinreden, was ihn und sein Land betrifft.

Nicht in den Städten kann man den norwegischen Winter erfassen. Wer aber einmal auf den Bergkämmen Telemarkens gewandert, abends auf der Sennhütte am prasselnden Kamin den Zauber des Hüttenlebens kennenlernte, wer nachts über den Fjällen das Nordlicht glühen sah — den zieht es immer wieder mit unüberwindbarer Sehnsucht zu jenen schneebedeckten Bergen.



Für die Verpflegung der Skisportler: „Breitschlitten" mit Proviant auf der Fahrt zur Gebirgshütte. (Phot. Wilse, Oslo.)

Links und im Oval: Ein lebendes Wasserflugzeug: Ein knapp über der Wasseroberfläche dahinfliegender Schwan, der, um rasch vorwärts zu kommen, seine Beine als Ruder benutzt. Der weit vorgestreckte Hals und die hoch erhobenen Flügel (Bild im Oval) betonen das fluchtartige Moment in der Bewegung des Schwans. — Rechts: Keine Torpedos — sondern ein Paar Delphine, wie sie an der westafrikanischen Küste und in den subtropischen Gebieten häufig zu sehen sind.

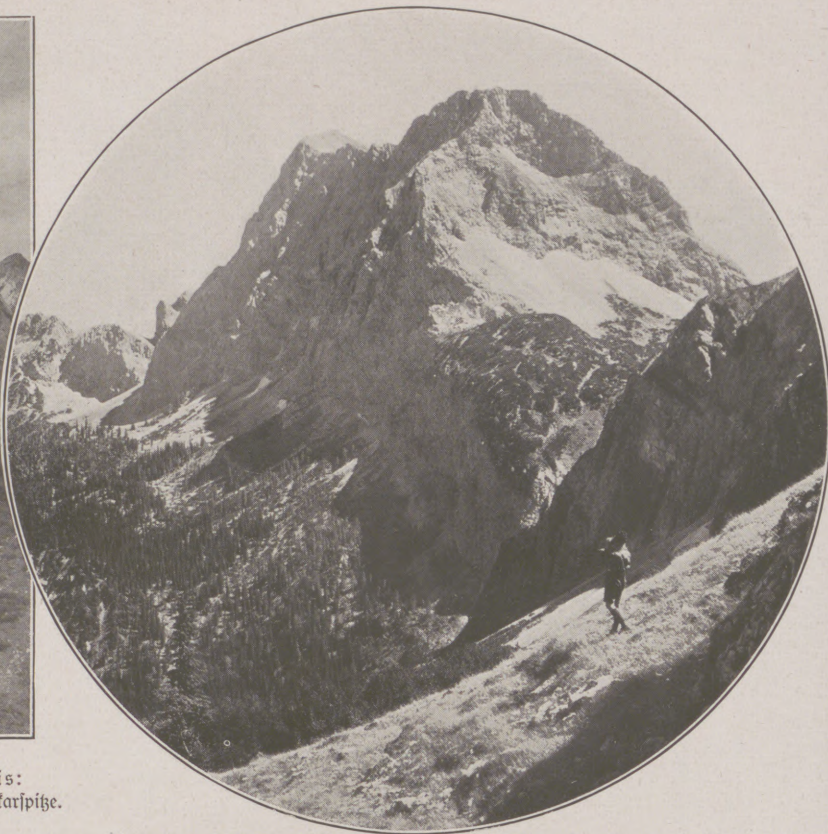


Im Herzen von Zentralafrika: Sechs Löwen beim Reißen eines frisch geschlagenen Zebras.

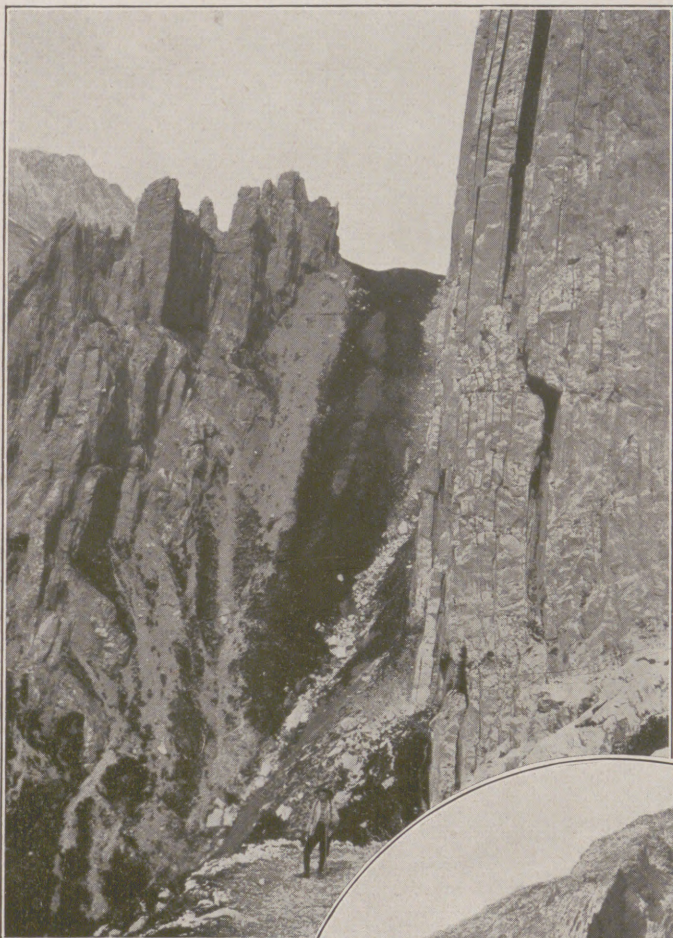
SELTENE TIERSTUDIEN MIT DER KAMERA



Bei der Ladizalpe.



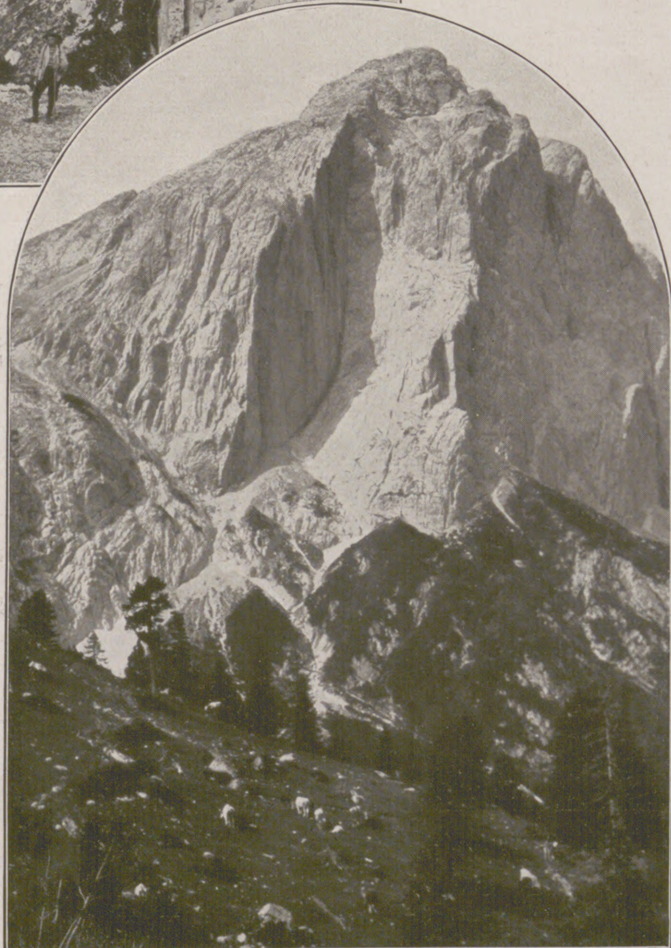
Im Kreis:
An der Vogelkarspitze.





Am Karwendelhaus. — Unten rechts: Blick auf die Laliderer-Wände.

Gespaltene Wand.
Nebenstehend: Lafatscher Nordwand.



Das Karwendelgebirge als Naturschutzgebiet.

Zur Erklärung des Tiroler Teils zum Banngebiet.

(Vgl. hierzu den Beitrag auf Seite 412.)

Abbildungen von Karl Dornach, Innsbruck, außer Abbildung rechts oben (Phot. Max Löhrich, Leipzig).



Giulietta Balagni

EINE GENUESER GESCHICHTE VON ADOLF OBÉE

In Genua lebte zur Zeit, als die Republik von den heftigsten inneren Kämpfen erschüttert wurde, Andrea Martaldi: ein Rechtsgelehrter aus altangesehener Familie. Er stand im Dienste der Adelspartei, die aus seinen klugen, von Gelehrsamkeit ebenso wie von Menschenkenntnis zeugenden Ratschlägen manchen Nutzen zog. Obschon er völlig frei von Ehrgeiz war und ein persönliches Hervortreten sorgfältig vermied, geschah es doch, daß sich gerade auf ihn der Haß aller Gegner richtete, so daß er, ein humaner und stiller Mann, täglich und stündlich als das grausamste und blutgierigste Ungeheuer hingestellt und sein Name zu jeder Minute mit den schrecklichsten Flüchen beladen wurde, ohne daß er sich, im Gefühl, seine Pflicht nach bestem Gewissen zu tun, darum gekümmert oder je etwas dagegen unternommen hätte, obgleich er schon mehrmals in Lebensgefahr geschwebt hatte.

Da er früh Witwer geworden war, hatte sich seine ganze Liebe auf seinen einzigen Sohn Giovanni gerichtet, dem er die sorgfältigste Erziehung und Ausbildung aller körperlichen und geistigen Kräfte hatte zuteil werden lassen, und zwar an auswärtigen Schulen, da es ihm selbst an Zeit zur Überwachung fehlte und er den Sohn auch nicht eher dem unruhigen Parteigetriebe ausgesetzt sehen wollte, bis er Reife und Fähigkeit haben würde, sich ein eigenes Urteil zu bilden. Mit dreiundzwanzig Jahren etwa war Giovanni in das väterliche Haus zurückgekehrt; aber Andrea war nicht dafür, ihn nun sogleich in einen engumgrenzten Wirkungskreis hineinzusetzen, sondern beschloß, zunächst einmal abzuwarten, wann und wo sich für den Sohn etwa ein geeignetes und ersprießliches Tätigkeitsfeld bieten werde, und hatte nichts dagegen, daß der junge Mann inzwischen seine Tage mit Reiten, Fechten und anderen körperlichen Übungen verbrachte.

Eines Tages kam Giovanni von seinem Morgenritt zurück, fand aber die Hauptstraße, durch die er seinen Weg nehmen wollte, von einem Menschenauflauf gesperrt. Er glaubte zunächst, eine der gewöhnlichen Zusammenrottungen von Unzufriedenen vor sich zu haben, sah dann aber, daß es nur Neugierige waren, da ein großes Gerüst an einem der Häuser zusammengebrochen war und mit seinen Trümmern die Straße sperrte. Er bog daher in eine Seitenstraße ein und mußte durch ein Gewinkel von engen Gassen hindurch, um seine Richtung wiederzugewinnen.

In einer dieser Gassen sah er vor einem Hause ein junges Mädchen, dessen ungewöhnliche Schönheit ihm wie ein Schlag durch den Körper ging, so daß er, ohne es zu wissen, einen Ruck an den Zügeln tat. Sie schien die Tochter eines Seilermeisters zu sein, denn aufgerollte Stricke, Wäscheleinen, Knäuel von Bindfaden, Zugstricke für Pferdegeschirre und andere Seilerwaren waren auf einem langen schmalen Tisch vor dem Hause ausgelegt und an der Hauswand aufgehängt und zur Schau gestellt. Das Mädchen sprach mit einem Käufer, einem jungen Mann, der in Giovannis Alter sein mochte und trotz seiner wunderlichen Kleidung schlank und wohlgebaut erschien, wozu sein demütiges und ungelenkes Benehmen nicht recht passen wollte. Giovanni bemerkte, daß die Verkäuferin den jungen Menschen auf eine Weise behandelte, in der Abscheu, Hochmut, Verachtung und Unwillen sich mischten, und je demütiger sich der Bursche gebärdete, um so zorniger schien das Mädchen zu werden, um so weniger die grenzenlose Ergebenheit zu bemerken, die aus seinen Bewegungen sprach, denn anzusehen wagte er sie überhaupt nicht. Schließlich spießte die schöne Hochmütige eine Bindfadenrolle auf einen Holzstab und reichte sie so dem schüchternen Käufer, der seine Kupfermünzen auf einer Kiste niederlegte und, sich häufig umsehend, davonschlich, während das Mädchen dreimal über die Münzen hinblies und sie dann mit dem Stab in eine Schachtel streifte, als wolle sie nicht einmal das Geld berühren, das der Verhaßte in der Hand gehalten hatte.

Giovanni hatte dies Benehmen mit Freude angeschaut, ohne daß ihm klar wurde, warum es ihn so ergötzte. Jetzt fragte er, was der Ärmste denn verbrochen habe, daß die Signorina ihn gar so schnöde behandle. Das Mädchen warf einen Blick zu dem Reiter hinauf, errötete und sagte kurz: „Das war Antonio Mandra.“ Giovanni lachte und fragte: „Ist es denn ein Verbrechen, Antonio Mandra zu sein?“ Das Mädchen sah abermals zu ihm auf, diesmal erstaunt, als begriffe sie ihn nicht; dann ward ihr klar, daß der Herr wohl aus der Fremde komme, sie sagte noch kürzer: „Sein Vater ist der Henker“ — und ging in das Haus.

Giovanni blieb ein wenig verblüfft zurück und ritt dann in etwas schnellerer Gangart davon, als er herangekommen war, denn er hatte das hochmütige Übersehen des armen Teufels wenigstens zum Teil dem Gegensatz zugeschrieben, den seine eigene stattliche Reitererscheinung dem demütigen Burschen gegenüber gemacht hatte, und schämte sich jetzt nicht wenig. Trotzdem nahm er am nächsten Tag seinen Weg wieder durch diese Gegend, bog aber schon von der Hauptstraße ab, ehe er noch den Ort der gestrigen Sperrung erreicht hatte, weil er sich auf diese Weise in dem Glauben erhalten konnte, die Straße sei noch immer nicht passierbar, denn ein so großes Gerüst könne man schwerlich schon beiseitegeräumt haben. Zwei weitere Tage noch belog er sich auf die gleiche Art, und als das nicht mehr anging, wurde er trotzig gegen sich selbst und fragte sich so herausfordernd, als habe er einen Gegner vor sich, ob ein Martaldi nicht etwa in Genua reiten könne, wo es ihm beliebe.

Er traf das Mädchen auch jedesmal vor dem Hause an, doch erwiderte sie seinen Gruß immer kürzer und zog sich schließlich schon zurück, wenn sie ihn kommen sah, denn sie hatte natürlich seinen Zustand viel genauer erkannt als er selbst und mochte einigen Grund haben, der Aufmerksamkeit eines offenbar reichen und vornehmen jungen Mannes mit Mißtrauen zu begegnen. Je öfter sie ihm auswich, um so stärker sehnte sich Giovanni nach ihrem Anblick und dem Klang ihrer Stimme, so daß er schließlich, um das Aufsehen zu vermeiden, das sie zu scheuen schien, die einfachste Kleidung anlegte und zu Fuß in der kleinen Straße erschien, unter dem Vorwand, Seilwerk für ein Segelboot nötig zu haben. Bei dieser Gelegenheit erfuhr er auch ihren Namen, als aus dem Innern des Hauses der Ruf „Giulietta!“ erscholl, während er aus einem Schild im Laden ersah, daß ihr Vater Pietro Balagni hieß.

Mit dem Einkauf des Tauwerkes kam er weder beim ersten noch beim zweiten und dritten Male zu Ende, so viel hatte er zu messen, zu prüfen, zu verwerfen und abermals zu wählen, bis Giulietta ihn fragte, ob denn ihr Vater nicht lieber einmal das Boot ansehen solle; er verstehe sich darauf und werde schneller zurechtkommen als der Herr. Bei diesen Worten sah er sie zum ersten Male lächeln, denn seine Zurückhaltung und sein Ungeschick, mit Frauen umzugehen, mit denen er bisher nichts zu tun gehabt hatte, hatten einen so günstigen Eindruck auf sie gemacht, daß sie es hartherzig fand, ihm nicht eine kleine Belohnung zukommen zu lassen — und eine Belohnung war dies Lächeln allerdings, denn es übergoß ihre Schönheit mit so strahlendem Liebreiz, daß Giovanni von einer Art süßer Bestürzung ergriffen wurde.

Indessen bekam er den angedrohten Vater vorläufig nicht zu sehen, denn Pietro Balagni war ein eifriger Politikus, der den größten Teil seiner Zeit außer dem Hause bei den Sitzungen der Zünfte verbrachte; das Geschäft hatte nur sich selbst zu erhalten, da ein gesichertes Bürgervermögen für die sonstigen Bedürfnisse sorgte.

Zu dieser Zeit geschah es, daß aus der herrschenden Partei sich eine Sondergruppe abspaltete und einen Minierkrieg mit dunklen Mitteln begann, in dem auch Giovanni, ohne daß er es ahnte, eine Rolle zugedacht war. Da die Sezessionspartei am besten wußte, von welcher Bedeutung Giovannis Vater, seine Ratschläge und Pläne waren, so versuchte sie, durch den Sohn Kenntnis von allem zu erhalten, und hoffte das dadurch zu erreichen, daß sie ihn bald hier, bald da unauffällig mit einigen geschickten Damen zusammenbrachte, die zu einem Liebesspiel mit politischem Hintergrund bereit und geeignet waren. Allein die handwerksmäßigen und allzu entgegenkommenden Künste der hierzu Auserwählten erregten in Giovanni einen solchen Abscheu, daß ihm Giulietta nun erst recht als die seltenste und kostbarste Ausnahme und von einem so strahlenden Licht umflossen schien, daß seine Neigung binnen kurzem zur Leidenschaft anschwoll und er seinem Vater ohne Umschweife erklärte, wie es mit ihm beschaffen sei, und was er zu tun gedenke.

Andrea Martaldi geriet hierüber in den heftigsten Zorn seines Lebens, den die Gewißheit, daß er vergeblich sein werde, noch steigerte. Er kannte seinen Sohn genau genug, um zu wissen, daß er seine eigene unbeirrbare Beharrlichkeit auf ihn vererbt habe. Überdies machte er sich jetzt die größten Vorwürfe, daß er seiner Lebensklugheit diesmal allzu blind vertraut habe. Die Gänge, die Giovanni in halber Verkleidung unternommen hatte, waren ihm keineswegs verborgen geblieben, aber er hatte kein Wort darüber verloren, weil er sich ähnlicher Unternehmungen aus seiner eigenen Jugend noch recht wohl entsann und die väterliche Autorität nicht aufs Spiel setzen wollte gegen die Unbelehrbarkeit jugendlicher Torheiten, und auch, weil er das, was nun geschehen war, überhaupt niemals für möglich gehalten hätte.

„Eine Seilerstochter?“ rief er Giovanni in vollem Zorne zu. „Gut! Nimm sie! Und überbring ihr die einzige Bestellung, die ich an sie

auszurichten habe: einen Strick, an dem sich dein Vater aufhängen kann!“ — Und ahnte dabei nicht, eine wie sonderbare und wunderliche Bedeutung schon die nächsten Stunden diesen heftigen Worten verleihen würden.

In den Nachmittagsstunden dieses Tages brach, völlig unerwartet, eine wohlvorbereitete, auf die Zünfte gestützte Erhebung gegen die regierende Partei los, nicht ohne eifriges geheimes Zutun jener Abgesplitterten, die hoffen mochten, sich als lachende Erben der Streitenden etablieren zu können. Nach einer Nacht voll Lärm und Blutvergießen war der Erfolg der Empörer nicht mehr zweifelhaft. Die Häupter der Angegriffenen hatten fluchtartig die Stadt verlassen. Andrea Martaldi, den Giovanni vergeblich gedrängt hatte, ein Gleiches zu tun, wurde in den ersten Morgenstunden verhaftet und in einem ganz regellosen kurzen Verfahren als Feind und Schädling der Republik zum Tode durch den Strang verurteilt. Es wurde ihm eröffnet, daß er sich in der Frühe des nächsten Tages bereit zu halten habe. Durch die Opferung dieses Bestgehaßten hoffte man, weitere Bluturteile vermeiden zu können, was nicht der Milde, sondern der Furcht vor einem abermaligen Umschlag der schwankenden Verhältnisse entsprang, wo es sich dann als klug erweisen würde, die Rachelust der jetzt Unterlegenen nicht allzusehr gereizt zu haben.

Giovanni war außer sich vor Trauer und Kummer und verbrachte den Tag in trostlosem Jammer, sich mit Vorwürfen überhäufend, daß er gerade in der letzten Unterredung den stets gütigen Vater zum heftigsten Zorn erregt habe. Spät abends führte einer der Diener eine verhüllte Frauengestalt herein, die sich als Giulietta entpuppte. Sie sagte, nur das, was jetzt geschehen sei, habe sie bewegen können, den Fuß in die Wohnung eines jungen Mannes zu setzen; sie wolle versuchen, was in ihren Kräften stände, um Martaldi wenigstens vorläufig zu retten, das Weitere der Fürbitte der Himmelskönigin überlassend. Doch bedürfe sie hierzu Giovannis Unterstützung, da ein Gang zu tun sei, den ein ehrbares Mädchen nicht unternehmen könne. Darauf beschrieb sie ihm genau, wo das abgelegene Haus des Scharfrichters Mandra zu finden sei; dort möge er ausrichten, Antonio Mandra solle sich noch diesen Abend, und wenn es mitten in der Nacht sei, bei Pietro Balagni einfinden. Wenn es möglich sei, solle er um eine letzte Unterredung mit seinem Vater nachsuchen und ihm dabei zu verstehen geben, er solle Mut und Hoffnung bis zum letzten Augenblick nicht sinken lassen.

Giovanni erklärte sich stammelnd zu allem bereit und wäre fast auf die Knie gesunken vor Giulietta. Die Fürbitte der Himmelskönigin schien ihm kaum noch nötig, da ihn deuchte, sie habe schon in eigener Person eingegriffen. Er machte sich auf den Weg, fand das Haus und richtete seinen Auftrag bei Antonio Mandra aus. Antonio erkannte ihn gleich als den, vor dessen Augen er so deutlich als Unehrlicher behandelt worden war. Er ahnte, was im Werke sei; es mochte ihm nicht leicht werden, aber er gehorchte. Gegen elf Uhr klopfte er bei Balagni an die Ladentür und wurde eingelassen. Was Giulietta mit ihm sprach, hörte niemand, doch ist zu vermuten, daß ein freundliches Wort, vielleicht gar jenes Lächeln voll unendlichen Liebreizes den armen Burschen zu allem willig machte. Er kehrte nach Hause zurück und brauchte sich nicht einmal seinem Vater anzuvertrauen; denn dem alten Mandra, der die Exekution eigentlich vorzunehmen hatte, war es nicht ganz geheuer bei der plötzlichen Veränderung der Dinge. Er fürchtete, man könne sich bei einem Wechsel an ihn halten, daß er sich zur Verfügung gestellt habe, Hand an Andrea Martaldi zu legen. Daher hatte er die medizinischen Künste gebraucht, die den Scharfrichtern damals zur Verfügung standen, und sich Füße und Schenkel mit einer ätzenden Mixtur eingerieben, so daß sie anschwollen und ihm das Gehen unmöglich machten. Nach den Bestimmungen hatte sein Sohn an seine Stelle zu treten.

Pietro Balagni aber mußte gegen seine Gewohnheit die ganze Nacht hindurch arbeiten und seine höchste Kunst aufwenden. Zweimal zerstörte ihm Giulietta, was er zustande gebracht hatte, und allerdings durfte es, wenn es brauchbar sein sollte, nur eine Probe aushalten. Da Balagni die Erhebung nicht gebilligt hatte, weil er der Ansicht war, sie sei im gegenwärtigen Augenblick schädlich und auf die Dauer aussichtslos, so hatte er sich sogleich bereit gefunden, das Seine zu tun, um eine schlimme Folge womöglich zu mindern, und außerdem wurde er von seiner schönen Tochter so beherrscht, daß er wahrscheinlich auch gegen seinen Willen hätte folgen müssen.

Giovanni hatte in später Abendstunde um eine Unterredung mit seinem Vater nachgesucht, die ihm bewilligt worden war, aber nicht aus Menschlichkeit, sondern weil der mit der Aufsicht beauftragte Fanatiker dem verhaßten Martaldi den Jammer dieser Stunde nicht ersparen wollte. Bei der letzten Umarmung hatte Giovanni seine Mahnung geflüstert, nicht zu verzagen bis zum letzten Augenblick, und Martaldi hatte gelächelt, denn er war natürlich der Meinung, sein Sohn beabsichtige eine der trügerischen Täuschungen, die einen Verurteilten aufrechterhalten sollen und in dem Augenblick, da sie sich als Täuschung offenbaren, dem bereits Entrückten nichts mehr anzuhaben vermögen. Nur wunderte er sich, daß sein Sohn ihm, den er doch besser kennen mußte, einen solchen Trost der Schwachen zuraunte. Doch drückte er ihm, die liebevolle Absicht erkennend, noch einmal die Hand und schob ihn mit einem heroischen Scherz, der den Sohn auf zweifache Weise sonderbar erschütterte, zur Tür hinaus: „Grüße deine Giulietta!“ sagte er, „den Strick brauche ich nicht mehr“ — womit er, da ihm angesichts der letzten Stunden doch manches anders erscheinen mochte als mitten im rüstigen Leben, Giovanni anheimstellen wollte, zu handeln, wie sein Herz ihn triebe.

In frühester Stunde holte Antonio Mandra den neuen Strick, den das Gesetz für jede Exekution forderte, bei Balagni ab, und ein wenig später ward Andrea Martaldi zur Richtstätte geführt, die, obwohl man die Stunde geheimgehalten hatte, doch von einer dichten Menge umlagert war. Antonio Mandra waltete seines Amtes, knüpfte dem Verurteilten den Strick um den Hals, zur Vorsicht den Knoten vom Genick weg an die Seite schiebend, flüsterte dem auf der Leiter Stehenden zu: „Ziehen Sie das Kinn an, gnädiger Herr!“ und stieß ihn im gleichen Augenblick herab. Der Strick riß augenblicklich, und Martaldi stand unversehrt auf den Füßen.

In der Volksmenge erhob sich ein ungeheures Geschrei. Viele sahen ein Gottesurteil in dem Vorfall, andere brüllten zornig: „Betrug!“ Ein fanatischer Sattlermeister stürzte aus der Menge hervor, riß Martaldi den Strick vom Hals und wollte zeigen, daß es ein abgekartetes Spiel sei, indem er die beiden Enden des Stranges sich um die Hände schlang, wie die Polsterer es tun, wenn sie ihre Fertigkeit gebrauchen wollen, eine starke Schnur mit einem Ruck zu zerreißen. Er tat den Ruck mit aller Gewalt, schrie aber im gleichen Augenblick jämmerlich auf, denn der Strick war keineswegs gerissen, sondern hatte sich so gewaltsam um seine Hände zusammengezogen, daß die Hautfalten zwischen den Windungen dick hervorquollen und seine Hände quergestreift waren von tiefen blauroten Furchen.

Balagnis Kunst hatte es zuwege gebracht, den Strick nur an einer Stelle im Innern zu trennen und die dünne Außenschicht an dieser Stelle durch Anwendung chemischer Mittel ohne Veränderung ihres Aussehens so mürbe zu machen, daß sie beim kleinsten Ruck nachgab. Der mißlungene Versuch des Sattlers erregte die Wundergläubigen in der Menge noch stärker; überdies durfte keine mißglückte Exekution wiederholt werden, ohne daß nochmals darüber verhandelt war. Die verschiedenen Meinungen prallten aufeinander, Schlägereien entstanden, und da Für und Wider in der Menge regellos verteilt war, sah ein jeder sich genötigt, grimmig um sich zu schlagen, um sich vor Schaden zu bewahren.

Während dieses Tumults führte Giovanni mit einigen Freunden des Hauses seinen Vater ungehindert fort. Aber auch jetzt bedurfte es noch aller Überredung, ihn zum Verlassen der Stadt zu bewegen. Es gelang auch wirklich, wäre aber kaum noch nötig gewesen, denn am gleichen Tage noch erfolgte der wuchtige Gegenstoß der geschlagenen Partei und war in wenigen Stunden glücklich vollendet. Schon die nächste Sonne sah die frühere Ordnung wiederhergestellt.

Martaldis erster Gang nach seiner Rückkehr war zum Hause Pietro Balagnis, wo er dem Vater die harte Hand drückte und die errötende Giulietta in die Arme schloß, während er Giovanni ermahnte, stets daran zu denken, daß auch das längste Leben nicht hinreiche, um eine Dankesschuld wie diese abzutragen.

Die beiden Mandras, Vater und Sohn, wurden durch Martaldis Fürsprache unter feierlicher Schwingung der Fahne der Republik über ihren Häuptern ehrlich gesprochen, und den alten Mandra betraute man mit dem verantwortungsvollen Amt eines geheimen Ratsboten, dem er, da seine Füße wieder abgeschwollen waren, fortan mit Eifer oblag, und es gab in ganz Genua niemand, der um Mandras Nachfolger einen so großen Bogen beschrieben hätte wie Mandra selbst. Antonio verließ die Stadt, trat in florentinische Kriegsdienste und brachte es, da er von früh auf gewohnt war, fremdes Leben und noch mehr sein eigenes Dasein für weniger als nichts zu achten, bald zu Ansehen, bis er, noch nicht dreißig Jahre alt, bei einer allzu kühnen Unternehmung den Tod fand.

Pietro Balagni aber zog von der mühevollen Arbeit jener Nacht reichen Gewinn, da ihm die Lieferung des Tau- und Segelwerks für die Flotte übertragen wurde, so daß er mit einer Menge Gesellen alle Hände voll zu tun und für die Politik keine Zeit mehr hatte.

Andrea Martaldi erreichte ein so hohes Alter, daß er noch seine Urenkel mit unbegreiflicher Schnelligkeit, wie den Greis dünkte, heranwachsen sah, und konnte sich nicht genug wundern, daß der Sinn für Rechtsgelehrtheit so ganz aus dem Geschlecht der Martaldis geschwunden sei, denn alle seine männlichen Enkel, deren es fünf gewesen waren, hatten das Waffenhandwerk ergriffen, und ihre heranwachsenden Söhne gingen eben daran, es den Vätern gleichzutun.

Mehrmals stand im Laufe der Jahrhunderte das Geschlecht auf den zwei Augen eines Säuglings an der Mutterbrust, überwand aber in unerschöpflicher Lebenskraft alle Krisen, so daß noch heute hier und da in Italien ein Martaldi anzutreffen ist — Männer mit kühnen Gesichtern und Frauen mit roten Lippen, deren Lächeln je und je einem jungen Toren Herz und Sinn verwirrt.



FRÜHLINGSANFANG

AQUARELL VON KURT GEIPEL-NETZSCHKAU



Japanische Gespenster

Alte Sagengestalten in der Darstellung japanischer Holzschnittkünstler.

Uralt wie die Geschichte der Menschheit ist das Grauen, jenes Lustgefühl, das, der Wirklichkeit abhold, gerade in der Verneinung des Lebens sein Dasein findet, das den Menschen quält und schreckt und drückt und ihn dennoch ewig aufs neue reizt und lockt. Man denke dabei nur an die mittelalterliche Welt: an Werwölfe und Drachen, an die Hexen, die Mensch und Tier verderben, an die Nachtmar, an Kobolde und Vampire und an die Nixen, die Fischer und Kahn grausam zu sich auf den Grund zogen. — Aber was ist alles Grauen westlicher Kultur gegen Asien, das sich selbst seine Götter nur unter Furcht und Schrecken und als Naturgewalten vorstellen kann, die dem Erdensohn nicht Freund und Vater, sondern grimmiger und strafender Feind sind! — Japan ist das Land, in dem das Grauen in den heimischen Gespenstern und Geistern am lebendigsten geblieben ist.

Was Wunder, wenn die japanische Kunst, fest wurzelnd in altem Volksglauben und bestärkt durch die Lehre Buddhas, sich mit Vorliebe der Darstellung der Gespenster zugewandt hat. Vor allem sind es die Phantasiegestalten der Oiwa und der Kasane, sowie der Iwa Fuji, die manch einen Meister des japanischen Holzschnitts angeregt haben und namentlich durch den Schauspieler Onoe Matsusuke I. bühnenfähig gemacht worden sind. So läßt Katsushika Hokusai (1760—1849) in einem Lampion, wie er beim Totenfest milde neben dem Grab Verstorbener leuchtet, ein schreckhaftes Antlitz aufflammen: Oiwa, die von ihrem Gatten zu Tode Gequälte. Oder lautlos und geschmeidig und furchtbar wie die Rache selbst kommt der Geist der Kasane bei Utagawa Toyokuni (1769—1825) geschlichen und wirft sich plötzlich vor Yoemon, ihrem von Entsetzen gelähmten Mann und Mörder, auf. Und die Iwa Fuji, von Onoe Baiko III. als gierig züngelnde und fressende Flamme glänzend gemimt, hat dem Maler Utagawa Toyokuni III. = Kunisada (1786—1865) als dankbarer Vorwurf gedient.

Katsushika Hokusai (1760—1849): Darstellung des Geistes der Oiwa, einer Phantasiegestalt des japanischen Volksglaubens, wie er in einem abbrennenden Lampion erscheint.



Utagawa Toyokuni III. = Kunisada (1786 bis 1865): Die Sagenfigur der Iwa Fuji in Gestalt einer Flamme, dargestellt von dem Schauspieler Onoe Baiko III.

Überhaupt wird man nicht müde, dem Geist eines Erschlagenen Gestalt zu geben. So neigt sich Kohada Koheji in dem Farbenholzschnitt Hokusais als grinsendes Totengerippe über den Rand des Moskitonetzes und scheucht den vom Morde Gezeichneten aus dem Schlummer auf.

Ein anderes oft wiederkehrendes Schreckgespenst ist das der Menschenfresserin Hannya. Das eine Mal (bei Hokusai z. B.) hält sie einen schreienden Kinderkopf hohnlachend in den Krallen ihrer Rechten; und ein anderes Mal überfällt sie zur Nacht ein reisendes Mädel, das gerade am Ziel ist und die Klinke der Gasthaustür sozusagen in der Hand hat.

Hans Pusen.



Katsushika Hokusai: Der Totenschädel des erschlagenen Kohada Koheji erscheint über dem Moskitonetz und weckt den darunter schlafenden Mörder allnächtlich aus dem Schlaf.







Links: Utagawa Toyokuni (1769—1825): Der Geist der von ihrem Gatten Yoemon getöteten Kasane erschreckt den Mörder. (Schauspieler-Darstellung.) — Mitte: Katsushika Hokusai: Die Erscheinung der Oikuku, die nach der Sage sich eines zerbrochenen Tellers wegen in einen Brunnen stürzte, steigt an einem aus Tellern gebildeten Hals aus dem Brunnen auf. — Rechts: Ikkaisai Yoshitoshi: Das Schreckgespenst der Menschenfresserin Hannya beim Überfall auf eine zur Nacht einkehrende Reisende.

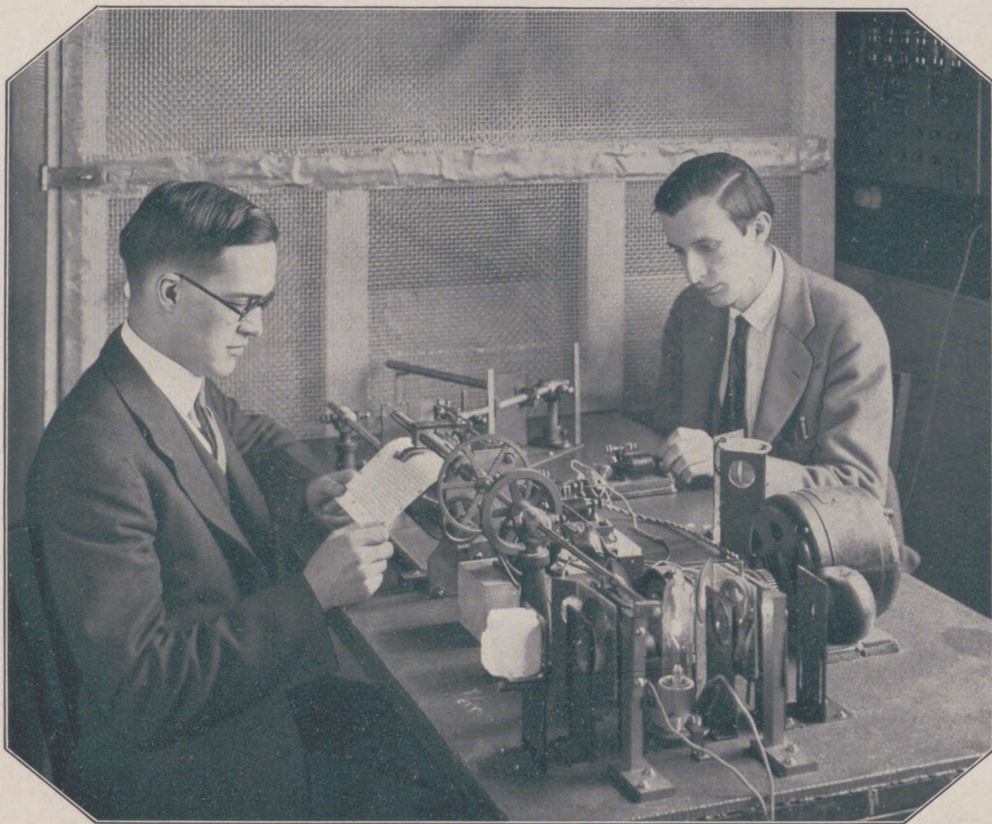


An der Grenze von Stadt und Land: Endstelle der Straßenbahn im Vorort. Zeichnung von Rudolf Lipus.

Wie geologische Schichten mutet die Struktur der Großstadt an, wenn man vom Zentrum hinausfährt an ihre Peripherie: aus dem brodelnden Kessel des fiebernden Verkehrs durch stille Wohnstraßen, Parkgürtel, Laubenkolonien, hinaus in die fast kleinstädtisch wirkenden Vororte, bis zu dem Punkte, wo sich die Stadt gewissermaßen verliert, wo das flache Land beginnt. Hier hören auch die Geleise der Straßenbahn auf, jene eiserne Fäden, die die Ausläufer mit dem Herzen der Stadt verbinden. Aber diese Stelle, an der die Straßenbahnwagen ihren zentrifugalen Weg beenden, um wieder sich zurückzuwenden, und der Schaffner „Endstation — alles aussteigen!“ ruft, trägt so ganz den Charakter des Relativen: Vielleicht in zehn oder in zwanzig Jahren hat die Stadt sich gedehnt, ihre Häuser weiter hinausgerückt, und was jetzt noch Endstation heißt, ist dann bloße Zwischenstation geworden.

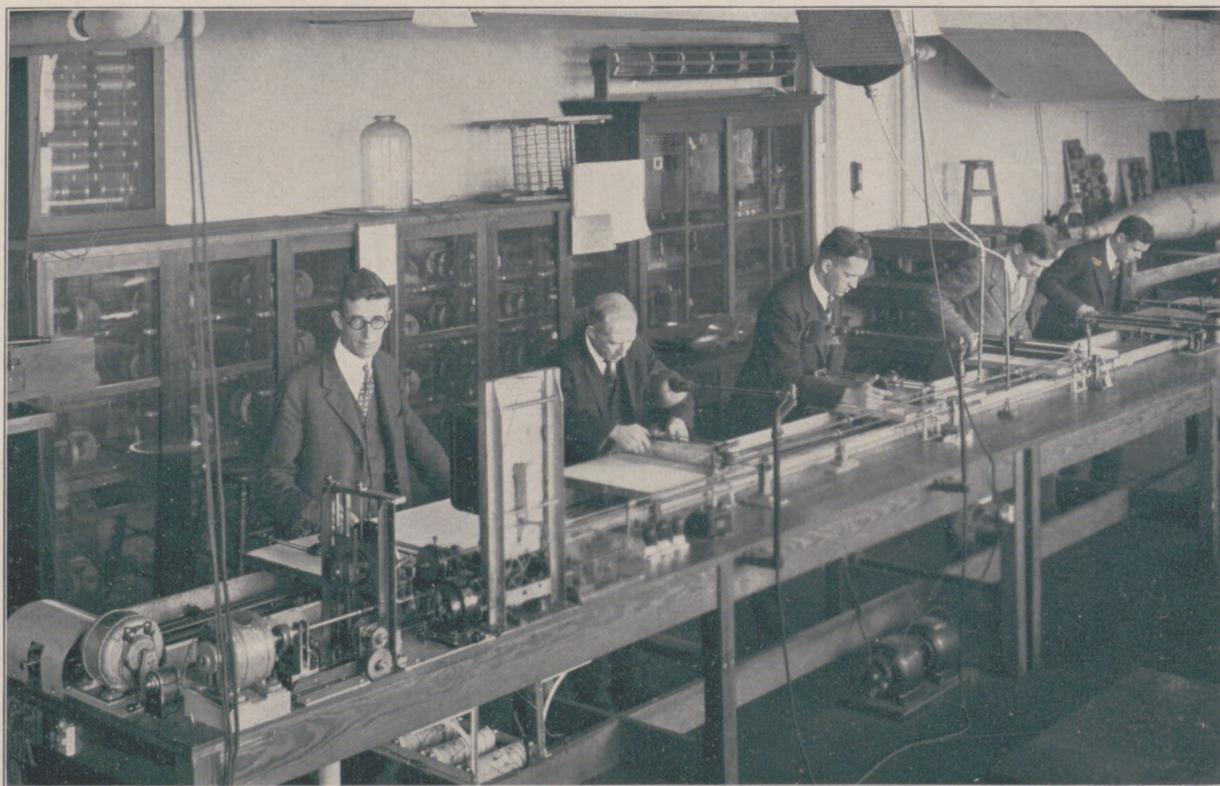
Wissen und Leben

Zwei „denkende" Maschinen. (Hierzu die Abbildungen auf dieser Seite.) Maschinen die komplizierte Handlungen ausführen, sich dabei, gleichsam vernünftiger Überlegung folgend, den Umständen anpassen und nicht nur manuelle, sondern auch geistige Arbeit ersparen, könnte man mit einigem Recht als „denkend" bezeichnen. Zwei solche Maschinen sind aber erst kürzlich von Professoren der Technischen Hochschule zu Cambridge in Nordamerika konstruiert worden. — Zunächst handelt es sich um einen sebsttätigen Farbmesser, den Prof. Arthur C. Hardy und Prof. Frederick W. Cunningham gemeinsam erfunden haben, und der Farbtönungen mit unerreichter Sicherheit und Schnelligkeit bestimmt. Alle bisher für dergleichen Zwecke gebauten Vorrichtungen beruhten stets auf dem Vergleich der zu prüfenden mit einer Normalfarbe. Bei derartigen Vergleichen kam es aber in erster Linie auf die persönliche Geschicklichkeit und Übung des Experimentators, ferner auch auf die Art der Beleuchtung an, und nur Personen mit vollkommen normalem Farbsinn konnten dazu hinzugezogen werden. Die neue Maschine hat hingegen mit dem persönlichen Unterscheidungsvermögen, das ja keineswegs immer gleich scharf, vor allem auch nicht stets zuverlässig ist, durchaus nichts zu tun. Die Farbprüfungen erfolgen so schnell, wie man die zu untersuchenden Proben nur in den Apparat einbringen kann. Wie wichtig eine derartige Vorrichtung für alle Industriezweige ist, zeigt schon die Überlegung, daß fast überall an genauer Farbkontrolle der Erzeugnisse Interesse besteht. Besonders wichtig ist aber die genaue Prüfung von Farbnuancen für die Stoffabrikation, vor allem bei den zarten Tönen, die für das Auge nur schwer zu unterscheiden sind. Auch bei der Herstellung von Tinten, Mal- und Stofffarben, Papier usw. spielen Farbtönungen eine wichtige Rolle, und ebenso kommt es bei Fabrikation von Konfekt, um nur ein weiteres Beispiel zu erwähnen, auf die Unterscheidung der verschiedenartigsten Nuancen an; die eine Fabrik hat z. B. nicht weniger als 75 verschiedene Schokoladen, die alle nach ihrer Farbtönung zu unterscheiden sind. Eine ähnlich wichtige Rolle spielt die Nuancierung der Farbe in der Tabakfabrikation. Die neue Maschine arbeitet nicht nur schnell und zuverlässig, sondern stellt auch von jeder zu messenden Farbtönung eine Aufzeichnung her, mit deren Hilfe man den Farbton stets wiederfinden kann. Jede Möglichkeit des Verblassens einer Normaltönung fällt somit fort, und durch ein einfaches Codesystem wird es möglich, jede Farbnuance einwandfrei zu charakterisieren. Der Farbmesser besitzt ein kräftiges optisches System und elektrische Registriervorrichtungen. Die Farbprobe wird in einen Halter eingesetzt und durch eine Speziallampe mit Wolframglühfaden beleuchtet, deren Leuchtstärke 50 mal stärker ist als volles Sonnenlicht; eingeschaltete Wasserfilter sorgen dafür, daß durch die starke Wärmewirkung kein Feuer entsteht. Als Vergleichston wird kohlensaures Magnesium benutzt, die Substanz, die von allen überhaupt bekannten das glänzendste Weiß liefert, und zwar wird das Licht abwechselnd von der zu untersuchenden Probe und von dieser Normalsubstanz reflektiert und auf eine Photozelle geworfen, die dann entsprechende Stromschwankungen erzeugt. Diese Stromschwankungen werden aber einem Vakuumrohr-Verstärker zugeleitet, der sie um das Zehntausendbillionenfache verstärkt und sebsttätig das von der Probe und das von der Normaltönung herkommende Licht miteinander ausgleicht. Die Farbe der Probe wird bei jeder Wellenlänge des Spektrums, d. h. bei jeder Farbnuance, gemessen und das Ergebnis automatisch durch einen über eine rotierende Trommel gehenden Schreibstift aufgezeichnet, und zwar, wie schon gesagt, in einer jederzeit und allerorts leicht und schnell wiederherzustellenden Form. — Weit komplizierter ist die Konstruktion der zweiten Maschine, die wie ein geübter Mathematiker — oder vielmehr ungleich schneller und sicherer als ein solcher — die schwierigsten Probleme erledigt, auch solche, die für den Menschengeist bisher zu verwickelt waren. Sie arbeitet wie ein maschinelles Gehirn, in das man die Daten eines solchen mathematischen Problems hineinsteckt, und das mit derselben Sicherheit, wie so manche andere Maschine aus den Rohsubstanzen den einen oder andern Gegenstand herstellt und am anderen Ende herausgibt, die richtige Lösung ausarbeitet und niederschreibt. Die neue Maschine erleichtert also alle mathematischen Rechnungen in solchem Maße, daß sie mit bisher unlösbaren Problemen fertig wird. Sie ist das Werk von Prof. Dr. Vannevar Bush und dessen Mitarbeitern. Vor mehreren Jahren hatte es sich als dringend wünschenswert gezeigt, eine Maschine zur selbsttätigen, schnellen und genauen Lösung von Problemen der höheren Elektrizitätslehre zu konstruieren, und diesem Bedürfnis verdankt die neue Maschine ihre Entstehung. Nach der Meinung von Prof. Bush könnte man die Maschine als Addiermaschine von äußerster Vollkommenheit und Leistungsfähigkeit bezeichnen. Wenn eine gewöhnliche Rechenmaschine die vier Grundrechnungen oder Spezies — Addition, Subtraktion, Multiplikation und Division — bewältigt, so muß die neue, für den Ingenieur bestimmte mit denselben Kurven und Aufzeichnungen fertig werden, die für ihn den Verlauf von allerhand Dingen — in Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft — erläutert. Die Grundlage dieser Integraph genannten mathematischen Rechenmaschine ist ein Wattstundenmesser von gleicher Form, wie man ihn in den Wohnungen zur Aufzeichnung des Stromverbrauchs benutzt. Auch er addiert die zu verschiedenen Zeiten verbrauchte elektrische Kraft und zeichnet die jeweiligen Summen an den Maßstäben auf; hierbei funktioniert er als Motor. — Unter „Integration" versteht man in der Mathematik ein Verfahren zum Ausdruck der Summe von Zahlenreihen, die ihrerseits nach einem gewissen Gesetz (d. h. nach einer gewissen Gleichung) veränderlich sind. Will der Mathematiker mit der neuen Maschine arbeiten, so nimmt er die für ihn in Betracht kommenden Gleichungen und zeichnet sie in je ein Kurvenblatt ein. Die einzelnen Kurvenblätter werden sodann unter je einen Schreibstift gelegt, und zwar derart, daß die längs der Maschine aufgestellten Assistenten die Stifte auf der entsprechenden Kurve erhalten. Während die Stifte auf diese Weise — entsprechend dem Verlauf der Kurven — auf und nieder gehen, ändert sich die durch den Messer hindurchfließende Elektrizität im gleichen Verhältnis, und die während der ganzen Zeit erfolgende Gesamtzahl von Umdrehungen des Messers ergibt das „Integral", d. h. die gewünschte Summe. — Nun reguliert aber der Messer nicht etwa die beweglichen Zeiger eines Zifferblattes, sondern — durch Vermittlung eines Relais — einen Motor, der seinerseits einen Schreibstift über einem anderen, gleichfalls in der Längsrichtung langsam beweglichen Blatt Papier antreibt. Hierdurch kommt es, daß in das Blatt eine Kurve eingezeichnet wird, die das Integral und damit das gewünschte Ergebnis darstellt. Mit dieser schon sehr respektablen Leistung begnügt sich die Maschine jedoch nicht, sondern sie bewirkt mittels einer zweiten, etwas anderen Vorrichtung eine zweite Integration bzw. Summierung. Hierdurch wird sie aber ganz besonders wertvoll, da viele elektrische Gleichungen nur zwei derartige Summierungen verlangen und daher auf der Maschine unmittelbar erledigt werden können. Eine weitere Vorrichtung ist eine Art Rückkuppelung, durch die ein anderes wichtiges Resultat erzielt wird, und zwar, daß die Kurven, auf denen die Stifte laufen, ihrerseits erst von dem



Sicherer als der beste Farbsachverständige: Automatischer Farbmesser, der selbsttätig Farbtöne aufzeichnet, bei der Bestimmung der Farbe eines Apfels.

Der Beobachter der Farbaufzeichnung ist Prof. Hardy, einer der Erfinder dieser Maschine.



Das „mechanische Gehirn": Der Integraph des amerikanischen Professors Dr. Bush, eine Rechenmaschine für schwierige mathematische Probleme. Der Erfinder (links) läßt von den „Fingern" des Integraphen ein Problem der höheren Elektrizitätslehre lösen. Seine rechts stehenden Gehilfen beobachten das Verschieben der Tische, auf denen die Versuchsbedingungen in Kurvenform eingetragen werden.

Erfindungswunder: Maschinen mit „geistigen" Hochleistungen.

(Zu nebenstehendem Beitrag)

Endergebnis abhängen. Zu diesem Zweck werden die Tische, auf denen die eingezeichneten Kurven befestigt sind, mittels desselben Motors angetrieben, der auch den Schreibstift antreibt. Die Maschine löst so gut wie alle „Differential"-Gleichungen zweiter Ordnung, d. h. Gleichungen, mit denen der Ingenieur fortwährend zu tun hat. Viele derartige Gleichungen konnten aber bisher erst nach mehrmonatigen schwierigen Berechnungen erledigt werden; die Maschine erzielt das gleiche Ergebnis in höchstens einem Nachmittag. Dr. Alfred Gradenwitz.

Robert Mayer, der Entdecker des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft. Zu seinem 50. Todestag am 20. März. (Hierzu nebenstehende Abbildungen.) Im Sommer des Jahres 1824 mühte sich am Pfühlbach zu Heilbronn ein Knabe mit einer eigenartigen Spielerei. Mit Hilfe einer Schraube und einiger Räder wollte er ein Wasserrad bauen, das das so lange gesuchte Problem des Perpetuum mobile endgültig lösen sollte. Der junge Erfinder gedachte dadurch ewigen Ruhm zu gewinnen. Ein merkwürdiges Schicksal schenkte dem Manne, der aus dem spielenden Knaben erwuchs, wirklich Unsterblichkeit. Diese Unsterblichkeit aber verdankt Robert Mayer gerade dem Umstand, daß er das Gesetz fand, das dem alten Menschheitstraum vom Perpetuum mobile, d. h. der Möglichkeit, aus dem Nichts Arbeit zu gewinnen, unwiderruflich ein Ende machte. Das Gesetz von der Erhaltung der Kraft ist vielleicht die in ihren Auswirkungen bedeutendste Erkenntnis, die das an bahnbrechenden Entdeckungen auf naturwissenschaftlichem Gebiet so reiche neunzehnte Jahrhundert hervorgebracht hat. Durch einen sonderbaren Umstand wurde Robert Mayer zu seiner Entdeckung geführt. Er machte als Schiffsarzt eine Reise in die Tropen. Bei einem der schweren Stürme dieser Fahrt, als das Meer das Schiff wie eine Nußschale hin und her schleuderte, sagte der Steuermann dem jungen Arzt, daß er die Beobachtung gemacht habe, daß das Wasser der vom Sturm aufgewühlten Wogen wärmer sei als bei ruhiger See. Diese Bemerkung gab dem grübelnden Mediziner bereits zu denken. Dunkel regten sich in ihm Ahnungen über den Zusammenhang von Wärme und Arbeit. Bei der Ankunft in Batavia erkrankte eine Anzahl von Matrosen. Mayer ließ sie der Reihe nach zur Ader. Statt des dunklen Venenblutes floß ihm hellrotes Blut entgegen. Das erstemal fürchtete er schon, statt einer Vene eine Arterie angeschlagen zu haben. Da sich aber der Vorgang wiederholte, das ruhig ausfließende Blut bei allen Kranken die gleiche hellrote Farbe zeigte, erkannte der junge Arzt, daß hier eine Gesetzmäßigkeit vorlag, deren Ursache zu ergründen sein müsse. Zunächst suchte er sich Rat bei Kollegen zu holen, die schon längst in den Tropen tätig waren. Vergebens! Die Herren hatten wohl die Tatsache als solche ebenfalls bemerkt, sie aber ruhig hingenommen, ohne sich weiter etwas dabei zu denken. Robert Mayer aber kam durch sein Nachdenken schließlich zu dem Schluß, daß der Mensch in der heißen Zone weniger Wärme aus seinem Körper abgibt als in der kalten. Er selbst drückt das so aus: „Zur Erhaltung einer gleichförmigen Temperatur des menschlichen Körpers muß die Wärmeentwicklung in demselben mit einem Wärmeverluste, also auch mit der Temperatur des umgebenden Mediums notwendig in einer Größenbeziehung stehen, und es muß daher sowohl die Wärmeproduktion und der Oxydationsprozeß als auch der Farbenunterschied beider Blutarten im ganzen in der heißen Zone geringer sein als in kälteren Gegenden." Aus diesem Gedankengang heraus kam er dann zu weiteren Folgerungen über die Beziehungen, die zwischen der Wärme und der von ihr hervorgebrachten mechanischen Arbeit bestehen müssen. Er erkennt, daß sich aus Wärme Arbeit und aus Arbeit Wärme erzeugen läßt, daß Wärme und Arbeit in einem bestimmten Verhältnis stehen, daß sich dieses Verhältnis genau rechnerisch feststellen läßt. Er führt diese Berechnungen aus und legt sie in einer seiner Abhandlungen nieder: „Wir müssen wissen, wieviel Arbeitskraft zur Hervorbringung eines vorgeschriebenen Maßes von Wärme erforderlich ist und umgekehrt. Mit anderen Worten: das Gesetz der unveränderlichen Größenbeziehung zwischen der Bewegung und der Wärme muß auch numerisch ausgedrückt werden. Indem wir die Erfahrung hierüber befragen, finden wir, daß die Erwärmung von einem Gewichtsteile Wasser um einen Grad der hundertteiligen Skala der Erhebung von einem gleichen Gewichtsteile auf ungefähr 1200' Höhe entspricht. Diese Zahl ist das mechanische Äquivalent der Wärme." Seine Entdeckung hat Robert Mayer kein Glück gebracht. Am 16. Juni 1841 schickte er eine erste Abhandlung an „Poggendorffs Annalen". In diesem Aufsatz ist das Gesetz von der Erhaltung der Kraft bereits klar ausgesprochen. Aber Poggendorff erkennt die Bedeutung nicht. Er veröffentlicht die Arbeit nicht, schickt sie nicht einmal dem Verfasser zurück. Sie wird erst Jahrzehnte später samt dem Begleitbrief Mayers



Ein Gedenktag des „Gesetzes von der Erhaltung der Kraft": Der 50. Todestag des Mediziners und Naturforschers Robert Mayer (im Oval), des Entdeckers dieses Gesetzes, am 20. März. Unten: Begleitbrief Mayers zu seiner für die Entdeckung grundlegenden Abhandlung an „Poggendorfs Annalen".

wiederaufgefunden. Sie half dann, die Priorität Mayers zweifellos festzustellen. Eine zweite Abhandlung, die er an Liebig sandte, wird von diesem im Mai 1842 in seinen „Annalen der Chemie und der Pharmazie" veröffentlicht. Doch auch diese Veröffentlichung erspart Mayer nicht die schweren Kämpfe, die er um sein Recht an der von ihm gefundenen Erkenntnis fast sein ganzes Leben hindurch führen mußte. Erst in den letzten Jahren seines Daseins fand er volle Anerkennung; im Jahre 1867 erhielt er den persönlichen Adel. Aber all dies konnte ihn für die lange Zeit des verzweifelten und vergeblichen Ringens nicht mehr entschädigen. Am 20. März 1878 starb er in Heilbronn, wo er am 25. November 1814 geboren worden war, verbittert und vereinsamt. Das Gesetz von der Erhaltung der Kraft, das sein genialer Geist zuerst gefunden hat, wird Robert Mayers Namen lebendig erhalten. Dr. Albert Neuburger.

Das Karwendelgebirge, dessen prächtiges Berggebiet (vgl. die Bildertafel auf Seite 404) in seinem südlichen, Tiroler Teil durch eine Verordnung vom 17. Februar fast ganz als Banngebiet erklärt wurde, damit sein jetziger Zustand erhalten werden kann, besteht in der Hauptsache aus vier von Westen nach Osten verlaufenden Bergketten, die durch tief eingeschnittene Täler voneinander getrennt sind. Seine Grenzen sind im Süden das Inntal von Zirl bis Jenbach, im Westen der Sattel von Seefeld und der Scharnitzpaß, im Osten die Furche des Achensees und im Norden die bayerischen Vorberge. Im Innern dieses Gebiets, dessen Grundfläche nicht weniger als 1000 qkm beträgt, befindet sich keine einzige Ortschaft; nur Almen, Jagd- und Schutzhäuser gibt's im Karwendel, das heute noch durch seinen Gemsenreichtum berühmt ist. Die Weg- und Unterkunftsverhältnisse sind im Karwendel ganz ausgezeichnet. Durch die meisten Täler führen fahrbare, von hohen Jagdherren angelegte Sträßchen, und über die zahmen, von jedermann leicht zu begehenden Jöcher leiten bezeichnete Reitwege oder neugebaute Alpenvereins-Steige, wie auch einzelne aussichtsberühmte Hochgipfel durch kühne Steiganlagen zugänglich gemacht wurden. In bequemen Tagesmärschen leicht zu erreichen, liegen an den wichtigsten Übergangspunkten große Alpenvereins-Schutzhäuser, die in der sonst unwirtlichen Gegend für Unterkunft und Verpflegung sorgen. Die Durchquerung des Karwendelgebirges zählt zu den landschaftlich großartigsten Touren in den ganzen Alpen; die ungeheuren, fast 1000 m hohen, senkrechten Nordwände der einzelnen Ketten, an deren Fuß man stundenlang entlang wandert, finden kaum ihresgleichen. Besonders schön und für den Naturfreund von höchstem Reiz ist eine Karwendelwanderung im Frühjahr, wenn die Alpenblumen in voller Blüte stehen, und im Herbst, wenn der Wald in bunten Farben prangt. Der Schritt der Tiroler Landesregierung zur Erhaltung dieses Gebiets wird darum von allen Freunden der Alpenwelt sehr begrüßt, und es ist nur zu wünschen, daß ihr die Lösung der noch schwebenden Frage der Schaffung eines Naturschutzparkes im Rahmen des weiteren, geschützten Karwendelgebiets bald gelingt.

Höhenwetterkarten vom Nordatlantischen Ozean für Flieger. Über die Wetterkarten, die das Geophysikalische Institut der Universität Leipzig für verschiedene Höhen über Mitteleuropa herausgab, berichteten wir in Nr. 4025 vom Jahre 1920. Ein bemerkenswertes Seitenstück zu diesen Karten liefern jetzt die Höhenwetterkarten für den Nordatlantischen Ozean, die das Hydrographic Office der Marine der Vereinigten Staaten von Amerika, zuerst am 29. November 1927, veröffentlicht. Diese Karten erscheinen kurz vor jedem Monat und geben die durchschnittlichen Verhältnisse des Wetters im folgenden Monat an; sie haben mithin eigentlich klimatischen Charakter, entsprechen aber solchen, die von den Seewarten für die Meeresoberfläche, also für die Wasserschiffahrt, herausgegeben werden. Sie enthalten die Windströmungen in 0, 2500 (762 m), 5000 (1524 m) und 10 000 engl. Fuß (3048 m) Höhe. Sie beruhen auf den Beobachtungen von je 2 Stationen in Spanien und Holland, je einer Station auf den Kanarischen Inseln, Portoriko, Republik Domingo, Jamaika, Panama und 10 an der atlantischen Küste der Vereinigten Staaten. Die erste, die Dezemberkarte, lehrte, daß die Winde nach oben hin immer stetiger werden, und daß es für die Flieger geraten war, in diesem Monat besser den südlichen Weg über die Bermudas und Azoren zu wählen. Prof. Dr. C. Kaßner.

Das giftige Marokko. Die zahlreichen Giftpflanzen Nordafrikas bieten dem Naturwissenschaftler noch viele Rätsel. Kein Erdteil, selbst das tropische Amerika nicht, ist so reich an unbekannten Giftpflanzen wie das sonnendurchglühte, trockene Sahara- und Atlasgebiet. Zu ihrem Studium muß man das beste toxikologische Rüstzeug mitbringen, wenn man sich ein einigermaßen klares Bild davon schaffen und durch das fast unentwirrbare Labyrinth hindurchfinden will. Auf meinen Forschungszügen durch Sahara und Atlas habe ich unter den dortigen Kräutern und Sträuchern mehr als zwanzig ganz verschiedene Giftpflanzen festgestellt, denen noch der wissenschaftliche Name fehlt. Die Natur bringt hier pflanzliche Erscheinungen hervor, die sich in ihren Leben vernichtenden oder Krankheiten heilenden Wirkungen bis heute mit den Gesetzen des Verstandes noch nicht haben erfassen und von der Wissenschaft noch nicht in Klassen haben einteilen lassen. Man muß sich vorläufig auf diesem Gebiete mit der Erkenntnis der Tatsachen genügen lassen, ohne Ursache und Wirkung ergründen zu können. Es wohnt diesen in den Sahara-Oasen und in den Atlastälern so üppig wuchernden Giftpflanzen eine mystische Urkraft inne, und es ist schwer, aus der Vielheit der Erscheinungen ein logisches Ganzes herauszubilden. Der Begriff dieser mystischen Kraft aber steigert sich bis zum Entsetzen, wenn man erkennt, mit welcher Genauigkeit die Bewohner der Wüstengebiete diese fürchterlichen Gifte, die ihnen überall zur Verfügung stehen, kennen, und mit welcher Selbstverständlichkeit sie diese anwenden. Der beste Führer durch die Giftpflanzen-Welt Nordafrikas ist das Kamel. In meinem illustrierten Reisewerk „Durch Sahara und Atlas" habe ich ausgeführt, daß meine Kamele im Gegensatz zu den Mauleseln und Hunden auf meinen Wüstenzügen niemals aus vergifteten Brunnen soffen, auch wenn der Durst sie noch so sehr plagte. An den Wasserplätzen grasten sie alle unschädlichen Pflänzchen ab, ließen aber jede Giftpflanze unberührt. In den Wüsten Nordafrikas wächst zwischen dem eigentlichen Alfagrase eine stachlichte Abart desselben, das sogenannte Alfa maboul (verrücktes Alfa). Dies Alfa maboul enthält Kurare, eines der fürchterlichsten Gifte, die es gibt. Kurare ist ein Blutgift und wird auch von den Völkerstämmen der nordwestlichen Saharagebiete zum Vergiften der Wurfspeere und Pfeile verwendet. Die kleinste damit verursachte Wunde wirkt in wenigen Minuten unfehlbar tödlich. Eine andere Pflanze, eine kleine Distel, wächst am Südfuß des Hohen Atlas. Diese Distel, deren Blätter, Stengel und Stacheln in prachtvoll himmelblauer Farbe leuchten, enthält in ihrem bläulichen Saft gleichfalls ein außerordentlich starkes Gift — ein Magengift, das die dortigen Bewohner bei feindlichen Einfällen in ihr Gebiet zum Vergiften der Brunnen benutzen. Der wissenschaftliche Name dieser Distel ist unbekannt. Auf alten morschen Dattelpalmen in den marokkanischen Vorbergen des Atlas wächst ein kleiner weißer Schwamm, den die Eingeborenen Koubassi nennen, der ein eigenartiges, wasserhelles Gift enthält. Durch Eindämpfen des flüssigen Saftes läßt sich dieser Giftstoff in feine weiße Plättchen isolieren. Ein Stäubchen davon genügt, den sofortigen Tod durch Herzlähmung herbeizuführen. Es gehört zu den Giften, die im Körper des Vergifteten keine Spuren hinterlassen. Dies Koubassi hat seit Jahrhunderten in den marokkanischen Palästen eine unheimliche Rolle gespielt, und die Sultane haben manchem ihrer unbequemen großen Würdenträger ein Stäubchen davon auf einer süßen Dattel reichen lassen. Aber auch mehrere Sultane selbst sind durch dies Gift gestorben. Alle ungetreuen Haremsfrauen in Marokko werden noch heute mit verzuckerten Koubassi-Pralinen beschenkt. In den öden Atlastälern findet sich eine niedrige Strauchpflanze, ähnlich unserer Heidelbeerstaude, mit kleinen roten Beeren.



Diesen gefährlichen Beeren entquillt beim Zerdrücken ein angenehm süßlicher Parfümgeruch, nach dessen Einatmen von nur einigen Minuten man schmerzlos einschläft, um nie mehr zu erwachen. Buhuri (Weihrauch) nennt der Araber diese Beeren; heimtückisch hält er sie seinem schlafenden Widersacher unter die Nase. Es ist dies das gebräuchlichste Gift, das in Marokko bei den zahlreichen Familienmorden und vielfach bei der Blutrache in Anwendung gebracht wird. Auf meiner ersten Rückreise aus Marokko war ich eine Zeitlang Gast im Hause des bekannten Scheichs Raïs-uli, der damals Gouverneur von Tanger war. Wir saßen am ersten Tage, einige Stunden nach meiner Ankunft, in der großen kühlen Halle seines Palastes. Es wurden von einem Neger Melonenschnitte in Palmenwein herumgereicht. Als ich etwas vorschnell danach griff, legte Raïs-uli die Hand auf den mir dargereichten Becher und sagte lächelnd: „Halt, mein Freund! Das darf man bei mir hier nicht so machen.“ Damit reichte er den Becher einem neben mir sitzenden hohen Würdenträger zum Kosten. Erst eine ganze Weile, nachdem dieser zögernd daraus getrunken hatte, wodurch die Ungefährlichkeit des Getränkes einwandfrei festgestellt war, erhielt ich den Becher zurück. Ich habe stets an der Tafel des Gouverneurs gespeist. Von allen Speisen und Getränken aber mußte, bevor Raïs-uli und ich davon genossen, ein Neger vor unseren Augen eine Kostprobe nehmen. Bei einer solchen Gelegenheit erklärte mir Raïs-uli, an einer Banane knabbernd, mit erschreckender Offenheit die verschiedenartige Anwendung des Buhuri. Mir war es aufgefallen, daß bei jedem Mahle an der Tafelrunde Raïs-ulis ein Stuhl freiblieb, der seinem Sitze gegenüberstand. Als ich ihn um Erklärung bat, sagte er: „Siehst du nicht, wer dort auf dem Ehrenplatze sitzt? — Es ist doch mein lieber Vetter Tod!“ — Über die beiden vornehmen Gäste, denen Raïs-uli jeweilig die Plätze rechts und links von diesem Stuhl anwies, hatte das Los entschieden, daß sie am andern Tage nicht mehr lebten. — Raïs-uli hat mir viele Zeichen seiner aufrichtigen Freundschaft gegeben. Am Abend vor meiner Abreise gab er ein besonders glänzendes Gastmahl, zu dem zahlreiche Notabeln seiner Provinz erschienen waren. Alle Geladenen hatten bereits, wie es die marokkanische Sitte vorschrieb, ihre Sitze — auch die beiden Plätze neben dem leeren Stuhl waren besetzt — an der Tafel eingenommen, bevor der Gouverneur und ich die Halle betraten. Statt mich, wie sonst, neben Raïs-uli zu setzen, nahm ich kurz entschlossen in dem Stuhle des „lieben Vetters“ Platz, um dadurch den beiden neben mir sitzenden jungen Marokkanern das Leben zu retten. Einige Sekunden lang schaute Raïs-uli mich mit verschleiertem Blick an. „Ich verstehe — es sei!“ sagte er leise, reichte mir die Hand und bat mich, mich zu erheben. Darauf ließ er sofort den unheimlichen Stuhl für immer aus der Halle entfernen. Wenige Wochen vorher hatte er in derselben Halle, in der wir saßen, eine Gastgesellschaft von ungefähr sechzig Personen eingeladen, unter denen sich mehrere heimliche Widersacher von ihm befanden. Das fröhliche Mahl war noch nicht beendet, als Raïs-uli sich von seinen Gästen verabschiedete. Er ließ die Türen und Fenster der Halle schließen und dann durch eine kleine Öffnung eine unsichtbare Wolke pulverisierten Buhuris in den Raum hineinblasen. „Nach wenigen Minuten“, erzählte mir Raïs-uli lachend, „waren alle vor ihren vollen Schüsseln — eingeschlafen.“ — Auch der damalige französische Konsul und einige Damen und Herren der französischen Kolonie in Tanger waren zu diesem Gastmahl geladen gewesen. Und nur durch den Umstand, daß der Konsul am Vormittag desselben Tages einen leichten Automobilunfall erlitten hatte und daher mit den europäischen Damen und Herren nicht erscheinen konnte, war ein grauenvoller politischer Giftmord verhindert worden, dessen Folgen für Marokko verhängnisvoll geworden wären. Die Einwohnerzahl Marokkos hat sich, obgleich jährlich annähernd eine Viertelmillion Negersklaven aus dem Innern Afrikas dort eingeschleppt werden, seit einem Jahrhundert nicht wesentlich gehoben. Die Vernichtung von Menschenleben durch die hier täglich verübten unzähligen Giftmorde, durch die Blutrache und durch die vielen infolge Vergiftungen entstehenden Krankheiten lassen ein Anwachsen der Bevölkerung nicht zu. Aus den gleichen Ursachen heraus schwindet auch die Zahl der Wüstenstämme in der Sahara immer mehr dahin.

Fritz Ohle.

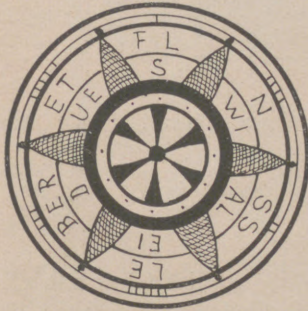
Anmerkung der Schriftleitung. In der Nummer 4322 veröffentlichten wir auf Seite 58 einen illustrierten Beitrag „Lustig ist das Zigeunerleben — Zigeunerromantik auf dem Balkan“, in dem sich folgende Angabe findet: „Heute leben in Ungarn und auf dem Balkan noch etwa 500 000 Zigeuner.“ Um etwaige Mißverständnisse zu beseitigen, weisen wir ausdrücklich darauf hin, daß von dieser Gesamtzahl auf Ungarn nur ein ganz geringer Teil (höchstens 14 000) entfällt.

*

Das Bild auf dem Umschlag des vorliegenden Heftes trägt den Titel „Mongolische Frau“ und stammt von dem russischen Künstler S. Kolesnikoff.

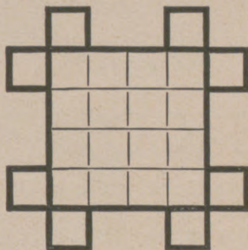
ZUM NACHDENKEN

Kryptogramm.



Quadraträtsel.

Die Buchstaben a d d e e e e e e f f f f g l l l n n n r s w w sollen derart in die Felder der Figur eingesetzt werden, daß im großen Quadrat die wagerechten und entsprechenden senkrechten Reihen gleiche Wörter nachstehender Bedeutung ergeben: 1 Säugetier, 2 Sagengestalten, 3 landwirtschaftl. Grundstück, 4 Schluß. Die 8 verbleibenden Buchstaben, in die vorspringenden Quadrate richtig eingetragen, ergeben 4 neue Wörter folgender Bedeutung: wagerecht: 1 Gebäck, 2 radiotechnischer Ausdruck; senkrecht: 1 Segelstange, 2 slawischer Volksstamm.



Auszählrätsel.

In bestimmter Art ausgezählt, ergeben die Buchstaben im Zusammenhang ein Gedicht von H. Heine.



Palindrom.

Provinz ist es in einem Land
In Südamerika
Und wird, hast du es umgewandt,
Gebirg' in Afrika.
Doch kann es auch was andres sein:
Von vorn geseh'n, ein Spiel,
Von hinten, ein Gewebe fein,
Verwendet wird's sehr viel.

Leiterrätsel.



Sprosse 2—6 Druckformat, 1—10 Feldpflanze, 13—9 Stadt in Italien, 3—8 arabischer Titel, 11—16 Nebenfluß des Rheins. — a—b und c—d ergeben ein Sprichwort.

Verschieberätsel.

Perle — Beethoven — Lehar — Riviera — Sonntag — Rosegger — Rotdorn — Kolibri — Mondnacht.

Vorstehende Wörter sind so untereinanderzuschreiben, daß zwei benachbarte senkrechte Buchstabenreihen zwei Opern von Wagner bezeichnen.

Gleichung.

$(a - t) + (b - t) + (c - b) = x$

a = Farbe, b = altes Getränk, c = Fluß in Sibirien, x = Shakespearesche Dramenfigur.

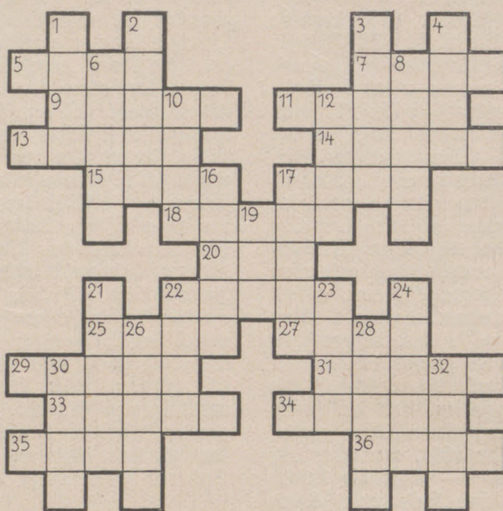
Geographisches Silbenrätsel.

Aus den Silben:

am — bar — bers — bet — burg — cann — chei — de — de — dee — dei — den — der — di — dun — e — en — er — go — her — il — in — la — la — lom — na — ol — re — rem — rum — scheid — se — si — statt — ti — wa — wa — wal — wer — wi — ze — ze

sind 15 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Zitat aus Uhlands „Frühlingsglaube“ ergeben. Bedeutung der einzelnen Wörter: 1 Staat Nordamerikas, 2 Land in Asien, 3 Stadt in der Mark Brandenburg, 4 beliebter Berliner Ausflugsort, 5 Stadt in der Türkei, 6 italienische Provinz, 7 asiatisches Hochland, 8 Teil Rumäniens, 9 Fluß im Harz, 10 Industriestadt im Rheinland, 11 Stadt in Schottland, 12 asiatisches Königreich, 13 Stadt in Württemberg, 14 früheres österreichisches Gebiet, 15 deutscher Bundesstaat.

Kreuzworträtsel.



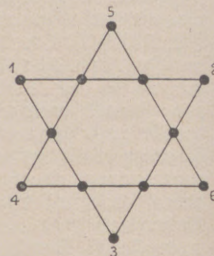
Wagerecht: 5 Königsgeschlecht, 7 orientalischer Fürst, 9 Insektenzustand, 11 Molukkeninsel, 13 deutscher Schriftsteller, 14 italienische Stadt, 15 sibirischer Fluß, 17 Blutgefäß, 18 Reptil, 20 Kopfbedeckung, 22 Rückenmarkerkrankung, 25 volkswirtschaftlicher Begriff, 27 Stadt am Gardasee, 29 Komponist, 31 Hohlmaß, 33 deutscher Dichter, 34 Trinkgefäß, 35 Gestalt aus Wallenstein, 36 griechischer Gott; senkrecht: 1 Hoftracht, 2 Fisch, 3 Reihe, 4 Gewürz, 6 deutscher Fluß, 8 Monat, 10 Blutgefäß, 12 Planet, 16 Halbedelstein, 17 Herbstblume, 19 Kraftleistung, 21 Philosoph, 22 Leergewicht, 23 Getreidebehälter, 24 Asiate, 26 Stimmlage, 28 Hilfsgeistlicher, 30 altes Längenmaß, 32 Hirschart.

Umzuformen.

Was Herr X in Rastatt war?
Nimm d hinzu, dann wird dir's klar!

Doppeldreieck.

Die Buchstaben A A A B E G I L N O O R sind so an Stelle der Punkte zu setzen, daß die Reihen folgende Wortbegriffe ergeben: 1—2 Fluß in Spanien, 1—3 Bühnenstück von Gerhart Hauptmann, 3—2 ostasiatisches Volk, 4—5 historischer spanischer General, 4—6 Unterschiedsgeld zwischen Kurs- und Nennwert, 5—6 Fluß in Italien.



Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4332.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4330.

Magisches Kreuzworträtsel: Senkrecht: 1 Steinhaeger, 2 Eilt, 3 Iltis, 4 As, 5 Eagle, 6 Gurt, 7 Radierkunst, 11 Ill, 13 Aar, 15 Sonne, 16 anbei, 18 Nab, 21 Sau, 22 Altai, 23 Iglau, 24 Kai, 26 Grad, 28 Lein.

Nicht alle gewinnen: Zeitlose — Zeit — Lose.

Rösselsprung-Silbenrätsel: 1 Altona, 2 Ulster, 3 Flora, 4 Richard, 5 Eriwan, 6 Griechenland, 7 Erna, 8 Nenner, 9 Fulda, 10 Orsini, 11 Lineal, 12 Gemme, 13 Tinte, 14 Seni, 15 Oberland, 16 Nobel, 17 Nike, 18 Elvira, 19 Niger, 20 Siena, 21 Ceres, 22 Hieroglyphe, 23 Erich, 24 Inventar, 25 Novelle, 26 Aroma. — „Auf Regen folgt Sonnenschein.“ — „Am Lachen erkennt man den Narren.“

Ergänzungsproblem: 1 Würfel, 2 Azalie, 3 Nation, 4 Dasein, 5 Elegie, 6 Lineal, 7 Nernst, 8 Diadem, 9 Essenz, 10 Safran, 11 Büffel, 12 Lawine, 13 Alaska, 14 Tasche, 15 Tuchel. — Wandelndes Blatt — Fliegender Fisch.

Stufenrätsel: 1 a, 2 Ai, 3 Ali, 4 Laie, 5 Liane, 6 Eiland, 7 Heliand, 8 Landheim.

Bilderkreis: Die Anfangsbuchstaben der dargestellten Gegenstände ergeben: „Alles Leid stillt die Zeit.“ Der Anfang ist der Ast.

Diamanträtsel: w, See, Basel, Gertrud, Westfalen, Novalis, Felix, Tee, n.

Einsetzrätsel: Herr, Ei, Raum, Dienst, Eis, Rohr. — Herder.

Gelehrte unter sich: Die Ansicht.

ANEKDOTEN

Ein alter Komödiant, der seit dreißig Jahren auf den Pariser Vorstadtbühnen kleine Rollen spielte, war einst — ach, wie lange ist das schon her! — mit dem großen Schauspieler Lucien Guitry befreundet gewesen. Dessen Sohn nun, Sacha Guitry, der ebenso bedeutende Schauspieler und Komödienschreiber, hatte ein Gefühl der Anhänglichkeit dem Schmieristen gegenüber und unterstützte ihn, indem er an jedem Monatsersten ihm eine kleine Rente auszahlen ließ. Freilich, sie genügte dem alten Herrn nicht ganz; und gewohnheitsmäßig, ja, mit einer bewundernswerten Regelmäßigkeit stellte er sich bei Sacha ein, um das Gespräch mit Erinnerungen an den Herrn Papa zu beginnen und mit einem Pump zu beschließen.

Dieser anhängliche Kamerad ist nun gestorben. Sacha Guitry erfährt die Neuigkeit auf einer Probe. Irgend jemand fragt ihn: „Das war doch eine alte Freundschaft zwischen euch beiden, nicht?“

„Ja“, erwidert Sacha. „Er kannte mich wie meine Tasche.“

Als Bismarck im März 1890 sein Entlassungsgesuch bewilligt bekam und für immer von der politischen Tribüne zurücktrat, erhielt er aus allen Teilen des Reiches

eine solche Unmenge von Zuschriften und Telegrammen, daß er Wochen gebraucht hätte, wenn er sie alle hätte lesen wollen. In einem dieser Briefe machte sich ein witziger Frankfurter den Spaß, einige saftige Kalauer über die Nachfolger des großen Kanzlers zu machen. Unter anderm schrieb er, ob Bismarck ihnen nicht seine berühmten drei letzten Haare überlassen wollte; sie könnten sie gut gebrauchen, zumindest auf den Zähnen.

Lächelnd zeigte Bismarck diesen Brief seinem treuen Diener und sagte: „Wirklich schade, daß ich die Haare nicht mehr habe."

Der Diener las Zeile für Zeile mit Aufmerksamkeit und sagte dann trocken: „Wenn er ihnen auch noch hätte — sie passen denen ja nicht."

„Das stimmt", antwortete Bismarck und legte das Schreiben zu den anderen.

Der bedeutende Epigraphiker Bormann, Universitätsprofessor in Wien, erst vor wenigen Jahren gestorben, war wohl einer der kuriosesten Käuze dieser an originellen Typen nicht armen Stadt. Seine Zerstreutheit, die jedes Witzblatt übertrumpfte, seine plötzlichen und stets kuriosen Launen, sein Witz und seine kindliche Einfalt gaben einem Kollegen Anlaß, alle authentischen Bormann-Anekdoten zu sammeln. Und dieses Manuskript ist heute noch im Besitz der Wiener Universität.

Stets ging Bormann vertieft in seine Lektüre dahin; besonders in Klosterneuburg, einem Vorort Wiens, wo er wohnte, hatte er nicht acht mehr auf das Leben, das sich um ihn abspielte. Nur wenn jemand dicht an ihm vorbeiging, neigte er den Kopf zum Gruß und stammelte sein „Guten Tag, guten Tag".

Als er eines Tages so dahinwandelte, kreuzte ein Esel seinen Weg. Bormann, für eine Sekunde den Schritt anhaltend, ohne aber den Blick von dem Buche zu erheben, stammelte den üblichen Gruß. Da mußte seine Tochter, die hinter ihm herging, laut auflachen: „Aber Vater, weißt du denn, wen du da gegrüßt hast?"

„Nein — wen denn?"

„Einen Esel!"

Worauf Bormann in aller Ruhe erklärte: „Nun, Kind, dies wird nicht das erstemal gewesen sein."



Versteigerung der Bibliothek Eduard von Bamberg. Soeben geht uns von Friedrich Meyers Buchhandlung in Leipzig der erste Teil des Katalogs der Versteigerung dieser großen, aus über 25000 Bänden bestehenden Bibliothek zu. Er verzeichnet in 792 Nummern Werke von allgemeinem Interesse aus den Gebieten der deutschen und ausländischen Literatur, besonders Gesamtausgaben, meistens in hervorragenden Einbänden. Die Vielseitigkeit des Inhalts ist im Vorwort mit dem Hinweis auf die kommenden geschlossenen Abteilungen begründet, unter denen die Theatergeschichte, besonders die Geschichte des Dramas und der Oper, deutsche und ausländische Literatur, darunter eine äußerst reichhaltige Romantikersammlung in Einzelausgaben, Kunst aller Zeiten und Völker und Folkloristik obenan stehen.

Als Paul Morgan, der bekannte Berliner Komiker, am Mittagstisch von der Landung Chamberlins und Levines in Kottbus las, warf er ärgerlich die Zeitung hin und rief: „Das ist nichts! Das ist gar nichts! Jetzt müßte man erst mit den eigentlichen Erfindungen anfangen, damit der Mensch endlich seinen Traum erfüllt sähe — zu fliegen!“

Sein Begleiter war über diese Bemerkung einigermaßen verblüfft und sagte bloß: „Ich verstehe Sie nicht, Morgan. Sind die etwa nicht geflogen!“

„Nein, das nenne ich nicht fliegen! Das ist nicht die Erfüllung jener Sehnsucht, die der männliche Geist seit Jahrtausenden leidet“, schrie Paul Morgan und hielt erbittert seinem Gegenüber die Zeitung unter die Nase: „Da! Lesen Sie doch! Ich bitte, lesen Sie doch! Gestern sind die beiden armen Teufel in Kottbus gelandet, und schon heute lesen sie im Mittagsblatt, daß ihnen ihre Frauen nachkommen!“

Eine kleine Geschichte, die man sich in Budapest von der Zusammenkunft des Grafen Bethlen mit Mussolini erzählt:

Der Graf Bethlen besitzt (wie so viele andere Männer) eine Frau, und diese Frau nimmt er (wie so manche andere Männer) auf seine Reisen mit; und außerdem betätigt sich diese Frau als Dichterin.

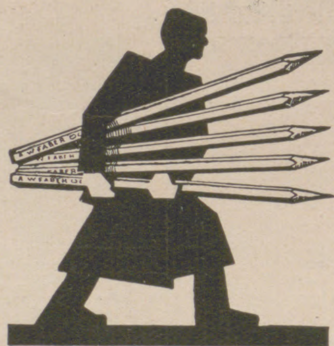
Nun, auf der Reise nach Rom war sie nicht der allerbesten Laune. Bald war ihr dies nicht recht und bald jenes nicht. Und von Italien und den Italienern war sie auf das tiefste enttäuscht. So kamen sie nach Rom.

„Ich kenne Ihre entzückenden Fabeln“, sagte Mussolini zu ihr, mit dem Aufgebot seiner ganzen Liebenswürdigkeit.

„Aber das ist doch unmöglich, Exzellenz“, antwortete Margit Bethlen. „Meine Fabeln sind bloß in ungarischer Sprache erschienen!“

Mussolini aber bestand lächelnd darauf, daß er sie in der italienischen gelesen habe.

Und eine Viertelstunde später brachte sein Privatsekretär in das Grand-Hotel, wo Herr und Frau Bethlen wohnten, ein Exemplar der italienischen Zeitschrift „La Fiera Letteraria“ vom 3. April, wo tatsächlich diese Poesien in einer ausgezeichneten







Übersetzung publiziert waren; außerdem brachte das Blatt ein Bildnis der Gräfin, auf dem sie um ein gutes Dutzend Jahre jünger aussah.

Tags darauf erklärte Margit Bethlen dem italienischen Korrespondenten des „Az Est“: „Schon die ganze Reise war herrlich! Ich bin ja immer eine glühende Verehrerin der Italiener gewesen. Aber Rom — und Mussolini — ich bin begeistert!“

Ein Dramatiker, in Wahrheit ein Dilettant, wie er im Buche steht, belästigte seit Jahren alle italienischen Theater mit seinen elenden Machwerken. Auch sein neuestes Opus hatte in den verschiedensten Kopien schon bei den verschiedensten Bühnen gelegen und war auf den verschiedensten Wegen immer wieder in die Hände seines Schöpfers zurückgelangt — und jetzt lag es endlich, endlich bei Gandusio! Gandusio aber ist der gefeiertste Komiker Italiens und zugleich Direktor einer eigenen Truppe.

Nach einiger Zeit sucht der Dichter den Schauspieler auf.

„Dürfte ich Sie fragen, was Sie von meinem neuen Werke halten?“

„Ein großes Drama, ohne Zweifel. Und ich bin überzeugt, daß man es noch zu einer Zeit spielen wird, in der Molière und Shakespeare längst vergessen sein werden.“

„O Himmel, wie mich das glücklich macht!“

„Damit wir einander richtig verstehen,“ sagt Gandusio, „vor diesem Zeitpunkt aber nicht!“

Ludwig XVIII. las Herrn v. Talleyrand, dem Chef des Gouvernements, den Entwurf der Konstitution vor. Talleyrand unterbrach zuweilen mit Ausrufen der entschiedenen Billigung. Als er aber das Ganze angehört hatte, konnte er nicht umhin, zu erklären, daß der Entwurf einen einschneidenden Fehler enthalte.

„Und welchen?“

„Die Bestimmungen über die finanzielle Vergütung der Abgeordneten.“

„Wieso? Ihre Funktionen sind doch ehrenhalber. Sie erhalten überhaupt keine Bezahlung!“

„Das ist es eben, Sire“, sagte Talleyrand. „Das wird zu viel kosten.“

Lukutate kommt vor Gericht? Zu der viel verbreiteten Nachricht, daß gegen den Fabrikanten von Lukutate Anklage wegen Betrugs und unlauteren Wettbewerbs eingeleitet sei, wird uns mitgeteilt, daß der Fabrikant Dr. h. c. Hiller selbst alles getan hat, um das bereits seit längerer Zeit schwebende Ermittlungsverfahren zu fördern. Ihm ist eine behördliche Klärung sehr erwünscht, und er begrüßt daher die Gelegenheit, durch beweiskräftige Begutachtung prominenter Persönlichkeiten, auch durch Versuche an Tieren und durch zahlreiche eidliche Zeugnisse, den Heilwert von Lukutate vor aller Öffentlichkeit beweisen zu können.

Abendland und Morgenland

Wie die Menschen in den tropischen Ländern verschieden sind von uns, die wir im mäßigen Klima leben, so sind es auch die Pflanzen. Die Tropenpflanzen enthalten vielfach Giftstoffe als Schutz vor zu schnellem Verfall oder Verderb. So auch der Kaffeestrauch (coffea arabica). Kein Vierfüßler, kein Reptil, kein Vogel berührt die süße Frucht der herrlich rot aussehenden Kaffeekirsche.

Der Mensch brach den Totenzauber, der über dem Kaffeestrauch lag. Die Tropensonne des Morgenlandes sorgte für die notwendige Ausscheidung des von der Tierwelt so sehr gemiedenen Coffeins. Das Abendland mit seinem kälteren Klima griff begierig zu dem heißen, aromatischen Getränk, ohne zunächst den geringeren Stoffwechsel unseres sonnenarmen Landes zu bedenken.

Erst der Kaffee Hag in Bremen blieb es vorbehalten, den Kaffee so herzurichten, daß er sich für unser Klima eignet. Der coffeinfreie Kaffee Hag ist das Ergebnis hochwertiger Plantagenzucht und die Köstlichkeit seines Aromas ist unübertroffen.



GUTSCHEIN

№ 10 An die Kaffee Hag Bremen. Für beiliegend RM —.40 in Briefmarken senden Sie mir bitte eine Probedose (50 Gramm) Kaffee Hag

Name: .... Straße: ....

Ort und Post: ....

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W. 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Riedel, beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Bartos, Budapest VI., Terézkörut 24a. General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris 8. e., 44/bis Rue Pasquier.

Illustrirte Zeitung



Verlag J. J. Weber Leipzig

NR. 4332. 170. BAND EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 22. MÄRZ 1928



Bestes Material der halbe Weg zum Erfolg.

HB "KOH-I-NOOR" L. & C. HARDTMUTH

G+K

KOH-I-NOOR
L. & C. HARDTMUTH

In dem „Le Grand Palais" in Nizza ist die Frage der Annehmlichkeiten des Eigenheims vortrefflich gelöst. Dieses auf den beherrschenden Höhen Nizzas prächtig gelegene stattliche Palasthotel allerersten Ranges hat in seinen 150 Wohnungen alles, was zur vornehmen Ausstattung einer solchen gehört: Tafelsilber, Wäsche, Porzellan sowie alle modernen Haus- und Küchengeräte. Jede Wohnung, mit Front gegen Süden, ist mit Zentralheizung, Warmwasserleitung und Telephon versehen. Neun Aufzüge, ein bequemer breiter Aufgang und ein ausgezeichnet eingerichtetes Bedienungssystem stehen den Gästen zur Verfügung; ebenso eine große Autogarage.

BAYER



Schützt die Kleinen

vor Ansteckung und Erkältung, denn die zarten Schleimhäute des Kindes sind doppelt empfänglich für Krankheitskeime! – Ortizon desinfiziert wirksam und nachhaltig, dabei ist es völlig unschädlich. Es wirkt vielmehr heilend und blutstillend bei Wundsein des Zahnfleisches.

Präge deshalb dem Kinde schon ein: morgens und abends regelmäßig mit Ortizon gurgeln und den Mund spülen!

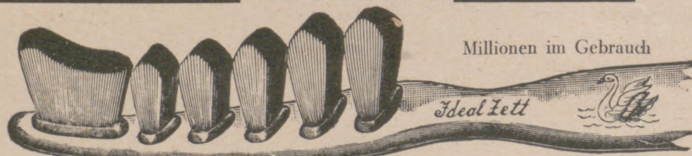
Original-Packungen Bayer zu RM. 1.25 u. 2.25 in allen einschl. Geschäften erhältlich.



Ortizon
MUNDWASSER-KUGELN

Deutsche Arbeit — nicht Auslandsware ist die genau nach dem anatomischen Bau der Zähne konstruierte **Ideal Zett** Zahnbürste

Millionen im Gebrauch



Kein Ausbrechen der Borsten. — Garantie für Haltbarkeit jedes Bündels. Von Zahnärzten als das Beste begutachtet.

Bürstenfabrik EMIL KRÄNZLEIN A.-G., ERLANGEN



ANKER
TEPPICHE

GEBRÜDER SCHOELLER
DÜREN-RHLD.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4332. 170. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 22. März 1928.



Allgemeine Notizen.

Erfolgreiche Bekämpfung der Seekrankheit. Der Norddeutsche Lloyd in Bremen, der sich als erste Schiffahrtsgesellschaft unter den Reedereien der Welt die Erfindung des Münchener Arztes Dr. Dammert, „Nausiatin I und II", zur Bekämpfung der Seekrankheit gesichert hat, teilt uns mit, daß die Anwendung des Verfahrens von so guten Erfolgen begleitet sei, daß er sich entschlossen habe, die Erfindung auf allen großen Passagierdampfern seines Nordamerikadienstes zur Anwendung zu bringen. Auch sollen alle Dampfer zu den vom Norddeutschen Lloyd veranstalteten Gesellschaftsreisen nach dem Mittelmeer, dem Orient, nach Norwegen und dem Polargebiet das neue Mittel an Bord führen.

Wiedereröffnung der Deutschen Kunstakademie in Rom. Für den 1. April d. J. ist Professor Herbert Gericke, bisher Referent im Preußischen Kultusministerium, zum Direktor der Deutschen Kunstakademie in der Villa Massimo in Rom ernannt worden. Professor Gericke ist der langjährige Mitarbeiter Geheimrats Waetzolds in der preußischen Kunstverwaltung und hat auch als Lehrer an den Vereinigten Staatsschulen für freie und angewandte Kunst in Berlin-Charlottenburg gewirkt. Seine Ernennung bedeutet einen Schritt zur Wiedereröffnung einer Anstalt, die kurz vor Kriegsbeginn begründet wurde.

Das Projekt einer Schwebebahn Berlin—Köln mit Propellerantrieb beschäftigt seit Jahren den Chefingenieur der Schütte-Lanz-Werke, Franz Kruckenberg. Wie nun neuerdings verlautet, nimmt dieses Projekt mehr und mehr greifbare Formen an. Die Strecke Dortmund—Köln ist als praktische Probeteilstrecke vorgesehen, um mit den gemachten Erfahrungen den weiteren Ausbau nach Berlin und gegebenenfalls auch nach München vorzunehmen. In Berlin hat sich ferner eine Studiengesellschaft, der eine Bankengruppe nahesteht, gebildet, die sich besonders mit der technischen Durchführung des Baues der Bahnkörper und Beförderungsmittel beschäftigt. Die Rentabilität soll durch einen Fahrpreis erreicht werden, der dem einer Schnellzugsfahrt zweiter Klasse der Eisenbahn entspricht. Die Schwebewagen Köln—Berlin, die als Mittelding zwischen Flugzeug und hängendem Eisenbahnwagen mit fünfzig Fahrgästen Fassungsvermögen anzusehen sind, sollen die 429 km lange Strecke bei einer Stundengeschwindigkeit von 300 km in höchstens

zwei Stunden durchrasen. Ein Wochenendausflug an den Rhein wird bald zu den Selbstverständlichkeiten gehören.

Das Programm für das Olympische Reitturnier liegt nunmehr in seinen Einzelheiten vor. Die Konkurrenzen finden vom 9. bis zum 12. August statt. Als wichtigster Teil hat die Olympische Reitprüfung zu gelten. Der Geländeritt über 36 km wird in Hilversum ausgetragen und führt teils über Straßen und Wege, teils über flaches Gelände und über den Parcours des Hippodroms von Hilversum. Die Dressurprüfung der großen Konkurrenz entfällt ebenfalls nach Hilversum; die Hindernisprüfung ist nach dem Olympischen Stadion angesetzt. Die beiden weiteren Konkurrenzen sind die Einzel-Dressurprüfung, die wiederum in Hilversum stattfinden wird, und die große Springprüfung, die im Olympischen Stadion vor sich gehen wird. Nach der ersten Umfrage steht fest, daß folgende Nationen vertreten sein werden: Deutschland, Schweiz, Tschechoslowakei, Frankreich, Belgien, Schweden, Vereinigte Staaten, Norwegen, Holland, Ungarn, Österreich und Portugal.

Der Harzer Verkehrs-Verband hat seine drei Untergruppen Ostharz, Südharz und Oberharz aufgelöst. Die zahlreich besuchte Frühjahrs-Hauptversammlung beschloß ferner, für die Herstellung einer Sommer-Werbeschrift, für ein Faltblatt und Werbeplakate 20 000 Mark auszuwerfen; für Lichtbildzwecke wurden 3000 M. bewilligt, für Zeitungsreklame 11 000 M. und vieles andere mehr. Die Wahlen ergaben die einstimmige Wiederwahl des bisherigen ersten Vorsitzenden, Ersten Bürgermeisters Dr. Gepel, Wernigerode. Die ausscheidenden Vorstandsmitglieder wurden wiedergewählt. Die Herbst-Hauptversammlung findet in St. Andreasberg statt, die nächste Frühjahrsversammlung in Goslar, wo der Harzer Verkehrs-Verband vor 25 Jahren gegründet worden ist.

Der Wiener Prater erhält eine Liliputeisenbahn. Die Bahn soll im Frühjahr eröffnet werden, etwa 3 km lang sein und eine Spurweite von 381 mm haben. Die Ausführung erfolgt nach dem Muster englischer Miniatureisenbahnen und stellt eine getreue Nachbildung der Staatseisenbahn im Kleinen dar. Insbesondere sind die zur Verwendung gelangenden Dampflokomotiven bis ins einzelne modernen Schnellzugslokomotiven nachkonstruiert. Den Auftrag zur Lieferung dieser Liliputeisenbahn erhielt die deutsche Firma Erich Brangsch G. m. b. H., Feld- und Kleinbahnenbau in Leipzig.

Illustrirte Zeitung



Die Jazzkapelle im Kopfhörer: Ein Tanz in schweigenden Rhythmen nach einer nur für die Tänzer hörbaren Musik auf einem Ball in London.

Nach einer Zeichnung von C. E. Turner.

Bei diesem seltsamen Tanz — nur das Schleifen der tanzenden Füße ist zu vernehmen — scheinen die Tanzpaare sich nach geheimnisvollen Klängen zu bewegen. Wo aber ist die Quelle jener Musik? — Wir sehen, daß jedes der Tanzenden einen Kopfhörer trägt, der mit einem über die Schulter herabhangenden Seidengürtel verbunden ist. In diesem Gürtel befinden sich als Antenne einige Drahtwindungen. Ein großes Drahtgebilde unter dem Fußboden hat die Funktion einer Sende-Antenne. Der Sender selbst ist ein Grammophon mit Mikrophon-Schalldose und angeschlossenem Kraftverstärker. Die Übertragung von der unterirdischen Sende-Antenne auf die in den Gürteln untergebrachte Empfangs-Antenne erfolgt auf normalem induktiven Wege.



Die Rückkehr des Schulkreuzers „Emden" von seiner 16monatigen Weltreise nach der Heimat am 14. März: Eintreffen der „Emden" in der großen Schleuse in Wilhelmshaven. Links vorn eine Kompanie des Wilhelmshavener Küsten-Bataillons in Paradeaufstellung.



Dr. Erich Wallroth, Ministerialdirektor, bisheriger Leiter der Ost- und Nordabteilung im Auswärtigen Amt, der zum Gesandten des Deutschen Reiches in Oslo (Norwegen) ernannt wurde.



Dr. Franz Olshausen, bisheriger Gesandter in Belgrad, wurde zum Botschafter in Santiago de Chile ausersehen.



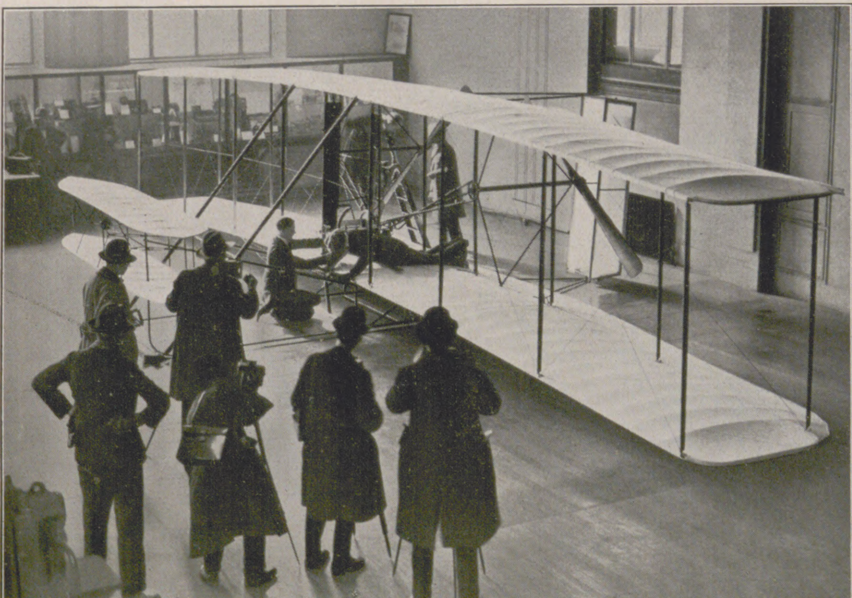
Vom Stapellauf der vier neuen Torpedobootzerstörer der Reichsmarine auf der staatlichen Werft in Wilhelmshaven am 15. März: „Leopard" wird als letztes der vier Schiffe seinem künftigen Element übergeben.



Segnung neuer Automobile in Rom am 9. März, dem Gedenktag der heiligen Franziska, der Patronin aller römischen Kraftfahrer. Vor der Kirche der Heiligen, am Kolosseum, empfingen die Wagen von den Benediktinermönchen des Monte Oliveto (im weißen Gewand auf dem Balkon) die feierliche Weihe.



Von der feierlichen Inthronisation des neuen Bischofs von Regensburg, Dr. Michael Buchbergers, am 12. März: Der neue Bischof (×) beim Verlassen des Regensburger Doms nach Beendigung des zweistündigen Pontifikalamts.



Ein Flugmaschinen-Veteran als Museumsstück: Der Doppeldecker, den die Brüder Wright für ihre ersten Flüge im Jahre 1903 in Kitty Hawk (Nord-Karolina) benutzten. Dieses erste von einem Motor angetriebene Flugzeug wurde durch das Science-Museum in London angekauft und aufgestellt.



Seltenes Bild eines Automobilunglücks: Der mit einer Lokomotive zusammengestoßene und etwa 20 m mitgeschleifte Kraftwagen, dessen Führer getötet wurde, an einem schrankenlosen Bahnübergang nahe dem Bahnhof Wemding im bayerischen Regierungsbezirk Schwaben.

GROSZSTADT UND MODE

VON DR. NORBET STERN, MÜNCHEN

Großstädte sind eigentümliche Sammelbecken menschlicher Gewohnheiten und Betätigungen. Der lebhafte Verkehr, das rege Geschäftsleben, die vielen Vergnügungsstätten, die gesellschaftlichen Veranstaltungen, das enge Beieinander und Durcheinander von Einheimischen und Fremden, dies alles verleiht den Großstädten eine nervöse Lebhaftigkeit von typischer Bedeutung. Die Großstadt ist der Mode natürliche Schwester. In beiden pulsiert das Leben besonders kräftig. Kokett, schillernd, leicht, kurz angebunden, bunt wie das Großstadtgetriebe ist auch die Mode und vorzugsweise die weibliche Mode der Großstadt geworden.

Alle Moden sind eigentlich für die Großstädter und Großstädterinnen geschaffen. Sie besitzen den inneren Stil und die leichte Anpassungsfähigkeit gegenüber den Wechselerscheinungen der leichtbeschwingten und oft auch leichtgeschürzten Mode. Mode ist eine gewisse Oberflächlichkeit dessen, was im Menschen und wiederum vorzugsweise im Weibe an Kräften und Trieben vorwärts und auswärts drängt. Die Mode könnte man das Barometer der seelischen Schwingungen des weiblichen Geschlechts nennen; so getreu registriert sie alles, was in der weiblichen Seele an Trieben, Wünschen und Gedanken zum Ausdruck drängt. Mode ist soziales Bekenntnis. Sie ist vielleicht weniger für die Trägerinnen selbst als für deren Umwelt geschaffen. In jeder ihrer neuartigen Kleidformen verkörpern sich neuartige aktuelle Zeitgedanken. In der Mode sehen wir den Niederschlag jener täglichen Interessen und Meinungen, die das weibliche Geschlecht ganz besonders in Atem hält. Mode ist Tageschronik im Bilde der wechselnden Gewandung. Kein Wunder, wenn die Moden sich heute gegenseitig so rasch ablösen. Die gespannten Nerven der Großstädterin, die Hast des täglichen Lebens, die Raschheit der Verkehrsmittel, der vielartige Lesestoff der Tageszeitung und der Unterhaltung, all diese Umstände veranlassen die Frau zu einem viel intensiveren Modewechsel, als man ihn früher kannte.

Die Wandelbühne der Mode verlangt nach Shakespearescher Schnelligkeit. Jeder Augenblick bringt eine neuartige Szenerie. „Alamode-Kleider, Alamode-Sinnen: Wie sich's wandelt außen, wandelt sich's auch innen.“ So schrieb Friedrich Logau schon vor nahezu 300 Jahren. Auf dem Dorf und in der Kleinstadt kennt einander jedermann. Dort ist nicht der Schauplatz für die Mode. Sie verlangt nach einer Weltbühne, bei der einer dem anderen seine Rolle vorspielt. Dazu bietet die Großstadt die vortrefflichste Gelegenheit. Schon im nächsten Stadtviertel, ja, am anderen Straßeneck, unter Umständen schon im nächst höheren Stockwerk seines eigenen Wohnhauses ist man dem anderen ein Fremder oder eine Fremde. Wo man einander fremd ist und gegeneinander fremd tut, da beginnt jenes Theater der kleinen Verstellungen, die die Mode so notwendig braucht, um ihrer Reizwirkung auf die breite Öffentlichkeit sicher zu sein. Überall teilt sich die Mode in zwei Lager, deren eines die Schauspieler, deren anderes die Spielschauer enthält. Hand in Hand mit dem Kleidungstrieb geht ein ebenso starker Verkleidungstrieb in der Mode.

Frau Meier, die den Tag über im Metzgerladen ihre Kunden treulich bedient, will, wenn sie die Straße betritt oder eine Abendunterhaltung mitmacht, die Dame spielen. Dies wird ihr sicherlich niemand übelnehmen. Wir alle tragen in uns das Bedürfnis, wenn der nüchterne Beruf uns entläßt, in unserem Anzug à la mode die Rolle des gesellschaftlichen Menschen zu spielen. Wer aber gesellschaftlich und kleidlich eine „Rolle“ spielt, der ist, ohne es eigentlich zu wollen und zu wissen, zum Schauspieler geworden. Er benimmt, er gibt, er kleidet sich den Ansprüchen gemäß, die der gesellschaftliche Ton von ihm verlangt. Die Mode ist nun einmal ein Kleid-Theater von ganz besonderem Reiz. Waren früher Leinen, Wolle und Tuch jene Stoffe, die die Damen bevorzugten, so sind es heute Samt, Seide und Kunstseide, die die Kulisse der großstädtischen Frauenkleidung bestimmen. War es ehemals der praktische Zweck, der trachtmäßig die Mode der Großstadt wesentlich beeinflußte, so ist es in unseren Tagen ein gewisses theatralisches Vergnügen, das die Damen veranlaßt, ihre kleidliche Reizwirkung so packend wie nur möglich zu gestalten.

Die Kleidung unserer großstädtischen Frauenwelt hat sich seit einem Jahrzehnt an Farbenwirkung und äußerer Aufmachung ganz beträchtlich gesteigert. Viele junge Damen gehen beinahe festlich gekleidet ins Bureau. Ihre aufgewecktere Art, die größere Freiheit, mit der sie sich bewegen, die reichliche Freizügigkeit, die ihnen Sitte und Recht heute gewähren, sind Umstände, die sich auch in ihrer koketteren, unternehmungslustigeren und anmutigeren Mode kundgeben. Und nicht etwa, als ob die besser gekleideten Mädchen und Frauen weniger sorgfältige Arbeiterinnen wären! Die Leiterin des Londoner Zentral-Telephonamtes hat kürzlich ihre Meinung dahingehend ausgesprochen, daß die gewählt sich kleidenden jungen Telephonistinnen auch im Amte sich durch eine überraschend große Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit auszeichneten. Die Mode des feinen Kleides bewährt sich als eine ausgezeichnete Erzieherin zur Reinlichkeit. Gegen Schmutz und Staub in den Arbeitsräumen sind die gutgekleideten Damen viel empfindlicher als ihre weniger sorgfältig gewandeten Mitschwestern. Mit dem Heraustreten der Frauen und Mädchen aus den engen Begrenzungen des häuslichen Lebens in die breite Arena der praktischen Berufe ist auch das Gefühl der Selbstbehauptung, Selbstverantwortung, Selbstversorgung und Selbstkleidung in der weiblichen Mode sichtbar zum Ausdruck gelangt, und zwar in der Form und Weise einer gewählteren und gefälligeren Kleidung.

Die Großstadt weckt und steigert das Sinnenleben ihrer Bewohner. Wo man steht und geht, wendet sich die bildmäßige Reklame an das Auge. Die Werbekunst unserer modern geführten Geschäftsunternehmen hat eine große Findigkeit gezeigt, ihre Gedanken und Interessen in den Bildern schön gekleideter Frauen packend zu gestalten. Die künstlerisch angeordneten Schaufenster der Konfektionsgeschäfte im Verein mit den Darbietungen des Films führen unserer Frauenwelt eine Unzahl von geschmacklich vollendeten Frauenbildnissen und Frauenkleidern vor Augen. Es ist daher leicht begreiflich, daß gegenüber so vielseitigen ästhetischen Vorbildern die Frau das Bedürfnis zeigt, sich kleidlich ebenso vornehm wie anmutig den Blicken ihrer Umwelt zu zeigen. Die Mode zieht alles mögliche herbei, um mittels Harmonie und Gegensatz die Aufmerksamkeit des Mannes auf das weibliche Geschlecht zu lenken. Die ungemein großen Kriegsverluste an jungen Männern haben das zahlenmäßige Verhältnis der Geschlechter zueinander sehr zuungunsten der Frau verschoben. Für das heiratsfähige Mädchen ist es heute schwieriger als je, sich zu verehelichen. Daher sein erhöhtes Bestreben, mit Hilfe seiner geschmackvollen Kleidung die Aufmerksamkeit der männlichen Welt auf sich zu lenken. Die Mode müßte nicht Mode sein, wenn sie sich nicht auch heute zum feingeistigen und diplomatischen Anwalt der Frauenherzen und Frauenwünsche machte.

Die Mode wußte ganz genau, warum sie die kurzen Röckchen, die ihre Wirkung nicht verfehlende elegante Wäsche und die aufsehenerregende Tracht des weiblichen Bubikopfs schuf. All diese sprechenden Zeichen haben ihren Zweck nicht verfehlt: die Aufmerksamkeit des Mannes in erhöhtem Maße zu gewinnen. Nun, da diese im Anfang aufreizenden Neuerscheinungen schon wieder alt geworden sind und ihre Wirkungskraft einzubüßen drohen, sieht sich die Mode bereits wieder nach anderen Gegensatzwirkungen um, das Interesse des konträr geschlechtlichen Teiles von neuem zu fesseln. Welcher Art die Kleidschöpfungen sein werden, die die Mode bereits wieder bereit hält, wissen wir nicht. Aber sicher ist es, daß bald irgendeine anregende Generalidee sich wieder der weiblichen Mode bemächtigen wird. So lehren es die Kostümgesetze der Vergangenheit, die immer, wenn eine Mode zur Alltagssache wurde, den Anreiz und das Aufreizende eines neuartigen kleidlichen Gegensatzes an die Öffentlichkeit brachten.

Großstädte sind Massenverbraucher von Modewaren. Eine führende Textil-Zeitschrift hat unlängst die Mitteilung gebracht, daß sich seit Kriegsende der Verbrauch an Modekleidern und deren Zubehör vervierfacht habe. Da nun der Großverbraucher in der Regel die Art und Form der Ware dem Hersteller gegenüber bestimmt, so wird die weibliche Psyche der Großstadt den Formtypus der Mode auch weiterhin zwangsläufig beeinflussen. Bisher schrieb die Großstadt Paris ihre Mode der Welt vor. Nun aber tun dies in stärkerem Maße die amerikanischen Riesenstädte, Neuyork voran. Kraft ihres ungeheuren Kapitals, kraft der gesteigerten Lebenslust ihrer Bevölkerung und nicht zuletzt vermöge ihres überragenden weiblichen Einflusses werden sie den Weltverbrauchern ihren Modewillen vorschreiben. Immer zahlreicher sind die amerikanischen Kleidmodelle, die wir in den illustrierten Modezeitschriften zu sehen bekommen. Schon im Jahre 1913 hat der Verfasser in einer Reihe von Zeitungsaufsätzen nachgewiesen, daß die weibliche Mode der Zukunft sich zusehends amerikanisieren würde. Die Modeindustrie hat sich, dem Zuge der Zeit folgend, mehr und mehr vertrustet. Ungeheure Modekonzerne beherrschen durch ihre grandiosen Waren- und Kaufhäuser sowie durch ihre weitverbreiteten Mode-Fachzeitschriften hindurch den Verbrauch der großstädtischen Bevölkerung. Die Mode hat sich zu einer wirtschaftlichen Großmacht allerersten Ranges entwickelt. Eine ständig wachsende Anzahl von kleinen und mittleren gewerblichen Modebetrieben schluckt die Modeindustrie in sich auf. Je rascher die Großstädte sich zu Millionenstädten entwickeln, desto leichter fällt es der klug organisierten Modeindustrie, den Millionenverbrauch an modischen Kleidern und Zubehörteilen einheitlich zu lenken. Jenes Land, das die Psychologie der modernen Großstädte im Kleidbild der Mode am treffsichersten zu verstofflichen versteht, wird die geschmackliche und die wirtschaftliche Führung innerhalb der Mode übernehmen. Großstadt und Mode sind sich gegenseitig immer näher gerückt, so daß sie heute aufs engste ineinander wirken. Die Großstadt ist das lebendige Instrument, auf dem die Mode ihre Weisen spielt; und die Mode ist wiederum die Lebens- und Kleidart, in der die Großstadt sich spiegelt und gefällt. Großstadt und Mode fordern und fördern einander, weil die eine in der anderen ihre Ergänzung findet.

MAXIM GORKI

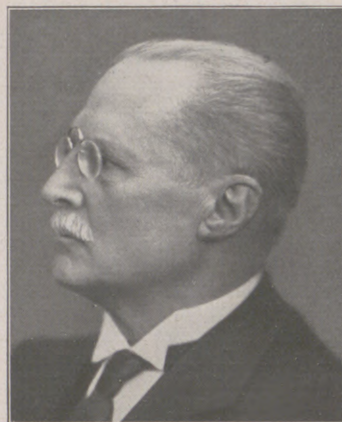
ZU SEINEM 60. GEBURTSTAG AM 27. MÄRZ

Alexej Maximowitsch Peschkow — der sich in klarer Erkenntnis seiner Wesensart den Künstlernamen „Gorki“ beilegte, das ist „der Bittere“, hat als Dichter ein ähnliches Schicksal erlitten wie seine „Gewesenen Menschen“. In beispiellosem Aufstiege, gipfelnd im Siegeszug seines „Nachtasyls“, zu Weltruhm gelangt, ist der nunmehr Sechzigjährige heute Allzuvielen fast nur noch ein verwehter Klang. Und manch zünftige Kritik (hierbei an erster Stelle mit Hermann Löns) hat sich bemüht, dem ihr völlig Wesensfremden jede wahrhafte Größe abzusprechen, bis sein Name durch die prachtvollen, größtenteils erst nach dem Umsturze veröffentlichten „Erinnerungen“ wie ein Phönix aus der Asche stieg. Während einer Spanne von 20 Jahren Nishnij immer wieder berührend, konnte der Schreiber dieser Zeilen dem international noch unberühmten, in Rußland aber schon zu den großen Hoffnungen zählenden Dichter, wenn auch nur flüchtig, persönlich begegnen, auch in Gemeinschaft mit dem größten Bühnenkünstler des einstigen Kaiserreichs, dem Sänger Schaljapin — der ja mittlerweile von der Sowjet-Regierung des Ehrentitels „Volkssänger“ verlustig erklärt wurde, während Gorki jüngst zum „Volksdichter“ erhoben ward. Aber auch ohne persönliche Bekanntschaft des Dichters, dessen Physiognomie sich in jener Zeit gegen die Wende des vorigen Jahrhunderts vollkommen mit dem Geiste seiner Schriften deckte, ging von seinem Werk ein suggestiver Zwang aus. Wer jemals am „Atkos“ von Nishnij-Stadt aus bei rötlich die blaugrüne Himmelsseide überdämmernder Abendstunde auf die Melancholie endlos gedehnten Flachlandes hinabschaute und den schwermütigen Gesängen lauschte, die von Oka und Wolga, in spitzem Silberwinkel just hier zusammenfließend, herüberschollen, wird die Welt der Gorkischen Gestalten mit anderen Augen sehen als der seelisch unvorbereitete Leser, ja selbst als der Moskowiter, der russische Großstädter. Das Mitempfinden des schlichten Menschen, der breiten Masse bäuerlicher Volkheit war es denn auch, das passiv oder aktiv Maxim Gorki zum Piedestal wurde. Durch all ihre Nöte ist der Dichter leiblich und seelisch hindurchgegangen. Geboren am 27. März 1868 zu Nishnij-Nowgorod als Sohn eines Tapezierers und einer Färbermeisters-, früher Burlaken- (Barkenknechts-)Tochter, hat er eine trübe Jugend. Kaum 10 Jahre alt, wird er Laufjunge in einem Schuhgeschäft, reißt aus, kriecht bei Lastträgern und Wolgaschiffern unter, läßt sich als Geschirrwäscher auf einem Dampfer anwerben, dessen Koch ihm die ersten Bücher gibt, sein früher Lehrmeister wird. Bei einem Zeichner, einem Heiligenbildmaler in Stellung, erwacht seine Liebe zum Theater. Im Jahre 1885 wendet er sich nach Kasan, möchte auf die Universität — muß aber Tagelöhnerdienste unter den „gewesenen Menschen“ verrichten, wird auch Bäcker. Bei einer Prüfung zur Choristeneignung am Stadttheater findet Gorki Annahme, während sein Freund Schaljapin als talentlos zurückgewiesen wird! Als Semmelausträger kommt Maxim viel mit der studierenden revolutionären Jugend in Berührung; 1887 verzweifelt er am Leben und jagt sich eine Kugel durch die Lunge; schafft dann unter Bauern auf dem Land, wandert zu den Schiffern am Kaspischen Meer — bis endlich den nach Nishnij Zurückgekehrten der Dichter Korolenko entdeckt. In immer wiederholten Streifzügen durch ganz Rußland häuft er seine Erfahrungen, sein künstlerisches Kapital, und veröffentlicht nun bald all die charakteristischen Erzählungen, Szenen aus dem Leben der Ärmsten, und Romane — zum Broterwerb ist er auch an verschiedenen Zeitungen als Feuilletonist tätig. Hauptsächlich die Novellensammlungen: „Die Holzflößer“, „Verlorene Leute“, der Roman „Foma Gordejew“ begründeten Gorkis Ruf. Im Jahre 1901 sagte er mit dem machtvollen Prosagedicht „Der Sturmvogel“ die Revolution voraus, wurde verhaftet und verbannt. Ein Exponent des Freiheitgedankens ist er seitdem geblieben, wenn er auch bald nach dem Umsturz aus Gesundheitsrücksichten Italien zum Wohnsitz wählte. Der epochale Erfolg jener „Szenen aus der Tiefe“, auf den deutschen Bühnen „Nachtasyl“ benannt, ist noch in aller Erinnerung. Die düstere Pathetik des Schauspielers, neben dem typisch-russischen „Nitschewo“-Zustande des Barons, die buddhistische Weisheit des Pilgers Luka und die erschütternde Selbstverständlichkeit der Dirne bleiben unvergessen. Aus Gorkis reichem Prosawerke tönt, in landechtem Kolorit, immer wieder der Schrei nach Wahrheit, nach Gerechtigkeit — ewiger Geisteshunger läßt den nach Goethes Wort zur „Selbstlernerei“ verdammten Dichter nicht ruhen; das tiefreligiöse Mitleiden seiner brüderlichen Seele erhebt sein Lebenswerk über die Sphäre der „nur literarischen“ Kritik. Die mit den Kindertagen beginnenden, in neuesten Veröffentlichungen bis zu Tolstoi, Tschechow, Lenin fortgesetzten „Erinnerungen“ stellen den Dichter in eine Reihe mit den großen Memoirenschreibern und Zeitchronisten. Sie sind die wahrheitsgetreue Wiedergabe der vielfältigen Erlebnisse eines ruhelosen Wanderers durch alles Geklüft des Daseins, immer sehnsüchtig dem kommenden Tage zugewandt, künstlerisch umgegossen und gestaltet. Sie runden des Dichters Bild und werden auch kulturhistorisch seinen Namen bewahren.

Gustav Herrmann.



Vom Damen-Hockeykampf Frankfurt 1880 gegen Harvestehude, einem Treffen von zwei der stärksten Damen-Hockeymannschaften Deutschlands, in Hamburg am 11. März: Abwehr eines Durchbruchs.



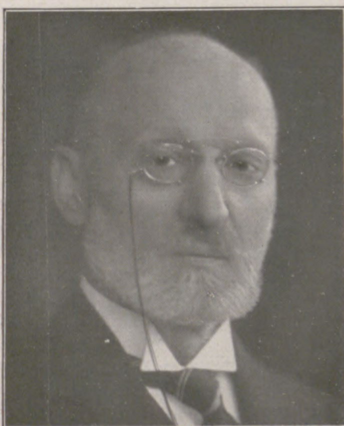
Prof. Dr. Hans Meyer,

Geheimer Hofrat, Professor der Kolonial-Geographie und -Politik an der Universität Leipzig, bedeutender Geograph und Forschungsreisender, Mitinhaber des Bibliographischen Instituts, Leipzig, konnte am 22. März seinen 70. Geburtstag feiern.



Dr. Wilhelm v. Branca,

Geheimer Bergrat, Professor i. R. für Geologie und Paläontologie an der Universität Berlin, namhafter Gelehrter auf dem Gebiete der Erdgeschichte, † am 12. März in München, 83 Jahre alt. Er entstammt einem alten, um 1690 nach Deutschland eingewanderten lombardischen Patriziergeschlecht.

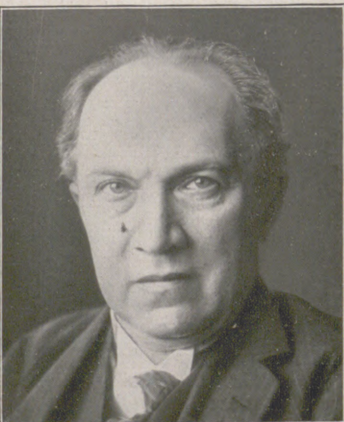


Prof. Dr. Boas,

Geheimer Sanitätsrat, verdienstvolle medizinische Kapazität auf dem Gebiete der Magen- und Darmkrankheiten, kann am 28. März seinen 70. Geburtstag feiern.



Abermals ein Atlantikflug mißglückt: Der englische Offizier W. R. G. Hinchcliffe und seine Begleiterin Elsie Mackay, die am 13. März in England zu einem Transozeanflug starteten und nun verschollen sind.



Prof. Franz Schreker,

bekannter Opernkomponist, Direktor der Musik-Hochschule in Berlin, wurde am 23. März 50 Jahre alt.

Tagesgeschichte.

Am 14. März traf der Schulkreuzer „Emden“, das Traditionsschiff des erfolgreichen, im November 1914 bei den Kokosinseln in Brand geschossenen deutschen Auslandskreuzers, wieder in seinem Heimathafen Wilhelmshaven ein. Gegen 100 See- und Ingenieuroffiziersanwärter haben auf der sechzehnmonatigen, von seinem Kommandanten, Kapitän z. S. Foerster, geführten Weltreise ihre erste seemännische Ausbildung erhalten. Daneben hat die Fahrt, abgesehen von dem politischen Wert, eine besondere wissenschaftliche Bedeutung erlangt durch die Entdeckung der bisher größten Meerestiefe von 10793 Meter, gelotet auf der Fahrt von Celebes nach Japan. Der Weg der „Emden“ führte über Spanien nach Südafrika und Indien. Hier im Indischen Ozean gedachte die Mannschaft am Wrack der alten „Emden“ ihrer toten Kameraden. Dann setzte das Schiff seine Reise nach Java, Bali und Celebes fort und fuhr darauf zu einem mehrwöchigen Aufenthalt nach Japan. Alsdann ging es nach der pazifischen Küste Nordamerikas, hierauf nach Mexiko und Panama und rund um Südamerika. Von hier aus kehrte dann das Schiff nach einem Besuch in Westindien (Haiti und St. Thomas) nach der Heimat zurück.

Vier neue Zerstörer der „Raubtierklasse“ erhielten am 15. März auf der Marinewerft in Wilhelmshaven die feierliche Taufe. Die neuen Boote empfingen die Namen „Tiger“, „Luchs“, „Jaguar“ und „Leopard“. Außer den Taufpaten befanden sich unter den Ehrengästen auch Vizeadmiral Bauer, Chef der Nordseestation, zugleich als Vertreter des Chefs der Marineleitung. Der Flottenchef, Vizeadmiral Oldekop, hielt die Taufrede.

Im ganzen Reich fanden in letzter Zeit Protestkundgebungen der Landwirte statt, die sich gegen die Benachteiligung und gegen die Vernachlässigung der Interessen der Landwirtschaft durch die Politik richteten. So kamen in Breslau gegen 50000 schlesische Bauern zusammen, um angesichts ihrer Notlage Protest zu erheben.

Bühnenschau.

In seinem 1906 entstandenen ersten Theaterstück „Der Zigarettenkasten“ (Uraufführung in Berlin, Theater am Schiffbauerdamm am 14. März) übt John Galsworthy Kritik an der Gesellschaft und an der Justiz. Ein Zigarettenetui verschwindet; der unschuldig-schuldige Parlamentariersohn wird verschont, der Vertreter der Armut, ein Arbeitsloser, dagegen muß ins Gefängnis wandern. Solch primitive Problematik wirkt heute fast schon etwas veraltet.

Die Münchner Kammerspiele brachten in Uraufführung die Komödie „So und so, so geht der Wind“ von Fritz Knöller. Der Titel ist recht originell, das Stück selbst, das sich mit Ironisierung von Sentimentalitäten und mit Liebesaffären befaßt, dagegen weniger. Das Ergebnis: Beifall und Widerspruch des Publikums.

In dem Drama „Leben Eduards II. von England“, das am Alten Theater in Leipzig zur Erstaufführung kam, hat sich Bert Brecht den Stoff aus der englischen Königsgeschichte des frühen Mittelalters geholt und die höfischen Verschwörerintrigen gegen König Eduard II., seine despotische Willkür und den Kampf eines dreizehnjährigen Bürgerkrieges gestaltet. Mit der temperamentvollen Bühnenmusik Kurt Weills, die in mitreißender Suggestivität vor allem die Schlachtszenen wirksam begleitete, wurde dem grellen, krausen Stück noch ein achtungsvoller Beifall.





Zum 60. Geburtstage des russischen Dichters Maxim Gorki am 27. März: Links: Jugendbildnis Gorkis mit dem jetzt weltberühmten Sänger Feodor Schaljapin. (Im Besitz vom Verfasser unseres Gorki-Beitrags auf Seite 427.) — Rechts: Aufnahme Gorkis aus neuester Zeit mit seiner Schwiegertochter und seinem Enkel.





Eine schlichte Kriegerehrungsstätte in landschaftlich schöner Lage: Das neue Ehrenmal für die im Weltkrieg Gebliebenen von Bad Homburg (Hessen-Nassau) auf der Plattform des Rabensteins am Höllensteinweg. Im Inneren des Baues steht ein Sarkophag, auf dem die Gestalt eines Soldaten in Kriegsausrüstung ruht. — Nebenstehend: Eine Riesenversammlung der schlesischen Landwirte: Die Protestkundgebung gegen die Notlage der Landwirtschaft auf dem Schloßplatz in Breslau am 12. März, an der etwa 50000 Bauern Schlesiens teilnahmen.





König Aman-Ullahs Besuch in England: Der König (links) als Gast des Oberbürgermeisters von London (Mitte, im Hermelinmantel). Daneben rechts die Gattin Aman-Ullahs; auf dem Tisch Schwert und Zepter des Lordmayors; vorn rechts der Vertreter der City (mit Perücke), die Begrüßungsansprache verlesend.

Rechts Mitte: Neuzeitliche Kirchenbaukunst: Die evangelische Friedenskirche in Frankfurt (Main), die vor kurzem eingeweiht wurde.





Zwei hervorragende Pioniere der Radiotechnik: Dr. S. Loewe, Berlin (links), der Erfinder der Loewe-Radio-Mehrfachröhre, mit dem Erfinder der Audion-Röhre, Dr. Lee de Forest, Neuyork, bei dessen Aufenthalt in der Reichshauptstadt.
Rechts: Fußballspiel-Beobachtung auf Entfernung: Die Menschenmenge auf dem Zeughausplatz in Antwerpen, die den in Amsterdam stattfindenden Länderkampf Holland-Belgien nach den Angaben an einer großen Tafel verfolgt. Auf der Tafel ist das Spielfeld aufgezeichnet; daran zeigt ein Sprecher den Spielverlauf, den ihm ein Berichterstatter aus Amsterdam telephonisch meldet.





Vor der Vollendung des Umbaues des Staatlichen Opernhauses in Berlin. Links: So sah das Staatliche Opernhaus vor dem Umbau aus. — Rechts: Das Opernhaus in seiner jetzigen Gestalt. Die offizielle Eröffnung soll Anfang April erfolgen.



Moderne Lustspiele: Uraufführung der Komödie „So und so, so geht der Wind" von Fritz Knöller an den Münchner Kammerspielen am 6. März.

Szene mit (von rechts nach links) Hans Schweikart als Peter Mutz, Kurt Lieck als Paracelsus und K. Riedl als Max Frisch. (Phot. F. Heyden, Obermenzing.)



Ein Drama aus der Geschichte des englischen Königtums: Szene aus der Erstaufführung von Bert Brechts „Leben Eduards II. von England" am Alten Theater in Leipzig am 10. März. (Phot. F. Reinhard.)

König Eduard (Robert Thoeren), vor dem Erzabt von Conventry (Hans Zeise-Gött) kniend; zwischen beiden Spencer (Wilhelm Engst) und ganz rechts der Verräter Baldock (Alfred Schlageter), seine Vertrauten.



Eine Justizkomödie von John Galsworthy: Bühnenbild aus der Uraufführung der Komödie „Der Zigarettenkasten", deutsch von Max Meyerfeld, im Theater am Schiffbauerdamm in Berlin am 14. März.

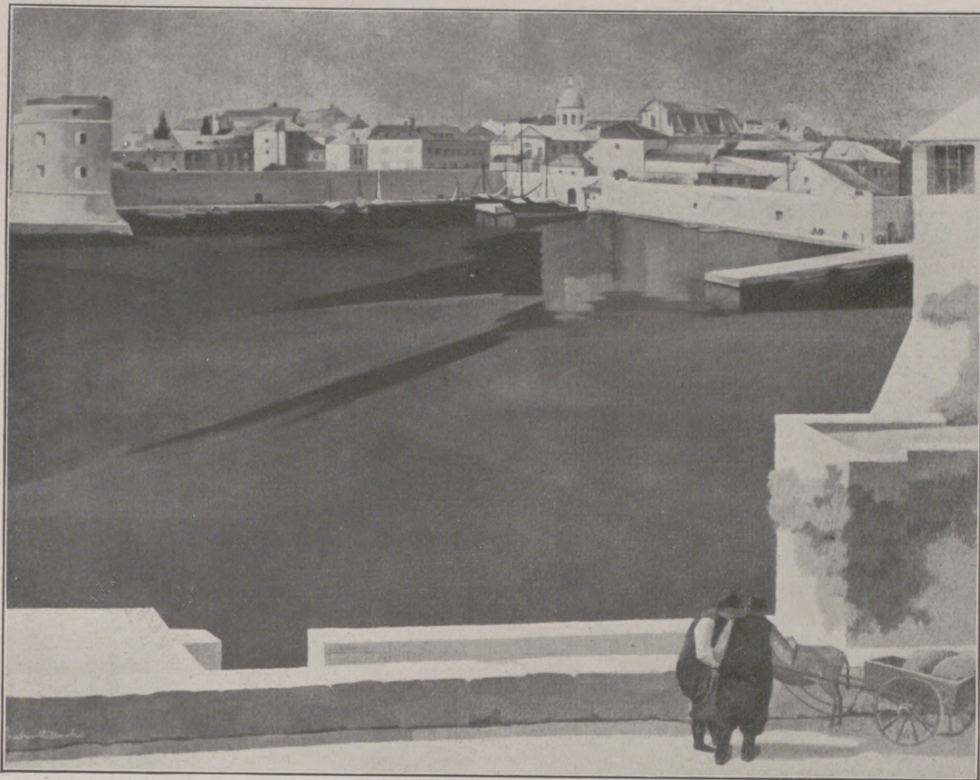
Verhaftungsszene mit Ernst Karchow als Proletarier, Grete Bäck als Scheuerfrau Jones und Ferdinand Asper als Kriminalkommissar Snow (im Hintergrund).



Neger als Filmdarsteller: Szene aus dem neuen Afrika-Film „Samba" der Emelka (München).

In mühevoller, monatelanger Arbeit ist dieser Film von der bekannten Grote-Brückner-Expedition beendet worden; er stellt den ersten jemals gedrehten Negerspielfilm dar, dessen Akteure die schöngewachsenen Bambaraneger Senegambiens sind. Sie hatten selbst noch keinen Film gesehen, stellten sich aber bei den Aufnahmen sehr geschickt an; Fatu, die 17jährige Hauptdarstellerin, steht ihren weißen Kolleginnen an Ausdrucksfähigkeit kaum nach. Unser Bild zeigt Fatu und Samba, wie sie von ihren Verfolgern gestellt werden.

DER MALER GUSTAV HILBERT



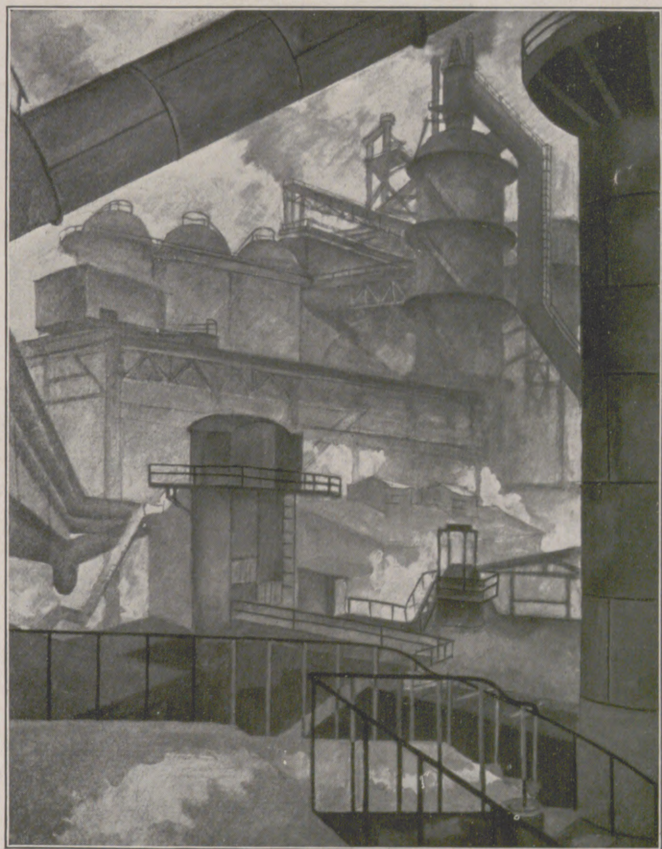
Hafen von Ragusa. (Besitzer: W. Crüwell.)



In der Mansarde.

Haben wir die Gewißheit, im Schaffen eines Malers die Künstlerpersönlichkeit in völliger Ungeschminktheit, ohne jede Phrase vor uns zu sehen, so werden diese Bilder auch stets echte Menschen ansprechen. Es bleibt mithin völlig gleichgültig, ob die Werke spielerisch, flatterig, maliziös, graziös, schlicht, nüchtern, schwärmerisch oder bleiern sind. Wenn wir diesen weniger strengen als selbstverständlichen Maßstab zur Grundlage unserer Einschätzung machen, so können wir den noch nicht dreißigjährigen westfälischen Maler Gustav Hilbert (Dortmund) als eine durchaus zu beachtende und wertvolle Kraft anerkennen. Naturgemäß ist eine Künstlerpersönlichkeit nicht nur von ihrer Zeit abhängig, sondern auch vom Volksstamm und der Sippe, aus denen sie stieg. Bei Hilbert spricht das Westfälische insofern mit, als die Schlichtheit, ich möchte sagen, die norddeutsche Schwere, auch in seinen Gemälden unverkennbar ist. In hohem







Kinderbildnis mit Rehen. (Besitzerin: Marchesa de Strozzi.)

Rechts: Hochofenanlage.

Links: Selbstbildnis des Künstlers mit Eltern und Geschwistern.

Maße interessieren in dieser Hinsicht seine nichtwestfälischen Landschaften, wobei die Berliner Kanal-, Kalkberge- und Seenbilder noch verständlich erscheinen, da sie ja norddeutsche Motive behandeln. Dagegen ist es überaus lehrreich, zu sehen, wie der Künstler seine dalmatinischen Gemälde in Farbe und Form festhält. Da ist nichts von der bald ins Phantastische, bald ins Märchenhafte gesteigerten Leichtheit der Malweise etwa italienischer und süddeutscher Künstler zu spüren. Hilbert sieht die in Wahrheit kompakten, steinern eckigen, schwerbewegten Landschaften der Karstküste mit den Augen des echten Westfalen: Er gibt ihnen in nordischer Wahrheitsstrenge getreue Linienschwere, stellt in sie hinein die Massen der Häuser, Berge, Wolken und Wasser, immer mit sichtlicher Liebe zur Betonung der wesentlichen Linie, die bei Hilbert eine große Rolle spielt, und bemüht sich, die Sonnenfülle in seinen Farben einzufangen. So wurden wahre, vielleicht im ersten starken Erleben des Südens noch zu farbig empfundene Bilder. Ein überaus sicheres Formengefühl ist Hilbert zu eigen; charakteristisch dabei die Belebung toter Massen durch irgendeine wesentlich werdende Kleinigkeit, so bei Kleidern die Hände, die bei Hilbert sprechen. Dazu kommt ferner die künstlerische Aufteilung der Flächen, die kompositionell, musikalisch wirken. Die fünf beigegebenen Bilder können natürlich kein Gesamtbild des Schaffens des Künstlers geben, doch immerhin wertvolle Anhalte.

Fritz Mielert.



WIENER VORSTADT IM FRÜHLING

ZEICHNUNG VON MAGDA SCHOLZ

HENDELIN

NOVELLE VON KARL FEDERN

Lieber, hochzuverehrender Freund!

Sie baten mich, Sie über die Ereignisse in unserer Stadt unterrichtet zu halten, und so darf ich Ihnen heute eine Geschichte erzählen, die sich bei uns zugetragen; bei der regen Neugier, die Sie den Vorgängen des menschlichen und vor allem des weiblichen Herzens entgegenbringen, werden Sie sie nicht ohne Anteilnahme hören.

Sie kannten den kleinen Paul Hendelin, den wir den Abbé nannten, weil er sich immer schwarz trug, boutonné partout, und gern über erbauliche Sujets sprach, besonders mit den Damen. Wenn man ihn bei seinem langen, an Sommersprossen reichen Gesicht keineswegs hübsch nennen konnte, so war er doch nicht ohne Geist, im übrigen leidenschaftlich und unentschlossen. Sie wissen wohl auch, daß er Frau von Rhön anbetete, gleich vielen anderen Männern. Niemand kennt das Geheimnis dieser schönen und unglücklichen Frau; niemand begreift, weshalb sie ihrem wenig angenehmen Gatten, mit dem man sie verheiratet hat, eine so zweifellose Treue wahrt, daß trotz allen Huldigungen, die sie umgeben, sich auch nie der leiseste Verdacht an ihren Namen gewagt hat. Vielleicht hegt sie eine geheime unglückliche Neigung in ihrem Herzen für einen Unbekannten, denn von kühlem Temperament kann sie bei diesen großen Augen und dieser Pracht der Glieder unmöglich sein. Sie ist übrigens gut bewacht durch die Eifersucht ihrer vielen Anbeter. Herr von Kettler würde genügen. Sie wissen, wie reizbar und jähzornig dieser sonderbare Mensch ist, und daß er eine verfluchte Klinge führt. Und Hendelin war, naiv und zerstreut, ganz geeignet, den anderen Anlaß zu geben. Auch Rhön, so wenig er sich im allgemeinen um seine Frau kümmert, und, wenn er überhaupt anwesend ist, nur dasitzt, mit seinem scharfen spitznasigen Gesicht und dem dünnen Lächeln auf den Lippen, und hier und da eine trockene Bemerkung macht, auch er könnte unangenehm werden.

Dieses Verhältnis war natürlich für Hendelin, sobald der erste Rausch der Bekanntschaft mit der schönen Frau und das Glück des Bewußtwerdens seiner Liebe vorüber war, alles andere als befriedigend. Ich weiß nicht, wer, ich glaube Obereit, um ihm Abwechslung zu schaffen, hatte ihn hinter die Kulissen unseres Theaters geführt, an dem, wie Sie sich erinnern werden, einige sehr artige Aktricen beschäftigt und recht gute Aufführungen zu sehen sind. Hier schloß er sich der Demoiselle Roca an, einer sehr schönen Person mit einer guten Figur und der sonorsten Stimme, und die wieder ihrerseits unter den Schauspielerinnen sich eines tadellosen Rufes erfreut. Sie ist übrigens ein Bürgerkind, von ehrbaren, wenn auch kleinen Leuten kommend; ihr Vater ist der Akzise-Einnehmer Schneider in Braunschweig. Die beiden schlossen eine Freundschaft miteinander. Sie machten gemeinsame Spaziergänge in der Umgebung; er kam oft des Abends zu ihr, wenn sie nicht auf der Bühne beschäftigt war, oder selbst nach dem Theater, ohne daß darüber sonderlich geredet worden wäre. Sie lächeln? Sie wundern sich? Madame Leclerc, die alte französische Tanzlehrerin — Sie sehen sie sicherlich noch vor sich mit der grauen Perücke von Hängelocken und den immer jungen, lebhaften Augen — nun, Madame Leclerc sagte: „Monsieur Hendelin ist eben Soupirant von Beruf!“

Da um diese Zeit Frau von Rhön unsere Stadt verließ, um den Sommer und Herbst auf dem Gute ihrer Frau Mutter zu verbringen, so war Hendelins Zustand weniger befriedigend denn je. Besonders da ihm auch eine andere Gefahr drohte: ein Oheim in der Provinz, von dem er abhängig war, verlangte durchaus, daß er ein junges Mädchen aus seiner Nachbarschaft heirate, das, wie Hendelin versicherte, sehr weiß, mit vielen Sommersprossen, ungebildet und langweilig wäre, aber einen vermögenden Gutsbesitzer zum Vater hätte. Die Frucht solch einer Verbindung müßten ja wahre Leoparden sein!

So war denn jene Freundschaft sein Labsal. Er klagte der mitfühlenden Freundin sein Leid, wobei ich jedoch bemerken muß, daß er zu ihr nie über Frau von Rhön gesprochen, so daß sie von seiner tiefen Neigung für diese Dame nur durch die Indiskretionen anderer Leute gehört hatte. Er redete wohl viel mit ihr über die Liebe im allgemeinen, während Louise Roca über die Treulosigkeit und den Unwert der Männer sprach; er kannte ihre Geschichte, die sie nicht verbarg: sie war verlobt gewesen, und ihr Bräutigam, ein reicher Kaufmannssohn, hatte sie verlassen, als sie zum Theater ging. So waren er und die Roca fast täglich zusammen, und wie es nun kommt, da sie eines Abends als Palmire ungewöhnlich rührend gestorben war und er sie sehr ergriffen nach Hause begleitete und sie dann, nachdem sie sich flüchtig umgekleidet, über einer Weingeistflamme ein paar Eier kochen sah, da glaubte er blind gewesen und an einem Herzenstrost vorübergegangen zu sein. Als sie einander gegenübersaßen, war er erst sehr schweigsam und sah sie mit seinen großen, ein wenig vortretenden Augen lange an, bis er plötzlich sagte: „Louise, ich liebe Sie!“

Sie sah ihn nun ihrerseits betroffen an und erwiderte nach einigem Nachdenken: „Nein, Hendelin, Sie sind im Irrtum. Sie lieben mich nicht. Daß ich gut aussehe, weiß ich; und Sie sind unglücklich und fühlen Sympathie mit meinem Unglück; aber das genügt mir nicht.“ Nach dieser Antwort suchte er sie mit Gründen von seiner Liebe zu überzeugen, aber sie müssen wohl schwächlich gewesen sein; jedenfalls verfehlten sie ihr Ziel. Und wie es nun seine Art war, fand er den Abgang nicht, sondern blieb und verzehrte die Eier mit ihr und das kalte Hühnchen, das sie serviert hatte, und sprach gegen Herrn von Voltaire, in dessen Stück sie eben geglänzt, und das seinen Zauber wieder verloren hatte. Dann ging er allerdings mit unbehaglichen Empfindungen nach Hause.

Wenn Sie nun glauben, es wäre alles aus gewesen, so irren Sie sehr. Die beiden kamen ganz so häufig wie vordem zusammen, und die Roca behandelte ihn freundlicher als je; denn ein Frauenzimmer wird einem Manne, der ihr einen Antrag gemacht, auch wenn sie ihn nicht erhören will, immer irgendwie gut sein, weil er ihr gezeigt hat, daß er ihren Wert zu schätzen weiß.

So vergingen der Sommer und der frühe Herbst. Hendelin arbeitete an einem biblischen Drama „Jakobs Werbung“, zu dem ihn die lange Wartezeit, in der der Erzvater sich vergeblich sehnen mußte, angeregt haben mochte, und er las die Szenen seiner theatererfahrenen Freundin vor. Mit den Nebeln des Spätherbstes kam Frau von Rhön zurück. Sie war irgendwie verändert und lebte nunmehr ganz für die Musik, und zwar für geistliche Musik. Das Rhönsche Haus ist ein ehemaliges Klostergebäude; es war eine Expositur der Serviten, und in die noch bestehende Kapelle ist eine alte Orgel eingebaut. Dort saß die schöne blonde Frau mit dem Kantor Rühl von der Apostelkirche, der in der Tat ein vortrefflicher Musikus ist und die Orgel neu gestimmt hatte, und übte mit ihm Choräle und andere fromme Stücke ein. Hier war auch Hendelin in seinem Element; er verschaffte ihr aus der Herzoglichen Bibliothek alte Texte und Noten und nahm an diesen erbaulichen Exerzitien eifrig teil. Sie wissen: „Quoiqu'on dise, l'amour, c'est l'espérance.“ Woran der fromme Hendelin nun immer denken mochte, er hatte wieder entdeckt, daß Frau von Rhön die herrlichste aller Frauen war, und die freundlich lächelnde Miene, die an Stelle der traurigen Gleichgültigkeit im Antlitz seiner Dame getreten war, erwärmte ihm das Herz und erweckte unbestimmte Hoffnungen darin.

Und da er alles, äußerlich wie innerlich, fein säuberlich geordnet und klar liebte und so, wie sein Zimmer, seine Schränke und seine Kleidung, auch seine Gefühle in unzweifelhafter Ordnung hielt, so erachtete er es für nötig, etwas ins reine zu bringen, was ungeklärt ihn bedrückte; und eines Tages, da er mit der Roca plauderte, während sie eine Rolle, die sie neu zu lernen hatte, unterstrich und zurechtlegte, begann er unvermittelt: „Übrigens, liebe Freundin, muß ich Ihnen etwas sagen, nämlich, wie sehr recht Sie im vergangenen Frühling hatten.“ — „Inwiefern?“ fragte sie zerstreut. „Worin war ich im Recht?“ — „Daß ich Sie nur zu lieben glaubte, als ich es Ihnen sagte. Heute weiß ich, daß Sie vollkommen im Recht waren und ich mich über meine Gefühle täuschte.“ Die Roca machte große Augen. „Hm. So. Darin?“ versetzte sie und wurde sehr nachdenklich. Eine Weile sprach sie nichts; zuletzt sagte sie: „Ja, gewiß.“ Und schwieg wieder.

Von da ab war sie einsilbiger gegen ihn. Es kam vor, daß sie unmutige Antworten gab, und sogar, daß sie ihn nicht vorließ, weil sie eine Rolle lernen müsse oder beim Anziehen sei oder Kopfschmerzen habe und ausruhen müsse. Ihm aber, der ganz von den Musikabenden im Rhönschen Hause erfüllt war, fiel das nicht weiter auf. Bis eines Tages, da sie zu mehreren beisammen waren und sie gerade eine neue Rolle, die der Miß Sara Sampson in dem Stück des Herrn Lessing, des Wolfenbütteler Bibliothekars, übernehmen sollte, Hendelin ihr auseinandersetzte, daß diese Rolle, die eine schmachtende sei, ihrem Talent und ihrer Erscheinung nicht liege. Sie wurde unruhig, und er geriet in Eifer. Die anderen hörten nur halb auf ihr Gespräch, bis sie die Roca heftig sagen hörten: „Sie sind nicht mein Freund, und Sie meinen es nicht ehrlich und haben keine Achtung vor mir, und ich bitte Sie, mein Haus zu verlassen und es nicht wieder zu betreten.“ Sie mögen sich die Betroffenheit unseres Hendelin vorstellen, der sich nur der besten Absichten bewußt war. „Mademoiselle,“ sagte er und legte die Hand aufs Herz, „Sie verkennen Ihren besten Freund!“ Aber mit funkelnden Augen erwiderte sie nur: „Bitte, gehen Sie, und setzen Sie den Fuß nicht wieder über meine Schwelle!“, worauf Hendelin, blutrot, da ihm nichts andres übrigblieb, sich vor der Gesellschaft verbeugte und ging. Die Anwesenden waren sehr verlegen und suchten die Rede auf andere Gegenstände zu bringen, aber da die Schauspielerin sehr mißmutig war und auf nichts recht eingehen wollte, so entfernten sie sich gleichfalls bei erster Gelegenheit.

Es erwies sich übrigens, daß Hendelin recht gehabt; denn die Sara Sampson war kein Erfolg. Wunderlicherweise ward die Roca ihm nun erst recht gram und behauptete, er habe ihr durch seine unangebrachten Bemerkungen die schöne Sicherheit geraubt, so daß sie nun die Melancholie der Rolle übertrieben hätte, wie denn auf dem Theater an einem Mißerfolg immer jemand anderes die Schuld trägt.

Hendelin aber war damals von ihr geradeswegs ins Kloster geeilt, wie das Rhönsche Haus oft genannt wurde, und war mit freundlichem Vorwurf, daß er so spät komme, empfangen worden, und in seiner Freude über diese Abende hatte er alles andere sehr bald vergessen.

War man früher bei Tee und kleinen Kuchen im Rhönschen Hause zusammengekommen — denn Sie wissen, Rhön ist karg und gibt seiner Frau, obwohl es ihr Eigen ist, nur wenig Geld, das Haus zu führen — soviel Geduld, um schweigend dazusitzen und immer wieder nur Musik und noch dazu ernste, fromme Musik zu hören, hatten ihre anderen Freunde nicht, und ihr Unwille richtete sich gegen Hendelin, der diese Geduld hatte. Herr von Kettler war anfangs in jeder Pause aufgestanden, mit Schnauben und „Hms“ und „Ahs“, und hatte, in der Hoffnung, daß der musikalische Teil nun vorüber sei, zu konversieren versucht. Da aber nur von Motetten und Kantaten gesprochen wurde und der Kantor sich aufs neue an die Orgel setzte, war er gegangen. Und es half ihm nicht, wenn er noch so spät kam: der unvermeidliche Hendelin saß da, und nur von Musik oder Poesie war die Rede.

Sie kennen Christian von Kettler: auch er ist ein einsamer Mensch, der viele Enttäuschungen hinter sich hatte, und die Abendgespräche mit Frau von Rhön waren ihm ein Labsal gewesen, wie denn überhaupt in diesem verwunschenen Schloß, das einst ein Kloster war, eine Anzahl enttäuschter Männer sich um eine enttäuschte Frau zusammenfand. Jetzt saß er einsam und verärgert im „Lamm“; manchmal nur setzte er sich mit anderen an den Tisch. Dabei kam einmal auf Hendelin die Rede, und Obereit, der jedem gefällig war, aber auch alles weitertrug und sich hinter dem Rücken über jeden lustig machte, hatte erzählt, und vermutlich mit einigem Salz, welcher Disgrâce Hendelin bei der schönen Roca begegnet war. Kettler spottete in seiner galligen Art; im Grunde hielt auch er Hendelin für harmlos, und ebendas nahm ihn noch mehr gegen ihn ein. Er und Hans von Rhön kannten sich von Jugend auf und waren gute Freunde; er hatte auch Elisabeth von Treysa schon als Mädchen gekannt, ehe sie Rhön geheiratet hatte. Sie alle kannten einander und auch die anderen Herren und Damen, die gelegentlich ins Rhönsche Haus kamen, seit langem; nur Hendelin war neu hinzugekommen und störte sie, um so mehr, als er in seiner Naivität nicht verbergen konnte, was er begehrte, während er selbst seine Leidenschaft aufs tiefste geheimzuhalten glaubte.

Zu dieser Zeit wurde im Theater „Die rote Maske“ des Lagrange aufgeführt, ein Stück, in dem ein eifersüchtiger Ehemann seine tugendhafte, von vielen Anbetern umgebene Frau zu Unrecht verdächtigt. Insbesondere ein junger Mann, der auf einem Fest in einer roten Maske erscheint, und der mehreren Frauen nachstellt, bringt ihren Ruf in Gefahr, bis der doppelzüngige Verführer zuletzt entlarvt wird. Der junge Lucidor gab diese Rolle. Frau von Rhön saß in ihrer Loge und klatschte der Roca, die die Heldin gab, vielen Beifall. Sie bemerken, daß die Roca in dem Stück in der Rolle auftrat, die Frau von Rhön mit einigen Unterschieden im Leben spielte. Andere mochten dies auch bemerkt haben. Es war das Benefiz des Herrn Delbing, der den Gatten dargestellt hatte. Nachher fand eine Reunion im „Lamm“ statt, und war es Ungeschick, war es Bosheit im Arrangement, als die Roca, die etwas länger Zeit gebraucht hatte, sich abzuschminken und umzukleiden, ihren Platz einnehmen wollte, fand sie ihn neben dem Hendelins, der bereits in eifrigem Gespräch mit seiner Nachbarin saß. Ziemlich laut erklärte sie, daß sie nicht neben ihm sitzen wolle. Eine kleine Unruhe entstand. Hendelin, höflich wie immer, war sofort bereit, seinen Platz zu tauschen, aber andere legten sich ins Mittel. Delbing und Obereit beruhigten die Schauspielerin, die jedoch während der Mahlzeit Hendelin geflissentlich den Rücken zukehrte. Durch den Vorfall war eine gewisse Aufmerksamkeit und Spannung entstanden, bis man genug Wein getrunken hatte und die Gesellschaft laut wurde. Als man sich von der Tafel erhob, die Gruppen und Pärchen in Sofaecken und Fensternischen sich unterhielten und die

kleine Asmus, auf einem Tisch sitzend, zur Laute sang und ihren hübschen Fuß zeigte, ging unser Hendelin, der immer Klarheit suchte, nachdem er eine Weile überlegt, auf die Roca zu mit den Worten: „Sagen Sie mir endlich, meine Freundin, was haben Sie gegen mich? Ich bin mir keiner Schuld bewußt.“ Da nahm die Roca flammenden Blicks ein Messer vom Tisch und sagte: „Dies würde ich Ihnen am liebsten ins Herz stoßen!“ — „St! st!“ riefen die anderen, die das Lied hören wollten; die Erregten kehrten sich nicht daran. Hendelin war so betroffen, daß ein verlegenes, aber höhnisch scheinendes Lächeln in seine Züge trat, worüber die Schauspielerin noch mehr erzürnt hinzufügte: „Wenn Sie ein Mann wären!“ und ihm abermals den Rücken wendete. „Das wäre nun schlimm, wenn *sie* ein Mann wäre“, sagte Obereit, der neben der Roca stand, zu Hendelin, und dann, zu ihr gewendet: „Aber sagen Sie doch, liebe, vortreffliche Demoiselle, was der arme Hendelin verbrochen hat, daß Sie ihm so unerbittlich zürnen!“ Da wurden auch die anderen neugierig und näherten sich, gerade als die kleine Asmus ihre Arie aus dem Stück wiederholte:

„Ich dachte, Verräter, dein Herz gehört mir!“

„Wenn er der Verräter in der roten Maske wäre,“ fuhr Obereit lächelnd fort, „Sie könnten ihm nicht böser sein.“

„Und der bin doch ich!“ rief Lucidor.

„Du hast meine Unschuld verlockt und betrogen!“ sang die Ausmus; da aber niemand mehr auf sie hörte, glitt sie beleidigt vom Tisch herab, warf ihre Laute aufs Sofa und schmollte. Die Roca sah finster; dann brach sie in Tränen aus. Delbing und seine Frau geleiteten sie aus dem Saal, damit sie sich beruhigen und erholen sollte. Hendelin, den nun alle sonderbar ansahen, glaubte am besten zu tun, wenn er die Gesellschaft gleichfalls verließ. Auch Obereit riet ihm, zu gehen. Im Vorsaal stand die Roca vor dem Spiegel und puderte das vom Weinen gerötete Gesicht. Mit einer tiefen Verbeugung, die sie nur im Spiegel sehen konnte und unbeachtet ließ, schritt er vorüber und ging über den beschneiten Marktplatz und durch die nächtlichen Gassen nach Hause, nicht wenig verstört durch das, was ihm widerfahren war.

Sie mögen denken, was über den Vorfall und die Ursache gemutmaßt und erzählt wurde. Herr von Kettler hörte die Sache beim Friseur Kiesewetter, als er sich den Zopf flechten und pudern ließ. Das Fest war weitergegangen und ziemlich ausgeartet; die kleine Asmus hatte zuviel Wein getrunken und war auf dem Weg nach Hause in einem nicht sehr schönen Zustand, als die Nachtwache kam, von ihrem trunkenen Kavalier verlassen worden. Man sprach von den unglaublichsten, den schamlosesten Dingen, und all dies kam mit auf Hendelins Rechnung, obwohl er gar nicht dabeigewesen war. Er, den man für harmlos gehalten, war in den Ruf eines Wüstlings gekommen. Herr von Kettler sprach kein Wort, dachte sich jedoch um so mehr.

Als er aus Kiesewetters Laden trat und sein Hund, der indessen draußen gewartet hatte, ein bissiger, schwarzer Pudel, an ihm hochsprang, kam gerade Herr von Rhön mit seinen mageren Pferden auf seinem Jagdwagen, in dem er nie zur Jagd fuhr, vorüber. Niemand wußte genau, was die vielen Gänge und Fahrten Herrn von Rhöns bedeuteten; seine Geschäfte waren so geheimnisvoll wie sein eheliches Leben und die Tugend seiner Frau. Bald war er bei seinem Anwalt, bald beim Notar oder bei seinem Bankier, bald bei einem Kaufmann. Dazwischen suchte er die Pfarrer und Prediger auf und saß, dürr, in seinem abgetragenen Anzug da und erörterte Bibelstellen mit ihnen. Einige behaupteten, daß er Geld auf Zinsen lieh und Güter aufkaufte. Jedenfalls waren der Fuchspelz und die Mütze, die er trug, schäbiger als der Bibermantel Herrn von Kettlers, der sich weder einen Wagen noch einen Diener halten konnte, und dem ein halbwüchsiger Junge die Kammer aufräumte und die Stiefel putzte.

Rhön ließ den Wagen halten, Herr von Kettler stieg auf, der Pudel lief nebenher. Sie fuhren durch die Rosmaringasse, in der Hendelin wohnte, dem Stadttor zu.

Hendelin trat eben aus dem Hause und grüßte. Rhön dankte flüchtig, während Herr von Kettler „Guten Morgen!“ in so lautem und grobem Tone rief, daß es wie eine Beleidigung klang.

„Was scheint dir von dem Burschen?“ fragte Kettler.

„Nichts“, erwiderte Rhön, und sie schwiegen wieder, während Kettler, sobald sie durch das Stadttor gekommen waren, sich seine Pfeife stopfte.

„Wenn er etwas will, kann er es haben!“ sagte Kettler nach einer Weile. Rhön erwiderte nichts.

Beim Mühlenwirt, bei dem er einen Schoppen zu nehmen pflegte, stieg Kettler ab.

„Deine Frau ist sehr nachsichtig“, sagte er zu Rhön, der im Wagen saß, während der Kutscher etwas am Riemenzeug der Pferde richtete.

Rhön sah ihn schief an. „Elisabeth war immer eine Träumerin“, sagte er.

„Hm!“ machte Kettler. „Schlafe nur du nicht!“

Rhön schlug eine Lache auf. Der Kutscher stieg wieder auf den Bock und nahm die Zügel auf; der Wagen fuhr unter den laublosen Kastanien davon.

Nicht Hendelin, aber Frau von Rhön fiel es auf, daß an einem der nächsten Abende, als Hendelin im Gespräch bei ihr saß — der Kantor hatte sich entschuldigen lassen, weil er beim Abendgottesdienst in der Dorotheenkirche beschäftigt war — die Tür sich öffnete und ihr Mann plötzlich eintrat und beide betrachtete. Nach einer Weile verschwand er wieder.

Sie wissen, daß die Fenster des Rhönschen Hauses auf den Wildgraben gehen und der Eingang in einer engen, düsteren Seitengasse liegt. Am folgenden Abend sprach Herr von Kettler wieder vor, und der Diener sagte ihm, die Gnädige Frau empfange nicht. Im trüben Licht der Laterne hatte er zwischen den beiden Säulen, die das Treppenhaus abschlossen, Hendelin hinaufgehen sehen, und gleich darauf hatte das Orgelspiel, das vorher in der Winterstille deutlich zu hören gewesen war, ausgesetzt. Diesmal ging Kettler in der beschneiten Gasse vor dem Hause auf und ab und wartete. Von Zeit zu Zeit pfiff er dem Pudel, dem dies kalt und langweilig vorkommen mochte, und der davonsprang, um auch ihn zum Weitergehen zu veranlassen, oder sich in den Schnee setzte und jaulte.

Schließlich mußte es auch seinem Herrn zu kalt werden; er schritt, fester in seinen Mantel gehüllt, davon; da stieß er auf Herrn von Rhön, der eben, von seinem Bedienten mit einer Laterne geleitet, nach Hause kam. Da es die Zeit war, in der die Leute sich nach dem „Lamm“ begaben, sah man die beiden Herren auf und ab gehen und miteinander reden. Sie gingen über den ganzen Wildgraben durch die Marktgasse und wieder zurück, und wenn Herr von Kettler mehr als seine magere Pension besessen hätte, so hätte niemand bezweifelt, daß die beiden ein Geschäft miteinander vorhatten. Einige Zeit später kam Herr von Kettler selbst ins „Lamm“, wo er zur Nacht speiste und noch lange saß und mit seinem Hunde spielte oder Bekannten zutrank.

Um Mitternacht ging er nach der Rosmaringasse, aber alle Fenster, auch die Hendelins, waren dunkel. Alles lag in nächtlichem Schweigen, nur der lange Mann, den Dreispitz auf dem Kopf und den Degen unter dem Pelzmantel, stand allein im Mondlicht zwischen den alten Häusern und sah empor, während der schwarze Hund mit seinem schnellen Schatten über den Schnee lief oder an den Ecken schnüffelte.

Oben aber lag Hendelin, der von dem Wächter unten nichts ahnte, schlaflos und fieberisch in den Kissen. An diesem Abend hatte er mit Frau von Rhön, wie vordem mit der Roca, von seiner frommen Dichtung und von aller geistlichen Musik abschweifend, von der Liebe gesprochen, was man ihm nicht verübeln dürfte, da von der Liebe reden, zu allen Zeiten ein erprobter Weg zu ihr selber gewesen ist.

Was dann vorgegangen, weiß man nicht genau. Er hatte mit Rührung und Begeisterung geredet, und die Dame scheint etwa erwidert zu haben, solches lögen die Dichter, solches träume man in der Jugend: in der Welt sei es nicht so; denn ihre traurige Geschichte hatte sie mit Mißtrauen und Kälte erfüllt. Hendelin aber hatte verlangt, daß sie an die Liebe glaube, und während über dem Kamin das Bild eines alten Priors aus der Klosterzeit streng auf ihn herabsah, ihr bebend gesagt, daß sie die Liebe vor sich sähe, daß er sein Leben für ihr Glück lassen würde, und dergleichen mehr. Und mochte seine Leidenschaft Eindruck auf sie gemacht haben: als er ihre Hand mit Küssen bedeckte, entzog sie sie ihm nicht unfreundlich.

Ich bitte Sie, mich nicht mißzuverstehen, mein Freund. Ich sage kein Wort gegen Frau von Rhön, deren Tugend unzweifelhaft ist. Sie mag ihn auf die Bahn der Freundschaft verwiesen haben. Ich möchte schwören, sie hat dies getan. Sie sah ihn öfters an, als messe und wäge sie ihn. Es kann ja, wie ich zu Anfang schrieb, kein Zweifel sein, daß diese schöne Frau ein Bild in ihrer Erinnerung trägt, von dem er sie, und mochte es ein Trugbild sein, mit seinen Worten nicht lösen, das er nicht durch seine Liebesgewalt ersetzen konnte. Jedenfalls nicht an diesem Tag; vielleicht hätte er es nie gekonnt. Ich lasse es dahingestellt. Sie hat über diese Vorgänge nur mit einer einzigen Person gesprochen. Als er ihre Hand wieder ergreifen wollte und dabei ihre Knie berührte, rückte sie zurück, der Berührung ausweichend ... Jedenfalls stürzte Hendelin zuletzt, einem Wahnsinnigen gleich, davon.

Sicher ist, daß, als der Bediente eintrat, das Teeservice und die Kuchen abräumte und die Stühle zurechtstellte, Frau von Rhön, um ihre Bewegung nicht merken zu lassen, den Salon verließ. Sie schritt allein durch die stillen Zimmer, die nur das Mondlicht und der weiße Schein der Winternacht von draußen erleuchteten, und stand sinnend am Fenster, als ihr Gatte eintrat. „Wie, Sie haben kein Licht?“ fragte er und rief dem Bedienten, daß er die Kerzen, die im Salon noch brannten, herüberbrächte. „Denn dort brennen sie umsonst,“ sagte er, „und das Wachs ist teuer.“

„Elisabeth,“ bemerkte er dann, „ich ersuche Sie, diesen Herrn Hendelin nicht mehr zu empfangen!“

Die Dame zog die Brauen hoch. Sie führte seit langem ihr eigenes Leben und war nicht gewohnt, Gebote und Verbote anzunehmen. Sie war noch erregt von dem, was soeben geschehen war, und als ihr Mann zu erzählen begann, wurde sie abwechselnd rot und bleich. Hendelin erschien ihr um so doppelzüngiger, als sie begonnen hatte, sich für die schöne junge Schauspielerin, deren Tugend ebenso gerühmt wurde wie ihre Kunst, zu interessieren. Er schien durchaus die Rolle des verräterischen Liebhabers in der roten Maske zu spielen.

Sie wissen, wie tugendhaft man in unserer Stadt ist. Vielleicht wäre man gegen einen andern milder gewesen, aber Hendelin erschien ein Tartuffe, von dem sich alle genarrt fühlten. Ich habe noch weit später einen ehrlichen Mann erzählen hören, er habe die Roca verführt und in die Hoffnung gebracht und ein anderes armes Mädchen mit einem Kinde sitzen lassen. Sein Oheim schrieb Briefe an den Stadtpfarrer, um den Dingen auf den Grund zu kommen, wobei sich denn die völlige Grundlosigkeit der Gerüchte herausstellte und Hendelins alte Mutter, die selbst eine Predigerswitwe war, sich wenigstens darüber beruhigen konnte. Aber das war viel später.

Den ganzen nächsten Tag war Hendelin in großer Erregung durch die winterlichen Wälder und Hügel um die Stadt gestreift und hatte sich zuletzt im Zwielicht so verirrt, daß er beinahe nicht mehr durch das Stadttor gekommen wäre. Als er dann noch seinen Besuch machen wollte und in bebenden Hoffnungen nach einem unschlüssigen Zaudern auf der Straße ans Tor pochte, wurde er nicht vorgelassen und ihm gesagt, daß Frau von Rhön für ihn nicht mehr zu Hause sein werde.

Sie mögen sich seine Bestürzung vorstellen. Er konnte die Ursache nur in seiner unbedachten Erklärung sehen. Er schrieb. Auf den ersten Brief kam keine Antwort, den zweiten erhielt er uneröffnet zurück.

Es ist in unserer kleinen Stadt nicht möglich, jemanden auf die Dauer zu vermeiden. Aber als Hendelin endlich am vierten oder fünften Tage Frau von Rhön auf der Straße begegnete, da war sie von ihrer Kammerfrau und von einem Bedienten begleitet; zudem wendete sie ihm, als sie ihn erblickte, den Rücken, genau wie es die Roca getan hatte. Da im gleichen Augenblick auch der Kantor mit seiner Frau die Straße herabkam, sprach Frau von Rhön beide sehr liebenswürdig an, und Hendelin blieb nichts übrig, als sich mit vernichteter Seele zurückzuziehen.

Zwei Abende später wurde im Theater „Die rote Maske“ wiederholt; das Stück hatte sehr gefallen, und das Theater war bis auf den letzten Platz gefüllt. Frau von Rhön saß in ihrer Loge. Selbst Herr von Kettler, der sonst nur Schwänke zu besuchen pflegte, war anwesend. Im Zwischenakt erschien er bei Frau von Rhön, die ihn mit freundlichem Lächeln begrüßte und zum Sitzen einlud. Rhön geht, wie Sie wissen, nie in ein Theater. Hendelin wurde zunächst nicht gesehen; er hatte sich als Habitué einen Platz im Dunkel eines Pfeilers ausgesucht, von dem er möglichst unbemerkt zu Frau von Rhön hinaufstarren konnte.

Von Anfang an fiel bei dieser Vorstellung auf, daß die Roca Frau von Rhön merkwürdig glich, der sie im Leben sonst nicht so ähnlich sieht, besonders als sie im dritten Akt in einer silbergrauen Robe auf der Bühne erschien, wie Frau von Rhön sie in ihrer Loge trug. Bei dem Takt der Demoiselle Roca war eine bewußte Absicht kaum anzunehmen. Auch glich Delbings stattliche Gestalt der dürren Herrn von Rhöns in keiner Weise. Dagegen hob Lucidor, was bei der Roca halb unbewußt sein mochte, dadurch ins Licht, daß er sichtlich als Hendelin auftrat, dessen schwarze Kleidung, dessen Züge, Bewegungen und Unschuldsmiene er nachahmte, während er, sobald er mit der roten Maske auftrat, zu einem wahren Teufel wurde.

Obwohl nur die wenigen Wissenden das Spiegelbild völlig erkannten, so mußten doch alle Lucidors Absicht erkennen, und eine lebhafte Bewegung von Heiterkeit und Entrüstung ging durch die Zuschauer, eine Spannung, die die des ersten Abends weit übertraf. Als der Verführer zuletzt entlarvt wurde, klatschte das Publikum mit wütendem Gelächter Beifall. Man brüllte, schrie und stampfte mit den Füßen, immer wieder mußte der Vorhang in die Höhe gezogen werden, die Roca und Lucidor immer wieder erscheinen und danken.

„Hendelin! Hendelin!“ riefen viele, denen der Spaß noch nicht groß genug war. Als der Vorhang sich endgültig gesenkt hatte und es im Zuschauerraum lichter wurde, sah man an dem Pfeiler ein verzerrtes Gesicht. Hendelin hatte plötzlich erkannt, wer er in der Meinung der Menschen war, was zum mindesten ebensoviel bedeutet, als wer einer wirklich ist. Er hob den Kopf mit einer schmerzlichen Bewegung und sah zur Loge empor: sie war leer. Er verschwand durch einen kleinen Seitenausgang.

Die Menschen strömten aus dem Theater. Frau von Rhön, die das Gedränge nicht liebte, hatte im Hintergrund der Loge gewartet und kam jetzt aus dem engen Wege, der von den kleinen Türen zum Foyer führt; sie war etwas schneller gegangen, während Kettler und der Bediente mit ihrem Glas, Pelz und Fächer folgten, und sie schien allein, als Hendelin auf sie zutrat. Mit einer schönen, stolzen

Dorfparlament. Radierung von Erich Gruner.
(Aus dem Bavaria-Verlag, München.)

Bewegung wendete sie sich ab. Es scheint — nur ein Theaterdiener hat den Auftritt beobachtet — daß er sie beschwor, ihn anzuhören, daß er ihre Hand, ihr Kleid festzuhalten suchte, als Herr von Kettler hinzukam und mit den Worten: „Der Umgang mit solchen Buben ist den Damen untersagt!" ihn mit beiden Händen vor die Brust stieß und wegdrängte. Dann war er Frau von Rhön, die die Treppe hinabgeeilt war, zu ihrem Wagen gefolgt.

Eine Stunde später saßen die Schauspieler sehr vergnügt im „Lamm" und beglückwünschten Lucidor zu seinem Einfall, als die Tür aufging und Hendelin eintrat. Alle verstummten. Er schritt auf Lucidor zu. „Sie haben die Frechheit gehabt, mein Herr," sagte er mit bebender Stimme, „mich auf der Bühne zu verhöhnen. Aber mit Ihresgleichen läßt man sich nicht ein, und was Sie getan haben, verstehen Sie doch nicht. Es ist auch jetzt gleichgültig. Obereit!"

Obereit sprang sogleich auf und folgte ihm aus dem Saal.

Lucidor, den ein schlechtes Gewissen zuerst hatte verstummen lassen, schimpfte heftig. Die andern verkündeten ihm eine Herausforderung, die er nicht zu fürchten erklärte.

„Ich wollte doch, das wäre nicht geschehen!" sagte die Roca. Obereit kam nicht wieder; sie kamen nicht mehr in eine gute Stimmung und gingen früh auseinander.

Die Nacht verging, und ein heller Wintermorgen brach an. Die rote Sonne schien erst durch das Stadttor und dann über die runden Tortürme in der Rosmaringasse; das Kreuz auf der Dorotheenkirche und die Kuppel leuchteten; der Marktplatz lag in weißem Licht.

Nach zehn Uhr sah man Herrn von Kettler, in einiger Erregung, wie es schien, in seine Haustür treten. Sein Pudel, der davorgesessen und jeden Eintretenden angeknurrt hatte, begrüßte ihn mit tollen Freudensprüngen.



Ständchen. Radierung von Erich Gruner.
(Aus dem Bavaria-Verlag, München.)

Eine halbe Stunde später erschien Obereit, von Männern gefolgt, die den toten Hendelin über den Marktplatz trugen. Da eben ein Offizier der Wache kam, mußten sie die Bahre niedersetzen. Ein Verhör begann; Leute sammelten sich; mehrere der Schauspieler, die keine Probe hatten, kamen aus dem „Lamm" dazu.

Hendelin lag blaß, mit einem alten Mantel bedeckt, eine tiefe Stichwunde in der Brust. Die Roca, die gleichfalls hinzugetreten war, sah auf ihn, erkannte, daß er tot war, sah das getrocknete Blut und fiel ohnmächtig hin. Als sie wieder zu sich kam, hatte sie ein Gespräch mit Obereit, der ihr kein Wort ersparte. Darauf ging sie in den Gasthof zurück und schrieb ein Billett an Frau von Rhön. Eine halbe Stunde später kam ein Diener aus dem Kloster, der sie zu seiner Herrin bat. Von dem, was die beiden Frauen miteinander gesprochen, ist später dies und jenes verlautet. Jedenfalls sind beide beim Begräbnis des armen Hendelin gewesen und haben sein Grab mit Blumen geschmückt. Auch Herr von Rhön, der trotz seinem Geiz ein Edelmann ist, war bei der Beerdigung.

Hendelin hatte wohl von all dem nichts mehr; aber warum wollte er auch so geradlinig mit den Frauen umgehen, die dies keineswegs lieben noch danken?

Herrn von Kettler werden Sie vielleicht in R. getroffen haben. Er hat sich für einige Zeit von hier zurückgezogen, dürfte aber bald wiederkommen. Frau von Rhön ist ernster als je bei ihrer frommen Musik und liest nun auch geistliche Schriften, worüber ihr Gatte sehr erfreut ist.

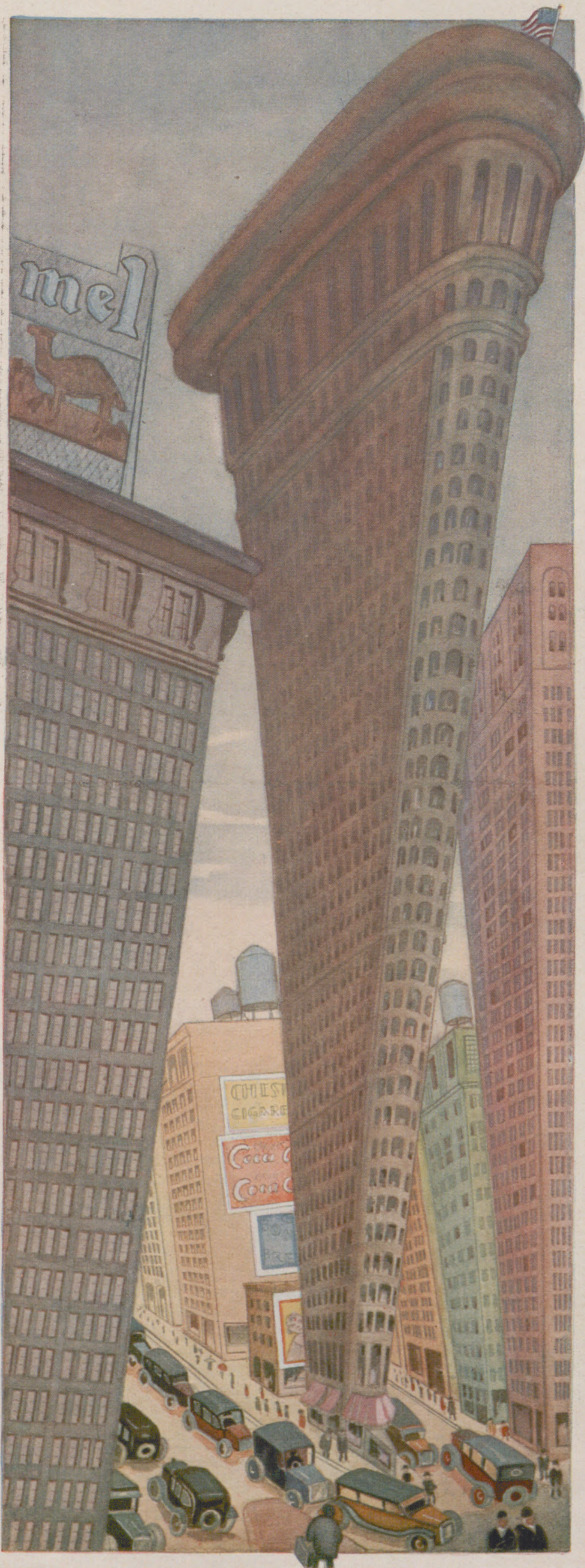
Leben Sie wohl, liebster Freund, und beglücken Sie uns hier durch Ihren Besuch. Bis auf den Tod unseres kleinen Abbé hat sich nichts verändert.

Ihr

Wildenau.

Künstler-Fahrt durch Nordamerika

Reise-Eindrücke in Wort und Bild von Albert Schlopsnies,



Möchten Sie hier im Erdgeschoß wohnen?



Seekrankheit.

Unermüdlich zieht der Dampfer seine Bahn. Weit hinter mir bleibt Deutschland. Amerika, dem gelobten Lande der Gegenwart, geht es entgegen, dem Lande des Reichtums, des Fortschritts und der — Prohibition. Endlich Neuyork — wie eine moderne Burg, wie ein Phantasiegebilde steigt die Riesenstadt aus dem Nebel. Abends bin ich bereits auf dem Broadway, der Hochburg des fremden Lebens! Nach einer kurzen Stunde rotiert mein armes europäisches Hirn; es ist zu klein für all die ungewohnten, überwältigenden Eindrücke. Ich sollte ein Wolkenkratzer-Hirn haben! Aber auch so ist's schließlich gegangen, denn auch hier kocht man mit Wasser. Und dennoch: sechs Wochen Neuyork zerreiben meine Nerven. Täglich, stündlich, ja, in jeder Minute immer neue Eindrücke lassen mich nicht zur Ruhe kommen. Ich sehne mich hinaus ins Freie, ins Grüne. Ein verständnisvoller Freund will mir den Wunsch erfüllen, packt mich in sein Auto, und die Fahrt beginnt. Wir verlassen das Wolkenkratzergebiet, es kommen kleinere Häuser, dann sogar einstöckige; ich freue mich schon, nun wird bald das Grüne kommen — — — da — was ist das? Asche, Asche — — nichts als Asche! Die Millionenstadt hat sich mit einem Gürtel von Asche und leeren Konservenbüchsen umgürtet. Zur freundlichen Belebung des Bildes stehen rechts und links an den Straßen Reklameschilder, eins am andern, endlos. Ich bitte meinen Freund, umzukehren. Er sieht mich verständnislos an . . . „Wollten Sie nicht hinaus?" — Ja, schon, aber das hatte ich mir denn doch anders vorgestellt. —

In Atlantic City, dem amerikanischen Weltbad, erhole ich mich bald wieder. Da lerne ich die Amerikaner mehr als Menschen kennen. Sie nehmen sich einige Tage frei und „erholen" sich hier auf den großen Rummelplätzen, auf rauschenden Festen und baden dazwischen auch in der See. Ich habe bald zahlreiche Freunde aus allen Teilen Amerikas, aus Chicago, Frisco, Los Angeles und Hollywood, alles kommt hier zusammen.

Der Künstler lebt in Amerika ganz gut und ziemlich geachtet. Ich arbeite für Zeitungen in Philadelphia und Neuyork. Da werde ich plötzlich krank und muß mich einer Blinddarmoperation unterziehen. In einem prachtvollen Hospital pflegt man mich rasch gesund. Der Herbst kommt heran und mit ihm die berühmte Wahl der „Miß Amerika". Ich bin als Zeichner des „Public Ledger" mit in der Kommission und statte einen Teil des Festzuges aus. Unbeschränkte Mittel stehen zur Verfügung und doch — das allgemeine Resultat: Kitsch!



Neuyorker Lichtreklame. — Mir wird von alledem so dumm . . .

Passagiere

ROMAN VON HELLMUTH UNGER

(12. Fortsetzung.)

Mild und lautlos ist Schnee gefallen über Nacht. Und alles ist weiß. Vom Herrenhaus zur Inspektorwohnung und zu den Ställen, von Tür zu Tür über den Gutshof hin haben Knechte schmale Wege ausgehoben, damit alle miteinander in Verbindung bleiben.

In rasendem Galopp jagt Cäsar die Freitreppe hinab zum Garten hinüber, nimmt die Schneewälle mit steilen Sätzen und versinkt sofort bis an den zottigen Bauch. Er bellt, japst und heult, bis sie ihn endlich befreien.

Nein, es sind keine Wege mehr zu den Feldern, über das Land zum Walde, zu den vereisten Teichen und zum See.

Die Winterluft ist klirrend und klar, daß man zum erstenmal aus der Ferne wieder das Meer donnern hört.

War vorgestern nicht noch Sommer? Duftete nicht auf den Wiesen das Heu? War gestern nicht noch Herbst, und die Kinder der Häusler ließen über abgeernteten Roggenfeldern bunte Papierdrachen wehen, die Franz, der Großknecht, ihnen in bedächtiger Ruhe und Freude klebte?

Der Kutscher hat den Pferdeschlitten aus der Remise gezogen und wäscht ihn mit heißem Wasser, das rasch gefriert und den schwarzen Lack mit kunstvollen Eisblumen überziert. Es ist kaum Nachmittag, und schon liegen violette Schatten im Schnee. Der Abend kommt überfrüh.

Olga sitzt neben mir in meinem Zimmer, die Arme erhoben, die Hände im Nacken gefaltet, den Kopf in den weichen Lehnstuhl zurückgebogen. Schweigsam. Wir leben zeitlose Zeit.

Felix ist zu uns heraufgepoltert gekommen, derb und winterfrisch, hat bei uns gesessen, geschwatzt und gelacht. Ist wieder gegangen, als der Inspektor ihn in den Stall rufen ließ. Überall brauchen sie ihn, seinen Rat, seine Befehle.

Stunde um Stunde habe ich wieder an diesen Erinnerungen geschrieben, während die Frau dasitzt und schweigt.

„Störe ich?" fragte sie gestern.

„Nein."

„Wenn du es liebst, daß ich bei dir bin?"

Ob ich es liebe, daß du bei mir bist! Vielleicht verstehst du mich besser, wenn ich dir einmal von vergangenen Tagen erzähle. Weshalb ich herkam und nicht wieder fortgehen kann ohne dich.

„Wie dunkel es schon ist! Merkst du es denn gar nicht?"

Ich blicke auf.

Ihre Gestalt verliert sich in blauem Dämmern. Mit einer Geste wehrt sie ab, als ich Licht machen will.

„Ist es so wichtig, was du schreibst?"

„Wichtig? Nein."

„Warum verschwendest du dich dann so?"

„Tu' ich das?"

„Ja. Manchmal glaube ich, deiner sicher zu sein. Dann bin ich glücklich und froh. Und ich weiß, es ist gut, daß ich dich liebe. Und dann wieder entgleitest du mir. Ich habe dich lange angesehen; du merkst es nicht."

„Doch, Olga."

„Wie fremd dein Gesicht war, während du schriebst! Hast du andere Frauen so geliebt wie mich?"

„Ich weiß es nicht."

„Wie hieß doch die Insel?"

„Maui."

„Ja, das meine ich."

„Wie kommst du darauf?"

„Weshalb hast du das Mädchen verlassen?"

„Ich verließ es nicht."

Scheu neigt sie sich vor.

„Eines Tages ging sie mit dem Maat eines Seglers davon. Er hatte ihr von den Herrlichkeiten der Matrosenkneipen Honolulus erzählt. Das war größer als das Märchen von Maui. Was mag er ihr alles versprochen haben, damit sie mit ihm ging!"

„So ist sie nicht tot?"

„Ich weiß es nicht."

„Du hast sie vergessen?"

„Ja."

„Warum sind wir beide immer noch hier? Soll dies Unerträgliche denn niemals zu Ende gehen! Alles wird Lüge und Betrug, damit Felix die Wahrheit nicht erfährt."

„Du wolltest ihn schonen."

„Ja. Aber ich vermag es nicht länger. Ich bin so feige. Aber du! Was tust du?"

„Olga!"

„Wenn du mich liebtest wie ich dich! Liegt dir mehr an seiner Freundschaft als an mir? Du betrogst ihn doch auch. Er haßt dich und wird dich verachten, mehr noch, wenn du jetzt schweigst."

„Soll ich reisen?"

„Nicht ohne mich. Aber vielleicht brauchst du mich nicht, brauchst keinen Kameraden, keine Frau, der du dich ganz verschenkst. Laß mich nicht mehr allein. Ich liebe dich! Wie ich dich liebe!"

Es ist ein großes, unbegreifliches Glück, das mir noch einmal geschenkt wird. Wenn du wüßtest, wie sehr ich einen Gefährten brauche, einen Kameraden wie dich! Aber ich bin müde geworden von vielen Abenteuerlichkeiten. Es müßte noch einmal geschehen, daß ich versuchte, einem Menschen zu vertrauen, der mich nicht auch betrügt.

Da nimm mein Herz! Was sonst kann ich dir noch geben? Du nimmst es nicht? Nein? Hast du nicht Ähnliches, Gleiches schon früher erlebt? Wird alles morgen nicht wieder vergessen sein wie ein Spiel?

Erinnerst du dich morgen noch? Ja? Vielleicht.

Hätte sie jetzt geschwiegen!

„Du weißt nicht," sagt Olga leise, „wie demütig er jetzt vor mir ist. Es wird nicht mehr so leicht sein, zu gehen. Es hat sich so vieles gewandelt."

„Er liebt dich?"

„Ja. Ich weiß es, daß er mich liebt."

„Wenn ihr ein Kind hättet, Olga, würdest du dann nicht bleiben?"

„Er ist selbst wie ein Kind. Mein Gott, wie hilflos er jetzt ist. Aber laß! Ist nicht alles entschieden?"

„Ja."

„Nur um eins werde ich dich bitten. Hörst du? Daß du die andere vergißt! Wenn du mir das versprichst!"

Jetzt ist ihr Herz wie Kristall. Oh, wie groß und herrlich sie ist! Braucht sie noch ein Versprechen von mir? Was weiß sie von einer anderen. Und wäre es nicht gleich?

Er ist selbst wie ein Kind. Mein Gott, wie hilflos er ist. Dies ist ihr Geheimnis.

Ein einziges Wort jetzt. Und keine Bedenken mehr!

„Glaubst du mir nicht?"

Ich brauchte kein Wort mehr für mich. Sie wartet, daß ich ihre Hände ergreife. Sie wartet, um ganz bezwungen und voll Vertrauen zu sein.

„Du."

„Für dich und für mich und für ihn... Ist es nicht besser, du bleibst?" — — —

„Wenn du es sagst."

„Olga." — — —

Ich bin allein. Ich warte. Sie kommt nicht zurück.

*

Den ganzen nächsten Tag über sind Felix und ich auf Jagd. Es ist gut, sich müde zu laufen und nicht an das, was geschehen ist, denken zu müssen. Alles ist hoffnungslos und vorbei.

Ich bin bereit, jedem Überfall zu begegnen.

Wenn Männer etwas miteinander auszumachen haben, sind sie am besten allein. Ich fürchte mich nicht, dem andern Rede zu stehen. Ich will die Wahrheit sagen und um Verzeihung bitten.

„Du liebst Olga?" wird er mich fragen.

„Ich liebe sie. Ja."

„Und sie dich?"

„Ich weiß es nicht. Nein. Doch. Sie sagt es."

Er wird vielleicht lachen. Wie närrisch ihr beiden doch seid! Oder er wird mich niederknallen.

Aber groß und mächtig stampft er vor mir durch den Schnee, verfolgt das Zickzack der Hasenfährten, entdeckt eine Fuchsspur und hetzt seine beiden Rüden darauf. Wir finden zwischen Buschwerk an einem Hügel den Bau. Die Hunde kläffen laut.

„Hier ist er eingefahren", sagt Felix. „Morgen graben wir ihn aus. Ich brauche noch ein paar Bauern aus dem Dorfe dazu."

Von Olga kein Wort.

Am Spätnachmittag kommen wir zum Gutshof zurück. Das Hoftor steht offen. Eine Schlittenspur führt vom Herrenhaus hinaus und zu den Ställen zurück. Der Schlitten steht vor der Remise. Der Kutscher reibt die Pferde mit Stroh.

„Was ist?"

„Sie sind ein wenig in Schweiß", sagt der Kutscher.

„Kannst du nicht langsamer fahren?"

„Die gnädige Frau hat es befohlen."

„Ist sie ausgefahren?"

„Ja. Zur Station."

Felix starrt ihn verwundert an.

„Zur Station? Es ist gut."

Olga ist fort. Sie ist abgereist. Am Morgen, als sie allein war, hat sie Gussenow verlassen.

Hastig gehe ich in mein Zimmer hinauf und blicke mich suchend um. Hat sie mir keine Nachricht hinterlassen, damit ich sie finden kann?

Ich läute dem Diener und frage.

„Einen Brief? Ich weiß es nicht, gnädiger Herr. Aber sie ist hier oben gewesen. Lange Zeit.“

Meine Papiere liegen ohne Ordnung auf dem Tisch. Ich blättere langsam in den Bogen herum. Zwischen zwei Seiten finde ich ein rotblondes Haar. — — —

„Wie heißt die Frau, die du mehr liebst als mich?“ Sie hat nicht mehr gefragt und mir eine zweite Lüge erspart.

XX.

Kapitän Oud hat wohl eingesehen, daß er gegen die Panik der Passagiere machtlos geworden ist. Auch den größten Teil der Mannschaft hat er nicht mehr in der Hand, seitdem der „Globus“ Schlagseite bekam und die Beleuchtung versagte. Auf die Offiziere kann er sich fest verlassen. Er schickt sie zu den Booten, das Ausschwingen zu überwachen. Er verbietet jedoch, nochmals zu schießen. Wenn das Verlassen des Schiffes nur in Ordnung geschieht!

Der Kapitän glaubt jetzt selbst daran, daß der „Globus“ verloren ist. Er selbst wird der Letzte sein, der ihn verläßt. Der Allerletzte.

„Keine Überstürzung,“ sagt er, „wir haben noch ein wenig Zeit.“

Dann geht er in seine Kabine und verschnürt die wichtigsten Schiffspapiere. — — —

Ich komme aus dem Tanzraum ins Schreibzimmer, finde hier Mrs. Rieger und die alten Leute, die erst seit kurzem verheiratet sind. Das Ehepaar sitzt in Schwimmwesten dicht beieinander und verschließt gerade eine Flaschenpost. Hinter dem grünen Glas schimmert das Weiß eines gerollten Zettels.

„Wir brauchen Siegellack.“

„Ja. Sonst geht die Flasche unter.“

„Ich habe noch ein kleines Stück. Warte!“

„Komm bald wieder, hörst du!“

Wie besorgt die Frau ist, daß sie in den letzten Minuten vor dem Untergang von dem Mann getrennt sein könnte! Alles mag mit ihnen geschehen, wenn es sein muß. Dies eine nicht. Sie wollen zusammen sterben. So haben sie's ausgemacht.

Hilflos lächelt sie mir zu, als ich im Vorübergehen grüße.

„Der Kapitän hat gesagt, es sei noch ein wenig Zeit, Mrs. Stumm.“

„Das ist gut. Ja. Wir sind auch bereit.“

Mit fliegender Eile schreibt Mrs. Rieger einige Abschiedsbriefe. An ihren Sohn in Amerika, an eine Jugendfreundin in Europa. Es sind die einzigen, die ihr in den letzten Minuten eines Abschiedsgrußes wert erscheinen.

„Finden Sie mich nicht schrecklich albern?“ fragt sie. „Mit so unnützen Dingen die Zeit zu vertrödeln!“

„Es ist doch klug, Mrs. Rieger.“

„Die andern sind schon in den Booten.“

„Beeilen Sie sich!“

„Können wir mehr tun als warten?“

„Ja. Die Schwimmweste anziehen, wie Mrs. Stumm.“

„Nein. Wenn dies das Ende sein soll, will ich nicht noch stundenlang in den Wellen dahintreiben. Und vorerst erscheint mir der ‚Globus‘ immer noch sicherer als die Schaluppen.“

„Man wird die Frauen zuerst retten.“

„Wohl. Aber mein Platz mag für eine andere sein, die jünger ist. Es ist nicht so wichtig, daß gerade ich gerettet werde.“

Sie adressiert die beiden Briefe und verschließt sie.

„Haben Sie Briefmarken?“

„Nur amerikanische.“

„Nein, die gelten hier nicht mehr. Dann werden sie Strafporto zahlen müssen, wenn meine Briefe ankommen sollten.“

Mrs. Rieger geht zum Zahlmeisterbureau und wirft ihre Abschiedsgrüße in den schmalen Kasten an der Wand.

Auf die Glasscheibe ist ein Zettel geklebt. Post für Jamaika steht darauf. Briefmarken beim Büchersteward. Das Auslandsporto beträgt...

Im Gang treffen wir den Schiffsarzt. Er hat den leblosen Körper des auf dem Bootsdeck verwundeten Passagiers unter die Arme gefaßt und schleift ihn mühsam zum Lazarett.

„Helfen Sie mir doch!“

Wir heben den leise Stöhnenden empor und tragen ihn hinunter zum C-Deck.

Ein phantastischer Kerl, dieser Doktor, der wie eine Spinne aus dem Dunkel auf seine Beute stößt und sie in Sicherheit bringt. Er hat Arbeit, er kann helfen. Das ist es, was ihn bewegt.

Da steht er, einen sterilisierten Operationsmantel über dem indischen Kostüm, über den braungefärbten Händen Gummihandschuhe, und ist nur noch für den Verwundeten da. Wir haben ihn mit dem Kopf nach der Fußseite aufs Bett gelegt, damit er bei der schrägen Lage des Dampfers nicht zu Boden rollt.

Mit einer Verbandschere schneidet er dem Verletzten das Hemd über der Brust auf und untersucht die Wunde.

„Lungenschuß.“

Liebevoll legt er den Verband um Brust und Schulter. Gibt dem Hilflosen zu trinken. Prüft den Pulsschlag an der wachsgelben Hand.

„Wo sind die andern beiden? Sie müssen auch her.“

Er bleibt bei dem Patienten zurück.

*

Jetzt sind fast alle auf dem Bootsdeck versammelt und schreien nach Rettung, drängen nach links und nach rechts. Wie eine große Tierherde, wenn der Stall brennt, rasen sie umher, stemmen sich mit den Ellbogen nach vorn, treten mit den Füßen nach den Seiten, schreien einander sinnlose Worte zu.

Der Kapitän hat die Maschinen wieder stoppen lassen, damit das Ausbooten möglich wird.

Die Schaluppen auf der Backbordseite können nicht zu Wasser gelassen werden, sie schlagen an den schrägen Schiffskörper und kippen beim Niedergleiten über die Planken. Dabei sind sie längst vollbesetzt, überfüllt. Um jeden Platz hat es wahnwitzigen Kampf gegeben.

Matrosen versuchen, die Schaluppen mit den Rudern vom Schiffsleib abzuhalten. Die Ruder zersplittern. Eine der Trossen zerreißt.

Vierzig, fünfzig Menschenleiber stürzen ins Meer.

„Nehmt die anderen Boote!“

„Alles nach Steuerbord.“

„Warten!“

„Rettet! Rettet!“

„Elinor!“

Wie durch ein Wunder pfeilt das Nachbarboot hinab, hakt aus und tanzt auf den Wellen. Tief vor Überlastung taucht es ein. Schwimmende, wieder emporgeschleuderte Leiber treiben, stoßen sich ihm entgegen. Hände tasten nach seinem Rande und krallen sich fest.

„Nehmt mich mit! Nehmt... mich...“

Schreie. Gurgeln.

Der Steuermann schlägt mit einem Tauende erbarmungslos auf die verkrallten Finger. Stößt einen sich aufschwingenden Körper mit den Fäusten zurück.

„Wir verrecken sonst alle.“

„Kein Platz mehr!“

„Wehrt euch!“

„Laßt keinen mehr rein!“

„Elinor! Elinor?“

„Jones.“

Der Motor der Schaluppe springt an. Im Wasserwirbel der Schraube versinkt eine leblose Frau. Das Boot steuert vom „Globus“ fort.

Jetzt ist unerwartet eine andere Möglichkeit, sich zu retten. Das verunglückte Boot treibt kieloben vorbei. Hebt und senkt sich mit dem großen Atem der Flut.

Es beginnt ein neuer Kampf. Ein Cowboy ist der erste, der die Schaluppe erreicht. Mit übermenschlicher Kraft schwingt er sich hinauf und umkrampft den stählernen Kiel. Es ist Austin. Er brüllt vor Freude und winkt, in Sicherheit angeklammert, zum Schiffe hinauf. Dann neigt er sich vor und hilft einem anderen, zieht ihn zu sich empor.

Ist der nächste schon wieder zuviel? Die Schaluppe dreht sich unter der neuen Belastung. Austin und Lebel gleiten zurück. Die Ruderbänke nach oben, kommt das Boot ins Gleichgewicht. Von allen Seiten kämpfen sich jetzt die Ertrinkenden heran, mit schon versagenden Kräften, finden Halt zum Atemholen.

Keiner vom Schiff macht den geringsten Versuch, ihnen zu helfen. Keiner.

Mr. Smith, die Vogelscheuche, ist noch am weitesten vom Boot entfernt. Seine junge Frau hat sich verzweifelt an ihn geklammert. Er wirft sich auf den Rücken und zerrt sie an den Haaren hinter sich her.

„Helft! Helft!“

Eine herandröhnende Welle hebt die beiden empor und schleudert sie dem Boote zu. Der Wassersturz der nächsten reißt sie nieder. Um Augenblicke versagt die Kraft der Hände. Als er wieder zupackt, ist die Frau ihm entglitten.

Wo? Wo?

Da stößt ihr wehrloser Körper gegen ihn, wird über ihn hinweggerissen. Die Frau spürt neuen Halt und wirft die Arme um seinen Hals. Er wehrt sich, wird niedergezogen, preßt in höchster Verzweiflung die Fäuste gegen ihren Hals.

Die Verschlingung löst sich. Er ist frei. Läßt die Frau untergehen. Mit wenigen Stößen der Arme erreicht er das Boot und gleitet kraftlos hinein.

*

Todesnot. Todesnot.

Auf dem flachen Glasdache über dem Rauchsalon, an einen Luftschacht gelehnt, steht der Geistliche, Mr. Milton, und predigt. Der Sturm reißt ihm die Worte von den blutblassen Lippen und macht sie unverständlich.

Was will er denn?

Er predigt. Hört ihr denn nicht? Es ist Zeit, an Gott zu denken und die Seele vorzubereiten. Es ist vortrefflich gewählte Zeit.

Der Absturz des ersten Rettungsbootes, die Schreie der Ertrinkenden haben die Passagiere doch ein wenig zur Besinnung gebracht. Mit Kopflosigkeit ist nichts zu gewinnen.

Die Offiziere des „Globus“ bekommen wieder Gewalt über die Masse, beruhigen sie, reden auf sie ein.

(Fortsetzung folgt.)



DORFSTRASSE IN SÜDMÄHREN

GEMÄLDE VON KARL SÄWERT

DIE FRAUEN DES MORGENLANDES

Wer zum ersten Male die Gassen einer orientalischen Stadt durchwandert, merkt sehr bald, daß das Gewühl um ihn her fast durchweg aus Männern besteht. Plötzlich wird er auf einen Menschen aufmerksam, der ihm entgegenkommt. Eigentlich bemerkt er ihn nur, weil der, ohne sichtlichen Anlaß, linksum macht und dem Fremdling den Rücken zudreht. Der Neugierige blickt sich um — tatsächlich, der Mensch hat, das Gesicht zur Hausmauer gewandt, nur gewartet, bis der andere vorüber war; jetzt geht er weiter. Und schon ertönt dicht bei dem Neuling bedrohliches Husten. Im Gasthof wird ihm Aufschluß. Es war eine Frau — eine mohammedanische Frau.

Der Mann gehört auf die Gasse, auf den Markt. Die Frau ist harém, verboten. Sie sitzt daheim, abgeschlossen von aller Welt. Der Innenhof, Zier und Seele jedes orientalischen Hauses, ist ihr Alleinreich. Hier kauert sie auf Matten und Kissen, hier wäscht und kocht sie, hier überwacht sie die Spiele der Kinder, hier empfängt sie Besuch, ausschließlich weiblichen natürlich. Kommt männlicher Besuch für den Hausherrn, dann zeigt lautes Händeklatschen an, daß der Hof geräumt werden muß. Der Freund wartet einen Augenblick in dem dunklen Eingang und schreitet dann erst durch den leeren Hof in den Selamlik des Mannes. Schon dieser Hauseingang sagt genug. Er ist im Winkel gebrochen, so daß von der Tür aus kein Blick die Frauen im Hof beleidigen kann.

Auf der Straße trägt die Frau über ihrem Hauskleid einen unförmlichen und meist unschönen Umhang. Kopf und Gesicht werden durch Tuch und Schleier verhüllt.

Allerdings, hier ist das Häkchen, an das die Koketterie doch ihre Rechte und Forderungen angehängt hat. Die Frau des Beduinen und des Bauern — nun ja, die ist überhaupt nicht so heikel. Es handelt sich mehr um die Städterin. Die Perserin, in der Öffentlichkeit nichts als eine wandelnde schwarze Tonne, bindet sich ein dichtes weißes Tuch vor die Augen. Die tunesische Frau legt ein schwarzes, die algerische ein weißes Tuch um die untere Hälfte des Gesichtes, so zwar, daß der größte Teil der Nase verborgen bleibt. Die Ägypterin trägt ebendort einen schwarzen, zierlich durchbrochenen Schleier, setzt aber auf Stirn und Nase noch ein Bambusstänglein, das mit drei Messingringen geschmückt ist. Die Türkin läßt, soweit sie nicht den neuen Reformbestrebungen huldigt, ein farbiges Tuch vor dem Gesicht flattern, das jeder Luftzug zur Seite treibt.

Aber weshalb überhaupt diese Geheimniskrämerei mit den Frauen? Sicherlich ist der Gedankengang des Orientalen dieser. Die Frau, die ja keine Seele hat, bildet das wertvollste Besitztum des Mannes. Dieses Besitztum aber hat, im Gegensatz zu allen anderen Besitztümern, die Neigung — na, sagen wir, untreu zu werden. Untreue, d. h. Verlust des besten Besitzes, verhütet man am einfachsten, indem man die Gefahr der Verführung möglichst verringert.



Die moderne Türkin. An Stelle des Gesichtsschleiers trägt die junge Türkin ein Kopftuch, sonst aber ist sie nach der neuesten Pariser Mode gekleidet. Die Mutter zur Seite in der türkischen Tracht und mit modernem Regenschirm hat den Schleier zurückgeschlagen.

Es wäre gleichwohl falsch, zu glauben, die morgenländische Frau lebe als Sklavin ihres Mannes. Das ist ganz und gar nicht der Fall. Solange sie Alleinfrau bleibt, beherrscht sie den Mann zumeist vollständig. Auf das Heim beschränkt, durchsetzt sie dessen Luft völlig mit ihrem Wesen. Ändern kann sich das erst, wenn andere Frauen dazukommen. Dann herrscht die Frau, die dem Manne zuerst einen Sohn geboren hat. — Wie steht es mit der vielgerühmten orientalischen Schönheit?

Das Morgenland, der Erdteil zwischen den beiden Welten der schwarzen und der weißen Rasse, ist das Gebiet der Durchmischung von Weiß und Schwarz. So findet man dort schwarze, weiße und, in der Überzahl, braune Menschen. Die Orientalin schlechthin gibt es nicht. Durch Tscherkessinnen, Balkanslawinnen und Europäerinnen ist manches Blond und Blau bei weißer Haut hereingekommen, durch Neger und Negerinnen aber in weit höherem Maße tiefdunkle Farben. Wie bei allen Bastardvölkern herrscht zudem Fettleibigkeit vor, ja, die fette Frau ist Wunschbild aller Orientalen geworden. Damit im Zusammenhang steht das schnelle Reifen sowie das furchtbar frühe Altern und Verblühen. Mit zwölf bis vierzehn Jahren heiratet das Mädchen, mit fünfundzwanzig ist es vielfache Mutter und Matrone, zwanzig Jahre eher als unsere Frauen. Natürlich gibt es Unterschiede — im südlichen Orient verhält es sich so, im nördlichen dauert beides etwas länger.

In ihrer Hauptzeit, der kurzen Spanne von zehn bis achtzehn Jahren, kann die Orientalin ein reizvolles Geschöpf sein. Ihr ganzes Sinnen und Trachten ist einzig darauf angelegt, den Mann anzulocken und in Banden zu halten. Anteilnahme an geistigen Dingen geht ihr gänzlich ab — neuerdings hört man von einigen Türkinnen, die Bücher lesen und, leider, sogar schreiben. Am liebsten hockt die orientalische Frau mit ein paar Freundinnen und Dienerinnen zusammen, rauchend und naschend, klatschend und singend.

Und das Gesicht? Vor allen Dingen können wir uns mit der Nase nicht befreunden. Es gibt drei Arten von Nasen im Morgenlande, die europäische, die alarodische und die negerische. Die beiden letzten, die eine fleischig und oft gebogen, die andere breit und flach, herrschen weitaus vor. Die andere, gerade und fein, ist ziemlich selten. Das Antlitz ist meist breit, in der Jugend aber doch öfters auch liebliches Eirund. Die Augen sind fast immer samtenes Braun und häufig mandelförmig geschnitten; die Brauen darüber werden gern durch schwarze Schminkstriche über der Nasenwurzel verbunden. Vielfach wird indigoblaue Tätauierung auf Backen, Kinn und Stirn verteilt. Einfache Leute färben wohl auch die Lippen blau. Das Haar der Orientalin ist kaum je anders als blauschwarz und sehr kraus. Es wird auch nicht sonderlich lang, so daß man es gewöhnlich in kleine Zöpfchen geflochten trägt. Ihren Rassegeruch sucht die Frau durch hemmungslosen Verbrauch von Wohlgerüchen zu übertönen.

Ewald Banse.



Algerische Mohammedanerin in Straßentracht.



Arabische Beduinin.



Beduinin aus Tunis.







Links oben:

Mädchen der Ulâd Nâïl mit Tätauierungen im Gesicht aus Biskra (Algerische Sahara).

Rechts oben:

Beduinin mit Kind aus dem Norden von Tunis.

Im Oval:

Berbermädchen (Kabylin) aus dem Tell Algeriens.





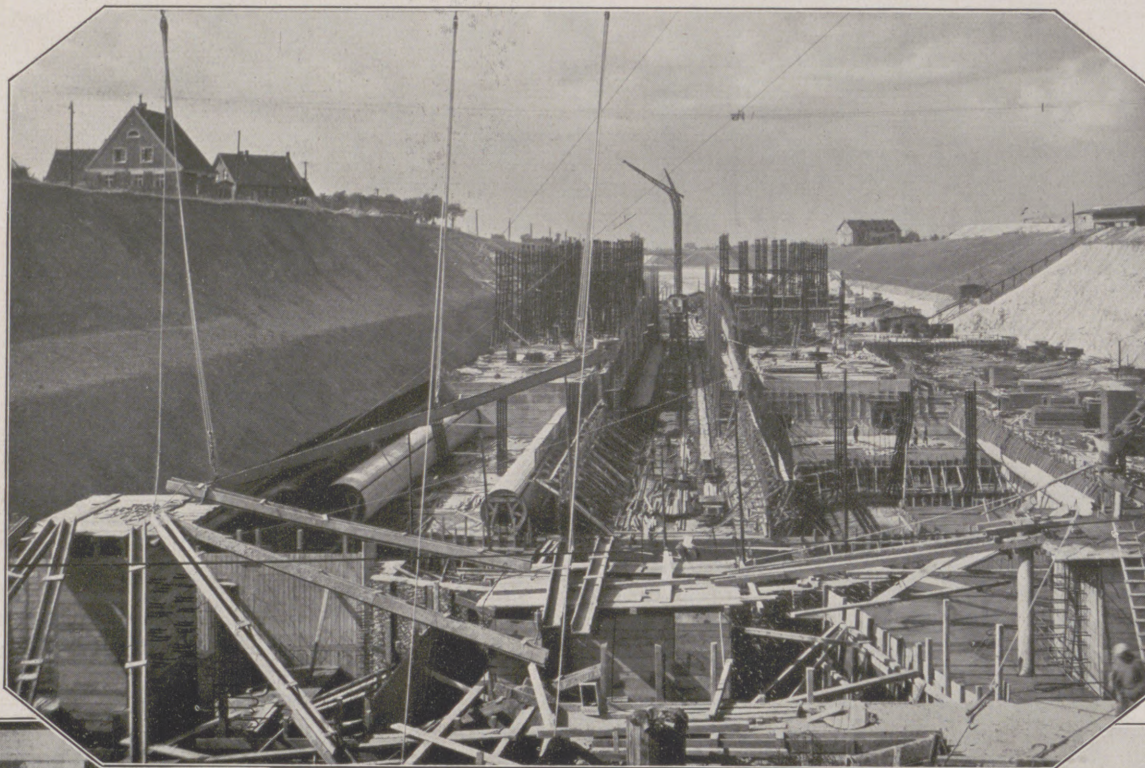
Mohammedanerin aus Algerien.
Links nebenstehend: Arabische Beduinin aus Tunis.

FRAUEN DES MORGENLANDES

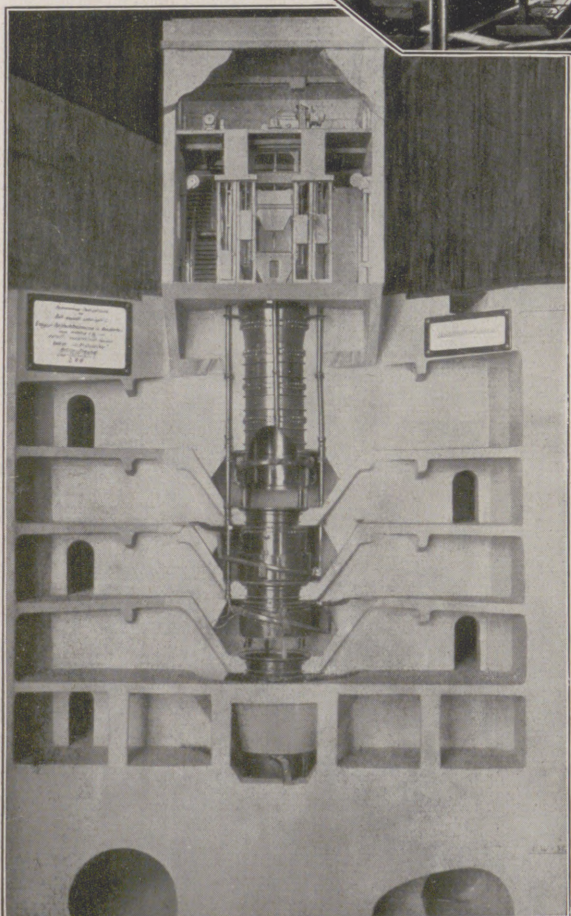
Die Doppelschleuse Anderten im Zuge des Mittellandkanals.

Von den 13 Gefällstufen, die für den Mittellandkanal auf seinem Weg vom Dortmund-Ems-Kanal bis zur Elbe vorgesehen sind, ist die Doppelschachtschleuse Anderten, wenige Kilometer östlich von der Stadt Hannover gelegen, weitaus die bedeutendste und umfangreichste. Zugleich darf dieses Werk den Anspruch erheben, die größte Binnenschleuse des Kontinents zu werden.

Mit dem Bau dieser Schleuse wurde im Jahre 1920 begonnen. Die Ausbaggerung der 260 m langen, 100 m breiten und 22 m tiefen Baugrube, die 600 000 cbm Mergelfels enthielt, dauerte bis zum Jahre 1923; der eigentliche Schleusenbau wurde erst im Herbst 1924 angefangen. Das Interesse an einer baldigen Fertigstellung dieser mächtigen



Die Baugrube der Westschleuse im Jahre 1925.
Die Sohle mit den eingebetteten Umlaufrohren ist größtenteils fertig, im Hintergrund starrt schon die Eisenarmierung für das Unterhaupt in die Höhe (s. Abbildung unten).



Modell-Querschnitt durch einen der zu beiden Seiten der Schiffskammern liegenden fünfstöckigen Wasserspeicher und Ventilschacht.



Die 225 m lange, 12 m breite und 19 m tiefe Schiffskammer der Ostschleuse.

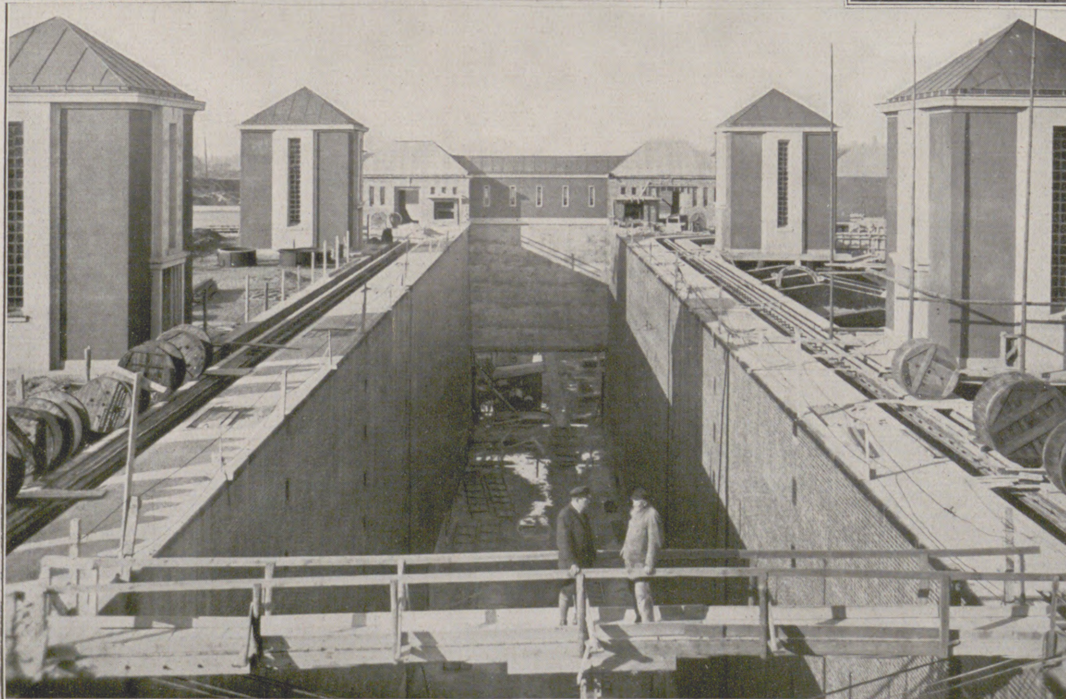
Schleusenanlage hat sich wesentlich erhöht, seitdem der Hauptkanal bis Schwicheldt bei Braunschweig und ebenso der Hildesheimer Zweigkanal mitsamt dem Hafen zu Steuerwald sozusagen vollendet sind, und seitdem die Mittel für den Weiterbau des Mittellandkanals bis zur Elbe vor kurzem bewilligt wurden. Denn es versteht sich, daß auf diesen Kanalstrecken ein Verkehr nicht eher möglich wird, bis man die vorgelagerte Schleuse Anderten zuvor in Betrieb genommen hat. Darum werden denn auch hier die Arbeiten so beschleunigt, daß die eine der beiden unabhängig voneinander wirkenden Schleusen bereits im März, die andere im Laufe dieses Jahres programmäßig fertig werden soll.

Die Doppelschachtschleuse Anderten überwindet ein Gefälle von 15 m. Jede Schleusenkammer ist 225 m lang, 12 m breit und 19 m tief. Bei niedrigem Wasserstand ist die Schiffskammer 3 m, bei höchstem Wasserstand 18 m hoch mit Wasser gefüllt. Jede Schleusenkammerfüllung erfordert an sich die ungeheuere Menge von 40 000 cbm Wasser, von denen aber — und das ist der große Vorteil einer Sparschleuse — beim Abwärtsschleusen 30 000 cbm in die links und rechts neben der Schiffskammer liegenden fünfstöckigen Wasserspeicher geleitet werden, von wo aus sie beim Aufwärtsschleusen wieder der Kammer zufließen. Auf diese Art brauchen der oberen Kanalhaltung bei jeder Füllung nur 10 000 cbm Wasser entnommen zu werden. Beide Schleusenkammern haben je Platz für einen Schleppzug, der aus einem Dampfer mit drei Kähnen von 600 t Ladefähigkeit oder mit zwei Kähnen zu 1000 t bestehen kann. Die Durchschleusung eines solchen Schleppzuges dauert eine halbe Stunde, wovon 12 Minuten für die Füllung und Entleerung der Schiffskammer benötigt werden. — Die Speisung auch der oberen Kanalhaltung geschieht übrigens von der Weser aus, indem nämlich in Minden ein Pumpwerk das Weserwasser zu der 15 m höher gelegenen Kanalstrecke Minden-Anderten heraufpumpt, während in Anderten eine zweite Turbinenpumpstation das Wasser weitere 15 m hoch und um die Schleuse herum zur oberen Kanalhaltung befördert.

Das Schleusenbauwerk wird aus Beton bzw. Eisenbeton hergestellt. Zu den Arbeiten werden die größten und technisch vollendetsten Baggervorrichtungen und eine große Anzahl eigens für diesen Zweck erbauter Spezialmaschinen verwendet. Insgesamt sind 250 000 cbm Beton herzustellen und rund 10 000 t Eisen zu verarbeiten.

Heute reckt sich bereits die Westschleuse zu ihrer vollen Größe empor. Die Schiffskammer selbst, die Speicherbauten mit den 2,6 m weiten Umlaufrohren und mit 50 mächtigen Zylinderventilen, ferner die Oberhaupt- und Unterhauptbrücke, die Maschinenhäuser und die Zentralbedienungsbrücke sind fertig. Es handelt sich hier nur noch darum, die vielen Antriebsmaschinen und Schaltungsanlagen einzubauen und das Turbinenpumpwerk zu vollenden. — Dagegen ist die Ostschleuse, weil ursprünglich für eine spätere Bauzeit zurückgestellt, dann aber aus Gründen der Betriebssicherheit dennoch in Angriff genommen, etwa ein halbes Jahr im Bau zurück, so daß, wie schon gesagt, das ganze Riesenwerk erst im Laufe dieses Jahres zum Abschluß gebracht werden kann.

Für den Weiterbau des Mittellandkanals bis zur Elbe und für den Leipziger Zweigkanal sind dagegen noch mindestens fünf Jahre erforderlich. Außer einer Doppelschleppzugschleuse bei Allerbüttel mit 9 m Gefälle sind zwei Schiffshebewerke, darunter das bei Hohenwarthe mit 18,4 m Hub, zu errichten. Endlich wird der Kanal die Elbe auf einer 800 m langen Brücke überschreiten und dann mit der letzten Staustufe zum Elbniveau niedersteigen. Hans Pusen.



Die Schiffskammer der Westschleuse am Unterhaupt.

SALONA
ein Pompeji an der dalmatinischen Küste

Ein Dorf nur, das zur Stadtgemeinde Spalato gehört, erhebt sich jetzt an der Stelle, die die einst blühende römische Kolonie Salona überdeckte. Zuerst 119 v. Chr. genannt als die Hauptstadt der Illyrischen Provinz, entwickelte sich Salona später zu einer wichtigen Handelszentrale, bis, vom 4. nachchristlichen Jahrhundert an, die von Osten andringenden Eroberer-





Teilblick auf das Ausgrabungsfeld von Salona. Im Vordergrund das Baptisterium (Taufhaus). Rechts oben: Heizanlage der Thermen von Salona.





Gräberbasilika von Monastirine nördlich von Salona. — Im Oval: Kindersarkophage.





Im Archäologischen Museum zu Spalato, in dem die wichtigsten Funde von Salona untergebracht sind. Vorn links der Sarkophag des Valerius Dinens und seiner Frau Attia Valeria (3. Jahrhundert n. Chr.), dahinter Funde aus dem 1. bis 3. Jahrhundert n. Chr. — Links nebenstehend: Kanäle der Wasserleitung.

scharen der Völkerwanderung, besonders die Goten, diese Stadt brandschatzten und endlich im 7. Jahrhundert die Awaren sie völlig vernichteten. Der Schutt der Jahrhunderte bedeckte die über ein großes Gebiet hingelagerten Trümmer. Salona, um dessen Ausgrabungen sich besonders der jetzt achtzigjährige, aber noch rüstige Forscher Bulic verdient gemacht hat, wies alles auf, was hochentwickelte römische Kolonien der heidnischen und frühchristlichen Zeit boten: Stadtmauer, Amphitheater, Bad, Thermen, altchristliches Baptisterium usw. Die beweglichen Schätze und Kostbarkeiten sind freilich, besonders von den Awaren, weggeschleppt worden, selbst die Sarkophage wurden „kunstgerecht" geplündert. Wie Salona, so fiel auch das nördlich gelegene Monastirine, ein altes Mönchskloster, den Wirren der Völkerwanderung zum Opfer. Hier birgt vor allem die Gräberbasilika wertvolle architektonische Kunstschätze. — Die Abbildungen stammen von Carl Delius, Berlin.



Ein Straußenfarmer mit einer Halbjahrsausbeute.



Straußenhahn am Gelege.

Südafrikanische Straußenzucht

Von Major a. D. Walther Wülfing.



Ein fürsorglicher Vater: Straußenhahn mit Jungen.

Die Mode ist wie eine launische Frau — und die modische Frau hat ihre Launen! Davon wissen auch die Straußenfarmer Südafrikas ein Lied zu singen. Ihre Straußenzucht, die bereits in den sechziger Jahren ihren Anfang nahm, gestaltete sich rentabel durch Auswahl geeigneten Zuchtmaterials und durch zielbewußte Durchzüchtung. Die Straußenzucht bot guten Verdienst. Aber die Mode wechselte, und die Straußenfarmer hatten böse Zeit.

Der gezähmte Strauß zeigt Unarten, die der wilde Strauß nicht kennt. Weder füllt der Wildvogel seinen Magen mit allerlei unmöglichen und unbekömmlichen Dingen, noch ist er bösartig und angriffslustig, sondern im Gegenteil äußerst scheu und vorsichtig. Während der Brutzeit ist die Angriffslust des gefangenen Straußenhahns aufs höchste gesteigert. Wer ungeschützt den Camp beträte, würde unverzüglich von dem wütenden Hahn angenommen und durch die mit klauenbewehrtem Lauf nach vorn geführten Hiebe tödlich verletzt werden. Die einzige Rettung in solcher Situation ist die, sich flach auf den Bauch zu werfen und den Hahn so lange auf dem Rücken herumtanzen zu lassen, bis er seine Wut ausgetobt hat oder Hilfe kommt. Der Eingeborene, dem die Aufsicht und Fütterung der eingecampten Tiere übertragen ist, führt stets einen langen Dornenast mit sich, mit dem er sich den Hahn vom Leibe hält. Die Henne ist milder gesinnt, wohl weil sie mit dem Eierlegen zuviel beschäftigt ist. Im Durchschnitt legt sie zweimal im Jahr je 15 Eier. Ein solches Ei wiegt ungefähr 3 Pfund und entspricht etwa 24 Hühnereiern.



Schlüpfende Küken.

Eine in den Sand gescharrte flache Höhlung bildet das Nest, auf dem des Nachts seiner schwarzen Schutzfarbe wegen der Hahn wärmend sitzt, während tagsüber das Brutgeschäft der graubraun gefärbten Henne obliegt. Diese überläßt aber einen Teil ihrer Mutterpflichten den wärmenden Strahlen der lieben Sonne.

In den rationell betriebenen Zuchtfarmen werden die oft regellos im Sand verstreuten Eier gesammelt, um sie in Brutapparaten ausbrüten zu lassen. Die Küken, die bald nach dem Ausschlüpfen auf den Läufen stehen, werden dann in besondere Camps gesperrt, wo sie mit feingehackter Luzerne, Knochenschrot und Getreide gefüttert werden und schnell heranwachsen. Nach sechs Monaten liefern sie bereits die ersten Federn, die nicht mehr, wie früher, ausgerupft werden, was den Tieren unnütze Quälereien bereitete; man schneidet sie vielmehr jetzt dicht an der Haut mit einer scharfen Schere ab. Nach drei Monaten sind die stehen gebliebenen Kiele vertrocknet und können nun leicht und schmerzlos entfernt werden. Nach weiteren sechs Monaten erfolgt der zweite Schnitt und so fort. Die besten Federn sind die im Frühjahr und Herbst gewachsenen.

Nach genauer Sortierung nach Art, Farbe und Qualität werden je zehn Federn flach zusammengelegt und in Pappdeckelköcher von 20 bis 30 cm Breite und 50 cm Länge gesteckt und in Ballen oder Kisten verpackt. Dann nehmen sie mit dem landesüblichen zwanzigspännigen Ochsenwagen oder dem Auto ihren Weg zur Bahn, die sie meist nach Port Elizabeth zum „Feather Market“ bringt, wo sich auch die Federbörse befindet. Nach deren letzten Börsennachrichten scheint sich langsam eine Besserung auf dem Straußfedernmarkt vorzubereiten. Schon mehren sich auch die Zeichen dafür, daß Straußfedern wieder modern werden.



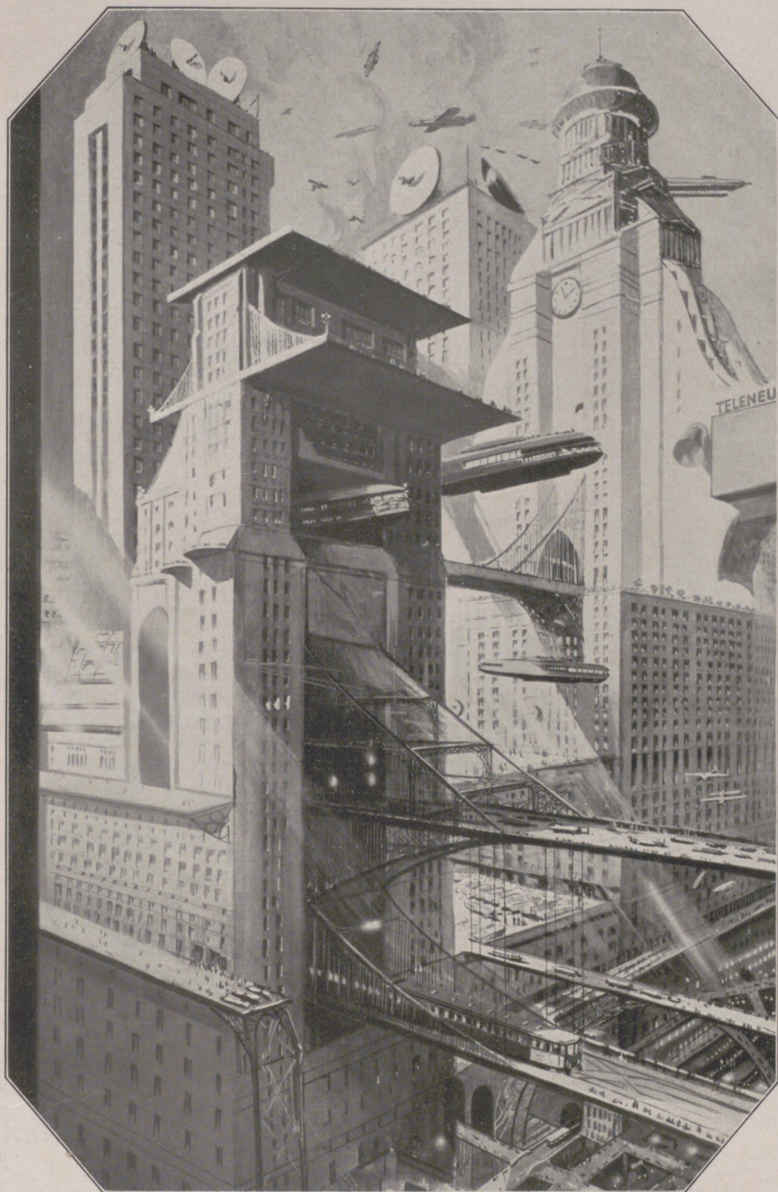
Fütterung der Küken.



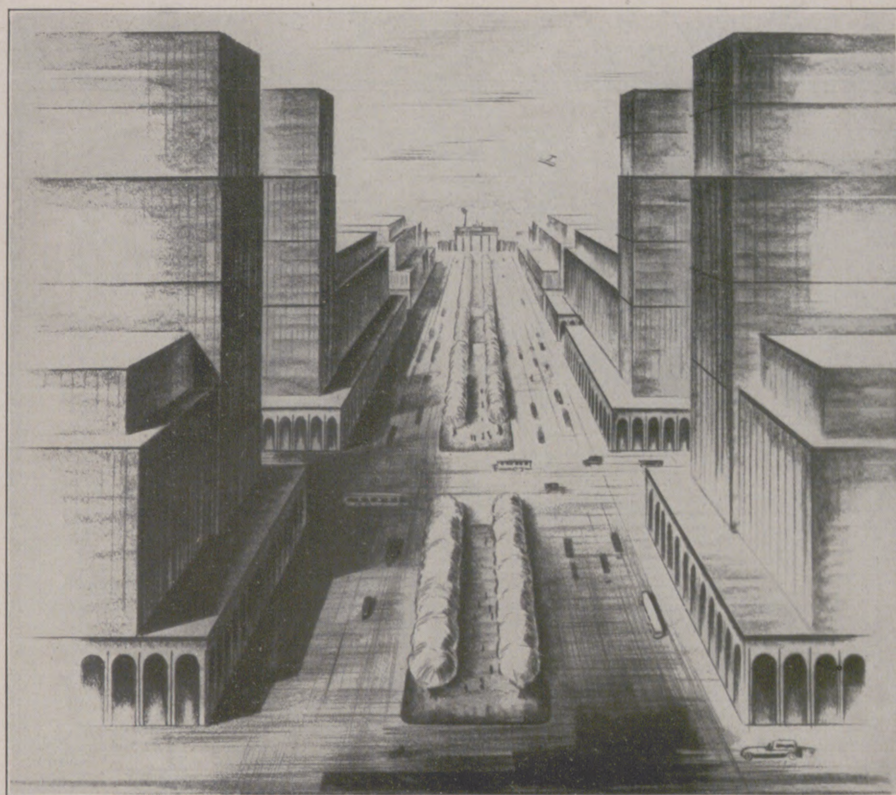
Straußenhahn (vorn rechts) mit Hennen.

Traum und Wirklichkeit

Perspektiven des Städtebaues

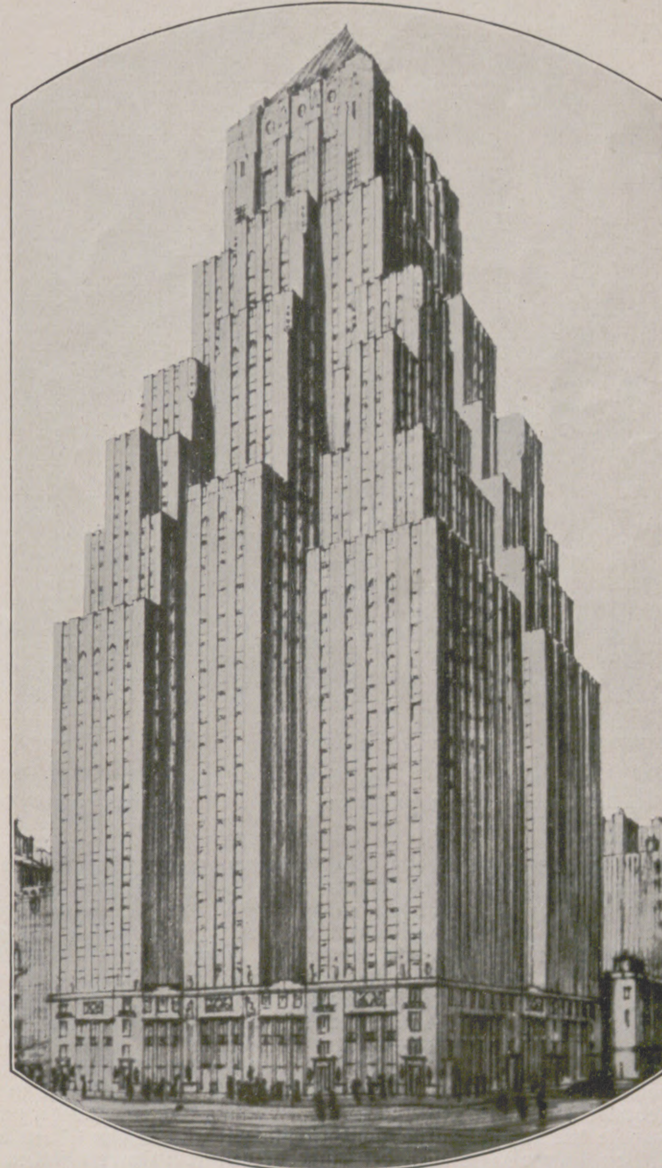


So wird vielleicht eine Großstadt in fünfzig Jahren aussehen! Nach einer Zeichnung von S. Drigin.
Einem riesigen Ameisenbau gleich, wölben sich die künftigen Wohn- und Arbeitsstätten der Menschen, wie sie unsere Abbildung zeigt. Die Häuser haben 350—400 Stockwerke, ebenso viele unter- wie oberhalb der Erde; sie bestehen aus einer Leichtmetallkonstruktion, die mit neuartigem Zement ausgefüllt ist. Kontinente verbindende Expreßzüge brausen über Brücken; Luftschiffe, von ausströmendem Gas getrieben, nach dem Raketenprinzip, dienen mit ihrer fabelhaften Geschwindigkeit dem fahrplanmäßigen Verkehr rings um die Erde; die weißen Scheiben (Hohlspiegel) auf den Gebäudedächern fangen die Sonnenwärme ein zur Umwandlung für Heiz- und Kraftzwecke. Ungeheurer Triumph der Technik!



Wie sich ein Berliner Architekt Berlin „Unter den Linden" vom Jahre 2000 vorstellt:
Riesige Wolkenkratzer, die große Kauf- und Bureauhäuser umfassen, säumen die Straßen. Die Fußgängersteige sind kolonnadenartig in die Gebäude einbezogen.

Die rasende Zunahme des Weltstadtverkehrs, die enormen Ausmaße moderner Großbauten und die unerhörten Fortschritte der Technik stellen uns lebhaft vor die Frage: Wie wird das Städtebild in der Zukunft aussehen, wie werden wir wohnen, arbeiten und reisen? An Vorschlägen und Vermutungen fehlt es nicht, und mancher phantasievolle Romanautor wandelt auf den Straßen seines Zukunftslandes sicherer als auf dem nüchternen Pflaster seines Wohnorts. Nun, die verflossenen Jahre haben so viele Überraschungen gebracht; Dinge wurden selbstverständliche Wirklichkeit, die noch vor kurzem als überspanntes Hirngespinst und als Traumprodukt blühender Phantasten betrachtet, ja, belächelt wurden. Diese Einsicht machte uns duldsamer, und wir neigen schon fast dazu, nun beinahe alles für möglich zu halten, was an neuen Projekten und Zukunftsplänen auftaucht, und vorsichtig höchstens mit den Achseln zu zucken, wenn ein Projektenmacher einmal gar zu krause Zukunftsmusik bläst.



Das Hotel mit den 2500 Zimmern:
Projekt des im Bau befindlichen Fremdenhofes auf der Westseite der 3. Avenue (zwischen der 34. und 35. Straße) in Neuyork. Mit seinen 36 Stockwerken soll dieses Hotel das größte und höchste der Welt werden: der Kostenaufwand beträgt 85 Millionen Mark. 2500 Zimmer mit ebenso vielen Baderäumen wird das Gebäude enthalten.



Links: Gigantische Wirklichkeit im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten:
Der vor der Vollendung stehende Riesenkomplex eines Krankenhauses am Westende des Broadways in Neuyork, das in seinem fünfzehnstöckigen Bau mit gewaltigen Seitenflügeln sechs medizinische Institute einschließlich der Poliklinik der Columbia-Universität aufnehmen soll. Links an der Seite das elfstöckige Schwesternheim.

Wissen und Leben





Links oben: 1. Im Urwald am Catatumbo. Die Lichtungen bezeichnen die Siedlungen der Motilone-Indianer. — Rechts oben: 2. Mündung des Rio Tarra in den Rio Catatumbo im Grenzgebiet von Venezuela und Kolumbien.



3. Aus Einzelaufnahmen zusammengesetztes Teil-Lagebild des Rio Catatumbo.

Die Erforschung unzugänglicher Gebiete durch Flugzeuge.

(Lichtaufnahmen der Wissenschaftlichen Abteilung der Sociedad Colombo-Alemana de Transportes Aereos [SCADTA]. Vgl. folgenden Beitrag.)

Das Flugzeug im Dienste der Erforschung unzugänglicher Ländergebiete. (Zu den drei vorstehenden Abbildungen.) Selbst in Ländern mit verhältnismäßig geordneter Verwaltung setzen häufig Klima, Bodenverhältnisse, manchmal auch die Eingeborenen der Erforschung und gar der genauen Vermessung unüberwindliche Hindernisse entgegen. Zu diesen Ländern gehört in erster Linie Brasilien mit seinen ungeheueren Gebieten im Innern, sodann aber auch seine beiden nördlichen Nachbarrepubliken Venezuela und Kolumbien. Namentlich der durch den jahrzehntelangen Grenzstreit bekannte „Miranda-Distrikt" ist weithin von jungfräulichem, undurchdringlichem Urwald bedeckt und zum Teil von Indianerstämmen bewohnt, die sich bis heute erfolgreich jedem Eindringen Weißer in ihr Gebiet widersetzt haben. Alle Expeditionen dahin mußten entweder umkehren, oder sie kamen nicht zurück, sondern sind bis zum letzten Mann den vergifteten Blasrohrgeschossen der Eingeborenen zum Opfer gefallen. Diesen Schwierigkeiten begegnete im Jahre 1923 auch die Schweizer Sachverständigen-Kommission, die als Schiedsrichter den Verlauf der Grenze zwischen den beiden Staaten aufnehmen und festlegen sollte. Nach mehreren vergeblichen Versuchen setzte sie sich mit der Wissenschaftlichen Abteilung der „Scadta" in Verbindung, der bekannten deutschen Gesellschaft, die ohne jede Subvention seit nunmehr acht Jahren den Transport von Passagieren, Post und Gütern von der Küste nach den wichtigsten Handelsplätzen des Innern und nach der Hauptstadt Bogotá längs des Magdalena mit Junkersflugzeugen besorgt. Es ist der Gesellschaft und ihren unerschrockenen, geübten deutschen Piloten gelungen, in nur sieben Flugstunden von besonders für tropische Gegenden und für Flüge über den mit Feuchtigkeit gesättigten Urwäldern gebauten Junkersflugzeugen aus rund tausend wohlgelungene und scharfe Einzelaufnahmen des strittigen, über 500 Quadratkilometer umfassenden Gebiets zu machen, von denen unsere Abbildung 2 eine der interessantesten, die Mündung des Rio Tarra in den Rio Catatumbo, zeigt. Diese Einzelaufnahmen wurden zu Lagebildern (Abbild. 3) vereinigt, und aus diesen wurde dann die genaue Karte des ganzen Gebiets in nur einmonatiger Bureauarbeit zusammengestellt. Man bedurfte zu dieser Arbeit nur dreier Triangulationspunkte. — Ganz abgesehen von den unerschwinglichen Kosten und Opfern an Gesundheit und Menschenleben hätte man zu einer auch nur annähernden Vermessung dieses Gebiets vom Land aus fast ebenso viele Jahre gebraucht wie hier Stunden, ohne eine so genaue Aufnahme erzielen zu können. Diese Luftexpedition hatte aber auch noch einen ganz unerwarteten und erfreulichen Nebenerfolg: Es war möglich, Siedlungen der Motilone-Indianer im Bild festzuhalten, von deren Vorhandensein man wohl oberflächliche Kenntnis hatte, über deren genaue Lage und Art man aber nicht unterrichtet war (Abbild. 1). — Für uns Deutsche sind diese Erfolge doppelt erfreulich, weil sie ohne jede staatliche Unterstützung unseres Flugwesens erzielt worden sind, in Gegenden, wo zuerst Amerikaner und nach ihnen Franzosen ihre mit reichsten Mitteln unternommenen Versuche nach jeweils sechs Monaten als aussichtslos aufgegeben haben. Carolus Asper.

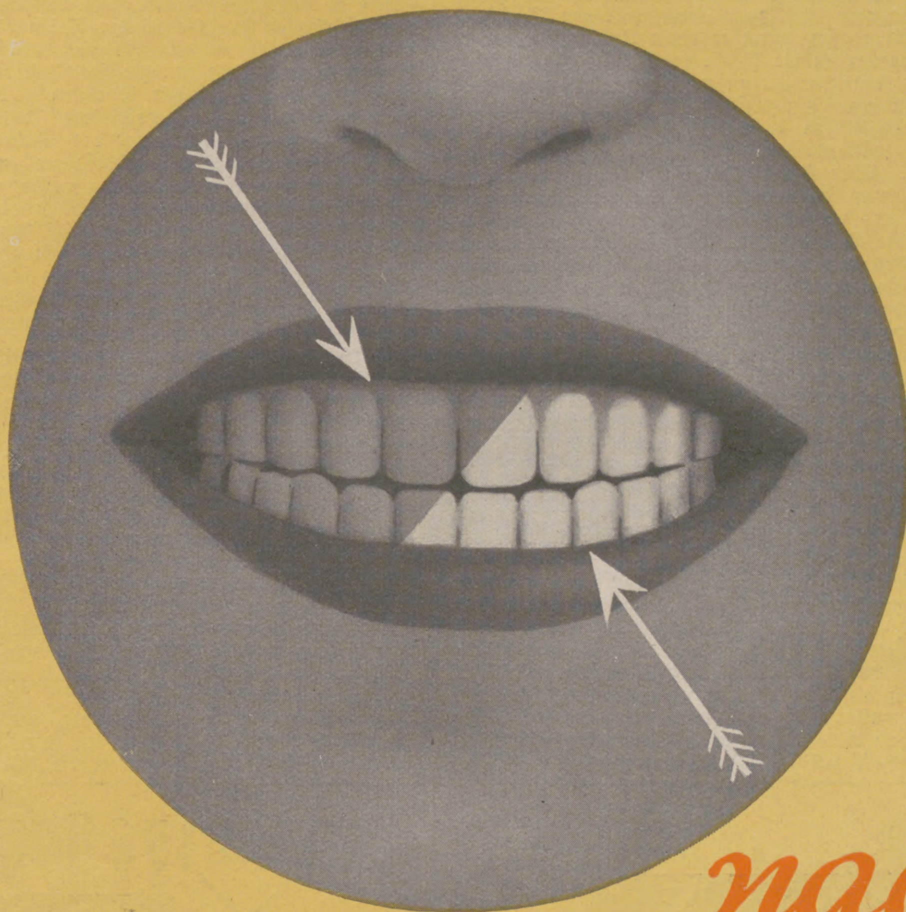
Malerische Gartenkunst. (Zu der Abbildung „Märchengarten".) Die Gartengestaltung der Neuzeit liebt Wechsel in der Szenerie. Sie hebt die Gebäude aus ihrer Umgebung und sucht im Einklang von Natur und Kunst das höchste Ziel harmonischer Schöpfung. (Fortsetzung auf S. 450.)



Märchengarten.
(Zu dem oben beginnenden Beitrag „Malerische Gartenkunst".)

ODOL ★ ODOL ★ ODOL ★ ODOL

vor der Behandlung
mit Odol-Zahnpasta



nach
der Behandlung
mit Odol-Zahnpasta

So wirkt



Odol-Zahnpasta!

ODOL ★ ODOL ★ ODOL ★ ODOL

Zwar spähen unsere Gartenbaumeister in allen alten Städten, in Straßenwinkeln, auf alten Landsitzen nach Vorbildern aus vergangenen Tagen, aus der Barock- und Biedermeierzeit, verwenden jedoch diese Motive, sofern ihnen geläuterter Geschmack eigen, mit großer Vorsicht. Unser Bild stellt einen alten französischen Landsitz dar mit seinem grünen, von beschnittenen Eibenzweigen umfaßten Turm, seiner Eichenlaube und den mit viel Sorgfalt geschnittenen Tierfiguren (Schwan, Hahn). Bei dem langsamen Wachstum der Eibe mag Jahrzehnte an der Ausgestaltung dieser Figuren und Gebäude mit Geschick und Hingabe gearbeitet worden sein. Wir aber haben für diese mehr spielerisch anmutende Gartenkunst wenig Verständnis. Zwang legen wir nur dann der Natur an, wenn die Gesetze der Gartenästhetik dies verlangen. Allein von der Geschmacksrichtung jener Zeit legen diese bizarren Gebilde beredtes Zeugnis ab; zeigen sie doch, wie der Zwang in Kleidung und Sitte auch in der Gartenkünstelei herrschende Mode wurde. Ein einzelnes Stück jedoch, ein grüner Turm, ein laubumsponnenes Gartenhaus, einzelne pyramidenförmig oder kugelig gezogene Koniferen, wirken in einer größeren Anlage, das Gesamtbild wohltuend unterbrechend, sehr malerisch. Dr. Stange.

Spurenrein? Es ist außerordentlich interessant, zu beobachten, wie verschiedenartig sich ein Affe und ein Hund benehmen, wenn ein Spalt zum Nebenkäfig oder eine Tür zum Nebenzimmer halb offen steht. Die Affen, die erfahren wollen, was im Nebenraum ist, machen es grundsätzlich gerade so wie die Menschen. Sie halten die Augen an den Spalt. Der Hund dagegen läuft zum Spalt, hält den Windfang daran und „schnuppert". Ähnlich verhält er sich, wenn er einen Leckerbissen, der in deiner Tasche verborgen ist, wittert. Wenn man die Probe macht, ob auch ein Affe im gleichen Fall den Leckerbissen durch den Geruchssinn wahrnimmt, so wird man stets zu einem negativen Ergebnis gelangen. Um diesen Unterschied im Verhalten der Tiere mit Bezug auf ihre „Merkwelt" zu bezeichnen, hat man schon lange zwischen typisch „sichtenden" und typisch „witternden" Tieren unterschieden. Der Hund ist ein ausgesprochen witterndes Tier. Aber dieser Ausdruck bezeichnet nur das ebenso interessante wie schwierige „Problem", das uns der Hund durch seine Witterung aufgibt, löst es aber nicht. Was uns vielmehr interessiert und „problematisch" erscheint, ist zweierlei: erstens, ob uns die Leistungen des Geruchssinnes des Hundes verständlich sind, das heißt: ob es ähnliche Leistungen des menschlichen Geruchssinnes gibt, oder ob die Witterung des Hundes ein Phänomen ist, in das der Mensch sich nicht „einfühlen" kann, demgegenüber ihm — wie man volkstümlich zu sagen pflegt — „der Verstand still steht". Zweitens fragen wir uns, wie weit die Leistungen des Geruchssinnes des Hundes reichen. Hier hat man den Normbegriff der „Spurenreinheit" aufgestellt. „Spurenrein" wäre ein Hund, der unter allen Umständen und Bedingungen die Spur richtig findet. Unsere erste Problemfrage kann ohne weiteres bejahend beantwortet werden. Die Witterung des Hundes leistet nur quantitativ mehr, nicht grundsätzlich anderes als der Geruchssinn des Menschen. Es gibt grundlegende Werke zur Psychologie des menschlichen Geruchssinnes, die das beweisen. Wir erwähnen nur von älteren Schriften die des Holländers Zwaardemaker und an neueren Veröffentlichungen das Werk über den Geruchssinn von Henning. Auch die Leistungen des menschlichen Geruchssinnes sind — gemessen am Maßstab der äußeren Reize, die imstande sind, Geruchsempfindungen auszulösen — ganz außerordentlich groß. Der Physiologe Valentin stellte z. B. fest, daß ein Luftstrom, der im Kubikzentimeter nur $^1/_{300\,000}$ mg Brom oder $^1/_{500\,000}$ mg Schwefelwasserstoff oder $^1/_{72\,000\,000}$ mg Rosenöl enthält, noch deutlich den Geruch dieser Stoffe erkennen läßt. Nach Emil Fischer und Franz Penzoldt können $^1/_{4\,000\,000}$ mg Chlorphenol und $^1/_{460\,000\,000}$ mg Merkaptan noch durch den Geruchssinn des Menschen wahrgenommen werden. Wenn man sich diese beinahe „astronomischen" Zahlen vor Augen hält, so wird es keine Mühe machen, sich vorzustellen, daß ein Hund die Leistungsfähigkeit des Menschen auf diesem Gebiete noch um ein paar Dezimale übertreffen kann. Ein grundsätzlicher Unterschied zwischen Mensch und Hund besteht hier nicht. Was beide leisten, ist geradezu „phantastisch". Nur daß der Hund unsere Phantasie — quantitativ — noch mehr auf die Probe stellt als der Mensch. — Wir fragen uns zweitens nach den quantitativen Grenzen der Geruchsleistungen des Hundes. Gibt es etwa völlig „spurenreine" Hunde? Es ist behauptet worden, daß unter entsprechend gewählten Bedingungen auch der beste Spürhund sich durch „Verleitungsspuren" vom „rechten Wege" ablocken lasse. Die Berliner Kriminalpolizei hat experimentelle Versuche zur Beantwortung dieser Frage gemacht, und Geheimrat Prof. Moll hat an diesen Versuchen teilgenommen. Er berichtet über das Ergebnis in den „Kriminalistischen Problemen". Wir wollen einige Hauptergebnisse hier mitteilen: Der Spürhund ist imstande, einen neuen „Eigengeruch", von dem er Witterung genommen, über Verleitungsspuren hinweg in beliebiger Richtung weiterzuverfolgen. Gleichwohl ist der absolut „spurenreine" Hund nur ein „Ideal", niemals ein wirklich erreichbares Dressurergebnis. Alle Versuche können uns nur etwas lehren über das, was durch Dressur auf dem Gebiete der Witterungsleistungen des Spürhundes maximal erreichbar ist. Keinesfalls können solche Prüfungen als „Intelligenzprüfungen" gelten. Der Spürhund folgt einem „Mischgeruch", der sich zusammensetzt aus dem „Individualgeruch" des aufzuspürenden Menschen (bzw. der von diesem berührten Gegenstände), dem Geruch des zertretenen Bodens und dem Geruch zufällig vorhandener oder absichtlich beigebrachter Riechstoffe. Unter günstigen Umständen kann von einem guten Spürhund eine Spur auch noch nach elf Stunden genau ausgearbeitet werden. Die Witterung des Spürhundes heftet sich nicht etwa ausschließlich an den Geruch der Fußspur, sondern an die ganze, den Menschen umgebende Atmosphäre, die stets mit Riechstoffen überladen ist. Für den Hund übt der zur Verwitterung benutzte Riechstoff unter Umständen gar nicht die gleiche Wirkung aus, die sie auf den Menschen hat. Hier — wie überall in der Tierpsychologie — sind „Anthropopathismen" durchaus zu verpönen. Man darf auf das Sinnesleben — wie überhaupt das Seelenleben — des Tieres nicht aus menschlichen Analogien irgendwelche Rückschlüsse machen. So sehr wir auch die Tiere als unsere Brüder und Genossen des Lebens anerkennen und lieben: wir dürfen niemals Mensch und Tier verwechseln! — Was die kriminalistische Seite unserer Frage betrifft, so kommt Moll zu folgendem grundsätzlichen Ergebnis: Der Hund kann niemals den Zeugen im Gerichtssaal ersetzen. Wohl aber kann er ein gutes Hilfsmittel der Aufklärung sein. Daß ein Richter jemals jemanden allein auf Grund der Arbeit eines Hundes verurteilen wird, ist ausgeschlossen. Die Arbeit des Kriminalbeamten setzt ein, wenn der Hund seine Arbeit beendet hat. Prof. Dr. R. Herbertz.

Zucker aus Kohlensäure. Zu sehr wertvollen Ergebnissen in der Darstellung organischer Stoffe (Zucker) aus anorganischen (Kohlensäure und Wasser) ist der englische Physiologe und Chemiker Baly gekommen. Wir wissen seit langem, daß es möglich ist, aus anorganischem Material organisches aufzubauen; zum erstenmal gelang dieses dem deutschen Chemiker Friedrich Wöhler (1828), der im Laboratorium Harnstoff aus anorganischen Ausgangsmaterialien aufbauen konnte. Damit war die Ansicht älterer Chemiker, daß organische Produkte aus anorganischen nicht zu erhalten wären, gebrochen. Manche schöne Synthese hat sich im Anschluß an die Entdeckung Wöhlers, des Altmeisters der modernen Chemie, angeschlossen. Es sei nur an die technisch wertvollsten Synthesen organischer Produkte aus anorganischen erinnert, wie die Darstellung von Erdöl aus Kohle und Wasserstoff, die Herstellung künstlichen Alkohols aus Kalziumkarbid, die Herstellung künstlicher Essigsäure aus dem gleichen Material, die künstliche Herstellung von Kautschuk und Guttapercha, die sich erst vor kurzem im Anschluß an die Kohleverflüssigung in wirtschaftlicher Weise ermöglichen ließ. Zahlreiche weitere Beispiele lassen sich aus dem Bereich der chemischen Technik noch anführen. Von besonderem Interesse ist aber die erwähnte Entdeckung des Engländers Baly, dem es möglich war, aus Kohlensäure Zucker zu erhalten, und der damit den Prozeß nachgeahmt hat, der in natürlicher Weise von der Pflanze ausgeführt wird. Bekanntlich atmet die Pflanze Kohlensäure ein, die in der Luft in



geringen Mengen enthalten ist, und verarbeitet sie unter dem Einfluß des Lichtes weiter auf Zucker, Kohlenhydrate (Stärke) sowie Zellulose. Ein Prozeß, den der Chemiker im Laboratorium bisher nicht nachmachen konnte. Bekannt ist weiter, daß der grüne Blattfarbstoff der Pflanze, das Chlorophyll, eine bestimmende Rolle beim Aufbau von Zucker und Kohlenhydraten aus der Kohlensäure der Luft und aus Wasser spielt. Baly ging nun davon aus, daß es bei Nachahmung der Bedingungen, die die Pflanze an ihren natürlichen Wachstumsorten vorfindet, gelingen müsse, aus Kohlensäure, Wasser und Licht die Bildung von Zucker im Laboratorium ebenfalls zu bewerkstelligen, und er sah sich in seiner Annahme nicht getäuscht. Tatsächlich ist diesem Forscher der einwandfreie Nachweis der Bildung von Zucker im Laboratorium geglückt. Baly leitete durch ein mit Wasser gefülltes Gläschen Kohlensäure (aus den bekannten Bierkohlensäureflaschen) und bestrahlte gleichzeitig das Gläschen mit dem Licht einer elektrischen Birne. Solange nur Kohlensäure und Wasser vorhanden waren, konnte er irgendeine Bildung von Zucker nicht beobachten. Der Vergleich mit der Bildung von Zucker in der Pflanze sagte ihm aber, daß noch etwas fehlte, nämlich das in der Pflanze vorhandene Blattgrün. Er setzte nun bei dem erwähnten Versuch an Stelle des Blattgrüns einen anderen grün gefärbten Stoff zu, und zwar ein farbiges Pulver, grün gefärbtes kohlensaures Nickel (Nickelkarbonat), und fand dann im Wasser des Versuchsgefäßes gelöst Zucker (sogenannte Glukose). Der Beweis, daß sich aus Kohlensäure und Wasser bei Belichtung und Anwesenheit eines an sich nicht an der Bildung teilnehmenden grünen Körpers (Nickelkarbonat), also aus rein anorganischem Material Zucker bildet, ist damit erbracht. Das Nickelkarbonat wirkt in diesem Falle nur beschleunigend oder, wie der Chemiker sagt, katalytisch bei der Zuckerentstehung. Es ist bekannt, daß bei sehr starker Belichtung der Pflanzen die gebildete Zucker- bzw. Kohlenhydratmenge abnimmt, und Baly konnte auch zeigen, daß dies bei dem Reagenzglasversuch ebenfalls der Fall war. Also auch hier eine auffallende Übereinstimmung mit dem natürlichen Vorgang in der Pflanze. Diese Entdeckung ist für die zukünftige Erkenntnis der Lebensvorgänge von ausschlaggebender Bedeutung, weniger dagegen, wie manche annehmen könnten, für eine technische Erzeugung von Zucker unter Ausschaltung der Pflanze, obwohl man nicht verneinen kann, daß in späteren Zeiten dieser Entdeckung doch noch einmal technische Bedeutung zukommen wird, vor allem in der Hinsicht, daß es unter Umständen möglich werden kann, daß man auf diesem oder ähnlichem Wege künstlich seltene Pflanzenprodukte (wie die arzneilich wertvollen Alkaloide-Pflanzengifte) aufbauen wird. Dr. Freitag.

Launige Ratschläge zur Verhütung — der Trunkenheit finden sich in einem Buch, das 1676 zu Frankfurt a. M. erschienen und „Kunst-, Haus- und Wunderbuch" betitelt ist. „Wer nicht trunken werden soll und will," heißt es da unter anderm, „der esse eine gebratene Geißlunge oder fünf bis sieben bittere Mandeln vor dem Trinken, weil er noch nüchtern ist. Item nimb rohes Kohl und iß dasselbe. Oder den Saft von Eiern roh und trink denselben des Morgens nüchtern, so wirst du nicht trunken. Item iß des Morgens nüchtern das Mark autz — Schweinen-Fleisch. Esse eine viertel Stund zuvor drei Pfirsichkern, danach trinke ein bißchen Baumöl oder süß Mandelöl." — Dann gibt der gelehrte Verfasser auch Mittel an, „daß einer trunken werde ohne Schaden". „Nimb Paradißholz," so schreibt er, „lege es in Wein und gieb einem davon zu trinken. Oder nimb Alaunwurzel, koch sie in Wasser und misch es einem unter den Wein, so wird er bald trunken. Item thue Holunderwasser in Wein, oder nimb Rübsamen, stoß ihn klein und thue ihn in den Wein." F. S.

Anmerkung der Schriftleitung. Das Umschlagbild dieser Nummer, „Kämpfende", ist die Wiedergabe eines Aquarells von Rolf Huén.

ALS DAS SCHWIMMEN NOCH VERPÖNT WAR

SPORTGESCHICHTLICHE PLAUDEREI VON K. SJÖSTRÖM

Schwimmen und Baden haben bei uns in Deutschland Jahrhunderte hindurch als unschicklich gegolten. Die Geschichte dieses Sportes ist eng mit den Anschauungen über Reinlichkeit verknüpft. Wenn man bedenkt, daß selbst der „Sonnenkönig" von Frankreich sich nie wusch, und daß ihm die Marquise de Montespan in der Wut vorwarf, er röche unappetitlich und ungewaschen, so darf man von den unteren Volksklassen dieser Zeit noch viel weniger erwarten.

Im Mittelalter war das Baden und Schwimmen allgemein beliebt gewesen; man schwamm und tauchte damals auch gelegentlich um die Wette. Erst am Ende des 18. Jahrhunderts fanden sich nach langer Zeit wieder Verfechter freierer Anschauungen in bezug auf das Schwimmen. Es ist bemerkenswert, daß sich Deutschlands Poeten, die den besonderen Wert dieser Art von körperlicher Betätigung erkannten, ganz besonders dafür eingesetzt haben. Klopstock, der junge Goethe, die beiden Grafen v. Stolberg, sie haben in Deutschland ganz gewaltig zur Überwindung der Vorurteile gegen das Schwimmen beigetragen. Klopstock war nicht nur ein begeisterter Anhänger und Pionier des Schlittschuhlaufens, sondern er warb auch, wo er nur konnte, für das Baden, das damals als revolutionär galt, weil Rousseau und seine Anhänger sich dafür erklärten. Als die Stolbergs mit Goethe 1775 nach Karlsruhe reisten, badeten die gräflichen Naturkinder. Aber bei ihrem Bestreben, nach den Lehren ihres älteren Freundes Klopstock „sich in einen Naturzustand zu versetzen", erregten sie in Darmstadt beim Schwimmen in einem Teich öffentliches Ärgernis, weil man dort das Baden im freien Wasser für eine bedenkliche Verletzung der guten Sitten hielt. In Zürich setzten die beiden Grafen nach Goethes Weiterreise „eine Zeitlang ihr loses Treiben und zum besonderen Verdruß der Züricher das Baden im offenen See fort. Einst begleitete Lavater sie dorthin und saß, während sie auf den Wogen schwammen, mit ihnen plaudernd, am Uferrande. Die Bauern, die das Baden bei Tage nicht ausstehen können, eilen scharenweise hinzu. Wie sie aber den Priester am Ufer sehen, brauchen sie doch keine Gewalt, sondern murmeln untereinander, die nackten Menschen im Wasser müßten wohl Wiedertäufer sein, die der Priester bekehren wolle. Man sehe auch recht, welche Gewalt der Satan über sie ausübe, denn jedesmal, wenn jener anfange zu beten, müßten sie mit dem Kopf ins Wasser tauchen." Man sieht aus diesem grotesken Mißverständnis, mit welchen für uns unglaublichen Vorurteilen die Liebhaber des Wassersports vor 150 Jahren zu kämpfen hatten. Ernsthafter verlief ein anderer Badeausflug der Stolbergs in eine entlegenere Gegend. Auf dringende Bitten und Vorstellungen ihrer Schweizer Freunde hin suchten die beiden Brüder einsamere Gegenden auf, wo sie kaum jemand bemerken konnte. In einem engen Tal, „wo hinter dem Albis die Sihl strömend herabschießt", hatten sie eine Stelle gefunden, an der sie sich unbelästigt fühlen durften. Nach ihrer Ansicht war hier ein Platz, wo niemand Ärgernis an ihrem unschuldigen und gewohnten Vergnügen nehmen konnte. Allein auch hier wurden sie „durch einen dichten Regen herabgeschleuderter Steine daran erinnert, daß ihr Gebaren das Auge ehrsamer Leute beleidigte".

Ihr Freund Klopstock ließ es sich nicht nehmen, den Söhnen seines Dichterfreundes Gerstenberg in Lübeck selbst die Anfangsgründe des Schwimmens und

Tauchens beizubringen. Übrigens gab es um diese Zeit in Lübeck bereits einen weit und breit bekannten Schwimmlehrer namens Kreidemann, der schon Vorschriften über Kunstschwimmen und eine im modernen Sinne sportliche Ausbildung dieser Kunst bekanntgab und von seinen Schülern ausüben ließ. Er selbst gibt unter anderm folgende Übungen an: „In 15 Pfund schwere Ketten geschlossen, von einer Hand zur andern eine eiserne Stange, auf solche Weise aus einem Boot geworfen, 15 Minuten, auch noch länger, damit zu schwimmen. — Den ganzen Körper, bis an den Hals in einen Sack gesteckt, am Hals zugebunden, und so einige Minuten zu schwimmen. — An einem Schubkarren, wie es in der Sklaverei gewöhnlich ist, geschlossen, und so eine Tour geschwommen. — Das ganze Militär-Exerzitium zu machen, NB. ohne Feuer.“ Kreidemann selbst brachte es auf dem Flüßchen Waknitz fertig, mit einer Flinte im Wasser auf Starenzüge zu lauern. In stehender Stellung hat er dann aus dem Wasser sieben Stare mit einem Schuß heruntergeholt. In der Zeit von 1775 bis 1800 hatte er sieben Menschen durch seine Kunst vom Tode des Ertrinkens gerettet, davon einen im Bodensee, die anderen in Lübeck.

Der Begriff der sportlichen Leistung war um diese Zeit auch bereits bekannt. So wurde 1777 in Frankfurt a. M. ein junger Bürger der Stadt viel bestaunt, als er wohl zwanzigmal unter dem Floß hin und her schwamm. Schließlich blieb er mit den Haaren an einem Balken hangen und mußte elend ertrinken. Das wurde von den Muckern und Gegnern des Schwimmens natürlich weidlich ausgeschlachtet.

In Lübeck war nach Kreidemanns Angabe „durch freiwillige Beiträge eine Schwimmaschine auf der Waknitz angelegt worden, die durchaus für die Lernenden ganz sicher ist. Sie ist 60 Fuß lang und 40 Fuß breit. Es führt eine kleine Brücke vom Lande auf die Türe der Maschine. Vorne ist sie querüber mit einem Dache belegt, worunter Bänke stehen, wo man sich an- und ausziehen kann. Gerade über der Türe führt eine Treppe von fünf Staffeln in das Wasser, worunter ein hölzerner Fußboden liegt. Vorne ist fünf Fuß Wasser und versenkt sich allmählich bis zehn Fuß tief.“ Der Schüler bekam einen Gurt umgeschnallt, dessen Schnur in einem Haken endigte. Hier wurde geübt, und der Schwimmlehrer übersah alles. Die „Gemeinnützige tätige Gesellschaft“ in Lübeck hatte 50 Taler ausgesetzt, wovon jährlich zehn arme Knaben, die zur See fahren wollten, im Schwimmen unterrichtet wurden. Interessant ist die Angabe, daß im Jahre 1799 aus Lübeck nur 70 Personen von der Schwimmanstalt Gebrauch machten. Das Vorurteil in bürgerlichen Kreisen war also noch groß genug.

Im Sommer 1776 machte sich Klopstock über den „Idioten Fritz“ lustig, weil Fritz Stolberg in dem Eutiner See noch keine Stelle gefunden hatte, wo man ungesehen „von Hofdamen und ihren Kätzchen“ schwimmen konnte. Klopstock rühmt sich, daß diese große Entdeckung ihm vorbehalten war: „Wir gingen aus dem Schloßgarten mit den Schuhen in der Hand durch Wasser und über gesunkene Einhegungen und schrien, wie Xenophons Griechen bei der Entdeckung des Meeres, als wir die Bucht fanden.“ Den Plöner See sah Klopstock vergeblich „aufs Baden“ an; das Ufer war allzudicht mit Schilf bewachsen. Dagegen wurde in der Seebucht bei Kiel täglich zweimal gebadet. Stolberg deklamierte im Wasser den Homer, und Klopstock unterstützte ihn pantomimisch. Dieses kraftgeniale Treiben erregte unter den Kielern Aufsehen, obwohl hier im Norden das Baden nicht so verpönt war wie in anderen Gegenden Deutschlands. „Die Philister belugten mit Teleskopen das wunderliche Schauspiel, und mäkelnde Professoren meinten, die Herren seien nur gekommen, um ihre geistigen Aufwallungen abzukühlen.“

Goethe führte, als er nach Weimar kam, dort neben dem Schlittschuhlaufen auch das Baden und Schwimmen ein; er selbst pflegte nicht nur auf Reisen, im Tiber, in der Lahn oder im Rhein, ein Bad zu nehmen, sondern wir wissen von ihm auch, daß er im Winter in der Ilm badete.

Das Baden gehört mit zur sogenannten Aufklärung, und es ist bezeichnend, daß im Jahre 1797 in Paris zwischen Pont Royal und der Brücke Ludwigs XVI. eine Schwimmanstalt in der Seine errichtet wurde, vor deren Eingang die Leute sich in langen Reihen anstellen mußten. Hier wurde regelrecht Schwimmunterricht erteilt und Fischerstechen abgehalten, d. h. ein Fischer suchte den andern mit einer langen Turnierlanze ins Wasser zu stoßen. Ein ähnlicher Brauch wurde auch von den Halloren jährlich auf der Saale geübt.

Die Halloren waren damals als vorzügliche Schwimmer und Lehrer ihrer Kunst geschätzt. Im Jahre 1800 fordert ein Pädagoge, daß die Jugend allgemein im Schwimmen unterrichtet wird, auch die Mädchen „in voller Badebekleidung, oder wo es im Verborgenen geschehen kann, wozu man z. B. Hallische Hallorinnen verschreiben könnte. — Zu verwundern aber ist in unserem Zeitalter, wenn immer noch Schulen, Universitäten und andere Obrigkeiten das Baden sogar im allgemeinen und unbestimmt bei Strafe verbieten, anstatt öffentliche Schwimmeister (z. B. in unseren Gegenden Hallische Halloren) dabei anzustellen.“ Um 1780 gingen in Jena die Studenten, weil das Baden bei Strafe verboten war (!), an weitentlegene Stellen der Saale oder badeten bei finsterer Nacht in der Vorstadt. Dadurch wurde das Baden und Schwimmen natürlich ein lebensgefährlicher Sport. In Weimar erschien 1798 von Guts Muths das „Kleine Lehrbuch der Schwimmkunst zum Selbstunterrichte“. In Leipzig war der Geistliche Wedag ein meisterhafter Schwimmer. Er pflegte zu sagen: „Ein guter Schwimmer muß nicht bloß weit schwimmen können, sondern auf alle mögliche Weise. Es muß ihm so mechanisch werden wie das Gehen. — Einen solchen Schwimmer werft im Schlaf ins Wasser, wo es am tiefsten ist, oder bindet ihm Hände und Füße und werfet ihn hinein: ihr werdet ihn nicht ersäufen.“

Der Lehrer Christian Ludwig Lenz von der Erziehungsanstalt Schnepfenthal hielt es für „schlechterdings notwendig, daß man sich an alle möglichen Lagen und Richtungen im Wasser gewöhne, was nur Unkundige für unnütze Künsteleien und Spielereien erklären können. Solche Übungen sind überdies gut, um in das Baden möglichst viele Abwechslung und Mannigfaltigkeit zu bringen, deren man sich ja bei der gesamten Gymnastik überhaupt befleißigen sollte.“ Lenz hat nach seiner Angabe in Schnepfenthal weit über hundert Knaben im Schwimmen unterrichtet. Der bekannte Hamburger Professor Büsch hatte schon um 1795 in den Hamburger „Adreß-Comptoir-Nachrichten“ einen vielbeachteten Aufsatz veröffentlicht, der von der Notwendigkeit der Schwimmkunst für alle an Flüssen und am Meere Wohnenden handelt.

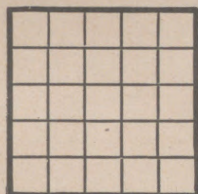
Springen und Tauchen als besondere Zweige des sportlichen Schwimmens sind im 18. Jahrhundert, wie an zahlreichen Beispielen zu belegen ist, gepflegt worden. Basedow und viele andere Pädagogen verbreiteten unter ihren Zöglingen die Liebe zu dieser Art körperlicher Betätigung. Für das weibliche Geschlecht galt das Schwimmen bis weit in das 19. Jahrhundert hinein als verpönt. In den deutschen Seebädern waren noch nach 1835 an den Badekarren für die Damen große Leinwandschirme angebracht, die zum Schutze gegen alle männlichen Blicke bis auf die Wasserfläche niedergelassen werden konnten. Die Badeanzüge von damals waren außerdem wahre Musterbeispiele von Unzweckmäßigkeit.

Beim Militär war das Schwimmen verhältnismäßig früh eingeführt worden. Die erste militärische Schwimmanstalt wurde 1812 in Wien eröffnet. In Preußen rief 1817 der General v. Pfuel, ein begeisterter Freund des Wassers, in Berlin die erste Schwimmschule für das Militär ins Leben. Der erste Schwimmsportverein wurde erst 1878 gegründet; es war der Berliner Schwimmverein. In den vergangenen 50 Jahren hat der Schwimmsport in Deutschland einen ganz gewaltigen Aufschwung genommen. Das zeigt sich weniger an den deutschen Weltrekorden als an der starken Beteiligung der deutschen Jugend beiderlei Geschlechts und den vor 150 Jahren für unmöglich gehaltenen Durchschnittsleistungen selbst der kleinen Vereine.

ZUM NACHDENKEN

Silbenrätsel.

Aus den Silben: as — che — de — den — der — der — di — di — do — dom — e — e — est — fer — gen — go — ha — hi — i — jew — ka — le — lein — li — me — men — mi — mie — mor — ne — ne — ner — no — no — o — o — pal — ra — rau — re — rie — sa — schnei — se — sei — ski — spin — stern — sto — sto — ten — tri — u — un — wachs — ze — zu sind 18 Wörter von nachfolgender Bedeutung zu bilden, deren Anfangs- und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Zitat aus Schillers „Jungfrau von Orleans" ergeben. 1 Geschütz, 2 Oper von Lortzing, 3 berühmter alter Bildhauer, 4 Vermehrung, 5 Heldengedicht, 6 Tropengewächs, 7 Stadt an der Adria, 8 russischer Schriftsteller, 9 Sonntagsname, 10 moderne Erfindung, 11 Schmetterling, 12 Wissenschaft, 13 Getreideart, 14 moderner Lyriker, 15 Mädchenname, 16 Gestalt aus Hauptmanns „Versunkener Glocke", 17 orientalischer Nadelbaum, 18 deutsche Ostsee-Insel.



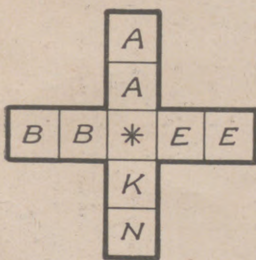
Magisches Zahlenquadrat.

In die leeren Felder sind die Zahlen 3, 12, 30, 39 je viermal und die Zahl 21 neunmal derart einzusetzen, daß die wagerechten und senkrechten Reihen sowie die beiden Diagonalen je die Summe 105 ergeben.

Des Vaters Alter.

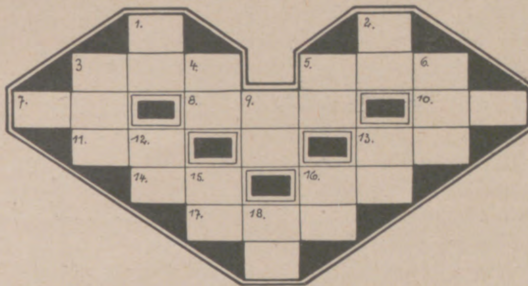
Auf einer Familienfestlichkeit kam die Rede auf das Alter des Familienoberhauptes. Dieser gab auf eine bezügliche Frage folgenden Bescheid: „Das Alter meiner beiden ältesten Söhne ergibt mit dem meinigen zusammen die stattliche Zahl von 140 Jahren. Mein zweiter Sohn zählt 5 Lenze weniger als sein älterer Bruder. Vor 25 Jahren war ich so alt, wie mein ältester Sohn heute ist. Nun wißt ihr ja genau, wie alt jeder von uns dreien ist.

Kreuzrätsel.



Die Buchstaben sollen derart umgestellt werden, daß die wagerechte Reihe einen Teil des Rades und die senkrechte ein feststehendes Seezeichen bezeichnet; wenn man dann den Stern durch einen bestimmten Buchstaben ersetzt, nennt die wagerechte einen Teil der Pflanzenblüte und die senkrechte ein Wasserfahrzeug.

Silben-Kreuzworträtsel.



Aus den Silben: an — ar — ber — cha — de — en — ga — ge — gel — ger — ker — lo — ma — ma — mi — nat — ne — ne — no — ri — ri — se — sen — ser — te — ter — zin — zin sind Wörter von folgender Bedeutung zu bilden und so in die freien Felder der obenstehenden Figur einzutragen, daß jedes Feld von einer Silbe besetzt ist. Bei jeder Ziffer beginnt ein neues Wort, das so viele Silben hat, wie freie Felder bis zum nächsten schwarzen Block vorhanden sind. Die Wörter bedeuten: Wagerecht: 3 Flotte, 5 Farbenton, 7 baltische Hafenstadt, 8 alter Deutscher, 10 Stoffart, 11 Kapitalertrag, 13 Schiffsteil, 14 Rat der Hansastädte, 16 höheres Wesen, 17 tropische Ameise; senkrecht: 1 Transportmittel, 2 männl. Vorname, 3 Lagerraum, 4 Menschenrasse, 5 Mauereinschnitt für Burgenverteidigung, 6 wilder Krieger, 9 Obstschädling, 12 Erntegerät, 13 Sportgerät, 15 ungiftige Schlange, 16 Wasservogel, 18 biblischer Prophet.

Wortkette.

Chemie — Denker — Dora — Gerber — Hero — Kadi — Mandel — Nassau — Nepos — Sedan — Tajo — Tenor — Zebra

Vorstehende Wörter sind so in eine Reihe zu bringen, daß die zweite Silbe jedes Wortes mit der ersten Silbe des folgenden Wortes ein neues zweisilbiges Hauptwort bildet.

Silbenkreuz.

Jede Zahl entspricht einer Silbe. Die aus ihnen zusammengesetzten Wörter bedeuten: a 1—2 Teil des Körpers, b 3—4 alte Waffe, c 5—6 religiöse Handlung, d 1—4 Verkehrsmittel, e 1—5 Sternbild, f 3—2 Fluß im Harz, g 2—4 Waffe, h 2—6 Buchhaltungsausdruck, i 5—4 Präposition.

1	2
3	4
5	6

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4333.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4331.

Kryptogramm: Fleiß überwindet alles. — Der Anfang ist im Felde 1 des äußeren Kreises, die Fortführung im gegenüberliegenden Feld des Innenkreises, dann folgt Feld II des Außenkreises usw.

Quadraträtsel: 1 Affe, 2 Feen, 3 Feld, 4 Ende; wagerecht: 1 Waffel, 2 Sender; senkrecht: 1 Gaffel, 2 Wenden.

Auszählrätsel: Die beiden Grenadiere. (Oben bei D [vor A] beginnend, liest man immer den folgenden dritten Buchstaben hinzu.)

Palindrom: Salta — Atlas.

Leiterrätsel: Sprosse 2—6 Oktav, 1—10 Hafer, 13—9 Udine, 3—8 Kalif, 11—16 Mosel; a—b und c—d Hochmut kommt vor dem Fall.

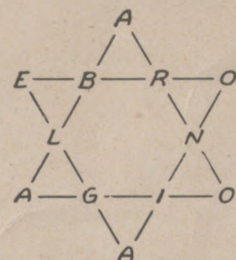
Verschieberätsel: Pe**rl**e, Beet**ho**ven, L**eh**ar, Rivi**er**a, So**nn**tag, Rose**gg**er, Rotd**or**n, Ko**li**bri, Mon**dn**acht. — Rheingold — Lohengrin.

Gleichung: (Rot — t) + (Met — t) + (Ob — b) = Romeo.

Geographisches Silbenrätsel: 1 Delaware, 2 Indien, 3 Eberswalde, 4 Werder, 5 Erzerum, 6 Lombardei, 7 Tibet, 8 Walachei, 9 Ilse, 10 Remscheid, 11 Dundee, 12 Siam, 13 Cannstatt, 14 Herzegowina, 15 Oldenburg. — Die Welt wird schöner mit jedem Tag.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 5 Wasa, 7 Emir, 9 Larve, 11 Ceram, 13 Raabe, 14 Rieti, 15 Lena, 17 Ader, 18 Echse, 20 Hut, 22 Tabes, 25 Etat, 27 Riva, 29 Reger, 31 Liter, 33 Lenau, 34 Pokal, 35 Illo, 36 Ares; senkrecht: 1 Gala, 2 Barbe, 3 Serie, 4 Zimt, 6 Saale, 8 März, 10 Vene, 12 Erde, 16 Achat, 17 Aster, 19 Hub, 21 Hegel, 22 Tara, 23 Silo, 24 Tatar, 26 Tenor, 28 Vikar, 30 Elle, 32 Elen.

Doppeldreieck:



Umzuformen: Stadtrat.

Die nächste Nummer der „Illustrirten Zeitung“ – Erscheinungstermin 29. März – wird in außergewöhnlicher Reichhaltigkeit und prächtiger Ausstattung herausgegeben als

Dürer-Sondernummer

Der Textteil der Gedenknummer enthält u. a. folgende Artikel:

Prof. Dr. August Grisebach, Dürer der Deutsche
Dr. Theodor Hampe, Dürer und seine Vaterstadt
Dr. Eduard Gudenrath, Dürers Naturstücke
Dr. Georg Jacob Wolf, Albrecht Dürers Frauengestalten
Kurt Pfister, Dürers Selbstbildnisse
Otto Müller, Albrecht Dürer und das Goldschmiedegewerbe
Dr. Hildegard Heyne, Dürers italienische und niederländische Reise.

Der Bildteil des Heftes bringt neben vielen interessanten einfarbigen Illustrationen

17 farbige Faksimile-Reproduktionen

meist größeren Formates in vorbildlicher Wiedergabe. Es sind keine Aufwendungen gescheut worden, um dem Leser auch im Bilde einen Begriff vom Reichtum Dürerschen Schaffens zu vermitteln.

DER PREIS des Heftes ist trotz der erheblichen Mehrkosten so gehalten, daß unsere Festnummer die wohlfeilste Dürer-Veröffentlichung darstellen dürfte; er beträgt trotz der Fülle des Gebotenen nur RM. 2.– zuzüglich 30 Pfg. Porto. Bestellungen nimmt jede Buchhandlung entgegen sowie die

Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung (Verlag J. J. Weber), Leipzig C 1

Postscheckkonto: Leipzig Nr. 594 70

Reudnitzer Straße 1–7.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W. 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Merkel, beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Teréz körut 24a.
General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris 8. e., 44/bis Rue Pasquier.

Illustrirte Zeitung



Zum 400. Todestag Albrecht Dürers am 6. April.

VERLAG I. I. WEBER, LEIPZIG

NR. 4333. 170. BAND EINZELPREIS DIESER SONDER-NUMMER 2 REICHSMARK 29. MÄRZ 1928

REISE- UND BÄDERANZEIGER

Die Reihenfolge gibt keinerlei Anhalt über Rang oder Größe.

KUR- UND MINERALBÄDER

Baden-Baden

Hotel Darmstädter Hof. Bek. gute Verpflegung. diäte Küche.

Pension Luisenhöhe. Altbekannte, vorzügl. Familienpens. Haus in schönst. Kurlage.

Hotel Terminus. Am Bahnhof links. Zimmer mit fließ. Wasser.

Café Gretel. Feinbürgerl. Haus. Vorzügliche Verpflegung.

Bad Elster

Moor-, Stahl-, Kohlensäure-, Radium-Bäder, Trinkkuren. Das ganze Jahr geöffnet.

Hotel zur Post. Sonnige Lage. Großer Park. Liegewiesen. Vorzügliche Verpflegung.

Hotel Reichsverweser. Zentralheizung. Jahresbetrieb.

Kurpension Sachsenhof. Zentralheizung. Fließendes Wasser.

Palast-Hotel Wettiner Hof. Führend. Haus, allererst. Ranges.

Bad Ems

Hotel zum Löwen. Am Kurgart. n. Kurh. u. Brunn., erstkl. Verpfl.

Park-Hotel. Mit allem neuzeitlichen Komfort.

Staatl. Hotel und Bäder „Das Römerbad“. I. Ranges, schöne, freie Lage, neuerbaut 1926.

Dellers Hotel Stadt Wiesbaden. Herrl. freie Lage am Kursaal, 1926 vollst. modern.

Bad Kissingen

Magen-, Darm-, Herz-, Entfettungskur. u. Erkrankung. Kurzeit März-Nov., jegl. Sport u. Komfort d. Weltbades. Ausk. durch den Kurverein.

Hotel Bayerscher Hof. 2 Min. v. Bahnh., Kurgart. u. Brunnen, mäßige Preise.

Kurhaus u. Pension Villa Elsa. Gutempfohlenes Familienhaus, Zentralheizung.

Kurhaus Rieger. In nächster Nähe der Quellen.

„Das weiße Haus“. Kurhausstraße 11a. Nahe den Bädern.

Bad Schmiedeberg, Bez. Halle

Sanatorium Kaiserbad. Spezialanstalt für Gicht und Rheuma.

Wiesbaden

Hotel Englischer-Hessischer Hof. Kochbrunnen-Badehaus. Pension von Mk. 9.— an.

Kurhotel Römerbad. Kochbrunnen-Badehaus. Garagen.

OBERBAYERN

Garmisch-Riessersee

Hotel u. Kurhaus Riessersee. Jed. mod. Komf., Zimm. m. voll. Pension 10—14 M. Jahresbetrieb.

HARZ

Alexisbad

Hotel Försterling. Erstes Haus am Platze, Sportgeräte.

Braunlage

Hotel „Zum Achtermann“. Haus I. Ranges, 10 Garagen.

Elend bei Schierke

Hotel St. Hubertus. Pension M. 6.50 bis 9.–, fließend. Wasser.

Goslar

Hotel der Achtermann. 120 Z. m. 180 Betten, 27 Z. mit Privatbäder, Kraftwagenunterstände, Fernspr. Nr. 1.

Hotel Niedersächsischer Hof. Z. m. fließ. Wass., Café u. Kond. Besitzer beid. Häuser H. Pieper, Fernspr. Nr. 630.

Hotel Hannover. Modern. Haus I. Ranges gegenüb. dem Bahnhof.

Hahnenklee (Oberharz)

Höhenluftkurort, 600 m ü. d. M. Familienfreibad.

Hotel Kurhaus. Hotel I. Ranges, neuester Komfort.

Sanatorium Hahnenklee. Für Nerven- und innere Krankheiten.

Bad Harzburg

Haus „Richthofen“. Neben Kurhaus, Zentralheizung, Ganzjähr. geöffnet, Telefon 102.

Schierke

Hoppes Hotel und Pension. Das Heim der gutbürgerl. Gesellsch.

SACHSEN

Dresden

Hotel Bellevue. Weltbekannt, sehr vornehm.

Müllers Weinrest., Marienstr. 46. Architekt. Sehenswürdigkeit.

Weißer Hirsch b. Dresden

beliebtest. klimatischer Kurort Sachsens. Jahresbetrieb. Wintersport.

Oberbärenburg

Berghotel und **Kurhaus Friedrichshöhe.**

THÜRINGEN

Friedrichroda

Beliebtester klimatischer Sommer- und Winterkurort Thüringens.

Hotel Herzog Alfred. Haus I. R. Tel. 12. Direktor: Kurt Wagner.

Hotel Herzog Ernst. I. Ranges, Fernsprecher 11.

Herzoglich. Schloßpark-Hotel. Ruh., vorn. Familienpens. u. Hot.

Sanatorium Tannenhof. Sanitätsrat Dr. Bieling. Klin. Behdlg.

Bad Liebenstein

Perle des Thüring. Waldes. Heilbad bei Herz- u. Nervenl., Blutarmut.

Hotel Herzogin Charlotte. Bestbekanntes, vornehmes Haus.

Kurhaus Hotel der Kaiserhof. Das führende Haus am Platze.

Eigenheim Edelweiß. Ärztlich geleitetes Kurheim, a. d. Kurprom.

Sanatorium Liebenstein. Klin. geleit. Kuranstalt. Jahresbetrieb.

Oberhof i. Th.

Parkhotel Sanssouci, erstklass. Jahresbetrieb.

Schloßhotel. Das Haus mit Bädern und fließendem Wasser. Tel. 22.

Hotel Thüringer Wald. Das ganze Jahr geöffnet.

Wünschers Parkhotel, herrliche Südlage am Hochwald, ganzjährig geöffnet.

Tabarz

Vielbesucht. Erholungsort in gesch. Lage. 100 Vill. Neues Schwimmbad.

Kurhotel Deutscher Hof. Rest. und Café. Konzert, 5-Uhr-Tee.

RIESENGEBIRGE

Brückenberg

Hotel Germania. 70 erstklass. Gasträume, mod. Zimm., Garag.

Waldhaus Weimar. 35 neuzeitl. einger. Zim., vorz. Küche. Autogar.

Hermsdorf (Kynast)

Tietzes Hotel, Gutbürgerl., zentr. Gebirgslage. Mietskraftwagen.

Hirschberg (Schlesien)

Hotel der braune Hirsch, im Zentrum gelegen, mit allem Komf.

Krummhübel

Dreihaupt's Hotel. An der Hauptsportbahn gelegen.

Hotel-Pension Preußischer Hof, altrenommiertes Haus.

Ober-Krummhübel

Pension und Conditorei Concordia. Zentral gelegen.

Schreiberhau

Riesengebirge, 500—900 m ü. d. M.

Hotel Du Bois. Erstklassig, im großen Park.

Hotel Marienthal, gutbürgerl. Haus, neue Bewirtschaftung.

Hotel Vier Linden. Am Kurpark, schönste Lage.

Dr. Haedickes Sanatorium Kurpark. Heilanst. f. inn. Krankh.

Bad Warmbrunn

Hotel Preußischer Hof. Erstes und größtes Hotel am Platze.

TSCHECHO-SLOVAKEI

Franzensbad

Das erste Moorbad der Welt. Auskünfte durch die Kurverwaltung.

Hotel Belvedere-Bellevue. Modernes vornehmes Familienhotel.

Hotel Königsvilla. Modernster Hotelbau. 120 Zimmer.

Karlsbad

Hotel Kroh. Familienhaus I. R., unmittelb. Quellen- u. Bädernähe.

Zentral-Hotel Loib. Letzter Komf., erstkl. Restaurant. Tel. 31.

Grand-Hotel Pupp. Zentrale des Kurlebens.

Marienbad

Etablissement Bellevue. Bestbestehendes Café-Restaurant.

Palast-Hotel Fürstenhof.
Hotel New-York.
Hotel Englischer Hof, fließendes Wasser.

Grand-Hotel Klinger an der Hauptpromenade, ausgestattet mit dem letzten Komfort.

Hotel Leipzig. Fließendes Warm- u. Kaltwasser dir. neb. d. Brunnen.

Schloß Miramonte. Neue Leitung, Pension 60—80 Kč.

Hotel-Osborne-Balmoral. Das führende Haus.

Märchenschloß Rübezahl. Das schönste Höhencafé, Zentralheizung, Autogaragen.

SCHWEIZ

Adelboden

Kulm-Hotel (Kurhaus). Familienhotel I. Ranges.

Arosa

Hotel des Alpes. Altbekanntes Familienhaus.

Hotel Arosa-Kulm. Aller mod. Komfort, idealste Lage für Sommer- u. Wintersport, 850 m ü. M.

Eden-Hotel. Jahresbetrieb, fließ. Wasser, Priv.-Bäd. Bes. W. Wettengl.

Kurhaus Surley. Ideal. Aufenth. f. Sommer u. Winter, a. Wald u. See.

Sanatorium Arosa. Lungenheilanst., mod. Komf., fl. Wass., sonn. Lage.

Waldsanatorium Arosa. Erstklassige Lungenheilanstalt.

Basel

Grand-Hotel Euler. I. Ranges mit allem Komfort.

Hotel Metropole-Monopole. Feinbürgerl. Haus, prima Küche.

Hotel Royal. Am B.-Bahnh., alle Zimmer fließ. Wasser, ziv. Preise.

Grand Hotel Victoria u. National. I. R. Zimmer von 6 Fr. an.

Chur

Hotel Steinbock. Das ganze Jahr geöffnet.

Flims

Park-Hotel Waldhaus. Das führende Haus am Platze.

Locarno

Hotel Metropole. Mittlere Preislage. Moderner Komfort.

Park-Hotel. Beste Südlage. Das ganze Jahr geöffnet.

Hotel Reber am See. Einziges Haus in großem Park am See.

Hotel Regina. Schönste Lage, direkt am See.

Lugano

Adler-Hotel u. Erika-Schweizerhof. Fließendes Wasser.

Cademario-Kurhaus. Nach Lahmann. Jahresbetrieb.

Crocefisso. Erholungsheim Quisisana. Mod. Komf., Luftb., Jahresbetr.

Kurhaus und Erholungsheim Monte Bré. Pens. v. M. 8 an, deutsch. Haus.

St. Moritz

Hotel Calonder. Schöne Lage, mäßige Preise.

Kurhaus Chantarella. Das vorn. Kurh. im Hochgeb., Sonne, Ruhe.

Hotel Engadiner Hof. Erstkl. Familienhaus, mäßige Preise.

Hotel Schweizerhof. Erstklass., altbekanntes Familienhaus.

Pontresina

Rosatsch-Hotel. Modern eingerichtetes Haus.

Hotel Schweizerhof. Pension Sommer Fr. 15.-, Winter Fr. 17.-.

Zürich

Hotel City-Excelsior. Alle neuzeitl. Einricht. Zimmer v. 6 M. an.

Vegetarisches Restaurant und Conditorei, Sihlstraße 26/28.

ITALIEN

Abbazia

Winterkurort I. Rang. Vorzügl. klimat. Lage. Hotels ganzjähr. geöffnet.

Pension Lederer, gutbürgerliche Pension am Kurpark.

Frau Mahler's Familienpension. Erstrangig, all. Komfort.

Palace-Hotel. Führ. Haus, 250 Z. Priv. Meerbäd. i. Haus. Ganzjähr.

Laurana bei Abbazia

Grand-Hotel Laurana. Vornehm. Ruhig. Direkt am Meer.

Iris. Neu eingericht. Fließ. Wasser.

Bordighera

die Perle der italienischen Riviera, die Stadt der Palmen und Blumen. Tennis, Golf.

Grand-Hotel Cap-Ampeglio. Erstklassig. Moderner Komfort. Herrliche Lage.

Hotel Belvedere-Lombardi. I. Ranges. Herrliche Aussicht auf das Meer. Wundervoller Park.

Hotel Continental. Erstklassiges Familienhaus. Mäßige Preise. Vorzügliche Küche.

Hotel Miramare, Hotel Esperia. Beide Hotels in herrlicher Lage. Mäßige Preise.

Hotel Royal. I. Ranges. Herrl. Lage. Mod. Komf. Mäß. Preise.

Gries bei Bozen

Pension Quisisana. Pension von 26—30 Lire an. Herrlich gelegen.

Sanatorium Grieser Hof. Jahresbetrieb, Erholungsbedürftige und Augenkranke.

Savoy-Hotel. Haus ersten Ranges. Pension von Mk. 7—10.

Meran

Hotel-Pension Aders, schönste Lage, fließ. Wasser, groß. Park.

Hotel Auffinger, vorm. Hotel Tiroler Hof, Deutsch. Familienh. m. mod. Komf.

Hotel Bristol. Erstkl. Familienhotel. Pension 80—90 Lire.

Grand-Hotel Esplanade. Im Mittelp. des Meraner Kurlebens.

Hotel Tschoner. Bestbek. Haus im eig. Park, ruh. u. staubfr. Lage.

Hotel u. Pension Windsor. Vornehm. Familienh. a. d. Promenade.

Neapel

Hotel Continental, am Meer. fließ. Wasser usw. Deutsch.

Grand-Hotel Royal. Das größte, schönste Hotel Neapels, am Meer gel., 200 Zimm. m. Bad, 300 Bett. Einz. großart. amerik. Dachgarten.

Hotel Terminus. Ersten Ranges. 300 Zimmer, fließendes Wasser.

Palermo

Excelsior Palace Hotel, beste Lage. Großer Park, Tennis.

Weinen's Hotel de France, einz. deutsch. Haus a. Pl. Fließ. Wasser.

Rapallo

Gross. Kur- u. Badeort a. d. Riviera in der Nähe v. Genua, Sommer- u. Winteraufenth., erstkl. Hotels u. Pens.

Hotel Regina Palace. Neuestes Haus der Riviera, vornehmes Familienhotel.

Riva

Hotel Bologne. Prachtvolle zentrale Lage am See, mäßige Preise.

Lido-Palace-Hotel, dir. a. See, mod. Komfort, eig. Seebäderanst.

Rom

Hotel Viktoria am Borghesepark, alle Zimmer mit fließend. Wasser. Mäß. Preise. Bes.: Thiele & Wirth.

Fischers Parkhotel, Deutsches Haus I. R., mäß. Pr. Bes. V. Fischer.

Regina Carlton Hotel, erstkl., im vornehmsten Teil der Stadt.

San Martino di Castrozza

Palace Hotel Sass Maor. Familienhotel in schönster Lage am Walde, 250 Betten.

Seis a. Schlern (Prov. Boz.)

Hotel Salegg. Gutbürgerl. Haus, Bäder, 4 Plätze, Lawn tennis.

Venedig

Hotel Bristol-Britannia am Canale Grande. Einziges deutsches Haus I. Ranges.

Hotel Eden. Einziges deutsches Familienhotel, fließendes Wasser.

SIZILIEN

Syracus

Hotel Villa Politi. Allerersten Ranges, von Deutschen bevorzugt.

Taormina

Hotel Metropol, das gute Schweizer Hotel, fließendes Wasser. G. u. V. Kockel.

ÄGYPTEN

Kairo

Hotel National, von Deutschen bevorzugt.

PALÄSTINA

Jerusalem

Hotel St. John. Einziges deutsches Hotel mit allem Komfort.

→ In allen diesen Hotels und Pensionen liegt die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ zur Lektüre auf. ←

FRÜHLING IM WELTKURBAD

WIESBADEN

Maifestwoche vom 6. bis 13. Mai.
Ausstellung „Das Deutsche Porzellan Wiesbaden 1928“ vom 5. Mai bis 10. Juni.

Weltberühmte Kochsalzthermen 65,7° C.
Heilt Gicht und Rheuma,
Nervenkrankheiten, Stoffwechselleiden, Erkrankung der Atmungs- und Verdauungsorgane / Golf, Tennis, Tontaubenschießen, Autoausflüge, Rheindampferfahrten / Brunnen- und Pastillenversand / **Gute Unterkunft bei äußerst mäßigen Preisen.**
Hotelverzeichnisse (8000 Betten) durch das **Städtische Verkehrsamt** und die Reisebüros.

ASTORIA HOTEL
PARIS
131, AV DES CHAMPS-ÉLYSÉES (PLACE DE L'ÉTOILE)
HERRLICHE LAGE
RESTAURANT AUF DEN CHAMPS-ÉLYSÉES

HOTEL CAMPBELL
45–47, AVENUE FRIEDLAND AM PLACE DE L'ÉTOILE
EIN GUTES HOTEL ZU BÜRGERLICHEN PREISEN

BRASSERIE UNIVERSELLE
mit den bekannten feinen
HORS D'OEUVRES!
Die gute Küche — Der gute Keller
PARIS, 31, Avenue de l'Opéra.

GRAND HOTEL DE FRANCE
PARIS, 1. Cité d'Antin und 37. Rue Province, im Zentrum. Komfort. — Mässige Preise.

ROTISSERIE
DU
CARDINAL
1 Boulevard des Italiens 1
PARIS
Im Stadtinnern bei der Börse
VORZÜGLICHE KÜCHE!
DIE BESTEN DELIKATESSEN!
WIENER MEHLSPEISEN!
ZUCKERBÄCKEREIEN!
GUTES BIER!
GUTE WEINE!
GEPFLEGTER KELLER!
DEUTSCHES PERSONAL!
DEUTSCHE ZEITUNGEN!
DEUTSCHER TREFFPUNKT!

WALDORF
HOTEL
ALDWYCH, LONDON, W. C. 2

Ein Luxushotel
mit moderierten Preisen.

Prospekt mit Preisangaben von John Kugi, Generaldirektor, Waldorf Hotel, Aldwych, London, W. C. 2.
Telegramm-Adresse: Waldorfius, London.

DAVOS-Dorf 3: Sanatorium Seehof. Prospekt. Preise ab M. 13.—
DAVOS-Platz 3: Esplanade. Das behagl. Kurhotel. Pens. ab M. 12.—

Die Illustrirte Zeitung darf nur in der Gestalt in den Verkehr gebracht werden, in der sie zur Ausgabe gelangt ist. Jede Veränderung, auch das Beilegen von Drucksachen irgendwelcher Art ist untersagt und wird gerichtlich verfolgt. Alle Zusendungen redaktioneller Art sind an die Schriftleitung der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, alle anderen Zusendungen an die Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung, ebenfalls in Leipzig, zu richten. Die Wiedergabe unserer Bilder unterliegt vorheriger Verständigung mit dem Stammhaus (J. J. Weber, Leipzig). — Für unverlangte Einsendungen an die Schriftleitung wird keinerlei Verantwortung übernommen.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4333. 170. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle 8 Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1–7 bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 2.— Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 29. März 1928.

Schwarzburg *Die Perle Thüringens*
Hotel Weisser Hirsch
Schönstgelegenes behagliches Familienhaus

PÖRTSCHACH

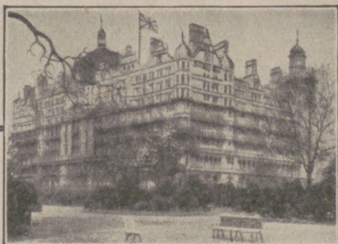
AM WÖRTHERSEE
(Österreichische Riviera)
Kärnten Österreich

EUROPAS „wärmstes Alpensee-Bad" und klimatischer Kurort

Seebäder: Mai bis Oktober 20-28 Grad C Sommersaison: Juli-August. Pension 12-30 S Frühlings- und Herbstsaison 8 bis 14 S. Idealer Frühlings-Aufenthalt im südlichsten deutschen Lande · Internationale Sport-, See- u. Landfeste, Kur-Musik. Auskünfte durch alle Verkehrsbüros und durch die Kurkommission

BORDIGHERA
(RIVIERA — ITALIEN)

Idealer Aufenthalt
Golf — Tennis
Ermässigte Preise



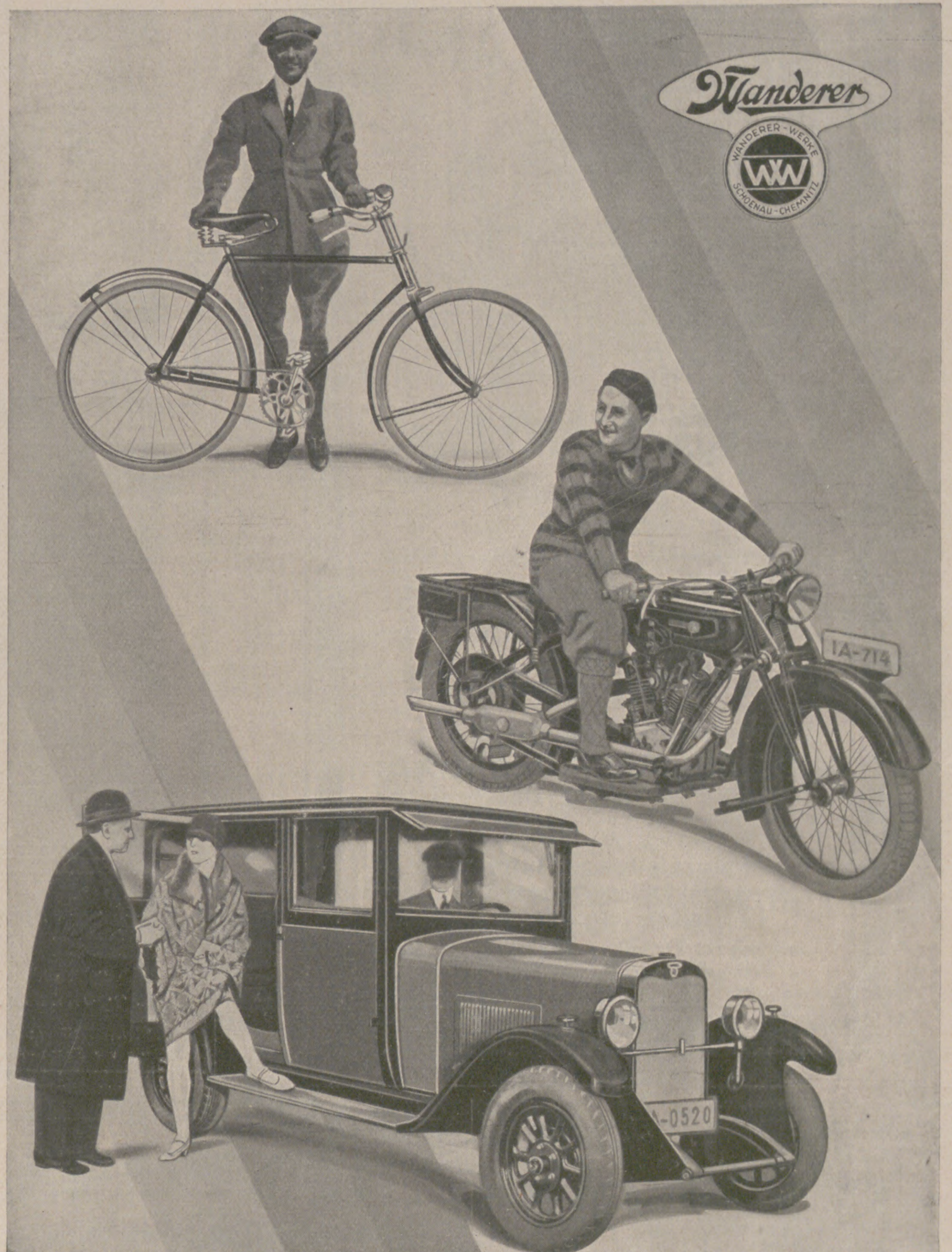
HOTEL RUSSELL

gegenüber den herrlichen Anlagen von
RUSSELL SQUARE, LONDON.
Zentrale Lage zwischen innerer Stadt und West End
Eines der elegantesten Hotels in London.

Schlafzimmer mit fliessendem warmen und kalten Wasser, mit anschliessendem Privatbad.
MÄSSIGE PREISE.
Verlangen Sie illustrierten Prospekt.

Gartenmöbel
Katalog gratis
RUNGE & CO., OSNABRÜCK 4

WANDERER



WANDERER-WERKE A.-G.
SCHÖNAU bei CHEMNITZ

Der Nürnberger Dürer-Gedenktaler aus der altberühmten Münzprägeanstalt L. Chr. Lauer in Nürnberg mit Zweigniederlassung in Berlin SW 68 zeigt das lebensvolle, herrlich markierte Profil Dürers nach dem charakteristischen Bilde eines Zeitgenossen, auf der Rückseite Dürers Wappen nach der von ihm selbst geschaffenen Zeichnung. Vgl. die bezügliche Anzeige auf Seite 458 vorliegender Nummer.

Die Orgel
von
Dr phil. Gotthold Frotscher
Privatdozent d. Musikwissenschaft
Mit 30 Abbildungen. Geb. RM 7.–.
Verlag J. J. Weber, Leipzig C 1.

Krankenfahrstühle neueste, individ. Konstruktion, leichter Antrieb und Steuer, auch mit Motor.
Spezialfabrik **Fr. Albrecht & Co., Berlin S 42,** Prinzenstraße 12.

Nürnberg ruft zum Dürerjahr!

(11. April bis Ende September 1928)

Grosse vielseitige Veranstaltungen
zum Gedächtnis Albrecht Dürers.
Ausstellung der Originalwerke Dürers,
deutsche Kunstausstellungen, Theaterfestspiele,
Hans-Sachs-Spiele, Burgbeleuchtung usw.
Auskunft durch den Fremdenverkehrsverein.

Allgemeine Notizen.

Zur Errichtung einer Albrecht-Dürer-Stiftung für Unterstützung deutscher Künstler haben sich aus Anlaß der bevorstehenden Dürer-Feier die Stadt Nürnberg, das bayerische Kultusministerium und das Reichsministerium des Innern entschlossen. Die Stiftung soll ihren Sitz naturgemäß in Nürnberg erhalten und von einem Kuratorium, dem auch Künstler angehören, verwaltet werden. Zur Stärkung des Stiftungskapitals will man auch allgemeine Sammlungen und eine Lotterie veranstalten, für welche die Erteilung der Spielerlaubnis bevorsteht.

Die „Stollwerck-Post“ der Gebr. Stollwerck A.-G. in Köln bietet auch in ihrem reichhaltigen Februarheft anmutigen Unterhaltungsstoff in Bild und Wort.

Das Wiesbadener Automobil-Turnier 1928 verbunden mit der Bergprüfungsfahrt „Hohe Wurzel“ und der Geschwindigkeitsprüfung „Rund um den Neroberg“ findet vom 12. bis zum 17. Mai d. J. statt. Es werden nur Kraftwagen zugelassen. Jeder Inhaber der Internationalen Bewerber- oder Fahrerlizenz eines anerkannten nationalen Automobil-Klubs ist berechtigt, an diesen Wettbewerben teilzunehmen. Etwaige Anfragen an die Geschäftsstelle des Organisations-Ausschusses des Wiesbadener Automobil-Turniers, Wiesbaden, Sonnenbergerstr. 27 zu richten.

Die „Saalfelder Heilquellen“, Deutschlands Phosphor-Arsen-Eisen-Sulfatquellen, die einzigen ihrer Art in der Welt, haben in ihrer medizinischen Bedeutung noch nicht allenthalben den ihnen unzweifelhaft gebührenden Platz in der Reihe der zuverlässig wirkenden Mittel bei Blut-, Knochen-, Nerven-, Frauen- und Stoffwechselkrankheiten gefunden. Und doch sind die Erfolge mit dieser natürlichen Medizin bei den erwähnten Krankheiten in Kliniken, Krankenhäusern und bei praktischen Ärzten als ganz hervorragende erwiesen. Zu erhalten sind die unter ständiger ärztlicher Kontrolle verfüllten „Saalfelder Heilquellen“ in Apotheken und Drogerien, auch von der A. Mützelburgschen Heilquellenverwaltung in Saalfeld (Saale), von der auf Wunsch der bezügliche Spezialprospekt zu haben ist.

Wildbad im Schwarzwald, die von der Natur so begünstigte Kur- und Badestadt, hat sich in jeder Beziehung noch weiter erheblich verschönert, und es kann mit besonderer Genugtuung berichtet werden, daß vom 1. April d. J. ab auf die vor dem 16. Mai und nach dem 15. September genommenen Thermalbäder eine beträchtliche Preis-

ermäßigung gewährt wird. Es ist zu hoffen, daß dieses Entgegenkommen der Staatsfinanzverwaltung einen weiteren Zustrom von Gästen in der Vor- und Nachsaison zur Folge haben wird, um so mehr als während derselben auch die meisten Hotels, Pensionen und Zimmervermieter billigere Preise berechnen. Kurtaxe wird nur in den Monaten Mai bis September erhoben.

Die X. Olympischen Spiele 1932 sind den Vereinigten Staaten von Amerika übertragen worden. Während deren Sommerteil in Los Angeles zum Austrag gelangen soll, wird für den Wintersport wahrscheinlich das nordwestlich von Neuyork gelegene Gebiet von Adirondack gewählt werden. Die Teilnahme der Bevölkerung am Wintersport dieses Gebiets sei ungeheuer; bei Eislaufveranstaltungen seien oft mehr als 50000 Zuschauer anwesend. Der Skilauf habe sich stark entwickelt, für Skilang und -sprunglauf seien alle Möglichkeiten vorhanden. Nur Bob- und Skeletonfahren seien vorläufig noch in der Entwicklung zurückgeblieben, hätten aber jetzt einen erfahrenen Ingenieur, der überall in Europa, wo es mustergültige Bob-, Skeleton-Bahnen und Sprungschanzen gäbe, umfassende Studien anstelle.

Die Sachsenlotterie. Wenn man von der Tatsache ausgeht, daß die von den Spielern einer Klassenlotterie eingezahlten Losbeträge in Gestalt von Gewinnen ausnahmslos wieder in die Hände der Gewinner zurückfließen, so muß mit der Höhe des Lospreises folgerichtig auch der Gewinnanteil für den Spieler steigen; der niedrigste, sogenannte Einsatzgewinn entspricht also immer der Höhe des eingezahlten Geldes. Daher ist es kein Nachteil für die Spieler, wenn die Sächsische Landeslotterie, als erste unter den Klassenlotterien, dazu übergegangen ist, ihren Lospreis um ein geringes zu erhöhen. Sie kommt damit schrittweise auf den Vorkriegsstand zu und zum anderen den Wünschen der Spieler entgegen, die die Gewinne erhöht und vermehrt wissen wollen. Es tritt dies in der bevorstehenden neuen Lotterie ganz augenfällig in Erscheinung, da z. B. die Aussicht auf einen Gewinn von 1000 bis zu 500000 Reichsmark (im Vergleich zur vorigen Lotterie) mehr als verdoppelt werden konnte. Welche Aussichten eröffnen sich damit erneut den Teilnehmern der Sächsischen Landes-Lotterie, die von jeher schon wegen ihrer nur kleinen Losezahl, im Verhältnis zu der Menge und Höhe der Gewinne, als eine sehr günstige Klassenlotterie geschätzt wurde.

Flügel und Pianinos
Ausgezeichnet mit nur ersten Weltausstellungspreisen
Julius Blüthner, Leipzig

OSTERN
DAS FEST DER GESCHENKE
TRAGE SCHMUCK
DU GEWINNST!

Der Kinder Glück ist Gesundheit, Erziehung, Bildung. — Erfahrung, Sorgfalt, höchste Vollendung individuell. Methoden begründen internat. Vertrauen u. unsere Erfolge. Es lohnt sich kostenlos Prospekte zu verlangen. **Voralpines Knabeninstitut Montana, Zugerberg (1000 m) Schweiz.**

Der Schulbericht 1927/28 des **Pädagogium Neuenheim-Heidelberg,** Weberstraße 4, teilt mit, daß in der Osterprüfung fünfzehn und in der Herbstprüfung vier seiner Oberprimaner die Abiturientenprüfung bestanden haben. Die bestens empfohlene Anstalt hat kleine Gymnasial- und Real-Klassen von Sexta bis Reifeprüfung und modern bewährte Einrichtungen (Sport, Rudern, Garten- und Landwirtschaft, Familienheime ohne Schlafsäle).

Ausbildung für Töchter.
Evangelische Schulgemeinde
(Hoffbauer-Stiftung) **Potsdam-Hermannswerder 63.**
Grundschule, Oberlyzeum neuen Stils (Univers.-Reife). Einjähr. Frauenschule mit Säuglingsheim und Kindergarten. Zweijähriger Lehrgang für Hauswirtschaft und Handarbeit.

KURHAUS
für Nervenkranke
Tannenfeld
bei Nöbdenitz, Thüringen.
Prosp. d. Dr. med. Tecklenburg.

Krankenfahrstühle
für Zimmer und Straße.
Selbstfahrer, *auch mit Motorantrieb.*
Ruhestühle, Lesetische, verstellbare Keilkissen.
Katalog grat.
Rich. Maune, Dresden-Löbtau 2.

JNSTITUTE UND PENSIONATE
in der Schweiz.

CRESSIER bei Neuchâtel
Töchterpensionat „Les Cyclamens“
Gründl. erstkl. Ausb. in Französisch. Hausw. Abt. Herrl. Lage. Mod. Komfort. Jll. Prospekt. Referenzen. Dir. Frl. O. Blanc.

ESTAVAYER (Neuenburger See)
Töchterpensionat (evang.) **Frau Pfarrer Monnerat**
Luftkur (Seebäder). Schöner Landaufenthalt. Erstklass. Unterricht. Zahlreiche Referenzen. Prospekte. Mäßige Preise.

LAUSANNE „L'ARCADIE“
Töchterpensionat.
Gründliches Studium, Sprachen, Künste, Hauswirtschaft, Sport. Großer Garten. Beste Referenzen. Mmes. Petter et Inman.

LAUSANNE „MON-GRE“
19, Boulevard de Grancy.
Katholisches Töchterpensionat
Melles. Rossier & Mayer.

LOCARNO (Lago Maggiore / Schweiz)
Töchter-Institut „CASTELLO BIANCO“
Idealer Erholungs- und Studienaufenthalt für junge Mädchen. Prospekte. *Umgangssprache Französisch.*

UNTERÄGERI Voralp. **Kinderkurhaus** mit Schule (am See) 750 m ü. M. **Dr. T. Weber-Biehly.** Für erholungsbedürftige u. Ferienkinder von 3—14 Jahren. Ärztl. Aufsicht. Liegekuren, Sonnen- u. Luftbäd. Prosp. Frau Wwe. M. Weber-Biehly.

Evangelisches Pädagogium
Godesberg-Rhein u. Herchen-Sieg (Landschulheim)
Realgymnasium u. Oberrealschule mit Berechtigung zur Abiturientenprüfung an der Anstalt. (Keine Presse). Kleine Klassen. Internat in einzelnen Familienhäusern. Aufsicht und Anleitung bei den häuslichen Arbeiten. Viel Sport, Turnen, Rudern, Wandern. Direktor: Prof. Otto Kühne, Godesberg 7 (Rhein).

Kauft Bücher. Verlagsverzeichnis kostenlos. J. J. Weber, Leipzig C 1.

193. Sächsische Landes-Lotterie
Auch in Preussen, Thüringen, Braunschweig, M.-Strelitz erlaubt.
Nur 150000 Lose — 67500 Gewinne
und 1 Prämie — in 5 Klassen.
Ziehung 1. Klasse **14., 15. und 16. Mai**
750000 spez. **500000**
250000 ℳ **200000**
150000 ℳ **100000**

Lospreis: in jeder Klasse	Zehntel	Fünftel	Halbe	Ganze
	ℳ 4.—	ℳ 8.—	ℳ 20.—	ℳ 40.—

Paul Lippold, Staats-Lott.-Einnehmer. **Leipzig, Brühl 4.**
Postscheckkonto: 50726 Leipzig.
(In Oesterreich und Ungarn verboten.)

Eickes selbsttätige Kaffeemaschine
mit selbsttätiger Ausschaltung der elektrischen oder Spiritus-Beheizung.
Seit mehr als 60 Jahren als beste Kaffeemaschine bekannt, weil sie sehr **bequem,** das Kaffeemehl aufs **höchste** ausnutzt und deshalb viel Kaffee **erspart.** Nur **„echt“,** wenn der Kessel den Stempel H. Eicke, Berlin, trägt.
H. Eicke, Berlin W 8, Leipziger Str. 39, Abt. A.

Ingenieur-Akademie
Wismar a. d. Ostsee
Jllustriertes Programm kostenlos

TECHNIKUM STRELITZ-MECKL.
Hoch- u. Tiefbau, Betonb., Eisenb., Flugzeugb., Maschinenb., Autobau, Heizg. u. Elektrot. Ingenieure u. Techniker. Progr. fr.

Leitz
PRISMEN-FERNGLÄSER
W. Trautschold
ERNST LEITZ
OPTISCHE WERKE WETZLAR
Fordern Sie kostenlos Liste Nr. 5506.
Bezug der Gläser durch alle regulären opt. Handlungen

PHOTO-AMATEURE!
Welche Freude
bei Verwendung von
SIDI
GASLICHT
CELLOFIX
selbsttonend
die zuverlässigen Papiere
ELEPHANT-TONBAD
für Sidi-Gaslicht-Papier
Kraft & Steudel Fabrik phot. Papiere G.m.b.H. Dresden
Die Marken des Kenners!

Mit den Büchern wächst der Schrank
UNIONZEISS-BÜCHERSCHRÄNKE
halten mit dem Wachstum der Bücherei Schritt und sind eine mustergültige Lösung aller Fragen, die mit der Aufbewahrung einer Bücherei zusammenhängen
Verlangen Sie Katalog Nr. 377
UNION
HEINRICH ZEISS (UNIONZEISS) FRANKFURT A. M.
Muster-Ausstellung: Berlin SW 48 / München / Saarbrücken


TET







ILLUSTRIRTE ZEITUNG



ALBRECHT DÜRER:
BILDNIS EINES JUNGEN MÄDCHENS

(ORIGINAL IM BESITZ DES FREIHERRN SPECK v. STERNBURG IN LÜTZSCHENA BEI LEIPZIG)

Albrecht Dürer der Deutsche.

VON PROF. DR. AUGUST GRISEBACH

Als vor hundert Jahren Deutschland zum erstenmal eine Säkularfeier zu Ehren Dürers veranstaltete und in Nürnberg der Grundstein zu seinem Denkmal gelegt wurde, dem ersten, das die Nation einem Künstler errichtete, da empfand man in Dürer den reinsten Ausdruck deutschen Mittelalters. Die damals von den Romantikern schwärmerisch geahnte Bedeutung des Mannes ist seitdem klarer ins Bewußtsein getreten. Sein Werk liegt heute ausgebreitet vor unseren Augen, wir sehen den Menschen und seine Leistung schärfer, deutlicher die Zeit, in der ihm zu wirken bestimmt war. Und doch — so nahe wir ihn nun zu kennen glauben, so gewaltig nach Umfang und Gehalt seine Erscheinung im letzten Jahrhundert ins Licht trat — die Tiefe und der Reichtum dieses Genius haben zur Folge, daß das Urteil über sein Werk noch heute auseinandergeht.

Man klagt darüber — und solche Klagen sind mit der expressionistischen Welle an die Oberfläche getreten — daß Dürer durch die Berührung mit Italien aus der Bahn geworfen sei, sein Werk habe durch die Aufnahme des Fremdländischen die unbefangene Natürlichkeit eingebüßt. Wer eine Tragik in Dürers Schaffen wittert, ist in einer vorgefaßten Meinung verstrickt, der verkennt die Lage der Zeit, in die Dürer hineinwuchs. Es ist müßig, zu spekulieren, ob aus der nordischen Spätgotik ohne Italien ein Neues sich hätte entfalten können. Daß Italien damals allen geistigen Menschen des Nordens, nicht nur den deutschen Künstlern, etwas zu geben hatte, spricht für die geschichtliche Notwendigkeit dieser Wendung zum Süden. Diese Wendung bedeutet kein Zeugnis der Armut, vielmehr ein Emporsteigen neuer schöpferischer Kräfte, die sich des Fremden bedienen, um das eigene Ideal zu verwirklichen. Man könnte mit gleichem Recht darüber klagen, daß „Hermann und Dorothea" in Hexametern geschrieben ist, oder daß die „Iphigenie" durch das Erlebnis des Südens zur Reife kam. Auch Dürer durfte — darin Goethe vergleichbar — ein großer Aufnehmender sein, weil er von sich aus viel zu geben hatte.

Denn so sehr Dürer sich der Kunst und Wissenschaft der Welschen verpflichtet fühlte, er blieb im Grunde seines künstlerischen und menschlichen Empfindens ein Deutscher bis zuletzt. Wenn er sich in Venedig auf der Tafel des Rosenkranzbildes als „Durerus Germanus" bezeichnet hat, so bekannte er sich damit stolz zu seiner Nation. Aber es hätte solcher Inschrift weder hier noch in anderen Fällen bedurft, um sein Werk als ein deutsches zu legitimieren. Das gilt auch von den beruhigtesten und ausgeglichensten Schöpfungen seines Alters, auch hinter ihnen steht über alle Wandlungen hinweg noch derselbe Mann, der in seiner Jugend die „Apokalypse" und die „Große Passion" dargestellt hat. Trotzdem ist es ein Irrtum, wenn sein neuester Biograph behauptet: „Dürer wäre auch ohne die Berührung mit italienischer Kunst zu dem geworden, was er schließlich war." —

In Grünewald offenbart sich noch einmal die deutsche Spätgotik in einer letzten wundervollen Apotheose. Dürer aber ward zum Repräsentanten einer neuen Zeit. Denn so einzigartig auch seine Kunst gewesen ist, er stand nicht abseits, war kein Sonderling. Ja, es will scheinen, als wäre es ihm bewußt darum zu tun gewesen, für sein Teil alles daranzusetzen, um der deutschen Kunst eine neue Grundlage zu geben. Aus zünftiger Enge ist er ins Freie und Weite einer bis dahin in Deutschland unbekannten künstlerischen und geistigen Selbständigkeit herausgetreten. Im Gegensatz zu seinen Vorgängern hat er einen wesentlichen Teil seiner Aufgaben sich selber gestellt. Aus einem im Norden damals neuen Drang nach Universalität hat er das, was seine Zeit an Wissenschaft und Bildung ihm entgegenbrachte, in sich aufzunehmen getrachtet. „Die Begierde, viel zu wissen", die, nach seines Freundes Pirckheimer Worten, den Menschen gegen die Ersättigung und Verdrießlichkeit des Gemüts feit, verbindet sich in Dürer mit dem schöpferischen Trieb des Gestaltens. So begreift sich in seinem Werk das Nebeneinander von Phantasie und Kunstverstand, von theoretischer Bemühung um eine allgemeingültige Idealität und liebevoller Versenkung in die charakteristische Schönheit eines Rasenstücks, die Beschäftigung mit Mathematik, mit Festungs- und Städtebau neben der Verkörperung eines neuen Christusbildes und der Männer vom Schlage seiner Apostel. Wenn Dürer auch im Ausmaße seiner Erkenntnisse und seiner schöpferischen Ideen nicht an Leonardo heranreicht, so taucht doch unter allen Künstlern dieses und der folgenden Jahrhunderte nur bei Dürer die Erinnerung auf an Leonardo, jene singuläre Größe der italienischen Renaissance. —

Dürer fühlte sich als Künstler angezogen von der italienischen Schönheit, die ihm gleichbedeutend war mit der antiken — aber nicht nur als Augenmensch. Denn für ihn steckte in der Vergegenwärtigung einer von subjektiven Wallungen freien „Haltung" ein sittliches Element. Je mehr sich Dürer zu männlicher Reife entwickelte, um so klarer erfüllte ihn die Vorstellung von dem objektiven Menschen als einem Bildungsideal. Das Zufällige und Individuelle tritt für ihn als sittlicher Wert zurück hinter dem Dauernden und Allgemeinmenschlichen.

So fest er zeitlebens dem mütterlichen Boden verwurzelt blieb, es steckt etwas in ihm vom „guten Europäer". Auch das gehört zu seinem Deutschtum. Das Beste verdankt er dem Vaterlande. Aber die Entfaltung dieser Persönlichkeit ist derart, daß ihre Kunst über die heimatlichen Mauern hinaus Geltung gewann. Dürers Name genießt — fast als einziger und gewiß mehr als der irgendeines andern deutschen Künstlers — bei den fremden Nationen Ruhm und Ansehen. —

Dürer würde nicht als ein Lebendiger wirken, wenn nur kunstgeschichtliche Bildung ihm nahekäme. Was er an Kupferstichen, Holzschnitten, Gemälden und Zeichnungen uns geschenkt hat, das bestrickt das am Gegenständlichen haftende Auge durch die Fülle der Gesichte: Heiliges und Profanes, Landschaft und Binnenraum, Kostümfiguren und Akte, Vorlagen für Goldschmiede und Versinnbildlichung von Begriffen, Fabelwesen und Charakterköpfe, Bildnisse von Zeitgenossen und seltenen Tieren, Sonderfälle und Idealgestalten — eine Weite des Stoffgebiets, wie sie bis dahin kein Künstler des Nordens gegeben hatte.

Und welchen Reichtum der Stimmung umfaßt dieses Werk! Der erschütternde Ernst der Passion und die heitere Anmut der Marien, die Phantastik apokalyptischer Gesichte und die sichere Gegenwart bedeutender Männer. In seinem Bereich findet der Überschwang der Jugend Nahrung ebenso wie das nachdenkliche Alter, der Verstand des Mannes ebenso wie das Gefühl der Frau.

Dem für künstlerische Form Empfänglichen aber ist nicht weniger erstaunlich ein Drittes: Unter den vielen hundert Dürerschen Arbeiten hat kaum eine den Charakter des Beiläufigen. Aus jeder Studie spricht ehrfürchtige Hingabe, ein Trachten nach letzter Sauberkeit und Endgültigkeit der Gestaltung. Jeder Linienzug offenbart den Einsatz der vollen Kraft, das unablässige Bemühen, dem jeweiligen Problem bis auf den Grund zu gehen.

Mit deutscher Gründlichkeit, Menzelschem Fleiß und einer Selbstkritik, die — wie ein Zeitgenosse meint — oft bis zur Ungerechtigkeit ging, hat Dürer Schritt für Schritt sich seinen Weg erobert. Die Gaben, die ihm Gott verliehen hatte, wurden ihm zur Aufgabe. Um ihre Lösung hat er gerungen mit dem strengen Ernst christlicher Gläubigkeit, in deren frommer Zucht er aufgewachsen war, zugleich mit dem Ernst des der eigenen Verantwortung bewußten Menschen, der mit Humanismus und Reformation im neuen Jahrhundert sich bildete. Nicht zuletzt rührt das Dringliche seines künstlerischen Ausdrucks daher, daß Dürer im Tiefsten bewegt war von den religiösen Nöten der Zeit — die Klage im niederländischen Tagebuch über Luthers vermeintliche Gefangennahme und die Inschriften auf den Münchener Apostelbildern geben ergreifende Kunde hiervon.

Das Ethos der Dürerschen Persönlichkeit verleiht seinen künstlerischen Werken Gewalt. Ihm verdanken sie ihre erzieherische Kraft. So wird Dürer für den, der seine Schöpfungen zu verstehen vermag, ein Erzieher zur Qualität jeglicher Arbeit. Wenn Deutschland in diesem Jahre die 400. Wiederkehr seines Todestages zum Anlaß nimmt, ihn öffentlich zu feiern, so wird das für viele — wie das bei „Jubiläen" zu sein pflegt — nur eine vorübergehende Angelegenheit sein. Wessen Auge sich aber einmal dem Meisterlichen dieser Kunst und der großen Gesinnung ihres Schöpfers wirklich geöffnet hat, der kommt nicht wieder von ihm los.



Anbetung der heiligen Dreifaltigkeit. (An der Schrifttafel rechts unten hat sich Dürer selbst dargestellt.) Gemälde (1511) im Kunsthistorischen Museum in Wien. (Phot. Kunstverlag Wolfrum, Wien.)



Britisches Museum, London.



Louvre. Paris.

KOLORIERTE FEDERZEICHNUNGEN ALBRECHT DÜRERS

LINKS: MARKUS RETTET DURCH DIE HILFE DES HEILIGEN BENEDIKT DEN PLACIDUS — RECHTS: BENEDIKTS WUNDER MIT DER SENSE



DIE HEIMSUCHUNG: BESUCH DER MARIA BEI ELISABETH, DER MUTTER JOHANNIS DES TÄUFERS (MARIENLEBEN)

DIE KREUZTRAGUNG (GROSSE PASSION)





DIE MESSE DES HEILIGEN GREGOR, 1511

NEBENSTEHEND:
DIE BERUFUNG DES JOHANNES (APOKALYPSE)

AUS ALBRECHT DÜRERS HOLZSCHNITTFOLGEN

Dürer und seine Vaterstadt.

VON DR. THEODOR HAMPE

Wenn die Welt in diesem Frühjahr bei der Wiederkehr von Albrecht Dürers vierhundertstem Todestag das Andenken des Meisters feiert, so tut sie es gewiß nicht in erster Linie wegen der nahen Beziehungen, die den Künstler sein Leben lang mit seiner Vaterstadt Nürnberg oder mit dem Heimatboden, der fränkischen Erde, verknüpft haben. Die hohe, durch die Jahrhunderte hindurch nur geringen Schwankungen unterlegene Wertung seiner Kunst wie seiner Persönlichkeit beruht ohne Zweifel mehr und zuallererst auf der Steigerung ins Große, ins Allgemeinmenschliche, die Dürer in unablässigem, heißem Ringen seinem Leben wie seinem Schaffen zu geben verstanden hat.

Aber diese fast beispiellose Entwicklung, die ihn aus der Enge und Gebundenheit des gotischen Mittelalters mit seinen Ängsten und Weltuntergangs-Ideen zu den lichten Ausblicken und der Weltweite der Renaissance führte, würde doch des sicheren Untergrundes entbehrt und die Gefahr der Verflachung in sich getragen haben, wenn sie nicht gleichzeitig und stetig aus der Liebe zur Heimat, aus der Andacht zum Kleinen ihre beste Kraft gewonnen hätte. Es verlohnt sich daher, dem Verhältnis Albrecht Dürers zu seiner Vaterstadt besonders nachzugehen.

Das auf strengem Gerechtigkeitssinn gegründete, Zucht, Ordnung und Schutz verbürgende patrizische Regiment der seit dem 14. Jahrhundert blühenden und mächtigen Reichsstadt wird vielleicht schon für des Künstlers Vater, den Goldschmied Albrecht Dürer, einer der Hauptbeweggründe gewesen sein, sich nach langjähriger Wanderschaft ebenhier, in der betriebsamen Pegnitzstadt, dauernd niederzulassen. Und das durch solch treffliche Organisation verbürgte Gefühl der Sicherheit ist gewiß auch für den Sohn ein gewichtiger Faktor in seiner ganzen Lebensführung und selbst bei den vorteilhaftesten und ehrendsten Anerbieten von auswärts in seiner Entscheidung für Nürnberg geworden und geblieben.

Wir wissen von derlei Versprechungen und Berufungen namentlich aus einer Eingabe Dürers an den reichsstädtischen Rat vom Jahre 1524, in der er bittet, ihm tausend Gulden jährlich mit fünf vom Hundert verzinsen zu wollen, ein Ansuchen, dem der Rat dann auch alsbald willfahrte. Bei dieser Gelegenheit erwähnt Dürer, daß ihn die Signorie von Venedig schon 1505, also auf seiner zweiten Italienreise, dort zu halten gesucht und ihm dafür „alle Jahr zweihundert Dukaten Provision“ in Aussicht gestellt habe. Ebenso hätte ihm zu Beginn der zwanziger Jahre, da er in den Niederlanden gewesen, der Rat der Stadt Antwerpen eine jährliche Besoldung von 300 Philippsgulden geboten, ihm auch ein „wohlerbautes Haus“ zu freier Verfügung stellen wollen und sich dazu, wie übrigens seinerzeit auch die Venezianer, noch bereit erklärt, alles, was er etwa im Auftrage der Stadt machen werde, besonders zu bezahlen. „Dies alles aber habe ich“, heißt es dann weiter, „aus sonderlicher Lieb' und Neigung, so ich zu Euer ehrbaren Weisheit und auch zu dieser ehrbaren Stadt als meinem Vaterland getragen, abgelehnt und lieber erwählt, bei Euer Weisheit in einem ziemlichen Wesen (d. h. in mittleren Verhältnissen) zu leben als an anderen Orten reich und groß gehalten zu werden.“

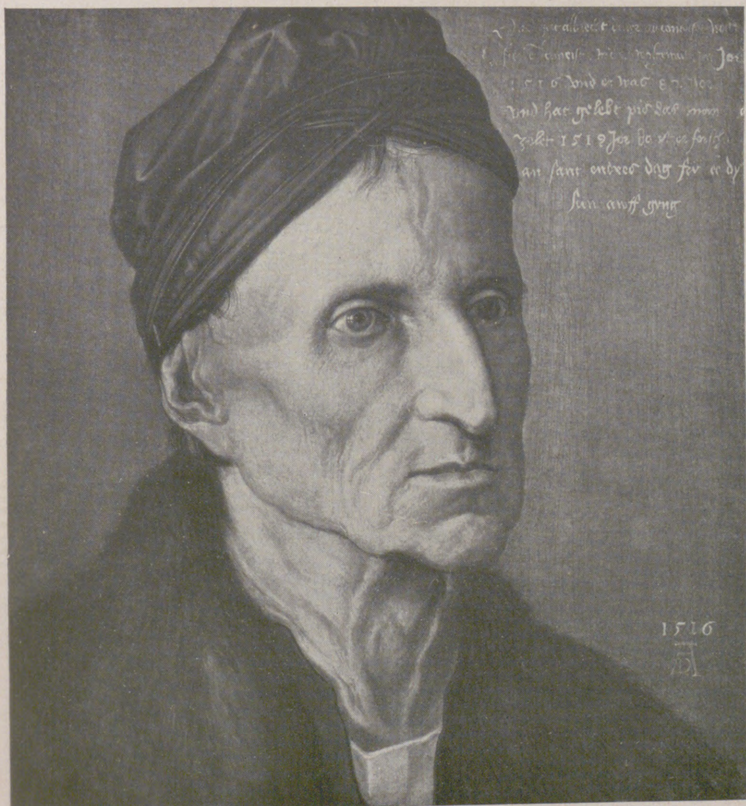
Kein Zweifel also, daß auch die wahre und echte Heimatsliebe, ja, die Hingabe an die ihm von Jugend auf vertraute Natur des Landes zu solchen Entschlüssen ganz wesentlich mitgewirkt haben.



Nürnberg, von der Westseite aus aufgenommen. Aquarell von Albrecht Dürer in der Kunsthalle in Bremen.



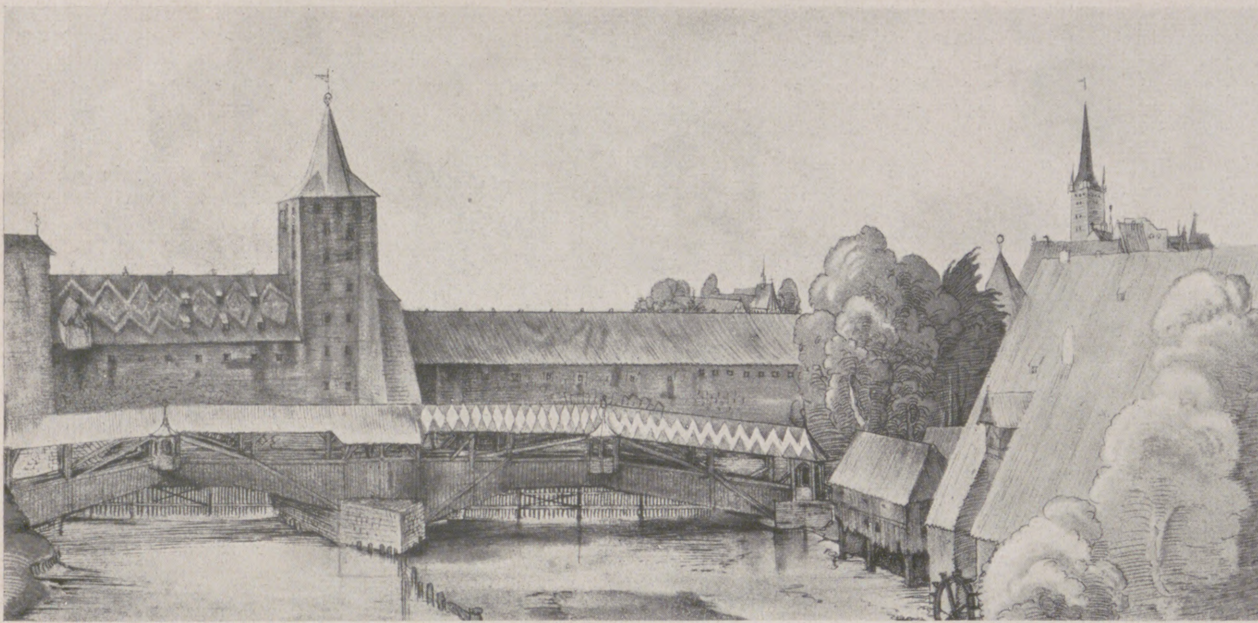
Die Drahtziehmühle. Aquarell von Dürer im Kupferstichkabinett in Berlin.



Michael Wolgemut. Gemälde von Dürer (1516) im Germanischen Museum in Nürnberg. (Phot. Fr. Hanfstaengl, München.)



Albrecht Dürers Vater. Gemälde von Dürer (1490) in den Uffizien in Florenz. (Phot. F. Bruckmann A.-G., München.)



Der Trockensteg über die Pegnitz beim Hallertürlein. Aquarell von Dürer in der Albertina in Wien.

Und für beides bietet ja auch das graphische Werk des Meisters, bieten insbesondere seine uns glücklicherweise zu vielen Hunderten erhaltenen Handzeichnungen die beredtesten Zeugnisse. Ist doch auch heute noch, trotz aller nivellierenden Einflüsse eines immer mehr nach außen lebenden Zeitalters, namentlich der geschichtlich interessierte Nürnberger ein leidenschaftlicher Verehrer seiner von dem Schimmer einer unvergleichlich großen alten Kultur so wundersam umkleideten Vaterstadt und selbst ihrer Umgebung, zumal des Reichswaldes, in dem man — ich darf hier wohl eine mündliche Äußerung des Worpsweder Malers Mackensen zitieren — „wahre Wunder der Schönheit erleben" kann.

Eigentliche Stadtprospekte besitzen wir zwar bedauerlicherweise von Dürer nicht eben viele. Wie manches mag ja auch, da er doch offenbar, wo er ging und stand, seinen Stift walten ließ, von solchen Handzeichnungen verlorengegangen sein oder noch unerkannt in mehr oder weniger entlegenen Sammlungen schlummern! Immerhin vermittelt uns seine Stadtansicht von Westen, eine Aquarellmalerei, jetzt in der Bremer Kunsthalle, einen deutlichen Begriff von dem damaligen Zustand zwischen Spittlertor und Mohrentor und erfaßt die alte Stadtbefestigung mit der sich im Hintergrund auftürmenden Burg an dem noch heute malerischsten, fast märchenhaft wirkenden Punkte. Zum Zuge der Stadtmauer gehört auch der prächtige, poetisch verklärte Lindenbaum auf der Bastei, während man sich bei dem sehr präzis ausgeführten „Trockensteg", der den Ausfluß der Pegnitz an jener Stelle überbrückte, wo sich seit 1824 einer der frühesten deutschen Kettenstege befindet, und ebenso bei der Gegend in der Nähe der „St. Johannis Kirchen" (so lautet die Bezeichnung von Dürers Hand) eher an die „Neue Sachlichkeit" modernsten Datums gemahnt fühlt. Eine unerschöpfliche dichterische Phantasie geht eben überall mit einer verstandesklaren Eindringlichkeit und Beobachtungsgabe Hand in Hand oder durchdringt sich mit ihnen.



Die große Kanone.
Dürersche Eisenradierung (1518) mit dem Dorfe Kirchehrenbach und der dahinterliegenden Ehrenbürg („Walperle").

Etwas weiter von der Stadt führen uns die mit Feder und Tusche ausgeführten Ansichten der Groß- und Kleinweidenmühle, wozu auch wohl die von Dürer „trotzich müll" (d. h. Drahtziehmühle) überschriebene Deckfarbenmalerei im Berliner Kupferstichkabinett zu rechnen ist, sowie das „Weiherhaus", das einen jener einfachen, einst von Wasser umgebenen Herrensitze in Fachwerkbau darstellt, die sich bis auf den heutigen Tag in Nürnbergs Umgebung verschiedentlich erhalten haben. Es erscheint ähnlich wie auf dieser Zeichnung z. B. auch auf des Künstlers bekanntem Kupferstich der „Maria mit der Meerkatze" als Hintergrundstaffage.

Den noch heute fast wildromantisch anmutenden Buntsandstein-Felsformationen am Schmausenbuck, diesem von jeher so beliebten Vergnügungsort der Nürnberger, übrigens der am frühesten bezeugte derartige Erholungspunkt in Deutschland, sind offenbar mehrere Felsstudien entlehnt, wie denn der farbige Stein eine besondere Anziehungskraft auf den Maler ausgeübt zu haben scheint, der Gegend beim Dutzendteich oder einem anderen Weiher im Umkreis des Reichswaldes die groß gesehene, beinahe visionär aufgefaßte und wiedergegebene Landschaftstudie „Morgendämmerung", jetzt im Britischen Museum in London.

Aus dem Gebiete der Reichsstadt, das eben zur Zeit Dürers seine größte Ausdehnung erreichte, seien ferner das Dörfchen Kalchreuth und das ansehnliche Kirchdorf Heroldsberg (Zeichnung in der Léon-Bonnat-Sammlung zu Bayonne) genannt, deren damaliges Aussehen wir aus Dürerschen Arbeiten kennenlernen. Bei dem Heroldsberg wiedergebenden Blatt hat sich sogar feststellen lassen, daß es von einem der noch jetzt daselbst vorhandenen vier freiherrlich von Geuderschen Schlösser aus gezeichnet sein muß, was also auf eine nähere Bekanntschaft des Künstlers mit einem der Angehörigen dieses nürnbergischen Patriziergeschlechts, das von alters her in Heroldsberg dynastische Hoheitsrechte ausübte, schließen läßt.

Aber auch über die reichsstädtischen Grenzen hinaus müssen unseren Meister seine Ausflüge und Malerfahrten vielfältig geführt haben, wofür unter anderm das wohlhäbige Dorf Kirchehrenbach und die sagenumwobene Ehrenbürg, im Volksmunde „Walperle" genannt, im Mittel- und Hintergrunde von Dürers Eisenradierung „Die große Kanone" und die in der Ferne sichtbare Cadolzburg auf der einen Reiterzug wiedergebenden Federzeichnung von 1489 in der Kunsthalle zu Bremen Zeugnis ablegen. Der um die Aufhellung des Topographischen in Dürers Graphik so verdiente, kürzlich verstorbene Erlanger Oberbibliothekar Otto Mitius wollte dieses Blatt in Verbindung bringen mit den beiden vielumstrittenen Schloßhof-Ansichten von Dürers Hand in der Albertina-Sammlung zu Wien, die er gleichfalls auf die Cadolzburg bezog und auf die Anwesenheit Kaiser Maximilians daselbst in den Augusttagen des genannten Jahres. Nach seiner ansprechenden Vermutung hätten wir in dem die Mitte des Bildes einnehmenden älteren Ehepaar zu Pferde Dürers Lehrmeister Michael Wolgemut mit seiner Frau, in dem Paare links des Künstlers Taufpaten, den bedeutenden Nürnberger Buchdrucker Anthoni Koberger nebst Ehewirtin, in dem nur vom Rükken gesehenen jugendlichen Reiter vielleicht den Stiefsohn Wolgemuts, den Maler Wilhelm Pleydenwurff, und in dem Jüngling rechts den Zeichner selbst zu erkennen.

In der Tat weist der angebliche Wolgemut eine gewisse Ähnlichkeit mit dem fast dreißig Jahre später entstandenen berühmten Wolgemut-Bildnis von Dürer im Germanischen Museum zu Nürnberg auf; und wie seinen alten Lehrer, hat der Künstler auch seinen hochmögenden Freund und Gönner, den erfolgreichen Politiker und hervorragenden Gelehrten Willibald Pirckheimer wiederholt porträtiert, dazu Angehörige mancher anderer angesehener Familien der Reichsstadt, der Tucher, Fürleger, Paumgartner, Ölhafen usw. Am berühmtesten sind unter diesen Bildnissen das des Hieronymus Holzschuher und das des Jakob Muffel, beide aus Dürers letzten Lebensjahren.

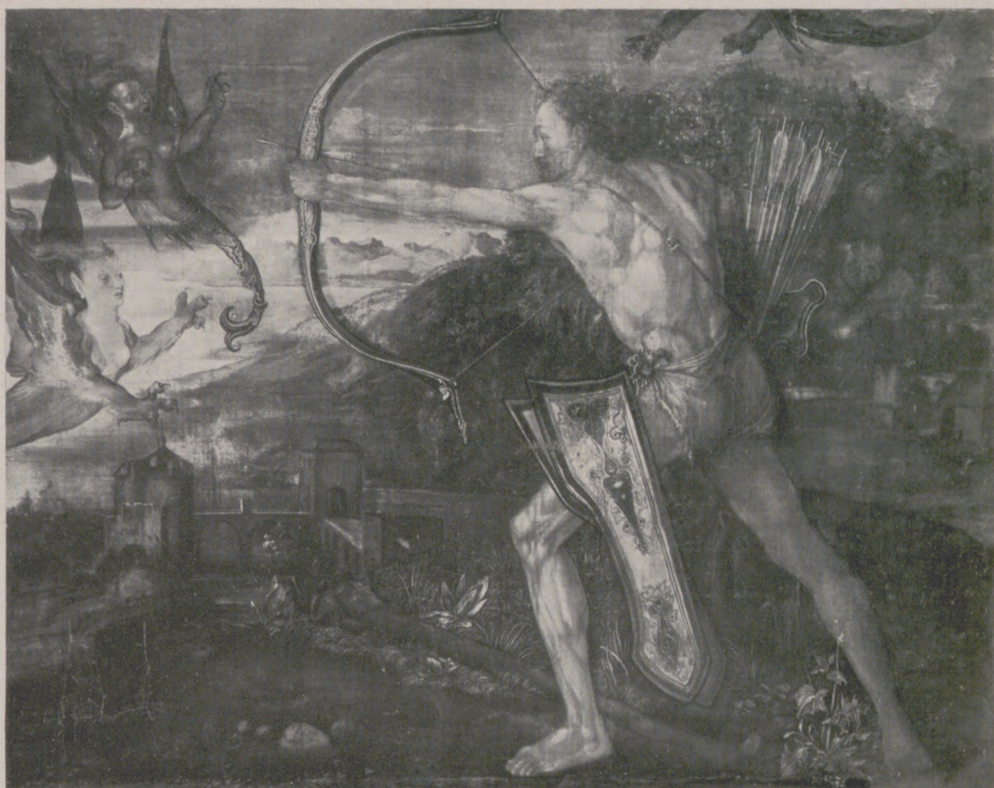
Aber nicht nur den Vornehmen und Reichen, die ihm solche Aufträge zukommen ließen, galt seine hingebungsvolle Arbeit: in zahlreichen Blättern, Kupferstichen, Holzschnitten und Handzeichnungen, hat er, mit Liebenswürdigkeit und Treue, auch das Tun und Treiben der kleinen Leute und ihr Aussehen geschildert. Wie ungemein lebensvoll und lebenswahr wirkt der Kopf



Vor hundert Jahren: Gedenkfeier an Dürers Grab.
Radierung von Ludwig Emil Grimm im Germanischen Museum in Nürnberg. (Phot. Christof Müller, Nürnberg.)



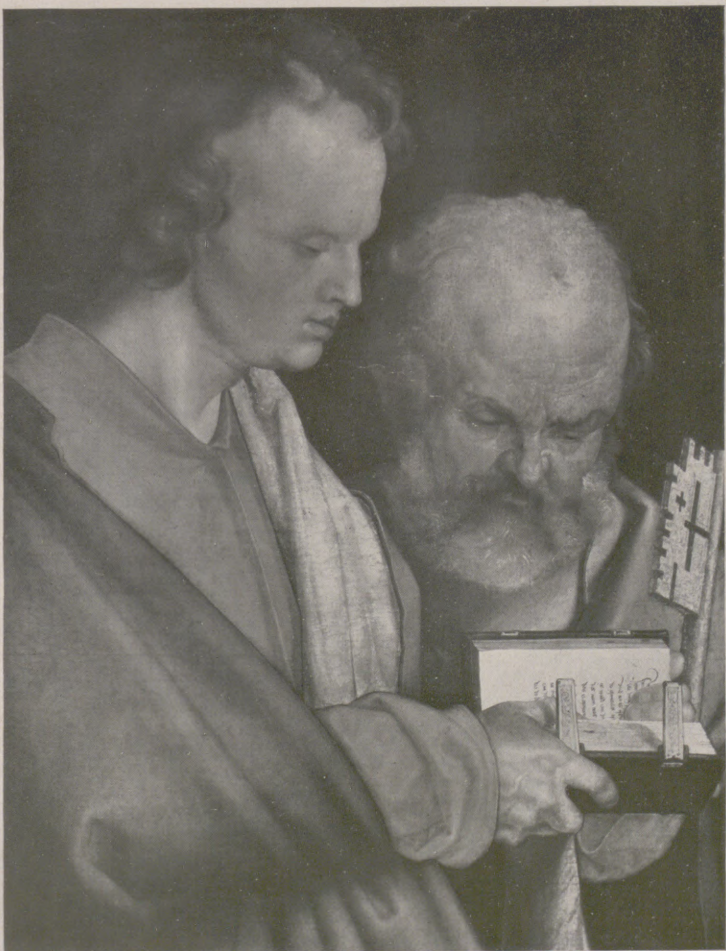
Zwei Musikanten (Trommler und Pfeifer).
Flügel vom Jabachschen Altar (um 1500) im Wallraf-Richartz-Museum in Köln.
(Mit Genehmigung des Kunstgewerbemuseums in Köln.)



Herkules im Kampf mit den Stymphalischen Vögeln.
Gemälde (1500) im Germanischen Museum in Nürnberg. (Phot. Christof Müller, Nürnberg.)



Oswolt Krell. Bildnis aus dem Jahre 1499 in der Alten Pinakothek in München.



Der Evangelist Johannes und Petrus.
Ausschnitt aus dem Gemälde (1526) in der Alten Pinakothek in München.

Nebenstehend:
Der Jesusknabe unter den Schriftgelehrten. Gemälde (1506) in der Galerie Barberini in Rom. (Phot. F. Bruckmann A.-G., München.)



eines Bauern, in Wasser- und Deckfarben gemalt (Britisches Museum), wobei in der Tat, wie Dürer dies auch seinen Schülern vorschreibt, „die allerkleinsten Runzelein und Ertlein (d. h. Pünktchen) nit ausgelassen“ sind! Und seine graphischen Blätter dieser Art: der renommierende Bauer, der Koch mit seinem Weib, die drei Bauern im Gespräch, das tanzende Bauernpaar, der Dudelsackpfeifer, der Fahnenschwenker, der Schulmeister usw., haben ja Weltberühmtheit erlangt.

Selbstverständlich fesselten unsern Meister nicht nur Natur und Menschen an die geliebte Heimat, sondern auch der wohlerworbene eigene Besitz, vor allem das stattliche Wohnhaus an der Zisselgasse (jetzt Albrecht-Dürer-Straße), das er 1509 aus dem Nachlasse des als Mathematiker und Astronom bekannten Bernhard Walther zu dem 1502 vom Vater ererbten Anwesen „unter der Vesten“ (Ecke Schmiedegasse und Burgstraße) hinzuerworben hatte.

Hier, an dem malerischsten der Plätze des alten Nürnbergs, gegenüber dem ebenso stattlichen wie schmucken Tiergärtnertorturm und dem Pilatushause, das der hervorragende Plattner Hans Grünewald bis zu seinem Tode (1503) bewohnt hatte, im Anblick der hochragenden Nürnberger Kaiserburg, sind in den letzten zwei Jahrzehnten seines Lebens die bedeutendsten Werke Albrecht Dürers entstanden. Von hier aus nahmen auch die berühmten, groß und tief aufgefaßten Apostelbilder ihren Ausgang, die der Meister im Oktober 1526 dem Rate seiner Vaterstadt widmete, da er, wie es in dem uns erhaltenen Begleitschreiben heißt, niemand für würdiger erachte, „dieselben zu einer Gedächtnus zu bewahren dann Euer Weisheit“. So möge denn der Rat sein „kleine Schenk gefällig und günstig annehmen, und meine günstig lieben Herren, wie bisher ich allweg gefunden hab, sein und bleiben“. Und in dem Hause beim Tiergärtnertor hat er dann auch in der Karwoche 1528, am Montag nach Palmarum, dem 6. April, seinen letzten Atemzug getan.

Und der reichsstädtische Rat und seine Mitbürger, wie haben sie dem Genius diese Anhänglichkeit und Liebe vergolten? Wenn auch natürlich die regierenden Geschlechter ihrer Würde und ihrer Überlegenheit gegenüber dem „Untertanen“ sich allezeit bewußt geblieben sind, so haben wir doch viele Zeichen und Anhaltspunkte dafür, daß es schon den Mitlebenden und selbst der hohen Obrigkeit aufgedämmert ist, welch einen Nimbus das Erscheinen und Wirken eines solchen Geistes ihrer Stadt verliehen hat. So wird man gewiß auch Dürers Wort, daß er den Rat allewege als seine günstigen, lieben Herren befunden habe, nicht als Höflichkeitsphrase, sondern als aufrichtig und herzlich gemeint auffassen dürfen. Hatte doch der Rat ihm auch die lebensgroßen Bilder Adams und Evas (jetzt im Prado zu Madrid) und einige Jahre darauf die großen repräsentativen Gemälde Kaiser Karls des Großen und Kaiser Sigismunds (jetzt im Germanischen Museum), die lange Jahre mit jenen zusammen die „Regimentsstube“ im Nürnberger Rathaus geschmückt haben, in Auftrag gegeben, und hat doch Dürer außer Willibald Pirckheimer offenbar noch manchem andern der Herren des Rats, wie insbesondere auch dem gelehrten und einflußreichen Ratsschreiber Lazarus Spengler, freundschaftlich nahegestanden.



Dürers Wohn- und Sterbehaus am Tiergärtnertor in Nürnberg.
Radierung von Johann Christoph Gerhard nach einer Handzeichnung von Johann Adam Klein aus dem Jahre 1816.
(Vgl. die folgende Abbildung.) (Phot. Christof Müller, Nürnberg.)

Recht charakteristisch für das Verhältnis des Künstlers zum Rate seiner Vaterstadt ist ein im übrigen ganz belangloses Vorkommnis aus dem letzten Lebensjahre des Meisters (vom Juni 1527). Der Künstler hatte damals, wie wir heute sagen würden: eine ortspolizeiliche Vorschrift unbeachtet gelassen, und es war ihm dafür eine Geldbuße zudiktiert worden. Dürer aber hatte sich gegen solche Bestrafung verwahrt, und es kommt darauf hin im Rat folgender salomonischer Urteilsspruch zustande, der deutlich genug zeigt, wie man dem großen Mitbürger, dem alternden und kränkelnden Manne, nach Möglichkeit entgegenzukommen suchte. Man solle Albrecht Dürer auf seine Reklamation hin sagen, so heißt es in den Ratsprotokollen, man sei ihm mit gutem Willen geneigt, doch im vorliegenden Falle könne man es mit ihm nicht anders halten als mit anderen Bürgern: „aber sobald er die Strafe entrichtet hat, soll man ihm die wiedergeben“.

Die von Dürer in Nürnberg und für Nürnberg geschaffenen hohen Kunstwerke durch die Jahrhunderte festzuhalten, ist freilich der Stadt nur in ganz wenigen Fällen gelungen. Es hängt das wesentlich mit der sich fortgesetzt steigernden Schätzung des von ihm Geschaffenen und mit der Bildung fürstlicher Kunstkammern zusammen, zugleich aber auch mit der politischen Entwicklung, durch welche die einstmals so starke und selbstbewußte Reichsstadt mehr und mehr zur Ohnmacht verdammt wurde.

Aber ein treues, ein ehrfürchtiges Andenken hat Nürnberg seinem großen Sohn allezeit bewahrt. Das zeigte sich z. B. vor hundert Jahren bei der Wiederkehr seines Todestages und ebenso aus Anlaß seines dreihundertjährigen Geburtstages, der allerdings gerade in die Zeit des Krieges mit Frankreich fiel. Von 1828 besitzen wir unter anderm eine sehr stimmungsvolle Radierung von Ludwig Emil Grimm, dem Bruder der „Gebrüder Grimm“, die die Feier an Dürers Grab auf Nürnbergs altberühmtem Johannisfriedhof wiedergibt; und im Anschluß an die festlichen Veranstaltungen dieses Jahres entstanden auch alsbald der Gedanke und der Plan, dem großen Künstler und größeren Menschen ein ehernes Standbild in seiner Vaterstadt zu errichten, das dann, nach einem Modell von Christian Rauch von dem Nürnberger Erzgießer Daniel Burgschmiet gegossen, 1840 enthüllt werden konnte.

Das gegenwärtige Jahr wird zeigen, daß auch das neue Nürnberg seine großen Toten so zu ehren weiß, wie sie es durch ihr Ingenium und ihre Treue um die Vaterstadt verdient haben.



Das Dürerhaus in Nürnberg in seiner jetzigen Gestaltung.
Rechts die alte Stadtmauer mit Wehrgang.
(Phot. Kester & Co., München.)



Das Albrecht-Dürer-Denkmal in Nürnberg.
(Phot. Christof Müller, Nürnberg.)



Dürers Grab auf dem Johannisfriedhof in Nürnberg.
(Phot. Christof Müller, Nürnberg.)



DÜRERS SELBSTBILDNIS AUS DEM JAHRE 1498

(ORIGINAL IM PRADO-MUSEUM IN MADRID)

Dürers Selbstbildnisse.

VON KURT PFISTER

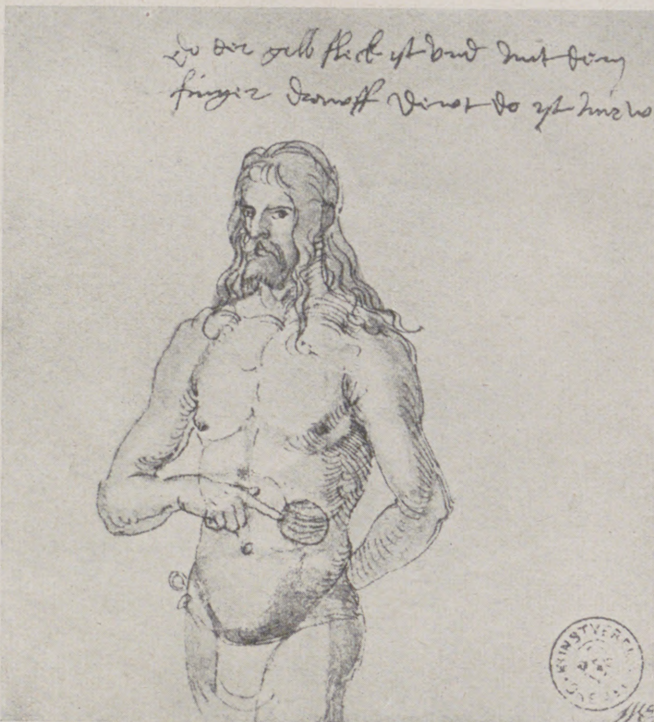


Selbstbildnis aus der Zeit seiner Wanderjahre. Federzeichnung. (Universitätsbibliothek in Erlangen.)

Dürer strebt in seinen Bildnisgestaltungen nicht wie Holbein nach dem objektiv sachlichen Umriß, der den psychischen Inhalt in der physiognomischen Form begreift und in sie übersetzt, er bemüht sich nicht um die individuelle Gestalt, sondern um den geistigen Typus. Dies wird am eindringlichsten durch zahlreiche Selbstbildnisse verdeutlicht, die Wesen und Entwicklung des Menschen und Künstlers eindeutig offenbaren und ein klares Zeugnis von seiner geistigen Gesinnung und menschlichen Art im Wandel der Jahrzehnte ablegen.

Ein glücklicher Zufall bewahrte uns ein erstes Dokument dieses Lebens, eine Silberstiftzeichnung (Albertina), die den (später hinzugefügten) Vermerk trägt: „Dz hab Ich aus ein spigell nach mir selbs kunterfet im jar 1484 do ich noch ein kint was Albrecht Dürer.“ Der dreizehnjährige Goldschmiedelehrling hat mit feinen und ein wenig zaghaften Strichen die Umrisse seines Antlitzes und der Gestalt aufgezeichnet. Ein aufmerksam altkluges Gesichtchen sitzt auf schmaler, gelenkloser Schulter. Die lehrhafte Geste der linken Hand verstärkt den unbeholfenen und etwas unfreien Eindruck dieses kindlichen Selbstporträts, dem die zaghafte Abhängigkeit vom Spiegelbilde deutlich anzumerken ist.

Als er nach sechs oder sieben Jahren, zu Beginn der Wanderschaft, wieder die eigenen Züge zeichnet — das Blatt befindet sich heute in Erlangen — ist er ein anderer geworden. Scharfe, bestimmte Federstriche umreißen ein nachdenkliches, scharf beobachtendes Gesicht, eine klargegliederte, energische Hand; aus grübelnden Augen bricht ein bohrend nachdenklicher Blick, der hinter die Oberfläche der Sichtbarkeit zu dringen scheint. Etwa gleichzeitig ist eine kürzlich in Lemberg entdeckte Zeichnung entstanden.



Dürers flüchtiges Selbstbildnis aus der Zeit seiner letzten Krankheit. Sehr leicht in Wasserfarbe angelegte Federzeichnung. (Kunsthalle in Bremen.)



Dürer-Porträt von 1500. Selbstbildnis in der Alten Pinakothek in München.

Wiederum sechs Jahre später hat sich der Meister gemalt. Das Bild, das sich heute im Prado befindet, trägt die Inschrift: „Das malt ich nach meiner Gestalt. Ich war sex und zwanzig Jor Albrecht Dürer.“ Der in feines goldbesticktes Linnen gekleidete Mann mit schön gewelltem Haar, Kinnbart und modischem Kopfputz sitzt an der Fensterbrüstung, die sich in eine Gebirgslandschaft öffnet. Verschlossen und nachdenklich der Blick, die Haltung aufrecht und von gemessenem Selbstbewußtsein erfüllt.

Im Münchner Selbstbildnis, das sich am meisten mit der populären Vorstellung von Dürers äußerer Erscheinung deckt, ist die nicht auf Wiedergabe der Erscheinung, sondern auf vergeistigende Idealisierung zielende Selbstdarstellung zur feierlichen Frontalität hierarchischer Gebärde, die zumal im starren Blick der leuchtenden Augen an die Christusdarstellungen der Ikone gemahnt, gesteigert. Das später hinzugefügte (oder wenigstens erneuerte) Datum „1500“ wird wohl das Jahr des Entstehens richtig bezeichnen; es erscheint unmöglich, das im Geist gotischer Typik und Abstraktion konzipierte Werk mit den auf der zweiten italienischen Reise entstandenen Bildnisschöpfungen in Zusammenhang zu bringen, die, von sehr viel freierer malerischer Anschauung getragen, in weit stärkerem Maße auf den Ausdruck individueller Porträttreue zielen. Auch die in den Gesichtszügen verkörperte Altersstufe nähert sich dem zwei Jahre zuvor entstandenen Madrider Selbstbildnis.



Dürers Selbstbildnis von 1493. Gemälde im Louvre, Paris. (Phot. F. Bruckmann A.-G., München.)



Als Dreizehnjähriger. Silberstiftzeichnung. (Albertina in Wien.)



Studienblatt mit Selbstporträt (1493). Federzeichnung im Lubomirski-Museum in Lemberg.



DER DRESDNER ALTAR: MARIA MIT DEM KINDE UND DEN HEILIGEN ANTONIUS UND SEBASTIAN

In der Staatlichen Gemäldegalerie in Dresden. (Phot. F. u. C. Brockmanns Nachf. [R. Tamme], Dresden.)



MARTER DER ZEHNTAUSEND CHRISTEN UNTER KÖNIG SAPOR VON PERSIEN

Gemälde (1508) im Kunsthistorischen Museum in Wien. (Phot. Kunstverlag Wolfrum, Wien.)

Dürers Reisen.

VON DR HILDEGARD HEYNE

Und da ich ausgedient hatt — in der Malerwerkstatt des Michael Wolgemut zu Nürnberg — schickt mich mein Vater hinweg, und bliebe vier Jahr außen, bis daß mich mein Vater wieder fodert. Und als ich im 1490 Jahr hinwegzog nach Ostern, darnach kam ich wieder, als man zählt 1494 nach Pfingsten." So erzählt Dürer selbst kurz und bündig in seiner nicht im Original, aber in zwei Abschriften erhaltenen Familienchronik von seiner ersten Reise, die die Wanderschaft des Gesellen war. Leider wissen wir nicht, wo in Deutschland Dürer die ersten zwei Jahre sich lernend und arbeitend aufhielt. Sein Zeitgenosse Christoph Scheurl berichtet, daß Dürer, nachdem er Deutschland durchzogen, 1492 nach Kolmar gekommen sei. Hier war er von den Söhnen Schongauers freundlich aufgenommen worden, den Vater aber, dessen Ruhm ihn eigentlich dorthin gelockt, hatte er nicht mehr gefunden, da dieser Anfang 1491 gestorben war. Eine Nachricht hiervon hatte den wandernden Gesellen nicht erreicht. Ein im Basler Museum vorhandener Holzstock eines hl. Hieronymus trägt auf der Rückseite den Vermerk: „Albrecht dürer von normergk." Dieser Holzstock ist zum erstenmal als Titelbild der zweiten, 1492 in der Offizin von Nicolaus Keßler in Basel gedruckten Ausgabe der Epistolae Sancti Hieronymi abgedruckt worden. Dadurch wird Scheurls Bericht, daß Dürer auch in Basel von Martin Schongauers Bruder Georg, dem Goldschmied, gütig aufgenommen sei, erhärtet. Daß er sich 1494 in Straßburg aufgehalten, bezeugt eine Angabe in einem Verzeichnis des Imhofschen Gemäldebesitzes, die ein Doppelbildnis auf Pergament von 1494 aufführt, das „Dürers alten Meister und dessen Weib in Straßburg" darstellte. Kunstgeschichtliche Forschung aber hat festgestellt, daß der Stil der Basler und Straßburger Buchillustration gerade in diesen Jahren, da Dürer dort weilte, einen neuen, an die vorangehende Nürnberger Buchkunst anschließenden Aufschwung aufweist, der dann wieder erlischt. Es ist wohl sicher anzunehmen, daß der junge Geselle, der schon in der Wolgemutschen Werkstatt in Nürnberg zur Buchillustration für den Holzschnitt mit herangezogen worden war, sich gerade durch Betätigung in diesem Fach in der Fremde Unterhalt suchte. All die teils gesicherten, teils umstrittenen Werke der Basler und Straßburger Buchillustration des jungen Dürer zeigen einen flotten Illustrator. Zeichnungen aus der Zeit und der Holzschnitt einer Kreuzigung Christi, die in dem 1493 von Grüninger in Straßburg herausgegebenen Missale erschien, beweisen einen gewissen Einfluß Schongauerschen Stils und Geistes in der sinnigen, feingliederigen Zeichnungsart. Daneben offenbaren andere Blätter, wie vor allem das Erlanger Selbstbildnis aus den Wanderjahren (im Ausdruck — nicht im Formalen — auch das Pariser gemalte Selbstbildnis), den eigentlichen Künstler, der grüblerisch und nicht zufrieden mit dem Erreichten, stürmisch und kühn im Strich, ungleich in der zeichnerischen Richtigkeit, aber doch immer mit starkem Lebensgefühl die Welt des Sichtbaren zu fassen und ins Unsichtbare vorzudringen bemüht ist, eine Seele, in der eine Kraft schlummert, die — einmal erwacht — Altes niederreißen und neue Werte aufstellen wird.



Junge und alte Zeeländerin. Silberstiftzeichnung aus dem Skizzenbuch der Reise in den Niederlanden.



Trient. Aquarell in der Kunsthalle in Bremen.

Seltsamerweise fällt dies Erwachen zu einem höheren Streben, tieferen Erfassen der Kunst um die Zeit kurz nach der Heirat im Juli 1494 mit Agnes Frei, nachdem Dürer am 18. Mai nach Nürnberg heimgekehrt war. Er fühlte wohl plötzlich die Unzulänglichkeit seines Könnens durch eine Berührung mit italienischen Zeichnungen und Kupferstichen vor allem Andrea Mantegnas, und kurz entschlossen scheint er 1495 nach Oberitalien bzw. Venedig gereist zu sein. Die Gotik war im Absterben. Eine neue Weltanschauung drängte auch in Dürer schon nach neuer Ausdrucksform. Hier schien der Führer gefunden in einer Kunst, die dem aus dem Leben geschöpften Ideal gedient hatte, der Kunst der Antike, die Dürers Humanisten-Freunde ihm gerühmt und nahegebracht hatten, und die nun in den Schöpfungen ihrer Erben, der gegenwärtigen Italiener, neu erstand. Lange ist diese erste Italienfahrt Dürers bestritten worden. Neuerdings nimmt man sie ziemlich allgemein an, besonders gestützt auf die Briefstelle an Pirckheimer vom 7. Februar 1506, in der Dürer von einem Ding redet, das ihm „vor eilf Johren so wol hat gefallen", und das ihm „itz nüt mehr gefällt", also irgendein Kunstwerk, dessen ehemalige Bewunderung er Pirckheimer so lebendig ausgesprochen haben muß, daß dieser nach der Andeutung verstehen kann, worum es sich handelt, und das Dürer nun beim Wiedersehen 1506 enttäuscht.

Ebenso stark scheinen mir aber das Wachstum des Künstlers, das seine Schöpfungen nun dartun, eine solche befreiende Fahrt als reiner Künstler (nicht als Geselle) und eine enge Berührung mit großen anspornenden Idealen und deren Trägern zu beweisen. Ohne eine große lösende Erschütterung ist das phantastisch wirkliche und wild daherbrausende Werk der „Apokalypse" nicht zu denken, ohne die nahe Beziehung zu Mantegna und Donatello der Dresdener Altar mit seiner unerhörten Plastik und Perspektive nicht zu verstehen.

Vom Herbst 1505 bis zu Anfang 1507 ist Dürer dann nachweislich in Venedig gewesen. Zehn erhaltene Briefe an Pirckheimer schildern uns sein allmähliches Einleben, sein Auftauen bis zum Übermut unter der Sonne Italiens, die Teilnahme aller namhaften Kreise und Künstler an seinem Schaffen. Sein farbenleuchtendes, eindringlich charakterisierendes Altarbild für die Kapelle im neuerrichteten Kaufhaus der Deutschen, das die Italiener zur Bewunderung hinreißt, hat deren altes Vorurteil, daß Dürer Stecher, aber nicht Maler sei, überwunden. Diese Rosenkranzmadonna und die Madonna mit dem Zeisig sind Zeugnisse der Durchdringung des venezianischen, spezifisch bellinesken, passiven Madonnenbildes mit deutscher Detailliebe, Charaktervertiefung und dramatischer Aktivität. Die Freundschaft mit dem alten Giovanni Bellini, deren er sich als Ehre rühmt, hat ihm sein feinstes Männerporträt von stiller, eindringlicher Charakteristik bei malerisch weichem Licht- und Schattenspiel (Jüngling in Hampton Court) und ein wundervolles Frauenbildnis in Helldunkel vor blauem Himmel durch das Vorbild Bellinischer Bildnisse eingebracht. Landschaftsaquarelle von moderner kühner Farbigkeit und großzügigem Schwung, wie das hier abgebildete Trient, beweisen, daß Dürer wohl einen starken, ursprünglichen Farbensinn besaß, den nur oftmals die gelehrtenhafte Gewissenhaftigkeit des Zeichners durchkreuzte und lähmte. Heimgekehrt aber, führt die italienische Anregung im Stich (z. B. Kreuzigung 1508) und Holzschnitt (Dreifaltigkeit 1511 u. a. m.) wie im Gemälde (Hellerscher Altar, Dreifaltigkeit, Wien) zu einem neuen Stil: Plastisch repräsentative Figurenkompositionen werden in tektonischem Zusammenschluß, mit Licht- und Schattenmassen als Faktoren der Bildgliederung und Raumillusion (letzteres vor allem in der Graphik) jetzt geschaffen.

Ein zwar hauptsächlich die nackten Tatsachen enthaltendes (nur in zwei Abschriften vorhandenes) Tagebuch, das die Orte, Bekanntschaften und Ausgaben verzeichnet, berichtet über Dürers Reise mit der Gattin Agnes und der Magd Susanne nach den Niederlanden 1520—1521. Es war im wesentlichen eine Geschäftsreise, um seine ihm vom verstorbenen Kaiser Maximilian verliehene Leibrente anläßlich der Krönung Kaiser Karls in Aachen bestätigen zu lassen und Holzschnitte und Kupferstiche zu verkaufen. Über Bamberg, Mainz zu Schiff nach Köln ging es endlich nach Antwerpen, von Dürer Antorff genannt.

Dort besonders gestaltete sich seine Reise zum Triumphzug. Fürstlichkeiten und die vornehme Kaufmannschaft zogen ihn zu sich heran und erwiesen ihm Ehren. Die Maler gaben ihm ein Gastmahl „und hätten alle Ding mit Silbergeschirr und andern köstlichen Gezier und überköstlich Essen . . . Und do ich zu Tisch geführet ward, do stund das Volk auf beeden Seuten, als führet man einen großen Herren. Es waren auch unter ihnen gar trefflich Personen von Namen, die sich all mit tiefen Neigen auf das Allerdemütigste gegen mir erzeugten." Mecheln, Brüssel, Aachen, Zeeland, Gent wo er den berühmten Altar der Brüder van Eyck bewundert, Brügge werden besucht. Hebung des Selbstbewußtseins, Weite des Gesichtsfelds, Schärfe der Beobachtung war die Frucht der Reise. Landschaftsskizzen, vor allem aber Bildnisse, hier und da die zeichnerische Notierung einer Merkwürdigkeit, wie die „Lewen" (Löwen) zu Gent sind der positive Gewinn. Die gesteigerte Kraft der Charakterschilderung beweisen die späten Bildnisse (Gemälde, Stiche und Holzschnitte). Sie gipfelt letzten Endes in den vier Aposteln. Einfluß konnte die niederländische Kunst auf den gereiften Meister nicht gewinnen. Ihrem manierierten äußerlichen Italianisieren war er weit überlegen. Nur ein Bildmotiv, das symbolische Genrestück in Halbfigur des hl. Hieronymus mit dem Totenkopf, wurde von ähnlichen Werken des Quinten Massys angeregt und fand höchstes Gefallen bei den Niederländern. Wie 1506 in Venedig, so wurde jetzt in den Niederlanden Dürers graphisches Werk der Verbreiter seines Ruhmes und Träger geistiger und künstlerischer Wirkung auf die fremde Nation, was im Rahmen dieses Aufsatzes nicht dargetan werden kann. Wenn das Fieber, das Dürer in Zeeland zuerst und dann nochmals in Antwerpen überfiel, wirklich den Keim der Krankheit legte, an der Dürer sieben Jahre später starb, so wurden die Antwerpener Glückstage teuer bezahlt.





DAS CHRISTKIND IN HALB LIEGENDER STELLUNG MIT BLUMENBESETZTEM REIF. GETUSCHTE UND WEISS GEHÖHTE PINSELZEICHNUNG. (NATIONALBIBLIOTHEK, PARIS.)

LINKS OBEN:

KOPF EINES KINDES MIT LANGEM, SCHLICHT HERABFALLENDEM HAAR. WEISS GEHÖHTE PINSELZEICHNUNG AUF BLAUEM VENEZIANISCHEN PAPIER. (LOUVRE, PARIS.)

LINKS NEBENSTEHEND:

KOPF EINES KINDES MIT KURZEM KRAUSHAAR. PINSELZEICHNUNG WIE ABBILDUNG LINKS OBEN. (LOUVRE, PARIS.)





KNABENKOPF-STUDIE. SILBERSTIFTZEICHNUNG MIT WEISS GEHÖHT, 1506. (BRITISCHES MUSEUM, LONDON.)

LINKS NEBENSTEHEND:

KINDESKOPF, IN DREIVIERTELWENDUNG NACH LINKS GEDREHT, WÄHREND DIE AUGEN AUF DEN BESCHAUER GERICHTET SIND. ZEICHNUNG IN SCHWARZER KREIDE, WEISS GEHÖHT AUF ROT GRUNDIERTEM PAPIER, 1519. (BRITISCHES MUSEUM, LONDON.)

RECHTS NEBENSTEHEND:

KINDESKOPF MIT LOCKIGEM HAAR. PINSELZEICHNUNG WIE ABBILDUNG LINKS OBEN. (LOUVRE, PARIS.)





DÜRERSCHE HANDZEICHNUNGEN



DER HEILIGE EUSTACHIUS

(KUPFERSTICH UM 1500)

Dürers Frauengestalten.

VON
DR. GEORG JACOB WOLF



Dürers Mutter (1514). Zeichnung im Kupferstichkabinett in Berlin.



Weiblicher Akt.
Zeichnung aus dem Jahre 1506.



Dürers Frau (1521). Zeichnung im Kupferstichkabinett in Berlin.

Es ist eine aus der deutschen Romantik überkommene liebenswürdige Vorstellung, die sich der deutsche Bürger von Albrecht Dürer macht. Feiertägig und rüstig, ehrenfest und patriziermäßig, ein Gemisch von Handwerksmeisterschaft, Künstlertum und Ratsherrengravität in seinem Wesen vereinigend — so steht Albrecht Dürer vor der Nachwelt; so hat etwa Wackenroder sein Ehrengedächtnis aufgerichtet, und so geistert der Meister von Nürnberg durch die Unzahl von Anekdoten, die über ihn in Umlauf gesetzt wurden.

Der Maler, in dem stattlichen Haus am Tiergärtnertor schaffend und werkelnd, jetzt mit seinen berühmten feinen Pinseln ein Porträt bis in das subtilste Detail mit den Finessen eines Kalligraphen austüftelnd, jetzt über die Kupferplatte oder den Holzstock gebückt, immer eifrig, immer schaffend, immer voranstrebend — dieser Dürer ist beinahe das Gegenstück geworden zu seinem Landsmann und Zeitgenossen, dem biederen Meister Hans Sachs, der auch tatsächlich ein richtiger Handwerker und ein richtiger Spießer war und die Kunst nur wie ein Feiertagswams antat.

Ganz anders Dürer. Die Vorstellung, die man sich im allgemeinen von ihm macht, ist falsch. Wäre er der pedantische Philister, der fleißig-stetige, kleinkrämerische und mit sich selbst zufriedene Mann gewesen, wie ihn seine kleinbürgerliche Umwelt am Tiergärtnertor vermuten läßt, dann hätte er nie die vier Apostel, nie das Rosenkranz- und das Allerheiligen-Bild malen, nie die Apokalypse - Holzschnitte und die großen Stiche „Hieronymus im Gehäuse“, „Ritter, Tod und Teufel“ und „Melancholie“ schaffen können. Nein, Dürer war ein freier, kühner, großer Geist, einer, der sich das Recht zuerkannte, die Grenzen bürgerlichen Brauches und landesüblicher Ehrpusseligkeit zu sprengen und, wenn es ihm behagte, nach seinem Recht zu leben. Den Albrecht Dürer, der uns zuweilen in seiner Weltanschauung an einen „Bohemien“, wie wir heute sagen würden, erinnert, lernen wir besonders in den Briefen kennen, die er Willibald Pirckheimer, dem gelehrten, hochangesehenen, aber trotzdem in moralischen Dingen sehr frei denkenden Freund und Gönner, aus Venedig schrieb. Diese Briefe werfen auch ein paar kennzeichnende Schlaglichter auf Dürers Ehe, damit auf sein Verhältnis zu den Frauen überhaupt und so auch auf die Basis seiner Gestaltungen von Frauen durch das Mittel seiner Kunst.

Nach harter Jugend war Dürer auf die Reise gegangen, und als er, dreiundzwanzig Jahre alt, Pfingsten 1494 nach Nürnberg heimkehrt, heiratet er gehorsam das Mädchen, das nach der üblichen Weise der Vater für ihn ausgewählt hatte. Agnes Frei hieß sie, und „die Väter waren übereingekommen“. Zweihundert Gulden brachte sie mit in die Ehe. Das war nicht zuviel und nicht zuwenig; es entsprach dem, was nach Nürnberger Begriffen einem noch nicht bewährten jungen Meister zustand. Die Ehe scheint schlecht und recht verlaufen zu sein; wenn auch nicht unglücklich, so doch lustlos, ohne Anregung und, nach der Anschauung der Zeit, „ohne Segen“, da Dürer ohne Nachkommenschaft blieb; um so auffälliger, als Dürer selbst einer überaus kinderreichen Familie entstammt. Ob Frau Agnes Dürer wirklich eine Xantippe gewesen ist, wie man oft behauptete, und worüber die merkwürdigsten Gerüchte umgingen, mag dahingestellt sein. Mit der üblen Nachrede, die sie in dieser Hinsicht ertragen muß, teilt sie das Los vieler Frauen, die Genies zu Männern



Frauenbildnis, vermutlich Anna Thurzo, eine geborene Fuggerin (um 1507). Gemälde im Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin. (Phot. Schwarz, Berlin.)



Bildnis einer jungen Venezianerin (1505). Gemälde im Kunsthistorischen Museum in Wien. (Phot. Löwy, Wien.)



Eva (1507). Gemälde im Prado-Museum in Madrid. (Phot. Braun, Clement & Co., Dornach.)



Elsbeth Tucher (1499).
Gemälde in der Gemäldegalerie in Kassel.
(Phot. Franz Hanfstaengl, München.)



Bildnis eines Mädchens (1507). Gemälde im Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin. (Phot. Schwarz, Berlin.)



Der Selbstmord der Lukretia (1518). Gemälde in der Alten Pinakothek in München. (Phot. Franz Hanfstaengl, München.)





Links: Bildnis eines jungen Mädchens (die Fürlegerin mit offenem Haar [1497]). Gemälde im Städelschen Kunstinstitut in Frankfurt a. M. (Phot. F. Bruckmann A.-G., München.)
Rechts: Betende Maria (1518). Gemälde im Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin. (Phot. Schwarz, Berlin.)



DAS ROSENKRANZFEST

Im Kunsthistorischen Museum in Wien. Alte Kopie des um 1506 entstandenen Gemäldes in dem Prager Stift Strahow. (Phot. Kunstverlag Wolfrum, Wien.)



DIE ANBETUNG DER KÖNIGE

Gemälde (1504) in den Uffizien in Florenz. (Phot. Ed. Brogi, Florenz.)



MADONNA MIT DEM ZEISIG (1506)

(ORIGINAL IM KAISER-FRIEDRICH-MUSEUM IN BERLIN)



Das Meerwunder. Kupferstich um 1500.

nisse, die er geschaffen, viel geringer als die der Männerbildnisse. Nun trat ja allerdings die Frau damals nicht in gleicher Weise im öffentlichen Leben hervor wie der Mann, trotzdem aber war jener mittelalterliche Bann, der die Frau in ihre Kemenate zwang, gebrochen. Auch für sie galt das durch Renaissance und Humanismus bewirkte „Erwachen der Persönlichkeit" — man muß nur einen Brief lesen, wie ihn die Äbtissin von St. Clara in Nürnberg, Caritas Pirckheimer, des Willibald Schwester, in scherzend freier Weise im Jahre 1518 an Dürer nach Augsburg schrieb. Da ist vom Jahre 1497 die sogenannte „Fürlegerin", eine Angehörige der Nürnberger Bürgerfamilie der Fürleger, eine sanfte Schönheit mit lang herabfließendem Haar, die Dürer mit gefalteten Händen gemalt, so daß man wohl das Bild, das sich in seiner Originalfassung in Frankfurt, in einer fast gleichzeitigen Kopie in Augsburg befindet, einfach als „Betendes Mädchen" bezeichnete. Es folgen die beiden Tucherinnen, Elsbeth und Felizitas, echte Nürnberger Patriziergesichter, und dann noch zwei gemalte Porträte, die beide in den zweiten, von 1505—1506 fallenden venezianischen Aufenthalt gehören: nämlich das Bild der Fuggerin, von dem schon die Rede war, und ein neuerdings erst Dürer zugeschriebenes Bildnis einer Venezianerin (Wien), aus dem Schalkheit und Anmut sprechen, ein Meisterwerk der Psychologie, vielleicht auch das Denkmal einer starken, herzlichen Neigung.



Kopf-Studie zur Barbara-Zeichnung, 1521.

Nemesis, auch „Das große Glück" genannt. Kupferstich um 1500.

hatten. Dürer hat es ihr wahrlich nicht leicht gemacht. Sie war nicht „sein Typ", darum ging er eigene Wege. Er hat viele Frauen gekannt und geliebt. Auch darüber gibt es Anekdoten, die oft bis zu Tiefen erotischer Banalität herabsteigen, in die wir ihnen nicht folgen wollen. Pirckheimer scheint auf den Schleichpfaden der Liebe Dürers treuer Gefährte, wohl gar sein Wegweiser gewesen zu sein. Er hat Frau Agnes ganz gewiß nicht leiden mögen, und darum hat auch gerade ihm gegenüber Dürer jene „gemütvolle" Äußerung aus Venedig tun können: die Dürerin hatte längere Zeit nichts von sich hören lassen, und da schrieb ihr Gatte an Pirckheimer: „Ich mein', ich hab's verloren." Sonderlich getroffen hätte ihn der Schlag wohl nicht. Aber schließlich ist es doch anders gekommen. Nicht nur, daß Frau Agnes ihren großen Eheherrn um ein erkleckliches überlebte, scheint die Ehe späterhin in harmonischeren Bahnen verlaufen zu sein. Dürer nahm, als er 1521 seine Reise in die Niederlande unternahm, seine „Hausfrau" mit und konterfeite sie in sein Skizzenbuch. Erstaunlich innig klingt die Inschrift: „Das hat albrecht Dürer nach seiner hausfrauen conterfet zu antorff in der niederlendischen kleidung im Jor 1521 Do sy aneinander zu der e gehabt hatten XXVII Jor." Eine brave, ein bißchen verbitterte, ein wenig versorgte, hausbackene Frau ist dies. Er hatte sie nicht mehr gezeichnet seit den ersten Jahren ihrer Ehe, wo er „mein agnes" einmal mit ein paar Strichen, als sie eben eingeschlafen war, auf dem Papier festgehalten hatte. Früher war man gern geneigt, das Bildnis einer jungen Frau, wohl in Venedig entstanden, das heute dem Kaiser-Wilhelm-Museum in Berlin gehört, als Bildnis von Dürers Gattin anzusehen, hauptsächlich, weil sie auf dem Miederband die Buchstaben A. D. trägt. Aber man ist davon abgekommen und erblickt in der Dargestellten heute Anna Thurzo, eine geborene Fuggerin aus dem großen Augsburger Haus. Dürers Hausfrau spielt in der Kunst ihres Gatten überhaupt keine Rolle.

Dagegen mag ihn seine Mutter, die er innig liebte und verehrte, die er auch nach dem Tode des Vaters in sein Haus nahm, wohl zu einem seiner stärksten Kunstwerke angeregt haben. Es gibt eine ergreifende Kohlezeichnung Dürers, seine Mutter kurz vor ihrem Tode darstellend. Aus der einstigen „hübschen geraden Jungfer" war infolge schweren Lebens, harter Not und vieler Geburten eine bis zur Häßlichkeit entstellte, früh gealterte Frau geworden. Ihren Tod hat Dürer in seinen Aufzeichnungen geschildert: „Sie ist auch härt gestorben, und ich merkte, daß sie etwas Grausames sah." Dieser schreckhafte Todesblick ist schon ahnungsweise in der Porträtzeichnung nach der Mutter, die einige Wochen vor ihrem Heimgang entstand. Und der gleiche Blick, die gleiche, sonst bei Dürer nicht mehr vorkommende Richtung der Augen eignet der „Melancholie", die eine kurze Weile nach dem Verlust der geliebten Mutter entstand . . . — Blickt man sonst umher in Dürers Werken, so ist die Zahl der Frauenbild-



Madonna mit der Nelke (1516). Gemälde in der Staatsgalerie zu Augsburg. (Phot. M. Lang [Höfles Nachf.], Augsburg.)

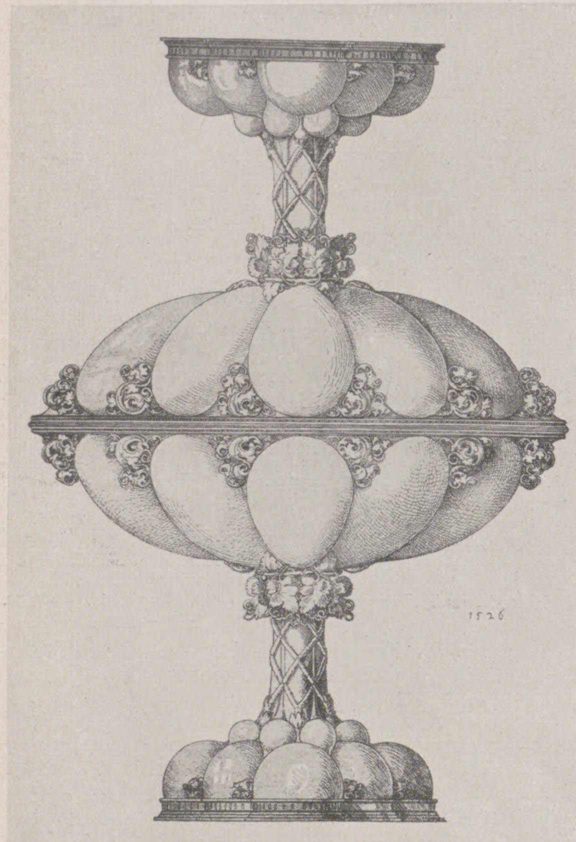
Damit bricht die Reihe der Dürerschen Frauenbildnisse ab, wenigstens soweit es sich um Gemälde handelt, denn gezeichnete Bildnisse treten noch oft auf, besonders in den Zeichenbüchern der holländischen Reise. Wohl aber kommt die Frau in anderem Zusammenhang in Dürers Werk häufig vor, besonders natürlich als Heilige und als Madonna, für die Dürer einen holdseligen, jungfräulich-mütterlichen, verklärten und doch auch wieder tapfer an Erde und Menschenschicksal gebundenen Ausdruck fand.

Außer seinen Heiligendarstellungen hat Dürer aber auch das Weib in mythologischen und allegorischen Darstellungen zum Bild gestaltet, und hier begibt es sich, daß er in weit höherem Maß und in viel ausgiebigerer Weise als seine Vorgänger den Akt verwendet. Dürer ist darin ein moderner Mensch, nicht der biedere Tüftler vom Alt-Nürnberger Handwerkerschlag. Er bildet sich nicht irgendeine idealistische Vorstellung vom nackten Weib, sondern er studiert es. Wir kennen Aktzeichnungen von ihm, die zweifellos nach dem Modell entstanden. Und kennen auch seinen Ausspruch: „Nimm für dich lebendig Menschen, so schön du gehaben magst, und derselben viel, so magst du destomehr guts Dings zusammenklauben." Freilich hat er seinen Schönheitskanon für den weiblichen Körper nicht allein aus der Anschauung, sondern auch aus der Vorstellung. Wir wissen, wie er sich in die Lehre von der Proportion des menschlichen Körpers vertiefte, wie er aufbaute und konstruierte und dies, je älter und reifer er wurde, mit desto größerem Eifer, also daß seine 1518 entstandene „Lukretia", eine etwas temperamentlose Selbstmörderin, viel ausgerechneter erscheint als die Prado-Eva von 1507 und selbst als die radierte „Nemesis" oder „Das große Glück", das indessen alles andere ist als ein idealer Frauenkörper ist. Und doch war Dürers ganzes Streben bei seinen Frauenakten auf die Erzielung höchstmöglicher Schönheit gerichtet, gemäß seinem eigenen Bekenntnis: „Das wird Gott ein Lob und dir große Ehr und deinem Nächsten großer Nutz sein, so du die rechte, bewiesene Schönheit an den Tag bringst."

Dürer und das Goldschmiedegewerbe.

VON OTTO MÜLLER

Albrecht Dürer war, wie sein Bruder Andreas, vom Vater für das nun schon in der Familie erblich gewordene Goldschmiedehandwerk bestimmt und trat mit dreizehn Jahren in die väterliche Lehre, die auf seine spätere künstlerische Laufbahn von größtem Einfluß werden sollte. In erster Linie verdanken wir dieser Ausbildung den später berühmten Kupferstecher, weiter aber auch den Vertreter eines Kunsthandwerks, der mit unübertrefflichen Kompositionen jeder Art das Kunsthandwerk damaliger Zeit befruchtend anregte. Auf Gemälden, Kupferstichen und Holzschnitten kommt immer wieder der ehemalige Goldschmied zum Durchbruch. Nur er konnte mit solcher Liebe, Sorgfalt und Durcharbeitung die sieben Leuchter in der „Offenbarung Johannis" hinstellen, die Kronen der Himmelskönigin Maria bis ins kleinste durcharbeiten und den herrlichen Pokal der weiblichen Gestalt „Das große Glück" in die Hand geben. Kronleuchter und Schmuck für Frauen fielen ebenso in sein Arbeitsgebiet wie alle die Einzelentwürfe, die ihre Ausführung von den bedeutendsten Goldschmieden Nürnbergs und des Auslandes fanden. Leider geben heute nur noch wenige Goldschmiedevorlagen Zeugnis von seiner Tätigkeit auf diesem Gebiete. Trotzdem steht gerade auch hier sein Name neben Peter Vischer an erster Stelle, nämlich in der Geschichte der deutschen Renaissancemedaille. Ihre Herstellung lag in Nürnberg in den Händen seines hochentwickelten Goldschmiedehandwerks. Im Gesamtwerk Dürers sind diese Werke der Kleinkunst von geringer Bedeutung, und doch verdanken wir ihr zwei Kapitalstücke deutscher Prägekunst. Entwürfe von eigenartiger Kraft begegnen uns in dem großen Doppelpokal und mehreren Tafelaufsätzen. Aus ihnen allen spricht unmittelbar der Goldschmied zu uns. Wie oft sich der Meister den Aufgaben widmete, die ihm das Goldschmiedehandwerk stellte, geht aus seinen eigenen Aufzeichnungen hervor. In dem in Dresden aufbewahrten Skizzenbuch finden sich drei Bilder mit Zeichnungen von Bechern, das wichtigste Stück aber ist unzweifelhaft das kleine Silberrelief, eine Frauengestalt darstellend und vielleicht von seiner eigenen Hand in der Werkstatt des Bruders Andreas gearbeitet. Seine Echtheit ist im Gegensatz zu manchen anderen Reliefs mit Dürers Monogramm auf Grund urkundlicher Nachrichten nicht anzuzweifeln, und es dürfte der herrlichste Besitz unserer Zeit vom Goldschmied Albrecht Dürer sein.



Großer Doppelpokal. (Entwurf 1526.) In der Albertina in Wien.



Vorderseite. Rückseite.
Huldigungsmedaille der Stadt Nürnberg auf Karl V.



Zeichnung zum Silberrelief (1509). Im Besitz der Familie Imhoff in Nürnberg.

Dürers Naturstücke.

VON DR EDUARD GUDENRATH

Es gibt in Dürers Lebenswerk einige Blätter, die für immer eine Überraschung bleiben. Das sind die paar kleinen, so berühmt gewordenen Naturstücke wie der Hase, das Rasenstück oder die Blumenpflanzen. Inhaltlich, motivisch sind diese Blätter die bescheidensten in Dürers Werk. Bescheiden deshalb, weil sie ihre bildhafte Bedeutung nicht durch die Darstellung eines Geschehnisses oder eines seelischen Vorganges gewinnen, weil sie als Formgebilde nicht irgend etwas zu „bedeuten", etwas „auszudrücken" haben. Sie haben für sich nichts als eine selbstverständliche Gegenständlichkeit. Sie wirken allein durch diese gegenständliche Selbstverständlichkeit. Und darin liegt ihre einzigartige Größe. Daß mitten in einem bildnerischen Schaffen, das einen so ungeheuren Erlebnisstoff wie die apokalyptischen Visionen oder die Passion Christi gestaltet, das um ein so idealistisches Formproblem wie das der Renaissanceschönheit ringt — daß mitten darin auf einmal solch einfache und anspruchslose Naturstücke entstehen, das ist das Überraschende. Ein Stückchen Natur, das ist hier alles. Aber eine in der bildlichen Darstellung vollendet wiedergegebene Natur. Man erstaunt vor dieser Vollkommenheit. Gewiß, auf früheren gotischen Tafelbildern findet man bereits gelegentlich den Versuch, eine Pflanze, ein Tier, irgendein Naturding so ganz für sich, stillebenmäßig, ganz „natürlich" zu malen. Meistens sind diese Dinge im Vordergrund eines Bildes, als Eckenfüllung zu entdecken, gewissermaßen als Beigabe, als ein Extrakunststück des Malers. Dürer aber braucht keinen Vorwand, für ihn sind diese Naturstücke an sich genug, um eigens auf einem Blatt zu figurieren, ja, um diesem Blatt den Anspruch auf ein Meisterwerk zu geben. Dürer war sich mit Stolz bewußt, in diesen Blättern etwas schlechthin Unübertreffliches gemacht zu haben. Wie erheben diese anspruchslosen Naturstücke da auf einmal einen höchsten Anspruch, wie verraten diese bescheidenen Bildvorwürfe einen äußersten Ehrgeiz!

Aber diese Blätter wollen noch viel mehr besagen; sie haben die Bedeutung künstlerischer Dokumente. Man weiß, daß Dürers Künstlertum zwei Welten angehörte: der deutschen gotischen und der Welt der italienischen Renaissance. Aber es war doch so, daß der Renaissancegeist in Europa überall erwachte, und überall lernte man, die Welt neu zu sehen. Nie wären solche Naturstücke wie die Dürers ohne dieses neue Sehen entstanden. Daß jedes Ding der Natur darstellungswürdig ist, daß überall darin eine besondere Schönheit verborgen liegt, daß der Mensch so frei und befreit die Herrlichkeit des Natürlichen empfinden lernte, das ist das große allgemeine Renaissanceerlebnis. Doch das innige Naturgefühl, das in dem Grashalm noch das Wunder der Schöpfung erlebt, ist ganz das Erbteil des deutschen Malers Dürer. Wenn etwas die Meinung widerlegt, als hätte die Renaissance nur einen Zwiespalt in Dürers ursprüngliches Schöpfertum getragen, so sind es diese Blätter. Hier, so nahe der Natur und ihrer unmittelbaren Erscheinung liebend hingegeben, bringt er etwas von selbstsicherer künstlerischer Einheit hervor. Und wenn uns diese Naturstücke noch heute so modern anmuten, so ist es, weil Dürer darin weit über seine Zeit hinaus etwas ewig Gültiges gegeben hat.

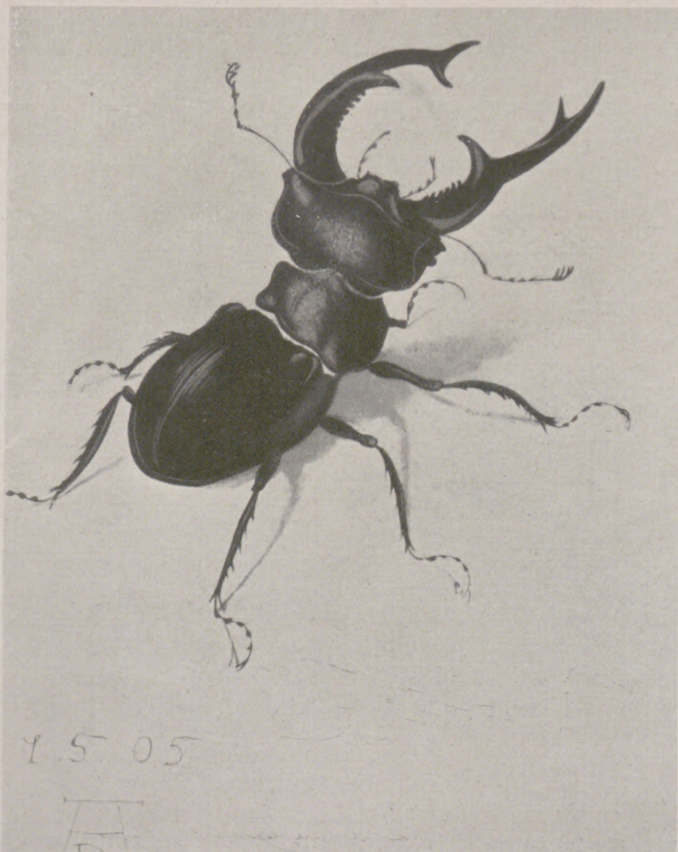


Das große Rasenstück. Aquarell in der Albertina in Wien.









Oben links:

Das Maul eines Rindes. Aquarell.

Oben rechts:

Junger Feldhase. Aquarell in der Albertina in Wien.

Mitte links:

Flügel einer Blaurake. Miniaturmalerei auf Pergament (1512) in der Albertina in Wien.

Unten links:

Hirschkäfer. Deckfarbenmalerei.

Unten rechts:

Kopf eines Rehbocks. Aquarellierte Zeichnung. (Sammlung Léon Bonnat.)



NATURSTUDIEN DÜRERS

Passagiere

ROMAN VON HELLMUTH UNGER

(13. Fortsetzung.)

Mindestens zehn Minuten hat sich die Lage des Schiffes nicht mehr verändert.

„Merkt ihr denn das nicht?“

„Laßt die Matrosen ihre Pflicht tun.“

„Es sind Rettungsboote genug.“

„Alles muß in Ordnung geschehen.“

Für die Schaluppen auf Backbord ist keine Gefahr.

„Wartet nur! Wartet nur!“

„Frauen und Kinder zuerst!“

„Stellt euch in Reihen auf! Der Erste Offizier will zählen. Er teilt euch in Gruppen ein. Kein anderes Boot darf mehr kentern.“

Sie wehren sich. Murren. Gehorchen.

Dicht stehen sie jetzt um den Geistlichen und starren ihm ins fahle Gesicht.

„Gott ruft euch! Seid demütig und glaubt. Wenn er will, wird er uns alle erretten. Er ist mächtig und groß. Er ist der Allmächtige! Betet und glaubt. Wir sind nicht verloren. Wir sind... noch nicht... verloren.“ — — —

Sie sehen auf seine Lippen. Ist es ein Stummer, der spricht?

Nicht... verloren... Beten... Wortfetzen. Vorbei.

Beten? Wie macht man das? Muß man die Hände falten und niederknien? Wie lange hat man nicht mehr die Hände gefaltet!

„Ja, betet!“

„Betet!“

„Es wird das Letzte sein.“

Aus dem Funkhaus stürzt der Beamte, einen schmalen Papierstreifen, mit Morsezeichen bedeckt, in der Faust.

Er will zum Kapitän.

Er hat gute Nachricht und will sie nicht länger geheimhalten.

„Die ‚Queen Anna‘ hat endlich den Hilferuf des ‚Globus‘ gehört. Hat geantwortet. ‚Queen Anna‘ kommt uns zu Hilfe.“

Er rast weiter zur Kommandobrücke.

„‚Queen Anna‘? Ist es eine Heilige, die Rettung bringt? ‚Queen Anna‘ hat uns gehört.“ Einer ruft es dem andern zu.

„‚Queen Anna‘, sagt er?“

„Es gibt Rettung in höchster Not.“

„Ja, betet. Betet!“

„‚Queen Anna‘? Ist das ein Schiff?“

Ja, es ist ein Schiff, ein kleiner, armseliger Frachtdampfer von 4000 Tonnen, der die SOS-Rufe des „Globus“ auffing und antwortet. Etwa zwanzig Seemeilen entfernt, steuert er dem Dampfer entgegen und entgegen dem brausenden Taifun. Er hat selbst Havarie und kann in der nächsten Minute verloren sein. Er macht keine drei Knoten gegen den Sturm.

Zwanzig Seemeilen, zwanzig endlose Seemeilen weit.

Der Geistliche hat die gefalteten Hände erhoben und singt.

„Näher mein Gott zu dir ...“

Wie dünn die Stimmen klingen, die in das Lied einfallen. Frauen weinen. Es ist eine ferne, halbvergessene Erinnerung.

Näher... mein Gott... zu dir...

XXI.

Trotz allen Beruhigungsversuchen ist die Lage der Passagiere verzweifelt. Niemand gibt sich mehr falschen Hoffnungen hin.

Ein Teil der Reisenden und der Mannschaft ist ertrunken oder treibt in den Wellen. Alle Versuche, an der steilen, glatten Schiffswand Halt zu finden, sind vergeblich. Die Motorschaluppe umkreist in einiger Entfernung den „Globus“, ein armseliges Spielzeug des Sturms und der See. Das verunglückte Boot mit etwa zehn Passagieren wird langsam ins Dunkel getrieben und kann jeden Augenblick von neuem kentern. Ohne Steuer und Ruder ist sein Untergang gewiß.

Man hat es nicht mehr so eilig, in die Rettungsboote zu kommen.

Reverend Milton predigt immer noch. Er überschreit mit fanatischen Gebeten seine Todesfurcht, wirft die gespreiteten Hände empor, als schwinge er eine Geißel über hundert Verdammten und müsse vor dem grauenvollen Ende ihre Seelen retten.

Ihr müßt glauben! Ihr müßt beten! Ihr müßt hoffen!

Ja, Beten ist gut, aber Fluchen ist besser.

Oh, wie gotteslästerlich einige doch sind!

Sie schreien und lachen in den Sturm hinein, der noch immer nicht nachlassen will, so sehr ihn der Prediger auch beschwört. Und sie verspotten die Gläubigen, die doch nur aus Verzweiflung bekehrt sind.

Mutter Anna hat ihre Nonnen wie Küchlein um sich gesammelt. Wie geduldig und gehorsam sie sind! Sie huschen und irren auf dem Deck herum, lautlose, schwarze Gestalten, die niemandem im Wege sind und wartend beiseitestehen, während die anderen nur ans eigene Leben und an Rettung denken. Jetzt knien sie unter den Gebeten dicht beieinander, die Köpfe in den Hauben tief zu Boden geneigt, als wollten sie in grenzenloser Sanftmut die Sünden aller auf sich nehmen. Ihre Blicke sind schon in ein anderes Leben gerichtet, das voll Seligkeit ist. Wie es verheißen war.

„Die Frauen in die Boote!“

Mutter Anna richtet sich auf.

Jetzt ist es Zeit. Aber die Schwestern folgen ihr nicht.

Zu den Booten! Wie? Warten nicht hundert andere? Sie werden doch die Letzten sein.

„Kommt!“

„Dreißig Frauen in das vierte Boot!“

Hundert drängen sich heran.

„Nehmt mich mit! Ich will bei meinem Kinde bleiben.“

„Ich will nicht sterben! Ich will nicht sterben!“

„Ist noch Platz?“

„Nein.“

Das vierte Boot gleitet zu Wasser. Unbeschädigt.

„Die nächsten dreißig.“

Mutter Anna bahnt sich ihren Weg. Hilflos und verschüchtert folgen die Nonnen. Bleiben stehen. Sie können es nicht begreifen, daß sie vor anderen gerettet sein sollen.

„Zu spät.“

„Die nächsten!“

„Hier herein!“

„Rasch!“

„Mutter Anna?“

„Gehorcht!“

Das sechste und siebente Boot. Die Flucht vom „Globus“ vollzieht sich jetzt in bewundernswerter Ordnung.

*

Auf der Kommandobrücke neben dem Kapitän, der stumm seine Pfeife raucht, steht ein Mann in schwarzem Mantel und schwarzem steifen Hute. Die Hände in schwarzen Handschuhen.

„Ihr letztes Wort, Kapitän?“

„Sind Sie wahnsinnig, Herr? Ich habe fünfhundert Passagiere zu retten. Fünfhundert Lebende. Und Sie wollen ein Boot für zwei Särge!“

„Jeden Preis, Kapitän.“

„Geld! Was nützt uns jetzt Geld!“

Der Herr in Schwarz zischt vor Erregung.

„Vergessen Sie nicht, daß die beiden Toten auch Ihre Passagiere sind. He?“

„Ich tue meine Pflicht, wenn Sie das verstehen.“

„Ich warte, Kapitän. Ich will warten. Das letzte Boot. Aber helfen Sie mir! Es sind meine Eltern! Ich habe ein Versprechen zu erfüllen.“

„Retten Sie sich selbst!“

Der Kapitän lacht grimmig hinter ihm her. Welch eine Verrücktheit! — — —

Der Mann in Schwarz verschwindet im Eingang zum B-Deck, taumelt durch die Gänge und die schmalen Treppen herab. Muß an den Wänden Halt suchen, denn das seitwärts geneigte Schiff schaukelt hilflos.

Er stolpert. Fällt. Springt wieder auf. Vor den Wirtschaftsräumen trifft er auf einen der Köche.

„Bist du allein?“

„Ja, mein Herr.“

„Willst du Geld verdienen?“

„Jetzt?“

„Komm mit! Und rufe ein paar andere. Wir müssen zwei Särge an Deck schaffen. Ich bezahle euch, was ihr verlangt.“

Der Koch starrt ihn an.

„Särge?“

Der Mann in Schwarz wartet seine Antwort nicht ab. Stolpert weiter in den Maschinenraum.

„He, wollt ihr mir nicht helfen? Es handelt sich nur um zwei Särge. Die sollen an Deck.“ — — —

An der Treppe zum Bootsdeck liegt ein Revolver. Der Zweite Offizier hat ihn verloren, als die Passagiere über ihn hinweg zu den Booten stürzten. In der Hast wurde er in eine Ecke geschleudert, dicht an der untersten Stufe.

Niemand hat ihn beachtet.

Eine Frauenhand tastet danach, hebt ihn auf und versucht die Kammer zu öffnen. Sie versteht nicht, mit einer Waffe umzugehen.

„Mrs. Mahony, um Gottes willen!“

Die Frau im Zigeunerkostüm hat den Browning erhoben. Halb umgewendet, lauscht sie, wer sie denn ruft.

BILDER VOM TAGE







Vom „Sommergewinn", einem alten Thüringer Volksfest, das am 18. März in Eisenach gefeiert wurde: Der Wagen des Winters im Festzug, der sich durch das Nikolaitor über den Karlsplatz bewegt. Links die Nikolaikirche. — Oben rechts: Die Gedächtnisfeier zum 100jährigen Geburtstag des Prinzen Friedrich Karl von Preußen, eines hervorragenden Heerführers im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71, am 20. März in Nikolskoe bei Potsdam: Generalfeldmarschall v. Mackensen bei der Gedächtnisrede. Von links nach rechts: Prinzessin Friedrich Sigismund mit Tochter; daneben Kronprinzessin Cäcilie; (rechts) Prinz Eitel Friedrich und Prinz Oskar von Preußen. — Nebenstehend: Von der Dürer-Ausstellung, in der Akademie der Künste in Berlin, die am 10. März eröffnet wurde: Prof. Max Liebermann beim Verlesen der Gedenkansprache vor dem Radio-Mikrophon.





Einsturzkatastrophe im Lausitzer Kohlenrevier am 21. März: An der Unglücksstätte mit der infolge des heftigen Sturmes eingestürzten Abraumförderbrücke (rechts) auf der Braunkohlengrube Friedländer bei Mückenberg (Prov. Sachsen). — Rechts unten: Kraftwagen auf Schienen, eine Neuerung bei der Deutschen Reichsbahn: Ein für dienstliche Zwecke bestimmtes Gleisauto (8/38 P. S. Mercedes-Benz) beim Aufenthalt auf dem Bahnhof Geislingen während einer Versuchsfahrt auf der Strecke Stuttgart—Ulm am 15. März.

„Was tun Sie?"
Mrs. Mahony hat den Revolver an der Schläfe.
„Peggy, Sie?"
Der Schuß versagt. Vielleicht sind die Patronen verschossen.
„Wie können Sie nur!"
Peggy erschreckt vor dem irrsinnigen Lachen der Frau. Beruhigt sie, löst ihr den Browning aus der zitternden Hand. Hat sie dabei den Abzug berührt? Ein kurzer Knall. Die Kugel schlägt in die Planken.
„Kommen Sie! Kommen Sie jetzt! Wir müssen uns eilen. Mein Gott, wie ich friere!"
Willenlos läßt sich Mrs. Mahony von der kleinen Tänzerin zu den Booten führen. — — —
Herzzerreißend sind die letzten Abschiedsszenen. Frauen umarmen und küssen einander. Männer halten ihre Frauen umschlungen. Kinder wimmern.
Aus dem Tanzsaal schallt jetzt wieder Musik. Welch eine Farce, welch eine Unsinnigkeit! Soll der Yankee Doodle Sicherheit vortäuschen und die Passagiere beruhigen, weil die „Queen Anna" noch immer nicht kommt? Die Kapelle wiederholt ihn endlos, als gäbe es für das Ende kein geeigneteres Lied. Der Kapitän hat es befohlen. Tapfere Musikanten!
Man könnte glauben, es sei immer noch Maskenball, und da unten würde weitergetanzt.
Der Polizeioffizier steht im Wettermantel neben dem Geistlichen und pfeift die Takte mit.
„Kommen Sie, Reverend! Sonst müssen wir über Bord springen."
„Wo ist Mrs. Horld?"
„Habe sie nicht mehr gesehen."
„Mutter! Mutter!"
„Mrs. Horld ist lange von Bord."
„In welchem Boot?"
„Das weiß keiner."
Der kleine Heizer aus Rotterdam kommt atemlos angestürzt. Er hat eine ohnmächtige Frau mit brandrotem Haar in den Armen. Seit dem Unglück hat er sie im ganzen Schiff gesucht. Er, er muß sie retten.
Er hat sie gefunden, besinnungslos. Schleppt sie heran. Hebt sie in ein Boot, das eben zu Wasser geht, springt nach, stürzt zwischen die Bänke nieder. Die Schaluppe pfeilt in die Tiefe.
Noch zwei Boote. Noch eins.
Mr. Williams steht und wartet, von stummem Weinen durchschüttert. Jeden fragt er:
„Wo ist meine Frau?"
„In Sicherheit."
„Habt ihr sie denn gesehen? Habt ihr sie gesehen?"
„Sie war gleich bei den ersten."
„Ist das wahr?"
„Kommen Sie doch!"
„Und Mr. Lebel?"
„Mr. Lebel ist tot."
„Ah."
Mr. Williams' Gesicht verzerrt sich.
„Tot also. Tot."
Er findet neben Peggy noch einen Platz.

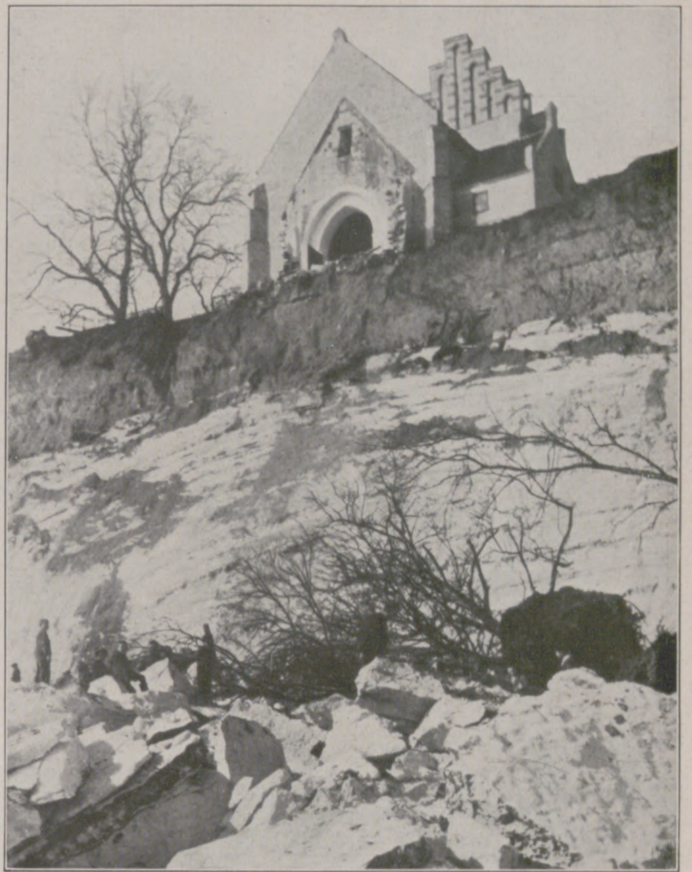
XXII.

Zwölf, dreizehn Schaluppen treiben jetzt auf dem Meer. Wir sind nicht die Letzten gewesen. Es sind immer noch Menschen an Bord, die auf Rettung warten, Passagiere, Beamte, der Kapitän.
Und der Schiffsarzt. Keiner hat wieder an ihn gedacht. Ich habe ihn zuletzt im Lazarett gesehen bei dem Verletzten, den er verband. Über seiner Pflicht hatte er alles vergessen. Er ist verloren, wenn er noch länger da unten bleibt. Er wird ersaufen wie eine Ratte in der Falle.
Wie riesenhoch der Schiffsleib des „Globus" doch aus der Tiefe erscheint! Es ist, als wollte er über uns niederstürzen und die kleinen Kähne zerschmettern.
„Habt ihr Wasser mit?"
„Ein kleines Faß."
„Und Fackeln?"
„Alles in Ordnung, Ingenieur."
„Stoßt ab, daß wir nicht in den Strudel des sinkenden Schiffes geraten. Es ist höchste Gefahr."
Vier Matrosen legen sich in die Riemen. Zwei von den Passagieren helfen ihnen. Wie eine Schutzmauer hat der lange Leib des Schiffes mit seinen erleuchteten Bullaugen den Sturm abgefangen. Jetzt geraten wir mitten in das Brausen hinein. Der Zweite Ingenieur, der am Steuer sitzt, wendet die Schaluppe, daß wir den Wind in den Rücken bekommen. In schneller Fahrt treiben wir aus der Gefahrzone heraus.
„Achtung!"
„Die Ruder hoch!"
Wir überholen ein anderes Boot.
„Habt ihr noch Platz da drüben?"
„Nein."
„Wir sind zu viele. Helft uns!"
„Kommt heran. Wir binden die Boote zusammen. Hört ihr nicht?"
„Wartet!"
Der Versuch mißlingt. Immer wieder treiben Sturzwellen das eine oder andere ab.
„Bleibt in der Nähe!"
„Ja."
„Da schwimmt einer."
Aus einem Rettungsring des „Globus" hebt sich ein Arm. Wir steuern sofort auf den Ertrinkenden zu. Es glückt, den Ring an den Griffen festzuhalten und den völlig Geschwächten über den Bootsrand hereinzuheben. Besinnungslos gleitet er nieder. Seine geöffneten Augen sind glasig und starr. Mr. Williams zieht eine flache Kristallflasche voll Rum aus der Tasche und gießt ihm den Inhalt zwischen die Lippen.
Samariterwerk.
Jetzt erkennt er den in letzter Minute Geretteten. Es ist Mr. Lebel, der Grasaffe.
Peggy hält seinen triefenden Kopf im Schoß und weint.
Ja, wir sind alte gute Bekannte im Boot, Peggy und Mr. Williams, Lebel, Miß Winston, der Geistliche, der Zahlmeister, Mrs. Mahony, das Ehepaar mit der Flaschenpost, der kleine Schiffsjunge Leo aus Zaandam, Mr. Buttenbirk und Mrs. Rieger, vier Matrosen, der Zweite Ingenieur und neun andere Passagiere. Und der kleine Jamaikaaffe, den Leo unter dem Mantel hält. Das Tierchen hockt ruhig und warm und läßt sich liebevoll streicheln.
Was würde die kleine Alida sagen, wenn Leo den Affen nicht heimbrächte! In jedem Brief, den er schrieb, hat er doch nur von Jakob erzählt.
„Nun können wir ja weitertanzen", sagt Mrs. Rieger. „Unsere Kostüme haben wir alle noch an."
Der Reverend findet die Bemerkung frevelhaft und betet lauter. Immerfort betet er mit gefalteten Händen.
Einige lachen über den Gleichmut der weißhaarigen Frau. Es war ein gutes Wort, das ein wenig aufrichtet.
„Das eine weiß ich jedenfalls, im ‚Tokyo' in Havanna saßen wir gemütlicher. Nicht wahr, Mr. Buttenbirk?"
„Ja."
„Und es zog nicht so abscheulich."
Diese lustige Mrs. Rieger! Es ist wenigstens eine, die den Humor nicht verloren hat.
Wieder brandet eine Welle heran und überschüttet die Schaluppe mit Schaum. Da ist wieder der grausige Ernst. Und wir schöpfen das Wasser mit den Händen.
Es ist eine stumme, verzweifelte Arbeit, deren Erfolg die nächste Welle wieder zerstört.
Wie eine Silhouette liegt der Rumpf des „Globus" auf dem Meer. Wird kleiner und kleiner, verwischt sich langsam im Dunkel.
Jetzt ist es, als ob er sich langsam zur Seite neige und das Vorderschiff tiefer sinke. Im nächsten Augenblick wird ein letzter Schrei der Verlorenen zu uns herübergellen.
Das ist das Ende.
Aber alles bleibt still im großen Brausen von Sturm und See.
Der Ingenieur hält Kurs nach Nordost. Von dort muß die „Queen Anna" auftauchen, wenn sie noch Hilfe bringen kann. Hoffentlich kommt sie nicht zu spät, denn es ist aussichtslos, sich noch ein paar Stunden über Wasser zu halten.
Zwanzig Seemeilen, jetzt vielleicht nur noch zehn oder fünf. Wenn es Tag wäre, würde man den Dampfer schon sehen.
Die Ruderer wechseln sich ab. Mr. Lebel ist unfähig und liegt immer noch wie ein Klotz, aber er atmet. Den Geistlichen will man schonen. Die Matrosen denken vielleicht, daß auch Gebete jetzt nicht ganz zwecklos sind. Sie sind niemals Kirchengänger gewesen, nein. Wer zur See fährt, hat wenig Zeit zu Gottesdiensten, und der Kapitän sorgt schon dafür, daß man den Kinderglauben nicht ganz verlernt. Er liest jeden Sonntag ein Kapitel aus der Bibel, vor versammelter Mannschaft. Man steht sich nicht schlecht mit Gott, das darf man wohl sagen, man denkt nur zu wenig an ihn.
Reverend Milton weiß wundervolle und unbegreiflich lange Gebete. Es ist geradezu ein Glück, daß er mit in diesem Boot ist. Der Geistliche aber will helfen wie jeder andere. So rudert er denn. Viel zu hastig und ungeschult, aber er verschafft doch einem Matrosen kurze Zeit zum Verschnaufen. Das ist auch eine Tat.
Stunde um Stunde vergeht. Auf und ab treibt das kleine Boot im Atlantik.
Die Männer geben die letzte Kraft her, um der „Queen Anna" näher zu kommen.
Stunde um Stunde.
Es ist weit nach Mitternacht. Die Passagiere vom elften Boot sind jetzt ganz allein. Sie rufen in das Dunkel hinein und erhalten keine Antwort. Wo sind die anderen geblieben?
Ganz allein. Von der „Queen Anna" ist immer noch nichts zu sehen.
Weiter nur! Weiter! Vielleicht wäre es klüger gewesen, nicht auf den Dampfer zu warten, sondern nach Süden zu rudern. Die Küste Jamaikas ist nicht zu weit. Aber dann hätte man den heimtückischen Sturm von der Seite gehabt.
Bleierne Müdigkeit überfällt uns. Mrs. Rieger ist die erste, die einschläft, an Mr. Buttenbirk gelehnt. Die Matrosen halten sich wach, indem sie laut und gleichmäßig die Tempi zählen. (Schluß folgt.)

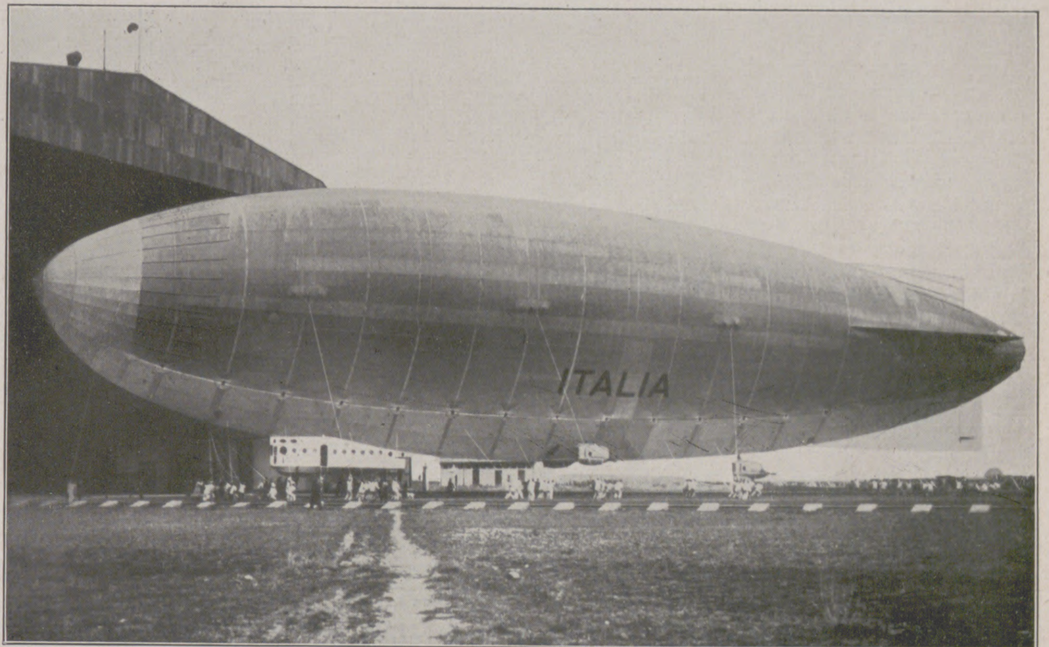


Von der Feier zum 100jährigen Geburtstag Henrik Ibsens am 20. März in Oslo: Der Vertreter der norwegischen Regierung bei der Kranzniederlegung am Grabe des Dichters auf dem Erlöserfriedhof.

Rechts oben: Eine Kirche ins Meer gestürzt: Die verschont gebliebenen Reste der aus dem Jahre 1358 stammenden Kirche von Höjrup auf der Insel Seeland (Dänemark) südlich von Kopenhagen; das ganze Chor, Kanzel, Altar und Teile des Friedhofs stürzten am 16. März infolge eines Erdrutsches von der Steilküste ins Meer hinab. Vorn das Trümmerfeld der abgestürzten Gesteinsmassen.

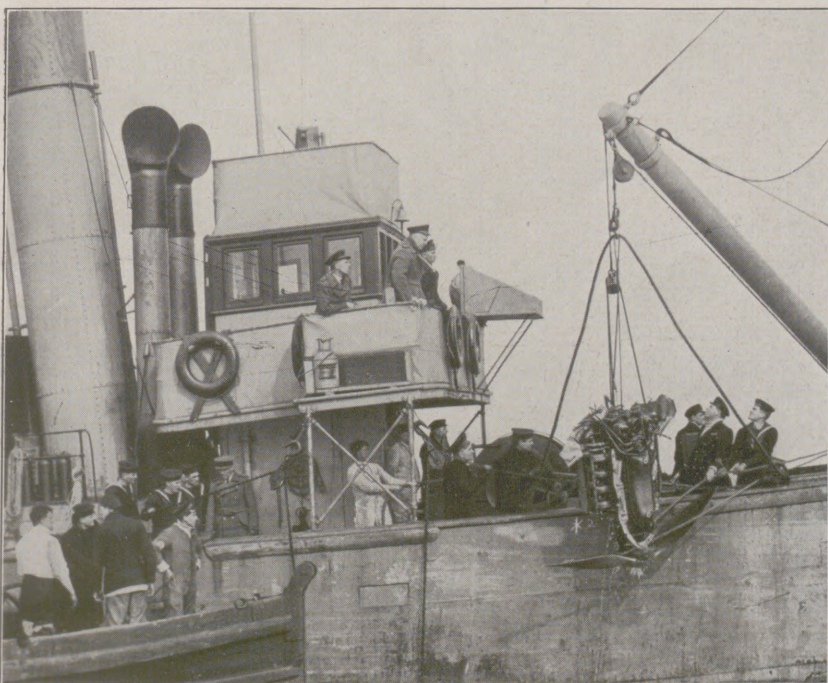






General Nobiles Probefahrt für seinen Nordpolflug: Das Luftschiff „Italia", das für die geplante Nordpolreise Verwendung findet, wird am 19. März aus der Halle in Ciampino bei Rom zum Start herausgebracht. Die Landung erfolgte nach 22stündigem Flug in Mailand.

Links nebenstehend: Der Todessprung vom Eiffelturm: Der Fallschirmspringer Marcel Hayet beim Sprung von der ersten Plattform des Eiffelturms in Paris mit einer neuen Fallschirmkonstruktion. Da sich der Schirm nicht öffnete, stürzte der Springer tödlich ab.



Zum Absturz des englischen Fliegers Kinkead, der bei einem Schnelligkeitsrekord-Versuch tödlich ins Meer stürzte: Bergung der Reste des Flugzeugs.



Ein Autorennen in der Wüste: Die Rennwagen beim Passieren einer Moschee auf ihrer Wettfahrt um den „Großen Preis von Tripolis" in der Libyschen Wüste (Nordafrika).





Eine rollende Lehranstalt für Bodenkultur: Links: Die Ansammlung von Automobilen der Farmer, die aus der Umgebung zur Eisenbahnstation gekommen sind, um den Unterrichtszug zu besuchen. Rechts: Eine Muster-Ausstellung landwirtschaftlicher Produkte in einem Wagen des Schulzuges. — Die Regierung von Australien hat auf den Eisenbahnstrecken Schulzüge eingerichtet, die von Ort zu Ort fahren zur Belehrung der Bevölkerung in den Fragen rationeller Landwirtschaft; ein solcher Zug besteht aus mehreren Lehr- und Ausstellungswagen.

Tagesgeschichte.

Zu Ehren des großen norwegischen Dramatikers **Henrik Ibsen**, dessen Geburtstag sich am 20. März zum hundertsten Male jährte, fanden in **Oslo** große Gedächtnisfeiern statt. Eine Festsitzung in der Akademie der Wissenschaften leitete am 14. März die Erinnerungsveranstaltung ein, und am nächsten Tage wurde eine Ibsen-Ausstellung in der Universitätsbibliothek eröffnet. Das Nationaltheater brachte als Jubiläumsvorstellungen Ibsens bedeutendste Stücke. Den Kern der Feier bildete die Ehrung am Grabe des Dichters auf dem Erlöserfriedhof am 20. März, an der Vertreter der meisten Nationen teilnahmen. Ein Fackelzug, die Huldigung der Jugend, und ein Staatsbankett der Regierung beschlossen das Fest.

In der Akademie der Künste in **Berlin** wurde am 10. März zum Andenken an die 400. Wiederkehr des Todestages Albrecht Dürers eine **Dürer-Ausstellung** feierlich eröffnet, die das gesamte in preußischem Staatsbesitz befindliche Werk des Meisters vereinigt. Prof. Dr. Max Liebermann, der Präsident der Akademie, hielt die Eröffnungsrede; nach ihm sprachen noch Geheimrat Prof. Dr. Wilhelm Waetzoldt, Generaldirektor der Staatlichen Museen, und Prof. Dr. Becker, der preußische Minister für Wissenschaften, Kunst und Volksbildung.

Auf der **Grube Friedländer** bei **Mückenberg** (Kreis Liebenwerda, Prov. Sachsen) im Lausitzer Braunkohlenrevier ereignete sich am 21. März ein schweres **Unglück**, bei dem 10 Arbeiter ums Leben kamen und mehrere verwundet wurden. An einer im Bau befindlichen Abraumförderbrücke stürzte infolge des heftigen Sturmes das Gerüst zusammen; dieses riß die gesamte Eisenkonstruktion mit sich und begrub die am Bau beschäftigten Arbeiter unter den Trümmern.

Das Luftschiff „**Italia**", mit dem General **Nobile** seine **Nordpolreise** ausführen will, unternahm am 19. März einen 22stündigen Probeflug von Rom über Genua, Turin, Mailand nach Verona und zurück nach Mailand. Es ist mit drei Propellern ausgerüstet und hat einen Gasinhalt von 19000 cbm. Am 11. April soll das Luftschiff auf dem Flugplatz Seddin bei Stolp (Pommern) zu etwa 14tägigem Aufenthalt eintreffen; von hier aus wird dann die Nordpolexpedition ihren Ausgang nehmen.



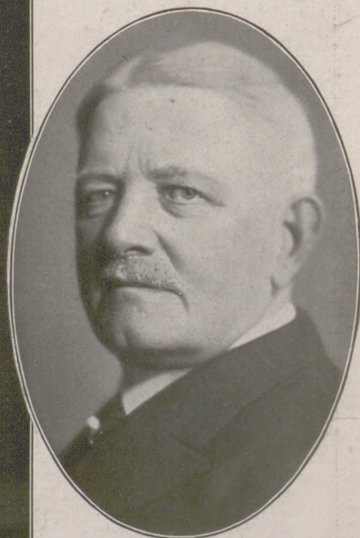
Vom Hallensportfest des Polizeisportvereins im Berliner Sportpalast am 17. März: Die originelle Pyramide, ein Beispiel aus den mannigfachen turnerischen Vorführungen.



Prof. Peter Behrens, bekannter Architekt, bedeutender Vertreter des modernen Industriebaues, ebenfalls einflußreicher Anreger auf dem Gebiete des Kunstgewerbes, kann am 14. April seinen 60. Geburtstag feiern.



Traumwelt auf der Opernbühne: Szenenbild aus der deutschen Uraufführung der Oper „Das Märchen vom Zar Saltan" von dem russischen Komponisten N. Rimskij-Korssakow (1844–1908) am Stadttheater in Aachen. (Phot. J. Preim Sohn.)
Von links nach rechts: Gertrud Stocks als Schwanhilde; Tiana Gerstung-Lemnitz als Zarin; Werner Schumacher als Zarewitsch.



Wilhelm Modersohn, Führer der deutschen Nähmaschinenfabrikation, Vorstandsmitglied des Vereins Deutscher Nähmaschinen-Fabrikanten, Seniorchef der Phönix-Nähmaschinenfabrik Baer & Rempel, Bielefeld, wird am 8. April 70 Jahre alt.

Wissen und Leben

Rundfunk-Begriffe. Der Rundfunk hat seine besondere Sprache, deren Ausdrücke jedoch nicht durchweg auf sein Gebiet beschränkt sind. Ein großer Teil wurde der Elektrotechnik, ein anderer der Schwingungslehre, wieder ein anderer der allgemeinen Physik entnommen. Einiges wurde eigens für den Rundfunk geprägt. Viele dieser Ausdrücke sind angesichts der weiten Verbreitung des Rundfunks in den allgemeinen Sprachgebrauch übergegangen. Bei vielen ist die merkwürdige Tatsache zu konstatieren, daß sie benutzt werden, ohne daß man eigentlich weiß, was sie bedeuten. Deshalb nachstehend einige Erläuterungen: Der Strom wird nach Kilowatt bezahlt. Was hat es damit für Bewandtnis? Die Kraft, die das Fließen des Stroms bewirkt, nennen wir die „elektromotorische Kraft". Sie wird in „Volt" gemessen. Vergleicht man den Strom mit fließendem Wasser, so entspricht seine elektromotorische Kraft oder, wie wir gewöhnlich sagen, seine „Spannung" dem Druck des Wasserstrahls. Wollen wir aber wissen, was wir mit dem zur Verfügung stehenden Wasser leisten können, so müssen wir nicht nur den Druck, sondern auch die Wassermenge bestimmen. Der Wassermenge entspricht die Stärke des Stroms. Sie wird durch eine Maßeinheit, das „Ampere", gemessen. Die gesamte Energie des Stroms wird durch das Produkt aus Spannung und Stromstärke gebildet. Ihr Maß ist das „Watt". Also: ein Volt mal ein Ampere = ein Watt. 1000 Watt sind ein Kilowatt. Ein Ausdruck, der in der Rundfunkpraxis gleichfalls häufig gebraucht wird, ist die Bezeichnung „Milliampere". Ein Milliampere ist der tausendste Teil eines Ampere. Wir wissen, daß jede Station mit einer anderen Wellenlänge sendet. Die Wellenlängen wurden bisher nach metrischem Maß, also in Metern, gemessen. Leider hat die jüngste Funk-Konferenz in Washington beschlossen, eine neue, in Amerika aber bereits gebräuchliche Bezeichnung, das „Kilocyclon", als Maß für die Wellenlängen einzuführen. Durch das Kilocyclon wird ausgedrückt, wie viele elektrische Schwingungen in der Sekunde erfolgen, wie hoch also die Schwingungszahl, die „Frequenz", ist. 1000 Schwingungen in der Sekunde sind ein Kilocyclon. Wir in Deutschland bezeichnen das Kilocyclon zu Ehren des großen deutschen Physikers Heinrich Hertz, der ja die Grundlagen für die Entwicklung des drahtlosen Gebiets schuf, als „Kiloherz". Ein Kiloherz sind also 1000 Schwingungen in der Sekunde. Die Wellenlänge berechnet sich aus der Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Elektrizität und der Frequenz. Die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Elektrizität beträgt 300 000 Kilometer in der Sekunde. Bezeichnet man sie mit c, die Frequenz mit n, die Wellenlänge mit λ, so ergibt sich: $\lambda = \frac{c}{n}$. Auf Grund dieser Gleichung lassen sich Wellenlängen in Kiloherz und umgekehrt Kiloherz, also Frequenzen, in Wellenlängen umrechnen $\left(n = \frac{c}{\lambda}\right)$. Erfolgen die Schwingungen sehr rasch, erfolgen also Zehntausende oder Hunderttausende oder Millionen von Schwingungen in der Sekunde, so sprechen wir von „hochfrequenten Schwingungen". Die beim Rundfunk zur Übertragung der Sprache, von Musik usw. verwendeten Schwingungen sind derartige hochfrequente Schwingungen. Wollen wir aber die Darbietungen des Rundfunks durch unsere Kopfhörer oder unsern Lautsprecher auf uns wirken lassen, können wir keine derartigen hochfrequenten Schwingungen brauchen. Wir benötigen dazu langsam verlaufende Stromimpulse, sogenannte „Telephonströme". Wir müssen also die „Hochfrequenz" in „Niederfrequenz" umwandeln. Dazu verwenden wir entweder den Detektor oder die Audionschaltung. Der Detektor besteht aus einem Kristall und einer auf ihm aufruhenden Spitze. Er wird in bestimmter Weise geschaltet und bewirkt dann die Umwandlung der hochfrequenten Schwingungen in niederfrequente bzw. in elektrischen Gleichstrom. In ähnlicher Weise wirkt die zuerst von Fleming angewendete Audionschaltung, eine bestimmte Schaltung, bei der eine Verstärkerröhre in gleicher Weise zur Wirkung kommt. Diese Röhre wandelt die für den Betrieb von Kopfhörer und Lautsprecher nicht geeignete Hochfrequenz in Niederfrequenz, in Telephonströme. Man bezeichnet sie, sobald sie in Audionschaltung verwendet wird, als „Audionröhre". Wir haben also *vor* Detektor bzw. Audionröhre stets Hochfrequenz, *dahinter* stets Niederfrequenz. Bei der Hochfrequenzverstärkung werden die Schwingungen verstärkt, ehe sie durch Detektor oder die Audionröhre umgewandelt worden sind. Bei der Niederfrequenzverstärkung hingegen findet eine Verstärkung der bereits umgewandelten Schwingungen statt. Man verwendet bei den zahlreichen Arten von Schaltungen, die im Laufe der Zeit gefunden wurden, entweder Hochfrequenzverstärkung für sich oder Niederfrequenzverstärkung für sich oder beide Arten gleichzeitig. Dr. Albert Neuburger.

Blühende Blumen durch Elektrizität. Daß eine Pflanze nur im Licht gedeiht, daß jeder Pflanze ein gewisses Lichtbedürfnis eigen ist, sind längst bekannte biologische Gesetze. Daß aber auch künstliches Licht geeignet ist, das Wachstum aufrechtzuerhalten, ja, sogar weitgehend zu fördern, ist eine Erkenntnis, die wir Siemens verdanken. Er hatte vor nahezu 50 Jahren die Beobachtung gemacht, daß Pflanzen bei ununterbrochener elektrischer Belichtung sich rascher und besser entwickeln als bei ausschließlicher Sonnenbelichtung. Besonders wertvoll für die Forschung in dieser Richtung war, daß Siemens damit auch zum erstenmal den Nachweis erbrachte, daß die Pflanze keiner Nachtruhe bedarf. Man kann also, wenn man die Sonnenbelichtung durch elektrische Belichtung während der Nacht ergänzt, Pflanzen zu schnellerem und üppigerem Gedeihen bringen. Da in unseren Gegenden infolge des tieferen Sonnenstandes und der kurzen Tage im Winter die Lichtmenge nur 1 Dreißigstel von der im Sommer beträgt, muß es das Bestreben des Gärtners sein, der Pflanze nicht nur über den dauernden Lichthunger hinwegzuhelfen, sondern auch aus Wertgründen gerade zu dieser Zeit möglichst viel blühendes Material auf den Markt zu bringen. In diesem Sinn hat das pflanzen-physiologische Institut der Universität Wien unter Leitung von Prof. Dr. Gustav Klein im letzten Winter Versuche angestellt, deren interessante Ergebnisse nun vorliegen, und die zeigen, daß die elektrische Belichtung nicht nur vom pflanzen-physiologischen, sondern auch vom praktischen Standpunkt aus alle Beachtung verdient. Prof. Klein arbeitete mit gasgefüllten 500-Watt-Lampen (mit Reflektor) bei einer Spannung von 220 Volt, wobei sich die Zeit der künstlichen Belichtung in den mit den verschiedensten Pflanzen ausgeführten Versuchen täglich von 22 Uhr bis 6 Uhr, also auf 8 Stunden erstreckte. In allen Wachstumsstadien war der Erfolg geradezu überraschend und bestätigte die früheren Versuche von Maximow, daß man lediglich mit elektrischem Licht behandelte Pflanzen vom Samen bis wieder zum Samen ziehen kann. So wurde bei Stauden, die, bereits vorgetrieben, der Belichtung ausgesetzt wurden, eine auffallende Blütenentwicklung erzielt. Orchideen und Hortensien mit eben sichtbarem Blütenansatz waren während einer 3- bis 4wöchigen Lichtbehandlung zu üppiger Blüte gelangt und hatten gegenüber den unbelichteten Kontrollpflanzen einen Wachstumsvorsprung von etwa 14 Tagen. Pelargonien, Levkojen und Fuchsien mit gerade ansetzenden Knospen waren in 10 bis 14 Tagen zu gleichmäßiger und voller Blüte gelangt, während in den Gegenproben ohne künstliches Licht die Knospen verdorrt oder abgefallen waren. Zwiebelpflanzen mit bereits angelegten

Blüten (Tulpen, Hyazinthen) waren in 2 bis 3 Wochen voll erblüht, tief ausgefärbt, mit kräftigen und ausgestreckten Stengeln und langen, tiefgrünen Blättern. Besonders schöne Resultate gaben die für den Gärtner während der Wintermonate so wichtigen frühblühenden Holzpflanzen wie Flieder, Azaleen und Rosen. Abgesehen davon, daß auch hier ein Vorsprung der Vollblüte von 1 bis 2 Wochen erreicht werden konnte, war belichteter Flieder in Form, Farbe und Fülle wie Maiflieder im Freien. Belichtete Azaleen waren den unbelichteten Exemplaren gleichfalls regelmäßig um 8 bis 10 Tage voraus und ließen in bezug auf gleichmäßige Blüten- und Blätterausbildung nichts zu wünschen übrig. Die besten Erfolge zeigte die Rosentreiberei: durchweg lange, steife und vollbelaubte Triebe und in Form und Farbe vollendete Blüten. Mit Sämlingen verliefen die Versuche gleich günstig. Begonien, Löwenmaul, Gurken u. a. ließen schon nach einigen Tagen Belichtung deutliche Unterschiede gegenüber den unbelichteten Kontrollpflanzen erkennen; üppigere und zahlreichere Blätter, kräftigere Ranken kennzeichneten das raschere Wachstumstempo in allen Fällen. Nur dürfen Keimlinge nicht näher als 1 m bis 1,50 m von der Lichtquelle aufgestellt werden, da sie sonst zu sehr den starken Wärmestrahlen ausgesetzt sind und deshalb umfallen. Zusammenfassend läßt sich sagen, daß für eine volle und reiche Blütenausbildung eine bestimmte Lichtmenge unbedingt erforderlich ist, entsprechend dem spezifischen Lichtgenuß einer jeden Pflanze. Stillt man folglich den Lichthunger der Pflanze auch während der Nacht durch künstliche Belichtung, so erzielt man eine gleichmäßige Blatt- und Blütenentfaltung, so daß die Pflanze das Aussehen von Frühjahrs-Freilandpflanzen zeigt. Dazu kommt noch, daß solche Pflanzen etwa 14 Tage früher marktfähig sind als unbelichtete Exemplare, und daß sie sich geschnitten viel länger frisch halten. — Die Rentabilität dieses Verfahrens ist eine Frage, die nur von dem Strompreis abhängt. Prof. Klein hat ausgerechnet, daß bei einem Strompreis von 10 Pf. (Nachtstrom) pro Kilowattstunde bei einer Belichtungszeit von durchschnittlich 40 Tagen der Gesamtaufwand für eine Rose nicht mehr als 3 Pf. beträgt. Bedenkt man dabei den Zeitgewinn von etwa 2 Wochen und das tadellose Aussehen der Blumen, so ist das Verfahren außer Frage als rentabel zu bezeichnen. Hinzu kommt dann noch der günstige Umstand, daß die Temperatur des Belichtungsraumes im Mittel 6—7° höher ist als die des unbelichteten Raumes, was bei einer Versuchstemperatur von 20° immerhin schon eine Heizkostenersparnis von einem Drittel bedeutet. Durch die elektrische Nachtbelichtung wird es möglich sein, den Weihnachts- und Neujahrsmarkt reichlicher und mannigfacher mit Blumen zu beschicken und in den folgenden Wintermonaten mit Rosen, Orchideen, Flieder usw. die Konkurrenz mit den Auslandslieferungen aufzunehmen. Theo Kühlein.

Pflanzenschlaf und Luftelektrizität. Die vor einer Reihe von Jahren entdeckten sogenannten Schlafbewegungen vieler Pflanzen bekunden sich in einem mehr oder weniger zögernden, periodischen Senken und Heben, Zusammenschließen und Wiederentfalten der Blätter. Der „Schlaf“ wird eingeleitet durch ein Nachlassen des Druckes und der Spannung in den Blattgelenken, das „Erwachen“ geschieht durch eine allmähliche Wiederverstärkung des Druckes in den Zellen der Blattgelenke. Dieser Vorgang ist ganz ähnlich wie bei den Tieren und Menschen. Und wie der Mensch, wenn er recht müde ist, auch im hellbeleuchteten Zimmer zu schlafen vermag, so ist auch bei den Pflanzen der Schlaf nicht an das Dunkel gebunden. Professor Pfeffer sah die Blüten von Tulpen, Ringel- und Gänseblumen sowie die grünen Blätter von Bohnen und Mimosen auch bei starker Dauerbeleuchtung während der Nacht Schlafbewegungen machen, allerdings nicht so stark ausgeprägte wie bei Verdunkelung. Interessant war die Beantwortung der Frage, wie es solche Pflanzen mit ihrem Schlaf halten, die man z. B. aus Ostasien oder Amerika nach Europa brachte. Rosa Stoppel, der wir manche neue Aufschlüsse über den Pflanzenschlaf verdanken, fand, daß ihre aus den fernsten Ländern bezogenen Samen von Bohnen ausnahmslos Pflanzen lieferten, die ohne weiteres die Schlafenszeit unserer einheimischen Gewächse annahmen: gegen Abend begann die Erschlaffung der Gelenke und das Senken der Blätter, von zwei bis vier Uhr herrschte Tiefschlaf, und dann begann das Erwachen u[illegible] Wiederaufrichten der Blätter. Neuerdings hat nun die Forscherin den Pflanz[illegible]laf aus der Einwirkung der ab- und zunehmenden Spannung der Luftelektrizität [illegible] erklären versucht und hat dabei recht interessante Beziehungen zum Schlaf des [illegible]nschen entdeckt. Sie benutzte wieder unsere in der Schlafkunst bestens bewährte, aus Südamerika stammende Feuerbohne. Mit dieser hatte auch Professor Cremer im Salzwerk bei Heilbronn seine Versuche gemacht: während die Pflanzen an der Erdoberfläche einen ganz normalen Schlaf gezeigt hatten, unterblieb dieser, sobald sie in die Tiefe des Bergwerks gebracht wurden. Selbst radioaktive Substanzen, die die Leitfähigkeit der Luft stark steigern, erwiesen sich als wirkungslos. Rosa Stoppel nahm ihre Feuerbohnen mit nach Akureyri auf Nordisland. Hier ist die Luftfeuchtigkeit im Sommer nicht so groß wie auf Spitzbergen oder Grönland, hier geht vom 15. bis zum 21. Juni die Sonne nicht unter, was für das Studium der Dauerbeleuchtung in Betracht kam, und hier konnten gleichzeitig Beobachtungen des Menschenschlafes gemacht werden. Es hatte sich nämlich bei Vorversuchen in Hamburg gezeigt, daß die Bluttemperatur des Menschen in den frühen Morgenstunden ihren tiefsten Stand, die Leitfähigkeit der Atmosphäre dagegen ihre höchste Spannung erreichte. Die Versuche auf Island ergaben nun eine völlige Übereinstimmung mit den Hamburger Erscheinungen. Es ergab sich ferner, daß die Kurve der ihre Schlafbewegungen aufzeichnenden Bohnenblätter mit der der Bluttemperatur des schlafenden Menschen sowie mit der Kurve der Leitfähigkeit der Atmosphäre in Rhythmus und Periode fast völlig übereinstimmten; nur die um Mitternacht auftretenden Nordlichter waren von einer vorübergehenden Abschwächung der elektrischen Leitfähigkeit begleitet. Die Forscherin gewann den Eindruck, als ob für die Leitfähigkeit mehr als ein Faktor verantwortlich sei. Der eine ist ganz sicher der Feuchtigkeitsgehalt der Atmosphäre: an ihren elektrisch geladenen kleinsten Staubteilchen schlägt sich der Wasserdampf besonders leicht nieder; sie wirken als Konzentrationskerne und bescheren uns zur Zeit ihres Maximums, d. h. gegen Morgen, oft Nebel, Tau, Reif oder Regen. Auch die Durchsichtigkeit der Luft ist von Einfluß: an besonders klaren Tagen ist die Leitfähigkeit verhältnismäßig gering. Aber von entscheidender Bedeutung ist dieser Faktor nicht, denn während der Zeit, da die Sonne auch nachts schien, erreichte trotzdem die Leitfähigkeit zwischen 2 und 4 Uhr morgens ihr Maximum. Der unbekannte entscheidende Faktor ist wohl sicher in der von unserer großen Unbekannten, der Sonne, ausgehenden Elektrizität, jedoch nicht in ihren Licht- oder Wärmestrahlen zu suchen. Das interessanteste Ergebnis ist die einwandfrei festgestellte große Empfindlichkeit von Pflanze, Tier und Mensch gegen Luftelektrizität: sie alle zeigten nämlich deren Einwirkung bereits etwas früher an als die an einem so empfindlichen Instrument wie dem Elektrometer beobachtete Atmosphäre. Hermann Radestock.

Wachstum und Lebensdauer. Die Wissenschaft vom Wachstum hat in den letzten Jahren durch zahlreiche Untersuchungen weitgehende Bereicherungen erfahren. Jetzt weiß man, daß bei dem Ablauf der Wachstumsvorgänge drei Drüsen mit innerer Sekretion, d. h. Drüsen, die ihre Stoffe direkt ins Blut abgeben, eine hervorragende Rolle spielen. Es sind dies die Zirbeldrüse, die Thymusdrüse und die Geschlechtsdrüse. Diese Drüsen können das Wachstum fördern oder hemmen. Schon bei den Tieren ist es auffällig, daß die klügsten Tiere mit dem größten Nervensystem auch am längsten leben. Bei der Mehrzahl der Säugetiere kann man die Regel aufstellen, daß die Lebensdauer fünfmal so lang ist wie die Dauer der Ausbildung des Knochensystems. Wenn wir diese Regel auch auf den Menschen anwenden, so käme eine Lebensdauer von 125 Jahren heraus, denn das Knochenwachstum dauert beim Menschen 25 Jahre. Er stirbt aber früher, weil seinem Leben

durch Krankheiten ein Ende gemacht wird. Über das Wachstum sind uns heute ziemlich genaue Zahlen bekannt. So wiegt die menschliche Eizelle 0,000004 kg, der Körper des Erwachsenen im Durchschnitt 80 kg; die Eizelle muß also 34 mal ihr Gewicht verdoppeln. Wäre der Mensch nichts weiter als eine Zusammenstellung von Zellen, so genügten 34 Zellgenerationen, den Aufbau des menschlichen Körpers zu vollenden, denn da jede Zelle sich bei der Teilung in zwei Zellen teilt, so bewirkt jede Generation eine Verdoppelung der vorhandenen Masse. Dem ist aber nicht so. Beim Menschen baut sich nicht dauernd Zelle auf Zelle, er wächst auch nicht dauernd. Vom 30. Lebensjahre an nimmt der Mensch an Körperlänge wieder ab, an Körpergewicht aber weiter zu; vom 60. Lebensjahre an nimmt er auch an Gewicht ab. Auch die Gewichtszunahme der Keimzelle vor der Geburt ist nicht gleichmäßig; zunächst nimmt sie täglich 307 Proz. ihres Gewichtes zu, kurz vor der Geburt nur noch 0,5 Proz. Auch die Unterschiede zwischen Mann und Frau sind erheblich. Bei gleicher Rasse bleibt die Frau im Mittel 10 kg hinter dem Gewicht des Mannes zurück. Eine Regel für die Dauer der Wachstumsperiode beim Menschen aufzustellen, ist nicht immer leicht; so treten z. B. noch nach 40 Jahren Verknöcherungen am Schädel auf, und den Hutmachern ist es bekannt, daß ältere Herren oft größere Hutnummern verlangen, ihr Kopf wächst eben noch bis zum 60. Lebensjahre. Wenn nun der natürliche Tod, d. h. der durch reine Alterserscheinungen bedingte, nur selten beim Menschen auftritt, so ist es wissenswert, welche Ursachen dann den Tod bedingen. Dabei ist zweierlei zu unterscheiden; einmal handelt es sich um Schädigungen, die von außen an den Menschen herantreten, und andererseits um krankhafte Veränderungen, die schon dem Lebenskeim beigegeben waren. Äußere Todesursachen sind ungünstige Witterung, mechanische Schädigungen (Unfälle), mangelnde Ernährungsmöglichkeiten, Angriffe von Feinden, dann innere Krankheiten, die häufig durch Eindringen eines besonderen Erregers bedingt sind. Dabei ist es verständlich, daß ältere Individuen diesen Schädigungen leichter erliegen als jüngere mit größerer Widerstandskraft. Nicht wenige gehen aber schon bald nach ihrer Erzeugung oder nach der Geburt zugrunde; andere leben einige Zeit, um dann ebenfalls in einem sehr frühen Lebensalter zu sterben. Hier liegt die Todesursache häufig in den vererbten schädlichen Eigenschaften der Eltern, die die Früchte oder die Neugeborenen rasch wieder zugrunde gehen lassen. Diese kurzen Einblicke in die Kenntnis von Lebensdauer und Wachstum zeigen uns, daß für die Forschung noch ein weites Feld liegt, durch Bekämpfung der Feinde des Lebens dieses zu einem Idealleben zu gestalten. Dr. Telmann.

Schneebeseitigung von den Chausseen in Nordamerika. Die Möglichkeit, nicht nur die Stadtstraßen, sondern auch die Chausseen schneefrei zu machen, wurde noch vor zehn Jahren kaum im Traume in Erwägung gezogen, und jetzt haben die Forderungen des Kraftwagenverkehrs, besonders für Frachten, zu einer Schneebeseitigung in gewaltigem Ausmaß geführt. Im Winter 1926/27 hat man in 36 Staaten der Union nicht weniger als 75 700 km Chausseen schneefrei zu machen gesucht und dafür rund 20 Millionen Mark ausgegeben, soweit die unvollständigen Sammelnachrichten des staatlichen Straßenamts berechnen lassen. Für den letzten Winter nimmt man schätzungsweise eine Zunahme um zehn vom Hundert an. Nicht nur wurde zur Lösung dieser wichtigen Verkehrsfrage viel menschliche Energie und viel Geld umgesetzt, sondern es sind auch wertvolle technische Fortschritte erzielt worden. Einerseits kam es darauf an, Schneedünen auf den Wegen zu verhüten, und dazu wurden zunächst alle Hindernisse, an denen sich Schnee anstauen könnte, beseitigt und dann teils feste, teils tragbare Schneezäune aufgestellt, und zwar einige so, daß sich der Schnee außerhalb der Chausseen anlagerte. Andererseits schob man Schneepflüge durch Kraftwagen oder Schlepper die Straßen entlang, wobei gar manche Pflüge den gewaltigen der Eisenbahnen an Größe und Wirksamkeit kaum etwas nachgaben. Auch 150 Rotationspflüge wie auf den Eisenbahnen wurden verwendet; bei ihnen wird der Schnee durch Wurfräder in hohem Bogen weit seitwärts auf die Felder geschleudert. In den Stadtstraßen wird entsprechend vorgesorgt. Als vor einer Generation für die Schneeabfuhr in Neuyork 100 000 Mark in den Stadthaushaltsplan gesetzt wurden, erklärte man, daß sich über eine so ungeheure Summe gar nicht reden lasse, und dabei wurden im Winter 1925/26 dort nicht weniger als 19 Millionen Mark ausgegeben. Freilich muß man bedenken, daß die Winter im Schneereichtum sehr wechseln, und daß auch die Anforderungen von Publikum und Verkehr an Schneebeseitigung ständig wachsen. Endlich erfordern auch neue Versuche, z. B. mit Schneeschmelzmaschinen, manche Summe. Prof. Dr. C. Kaßner.

Herzbehorchung durch die Speiseröhre. Die Abhorchung des Herzens, die auf den Franzosen Laënnec zurückgeht, bildet heute eine der wichtigsten Untersuchungsmethoden des Arztes. Allgemein dient die Vorderwand des Herzens durch ihre Nähe zur dünnen Vorderwand des Brustkorbes dem Zwecke der Herzbehorchung (Auskultation). Nun bietet aber die Herzhinterwand zur Abhorchung der Herztöne eine viel geeignetere anatomische Anordnung dar, denn an der Hinterwand des Herzens sind linke Kammer, linke Vorkammer, der breite Ast der Lungenschlagader und die Hauptschlagader voneinander isoliert, schön eines über dem anderen gelegen, während sie auf der Vorderseite durch ihr enges Nebeneinander die so wichtigen Schallerscheinungen recht schwer nach ihrer Herkunft trennen lassen. Die Schalldichte des breiten Rückens bildet aber ein mächtiges Hindernis für die Abhorchung der Herzhinterwand. Der Wiener Dozent Dr. Bondi machte sich nun die Erfahrungen des letzten Jahrzehntes bei anderweitigen Untersuchungen zunutze, die zeigten, daß ein dünner Gummischlauch sehr lange vom Patienten zwischen Mund und Magen oder Darm behalten werden kann. Er versuchte, durch ein entsprechend gerundetes, dünnes Rohr die Herzhinterwand von der Speiseröhre her abzuhorchen. Tatsächlich sind diese Versuche ausgezeichnet gelungen, und als praktisches Ergebnis der neuen Methode lassen sich Herzfehler viel leichter und sicherer feststellen. Ewald Schild.

Biographisches. Die von Max Kemmerich herausgegebene Reihenbücherei „Menschen, Völker, Zeiten" ist um eine Biographie Richelieus von Karl Federn (Verlag Karl König, Wien und Leipzig) bereichert worden. Der Verfasser, ein vorzüglicher Kenner der Geschichte Frankreichs im 17. Jahrhundert, hat sich bemüht, das Bild des bedeutenden Staatsmannes so zu umreißen, daß gleichzeitig nicht nur die Persönlichkeit des Dargestellten, sondern auch die damaligen französischen Zustände in der Vorstellung der Gegenwart lebendig werden. — Die an Memoirenliteratur ohnehin schon reiche Zeit Napoleons erhielt durch Veröffentlichung des bisher unzugänglich gewesenen Nachlasses der Gräfin Kielmannsegge (Verlag Paul Aretz, Dresden) eine bedeutsame Ergänzung. Die Herausgeberin, Gertrude Aretz, hat ihrer Publikation „Memoiren der Gräfin Kielmannsegge über Napoleon I." alle Sorgfalt angedeihen lassen, die ein derartiges historisch wichtiges Dokument erfordert. Die umfangreichen Tagebücher der Gräfin und die vielen an sie gerichteten Originalbriefe hervorragender Persönlichkeiten vermittelten ihr dabei wichtige Aufschlüsse. Sie zeigen, daß die Gräfin die Rolle einer geheimen diplomatischen Agentin des Kaisers spielte und die Vermittlerin zwischen ihm und dem damals mit ihm verbündeten Sachsen war. Außer der Politik findet das gesellschaftliche Leben der Napoleonischen Ära eine sehr eingehende Berücksichtigung. Zugleich fällt manches aus scharfer Beobachtung gewonnene Urteil auf die Zeitgenossen. Die vielen Abbildungen und die vornehme Ausstattung tragen zu ihrem Teil bei, die Anziehung dieser inhaltlich interessanten Memoiren zu erhöhen. — In die gleiche politisch erregte Epoche führt auch das Buch von Wilhelm Karl Prinz von Isenburg „Um 1800" (Verlag Degener & Co., Leipzig). Es schildert das Leben des Grafen Volrat zu Solms-Rödelheim. Während in den ersten Kapiteln das frühklassische Deutschland in die Erscheinung tritt, das Wertherzeitalter mit

seinem empfindsamen Seelenweben, der Musenhof Anna Amaliens mit seinen Schöngeistern, die Zentren der Wissenschaft, wie Gießen, Jena, Göttingen, und sich alles mehr auf die Schilderung der kulturellen Zustände konzentriert, nehmen die späteren Abschnitte einen ausgesprochen politischen Charakter an. Von Berlin und München, Petersburg und Paris laufen die Fäden zusammen und weben ein getreues Bild jener schicksalsschweren Tage. Wir nehmen teil an Napoleons Aufenthalt in Mainz, an seiner Unterredung mit Wieland in Erfurt und an seinen erstaunlichen Plänen in Paris. Unmittelbar erleben wir alle Hoffnungen und Ängste, die Fremdherrschaft und ihren Sturz. Wertvoll ist dieses Lebensbild vor allem durch die Verwendung unbekannten Briefmaterials. — Einen so namhaften Forscher und Gelehrten wie Wilhelm Ostwald seinen Lebenslauf schildern zu hören, ist ein Genuß von eigenem Reiz. So viele Selbstbiographien wir auch besitzen, findet sich doch keine unter ihnen, die einen ausgesprochenen Naturforscher zum Verfasser hat. Offenbar liegt es nicht dem mit Gegenwartswerten rechnenden Naturforscher, Vergangenes zu schildern. Mit der Vielseitigkeit der Persönlichkeit Ostwalds dürfte es zusammenhängen, daß er in dieser Hinsicht eine Ausnahme bildet. Von seiner großangelegten Autobiographie „Lebenslinien" (Verlag Klasing & Co., Berlin) sind nunmehr der zweite und der letzte Band erschienen. Der zweite, wohl auch der interessanteste, weil er den Gelehrten auf der Höhe seines Schaffens zeigt, führt in den Werdegang der physikalischen Chemie und Energetik, erzählt von ihren Kämpfen, Siegen und Niederlagen, bringt die Berührung mit namhaften Naturforschern, die feinsinnig charakterisiert werden, und räumt zwischen den Zeilen ernster Berichterstattung über wissenschaftliche Betätigung auch zuweilen dem humorvoll Anekdotischen gelegentlich ein Plätzchen ein. Der dritte Band ist mehr das Bekenntnisbuch eines Philosophen, der in ländlicher Zurückgezogenheit die Früchte seiner Lebensarbeit im edelsten Sinne des Wortes genießt, bald mit dieser, bald mit jener Liebhaberei sich beschäftigt. Den Verehrern von Walter Flex, insbesondere der studentischen Jugend, werden die nachgelassenen „Briefe" des gefallenen Dichters (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München) willkommen sein, die er aus dem Felde an Eltern und Freunde geschrieben hat, Dokumente eines feurigen Patrioten und von tiefem Ethos erfüllten Menschen. Die Herausgabe besorgte Walter Eggert-Windegg, der auch das kurze biographische Vorwort schrieb. rn.

Anmerkung der Schriftleitung. Unser Umschlagbild ist eine kolorierte Handzeichnung von Albrecht Dürer „Die heilige Anna Selbdritt". (Im Germanischen Museum in Nürnberg.)

ZUM NACHDENKEN

Kreuzworträtsel.

(Zu rechts stehender Figur.)

Wagerecht: 1 Nagetier, 3 Schuhmacherwerkzeug, 7 niederländischer Maler, 8 Mineral, 9 juristischer Begriff, 13 weiblicher Vorname, 14 unwirtliche Gegend, 15 europäische Hauptstadt; senkrecht: 1 deutsches Gebirge, 2 Stadt in Turkistan, 4 weiblicher Vorname, 5 Schwimmvogel, 6 Körperglied, 10 Widerhall, 11 Stadt in Württemberg, 12 Körperglied.

1		2			3	4		5
	■		■	6	■		■	
7								
	■		■		■		■	
	8			■	9			
10	■		■	11	■		■	12
13								
	■		■		■		■	
14					15			

Königszug.

	dich	du		ten	sei	
er	zen	am	willst	len	nach	chen
quik	gan	so	ken	im	al	li
	ken	mußt	blik	nur	end	
das	du	er	du	ins	geh	ten
gan	sten	klein	willst	end	un	schrei
	ze	im		li	che	

Turmzugproblem.

Die eingeschriebenen Buchstaben sind durch Turmzüge (über eins oder mehrere mit der Kante aneinanderstoßende Felder) so zu verbinden, daß sie ein Sprichwort ergeben.

w	u		z		t		z
	l				e		
e			r	c		a	
h	c		t	h			
						l	t
	a		l	t			e
		m				b	
t		a		s		e	n

Umstellrätsel.

Regen — Lodi — Made — Altar — Suez — Ernst — Arco — Mehl — Serbe

Vorstehende Wörter sind durch Umstellen der Buchstaben in Wörter mit anderer Bedeutung zu verwandeln. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter nennen, aneinandergereiht, einen deutschen Philosophen.

Formrätsel.

15	4	8	12	4	9	4	5	17	2	7	16
8	15	10	4	15	8	6	4	14	8	17	4
4	8	11	6	19	18	6	4	13	3	16	8
6	9		4		8	4		10		1	3
4	1		15					17		15	4

Wenn an Stelle der Zahlen die richtigen Buchstaben gesetzt werden, ergeben die senkrechten Reihen folgende Begriffe: 1 Turnerabteilung, 2 Mädchenname, 3 Fluß in Thüringen, 4 Völkerrasse, 5 bergbauliches Produkt, 6 Schnepfenstrauß, 7 landwirtschaftliches Gerät, 8 Märchenfigur, 9 Samoainsel, 10 spanischer Nationalheld, 11 Kavallerist, 12 feiner Webstoff. Die oberste Reihe bezeichnet eine Dichtung Goethes.

Rebus.

G ——— n

Scharade.

(Viersilbig.)

Die letzten beiden, immer naß,
Sie klopfen ohne Unterlaß,
Sie bilden auch die ersten zwei
Und sind das Ganze noch dabei.

Kettenrätsel.

Nach Einordnen der Buchstaben a a a a a a ä b b b e e e e e e f f g g i k k k l l l l m m m n o o p p r r r s s s s s t u u w ergeben die zwölf senkrechten Reihen: 1 Blume, 2 Bestandteil des Kartenspiels, 3 Getränk, 4 Pflanze, 5 Komponist, 6 Haustier, 7 sibirische Stadt, 8 ukrainische Stadt, 9 böhmische Stadt, 10 Werkzeug, 11 Verwandte, 12 männlicher Vorname. — Die (dick umrandete) Kette nennt einen bekannten Festspielort.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4334

10000 Mark für das schönste deutsche Frauenporträt 1928. Georg Schicht, Präsident der Elida A.-G., Leipzig hat einen Preis von 10000 Mark ausgesetzt, der demjenigen Künstler zuerkannt werden soll, der in diesem Jahr das schönste Frauenporträt in Deutschland gemalt hat. Eigentum am Bilde beansprucht die Gesellschaft nicht; es soll lediglich die Leistung des Künstlers gekrönt werden. Die Entscheidung wird in folgender Weise getroffen: Jeder in Deutschland lebende Künstler hat das Recht, eine photographische oder eine in photographieähnlichem Verfahren hergestellte, einfarbige Reproduktion nach einem von ihm selbstgeschaffenen Frauenporträt einzusenden. Die Reproduktionen müssen 18×24 cm und auf Karton 21×27 cm geklebt sein. Name und Adresse des Künstlers müssen auf der Rückseite deutlich angegeben sein. Die Reproduktionen müssen der Geschäftsstelle des Reichsverbandes bildender Künstler, Berlin W. 30, Landshuter Straße 26 bis zum 1. Oktober d. J. eingeliefert sein. Die Beurteilung der eingelieferten Arbeiten erfolgt durch eine Jury von sieben Mitgliedern, und zwar: Professor Fritz Erler, München; Professor Ludwig Dettmann, Berlin; Frh. Leo v. König, Berlin; Fritz Reusing, Düsseldorf; Dr. Max Osborn, Berlin; Dr. Wilhelm Hausenstein, München; Hanns Kropff, Dresden. Die eingesandten Arbeiten werden zurückgesandt, eingeschrieben aber nur, wenn die Einschreibegebühr beiliegt. Die Jury wählt aus den Reproduktionen mindestens 20 aus, deren Urheber die Originalbilder auf Kosten der Elida Aktiengesellschaft einsenden müssen, aus diesen wählt dann die Jury das schönste Frauenporträt aus.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4332.

Silbenrätsel: 1 Kanone, 2 Undine, 3 Riemenschneider, 4 Zuwachs, 5 Ilias, 6 Sagopalme, 7 Triest, 8 Dostojewski, 9 Estomihi, 10 Radio, 11 Seidenspinner, 12 Chemie, 13 Hafer, 14 Morgenstern, 15 Eleonore, 16 Rautendelein, 17 Zeder, 18 Usedom. — „Kurz ist der Schmerz, und ewig ist die Freude.“

Magisches Zahlenquadrat:

3	12	21	30	39
12	39	21	3	30
21	21	21	21	21
30	3	21	39	12
39	30	21	12	3

Des Vaters Alter: Wenn man von dem Gesamtalter von 140 Jahren abzieht: a) den Altersunterschied zwischen dem Vater und dem ältesten Sohn, 25 Jahre, b) den weiteren Unterschied zwischen dem Vater und dem jüngeren Sohn, 5 Jahre, c) den Unterschied zwischen dem ältesten und dem jüngeren Sohn, 5 Jahre, zusammen also 35 Jahre, und den Rest von 105 Jahren durch drei teilt, erhält man das Alter des jüngeren Sohnes = 35 Jahre, der ältere Sohn ist mithin 40 Jahre, der Vater 65 Jahre.

Kreuzrätsel: Nabe, Bake — Narbe, Barke.

Silben-Kreuzworträtsel: Wagerecht: 3 Marine, 5 Zinnober, 7 Riga, 8 Germane, 10 Serge, 11 Zinsen, 13 Anker, 14 Senat, 16 Engel, 17 Termite; senkrecht: 1 Lori, 2 Arno, 3 Magazin, 4 Neger, 5 Zinne, 6 Berserker, 9 Made, 12 Sense, 13 Angel, 15 Natter, 16 Ente, 18 Micha.

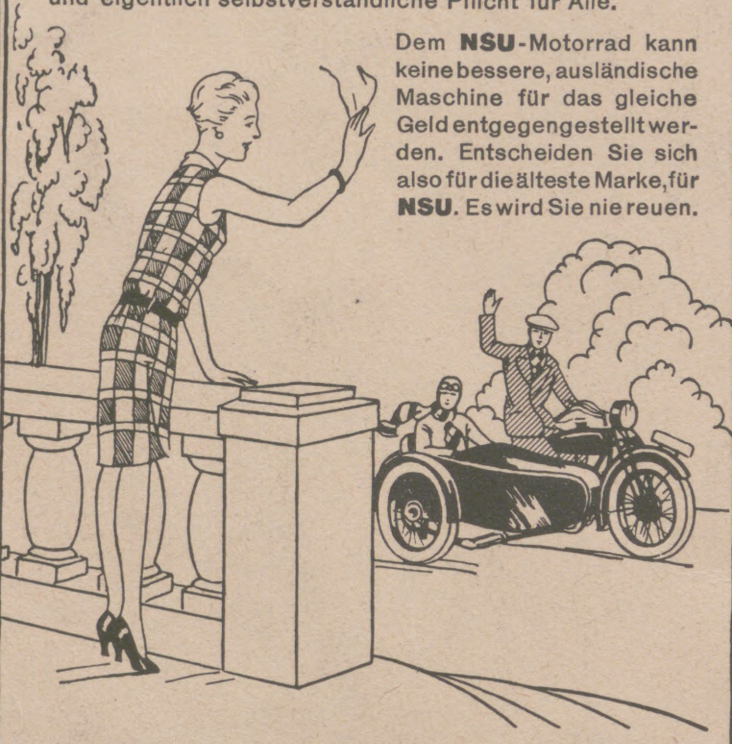
Wortkette: Chemie, Miene, Nepos, Posse, Sedan, Dante, Tenor, Norden, Denker, Kerze, Zebra, Brahe, Hero, Roman, Mandel, Delta, Tajo, Jonas, Nassau, Sauger, Gerber, Berka, Kadi, Dido, Dora, Rache.

Silbenkreuz: a Wade, b Bogen, c Gebet, d Wagen, e Wage, f Bode, g Degen, h Debet, i gegen.

N·S·U

Viele fremde Motorräder sind angeboten. Sie verdienen in der Heimat Ihr Geld. Darum lassen Sie es auch der heimischen Industrie wieder zufließen. Es ist volkswirtschaftlich und eigentlich selbstverständliche Pflicht für Alle.

Dem **NSU**-Motorrad kann keine bessere, ausländische Maschine für das gleiche Geld entgegengestellt werden. Entscheiden Sie sich also für die älteste Marke, für **NSU**. Es wird Sie nie reuen.



NSU Vereinigte Fahrzeugwerke A.-G., Neckarsulm (Württ.)

Orientieren Sie sich über die technischen Einzelheiten, Preise usw. durch eine Besichtigung der Modelle beim nächsten NSU-Vertreter

Bei Erkältung altbewährt

Dr. Sandow's künstliches Emser Salz

Dr. Sandow's Pastillen

mit und ohne Menthol

Man verlange ausdrücklich „**SANDOW**".

Lebens-Pläne

fördernde **Charakter-Beurteilg. briefl.** durch den mit 30 Jahr. Lebens-Beratg. und 10 Werk. alteingeführten **Psycho**-Graphologen P. P. Liebe, München, Post 12, Pschorr-Ring. Prospekt frei. **Dann erst** Briefe senden.

Erstklassige Präzisions-Ausrüstungen

Lichtstarke Objektive und -Sätze Tele-Anastigmate, Weitwinkel usw.

Export in alle Weltteile

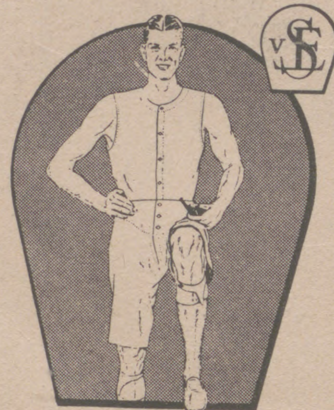
Kataloge für Jnteressenten kostenfrei

Dr. Staeble-Werk München SW



überall **Carmol** (KARMELITERGEIST)

Carmol-Fabrik Rheinsberg i/M.



van Laack Unterkleidung

COMBINATIONS KNIEHOSEN UNTERJACKEN

in allen feinen Spezial-Geschäften

AWS FABRIK-MARKE

Verlangen Sie bei Einkäufen in Spezialgeschäften

WELLNER-SILBER-BESTECKE

BESTER ERSATZ FÜR ECHT SILBER

SÄCHSISCHE METALLWARENFABRIK ALLEINIGE FABRIKANTIN: AUGUST WELLNER SÖHNE A.-G. AUE i. SA.



Ailbouts Konservatorium für alle Fächer der Musik, Direktion Hans Ailbout und Willy Sahling, Berlin-Wilmersdorf, Gasteinerstraße 9.

Die Methode „PROODI" für Klavier und Violine habe ich kennen gelernt. Ich empfehle jedem Musikstudierenden sich mit derselben vertraut zu machen. Die Methode ist schnellfördernd und erspart daher viel Zeit und Geld.

Berlin, den 20. Dez. 27.

Hans Ailbout

Klavierunterricht durch Korrespondenz „PROODI",

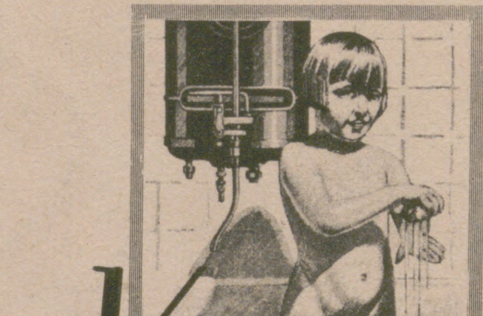
9, Bd. des Philosophes, **GENF.**

Dr. Lahmann

CACAO-PULVER LEICHT LÖSLICH

NICHT MIT CHEMIKALIEN SONDERN MIT Dr. LAHMANNS PFLANZEN-NÄHRSALZ EXTRAKT AUFGESCHLOSSEN

HEWEL u. VEITHEN KÖLN AM RHEIN



Vaillants Gas-Badeöfen

Zu beziehen durch alle Fachgeschäfte. Jll. Katalog Ausgabe C 19 kostenlos.

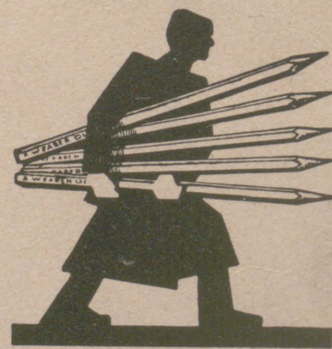
Joh. Vaillant ✶ Remscheid.

SEILER-PIANOS in aller Welt verbreitet

Bisherige Produktion 65000 Jnstrumente

ED. SEILER, PIANOFORTEFABRIK G.M.B.H. LIEGNITZ • BERLIN • BRESLAU • HAMBURG

A.W. FABER



"CASTELL"

DIE BESTEN BLEI-KOPIER-, TINTEN u. FARBSTIFTE ·DER GEGENWART·

Kauft Bücher. Verlagsverzeichnis kostenlos von J. J. Weber in Leipzig C 1.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W. 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Wedel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.
General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris 8. e., 44/bis Rue Pasquier.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG I. I. WEBER, LEIPZIG

NR. 4334. 170. BAND EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 5. APRIL 1928

HOTEL-, PENSIONS-, UND SANATORIEN-NACHWEIS

BÄDER UND LUFTKURORTE

DEUTSCHE KURBÄDER

BADEN-BADEN. BADHOTEL BADISCHER HOF, führend, eig. Thermalquelle.

HOTEL „DREI KÖNIGE“, mod. Komf.

HOTEL SCHWARZWALDHOF, gutbürgerl. Fließ. Wasser.

DER SELIGHOF, mod. Höhenhotel.

Bad Brambach i. Vogtl. Stärk. Radium-Mineralquelle der Welt, ganzjährig geöffnet.

DRESDEN. HOTEL STADT WEIMAR, 100 Zimmer mod. Komf.

WEISSER HIRSCH. Sanatorium Dr. Teuscher. Streng individuelle Pflege.

BAD EMS. STAATL. HOTEL VIER JAHRESZEITEN und EUROPÄISCHER HOF.

HOTEL ZUM „LÖWEN“, fließ. Wasser.

KURHOTEL VILLA BALZER, m. Komf.

BAD KISSINGEN. HOTEL BÜDEL, letzt. Komf., altrenom.

HOTEL KURHAUS AEGIR, jed. Komf.

KURHAUS BISMARCKHAUS, fl. W.

VILLEN TEUTONIA und THÜRINGIA, fließendes Wasser.

BAD KÖSTRITZ. Thür. Rheumat. Heilbad.

BAD MERGENTHEIM. Das Spezial-Bad für Galle, Leber, Magen, Darm, Zucker, Fettsucht, Gicht. Prosp. d. d. Kurverwaltg.

BAD NAUHEIM. DER KAISERHOF, I. R., jed. Komf.

HOTEL AUGUSTA VICTORIA, 150 komfort. Zimmer.

HOTEL MALEPARTUS, fließ. Wasser.

PRIVATHOTEL ST. HUBERTUS, fließendes Wasser.

RADIUMBAD OBERSCHLEMA. Stärkste Radiumquelle der Welt, wunderbare Heilerfolge.

BAD SALZUNGEN. Solbad f. Katarrhe, Frauenleiden.

WIESBADEN. HOTEL DAHLHEIM, altrenommiert.

HOTEL „ZWEI BÖCKE“, fließendes Wasser, Thermalbäder.

WILDBAD. Weltber. Kur- und Badeort im Schwarzwald, gegen Gicht, Ischias, Rheuma.

BADHOTEL WILDBAD, Thermalbäd., fließendes Wasser.

HOTEL CONCORDIA, I. R., Fam.-Hot.

HOTEL POST, I. R., Zentralheizung.

HOTEL PFEIFFER, „ZUM GOLDENEN LAMM“, vornehm bürgerlich.

PENSION RATH, allerbeste Lage.

DEUTSCHE SEEBÄDER

BORKUM. „Besucht das deutsche Nordseebad BORKUM“.

KURHOTEL - IRENE. Das ideale Familienhotel.

HOTEL SEESTERN. Haus I. Ranges. Zwei Minuten vom Bahnhof.

HERINGSDORF. KURHOTEL QUISISANA. Modern. Komf. Beste Lage an Kurpark u. Strand. Prosp.

NORDERNEY. Sommer und Winter das führend. deutsch. Nordseebad.

SCHWARZWALD

DONAUESCHINGEN. HOTEL ZUM LAMM. Altrenomm., feinbürgerl. Fließend. Wasser.

HOTEL SOLBAD „ZUM SCHÜTZEN“, I. Haus, beste Lage.

SCHLUCHSEE (HOCHSCHWARZWALD). KURHOTEL STERNEN. Erstkl.

TODTMOOS. WALDHOTEL. Sonn. Lage. Fernr. 31.

RIESENGEBIRGE

BRÜCKENBERG. HOTEL FRANZENSHÖH. Schöne Aussicht. Mäßige Preise.

SCHREIBERHAU. SANATORIUM KURPARK. Phys. diätet. Heilanstalt. Jahresbetrieb.

ERZGEBIRGE

OBERBÄRENBURG b. KIPSDORF. BERGHOTEL u. KURHAUS FRIEDRICHSHÖHE.

OBERWIESENTHAL. RATHAUS-HOTEL, m. all. Komfort.

THÜRINGEN

OBERHOF. SCHILLINGS HOTEL u. PENSION, bestempfohlen.

WEIMAR. HOTEL „GROSSHERZOG VON SACHSEN“, bestrenommiert.

HARZ

ST. ANDREASBERG. „HOTEL DEUTSCHER-HOF“.

HAHNENKLEE. HOTEL KURHAUS, I. Ranges, mod. Komfort.

MÄGDESPRUNG. KURHAUS MEVES, jeder Komfort, idyllische Lage.

RÜBELAND. BAUMANNS'-HÖHLE. Selten schöne Tropfsteinhöhle, feenhaft beleuchtet.

SCHIERKE. HOTEL WALDFRIEDEN. Bestempfohl. Pension Mk. 8—9. Modern. Komfort.

TANNE. Höhenluftkurort im Hochharz mitten im Wald. Prosp.

OBERBAYERN

BERCHTESGADEN. KURPENSION u. SOLEBAD RÜCKERT, neuerbaut, jed. Komfort. Prosp.

PENSION „HOHE WARTE“, behagl. Heim, beste Lage.

OESTERREICH

BADGASTEIN. HOTEL MOZART, prächtige Lage, jeder Komfort. Jahresbetrieb.

LINZ a. d. D. HOTEL ZUM „SCHWARZEN BÄREN“, neuerbaut.

HOTEL WEINZINGER. Vornehmes Haus mit allem Komfort.

CAFÉ SCHÖNBERGER, Familiencafé ersten Ranges.

SALZBURG. STIFTSKELLEREI „ST. PETER“. Sehenswürdigkeit Salzburgs.

GASTHOF HOFWIRT. Modernes Café und Hotel. Aller Komfort.

HOTEL STEIN, an der Staatsbrücke, moderner Komfort.

CAFÉ TOMASELLI, im Vorgarten der alten Residenz.

WIEN. DREI KRONEN. Restaur., Wien VII, Mariahilferstr. 34.

HOTEL KUMMER, Wien VI, Mariahilferstr. 71a.

RESTAUR. LINDE, ältest. Gaststätte, Wien I, Rotenturmstraße, Nähe Stefansdom.

CAFÉ SPLENDIDE, Fam.-Café I. Rg. Wien I, Jasomirgottstr. 3.

CAFÉ STADTPARK, Wien I, Parkring 2. Komfortabel.

TIROL

BLUDENZ am ARLBERG. HOTEL BLUDENZER HOF. Wintersport, moderner Komfort.

HOTEL SCESAPLANA, gutbürgerlich, Prospekte.

BREGENZ. PFÄNDERHOTEL, Bergstation der Pfänderbahn.

HOTEL „WEISSES KREUZ“, mod. Komf.

CAFÉ WALDNER, gut renommiert.

DORNBIRN. ALPENHOTEL BÖDELE, Werbeschriften.

HOTEL „ZUM HIRSCHEN“, neuzeitlicher Komfort.

FELDKIRCH. RESTAURANT LINGG, Einkehr-Stätte der Fremden.

GASCHURN. KESSLER'S HOTEL RÖSSLE-POST, gut bürgerl. Prosp.

JGLS b. Jnnsbruck. 900 m ü. M. HOTEL JGLER HOF, Prospekte.

HOTEL SANATORIUM JGLS.

JNNSBRUCK. HOTEL TYROL, modernst. Komfort, mäß. Preise.

HOTEL ARLBERGER HOF, modern, feinbürgerlich, Jahresbetrieb.

GASTWIRTSCHAFT HAUPTBAHNHOF, erstklassig, mäßige Preise.

HOTEL KREID, ersten Ranges, fließend. Wasser.

HOTEL MARIA THERESIA. Berühmt, erstklassig, bestempfohlen.

HOTEL MARIABRUNN (ALTE HUNGERBURG) 850 m ü. M. Drahtseilbahn.

CAFÉ MAXIMILIAN. Beliebtes und behagliches Café.

CAFÉ, HOTEL u. KASINO „MÜNCHEN“, bestrenommiert.

KONDITOREI u. CAFÉ SCHINDLER. Täglich Konzerte.

KITZBÜHEL. GARTEN- und SPORT-HOTEL. I. Ranges.

HOTEL CAFÉ REISCH. Erstklassig mit allem Komfort.

HOTEL TIEFENBRUNNER. Neu renoviert. Moderner Komfort.

KIRCHBERG b. KITZBÜHEL. HOTEL DAXER.

KUFSTEIN. HOTELBETRIEBE: ANRACHER-DUXERHOF, historisch mit modernem Komfort.

CAFÉ u. KONDITOREI HASENKNOPF. Treffpunkt der Fremden.

CAFÉ NEUMAYER. Wiener Café. Garten. Konzerte.

LANDECK. HOTEL POST. Alpenhotel, moderner Komfort.

HOTEL „GOLDENER ADLER“. Das gutbürgerliche Haus.

GASTHOF UND PENSION „SONNE“, schönste Lage, Prospekte.

LANS b. Jnnsbruck. 850 m ü. M. GASTHOF und PENSION TRAUBE.

HOTEL LANSERSEE, 110 Betten.

LERMOOS (FERNPASS). HOTEL „POST“, mod. Komfort.

HOTEL „DREI MOHREN“, beste Lage, Komf.

MAYRHOFEN (ZILLERTAL) „ALTE POST“. Gutbürgerlich.

GASTHOF UND PENSION „STRASS“. Gutbürgerlich, modern. Komfort.

MUTTERS. GASTHOF und PENSION STAUDER, zivile Preise.

OETZ. HOTEL u. PENSION „DREI MOHREN“, div. Komfort.

PERTISAU, ACHENSEE. HOTEL ALPENHOF, erstes Haus.

HOTEL PENSION „POST“ gutbürgerl.

HOTEL PENSION „STEFANIE“, komfortabl. Familien-Hotel.

PIANS. GASTHOF u. PENSION „POST“, gutbürgl., Prospekte.

REITH b. SEEFELD. GASTHOF „ZUR SCHÖNEN AUSSICHT“, moderner Komfort.

SCHARNITZ. GASTHOF „ZUM GOLDENEN ADLER“ gutbürg.

SCHRUNS. HOTEL TAUBE POST.

SCHWAZ. HOTEL POST, erstklassig. Prachtvolle Gegend.

SEEFELD. WERTHERS GRAND HOTEL POST, I. Ranges.

GASTHOF „KARWENDELHOF“, komfortable Familien-Pension.

GASTHOF „KLOSTERBRÄU“, renommiert, div. Komfort.

GASTHOF ZUM LAMM, altrenommiert, Zentralheizung.

ST. ANTON. HOTEL POST, erstes Haus am Platze.

GASTHOF und PENSION ALPENROSE. Warmwasser-Heizung.

GASTHOF „ZUM SCHWARZEN ADLER“, gutbürgerl., Prospekte.

ST. JOHANN. GASTHOF ZUM BÄREN. Modern. Komfort.

GASTHOF ZUR POST. Gutbürgerlich. Pension 10—12 S.

CAFÉ RAINER. Führendes Haus.

SISTRANS. GASTHOF KRONE, PENSION SALCHNER und ZUR POST.

STEINACH. HOTEL STEINBOCK, erstes Haus, Prospekt.

STEINACHER HOF, gutbürgerlich, am Platze.

GASTHOF „ZUR POST“, bestempfohlen.

GASTHOF UND PENSION „WILDER MANN“, komfortabel.

STUBEN a. ARLBERG. GASTHOF „POST“, führ. Haus.

TELFES. HOTEL SERLES.

ZELL am ZILLER. GASTHOF „ZUM BRÄU“, gutbürgl.

HOTEL POST. I. Haus, mäß. Preise.

GASTHOF SCHNEEBERGER, gutbürgerlich. Pension 8—10 S. Prosp.

ZÜRS am ARLBERG. GASTHOF „ALPENROSE“, gutbürgerlich, fließend. Wasser.

GASTHOF UND PENSION EDELWEISS, altrenommiert, neu umgebaut.

HOTEL ZÜRSER HOF, das Luxushotel mit jeglichem Komfort.

DEUTSCH-BÖHMEN

BODENBACH. HOTEL POST am Landungsplatz und Bahnhof.

BAD KUNNERSDORF. POST OSCHITZ (BÖHMEN), Moor-, Fichtennadel- und Kohlensäurebäder, beispiellose Heilerfolge.

REICHENBERG. HOTEL TERMINUS, 30 eleg. Zimm. Moderner Komfort.

DALMATIEN

DUBROVNIK. (RAGUSA am Adriat. Meer).

GRAND HOTEL IMPERIAL, DUBROVNIK/RAGUSA.

GRAND HOTEL LAPAD, DUBROVNIK 2/GRAVOSA.

GRAND PALACE HOTEL HVAR, LESINA.

ITALIEN

ABBAZIA. REGINA MAJESTIC HOTEL. QUARNERO MAJESTIC HOTEL. QUARNERO HOTEL DES BAINS. KURSAAL GRAND CAFÉ QUARNERO, die Luxushäuser, 200 Zimmer, Prospekte.

HOTEL ATLANTICA. Deutsches Haus, letzter Komfort.

HOTEL EDEN UND QUISISANA, komfortable Häuser, Prospekte.

KURHAUS DR. MAHLER, Sonne und Sport, beste Lage.

PENSION MARIA ZAWOJSKI, sonnige See-Zimmer, Prospekte.

BORDIGHERA. HOTEL DE PARIS. Aller Komfort. Pens. 35 L.

BOZEN. HOTEL MONDSCHEIN, gut bürgerlich, 100 Zimmer.

BOZEN-GRIES. HOTEL AUSTRIA, herrlicher Park.

HOTEL REGINA, prachtvolle Lage, moderner Komfort.

PENSION EDEN, komf. Familienhaus.

MERAN. Südalpiner Kurort, sonnig, mild u. trocken. Moderne Kurmittel, Vergnügungen. Bergbahnen, Autoausflüge ins Dolomiten- und Ortler-Gebiet.

HOTEL ASTORIA. Vornehmer Komfort. Eig. Park.

HOTEL AUSTRIA. Moderner Komfort, schönste Lage.

BAVARIA-HOTEL, exquisites Haus, letzter Komfort.

HOTEL CONCORDIA, ex Maendel, herrliche Lage, fließ. Wasser.

HOTEL-PENSION EDEN, behagliches Familienhaus, mäßige Preise.

PENSION GILMHOF, moderner Komfort, ruhige Lage.

PENSION IRMA MEISTER. Ruhige, schönste Lage. Zentralheizung.

PARK-HOTEL OBERMAIS, ruhig und vornehm, aller Komfort.

HOTEL RITZ, feinste Familien-Pension, beste Lage.

SANATORIUM HUNGARIA, für sämtl. Erkrankung. d. Atmungsorgane.

SANATORIUM MARTINSBRUNN, alle modernen Heilbeihilfen.

DIÄT-SANATORIUM STEFANIE, alle modernen Kurmittel.

NERVI b. GENUA. HOTEL-PENSION BONERA. Deutsch. Haus. Herrliche Lage.

HOTEL GIARDINO-RIVIERA. Aller Komfort. Eigenes Strandbad.

HOTEL-PENSION JNTERNATIONAL. Ruhigste, staubfreie Lage.

RIVA. LIDO-PALACE-HOTEL, modernstes Haus.

HOTEL BELLEVUE, I. R., mod. Komf.

GRAND HOTEL RIVA, komfortabel.

HAINZEL'S HOTEL SEEVILLA, Pens.

TORBOLE. HOTEL LAGI DI GARDA, beste Lage, von Deutsch. bevorz.

SCHWEIZ

AROSA. HOTEL AROSA-KULM, sonn. u. höchstgel. Allermod. Komf.

HOTEL DES ALPES. Gediegenes Familienhaus, beste Lage.

HOTEL ALPENSONNE, gemütliches Haus in bester Lage.

HOTEL BELLEVUE. Bestempfohlen, sonnigste Lage.

HOTEL EXCELSIOR, Familienhotel par excellence, mod. Komfort.

SANATORIUM GRAND-HOTEL, für Mittelstand, sonnig, eigner Park.

ANATORIUM VILLA DR. HERWIG. Gemütl. kleinere Heilanstalt.

CHUR. HOTEL „WEISSES KREUZ“, gutbürgerlich, bestempfohlen.

DAVOS. EDEN HOTEL, modern. Haus, prachtvolle Lage.

ESPLANADE. Das behagliche Familienheim. Preis ab Fr. 15.—.

KURPENSION HORLAUBEN, modern. Haus, sonnige Lage.

PENSION SANS-SOUCI. I. Ranges, mod. Ausstattung.

PRIVATSANATORIUM DR. VÖCHTING. Sonnigste Lage. Fließend. Wasser.

DAVOS-DORF. SANATORIUM DAVOS-DORF u. VILLA MARIA. Ganzjährig. Moderner Komfort.

NEUES SANATORIUM. Bes. M. Neubauer, Chefarzt Dr. J. Gwerder.

HOTEL UND PENSION MEIERHOF. Ruhiges, gut geführtes Haus.

PENSION PAUL. Ganzjähr. geöffnet. Gemütl. kleinere Pension.

SANATORIUM SEEHOF, Pension inkl. Arzt ab Mk. 13.—.

INTERLAKEN. BEAU RIVAGE GRAND HOTEL, letzter Komfort.

HOTEL SCHWEIZERHOF, bestbek. Familien-Hotel I. Ranges.

LUGANO. GRAND- & PALACE-HOTEL, allerersten Ranges, am See, eig. Park, letzter Komfort.

PARK-HOTEL. Familien-Hotel erst. Ranges. Jeder Komfort. Prachtvolle Aussicht. Prospekt D I.

CERESIO-HOTEL ESPLANADE, direkt a. S. m. Schwimm- u. Sonnenbad.

HOTEL FEDERAL, mod. Komfort.

HOTEL MEISTER, 120 Betten, mod. Komfort.

HOTEL-PENSION MINERVA. Prachtv. Aussicht. Pension ab Fr. 11.—.

HOTEL DE LA PAIX, mod. Komfort. Südlage.

HOTEL ST. GOTTHARD-TERMINUS, komfortabel, mäßige Preise.

HOTEL WALTER, komfort. Familienhotel am See.

HOTELPENSION ZWEIFEL, 5 Minut. vom Bahnhof und Schiff.

KURHAUS CADEMARIO, 850 m ü. d. M. Prospekt.

LUGANO-CASTAGNOLA. PENSION BOLDT, schönst. Winteraufenthalt, Pension Fr. 9.—.

HOTEL PENSION DIANA, mod. Komf. Fr. 8.— bis 10.—.

KURHAUS MONTE BRE, phys. diät. (Syst. Dr. Lahmann) Deutsches Haus.

ERZIEHUNG U. BILDUNG

BALLENSTEDT. TÖCHTERHEIM FRAU L. KUNTZE, Pension monatl. Mk. 90.—.

BERLIN-W. 50. TÖCHTERHEIM LOHSE, f. In- u. Ausländerinnen, Marburgerstr. 3. Prosp.

DRESDEN-A. TÖCHTERHEIM SCHOLTZ, eigene Villa. Kaitzerstr. 15.

GLAUCHAU. PÄDAGOGIUM. 10-stufige Knabenschule. Prosp. B.

HALBERSTADT. HÖHERE PRIVATSCHULE und TÖCHTERHEIM MACKRODT, Prosp.

HALLE. DR. HARANGS HÖHERE LEHRANSTALT. Oberprima. Umschulung. Gegr. 1864.

BAD HARZBURG. TÖCHTERHEIM ABEL. Weiterbildung jung. Mädchen wissensch. u. gesell.

SCHULKINDERHEIM VILLA ERIKA. Frau H. Simon.

BAD LAUSICK. HAUSWIRTSCHAFTLICHE FRAUENSCHULE. Prospekt B.

LEIPZIG. BARTHSCHE REALSCHULE, mit Schülerheim. Gegr. 1863. Prospekt.

BAD SUDERODE (OSTHARZ). PRIVAT-TÖCHTERBILDUNGSHEIM HAUS BURCKHARDT. P. m. 100.—.

THALE (AM HARZ). TÖCHTERHEIM LOHMANN. Gründl. Fortbildung in allen Fächern.

WERNIGERODE. HARZ-PÄDAGOGIUM bereit. vor f. Abiturprima, Obersekunda, Versetzung.

TÖCHTERHEIM LISBETH FROHBERG, Nöschenrode. Ia Referenzen.

PAVILLON HENRI IV. -St.-Germain-en-Laye bei PARIS
Hotel-Restaurant allerersten Ranges auf der berühmten Terrasse von St.-Germain. Telephon: 38. (Höhenluft).

NIZZA, HOTEL RÉGENCE
21 rue Honoré-Sauvan.
Ohne Pension. — Im Zentrum. — Nahe zum Meer, Kasino, Garten. — Letzter Komfort, Telefon im Zimmer. — Sehr mässige Preise.

BRASSERIE UNIVERSELLE
mit den bekannten feinen
HORS D'OEUVRES!
Die gute Küche — Der gute Keller
PARIS, 31, Avenue de l'Opéra.

ROTISSERIE DU CARDINAL
1 Boulevard des Italiens 1
PARIS
Im Stadtinnern bei der Börse
VORZÜGLICHE KÜCHE!
DIE BESTEN DELIKATESSEN!
WIENER MEHLSPEISEN!
ZUCKERBÄCKEREIEN!
GUTES BIER!
GUTE WEINE!
GEPFLEGTER KELLER!
DEUTSCHES PERSONAL!
DEUTSCHE ZEITUNGEN!
DEUTSCHER TREFFPUNKT!

STRESA EIN EDEN AM LAGO MAGGIORE
Saison im Frühling und Herbst. Station der Simplon-Loetschberglinie. Jedwede Betätigung in Sport und Vergnügen. Tennis, Golf, Hürdenrennen. Tanz und Theater. Ruder-, Segel- und Motorboot-Regatten.
Grand Hotel et des îles Borromées
Luxushaus, direkt am See. Großer Park. Mittelpunkt der Eleganz und Sportwelt.
Auskunft u. Prospekte: Direktor **Cav. Moranzoni, Stresa**

THE LANCASTER HOTEL
7 Rue de Berri — CHAMPS ELYSÉES
Telegr.-Adr.: Otelancast Paris
PARIS
Höchster Komfort.

PARIS-MONTMARTRE
Le Rat Mort
2 Kapellen-Tänze. Attraktionen-Kotillon
7 Place Pigalle.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4334. 170. Band. — 5. April 1928.

Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge.

SCHWEIZERISCHE BADEORTE

Die **Schweizerische Verkehrszentrale** in Zürich und Lausanne erteilt unentgeltlich Auskünfte über die Badeorte. Broschüren gratis.

TARASP-SCHULS-VULPERA

Einziges Glaubersalzbad der Alpen.
1250 m. ü. M. Unterengadin. Anfangs Mai — Ende September.
Weltbekannte Mineralquellen in Verbindung mit Engadiner Höhenluft und Sonne. — Diese in Europa einzige Kombination erklärt die glänzenden Heilerfolge bei Verdauungs-, Stoffwechsel-, Nerven- u. Tropenkrankheiten usw. Alle Sommersporte. Bettenzahl 2200. Prospekt Nr. 16 gratis.

BAD PASSUGG bei Chur.

830 m. ü. M. Weltberühmte Heilquellen. Trink-, Bade- und Diätkuren. Vorzügliche Erfolge. Saison: Mai bis Oktober. Kurverein.

ALVANEU-BAD, Graubünden.

950 m. ü. M. Schwefelquellen in waldreich. Luftkurort. Bade-, Trink- u. Inhalationskuren, Sonnenbäder, Quarzlampe, Arzt.

TENIGERBAD, Graubünden.

1300 m. Bittersalzhaltige Gipsquellen, waldreich, geschützt, staub- u. autofrei. Luft- u. Badekurort. Illustrierte Prospekte.

BAD VAL SINESTRA, Engadin.

1480 m. ü. M. Stärkste an Kohlensäure reiche Arsen-Eisen-Quellen in alpiner Lage. Anerkannt erfolgreiche Wirkung bei Blut-, Nerven-, Stoffwechsel-, Hautkrankheiten, Rheumatismus, Gicht, Diabetes. Trink-, Bade- u. Schlamm-Kuren. Kurhaus-Eröffnung 1. Juni. Prospekte durch die Direktion Kurhaus Val Sinestra, Engadin.

ACQUAROSSA. Hotel „Terme."

Frappante Erfolge bei: Gicht und Rheumatismus, Ischias, Exsudaten des Bauch- und Brustfelles, Frauenkrankheiten.

BEX SOLBAD bei Montreux.

Prachtvolle Lage Sedatives, zugleich tonisches Klima. Berühmtes Ausflugszentrum. Sporte: Golf, Tennis, etc.

THERMALKURBAD
BADEN bei Zürich, Schweiz.

Radioaktive Schwefelthermen von 48°. Unvergleichliche Heilerfolge bei Rheumatismus, Gicht, Ischias, Frauenleiden. Diagnostisch.-therapeutisch. Institut, Inhalatorium. — Kursaal, Konzerte, Bälle, Theater, Tennis. Prosp. d. d. Kurverwaltung.

RADIO-THERMALBAD
RAGAZ-PFAEFERS

Indikationen: Stoffwechsel-, Gelenk- und Muskelleiden, Nieren- und Frauenleiden. Einzel-Thermalbäder und einzigartiges Schwimmbad. Medizin. Institute. — Sport: Golf — Tennis. Grand Hotel Quellenhof — Grand Hotel Hof Ragaz — Hotel Bad Pfäfers. Kursaal.

SOLBAD
RHEINFELDEN

Jllustr. Führer durch das Verkehrsbureau.

SCHINZNACH, SCHWEFELBAD.

Im Aargau a. d. Linie Olten - Brugg - Zürich.
Nimmt nach Prof. Dr. Treadwell (Zürich. Hochschule) u. ander. physikal. Chemikern „unt. d. Schwefelbädern d. Kontinents die erste Stelle" ein. „Kurhaus" u. „Pension Habsburg" geeignet bei: Gicht, Rheumatism., Knochen- u. Gelenkerkrank., Frauenleiden, nichttuberkul. Katarrhen d. Luftwege, Asthma, Hautkrankh. (vener. ausgeschl.). Neu eingerichtet: Kinderstat., Privatbäder, Zimm. m. fließ. Wass. — Tennis, Fischerei.

Kurhaus Schloß
BRESTENBERG a. Hallwilersee.

Der ideale Ort für Ruhe- und Erholungskuren. Beste hydro- und elektrotherapeut. Einrichtungen. Aller Komfort und Behaglichkeit. Bitte Prospekte verlangen.



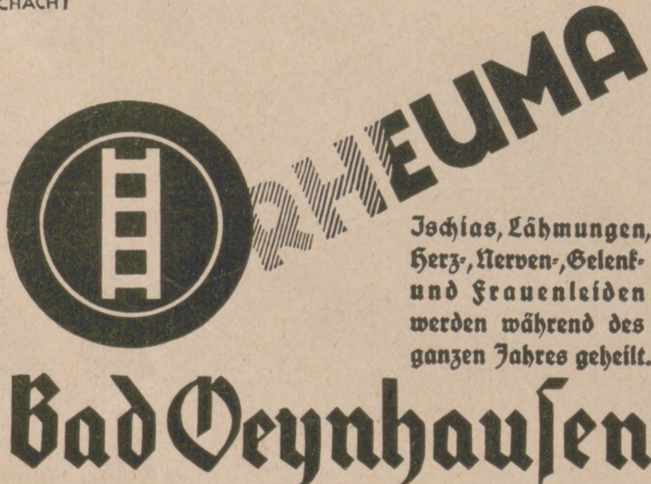
LE GRAND PALAIS NIZZA

150 luxuriös eingerichtete Appartements. — 150 Badezimmer. — 9 Lifte. — Inklusive Bettwäsche, Kochgeschirr, Porzellan u. Glasservice, als auch Silberbestecke etc. — Zentralheizung. — Fließendes warmes Wasser. — Garage. — Großer Garten und Terrasse. — Dominante sonnige Lage. — Prachtvolle Aussicht auf die Stadt u. auf das Meer. E. Rabouin, Direktor.

GRAND HOTEL
SAN REMO VI. **BELLEVUE**
und **VILLA ZIRIO**

(Nachweisbar mildestes Klima der Riviera). Führendes, mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattetes deutsches Haus in windstiller Lage mit Rundblick aufs Meer, inmitten eigener grosser tropischen Parkanlagen. / Tennis. / Garage.
Das ganze Jahr geöffnet.
Auf der Durchreise durch Mailand empfehlen wir das Grand Hotel „METROPOL" am Domplatz, nächst dem Scala-Theater.

SCHACHT



Ischias, Lähmungen, Herz-, Nerven-, Gelenk- und Frauenleiden werden während des ganzen Jahres geheilt.

Bad Oeynhausen

PROSPEKTE DURCH ALLE REISEBÜROS UND DIE BADE-VERWALTUNG

Das Fachinger Wasser spielt von jeher bei Erkrankungen des Verdauungsapparates als Gesundheitswasser eine ganz hervorragende Rolle.

LUGANO, HOTEL PENSION DIANA

Sonnige Balkonzimmer. Nähe Tram und See. Zimmer mit fliessendem Wasser. Pensionspreise Fr. 8.—, 10.—. Prospekte durch **F. Merz,** Besitzer.

Bad Blankenburg Thüringerwald
Sanatorium für Nervenkranke
Sanitätsrat Dr. Warda

KURHAUS
für Nervenkranke
Tannenfeld
bei Nöbdenitz, Thüringen.
Prosp. d. **Dr. med. Tecklenburg.**



MONTANA-Vermala, 1600 m.

Sanatorium Stephani

Führendes Haus für Behandlung aller Lungenkrankheiten.

Herrlichste Sonnenlage der Schweiz.

Pension von 13—25 Frs.

Leitung: Dr. Th. Stephani.



O- u. X-Beine

Ohne Berufsstörung
heilt auch bei älteren Personen der seit Jahrzent bewährte Beinkorrektionsapparat. D. R. Patent 335 318. Verlangen Sie kostenlos Broschüre und Beratung. Wissenschaftlich orthopädische Werkstätten
Arno Hildner, Chemnitz 26.
Zweigniederl.: Berlin, Am Zoo 26, Kantstraße 4.

In der Sammlung J. J. Webers Jllustrierte Handbücher erschien:

Die Astrologie

Entwicklung, Aufbau und Kritik. Von Professor Dr. Arthur Krause. Mit 50 Abbildungen. Geb. RM. 7.50. Verlag von J. J. Weber, Leipzig C 1.

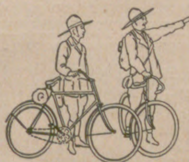


Sanatorium Am Goldberg
Bad Blankenburg XII, Thür. Wald.
— Tel. 44. —
Leitender Arzt: Dr. Keienburg, Facharzt für innere Krankheiten.

3500 u. 3700 Kilometer durch 7 Länder auf **KAYSER-RÄDERN**



I. Tour: Trier–Marseille–Valencia–Genua–Basel–Trier.
II. Tour. Trier–Nizza–Florenz–Rom–Neapel–Tunis–Marseille–Trier.



Die bei diesen Fahrten benutzten KAYSER-FAHRRÄDER haben ohne jeden Defekt die schwierige Strecke überwunden.

Verlangen Sie bitte kostenlose Zusendung des neuen Kataloges.

Kayserfabrik A. G., Kaiserslautern 38 b.

San.-Rat Dr. Bielings Waldsanatorium
Tannenhof
Friedrichroda in Thür.
zu klin. Behandlung u. Spezialdiät. Kuren bei Nerven-, Herz-, Magen-, Darm- u. Stoffwechselkrankheiten, speziell Basedow u. Fettleibigkeit.



Briefm.-Haus Burbach, Köln

Krebsgasse 18. — **Gegr. 1898.** — Preislisten kostenlos. Anbieten alle verschieden 1000 3.—, 2000 8.50, 20 Albanien 2.50, 150 Bulgarien 5.—, 300 Deutsch. Reich 2.—, 200 engl. Kol. 4.—, 200 franz. Kol. 3.—, 400 Übersee 5.50, 40 Litauen 3.—, 25 Liberia 2.50, 50 Sowjet-Rußland 2.—.

LYON GRAND HOTEL
Gd NOUVEL HOTEL
DIE 2 GRÖSSTEN LUXUS-HOTELS

Bad Elster für junge Frauen

Badescnrift Nr. 35 kostenlos durch die Badedirektion.



Pflegen Sie Ihre Schönheit, wie Sie Ihre Gesundheit pflegen. Ihr Gesicht ist ein Meisterwerk der Schöpfung, welches Sie schützen müssen. Die

Crème Simon

nach altbewährten Rezepten hergestellt, befreit die Haut von allen Unreinheiten, bewahrt ihr Schönheit, Seidenweiche und Jugendfrische, gibt dem Teint die reine, weiße Farbe und verhindert jede Faltenbildung.

Puder und Seife Simon, PARIS.

Allgemeine Notizen.

Für den internationalen Autorenkongreß vom 15. bis zum 25. April in Berlin hat sich ein Ehrenausschuß gebildet, dem unter anderm der Reichsaußenminister, der Reichsjustizminister, der Reichsinnenminister und der preußische Unterrichtsminister angehören. Dem Kongreß kommt insofern eine besondere Bedeutung zu, als der internationale Bund der Autoren- und Komponistenverbände erst auf dieser Berliner Tagung sein Statut errichten wird. Der Kongreß ist also in gewissem Sinne die konstituierende Versammlung für den Zusammenschluß der Autoren der ganzen Welt, soweit sie an Aufführungsrechten interessiert sind. Für die zehn Tage des Kongresses ist seitens der Kongreßleitung, der Reichsbehörden und der Stadt Berlin eine große Anzahl von Empfängen und Veranstaltungen zu Ehren der ausländischen Gäste vorgesehen. Es ist mit der Anwesenheit der bekanntesten europäischen und außereuropäischen Bühnenautoren und -komponisten als Delegierte ihrer Verbände zu rechnen.

Dem Gutenberg-Museum in Mainz sind von der Stadtverwaltung zwei alte Patrizierhäuser, der „Römische Kaiser" und der „König von England", beide Sehenswürdigkeiten in der Nähe des Domes, zum weiteren Ausbau der Anstalt überwiesen worden. Das Museum ist mit allem Nachdruck bestrebt, seine Sammlungen über die Entwicklung der Buchdruckerkunst nach ihrer technischen Seite hin zu vervollständigen. Alle Besitzer von altem Gießerei-, Setzerei- und Druckereigerät werden daher gebeten, dieses Material dem Gutenberg-Museum zu überweisen, anzubieten oder unter Wahrung des Eigentumsrechts zur Ausstellung zu überlassen. In Betracht kommen, um nur einiges zu nennen: Ahlen, Firniß-Siedkessel, Ölblasen, Waschbretter, Punkturenzangen, alte Leuchter, Sanduhren, alte Maße und Gewichte, Stoßzeuge, Schraubstöcke, Schmelztiegel, Beseh-Bleche, Kernmaße, Kreuzmaße, Setzschiffe, Winkelhaken, Klopfhölzer, alte Waschfässer, Feuchtvorrichtungen, Abziehklötzchen, alte Messer, Tiegelzangen, Laugentöpfe, Preßhandschuhe, Lichtschirme usw. usw. Desgleichen wäre das Museum sehr dankbar für den Nachweis von alten hölzernen oder eisernen Handpressen, alten Schnellpressen in Originalen oder Modellen, ferner für den Nachweis einer alten Papiermühle usw.

Das vierzehnte Turnfest der Deutschen Turnerschaft wird, wie wir früher bereits mitgeteilt haben, vom 25.

Bei Bezug unserer Zeitung durch die Post

bitten wir Unregelmäßigkeiten in der Zustellung sogleich dem zuständigen Bestellpostamt zu melden. Erst wenn dies erfolglos ist, bitten wir uns davon in Kenntnis setzen zu wollen. Wird unsere Zeitung in beschädigtem Zustande zugestellt, so bitten wir die Annahme unter Hinweis auf die Beschädigung zu verweigern und in diesem Falle uns gleichzeitig direkt zu benachrichtigen.

Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung (J. J. Weber), Leipzig C 1, Reudnitzer Strasse 1—7.

bis zum 29. Juli d. J. in Köln abgehalten. Der Verlauf ist wie gesagt wie folgt geplant: Der Mittwoch, 25. Juli, soll das Fest durch Empfang und Begrüßungsfeiern der Teilnehmer einleiten; am Donnerstag, 26., und Freitag, 27. Juli, sollen Wettkämpfe aller Art ausgetragen werden. Der Sonnabend, 28. Juli, ist den achtzehn Turnkreisen für ihr Kreisturnen, entsprechend ihrer Eigenart ohne Wettkampfcharakter gewidmet, abends soll ein gewaltiger Fackelzug und eine Rheinbeleuchtung stattfinden. Das Hauptereignis dürfte sich am Sonntag, 29. Juli, abspielen. Vormittags werden alle Teilnehmer sich zu einem riesigen Festzug durch die Altstadt vereinen. Den Glanzpunkt werden nachmittags bei den Massenvorführungen die allgemeinen Freiübungen der Turner und Turnerinnen bilden. Der Abschluß dieser außerordentlichen Kundgebung für das deutsche Turnen wird die Siegerverkündung sein. — Für das nächstfolgende Deutsche Turnfest 1933 treten bereits die ersten Bewerber auf, vor allem die Stadtverwaltung von Stuttgart.

Eine Filmexpedition rund um die Welt. Die Hamburg-Amerika Linie entsandte mit ihrem Weltreisedampfer „Resolute" eine Filmexpedition, die die Aufgabe hat, auf der nach dreißig Ländern in vier Kontinenten führenden Fahrt das Leben der Völker in seinen mannigfaltigen Erscheinungsformen bildmäßig zu erfassen und mit besonderen Apparaten eine originale Musik hierzu an Ort und Stelle aufzunehmen. Die Expedition konnte bei dem Aufenthalt des Schiffes in Athen bereits interessante Szenen filmen. Verschiedene Wahrzeichen des Hellenentums, ferner altgriechische Tänze, die Knaben und Mädchen in ihrer Nationaltracht zeigen, wurden aufgenommen. Eine Parade der Leibgarde des griechischen Präsidenten in ihrer malerischen Uniform, ferner Bilder aus dem Leben griechischer Flüchtlinge aus Kleinasien, die in ärmlichen Holzbuden in der Umgebung von Athen sich durch Teppichweberei ernähren, spiegeln das moderne Griechenland wider.

Eine vortreffliche Verbindung nach dem Norden mit durchlaufenden Wagen, auch Schlafwagen, und nur zwei Stunden Seefahrt mit großen, eleganten Dampffähren führt über Warnemünde-Gjedser. Bei Reisen nach den nordischen Ländern empfiehlt es sich, Auskünfte und die ausführlichen Prospekte von dem Reisebüro „Norden", Amtliches Reisebüro der Dänischen Staatsbahnen, Berlin W. 8, Unter den Linden 30 einzufordern.

Noch eine Minute! Wer möchte namentlich in dieser Jahreszeit morgens nicht bis zur letzten Minute schlafen? Schlaf ist gesund. Er wird nur allzuoft so lange ausgedehnt, daß zu einem gemütlichen Frühstück nicht mehr Zeit bleibt. Es wird dann hastig ein Schluck Kaffee getrunken, wenn nicht das Frühstück überhaupt versäumt wird. Die wenigsten Menschen berücksichtigen, daß in den Vormittag die anstrengendsten Stunden des Tages fallen. Diese Tatsache erklärt die Notwendigkeit eines kräftigen Frühstücks. Bei einem solchen sollte Stollwerck-Kakao nicht fehlen. Kakao ist außerordentlich nahrhaft und verschafft für mehrere Stunden das Gefühl der Sättigung. Und wenn es noch so eilig ist, sollte jeder erst eine Tasse Stollwerck-Kakao trinken, ehe er seine Beschäftigung aufnimmt. Man braucht dann keinen besonderen Imbiß. Wer aber einmal selbst für seinen Morgenkakao nicht mehr Zeit hat, möge eine Tafel Stollwerck-Schokolade mit zur Arbeit nehmen. Sie ist Nahrung in konzentriertester Form und enthält wie kein anderes Nahrungsmittel Nährstoffe und anregende Stoffe zugleich. — Aus diesem Grunde ist Stollwerck-Schokolade auch das gegebene Schulfrühstück für Kinder, in deren Entwicklungszeit die Ernährungsfrage von größter Bedeutung ist.

Der störungsfreie elektrische Hochfrequenz-Apparat „RADIOSTAT".

Die immer häufiger auftretenden Klagen der Rundfunkhörer gegen die Störungen, die durch die Benutzung der Hochfrequenz-Apparate während der Sendezeit vielfach verursacht werden, haben dazu geführt, daß von der Industrie die verschiedensten Versuche zur Herstellung störungsfreier Apparate gemacht wurden, die jetzt zum Abschluß gekommen sind und zu einem befriedigenden Ergebnis geführt haben. Es besteht nämlich die Möglichkeit, den elektrischen Hochfrequenz-Apparat RADIOSTAT, der von der Electricitäts-Gesellschaft „SANITAS", Berlin N. 24 hergestellt wird, mit einer Störbefreiungseinrichtung zu versehen. Die so ausgerüsteten Apparate unterscheiden sich äußerlich und in der Leistung von den bisherigen Modellen nicht, sie benötigen auch keinerlei Zusatz-Apparate, haben aber den großen Vorteil, daß durch ihre Benutzung irgendwelche Störung des Rundfunkempfanges nicht stattfindet. Unter allen Umständen ist vor Apparaten zu warnen, bei denen die Störbefreiung durch Umlegen einer Metallschelle um den Handgriff des Hochfrequenz-Apparates erreicht werden soll, weil beim immerhin möglichen Durchschlagen des im Apparat befindlichen Kondensators der Benutzer direkt mit dem Netz verbunden ist, was auf jeden Fall lebensgefährlich ist, und zwar um so mehr, als der Benutzer des Apparates die Schelle umklammert und im Falle des Durchschlagens den Handgriff nicht wieder loslassen kann. Derartige Einrichtungen entsprechen nicht den im Interesse der Sicherheit vor Schädigungen durch den elektrischen Strom vom Verbande Deutscher Elektrotechniker herausgegebenen Leitsätzen, wonach im Hinblick auf die damit verbundene Gefahr Bedienungsgriffe von Handapparaten nicht aus Metall bestehen dürfen. Der RADIOSTAT mit Störbefreiung ist dadurch äußerlich kenntlich gemacht, daß er im aufgeklappten Etuideckel die Inschrift „RADIOSTAT, störungsfrei für Radio" trägt und daß er vorn am Etui 2 Metallknöpfe hat. — Ebenso wie der RADIOSTAT sind auch die von derselben Gesellschaft hergestellten Hochfrequenz-Apparate MEDIOFOR und RADIOFOR mit einer Störbefreiungseinrichtung lieferbar. Der Mehrpreis für die mit dieser Einrichtung ausgestatteten Apparate beträgt 10.— RM. Es können aber auch alle alten Apparate RADIOSTAT, MEDIOFOR und RADIOFOR mit der Störbefreiungseinrichtung nachträglich versehen werden, die hierfür entstehenden Änderungskosten betragen 15.— RM. Der elektrische Hochfrequenz-Apparat RADIOSTAT mit Störbefreiung ist in allen einschlägigen Geschäften erhältlich. Ausführliche Druckschriften versendet die Fabrik Electricitätsgesellschaft „SANITAS", Berlin N. 24.

Wie der Duft der ersten Frühlingsblume eine feine, beglückende Melodie ist, so ist eine rauschende Sinfonie von allem Schönen dieser Welt:

VOGUE

Das Parfüm der Dame.

F. WOLFF & SOHN

Parfüm 3.50 u. 7.– · Kopfwasser 4.50 · Seife 1.50 · Geschenkpackungen

Puder 1.50 · Talkpuder 2.50 · Badesalz 3.50 · Geschenkpackungen

Anschauungsbilder für den Unterricht,
einfarbig und mehrfarbig, aus unserer Illustrirten Zeitung ausgewählt, in Serien zusammengestellt und herausgegeben vom Leipziger Lehrer-Verein sind für billigen Preis (Einzelserie RM. 1.–) von uns zu beziehen, ebenso dazu passende Wechselrahmen je RM. 1.50 (großer) bzw. je RM. 1.– (kleiner). Vollständige Verzeichnisse umsonst und postfrei.
J. J. Weber, Lehrmittel-Abteilung, Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1–7.

Sulm-Rad

Etwas Schöneres und Besseres hätten wir der Jugend nicht anschaffen können! Mit diesen Sulm-Rädern erlebt sie täglich neue Freuden.

Die Räder sind sehr flott und elegant, dabei auch recht stabil gebaut, abgesehen von dem billigen Preis.

Verlangen Sie unbedingt vom Fahrradhändler den neuen Prospekt, oder direkt von uns.

NSU Vereinigte Fahrzeugwerke A.-G. Neckarsulm (Württ.)

Gut und billig!



Jeder Tag ein frohes Fest

in dem Hause, wo die Kinder mit der Puppe

„Mein rosiger Liebling"

spielen. Das Schönste an Naturähnlichkeit. Die reizendste Puppe auf dem Weltmarkte.



In jedem feinen Spielwarengeschäft und Kaufhaus zu haben.

Hermann Schneider,
Dr. phil. et Dr. med. Prof. der Philosophie und der Pädagogik an der Universität Leipzig.

Die Kulturleistungen der Menschheit.

ERSTER BAND.
Lex. 8°. XIV, 672 Seiten. Mit 3 Tabellen.
Preis: Brosch. 27.30 RM. Geb. 30.– RM.

Der vorliegende erste Band kann auch nach und nach in 21 Lieferungen zu je 1.30 RM. bezogen werden.

Ein monumentales Werk deutscher Geschichtsforschung. Für jeden Gebildeten ein Führer durch die Kulturen der Jahrtausende.

„... Dieser Geschichtsdurchblick ... ist ein so ungeheurer Wurf, daß man ihn als künftige Grundlage aller wissenschaftlichen Geschichtsbetrachtung ansehen muß. Denn er hat seine Stärke nicht in werbenden Werturteilen oder persönlichen poesievollen Einfühlungen, sondern in der einfachen Kennzeichnung und logischen Aufzeichnung des Tatsächlichen und Greifbaren. Es ist die erste wirkliche Geschichte der menschlichen Kultur ..."
„Allgemeine Zeitung, Chemnitz".

Der zweite Band, der die Völker Europas in der Neuzeit (seit 1200 nach Christi) behandelt, soll in absehbarer Zeit abgeschlossen und dann auch in Lieferungen (voraussichtlich ab 1929) ausgegeben werden.

Verlag J. J. Weber, Leipzig C 1.

108 JAHRE

IRMLER

FLÜGEL · PIANINOS



LEIPZIG C. 1 / LEPLAY-STRASSE 10a
(Nachweis der nächsten Vertretung auf Anfrage)



ARBEITSGEBIETE: Grabmale, Ehrenmale, Mausoleen, Gartenplastiken, Brunnen, Kamine, sowie sämtliche Steinmetz- u. Bildhauerarbeiten für Bauten.

Lieferung einschl. Aufstellung nach allen Plätzen des In- u. Auslandes.

Vorbildermaterial bereitwilligst.

Nebenst. Abb.: Ehrenmal für Schüren i. Westf.

Werkstätten A. Stösslein,
DRESDEN-A. 21/1 ✶ Gegr. 1905.



Invalidenräder
Krankenselbstfahrer, *auch mit Motorantrieb*, Krankenfahrstühle, solide Fabrikate. Katalog gratis.
Rich. Maune, Dresden-Löbtau 2.

Zum Aushang im Schaufenster, Schaukasten usw. **„Das Neueste vom Tage"** in guter Auswahl und schöner Ausführung bringt in wöchentlichen Serien *„Aktueller Bilderdienst"*
Verlag J. J. Weber, Leipzig C 1.

Aushänge-Rahmen dazu in verschiedenen Formen und Preislagen. Verlangen Sie unverbindlich kostenlose Offerte mit Probebildern.

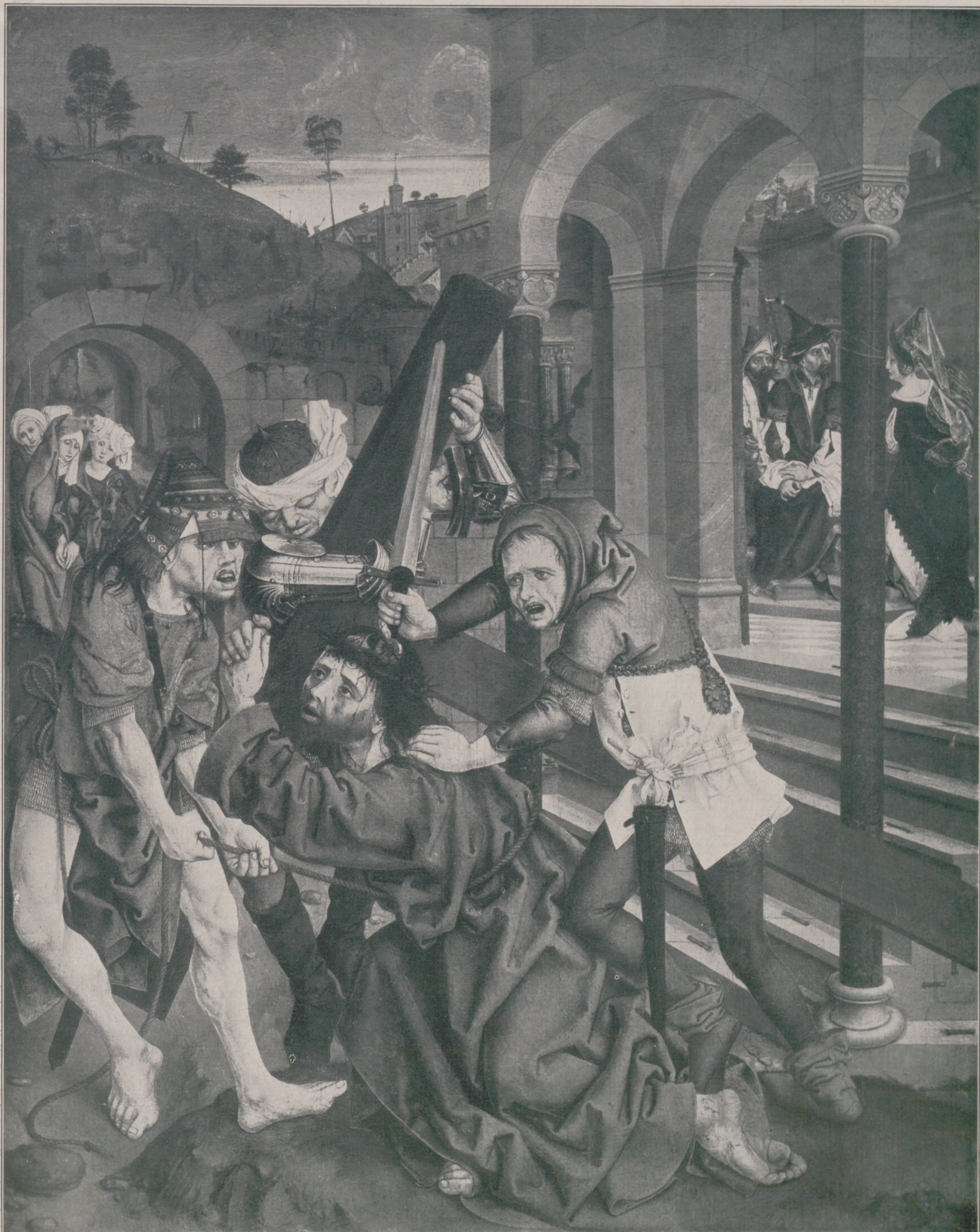


ANKER TEPPICHE

GEBRÜDER SCHOELLER
DÜREN-RHLD.



ILLUSTRIRTE ZEITUNG



KREUZTRAGUNG CHRISTI

TAFELGEMÄLDE / FRÄNKISCHE SCHULE 1480—1490

(Im Besitze des Germanischen Museums in Nürnberg)

Leben, Tod und Unsterblichkeit

VON DR. HANS DRIESCH, PROFESSOR DER PHILOSOPHIE AN DER UNIVERSITÄT LEIPZIG

Die Worte „Leben", „Tod" und „Unsterblichkeit" bezeichnen drei Fragen, auf die eine endgültige klare Antwort im Sinne eines „So ist es" durchaus unmöglich ist. Das einzige, was geschehen kann, ist ein Studium verschiedener einzelner, sich im Rahmen der großen Fragen abspielender Tatsachen, verbunden mit der Erwägung gewisser Möglichkeiten.

*

Die Phänomene des Lebens, im Sinne des organischen Lebens, gestatten hier nun noch am ehesten so etwas wie eine einer Entscheidung wenigstens im Grundsätzlichen nahekommende Antwort, und so wollen wir denn mit ihnen beginnen.

Wir setzen voraus, daß jeder eine gewisse, wenn auch nicht ganz geklärte Vorstellung von einem lebendigen Körper, d. h. einem organischen Wesen, hat, daß er weiß, ein solches Wesen bestehe aus Materie, habe eine bestimmte, sehr typische Form, entwickle sich aus dem Ei, pflanze sich fort, zeige Stoffwechsel, bewege sich usw. Und da werfen wir nun gleich die Grundfrage auf: Lassen sich die Geschehnisse, die wir an einem Organismus beobachten, auf die elementaren Geschehnisse an unbelebten Dingen, also auf die Gesetze der Physik und Chemie, restlos zurückführen oder nicht. Wäre das zweite der Fall, so würde also das Leben eine Eigengesetzlichkeit, eine „Autonomie" zeigen. Man pflegt dieses Problem in Form der Doppelfrage „Mechanismus oder Vitalismus?" auszusprechen.

In meiner „Philosophie des Organischen" ist ausführlich dargelegt worden, daß eine Zurückführung der organischen Geschehnisse auf die Gesetze der unbelebten Natur nicht möglich ist. Ich stelle hier einige der Grundgedanken dieses Werkes in Kürze dar:

Bekannt ist, daß jeder erwachsene Organismus sich aus dem Ei, das eine Zelle ist, im Wege der sogenannten Embryologie entwickelt, und daß die erste Phase dieses Prozesses in der sogenannten Furchung besteht, das heißt in einer Zerklüftung der einen Eizelle in 2, 4, 8, 16 usw. Zellen, bis deren etwa 1000 erzielt sind, worauf dann Faltungen, Wanderungen, Wachstumsvorgänge, begleitet von einem Verschiedenwerden der Zellen, die anfangs alle von gleichem Aussehen waren, einsetzen. Man könnte nun angesichts dieser Vorgänge ohne nähere Prüfung wohl sagen und hat in der Tat lange Zeit gesagt, hier läge ein durchaus maschinenartiges, also, im weitesten Sinne des Wortes, mechanisches Geschehen vor: im Hühnerei etwa sei bereits das Huhn mit allen seinen Teilen, vielleicht in einer gewissen Verzerrung, vorhanden, und die Embryologie bestehe nur darin, daß die verschiedenen Teile dieses Klein-Huhns wachsen und auf verschiedene Zellen verteilt werden, bis endlich das Groß-Huhn mit seinen Milliarden Zellen da ist.

Aber diese Theorie findet keine Stütze in den Ergebnissen des embryologischen Experiments. Wenn man, etwa beim Ei des Seeigels oder des Fisches, die 2 oder 4 ersten Zellen, in die sich das Ei zerklüftete, voneinandertrennt, erhält man aus ihnen nicht etwa die Hälfte oder ein Viertel des erwachsenen Organismus, sondern jedesmal den ganzen in verkleinertem Maßstabe. Dasselbe ergeben 3 der ersten 4 Zellen zusammengenommen; da zeigt sich nicht irgendein Defekt. Man kann auch, etwa im achtzelligen Stadium, die Zellen miteinander in ihrer Lage vertauschen, ohne etwas fortzunehmen, und erhält doch das normale Ganze. Von dem Stadium, auf dem etwa 1000 Zellen vorhanden sind, kann man jede beliebige Zahl von Zellen an beliebigem Ort fortschneiden und erhält aus dem Rest das Ganze. Ja, man kann auch zwei Keime in ihrem tausendzelligen Stadium zur Verschmelzung bringen und erhält — einen Organismus, der dann ein „Riese" ist. Von einem Vorbestimmtsein der einzelnen Zellen des Keimes zu bestimmtem Schicksal ist also keine Rede. Damit aber fällt die „Maschinentheorie", denn eine Maschine bleibt nicht, was sie ist, wenn man ihr beliebige Teile nimmt oder ihre Teile beliebig verlagert. Die Maschinentheorie aber ist hier die einzige mögliche Form einer „mechanischen" Theorie überhaupt; denn daß der Organismus durch die zufälligen Kräfte der Außenwelt gebildet werden könnte, wäre eine völlig unsinnige Annahme angesichts seines so durchaus typischen Baues und ist auch niemals behauptet worden.

So haben denn also die embryologischen Versuche die Unmöglichkeit des Mechanismus dargetan und die vitalistische Theorie bewiesen.

Zu demselben Ergebnis würde die zergliedernde Betrachtung des Benehmens, des Gebarens eines erwachsenen Organismus führen. Wir sehen da, daß in dem, was wir „Gedächtnis" und „Verstehen" nennen, Dinge vorliegen, die nirgends in der unbelebten Welt irgendwie ihresgleichen haben. Zum zweitenmal bricht der Mechanismus zusammen und zugleich, was für den Kenner gesagt sei, die Theorie des sogenannten „psychophysischen Parallelismus".

Wie denn geht es im Organischen zu, wenn es hier nicht „mechanisch" zugeht? Wir müssen eben Kräfte einführen, welche nicht zwischen den Teilen der Materie wirken, wie die Kräfte der unbelebten Natur das tun, sondern welche die Kräfte der Materie benutzen und lenken; Kräfte, welche immer aufs Ganze zustreben, welche „ganzmachend" sind. Ich habe den alten Ausdruck Entelechie, der von Aristoteles stammt, zur Bezeichnung solcher Kräfte eingeführt. „Entelechie" heißt: das, was das Ziel in sich trägt; und derartiges kommt hier ja in Frage, wenn auch die reine, ganz objektive Naturwissenschaft am besten in kühler Weise zunächst nur von „ganzmachenden" Kräften spricht.

Freilich darf die Naturforschung nun als Analogie seelische Ausdrücke heranziehen und sagen, es sei so, als ob die ganzmachenden Kräfte von psychischer Art seien, als ob da „unbewußt Seelisches" am Werke sei, wobei sie dieses freilich nicht mit dem eigentlichen Intellekt, sondern besser mit dem Instinkt, wie wir ihn bei Bienen, Ameisen usw. kennen, vergleichen wird. Denn die vitale Kraft „lernt" nicht und „probiert" nicht, so wie wir es tun bei unseren Handlungen. Sie arbeitet vollendet und sicher vom erstenmal an, wie sich auch besonders bei den von uns hier nicht erörterten Regenerationen zeigt.

Nur andeutungsweise wollen wir über die Entelechie noch sagen, daß sich die Art und Weise ihres Eingreifens in das Getriebe der Materie sehr wohl so fassen läßt, daß der bekannte Satz von der „Erhaltung der Energie" nicht verletzt wird. Doch das mag, wer will, in meinem Buche nachlesen, und wir fassen hier nur noch einmal kurz zusammen, was wir angesichts unserer Darlegungen als letztes Wort über das Leben zu sagen haben:

Das Leben ist ein Vorgang, den wir zwar nur an materiellen Körpern kennen, der aber nicht aus der Materie entspringt. Zwei Grundelemente der Wirklichkeit sind an ihm beteiligt: die Materie mit ihren Eigenkräften und ein seelenartig wirkendes immaterielles Agens, die Entelechie. Eine tiefe Kluft scheidet also den belebten vom unbelebten Teil der Natur.

*

Über den Tod als Vorgang, also über das „Sterben" wissen wir eigentlich nur, daß es geschieht, d. h. daß das Leben jedes organischen Individuums endlich ist. Die Entelechie gibt nach einer für jede organische Spezies, in Form ihrer durchschnittlichen „Lebensdauer", festgelegten Zeit die Kontrolle über die Materie auf; in der „Leiche" ist diese dann ihren eigenen Kräften überlassen.

Weshalb ist die durchschnittliche Lebensdauer endlich? Sagen wir zunächst, daß sie das ja bei einzelligen Wesen gar nicht ist. Diese teilen sich fortgesetzt und, unter entsprechenden Umständen, ohne Ende; und mag man auch sagen, daß bei der Teilung das Individuum in gewissem Sinne aufhöre zu sein, so fehlt doch jedenfalls die „Leiche". Ja, auch bei höheren Tieren ist die Folge der Geschlechtszellen eine grundsätzlich endlose Reihe: alle Generationen stehen durch diese Zellen in materiellem Zusammenhang, wobei es sich, des Stoffwechsels wegen, freilich nicht um „dieselbe" Materie im strengen Sinne handelt. Man sieht also: unbedingt notwendig ist das eigentliche „Sterben" mit Zurücklassung der Leiche nicht. Weshalb ist es an den Körpern der höheren Organismen verwirklicht?

Der deutsch-amerikanische Physiologe J. Loeb hat gemeint, es sei den organischen Individuen ein für jede organische Spezies festgelegter Betrag eines chemischen Stoffes mitgegeben, und wenn dieser „aufgebraucht" sei, trete eben das Sterben ein; kaltblütige Tiere leben in der Tat kürzer in Wärme als in Kälte, was mit den Gesetzen des Aufbrauchs chemischer Stoffe übereinstimmt. Aber, so fragen wir, warum kann jene hypothetische Lebenssubstanz sich denn nicht im Wege der Assimilation neubilden und dadurch in ihrem Betrag erhalten, wie das doch offenbar bei den Einzelligen und bei den Geschlechtszellen der Fall ist? Verstehen tun wir hier also gar nichts. Ein anderer Amerikaner, R. Pearl, hat darauf hingewiesen, daß embryonale Zellen, etwa Nervenzellen des Huhnes, wenn sie dem Organismus entnommen und in einer Salzlösung aufgezogen werden, viel länger leben, als die normale Lebensdauer der in Frage kommenden Spezies, also des Huhnes, beträgt; er meint, der Tod sei die Folge einer wechselseitigen Schädigung der Gewebe im Organismus, einer wechselseitigen Vergiftung gleichsam. Aber wieder fragen wir: Weshalb werden denn die Fortpflanzungszellen nicht vergiftet? Wiederum verstehen wir die Sache nicht.

Gänzlich unbeantwortet aber bleibt die Grundfrage: Besteht das Sterben darin, daß die Materie des Leibes unter gewissen Umständen die vitale Entelechie von sich aus sozusagen abstößt, oder zieht sich diese ihrerseits gleichsam zurück, wenn Bedingungen eintreten, die sie nicht mehr, wie so manche Störungen zumal bei niederen Formen, zu regulieren imstande ist?

*

Diese Frage führt uns nun zum Letzten: Wohin führt der Tod? Und hier steht vor uns das Problem der Unsterblichkeit.

Im allgemeinsten Sinne ist dieses Problem durch unsere Lehre vom Leben bereits beantwortet, und zwar in positiver Weise: Wenn das Leben beherrscht wird von einem Agens, das nicht aus der Materie stammt, sondern diese benutzt, so kann dieses Agens, das letzthin identisch ist mit der unbewußten Seele, nicht wohl als vernichtbar gelten, ist also „unsterblich". Aber das interessiert uns wenig, ebensowenig wie die sogenannte „Unsterblichkeit" der Infusorien, die ja nur ihre materielle Kontinuität durch die Generationenfolge hindurch ohne „Leichen" bedeutet, wie wir gesehen haben. Wir möchten wissen, ob die persönlichen Seelen, und zumal, ob die Teile von ihnen, die wir das bewußte Ich nennen, als Personen, ja, als bewußte Personen den Tod überdauern oder nicht.

Wünsche aber dürfen die Wissenschaft nicht leiten; fragen wir also nach Tatsachen.

Aber eine Erwägung von Möglichkeiten geht passend voran, und solcher Möglichkeiten gibt es drei: Entweder ist die Entelechie im tiefsten Grunde Eine, von überpersönlicher Art, und die Personenseelen stammen aus ihr und gehen nach dem Tode, unter Erlöschen der Person, in sie ein. Oder es gibt echt personale Unsterblichkeit. Oder endlich: es gibt eine Mischung von beiden, indem die personalen Seelen zwar durch eine überpersönliche Seele, in für uns irdische Menschen unfaßbarer Weise, zusammengehalten werden, aber doch vor der „Geburt" als Personen in ihr bestanden und nach dem Tode in ihr bestehen werden. Das sind die drei Grundmöglichkeiten; viele Sondermöglichkeiten lassen sich in ihrem Rahmen denken, und ich erwähne hier nur die von manchen Mystikern vertretene Lehre vom „zweiten Tod", welche die Person nach dem Tode zunächst als Person weiterbestehen, sie dann aber durch einen zweiten Wandel in die Überperson eingehen läßt.

Es ist keine Frage, daß die eingangs geschilderten embryologischen Experimente für die Existenz einer überpersönlichen Entelechie sprechen: Wenn ich aus einem Ei nach Belieben zwei oder vier Individuen, also auch zwei oder vier Seelen erziele, wo sonst ein Individuum mit einer Seele gewesen wäre, aus zwei Eiern aber nach Verschmelzung ein Individuum mit einer Seele, so scheint das in der Tat zugunsten eines Überpersönlichen zu sprechen, das sich je nach den materiellen Umständen in Vielheit äußert. Denn Seelen können doch wohl nicht sich teilen oder verschmelzen. Mit Seeigeln und Fischen wurde experimentiert, wird man hier sagen, und von deren Seelen halte man nicht viel. Gut, aber denken kann man sich sehr wohl, daß



Das Wunder. Radierung von W. Wolfgang Breuer.



Einsamer Weg. Radierung von Otto Quante.

die Versuche am Ei des Menschen ausgeführt wären, was praktisch freilich nicht angeht; und der Mensch hat doch wohl eine Seele!

So etwas wie ein die Personen verbindendes Überpersönliches scheint also da zu sein; nun wissen wir aber, daß auch in ihm das personale Seelische in rätselhafter Form erhalten bleiben könnte. Haben wir dafür irgendwelche Anzeichen?

Um hier etwas zu erfahren, müssen wir uns an die jüngste unter den Wissenschaften wenden, an die Parapsychologie, die bei uns leider noch so oft „Okkultismus" genannt wird. Die Parapsychologie ist eine Tatsachenwissenschaft wie die Chemie und die Biologie. Die Feststellung von Tatsachen ist ihr also, wie jeder Wissenschaft, das erste; Hypothesen stellt sie auf, um die von ihr aufgefundenen Tatsachen verstehen zu können. Eine der von gewissen Parapsychologen aufgestellte Hypothese ist nun die sogenannte spiritistische. Was spricht zu ihren Gunsten? Wäre sie berechtigt, so hätten wir ja die persönliche Unsterblichkeit entdeckt.

Sehr vorsichtig müssen wir hier vorgehen. Allen gläubigen, allen Laienspiritismus müssen wir ausschalten. Ja, wir wollen auch absichtlich alles ausschalten, was über Phantome, Spuk usw. berichtet ist, obschon das sehr der weiteren Untersuchung wert ist. Nur an Dinge wie Telepathie, Gedankenlesen usw., so besonders sorgfältig in England studiert, wollen wir uns halten. Da liegen die Dinge nun aber so, daß in der Tat die spiritistische Hypothese heute durchaus diskutabel ist und jedes Jahr mehr Anhänger unter ernsten Gelehrten gewinnt. Bozzano und Matthiesen haben ganz besondere Verdienste in Sachen des wissenschaftlichen Spiritismus. Sie haben nämlich gezeigt, daß die Leistungen der sogenannten Medien sich zwar zur Not „animistisch", das heißt ohne die Hypothese, daß Verstorbene in die Phänomene der Telepathie usw. eingreifen, erklären lassen, daß aber die Erklärung auf dem Boden des Spiritismus viel ungekünstelter wird, was schon der bekannte amerikanische Psychologe W. James zugegeben hatte. Des Mediums abnorme Kenntnisse sind nämlich stets sehr beschränkt, aber auf das beschränkt, was ein ganz bestimmter Verstorbener, nur er, im Leben gewußt hat. Näheres möge man in den Werken der genannten Forscher nachlesen.

Hier ist ein großes fruchtbares Forschungsfeld für die Zukunft. Vielleicht wird seine Bearbeitung uns irdischen Menschen schon im Leben die gewünschte Entscheidung bringen. Aber auch wenn das nicht der Fall ist, wird ja jeder von uns einmal einen Tag erleben, der ihn wissen läßt, wie es mit der Unsterblichkeit steht — falls es dann noch etwas zu „wissen" gibt.

JESUS UND DER SCHMIED

Frei nach einer alten Legende von Hans Gäfgen.

Vor langer Zeit, auch die ältesten Männer wissen nicht mehr, wann es geschehen, lebte irgendwo in einer Stadt ein Hufschmied, der war geschickter als alle seines Standes.

Als der Ruf seines Namens immer weiter in die Lande drang, ward er stolz und schrieb über sein Tor: „Jakobus Lührer, Meister aller Hufschmiede."

Die Kunde von ihm kam auch zum Himmel empor.

Da machte sich Jesus auf und schwang sich auf einem Sonnenstrahl zur Erde nieder. Er kaufte sich ein Schurzfell, schwärzte sich die Arme und das Gesicht und kam zu Jakobus Lührer, um Arbeit bittend.

Als Jesus aber das Schild mit der stolzen Aufschrift darüber sah, fragte er den Hufschmied, wie oft er denn ein Eisen ins Feuer legen müsse, damit es halte für Zeit und Ewigkeit.

„Dreimal", erwiderte Jakobus stolz.

„Einmal genügt auch", erwiderte Jesus, von dem Schmied nicht erkannt.

Da lachte der Stolze und glaubte es ihm nicht.

Als aber ein Reiter vorüberkam und bei Jakobus Lührer eintrat, um dem Pferd ein verlorenes Eisen ersetzen zu lassen, sagte der Schmied zu Jesus, fast geringschätzig, nun solle er zeigen, was er könne.

Da nahm der Heiland eine große Schere, schnitt dem Pferd das Bein ab, an dem das Eisen fehlte, spannte es in den Schraubstock, legte das Eisen einmal ins Feuer und fügte dann Bein und neues Eisen wieder an.

Der Reiter und der Hufschmied, die zuerst entsetzt dabeigestanden und den Gesellen für toll gehalten hatten, bestaunten nun das getane Werk. Der Reiter aber gab dem Schmied eine große Summe Geldes, denn das Pferd lief schneller als jemals zuvor.

Jesus aber blieb bei Jakobus Lührer und ward von ihm hochgeschätzt.

Einmal war Jesus über Land gegangen, da kam wieder ein Reiter, dessen Pferd neu beschlagen werden sollte, zu dem Schmied. Da eilte dieser in die Kammer, holte die große Schere und schnitt dem Pferd das Bein ab.

Dem erstaunten Reiter erwiderte er auf dessen Vorhaltungen lachend, er solle nur beruhigt sein, er werde den scheinbaren Schaden schon wieder heilen. Darauf schritt er zur Werkstatt, legte ein Eisen dreimal ins Feuer, schlug es auf das Pferdebein, das im Schraubstock steckte, und ging hinaus, um das Bein wieder anzufügen.

Aber es fiel ab, sooft er es auch versuchte. Da wurde der Reiter zornig und forderte, daß der Schmied ihm das kostbare Tier ersetzte.

Zur rechten Zeit kehrte Jesus wieder, sah den Schaden und heilte ihn, so daß der Fremde befriedigt von dannen ritt.

Zu Jakobus aber sprach der Heiland, ob er immer noch glaube, sich Meister aller Hufschmiede nennen zu dürfen.

Da schämte sich Jakobus Lührer, zerschlug das stolze Schild über seiner Tür und ward schlicht und bescheiden, wie es sich für Menschen geziemt.



KARFREITAGSPROZESSION AUF CAPRI

ZEICHNUNG VON HANS FRIEDRICH

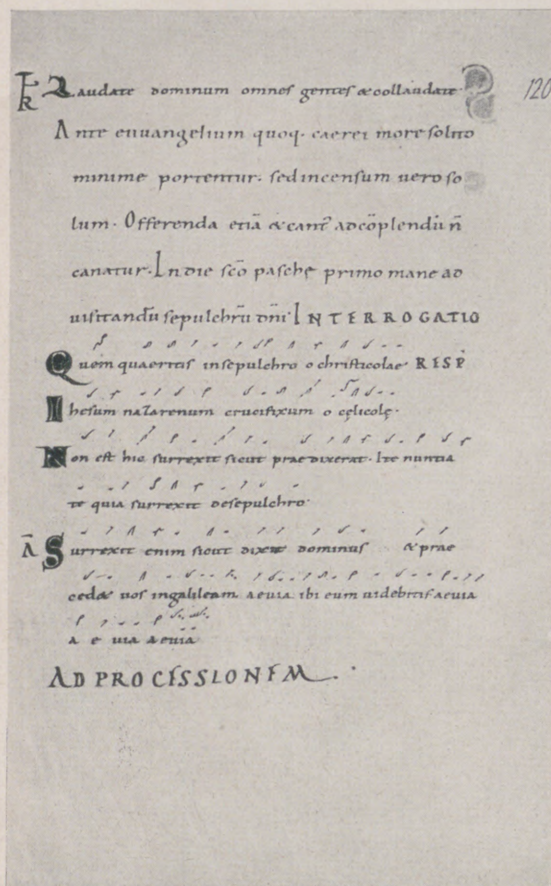
Vom alten deutschen Osterspiel

Daß unser abendländisches Theater im Mittelalter aus der kirchlichen Liturgie erwachsen ist, daß die ältesten Belege hierfür der Osterliturgie angehören, ist heute ziemlich allgemein bekannt. Deutlichere Vorstellungen macht man sich freilich selten, wenigstens in nichtkatholischen Gegenden. Eine St. Gallener Handschrift des 10. Jahrhunderts bewahrte zuerst den feierlichen Zwiegesang, wie ihn auch die abgebildete Seite eines Berliner Codex (aus dem Domschatz von Minden; 11. Jahrhundert) wiedergibt. Am Ostermorgen singen zwei Geistliche, die die Engel darstellen, mit zwei anderen (als den heiligen Frauen; so das Grab des Heilands besuchen) folgenden Wechsel: Wen suchet ihr im Grabe, o Christusverehrerinnen? — Jesum aus Nazareth, den Gekreuzigten, o Himmelsbewohner! — Er ist nicht hier, er ist auferstanden, wie er vorhergesagt hatte. Gehet hin und verkündet, daß er auferstand vom Grabe. — Erstanden nämlich ist er, wie er gesagt hat, der Herr; und schreitet vor uns her gen Galiläa! Alleluja, da werdet ihr ihn sehen! Alleluja! Alleluja! Alleluja! — Dieser Anfang ist noch mehr Oratorium als Theater, das erst entsteht, sobald jene Handlung des Grabbesuches sichtbar sich vor Augen stellt. Denn alles mittelalterliche Theater ist Schauspiel, nicht Rezitation und Hörspiel klangvoller Verse, nicht dialektisches Gegeneinander von Mensch und Mensch, Mensch und Schicksal, wie später. Anschauungsunterricht der Heilslehre für das Volk, das ist der alleinige Zweck.

Was aber geht uns das noch an? Soweit uns das Schauspiel als Kunst überhaupt angeht, sehr viel und mehr als je seit langem. Das Theater unserer Tage ringt schwer um sein Dasein, nicht nur um das wirtschaftliche. Was ihm vor allem fehlt, ist eine allen Spielern und Schauern gemeinsame Atmosphäre, eine Gesinnung, die zu bekennen und zu verkündigen wäre; Zeugnis durch Sichtbarkeit und Hörbarkeit menschlicher Gebärde, nicht Weitergabe von Gedanken ist die Aufgabe. Selbstbesinnung des Schauspiels auf Wesen und Ursprung ist das erste zu erreichende Ziel. Wo sich in unserer Zeit Wege dazu öffnen, scheinen sie (bewußt oder nicht bewußt) dem mittelalterlichen Theater tief verwandt. Was die mittelalterliche Bühne von der heutigen grundsätzlich unterscheidet, ist ihr (auch vom antiken Theater ganz verschiedenes) System des Nebeneinander. Alle Schauplätze (im Osterspiel: das heilige Grab, die Synagoge, das Haus des Pilatus, die Hölle) sind gleichzeitig auf einem Platze aufgebaut, die Zuschauer sitzen um den Platz herum, die Handlung bewegt sich prozessionsartig von einem zum andern. Da die Handlung allen bekannt ist, wiegt es nicht schwer, wenn einzelnes unverständlich (will sagen: dem Ohre verloren) bleibt. Bei der holzschnittmäßigen Vereinfachung der Worte wie der Gesten ist dies sicherlich nicht allzuviel. Von den heiligen Figuren (Jesus, Engel, die Marien) abgesehen, zeigen die Darsteller in den beiden letzten Jahrhunderten des Mittelalters einen kräftigen Naturalismus in Rede und Aussehen, der auch dem Komischen nicht ausweicht. Weshalb auch? Es gehört zu den herrlichsten Reichtümern mittelalterlichen Geistes, derbste Komik neben höchste Feierlichkeit zu stellen, ohne diese dadurch zu mindern. Freilich müssen wir unsere Phantasie sehr zu Hilfe nehmen, wenn wir aus einem der vielen Texte das Erlebnis jener alten Spiele wiedergewinnen wollen: wir müssen die treuherzigen Reime hören, wir müssen die Schauspieler vor unserem geistigen Auge agieren sehen, wir müssen mit eingetaucht sein in den Gemeinschaftsgeist der frommen und kindlichen Zuschauer, die den städtischen Marktplatz umgaben, darauf sich (wenigstens seit dem 13. Jahrhundert) die österlichen Spiele bewegten. Die Malerei des späten Mittelalters hilft uns: sie stellt ja, vom anonymen Holzschnitt bis zum Tafelbilde des großen Meisters und zum kunstvollen Schnitzaltar, dieselben Szenen in dem gleichen Geiste dar, und vielfach scheint es, die lebenden Vorbilder der Spiele hätten unmittelbar oder mittelbar Modell gestanden. Mag man die Abhängigkeit früher überschätzt haben: die Beziehungen der Bildmotive zu gleichzeitigen Spieltexten sind zu reichlich, um sie leugnen zu können.

Von den Osterspielen deutscher Sprache ist das schönste und reichste das aus dem mecklenburgischen Redentin, 1464 aufgezeichnet, wohl in Wismar zu seiner Zeit aufgeführt. Zu unserer Zeit hat es die aus der Jugendbewegung hervorgegangene Spielschar von Gottfried Haaß-Berkow wieder wunderbar lebendig gemacht. Die Beratung der Juden nach der Grablegung des Herrn, die Bewachung des Grabes mit den komischen Wächterszenen, die Auferstehung, Christi Höllenfahrt (da er die Väter des Alten Bundes, Adam voran, aus des Teufels Gewalt erlöst), die Bestürzung der Synagoge und des Pilatus über die Auferstehung, das derbe Teufelsspiel am Schlusse, das Vertreter aller Stände zum Ersatz für die alten Väter in die Hölle hinabführt — all das ist von einer Einfältigkeit und Geradlinigkeit der Erfindung, ist noch in der modernen Aufführung von einer Schlichtheit und Eindeutigkeit der ergreifenden Wirkung, daß sich ihr auch der Mensch der Gegenwart nicht entziehen kann, sofern er überhaupt noch für Seelisches und Metaphysisches Sinn hat.

Dr. Hans Hajek, Berlin.



R Laudate dominum omnes gentes et collaudate 120
Ante euuangelium quoque caerei more solito
minime portentur. sed incensum uero so-
lum. Offerenda etiam et cantus ad complendum non
canatur. In die sancto pasche primo mane ad
uisitandum sepulchrum domini INTERROGATIO
Quem quaeritis in sepulchro o christicolae RESP
Ihesum nazarenum crucifixum o celicole.
Non est hic surrexit sicut praedixerat. Ite nuntia-
te quia surrexit de sepulchro.
A Surrexit enim sicut dixit dominus et prae-
cedet uos in galileam aeuia ibi eum uidebitis aeuia
a e uia aeuia
AD PROCISSIONEM.

Die Urszene des Osterspiels:
„Quem quaerras in sepulchro ...“ (Wen sucht ihr im Grabe ...). Handschrift aus Minden (11. Jahrhundert), jetzt in der Preußischen Staatsbibliothek in Berlin. (Originalgröße.)



Jesus in der Vorhölle: Holzschnitt aus dem „Andächtigen Zeitglöcklein“, einem Erbauungsbuche von 1493. (Er reicht Adam die Hand.) Preußische Staatsbibliothek in Berlin.



Die Malerei des 14.—15. Jahrhunderts als bildliche Quelle für die alten Osterspiele:
Das Gemälde „Auferstehung Christi“ von Hans Multscher (1427—1467) im Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin. (Phot. Schwarz, Berlin.)

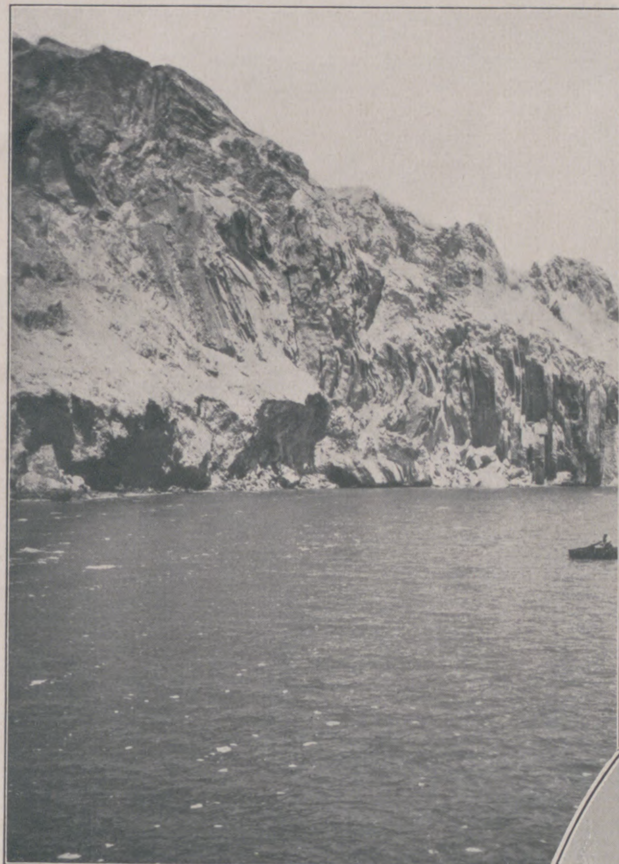


Christus und die Grabwächter. Kupferstich von Martin Schongauer (1445—1491). Phot. J. F. Treue, Berlin.

SODOM UND GOMORRA

AUF BIBLISCHEN PFADEN

Von Ernst Klippel



Blick auf den Dschebel Usdum, den Sodomsberg, zum Teil aus Steinsalz bestehend.

Steil und senkrecht zerklüftet, erhebt sich am seichten Südende des Toten Meeres und 180 m über seinem Spiegel der Dschebel Usdum, in seinem arabischen Namen die Erinnerung an das untergegangene Sodom tragend (I. Mos. 18 u. 19). In reinem bläulichen Steinsalz glitzert sein unteres Drittel, auf ihm lagern Gips, Mergel und schwarzes Feuergestein. Zahlreich senken sich von seinem Kamm siebförmige, trichterartige Löcher in unterirdische Höhlen, von deren Decken Stalaktiten aus Salzsinter herabhangen. Verwitterung und chemische Zersetzung formten an seiner Meeresseite pfeilerartige Salzblöcke mit fast frauenähnlichem Aussehen, das die Mär von der zur Strafe versteinerten Frau des Lot entstehen ließ (I. Mos. 19, 26; Weish. 10, 7).

Der Hauch des Todes scheint über die fluchbeladene Stätte gebreitet, an die sich die Überlieferung von dem gewaltigen göttlichen Strafgericht knüpft. Verhängnisvoller Mangel an Trinkwasser, heiße, sengende Glut, der wie schwere Gewitterschwüle sich auswirkende starke atmosphärische Druck und giftige Ausströmungen von Schwefelwasserstoff schaffen ein schier beängstigendes Gefühl trostloser Verlassenheit in dieser 393 m unter dem Mittelmeerspiegel liegenden Landschaft. Trotz ihrer Trockenheit bietet sie, wenigstens nach den winterlichen Regenfällen, einen gewissen Pflanzenwuchs dar: vor allem blattarme Dornsträucher, wie die Gummi liefernde Schirmakazie, den Besenginster, die Tamariske, den Judendornbaum und eine fette Kalipflanze. In feuchten Oasen gedeihen selbst Dattelpalmen, und auf dem Sodomsberg überraschenderweise saftiger Sauerampfer. Stechmücken, Landschnecken, deren gebleichte Schalen den Boden besäen, Skorpione, Schlangen und Eidechsen bilden wohl die einzigen Vertreter der sehr ärmlichen Tierwelt.

Die Wüste Juda durchquerend, den Sodomsberg übersteigend, durchzog ich mit qualvollen Mühen bei 48° C mittägiger Schattentemperatur den südlichen Fortsatz des Toten Meeres, die Sebcha, das Salztal (II. Sam. 8, 13; II. Kön. 14, 7), deren zäher, salzdurchtränkter Schlamm dem Pferd bisweilen an den Bauch reichte. Halbnackten, aus ihren Zelten hervortretenden Beduinen, Speer und Schild in der Hand, sah ich mich dann gegenüber: durch immerwährende Fieber entnervten Menschen mit schlaffen Gesichtszügen, auffallend brauner Hautfarbe, deren lockere, offenbar klimatischen Einwirkungen entsprungene Sitten an die einstigen biblischen Bewohner erinnerten. Endlich stand ich in den spärlichen Überresten des noch im Mittelalter bestehenden Zoar.





Der große Salzpfeiler, genannt „Lots Frau", am Sodomsberg.
Im Oval: Palmen am Uferrande des Toten Meeres, durch dessen Salzgehalt vernichtet.

Der Untergang des fruchtbaren Tales Siddim (I. Mos. 14, 3) mit seinen blühenden Städten Sodom, Gomorra, Adama und Sebojim, eines Gebiets, das heute der Süden des hier bis zu 6 m tiefen Meeres mit der Sebcha bedeckt, wird einem Erdbeben zugeschrieben, bei dem ein Landteil bis zum Wasserspiegel, ein anderer einige Meter tiefer zum Versinken gebracht wurde. Ein solcher Einsturz bahnte durch das Erweitern der Felsrisse den in der Tiefe eingeschlossenen flüssigen und gasförmigen Massen wie Erdöl, Asphalt, Kohlen- und Schwefelwasserstoffgasen einen Weg zur Oberfläche, von der einsinkenden Scholle naturgemäß in die Höhe gepreßt. Die dadurch entstehende Reibung entzündete die leicht brennbaren Gase, eine elektrische Entladung der Atmosphäre kam hinzu, die ganze Luft über den Rissen, die Asphalt- und Erdölmassen gerieten in Brand, so daß ein ungeheueres, Schwefelgeruch verbreitendes Flammenmeer entstand. Der „Schwefel- und Feuerregen vom Himmel" scheint auf atmosphärische Feuer, brennende, von Gewittern begleitete Gase hinzuweisen. Unter den göttlichen Warnungen aber, die Lot befolgte, lassen sich leichte, mit unterirdischem Getöse verbundene Erdstöße verstehen, die den Nomaden gefahrdrohend erschienen, von den Städtern indes unbeachtet blieben. Alle Elemente, Erde, Wasser, Luft und Feuer, vereinigten sich hier zur restlosen Vertilgung hoher Kulturstätten, eins der furchtbarsten Geschehnisse, die das Menschengeschlecht je betroffen haben.



Eine Höhle des Sodomsberges mit Salzstalaktiten.



Beduinen des Ghor es-Safije im Süden des Toten Meeres.

Das weiße Spiel

ROMAN VON WERNER SCHEFF

WERNER SCHEFF, der Autor des Romans, mit dessen Abdruck wir in dieser Nummer beginnen, ist in Berlin geboren, wuchs in Amerika auf und lebte später in Wien. Als Schriftsteller trat er zuerst im Jahre 1916 mit dem Roman „Die Arche" hervor, der seinen Namen mit einem Schlage bekannt machte. Es folgte eine Reihe weiterer Bücher, die seinen Ruf als kultivierten Autor der Unterhaltungsliteratur festigten und bewiesen, daß sein erster Erfolg kein bloßer Glückstreffer war. Im besonderen seine Sportromane („Der Läufer von Marathon", „Die Meisterschaften des Walter Issing", „Der Mann im Sattel", „Dagfin") gehören zu den besten ihrer Art. — Wir freuen uns, mit diesem neuen Roman unseren Lesern sein jüngstes Werk aus der Welt des Sportes bieten zu können. Spannend ohne billige Sensation, leicht und tändelnd ohne Oberflächlichkeit, ernst ohne schwerfällige Steifheit, modern ohne verstiegenen Snobbismus, schildert „Das weiße Spiel" Liebe und Intrige, Verwirrung und Lösung unter Menschen, die das trennende Tennisnetz zusammenführt.



WERNER SCHEFF

I.

„Jeder Ball ein Stückchen Haß", sagte Michael von Battaky und blinzelte in die überhelle Frühlingssonne.

Johanne spürte die Bosheit. Sie saß zusammengekauert neben dem Ungarn, zu dem sie der Zufall geführt hatte. Oder kein Zufall. Vielleicht hatte der dunkelhaarige, gewandte Mann ihre Nachbarschaft gesucht, als der Entscheidungskampf begann. Er begleitete jede Phase des Spiels mit seinen Glossen, die nicht frei von Gift waren. Aber Johanne unterbrach ihn nicht, obgleich er sie störte. Sie wartete auf irgend etwas in seinen Worten, auf etwas bisher Verstecktes, das sich schließlich offenbaren würde.

Sie war selbst erstaunt über die Empfindungen, mit denen sie diese Endrunde erlebte. Keine Spur von Sympathie für ihren Verlobten. Lutz hätte ihr ebensogut ein Fremder sein können. Aber sie ließ die schlanke, biegsame Erscheinung seines Gegners nicht aus den Augen, selbst jetzt nicht, als sie auf die nächsten Worte Battakys lauerte.

„Jeder Ball ein Stückchen Haß," wiederholte er mit jener blasierten Müdigkeit, die er Frauen gegenüber an den Tag zu legen pflegte, „man trifft nicht oft zwei Männer, die um die Gunst einer Frau spielen."

„Sie sind verrückt", warf Johanne in ihrer drastischen Art hin. Aber jeder Nerv in ihr war gespannt. Sie ahnte, daß sie die Bestätigung eines längst gehegten Verdachts erhalten werde.

Durch die elegante Menge, die den Turnierplatz im Grunewald umringte, ging es wie ein schweres Atmen. Der Unparteiische stellte fest, daß beide Spieler im dritten Satz fünf Spiele buchten. Jeder hatte vorher einen Satz gewonnen, den ersten Lutz Volkmann, der Altmeister, in leichtester Manier, beinahe ohne Widerstand von seiten Günter Tieffenbachs, des Jüngeren; den zweiten Tieffenbach, mit verbissener Energie Ball um Ball, Spiel um Spiel aufholend, als der andere schon weit vorn gelegen hatte. Nun ging es um alles.

„Verrückt?" sagte Battaky so leise wie möglich, denn man saß dichtgedrängt zwischen Fremden, „das wundert mich gerade aus Ihrem Munde. Sie scheinen nicht sehr verliebt zu sein, sonst wären Sie eifersüchtiger."

„Ich kenne keine Eifersucht. Was ist das überhaupt?"

Johanne log nicht. Lutz gegenüber gab es für sie kein unruhiges Gefühl. Ihr Vater hatte für diese Verbindung viel übrig gehabt. Sie hatte ja und amen gesagt. Damals war sie auch innerlich frei gewesen. Lutz hatte ihr als Tennispartner behagt, als Mann imponiert, und schließlich war Johanne Quade oder Hänschen, wie man sie gern nannte, ein zu modernes Mädchen, um an Liebe in der Ehe zu glauben. Darüber war man mit neunzehn Jahren hinaus, wenn man seit dem vierzehnten Jahre von einem Flirt in den anderen taumelte.

„Sehen Sie, wie es dort drüben goldig schimmert!" fuhr Battaky fort, während sein Blick nach der gegenüberliegenden Seite des Platzes wies. „Das ist kein Goldpokal, um den gekämpft wird."

„Gehen Sie, wie abgeschmackt! Sie meinen natürlich Frau Bettinas einzigartige Haarfarbe."

„Nun werden Sie verständig, Johanne."

„Für Sie bin ich Fräulein Johanne!"

Er achtete darauf nicht. „Man behauptet, daß Ihr Verlobter einmal Frau Bettina nahegestanden hat."

„Und wenn? Was berechtigt Sie dazu, sich heute über Vergangenes zu mokieren?"

„Ich glaube nur, es ist noch nicht so vergangen, wie es Ihnen recht wäre. Und was man noch erzählt: Günter soll Volkmanns Nachfolger sein."

Hänschen errötete. „Das ist erlogen", stieß sie mühsam beherrscht hervor. „Günter denkt nicht daran, noch weniger Frau Bettina. Ich bitte Sie, die beiden sind doch gleich alt. Und sie ist mit seinem Vater verheiratet."

Battaky lächelte häßlich und wissend. „Was kümmert es mich," wich er plötzlich aus, „alle Menschen sollen tun, was ihnen beliebt. Ich dachte nur, warum der Alte auf seinem Gute sitzt, während er diese schöne Frau hier zurückläßt. Und warum der Junge so oft mit seiner Stiefmutter gesehen wird. Börner hat die beiden neulich in Sanssouci getroffen. Mende ist ihnen mit seinem Motorboot auf dem Wannsee begegnet, allein in Günters Segelboot. Ich bitte Sie, Johanne, das ist..."

„Schweigen Sie, das ist Tennistratsch!" rief sie heftig. Die Umsitzenden hätten es hören können.

Battaky verzog sein Gesicht, aber er hütete sich, sie noch mehr zu reizen. Er kannte sie: So hübsch und reizvoll sie war, dieses schlanke Ding mit der Ephebengestalt, dem Etonkopf und dem jungenhaften Wesen, so unberechenbar war sie. Wenn sie sich Bettinas und Günters annahm, hatte das seinen Grund. Er durfte es nicht mit ihr verderben; das Haus ihres Vaters war für ihn das Sprungbrett, von dem aus er die Berliner Gesellschaft erreichen konnte. Seinen Plan, diesen Goldfisch Volkmann streitig zu machen, hatte er in den letzten Tagen sowieso aufgegeben. Er lebte unter den Tennisleuten im Grunewald nicht mit verbundenen Augen. Was er nicht sah, das ahnte er, oder man trug es ihm zu. Johanne interessierte sich für Günter Tieffenbach, und gerade dieses Gespräch zwischen den Bällen hatte ihn darüber belehrt, wie ernst sie ihre neue Neigung nahm.

Es wäre übrigens dem Ungarn kaum gelungen, in diesen Minuten die Aufmerksamkeit Hänschens zu fesseln. Sie war wie geistesabwesend, ihr Gesicht glühte in der Erregung, ihre Hände waren zu Fäusten geballt, sie schien kaum zu atmen. Um ihren kleinen Mund zitterten Wünsche.

Das Spiel auf dem hellbraunen Platz hatte inzwischen einen für Volkmann verhängnisvollen Fortgang genommen. Sein Gegner kannte seit dem zweiten Satz seine Schwäche... das Laufen. Er hetzte ihn an der Grundlinie hin und her, setzte die Bälle knapp in die Ecken, aber stets dorthin, wo Volkmann gerade nicht stand. Dann war Tieffenbach blitzschnell am Netz. Kein Versuch, ihn zu überspielen, war von Erfolg; er war elastisch, wie es eben nur ein Achtundzwanzigjähriger sein kann, der im Sport aufgewachsen ist. Es glückte ihm alles, er war im Zug, er nahm Volkmann das nächste Spiel ab, führte im siebenten, ließ ihn auf fünfzehn stehen.

Der Matchball war ein feines Service Volkmanns. Tieffenbach gab ihn zurück, dicht an die Grundlinie. Der andere antwortete verbissen, aber sein junger Rivale flog ans Netz und schmetterte ihm im Lauf den Ball dicht vor die Füße. Es war ausgeschlossen, ihn zu nehmen.

Neben Battaky stieß Johanne Quade einen Seufzer der Erleichterung hervor. Der Beifall rings um den Platz übertönte ihn. Nur der Ungar hatte ihn gehört. Er wollte sie spöttisch darauf aufmerksam machen, daß sie offenbar vergessen habe, mit wem sie verlobt sei, da sprang sie auf, nickte ihm flüchtig zu und lief fort. Er sah sie zwischen den Menschen hindurcheilen, gewandt wie ein Wiesel. Sie sprang über das Gitter, trat zu Günter Tieffenbach und schüttelte seine Hand.

Dieser Händedruck kam gerade zur rechten Zeit. Lutz Volkmann hatte es nicht für nötig befunden, seinen jungen Besieger, wie üblich, zu beglückwünschen. Er drehte sich dort, wo ihm der letzte Ball ent-



Schloßteich im Hofgarten von Veitshöchheim bei Würzburg. Gemälde von Erich Müller.

gangen war, auf dem Absatz herum, ließ sich von einem Balljungen seine Klubjacke reichen und verschwand.

Günter stand verdutzt, als ihn Hänschen erreichte.

Sie brachte zuerst kein Wort hervor und starrte ihn aus großen, brennenden Augen an. Er war erschöpft, die pralle Sonne hatte ihn geblendet. Er sah Hänschen wie durch einen Schleier.

„Das haben Sie großartig gemacht", rief sie in ihrer Jungenart, etwas heiser und rauh.

„Danke", sagte er. Er begriff es kaum: als Erste kam Volkmanns Verlobte zu ihm.

Andere Menschen schoben sich zwischen sie, umfluteten laut plaudernd den Sieger. Johanne stand allein. Ihr Arm sank herab. Sie schämte sich. Wie töricht, daß sie ihm immer wieder zeigte, was sie für ihn empfand. Er merkte es nicht, aber Leute wie Battaky sahen schärfer.

„Warum habe ich nicht gelernt, mich zu beherrschen?" fragte sie voll Zorn gegen sich selbst.

*

An Bettina war diese Stunde ohne tiefere Erregung vorübergegangen. Sie fühlte nur Mitleid für Lutz und leisen Ärger gegen Günter. Sie entsann sich ihres gestrigen Gesprächs mit ihrem Stiefsohn, wie sie ihn gebeten hatte, Lutz nicht zu demütigen. Er hatte sie verwundert angesehen und gefragt: „Soll ich zurückziehen oder mich von ihm schlagen lassen?" Und ihre Antwort: „Wenn man weiß, daß man einen Feind hat, reizt man ihn nicht zum Äußersten."

Sie wußte, daß Günter klüger gehandelt hätte, wäre er unter irgendeinem Vorwand von der Entscheidung zurückgetreten. Sie hatte zum erstenmal gegen das weiße Spiel, das sie selbst seit früher Jugend spielte, eine unerklärliche Abneigung. Vielleicht hätte sie es lieber gesehen, es wäre wie zu Beginn der Endrunde geblieben, und Lutz hätte gewonnen. Es war ihr bekannt, daß Lutz sich in einer prekären Lage befand, daß sein Unternehmen völlig in die Hände seines künftigen Schwiegervaters überglitt, und daß er sich mit Hänschen Quade gewiß nicht aus übergroßer Neigung verlobt hatte. Gerade das letztere stand für sie unzweifelhaft fest, denn vor wenigen Tagen hatte ihr Lutz bei einem Zusammentreffen im Hause des Geheimrats Süßmann gesagt: „Die Vergangenheit kann mir nichts ersetzen, Bettina!" Und dabei war in seinen Augen, die sie einmal so sehr geliebt hatte, der Funke aufgeglommen, vor dem sie sich noch heute fürchtete.

Neben ihr saß Frau von Hertebek und erzählte von ihrer Villa in Dahlem, die sie vergeblich gegen eine Besitzung in Baden-Baden zu tauschen versuchte. Günter nannte sie ein Grammophon mit beschränkter Plattenzahl. Jede kam immer wieder mal an die Reihe. So auch die Geschichte vom unleidlichen Wohnungsamt, das der armen Hertebek den Tausch nach Baden-Baden versagte. Sie sprach gleichmäßig auf Bettina ein, hatte schon während des Spiels so gesprochen und bot jetzt der jungen Frau willkommene Gelegenheit, ein Weilchen sitzenzubleiben und die Menschen an sich vorüberströmen zu lassen.

Bettina drängte es nicht, Günter nach seinem Siege die Hand zu reichen. Sie zürnte ihm, und sie wollte den Bekannten keinen Grund zu neuen Redereien geben. Alles, was über sie und ihren Stiefsohn geargwohnt wurde, war ihr bekannt. Aber es traf sie nicht, so nahe es auch der Wahrheit kam. Sie konnte sich dieses Verdachts, der so wenig unbegründet war, nicht einmal schämen.

Schämen? Während die weißen Bälle auf braunem Grunde hin und her gegangen waren, hatte sie Gelegenheit gehabt, über Günter und sich nachzudenken. Das Geschwätz der Frau an ihrer Seite war an ihrem Ohr vorbeigeweht wie ein Lufthauch. Fest verschlossen in sich selbst, war es ihr zum Bewußtsein gekommen, wie schön und wie schmerzlich das war, was sie in diesem Frühling erlebte: schön, weil es ihr Herz erfüllte und ihre Sinne gleichermaßen; schmerzlich, weil sie den Mann in seinem Glauben und seinem Vertrauen verwunden mußte, an dem sie mit Empfindungen hing, die weitab von jeder Leidenschaft, weitab sogar von Liebe blieben. Sie war Arnold Tieffenbachs beste Freundin, oder sie glaubte wenigstens, ihm nicht mehr zu sein. Sie schätzte ihn, war ihm mit beinahe kindlicher Zärtlichkeit zugetan. Sie kannte keinen Menschen, der ihr näher stand als ihr Gatte. Nicht einmal Günter räumte sie etwas Ähnliches ein. Was sie ihm war, konnte ein süßer, wohltuender Rausch sein; was sie an Arnold band, war gewiß das Klarste und Reinste in ihr.

Sie hatte in diesen Tagen gelernt, sich zu beobachten und ihre Seele wie etwas Fremdes zu betrachten. Aber ihre Hoffnung, sie werde sich damit vor dem Sturm in Sicherheit bringen, hatte sie getäuscht; im Gegenteil, nun gab es eine unerbittliche Logik, die der Jahre, die sie zu Günter trieb. Er sagte: „Mein Vater sieht in dir nur eine Tochter. Fast dreißig Jahre Altersunterschied, seine Passionen, seine Gleichgültigkeit, das sind doch Gründe genug, die uns entlasten." Und sie hätte ihm erwidern müssen: „Du irrst, als ich vor zwei Jahren seine Frau wurde, waren diese dreißig Jahre wie weggelöscht! Und alle Passionen schienen vergessen. Weiß ich denn, wie es heute in ihm aussieht?"

Dazu fand sie nicht den Mut. In dem Wirrwarr der Gefühle siegte dann die Furcht, sie könnte Günter durch solche Worte verlieren. Sie ließ sich von seiner Logik einschläfern. Wenn sie auch bisher ohne die letzte Schuld geblieben war, sie litt doch unter dem Druck der Verhältnisse. Aber sie schämte sich nicht, weder vor anderen noch vor sich selbst.

„Sie sollten sich einfach einmal mit einem Brief an die Zeitung wenden," sagte sie zu Frau von Hertebek, während sie sich erhob und ihren zierlichen Sonnenschirm schloß, „in Wohnungsangelegenheiten..."

„Aber ich erzählte Ihnen doch von meinem entlaufenen Lux", rief die alte Dame erstaunt. Sie hatte inzwischen die zweite Platte aufgelegt, und das war Bettina entgangen.

Die Sache mit Lux mußte Bettina noch eine Weile ertragen; die Hertebek begleitete sie bis an den Ausgang des Turnierplatzes, auf dem die beiden Damen nun beinahe allein waren. Nur ein paar Jungen beschäftigten sich damit, die weißen Linien mit Kalk nachzuziehen.

Draußen verabschiedete sich Bettina; sie wollte nach Hause, ohne Günter noch einmal begegnet zu sein. Sie ahnte, daß er sich beeilen werde, um sie zu sprechen. Es gab etwas, das er ihr immer wieder sagen wollte; sie aber wollte es nicht noch einmal hören, sie fürchtete es geradezu.

Als sie hinaus auf die vornehme Villenstraße vor dem Grunde des Turnierklubs trat, fuhren dort Automobile vor, die Gruppen von Besuchern oder Klubmitgliedern forttrugen; man kannte Bettina, sie wurde von allen Seiten gegrüßt. Um so unangenehmer war es ihr, als plötzlich Lutz Volkmann vor ihr auftauchte, und als sie aus der Art, in der er auf sie zutrat, erkannte, daß er sie erwartet hatte.

Er grüßte. Sie reichte ihm die Hand.

„Hast du deinen Wagen hier?" fragte er.

„Nein... ich wollte mit der Stadtbahn fahren."

„Darf ich dich nach Hause bringen?" Er deutete auf seine dunkelblaue Limousine, die in einigen Schritten Entfernung hielt.

„Danke... ich habe noch Besorgungen."

Sie sah, daß er sich nicht täuschen ließ. Er hatte die Lippen zusammengepreßt und suchte nach Worten. Da erfaßte sie wieder das Mitleid.

„Du fährst doch über die Tauentzienstraße," sagte sie schnell, „dort setzt du mich ab."

Er lächelte seltsam; ob erfreut oder triumphierend, sie erkannte es nicht. Sie traten zu seinem Wagen und stiegen ein. Die Limousine war eines der schönsten Automobile Berlins, im Herbst erst aus der Fabrik in Lutz' Besitz übergegangen. Sie war sicherlich nicht mehr sein Eigentum, sondern das seiner Gläubiger. Bettina vermochte sich diesen Zustand bei dem verwöhnten Lutz Volkmann kaum vorzustellen; sie kannte ihn jahrelang und wußte, daß er am Luxus und an allem Leichten im Leben hing. Hoffentlich wurde ihm die Verlobung mit Hänschen Quade zum rettenden Hafen.

Der Wagen glitt lautlos vorwärts.

„Was sagst du zu meinem Pech?" fragte Lutz nach einer Weile.

„Du weißt, wie wenig ich mir daraus mache, ob einer besser spielt als der andere."

„Ja, du warst nie besonders passioniert. Aber heute lag doch etwas mehr im Spiel als sonst. Dein Stiefsohn hat gehässig gespielt. Ich habe es deutlich bemerkt. Er hat ein arrogantes Lächeln. Es ist mir schwergefallen, mich zurückzuhalten."

„Das bildest du dir nur ein", meinte sie beschwichtigend; aber innerlich gab sie ihm recht. Die Mienen Günters hatten während dieser drei Sätze stets seine Empfindungen wiedergegeben, zuerst Ärger und Enttäuschung, dann Spott. Er haßte Lutz, und dieser Haß wurde erwidert.

„Nichts bilde ich mir ein. Mein ganzes Unglück ist mir vorhin durch den Kopf gegangen, während mich der Junge abfertigte. Überall habe ich mit solchen Widerständen zu kämpfen. Du ahnst nicht, wie es in mir aussieht."

„Wenn ich dir jetzt sage, daß du mir leid tust, so ist das für dich kränkend."

„Sehr wahr. Aber ich wollte mich einmal mit dir aussprechen. Ich wage zwar nicht, an dich das Ansinnen zu stellen, du sollst zu mir kommen..."

„Es wäre vergeblich."

„Dann höre mich an. Ich habe keinen Menschen, dem ich mich anvertrauen kann. Wenn es so weitergeht, kann ich mich in Berlin nicht mehr halten. Ich habe gestern bemerkt, daß der alte Quade Winkelzüge macht. Er weiß, daß Johanne und ich kein sehr zärtliches Paar sind."

„Deine Schuld!"

„Nein, du kennst sie nicht. Sie ist verwöhnt und starrköpfig. Anfangs dachte ich, es werde gehen. Aber dann fing es an. Wir sind nie einer Ansicht. Soll ich mich immer ihrem Willen fügen, etwa wie ihr Vater? Das bin ich nicht gewöhnt. Oft habe ich den Eindruck, als wüßte sie, daß ich an der Kette bleiben muß. Dann quält sie mich. Außerdem liegt sie mir erotisch zu wenig. Ist das eine Frau?"

Nun lächelte Bettina gegen ihren Willen. „Darüber willst du mit mir sprechen?"

„Auch darüber. Ich kann mir keine eheliche Gemeinschaft mit Johanne vorstellen. Und doch ist es das Schlimmste, wenn es nicht dazu kommt."

„Widersprüche, mein Lieber. Aber für Johanne muß ich eintreten, ich habe sie lieb. Sie ist kapriziös, und doch finde ich sie reizend. Wer sie einmal richtig behandeln wird, dem wird sie gehören, und für ihn wird sie ganz und gar Frau sein. Sie ist eben der Typ eines sehr modernen Mädchens."

(Fortsetzung folgt.)



50jähriges Jubiläum des Wiener Goethe-Vereins: Die Festsitzung in der Akademie der Wissenschaften in Wien am 22. März.

Nebenstehend: Zum 80. Jahrestag der Erhebung Schleswig-Holsteins: Das Alte Rathaus in Kiel, vor dessen Portal im Jahre 1848 die provisorische Regierung proklamiert wurde. Am 24. März fand hier eine Gedenkfeier statt.





Von der vom 26. bis zum 29. März in Berlin veranstalteten sogenannten Westmächte-Luftfahrtkonferenz: Besichtigung des Flughafens Berlin-Tempelhof durch die Teilnehmer der Konferenz.

Nebenstehend: Errichtung eines Kossuth-Denkmals in Neuyork: Während der Enthüllungsfeier in der 113. Straße Riverside Drive. Das Denkmal soll die Dankbarkeit und Verehrung der Vereinigten Staaten für Ludwig Kossuth, den ungarischen Freiheitshelden und Staatsmann, der lange in Amerika als Haupt der ungarischen Emigration lebte, bezeugen.

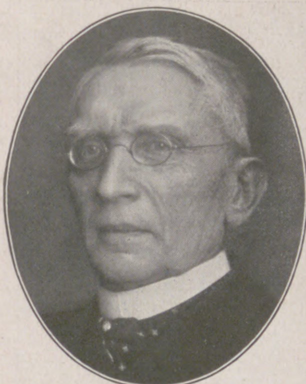




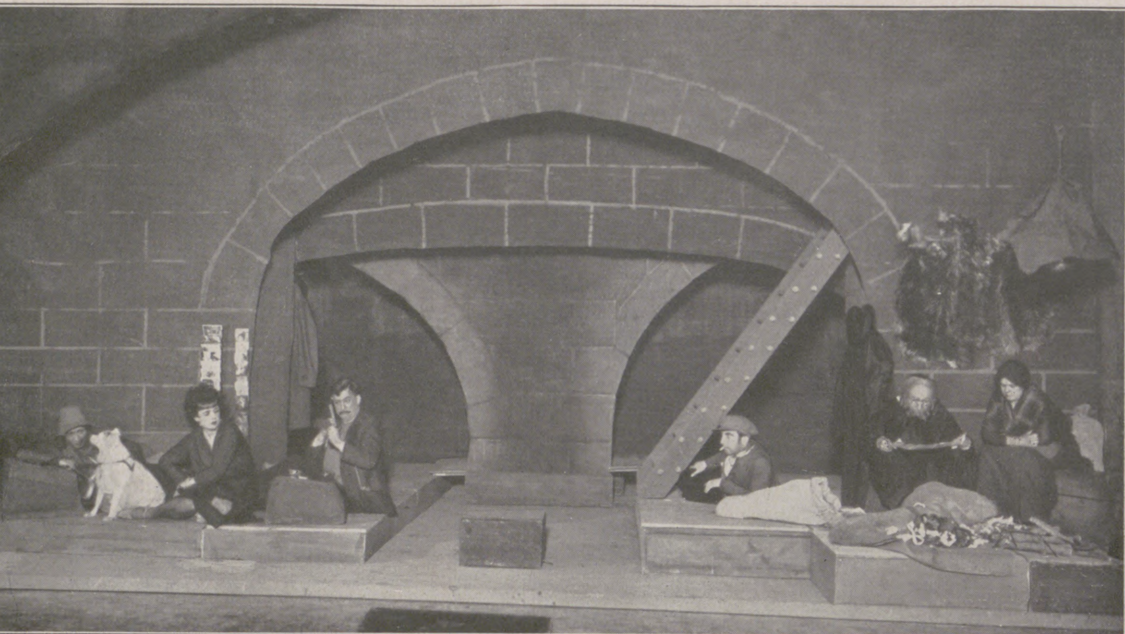
Die Feier des neunten Jahrestages der Gründung des Faschismus in Italien: Mussolini schreitet am 25. März die Reihen der ihm huldigenden Volksmiliz ab.



Ein griechischer Osterbrauch: Waisenkinder aus Syra (Griechenland) beim Aufpflanzen eines Kreuzes im Gebirge zum Gedächtnis der Auferstehung des Herrn.



D. Dr. Rudolf Kittel,
Geheimer Rat, Professor der Theologie (alttestamentliche Exegese) an der Universität Leipzig, der am 28. März 75 Jahre alt wurde. (Phot. Atelier Pieperhoff, Leipzig.)



Es ist nichts schwerer zu ertragen als eine Reihe von schönen Tagen! — Szenenbild aus dem I. Akt der Komödie „Ein Milliardär schreit um Hilfe" von Franz Winterstein, die am 24. März am Stadttheater in Frankfurt a. O. unter der Regie von Intendant Walter O. Stahl uraufgeführt wurde. Ganz links mit dem Hund Gustav Deimling in der Rolle des Titelhelden. (Phot. M. Nakonz.)



Paul Barnay,
verdienstvoller Intendant der Vereinigten Theater in Breslau, der am 31. März sein 25jähriges Bühnenjubiläum begehen konnte. (Phot. L. Klett, Breslau.)



Links:
Helene Lange,
bekannte Führerin der deutschen Frauenbewegung, Vorkämpferin des Frauenstimmrechts, kann am 9. April ihren 80. Geburtstag feiern.



Zu dem bevorstehenden deutschen Ozeanflugversuch:
Pilot Arthur Spindler, Navigator Hauptmann Köhl und Begleiter v. Hünefeld (von links nach rechts), die am 26. März in Berlin nach Irland starteten, von wo bei günstigem Wetter der Transatlantikflug ausgehen soll.



Rechts:
Wilhelm Graf von Württemberg,
Herzog von Urach, der am 24. März, 64jährig, verstarb. Während des Krieges wurde er als Prätendent für den Thron des geplanten selbständigen Herzogtums Litauen auf Grund der historischen Beziehungen seines Hauses zu Litauen genannt.

Tagesgeschichte.

Einen neuen Ozeanflugversuch begannen die deutschen Flieger Köhl und Spindler mit Baron v. Hünefeld als Begleiter, die am 26. März auf dem Tempelhofer Felde in Berlin starteten und auf dem Flugplatz in Baldonnel (Süd-Irland) niedergingen, um von hier aus bei günstigem Wetter den Weiterflug zu unternehmen. Das von den Fliegern benutzte Flugzeug ist die Junkersmaschine „Bremen", die mit einem Junkersmotor von 270 P.S. ausgerüstet ist und einen Aktionsradius von etwa 6700 km besitzt.

Zur Wiederkehr des Tages, an dem sich vor achtzig Jahren, am 24. März 1848, Schleswig-Holstein gegen die Dänen erhob, fanden überall in den Städten der Provinz Gedenkfeiern statt. Auch vor dem Alten Rathaus in Kiel, wo seinerzeit Beseler um Mitternacht die provisorische Regierung ausrief, wurde am Abend des 23. März eine Gedächtniskundgebung veranstaltet.

In der Woche vom 24. März bis zum 1. April stand die Reichshauptstadt im Zeichen der reiterlichen und züchterischen Wettkämpfe des großen Reitturniers, das im Berliner Sportpalast zum Austrag kam. Neben den sportlichen Prüfungen fesselten das Publikum besonders die historische und moderne Schau „Die Reiterei im Wandel der Jahrhunderte" und die gelungene Reitpantomime in Form einer Parodie auf einen kleinen fahrenden Zirkus.

*

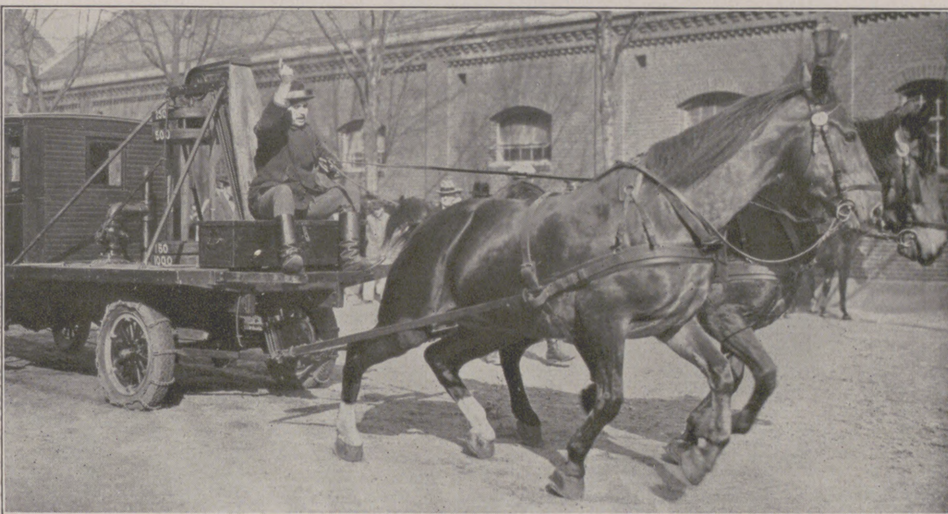
Im Stadttheater zu Frankfurt a. O. wurde das Werk eines jungen Wiener Dichters uraufgeführt, die Komödie „Ein Milliardär schreit um Hilfe" von Franz Winterstein. Sie behandelt das Schicksal eines verlorenen Sohnes, der von seinen reichen Verwandten verstoßen wird und als Bettler lebt, bis ihn plötzlich eine Milliardenerbschaft trifft und ihn nun zur umworbenen Persönlichkeit macht. Diese Veränderung der Situation geht ihm so auf die Nerven, daß er sich wieder in die von ihm bislang bewohnten Kanalisationsröhren zurückzieht, wo er an den Folgen des Übermaßes der letzten üppigen Tage mit dem Tode abgeht.



Hundert schöne Wienerinnen: Im Papageien-Kabarett, eines von den fünfzig Bildern der großen Wiener Marischka-Revue „Alles aus Liebe!" von Karl Farkas und Ernst Marischka (Musik von Ralph Benaczky), die bisher mit großem Erfolg im Wiener Stadttheater gespielt wurde und in diesem Monat im Krystall-Palast-Varieté in Leipzig gastiert. (Phot. „d'Ora", Arthur Benda, Wien.)



Aus den Vorführungen der Schutzpolizei: Pyramidengruppe der Schuporeiter.



Leistungsprüfung der Zugpferde am Dynamometer, einem auf einem Lastwagen angebrachten Apparat, der die Zugkraft der Pferde ermittelt.



Fräulein Mary van Lungen, die nach einer Abstimmung unter den Zuschauern als eleganteste Reiterin prämiiert wurde.

DIE WOCHE DER DEUTSCHEN REITER

Vom Reitturnier im Berliner Sportpalast (24. März bis 1. April).





Aus der historischen und modernen Schau „Die Reiterei im Wandel der Jahrhunderte" am 26. März.

Im Oval: Cilly Feindt, die jugendliche Filmschauspielerin und Turnierreiterin, in modernem Reitkostüm.—Links: Die Filmschauspielerin Lotte Lorring in friderizianischer Tracht.—Rechts: Zweierlei Pferdestärken: Die Filmschauspielerin Hanni Weiße (im Sattel) in der Tracht des byzantinischen Kaiserreichs; davor, auf dem Autokühler sitzend, der junge Ufa-Star Felicitas Malten in modernem Kostüm.



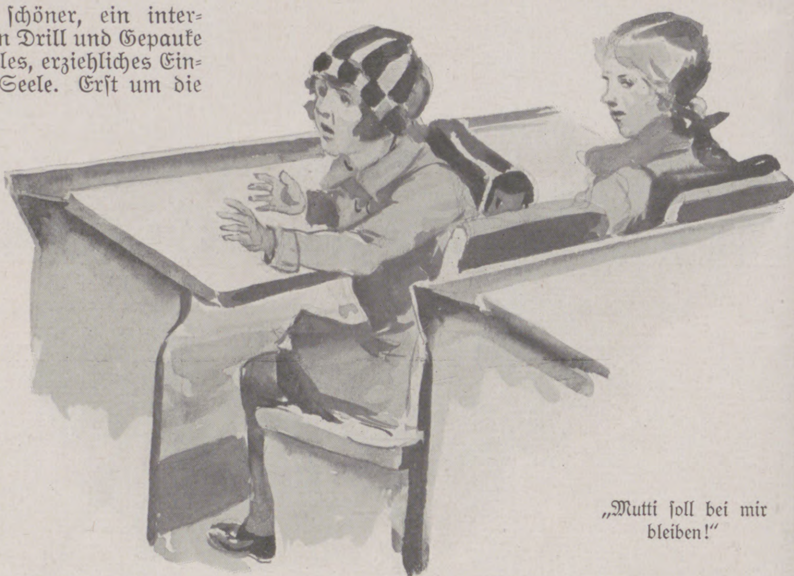
Schulgemeinen Typen unter den Abc-Schützen

Von Paul Georg Münch. Mit Zeichnungen von Rudolf Lipus.



„Das Einmaleins kann sie schon! Sie soll nämlich einmal studieren!"

Lehrer sein ist ein schöner, ein interessanter Beruf, wenn Drill und Gepauke abgelöst sind durch stilles, erziehliches Einwirken von Seele zu Seele. Erst um die Jahrhundertwende hat man sich recht darauf besonnen, daß wir Lehrer zur Pflege und Formung des denkbar edelsten Materials berufen sind: zur Erziehung junger Menschenkinder. In der Hochwertigkeit des Materials gleicht der Beruf des Lehrers dem des Bühnenregisseurs. Aufgabe des Spielleiters ist es, jeden Spieler an den rechten Platz zu stellen, und auch des Lehrberufs Schwerstes und Wichtigstes liegt darin, die starke Seite jedes Kindes zu finden. Denn nur dort, wo ein Mensch den Durchschnitt überragt, dort ist die Möglichkeit gegeben, das Leben zu zwingen und sein Glück zu machen. Nun könnte man wohl sagen: Der Regisseur bekommt sein Menschenmaterial schon vorgebildet, er kennt schon ungefähr den Rollenkreis des einzelnen, während dem Lehrer kleine Menschenkinder übergeben werden, die als unbeschriebene Blätter noch keine „Rollen spielen". Weit gefehlt! Unter den Schulneulingen gibt es ganz ausgesprochene Typen, die durch häusliche Erziehung oder natürliche Charakteranlage schon auf das Spielen einer Rolle eingestellt sind. Einige dieser Typen will ich hier zu kennzeichnen versuchen.



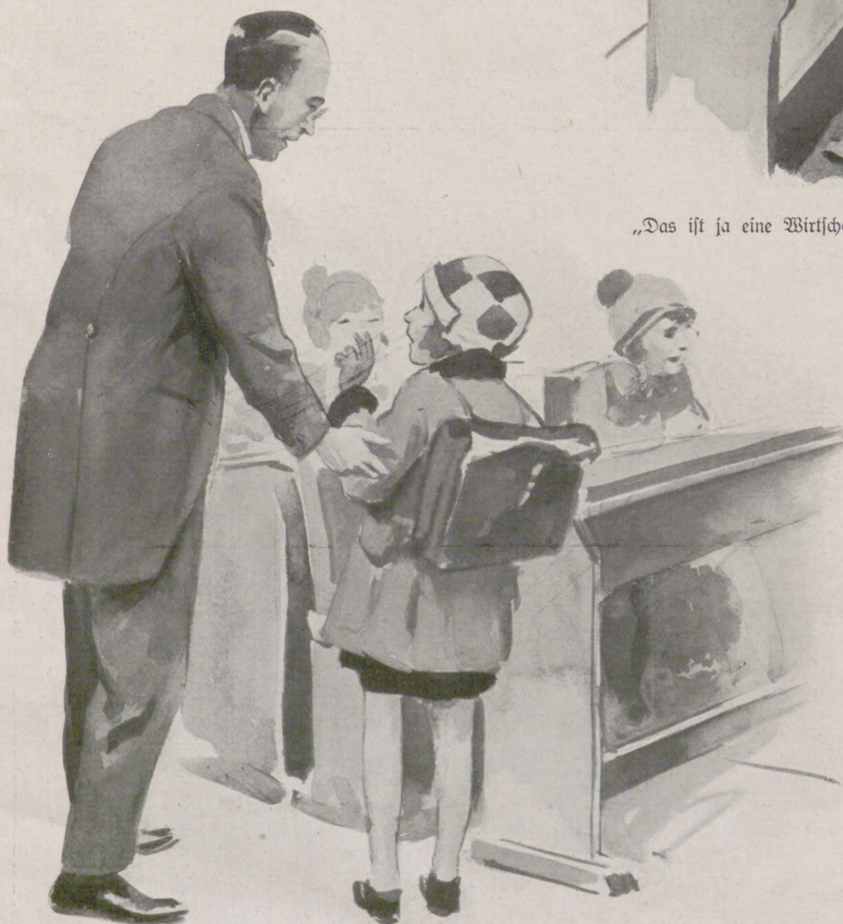
„Mutti soll bei mir bleiben!"

Ich stelle zunächst eine wenig angenehme Erscheinung vor: das Wunderkind. Unser erstes Bild zeigt eine Mutter, die ihre Tochter zur Schule bringt und mit sichtlichem Stolz feststellt, daß das Kind schon das Einmaleins vorwärts und rückwärts aufsagen könne. Liebenswürdig setzt sie wohl gar hinzu: „Seien Sie ja auf der Hut, daß sie es nicht wieder verlernt!" Unbewußt hat die Mutter eine sehr begründete Befürchtung ausgesprochen, denn erfahrungsgemäß kann das arme Kind nach zwei Jahren die eingepaukten Reihen vielleicht nicht mehr so am Schnürchen wie heute. Lernen ist eine Angelegenheit der Nerven; Nerven sind die Fangarme des Gedächtnisses, und bei Überreizung läßt deren Griffigkeit nach. Mädi kann selbstverständlich auch schon lesen, sie soll ja einmal studieren, ihr akademischer Beruf ist schon festgelegt. Sie wird aber wahrscheinlich nicht studieren, denn nach meinen reichen Erfahrungen bleiben von zehn Wunderkindern neun sehr früh auf der Strecke liegen. Dann kommen die gesunden Kerlchen voran, die bis zum sechsten Jahre, unbeschwert von Lehrbüchern, ungestraft von Eitelkeiten der Mutter, sich der goldenen Kindheit freuen, nach Herzenslust spielen und sich tummeln durften!



„Das ist ja eine Wirtschaft hier: nicht einmal Tinte drin!"

Und gleich noch ein anderer Typ, der wenig Freude macht: die kleine Heulsuse, der schwer zu beruhigende Heulmeier. Es gibt zarte, kränkelnde Kinder, denen die Trennung von der Mutter bitter schwer fällt, und keinem einsichtsvollen Lehrer



„Ich will eine Bank für mich allein! Meine Tante hat gesagt: ‚In der Schule kriegt man Ungeziefer!'"



„Wetten, daß ich mit dem Schwamme den Hut treffe!"

wird es in den Sinn kommen, solche Muttersöhnchen zu hänseln, zu bespötteln. Sehr ungnädig, nicht gegen die Kinder, sondern gegen die Eltern, möchte man werden, wenn sich herausstellt, daß sich die kleinen Heulmeier vor dem Lehrer fürchten. Kann man doch noch immer in der Kinderstube die unselige Redensart hören: „Na wart', das sag ich deinem Lehrer! Wenn du nur erst in die Schule kommst, dann aber . . .!“ Wenn der Lehrer als Bärbeiß und Popanz hingestellt wird, ist törichte Heulmeierei eine ganz natürliche Erscheinung. Die Zeiten sind wahrhaftig vorüber, in denen der Lehrer als Rächer irgendwelcher Schuld, als augenrollender, grimmig schnaubender Zuchtmeister einzuschätzen war.

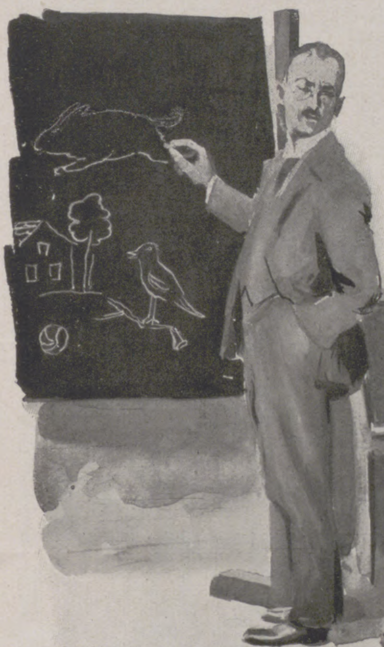
Da lob' ich mir schon einen anderen Typ, der zwar auch nicht auf Lust und Frohsinn gestimmt ist, aber frei heraussagt, wie es ihm ums Herz ist: den drolligen Räsoneur. „Das ist ja eine Wirtschaft hier: nicht mal Tinte drin!“ So sprechen die kleinen Gernegroßnaturen, die schon ihr eigenes Urteil — dem Vater abgeguckt haben: Wie er sich räuspert und wie er spuckt . . . „Vorhänge habt ihr wohl hier gar nicht an den Fenstern?“ Aber an solchen Kerlchen hat man seine helle Freude! Wenn sie einmal wegen Zuspätkommens gestraft werden sollen, sagen sie wohl frisch und frei heraus: „Sie waren aber gestern auch nicht gleich mit dem Glockenschlag in der Klasse!“ Aber ihre Randbemerkungen und Zwischenrufe sind wirklich nicht bös gemeint! Aufgabe des Räsoneurs ist es eben, zu räsonieren. Sie schlagen sich später gern einmal mit Kellnern und Straßenbahnschaffnern herum.

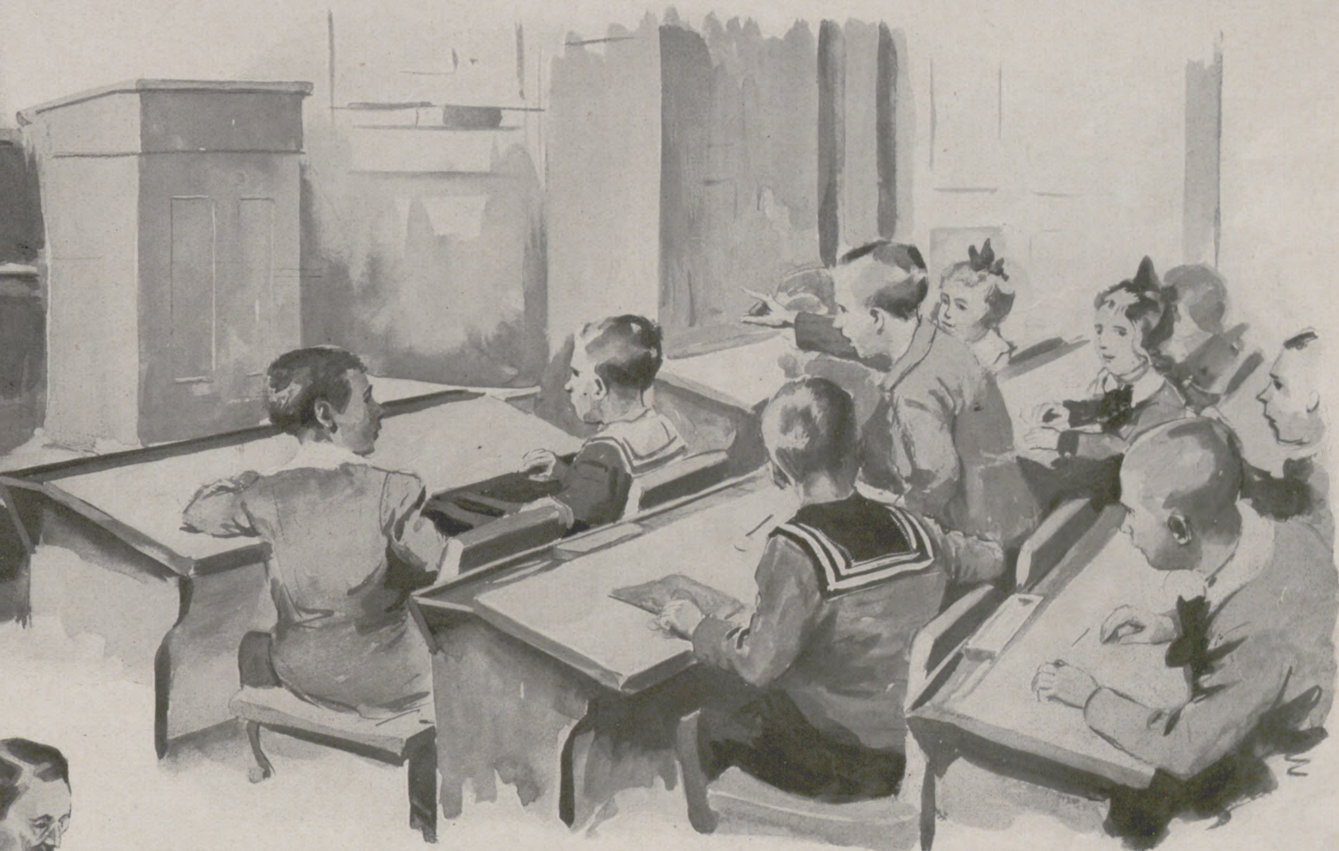
Für den Lehrer gibt es weder unsympathische Kinder noch sympathische in dem Sinne, daß er die einen bevorzuge, die anderen zurücksetze. Wenn man auch einmal hart zufahren mußte — sobald man kleinen Menschenkindern wieder in die großen fragenden Augen schaut, dann steht man auch dem übermütigen Wildfang oder dem hemmungslosen Plappermäulchen wieder so nahe wie ein Freund dem Freunde. Aber sympathische und unsympathische Eltern gibt es! Und zu den höchst unsympathischen gehören jene, die uns Zimperliesen und blasierte Herrchen übergeben. Ist es mir doch schon vorgekommen, daß sich ein Mädchen nicht neben eine Nachbarin, die sie noch gar nicht kannte, setzen wollte, „weil man in der Schule Flöhe kriegte“. Diesen Kindern kann man natürlich nicht gram sein, wenn sie sich die Meinung des Elternhauses über die Schule zu eigen machen und eine Extrawurst gebraten haben möchten.

„Knöpp mir doch mal zu!“

Unsere deutsche Volksschule hat heute nicht nur die Kriegsnachwehen fast völlig überwunden, sie leistet jetzt wohl mehr als vor dem Kriege, denn im Laufe der letzten zehn Jahre ist manche frische Brise in die Mottenwinkel und dumpfen Spinnweb-Ecken hineingefahren und hat die Puderzöpfe mancher in mittelalterlicher Pädagogik steckengebliebenen Schulmeister gehörig ausgeklopft! Heute kann sich jedes Kind in der Volksschule wohlfühlen, und auch die anspruchvollsten Eltern könnten mit ihr zufrieden sein!

Aber die Zucht sei gelockert? Nicht jedem kleinen Missetäter wird heute freilich gleich ein hochnotpeinlicher Prozeß gemacht. Wenn so ein kleines wildes Füllen in die Koppel der Schule eingehürdet wird, dann ist es etwas ganz Natürliches, daß es





„Das soll ein Hase sein? Das sieht doch mehr wie ein Schwein aus!“

an den Fesseln zerrt und zu allerhand Allotria geneigt ist. Dort hängt Lehrers schöner, neuer Hut. „Wetten, daß ich ihn treffe?“ Wetten, verehrte Leser, daß er getroffen hat? Wetten, daß früher der Rohrstock auftauchte und die Sittenzensur verscherzt war? Heute wird Freund Übermut in das Kumt straffer, aber fröhlicher Arbeit genommen, die ihm als lustiges Spiel erscheint; er gewinnt seinen Lehrer lieb und läßt bald alle übermütigen Streiche.

Eine lustige Schar, diese kleinen Schulneulinge! Der Lehrer der Elementaristen kann sein Tagebuch jeden Tag mit humorvollen Erlebnissen würzen. „Knöpp mir doch mal die Hosen zu!“ Ja, was soll das arme Kerlchen anfangen, dem bisher bei diesen Garderobeschwierigkeiten die Mutter hilfreich zur Seite stand? Unter der Schar der Kleinen findet sich auch jedes Jahr einer, auf den ein stubenreiner Pudel mit Verachtung herabblicken würde . . .

Die unangenehmsten sind die kritisch veranlagten, die Lehrers Arbeit schonungslos verreißen. „Das soll ein Hase sein? Das sieht doch mehr wie ein Schwein aus!“ An der köstlichen Offenheit der Kinder merkt man erst recht, wie der sogenannte gute Ton in der großen Gesellschaft auf wohlwollendes Übersehen oder auf Schmeichelei eingestellt ist! Der kritische Sinn der Kinder ist sehr erzieherisch. Er beweist immer wieder die Wichtigkeit der Forderung: Für die Kinder sei das Beste gerade gut genug. Lehrer sollen den Kindern in jeder Beziehung Untadeliges bieten, und um die neue Lehrergeneration in Künsten und Wissenschaften zu möglichster Vollkommenheit auszubilden, werden jetzt die Lehramtskandidaten in einigen deutschen Ländern auf der Hochschule und ihren Instituten ausgebildet.

Wenden wir uns dem letzten Typ der kleinen Schulneulinge zu, den ganz Wohlerzogenen. „Darf ich morgen wiederkommen, Herr Lehrer?“ — „Aber gewiß, mein Trudchen, wenn du mir die Ehre geben willst: recht gern!“ Trudchen weiß, was sich schickt. Ich sagte einmal zu meinen größeren Jungen, als sie in die Sommerferien gingen: „Seht euch nur recht gut in der Natur um, daß ihr gescheiter wiederkommt, als ihr jetzt hinausgeht!“ Und einer, der wußte, was sich schickt, sagte mir treuherzig, aber ohne sich etwas dabei zu denken: „Danke, gleichfalls.“

Einleitend äußerte ich, der Lehrerberuf sei dem des Bühnenregisseurs verwandt, denn bei beiden handele es sich um das edelste Material, um Menschen von Fleisch und Blut. Und auch die Schulstuben sind heute Bretter, die die Welt bedeuten! Unseres Amtes ist es, den künftigen Spieler schon im Kinde zu erkennen und das Aussichtsreiche an den kleinen Typen treulichst zu pflegen.



„Darf ich morgen wiederkommen, Herr Lehrer?“



RUSSISCHE BÄUERIN MIT OSTERGABE

GEMÄLDE VON K. KATSCHURA-FALILEEVA

Am dritten Tage

Osterlied von Ernst Smigelski

Gedicht v. Edita Gramsch

Ruhig, in feierlicher Stille.

Gesang *mf* schlicht erzählend

Drei Frau-en trugen Speze-rei'n. Doch als sie hiel-ten vor dem Grab da war die Pfor - - te auf und seine Tü-cher lagen leer. Aus ihren bangen Her-zen aber brach es heiß: Er ist uns auf-er-stan - - den. Al - - - le-lui - - a Al - - - le-lui - - - - a

mit wachsender Begeisterung

langsam beginnend

poco ritard.

breit

mf wieder schlicht-erzählend

sempre piu - ritardando

Der Illustrirten Zeitung in Leipzig zum ersten Abdruck vom Komponisten überlassen.

Passagiere

ROMAN VON HELLMUTH UNGER

(Schluß.)

Eins — zwei — — Eins — zwei —

Der Ingenieur hat sich das Tau am Steuer um den Arm geschlungen, damit er nicht einschläft. Die Hanffasern schneiden tief in sein Fleisch. Der Reverend betet noch immer. Seine Stimme ist heiser geworden und schwer.

Ich denke nur an die Frau, die ich liebe, und der ich nicht helfen konnte, weil ich sie nicht mehr fand.

Ich weiß nicht einmal, ob sie gerettet ist, und wo sie jetzt auf dem Ozean treibt.

Eins — zwei — — Eins — zwei —

Die Nacht wird lichter und lichter. Die Tollheit des Sturms ist vorbei. Merkt ihr es nicht? Es ist wie ein großes Atemholen über dem Meer. Die Kraft des Taifuns ist gebrochen. Er wirbelt und wirbelt weiter nach Westen und bringt andere Schiffe in Gefahr.

Gnade Gott jedem in Seenot!

Die Wellen sind nicht weniger hoch und gefährlich, aber sie schlagen nicht über Bord. Wir brauchen nicht mehr Wasser zu schöpfen. Wir dürfen ein wenig ausruhen und hoffen.

Im Osten dämmert der neue Tag. Der kleine Zeiger meiner Uhr steht auf fünf. Vielleicht ist es später. Ich weiß es nicht. Die dünne Glasscheibe ist zersplittert, und das Herz des Getriebes steht still.

Fünf Uhr oder sechs.

Von der „Queen Anna" ist nichts zu sehen. Wir steuern jetzt wieder südwärts. Vielleicht begegnen wir einem anderen Schiff.

Eins — zwei — — Eins — zwei —

Fahl und langsam wächst die Dämmerung über dem Meer und erdrosselt den Sturm.

Stunde um Stunde. Auf und ab schaukelt das Boot. Die Wogen haben ihre scharfen, weißzackigen Kämme verloren, werden flacher und breiter.

Der Taifun ist vorbei. Der Ozean beruhigt sich mehr und mehr. Im Osten züngelt eine zartrote Linie die Krümmung des Horizonts entlang, wird breiter und farbtiefer, strahlt über in Gelb.

Die Sonnenscheibe taucht auf, weckt alle Wunderfarben der südlichen See, durchleuchtet die Wellen. Die Himmelsweite wird blendendes Blau.

Halbaufgerichtet steht der Ingenieur am Steuer. Bleich, übernächtig und müde. Täuscht er sich nicht?

„Ein Schiff! Ein Schiff!"

Sein Ruf überfällt die erschöpften Schläfer, zerbricht ihre wirren Träume, schreckt sie wach.

„Ein Schiff?"

„Wo?"

„Dort."

„Die ‚Queen Anna'."

„Nein."

„Die hat entgegengesetzten Kurs."

„In die Riemen! Los, Jungens!"

Unser Boot schießt durch das Wasser dahin. Höchste Eile, sonst entdeckt man uns auf dem Dampfer nicht.

Es ist ein großes Schiff mit zwei mächtigen, rauchenden Schornsteinen, das etwa vier Seemeilen entfernt heransteuert. Ein 12 000-Tonnen-Dampfer mindestens. Unbeschreibliche Erregung hat alle überfallen. Es ist wie ein Wunder, noch nicht zu erfassen, daß wir gerettet sein sollen.

„Wenn sie uns nur sehen!"

„Winkt doch!"

„Es ist noch zu früh", sagt der Ingenieur. Die Matrosen arbeiten, daß die Ruder sich biegen, arbeiten mit stieren Augen und verbissenem Munde. Und Reverend Milton rudert auch, bis er zusammenbricht.

Der Dampfer kommt näher. Der Mann im Auslug muß das weiße flatternde Wimpel an der Ruderstange bemerkt haben. Das Schiff steuert dem Boot entgegen.

„Wir sind gerettet", sagt leise der Ingenieur.

Eine ungeheure Spannung löst sich. Man schreit und drückt einander die Hände. Die Frauen weinen. Immer weinen Frauen, in Not oder im Glück.

„Es ist doch die ‚Queen Anna', nicht wahr?"

„Nein. Ein Personendampfer."

„Ruft!"

„Ja, ruft!"

Matrosen lehnen an der Reling und winken. Die Schiffssirenen heulen auf. Einmal und wieder.

Eine Rakete zischt zum Himmel empor. Das bedeutet: Wir haben euch entdeckt und kommen zu Hilfe.

„Sitzen bleiben!"

„Zum Teufel, wollt ihr im letzten Augenblick noch kentern?"

„Ruhe doch!"

Zwei Wimpel steigen zum Topp des Vordermastes empor. Der Ingenieur versteht diese Seemannssprache. Seine Augen werden starr und groß. Er sucht nach dem Fernglas und stellt es ein.

Der kleine Leo kommt ihm zuvor, und sein Mund verzieht sich von Ohr zu Ohr.

„Das ist doch der ‚Globus', Ingenieur!"

Wahrhaftig, der Dampfer, der uns aus Seenot erretten will, ist der „Globus".

In großer, sicherer Fahrt rauscht er daher.

XXIII.

562 Passagiere waren wir bei der Abfahrt des Schiffes von Hoboken. Mit uns Flüchtlingen im elften Boot sind 479 an Bord zurückgekommen. Der „Globus" hat seine eigenen Schaluppen wiederaufgenommen, wo er sie am Frühmorgen treibend fand. Drei Rettungsboote werden immer noch vermißt. Alles Suchen in den nächsten Stunden bleibt vergeblich.

Viele der geheimnisvollen Vorgänge, die schließlich während des Maskenballs zusammen die Panik und die ganz überstürzte Flucht der Passagiere auslösten, waren nicht so unbegreiflich wie das Schicksal des Schiffes selbst, dem wir uns, glücklich und vom Tode errettet, ein zweites Mal anvertrauten.

Mr. Hallocks Beunruhigungen hatten die jäh ausbrechende Verzweiflung viele Tage lang unbewußt vorbereitet, die unerwartete Maschinenstörung in der Funkstation, die jede Verbindung mit der Welt verhinderte, bekam erst besondere Bedeutung, als der Rammstoß oder die Explosion während des kurzen, aber so furchtbaren Wirbelsturms den Untergang des Dampfers wahrscheinlich machte. Und als der „Globus" mit gestoppten Maschinen und schwerer Schlagseite dahintrieb, wer hätte da nicht an Rettung gedacht!

Sicher steuerte er jetzt wieder auf altem Kurs durch die sich langsam glättende See, um Kingston zu erreichen.

Aber 83 Passagiere fehlen und über 30 Mann der Besatzung.

Das Bootsdeck bietet einen Anblick schauriger Verwüstung; auf dem Promenadendeck sind alle Scheiben nach der Windseite und zum Vorderschiff zu zersplittert, Fenster der Bibliothek und des Tanzraums eingeschlagen.

Die Mannschaft geht wieder an ihre Arbeit und schafft Ordnung. Matrosen räumen das Deck auf.

In gleichmäßigem Takte stampfen die Maschinen.

*

Kapitän Oud, der Erste Offizier, Funker und Schiffsarzt, einige Stewards, der kranke Mr. Groman, der Verwundete, die Schwester und etwa dreizehn Passagiere außer den Heizern und mehreren Maschinisten haben den „Globus" überhaupt nicht verlassen.

Erst nach und nach erfahren die Zurückgekehrten den Ablauf der weiteren Ereignisse. Gleich unerwartet, wie das Unglück geschah, habe sich der Dampfer später wiederaufgerichtet und die Fahrt fortsetzen können. Im amtlichen Bericht am Schwarzen Brett, der vom Kapitän unterzeichnet ist, heißt es dann, daß die eigentliche Ursache des Unglücks immer noch ungeklärt sei. Auf keinen Fall mehr bestände irgendwelche Gefahr. Innerhalb zwanzig Stunden würde der „Globus" in Kingston vor Anker gehen. Die Schräglage des Schiffes wäre durch eine Verlagerung der in Havanna übernommenen Fracht eingetreten, während der Sturm den „Globus" hin und her schleuderte. Auch diese Gefahr sei beseitigt.

„Ich erwarte von jedem Passagier und jedem Mann der Besatzung, daß er mit allen Kräften dazu beiträgt, die notwendige Ordnung wiederherzustellen, und erkläre hiermit den Ausnahmezustand.

Oud, Kapitän."

*

Das Schiffslazarett ist überfüllt. Einige Passagiere haben sich dem alten Doktor als Helfer zur Verfügung stellen müssen, damit keiner der Verletzten und Schwerkranken unversorgt bleibt. Lungenentzündungen und Magenerkrankungen, Arm- und Beinbrüche, Angstpsychosen. Wieviel Unheil hat die Sturmnacht doch für die Passagiere gebracht!

Von der heiteren, unbeschwerten Stimmung an Bord ist nichts mehr zu spüren. Und wie fremd einer dem anderen geworden ist!

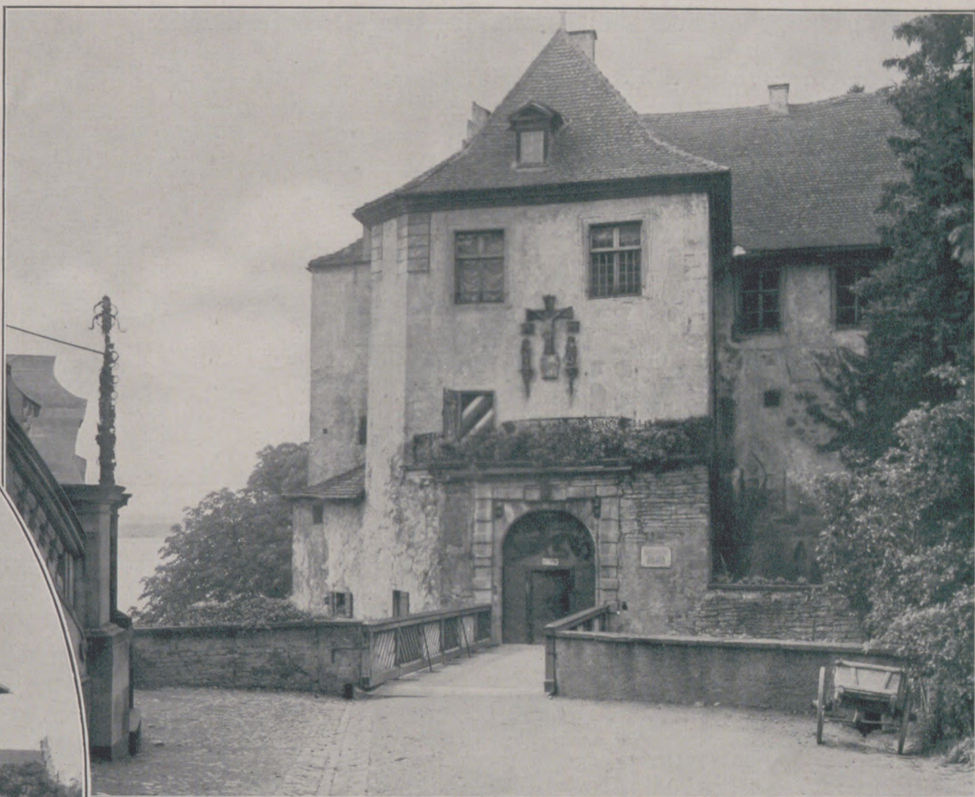
Eine Schiffskatastrophe liegt zwischen gestern und heute. Was das bedeutet? Menschen, die sich freundschaftlich nahegekommen waren, einander voll guter Laune, Takt und Höflichkeit begegnet sind, hatten ein gemeinsames Abenteuer, bei dem es keine Rücksichten auf den Nächsten mehr gab. Alle, alle hatten sie plötzlich ein anderes, neues Gesicht, brutal und nicht mehr geschminkt.

Mein Leben, mein bißchen Leben zuerst! Nicht wahr? Ich muß der Allererste sein. Was kümmerst du mich! Wer sich nicht wehren kann, wird niedergetreten.

Aus der malerischen Bodenseestadt Meersburg, die auf ein 1300jähriges Bestehen zurückblicken kann.



Das Alte Schloß mit dem viereckigen Hauptturm.
Die Grundbauten dieser Feste werden auf den fränkischen König Dagobert I. im 7. Jahrhundert zurückgeführt.



Eingang zum Alten Schloß.



Blick in die Obertorgasse.



Malerischer Winkel im Winzerhof.
Nebenstehend: Treppenhaus im Neuen Schloß, der Residenz der Bischöfe von Konstanz seit der Reformation bis zum Jahre 1827.
(Nach photographischen Aufnahmen von Aug. Rupp, Berlin.)



Stumme Fragen, stumme Anklagen ohne Abwehr. Lieber einander aus dem Wege gehen.

Als das Boot kenterte und ich um Hilfe schrie, hattest du nicht Zeit genug, mir einen Rettungsring zuzuwerfen. Du starrtest doch über die Reling und sahst, daß ich am Ertrinken war! Du aber mußtest dir einen Platz im nächsten Boot erkämpfen. Mit den Fäusten. Nicht wahr?

Ist es nicht so? Dann verzeih!

Mit der Ruderschaufel schlugst du mir auf die Hände, als ich mich anklammerte an das Boot.

Kein Platz mehr für mich. Damit ihr gerettet wurdet, war ich zuviel.

War es nicht so? Dann verzeih!

Wie viele gute Worte, die ich dir glaubte, sagtest du mir, wenn wir tanzten. Gestern, als ich in Not und wehrlos war, halfst du mir nicht.

Und du, wo ist deine junge, blonde Frau, die du liebtest? Die dir so innig vertraute? Deine eigenen Hände stießen sie in die Wellen zurück, damit sie dich nicht behinderte. Du wurdest gerettet. Du! Du allein.

Als die große Not über uns kam, war ein kleiner Schiffsjunge an Bord, der dachte sogar an die Tiere im Packraum und rettete sie. Was galt dir ein Menschenleben! Nichts.

Es sind nur wenige, die einander noch in die Augen sehen können, weil sie die Prüfung bestanden. Die sich nicht abwenden müssen in brennender Scham.

Wie klein, wie gemein, wie erbärmlich wir Menschen doch sind!

He, wollt ihr jetzt weiterspielen, ihr andern? Habt ihr Mut und Zuversicht wiedergefunden? Hat euch das Furchtbare so wenig berührt, daß ihr eurem Erleben schon Abenteuer hinzudichtet und euch damit brüstet, wie tapfer ihr die Katastraphe überstandet? Ihr schämt euch nicht einmal. Nein.

Einer will den andern mit seinen Berichten überbieten, als habe er alles grausiger gehabt. Ihr Helden! „Das hättet ihr sehen sollen und dies erleben!"

Sie sind gerettet und in Sicherheit. Sie denken schon wieder an Beschwerden, weil man ihnen die Mahlzeit nicht pünktlich serviert. Und nicht reichlich genug. Sie beratschlagen ernsthaft, welchen Schadenersatz sie von der Schiffsgesellschaft fordern sollen, sobald der „Globus" in Kingston ist. Ihre Phantasie überschlägt sich im Rausch von Zahlen.

Die Musik will zum Essen spielen. Der zweite Geiger fehlt und der Bassist.

„Unmöglich."

„Nein. Keine Musik!"

„Oder nur ernste. Ihr habt doch auch solche Noten?"

„Es ist ja nur, weil der Kapitän befohlen hat, jeder soll seine Pflicht tun."

Die armen, verwirrten Musikanten. Sie packen die Instrumente endlich wieder ein und gehen.

Hundert Tote vielleicht und Musik!

Schweigsam verläuft die Mahlzeit. An allen Tischen fehlen Passagiere. Bekannte Gesichter.

Auch der Schiffsdoktor, der sonst immer der Erste ist und sich mit niemand unterhält, ist nicht gekommen. Sie haben noch immer nicht alle Verletzten versorgt.

Der Polizeioffizier fehlt, Mutter Anna und die Nonnen, der „Greis", der an einem Kolumbusfilm schreibt, und die polnische Dame, die Fürstin, Mrs. Seemann und Mrs. Palmer.

Der kleine räudige Affe, den sie gemeinsam kauften (für 50 Dollar, wie Mrs. Seemann zuletzt jedem erzählte), ist übrigens tot. Der Bagagemeister fand ihn zwischen zwei hohen Koffern zerdrückt.

Mr. Austin ist nicht wiedergekommen und auch nicht Mrs. Horld.

Und mein Herz ist von unbeschreiblicher Trauer erfüllt. Auch die Frau fehlt, die ich liebe. Ich habe so viel nach ihr gefragt, niemand hat sie gesehen.

Noch während des Essens gibt es unerwartet gute Nachricht. Der Funker hat einen Funkspruch aufgenommen, der von Kingston kommt. Es war die Mitteilung, daß der holländische Dampfer „Globus" in einem Taifun nahe der Küste Jamaikas untergegangen sei. Man habe gegen Mitternacht SOS-Rufe gehört und geantwortet. Der „Globus" habe sich nicht mehr gemeldet. Auch der Frachtdampfer „Quebeck", mit Südfrüchten unterwegs, sei im Sturm gekentert. Der Dampfer „Queen Anna", mit Kohlen für Havanna bestimmt, habe einundvierzig Passagiere des „Globus", die in zwei Booten auf dem Atlantik trieben, zu retten vermocht. Überlebende der „Quebeck" habe er nirgends gesichtet.

41 Passagiere gerettet!

Aber wer? Wer?

Mr. Williams fragt immer noch nach seiner Gattin; Peggy, die schwerkrank in ihrer Kabine liegt, nach ihrer Mutter. Und ich suche, suche die Frau, die mein Schicksal geworden ist, die ich so unerwartet und so sinnlos verlor. Fast die Hälfte der Vermißten ist noch gerettet, die Besatzung von zwei Booten. Ich warte in der Funkstation und verhandle lange mit dem Beamten.

„Bitte, hier ist die Meldung, die ich von Kingston bekam. 41 Passagiere vom ‚Globus' gerettet."

„Die Namen!"

„Der Dampfer ‚Queen Anna' ist nach Havanna fällig. Ich will alles versuchen, mit ihm in Verbindung zu kommen. Bitte, gedulden Sie sich, mein Herr."

Endlose Stunden!

Die nächste Meldung kommt von Havanna direkt. Die „Queen Anna" hat dem „Globus" nicht geantwortet.

Havanna funkt, daß die „Quebeck" mit aller Bestimmtheit verloren ist. Sie hatte nur fünfzehn Mann Besatzung. Hier die Liste der Geretteten des „Globus". Die Schiffbrüchigen werden morgen in Kuba sein.

*

Habt ihr mal ein Lotterielos besessen, an das ihr euer letztes Geld verschwendetet, für das ihr wochenlang aus freiem Willen gehungert habt, weil ihr solche Optimisten seid, zu hoffen, daß ihr gewinnen könntet? Ihr hattet nicht mehr die Kraft, euer Schicksal zu ändern, aber immer noch die Hoffnung aller Verzweifelten, daß auch euch das Glück ein einziges Mal untertan sein müsse. Habt ihr solche fatalistische Leute vor den Gewinnlisten gesehen, wenn sie mit tastenden Augen lesen wollten, daß sie gewonnen hatten? Nein? Wart ihr zur Zeit einer Grubenkatastrophe einmal in einer Bergwerksgegend, wenn die Überlebenden auf die ersten zuverlässigen Mitteilungen vor dem Direktionsgebäude warten, jede Frau auf den endlosen Listen nur den Namen ihres Mannes zu lesen bangt?

Was wißt denn ihr, wie man um einen Menschen leidet, den man liebt!

Ich muß lange suchen und lesen, ehe ich begreife, daß die Frau, die ich liebe, unter den Geretteten ist.

Aber da lese ich ihren Namen.

Von überschwenglicher Freude bin ich erfüllt.

Sofort gebe ich ihr drahtlos Nachricht nach Havanna. Ich komme. Warte auf mich!

Warum hat sie keinen Gruß für mich? Fürchtet sie, daß ich ertrunken sein könnte? Morgen bin ich in Kingston. Ich frage den Zahlmeister nach einem Hotel, wo ich wohnen kann.

„Myrtle-Bank, mein Herr."

„Danke."

„Im Myrtle-Bank-Hotel erwarte ich Antwort von dir."

Ich zähle die Stunden bis zum Ende der abenteuerlichen Fahrt.

Der Tag verloht, und ein lichter Abend ersteht. Ohne Bewegung ist das unendliche Meer.

Morgen, denke ich. Morgen!

Die hereinbrechende Nacht überströmt uns mit feierlicher Klarheit. Wie froh und glücklich ich bin!

Morgen!

Fern am Horizont tanzt ein heller Stern, heller als alle anderen, erlischt in seiner Glut und flammt wieder auf. Eins der Leuchtfeuer Haitis. Wie ist meine Seele leicht und von Dank gegen Gott erfüllt!

Ich kann nicht schlafen. Ich vermag nicht die Lider zu schließen. So reich, so beglückend war ja noch niemals die Welt. Noch einmal mitten in der Nacht stehe ich im Gang vor der schwarzen Tafel und lese die Namen der Geretteten durch.

Schönes, unbegreifliches Leben, unerhörtes Geschenk!

Der Morgen kommt leise und überaus früh. Das zarte Violett an den Wolkenrändern währt nur Minuten, dann fließt es über in Purpur und grelles Karmin. Wir liegen im Hafen von Kingston vor Anker, rings von Land umschlossen.

Land. Land. Erde.

Blau ist das Wasser, wie ein riesiger Saphir. Palmen wiegen sich am Strande. Hügelhänge sind von sattem Grün überflutet. Unbeschreibliche Farben mischen sich durcheinander. Gärten. Blumen. Blüten. Flächen weißstrahlender Landhäuser. Hinter dem tropischen Bilde steigen blaugrau, violett, grandios aufgereckt, die Alpenberge Jamaikas empor. Blue Mountain Peak, Cortland Gap, Cold Spring Gap, Cinchona Plantation, wo mich Freunde erwarten. — — —

Ich miete mir ein Zimmer im Myrtle-Bank-Hotel und warte.

Keine Nachricht von ihr.

Ich warte einen Tag. Einen zweiten.

Mit dem nächsten Dampfer reise ich nach Havanna zurück.

Die „Queen Anna" liegt im Hafen und löscht ihre Fracht. Keiner der Matrosen kennt die Frau, die ich suche, mit Namen.

„Unter den Geretteten war sie, Herr?"

„Ja."

„Fragt doch in den Hotels!"

Ich suche und frage.

Keiner kennt sie.

„Vielleicht ist sie bereits weiter nach Kingston gereist."

Jetzt bin ich allein in Havanna. Ich habe sie niemals wiedergesehen.

XXIV.

So ist es. So soll es wohl sein. Wir unternehmen dies oder das, ohne uns selber Rechenschaft zu geben, weshalb wir es tun. Wir prügeln uns mit unserem Schicksal herum wie Gassenjungen. Wir wissen im voraus, daß wir dabei unterliegen, und sind froh, wenn die Beulen nicht zu lange schmerzen. Wir werden ein wenig verständiger, mit der Zeit. Aber klug werden wir nie.

Wir lösen uns niemals von dem, was war. So ist auch der neue Tag mit sanfter Schwermut erfüllt. Wir sind müde geworden, den

Menschen, die uns begegnen, zu vertrauen; unsere Gläubigkeit ist nie ohne Skepsis. Wir haben ein wenig hinter die Dinge geschaut, wir glauben nicht mehr an das große Pathos von Worten. Morgen sind unsere Haare grau. Menschen, die wir liebten, verloren wir. Menschen, die uns liebten, haben wir weh getan. Verzeiht uns! Und Gott vergebe den anderen!

Die Zeit geht so leise dahin. Und alles wiederholt sich. Wir lächeln darüber, wie wichtig wir vieles genommen, das kaum eines Gedankens wert war, und wie wenig wir oft das Gute und Große beachteten. Wenn wir endlich begreifen, ist alles zu spät.

*

Nun ist es wohl Zeit für mich. Ein kleiner Junge steht neben mir im Zimmer und starrt mich an. Ohne anzuklopfen und zu fragen, öffnete er die Tür. Ein wenig neugierig und ohne Furcht, wie Knaben sind. Er steht, die Hände auf dem Rücken, und sieht mich unverwandt an.

„Willst du mir nicht die Hand geben?"

„Nein."

Ich kenne die Augen und sein zerzaustes rotblondes Haar.

„Heißt du Lars?"

Er nickt.

„Bist du zurückgekommen nach Gussenow. Und deine Mutter auch? Hat sie dich doch geholt?"

„Und wer bist du?"

Wir sehen uns in die Augen und prüfen einander. Wir möchten wohl Freunde sein.

Forschend blickt er sich im ganzen Zimmer um. Er kennt jeden Gegenstand genau. Lange ist er fort gewesen, in einem fremden Lande, mit fremder Sprache. Aber seine Erinnerung ist wach. Nur mich, den Fremden, hat er noch nicht gesehen.

Er betrachtet meine Bleistifte auf dem Tisch und die vielen engbeschriebenen Blätter.

„Kannst du ein Schiff zeichnen?" fragt er sehr interessiert.

„Ja, das kann ich, kleiner Lars."

„Tu's!"

Ich setze mich folgsam.

„Es muß ein großes Schiff sein, hörst du, das untergeht."

Ich zeichne ihm einen Dampfer im Sturm.

„Laß die Schornsteine rauchen! Ja? Und gib ihm noch ein paar Segel!"



Das Pensionat geht spazieren.

Nach einer Zeichnung von R. Hengstenberg.

„Ein Dampfer hat keine Segel, Lars."

„Das ist gleich."

„Sollen die Menschen ertrinken? Was meinst du?"

„Ertrinken?"

„Sterben."

„Was ist das: Sterben?"

Ich muß überlegen, was ich einem Kinde antworten soll.

„Hat das Schiff keinen Anker?" fragt Lars. „Wie konntest du das vergessen!"

Während ich den Anker zeichne, spüre ich, daß wir beide nicht mehr allein sind. Hinter mir, an der Tür, steht eine Frau und wartet.

Ich gehe auf sie zu und begrüße sie.

„Lauf zum Hof hinunter, Lars! Wenn du Lust hast, kannst du reiten. Inspektor Petersen wartet. Er hat schon nach dir gefragt."

Reiten! Ist das noch herrlicher, als ein Schiff zu zeichnen, das im Sturm untergeht, einen Dampfer mit Schornsteinen und Segeln? Wie, kleiner Lars? Er hat das Bild schon vergessen und läuft hinaus.

Jetzt sind wir allein. Wie tapfer von dieser Frau, zurückzukommen. Nein, ich brauche sie nicht zu fragen, was sie mit sich beschlossen hat, und was sie jetzt denkt. Ich habe auch ein wenig das „zweite Gesicht" und vermag Gedanken von den Stirnen zu lesen. Vielleicht war es Flucht, als Olga ging. Jetzt ist sie mit ihrem Kinde zu Felix zurückgekommen. Sie hat mich in diesem Hause wohl nicht mehr erwartet. Als sie erfährt, daß ich noch hier bin, weicht sie mir nicht aus.

„Olga."

„Wie geht es dir?"

„Ich habe nur noch auf dich gewartet."

Ich spüre, wie beunruhigt sie ist.

„Ich habe dir zu danken für vieles. Weißt du es nicht?"

„Zu danken, mir?"

„Ja."

„Ich danke dir auch."

„Du wirst bleiben?"

Abgewendet steht sie und nickt.

„Er braucht mich."

Ist es das?

„Es ist gut so. Für beide. Und du?"

„Ich reise heute, Olga. Wenn es dir recht ist."

„Alles Glück mit dir!"

„Und alles Gute für dich."

„Wohin willst du?"

„Mit dem nächsten Dampfer nach Süden."

Fröhliche Fasten

Islamitische Festzeiten. Von Dr. H. v. Engelmann, Konstantinopel

Monat der Reinigung, Tage stiller Einkehr, inbrünstigen Gebetes und strenger Enthaltsamkeit, lichterfunkelnde Nächte froher Zerstreuung und Erholung, das ist das Zeichen der Fastenzeit des gläubigen Moslems, des hehren Monats Ramasan.

Da der Gründer des Islams nach seiner Wallfahrt von Mekka gen Medina sich im Jahre 623 feierlich vom alten Glauben der Juden lossagte, da er seinen Getreuen an Stelle von Jerusalem das alte arabische Heiligtum Mekka wies als Stätte, zu der ihre Gebete zu fliegen, ihre Blicke sich zu wenden haben, richtete er die dreißigtägigen Fasten ein; in der heiligen Kadirnacht, der sechsundzwanzigsten des Monats, sandte Allah seinen Erzengel Gabriel und übertrug das Prophetenamt an Mohammed.

Geruhsam wandelt das hohe Fest mit dem alten islamitischen Mondjahr durch unseren Kalender, alle 33 Jahre an gleicher Stelle wiederkehrend; jetzt fällt es fast zusammen mit der christlichen Fastenzeit. Aber anders ist sein Gesicht, als die uns gewohnte Zeitspanne der Entsagung sie darbietet. Nur am Tage enthält sich der Moslem der Genüsse, aber dann auch aller, soweit sie die Sinne reizen; er ißt nicht, er trinkt nicht, er darf nicht rauchen, kein Parfüm benutzen, ja, nicht einmal an der Blume riechen oder sich einer Frau nahen. Während des Ramasans ist die Zahl der täglichen Gebete erhöht, und eine andächtige Schar füllt stets die weiten Hallen der Moscheen; von allen Sünden befreit ja das strenge Einhalten der Gebote. Ist aber das Abendgebet beendet, so staut sich erwartungsvoll die Menge vor den Speisehäusern; ein Kanonenschuß ertönt als Zeichen, daß der letzte Rand der glutenden Sonnenscheibe unter den Horizont tauchte, und nun strömt alles hinein in die gastlichen Stätten, um mit gewaltigen Portionen den Hunger zu stillen. In den Häusern der Wohlhabenden ist der Tisch reichlich gedeckt für alle Freunde, daß sie teilnehmen am Iftar, dem Fastenbrechen, und nach Beendigung der Mahlzeit reicht der Hausherr dem Gast ein Geschenk, die Disch-Kirassi, wörtlich Zahnabnützungsgabe, denn zu Ehren des Gastgebers hat er ja seine Zähne weidlich strapaziert!

Ihr Festkleid legten alle die großen Moscheen inzwischen an, feierlich strahlen sie im Lichterglanz. Die schlanken Minarette, diese Mauerlanzen des Propheten, wandeln sich in glühende Fackeln, und zwischen ihnen leuchten an schwanken Seilen die Öllampen, in Anordnung eines Koranspruchs das Lob Allahs mit hellem Glanze in die samtene Nacht hinausrufend. Ein fröhliches Treiben bescheinen die strahlenden Gotteshäuser, die Straßen wim-

meln von Menschen, die sich Belustigungen jeder Art hingeben. Die Kaffeehäuser sind überfüllt, bläulich-duftender Rauch der einen ganzen langen Tag entbehrten Wasserpfeife und Zigarette liegt, einer durchsichtigen Decke gleich, über dem Gewirr froher Rede und Gegenrede. Gute Geschäfte machen die Straßenhändler mit Leckereien jeder Art, besonders aber mit dem Ramasangebäck, den Pidés, flachen Kuchen, die heiß vom Ofen in den Mund wandern. Überfüllte Theater, umlagerte Märchenerzähler, Moritatensänger oder Schattenspielkünstler geben das unruhig heitere Gepräge dem nächtigen Bild, die Ringkämpfe aber ziehen das meiste Publikum an. Im großen Zelt harrt rings um die kreisrunde Arena stundenlang die Menge, bis die ersten dieser modernen Gladiatoren auftreten. Vier Paare auf einmal kämpfen, trüb flackerndes Licht verdichtet sich zu grellen Reflexen auf ölglänzenden, nur von kurzer Lederhose bekleideten Körpern, die sich packen und werfen, federgleich wieder emporschnellen, Füße stellen, umherwirbeln — jeder Griff ist ja erlaubt — in steter Unruhe, gepeitscht von der nervenzerrüttenden, pausenlosen, gleichtönigen Musik. Sind es Menschen, große anmutig-kraftvolle Katzen oder springende Affen in freier, ungebundener Schönheit? Jeder Atemzug verändert das Bild.

Erst in der Morgenstunde, wenn „man einen weißen von einem schwarzen Faden unterscheiden kann", endet das frohe Treiben; vor Beginn der Dämmerung gemahnt des Nachtwächters dumpfe Trommel, die Dawull, die Hausfrau an die Bereitung der letzten Mahlzeit, den Mann aber an die Nije, das für den neuen Tag Fasten gelobende Frühgebet.

So geht es einen Monat lang, tagsüber fromme, stille Betrachtung, nachts ausgelassen frohes Treiben, beides zur höheren Ehre Gottes, und auch hier

Das feierliche Frühgebet (Arife) in der Hagia Sophia am Ende des Ramasan-Fastenmonats.

zeigt der Orient sein doppeltes Gesicht, gleichermaßen in religiösen Gebräuchen wie im täglichen Leben. Endlich naht dann die letzte der hellen Nächte heran, die „Vornacht", Arife, das feierliche Frühgebet. Zeitiger und eindringlicher als sonst klingt die Dawull, und gleichzeitig ertönt vom hohen Minarett des Muezzins mahnend singender Ruf: „Auf zum Gebet! Allah akbar! Allah ist einzig, Mohammed ist Gottes Gesandter! Auf zum Gebet!" Der altehrwürdige Hagia Sophia weitgedehnte Kuppelhalle füllt sich mit Andächtigen, die nach vorgeschriebener Waschung ihre besten Kleider anlegten, um dem Höchsten in feierlichem Gottesdienst zu nahen. Unter leuchtender Decke der unzähligen Lampen tief herabgezogener Kronleuchter knien die Scharen. „Allah ist groß, und Mohammed ist sein Prophet!" tönt auch hier das alte und ewig junge Bekenntnis von den Kanzeln; „Allah akbar!" singen die Vorbeter, „Allah akbar!" fällt inbrünstig die Gemeinde ein. Die Predigt wird verlesen, von vielen Predigtstühlen gleichzeitig; nicht kann ja eine Stimme den gewaltigen Raum füllen. Langsam dann verlöschen die Lichter, in letztem Aufflackern an enteilende Seelen gemahnend, und dämmeriges Dunkel zieht mit seidenweichem Flügelschlag ein in die weite, weite Halle; allein herrschen die mild klingenden Worte der Prediger, schweben wesenlos, geisterhaft über den fromm gebeugten Häuptern. Mählich erhält die Kuppel in



Ringkämpfe, die große Attraktion der Ramasan-Fasten: Vier Kämpferpaare ringen gleichzeitig in der Arena.

schwindelnder Höhe fahles Gesicht, noch zaghaft, tastend steigen erste Sonnenstrahlen aus ihr hernieder, geben dem dunklen Gold alter Mosaiken, den grünen Porphyrsäulen ein fast gespenstiges eigenes Leben, und schon erheben sich psalmodierend die geschulten Stimmen aller Muezzins zu dem einzigen „Allah akbar!", dem Inbegriff des Islams, leiten die Gebetsübung ein, die Salat: wie ein Mann, wie eine Maschine beugt sich die graue Schar im Dämmerlicht, die Stirnen demütig den Boden in stiller Betrachtung rührend, erhebt sich, das Antlitz gen Mekka gewendet, beugt sich erneut, von einem übermächtigen Willen grandioser Gewalt beherrscht, geleitet. Froh und hell, lebensbejahend strahlt das junge Tagesgestirn in gleißendem Lichtstrom hernieder, und „Allah akbar!" tönt es in jubelnder Verzückung vielfältig von aller Lippen, brausend, sturmgewaltig empor zur Riesenkuppel, und widerhallend fällt es lawinengleich zurück auf die Gemeinde. Von der Hohen Kanzel, dem Mimber, herab klingt nun im ersten vollen Licht die Liturgie, fleht der lichtumsponnene, ehrwürdige Imam den Segen Allahs hernieder auf die fromme Schar. Die heilige Nacht, das heilige Gebet, Arife, ist beendet, und das fröhliche, süße Bairam, das Fest des Frühlings und der Freude, hat begonnen.

Scheker-Bairam, das frohe Fest! Alle Freunde besuchen einander, mit Süßigkeiten wird der Gast bewirtet, doch nur kurz ist sein Verweilen, denn allzu vielfältig sind die Verpflichtungen. Alle Welt trägt neue, festliche Kleidung, selbst der Ärmste spart sich so viel ab im Laufe des langen Arbeitsjahres, um zum Scheker-Bairam in neuem Gewand paradieren zu können; er würde sich anders nicht auf die Straße trauen, denn zu groß wäre die Schande, fast sinnlos das Leben dem großen Kinde. Wehe dem Schneider, der den für die Feiertage bestellten Anzug nicht rechtzeitig fertigstellte! Der sonst gutmütige Türke würde zum Berserker.

Drei Tage dauert das Fest, drei Tage der Kurzweil und Schmauserei, der Erholung von den „Entbehrungen" des Ramasans, ein Sinnbild der hohen Gastfreundschaft des Orients. Dann erst kommt jawasch, jawasch — schön langsam — das Leben wieder ins alte Geleise. Wahrlich, der Prophet wußte seine Leute zu nehmen, packte sie bei des Menschen tiefstem Instinkt, der primitiven Sinnenfreude, und so herrschte er und wird er weiterherrschen.



Rechts: Erholung nach einem entsagungsreichen Fastentag: Auf der Straße Schech-Sadé-Baschi in Konstantinopel während einer Ramasannacht.

ISLAMITISCHE FESTZEITEN. ORIGINALZEICHNUNGEN VON RICHARD MAYNTZ



Islam in Berlin: Feier des Fastenendes durch die mohammedanische Gemeinde in der Moschee in Berlin-Wilmersdorf am Fehrbelliner Platz. Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Martin Frost.

Unmittelbar nach Beendigung des Fastenmonats Ramasan wird von den Bekennern des Islams das Fest des Fastenendes (Ramasan-Bairam) gefeiert (arabisch: Id-ul-Fitr, türkisch: Scheker-Bairam = Zuckerfest genannt, weil sich da die Feiernden mit Süßigkeiten beschenken). Auch in der Moschee in Berlin-Wilmersdorf fanden sich am 23. März die Mitglieder der mohammedanischen Gemeinde zur Feier dieses hohen religiösen Festes ein. — Siehe hierzu auch den nebenstehenden Beitrag „Fröhliche Fasten", der das Leben der Fastenzeit in Konstantinopel schildert.

Kleider, Schuhe und Taschen













Die Mode verlangt Übereinstimmung von Schuh und Handtasche: Spangenschuh und Tasche aus blauem Schlangenleder, mit zweifarbigem Ziegenleder verarbeitet.

Links oben: Für den Sommerabend: Kleid aus teerosenfarbenem Crêpe Georgette, mit Goldperlen benäht, und Cape aus dem gleichen Material. Den Kragen bildet ein Silberfuchspelz.

Im Oval: Vormittagskleid aus schwarzem Seidenjersey mit Garnitur von weißem Crêpe Satin.

Rechts Mitte: Türkisblaues Crêpe-Georgette-Abendkleid mit Schmuck von feiner Silberstickerei und abschattierten Straußfedern. Dazu silbergewirkter Schal.

Nebenstehend: Gesellschaftskleid aus schwarzem Tüll, von Straßstickerei wirkungsvoll belebt.

Rechts unten: Beigefarbenes Wildleder diente als Material für Schuh und Tasche; goldbraunes Ziegenleder ergab die Verzierung.

PHOTOS (AUSSER BILD UNTEN MITTE): PAUL O'DOYÉ, PARIS

In Spitzbergens Gewalt

Erzählung von Lars Hansen

AUS DEM NORWEGISCHEN ÜBERTRAGEN VON ERNST UND FRANCK ZÜCHNER

Diese Erzählung ist die erste größere literarische Arbeit, mit der LARS HANSEN vor den deutschen Leser tritt. An der unwirtlichen Nordwestküste Norwegens geboren, ging er schon in früher Jugend zur See und lebte vom Robbenfang und von der Pelzjagd auf Spitzbergen. Mit der Zeit brachte er es zum Teilhaber an mehreren Eismeerfahrzeugen. Während des Weltkrieges bewies er sich übrigens in Norwegen als unentwegter Freund Deutschlands. Mißgeschick ließ ihn dann kurz nacheinander fünf Schiffe durch Sturm und Einfrieren verlieren. Da verließ er seine Heimat und wandte sich als Pelzjäger nach Alaska.



LARS HANSEN

Von hier aus führten ihn größere Reisen durch ganz Kanada. Jetzt begann er noch im Alter von 57 Jahren, die Ereignisse und Eindrücke eines abenteuer- und schicksalsreichen Lebens niederzuschreiben. Gleich sein erster kleiner Roman, der vorliegende, fand in Skandinavien sofort begeisterte Aufnahme, Amerika, Holland und England schlossen sich an, man rühmt ihn bereits als einen zweiten Joseph Conrad. Diese ungewöhnlichen Erfolge und die packende Art seiner Schilderung des Polarschiffer- und Pelzjägerdaseins mit ihrer ungekünstelten Echtheit und Ursprünglichkeit haben uns nun bewogen, Lars Hansen auch der deutschen Leserwelt zugänglich zu machen.

In einem Fjord auf der Nordseite Spitzbergens, der Skayers-Bai, schwamm ein Ruderboot. Vier Mann waren darin. Es quälte sich mühselig durch die Eisschollen hindurch, die Wind und Strömung in unaufhörlicher Bewegung hielten.

Die Luft war von Frostreif erfüllt, und der kalte, nordwestliche Wind schnitt messerscharf. Die Gesichter der Männer schienen finster, und ihre Rücken krümmten sich bei jedem Ruderschlag vor Müdigkeit.

Das Boot und die vier Mann gehörten zur „Hoffnung" von Tromsö. Schiffer darauf war Siwert Olsen, genannt der „große Siwert".

Ende April waren sie von Tromsö in See gegangen und gingen jetzt, gegen Ende Oktober, noch immer an der Küste Spitzbergens dem Fang von Bären, Seehunden und Walrossen nach.

Die Besatzung der „Hoffnung" bestand aus acht Mann. Das Boot mit den vier Insassen hatte die „Hoffnung" bei den Norske-Inseln verlassen und befand sich nun gegen 70 Seemeilen vom Schiffe entfernt.

Plötzlich kam das Treibeis von Norden her, drängte mit gewaltiger Kraft in alle Fjorde und Buchten hinein. Dichter, immer dichter wurde das Eis, bald war überhaupt kein offenes Wasser mehr zu sehen. Die vier Männer im Boot mußten jede Hoffnung auf ein Entrinnen aus der Umarmung des Eises aufgeben.

Der Harpunier des Bootes war Johann Troms. Mit einem Blick überschaute er die Unmöglichkeit eines Entkommens. Deshalb wandte er sich zu seinen Kameraden um und sagte: „Zieht die Riemen ein, wir wollen versuchen, das Boot aufs Eis hinaufzubekommen."

Das fast 7 m lange Boot wurde auf eine niedrige Eisscholle gehoben, indem auf jeder Seite zwei Mann ihre Knie unter den Bootsrand stemmten und sich im Takt aufrichteten. Dabei zog man dann das Boot mit den Händen vorwärts. Die Gesichter der Seeleute wurden vor Anstrengung rot, denn sechs Felle von Großrobben und noch acht kleinere lagen im Boot. Sie hatten ein erhebliches Gewicht. — — —

Zu derselben Zeit war man an Bord der „Hoffnung" damit beschäftigt, Anker zu lichten, denn die ersten Eisschollen trieben schon von Norden heran und am Schiffe vorbei, in einigen Stunden würde die „Hoffnung" eingeschlossen sein. Siwert Olsen mußte versuchen, das Schiff durch schnelle Flucht nach Süden zu retten. Das Fangboot mit den vier Mann wieder an Bord zu nehmen, war erst möglich, wenn das Treibeis sich nicht mehr gegen das Land staute, wie jetzt, sondern nach Süden weitergewandert war.

Siwert Olsen war ein alter, erfahrener Eismeerschiffer, der die Schliche und Bewegungen des Treibeises zur Genüge kannte, um sich nicht hier oben in einem kleinen Spitzbergen-Fjord einschließen zu lassen. Schon nach sechs Stunden Fahrt kam das Schiff an der Danske-Insel vorbei und gelangte wieder in offenes Fahrwasser. —

Der Harpunier Johann Troms war ein Mann im besten Alter, zweiunddreißig Jahre alt. Aber schon jetzt sah man ihn als den besten Eismeer-Harpunier des ganzen nördlichen Norwegens an, ein Ruhm, der sonst nur bedeutend älteren Leuten anhaftete. Als „Hammelmann" hatte er Jens Baldsnes in seinem Boot, ferner Karsten Kristiansen und Berner Jörgensen, der „Beisar" genannt.

Der Hammelmann ist der Matrose, der das Boot bei der Annäherung an das Wild mit vorsichtigen, lautlosen Ruderschlägen vorwärtstreibt. Er lugt dabei über den Bootsrand, während alle anderen still auf dem Boden liegen. Das Boot ist weiß gestrichen und wird von den Tieren für einen treibenden Eisblock gehalten.

Die vier Männer waren sich vollkommen darüber im klaren, was es bedeutete, wenn man ohne die notwendigsten Mittel, das Leben zu fristen, einen zehn- bis zwölfmonatigen Winter vor sich hatte. Selbst in milderen Gegenden als Spitzbergen wäre ihre Lage schwierig gewesen. Aber der grauenvolle Polarwinter sollte es hier mit vier der besten Eismeerfahrer zu tun bekommen. Sie waren im nördlichen Norwegen geboren und aufgewachsen und kannten seine Schrecken.

So ein Junge in Tromsö treibt sich von seinem vierten Lebensjahr ab auf Skiern herum. Oft ist er nur mit einem dünnen Leinenanzug, dünner Unterhose und schlechten Schuhen und Strümpfen bekleidet, denn reich ist das Volk der Eismeerfahrer nicht. In den neunmonatigen Wintern ihrer Heimat härten sich diese Jungen ab gegen Frost und Kälte — bis sie dann mit zwölf, dreizehn Jahren aufs Eismeer geschickt werden und sich dort vom zeitigen Frühling an bis zum späten Herbst mit Treibeis und Kälte, Eisbären, Walrossen und Robben herumschlagen müssen.

Es war nicht vonnöten, daß Johann Troms seine Leute erst lange darüber aufklärte, was eine Überwinterung auf Spitzbergen bedeutete. Als das Boot auf der Eisscholle lag, sagte er nur:

„Ihr wißt wohl, daß wir hier einem kalten Tod entgegengehen. Aber es ist doch unsere Pflicht, alles zu unternehmen, um unser Leben zu retten. Ich schwöre bei allem, was mir teuer ist, daß ich dies versuchen will, und zwar auf meine eigene Art und Weise.

Darum stelle ich euch die Frage, ob ihr mich als euren Führer anerkennen wollt, bis vielleicht das Ende kommt. Es sieht nicht so aus, als ob es lange auf sich warten lassen wird, aber kämpfen müssen wir.

Wenn ihr meinem Vorschlag zustimmt, so vergeßt nicht, daß unbedingter Gehorsam gefordert werden muß, wie unsere Lage sich auch gestalten mag. Habt ihr mich erst einmal gewählt, dann werde ich nie die straffen Zügel lockern oder sie gar fahren lassen. Auch mir gegenüber werde ich von größter Härte sein.

Wie die Lage jetzt ist, muß ich die Anmusterungsverhältnisse, die an Bord geherrscht haben, als aufgelöst ansehen. Sie treten außer Kraft, und wir stehen nun hier als vier Männer mit gleichen Rechten und gleichen Pflichten.

Ich weiß selbst, daß ich hart und unerbittlich bin. Ihr wißt es auch. Wollt ihr einen andern Führer, so trete ich zurück und ordne mich dem Gewählten unter. Wir sind zwar befahrene Eismeerleute, aber trotzdem verbleibt uns wenig Hoffnung. Eine unfreiwillige Überwinterung auf Spitzbergen ohne die nötigen Hilfsmittel ist beinahe gleichbedeutend mit dem sicheren Tod."

Auf Johann Troms' Frage, ob sie wünschten, daß er sich entfernen solle, während sie die Wahl trafen, antworteten alle drei, daß dies nicht notwendig wäre, sie wollten ihn als ihren Führer anerkennen ins Leben oder in den Tod.

„Gut, aber dann verlange ich, bevor ich die Wahl annehme, daß eines beschlossen werde:

Die Aussicht, daß wir den Winter überleben, ist gleich eins zu hundert. Darum laßt uns überlegen, ob es besser ist, gleich zu sterben, als es dazu kommen zu lassen, daß der letzte von uns erst die anderen sterben sieht.

Was haltet ihr für das Richtige? — Jetzt dem Leben ein Ende zu machen, ist eine einfache und gerade Handlung, indem ein Mann durch das Los dazu bestimmt wird, die drei anderen zu erschießen, wonach er selbst freie Wahl hat, sich das Leben zu nehmen oder durchzuhalten. Das ist der eine Weg. — Der andere besteht darin, daß wir versuchen, die alte Russenhütte in der Mossel-Bai zu erreichen."

Die drei anderen Männer saßen still und stumm da, mit finsteren Mienen. Plötzlich erhob Jens Baldsnes sich so jäh, daß das Boot erzitterte:

„Jetzt zu sterben, ist feige und keines Norwegers würdig!"

Karsten und Berner schwiegen noch. Dann sagte Karsten: „Ja, das wäre feige!" Und der „Beisar" setzte hinzu: „Seht die beiden Kerle an, die da auf uns zukommen. Selbst wenn wir dazu geboren sind, ihnen als Futter zu dienen, so sind wir vorläufig doch noch zu fett für sie. Troms, rechne auf uns, und bleibe du so, wie wir dich bisher gekannt haben — dann laßt uns weitersehen."

Die beiden Eisbären, die Berner bemerkt hatte, näherten sich. Sie gingen kreuz und quer über das Eis, um Witterung zu bekommen.

„Legt euch hin", sagte Troms und kniete nieder, so daß er nur noch gerade über die Bootswand hinwegsehen konnte. Er zielte. Und seine Augen waren um vieles schärfer als die der Bären.

*

An Bord der „Hoffnung" fiel der Verlust der halben Besatzung schwer ins Gewicht. Die vier übrigen Leute mußten ständig an Deck sein, Tag und Nacht, denn es setzte einer jener Spätherbststürme ein, die Hagelböen und trockenen, eisigen Schnee mit sich bringen. Zuletzt waren sie so todmüde, daß sie vor Erschöpfung umfielen. In den letzten Tagen hatten sie ab und zu Gewehrsalven abgefeuert, hatten auch in das Signalhorn geblasen, um zu versuchen, die verschlagenen Kameraden zu retten. Aber das Treibeis jagte die „Hoffnung" immer weiter nach Süden.

Das Eis wurde ständig dichter, und der Wind entwickelte sich zum Orkan. Unablässig hatte dieser das Eis von Norden herangetrieben, so daß es sich nun mit mächtiger Gewalt in die Fjorde und Sunde hineindrängte.

Die „Hoffnung" passierte Prinz-Karl-Vorland. Aber man konnte sich darüber, daß das Fahrwasser hier noch frei war, leider keiner Freude hingeben, denn man segelte immer schneller nach Süden, und damit schwand die Wahrscheinlichkeit, Troms und seine Leute wiederzufinden, ins Nichts.

Der Schiffer Siwert Olsen, ein alter, graubärtiger Eismeerfahrer, hatte endlich drei Seemeilen offenes Wasser zwischen sein Schiff und das Packeis gebracht. Er rief seine Leute in der Kajüte zusammen. Diese war für drei Mann bestimmt, den Schiffer, den ersten und den zweiten Harpunier. Deshalb war sie so eng, daß der vierte Mann sich in die Koje legen mußte.

Der Schiffer hatte eine Pfeife Tabak leergedampft, so daß in der Kajüte nicht viel zu sehen war. Selbst der Wandspiegel in seinem viereckigen Rahmen aus Zigarrenkistenholz, der so blind war, daß nur ein Fleck, so groß wie eine halbe Kartoffel, zu gebrauchen war, verschwand im Nebel.

Mit grober, barscher Stimme sagte der Schiffer:

„Wie ihr alle merkt, ist das Boot mit den Leuten weg. Ich sehe so gut wie keine Möglichkeit, sie dieses Jahr wiederzufinden. Denn wenn der Teufel zu dieser Jahreszeit hier oben erst losbricht, ist nichts mehr zu machen. Das Packeis kehrt nicht wieder um. Die Hoffnung auf Bergung für unsere Leute können wir aufgeben.

Ich nehme an, daß das Boot in der Skayers-Bai lag, als das Eis kam. Jeder andere würde bestimmt versuchen, die Rote-Bai und die Norske-Inseln zu erreichen, aber kenne ich den Troms richtig, so wird er versuchen, die Russenhütte in der Mossel-Bai zu finden. Und wenn er die erreicht, können sie ihr Leben ja eine Zeitlang fristen.

Hat nun jemand von euch einen Vorschlag, was wir tun können? Es gilt hier, den besten Mann, der jemals von Tromsö ausgesegelt ist, zu retten. Ihr wißt auch, daß zu Hause seine Frau sitzt. Ich will das arme Weib nicht sehen, ohne den Troms mitzubringen. Jetzt müssen wir also zeigen, daß wir keine Feiglinge sind und einen Kameraden nicht im Stiche lassen.

Sieht jemand von euch eine Aussicht auf Rettung, so mag er loslegen."

Anders Severinsen, der zweite Harpunier, sagte:

„Wenn du keine Rettung für sie weißt, Schiffer, so wird ein anderer sie wohl auch nicht finden können. Wenn wir die ‚Hoffnung' in dem innersten Zipfel des Ise-Fjords hineinsegelten und zwei Mann versuchen würden, von dort aus über Land nach der Mossel-Bai zu gelangen, so wäre dies der sichere Tod. Nicht nur für die beiden, die ausgesandt werden müßten, sondern auch für die, welche an Bord blieben, denn das Packeis macht jetzt nicht eher halt, als bis es ganz Spitzbergen eingeschlossen hat.

Jetzt haben wir Oktober. Wir können froh sein, wenn wir Norwegen glücklich erreichen, denn selbst wenn der Wind abflaut oder umspringt, so ist doch das ganze Eiszeug in Bewegung. Nichts kann seinen Weg nach Süden hindern."

Das wurde auch von den übrigen anerkannt.

„Gut!" sagte der Schiffer. „Aber wir wollen alles Menschenmögliche versuchen. Ich will nicht mit der Schande heimkommen, das Boot und die vier Mann verloren zu haben, denn bisher hat noch keiner in Tromsö gewagt, dem ‚großen Siwert' Feigheit nachzusagen. Und es hat wohl auch keiner Grund dazu gehabt.

Wir teilen uns also in zwei Wachen, kreuzen vor dem Packeis hin und her, und weichen langsam nach Süden zurück. Wenn ich die ‚Hoffnung' mit Fang und Menschenleben aufs Spiel setze, so werde ich nicht eher ruhen, als bis ich sehe, daß unsere Kameraden für den Winter eingeschlossen sind. Ist dies geschehen, dann steht es nicht mehr in unserer Macht, sie in diesem Jahr wiederzufinden."

*

Johann Troms folgte jeder Bewegung der Bären. Er wußte, welch große Bedeutung jetzt jede einzige Patrone für sie hatte. Nur zweihundertundfünfundsechzig Schuß hatten sie noch.

Der eine Bär erhob sich auf die Hinterbeine, um besser sehen zu können. Vom Boot bis zu ihm hin waren es ungefähr fünfzig Meter. Aber Johann Troms lief so schnell vorwärts, daß ihn nur noch vierzig Meter von dem Tiere trennten, als dieses in seiner vollen Höhe dastand. Troms kniete nieder und zielte. Der Bär starrte ihn ganz überrascht an und sank im nächsten Augenblick zusammen.

Ein zweiter Schuß streckte auch das andere Tier hin.

Beide Bären wurden ausgeweidet. Jeder trank etwas rohes, warmes Bärenblut. Sie sahen einander an, als wollten sie sagen: „Denke dran, es kann lange dauern, bis es für uns wieder etwas Warmes zu essen gibt."

Die Bärenfelle wurden im Boot verstaut und dieses durch Überbordwerfen alles Unnötigen erleichtert. Sogar den Robbenspeck warf man fort. Es galt, alles für den Marsch übers Eis bereitzumachen.

Der Himmel war klar bei dem stillen Frostwetter. Johann Troms ermahnte seine Kameraden:

„Jetzt wollen wir nach der Mossel-Bai aufbrechen. Schont eure Kräfte soviel als möglich. Wir werden Hindernisse antreffen, die uns den letzten Schweißtropfen aus dem Leibe pressen. Wenn uns das Schicksal nicht früher sterben läßt, können wir die Mossel-Bai in vier Tagen erreichen.

Vergeßt nicht, daß unser schlimmster Feind der Skorbut ist. Es kommt alles darauf an, daß wir frisches Fleisch, Blut, Muscheln oder sonst etwas Lebendiges erbeuten. Nur damit können wir uns am Leben erhalten.

Es ist ein doppelter Vorteil, wenn wir etwas erlegen, ohne Patronen zu verschießen."

Dann begann der Marsch. Auf jeder Seite des Bootes zogen zwei Mann, so daß der Schnee vor dem Bug hoch aufstob. Das Eis war eben, glatt und mit einer ganz dünnen Schicht Neuschnee bedeckt, darum glitt das Boot wie ein Paar Skier, wenn es nur erst in Gang gesetzt war.

Zwei Stunden vergingen und noch zwei. — Keiner sprach ein Wort. Nur das Knirschen der Füße im Schnee unterbrach die tote Stille der Eiswüste.

Es wurde Abend. Neun Stunden harter Arbeit lagen hinter ihnen. Jetzt erst verspürten sie Hunger. Das Bärenblut hatte sich als ausgezeichnetes Nahrungsmittel erwiesen.

Johann Troms gab das Zeichen zum Haltmachen, indem er stehen blieb. Der Kochkessel wurde hervorgeholt, Bärenschinken zerschnitten, Haferbrei und Schiffszwieback zurechtgemacht. Dann wurden zwei Robbenhäute auf dem Eise ausgebreitet und etwas Treibholz, das zundertrocken war, darauf angezündet. Hierauf hängte man den Kessel darüber und nährte das Feuer ab und zu mit einigen feinen Speckstreifen.

In einer Stunde war die Mahlzeit fertig, und bald darauf auch alles satt. Die Bärenfelle wurden über das Boot gelegt und bildeten nun einen völlig luftdichten Sack, in den die vier Männer hineinkriechen konnten. Es dauerte nicht lange, bis lautes Schnarchen verkündete, daß sie schliefen.

Ohrenbetäubender Lärm weckte sie wieder. Da sie verschlafen und völlig verwirrt waren, wurde ihre durch viele Gefahren geschulte Geistesgegenwart und Ruhe auf eine harte Probe gestellt.

Troms' Kommando lautete:

„Springt aufs Eis und stützt das Boot, schnell! — Zwei an jeder Seite!" Und während man seine Anweisung befolgte, barst das Eis und richtete sich auf, schob sich durcheinander, jeden Augenblick konnten die vier Männer und das Boot zerquetscht werden.

*

Siwert und Mikal Taraldsen hatten die erste Wache. Zu tun gab es nichts, aber Nichtstun war das Schlimmste, was Siwert kannte.

Der Wind war nach Nordost umgesprungen.

„Mikal," sagte Siwert und paffte eine mächtige Rauchwolke vor sich hin, „löse das Stagfock, und dann wollen wir den Klüver setzen. Wir laufen in den Bellsund ein und versuchen, frisches Fleisch zu bekommen. Gleichzeitig können wir mal nachsehen, ob uns das Eis vom Storfjord und vom Südkap her umzingeln will."

Der Befehl wurde ausgeführt. Am nächsten Morgen ankerte die „Hoffnung" hinter der Akselinsel im Bellsund.

Siwert und Mikal, die zwölf Stunden Wache hinter sich hatten, während die beiden anderen sich für die bevorstehende Renntierjagd ordentlich ausschliefen, purrten ihre Kameraden aus. Dann nahmen alle zusammen eine ordentliche Mahlzeit ein.

Siwert und Mikal gingen in die Kojen. Knut Tobiesen und Anders Severinsen machten das Boot klar und ruderten an Land.

Sie kletterten an der Bergwand des Ufers empor. Anders nahm nach altem Brauch den „Kieker" und untersuchte alles, das Eis, das Meer, das Land. —

(Fortsetzung folgt.)



Für Kinder nur

Chlorodont

„... Jung gewohnt ist alt getan! So heißt's im Sprichwort und so bin ich auch mit Ihrer Chlorodont-Zahnpaste gefahren. Als Knabe kaufte mir die Mutter schon immer obige Paste und ich weiß mich kaum jemals zu erinnern, eine andere gebraucht zu haben. — Nun möchte ich auch gern von Ihren anderen Präparaten die Ueberzeugung gewinnen, daß sie an Güte gleich Ihrer Chlorodont-Zahnpaste sind ... Wenn ich einige Worte dazu schrieb, so sollte es keine Schmeichelei sein, sondern lediglich nur das zum Ausdruck gebracht werden, was der Wahrheit entspricht. . . . H., Bdn., J. Matthay.

(Originalbrief bei unserem Notar hinterlegt.)

Chlorodont-Zahnpaste
kleine Tube 60 Pf.

Chlorodont-Zahnbürsten
Kinderzahnbürste 70 Pf.

Geschenk-Karton
Kinderpack. 1.60 Mk.

Man verlange **nur echt** Chlorodont und weise jeden Ersatz dafür zurück.

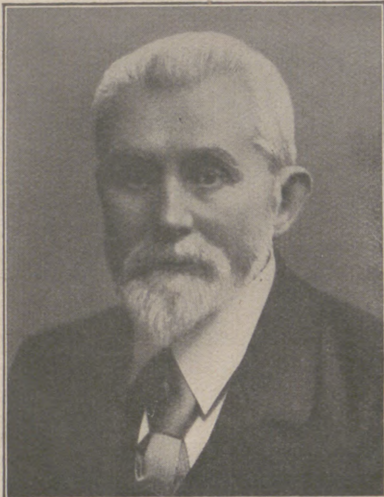
100 JAHRE AUGUST FOMM

Unsere moderne Zeit steht im Zeichen der fortschreitenden Technik. Da ist es verständlich, wenn wir gerade auf diesem Gebiete das Wertvolle aus vergangenen Tagen nicht immer lebendig vor Augen haben; ist doch in unserer dahinhastenden Zeit das Gestern schon unmodern, weil das Heute wieder neues und besseres bringt.

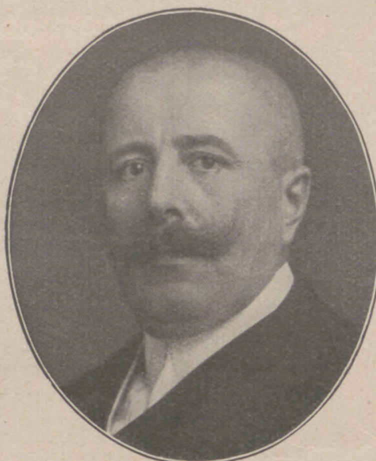
Doch sollte es jedem Deutschen von heute trotz des Riesentempos der modernen Technik eine hehre Pflicht sein, auch einmal Rückblick zu halten und sich derer zu erinnern, denen wir die Grundlagen, ohne die ja eine Weiterentwicklung nicht möglich ist, verdanken. Ist es doch auf allen Gebieten leichter, das schon Vorhandene weiter auszubauen, als mit technischen Verbesserungen und neuen Erfindungen umwälzend einzugreifen, und so für spätere Generationen den Grund zu legen für weiteren wirtschaftlichen Aufbau.



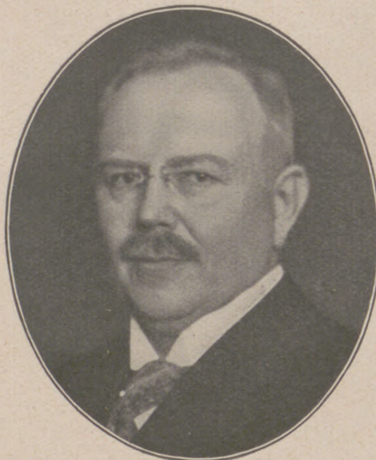
Hans Fomm.



August Fomm.



Georg Fomm.



Karl Fomm.

Ein solch weitblickender intelligenter Erfinder aus der Zeit unserer Väter war Johann August Fomm, der vor 100 Jahren, am 5. April 1828 als Sohn eines Leinewebers in Hückeswagen (Rheinland) das Licht der Welt erblickte.

So ging Johann August Fomm aus einfachen Verhältnissen hervor. Nach den ersten Jahren der Lehre in einem kleinen Geschäft des Wuppertales arbeitete August Fomm in Düsseldorf und später in der Prinz-Rudolf-Hütte zu Dülmen. 1848 kam er dann nach Leipzig und trat bei der bekannten Maschinenfabrik Harkort als Maschinenbauer ein.

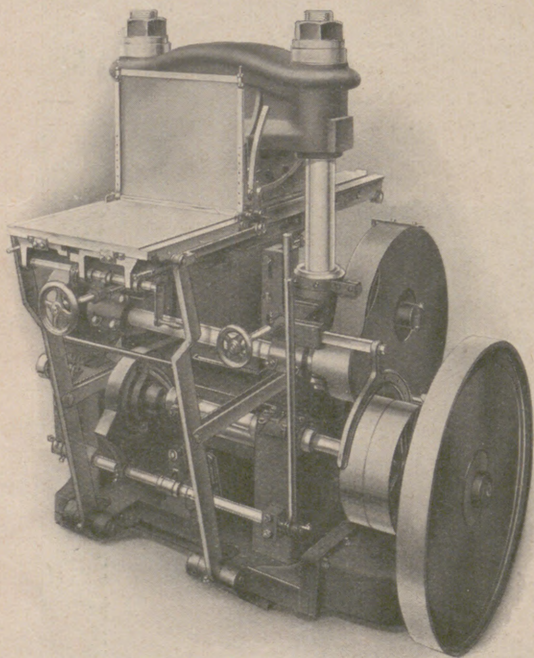
Schon in den ersten Jahren seiner Tätigkeit in Leipzig erkannte er mit weitschauendem Blick, daß gerade im Buchbindereigewerbe eine Ablösung der so mühevollen Handarbeit notwendig sei und daß es sich lohne, hier geeignete Maschinen auf den Markt zu bringen, um in erster Linie die bisherigen hohen Herstellungskosten zu verringern.

Als nun Fomm, der Zeit seines Lebens von unermüdlichem Schaffensdrang und Erfindergeist erfüllt war, im Jahre 1850 in seiner eigenen Werkstatt die erste Schneidemaschine mit Doppelhebel hervorbrachte, legte er somit den Grundstein der Firma August Fomm. Die gute Aufnahme dieser Maschine in den Fachkreisen ermutigte ihn zu weiteren neuen Schöpfungen. Er verbesserte die Schneidmaschine mit Radbetrieb, die Kantenschrägmaschine, die Vergoldepresse und erfand als erster die Abpreßmaschine, Buchrückenrundemaschine, Goldabkehrmaschine, Anreibemaschine und andere mehr, wie sie in ihrer Konstruktion noch heute im Gebrauch sind. Zusammenfassend sei dann noch darauf hingewiesen, daß Fomm von seiner Reise nach Amerika im Jahre 1876, anläßlich eines Besuches der Weltausstellung in Philadelphia, eine größere Anzahl damals schon im Auslande bekannter Maschinen in Deutschland erstmalig einführte und verbesserte. Besonders wirkte er auch bahnbrechend für die Aufnahme des Dampfbetriebes im Buchbindereigewerbe. Nach dem Tode dieses rastlosen Maschinenbauers und Erfinders ging das Unternehmen auf dessen drei Söhne Hans, Karl und Georg über, die den Vater schon in den letzten Jahren wirkungsvoll unterstützten, das Werk in seinem Geiste weiterführten und modernen Gesichtspunkten Rechnung tragend ausbauten.

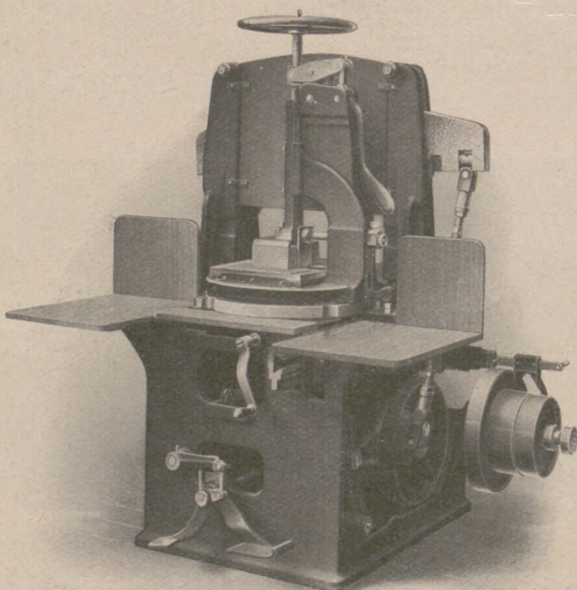
Heute steht sein Sohn Karl Fomm noch allein der Firma vor, nachdem auch Hans und Georg Fomm dem Vater nach arbeitsreichem und verdienstvollem Leben in die Ewigkeit nachfolgten. Treu zur Seite stehen dem in allen Kreisen des Handels und der Industrie geschätzten Manne heute seine beiden Söhne, die Enkel des Gründers.

Es dürfte kaum einen Betrieb der Buchbindereibranche geben, dem nicht die heutige Bedeutung der Fommschen Fabrikate hinreichend bekannt ist. Jeder Firma im In- oder Auslande, die auf eine zeit- und geldsparende Arbeitsweise bedacht ist, werden die Fommschen Maschinen als Höchstleistungen der modernen Buchbinderei- und Kartonnagen-Maschinen-Technik bekannt sein. Ein weitverzweigtes Netz von Vertretern an deutschen Plätzen, in Europa und Übersee, verkündet immer wieder von neuem den guten Ruf und die Größe einer Weltfirma, deren Gründer doch kein anderer war, als der geniale Sohn eines Leinewebers.

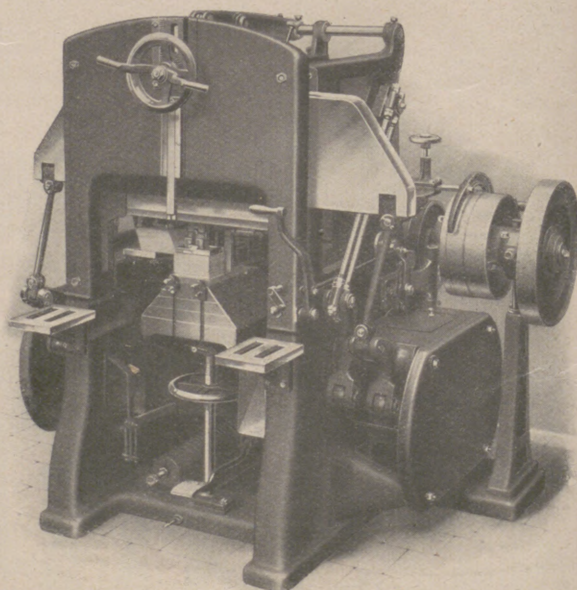
So soll der hundertste Geburtstag von Johann August Fomm uns mit Stolz darüber erfüllen, daß wir einst auch Männer der Tat hatten, ausgerüstet mit unermüdlichem Schaffensdrang, die ihrem Lebenswerk nur den einen Inhalt gaben: — Arbeit ist des Bürgers Zierde, Segen ist der Mühe Preis! —



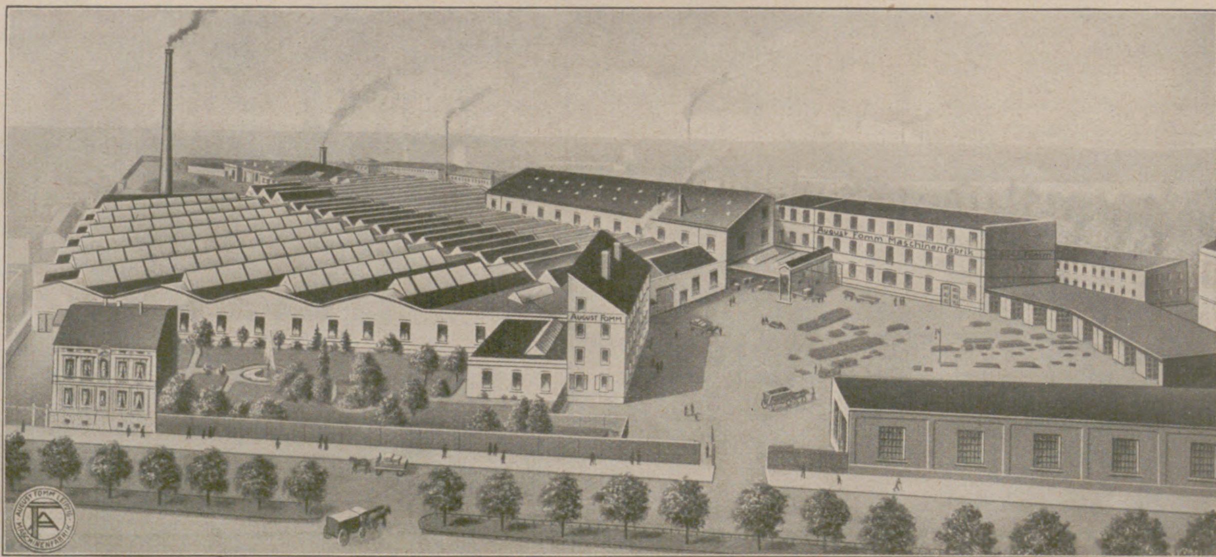
Schwere Kniehebelprägepresse FOMM (BQbkfs).



Neuer Schnelldreischneider FOMM mit und ohne automatischem Drehtisch (AHN—AHNA 1).



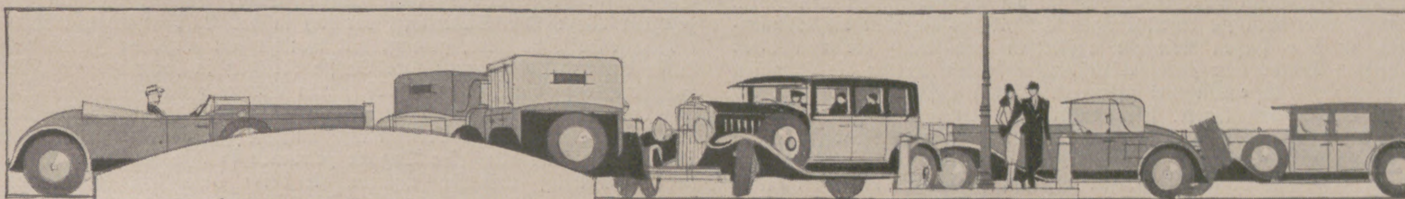
Neueste Dreiseitenbeschneidemaschine FOMM mit Pyramidentisch (AHDN).



Ansicht der Spezialfabrik für neuzeitliche Papierverarbeitungsmaschinen August Fomm, Leipzig C 1.

Wie ein Rennwagen auf freier Straße

heimisch im stärksten Verkehr



der elegante neue Wagen
unserem sportlichen Zeitalter angepaßt

Nun ist der La Salle da — ein neuer Wagen, mit dem lebenssprühenden, vorwärtsjagenden Tempo unserer Zeit — und doch Meister und Beherrscher der Geschwindigkeit.

Ohne einen Griff an die Schaltung verlangsamt er das Tempo, schießt wieder nach vorwärts, je nach Bedarf.

Der wundervolle 90° V-förmige 8-Zylinder-Motor gewährt erstaunliche Schnelligkeit.

Aus der normalen Produktion entnommene Wagen erreichten auf dem Prüfgelände der General-Motors eine Stundengeschwindigkeit von 167 km.

Erprobt und bewährt, ist dieser La Salle ein Meisterstück der Cadillac-Erbauer. Ihm kamen die reichen Hilfsquellen der General-Motors-Werke zugute.

GENERAL MOTORS G. M. B. H.
BERLIN-BORSIGWALDE

LA SALLE

Autorisierter Händler für Berlin und Brandenburg EDUARD WINTER A. G., Berlin, Cicerostraße 19.

Chemnitz, Hugo Mitzenheim, Dresdener Straße 11
Dresden, Walter Loewe, Moszinskystraße 7
Düsseldorf, Autopalast A. Rütgers GmbH., Grünstr. 14/18
Elberfeld, Dr. Fritz Funkenberg, Königstraße 87
Essen, Bollmann & Hütter, Rüttenscheider Straße 63
Frankfurt am Main, Georg Ihlefeld, Callus-Anlage 1
Hamburg, Diepholz & Co., Alsterdamm 16/19
Hannover, Autohalle Ernst Kleinrath, Herrenstraße 14
Köln/Rhein, Deutsch-Amerikanische Automobilgesellschaft, Hohenzollernring 30
Leipzig, Franz Hofmann, Tröndlingring 1
Magdeburg, Eduard Winter A.-G., Staatsbürgerplatz 10
München Bayern-Auto G. m. b. H., Paul-Heyse-Straße 9
Stuttgart, Eugen Niederberger, Cannstatter Straße 40
Budapest, Automobil-Handels-Aktiengesellschaft Vörösmarthy ter 3
Prag II, Pitlik, Beykovsky & Co., Stephanska 28
Wien I, Karl Strakosch, Fichtegasse 6.

Wissen und Leben

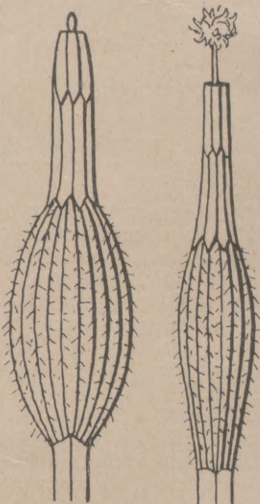
Warme Gebirge und kalte Berge. Zahlreiche neuere Forschungen in der Schweiz und in Skandinavien haben überraschenderweise ergeben, daß die zusammenhängenden Massenerhebungen eines Gebirges bedeutend höhere durchschnittliche Tages- und Jahrestemperaturen aufweisen als einzelne gleich hohe Berge oder Bergketten an den Flanken dieser Gebirge. Das äußert sich in den dort höher, hier niedriger verlaufenden Schnee- und Gletschergrenzen, ferner an den dort in größerer Höhenlage als hier möglichen menschlichen Siedelungen sowie am deutlichsten in der verschiedenen Baumwuchsgrenze; in der Schweiz z. B. liegt diese beim Alpenmassiv 700 bis 800 m höher als bei den Außenketten und Einzelbergen. Die Hochebene verhält sich zur Ein- und Ausstrahlung der Sonnenwärme anders als ein Berg von derselben Höhe. Während bei der mehr oder weniger kegelförmigen Gestalt des letzteren die Sonnenstrahlen größtenteils in sehr spitzen Winkeln auftreffen und durch die von allen Seiten Zutritt habenden Winde eine starke Abkühlung erfahren, treffen die Strahlen beim Gebirgsmassiv meistens in einem viel offeneren Winkel auf die Oberfläche, wo sie, von Winden bedeutend ungestörter, sich beliebig horizontal ausbreiten können. Dieser Vorzug äußert sich besonders im Winter, wo die Temperatur mit der steigenden Gebirgshöhe viel langsamer abnimmt als im Sommer, weshalb die Winter des zusammenhängenden Hochgebirges in ihrem ganzen Verlauf verhältnismäßig mild sind, während die Einzelberge nur vorübergehend wärmere Temperaturen genießen. Das Hochgebirgsmassiv zeigt also durch seine der Wagrechten zustrebende Bodengestaltung ein hartnäckiges Festhalten und Ausbreiten der Wärme sowie ein ebenso hartnäckiges Fernhalten und Abschwächen der Kälte. Es ähnelt in diesen Flächeneigenschaften dem Meer und der Meeresküste. Die Ähnlichkeit offenbart sich sehr deutlich in charakteristischen Arten der Flora mit sehr späten Aufblühzeiten: im Hochgebirge und an den nordischen Meeresküsten zeigen beide eine auffallende Verwandtschaft und Übereinstimmung. Auf Wetter, Klima und Pflanzenwuchs wirken demnach zusammenhängende Gebirgsmassen erhaltend und ausgleichend, Einzelberge störend und aufreizend. Die Berge sind, wie Professor W. Ramsay sich ausdrückt, Löcher im Treibhausfenster, durch die die Kälte eindringt. Man darf mit diesem Forscher wohl annehmen, daß die geschilderte verschiedene Beeinflussung der Temperaturverteilung durch Bergspitzen und Bodenflächen nicht nur für Tage und Jahreszeiten gilt, sondern auch für die nach Millionen von Jahren zählenden Perioden geologischer Umwälzungen und Klimaänderungen. Nach Ramsay und Sandström wird das sich ändernde Erdperiodenklima beherrscht durch den Wechsel von die Erdoberfläche aufwölbenden sowie vulkanisch zerreißenden Bergbildungen einerseits und nachfolgender Einebnung durch Winde, Niederschläge und Meeresüberschwemmungen andererseits. Die uns verhältnismäßig nahe liegende Tertiärzeit z. B. zeichnet sich aus durch Einebnung, große Wärme sowie üppigen Pflanzen- und Tierwuchs. Ihrem Ende zu beginnt lebhafte Bergbildung und vulkanische Tätigkeit. Die vielen neu entstehenden Berge erweisen sich als Klimastörer und führen schließlich zur ersten Eiszeit. Hierauf werden im Laufe der Jahrhunderttausende die Berge allmählich abgetragen, das Klima wird durchschnittlich wärmer, das Eis nach den Polen zu und auf die Berge zurückgedrängt; bei dem nun herrschenden Schmelzwasserreichtum entstehen Flüsse und Ströme, die sich ihr eigenes Bett graben, wodurch wiederum die großen Seen und Sümpfe entwässert werden. Die noch gar nicht weit zurückliegende zweite, dritte und vierte Eiszeit beweist, daß wir uns noch immer in jener großen Periode der bei weitem nicht beendeten Abtragung klimastörender Berge befinden.

Hermann Radestock.

Das Atemzentrum als Atmungsregulator. Schopenhauer wirft einmal die Frage auf, ob der Mensch imstande sei, durch bloßes Anhalten des Atems Selbstmord zu üben. Daß jemand diesen Versuch schon angestellt hat, ist uns nicht bekannt geworden. Bei dem Gedanken an den Ausgang eines solchen Versuchs taucht aber vor uns unabweisbar die Frage auf, welche geheimnisvolle Kraft es denn wohl ist, die uns zwingt, Atem zu holen. Müssen wir bei Beantwortung dieser Frage gleich auf die Lebenskraft überhaupt verweisen, oder können wir diesen Vorgang nicht erst eine Strecke weit verfolgen? Jeder Atemzug besteht aus zwei Teilen: Einatmung und Ausatmung. Wir atmen Sauerstoff ein und Kohlensäure aus. Wozu der Sauerstoff? Woher die Kohlensäure? Beide nehmen im Körper den entgegengesetzten Weg: Der Sauerstoff, der sich in der Luft befindet, tritt durch die Lunge ins kreisende Blut über, gelangt mit ihm zu den einzelnen Zellen des Körpers, tritt in sie ein und „verbrennt" ihre Stoffe (die sich in fortwährendem Aufbau und Abbau befinden) zu Kohlensäure; diese nun tritt aus den Zellen ins Blut, gelangt mit ihm in die Lunge und wird durch sie ausgeatmet. Durch die Verbrennung der Zellstoffe an Sauerstoff zu Kohlensäure entsteht ja die Energie, die der Körper zum Leben nötig hat; alle seine Organe gewinnen so ihre Kraft zur Arbeit. Nun unterliegen Sauerstoff und Kohlensäure, die beide Gase sind, im Körper denselben Gesetzen wie außerhalb des Körpers. Die Wirkung ein und desselben Gases auf seine Umgebung ist ganz verschieden, wenn sich weiter nichts als die Menge ändert, in der es in diesem oder jenem Raum, in dieser oder jener Flüssigkeit sich befindet. Darum ist es auch nicht gleichgültig, ob viel oder wenig Sauerstoff und Kohlensäure im Blut und in der Außenluft vorhanden ist. Ist viel Sauerstoff im Blut, so tritt er aus dem Blut viel leichter in die Zellen ein, als wenn das Blut arm an Sauerstoff ist; und umgekehrt, ist im Blut viel Kohlensäure, so kann aus den Zellen nicht so viel Kohlensäure ins Blut übertreten, als wenn das Blut arm an Kohlensäure ist. Bevor wir im Wasser untertauchen, holen wir erst einmal ausgiebig Atem und befördern dadurch zugleich eine tüchtige Ladung Kohlensäure in die Außenluft; dadurch wird das Blut arm an Kohlensäure, und die Zellen können die ihre leicht ans Blut abgeben. Im Gehirn gibt es nun eine ganz bestimmte Stelle, die dafür, wieviel Kohlensäure im Blut ist, sehr empfindlich ist. Einen gewissen Satz Kohlensäure wird das Blut immer enthalten, da sie ja einen oft recht weiten Weg (etwa von der großen Zehe) bis zur Lunge in den Blutadern befördert werden muß, bevor sie ausgeatmet werden kann. Übersteigt aber dieser Prozentsatz Kohlensäure eine gewisse Norm, etwa weil man den Atem angehalten, die Kohlensäure also eine Zeitlang nicht ausgeatmet hat und sie sich, gleichwohl aus den Zellen immer weiter ins Blut übertretend, in ihm anhäuft, dann entsteht in jener Stelle des Gehirns ein unglaublich starker Reiz, der sich auf dem Nervenweg von jener Stelle aus sofort der Atemmuskulatur mitteilt und sie schleunigst wieder in Betrieb setzt. Ja, es folgen jetzt sogar besonders tiefe Atemzüge, um den Kohlensäuregehalt des Blutes wieder auf das von der Gehirnstelle erlaubte Maß herabzudrücken. Diese Gehirnstelle nennt man das Atemzentrum. Dadurch, daß es so sehr viel feiner, auf geringste Schwankungen im Kohlensäuregehalt des Blutes eingestellt ist als der ganze übrige Körper, verbürgt es diesem eine zeitlebens nicht aufhörende Durchlüftung: die Atmung, die den zur Aufrechterhaltung der Organtätigkeit unentbehrlichen Sauerstoff zuführt. Noch bevor die Zellen des Körpers Gefahr laufen, wegen Sauerstoffmangels ihren Betrieb einzustellen, meldet sich schon das Atemzentrum und beklagt sich über einen zu großen Kohlensäurebestand.

Reizbare Staubgefäße. (Zu den Abbildungen auf dieser Seite.) „Kein organisches Wesen vermag sich eine unbegrenzte Zahl von Generationen hindurch durch Selbstbefruchtung zu erhalten, sondern es ist gelegentlich, wenn auch oft erst nach langen Zwischenräumen erfolgende Kreuzung mit getrennten Individuen unerläßliche Bedingung für die dauernde Erhaltung der Art.“ Dieses von Sprengel entdeckte, von Knight und Darwin ausgebaute und befestigte Gesetz tritt uns recht augenscheinlich unter den Pflanzen entgegen und wurde an ihnen als „Geheimnis der Natur in Bau und in der Befruchtung der Blüten“ erkannt. Die fortschreitende Forschung hat jedoch dieses Gesetz wieder eingeschränkt, indem sie uns mit Pflanzen bekannt machte, bei denen eine dauernde arterhaltende Selbstbefruchtung die Regel ist. Wenn jedoch die Natur Wind und Wasser und Insekten und Vögel (Kolibris) in den Dienst der Wechselbestäubung stellt und allerlei komplizierte Einrichtungen schafft, diese Wechselbestäubung zu sichern und Selbstbefruchtung möglichst zu verhindern, so kann man aus diesen Tatsachen nur den Schluß ziehen, daß sie mit beiden Methoden, je nach der inneren, uns gänzlich unbekannten Organisation der Arten, strikte das Ziel verfolgt, die Arterhaltung zu sichern und durch passende Kreuzungen neue Formen hervorzubringen. Von einigen zwar nicht komplizierten, aber höchst merkwürdigen Einrichtungen für die Wechselbestäubungen soll jetzt die Rede sein. So umschließt bei der in Südeuropa, aber zuweilen auch bei uns verwilderten, an Mauern wachsenden Parietaria officinalis (Glaskraut) die vierteilige Blumenkrone in der Knospenlage vier Staubgefäße, deren elastische Staubfäden den sich nach außen aufbiegenden Blütenblättern folgen. Ist eine bestimmte Entfaltung der Blütenblätter erzielt, hat mithin die Spannung der Staubfäden die Elastizitätsgrenze erreicht, so schnellen bei der geringsten Erschütterung der Blütenblätter die Staubgefäße nach innen und streuen explosionsartig den feinen Blütenstaub in die Luft (Abbild. 3). Diese Erscheinung zeigen auch unsere Brennnesseln. Bei der aus Nordamerika stammenden, in unseren Gärten vielfach kultivierten Moorpflanze Kalmia latifolia sind die elastischen Staubfäden an die sich ausbreitenden, großen, rosenroten Blütenblätter angeheftet. In einem gewissen Altersstadium der Blüte lösen sich die Staubgefäße von den Blütenblättern und schnappen nach innen, die Luft mit Blütenstaubwölkchen erfüllend. Bei dieser Pflanze sind die Blüten und zentimeterlangen Staubfäden so groß, daß man den Schleudermechanismus leicht durch Berührung mit einer Bleistiftspitze auslösen und klar beobachten kann. Wie von Schrapnellwölkchen umgeben erscheint die Bombardierpflanze Pilea microphylla, eine aus Amerika stammende Gewächshauspflanze, wenn die unzähligen weißen Blüten, z. B. durch einen Tauspender benetzt, ein fortgesetztes Bombardement von Blütenstaubklümpchen in die Luft schleudern (Abbild. 2). Charakteristisch ist, daß zur Zeit der Ausschleuderung das weibliche Organ der Blüte, der Stempel mit der Narbe, noch nicht empfängnisfähig ist, also eine Selbstbefruchtung der Blüte ausgeschaltet bleibt. Wir beschließen das Kapitel über reizbare Staubgefäße mit dem Hinweis auf unsere Kornblume (Centaurea cyanus oder C. jacea). Hier sind die fünf mit den Staubbeuteln zu einer Röhre verwachsenen, unten freien Staubfäden an ihrem unteren reizbaren Teil mit feinen Fühlhaaren besetzt. Stößt ein nach Honig suchendes Insekt an die sogenannten Sinnesorgane, so verkürzen sich plötzlich die Staubfäden beträchtlich. Dadurch schiebt der in der Röhre steckende Stempel den bereits entleerten Blütenstaub nach oben und lädt ihn somit dem besuchenden Insekt zur Weiterverbreitung auf (Abbild. 1).

Dr. Stange.



1. Ungereizte (links) und gereizte Staubfädenröhre der Kornblume.



2. Die Schrapnelle der Bombardierpflanze (Pilea microphylla).



3. Glaskraut mit zweigeschlechtiger Blüte (rechts).

Seltsame Einrichtungen im Pflanzenreich zur Arterhaltung.

(Vgl. nebenstehenden Beitrag „Reizbare Staubgefäße“.)

Italienbücher. Noch nie ist es jemand geglückt, das Schicksal Roms in seiner ganzen Vielgestaltigkeit so kurz und dabei so überaus vielsagend zu schildern, wie das Franz Kuppers in seinem Werk „Rom" (Verlag Klinkhardt & Biermann, Leipzig) unternommen hat. Dieser 500 Seiten umfassende und reich illustrierte Band enthält alles politische und kulturelle Geschehen der Ewigen Stadt seit Romulus bis Mussolini gewissermaßen im Extrakt. Die besondere Kunst des Verfassers, die er bereits in seinem Spanienbuch reizvoll entfaltete, besteht in der Darstellung, die wissenschaftliche Gründlichkeit mit einer von Phantasie beflügelten Betrachtung verbindet. Sein Romwerk erhebt nicht den Anspruch, ein neuer Gregorovius zu sein, sondern es will nur die Geschichte fruchtbar machen und dem gebildeten Italienreisenden, der hinter der Erscheinungen Flucht deren Sinn erfassen will und nicht Muße hat, sich durch das umfangreiche Material durchzuarbeiten, die notwendigsten Vorkenntnisse für eine ersprießliche Romfahrt vermitteln. — Chestertons Büchlein über den „Heiligen Franziskus von Assisi" wird von dem Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet in München in einer neuen Übertragung von J. L. Benvenisti dem deutschen Publikum zugänglich gemacht. Unter den überaus zahlreichen Veröffentlichungen über den „armen, kleinen Mann", dem alle Herzen zuflogen, und der eine unerhörte geistige Bewegung hervorrief, ist dieses Büchlein zweifellos das, das den modernen Menschen am leichtesten und eindrucksvollsten mit der Zeit und der Welt des großen Verkünders der seligmachenden Armut bekannt macht.

Vom Theater. Der berühmte russische Sänger Fjodor Schaljapin hat seine Memoiren geschrieben. Sie sind nun auch in einer deutschen Übertragung von Arthur Knüpffer im Adler-Verlag, Berlin, erschienen. „Mein Werden" lautet der Titel, und in seiner plastischen, oft von Humor gewürzten Art berichtet der Sänger schlicht von seiner entbehrungsreichen und unfreundlichen Kindheit, von vielen traurigen, aber auch heiteren Begebenheiten und von seinen ersten künstlerischen Erfolgen. Mit der Entdeckung seines Talents durch den reichen Moskauer Mäzen und Theaterunternehmer Mamontow und dem Beginn seines Ruhms schließen die Memoiren, die in dem Sänger einen fesselnden Erzähler offenbaren. — Die Reihe seiner dramaturgischen Schriften hat Julius Bab um ein neues anmutiges Werk bereichert, das er „Schauspieler und Schauspielkunst" (Oesterheld & Co., Berlin) nennt. Es sind hauptsächlich die Berliner Theatergrößen, die hier aufmarschieren. Sie sind nach der Art ihres Talents oder nach ihren Wesenseigentümlichkeiten zu Gruppen zusammengeschlossen. So sind die Thimigs mit dem Stichwort „Eine Familie spielt" gekennzeichnet, Kraus und Kortner in die Rubrik „Gestalt und Stimme" eingeordnet, Wegener und die Durieux als der „Östliche Einschlag" charakterisiert usw. Nur Bassermann und Pallenberg nehmen für sich Sonderstellungen ein. Bab versteht die Kunst des literarischen Porträtierens wie wenige Zeitgenossen. Auch diese Charakteristiken wollen nichts anderes als leicht hingeworfene impressionistische Porträte sein. — Über „Die Schaukunst der Japaner" unterrichtet eine illustrierte Monographie von Maria Piper (Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig). Die Verfasserin hat sehr gründlich die japanische Bühne, ihre Voraussetzungen und Eigenschaften studiert. Sie schildert nicht nur die wichtigsten Darsteller und Darstellerinnen, sondern gibt auch Inhaltsangabe und Analyse einiger bedeutender Dramen.

Dr. B. T.

ZUM NACHDENKEN

Kreuzworträtsel.

Wagerecht: 1 Dichtungsart, 4 Verwandte, 8 Affenart, 9 Reinigungsvorgang, 10 asiatisches Reich, 12 sibirischer Fluß, 13 Erfinder, 15 Gesottenes, 17 Niederschlag, 20 russisches Gebirge, 22 Blume, 24 Nebenfluß der Donau, 25 Getränk, 26 Hafenstadt in Arabien, 27 Kohlendestillationsprodukt; **senkrecht:** 1 Schwung, 2 Waldgott, 3 Stadt in Nordafrika, 5 biblische Gestalt, 6 Nebenfluß der Weichsel, 7 Stadt in Holland, 11 Nebenfluß des Rheins, 12 Tierprodukt, 14 Teil des Schiffes, 16 Mondgöttin, 17 Vogel, 18 musikalisches Zeichen, 19 Schweizer Schriftsteller, 21 Teil des Wagens, 23 Gewässer.

Zweierlei.

Seid ihr Soldaten, müßt ihr's sein.
Sollt ihr's sonst werden, fallt nicht 'rein!

Ostern.

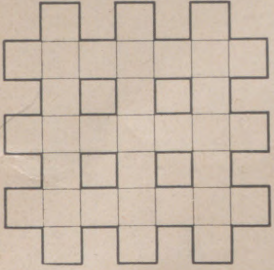
Füllproblem.

Die Buchstaben a a c e e e e e e e e h i i i k l l n o r r r r r r s t z sind derart in die leeren Felder zu setzen, daß die wagerechten Reihen 7 vierlautige Wörter folgenden Sinnes ergeben: 1 starker Strick, 2 Stadt in der Normandie, 3 großer Truppenverband, 4 nordischer männlicher Vorname, 5 Teilzahlung, 6 Schmuck, 7 russisches Gouvernement. — Werden hierauf die Sternchen durch bestimmte Buchstaben ersetzt, so bedeuten die Reihen: 1 Sultanspalast, 2 Oper von Bizet, 3 deutscher Dichter, 4 Liebesdichtung, 5 Feuerwerkskörper, 6 Saiteninstrument, 7 Weissagung. Die erste senkrechte Reihe bezeichnet ein Musikstück.

Ostersonntag.

Tiefe Stille ringsumher,
Blauer Hauch liegt auf dem Weiher;
Sonne schickt den ersten Gruß
Aus der Fern' durch lichte Schleier. —
Horch! Es tönt das Wort getrennt,
Hoch vom Kirchturm helles Klingen;
Jubelnd im vereinten Wort
Alle Glocken freudig schwingen.

Gitterrätsel.



Die Buchstaben e e e g g g g h h i i i i k k l l l l l l n n o o o o r r s s s t sind so zu ordnen, daß die wagerechten und senkrechten Reihen gleichlautend folgendes bezeichnen: 1 Schauspiel von Shakespeare, 2 deutschen Dichter, 3 deutschen Maler und Bildhauer.

Besuchskartenrätsel.

Isr. Meler Kempten

Was ist der Mann von Beruf?

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4335.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4333.

Königszug: Willst du ins Unendliche schreiten, / Geh nur im Endlichen nach allen Seiten. / Willst du dich am Ganzen erquicken, / So mußt du das Ganze im Kleinsten erblicken.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Hase, 3 Ahle, 7 Rembrandt, 8 Erz, 9 Eid, 13 Charlotte, 14 Öde, 15 Bern; senkrecht: 1 Harz, 2 Samarkand, 4 Henriette, 5 Ente, 6 Arm, 10 Echo, 11 Ulm, 12 Bein.

Rebus: Angestrichen.

Umstellrätsel: Neger, Idol, Edam, Talar, Zeus, Stern, Caro, Helm, Erbse. — Nietzsche.

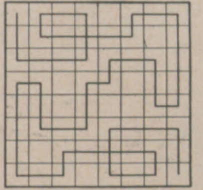
Scharade: Regentropfen.

Kettenrätsel: 1 Rose, 2 Bube, 3 Sekt, 4 Farn, 5 Fall, 6 Lamm, 7 Omsk, 8 Kiew, 9 Prag, 10 Säge, 11 Base, 12 Paul. — Oberammergau.

Formrätsel:

```
R E I N E K E F U C H S
I R L E R I G E P I U E
E I M G Z W G E O D S I
G K   E   I E   L   A D
E A   R         U   R E
```

Turmzugproblem: Wer zuletzt lacht, lacht am besten.



Eine abenteuerliche Fahrt von Trier bis nach Nordafrika (3700 km) haben zwei junge Sportsleute aus Trier glücklich durchgeführt. Sie benutzten dabei zwei KAYSER-Fahrräder, die trotz schlechtester Landstraßen und schwierigster Gebirgswege ohne jeden Defekt und ohne jede Störung alle Hindernisse überwanden. Dies erklärt sich daraus, daß die KAYSER-Räder aus geprüftem Material und in sorgfältiger Bearbeitung, nicht als Massenware, hergestellt werden. Außerdem haben sie bekanntlich eine neuartige Rahmen- und Gabelverstärkung. Im kommenden Jahr wollen die Fahrer eine noch größere Tour nach Kleinasien unternehmen. Sie werden nach den außerordentlich guten Erfahrungen der ersten Fahrt wieder ihre KAYSER-Räder verwenden.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W. 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Riedel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.
General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris 8. e., 44/bis Rue Pasquier.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG ★ J.J.WEBER ★ LEIPZIG

NR. 4335. 170. BAND EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 12. APRIL 1928

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4335. 170. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 12. April 1928.

Allgemeine Notizen.

Führerhunde für Blinde zu beschaffen, ist die dringend notwendige Aufgabe, die sich der schon in der Kriegszeit so überaus segensreiche Deutsche Verein für Sanitätshunde in Oldenburg i. O. gestellt hat. Dazu sind aber andauernd erhebliche Mittel erforderlich. Deshalb erläßt der Verein einen Aufruf, in dem es unter anderem heißt: „Während für die im Kriege Erblindeten staatlicherseits beträchtliche Mittel zur Verfügung gestellt werden, sorgt für die Blindgeborenen und durch Krankheit oder im Beruf Erblindeten weder Staat noch Gemeinde und keine private Organisation. Der Bau großer Zwingeranlagen war notwendig, um die Unterbringung und Dressur unserer Blindenhunde in jenem Umfang vorzunehmen, der der ungeheuer starken Nachfrage nach diesen braven Tieren seitens der Blinden entspricht. Der mustergültige Bau ist fertig. Um das Ziel des Vereins dauernd durchführen zu können, muß die schon jetzt nach Tausenden zählende Mitgliederzahl ständig weiter wachsen. Die Mitgliedschaft kann mit einem Mindestbetrag von 5 Reichsmark jährlich erwirkt werden oder die lebenslängliche Mitgliedschaft mit einem einmaligen Mindestbeitrag von 100 Reichsmark. Möge jeder dieses so segensreich wirkende Werk nach seinen Kräften fördern helfen. Überweisungen erbitten wir nur auf unser Konto: Deutscher Verein für Sanitätshunde E. V., Commerz- und Privatbank, Filiale Oldenburg, Oldenburg i. O."

Das Ergebnis des Presse-Preisausschreibens. Auf das von der Internationalen Presseausstellung Köln 1928 erlassene Preisausschreiben zur Erlangung einer Presse-Skizze waren 80 teils recht umfangreiche Arbeiten eingegangen. Nach Ansicht des Preisrichterkollegiums befand sich unter den eingesandten Arbeiten zwar außerordentlich interessantes Material, jedoch war nach seiner Ansicht keine Arbeit so beschaffen, daß sie in jeder Beziehung den gestellten Anforderungen entsprach. Infolgedessen mußte das Preisrichterkollegium gemäß § 5 der Bedingungen des Preisausschreibens davon absehen, die ausgesetzten Preise in der vorgesehenen Form zu verteilen. Man beschloß jedoch, eine größere Zahl der Arbeiten entsprechend den Bedingungen anzukaufen.

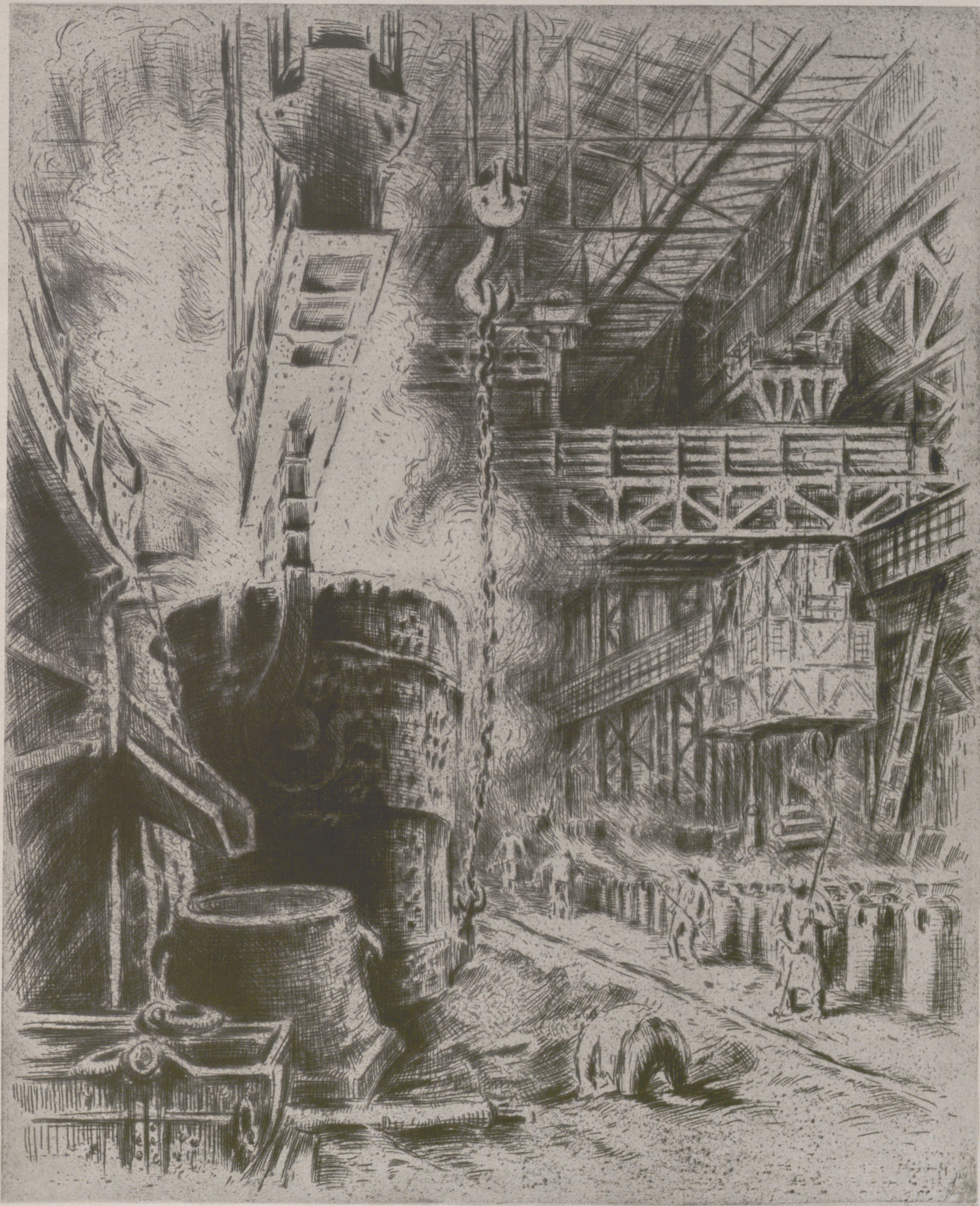
Die Ausstellung Heim und Technik München 1928 wird wesentlich vergrößert als ursprünglich geplant am 26. Mai feierlich eröffnet werden und in ihrer sach-

gemäßen, weitausschauenden Gestaltung zweifellos das lebhafteste Interesse der Allgemeinheit erwecken. Wird sie doch ein genaues Bild unserer augenblicklichen Verhältnisse im Haushalt geben und für das unbedingt erforderliche Eindringen der Technik in das Heim anregend wirken. Hauptzweck ist, durch Technisierung des Haushalts dem Wohl des deutschen Volkes zu dienen und unsere Hausfrauen nun endlich dem Ziele näher zu bringen: Herrscher, nicht Sklave ihrer Arbeit zu sein.

Amerika-Studienreise deutscher Akademiker. Das gewaltige Anwachsen der Wirtschaftsmacht der Vereinigten Staaten während der beiden letzten Jahrzehnte und das Vordringen des amerikanischen Wirtschafts- und Lebensstiles nach Europa gehören zu den interessantesten und folgereichsten Entwicklungserscheinungen des letzten Jahrzehnts. Unsere Wissenschaft und ihre Träger, Lehrende und Lernende, bringen denselben begreiflicherweise ein besonders lebhaftes Interesse entgegen. Studienreisen nach den Vereinigten Staaten sind darum seit einigen Jahren in den Kreisen der deutschen Akademiker keine Seltenheit mehr. Dieses Interesse sowie von deutschen Hochschulen ausgegangene Anregungen haben die Hamburg-Amerika Linie veranlaßt, im Sommer dieses Jahres während der Hochschulferien eine sehr preiswerte und interessante Studienreise deutscher Akademiker nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika zu veranstalten. Der Reiseplan ist so gestaltet worden, daß er unter Berücksichtigung der besonderen Wünsche des deutschen Akademikers einen möglichst vielseitigen Einblick in Amerikas Wirtschaft und Leben gewährt. Etwaigen weiteren Wünschen wegen Besichtigungen usw. wird bei rechtzeitiger Bekanntgabe, wenn irgend möglich, entsprochen werden. Die Studienfahrt wird ihren Teilnehmern gleichzeitig Erholungsreise sein können, da die Hin- und Rückfahrt mit zwei vorzüglichen transatlantischen Schiffen, den Doppelschraubendampfern „New York" (21500 B. R. T.) und „Cleveland" (17000 B. R. T.), ausgeführt wird. In der dritten Klasse dieser beiden Schiffe stehen den Teilnehmern bequeme und behagliche Innen- und Außenräume (Speisesaal, Rauchzimmer, Damenzimmer, Kabinen, Promenadendecks) zur Verfügung, die Bedienung ist zuvorkommend und höflich, die Verpflegung gutbürgerlich und aufs sorgfältigste zubereitet, so daß die Hin- und Rückfahrt über den Atlantik zu einer Reihe von genußreichen und erholsamen Tagen wird.

Frühling in Portorose, der Perle der Adria. Palace-Hotel, Hotel Riviera und Villa S. Lorenzo sind gutbürgerliche, allem Komfort Rechnung tragende Häuser mit erstklassigem eigenem Privatstrand, inmitten blütenreicher Gärten. In der Vor- und Nachsaison sind im Palace-Hotel, das mit einer eigenen Kuranstalt verbunden ist, nordseitige Zimmer mit Pension schon für 50 Lire je Tag, im Hotel Riviera sogar für je 35 Lire zu haben. Für Zerstreuung und Unterhaltung der Gäste ist ebenfalls bestens vorgesorgt. Pferderennen, eine Fliegerschule, Golf- und Tennisplätze ermöglichen sportliche Abwechslung. Auch der Segelsport kann mit Erfolg betrieben werden. In der modernst eingerichteten Kuranstalt, während des ganzen Jahres geöffnet, wird die weltbekannte Mutterlauge aus den nahen Salinen zu Bädern und Fangopackungen erfolgreich verwendet.

Illustrirte Zeitung



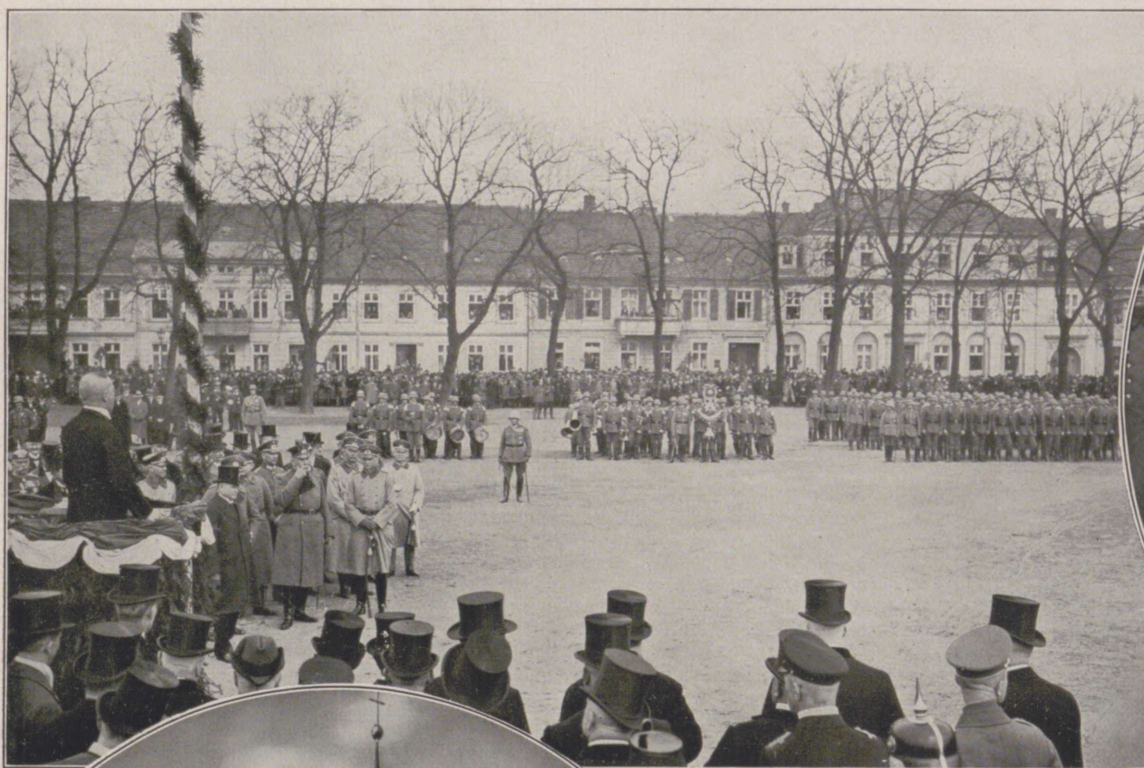
STÄTTEN DER ARBEIT:
MARTINWERK IM STAHLWERK HÖSCH ZU DORTMUND
RADIERUNG VON HERMANN KUPFERSCHMID





Von der Königsberger Konferenz zwischen Polen und Litauen (30. März bis 2. April): Die Vertreter der beiden Länder.
Von links nach rechts (sitzend): Budrys, litauischer Konsul in Königsberg; General Radius; Minister Sidzikauskas, litauischer Gesandter in Berlin; Minister Saunas; Woldemaras, litauischer Ministerpräsident; Zaleski, polnischer Außenminister; Minister Olszowski, polnischer Gesandter in Berlin; Ministerialrat Holowko; Ministerialrat Szumlakowski; Ministerialrat Graf Tarnowski. (Phot. A. Kühlewind.)

Rechts oben: Der neue siamesische Gesandte in Berlin: Prinz Vipulya, der am 27. März zur Übernahme seines Postens in der Reichshauptstadt eintraf, mit seiner Familie.

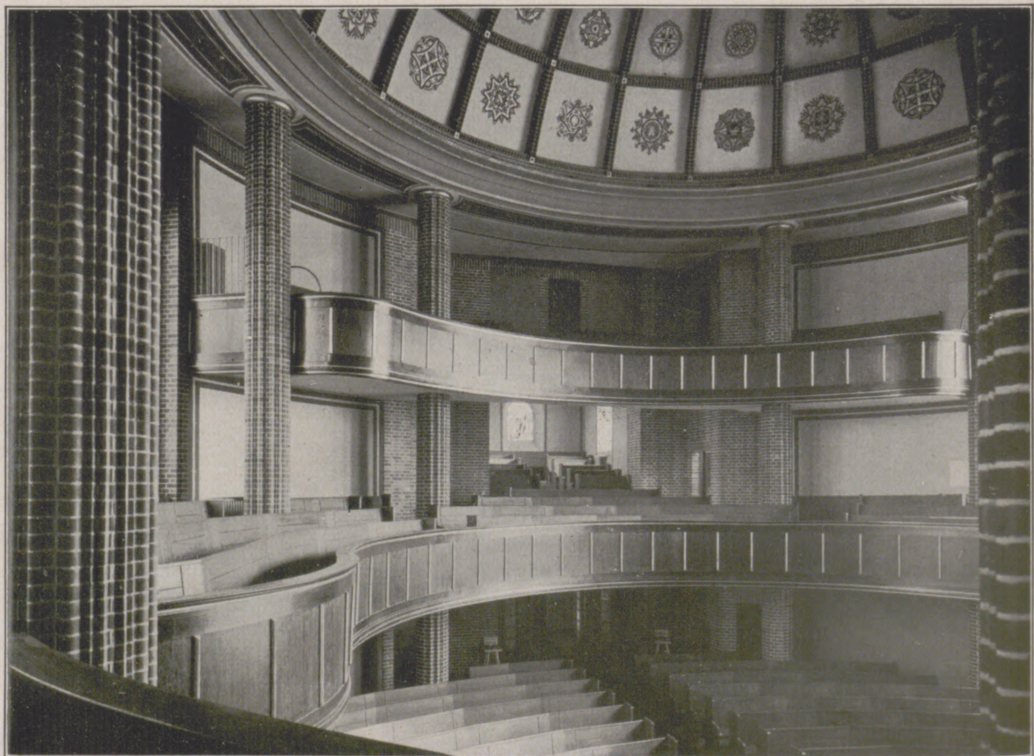




Links: Eine neue Garnisonstadt der Reichswehr: Festakt auf dem Paradeplatz in Neuruppin (Brandenburg) zum Einzug des 2. Bataillons des Reichswehr-Infanterieregiments Nr. 5; während der Begrüßungsansprache des Ersten Bürgermeisters Dr. Blümel (ganz links).

Im Oval: Reichspräsident v. Hindenburg als Teilnehmer bei der Konfirmationsfeier seiner Enkelin Christa Maria v. Pentz, Tochter des Majors v. Pentz, in Lüneburg am 1. April: Hindenburg verläßt, gefolgt von seiner Enkelin, die Klosterkirche in Lüne.





Ein moderner Kirchenbau in Frankfurt a. d. O.: Die St.-Georg-Kirche, die am 1. April feierlich eingeweiht wurde. Links: Außenansicht. Rechts: Blick in das Innere des Gotteshauses. (Phot. M. Nakonz.)
Der ganz in neuzeitlichen Formen gehaltene Bau ist ein Werk des Berliner Architekten Baurat Dr.-Ing. Kurt Steinberg. Altar, Kanzel und Orgel sind übereinander angeordnet; 800 Personen finden in der Kirche Platz.

EINE GESCHICHTLICHE INKONSEQUENZ

VON DR. ARTHUR DIX

Wenn wir Europäer von heute seit Ausgang des Krieges die gewaltige politische, wirtschaftliche und finanzielle Macht der Vereinigten Staaten von Amerika immer wieder aufs neue empfinden, so werden wir doch schließlich gewahr, daß die Gründung der zu solcher Größe gelangten Nordamerikanischen Union ein für die Folgezeit sehr viel bedeutsameres Ereignis gewesen ist als die Französische Revolution, mit der wir bisher im allgemeinen die sog. „Neueste Zeit“ einzuleiten pflegten.

Blicken wir zurück auf die frühere Einteilung der Zeitalter, so machen wir die Beobachtung, daß selbst die Aufrichtung der christlichen Religion, die doch in bezug auf die äußere Zeitrechnung maßgebend geworden ist, nicht einen Abschnitt in den Zeitaltern, wie die Geschichtsbücher sie gemeinhin aufzeichnen, nach sich zu ziehen vermochte. Das Christentum hat sich eben im Staatsleben erst im Laufe einer langen Entwicklung durchzusetzen vermocht und zunächst keinerlei Einwirkung auf die außenpolitischen Geschicke der Mächte seiner Zeit gehabt. Nach wie vor seiner Aufrichtung spielte sich die Weltpolitik damals im wesentlichen ab im äußeren Rahmen der Randländer des Mittelmeers. Erst die große Völkerwanderung brachte geopolitisch einen durchgreifenden Umschwung, indem Volksstämme des nördlicheren europäischen Festlandes die Länder der Mittelmeerwelt überfluteten und das festländische Europa in der Folgezeit einen stärkeren Anteil an der Machtpolitik gewann als die bis dahin vorherrschenden Randländer des Mittelmeers.

Demgemäß erscheint es geopolitisch begründet, daß die Scheidelinie zwischen Altertum und Mittelalter eben in der Zeit der Völkerwanderung gezogen wird. Ebenso ist es geopolitisch richtig, daß die Grenze zwischen Mittelalter und Neuzeit gezogen wird in der Zeit der großen Entdeckerfahrten, die den Atlantischen, den Stillen und schließlich den Indischen Ozean überwanden, sinnfällig dokumentiert durch die erste Überquerung des Atlantischen Ozeans unter Kolumbus.

Aber wie die Entdeckung Amerikas die Neuzeit einleitet, so müssen wir heute einsehen, daß der Beginn der neuesten Zeit auf kein anderes Datum verlegt werden kann als auf die erste Verselbständigung eines Staatswesens, das unter der Führung von Abkömmlingen Europas in einem fremden Erdteil aus der kolonialen Hörigkeit gegenüber Europa heraustrat. Hier wurde das Zeichen gegeben für die in den nächsten Jahrzehnten immer weiter gehende Verselbständigung auch anderer ehemaliger Kolonialgebiete in Mittel- und Südamerika. Hier begann auch die Aufrichtung moderner Republiken. — Es ist um so inkonsequenter, den Beginn eines neuen Zeitalters erst in der Französischen Revolution zu sehen, als der wesentlichste, bleibende Inhalt dieser Revolution drüben, jenseits des Atlantischen Meeres, bereits vorweggenommen war: Im Jahre 1776 hatte der Kongreß der Nordamerikanischen Union die Menschenrechte festgelegt, die in der französischen Nationalversammlung erst im Jahre 1789 beschlossen wurden.

Für die großen geopolitischen Wandlungen können Revolutionen wohl überhaupt keine wesentliche Zäsur bedeuten. Sie sind wichtig für die soziale Geschichte, viel weniger wichtig aber für die großen Machttendenzen, denen die Staatswesen folgen, und die in der Hauptsache geopolitisch bedingt sind.

Die Französische Revolution wurde schnell genug abgelöst durch das Kaisertum, und der französische Imperialismus hat auch nach der Revolution die gleichen Ziele verfolgt wie schon zu Zeiten Ludwigs XIV. Napoleon I. wandelte in seinen Spuren, und die Machthaber im heutigen Frankreich tun es nicht weniger. Auch nach der ungeheuren sozialen Umwälzung im Rußland unserer Tage ist der alte Imperialismus, der alte Machtwille geblieben, und die Verbannung ehemaliger Hauptführer der russischen Revolution hat gezeigt, daß sogar die Methoden zur Aufrechterhaltung der Staatsautorität nicht gerade entscheidend gewandelt worden sind. Der Machtwille des Bolschewismus ist keinesfalls geringer als der des Zarismus.

Und wenn wir schließlich auf das deutsche Volkstum in Mitteleuropa blicken, so beobachten wir auch hier, daß die Umwälzungen in deutschen Ländern nicht etwa den Willen zu deutschem Zusammenhalt ertötet haben, sondern im Gegenteil das Verlangen nach einheitlicherer Zusammenfassung des deutschen Volkstums auf zusammenhangendem deutschen Boden unter einer staatlichen Macht nur mit neuer Nahrung versehen konnten.

Es ist ja auch ganz natürlich, daß, abgesehen von der sozialen Schichtung, die wirtschaftlichen Lebensnotwendigkeiten und die natürlichen geopolitischen Grundlagen staatlichen Wesens und staatlichen Strebens durch innere Umwälzungen nicht grundlegend verändert oder auch nur wesentlich beeinträchtigt werden können. Grundlegende politische Veränderungen kommen überhaupt viel eher von großen Wanderungszügen oder von technisch bedingten Wandlungen in der wirtschaftlichen Struktur, Verkehrsumwälzungen, maschineller Nutzung von Rohstoffen (Baumwolle) oder Nutzung neuer Kraftquellen (Kohle, Erdöl).

Beobachten wir heute die Verselbständigungsbestrebungen beispielsweise in Südafrika und den tatsächlich schon erreichten hohen Grad der Unabhängigkeit des Südafrika-Bundes, gestützt auf die reichen Naturschätze seines Landes, so sehen wir wiederum, wie weltpolitische und wirklich historisch grundlegende Änderungen in den Staatenbildern sich vollziehen, wo neue Kräfte auf neuem Boden auch machtpolitisch erstarken, oder wo auf altem Boden neue Nutzungsmöglichkeiten der wirtschaftlichen Kräfte auch zu neuen politischen Möglichkeiten führen.

Kein größeres Beispiel gibt es als das der Vereinigten Staaten von Amerika, und ihre Gründung war um so bedeutsamer, als sie die erste Schaffung eines selbständigen Staatswesens auf der Grundlage aus Europa übernommener Kultur, aber abseits des europäischen Bodens bedeutete. Damit war der Übergang vom kolonialen Zeitalter zum interkontinentalen Zeitalter gleichberechtigter Mächte in verschiedenen Erdteilen angebahnt.

Auch als im Fernen Osten sich europäische Kultur mehr oder weniger zwangsweise Eingang verschaffte, wurde Europa nun nicht mehr nach alter Gewohnheit der politische Herr, sondern es entwickelte sich im Gegenteil auch am Westrande des Stillen Ozeans ein neues, zur Weltmacht aufstrebendes, starkes Staatswesen.

Schließlich kehrten sich die Waffen der neuen Weltmächte sogar gegen alte europäische Großmächte. Kaum hatte die Nordamerikanische Union Spanien besiegt und fast ganz um die Reste seiner ehedem so großen Kolonialmacht gebracht, als auch das ostasiatische Inselreich, Japan, sich gegen die gewaltige Macht des russischen Riesenreiches wandte und ihr siegreich begegnete.

Als nach dem letzten großen Krieg der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika als „Arbiter mundi“ aufgetreten war, Länder aller fünf Erdteile im Kriege gegen Mitteleuropa mitgewirkt hatten und im Versailler Spiegelsaal bei der Unterzeichnung des Friedensdiktates teilnahmen, hatte der Zeitenwandel, der mit der Unabhängigkeitserklärung der Nordamerikanischen Union einsetzte, seinen vorläufigen Abschluß, natürlich nur einen vorläufigen, gefunden. Von einem selbständigen Staatengebilde außerhalb Europas, aber auf europäischer Kulturgrundlage waren die Vereinigten Staaten herangewachsen zu einer führenden Weltmacht. Das interkontinentale Zeitalter war voll in die Erscheinung getreten, die ausschließliche Vormachtstellung europäischer Staaten endgültig vorüber.

Vergegenwärtigt man sich die ganze weltgeschichtliche Bedeutung dieser Vorgänge, so wird man sich nicht mehr fragen dürfen, ob es am Ende nur eine belanglose Spielerei, eine nebensächliche Angelegenheit der Geschichtsbücher oder auch des historischen Unterrichts wäre, Nachdruck darauf zu legen, daß der Beginn der „Neuesten Zeit“ nicht zu datieren ist von der Französischen Revolution, sondern von der Aufrichtung der Nordamerikanischen Union.

Man muß hier berücksichtigen, daß es von beträchtlicher psychologischer Wirkung auf die Einstellung gegenüber dem geschichtlichen Werden insgesamt ist, ob außenpolitische oder innenpolitische Umwälzungen als markante Kennzeichen für den Wendepunkt der großen Geschichtsepochen gewählt werden. Es handelt sich da ganz allgemein um das sogenannte „Primat“ der Außenpolitik oder Innenpolitik, um die richtige Einschätzung der verschiedenen Gewichte grundlegender weltmachtpolitischer Wandlungen und sozialrevolutionärer innerpolitischer Umgestaltungen. Diese innenpolitischen Umgestaltungen pflegen, wie oben gezeigt, weltpolitisches Geschehen hinsichtlich der staatlichen Machtstellung nach außen nur vorübergehend zu beeinflussen. Die Außenpolitik Frankreichs hat nach der großen Revolution sehr schnell die alte Grundlinie wiedergefunden, der es auch heute noch unverändert folgt. Auch nach der russischen Revolution ist die alte Grundlinie der osteuropäisch-nordasiatischen Machtausbreitung und der Einwirkung auf die Nachbarn, wenn auch mit veränderten Mitteln und Zwecken, beibehalten worden.

Weltgeschichtlich von Grund aus entscheidend aber ist es gewesen und wird es fernerhin bleiben, daß auf dem Boden der vor rund $1\frac{1}{2}$ Jahrhunderten selbständig gewordenen Vereinigten Staaten von Amerika eine Macht emporwachsen konnte, die nicht nur die Gleichberechtigung mit den größten europäischen Staaten gewonnen hat, sondern auch in einem der kritischsten Zeitpunkte der Gesamtgeschichte Europas entscheidend in dessen Schicksale einzugreifen vermochte. Ja selbst die innerpolitische Umgestaltung im Deutschen Reich wurde dabei gewissermaßen als die Ausführung eines amerikanischen Befehls gehandhabt.

Es ist also nicht nur eine theoretische Folgerichtigkeit der Geschichtschreibung, sondern auch eine praktische Voraussetzung für das richtige Verstehen der großen weltpolitischen Zusammenhänge, wenn Gewicht darauf gelegt werden muß, den Anbruch der neuesten Geschichtsepoche nicht in die Zeit der Französischen Revolution zu verlegen, sondern, so wie die Geschichte der Neuzeit mit der Entdeckung Amerikas beginnt, auch die Geschichte der Neuesten Zeit in ihrem eigentlichen Anbeginn zu datieren auf die erste Schaffung eines selbständigen Staatswesens in Anlehnung an europäische Kulturvorbilder, aber in durchaus eigener Verfassung neuer republikanischer Formen auf dem Boden der Menschenrechte. Die Neue Welt, durch Kolumbus entdeckt und nach ihm ein Ausbreitungsgebiet europäischer Kolonialmacht, wurde mit dem Moment der Unabhängigkeitserklärung in Nordamerika zu einer neuen Welt auch in machtpolitischer Beziehung. Sie wurde aus einem Ausbreitungsobjekt Europas zu einem immer stärker anwachsenden Rivalen Europas.

DIE PERÜCKE

EINE MODENHISTORISCHE BETRACHTUNG. VON EGON FRIEDELL

Das Kostüm der Menschheit um Ludwig den Vierzehnten ist eine ausschließliche Salontracht, auf dauernde Repräsentation, Parade und Pose berechnet. Das Wams verschwindet unter dem „justaucorps“, einem reichgestickten Galarock mit weiten Ärmeln, langen Aufschlägen und riesigen Knöpfen, der bis zum Knie reicht; das Damenkleid ist die große Robe mit der Schnürbrust, dem „Cul de Paris“, der durch Auspolsterung eine abnorme Entwicklung des Gesäßes vortäuscht, und der Schleppe, deren Länge, je nach dem Range, zwei bis dreizehn Meter betrug; der Stiefel weicht dem Schnallenschuh; der Handschuh aus feinem weißen Leder wird für beide Geschlechter unerläßlich. Das Hauptstück der äußeren Erscheinung aber bildete die Allonge oder große Staatsperücke, die um 1625 aufkam und um 1655 bereits allgemein war. Sie machte, wie der deutsche Kanzler Herr v. Ludwig sagte, „den Menschen dem Löwen gleich“, und ihre bevorzugte Farbe war daher hellbraun oder blond. Ungefähr um dieselbe Zeit verschwand auch die letzte Andeutung des Bartes, die „Fliege“, und alle Welt ging rasiert. Das weibliche Gegenstück zur Allonge ist die Fontange, ein aus Spitzen, Bändern, Krausen und falschen Haaren getürmter Kopfschmuck, der sich nicht selten bis zu einer Höhe von anderthalb Meter erhob.

Die landläufige Ansicht geht dahin, daß die „Perruque“ durch die Kahlköpfigkeit Ludwigs des Dreizehnten entstanden sei, die Damen, die auch nicht zurückstehen wollten, zur Fontange griffen und ganz Europa dies dann aus „Lakaienhaftigkeit“ nachgeahmt habe. Es gibt nun wohl kaum etwas Platteres und Falscheres als diese Auffassung. Zunächst hat zu jener Zeit noch nicht die französische Mode Europa beherrscht, sondern die holländische, und zumal eine Nullität wie Ludwig der Dreizehnte wäre zu allerletzt imstande gewesen, seinem Zeitalter eine Tracht zu diktieren. Die kulturelle Hegemonie Frankreichs beginnt erst mit Ludwig dem Vierzehnten, und gerade dieser hat sich gegen die Perücke jahrzehntelang gesträubt, da er selbst sehr schönes langes Haar besaß, und sie erst im Jahr 1673 aufgesetzt. Überhaupt ist kein Monarch imstande, eine Mode zu schaffen. So haben die Barttracht „Es ist erreicht“ und der österreichische „Kaiserbart“ es nicht zur echten Mode bringen können. Der um nichts schönere „Kaiser-Friedrich-Bart“ war hingegen die damals wirklich vom Zeitgeist geforderte Tracht. Ferner muß man im Auge behalten, daß die Perücke keinen Augenblick den Zweck hatte, den Mangel eigenen Haares zu verdecken, wie die heutigen „Toupets“, sondern von allem Anfang an als Kleidungsstück gedacht war, als Zierde und Vervollkommnung der äußeren Erscheinung, wie Federhut oder Schärpe. Und schließlich und vor allem ist es eine Albernheit, ein Weltereignis wie die Perücke von der Glatze eines einzelnen Zeitgenossen herleiten zu wollen.

Die Perücke ist das tiefste Symbol der Menschheit des siebzehnten Jahrhunderts. Sie steigert und isoliert und bringt damit die beiden Grundtendenzen des Zeitalters zum Ausdruck. Und sie stilisiert: gerade durch ihre Unnatürlichkeit. Sie war übrigens keine Novität in der Geschichte. Schon die vorderasiatischen Völker kannten sie, und vor allem die Ägypter, deren Kultur ebenfalls von höchstem Stilgefühl getragen war; sie bedienten sich sogar künstlicher Bärte. Derselbe Geist der Abstraktion, der ihre Pyramiden und Sphinxe schuf, hat ihnen die ornamental geflochtenen Haargebäude und die viereckig geschnittenen Umhängebärte aufgezwungen. Das flache neunzehnte Jahrhundert hielt die ägyptische Kunst für „primitiv“; jetzt beginnen wir langsam einzusehen, daß neben der unfaßbaren Größe und Tiefe dieser Schöpfungen die gesamte abendländische Kunst primitiv erscheinen muß. Und auf demselben Wege müssen wir zu der Erkenntnis gelangen, daß auch die Sitten dieses Volkes nichts weniger als „barbarisch“ und „kindisch“ waren, sondern der Niederschlag eines Weltgefühls, das dem unserigen zwar fremd ist, aber gleichwohl überlegen gewesen sein könnte. Zweifellos ist sowohl die ägyptische als auch die cartesianische Perücke „paradox“; aber jedes Kostüm ist paradox, weil es der bis zur Karikatur gesteigerte Ausdruck des Idealbildes ist, das sich die Menschheit in jedem einzelnen Zeitalter von ihrer physischen Erscheinung macht. Und paradox ist überhaupt jede Kultur, denn sie ist der Gegensatz der „Natur“, auch wenn sie, wie dies sehr oft, ja, zumeist geschieht, mit ihr übereinzustimmen glaubt. Alle Kulturschöpfungen, von den Visionen des Künstlers und den Hirngespinsten des Philosophen bis zu den alltäglichsten Formen des menschlichen Verkehrs sind paradox oder, mit einem anderen



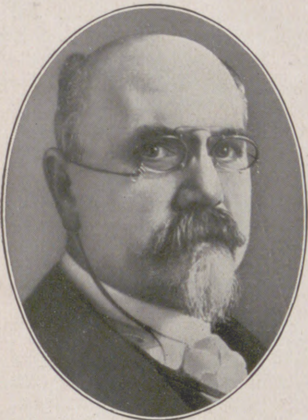
Nanny Lambrecht, Dichterin der Eifel, des Hohen Venn und der Wallonie, Mitarbeiterin der „Illustrirten Zeitung", kann am 15. April ihren 60. Geburtstag feiern.



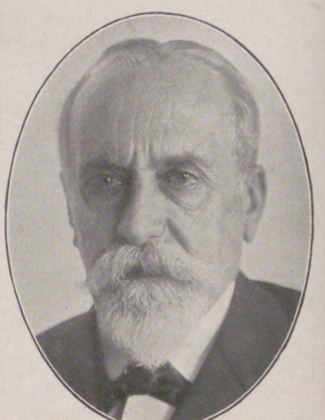
Szenenbild aus „Der Arme unter der Treppe", drei Episoden nach der Legende des heiligen Alexius von Henri Ghéon (übertragen von Thea Sternheim), deren Uraufführung am 20. März im Aachener Stadttheater erfolgte. Paul Minke (vierter von links, unten) in der Rolle des Armen. (Phot. J. Preim Sohn.)



Max v. Schillings, früherer Intendant der Berliner Staatsoper, bekannter Komponist, vollendet am 19. April sein 60. Lebensjahr.



Hanns Freiherr v. Gumppenberg, Dichter und Kritiker, Verfasser von Dramen, Gedichten und parodistischen Schriften, † in München am 29. März im 62. Lebensjahre.



Gustav Ador, früherer Schweizerischer Bundespräsident und Präsident des Internationalen Roten-Kreuz-Komitees, † am 31. März im Alter von 83 Jahren.

Worte, „unpraktisch". Eine Lebensordnung, in der alles Überflüssige und „Zwecklose", alles Widernatürliche und Unlogische ausgeschaltet wäre, wäre nicht mehr Kultur, sondern „reine Zivilisation". Aber eine solche reine Zivilisation ist eine fast unvorstellbare Monstrosität, sie ist in der ganzen uns bekannten Geschichte, der Menschheit niemals erblickt worden, und es besteht die bestimmte Hoffnung, daß sie auch in der Zukunft niemals in die Welt treten wird.

Tagesgeschichte.

In Königsberg i. Pr. fanden vom 30. März bis zum 2. April Verhandlungen zwischen Polen und Litauen statt. Hauptstreitobjekt unter beiden Ländern ist die Stadt Wilna, die von dem polnischen General Zeligowski besetzt wurde. Diesen Kernpunkt des Konflikts ließ man bei den Verhandlungen beiseite, um nicht von vornherein den Kongreß zur Ergebnislosigkeit zu verurteilen. Der litauische Ministerpräsident Woldemaras beschränkte sich darauf, Entschädigungsforderungen zu stellen für die bei der Besetzung Wilnas durch die Polen angerichteten Sach- und Personenverletzungen. Auch Fragen des Post-, Telegraphen- und des kleinen Grenzverkehrs (an dem durch Zeligowskis Vormarsch nicht berührten Teile der im Suwalkivertrag festgesetzten polnisch-litauischen Grenze) standen zur Debatte. Am 2. April vertagte man dann die Verhandlungen auf den 20. April, nachdem drei Kommissionen zur Beratung der Einzelfragen eingesetzt worden waren.



Zur Feier von Guido Thielschers 50jährigem Bühnenjubiläum im Lustspielhaus in Berlin am 27. März: Der volkstümliche Berliner Komiker im Kreise seiner Kollegen. Von links nach rechts: Max Adalbert, Max Ehrlich, Thielscher, Max Hansen, Paul Morgan. (Vgl. unsere Würdigung des Künstlers in Nr. 4321.)

In der aus den Zeiten Friedrichs des Großen, der hier seine erste Soldatenzeit verlebte, als Garnisonsort bekannten Stadt Neuruppin (Brandenburg) hielt am 31. März unter starker Beteiligung seitens der Bevölkerung das 2. Bataillon des Reichswehrregiments Nr. 5 (bisher Prenzlau) seinen Einzug. Auf dem Paradeplatz formierte sich die Truppe und wurde hier vom Ersten Bürgermeister Dr. Blümel mit einer Ansprache begrüßt, auf die im Namen des Bataillons Major v. Bredow antwortete. Dann nahm Reichswehrminister Groener die Parade ab.

Am 1. April wurden die 51 Jahre alten Fahnen und Standarten des X. Armeekorps, die seit 1901 in Berlin untergebracht waren, in Hannover von der Bult-Kaserne feierlich in das Leineschloß übergeführt. Außer dem früheren X. Armeekorps (Hannover) gehören die Feldzeichen Truppenteilen des IV., IX., XI., XV., XVI. und XVIII. Armeekorps, die in den in Hannover liegenden Reichswehrformationen ihre Traditionen fortführen oder, wie das XV. und XVI. Armeekorps, in Elsaß-Lothringen garnisoniert waren.

*

Das am Stadttheater in Aachen zur Uraufführung gelangte Stück „Der Arme unter der Treppe" von Henri Ghéon (ins Deutsche übertragen von Thea Sternheim) entnimmt den Vorwurf der Legende vom heiligen Alexius. An seinem Hochzeitstage läßt er Heimat und Braut im Stich um der christlichen Vollkommenheit willen, lebt jahrelang als Bettler unter der Treppe des Vaterhauses und gibt sich erst vor seinem Tode zu erkennen.





Zum 100jährigen Jubiläum des Dresdener Gaswerkes, der ersten städtischen Gasbeleuchtungsanstalt Deutschlands: Die Gasanstalt in Dresden in ihrer einstigen Gestalt — und hundert Jahre später.





Vom kürzlich erfolgten Besuch des persischen Außenministers in Berlin: Vor der persischen Gesandtschaft, wo der persische Gesandte zu Ehren des Gastes ein Diner gab. Links neben Reichsaußenminister Dr. Stresemann der Außenminister Persiens, A. G. Ansari, und Frau Dr. Stresemann; dahinter links der persische Gesandte in Berlin, Mohamed Ali Chan Farsin.

Rechts oben: Einbringen der alten hannoverschen Regimentsfahnen ins Leineschloß in Hannover am 1. April: Generalleutnant v. Heimburg an der Spitze der Krieger- und Militärverbände beim Vorbeimarsch. (Siehe die Notiz unter „Tagesgeschichte".)





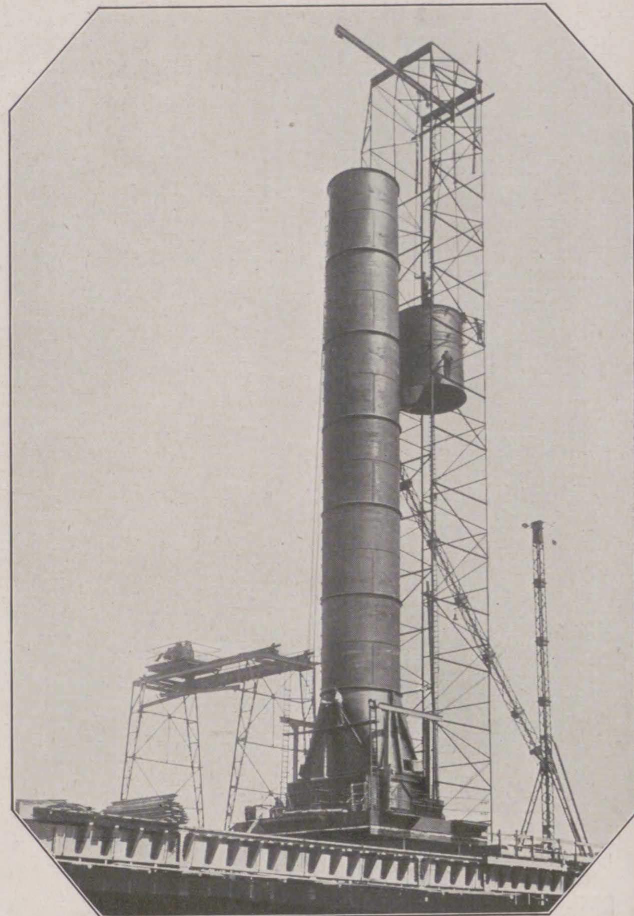
Der letzte Akt der amerikanischen U-Boots-Tragödie: Das mit Hilfe von sechs Hebepontons nach Einpumpen von Luft in den Schiffskörper gehobene Unterseeboot S 4 im Hafen von Boston. Das Boot versank samt der Besatzung am 17. Dezember vorigen Jahres nach einem Zusammenstoß mit einem Torpedobootzerstörer. Nebenstehend: Vom Besuch des Bürgermeisters von Antwerpen in Hamburg am 30. März: Besichtigung des Hamburger Hafens. Ganz links der Antwerpener Bürgermeister Dr. van Cauwelaert; daneben Senator Dr. W. Burchard-Motz; ganz rechts Oberbaurat Wendemuth, der Erbauer des Elbtunnels.



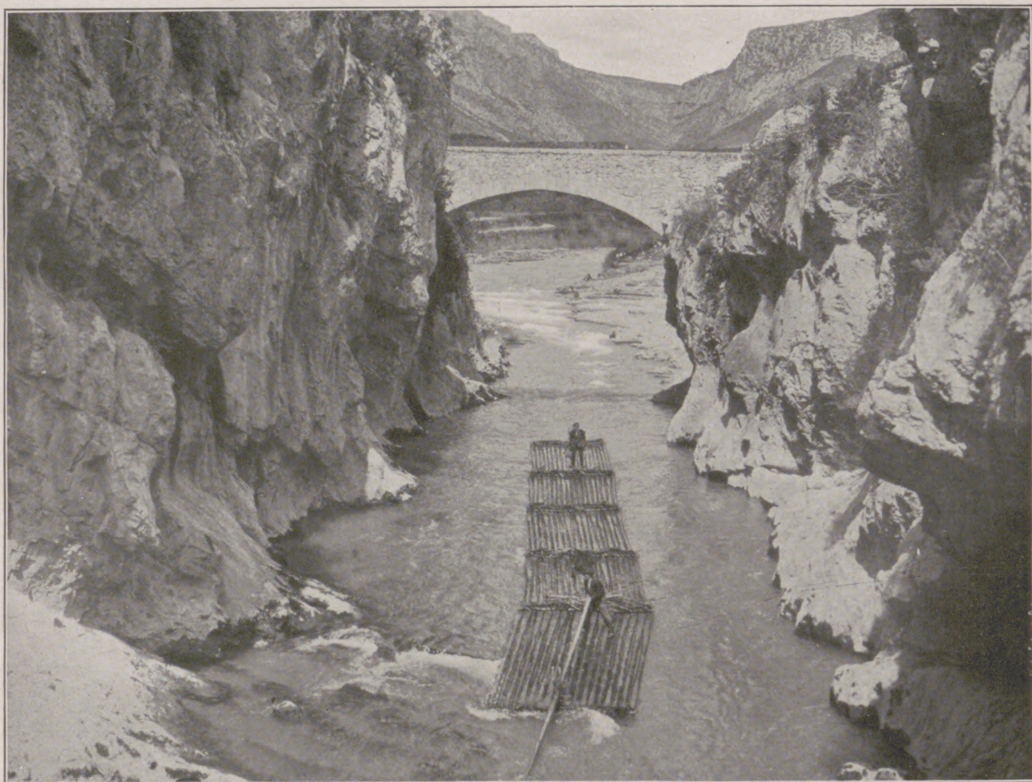


Links: Aus dem Zerstörungsgebiet der kalifornischen Dammbruchkatastrophe: Eine Hilfsexpedition beim Wegschaffen der Leiche eines verunglückten Bewohners. Dahinter Teile des zerstörten Staudamms des Santa-Clara-Stroms (nördlich von Los Angeles). Bei dem am 14. März erfolgten Unglück kamen über 200 Menschen ums Leben. — Rechts: Vom Erdbeben in den Venezianischen Alpen am 27. März: Militär bei den Aufräumungsarbeiten in einer Villa in Cavazzo, in der mehrere Personen getötet wurden.





Schornsteins Sterben und Auferstehen.
Links: Fallende Größen: Einsturz des größten, 62 m hohen Schornsteins vom alten Gaswerk in Berlin-Schmargendorf am 31. März nach Abbrennen der hölzernen, in das ausgehöhlte Fundament eingesetzten Stützbalken. Rechts nebenstehend: Montage eines der großen Schornsteine des Großkraftwerks Klingenberg bei Berlin: Aufsetzen des letzten Stückes. Der Aufbau geschieht durch Aufeinandersetzen der einzelnen je 4 m hohen Teile.





Links: Bei den Holzflößern der spanischen Pyrenäen: Auf der Fahrt durch die romantische Schlucht von Roncalessa. Rechts: Mit der Pferdedroschke von Berlin-Wannsee nach Paris und zurück: Aufbruch des Droschkenkutschers Gustav Hartmann am 2. April zu seiner Fahrt, die den Abschluß seiner mehr als 40jährigen Berufstätigkeit bilden soll.





Frauen im Sport. Im Kreis: Ein herrlicher Sprung über ein Hindernis beim Damen-Jagdrennen in Kimble bei Aylesbury (England). Rechts: Von den Endkämpfen um die Brandenburgische Handballmeisterschaft der Deutschen Turnerschaft in Berlin am 1. April: Moment aus dem Damenhandball-Entscheidungsspiel zwischen Berliner Turnerschaft 2, Frauenabteilung, und T. S. V. Lichterfelde (2:5).

Das weiße Spiel

ROMAN VON WERNER SCHEFF

(1. Fortsetzung.)

Lutz wandte heftig den Kopf und sah Bettina an. „Wenn man aber von einer so frauenhaften Frau besessen ist?" stieß er hervor. Bettina hielt seinen Blicken nicht aus. „Davon muß man sich losreißen, wenn es aussichtslos ist."

Die Limousine stürmte über den Kurfürstendamm. Bettina war ihr Lauf noch zu langsam. Sie merkte, wohin das Gespräch glitt.

„Losreißen," wiederholte Lutz, „als ob das so ginge. Ich glaube, du kannst dich nicht über mich beklagen. Ich habe nicht mit einer Wimper gezuckt, als du Arnold Tieffenbach heiratetest. Du nahmst es so ernst, daß du mich seitdem kaum sehen wolltest. Im ersten Jahr deiner Ehe bist du mir geradezu ausgewichen."

„Weil ich meiner nicht ganz sicher war."

„Und heute?"

„Du mußt einsehen, daß sich diese Sicherheit inzwischen eingestellt hat."

Er schwieg. Plötzlich aber entfuhr es ihm: „Ich weiß recht gut, wem du gehörst."

„Das ist brutal", gab sie kalt zurück.

„Brutal? Ich nenne es brutaler, wenn man einen Mann mit seinem eigenen Sohn betrügt..."

Ohne Zögern hob Bettina die Hand und drückte auf den Knopf der Signaltafel, unter dem das Wort „Halt" stand. Der Chauffeur brachte den Wagen aus dem Schwung und hielt zwischen der Gedächtniskirche und dem Wittenbergplatz.

„Ich danke für die Fahrt", sagte sie, ohne Lutz anzusehen.

Sie öffnete den Schlag und stieg aus. Er wagte nicht, sie zurückzuhalten.

Sie ging raschen Schritts in die Richtung nach dem Wittenbergplatz weiter, ohne sich darum zu kümmern, ob die Limousine ihre Fahrt fortsetzte oder umdrehte. Die Roheit Lutz Volkmanns war wieder so jäh hervorgebrochen, wie sie es früher oft erlebt hatte. Er war dann unhöflich und vergaß seine Erziehung. Mit ihm über ihre Gefühle für Günter zu reden, war ihr unmöglich. Daß Lutz diese Verhältnisse nur erwähnte, das beleidigte sie mehr als alles Gerede von anderer Seite.

Immer war es ihr so vorgekommen, als glaubte Lutz, noch Rechte auf sie zu haben. Er leitete sie aus der einzigen Dummheit her, die sie vor ihrer Heirat begangen hatte, aus der kurzen leidenschaftlichen Hingabe an ihn, die sie seither oft bereut hatte. Ihm ging es gewiß nicht ein, daß sie so schnell vergessen konnte; er war ein solcher Herrenmensch, daß er sie für sein Eigentum hielt, weil sie ihm einmal, ein einziges Mal angehört hatte.

Noch nie vorher war es Bettina so klar geworden, daß Männer niemals die Regungen einer Frau erforschen konnten. Sie blieben immer auf Vermutungen angewiesen, und diese Vermutungen führten sie dann zu falschen Schlüssen, zu törichtem Glauben an ihre Kraft, die längst überwunden war.

Es war schön, so zwischen fremden Menschen an diesem hellen Frühlingsnachmittag einherzugehen. Sie fühlte sich befreit, seit sie Lutz allein gelassen hatte. Das würde reinigend auf die Atmosphäre wirken.

Sie war am Kaufhaus vorbeigekommen und überschritt den Platz, um zur Untergrundbahn zu gelangen. Dann fiel ihr ein, sie könnte noch ein Geschäft in der Keithstraße aufsuchen, da sie in der Nähe war. Sie ging weiter, bis sie plötzlich stehen blieb und lauschte.

Der Klang einer Stimme hatte ihr Ohr getroffen, laut und etwas schreiend. Sie konnte sich aber nicht Rechenschaft darüber geben, wo sie dieses Organ schon einmal gehört hatte.

Am Rande des weiten, leeren Platzes, auf dem sonst Märkte abgehalten wurden, standen mehrere Verkaufsstände. Straßenhändler hielten hier ihre Waren feil. Spielzeug und Obst, Blumen und Bücher. Um einen Wagen, den bunte Plakate bekleideten, schloß sich eine dichtgedrängte Menge, Passanten, die stehen geblieben waren, um zu sehen, was hier so wortreich und lebhaft angeboten wurde.

Bettina wollte weitergehen, aber nach wenigen Augenblicken fühlte sie sich wieder festgehalten: die Stimme, die da aus dem geschlossenen Kreis Neugieriger ertönte, übte Gewalt auf sie aus. Sie tat zögernde Schritte auf den Wagen zu. Vor ihr wichen ein paar Leute aus der Reihe, und sie erblickte den Ausrufer. Es war ein mittelgroßer, bescheiden gekleideter Mann mit grauem Spitzbart. Er trug eine dunkle Brille zum Schutz gegen die grelle Sonne. In seiner Hand hielt er eine Krawatte, die er mit einem Stückchen Leinen abrieb.

„Kein Fleck, gleichgültig, ob von Fett oder Ruß, von Farbe oder Rotwein, kann Albolin widerstehen. Sie sehen, meine Damen und Herren, zwei Tropfen Albolin wirken Wunder! Hier war der Fettfleck... was sehen Sie jetzt? Der Schlips ist sauber wie vorher. Albolin hat ihm die natürliche Farbe wiedergegeben. Albolin duldet keinen Schmutz, keine Flecken. Was aber das Fabelhafteste ist, unser Mittel hinterläßt keine Ränder wie Benzin oder andere Reinigungsarten. Albolin ist das Beste, was bisher erfunden wurde. Die Flasche kostet nur fünfzig Pfennig, damit reinigen Sie Ihre ganze Garderobe."

Der Händler hatte bei seiner Hörerschaft Erfolg. Als er an dieser Stelle seiner Rede angelangt war, richtete sich neben ihm ein schwarzhaariger Bursche von etwa fünfzehn Jahren auf und begann den Umstehenden Pappschachteln mit dem Wundermittel Albolin in die Hände zu drücken. Er kassierte auch ein, während der Mann mit der dunklen Brille weiterschrie.

„Hier ist eine saubere Krawatte... ich nehme nun aus diesem Tiegel mit Ruß geschwärzte Vaseline und betupfe die Krawatte an irgendeiner Stelle. Da, sehen Sie nur den Fleck, er frißt sich tief in das Gewebe ein! Die Krawatte ist verloren, denn wer trägt eine beschmutzte Krawatte?"

Er schien seine Anpreisung wieder von vorn zu beginnen, während der dunkelhaarige Junge die letzten Packungen Albolin an den Mann brachte.

Bettina stand seltsam gerührt und beobachtete das Treiben des Fremden. Aber er war ihr kein Fremder; sie wußte nun, woher sie ihn kannte.

Zweimal war sie ihm bewußt begegnet, und oftmals war es ihr so vorgekommen, als tauche er in ihrer Nähe auf, um sofort wieder zu verschwinden. Sie dankte dem Zufall, der sie sein Gewerbe, seinen Stand und sein Leben jenseits der Grenze erkennen ließ, bis zu der er sich ihr bisher gezeigt hatte. Trotzdem blieb die Frage bestehen, wer er war, wie er hieß, und was ihn in ihre Nähe trieb.

Ein und ein halbes Jahr mochte es her sein, da war dieser Mann in ihre Villa vorgedrungen, kurz nach ihrer Rückkehr aus München und Salzburg, wo sie mit Arnold die erste Zeit ihrer Ehe verlebt hatte. Damals hatte er ihr Teppiche angeboten, schöne, gut erhaltene Stücke zu einem so auffallend billigen Preis, daß ihr Mann ihr abgeraten hatte, sie zu kaufen. Der Fremde war fast eine Stunde bei ihr gewesen, hatte ihr die Geschichte jeder Brücke mit seiner weichen, zum Ausrufen sicherlich nicht geeigneten Stimme erzählt und sie beinahe gebeten, die Teppiche zu erwerben. Er war von einem Freunde Arnolds empfohlen, und doch sagte Tieffenbach, man solle nicht Dinge in Besitz nehmen, die vielleicht dunklen Ursprungs waren. Dann ließ der Händler nach einigen Tagen die Teppiche abholen.

Seinen Besuch hatte Bettina noch in guter Erinnerung, weil es ihr damals so vorgekommen war, als wäre jedes Wort, das er sprach, ganz anders gemeint gewesen, gewissermaßen nur ein Vorwand, um vor ihr stehen zu dürfen und sie anzusehen. Er hatte helle, klare und gütige Augen und eine merkwürdig stille Art, sich zu bewegen und auszudrücken.

Monate später stieß Bettina abends nach Eintritt der Dunkelheit auf einen Menschen, der in ihren Garten in Wannsee getreten war und, an einen Baum gelehnt, zu den Fenstern der Villa emporblickte. Sie hielt ihn zuerst für einen Einbrecher, der Komplicen deckte; aber plötzlich erkannte sie den Händler, und aus seiner in sich gekehrten, weltabgewandten Haltung sah sie, daß er nichts Böses vorhatte. Eine Weile beobachtete sie ihn. Sie vermutete, er schaue nach der Zofe oder nach einem der Hausmädchen aus; allein das Starre in seiner Gestalt widersprach dem. Und seine Aufmerksamkeit schien einem Teil der Fenster zu gelten, die zu ihren und Arnolds Zimmern gehörten.

Sie störte ihn. Er fuhr zusammen und fing an, Unüberdachtes zu reden. Er sei in den Garten eingedrungen, weil er verdächtige Gestalten auf dem Balkon gesehen habe. Sie glaubte kein Wort von alledem, aber er tat ihr leid. Er war so erschreckt, so verlegen und gedemütigt. Sie war freundlich und dankte ihm noch für sein Interesse. Als er ging, begleitete sie ihn bis zur Gartentür, wo er beim Abschied beinahe in Tränen ausbrach.

Seitdem war er oft in ihrem Gesichtskreis aufgetaucht, schattengleich, wie ein Gespenst. Beim Einsteigen in ihr vor der Villa wartendes Auto hatte sie ihn gesehen, mehrmals auf dem Bahnhof der Stadtbahn. Wohnte er dort draußen in Wannsee? Sie hatte sich bisher keine Gedanken darüber gemacht, ob er etwa ihretwegen den weiten Weg bis in den westlichen Vorort auf sich nahm. Er beschäftigte sie manchmal. Dann vergaß sie ihn wieder für lange Wochen, um an ihn erinnert zu werden, wenn sie glaubte, ihn irgendwo erblickt zu haben.

So war es ihr eine bedeutungsvolle Begegnung, als sie vor seinem bunten Wagen stand und hörte, wie er seine Stimme erhob, um die Vorübergehenden festzuhalten. Es erfüllte sie mit Bedauern, daß er sein Brot auf diese Weise verdiente, so schwer, so wenig würdig. War es nicht, als sei er zu Besserem bestimmt gewesen und nur herabgesunken zu dieser Beschäftigung?

Nach einer Weile geschah es, daß der Ausrufer plötzlich Bettinas ansichtig wurde. Bisher hatte er immer geradeaus gesprochen, als



MÄDCHEN VOR DEM SPIEGEL

AQUARELL VON KURT VOSS

wollte er die vor ihm Stehenden faszinieren. Da glitt sein Blick zur Seite, und er hielt inne. Er stammelte noch ein paar Worte, als könne die Maschine seiner Rede nicht mit einem Ruck zum Halten kommen; dann schwieg er, rückte die dunkle Brille von den Augen empor auf die Stirn und starrte Bettina so verwundert an, daß es sie störte. Sie riß sich los und ging weiter.

Sie sah noch, wie der kleine Mann mit dem Spitzbart dem Jungen an seiner Seite etwas zurief, worauf der Bursche die unterbrochene Anpreisung des Mittels Albolin dort aufnahm, wo der andere aufgehört hatte; und nun fühlte sie, daß der Händler ihr folgte.

Sie fürchtete, er werde sie ansprechen. Anfangs war ihr das ein peinliches Gefühl. Aber nach ein paar Minuten verlangsamte sie ihre Schritte, um ihm Gelegenheit dazu zu geben.

Er kam nicht. Als sie sich umwandte, blieb er noch immer in einiger Entfernung, die er respektvoll einhielt.

Bettina hatte die Lust zu dem Besuch des Geschäfts verloren; sie beschloß, nach Hause zu fahren. Sie winkte einer vorüberfahrenden Autodroschke. Da blieb der Händler stehen, dicht an der Ecke des Platzes. Er stand dort und sah sie einsteigen.

Als Bettina ihn aus dem losfahrenden Wagen beobachtete, war sein Blick sehnsüchtig auf das Gefährt gerichtet, das sie davontrug.

II.

Vor der Villa Tieffenbach stand ein dunkelroter, sportgerechter Selbstfahrer, und Bettina wußte, daß sie Besuch hatte. Sie kannte auch die Besitzerin des Automobils, das so ganz zu seiner Lenkerin paßte. Hänschen Quade mußte direkt vom Turnier zu ihr gefahren sein. Und das Wissen Bettinas ging noch weiter; sie durchschaute, was dieses eigenartige Geschöpf zu ihr führte.

Johanne hatte mit großer Selbstverständlichkeit die Minuten des Wartens lang ausgestreckt in einem der ungeheuren Klubsessel verbracht, von denen sie behauptete, sie seien ihr das Liebste im Hause Tieffenbach. Damit übertrieb sie aber, zumindest unterschlug sie ihre Neigung zu Bettina, an der sie mit einer Leidenschaftlichkeit hing, die leicht von bösen Kritikern hätte falsch beurteilt werden können. Aber sie war gewitzigt, die schlanke Johanne, und vor anderen Menschen zeigte sie nicht, was sie für die schönste Frau Berlins, wie sie Bettina nannte, übrig hatte.

Sie lag mit unter dem Kopf verschränkten Armen, die bei aller sportlichen Durcharbeitung so mädchenhaft waren wie nur möglich; eine Zigarette hing seitlich zwischen ihren leicht gefärbten Lippen hervor, die Augen hielt sie geschlossen, die Beine hatte sie übereinandergelegt, so daß der Rock ihre Knie freigab. Es waren sehr schöne Beine, und Bettina, die leise nähergetreten war, erkannte wieder einmal, daß nur ihr Wesen Hänschen zum mädchenhaften Knaben machte.

Kaum hatte sie die Nähe Bettinas bemerkt, als sie aufsprang und die Freundin stürmisch begrüßte. „Hallo, ich muß also nicht bis in die Nacht hinein warten. Und mich treibt so Wichtiges zu Ihnen, Frau Bettina!"

Bettina dachte an das, was Hänschen in Wirklichkeit von ihr erwartete: eine Unterhaltung über Günter. Oder sie wollte sich über Lutz beschweren.

„Ich habe eine Loge zu ‚Turandot'," fuhr Johanne fort, „für heute abend."

Bettina lächelte, mehr innerlich als äußerlich. Heute abend. Wenn Johanne geahnt hätte, wie sie über den heutigen Abend verfügt hatte.

„Das geht nicht, ich bin eingeladen," sagte sie, „aber es wäre schön von Ihnen, wenn Sie mir jetzt ein Weilchen Gesellschaft leisteten. Wir lassen uns Tee kommen, wenn es auch etwas spät ist."

Merkwürdig, wie rasch Johanne den Plan fallen ließ, Bettina mit in die Oper zu nehmen. Mit dem Tee war sie einverstanden. Draußen war es inzwischen dunkel geworden, sehr schnell, wie stets im Frühling. Die beiden Frauen saßen sich in den Tieffenbachschen Klubsesseln gegenüber, tranken und rauchten.

Anfangs plauderte Hänschen von gleichgültigen Dingen, dann fragte sie plötzlich: „Können Sie Battaky leiden, Bettina?"

„Ich finde ihn interessant. Dieser Männertyp hat mir stets gefallen. Ich sehe ihn beispielsweise gern beim Spiel... er hat so viel Temperament."

„Aber er hat ein loses Mundwerk", platzte Hänschen heraus. Beinahe hätte sie noch mehr verraten, besonders dann, als Bettina sie überrascht ansah.

„Sie haben eine eigene Methode, Männer zu beurteilen", sagte Bettina, die nun ihrerseits auf ein bestimmtes Ziel zusteuerte. „Vielleicht behandeln Sie auch die Männer falsch."

„Ach, Ihnen hat Lutz vorgestöhnt! Sie sind ja mit ihm vom Platz fortgefahren."

„Das wissen Sie schon?"

„Ich bitte Sie, Bettina, was weiß man in unseren Kreisen nicht sofort? Das erste, was ich hörte, war Ihre Abfahrt mit meinem Verlobten. Warum sollte er nicht galant sein? Eigentlich hat mir das von ihm gefallen."

„Er brachte mich in die Tauentzienstraße. Sie wissen, wir waren früher befreundet. Da hat er mir natürlich geklagt, wie Sie ihm manchmal zusetzen."

Johanne zog die Lippen schief. „Das liegt nur an ihm. Er ist ein Waschlappen. Warum läßt er sich alles von mir bieten?"

„Ich habe bisher nie bemerken können, daß sich Lutz etwas bieten läßt. Im Gegenteil, für meinen Geschmack war er immer ein bißchen zu gesund und energisch. Ich fürchte, Sie verwechseln hier zwei Dinge. Stünden Sie ihm nur als Frau gegenüber, er würde mit Ihnen fertig werden. Aber Sie vergessen, daß Sie auch die Tochter Ihres Vaters sind."

Es war, als erschrecke Hänschen. „Das ist böse", sagte sie kleinlaut. „Ich begreife, worauf Sie anspielen, Bettina. Daran habe ich noch nie gedacht. Der Arme... aber natürlich gewinnt er dadurch nicht in meinen Augen. Wissen Sie," sie wurde wieder lebhafter, „an allem ist mein Vater schuld. Er hat mich zu sehr verwöhnt!"

„Das stimmt!"

„Sie sind heute sarkastisch, Bettina."

„Ich kann mit Ihnen doch nicht ohne jede Kritik verkehren."

„Nur das nicht!"

„Folglich bin ich gezwungen, Ihnen beizustimmen. Um so mehr, als ich selbst niemals einen Vater gehabt habe. Als ich ein Jahr alt war, starb mein Vater, und meine Mutter muß irgendeinen Grund gehabt haben, nie von ihm zu sprechen. Oft habe ich versucht, etwas über ihn zu hören, aber dann wich sie mir aus. Ja, es muß eine seltsame Sache um meinen Vater gewesen sein."

Sie sah nachdenklich vor sich hin.

„Und ich tyrannisiere Papa und werde auch einmal meinen Mann unter dem Pantoffel haben", rief Hänschen.

„Schade, dann werden Sie natürlich niemals glücklich sein."

„Glücklich wird man in der Ehe überhaupt nicht", erklärte Johanne Quade mit altklugem Ausdruck. „Oder meinen Sie, daß diese These falsch ist?"

Bettina schwieg.

„Glücklich wird man nur, wenn man ganz frei lieben kann", setzte die Neunzehnjährige ihre Ausführungen fort, Resultate einer Erziehung, die niemals Fesseln, niemals liebevolle Lenkung gekannt hatte. „Ich wette, auch Sie haben das erfahren."

„Hänschen, Sie gehen zu weit!" drohte Bettina, „Sie wissen, es gibt Wände, selbst zwischen Freundinnen."

Johanne seufzte tief und schmerzlich. „Ach, könnte man doch nur für ein paar Minuten über diese Wände hinweg." Und naiv fügte sie hinzu: „Ist eigentlich Günter energisch oder nachgiebig?"

Wieder mußte Bettina lächeln. „Günter ist noch kein fertiger Mensch. Bei ihm ist alles im Werden. Ich hoffe nur, er wird seinem Vater nachgeraten, den ich für den vollendetsten Menschen halte."

„Es ist wundervoll, wie Sie immer von Ihrem Manne sprechen."

„Ich habe auch keinen Grund, anders von ihm zu reden oder zu denken!"

„Ja... diese Ehe!" entrang es sich Hänschen in drolliger Verzweiflung.

Bettina warf einen Blick nach der Uhr. Aber ihr Gast sah ihn nicht.

Nun kannte Hänschen keine Hemmungen mehr. Sie begann nach Günter zu fragen, als wollte sie in dieser kurzen Zeit alles erforschen, was um ihn und an ihm war. Seit aber Günter in diesem Winter aus München nach Berlin gekommen war, hatte sich in seinem Dasein nach außen hin so wenig ereignet, daß Bettina ihr kaum zu antworten wußte. Vorher war ihr der Sohn Arnolds fremd gewesen, fremd bis auf die kurze und entscheidende Begegnung im verflossenen Sommer, als er seinen Vater besucht und seine Stiefmutter kennengelernt hatte. Durfte sie aber von alledem Hänschen mehr preisgeben als Äußerliches, wenig Interessantes?

Und doch lauschte Johanne Quade mit einem beinahe gierigen Ausdruck. Sie erwartete, daß sich in irgendeinem Wort Bettinas das verraten werde, was Battaky ihr heute angedeutet hatte. Aber es erfolgte nicht, dieses Preisgeben wider Willen, und als Hänschen sich endlich erhob, weil sie sich noch für die Oper umkleiden mußte, war sie enttäuscht und niedergeschlagen.

Bettina geleitete sie bis vor die Gartentür, bis an ihren Wagen.

Dort umfaßte plötzlich Johanne ihre Hand und umspannte sie fest und leidenschaftlich. „Nicht wahr... wir beide bleiben Freundinnen, auch dann, wenn..."

„Aber Kleines, woran denken Sie eigentlich?"

Hänschen umschlang sie und küßte sie. „Es ist so greulich, daß man von vielem nicht sprechen darf", sagte sie leise.

„Nein... das ist vielleicht gerade das Schönste," gab Bettina verständnisvoll zurück, „und unsere Freundschaft, Hänschen, die bleibt."

Noch einmal drückte sie Johanne an sich, dann sprang diese in ihr Automobil, ließ den Anlasser leise klirrend angehen und schaltete ein. Ihr letzter Gruß wurde von dem aufbrüllenden Motor verschlungen, und die Lichter ihres Gefährts schwirrten wie Märchenvögel mit leuchtenden Flügeln in die Finsternis.

*

An diesem Abend erwartete Günter zum erstenmal Bettina in seiner Wohnung, oder er hoffte wenigstens, sie werde die Zusage, die er ihr auf einem Spaziergang im Grunewald, in einer alles betäubenden Umarmung abgerungen hatte, doch noch einhalten. Allerdings waren zuletzt starke Zweifel in ihm aufgestiegen, denn seitdem vermied es seine schöne Stiefmutter, ihn zu sehen oder zu sprechen, und er deutete ihr Verhalten so: sie bereue die Einwilligung zu dem Schritt, den sie bis dahin ängstlich vermieden hatte.

(Fortsetzung folgt.)

FRANCISCO DE GOYA

ZU SEINEM 100. TODESTAG AM 16. APRIL

VON AUGUST L. MAYER



Selbstbildnis Goyas von 1815. Gemälde.

Wird in neuerer Zeit der Ruhm Murillos vielfach geschmälert, so erfreut sich der jüngste unter den klassischen Spaniern, Francisco de Goya, dessen Todestag sich am 16. April zum hundertsten Male jährt, einer noch immer wachsenden Bewunderung. Einer verarmten aragonesischen Familie entstammend, setzte sich Goya als Fünfunddreißigjähriger vor allem als Porträtmaler der Madrider Gesellschaft durch und lenkte bei Hof zunächst durch seine so berühmt gewordenen Teppichkartons die Aufmerksamkeit auf sich. Rasch ging es nun materiell und ideell vorwärts. Goya, dem spätere Zeiten die romantischsten Liebesaffären angedichtet haben, war sicher ein Freund von Frauen, und wir fühlen dies noch heute aus seinen zahlreichen Frauenporträten; nicht minder liebte er die Musik und den Stierkampf. Eine schwere Erkrankung beraubte ihn 1794 fast völlig seines Gehörs, doch die ungeheuere Lebenskraft des Meisters war dadurch in keiner Weise erschüttert. Innerlich brachte diese Erkrankung eine entscheidende Wandlung: Der Künstler fand sich jetzt völlig in seiner Eigenart. Er streifte nunmehr nicht nur fast alles ab, was ihn mit dem allgemeinen Stil seiner Zeit verband, sondern er eilte seiner Epoche auch weit voraus: im Zeitalter des Klassizismus schuf er sich einen Stil, der in seinem Impressionismus wie in seinem Expressionismus eine Quelle des Studiums für Delacroix und Manet und, um einige unserer deutschen Künstler zu nennen, für Max Slevogt und Willi Geiger geworden ist.



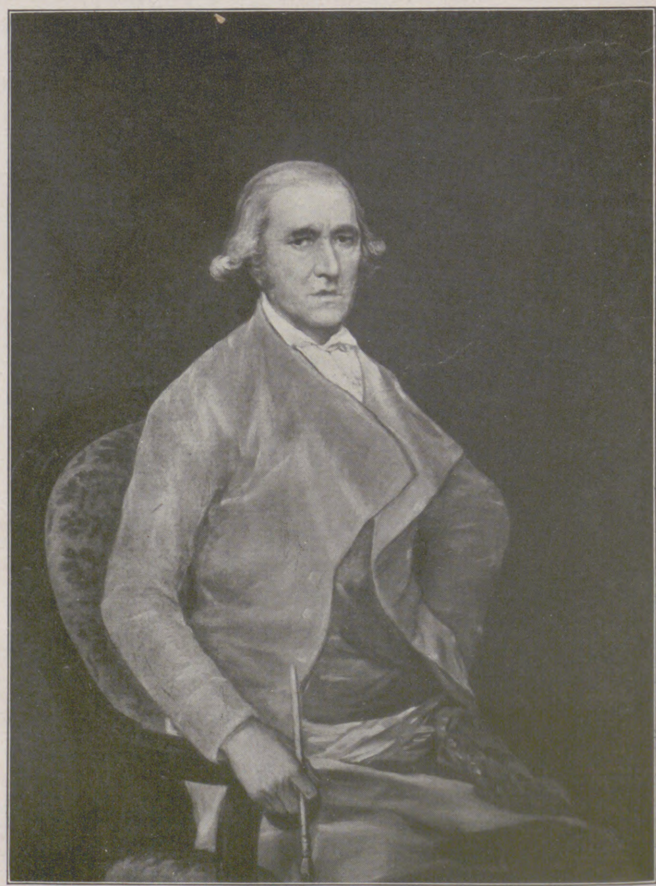
Der Sonnenschirm. Gemälde.

Noch an der Schwelle zum 82. Lebensjahr ward Goya von einem unermüdlichen Schaffensdrang erfüllt. Er verbrachte seine letzte Lebenszeit außerhalb der spanischen Heimat, auf französischem Boden. Wie manchem anderen seiner Landsleute, war ihm der geistige Druck der Herrschaft Ferdinands VII. zu stark geworden. Noch im höchsten Alter studierte Goya die neue Kunst der Lithographie und zeigte bald auch auf diesem Gebiet seine Meisterschaft. Wir kennen bis zum heutigen Tag nicht weniger als 800 Gemälde und ebenso viele Zeichnungen des Künstlers, über 260 Radierungen und 28 Lithographien. Dabei ist zu bedenken, daß uns aus der Frühzeit Goyas, den ersten fünfzehn Jahren seiner künstlerischen Tätigkeit, verschwindend wenige Bilder und fast gar keine Zeichnungen bekannt sind. An Fruchtbarkeit des Schaffens steht Goya nicht hinter den berühmten spanischen Dramatikern zurück. Sein Stoffgebiet ist unbegrenzt. So wenig kirchlich er gesinnt war, so hat er doch auch als Kirchenmaler in den verschiedensten Epochen seines Lebens sehr Bedeutendes geleistet. Als Historienmaler, wie vor allem in seiner berühmten Radierungsfolge, welche die Schrecken des Krieges und seine furchtbaren Nachwehen schildert, ist Goya weit mehr als ein genialer Darsteller historischer Ereignisse. Hier offenbart sich der glühende Patriot und der große Mensch. Und wie hier, so hat Goya erst recht in vielen seiner gemalten und radierten Darstellungen aus dem Volksleben nicht nur seine Liebe zu seinen Mitmenschen bewiesen, sondern seine Kampfnatur hat ihn auch durch viele dieser Schöpfungen zum Prediger gegen Dummheit und Aberglaube, gegen die Unmenschlichkeit der Inquisition, gegen falsche Kindererziehung, gegen Müßiggang und Völlerei gemacht.

Goya sah seine Kunst nicht nur vom artistischen Standpunkt aus an. Er fühlte sich berufen, die ihm zuteil gewordene Gabe zu benutzen, seinen Mitmenschen mehr als eine Augenweide zu bereiten. Aus allen Schöpfungen des Künstlers spricht ein nicht alltäglicher sittlicher Ernst.



Kirchgang. Gemälde im Besitze von Geh.-Rat Dr. Weiler, Berlin.



Der Maler Francisco Bayeu (1734—1795), Goyas Schwager.



FRANCISCO GOYA: DER TÖPFERWARENHÄNDLER

(ORIGINAL IM PRADO-MUSEUM IN MADRID)





Die bekleidete Maja.
Gemälde.

Links nebenstehend:
Auch so erkennt er sie nicht.
Zeichnungsstudie
zu Capricho Nr. 7.





Der Frühling. Tapetenkarton.

Links nebenstehend:
Die Schmiede. Gemälde.



Phantastische Vision. Gemälde.



Der Gefräßige. Zeichnung.



Luftsegler (Disparate Nr. 7). Radierung.



Welch goldner Schnabel! (Capricho Nr. 53). Radierung.

Die Leidenschaftlichkeit, das Temperament des Künstlers verraten naturgemäß auch seine Bildnisse. Mag manches Modell auch ihm in spanischer Lebendigkeit entgegengekommen sein, so hat er doch jeden einzelnen zu einem Geschöpf von seinen Gnaden geformt. Nirgends sonst glaubt man spanisches Wesen so gut getroffen zu finden, spanische Art so gut kennenzulernen wie in diesen Bildnissen, die hierin auf einer Linie stehen mit den nicht weniger berühmt gewordenen Darstellungen des Künstlers aus dem spanischen Volksleben.

So hoch man auch diese Anschaulichkeit einschätzen darf, die aus dem spanischen Naturalismus erwachsen ist, nicht minder zu rühmen ist die ungeheuere Phantasie des Meisters, der in Gemälden (nicht zuletzt in den unheimlichen Malereien aus seinem Landhaus) und in Radierungen und Zeichnungen die tollsten Hexenszenen uns lebendig zu machen versteht, aber auch Vorgänge aus der Wirklichkeit in das Visionäre und Traumhafte hinüberzuspielen weiß.

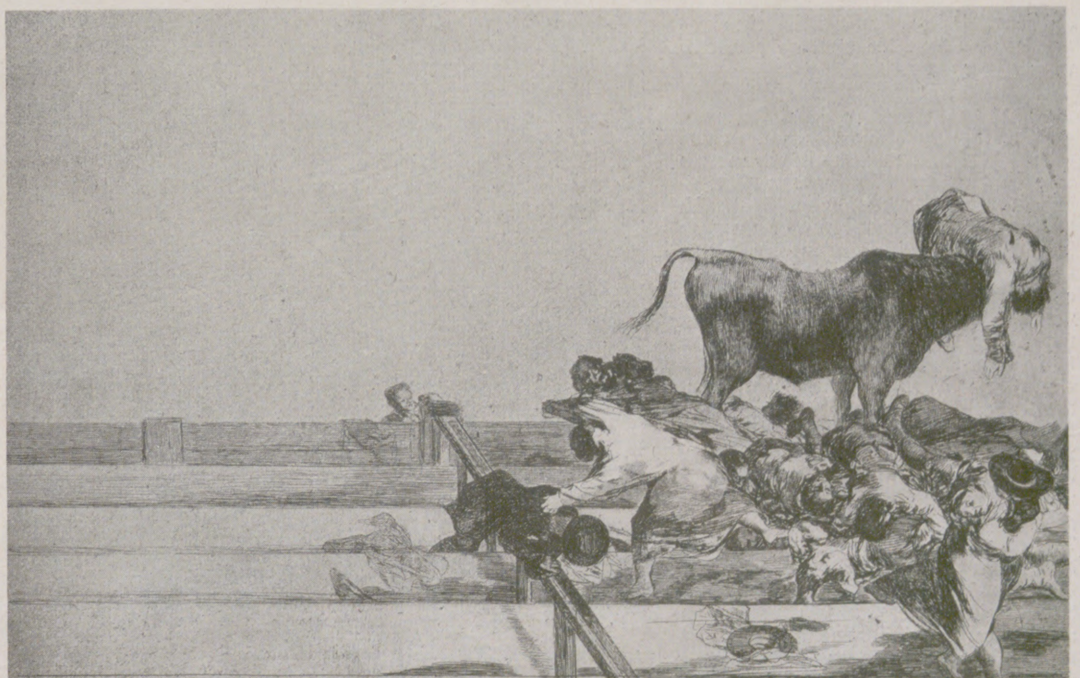


Erschießung von Straßenkämpfern in der Nacht zum 3. Mai 1808. Gemälde.

Als Zeichner von unglaublicher Sicherheit, als Radierer einer der größten Meister dieser Kunst, fesselt uns Goya doch vor allem durch sein malerisches Genie. Als Kolorist huldigt er zunächst den Anschauungen seiner Zeit, aber schon in den frühesten Teppichkartons verrät sich die ihm eigene Note in der Vorliebe gewisser Farbenkombinationen. Ebenso offenbart sich von allem Anfang an in dem breiten, freien, männlichen Pinselstrich die rassige Art des Künstlers. Was in der Frühzeit hin und wieder leicht virtuos wirkt, wird in späteren Jahren vollkommen vermieden. Die zuweilen zitternde Hand des greisen Goya, von dessen unablässiger Tätigkeit uns Augenzeugen berichten, ist in den Alterswerken nur ganz selten wahrzunehmen. Im Gegenteil, hier scheint alles Technische nebensächlich, der künstlerische Geist hat sich wundersam frei gemacht, und uns ergreift die große künstlerische Kraft und das hohe Ethos, das aus allen diesen Schöpfungen spricht.



Man läßt sich putzen (Capricho Nr. 51). Radierung.



Der Tod des Alkalden von Torrejon (Tauromachie Nr. 21). Radierung.

Des Festes zierliche Blumen

Aus dem Leben der Geishas in Japan. Von Doris Hennecke.

Kaum hat man gehört, daß ich in Japan gelebt habe, so folgt prompt die Frage „Haben Sie auch Geishas kennengelernt?" Und dann sehe ich jedesmal, daß man in Europa so falsche Begriffe von dem Leben und Beruf dieser Dämchen hat, daß es sich wohl verlohnt, einiges darüber zu sagen.

Vielfach ist die Ansicht verbreitet, die Geishas wohnten im „Yoshiwara", wie man nach der Bezeichnung in Tokio die eindeutigen Vergnügungsviertel nennt. Oder man verwechselt sie mit den niedlichen Dienerinnen in den japanischen Hotels. Beides ist falsch. Die Geishas wohnen zu vielen zusammen in besonderen Häusern, zu denen kein Mann, auch kein Japaner, Zutritt hat. Das Feld ihrer Tätigkeit ist das Teehaus, ebenfalls eine häufig mißverstandene Bezeichnung. Denn das Teehaus ist nicht etwa eine Art Café chantant, sondern ein regelrechtes Restaurant, das sich in seiner Einrichtung von den unseren hauptsächlich dadurch unterscheidet, daß jede zusammengehörende Gesellschaft ein besonderes Zimmer erhält.

Die japanische Geselligkeit spielt sich nie im Hause des Gastgebers ab, sondern stets in diesen Teehäusern, und die Damen nehmen an diesen Festen nicht teil. Die Geisha ist ein untrennbares Zubehör zu jedem Fest, sei es eine Einladung von Freunden, ein offizielles Bankett zur Begrüßung eines Würdenträgers oder eine Bewirtung von Geschäftsfreunden. Ebenso wie der Gastgeber die Speisenfolge bestimmt, bestellt er auch die der Bedeutung des Festes entsprechende Zahl von Geishas, mindestens drei und bei großen Festen bis zu zehn und mehr. Er wendet sich zu diesem Zweck



Geishas beim Servieren.



Samisen-Spielerin.

an den Besitzer oder die Besitzerin eines Hauses, in dem die Geishas gewerbsmäßig erzogen werden.

Denken wir uns nun einmal als Teilnehmer an einem solchen Fest, um zu sehen, welche Rolle die Geisha dabei spielt. Nachdem wir uns in einem nach innen offenen Hufeisen auf den Mattenboden niedergelassen haben, öffnet sich lautlos die Schiebetür, und paarweise schreiten die Püppchen, in leuchtende farbige Seide gekleidet, mit sorgfältig einstudierten Bewegungen ins Zimmer. Graziös setzen sie ein fußhohes Tischchen vor dem Gast nieder und begrüßen ihn durch eine Verbeugung, bei der die Stirn den Boden berührt. Kein Wort fällt. Hat jeder Gast sein Tischchen, so helfen sie in gleicher Weise beim Servieren der zahllosen Schüsselchen, in denen das japanische Diner gereicht wird. Dann lassen sie sich dem Gast gegenüber an der freien Innenseite des Tisches nieder und schenken den Sake, den heißen Reißwein, ein. Nachdem der Gast das erste Wort an sie gerichtet hat, beginnt die Unterhaltung, und wenn wir japanisch verstehen, so wundern wir uns, über welch schwierige Gegenstände, sei es Dichtung, Kunst oder selbst Politik, das Persönchen zu plaudern weiß. Bald werden dann die Vorbereitungen zum ersten Tanz getroffen. Eine ältere Geisha stimmt in der Ecke den „Samisen", eine dreisaitige Gitarre, zu deren Begleitung die jungen Geishas, die Maikos, den Tanz beginnen. Es ist kein Tanz in unserem Sinne, eher eine Pantomime, da stets eine bestimmte Idee zugrunde liegt, wie Schneeflocken, Frühjahrsregen, Sämann, Fischzug oder eine Volkssage. So wechseln Tanz, Unterhaltung und Kredenzen des Weins einander ab bis zum Ende des Festes. Niemals verlassen die Geishas mit den Gästen zugleich das Haus, sondern bieten ihnen, am Eingang des Teehauses kniend, mit einer tiefen Verbeugung das Lebewohl.

Wie erwirbt nun die Geisha die Kunst, die wir im Teehaus an ihr bewundern? Ihre Erziehung und ihr Leben außerhalb des Teehauses sind so schwer und hart, daß die ganze Kraft der japanischen Selbstbeherrschung dazu gehört, so heiter und fröhlich zu erscheinen. Zunächst die Frage: Woher kommen die Geishas? Sie rekrutieren sich aus dem ganzen Land und werden sorgfältig von Agenten ausgesucht. Scheint dem Agenten irgendein Kind hübsch und gewandt, so erkundigt er sich nach der Familie. Ist diese arm, dann hat er die besten Aussichten. Er bietet den Eltern eine Summe an, meist von einigen tausend Mark, die dem bedrängten Familienvater unermeßlich hoch erscheint. Ist man einig geworden, so wird der Vertrag abgeschlossen, der das Kind für eine lange Reihe von Jahren von der Familie trennt. Gewöhnlich sind die Kinder nicht älter als fünf oder sechs Jahre. Die Eltern gehören meist den unteren Ständen an; nicht selten aber gibt auch ein verschuldeter Edelmann sein Kind her, um seine Schulden bezahlen zu können. Daß ein solches „Geschäft" den Vater in keiner Weise entehrt, ist für unsere Begriffe eine erstaunliche Auffassung.

Das Kind kommt nun in die Stadt in die Lehre einer ehemaligen Geisha. Es beginnt ein hartes Leben unter rigoroser Disziplin. Zunächst hat das Kind die älteren Genossinnen zu bedienen zum Studium der Etikette. Es eignet sich gebildete Unterhaltung und Schlagfertigkeit an, es lernt seinen Körper beherrschen, um jede Bewegung mit Anmut zu machen. Ebenso viele Stunden verbringt es damit, Tänze einzustudieren, zahllose Gedichte zu lernen und selbst kleine Gedichte zu machen. Um eine kräftige Stimme zu erzielen, wird vor keinem Gewaltmittel zurückgeschreckt. Durch anhaltendes Singen in kalter Nacht erreichen sie den von ihnen gewünschten nasalen Stimmton.

Mit 15 Jahren beginnt das erste öffentliche Auftreten als Tänzerin, aber die Erziehung ist damit noch nicht zu Ende. Es fehlt der Geisha noch die Gabe der witzigen Unterhaltung über Tagesfragen, und zu diesem Zweck muß sie eifrig die Tagesereignisse, besonders die Chronique scandaleuse, studieren; sie muß in Geschichte und Politik beschlagen sein, um sich in der Unterhaltung keine Blöße zu geben.



Geishas mit den kunstvollen Rückenschleifen.



Tanzende Geishas.

Am meisten unterscheidet sich das Liebesleben der Geisha von der ihrer japanischen Mitschwester darin, daß sie als einzige frei wählen darf. Sie ist nämlich keineswegs gezwungen, einen Liebhaber zu erhören. Um bei der Wahrheit zu bleiben, muß allerdings gesagt werden, daß es wohl niemals vorkommt, daß sie überhaupt keinen erhört, und daß sie lieber einen reichen wählt als einen mittellosen. Aber fast immer hat sie neben ihrem reichen Freund einen kleinen Herzensroman.

Und wenn die Geisha älter wird und nicht mehr zum Tanze taugt? Einigen gelingt es, zu heiraten, selbst in gute Familien hinein. Gern wird es freilich nicht gesehen, wenn ein Sohn von dem gewohnten Wege der Auswahl durch Übereinkunft der beiderseitigen Familien abweicht. Hat eine Geisha genügend Geld gespart, so mag sie ein eigenes Geishahaus errichten. Ein großer Teil endet seine Tage in der Erziehung der Nachfolgerinnen, und für die, denen auch das nicht gelingt, gibt es kaum eine Rettung vor einem traurigen und elenden Leben. Wer aber denkt daran beim Anblick der bunten Schmetterlinge?



Eine Repräsentationsstätte der vornehmen Gesellschaft in Wien: Im Foyer des Burgtheaters.

Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung“ von Adalbert Sipos.

Das Foyer des Wiener Burgtheaters, eine halbkreisförmige Galerie, ist mit seinem spiegelnden Parkett, seinen Marmorsäulen, Deckengemälden und Bildnissen einstiger Mitglieder der Alten Wiener Hofbühne die prunkvolle Wandelhalle des Publikums während der längeren Aktpausen. Es bildet eine der schönsten Repräsentationsstätten Wiens.

Elch im Broedszuller Moor (Ibenhorster Revier, Ostpreußen).
Bleifederzeichnung von Richard Friese.


Scharbockskraut.


Sumpfdotterblume.

Gefährliche Frühlingsblumen

VON EMIL GIENAPP

Daß unsere so harmlos und verlockend erscheinenden Frühlingsblumen durchaus nicht so ungefährlich sind, wie man allgemein annimmt, sondern vielfach in Blättern und Blüten, Wurzeln und Früchten stark narkotische, gesundheitsschädliche Gifte enthalten und sich dadurch unter Umständen für Tier- und Menschenleben als recht gefährlich erweisen, ist in neuerer Zeit durch Zufallserfahrungen wiederholt festgestellt worden. Aus diesen Gründen können alle Natur- und Pflanzenfreunde nicht genug davor gewarnt werden, im Umgang mit Frühlingsblumen Vorsicht außer acht zu lassen, wenn sie sich vor gesundheitlichen Schädigungen schützen wollen. Vor allem muß man beim Pflücken von Frühlingsblumen vermeiden, Blätter und Blüten in den Mund zu stecken und an ihren Stengeln herumzukauen, wie es so gern die Kinder tun. Sie wissen nicht, daß sie sich durch diese üble Angewohnheit plötzliche und schwere Erkrankungen, wenn nicht gar dauerndes Siechtum zuziehen können, deren Entstehungsursache mitunter selbst nicht von Ärzten ohne weiteres festgestellt werden kann. Denn die Wirkung der Gifte in Frühlingsblumen ist bei den einzelnen Personen sehr verschieden. Während sich bei manchen Menschen Vergiftungserscheinungen erst dann bemerkbar machen, wenn das Pflanzengift durch den Mund in die Blutbahn gelangt, genügt bei anderen schon das Berühren giftiger Pflanzenteile mit der bloßen Hand, um ständiges Hautjucken, Blasenbildungen und schließlich auch schmerzhafte Entzündungen hervorzurufen. Als eine der ersten Frühlingsblumen blüht die Christrose oder Nieswurzpflanze (Helleborus niger) im Unterholz der Laubwälder mit hübschen weißen Flügelblumen, und bald darauf beginnt an feuchten Gräben und Buschholzstellen das Scharbockskraut (Ficaria ranunculoides) seine kleinen gelben Blumensterne zahlreich zu entfalten. Beide werden als erste Frühlingsblumen gern von Kinderhänden gepflückt, ohne daß diese deren Giftigkeit ahnen. Sie enthalten aber in Stengeln und Wurzeln einen blasenbildenden Giftstoff. Und ebenso geht es mit der volkstümlichsten aller Frühlingsblumen, der Maiblume oder Maililie (Convallaria maialis). So hübsch und zierlich sie aussieht, so gefährlich kann sie werden, wenn ihr Stengelsaft in den Mund gelangt. Man verspürt dann sofort einen eigentümlichen Bittergeschmack, hervorufen durch den in der Pflanze enthaltenen Giftstoff Konvallerin, das als eines der stärksten Pflanzengifte industriell aus den Maiblumenpflanzen gewonnen und medizinisch verwertet wird. Weit gefährlichere Frühlingsblumen sind aber die in vielen Arten und Formen überall in Deutschland auf Wiesen und Feldern, in Gräben und Sümpfen als gelbe Blumenteppiche wild wachsenden, zur Gattung der Hahnenfußgewächse gehörenden Anemonen und Ranunkeln. Sie enthalten im Stengel eine ätzende Schärfe, die auf der bloßen Haut schmerzhafte Blasen erzeugt und, wenn sie in den Körper gelangt, gefährliche Entzündungen der Verdauungsorgane verursacht. Die giftigste Art unter ihnen ist Anemone ranunculoides; sie enthält den scharfgiftigen Anemonenkampfer (Anemonin), der selbst für das Vieh gefährlich ist, das deshalb auch diese Pflanze beim Fressen instinktmäßig umgrast. Ähnlich giftig ist die mit blauen Glockenblumen blühende Küchenschelle (Anemone


Christrose (Nieswurz).


Maiglöckchen.


Küchenschelle.


Anemone ranunculoides (Gelbe Osterblume).

Pulsatilla). Sie ist in allen ihren Teilen mit einem narkotischen Stoff behaftet, der im menschlichen Körper Übelkeit auslöst. Auch der allgemein für ungiftig gehaltene und von Kindern mit Vorliebe gepflückte Löwenzahn (Kuh-, Pust- oder Butterblume [Taraxacum officinale]) sowie die ebenso bekannte Sumpfdotterblume (Caltha palustris) besitzen in ihren röhrigen Stengeln einen milchig ausfließenden Saft, der auf der Haut Entzündungen und im Körper Unbehagen hervorruft. Eine ähnliche Wirkung löst die Berührung mit dem stark austretenden Stengelsaft der Wolfsmilcharten (Euphorbien) aus. Am häufigsten bei uns heimisch sind hiervon die Zypressenwolfsmilch (Euphorbia cyparissias), die Sumpfwolfsmilch (E. palustris), die süße Wolfsmilch (E. dulcis) und rundblättrige Wolfsmilch (E. peplus). Der Saft besitzt einen üblen Geschmack, wirkt brennend auf der Haut und verursacht Durchfall. Kurpfuscher legen dem Saft die Wirkung bei, Leberflecke, Sommersprossen und Warzen zum Verschwinden zu bringen, was nach ärztlicher Wissenschaft nicht zutrifft.

Eine weitere Giftpflanze mit Vorsichtgebot ist die an Grabenrändern und auf sumpfigen Wiesen wachsende Sumpfkalle (Calla palustris). Sie enthält namentlich in den Wurzeln einen scharfen ätzenden Saft, der in der Mundhöhle heftige Schmerzen verursacht und, in größerer Dosis genossen, selbst Krampferscheinungen und starke Übelkeit im Gefolge hat. Das gleiche gilt von der gefleckten Kalla oder dem sogenannten Aronstab (Arum maculatum), die als Zierpflanze kultiviert und wildwachsend an schattigen und feuchten Waldstellen angetroffen wird. Auch die bekannten Narzissen oder Osterblumen (Narcissus pseudonarcissus) mit ihren verschiedenen einfach und gefüllt blühenden Arten und Formen weißer und gelber Blumenfarbe gehören hierher. Der schleimige Saft ihrer schilfigen Blumenstengel ist widerlich und bitter und verursacht Durchfall und Erbrechen, wenn er in den Mund gelangt.


Narzisse Bird of Paradise.


Schmetterlingsakelei.

Weitere gefährliche Blütenpflanzen sind die Aquilegien oder Akeleien (Aquilegia vulgaris) und andere Arten und Formen. Bei ihnen haben auch die zierlichen Blätter betäubende Eigenschaften. Sie blühen vom Mai an in allen möglichen Farbentönen und werden sowohl als Wildpflanzen auf feuchten Wiesen- und Waldplätzen als auch als Gartenzierpflanzen angetroffen. Auch die in schlanken und vollen Rispen blühenden Arten und Sorten der Eisenhutpflanze (Aconitum napellus) tragen in allen ihren Teilen einen stark betäubenden Giftstoff. Und schließlich befinden sich auch unter den Primelblumen einige Arten, die mit ihren feinen Blätter- und Stengelhärchen Hautentzündungen bewirken. Insbesondere gilt dies von der wegen ihrer Vielblumigkeit und hübschen Farben auch als Zimmerpflanze gern gepflegten japanischen Art Primula obconica. Hautempfindliche Menschen tun deshalb gut, im Umgang mit dieser Primel Handschuhe zu gebrauchen, um sich vor ihrer heimtückischen Eigenschaft zu schützen.

Zum Schluß dürfte es zweckmäßig sein, auch auf die große Giftgefährlichkeit der krokusblumigen Herbstzeitlose (Colchicum autumnale) hinzuweisen, obgleich sie nicht im Frühling, sondern im Herbst blüht. Sie hat als Wildpflanze auf feuchten Wiesen und Feldern starke Verbreitung und wird auch ziergärtnerisch benutzt. Ihre Blütenschönheit verleitet jung und alt, die Blume zu pflücken. Das in Wurzeln und Blüten, mehr aber noch im Samen enthaltene scharfe Gift verursacht Übelkeit und ist für Menschen und Tiere schädlich. (Die Photos sind vom Verfasser und der „Gartenschönheit".)


Wolfsmilch.


Löwenzahn oder Kuhblume.


Sturm- oder Eisenhut.


Aronstab.

TIROLER SCHLÖSSER

VON HERMANN SIMSON.

Der Reisende, der von Bayern in das an Burgen reiche Unterland von Tirol kommt, erblickt schon von weitem die auf stolzem Felsen thronende Feste Geroldseck. Das charakteristische Wahrzeichen der schönen Grenzstadt Kufstein schaut, weithin das Land beherrschend, auf eine bewegte, erinnerungsreiche Vergangenheit zurück. Als „Castrum Chuofstein" 1205 erstmals genannt, 1504 von Kaiser Maximilian belagert und zerstört und dann nach seinen Plänen neu aufgebaut, wechselte die Feste im Laufe der Jahrhunderte in kriegerischen Unternehmungen oftmals ihren Herrn. Vom mächtigen Kaiserturm bietet sich ein herrlicher Blick auf das Kaisergebirge, das an Kühnheit des Aufbaues, an Zerrissenheit und Wildheit des Grates mit den Dolomiten wetteifert. Weit hinaus schweift das Auge ins Land, wo zwischen hohen Bergen das Silberband des Inn erglänzt. Flußabwärts, wo nach der Überlieferung in grauer Vorzeit eine große Stadt gestanden, die durch eine furchtbare Naturkatastrophe zerstört worden sei, belebt die Landschaft eine weithin sichtbare Schlössergruppe. Neben den Ruinen der von den Salzburger Fürstbischöfen erbauten Festung Kropfsberg und dem neuen Schlößchen Lippersheide finden wir das 1303 zuerst urkundlich erwähnte Lichtenwerth und das stolze, in herrlichem Park gelegene Matzen. Beide gehörten einst Frundsbergern, und es geht die Sage, daß einer von ihnen von Lichtenwerth aus auf etwa 500 m Entfernung mit der Armbrust seinen Bruder an einem noch erhaltenen Erkerfenster von Schloß Matzen erschossen hat. Unweit von hier, oberhalb Schwaz, der alten Bergbaustadt, wo im 15. Jahrhundert Tausende von Bergknappen nach Silber schürften, ragt massig der Turm von Freundsberg, dem Stammsitz der Frundsberger. Weiterhin, von den wuchtigen Felsmassen des Karwendel überragt, liegt das von Siegmund dem Münzreichen erbaute Schloß Siegmundslust und bei Volders, mit seiner interessanten Klosterkirche, Aschach und Friedberg, dessen Bestehen sich bis ins 9. Jahrhundert zurückverfolgen läßt.

Welche Menge ehrwürdiger Denkmäler einer vielhundertjährigen Geschichte auf diesem engen Raum zwischen Kufstein und Innsbruck! Stolz und ernst blicken sie auf die Dörfer und Städte, die sie fast alle an Alter und geschichtlicher Bedeutung überragen. Statt der Ritter und Reisigen in Wehr und Waffen ziehen heute Tausende von Touristen in die Mauern der alten, grauen Burgen und erfreuen sich an den herrlichen Ausblicken, die sich von den Wällen, Zinnen und Türmen dem Auge bieten. — Die fünf Abbildungen sind Aufnahmen des Verfassers.



Schloß Friedberg.



Feste Geroldseck.



Schloß Freundsberg.



Schloß Kropfsberg.



Schloß Lichtenwerth.

Zwischen Frühjahr und Sommer









Oben links: Weißes Waschkreppkleid mit rotem Wildledergürtel und gestickten roten Punkten. Die rote Lederjacke gibt dem Anzug sportlichen Charakter.

Oben Mitte: Das Kleid aus weißem Waschkrepp wird durch Krawatte, Weste und Schal farbig belebt. Der große Hut besteht aus Exotenstroh.

Oben rechts: Bleu Jackenkleid mit gleichfarbig besticktem weißen Jumper. Dazu dunkler Exotenstrohhut.

Links unten: Die Schauspielerin Blanche Dergan in beigefarbenem Faltenrock und braungestreiftem Jumper; dazu ein buntes Crêpe-de-Chine-Tuch und Sporthut aus Wollborte.

Rechts unten: Schwarzes Crêpe-Satin-Kleid mit Weste, in japanischer Art reich bestickt, und schwarzer Filzkappe. (Modell: Max Becker.)

Modelle: Max Becker (Kleider); V. Altmann (Hüte; mit Ausnahme von Bild rechts unten).

Photos: Hänse Herrmann, Berlin.



In Spitzbergens Gewalt

Erzählung von Lars Hansen

AUS DEM NORWEGISCHEN ÜBERTRAGEN VON ERNST UND FRANCK ZÜCHNER

(1. Fortsetzung.)

Siehst du was, Anders?"

„Nein!" — Pause. —

„Siehst du was?"

„Maul halten!"

Anders schob das Glas zusammen und setzte sich. Die beiden rauchten wie die Schlote, der Schnee um sie herum wurde braun. —

„Ich habe ein Rudel Renntiere gesehen — zwanzig Stück ungefähr. Sie gehen da oben auf der Höhe entlang, auf der anderen Seite vom Fjord."

„Hast du noch mehr gesehen?"

„Ja, auf einer Eisscholle mitten im Fjord liegen vier Walrosse."

„Teufel, die wollen wir mal probieren!"

„Du weißt doch selbst, daß wir nicht vorzeitig jubeln dürfen. Wenn's Weibchen sind, schaffen wir es schon, aber Bullen werden sich nicht so einfach abknallen lassen. — Wenn jede Kugel tötet, ist's gut. Aber bedenke, daß du erst bis auf zehn Meter heran sein mußt, bevor du schießen kannst. Und achte darauf, daß das Fell im Nacken nicht in Falten liegt. Wir könnten ja den Schiffer und den Mikal wecken, aber die sind so müde, und dann reißt er das Maul wieder auf. Wenn wir die Biester dort aber einfach liegen lassen und er kriegt sie selber zu sehen, dann ist's noch schlimmer."

„Nein, der Teufel mag heulen, wenn das geschieht!"

„Also los! Es wird dir schon glücken, Anders! Zeig', daß du dir von Johann Troms nichts vormachen läßt!" Damit war die Sache in Ordnung. Sie gingen ins Boot. Es glitt so lautlos wie ein Gespenst über die blanke, stille Meeresbucht.

Der Abstand zwischen den Jägern und den Walrossen wurde immer geringer, und nach halbstündigem Rudern waren sie den schläfrigen Walrossen ziemlich dicht auf den Leib gerückt.

Anders nahm den Kieker, setzte sich vorn ins Boot und beobachtete die Tiere, die nun nur noch gegen zweihundert Meter entfernt waren. Nach einigen Minuten sagte er:

„Es sind drei Weibchen und ein dreijähriges Junges. Wir müssen ein wenig abfallen und auf die Leeseite der Scholle kommen. Dreh' ab!" — Nach einer Viertelstunde waren die Jäger nur noch gegen zehn Meter von den schlafenden Tieren entfernt. Diese waren so schwer, daß die Eisscholle, die nicht sehr groß war, unter ihrer Last fast versank.

Zwei der Walrosse hatten den Nacken dem Boot zugewendet. Geschmeidig wie eine Schlange kroch Anders über den Bootsrand und schlich sich hinter eine kleine Erhöhung zwischen dem Boot und den Tieren. Nun war er ihnen so nahe, daß er sie fast mit den Händen berühren konnte.

Plötzlich erhob eines der Tiere das Haupt. Die gewaltigen Zähne glänzten in der Sonne.

Der Schuß krachte. — Der Kopf des Walrosses sank schwer nach vorn herab. — Im gleichen Augenblick aber hoben die drei anderen Tiere die Köpfe.

Der Knall eines Schusses erschreckt diese Tiere selten, wenn nicht gleichzeitig etwas anderes ihr Mißtrauen erregt.

So war es auch jetzt. Die Walrosse schauten sich um, schnauften und prusteten und sahen ihren toten Kameraden an. Sie hieben und stießen mit den Zähnen nach ihm. Als dies nichts nützte, legten sie sich ruhig wieder hin.

Wieder knallte es, und nun richteten nur noch zwei von den Tieren ihre Häupter empor. Denn als sie diese senkten, hatte die Nackenhaut des einen sich so günstig geglättet, daß Anders es mit einem Schuß ins Gehirn erlegen konnte. — Ein Walroß kann nur dann ins Gehirn getroffen werden, wenn der Schuß von hinten abgefeuert wird und das Nackenfell, das sonst fast undurchdringlich ist, gestrammt ist. Auch muß als Munition eine Bleikugel verwandt werden.

Die letzten Walrosse mochten wohl doch Mißtrauen geschöpft haben, sie glitten ins Wasser. Anders sprang schnell ins Boot. Als sie wieder auftauchten, wurden sie harpuniert.

Aber wie sollte man die Beute nun ausweiden? Und wie den Speck und die Felle an Bord schaffen?

Schon für vier Mann wäre dies ein hartes Stück Arbeit gewesen. Doch Knut und Anders machten sich unverzagt daran.

Sie bugsierten die schwimmenden Tiere zur Eisscholle hin, machten sie fest und begannen dann die auf dem Eise liegenden auszuweiden.

Darauf brachten sie die schwimmenden Tierkörper zwischen das Boot und die Eisscholle und zerlegten sie, indem der eine festhielt und der andere den Speck herausschnitt, so daß Blut und Tran in weitem Umkreis das Wasser färbten.

Endlich war man mit dieser Arbeit fertig und ruderte dem Schiff zu. Das Boot versank fast unter der reichen Beute, zwei Walroßfelle mußten hinter dem Boot im Wasser nachgeschlepppt werden.

Nach vierstündigem Rudern langten die beiden bei der „Hoffnung" an, wo Siwert und Mikal sie mit lautem Willkommen und fauchendem Kaffeekessel empfingen. Zur Feier des Tages fuhr man gute Butter und Schiffszwieback auf, außerdem Geflügelsuppe. Beim Essen wurde der Plan für die Renntierjagd festgelegt. Diesmal waren Siwert und Mikal mit Jagen an der Reihe.

*

Die Gewalt des vorwärts drängenden Packeises war den vier Verschollenen zwar nichts Neues, aber mitten im Packeis zu stecken, wenn dieses gegen das Land andonnerte, das hatte doch noch keiner von ihnen erlebt.

Die in ständiger Bewegung befindlichen Eisschollen hätten einen Dampfer mit derselben Leichtigkeit zerquetscht wie ein Dampfhammer eine Zündholzschachtel.

Eine nach der anderen erhoben sich die schweren Schollen, fielen um und quetschten einander mit riesigem Lärm in tausend Splitter, die durch die Luft sausten. Es war ein Donnern und Krachen, schlimmer als das ärgste Gewitter. Das Boot mit den vier Männern, die es stützten und festhielten, wurde oft in die Luft geschleudert oder vom Luftdruck meterweit hin und her geworfen.

Es war meisterhaft, wie Johann Troms in diesem Tumult manövrierte. Nur seiner blitzschnellen Aufmerksamkeit hatten die Männer ihr Leben zu verdanken. Einmal barst eine Eisscholle direkt unter dem Boot, während eine andere gleichzeitig drohte, sie von oben her zu begraben.

Johann Troms' schnelles Kommando hieß:

„Nicht nach unten sehen! Wenn die Scholle über uns in der anderen Richtung fällt, hebt sie uns hoch!"

Dies hatte er kaum ausgesprochen, als das Boot in den Spalt der unteren Eisscholle geriet. Gleichzeitig drängte sich eine andere Scholle von unten empor, hob Boot und Leute hoch in die Luft und warf die von oben her drohende Scholle auf die andere Seite hinüber. Boot und Mannschaft befanden sich nun ungefähr zwanzig Fuß über dem Meer.

Sie sahen nach dem Land hinüber. Der „Beisar" sank in die Knie, seine Lippen bewegten sich, die Hände hatte er wie zum Gebet gefaltet.

Johann Troms versetzte ihm einen kräftigen Fußtritt, so daß er glitt und in einem großen Spalt verschwunden wäre, wenn Johann ihn nicht noch im letzten Augenblick gepackt hätte.

Er hielt ihn einen Augenblick fest und sagte: „Bete, wenn du Zeit hast, du Memme!" Dann ließ er ihn los. In diesen Sekunden schwebten sie wiederum in höchster Lebensgefahr, denn von entgegengesetzten Seiten schraubten sich zwei Eisschollen heran.

Stunde um Stunde verrann. Jeder Nerv war gespannt.

Immer wieder riß Troms mutig, erfahren und mit sicherem Befehl seine Leute aus dem Rachen des weißen Todes. Zuweilen war das Boot unter Tonnen von Eis begraben — aber immer wieder schlüpften sie irgendwie heil heraus, wenn schon alles verloren schien.

So kämpfte man den ganzen Nachmittag. — Um sieben Uhr rief einer erleichtert aus: „Gott sei Dank! Jetzt hat's ausgetobt, seht, es läßt nach!"

Johann sah sich jetzt zum erstenmal nach seinen Kameraden um. Sein Blick fiel auf den „Beisar".

„Was fehlt dir?"

Berner lag auf den Knien und hatte den einen Schuh ausgezogen. Sein rechter Fuß war ausgerenkt und so geschwollen und blutunterlaufen, daß er einer Robbenpfote glich. Die Fußsohle war nach oben verdreht.

Johann kniete nieder, packte mit der linken Hand Berners Oberschenkel und mit der rechten den verrenkten Fuß. Dann drehte er den Fuß langsam wieder in seine richtige Lage zurück. Johann Troms war stark wie ein Bär!

In der Nacht wanderte man weiter gen Land. Der „Beisar" ging auf einer Holzstelze, die Troms ihm am Bein festgebunden hatte, so daß er mit dem kranken Fuß nicht aufzutreten brauchte. Nach zwölfstündigem Marsch war der Strand erreicht. Treibholz gab es hier, wie überall an Spitzbergens Küste, genug. Der Kessel mit Bärenfleisch wurde über ein Feuer gehängt, der Kaffeekessel über ein zweites.

Nach der Mahlzeit wälzte man das Boot herum, so daß es kieloben lag. Die Bärenhäute genügten als Schlafsäcke, und bald schliefen die erschöpften Wanderer. Berner stöhnte ab und zu im Schlaf, wenn er den Fuß bewegte.

Zehn Stunden später befahl Troms aufzustehen. Es wurde gegessen und getrunken. Dann stand man vor der schicksalsschweren Wahl: Was nun? Wohin?

Niemand wußte etwas Vernünftiges vorzuschlagen, und darum herrschte zunächst dumpfes Schweigen. — Schweigend wälzte man das Boot wieder auf den Kiel herum. Dann sagte Johann:



HINTER DEM ZUSCHAUERRAUM BEIM REITTURNIER

Farbige Zeichnung von Adolf Dahle

„Ich gehe ein Stück bergauf und sehe nach, ob ich die Hütte von hier aus entdecken kann. Ihr könnt inzwischen alles zum Weitermarsch fertigmachen."

Er verließ die drei Kameraden. Kieker und Flinte nahm er mit. Zuerst kam er über ein gefrorenes Moor. Nach einer halben Stunde begann der Aufstieg durch die Klippen. Er mußte ständig auf der Hut sein, denn die Klippen waren steil und das Eis blank und glatt. Beim Aufstieg dachte er unablässig über die Lage nach, in der er und seine Kameraden sich befanden. Sein Antlitz bekam einen düsteren Ausdruck, er redete laut vor sich hin:

„Wie soll ich den dreien nur Essen, Kleider und Schuhe verschaffen für diesen zehnmonatigen Winter? Was soll das werden mit des ‚Beisars' krankem Fuß? Er ist ja ein halber Krüppel. Nein, lieber nicht denken! Welches furchtbare Schicksal macht mir das Leben immer noch schwerer als den übrigen? Alle anderen Eismeerfahrer sitzen jetzt zu Hause in Tromsö bei ihren Angehörigen. Es geht ihnen gut. Und ich! Herrgott, der du im Himmel bist, sei wach, zwinge mich nicht, Unrecht gegen die zu tun, die bei mir sind — auch nicht gegen mich selbst und die Meinen, die zu Hause auf mich warten und vertrauensvoll auf mich bauen." Bei dem Gedanken an sein Weib setzte er sich jäh nieder, denn erst nun kam es ihm zum Bewußtsein, daß er weder ihr noch seinem Kind einen Gedanken geopfert hatte, weil er dazu einfach nicht Zeit gehabt hatte.

Und die „Hoffnung"? Wenn Siwert Spitzbergen nur verlassen hatte! Denn dann bekam Marie ja noch diesen Winter Geld und brauchte keine Not zu leiden. Was aber, wenn auch die „Hoffnung" vom Packeis eingeschlossen worden war? Wenn Siwert die Suche nach den verschollenen Mannschaften nicht rechtzeitig aufgegeben hatte? Johann Troms kannte seinen Schiffer und wußte, daß er so schnell nicht aufgeben würde.

Er nahm sich zusammen und stand auf. Der alte, entschlossene Ausdruck kam wieder über sein Gesicht, gepaart mit etwas Neuem, Trotz. Er kletterte weiter und sagte vor sich hin:

„Ich gebe den Teufel darein, wie es kommen wird. Ich segle eben darauflos, mag es kommen, wie es will."

Auf der Höhe angekommen, sah er die Hütte ungefähr eine halbe Meile nordwärts auf einer ebenen Fläche liegen.

Das Häuschen erinnerte ihn an Menschen — es war ihm, als sähe er etwas, das ihm teuer war. Mit einem Lächeln machte er kehrt und ging wieder zum Boot hinunter und teilte seinen Kameraden mit, daß die Hütte sich hinter der nächsten Landzunge befände.

Das Boot konnte nun nicht mehr gebraucht werden, denn offenes Wasser war nicht vorhanden. Deshalb sollte es hier liegengelassen werden.

Sie zogen es weiter auf den Strand hinauf und nahmen alles heraus, was sich darin befand. Dann legten sie Steine hinein, damit der Sturm es nicht umwerfen konnte.

Jeder nahm so viel an sich, wie er tragen konnte. Dann machten sie sich auf den Weg.

Gegen Morgen kamen sie bei der Hütte an. Aber die sah nicht sehr einladend aus. Doch war es immerhin ein Dach über dem Kopf. Vorläufig würde es schon gehen.

Eines war von großer Bedeutung: es war ein Ofen vorhanden.

Alle vier Mann gingen an den Ofen; sie streichelten und klopften und liebkosten ihn, so daß der Rost umherflog. Und eine Viertelstunde später war Feuer. Man hatte ein Dach über dem Kopf und saß an einem geheizten Ofen! — Warm war es allerdings nicht, denn die Fensterscheiben fehlten, Bären hatten die Wand demoliert, und der Mond schien durch das Dach. Aber all das waren schließlich nur Kleinigkeiten. In einer Ecke standen zwei Säcke Mehl — allerdings war es schon mehrere Jahre alt — ein halber Sack Haferflocken und Kaffee. Oh, hier war Leben und Hoffnung!

*

Siwert Olsen und Mikal ruderten an Land. Da die beiden anderen ihnen genau gesagt hatten, wo die Renntiere sich befanden, marschierten sie sogleich in der angegebenen Richtung davon.

Nach zwei Stunden Marsch über Moränen und Gletschereis kam ihnen das Renntierrudel, das am Fuße eines Hügels äste, in Sicht.

Der Wind zwang sie, einen großen Umweg einzuschlagen, damit das Wild keine Witterung bekommen sollte. Aber nach abermals zwei Stunden war man auf Schußnähe heran. Siwerts Büchsenlauf schob sich vorsichtig über einen Steinblock vor, dann kamen auch sein Arm und das halbe Gesicht zum Vorschein.

Es krachte, und eine Hindin stürzte. Wieder knallte es, und ein Bulle fiel. Es war Bewegung in die Renntiere gekommen, sie liefen um die toten Tiere herum, aber dabei stürzte eines nach dem andern. Und als das zehnte fiel, blieben die übrigen wie versteinert stehen.

Die Nüstern bebten, die Augen waren weit offen vor Angst. Unschlüssig und zitternd standen die Tiere da. Wieder sank eins zusammen, noch eins.

Eine Wolke von Pulverdampf schwebte nun über Siwert. Als die Renntiere dies wahrnahmen, gingen sie langsam darauf zu.

Das Rudel zählte ungefähr hundert Stück. Als etwa fünfundvierzig erlegt waren, erhob Siwert sich in seiner vollen Größe, stieg auf den Felsblock hinauf, nahm vor den erstaunten Tieren die Mütze ab und sagte: „Schönen Dank, meine Freunde, wir sind jetzt aber wirklich reichlich eingedeckt."

Ob das Rudel, das nur noch zwanzig Schritt von ihm entfernt war, seine Worte verstand, ist ungewiß, jedenfalls stob es sogleich voller Entsetzen davon.

Dann wurden die erlegten Tiere ausgeweidet.

Siwert wählte den größten Bullen aus der Beute, holte jene Bänder aus der Tasche, die die Renntierjäger zum Verschnüren der Beute gebrauchen, und schnürte ihn zusammen. Dann legte er sich rückwärts auf das Tier und band sich die Bürde wie einen Rucksack auf die Schultern. Ein gewöhnlicher Mann muß sich erst auf die Brust herumwälzen, wenn er sich mit einem Renntier auf dem Rücken erheben will. Doch der bärenstarke Siwert stand mit dem Renntierbullen ganz mühelos auf.

Der Weg zum Boot hinunter führte über Geröll und Moor. Um Zeit zu sparen, wählte man den kürzeren Weg, der gegen hundert Meter über einen Sumpf führte. Siwert sank mit dem schweren Renntier bis zu den Knöcheln ein. Als er endlich wieder auf festem Boden stand, rann der Schweiß ihm nur so herab.

Mikal hatte das Moor zu zwei Dritteln überquert. Dann aber blieb er ermattet und atemlos stehen. Er konnte die Füße nicht mehr losbekommen; sie saßen wie festgeleimt. Siwert drehte sich zu ihm um, er hatte seine Hilferufe gehört. Schnell legte er seine Bürde ab und ging wieder über das Moor zurück. Diesmal schritt er leicht und rasch dahin. Aber die ganze Zeit schalt und fluchte er. „Halt doch das Maul, du Krüppel, nun komme ich ja schon!" Und als er bei Mikal war, packte er ihn mit einem Griff um den Leib, hob ihn und das Renntier empor, nahm beide auf den Rücken und ging hinüber.

Im Laufe von zwei Tagen waren alle Tiere an Bord gebracht und verstaut worden. Dann fragte Siwert seine drei Leute, ob die Jagd fortgesetzt werden sollte, oder ob man aus dem Eisfjord auslaufen wolle. Man fand, daß das letztere das beste sei; vielleicht konnten sie durch das Eis nach Norden segeln, um abermals nach Johann Troms und den drei anderen zu suchen.

Der Anker wurde gelichtet. Da der Wind gut war, glitt die „Hoffnung" am Toten-Mann-Öhr vorbei aus dem Eisfjord hinaus, passierte den Vorland-Sund, und am nächsten Morgen lagen das Vorland und die Inseln achtern.

Siwert war schon verschiedene Male oben in der Tonne gewesen, um nach dem Eis Ausschau zu halten. Das Wetter war klar, und Siwert konnte Luftspiegelungen von Packeis wahrnehmen, das nach seiner Schätzung ungefähr fünfundsiebzig Seemeilen von der Küste ab liegen mußte.

Nun saß er wieder in der Tonne und konnte das Eis genau übersehen. Er rief hinunter, daß es schallte:

„Abfallen! — Mehr! — — Noch mehr! — Stopp! Welchen Kurs hast du?"

„Westsüdwest!"

„Halte diesen Kurs!" Siwert kletterte auf Deck hinunter. Der Wind war frisch und kam von Norden.

„Hört mal zu, Leute," sagte Siwert, „ich sehe, daß Treibeis sich nähert. Es ist die höchste Zeit, daß wir hier herausfahren. Wir müssen machen, daß wir nach Hause kommen. Im Westen, Norden und Süden treibt uns das Eis entgegen. Werft das Quersegel los. Du, Mikal, halte den Kurs! In wenigen Stunden haben wir das Eis auf dem Halse. Dann wird die Hölle los sein. Gott sei Troms und den anderen gnädig, wir können ihnen jetzt nicht mehr helfen."

Mit langen schweren Schritten ging Siwert hin und her. Keiner sprach ein Wort. Siwert blieb stehen, sah zum Himmel hinauf und spuckte dann gewaltige Tabaksstrahlen aus, einfach aufs Deck. Dies war ein deutliches Zeichen schlechtester Laune bei ihm, denn sonst spuckte er immer über Bord.

Er setzte sich auf eine Tauwinde, starrte vor sich nieder, erhob sich dann wieder und sagte:

„Der alte Erich (der Teufel) hat aber auch überall seine Hand im Spiel. Der Teufel soll mich schwärzen! So was ist mir überhaupt noch nicht passiert, daß ich das Boot und vier Mann verloren hab'! Das Boot — na ja, laß es sausen — aber die Leute! Der ‚Beisar', der hat doch so an die sechs oder sieben Gören und 'ne Frau, und der Baldsnes hat wohl bald ein Dutzend.

Wie soll das nur enden!

Schwerenot, ich bliebe am liebsten selber hier. — Herrgott, ist das ein Dasein — man schuftet wie ein Hund, und dann verliert man den Kampf trotzdem! — Aber laßt mich nur erst zu Hause sein, Weiber und Gören sollen genug zu essen haben, solange der ‚große Siwert' noch eine Hand heben kann. Sie sollen zu essen kriegen, und wenn's noch so viele sind!"

*

Wie in allen anderen Städten, wohnt auch in Tromsö das arme Volk hauptsächlich in den außenliegenden Stadtteilen, in Tromsö besonders zwischen Macks Brauerei und Hansjordnäs.

Dort mündet ein kleiner Fluß in die Hansjordnäsbucht. Er versorgt die Häuser der Armen mit Wasser. Einige Schritt von diesem Flüßchen ab stand ein Haus, das gewöhnlich nur die „große Hölle" benannt wurde.

Das war ein Miethaus, seine Bewohner waren größtenteils Leute, die vom Armenwesen versorgt wurden. (Fortsetzung folgt.)





Frauen mit verschiedenartigem modischen Kopfputz.

Negermädchen beim Tanz.

Rechts nebenstehend: Anfeuerung zu kriegerischen Heldentaten: Hela-Hela-Frau beim Tanz vor den Reihen der Krieger.

EIN VOLKSFEST BEI DEN ZULU-NEGERN IN NATAL

VORFÜHRUNGEN VON TÄNZEN ZU EHREN DER KRICKETSPIELER DES „WEISSEN KÖNIGS“ ANLÄSSLICH IHRES AUFENTHALTS IN DURBAN

Rechts nebenstehend: Überreichung eines goldbeschlagenen Spazierstocks an den Häuptling Mandhlakavise.





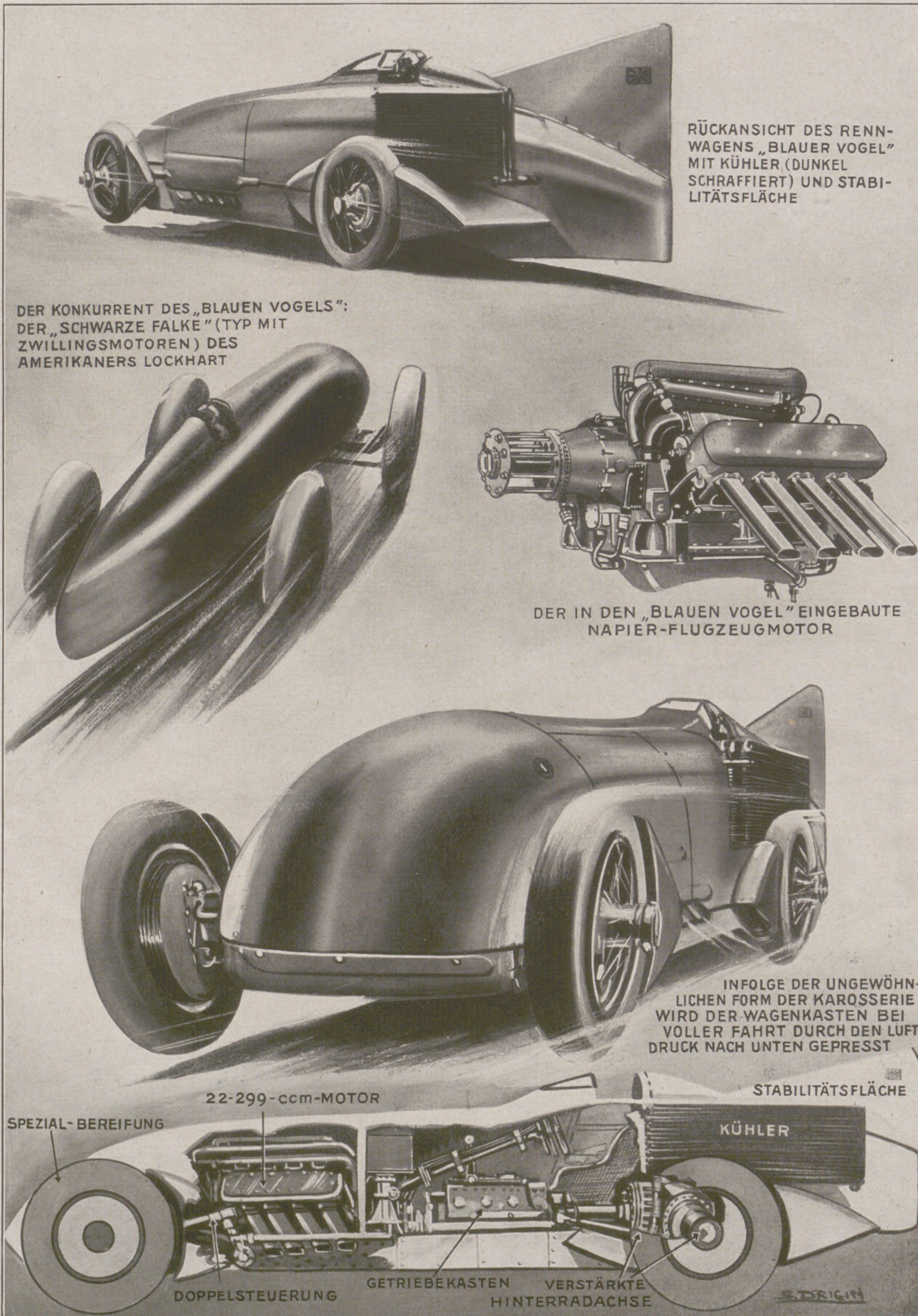


Krieger nach dem Kriegstanz.

Wissen und Leben

Butter und Käse im Altertum. Wenn wir Deutschen am Ende eines Festmahls „zum Magenschluß" Butter und Käse verspeisen, so bilden wir uns ein, daß wir ein gut deutsches Gericht genießen. Und doch ist dem nicht so. Beide Wörter, so deutsch sie auch klingen, sind Fremdlinge. Wenn wir, hierdurch zur Neugierde gereizt, den Spuren der Bereitung und des Verbrauchs dieser beliebten Nahrungsmittel bis ins Altertum nachgehen, so machen wir manche überraschende Entdeckung. Zunächst können wir feststellen, daß die eigentlich klassischen Völker, die Griechen und Römer, keine Butter gegessen haben — sie benutzten sie nur zu Arzeneien. Noch heute vertritt in der griechischen, italienischen, spanischen Küche das Olivenöl die Stelle der bei uns üblichen Butter. Griechenland und Italien bildeten gewissermaßen Ölinseln in einem großen Buttermeer, denn beide Länder waren von einem Kranze Butter bereitender Völkerschaften umgeben. Die Butter muß ihren Ursprung bei Hirtenvölkern haben und kann nur im Norden entstanden sein, wo das kühlere Klima es den viehzüchtenden Wanderstämmen ermöglichte, die Milch ihrer Tiere in Schläuchen aufzubewahren und mitzuführen, ohne daß sie sofort säuerte. Schon der große athenische Gesetzgeber Solon erwähnt das durch Umrühren der Milch ausgeschiedene Fett. Der Vorläufer Herodots, der Geschichtschreiber Hekatäos von Milet, berichtet von den nordmazedonischen, in Pfahldörfern hausenden Päonern am Strymon (jetzt: Struma), daß sie sich mit einem aus Milch gewonnenen Öl salbten. Herodot schreibt den Skythen die Kunst zu, Butter aus Stutenmilch zu bereiten, und das Wort „Butter" selbst wird von dem großen Arzte Hippokrates als skythisch bezeichnet (butyron). Da die griechischen Siedlungen am Schwarzen Meer den Skythen am nächsten lagen, werden wir wohl ihnen diese Kenntnis der Sache und des Namens zu danken haben. Butter verzehrten außer den genannten Völkern die Thrazier — als der griechische Feldherr Iphikrates († 353 v. Chr.) die Tochter des thrazischen Königs Kotys heiratete, saßen an der Hochzeitstafel „strupphaarige, Butter essende Männer" — ferner die Germanen und die Lusitanier im Westen der Iberischen Halbinsel. Auch die um den Eryxberg in Sizilien ansässigen Elymer, deren Herkunft dunkel ist, verwendeten Butter bei ihren Opfern. Merkwürdigerweise fand sich Butter auch, wie der Geograph Strabo erzählt, im Süden bei den Arabern und Äthiopiern. Wir haben kein Recht, diese Angabe anzuzweifeln, da die heutigen Beduinenaraber Butter aus der Milch ihrer Ziegen und Schafe abscheiden und in geschmolzenem Zustande mit Begierde trinken. Wahrscheinlich wird auch die Butter der Lusitanier und Elymer — die im Ölgebiet wohnten — ein flüssiges Fett gewesen sein, und dasselbe dürfte auch von der Butter gelten, die nach einem Bericht aus dem ersten nachchristlichen Jahrhundert nach den Häfen des Roten Meeres ausgeführt und von dort jedenfalls nach Arabien und Äthiopien verbreitet wurde. Im alten Indien, das bekanntlich von Nordländern erobert worden ist, war sie nach den religiösen Schriften der Inder eine beliebte Speise für Götter und Menschen: der indische Feuergott Agnis heißt ja buttertriefend. Auch an den Hof des persischen Großkönigs wurde täglich Butter geliefert; den indogermanischen Phrygern war die Butter ebenfalls bekannt, und die in Kleinasien eingedrungenen Kelten (Galater) benutzten sie mindestens als Salbe, wie auch unsere germanischen Vorfahren. Auf eine höhere Stufe wurde die Butterbereitung jedoch erst durch die Germanen gehoben. In der Urzeit wurde die Butter, wie wir Ausgrabungsfunden entnehmen, mit Hilfe von Quirlen in Töpfen hergestellt; die Germanen erfanden das Butterfaß, und die Nordgermanen entdeckten die Kunst, die Butter durch starkes und wiederholtes Waschen, Kneten und Salzen rein, fest und haltbar zu machen. Nach Plinius war ursprünglich der Genuß der Butter auf die reichen Leute beschränkt — wie übrigens auch im alten Irland — weil nur diese größere Herden besaßen und mehr Milch bezogen, als sie zum täglichen Genusse brauchten. Das Wort „Butter" ist etwa im 10. Jahrhundert ins Hochdeutsche eingedrungen, der Alemanne hat dafür die Bezeichnung „Anke", der Schweizer „Kuhschmer". Volksnahrung wurde die Butter, zumal in Mittel- und Oberdeutschland, erst später. Sonderbar mutet es uns auch an, daß in älteren Zeiten der ranzige Geschmack der Butter bevorzugt wurde. Dies führte dazu, daß man Butter jahrelang künstlich aufbewahrte, um ihr diese Eigenschaft zu verleihen. — Ist die Butter eine Tochter des Nordens, so ist dafür ihr Genosse, der Käse, ein Sohn des Südens. Der Name ist lateinisch: caseus. Zwar nährten sich nach Cäsar die Germanen von Milch, Käse und Fleisch, doch haben wir hier unter „Käse" die „erstarrte Milch" des Tacitus zu verstehen, d. h. den Quark. Die Römer verfertigten Käse aus Kuh-, Schaf- und Ziegenmilch und schätzten ihn so, daß der Lustspieldichter Plautus die liebkosende Anrede „hübsches" oder „liebliches Käschen" gebraucht. Die besseren Arten der Käsebereitung stammen aus dem Süden. Die feineren Labkäse der Neuzeit, von denen der Gorgonzola und der Roquefort die bekanntesten sind, führen ihren Ursprung auf das klassische Altertum zurück, das jedoch statt des aus Kälbermagen gewonnen Labs den Saft aus Artischocken, Feigen u. dergl. benutzte. Bei den Griechen heißt der Käse tyrós. Der Zyklop Polyphem hatte in seiner Höhle ganze Darren voll Käse liegen. Frischer Käse wird als „grün" bezeichnet, so wie ja auch bei uns Thüringer und Vogtländer ihre aus rohen Kartoffeln hergestellten Klöße „grüne Klöße" nennen. Besonders liebten die Griechen die Ziegenkäse der achäischen Stadt Tromileia und die sizilischen Käse. Diese Käse scheinen scharf gewürzt gewesen zu sein, denn sie wurden beim Nachtisch zusammen mit Salzkuchen aufgetragen, um den Durst zu reizen. Ähnliches wird uns bei den Römern nicht bezeugt. Horaz, Petron und Macrobius überliefern uns Schilderungen üppiger Mahlzeiten, bei denen von Käse keine Rede ist.

Prof. Dr. Sigismund.



Geschwindigkeits-Wahnsinn: Zu dem neuen Automobil-Weltrekord des Engländers Malcolm Campbell. Zeichnungen von S. Drigin.

Am Strande von Dayton in Florida verbesserte kürzlich Captain Malcolm Campbell mit seinem 12-Zylinder-Rennwagen „Blauer Vogel" den im vorigen Jahr von Major Segrave mit 326,678 Std./km aufgestellten Weltrekord auf rund 333 Std./km. Daß diese hohe Leistung bei einem nur 875-PS-Rennwagen möglich war (gegenüber dem 1000-PS-Rennwagen des Majors Segrave) ist auf die besondere Konstruktion des neuen Typus zurückzuführen. Der Amerikaner Lockhart ist nun bestrebt, mit seinem neuen Rennwagen „Schwarzer Falke" (s. Abbildung Mitte links) diesen Rekord zu brechen, aber Captain Campbell hofft, mit seinem Rennwagen wiederum eine noch höhere Geschwindigkeit erzielen zu können.

Albinismus unter Indianern. Die Kunde von weißen Indianern ist seit Balboas denkwürdigem Zug über die Landbrücke von Mittelamerika, der zur Entdeckung des Stillen Ozeans führte, nicht verstummt. Der beste Bericht über sie stammt aus der Feder von Lionel Wafer, der gelegentlich eines Besuchs in Darien, dem Niederlassungsgebiet der Cunas, 1681 in einem größeren Reisewerk zutreffende Schilderungen von ihnen gibt und darauf aufmerksam macht, daß sie keine Nachkommen von Europäern sein können. Bei nordamerikanischen Indianerstämmen, den Hopi und Zuni, haben amerikanische Rassenforscher später das Auftreten weißer Individuen festgestellt und als Albinismus gekennzeichnet. Bei einem Stamm im Hochland von Costa Rica,

(Fortsetzung auf S. 572.)

Wir alle

Nur mit

ODOL



dessen Angehörige zur Zeit der Kaffee-Ernte in die Plantagen deutscher Pflanzer kommen, konnten die zahlreichen weißen Indianer als Sprößlinge europäischer Missionare nachgewiesen werden. Großes Aufsehen erregten die 1924 im Stammgebiet der Cunas, an der atlantischen Küste Panamas, gemachten „Entdeckungen“ des nordamerikanischen Agent provocateur Marsh, der eine Erhebung unter den christianisierten Mandinga-Cunas gegen die Regierung von Panama anzettelte. Er brachte drei weiße Indianer nach den Vereinigten Staaten von Amerika, die von den Fachleuten eingehend untersucht wurden. Seine Angaben betreffs der Existenz einer „neuen Menschenrasse“ in jenen Gebieten wurden abgelehnt; auch durch neuere Forschungen konnten sie nicht erwiesen werden. Die auf Anregung von Marsh unternommenen Expeditionen, an denen einige Fachgelehrte beteiligt sein sollten, scheiterten. Nur einem Forscher des Biologischen Laboratoriums in Cold Spring Harbor, Dr. R. G. Harrie, gelang es, sich einige Wochen an der San-Blas-Küste unter den Cunas aufzuhalten und die dort vorhandenen weißen Indianer eingehender zu beobachten. Trotz aller Lückenhaftigkeit seiner Forschungen darf doch die Tatsache als feststehend gelten, daß die Angaben von Marsh bezüglich einer neuen Menschenrasse, die in abgelegenen Urwäldern in einer Zahl von etwa tausend Individuen sich behaupte, völlig unhaltbar sind. Harrie zählte etwa 138 weiße Indianer unter einer geschätzten Gesamtbevölkerung von 20 000 braunen Cunas, also etwa 0,7 Proz. der Gesamtbevölkerung. Er bezeichnet sie als teilweise (partielle) Albinos. Auch wenn die angenommene Zahl der Gesamtbevölkerung sich der Kontrolle entzieht, ist das Verhältnis der Albinos zu den braunen Indianern doch überraschend hoch. Die anthropologischen Untersuchungen ergaben, daß die weißen Indianer sporadisch in den Niederlassungen der Cunas auftreten, ohne von diesen, wie Marsh behauptet, ausgestoßen zu werden. Sie sind aus Ehen brauner indianischer Eltern hervorgegangen und zeigen eine weiße, gegen Infektion äußerst empfindliche, rauhe Haut, die in Einzelfällen kupferfarben gesprenkelt erscheint. Der für Albinos kennzeichnende völlige Farbstoffmangel trifft also bei ihnen nur teilweise zu. Das Haar ist flachs- oder strohgelb bis hellbraun und feiner gesträhnt als bei den braunen Stammesgenossen. Die Iris wechselt von blau mit braunen Flecken bis dunkelblau und dunkelviolett. Auch hier sind demnach die wesentlichen Eigenschaften der reinen Albinos nicht durchgebildet. Merkwürdig aber ist die Tatsache, daß dieser partielle Albinismus vererbbar und den Mendelschen Regeln unterworfen bleibt. Harrie konnte feststellen, daß aus der Ehe eines braunen Indianers mit einer weißen Indianerin zwei Töchter von hellbrauner Hautfarbe hervorgingen. Die eine heiratete einen braunen Stammesgenossen und gebar ein braunes und ein weißes Kind. Einer zweiten Ehe derselben Frau mit dem Bruder ihres verstorbenen Mannes entsprossen wieder ein brauner und ein weißer Abkömmling. Ihre Schwester gab in der Ehe mit einem braunen Indianer sieben Kindern das Leben, von denen zwei braun wie der Vater, fünf weiß wie die Großmutter waren. Die urmütterlichen albinoiden Vererbungscharaktere verschwanden demnach in der ersten Generation, kamen aber in der folgenden, der Enkel, wieder zum Teil in hälftiger Regression zum Durchbruch. Dieser partielle Albinismus hat also genetische Ursachen, die vermutlich in der starken Inzucht, wie sie unter den Cunas von alters her üblich ist, begründet sind. Trotz der Vererbungsfähigkeit der albinoiden Charaktere handelt es sich nicht um eine ausgesprochene eigene Rasse, höchstens um eine Rassepotenz sekundärer Art oder eine Entartungserscheinung. Die Ehe zwischen weißen Indianern ist streng verboten; den männlichen weißen Indianern ist sie überhaupt untersagt. Häufig werden Kinder mit weißen Eigenschaften nach der Geburt getötet, weil gegen die weißen Individuen seit dem Einbruch der Spanier allgemein starke Abneigung besteht. Es scheint sich nach den Forschungen von Harrie bei diesem Stamme in der Tat um Mutationsprodukte mit vererblicher Potenz zu handeln. Ein abschließendes Urteil ergibt sich allerdings aus den lückenhaften Untersuchungen noch nicht, und daher ist der Gedanke nicht von der Hand zu weisen, daß es sich zum Teil auch um Nachkömmlinge von Weißen handelt, also um Mestizen mit einseitiger Ausprägung gewisser äußerer väterlicher Vererbungsmerkmale, wie dies unzweifelhaft der Fall ist bei einigen kleinen Indianerstämmen in den Nachbarländern.

Dr. O. Lutz.

Stammbäume von Pflanzenfamilien. Während es für die Tier- und Menschenkunde sehr schwer und fast unmöglich ist, aus der heutigen Beschaffenheit und Verbreitung einer Rasse richtige Schlüsse auf ihre Entstehung und Entwicklung zu ziehen, ist die Pflanzenforschung bereits imstande, fast die ganze Stammesgeschichte einer großen Familie nur mit Hilfe der noch jetzt wachsenden Arten darzustellen. Auf der ganzen Erde betragen nämlich die Gattungen, die nur eine einzige Art besitzen, nicht weniger als 38 Proz. aller lebenden Gattungen. Die, welche zwei Arten enthalten, betragen 13 Proz. Das ist zusammen bereits die Hälfte aller lebenden Gattungen. Dieses Verhältnis zwischen Gattungen und Arten setzt sich fort und gipfelt in den ganz großen Familien der Wolfsmilchgewächse (Euphorbiaceae), der Kreuzkräuter (Senecio) [bei den Korbblütlern (Compositae)] und der Tragant- oder Süßholzgewächse (Astragalus) [bei den Schmetterlingsblütlern (Papilionaceae)], die je 3500 bzw. 1500 und 1600 verschiedene Arten umschließen. Aber bei diesen Riesenfamilien und -gattungen haben die einzelnen Arten oft sehr wenige Individuen und ein recht enges Verbreitungsgebiet. Ferner fällt auf, daß man trotz dieser teilweisen Überfülle von Arten doch so selten eng benachbarte und nahe verwandte Stufen und Übergänge findet, ein Umstand, der bei Neubildung von Arten entschieden auf ein gruppenweises Umschlagen gewisser innerer Eigenschaften, statt der früher angenommenen allmählichen Einzelveränderungen, hindeutet. Aus allen diesen Erkenntnissen hat nun der holländische Botaniker und Direktor des Botanischen Gartens in Amsterdam, Professor Hugo de Vries, wichtige Gesetze über Alter, Entstehung und geographische Verbreitung unserer heutigen Gewächse abgeleitet. Je mehr Arten eine Pflanzenfamilie umschließt, desto größer ist ihre geographische Verbreitung und desto höher ihr Alter. Denn die genannten großen Familien müssen einen sehr langen Zeitraum, die ganze Tertiärzeit, zur Verfügung gehabt haben, um auf Grund des ihnen innewohnenden starken Triebes zur Formveränderung ihre vielen Arten auszubilden und durch dieses Mittel teilweise die ganze Erde zu erobern. Die Gattungen mit einer oder wenigen Arten sind dagegen um so jüngeren Alters, je weniger sie bis jetzt Arten hervorbringen und Gebiet erobern konnten. Hugo de Vries berechnete zum Beispiel pflanzengeographisch, wie viele Quadratkilometer eine jede Gattung der großen Kreuzkraut(Senecio)-Sippe heute ungefähr auf Erden bewohnt. Die gefundenen Zahlen addierte er und teilte die Summe durch die Anzahl der Gattungen. So erhielt er 7,9 als Ziffer für die mittlere Größe der von Senecio bewohnten Gebiete. Unser gemeinstes, fast das ganze Jahr blühende Acker-Kreuzkraut (Senecio vulgaris) erwies sich als die am weitesten verbreitete Art und als die Urform aller Korbblütler. Ihnen folgen als Korbblütler mit Ziffer 6,4 die Sonnenblumen, die Astern mit 6,2, und zwar bereits im Eozän, während die Ringelblumen(Calendula)-Gruppe mit Ziffer 3,6 erst im Pliozän ihre Selbständigkeit erlangte. Die zungenblütigen Korbblütler-Gruppen, wie der Salat (Lactuca), haben ihre Charaktereigenschaften schon im jüngeren Eozän erhalten, die röhrenblütige Gruppe der Kamillen und Zweizähne etwas später, während zum Beispiel eine bis jetzt nur auf Ostafrika beschränkte Korbblütlerart als Hängepflanze mit fleischigen Blättern und kleinen gelben Köpfchen (Othonna crassifolia) noch ganz jung ist und ihren Artcharakter erst in der Gegenwart herausbildet.

Hermann Radestock.

Der Kraftaufwand beim Klavierspiel. Daß das Klavierspiel nicht nur musikalische Veranlagung und geistige Fähigkeiten voraussetzt, sondern auch einen nicht unerheblichen körperlichen Kraftaufwand erfordert, hat gewiß mancher Spieler im Schweiße seines Angesichts empfunden, wenn ihm nach stundenlangem Bearbeiten

der Tasten (z. B. in den Kinovorstellungen) Finger, Arme und Schultern weh taten. Ein Pianist hat nun berechnet, welches Maß von Arbeitsleistung das Klavierspiel darstellt: Um eine Taste herunterzudrücken, so daß sie eben noch einen Ton pianissimo erzeugt, ist ein Druck des Fingers notwendig, der einem Gewicht von 110 g entspricht. Der Fortissimo-Anschlag erfordert aber den stattlichen Druck von 3000 g. Dieses Gewicht verteilt sich nun allerdings durch das gleichzeitige Anschlagen mehrerer Tasten durchschnittlich auf 5 bis 6 Teile. Immerhin erfordert nach dieser Berechnung eine Etüde von Chopin einen Kraftaufwand von 3130 kg. Wenn so ein angehender Pianist-Virtuos also 8 Stunden täglich geübt hat, so kann er auf die Arbeitsleistung etwa eines Dampframmbocks zurücksehen, denn er hat mit mehr als 700 Zentnern auf die Tasten „gewuchtet". Bei den Kompositionen modernster Richtung dürfte sich dieser Kraftaufwand noch erheblich steigern. F. S.

Die klassische Weltanschauung ist uns heute nicht mehr unmittelbar zugänglich, sie hat sich selbst im 19. Jahrhundert in ihren geistverwandten Vertretern mannigfach verändert und ist schließlich auch durch Tendenzen in den Hintergrund gedrängt worden, die ihr gerade entgegenlaufen. Es bedarf heute eines starken geschichtlichen Verständnisses, um den Zugang zu den Werten dieser klassischen Weltanschauung, die uns auch über die gewandelte Zeit hinweg ein unverlierbarer geistiger Besitz bleiben sollte, zu finden. Soll die Allgemeinheit wieder ein tiefes Bild von dem Wesen der klassischen, geistig-sittlichen, naturhaften Weltanschauung erhalten, so ist dies nur möglich, wenn alles bloß Nebensächliche in diesem Bild zurücktritt und einzig die großen, einfachen, die bleibenden und wesentlichen Züge herausgearbeitet werden; und das braucht noch keine Abstraktion vom geschichtlichen Leben zu bedeuten. Korffs großangelegtes Werk vom „Geist der Goethezeit" will das Gesamt der geistigen Lebensvorgänge von ungefähr 1770—1830 umfassen, und der erste, 1923 erschienene Band hat die Zeit des „Sturms und Drangs" in großen und scharfen Umrissen, mit neuen und geistvollen Problemstellungen behandelt. Nun ist einstweilen die erste Lieferung des schon lange mit Spannung erwarteten, der Klassik gewidmeten zweiten Bandes erschienen, der als einführendes, in sich abgeschlossenes Kapitel die Grundzüge der klassischen Weltanschauung in zwei klar gegliederten Abschnitten sowohl nach der systematischen als auch nach der problemgeschichtlichen Seite hin vorbildlich entwickelt. Ein erster Teil, „Naturidealismus" überschrieben, stellt das Naturgefühl, das Natur-Gott-Verhältnis des Herder-Goetheschen Pantheismus und dann die innerlich verbundene, sich gegenseitig bedingende Zweiheit von Naturforschung und Naturphilosophie bei Herder und Goethe dar. Im zweiten Teil, „Vernunftidealismus", werden die allgemeinen Tendenzen der Philosophie Kants beleuchtet, die der Ausbildung der wesentlich klassischen Grundanschauung und ihrer theoretischen Rechtfertigung gedient haben. Die noch folgenden Kapitel des bedeutenden Werkes sollen eine Darstellung von Lebensideal, Kulturgemeinschaft und Kunstwollen der Klassik bringen, der dritte Band wird die letzte Komponente der Goethezeit, die Romantik, behandeln. Der Verlag hat dem Buch einen schönen und klaren Druck gegeben; man darf dem Werk, das schon in den jetzt vorliegenden Teilen eine große geistesgeschichtliche Leistung darstellt, weite Verbreitung und tiefe Wirkung wünschen, denn es bietet nichts weniger als eine erste moderne und so noch nicht versuchte Gesamtdarstellung unserer großen Vergangenheit, die ausgezeichnete Allgemeinverständlichkeit mit gründlichster Wissenschaftlichkeit verbindet. Dr. Walther Rehm.

Anmerkung der Schriftleitung. Unser Umschlagbild hat Rudolf Lipus gemalt; es führt den Titel „Aprilwetter".

MÜNCHEN ZUR STARKBIERZEIT

(HIERZU DIE ZEICHNUNG AUF DER NÄCHSTEN SEITE)

Nach Regen folgt Sonnenschein — sagt ein altes Sprichwort, und umgekehrt stimmt's auch: in München hat 's Regnen wieder angefangen. Mei, was ficht das den Münchner an! Seine ortsübliche, von den Urvätern übernommene Frühlingskur hält er auch ohne Frau Sonne ab — die Starkbierzeit im März. Animator, Patentator, Benno-Bier und wie sie alle heißen mögen, die braunen, süßen Getränke in den großen Münchner Maßkrügen. In allen Bräus und Kellern fließt's in Strömen fünf Stunden lang am Tage (länger erlaubt es der Herr Polizeipräsident nicht!). Unter Tannengewinden und bei pompöser Blechmusik wird es den durstigen Bäuchen einverleibt: im „Wagner" den halbseidenen, im „Augustiner" und den Lokalen gleicher Rangliste den bürgerlichen, im „Matthäser" und ähnlichen heiligen Hallen den übrigen münchnerischen... und die sind am größten und am trinkfestesten. Das sind nicht nur Sprüch' — die Tat beweist es. Am Nebentisch gießt einer in 13 Sekunden eine Liter-Maß hinunter. „I bitt' Eahna, dös is noch goar nix; neulich hat oaner sechs Maß hinteranand g'suffa" — meint ein Dicker an unserm Tisch mit einem roten Gesicht und gutmütigen Äugerln. Auf unsere Frage, wie ihm der Bock schmeckt, sagt er: „Mei, i trink nur aus G'wohnheit so meine vier Maß. Neuli hob' i denkt, jetza langt's, jetza geh i hoam; da ist bei der fünften Maß erst mei Durscht kemma, und wie i ganga bin, hob i zwölf Maß b'zahlt." Unterm Sprechen zieht er aus seiner Manteltasche ein braunes Packerl (das Papier ist schon ganz durchfeuchtet), wickelt's auf und bringt einen Hering zum Vorschein. Dann holt er sein feststehendes Messer — den ständigen Begleiter des Bayern! — hervor und fängt 's Tranchieren an. Gut, daß keine Tischtücher aufliegen! „Sie, Herr Nachbar, Sie wer'n fei guat mit dem Haring ferti", sag' ich, worauf er meint: „Man sollt net mit die Händ hinlangen müssen — aber mit die Füaß schaugt's gar so dumm aus." Mit der „La main" wird dann der Fisch dem Munde zugeführt und von einem „Loabi" (Brotwecken) Riesentrümmer runtergesäbelt, die ebenfalls den Weg des Fisches gehen.

A Maß, an Haring, an Wecken... und der Münchner dünkt sich im Paradies: da ist der grimmigste Hypochonder ein Menschenfreund, da wird der ärgste Weiberfeind zärtlich und der wüsteste Schreier friedlich.

Die einzigen, die hier in diesen Räumen arbeiten, schwer arbeiten müssen, sind die Radieschen- und Brezelfrauen, die gar nicht genug von diesen leckeren Dingen herbeischaffen können — und die Kellnerinnen. Eilenden Schrittes stürmen sie durch die Gänge und stemmen — zehn (!!) Maß Bier... fest gegen den Busen gedrückt. Wehe dem, der ihnen in diesen Augenblicken in den Weg läuft oder sie gar anstößt!

Da haben's die Kellnerinnen in den „besseren" Bräus leichter. Die balancieren nur vornehme Halblitergläser, höchstens zwei bis drei auf einmal... die feineren Leut' haben anscheinend nicht so viel Durst. Das Essen wird vorschriftsmäßig serviert, die Tische tragen weiße Decken, und die Stimmung ist kaum eine andere als sonst. Erst bei den urmünchnerischen Liedern entwickelt sich Heiterkeit und Laune; man geht aus seiner Reserve heraus und begreift — ein bisserl spät — daß jetzt die weltberühmte Bockbierzeit im Gange ist. Endlich hat die Kapelle das Richtige getroffen: sie spielt das Prositlied von der Gemütlichkeit... jeder wartet wie ein Luchs auf den Schluß, um dann prompt mit einzustimmen in das Chorgebrüll: „Eins, zwei, drei, g'suffa!"

H. Tilsen.

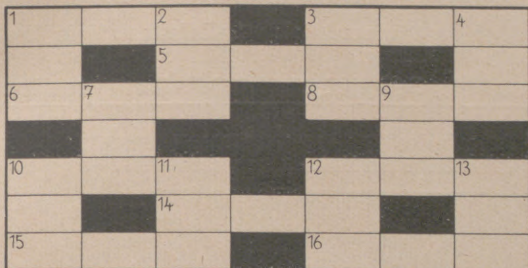
Die Frühlingskur der Münchener: In einem Bräuhaus beim Starkbier.

Zeichnung von Hans E. Kozel.

ZUM NACHDENKEN

Silbenkreuzworträtsel.

Wagerecht: 1 Weinstadt in Spanien, 3 fruchtbares Gebiet in der Wüste, 5 Stadt in Dalmatien, 6 französischer Dichter, 8 deutscher Bildhauer, 10 Stadt in der spanischen Provinz Cadiz, 12 Getränk, 14 weiblicher Vorname, 15 altrömische Göttin, 16 Stadt in der Türkei; senkrecht: 1 Fisch, 2 Kraftwagenraum, 3 Stadt in Japan, 4 Zeitraum, 7 Salzbergwerk, 9 Waffenrock, 10 Insekt, 11 Kampfplatz, 12 biblisches Land, 13 altgermanische Göttin. — Zur Verwendung kommen die Silben: a — a — an — bel — de — ga — ge — gi — go — gu — ka — ka — ka — kre — kun — la — le — le — li — li — li — ma — na — na — ne — o — o — ra — ra — re — sa — sa — se — sta — tew — va.

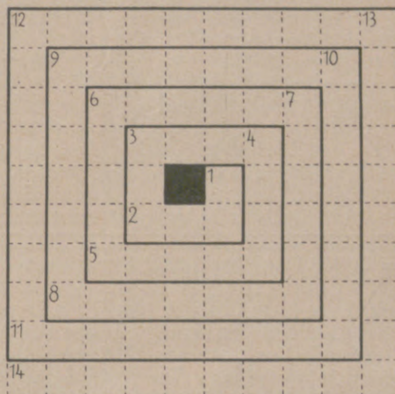


Weggenosse.

Diesmal lehnt sie an keinem Pfosten,
Sondern am Titel aus dem Osten.
Nennst du einen Ganzen dein,
Bist du nimmermehr allein.

Magische Spirale.

Wagerecht: 2 Fremdwort für selten, 3 Haarwuchs, 5 päpstliches Hoheitszeichen, 6 Wüste, 8 spanische Provinz, 9 alte Waffe, 11 europäische Insel, 12 Mathematiker des Altertums, 14 Spezialarzt; senkrecht: 1 Flächenmaß, 3 Einkehrstätte, 4 Gewichtsbegriff, 6 Sportbegriff, 7 historische Flotte, 9 asiatisches Gebiet, 10 Mitleid, 12 Pflanze, 13 deutsches Gebiet. — Das Flächenmaß kommt in jedem Worte vor. (Insgesamt werden folgende Buchstaben benötigt: 24 a, 5 b, 1 c, 4 d, 10 e, 1 g, 2 h, 8 i, 2 k, 2 l, 4 m, 4 n, 20 r, 4 s, 4 t, 1 u, 1 v, 1 y, 1 z.)



Silbenrätsel.

Aus den Silben: ap — bahn — ber — bi — del — do — draht — e — erd — fa — fel — fund — gie — gui — har — heim — ki — land — lo — ma — ment — mo — mu — na — nas — neu — ni — nie — or — re — rung — sa — sau — schofs — seil — sta — tau — ti — tum — ul — wild sind 13 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben. 1 Türkischer Sultan, 2 Verzierung, 3 Staatsgewalt, 4 männlicher Vorname, 5 anderes Wort für Kartoffel, 6 britische Insel an der Küste Nordamerikas, 7 Stadt in Griechenland, 8 Stadt an der Tauber, 9 diplomatischer Ausdruck, 10 früheres Herzogtum, 11 Verkehrsmittel, 12 Rotwild, 13 musikalischer Begriff.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4336.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4334.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Epos, 4 Vase, 8 Lar, 9 Bad, 10 Anam, 12 Lena, 13 Nobel, 15 Sud, 17 Regen, 20 Ural, 22 Rose, 24 Nab, 25 Tee, 26 Aden, 27 Teer; senkrecht: 1 Elan, 2 Pan, 3 Oran, 5 Abel, 6 San, 7 Edam, 11 Mosel, 12 Leder, 14 Bug, 16 Luna, 17 Rabe, 18 Note, 19 Heer, 21 Rad, 23 See.

Ostern: Schaut des Himmels klare Bläue, / Seht die Sonne lacht aufs neue / Und verjünget Wald und Flur, / Ostern ist's in der Natur. — Man beginnt rechts oben an der Spitze des Eies, überspringt immer ein Feld und fügt zuletzt das Wort „Natur“ an.

Zweierlei: Angeführt.

Füllproblem: 1 Seil, 2 Caen, 3 Heer, 4 Erik, 5 Rate, 6 Zier, 7 Orel. — 1 Serail, 2 Carmen, 3 Herder, 4 Erotik, 5 Rakete, 6 Zither, 7 Orakel. — Scherzo.

Ostersonntag: Ein Klang — Einklang.

Gitterrätsel: 1 Othello, 2 Lessing, 3 Klinger.

Besuchskartenrätsel: Klempnermeister.

Der 40000 Reichsmark-Wettbewerb unter Freunden schöner Wohn- und Arbeitsräume. Es ist ein gutes Zeichen, wenn ein Werk nicht nur verkaufen will, sondern wenn es auch etwas dazu beiträgt, daß seine Erzeugnisse zweckmäßig angewendet werden. Die Salubra-Werke schreiben Preise aus von RM. 4000.—, 3000.—, 2000.—, 1200.—, 800.— usw., im Gesamtwert von RM. 40000.—, gemäß ihren Bedingungen, für alle Arten Räume, einfache oder Prunkräume, die mit den lichtechten, waschbaren Wandbekleidungen Tekko oder Salubra ausgestattet werden. Über die bereits eingelaufenen und später noch folgenden Raumbilder werden die nachgenannten Herren seinerzeit nach Ablauf des Wettbewerbes urteilen: Professor Hans Bernoulli, Architekt; Dr. Kienzle, Direktor d. Allg. Gewerbeschule, S.W.B.; Architekt Otto Burckhardt, G.S.M.B.A.; Kunstmaler Paul Kammüller, S.W.B, alle in Basel. Wegleitend für die Beurteilung seitens des Preisgerichts wird die geschmackvolle Anpassung der Wandbekleidung zur Form und Möbelierung des Raumes sein. Die Bedingungen zum RM. 40000.— Wettbewerb der Salubra-Werke sind erhältlich von Salubra A.-G. in Grenzach, Abt. 43 (Baden).

Ein origineller Wettbewerb. Um dem sparenden Publikum überzeugend klarzumachen, daß die Kaliklora-Zahnpasta zu den allerbesten Zahnpflegemitteln gehört, obwohl die ganze Tube nur 80 Pfg., die kleine nur 50 Pfg. kostet, veranstaltet die Kaliklora-Fabrik einen Werbungswettbewerb, an dem sich jeder gänzlich kostenlos beteiligen kann und wobei ca. RM. 10000.— in bar und Trostpreisen zur Verteilung gelangen. Die Bedingungen erhält jeder kostenlos zugesandt von der Kaliklora-Fabrik, Hamburg 19. Diese originelle Werbeidee wird einen vollen Erfolg haben, denn: Durch Kaliklora weiße Zähne!

Interessantes aus dem Eilenriede-Rennen. Bei diesem, vom ADAC jüngst veranstalteten ersten großen motorradsportlichen Wettbewerb des Jahres ist es interessant festzustellen, daß die Interessen des rein deutschen Fabrikats in der stark besetzten 250-ccm-Klasse in erster Linie von der altrenommierten Marke NSU gewahrt worden sind. Hinter dem Fahrer Gerlach, dessen Motorrad einen Auslandsmotor enthielt, folgte Scherrer-Kochendorf, der auf seinem mit einem kopfgesteuerten Original-NSU-Viertaktmotor ausgestatteten NSU-Motorrad einen ehrenvollen zweiten Platz belegen konnte. Dies ist umso erfreulicher, als das Rennen gleichzeitig der erste Meisterschaftslauf für 1928 war, womit auch für die deutschen Motorradfabrikate ein guter Auftakt gegeben ist.

Lärmnervöse sind die Mehrzahl aller nervösen Menschen. Die zunehmende Technisierung und Mechanisierung in Industrie, Wirtschaft, Verkehr usw., die Hast unseres Lebens bringen eine Anzahl von Lärmerscheinungen mit sich, auf die der nervöse Mensch besonders reagiert. Er sucht notgedrungen nach Schutz. Dieser wird ihm in vollendeter Weise durch das Präparat Ohropax-Geräuschschützer geboten. Es sind weiche, formbare Kügelchen zum Abschließen des Gehörganges gegen störenden Lärm, die Ruhe, Schlaf und Sammlung zu geistiger Arbeit zu bringen vermögen. Vgl. das Inserat der Firma Max Negwer, Potsdam auf Seite 578 vorliegender Nummer.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W. 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Teréz-körút 24a. General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris 8. e., 44/bis Rue Pasquier.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG J·J·WEBER/LEIPZIG

NR. 4336. 170. BAND EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 19. APRIL 1928

Eine interessante Vorkriegsepisode, die bezeichnend für den Einfluß deutscher Kultur in China ist, berichtet K. Gockenbach in Mosbach (Baden). Er schreibt: „Ich war bei der Marine, ostasiatisches Geschwader. Unser „Iltis" lag auf der Reede vor Taku. Ich war mit noch einigen Mann dienstlich über Yangtsun nach Peking zur Gesandtschaft geschickt, wo wir uns drei Tage aufhielten. Am zweiten Tage besichtigte ich den sogenannten Markt an der Straße vor dem Eingang der Tartarenstadt in der Nähe des Tsungli Yamen! Da saßen allerlei Krämer, Wahrsager und Gaukler. Einer, ein alter Mann von etwa achtzig Jahren, hockte im Kreise von einigen Zuschauern, deutete geheimnisvoll mit einem Zauberstab auf die am Boden, nach vier Himmelsrichtungen liegenden, kleinen Steine und murmelte dabei sein unverständliches Kauderwelsch! Hinter ihm stand ein alter Holzkasten, auf dessen Deckel allerlei bunte Figuren und Namen aufgemalt waren. Ich betrachtete die ominöse Kiste, die ihm scheinbar als „Kasse" und „Warenmagazin" diente, denn von Zeit zu Zeit öffnete er den Deckel und warf einige Münzen hinein. Da er bemerkte, daß mich der Vorgang wie die Kiste interessierten, lächelte er mich an, deutete mit dem Zeigefinger nach den Zähnen und zog mit der anderen Hand aus der halbgeöffneten Kiste eine – Odol-Flasche hervor! Indem er mir diese unter die Nase hielt, bemühte er sich, mir verständlich zu machen, was dies wäre: „German schangauti" („deutsch gut, gut"). Ich war erstaunt, hier so fern von der Heimat, unter Menschen, die nicht gerade im Rufe allzu großer Reinlichkeit stehen, eine Originalflasche „Odol" zu finden. Schade, daß ich keinen Kodak bei mir hatte, um diese unvergeßliche Szene mit den immer mehr sich ansammelnden neugierigen Chinesen aufzunehmen! Die Flasche selbst gab er auch für gutes Geld nicht her, er schloß sie stolz wieder in seinen Zauberkasten!".

Das soeben erschienene „Silberne Chrysler-Buch" ist, geschaffen für die Verbreitung eines der edelsten Automobile der Welt, eine neue, einzig dastehende Form der Werbung. Es ist ein Druckwerk, voll von dem starken kulturellen Wollen unserer Zeit, voll von der Atmosphäre gesteigerten Lebensgefühls und sicher geeignet, für das Wirken überragender Energien Zeugnis abzulegen. Automobil-Interessenten erhalten dieses prächtige „Silberne Chrysler-Buch" kostenlos bei allen Chrysler-Vertretungen oder von der Chrysler Co. m. b. H., Abteilung 47, Berlin-Johannisthal, Flugplatzstraße 1.

Für unsere Bezieher

haben wir, mehrfachen Anregungen aus unserem Leserkreis folgend, einen Sammelkasten für die Nummern der „Leipziger Illustrirten Zeitung" anfertigen lassen, der dazu dienen soll, die Hefte bis zum Einbinden vor Beschädigungen (Bestossen der Ecken usw.) zu schützen.

Dieser Sammelkasten ist 28½ cm breit, 39½ cm lang, 9 cm hoch und bietet bequem Platz für die 26 Hefte eines Halbjahrs. Für den Bezug wurde dunkelgrünes Leinen verwandt, die Aufschrift ist in Goldprägung hergestellt, sodass der Kasten infolge seines gefälligen Aussehens nirgends störend wirkt. Der Sammelkasten ist sehr stabil gebaut und deshalb dauernd benutzbar. Es handelt sich also um eine einmalige Anschaffung von bleibendem Wert.

Der Preis ist niedrig bemessen und beträgt 3 Reichsmark zuzüglich Versandspesen.

Einbanddecken für die „Leipziger Illustrirte Zeitung" in grünem Ganzleinen mit Goldprägung werden jeweils für den Halbjahrsband geliefert und kosten, einschliesslich eines ausführlichen Inhaltsverzeichnisses, je 4 Reichsmark zuzüglich Versandspesen.

Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung (J. J. Weber), Leipzig C 1.

Landtag die Kosten für den Transport der 8000 Bände, 10000 Broschüren, 12000 graphischen Blätter usw. bewilligt hatte. Fröhner sagt in seinem Testament, die Hälfte seiner Bücher sei in keiner deutschen Bibliothek zu finden und der Direktor der Landesbibliothek in Weimar, Professor Dr. Deetjen, bestätigt die Richtigkeit dieser Behauptung in seinem jetzt erschienenen Jahresbericht: Die Hinterlassenschaft enthalte in der Tat Seltenheiten ersten Ranges, Werke, die nur in ganz wenigen Exemplaren hergestellt worden sind und z. T. Unika. Das Hauptgebiet des berühmten Sammlers war die Altertumswissenschaft in allen ihren Disziplinen, besonders Archäologie, klassische Philologie und Epigraphik. Die historische Abteilung enthält eine bedeutende Napoleon-Sammlung. Einige Bücher enthalten handschriftliche Eintragungen von Melanchthon, Jacob Grimm, Bettina von Arnim usw. In der Handschriftensammlung sind u. a. ein Blatt aus einer chronologischen Handschrift des achten Jahrhunderts, Papyri, kostbare Breviere und Meßbücher.

Der neue Steinway-Katalog hat künstlerischen Wert und bietet jedem Klavierliebhaber viel Interessantes. Schon das in fünffarbigem Druck hergestellte Umschlagbild verrät eine Sonderleistung. In neuartiger Weise wird jeder Interessent mit den Erzeugnissen des Hauses Steinway bekannt gemacht. Es empfiehlt sich, das kleine Werk einzufordern. Von der deutschen Steinway-Fabrik, Steinway & Sons, Hamburg 6, Schanzenstraße 20/24 wird dasselbe nebst Preisliste kostenlos versandt.

Badenweiler. Die Kurverwaltung des bekannten, im südlichen badischen Schwarzwald reizvoll am Westabhang des Hochblauen gelegenen Thermalkurortes Badenweiler hat einen über alles und jedes orientierenden neuen Faltprospekt herausgegeben. Auch der Wohnungsanzeiger ist in neuer Form und Ausstattung erschienen. Prospekt und Wohnungsanzeiger können kostenlos durch die Kurverwaltung in Badenweiler bezogen werden.

Bad Brückenau, als Nierenheilbad mit seinem heilkräftigen Wernarzer Wasser bestens bekannt, erfährt für die kommende Kurzeit eine weitere äußerst anerkennenswerte Verbesserung. Eines der zwölf staatlichen Kurhäuser, der sogenannte Badbau neben dem Badhaus und mitten im reizvollen Kurgarten gelegen, wird bis zum 1. Mai d. J. neuzeitlichen Erfordernissen entsprechend vollständig neu ausgebaut sein und den Besuchern des Bades alle erforderlichen besten Bequemlichkeiten bieten.

ALLE LESEN CHRYSLERS SILBERNES BUCH!







DAS BUCH VON DEM WUNDER=WAGEN DER WELT



Dem blutvollen Menschen unseres Jahrhunderts ist Chryslers Silbernes Buch gewidmet – ein Bilderbuch unserer Zeit! Ein Buch vom Geiste der Zeit – ein Buch von Maschinen, von faszinierenden Motoren, Kurbelwellen und Vierrad-Bremsen, von allem, was zum vollkommenen Wagen gehört.

Ein außergewöhnliches Druckwerk in jeder Beziehung, allen Sinnen bestimmt – schon der Einband aus glitzerndem Silber ein Genuß für das Kennerauge. Die vielen Bilder von herrlichen Wagen lösen allein schon den Stolz des Besitzers aus.

Ein Buch von Chrysler dem Manne – dem Schöpfer, sein Traum vom vollkommenen Wagen und dessen wunderbarer Erfüllung, dem vollkommenen Chrysler-Wagen.

Lieben Sie Autos, dann erhalten Sie das Silberne Chrysler-Buch bei allen Chrysler-Vertretungen. Oder schreiben Sie an die Chrysler Co. m. b. H. Abteilg. 47, Berlin-Johannisthal, Flugplatz-Str. 1. (Das Silberne Buch kostet natürlich nichts für Sie.)

DAS BUCH FÜR ALLE DIE AUTOS LIEBEN!





CHRYSLER COMPANY M·B·H · BERLIN-JOHANNISTHAL · FLUGPLATZSTRASSE

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

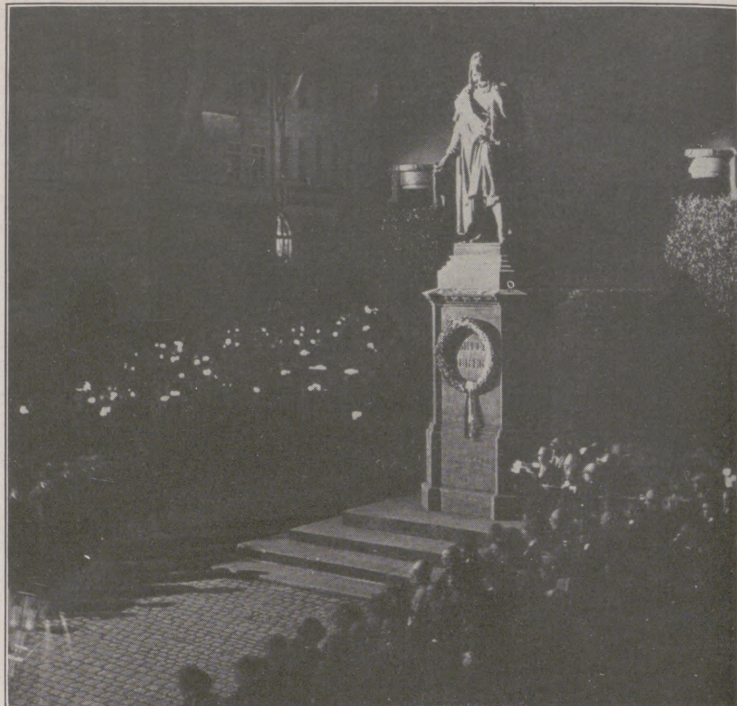


Ein Brennpunkt großstädtischen Lebens: Die Kärntnerstraße in Wien.

Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Professor Hans Maria Glatz.

Die Kärntnerstraße, eine der verkehrsreichsten Straßen Wiens, ist zugleich auch die Straße der vornehmen Geschäftsläden und des Korsos für das elegante Publikum. Zumal an schönen Tagen beleben um die Mittagszeit die Frauen in ihren modischen Toiletten anmutig das bewegte Straßenbild.





Die Gedenkfeier im Festsaal des Rathauses zu Nürnberg am 10. April. In der vordersten Reihe von links nach rechts: Reichstagspräsid. Loebe; Reichsinnenminister Dr. v. Keudell; Oberbürgermeister Dr. H. Luppe; der italienische Botschafter in Berlin Graf Aldrovandi-Marescotti; der österreichische Gesandte Dr. Frank. Am Rednerpult der bekannte Kunsthistoriker Geheimrat Prof. Dr. Wölfflin.

Rechts oben: Der von Mitgliedern der deutschen Künstlerschaft veranstaltete Fackelzug vorm Denkmal Dürers am 10. April.





Die Gedächtnisfeier am Grabe Dürers in Nürnberg am 6. April, dem 400. Todestage des Meisters: Bildhauer Höne (ganz rechts) spricht im Namen der deutschen Künstlerschaft. — Mitte links: Blick in die Kartäuser-Kirche im Germanischen Museum während der feierlichen Eröffnung der Dürer-Ausstellung.

Gedenkfeiern zu Albrecht Dürers 400. Todestag in Nürnberg.





Die Heimkehr Graf Luckners von seiner Weltumseglung: Links: Graf Luckner beim Abschreiten der Front der spalierbildenden Stahlhelmabordnung nach seiner Landung am 11. April. Rechts: Der Viermastschoner „Vaterland" nach der Ankunft im Hohentorshafen in Bremen.

GESTÜRZTE SPRACHGÖTTER

VON DR. KURT PIEPER, CHARLOTTENBURG

Die Vergänglichkeit der Dinge, der Wandel allen menschlichen Geschehens drückt sich, wie in allen Erscheinungen, auch in der Entwicklung der Sprache aus. Die Sprache wächst und verblüht wie ein anderes Erzeugnis der Natur, und wie bei einem Baum sind ihre äußersten Triebe der Zerstörung am meisten ausgesetzt. Diese fürwitzigsten Spitzen der Sprache sind die Schlagwörter, die, aus nicht selten unbekannter Quelle in das Bewußtsein der großen Menge tretend, sich sofort einen Platz von ungewöhnlicher Beliebtheit zu erobern pflegen. Aber wie sie die Gunst der Masse erfuhren, so sind sie auch die Opfer ihrer Ungunst: so rasch ein Schlagwort gekommen, so rasch verschwindet es mitunter wieder.

Naturgemäß sind es in erster Linie politische Schlagwörter, die solchem raschen Welken ausgesetzt sind: sie stehen und fallen mit dem Bestand der Einrichtungen, an die sie gebunden waren. So ging es dem „Weltbürger" ebenso wie dem „Sansculotten", jenen beiden großen Gegensätzen, die am Ende des 18. Jahrhunderts die Welt erfüllten. Der schon im 17. Jahrhundert gebildete „Weltbürger" gewinnt erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts jene schlagwortartige Bedeutung, die ihm durch die damals aufkommende Begeisterung für Völkerbeglückung und allgemeine Menschenliebe eine gewaltige Verbreitung verschaffte. Die Sansculotten, die in der gleichen Zeit als Verwirklicher der französischen Revolutionsgedanken auftraten, werden von Wieland, wie folgt, charakterisiert: „Diese Menschen bestehen beinahe bloß aus Leuten mit zerrissenen Hosen, aus Leuten ohne Eigentum, und ohne Talent oder Neigung, sich durch rechtmäßige Mittel welches zu erwerben."

Weltbürger wie Sansculotten sind heute rein geschichtliche Begriffe — sie sind abgelöst durch die im 19. Jahrhundert hervortretenden Vertreter des vierten Standes, zunächst durch die „Proletarier aller Länder" und heute, nach der Verbürgerlichung der Sozialdemokratie, durch die Vertreter der dritten Internationale.

Auch die nach Beendigung der großen Französischen Revolution erfundene „Legitimität", die den erneuerten Anspruch der Bourbonen auf den französischen Thron begründen sollte, ist längst kein aktuelles Schlagwort mehr. Die Legitimität, von Talleyrand auf dem Wiener Kongreß 1814 erfunden, hat jedoch die politischen Kanzleien damals mindestens ebensostark bewegt wie heute das „Selbstbestimmungsrecht der Völker" — eine gewisse Dekadenz der Legitimität zeigt dann der Begriff der „Quasi-Legitimität", die man für Louis-Philippe erfand — und Bismarck macht dem Begriff sozusagen den politischen Garaus, wenn er in den „Gedanken und Erinnerungen" schreibt, die Legitimität sei als eine „täuschende Zauberformel" zum Vorteil der Bourbonen verwandt worden. — Der „beschränkte Untertanenverstand" fällt ebenfalls in die Bismarcksche Zeit. Dieses Wort gehört übrigens zu den nicht seltenen Zitaten, die sich falsch eingebürgert haben — denn in dem Schreiben des preußischen Ministers v. Rochow (1838), auf das das Wort zurückgeht, ist die Rede von der „beschränkten Einsicht" des Untertanen. Bismarck, dem man eine Wiederbelebung der Theorie des beschränkten Untertanenverstandes vorwarf, wandte sich scharf dagegen und schuf dabei das Wort vom „beschränkten Regierungsverstand". — Durch die Umwandlung Deutschlands in eine Republik und die Schaffung der Weimarer Verfassung ist wohl mit Sicherheit anzunehmen, daß der beschränkte Untertanenverstand bei uns nunmehr endgültig ausgestorben sein wird. — Ein weiteres Schlagwort der Bismarckzeit, das der Vergangenheit angehört, ist der „Reptilienfonds". Diese Bezeichnung, die auf eine Rede des Altreichskanzlers von 1869 zurückgeht, hängt mit der Auseinandersetzung Preußens mit dem 1866 einverleibten Königreich Hannover zusammen — alle diese Dinge gehören durchaus und endgültig der Vergangenheit an. Nicht im gleichen Maße trifft dies für den „Kulturkampf" zu: dieses Wort wird immer wieder hervorgeholt werden, wenn Verhandlungen oder Differenzen zwischen dem preußischen Staat und der römischen Kurie eintreten, wie z. B. bei den Verhandlungen über das jüngste Konkordat. Seit 1840 ist das Wort nachweisbar. Lassalle wandte es 1858 an, aber in dem heute gebräuchlichen Sinn wurde es von Virchow 1873 in einem Wahlprogramm der Fortschrittspartei gebraucht. Lagarde wandte sich später mit Schärfe gegen die unklare und allzu vielseitig ausdeutbare Form des Ausdrucks — und allerdings läßt sich daraus nicht ersehen, ob es sich um einen Kampf für, gegen, durch die Kultur oder mittels ihrer Hilfe handelt!

Die Umwandlung Deutschlands zur Republik hat sicher auch dem „Byzantinismus" ziemlich viel Wasser abgegraben. Dieser Begriff ist recht jung, denn er taucht erst in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts auf. Harden differenzierte den Begriff 1891 noch dadurch, daß er „liberaler Byzantiner" schrieb. Auch das Wort „liberal" gehört zu den jüngeren politischen Errungenschaften der deutschen Sprache — es wurde in dem modernen politischen Sinne 1812 in Spanien geprägt, und Börne rühmt einigermaßen übertreibend: „Die europäische Menschheit wird einst Spanien vieles zu verdanken haben ... und hätte sie ihm auch nichts zu verdanken, als das Wort liberal ... ein Wort, das den Geist der Zeit verkörpert hat." — Die Bezeichnung „liberal" ist aus den Parteibezeichnungen der deutschen Republik geschwunden — dafür spielen die Verbindungen „deutschvölkisch", „deutschnational", „deutsche Volkspartei" eine neue Rolle, obwohl diese oder ähnliche Bezeichnungen auch schon früher ein verstecktes Dasein (wenn auch nicht als Parteinamen) geführt haben. Die Sozialdemokratische Partei ist ihren Bezeichnungen treu geblieben — ganz neu dagegen ist zum Teil die extreme Linksterminologie, wie Bolschewismus, Rotfront usw. — Diese russischen Errungenschaften lenken den Blick auf das wohl aktuellste Weltproblem: die kommende englisch-russische Auseinandersetzung. Russische Pressestimmen lassen erkennen, daß man dort mit großem Unbehagen die britischen Vorbereitungen des gewaltigen kommenden Krieges gegen die roten „Potemkinschen Dörfer" sieht, und daß man England wieder einmal als „perfides Albion" empfindet. Dieses Schlagwort, das, von Zeit zu Zeit veraltend, immer wieder von den jeweiligen Gegnern Englands neu aufpoliert wird, wurde zuerst in Frankreich (dem treuen Verbündeten Englands 1914/18!) ausgesprochen, und zwar 1793, als sich England zu den revolutionsfeindlichen Gegnern Frankreichs gesellte. Im Jahre 1840 wurde das Wort mit Leidenschaft in Paris wiederaufgenommen, da ein englisch-französischer Konflikt wegen der ägyptischen Frage drohte. Eine gewaltige Rolle spielte die — an sich so undeutsche — Zusammenstellung dann in der deutschen Kriegslyrik des Weltkrieges, und heute oder morgen wird das „perfide Albion", dessen Perfidie doch eigentlich nur in der Zielbewußtheit und Überlegenheit seiner Diplomatie besteht, die literarische Mode Rußlands sein. —

Auch auf kulturhistorischem Gebiete sind die gleichen Gesetze für Schlagwörter zu beobachten. Vor dreißig Jahren gab es keine Unterhaltungs- oder humoristische Zeitschrift, in der nicht unter der Rubrik „Fin de siècle" Witze oder Anekdoten erschienen, die den damaligen dekadenten Charakter der europäischen Gesellschaft zu illustrieren versuchten. Mit dem Ende des Jahrhunderts ist das „Fin de siècle" als Titel verschwunden — das zuerst 1888 als Titel einer Pariser Komödie von Micard und Jouvenot auftauchte und durch Hermann Bahrs gleichnamigen Novellenband 1890 in Deutschland eingeführt wurde. Wenn Max Nordau es noch ganz richtig definierte als „ein Beicht-Bekenntnis und zugleich eine Klage", so ist diese Geistesstimmung heute, für die Generationen des Sports, der Rekorde, der Jazzmusik, völlig bedeutungslos geworden. Als einen letzten Nachklang der Fin-de-siècle-Stimmung kann man gewiß Oswald Spenglers epochales Werk „Der Untergang des Abendlandes" betrachten — aber die jungen Generationen von heute sind überraschenderweise ganz anders geworden; sie interessieren sich nicht für Untergänge von Abend- und Aufgänge von Morgenländern, sondern eben mehr für Tanz und Sport.

Zwei andere ehemalige Modeworte — „fesch" und „Gigerl" — sind Grabsteine der Herrlichkeit Österreichs. „Fesch" ist eine wienerische Umformung des englischen „fashionable" und in die deutsche Sprache sicher durch die Vorliebe des Fürsten Pückler, der die „Briefe eines Verstorbenen" schrieb und eine noch sehr lebendige Eisbombe erfand, für das Wort „fashionable" eingedrungen — es wurde ein ebenso wienerisches Wort, wie es der Ausdruck „Gigerl" war, der aber nicht englischer, sondern mittelhochdeutscher Herkunft ist. Die Gigerln, vermehrt durch „Bezirksgigerln, Pratergigerln, Mordsgigerln, Subalterngigerln", gelangten zu Weltruhm, solange Österreich-Ungarn Großmacht war — mit dem Untergang dieser Doppeladler-Herrlichkeit sind sie verschwunden, und „fesch" wurde „schick" und der „Gigerl" zum „Gent". Damit berühren wir den ungeheuren Siegeszug des angelsächsischen „Geistes" in Europa, der eigentlich weniger Geist ist als vielmehr Sport und uns eine Fülle von sportlichen Ausdrücken, wie Spurt, Rugby, Golf, Rekord, k. o., Start, Sprint, gebracht hat, die alle als geflügelte Worte die Gegenwart beherrschen und die Legitimität wie das Fin de siècle, die Sansculotten wie die Gigerln in die aschgraue Pechhütte gejagt haben.

KÜNSTLERBUND-AUSSTELLUNG IN HANNOVER 1928

(Hierzu die doppelseitige Bildertafel auf den Seiten 596/597.)

Der Kunstverein Hannover hat seine sechsundneunzigste große Frühjahrsausstellung dem Deutschen Künstlerbund anvertraut, der in diesem Jahre auf ein fünfundzwanzigjähriges Wirken zurücksehen kann und das Jubiläum mit einer repräsentativen Schau begeht.

Die Ausstellung ist von allen Seiten sehr stark beschickt worden: daran ist wohl neben dem Villa-Romana-Preis, den der Künstlerbund hier zu vergeben hatte, auch die Auslobung von fünf weiteren Preisen ursächlich beteiligt, die vom Kunstverein und von Industrie-Firmen in Hannover gestiftet worden sind. Die vom Künstlerbund bestellte Jury (Albiker, Caspar, Heckel, Hofer, Graf Kalckreuth, Kolbe, Otto Müller, Nauen, Pankok, Scharff, Schmidt-Rottluff) hat aus 3500 Einsendungen etwa 300 Arbeiten aufgenommen und mit rund 200 Werken geladener Gäste vereinigt. Die siebzehn Ausstellungsräume des Kunstvereins im hannoverschen Künstlerhaus sind wohlgefüllt. Der Villa-Romana-Preis des Künstlerbundes ist von der Jury Gerhard Marcks, Halle, zuerkannt worden, für eine etwas problematische große Gipsgruppe „Frau und Mädchen"; die übrigen Preise, jeder in Höhe von 2000 Mk., sind an die Maler Julius H. Bissier, Freiburg i. Br.; Otto Gleichmann, Hannover; Max Kaus, Berlin; Anton Kerschbaumer, Berlin, und Richard Seiffert-Wattenberg, Hannover, gefallen, deren preisgekrönte Gemälde nach den Bedingungen des Ausschreibens in hannoverschen Museumsbesitz übergehen.

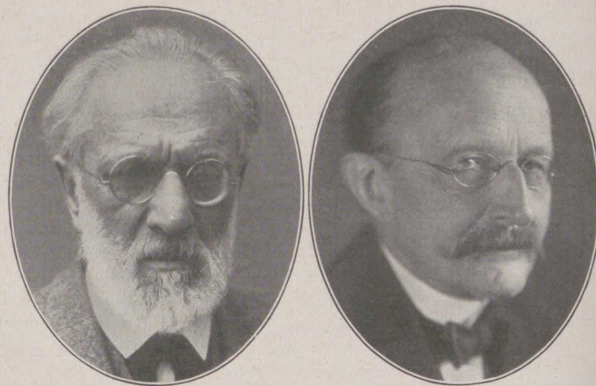
Der Querschnitt durch das deutsche Kunstschaffen dieser Zeit, den die Ausstellung, freilich mit einigen für die Anschauungen des Künstlerbundes bezeichnenden Lücken, darstellt, bezeugt als wichtigste Tatsache den Vorrang der Plastik, die auf dem Wege zu einer neuen, dem Wollen und Wesen der Zeit gemäßen Form der Schwesterkunst einen tüchtigen Vorsprung abgewonnen hat. So starke und sichere, zugleich als gemeingültige Gestaltungen des Zeitgesichts so klar verbindliche Leistungen wie Georg Kolbes „Herabsteigende" und „Fliegende" kann die Malerei nicht aufweisen. Auch Hermann Hallers weichere Köpfe und Torsi und des jungen Hermann Scheuernstuhl marmorne „Liegende" sind allem problematischen Experimentieren entrückte, gültige Kunstwerke unserer Zeit. Scharff, Albiker, Abbo, Lörcher zeigen tüchtige Arbeiten, und Hermann Hahn führt mit mehreren Statuetten den Nachweis, daß man auch auf konservative Art sehr modern und frischlebendig sein kann.

Den alten Matadoren aus der Zeit, da der Künstlerbund gegründet wurde, ist ein Ehrensaal eingeräumt worden. Max Liebermann zeigt da ein recht reichlich reserviertes neues Hindenburg-Porträt, daneben aber glücklicherweise ein um so frischer blühendes Gartenstück. Max Slevogt ist mit drei älteren Bildern vertreten. Eine Reihe von Frauenbildnissen aus Max Klingers Nachlaß gibt vom besten Wesen des Toten kaum einen Begriff. Robert Sterl, Ulrich Hübner, George Mosson, Curt Herrmann bewähren ihre Eigenart in eindrucksvollen Stücken. Unter den Münchenern schneiden Th. Th. Heine und Max Feldbauer besser ab als Habermann und Stuck. Leopold Graf Kalckreuth, der auch die Ausstellung im Namen des Künstlerbundes eröffnete, offenbart seine ehrliche, etwas nüchterne norddeutsche Art in Landschaften und einem sachlich entschlossenen Herrenbildnis. Ludwig v. Hofmann hat mehrere Ideallandschaften in lebhaften Farben geschickt. Ein kleines feines Parkbild von Hermann Graf, ein delikates südliches Straßenbild von Hans Meid, ein sehr gepflegt und geschmackvoll gegebenes Herrenporträt von Eugen Spiro, zwei Figurenbilder von Leo v. König, ein Selbstbildnis von Bernhard Pankok erweitern die Überschau ihrer Generation.

An der Spitze der Jüngeren steht der alte Christian Rohlfs, der immer noch aus jungen Augen auf das Spiel des Lichts in der Welt sieht. Carl Caspar und Maria Caspar-Filser zeigen in einer Reihe religiöser und landschaftlicher Malereien ihre bekannte Handschrift und Palette. Gustav Wiethüchter gibt zwei Frauengestalten in kräftigen Linien und Farben. Während Carl Hofers klare Festigkeit an Einfluß auf den Nachwuchs zusehends gewinnt — bei Max Kaus, Bernhard Kretzschmar, Ernst Fritsch und vielen Jüngeren sind Spuren davon deutlich erkennbar — scheinen Heckel, Kirchner, Schmidt-Rottluff, Pechstein, Jaeckel in einer Krise begriffen zu sein, die entscheiden muß, ob starres und leeres Verharren bei einer bereits erschöpften Doktrin oder resignierte Umkehr zur marktgängigen Konvention statthaben soll oder ein neuer Aufschwung zu neuem Ziel. Otto Müller, Nauen, Ludwig Peter Kowalski, Moll, Otto v. Waetjen, Kerschbaumer, Alfred Partikel geben in deutlicher Beschränkung auf das dekorative Moment, den Augenreiz der wohlausgewogenen, wohlgeschmückten Bildfläche, angenehme Eindrücke. Auch Landschaften von Wilhelm Rudolph, Wilhelm Schmetz, Maria Slavona, Annot, Artur Degner, Bildnisse von Augusta v. Zitzewitz, Adolf Strübe, ein kleines Gruppenbild von Heinrich Schwarz verdienen genannt zu werden. Unold, Schrimpf, Alexander Kanoldt, Bissier vertreten die süddeutsche Nuance der „Neuen Sachlichkeit", Theo Champion die westliche; die Hannoveraner August Heitmüller, Bernhard Dörries, Wilhelm Hochler behaupten sich neben den Gästen aus dem Reich mit hohen Ehren. Otto Gleichmann hat mit einem Zirkusbild und einem Bildnis einen starken Schritt vorwärts getan; Richard Seiffert-Wattenberg zeigt seine vornehme, stille, aber starke Art in Landschaften und einem Mädchenbild. Schlemmer und Baumeister, Kandinsky und Campendonk erläutern die verschiedenen Stationen der abstrahierenden Malerei; George Groß hat einen gemalten Leitartikel in bekannter Gruppierung geschickt. Richard Seewald und Rudolf Großmann erfreuen durch einige Kabinettstücke amüsanter und geistvoller Malerei.

Johann Frerking.





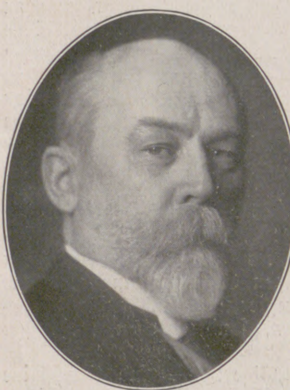
Geheimrat Dr. Carl Stumpf, Universitätsprofessor in Berlin, Philosoph und Psycholog, namhafter Forscher auf dem Gebiete der neueren Psychologie, feiert am 21. April seinen 80. Geburtstag.

Geheimrat Dr. Max Planck, Professor an der Universität Berlin, bedeutender Physiker, Urheber der Quantenlehre, wofür er 1918 den Nobelpreis erhielt, wird am 23. April 70 Jahre alt.

Links nebenstehend:
Die Junkersmaschine „Bremen", mit der Köhl, Fitzmaurice und v. Hünefeld am 12. April zum Transozeanflug aufstiegen, auf dem Flugplatz von Baldonnel (Irland) kurz vor dem Start. Darüber: Die kühnen Flieger (von links nach rechts) Pilot Hauptmann Köhl; Major Fitzmaurice; Freiherr v. Hünefeld.

Der Flug Europa–Amerika gelungen.

Tagesgeschichte.



Prof. Dr. Paul Seidel, Geheimer Regierungsrat, ehemaliger Leiter der Kunstverwaltung der königlichen Schlösser und früherer Direktor des Hohenzollernmuseums, namhafter Kunstschriftsteller, vollendete am 14. April sein 70. Lebensjahr. (Phot. Nicola Perscheid, Berlin.)

Das Dürer-Fest in Nürnberg, mit dem die Stadt ihren großen Sohn anläßlich seines 400. Todestages ehrte, setzte am 6. April mit einer Gedächtnisfeier am Grabe Dürers auf dem Johannisfriedhof ein. Am 10. April versammelten sich die Festgäste aus dem Reich und dem Ausland zu einer Gedenkveranstaltung im Festsaale des Rathauses. Abends ehrte dann die Künstlerschaft den Meister durch einen Fackelzug und eine Huldigung vor dem Dürer-Denkmal. Am folgenden Tage wurde im Germanischen Museum die große Dürer-Ausstellung feierlich eröffnet. Mit der Aufführung der „Meistersinger" im Neuen Stadttheater fanden die Festtage ihren würdigen Ausklang. — Das kühne Wagnis der deutschen Ozeanflieger, mit dem Junkersflugzeug „Bremen" den Ozean zu überfliegen, ist geglückt. Dies ist die erste ununterbrochene Überquerung des Atlantiks in der Richtung von Ost nach West, von Europa nach Amerika. Nach dreiwöchigem Harren verließ am 12. April das Flugzeug, mit Hauptmann Köhl, Freiherrn v. Hüne-



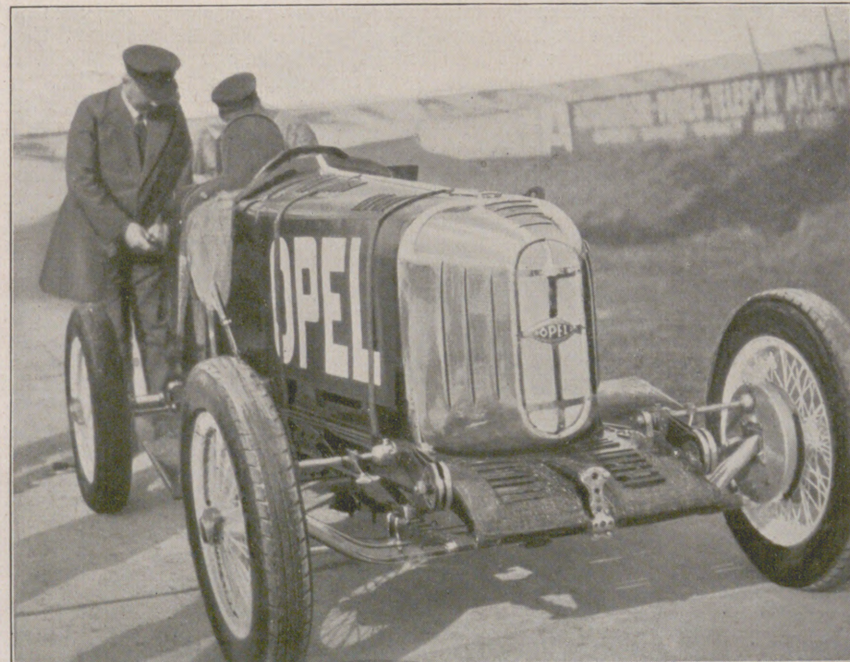
Nebenstehend: Zu den Raketenfahrzeug-Versuchen der Opelwerke: Rückansicht des Raketenrennwagens, mit dem bei der ersten Probe am 11. April vielversprechende Erfolge erzielt wurden.

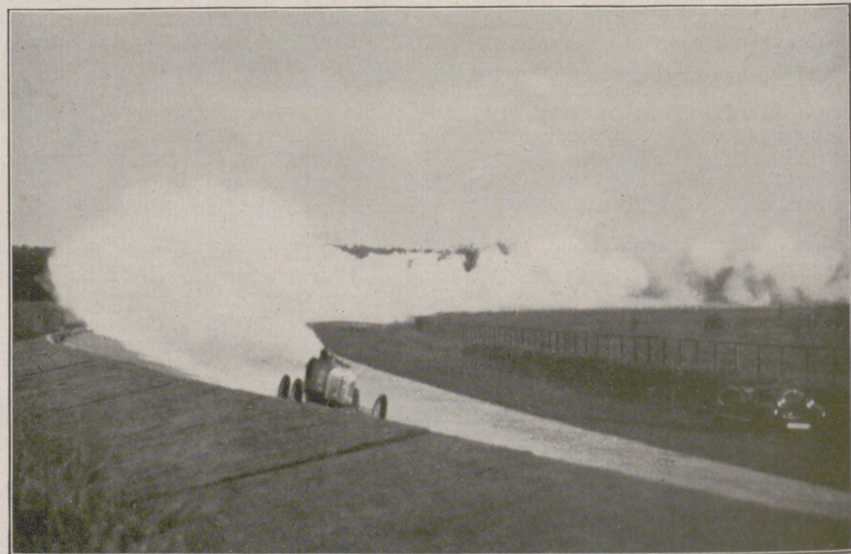
Das hintere Ende besteht aus einem Stahlkasten mit runden Öffnungen, aus denen die Stahldüsen der 9 cm dicken Schub- und Brandraketen herausragen.



Eine Zukunftsphantasie, die durch die Versuche mit einem Raketenwagen auf der Opelrennbahn in Rüsselsheim a. M. am 11. April in den Bereich der praktischen Durchführbarkeit gerückt ist: Start eines Raketenflugzeugs auf dem Flughafen.

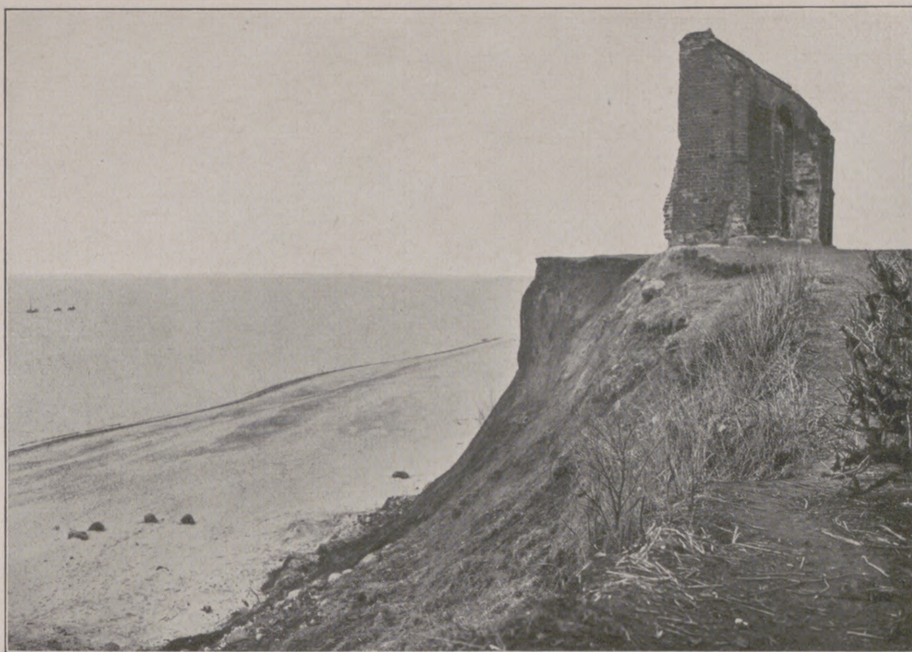
Dieses Raketenflugzeug soll 50000 m über dem Meer eine Geschwindigkeit von 2000 m in der Sekunde entwickeln und imstande sein, 25 Personen in einer Fahrzeit von 93 Minuten von Berlin nach Neuyork zu befördern. (Nach dem Konstruktionsplan von M. Valier gezeichnet von H. u. B. v. Römer.)





Links: Das erste pulvergetriebene Fahrzeug der Welt: Der Raketenrennwagen in Fahrtbereitschaft. — Rechts: Während der ersten Versuchsfahrt auf der Opelrennbahn in Rüsselsheim am Main: Der Wagen saust, gewaltige, von den abbrennenden Raketen stammende Rauchschwaden hinter sich lassend, mit 100 km Stundengeschwindigkeit durch eine Kurve der Bahn.

Auf dem Wege zum Weltraumschiff.



Giebelabsturz an der Ruine der vor 700 Jahren gegründeten, 1874 wegen Einsturzgefahr geschlossenen Kirche in Hoff an der pommerschen Ostseeküste: Die nach dem letzten Erdrutsch am 28. März übriggebliebenen Reste der Kirchenruine.



Das nach 14 jährigem Exil wiederaufgerichtete Bismarckdenkmal in Johannisburg (Ostpreußen): Während der Wiederaufstellungsfeier am 1. April. Das Denkmal wurde beim Russeneinfall 1914 geraubt und konnte jetzt endlich aus der Gefangenschaft zurückkehren.

feld und Major Fitzmaurice, dem irischen Luftflottenkommandanten, der an die Stelle des Piloten Spindler getreten war, den Flugplatz Baldonnel (Südirland), und landete (infolge Benzinmangels) auf der Insel Greenly Island bei Point Arrow (Labrador). Wenn auch nicht, wie beabsichtigt, Neuyork erreicht wurde, so ist doch das Unternehmen, von Europa aus zum amerikanischen Festland zu gelangen, nach den vielen vergeblichen Versuchen nun endlich gelungen.

Vorgeladenen Gästen wurde zum ersten Male der von der Firma Opel in Rüsselsheim a. M. hergestellte Raketen-Rennwagen öffentlich vorgeführt. Der Anreger zu diesen Versuchen ist Max Valier, der unbeirrbare Verfechter des Weltraumschiff-Gedankens. (Vgl. unsere Veröffentlichungen in den Nr. 4139 und 4272.) Der Ingenieur Sander konstruierte den neuartigen Wagen, der seine Antriebskraft nicht aus einem Verbrennungsmotor, sondern aus der Energie hochgespannter, wie bei einer Feuerwerksrakete ins Freie strömender Gase gewinnt. Die Vorführungen mit dem neuen Rennwagen erweisen, daß das Raketenprinzip in der Praxis verwirklicht werden kann. Das Fahrzeug erhielt innerhalb 8 Sekunden auf einer Strecke von etwa 60 Meter eine Geschwindigkeit von ungefähr 100 km Stundengeschwindigkeit, eine bisher von benzinbetriebenen Wagen nicht erzielte Leistung. Die Entwicklung von diesem Rennwagen zum Raketenflugzeug, das an den Grenzen der irdischen Lufthülle in zwei Stunden von Berlin nach Neuyork sausen kann, und schließlich zum Weltraumschiff ist nunmehr durchaus aus dem Gebiet der Phantasie in den Bereich der Wirklichkeit vorgedrungen.



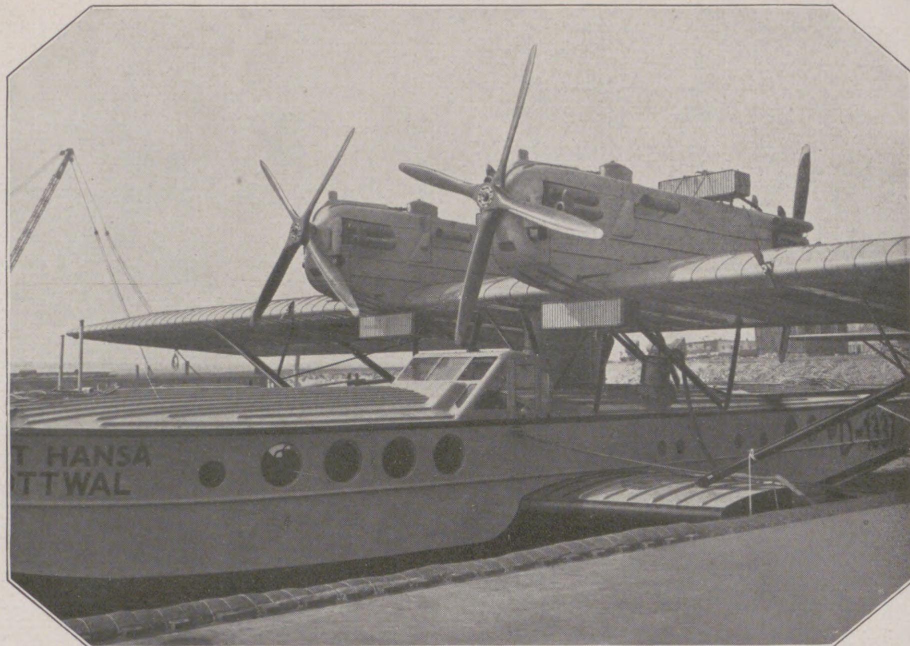
Aus dem von der Erdbebenkatastrophe am 31. März heimgesuchten Smyrna (Kleinasien): Blick auf die verwüstete Stadt. Vorn die Trümmer eines Stadtviertels sowie einzelne beschädigte Häuser; im Hintergrunde das Hafenviertel, das ebenfalls stark in Mitleidenschaft gezogen wurde.





Links: Eine romantische Eheschließung mit ungewöhnlichen Vorbereitungen: Die 23 jährige Amerikanerin Nancy Miller, die vor ihrer Heirat mit dem Exmaharadscha von Indore zum Hinduglauben übergetreten ist, bei den Zeremonien des Religionswechsels. — Rechts: Seltene Aufnahme eines Sturzes, wie er sich bei einem Motorradrennen in Wien ereignete: Der Fahrer, der beim Nehmen einer Kurve die Herrschaft über seine Maschine verloren hat, im Sturz aus voller Fahrt.





Ein neues Meisterwerk des deutschen Flugzeugbaues: Das vor kurzem fertiggestellte, mit vier Motoren und Propellern versehene Dornier-Superwal-Flugboot für den Überseedienst der Deutschen Lufthansa im Flughafen von Travemünde. **Links:** Paris-Berlin — ein Sonntags-„Ausflug“: Ein Flugzeug der Flugverkehrsgesellschaft Farman-Deutsche Lufthansa, das nach dem neuen Fahrplan nur fünf Stunden dauernde Sonntagsflüge zwischen Berlin und Paris ausführt, über der Stadt Paris (links der Eiffelturm).





Im Faltboot über den Ozean: Kapitän Franz Romer, ein 29jähriger Offizier der deutschen Handelsmarine, bei der Abfahrt von Lissabon; Kommandeur Raphael de Castro vom Lissabonner Marineklub wünscht dem kühnen Seefahrer gute Reise. Romer will die etwa 4060 Seemeilen lange Strecke bis Neuyork durch Paddeln in ungefähr 110 Tagen zurücklegen. — **Links:** Von der dritten Auslands-Tourenfahrt des Allgemeinen Deutschen Automobil-Clubs: Kraftwagen von Teilnehmern vor dem Hotel „Drei Mohren“ in Augsburg, wo am 11. April der Start erfolgte.





Links: Die Meerenge von Gibraltar von einer Schwimmerin bezwungen: Die Londoner Stenotypistin Fräulein Mercedes Gleitze bei der Entgegennahme der ersten Glückwünsche nach glücklicher Ankunft am Ziel, in Punta Leona bei Ceuta, am 6. April. Die Schwimmerin, die schon den Ärmelkanal durchschwommen hat, benötigte für die Durchquerung der Meerenge, die an der schmalsten Stelle etwa 14 km breit ist, eine Zeitspanne von knapp 13 Stunden. — **Rechts:** Vom 15. Städtekampf im Kunstturnen (zwischen Berlin, Hamburg und Leipzig) am 8. April: Während der Übungen am Barren in der Wettkampfstätte, dem Zirkus Busch in Hamburg. Hamburg siegte sicher mit 2500 Punkten; es folgten Berlin mit 2421 und Leipzig mit 2403 Punkten.

Die Katze

VON EUGEN ROTH

Das Meer hatte geleuchtet den ganzen Tag. Jetzt, gegen Abend, lag es fahl und verwischt; nur eine Wolke, die fern darüber heraufgezogen war, brannte, von der Sonne bestrahlt, die selber unsichtbar blieb, an den Rändern in seltsamer Glut. Dies Feuer war wie ein Blitz, der in den Lüften erstarrt hing und nur langsam verlosch. In die starken Farben des Himmels, der noch eine Weile hell blieb im Westen über den bläulichen Bergen, fuhren blasse Zungen von gelbem Rauch. Aber die Luft selbst stand unbewegt und schwül. In den rostroten Segeln, die über dem verdämmernden Strich des Meeres schwebten, war keines Windes Hauch, und so blieben die Schiffe stehen, wie böse verzaubert. Das versengte Land, das hinter dem breiten Gürtel weißen Sandes gegen die Berge kriecht, war unbewegt wie das Meer. Der Badegäste, Fischer und Händler Geschrei verlor sich von den Dünen.

Wir gingen, Lo und ich, zuerst den Strand entlang, bis wir aus dem Bereich der Hotels und Villen kamen, die weithin die Küste verunstalteten. Dann wandten wir uns landeinwärts, der verfallenden Helligkeit nach, die noch scharf des mächtigen Kastells Türme und Zinnen gegen den gelben Saum des Himmels riß. Doch war das Ende der umbuschten Wege, die tief und tiefer in die Eintönigkeit der Maisfelder und Weinpflanzungen führten, schon schwirrend blauer Rauch der Dunkelheit.

Ich wollte mit Lo sprechen oder auch, wie wir es manchmal taten, ein kleines Lied singen, mit halber Stimme in den Abend. Aber diese lauernde Schwüle beklemmte uns; es war, als gingen wir durch Mauern von Luft, und dicht hinter uns wäre leerer Raum. So gingen wir schweigend, ja selbst voneinander entfernt.

Nur ein schmaler Streifen längs des Meeres ist vom Reichtum erobert. Dort mischen sich im bunten Gewühl die Völker der Welt. Das Hinterland jenseits des Bahndammes ist verlassen, unberührt wie vor Jahrtausenden, Heimat umbrischer Bauern, arm und dürr.

Die Felder waren schon abgeerntet, der Wein noch nicht reif. Im raschelnden Mais brachen späte Arbeiter die grünen Kolben, man hörte es gespenstisch laut durch die ausgehöhlte Luft. Jetzt stand, sehr bleich, der volle Mond über dem in Rauch zerfallenden Abend.

Wir kamen an eine Bauernhütte, deren Armseligkeit uns still halten ließ. Da stand auf einem zerbröckelnden Mäuerchen ein rußiger, zerbrochener Topf. Und um ihn spielte ein Kätzchen, winzig klein, schwarz und wunderlich. „Oh, wie entzückend!" rief Lo, und wir traten näher. Die Katze kam uns schleichend entgegen, und nun sahen wir, daß sie räudig und halb verhungert war. Lo hatte die Hände schon ausgestreckt, um sie aufzunehmen und zu streicheln, aber nun tat sie, von plötzlichem Abscheu bewegt, einen kleinen Schritt zurück. Das Tierchen, krank und gelähmt, kroch mühsam herzu und leckte mit seiner schmalen roten Zunge an meinem staubigen Schuh, als erwarte es sich von dem Unbekannten ein wenig Nahrung. Ich bückte mich, aber der häßliche Schorf, der den armen Leib bedeckte, nahm auch mir den Mut, die Katze anzurühren. In ohnmächtigem Mitleid sah ich in diese matten, verschleierten Augen. Und nun, als fühlte sie, daß ihr vielleicht Hilfe kommen könnte, quäkte und miaute sie so jämmerlich.

Ein steinalter Mann, gebeugt und verschrumpft, wankte an einem Stock daher, ein Bündel Maiskolben schleppend. Ich kann nicht viel Italienisch, aber Lo sprach recht leidlich. „Sag' ihm doch," bat ich sie, „er soll uns ein wenig Milch für die Katze geben." Ich selbst reichte ihm ein paar Lire; er nahm das Geld, zittrig und kopfschüttelnd. Lo wies auf das kleine Tier und sprach auf ihn ein. Er schien taubstumm, lächelte nur wehmütig, zuckte die Achseln und verschwand im Haus. Eine tiefe Stille war, die Nacht fiel rasch. Die Katze zu unseren Füßen spielte hinkend und tolpatschig wie ein krankes Kind. Wir wollten gehen, aber keiner wagte den ersten Schritt.

Eine abgearbeitete Frau kam des Wegs; sie führte zwei magere, schmutzige Mädchen. In einer Flasche trug sie ein wenig Milch. Sie ging mit einem leisen Gruß vorüber, der mehr ein Seufzer war und eine halbe Bitte. Ich hatte kein kleines Geld mehr bei mir. An ein Wechseln war nicht zu denken. Lo sollte der Frau erklären, daß sie morgen im Hotel etwas bekäme. Aber sie verstand nicht recht. Ich wies auf die Milch und dann auf die Katze; aber die Frau zeigte auf ihre beiden Kinder, mit einem so ernsthaften Kummer, daß ich betroffen die Augen senkte. Unvermutet kehrte der alte Bauer zurück, ein bißchen schlechtes Obst uns entgegenhaltend, um sich für unsere Gabe dankbar zu erweisen. Wir schenkten es den Kindern, die es scheu nahmen und zu ihrer Mutter flüchteten, die wortlos ins Dunkel verschwand. Auch der Alte war fort. Wir sahen uns an, zögernd, keiner wußte etwas zu sagen. Dann, langsam zuerst, schneller und schneller, gingen wir den Weg zurück. Ja, es war eine Flucht, eine erbärmlich feige Flucht vor dieser armen Kreatur. Wir redeten lange nichts, gaben uns nicht die Hände, obgleich wir im Finstern stolperten. Es war wie eine heimliche Feindschaft zwischen uns, als hätte eins das andere verraten. Erst spät würgten wir ein paar Worte heraus: daß der Katze nicht mehr zu helfen sei. Aber wir wußten, daß das nur Ausreden waren vor uns selber. Diese Katze war ja nur eine Prüfung Gottes, und wir hatten sie nicht bestanden.

Am anderen Morgen reisten wir ab. Gewaltige Eindrücke von Kunst und Landschaft verdrängten einander Tag für Tag. Aber zwischen Lo und mir ist etwas zerbrochen seitdem, und ich fürchte, dies Erlebnis mit der Katze ist schuld daran. Als ob von da an eins dem andern mißtraut hätte, es fehle ihm doch jene letzte selbstlose Bereitschaft, die ja auch der Liebe erst ihren unerschütterlichen Halt verleiht.

So ist es schöner

VON MICHAEL ERDÖDI

Der Regen verdeckte mit einem Schleier die ebenerdigen Häuschen der Bergwerk-Niederlassung, und auf dem kotigen Wege glänzte braun das niedergetretene Riedgras. Es war noch früh am Nachmittag, aber die Lampen brannten schon; ein schmutzig gelbes Dunkel legte sich auf das Tal. Die Montanbahn rasselte dumpf in den Bergen. Man brachte frische, schwarze Kohle ans Tageslicht.

Koltay zündete sich eine Zigarette an. Der Schein des Zündholzes beleuchtete das Zimmer. Ein Moment war das Ganze. Und dann schien es, als wären die Schatten noch dunkler geworden.

„Es wird heute früh dunkel", sprach Koltay und sah auf die Frau.

„Ja", erwiderte die Frau.

Dann schwiegen sie beide. Dieses eine hingeworfene Wort hatte einen Stachel, es verwundete ihre Herzen. Sie dachten beide an ein und dasselbe. An ihre entschwundene Jugend. An alte Frühlinge, von denen nur noch das dürre Gras der Erinnerungen zurückgeblieben war.

Koltay war mit dem Morgenzug aus der Hauptstadt angekommen. Bis zum letzten Augenblick glaubten alle, daß er die Einladung zurückweisen würde. Es schien geradezu unglaublich, daß der weltberühmte Geigenvirtuose die Niederlassung mit seiner Kunst beehre. Nun gab es also eine Sensation. Koltay hat die Einladung des Konzertkomitees angenommen, er tritt heute abend auf; Frau Darvas, die Gattin des Oberingenieurs, wird ihn am Klavier begleiten.

Sie haben seit Mittag zusammen geübt. Koltay war entzückt.

„Zum Staunen, wie Sie sich in mein Spiel hineinleben können!"

Frau Darvas senkte den Kopf: „Das macht das Alter. Wenn eine Frau alt wird, ist es, als würde sie dann in ihrer Seele für alle Schönheiten entschädigt, die mit ihrer Jugend auf ewig entflohen sind."

„Ja," sagte Koltay, „bis eine Frau ihr Herz findet, ist sie auch schon alt. Das ist die Tragödie der Männer..."

Der Blick der Frau Darvas wurde verschleiert: „Sprechen Sie! Es ist so gut, Ihnen zuzuhören."

*

„Schemnitz!"

„Ja, gnädige Frau, Schemnitz. Fühlen Sie, wie der Name dieses kleinen Bergwerkortes musiziert? Schemnitz... Ich war damals sechzehn Jahre alt..."

„Schemnitz!"

„Kennen Sie diesen Ort?"

„Gewiß, ich bin dort geboren."

Es wurde wieder still. Etwas legte sich ihnen auf die Kehlen. Draußen wurde es ganz dunkel.

„Sprechen Sie weiter!"

„Ich war damals Student. Mein Vater hielt mich streng, er achtete auf jeden meiner Schritte. Das Leben berührte manchmal mit seinem großen Taumel mein Herz, das Ganze war aber bloß ein Seufzer. Dann vergaß ich wieder alles... Die Bergbauschule befand sich oben auf dem Berge, und ich ging Tag für Tag diesen Weg, die zickzackige Gasse hinauf, die Lehrbücher in der Hand... Als ich dann einmal — ich erinnere mich genau, es war im Mai — die Steintreppe emporstieg..."

Er rückte mit dem Stuhl näher.

„Wie schön ist das, wovon Sie jetzt sprechen! Der Schemnitzer Mai — die zickzackigen Gassen — Frühling auf den Bergen! — Es klingt, als wären es Geigenklänge."

„Da kam sie! Sie schritt die Treppe hinunter. Kam — und kam, wie ein Traum, wie die Seele des Frühlings. Ihre Kleider flatterten im Winde. Mein Blick blieb durstig auf ihr haften. Sie können sich denken, gnädige Frau, ein sechzehnjähriger Student!"

„Ja. Und dann?"

„Und dann schritt sie an mir vorbei. Sie blickte mich gar nicht an; ich existierte einfach nicht für sie... Ich drehte mich nach ihr um und trank mit den Augen jede ihrer Bewegungen. Ich glaubte, das Herz müsse mir vor Freude platzen... Am nächsten Tag begegnete ich ihr wieder, und auch am dritten Tag... Sie hatte für mich nicht einen einzigen Blick, und ich hätte vor Scham, vor Erniedrigung weinen mögen. Bin ich denn schon der Allerletzte, ein solcher Niemand, daß man mich nicht einmal eines Blickes würdigt? Ich blickte in den Spiegel, und ich haßte mich; ich haßte meine Jugend, meine sechzehn Jahre, die mich mehr schmerzten als jetzt meine sechzig. Denn glauben Sie mir, gnädige Frau, es ist eine größere Hölle, wenn man einen noch nicht als Mann betrachtet, als wenn man ihn schon nicht mehr als solchen betrachtet... Das Alter hat Erinnerungen, zu denen die Sehnsucht flüchten kann, aber die Flegeljahre haben nichts als einen unstillbaren Durst. Mein Gott, ein Student, den das Leben betäubt! Gnädige Frau, was soll ich Ihnen sagen? Ich war in meinem Leben noch nie so unglücklich wie damals. Bei Nacht mied mich der Schlaf. Ich quälte mich, ich brannte. Die Bitterkeit würgte mich, und ich weinte alle meine Schmerzen in meine Geige... Das Klingen der Saiten beruhigte mein Herz, und ich fühlte von Tag zu Tag, daß sich mein Spiel vervollkommnete. Immer glühender und farbenreicher stiegen die Töne unter dem Bogen meiner Violine auf. Gnädige Frau, dieser Schmerz, diese brennende Bitterkeit entfachten die Kunst in mir; sie verliehen dem in mir schlummernden Talent Flügel."

„Dann haben Sie doch gar keinen Grund zur Klage."

Koltay löschte seine brennende Zigarette aus. Seine Hand zitterte.

„Ich weiß nicht, was besser gewesen wäre. Wenn damals jenes Schemnitzer Mädchen mir zugelächelt hätte, würde ich vielleicht jetzt hier in diesem Zimmer mit ihr sitzen."

„In diesem Zimmer?"

„Ja, gnädige Frau, vielleicht gerade in diesem Zimmer, als Mann und Frau."

Frau Darvas wurde unruhig. Sie fand kaum die Worte. Ihr Herz schlug ihr bis zum Hals hinauf.

„Um Gottes willen, doch nicht...?"

Koltay senkte den Kopf:

„O doch, gnädige Frau! Sie waren jenes Schemnitzer Mädchen. Natürlich erinnern Sie sich nicht; Sie haben mich doch gar nicht angeschaut. Aber ich habe seither immer an Sie gedacht. In Paris, in London, in Neuyork — überall in der ganzen Welt, wohin ich nur gekommen bin!" Die Stimme versagte ihm.

„Sie werden mich heute abend am Klavier begleiten, wie Sie mich ein ganzes Leben hindurch überallhin begleitet haben..."

Die Augen der Frau Darvas wurden feucht.

„Aber wenn Sie wußten, wo ich bin, wo ich lebe, wohin mich das Schicksal verschlagen hat — warum haben Sie mich nicht früher aufgesucht?"

Koltay ergriff die Hand der Frau:

„Es ist so schöner."

In seinen Augen glänzte eine Träne. Er sagte leise:

„Als ich Sie zum erstenmal sah, war ich noch kein Mann — jetzt, da ich Sie wiedersehe, bin ich schon kein Mann mehr. Sagen Sie, ist es nicht schöner so?" (Aus dem Ungarischen übersetzt von Maurus Mezei, Wien.)

Frühlingstage in Peking

VON AAGE KRARUP NIELSEN

Frühling in Peking! Einer von diesen sanften, seltsamen Tagen, in denen nicht nur dem alten chinesischen Dichter, sondern auch dem Fremden „das Herz tief wie das Meer und das Haus eng wie ein kleines Boot" wird. Der barsche Pekingwinter ist vorüber. —

Heute nacht hat es geregnet. Ein milder und friedfertiger Regen. Gerade genug, um dem berühmten Pekingstaub einen Dämpfer aufzusetzen, diesem Staub, den schon ein ganz schwacher Wind durch die Hauptstraße, Hata Men, in dichten, gelben Wolken wirbeln kann. Die Sonne guckt über die östliche Mauer. Noch haben ihre Strahlen nicht die richtige sommerliche Glut, aber alle die goldenen Ziegeldächer der Paläste bringt er zum Flammen und Funkeln. Noch ist sie die milde, heilende Wärmquelle, die die berstenden Knospen liebkost und Ahorn, Mimosenbäume und Akazien und auch die wehmütigen Hängeweiden lockt, so daß sie ihre zarten Schößlinge entfalten. Wochen hindurch stehen sie so, nur halb entfaltet, das blaßgrüne Laubwerk zeichnet sich gegen den blauen Himmel wie feines Spitzengewebe. Zögernd und bedenklich stehen die Bäume, als könnten weder die Chinesen, die die dunklen, wattierten Winterkleider mit dem hellen Frühlingsanzug gewechselt haben, noch die Europäer in ihren weißen Sommerdresses sie davon überzeugen, daß der Frühling wirklich gekommen ist.

Steht man an einem solchen frischen, schönen Frühlingsmorgen zeitig auf und geht hinaus, um das Erwachen der Stadt mitzuerleben, dann wird man, selbst wenn man sehr früh auf den Beinen ist, bald entdecken, daß das Leben in den Straßen schon im vollen Gange ist.

Vor meiner Tür sitzt in seinem Wagen der Rikschakuli und schlummert. Er war der letzte, den ich gestern abend sah, als ich spät nach Hause kam, aber schon ist er auf dem Fleck. Er sieht mich verständnislos an, als ich ihm erkläre, daß ich heute laufen will, und sanftmütig trottelt er mir mit seinem Wagen nach, in der Hoffnung, daß ich bald solcher Narrenstreiche überdrüssig werde.

Der Gemüsehändler macht mit seiner Karre schon die erste Runde im Viertel, und durch singende Rufe, die unaufhörlich wiederholt werden, ladet er die Käufer ein. Aus den Häusern kommen die Chinesenfrauen, trippelnd auf ihren kleinen, zusammengepreßten Füßen, und versammeln sich um die Karre, um den täglichen Bedarf an Rettichen, Kohl, Knoblauch, süßen Kartoffeln und Gurken zu kaufen. Aus Straßen und Gassen heraus gellen die Rufe anderer Straßenverkäufer und vermischen sich mit dem Lärm der vielen verschiedenen, merkwürdigen Gerätschaften und Instrumente, die das Publikum anlocken sollen.

Da kommt der Barbier. Seinen „Laden" führt er mit sich, er hängt ihm über die Schulter in einem Joch. Unaufhaltsam schlägt er gegen eine große Stimmgabel, deren schwirrende, singende Klänge die Kunden auf die Straße herauslocken, wo dann das Rasieren meistens auf der Schwelle des Hauses vor sich geht. Der Scherenschleifer meldet seine Ankunft durch schallende Töne einer Messingtrompete, während der Trödler, der alte Kleider verkauft, mit einer kleinen Trommel raschelt. Der Kupferschmied, der das Hausgerät repariert, hämmert unermüdlich auf einem alten Kessel, und der Geigenbauer wandert durch die Gassen, träumend und auf einem seiner Instrumente kratzend, damit die herzzerschneidende Musik die Ohren der Leute kitzeln und so die Käufer heranlocken soll.

Hört man die tiefen, wohltönenden Klänge eines sich nähernden Gongs, dann weiß man, daß es ein Wahrsager und Sternkundiger ist, der sich erbietet, den Schleier der Zukunft zu heben und einem zu sagen, welche Tage günstig sind, mag es sich nun darum handeln, den Hochzeits- oder den Begräbnistag festzusetzen.

Der Mann, der Süßigkeiten, Kuchen und Zuckergebäck verkauft, ruft durch seine Glocke die Kinder und die naschhaften jungen Mädchen an seine Karre heran. Die klingelnde Roulette, die sich immer und immer herumdreht, sammelt einen Kreis von interessierten Zuschauern um sich. Der alte Essenverkäufer, der sein transportables Restaurant mit all den Schälchen und Schüsseln mit sich schleppt, hat ein Menschenalter hindurch seine tägliche und nächtliche Runde in demselben Viertel gemacht. Bei jedem zehnten Schritt bleibt er stehen und singt mit kräftiger Stimme eine Litanei, deren Worte nicht mal der Chinese unterscheiden kann, aus deren Klang aber jedermann entnimmt, das jetzt serviert ist.

Von all den lärmenden Tönen aber, die in den Straßen von Peking gellen, ist nichts so herzzerschneidend wie das Jammergeheul, das vom Rad der Schubkarre des Wasserverkäufers ausgeht. Zu jeder Seite des großen Rades befindet sich ein Faß. Auf diese Weise wird das Trinkwasser in die Häuser gebracht, die etwas entfernt von dem gemeinsamen Brunnen des Viertels liegen, und so wird auch das Wasser transportiert, das zur Begießung der Straße verwendet wird. Es geht alles ganz primitiv vor sich. Ein Mann, der eine Stange mit einem Schöpfgefäß hält, plätschert das Wasser aus einem Kübel über die Straße hin.

Ab und zu aber läßt der Lärm etwas nach, und dann geschieht es zuweilen, daß man sonderbare, unbekannte Töne auffängt. Es ist, als gingen sie von einem fernen, mystischen Instrument aus, irgendwo, draußen im Weltall — ein klarer und reiner metallischer Ton steigt und fällt — und steigt und bleibt hangen dort oben, zitternd und singend in der klaren Luft. Es sind die „singenden" Tauben Pekings, die ihren Morgengruß über die sonnenbeschienene Stadt hinaussenden. Jeder ist unter die Flügel eine kleine Flöte gebunden, und wenn die Taubenschar durch die Luft segelt, flüstert der Wind durch die Hunderte von Flöten, und die Töne vereinigen sich zu einer sanften Sphärenmusik aus dem blauen Äther, den gesummt, der einen Moment weilen will und lauschen.

Doch jetzt sausen die mächtigen Luxusautos, die die neue Oberklasse, die Emporkömmlinge der Republik, Parlamentsmitglieder, Minister und Generale befördern, wie Blitz und Donner durch die Straßen. Die Soldaten hangen auf den Trittbrettern, und die Hupen stoßen ein infernalisches Jammergeschrei aus. Vielleicht möchten die Leute auf diese Weise dem gemeinen Volk einen Eindruck von dem wunderbaren Tempo des Fortschritts beibringen. Der Mann auf der Straße aber, der um sein Leben springen muß, wenn die Autos der „Tunchuns" vorbeirasen, hat nun einmal seine eigene Denkweise. Gewiß sind die ehrwürdigen Tage der Mandarinen vorbei und ihre vornehmen Sänften, die, seidengefüttert und von Lack strahlend, durch die Straßen wiegten, von diesen „Teufelswagen" verdrängt worden, und die Mauern Pekings entlang lärmt die Eisenbahn, aber dennoch: Wandert nicht heute wie vor Jahrhunderten derselbe bedächtige Zug von langhaarigen, schwer beladenen Kamelen durch die Tore von Peking? Sie tragen den Kopf hoch und stolz, kaum, daß sie die anmaßenden Autos eines Blickes würdigen, und sollte zufälligerweise der Schlagbaum vor Hata Men gesenkt sein, so daß die Karawane warten muß, dann drehen sie langsam den Kopf und sehen mit einem Blick voll kühler Verachtung dem klappernden Zuge nach, oder sie bleiben in tiefen Gedanken versunken, als wollten sie irgendein tiefsinniges Problem ergründen, das zu lösen nicht einmal die monatelange Wanderung durch die Wüste der Mongolei ihnen genügend Zeit geboten hätte.

Und begegnen einem nicht noch heute die großen Begräbnisaufzüge, wie sie schon in uralten Zeiten Sitte waren? In ihrem Arrangement überaus reichhaltig, kompliziert und kostspielig. Bei einem vornehmen Begräbnis wirken oft 700 bis 800 Personen von der Begräbnis- und Leichenzunft mit. Ein Aufzug unter hundert „Begräbnismänner" ist eher als ein Armenbegräbnis zu bezeichnen.

Allerdings ist es eine schreckliche Versammlung von schmutzigen Lazzaronen, die man für die Gelegenheit verwendet. Wenn sie aber erst von der Bestattungsfirma mit den traditionellen grünen Mänteln, den gipfeligen Hüten und den notwendigen Instrumenten ausgestattet wurden, sind sie trotzdem nicht ohne Wirkung. Der Aufzug ist zuweilen gegen $1^1/_2$ km lang. Erst rücken die Fahnenträger und die Laternenmänner im Gänsemarsch vor, dann folgen die Musikanten, die ein ohrenzerreißendes Trauergebrüll mit Hilfe großer goldlackierter Instrumente hervorbringen. Die Trommler hämmern auf große, goldene Gongs, dann kommen Träger, die papierne Gebilde von Gegenständen vorführen, die der Verstorbene im Leben besonders geschätzt hat, und die ihm jetzt in die andere Welt folgen sollen, indem sie am Grabe verbrannt werden. Es sind da Pferde, Hunde, Diener, Wagen, Gemälde usw., zuweilen auch ein Auto mit einer lebensgroßen Puppe am Steuerrad.

So fügen sich moderne Erfindungen in den alten chinesischen Rahmen ein, ohne daß der Stimmung, nach der Empfindung des Chinesen, Abbruch getan wird. China ist und bleibt China. Auch nicht die lange Reihe von Buddhisten- und



CHINESISCHE DSCHUNKEN BEI HANKAU

AQUARELL VON FR. A. LEEKNEY

Lamapriestern, die man gemietet hat, damit sie dem Zuge folgen, läßt sich von dem lächerlichen Pappauto stören, das vor ihnen die Straße entlangwackelt. Sie murmeln in passenden Zwischenräumen im Chor einen tiefen und düsteren Klagesang oder ein Gebet für die heimgegangene Seele. Knaben in langen weißen Hemden werfen unaufhörlich ein Schneewetter von Papierstückchen in die Luft, um die bösen Geister zu verscheuchen. Dann folgt die trauernde Familie und endlich der Zeremonienmeister dicht vor dem Sarg, der auf einem mächtigen Katafalk steht, solid gebaut, aus schwerem Holz, mit rotlackierten Tragstangen versehen, mit einem roten Stoff bezogen und von zahlreichen Trägern getragen.

Bei besonders vornehmen Bestattungen werden im ganzen 96 Träger verwendet. Sie lärmen und zanken sich fürchterlich jedesmal, wenn sie „wechseln" sollen. Ist dann der ganze Aufzug vorbei, und ist der Verkehr wieder frei geworden, dann ist es möglich, daß einem in kurzem ein ähnlicher Zug begegnet. Diesmal ist es vielleicht ein Hochzeitszug. Der Unterschied besteht nur darin, daß der Katafalk mit dem Sarge hier mit einem Tragstuhl vertauscht ist, hinter dessen dicht zusammengezogenen Gardinen eine kleine Braut sich versteckt.

Die Begräbnis- und Hochzeitszüge in den Straßen Pekings finden immer Zuschauer genug, und die alten Männer, denen nur eine kurze Spanne vom Leben übrigbleibt, haben eben viel Zeit, stehen zu bleiben und den Aufzug zu beobachten. Der alte Chinese, der herangetrippelt kommt, mit seinem Falken auf dem Finger oder mit seinem Vogelkäfig in der Hand, hat keine Eile.

Es kümmert ihn nicht sonderlich, was in den geschäftigen Straßen vor sich geht. Beim Begräbnisaufzug aber bleibt er lange stehen, und er sieht ihm interessiert zu. Dann blinzelt er mit den alten, lichtscheuen Augen gegen die Sonne, lauscht dem fernen, singenden Ton der kreisenden Tauben und nuschelt weiter, mit sich selber und mit dem Piepvogel im Käfig babbelnd, auf seinem täglichen Morgenspaziergang nach dem Park hinter dem Kaiserpalast. Dort hat er seine Stammbank in einem der kleinen Pavillons, die auf Hügeln liegen, mit Aussicht über kleine, künstliche Seen und Steingruppen und über die gelben, strahlenden Palastdächer zwischen alten, breiten Baumkronen.

Es tut einem wohl, an einem milden Frühlingstag hier friedlich und in Ruhe zu sitzen und sich von der Sonne die Gicht aus dem alten Körper ausbacken zu lassen. Der dünne, graue, hangende Altmännerbart und der Zopf, reichlich mit Seide durchflochten, damit er nicht allzu kläglich dünn aussehen soll, verraten, daß er ein Mann aus der alten Zeit ist. Er sah den Boxeraufruhr, hat Peking voll fremder Soldaten gesehen und die Revolution erlebt, die die alte Mandschu-Dynastie stürzte. Er stammt aus jener entschwundenen Zeit, da es in China einem zu Ehren gedieh, wenn man alt war und die Erfahrungen eines langen Lebens besaß. Aber die Welt ist verdreht und wunderlich geworden. Keiner braucht mehr die weisen Ratschläge eines alten Mannes. Nun sind die grünen Burschen mit großer Brille und weichem Filzhut, die im Laufe weniger Jahre für 800 Dollar amerikanische Kultur auf einem College in U. S. A. verschlungen haben, die „Weisen der Welt". Das Himmlische Reich geht seinen sonderbaren Gang. Parlament, Präsident, Generale und Studenten — jeder zieht in seiner Richtung, während ein alter Mann in seiner eigenen Welt herumpusseln muß, auf einer Bank im Park sitzen und zufrieden sein muß mit einem Vogelkäfig mit Lerchentriller. Der Vogel wird aus dem Käfig genommen und kriegt Erlaubnis, auf dem welken und krummen Finger des alten Mannes mit den gelben Nägeln zu sitzen, während er vernünftig mit ihm plaudert. Man sagt, daß die Chinesen immer eine ruhige, unbewegliche Maske tragen. Sie können es tun, wenn es nötig ist, aber nichts ist ausdrucksvoller und sympathischer als das lebendige und charakteristische Mienenspiel eines feinen, alten Chinesengesichts.

Es kommen noch andere alte Männer mit ihren Vogelkäfigen angetrippelt. Sie lassen sich auf die Bank nieder, damit die Vögel ein wenig Gesellschaft und Zerstreuung haben, und damit sie gegenseitig lernen, ihre Melodien zu singen. Denn ein richtig tüchtiger Sänger ist die Freude und der Stolz eines alten Chinesen, und oft wird er mit großen Summen bezahlt. Und während die Frühlingssonne in den kleinen Seen blinkt, die Goldfische über die stille Wasserfläche schnellen und die langen, zarten Ranken der Hängeweide sachte im Winde schaukeln, sitzen die alten Chinesen da und lauschen, den Kopf auf die Seite gelegt, dem kitzelnden Chorus von Flötentrillern. Er rieselt wie Perlen, wonnevoll und honigsüß, bis in die innerste Seele hinein und lockt ferne Erinnerungen hervor. Denn der Frühling ist gekommen, und selbst einem alten Chinesen wird „das Herz tief wie das Meer, und sein Haus wird ihm eng wie ein kleines Boot".

(Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von Dr. Yrsa Bang.)



Familie auf dem Gang zur Tempelfeier.



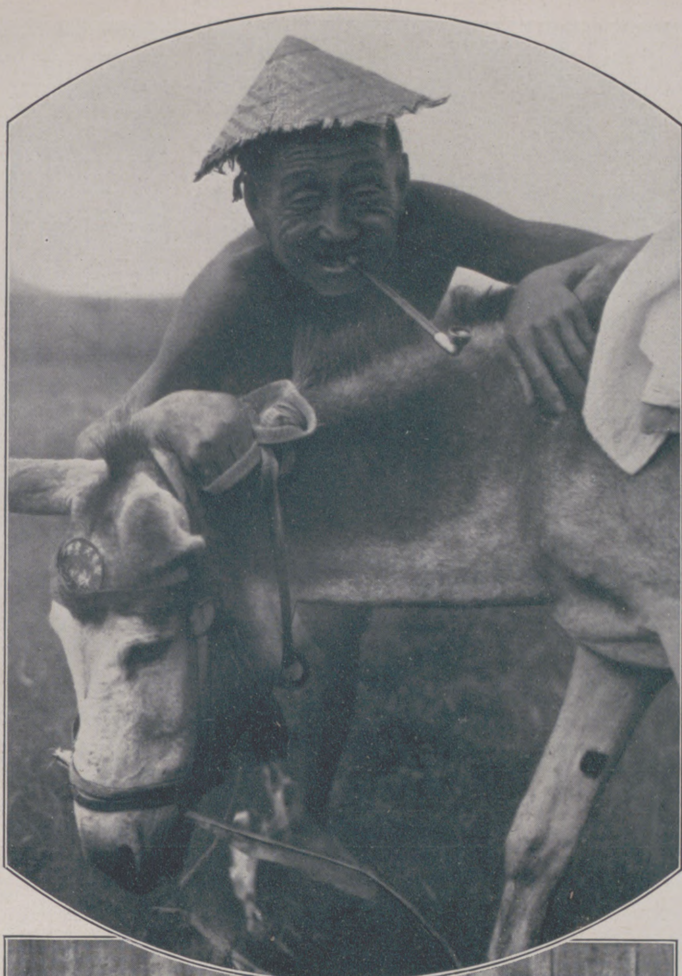
Eine typische, primitive Garküche auf dem Lande: Der Schenkwirt in Erwartung der Gäste.



Lumpensammler an der Stadtmauer in Peking.



Schweinehirt.





Links oben:

Eselteiber aus Pai-taiho am Gelben Meer.

Rechts oben:

Als Frau verkleideter Schauspieler einer Wandertruppe.

Links Mitte:

Amme mit Zögling.

Rechts Mitte:

Wahrsager.

Links unten:

In der Garküche bei einer Tempelfeier.

Rechts unten:

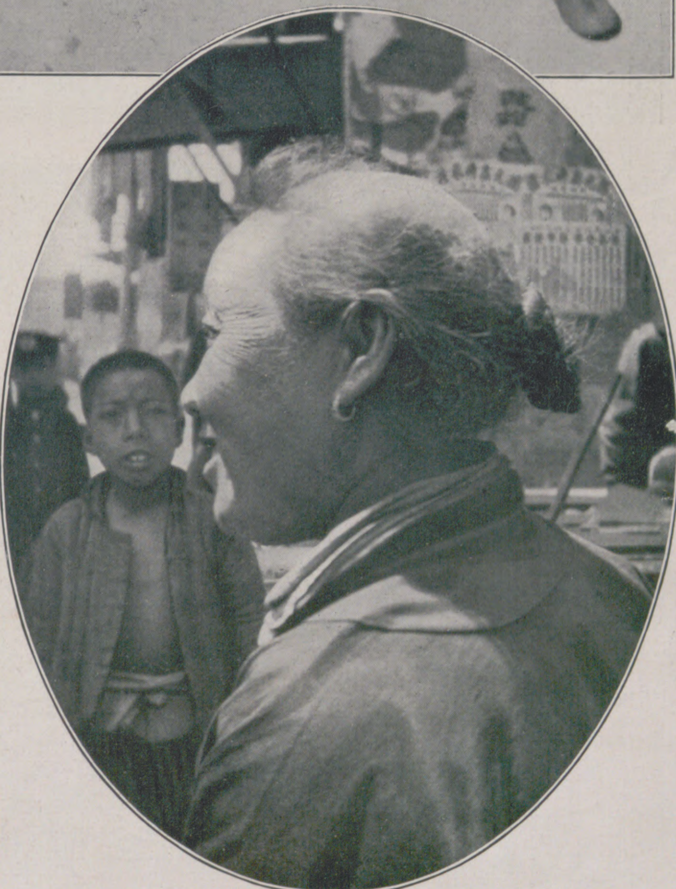
Kahlköpfige Chinesin.

Sämtliche Aufnahmen zu den Abbildungen „Aus dem Volksleben in China" stammen von Heinz v. Perckhammer.





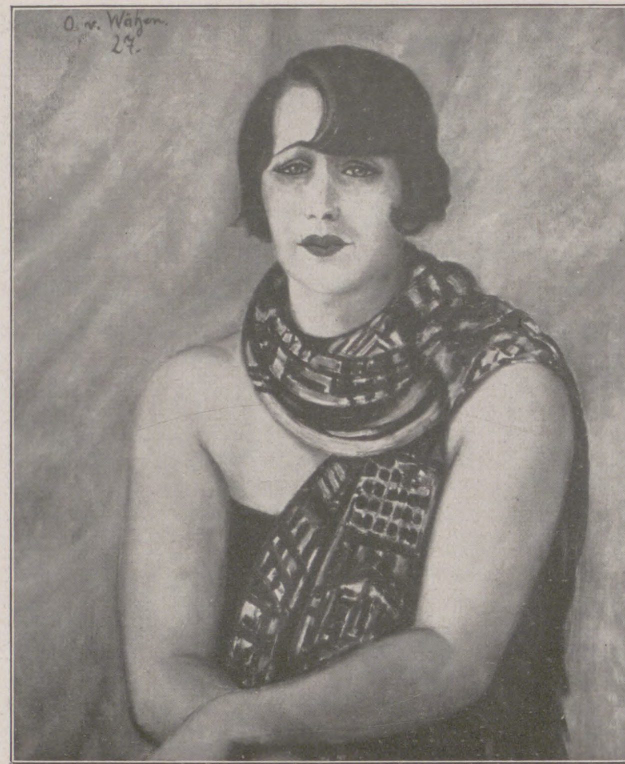




AUS DEM VOLKSLEBEN IN CHINA



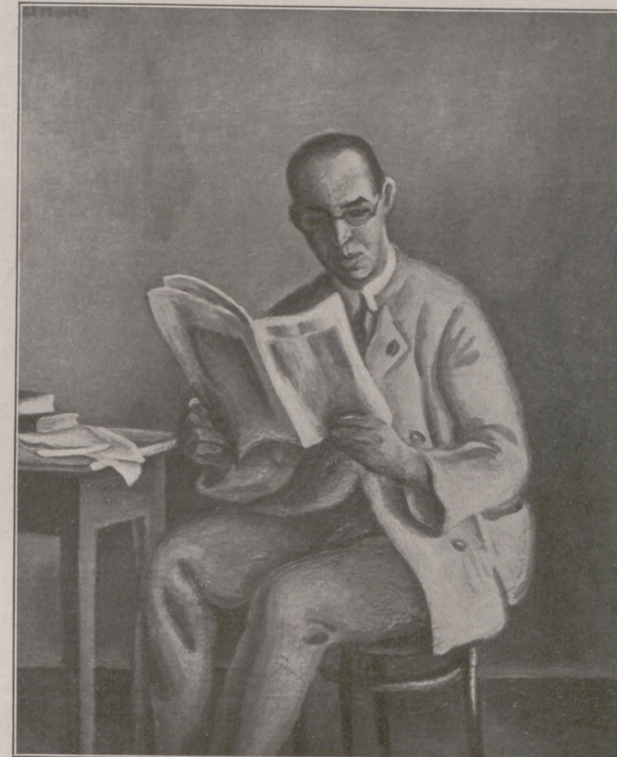
Thomas Theodor Heine: Versuchung.



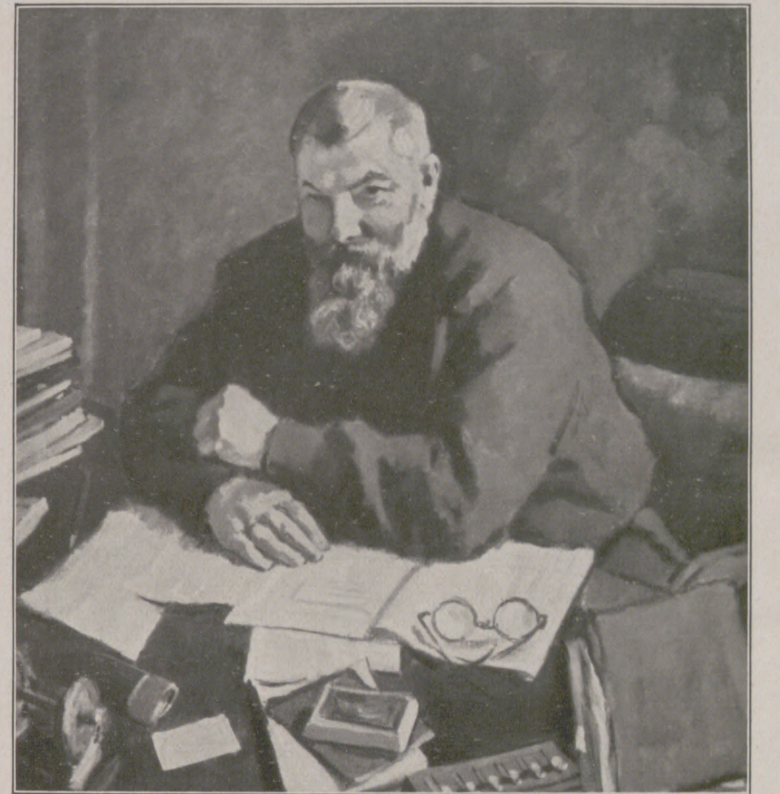
Otto v. Waetjen: Damenbildnis.



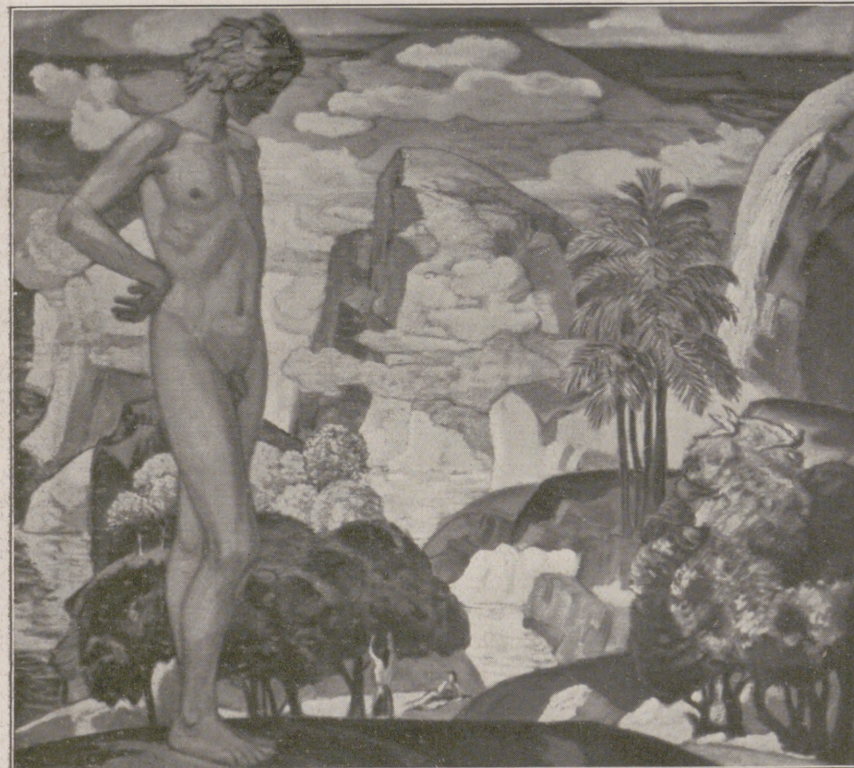
Gustav Wiethüchter: Zwei Akte.



Max Unold: Zeitungsleser.



Eugen Spiro: Bildnis Lomonossoff.





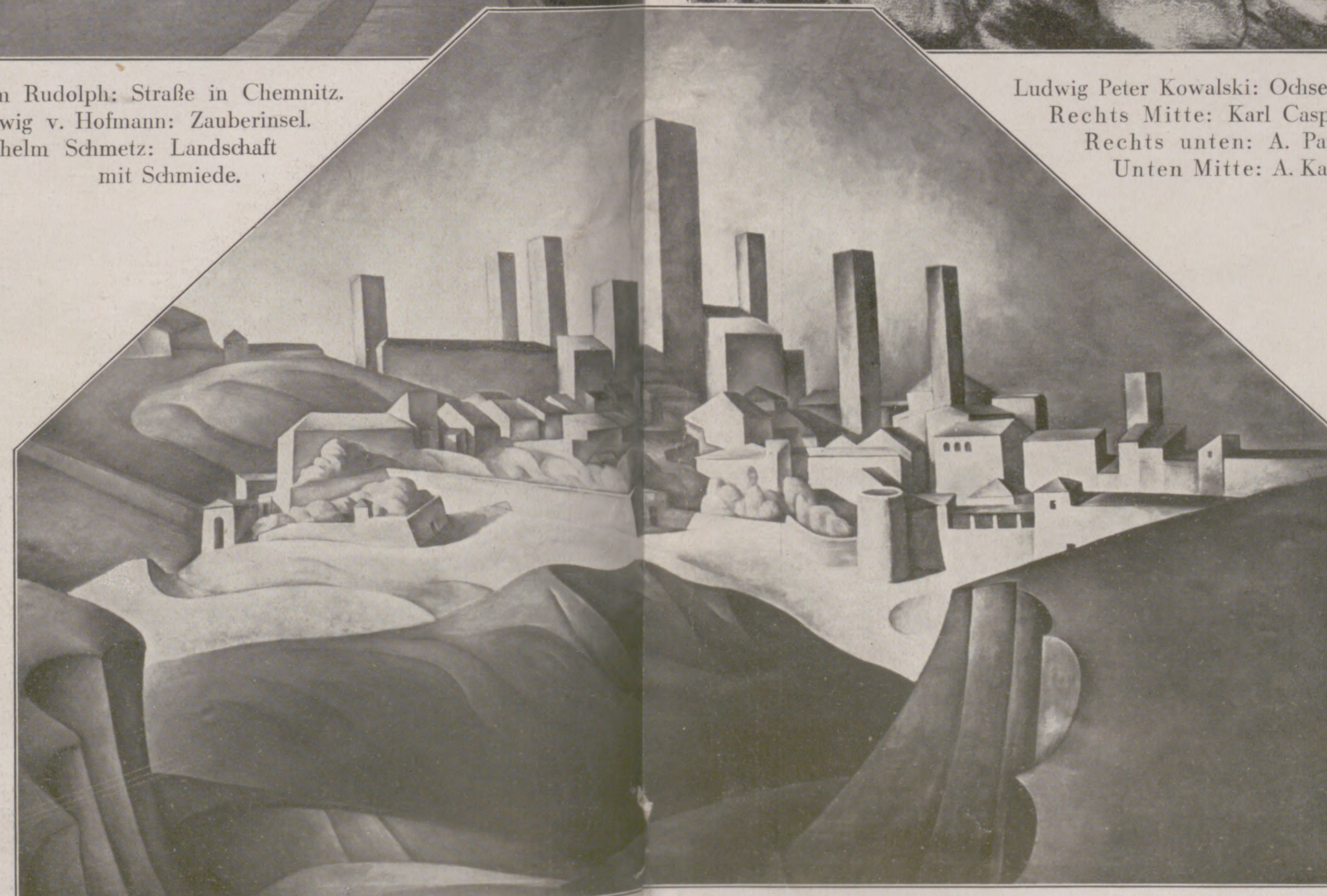
Wilhelm Rudolph: Straße in Chemnitz.
Links Mitte: Ludwig v. Hofmann: Zauberinsel.
Links unten: Wilhelm Schmetz: Landschaft mit Schmiede.



Ludwig Peter Kowalski: Ochsengespann.
Rechts Mitte: Karl Caspar: Noli me tangere!
Rechts unten: A. Partikel: Sommerabend.
Unten Mitte: A. Kanoldt: San Gimignano.









AUS DER AUSSTELLUNG DES DEUTSCHEN KÜNSTLERBUNDES IM KUNSTVEREIN ZU HANNOVER

(Vgl. hierzu den Beitrag „Künstlerbund-Ausstellung in Hannover 1928" auf Seite 587.)

Denkmäler der Kulturgeschichte im Freien:
Ein holländisches Freiluft-Museum.



Eine letzte Erinnerung an die alten primitiven Fischerhäuschen am Hafen in Amsterdam; Volendamer Fischerhütte.

Jeder Hollandreisende kennt das Reichsmuseum in Amsterdam und das Mauritshuis im Haag. Wer aber weiß etwas von der Existenz eines holländischen Freiluftmuseums? Und dabei liegt dieses hochinteressante Museum gar nicht so weit von der deutschen Grenze entfernt und ist, zumal für den Westdeutschen, leicht zu erreichen. In unmittelbarer Nähe von Arnheim und mit dieser Stadt durch eine Straßenbahnlinie verbunden, erstreckt sich das Museum über ein 30 Hektar großes herrliches Wald- und Wiesengelände, das ursprünglich zu dem Landgut „De Waterberg" gehörte. Was hier in kaum zehn Jahren erreicht ist, und was für die Zukunft noch geplant wird, verdient wegen der originellen Durchführung und der künstlerischen Gesamtwirkung auch in Deutschland, wo man ähnliche Unternehmungen, abgesehen von der Königsberger Gründung, noch nicht kennt, besondere Beachtung. Um so mehr als hier stammverwandte Art und Sitte zu uns spricht.

Man wird vielleicht fragen: Warum ausgerechnet ein Freiluftmuseum in Holland, wo doch dieses Land mit der Geschlossenheit seiner alten Städte- und Architekturbilder ein einziges großes Freiluftmuseum zu sein scheint? Aber man darf nicht vergessen, daß in Holland mehr noch als die Städte gerade das flache Land einer zunehmenden Modernisierung in jeder Beziehung verfällt und in Zukunft noch mehr verfallen wird. Technik und Verkehr fordern hier manches Opfer an altem Kulturgut, und ebenhier will das Museum erhaltend eingreifen. In weiser Beschränkung, sofern man dies überhaupt Beschränkung nennen will, hat man den Aufgabenkreis auf das flache Land begrenzt. Alles also, was bäuerliche Kultur, Wohnung, Hausrat, Trachten und Gerät, betrifft, wird gesammelt und in einem nach Stämmen und Provinzen geschlossen aufgebauten Ausschnitt gezeigt. Nicht etwa an Modellen, sondern an Originalen. Ob Bauernhäuser, Pferdeställe, Backöfen, Mühlen, alles, was an kulturgeschichtlich Interessantem draußen dem Abbruch geweiht war, hat man hierher übergeführt und in der anmutigen, zum Teil mit uraltem Buchenwald bestandenen Hügellandschaft aus dem alten Material wiederaufgerichtet und vollkommen eingerichtet. Und damit neben dem toten Inventar das lebende nicht fehle, grast auf der Parkwiese schwarzbuntes Vieh.

Diesem Museum haftet so gar nichts Museales an, nichts von dem Modergeruch und der stickigen Luft, die man in manchem anderen Museum atmet. Das Rauschen der Bäume und der würzige Duft des Waldes begleiten den Besucher auf seinem Weg durch die Jahrhunderte.

Da steht die kümmerliche, einer Hundehütte ähnliche Behausung, die sich die Volendamer Fischer am Hafen von Amsterdam errichteten; 3 m lang, 2 m breit und wenig höher als 1 m, so daß der Bewohner nur in hockender Stellung in ihr Platz fand. Dreißig solcher Hütten standen einst am Ufer des Ij bei Amsterdam. Bis auf diese letzte, die noch vor wenigen Jahren bewohnt war, sind sie jetzt „ausgestorben". Nicht viel komfortabler war das Heim des armen Heidebauern in Nordholland, halb aus Lehm und Erde erbaut, das hier Platz fand. Das sächsische Bauernhaus aus der Provinz Gelderland dagegen erzählt, ebenso wie die üppige Wohnstube aus Hindeloopen, von der deftigen Lebensführung so manchen Bauerngeschlechts. Unter den Windmühlen, dem Wahrzeichen des Landes, finden wir einen Veteran aus dem 17. Jahrhundert, und die Innenausstattung der Gebäude weiß zum Teil von noch ferneren Zeiten zu berichten. Aber auch von dem Selbstbewußtsein und der nationalen Geschlossenheit dieses Volkes, von seiner naiven Sinnenfreudigkeit und seinem schlichten, aber guten Geschmack, der auch die Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens zierlich und bunt zu gestalten weiß.

Das schönste Erlebnis aber ist doch die innige Verschmelzung aller Objekte mit der Landschaft. Wie anders als im geschlossenen Museumsraum wirkt hier jedes farbige Detail, wie unmittelbar spricht hier im Wechsel von Licht und Schatten das Raumgefühl. Man muß in diesen Bauernhäusern gestanden haben, wenn durch die niedrigen Fenster die Sonne Urväter Hausrat bescheint, wenn der Blick über Diele und Tenne durch das weitgeöffnete Scheuentor über Wald und Busch streift, über den gewölbten Heiderücken der Veluwe fort in blaue Fernen, man muß das alles mit wachem Sinn in sich aufgenommen haben, um zu spüren, daß hier nicht toter Museumskram aufgestapelt ist, sondern die Atmosphäre einer Landschaft, eines Stammes eingefangen wurde. Und man wünscht sich von Herzen, daß die vorbildliche Arbeit der Männer, die in Holland am Werke sind, auch bei uns in Deutschland Beachtung und Nachahmung finde. Wenn auch in Deutschland die Verhältnisse komplizierter sind als in dem kleinen, ethnographisch einheitlichen Holland, so scheinen uns doch manche Distrikte und Provinzen schon museumsreif.

Dr. Otto Baumgard.



Im Kreis: Ein bejahrter Vertreter der holländischen Windmühlen, eines Wahrzeichens des Landes: Ständermühle aus dem 17. Jahrhundert.



Ein Bild bodenständiger bäuerlicher Geborgenheit: Altes Bauernhaus in der Provinz Gelderland.

Schweizer Trachten

(PHOT. WILLY SCHNEIDER, ZÜRICH.)





Appenzellerinnen am Fronleichnamsfest.

Links nebenstehend: Brautpaar aus Champéry (Wallis).



Mädchen aus Engelberg (Unterwalden).





Alpaufzug im Appenzellischen: Sennen mit den großen Treichlen läuten die Alpauffahrt ein.

Im Oval: Bernerin.





Walliserinnen aus der Gegend von Siders.

Nebenstehend: Zuschauer beim „Schwingen“ in Weißbad in der Nähe der Stadt Appenzell.

Für Sport und Reise











Beige-rotes Kostüm aus dem neuen Rodierstoff (mit eingewebtem Seidenfaden). Die Bluse ist kleidartig an den Rock genäht, den eine aufspringende Falte schmückt. Dazu kleiner Hut in den gleichen Farben. Modelle: Kuschnitzky & Gerstl (Kleid); Blanche (Hut), Wien.

Oben links: Die Schauspielerin Trude Brionne in einem jugendlichen weißen Tenniskleid in Jumperform mit roter Stoffgarnierung und Gürtel aus Sämischleder. Dazu ein Tuch in denselben Farben. Modell: Geiringer & Co., Wien.

Oben Mitte: Sommerkostüm aus grau-schwarzem Rodierstoff. Die Operettensängerin Anny Coty trägt dazu einen schwarzen Celophanstrohhut mit rotem Blattschmuck. Modelle: Kuschnitzky & Gerstl (Kleid); Blanche (Hut), Wien.

Unten links: Anny Coty zeigt eine neuartige Kombination, bestehend aus einem ärmellosen weißen Kleid mit plissiertem Rock und rosa-brauner Stickerei, rosa Weste und gleichfarbigem Mantel mit gestickten Taschen. Die innere, weiße Seite kann gleichfalls nach außen getragen werden. Den Anzug ergänzt ein ebenfalls gestickter Balibuntalstrohhut. Modelle: Kuschnitzky & Gerstl (Kleid); Blanche (Hut), Wien.

Nebenstehend: Dasselbe Kleid mit der Weste und dem Mantel, die weiße Innenseite nach außen gekehrt.

Photos: Ernst Förster, Wien. Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.

Das weiße Spiel

ROMAN VON WERNER SCHEFF

(2. Fortsetzung.)

Günter hatte erwartet, von Bettina nach seinem siegreichen Kampf gegen Volkmann wenigstens einen Wink oder ein Wort aufzufangen, das ihm Gewißheit in der einen oder der anderen Richtung bringen würde. Wieder war sie ihm ausgewichen, und er kam verzweifelt in die drei eleganten Räume zurück, die er unweit des Steinplatzes in einer stillen, vom Berliner Verkehr kaum berührten Straße innehatte. Er war körperlich nicht ermüdet, sein Ringen mit Lutz hatte ihn wenig angestrengt. Aber die Ungewißheit, ob ihm dieser Abend die Gegenwart Bettinas zwischen diesen vier Wänden, in einem völligen Alleinsein bringen werde, machte ihn matt und mutlos.

Sein Diener hatte frei, der ging zu seinen Eltern nach Neukölln. Es war im Arbeitszimmer, dem gemütlichsten Raum, für zwei Personen gedeckt. Vergeblich, sagte sich Günter. Er glaubte zu wissen, daß er an diesem Abend allein bleiben werde. Ungeduldig warf er sich auf den Diwan, legte die Hände vor das Gesicht und dachte an das, was er herbeigesehnt hatte, und was jetzt von Bettinas zögernder Furcht in weite Ferne gerückt wurde.

Aber sie hatte recht, ging es ihm dann durch den Kopf. Er hätte wie ein Kind weinen mögen. Seit Wochen zerrieb dieser Kampf seine Nerven: auf der einen Seite die Frau, der jede Faser seines Körpers, jeder Gedanke seines Hirns zustrebte, und daneben das quälende Bewußtsein, daß sie seinem Vater gehörte, und daß allein der Gedanke, der ihr galt, ein Verbrechen war. Oft setzte sich Günter mit einer Moral, die er sich selbst zusammengezimmert hatte, über alles hinweg. Das dauerte dann Stunden. Und gerade die schönsten Stunden waren es, zu denen ihm dieses Philosophieren verhalf, so falsch und verlogen es auch war. Gleich darauf fielen wieder die Zweifel über ihn her, und es gab Augenblicke, in denen er die Flucht vor Bettina erwog oder den Tod von eigener Hand.

Er liebte seinen Vater auf seine Art, die etwas Scheues und in sich Gekehrtes hatte. So lange er sich entsann, hatte er niemals seinen Arm um den Hals dieses Mannes gelegt, niemals eine Zärtlichkeit von ihm empfangen, ihm niemals das gegeben, was die Einheit des Blutes forderte. Nach dem frühen Tode der Mutter war der Vater jahrelang auf Reisen gewesen, und Günter war in einem Konvikt in Österreich aufgewachsen, der Heimat seiner Mutter. Erst als Student in München hatte er dann den Vater wiedergesehen, wiedergefunden, aber es war zu keiner Vertrautheit zwischen ihnen gekommen. Arnold Tieffenbach saß meist auf seinem Gute, wo er an einem Werk über die Sprache der Bienen arbeitete, eine Marotte, die nur durch die Erkenntnis erklärlich war, daß dieser Seltsame über das Menschliche hinweg in ein Wunderreich gelangt war, das zu erforschen mehr zu lohnen schien als ebendieses Menschentum. Hin und wieder störte ihn dann der Sohn, aus München auf dem Gute bei Salzburg eintreffend, in seiner behaglichen Ruhe, störte ihn vielleicht weniger, als Günter in seinem steten Argwohn, dem Vater wenig zu bedeuten, annahm. In solchen Tagen ließ Arnold Tieffenbach seinen Bienenstaat im Stiche und widmete sich dem Jungen. Bis Günter eines Tages in München den Brief in der Hand hielt, der ihm meldete, sein Vater habe eine junge Frau genommen.

Diese Heirat schien das letzte Band zwischen Vater und Sohn zu lösen, aber nur das sichtbare Band. Günter hielt den Schritt seines Vaters, der mit vierundfünfzig Jahren eine Fünfundzwanzigjährige freite, für töricht. Eigensinnig reiste er, als der Vater ihm seinen Besuch in München ankündigte, nach Italien ab, saß monatelang in einem Felsennest am Tyrrhenischen Meer, bis es ihm dort zu eintönig wurde; er ging an die Riviera, wo er die hohe Schule des Tennissports absolvierte, seine Begabung entdeckte und an den ersten Turnieren teilnahm. Er wich in unbegreiflichem Zorn seinem Vater und der jungen Frau aus, die ihm liebevolle Briefe schrieben. Schließlich verstrich der Winter, der Frühling, und mehr von Neugierde als von Anhänglichkeit getrieben, überraschte er Vater und Stiefmutter am Fuße des Untersbergs. Seitdem war er, wie er sich in Stunden der Nachdenklichkeit oft sagte, nicht mehr Herr seiner Sinne.

Als er seinen Vater und Bettina dann verließ, geschah es aus Furcht vor sich und den Regungen, die er in sich entdeckte. Er floh und glaubte sich stark genug, die junge Frau nie wiederzusehen. Kaum aber hörte er, daß sein Vater die Villa am Wannsee beziehen wollte, da lockte es ihn nach Berlin. Und hier entwickelte sich, besonders als Arnold Tieffenbach bald wieder an seine Arbeitsstätte zurückkehrte und Bettina allein zurückblieb, aus der anfänglichen Abwehr gegen die Frau, die er Mutter nennen sollte, und die um drei Monate jünger war als er selbst, eine Verliebtheit, aus ihr Liebe, daraus eine tolle, kaum noch kontrollierbare Leidenschaft.

Vergeblich verschanzte er sich oft hinter dem Argument, sein Vater sei schuld an dem allen, er habe durch seine Heirat diese Verhältnisse herbeigeführt, habe einen Zustand geschaffen, aus dem die Tragik eines Carlos-Dramas erwachsen müsse. Das war doch nur Selbstbetrug. Und selten vorher war er sich so klar wie in dieser Abendstunde, da er Bettina erwartete oder auch nicht erwartete, über die Zusammenhänge geworden, die einen von ihnen dreien oder zwei oder alle drei verderben mußten.

Silberhell gab die Uhr auf dem Kamin das Zeichen der achten Stunde. Er sprang auf.

„Wenn sie nicht kommt, verschwinde ich morgen aus Berlin", sagte er sich.

Er trat an eines der Erkerfenster und guckte zwischen den Vorhängen hinüber zu dem Ende der stillen Straße, wo der Steinplatz lag und die Hardenbergstraße verlief, der Weg vom Bahnhof Zoo her. Es war sehr dunkel, die Laternen gaben nur notdürftiges Licht. Er sah wenige Menschen, aber zwei Automobile rollten von dorther, wo es heller war, zwischen die düstere Reihe von Häusern und Vorgärten. Und dann glaubte er, einer dieser Wagen habe unten gehalten, lief vom Fenster fort, öffnete die Tür zum Entree und wartete. Sein Herz ging schneller als während des Gefechts mit Lutz Volkmann, bis der Schlag mit einemmal auszusetzen schien. Denn es läutete, zweimal, wie er es mit Bettina verabredet hatte.

Sie betrat seine Wohnung mit weit mehr Fassung und Sicherheit, als er in der letzten Stunde aufgebracht hatte. Trotzdem schien es ihm, als sei sie etwas abgehetzt und mit einem ihm fremden Gedanken beschäftigt.

Während er ihr den Mantel abnahm und sie selbst den Hut beiseitelegte und mit ein paar Handstrichen ihr leicht gewelltes, hellblondes Haar ordnete, fragte sie:

„Hast du mich vorfahren sehen?"

„Das ist von meinen Fenstern aus unmöglich, solange sie geschlossen sind. Aber ich hörte das Auto halten."

„Und das zweite?"

„Welches zweite?"

„Es ist jemand vom Bahnhof aus nachgefahren. Glaubst du, Günter, daß es Menschen gibt, die aus bloßer Neugier spionieren?"

Er erschrak. „Ich verstehe das alles nicht, Bettina. Aber tritt weiter, man kann uns draußen auf der Treppe hören."

Er umschlang sie, zog sie in das Arbeitszimmer und hieß sie mit einem Kuß willkommen, in dem seine Erregung zu ersticken schien. Bettina hielt die Augen geschlossen und erwiderte jede Zärtlichkeit gleich stark und innig.

„Und nun erkläre mir, was bedeutet die Geschichte mit dem zweiten Automobil?" forschte er besorgt, als er sie freigab und zu dem Platz geleitete, den er ihr zugedacht hatte.

Sie ließ sich nieder und überlegte. „Es ist so unglaubhaft", sagte sie leise, als spräche sie zu sich selbst. „Was will dieser Mann von mir? Und ich bin fest überzeugt, daß er es nicht böse meint."

„Wer?"

„Das kann ich dir nicht sagen. Wenn ich nur wüßte, wer er ist. Aber er ist alt, Günter, und alles, was ich von ihm weiß, schaltet häßliche Beweggründe aus. Er folgt mir oft wie ein Schatten, aber so wie heute abend war es noch nie. Von meinem Hause bis zum Bahnhof, dann vom Bahnhof Zoo bis hierher."

„Es kann ein Detektiv sein. Volkmann ist alles imstande..."

„Nein, eher ein Geisteskranker. Ich möchte nur wissen, ob er noch unten steht."

Sie sprang auf und ging von einem Fenster zum anderen. Nach einer Weile lachte sie auf. „Es wird alles Täuschung gewesen sein. Ich sehe ihn nicht."

Sie kehrte zu dem Tischchen zurück, auf dem Günter inzwischen die Gläser gefüllt hatte. Nun erst bemerkte sie die gastlichen Vorbereitungen. „Ich kann keinen Bissen essen", sagte sie, aber ihr Auge kostete von allem. Als sie wieder Platz genommen hatte, trank sie ein Glas Rotwein, den Günter aufmerksam ausgesucht hatte: ihr Lieblingsgetränk, soweit sie überhaupt auf ihrem Tisch geistige Getränke duldete.

„Ich hatte gefürchtet, du würdest überhaupt nicht zu mir kommen", begann Günter mit jener zögernden Aufrichtigkeit, die Bettina an ihm liebte.

Ihre Hand glitt über den Tisch und legte sich auf die seine. „Ich hatte es doch versprochen. Wenn es auch schlecht ist... schön ist es doch, mit dir so Aug' in Auge zu sitzen... ohne die anderen... ach, überhaupt diese anderen. Du glaubst nicht, was sie über uns reden."

„Ich weiß mehr davon als du. Aber lassen wir sie. Bist du mir noch wegen Volkmanns böse?"

„Gewiß, du hättest klüger sein sollen. Ich fuhr dann mit ein Stück in seinem Auto, und ich hörte heraus, wie er dich haßt."

„Beruht auf Gegenseitigkeit."

„Was hast du gegen ihn?"

„Das will ich dir heute gestehen. Bisher habe ich dir darauf immer geantwortet, daß ich es selbst nicht weiß. Aber ich weiß es sehr gut. Du bist eine Frau, du hast nicht das feine Gehör, das ein Mann besitzt, wenn von der Frau gesprochen wird, die er liebt. Dann hört er mehr, tausendfach mehr heraus als alle anderen. Und Volkmann... bitte, gib mir auf das, was ich jetzt sage, keine Antwort... dieser Mensch redet von dir, selbst unabsichtlich, wie von einer Frau, die für ihn kein Geheimnis ist. Du verstehst mich doch?"

Bettina hatte ihn verstanden, aber nur für einen Augenblick sank ihr Haupt herab; gleich darauf hob sie es wieder. Keine Spur von Scham oder Reue war in ihr. Was damals geschehen war zwischen ihr und Lutz, hätte sie gern aus ihrem Leben gestrichen, aber es hatte geschehen müssen, weil stärkere Mächte als ihr Wille es gefordert hatten. Sie hatte längst eingesehen, daß kein Mensch die Kraft besaß, sein Schicksal unabhängig von Strömungen und Gewalten zu formen, die von außen kamen. Oder, was noch unwiderstehlicher war, diese Mächte drangen von innen hervor, aus der Seele, aus den Tiefen des menschlichen Ichs, wo das Bewußtsein aufhört und der Instinkt beginnt.

Der da vor ihr saß, ahnte von alledem nichts; sein Verstand suchte Gründe und Ursachen an der Oberfläche. Schuld daran war seine Erziehung fernab von einem Vater, der ihr, Bettina, die Augen über die Geheimnisse des Lebens geöffnet und ihr Erkenntnis gegeben hatte. Dafür war sie ihm dankbar, und doch hatte sie die Schwelle dieses Raums überschritten, in dem sein Sohn sie erwartete, mit Wünschen, die sie kannte.

Sie sah die Augen Günters, die fieberisch glänzten, erfüllt vom Schein heimlicher Sehnsucht. Sie spürte den Druck seiner Hand. Aber nie fiel ihr ein, aufzuspringen und fortzulaufen.

Es rührte sie beinahe, wie Günter zart und zögernd zu ihr sprach. Er hatte gewiß Erfahrung mit Frauen; er war doch inmitten einer Jugend aufgewachsen, die im Genuß den Zweck des Lebens sah, und der eine Minute das gleiche bedeutete wie ihren Vätern einstmals die Stunde oder gar Tage und Wochen. Ihr gegenüber aber versagte der Mut, der ihn und seinesgleichen zugreifen ließ, sobald es der Augenblick erlaubte.

Er erzählte von dem Sommertag, an dem er sie zum erstenmal gesehen, von seinen Gefühlen in jener Stunde. „Ich war wie verzaubert. Das klingt banal, aber es gibt so etwas. Weißt du, daß ich es dir am liebsten gleich gesagt hätte?"

„Besser so", antwortete sie.

„Besser, ich habe damals geschwiegen und darf dafür heute sprechen. Es ist wie ein Wunder: du bist bei mir, niemand sieht uns, keinem können wir begegnen, den wir fürchten müßten."

Er stand auf, trat zu ihr und bog ihren Kopf zurück, um sie zu küssen.

„Soll ich dir dafür danken?"

„Du hast mir schon gedankt."

„Wie?"

Sie machte sich frei, sah hinüber zu der Uhr und sagte: „Mit dieser Stunde, die ich schon bei dir bin."

Das verstand er nicht.

Sie erhob sich. „Ich muß fort", stieß sie tief atmend hervor. Es fiel ihr selbst so schwer, daß es unecht klang.

„Bettina", stammelte er enttäuscht und gehemmt zugleich, da ihr starker Wille seine Wünsche bändigte.

Er stand regungslos und sah sie zur Tür gehen. Dann folgte er ihr ohne den Versuch, sie zurückzuhalten.

*

An diesem Abend, kurz vor acht Uhr, traf Arnold Tieffenbach aus München in Berlin ein.

Auf der Fahrt im Mietauto vom Anhalter Bahnhof nach Wannsee fing er an, über sich und seine Reise zu lächeln. Von Salzburg war er mit dem sicheren Bewußtsein aufgebrochen, er habe dringend in Berlin zu tun, er müsse mit seinem Verleger persönlich Rücksprache nehmen; in München noch hatte er den Gedanken von sich gewiesen, er sei unterwegs, um Bettina wiederzusehen. Und nun, da der Wagen über die Avus hinwegbrauste, erkannte er, daß ihn doch nichts anderes hierherführte als die Sehnsucht nach ihr, der jungen Frau, seiner Frau. Wo und wie dieses linde Begehren in ihm erwacht war, sich an ihrem Anblick zu erholen, mit ihr zu sprechen, sie in seiner Nähe zu fühlen, er wußte es nicht. Doch es bestand jedenfalls, und es hatte ihn dazu veranlaßt, von seinen Bienen fortzugehen, so wichtig auch gerade in diesen Tagen seine Anwesenheit bei den Beobachtungsstöcken war.

Er freute sich, daß es ihm noch vergönnt war, so zu empfinden. Ihm war beinahe wie in den ersten Tagen seiner jungen Ehe zumute; es ging ihm warm und stark durch die Adern, und er atmete tief den Luftstrom ein, durch den das Auto stürmte. Fast hätte er vergessen, daß er auch einen Sohn in Berlin hatte. Wie übertönte in ihm der Ruf nach Bettina jede andere Regung! Der Junge kam dabei schlecht weg, war immer schlecht weggekommen. Morgen wollte er ihn aber aufsuchen oder ihn bitten, den ganzen Tag in Wannsee zu verbringen.

Am Bahnhof ging es vorbei; bald mußte er dem Chauffeur zurufen, nach links abzubiegen. Die Villen am Kleinen Wannsee waren ihm alle bekannt. Und nach kurzen Minuten stand der Wagen vor dem Hause.

Es war dunkel, nur tiefer gelegene Fenster hatten Licht. Er stieg aus, lohnte den Fahrer ab, nahm sein Köfferchen und läutete. Nach einer Weile drehte man von innen die beiden Bogenlampen über dem kiesbedeckten Zugang zum Hause an. Möhne erschien, klein und dick, kleiner und dicker als vor ein paar Monaten. Er sah sofort, wer Einlaß begehrte, und lief herbei.

„Guten Abend, Möhne... da schauen Sie halt, nicht wahr?"

„Aber, Herr Tieffenbach, kein Telegramm", stieß der Portier vorwurfsvoll hervor.

Er hatte geöffnet, nahm seinem Herrn den Koffer ab, ging neben ihm her.

„Die gnädige Frau ist aber nicht zu Hause!"

„Schade."

Tieffenbach fragte nicht, wo Bettina wäre. Um keinen Preis der Welt hätte er diese Frage gestellt.

Aber Möhne hielt es für seine Pflicht, ihn darüber zu informieren, daß Bettina zu Frau von Burring gefahren sei. Er habe das nur gehört.

Tieffenbach trat ins Haus, ging durch ein paar Räume, blieb schließlich in der Halle, wo er sich niederließ, und überlegte. Er fühlte sich einsam, weil er gehofft hatte, schon in den nächsten Minuten mit Bettina zusammenzusein. Er zog seine Uhr zu Rate: gegen neun. Noch viel zu früh, um hier Bettinas Rückkehr zu erwarten. Da fiel ihm Günter ein. Er wollte ihn anläuten, rief das Mädchen, erfuhr aber nicht die Nummer des Jungen. Man wußte gerade, wo er wohnte, aber niemand hatte mit ihm telephoniert.

Tieffenbach begab sich hinauf in seinen Baderaum, wusch sich und wechselte den Kragen. Der Diener schlief schon, oder er ließ sich wenigstens nicht sehen.

Da er im Speisewagen gegessen hatte, lehnte Tieffenbach das Anerbieten Augustes ab, die ihm ein Stück Fleisch braten wollte. Er hatte es sich in den Kopf gesetzt, den Abend nicht nutzlos zu verbringen. Kurz darauf verließ er die Villa und begab sich hinüber zum Wannseebahnhof. Er hatte Glück; als er den Perron betrat, fuhr ein Zug von Potsdam ein. In einem leeren Abteil zweiter Klasse ließ er sich nach dem Bahnhof Zoo bringen.

Der Weg über die Hardenbergstraße war kurz; und bald erreichte er die Straße, die man ihm genannt hatte. Er ging mit jener langsamen Gleichmäßigkeit, die ein Zeichen seines Lebens war, die Häuserreihe entlang, deren Nummern er bei der schlechten Beleuchtung mühsam las.

Nach und nach siegte in ihm die Freude, er werde wenigstens Günter antreffen. Sicher war es allerdings nicht, aber bestimmt würde er hören, wo sich sein Sohn heute abend befand.

Er hatte das Haus erreicht, vor dem eine Laterne leuchtete. Der Vorgarten verbarg ihm den Eingang; als er näher kam, sah er, daß jemand an der Tür lehnte. Er schritt ohne Zögern weiter. Er nahm an, daß einer der Bewohner des Hauses noch eine Weile hier draußen geblieben wäre.

Es war nicht hell genug, um mehr zu sehen als die Umrisse der Gestalt. Tieffenbach langte an der Haustür an, suchte den Knopf der Klingel. Der Portier würde ihm öffnen und ihm sagen, in welcher Etage er seinen Sohn finden konnte.

„Verzeihen Sie", sagte er, als er merkte, daß die dunkle Gestalt gerade vor der Hausglocke stand.

Ohne übergroße Eile bewegte sich der Mann nach rechts.

„Ich will Sie gewiß nicht stören", fuhr Tieffenbach fort, der das leise Empfinden hatte, als stoße er in dem Fremden auf irgendeinen Widerstand. Dabei hob er die Hand, um nach dem Klingelknopf zu tasten.

Im gleichen Augenblick packte ihn der Mann aus der Finsternis am Arm und hielt ihn von dieser Bewegung zurück.

„Wer... wer sind Sie?" fragte er mit einer sonderbar verdeckten Stimme. „Bitte... wer sind Sie?"

Tieffenbach erschrak. Darauf war er nicht gefaßt gewesen.

„Was kann Sie mein Name interessieren!" gab er höflich zurück. „Ich habe hier im Hause einen nahen Angehörigen wohnen, den ich besuchen will."

Es entstand eine kurze Pause. Aber noch immer fühlte Tieffenbach, wie sich die Hand des Mannes um seinen Arm schloß. Mit welchem Recht? Hatte er es mit einem Irrsinnigen zu tun? Oder mit einem Straßenräuber? Darüber allerdings war der große, kräftige Tieffenbach nicht allzusehr beunruhigt, denn der Fremde war viel kleiner und schmächtiger als er, und in seinem Ton hatte nichts Drohendes gelegen, eher eine entsetzliche Verlegenheit, vielleicht Angst, vielleicht Besorgnis.

„Lassen Sie mich los", sagte er sanft und ohne Zorn.

Darauf reagierte der Mann an der Hausglocke nicht; vielmehr schob er zögernd die Hand des anderen beiseite.

„Einen Angehörigen... einen Sohn?" erscholl es aus der Dunkelheit.

Nun wuchs das Staunen Tieffenbachs. Er trat zurück, um das spärliche Licht der Straßenlaterne auf den Seltsamen fallen zu lassen, und in ihm ging die Wandlung von Gleichgültigkeit zu angespanntestem Interesse vor sich.

(Fortsetzung folgt.)

DIE WURZEL ALS TRAGGERÜST

(Zu dem Beitrag „Mechanische Befestigungssysteme im Pflanzenreiche" auf Seite 612.)





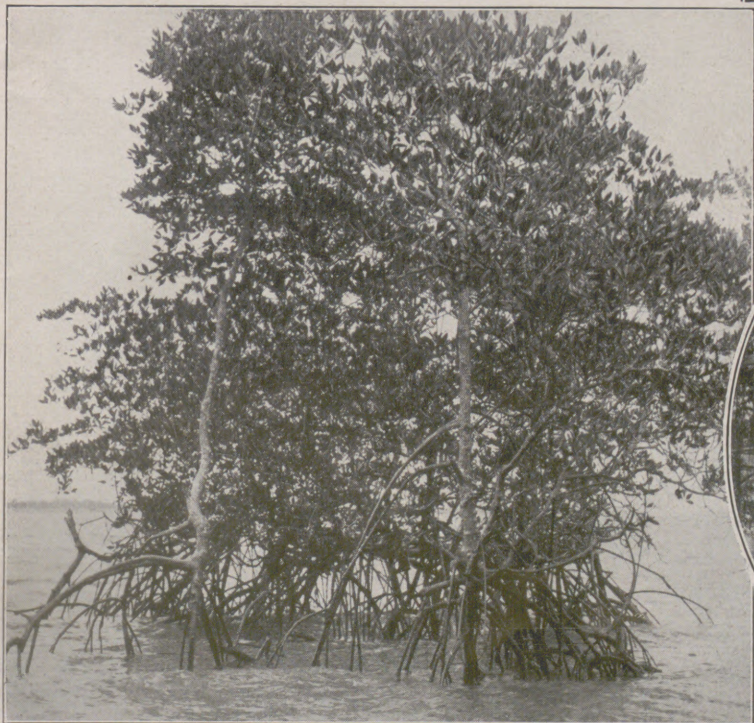
Oben, rechts nebenstehend und links Mitte: Stützwurzeln des Pandanus- oder Schraubenbaums.

Aus den Stützwurzeln treiben Nebenwurzeln, die ihrerseits die Verbindung mit der Erde suchen. Die Stamm- oder Hauptwurzel ist größtenteils bereits abgefault.





Rechts nebenstehend: Ein Gewirr von Ästen und Wurzeln: Mörderfeige (Ficus benjamina) bei Buitenzorg auf Java.





Mangrovebaum (Rhizophora Mangle) an der Küste der Malaiischen Halbinsel (Hinterindien). Rechts nebenstehend: Malaiischer Banyanbaum oder Mörderfeige mit vielen von den Zweigen herabhängenden Luftwurzeln. — (Photos von Franz Otto Koch, Berlin.)

Die Stadt des Durstes in der Steinwüste

Mit Aufnahmen vom Verfasser



Misda in Libyen, die Stadt des Durstes und Festung der Uled Bu Sef.

Im Inneren Tripolitaniens, dessen Küstengebiete die Italiener besetzt halten, und das sie, eine ganze lange mühsame Erschließung und Entwicklung vorwegnehmend, in übergroßem Kolonisationseifer schon als das „größere Italien" ansprechen, gibt es weite Landstrecken, die auch heute noch unerforscht sind und nur gelegentlich von kühnen Reisenden besucht wurden.

Am wenigsten bekannt sind wohl die felsigen Einöden, die den oasenreichen Küstenstrich von der im Süden gelegenen, der Sahara vorgelagerten Landschaft des Fessan trennen, und die als „Hammada el Homra", als die große Steinwüste, bezeichnet werden.

An ihrem Nordrande liegt Misda, von dem Forscher Barth als das antike „Musti Kome" der Ptolemäer angesprochen, ehedem ein wichtiges Zentrum für den Karawanenhandel mit dem Sudan, heute jedoch ohne jede Bedeutung, da die Karawanen, um die brunnenlose Hammada zu vermeiden, lieber weite Umwege machen. Sie fürchten auch die Überfälle der Räuberbanden, die diese Landstriche beherrschen, und die sich stolz „Uled Bu Sef", „Söhne des Schwertes", nennen.

Misda! Es gibt nichts Trostloseres als diese Stadt in der Steinwüste, die selbst wie die Potenz dieser trostlosen Gegend oder wie die leibhafte Verkörperung des Durstes anmutet. Unauslöschlich ist der Eindruck dieser öden Stätte, die wie der Fiebertraum eines Verschmachtenden unter der sengenden Sonne inmitten einer dürftigen Oase brütet.

Seltsame Häuser, die wie aufgeschnittene Röhren daliegen, gewähren einer halbverkommenen Bevölkerung primitiven Unterschlupf. Fensterlos die Mauern, schattenlos die Straßen, wasserlos die Höfe. Finstere Türme mit Schießscharten, als Auslug für nahende Karawanen, von deren Plünderung die Bewohner dieses alten Räubernestes lebten, sind das einzig Ragende.

Kein Städtebild, wie man es sonst im arabischen Afrika zu finden gewohnt ist. Keine behäbige Moschee, kein schlankes Minarett, keine gleißende Kuppel, kein freundlicher Torbogen, kein schattiger Brunnen, kein Gewirr gedeckter Gäßchen und Gewölbe, in denen das Gewühl geschäftiger heiterer Menschen flutet. Tot die Gassen, verlassen die Plätze, alles Leben erstorben, erstarrt in der sengenden Glut. Franz Otto Koch.



Blick auf Misda von der gleichnamigen Oase aus.



Misda, gegen die Oase hin gesehen.



Die Wassersportsaison hat begonnen: Vor dem Bootshaus eines Berliner Ruderklubs am Kleinen Wannsee am Tage des „Anruderns“.

Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung“ von Martin Frost.

Alpenidyll bei Zweisimmen, Kanton Bern.

Wenn der Hahn kräht auf dem Mist —

Die Wettervoraussage in Humor und Satire. Von Hofrat Anton Klima.

Das Prophezeien ist bekanntlich immer eine sehr riskante Sache gewesen, aber den undankbarsten Beruf unter allen Propheten haben sich wohl die Wetterpropheten erkoren, da ihre Vorhersagen ständig der scharfen Kontrolle durch alle die unterliegen, die ihr Verhalten der Gestaltung des kommenden Wetters anpassen müssen. Es sind ihrer wahrlich nicht wenige, die alltäglich, bevor sie an ihr Tagewerk schreiten, einen besorgten Blick gegen den Himmel richten, um festzustellen, ob ihnen auch jenes Wetter beschieden sein wird, das sie sich erhoffen. Landwirte, Seeleute, Piloten und die Angehörigen vieler anderer Berufe müssen auf die Launen der Witterung sorgsam Bedacht nehmen. Dazu kommen noch die vielen Tausende von Menschen, die zu allen Jahreszeiten als Touristen, Sportler oder schlichte Spaziergänger Erholung in der freien Natur suchen. Sie alle haben ein begreifliches Interesse daran, wenigstens hinsichtlich des zu gewärtigenden Wetters, ein Zipfelchen von dem dichten Schleier zu lüften, den die Vorsehung so sorgsam über die Zukunft des Menschengeschlechts gebreitet hat.

Den Vorhersagen der Wetterpropheten haben daher zu allen Zeiten die stets vorhandenen Interessenten ein williges Ohr geliehen, aber es auch nicht an Spott und Hohn fehlen lassen, wenn solche Prophezeiungen nicht eingetroffen sind.

Lange vorher, bevor noch die moderne Naturerforschung darangehen konnte, die Wetterkunde und Wettervorhersage als ernste, wissenschaftliche Probleme zu behandeln, hat es schon eine Volksmeteorologie gegeben, ein wunderliches Gemengsel von Mystik, Aberglauben und sogenannten Erfahrungssätzen, die, von Mund zu Mund überliefert, durch Jahrhunderte in hohem Ansehen standen. Wir finden sie in den allbekannten gereimten und ungereimten Bauernregeln und Sprüchlein über die Lostage zusammengefaßt, an denen übrigens die Landbevölkerung noch heute vielfach festhält. Sie haben in dem „Hundertjährigen Kalender" des Christoph Hellwig vom Jahre 1701 eine Art Kodifikation erfahren und werden auch in der Gegenwart noch immer wieder aufgetischt, obwohl die Wissenschaft deren Wertlosigkeit längst erwiesen hat.



Es irrt der Wetterprophet . . . „Wer ist denn jener Herr, der so vermummt durch die Straßen schleicht?" — „Ein Wettermacher aus dem Meteorologischen Institut, er schämt sich!"
Satire von Th. Zasackowsky im Wiener „Floh", 1882.

Neben den Bauernregeln, die in ihrer lapidaren Einfachheit sicherlich geeignet waren, von den breiten Massen des Volkes als untrügliche Prophezeiungen anerkannt zu werden, glaubte aber die Volksmeteorologie auch aus anderen Beobachtungen, wie z. B. aus dem Verhalten gewisser Wettertiere (Bienen, Frösche, Hähne, Schwalben u. dgl.) und bestimmter Wetterpflanzen sichere Anhaltspunkte für eine richtige Wettervorhersage gewinnen zu können. Die Wissenschaft und die Schule haben zwar auch hinsichtlich dieser Bauernpraktiken aufklärend gewirkt, aber die Landbevölkerung hält sich noch heute vielfach daran, und wir finden selbst in den Städten bisweilen noch jene unverbesserlichen Käuze, die den armen Laubfrosch in dem Einsiedeglas mit obligater Holzleiter als ebenso billige wie zuverlässige Privatwetterwarte auch im Zeitalter des Barometers nicht entbehren wollen. Auch leben in unserer Mitte noch immer zahlreiche Zeitgenossen, die zufolge besonderer physischer Veranlagung — wie gichtischer, rheumatischer Körperteile, Frostbeulen oder Hühneraugen — den Beruf in sich fühlen, exakte Wettervorhersagen aller Art ihrer nächsten Umgebung kostenlos zur Verfügung zu stellen.

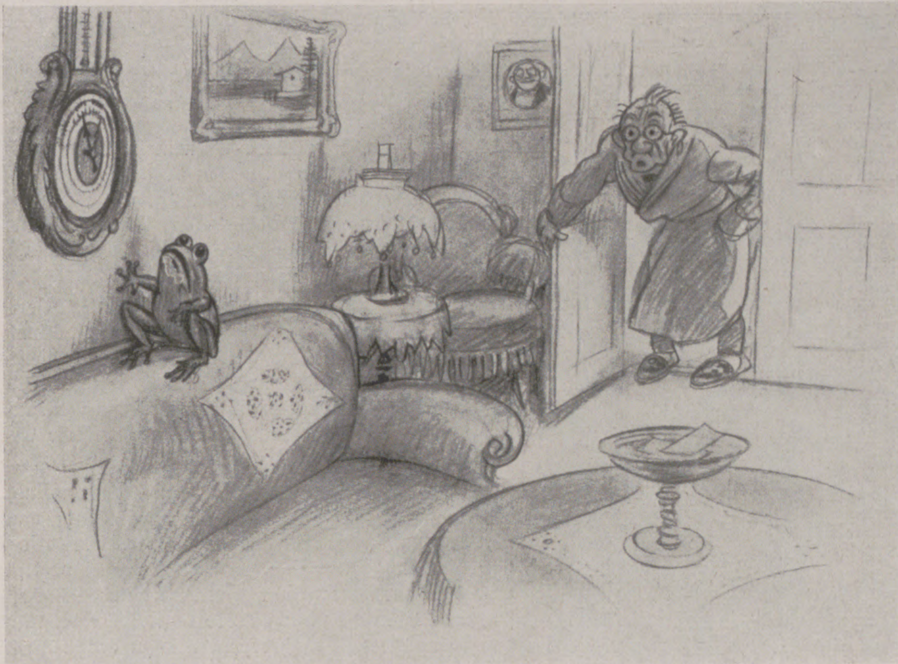
Es ist begreiflich, daß die modernen Naturwissenschaften der Volks-

meteorologie den Gnadenstoß versetzt haben, und daß sie heute nur noch in solchen Kreisen vollen Kredit genießt, die eben niemals zu überzeugen sind.

Die Bauernregeln, von deren Unzuverlässigkeit sich jeder unbefangene Beobachter leicht überzeugen konnte, wurden schon frühzeitig verspottet. Man scherzte: „Wenn der Hahn kräht auf dem Mist, so ändert sich das Wetter oder — es bleibt wie es ist" oder: „Regnet's im Mai, so ist der April vorbei!" u. dgl.

Der Laubfrosch ist schon seit vielen Jahrzehnten ein höchst beliebtes Tier in der lustigen Menagerie der Humoristen und Satiriker, das selbst in der politischen Karikatur häufig Verwendung findet. Auch die bekannten physikalischen Hilfsmittel zur Messung von Temperatur und Luftdruck, Thermometer und Barometer, sind Instrumente, die der zeichnerischen Phantasie schon vielfache Anregungen für ulkige oder boshafte Darstellungen geboten haben. Den Gegensatz zwischen Volksglauben und modernem Wissen verspottet ein Bild aus neuester Zeit, das uns glaubhaft macht, wie sich der Laubfrosch mitunter in schwierigen Wetterfragen bei dem Barometer seines Brotherrn Rat holt. —

Aber auch die moderne Meteorologie ist der Kritik und dem Spotte der an der Wettergestaltung interessierten Mitwelt ständig ausgesetzt. Die enttäuschten Laien klagen: „Die Wissenschaft hat unsere alten Bauernregeln umgestoßen und dem Laubfrosch die Freiheit wiedergegeben, sie registriert Wetterbeobachtungen aus aller Herren Ländern und entwirft Wetterkarten, die man nicht lesen kann. Wenn es sich aber um das Wichtigste handelt, nämlich um eine brauchbare Wettervorhersage, dann versagt regelmäßig die hohe Wissenschaft!" Mögen auch die Meteorologen immer wieder erklären, daß die Wettervorhersage nicht das Hauptziel ihrer Wissenschaft bilde, daß die Prognosen mit Sicherheit bloß auf eine Dauer von höchstens 24 Stunden gestellt werden können, daß sich diese Wissenschaft in einem noch frühzeitigen Entwicklungsstadium befinde und man es deshalb als ein besonders günstiges Ergebnis bezeichnen müsse, wenn die derzeitigen amtlichen Wettervorhersagen schon etwa 80 Proz. Treffer aufweisen — es nützt alles nichts, die Mitwelt registriert hämisch immer nur die unvermeidlichen Fehlresultate, und die Satire hilft mit besonderem Behagen mit, die Wissenschaft und vor allem die Wetterpropheten zu verspotten.





Die Wetter-Zentralwerke im Himmel.
Scherzbild von Schaberschul aus den „Lustigen Blättern".
Links nebenstehend:
Ein Wetterprophet konsultiert den andern.
Satirische Zeichnung aus den „Lustigen Blättern", 1924.



Der Wettergott in Sorgen. „Die einen bitten um Regen, die andern um Trockenheit — wie soll man's allen recht machen?"
Satire von F. Jüttner aus „Berliner Wespen", 1887.



Schön Wetter.



Veränderlich.



Sturm.

Die berühmten drei Haare Bismarcks als politisches Barometer.
Karikatur von W. Scholz aus „Kladderadatsch", 1861.



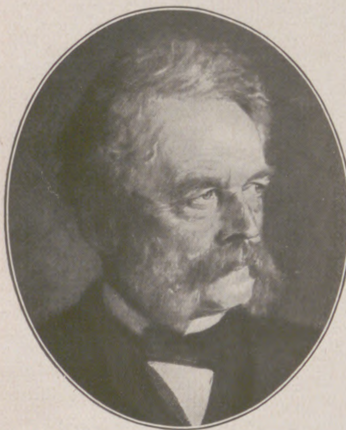
Der irritierte Wettermacher. Der Gelehrte (schreibend): Mittwoch Regen, Donnerstag Regen, Freitag Regen, Sonnabend . . ." Die Gattin: „O nein! Sonnabend kein Regen; du weißt doch, daß wir am Sonnabend eingeladen sind!"
Satire von A. Chancel aus „Le Rire", 1927.

Mitunter stellen übrigens auch die Spötter fest, daß das Wetterprophezeien eine recht mißliche Sache sei, denn selbst Jupiter Pluvius müsse doch angesichts der Gegensätzlichkeit aller ihm von den Menschen bekanntgegebenen Wetterwünsche vollkommen ratlos sein, wie er es allen recht machen könne.

Unserem modernen technischen Empfinden entspricht jedenfalls am besten die Hypothese, daß derzeit im Himmel auch das Wettermachen technisch-industriell organisiert ist. Man darf daher mit den irdischen Wetterpropheten nicht zu scharf ins Gericht gehen, da sie schließlich die unvermeidlichen technischen Betriebsstörungen in den himmlischen Wetterzentralwerken nicht immer vorausahnen können!

EIN GEDENKTAG IM SIEMENS-KONZERN

25 JAHRE SIEMENS-SCHUCKERTWERKE



Dr. phil. et med. h. c. Werner v. Siemens, Gründer der Siemens & Halske A.-G., des ältesten elektrotechnischen Unternehmens (geboren am 13. Dezember 1816, gestorben am 5. Dezember 1892).

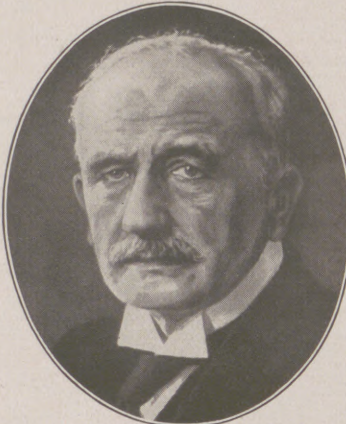
Am 12. Oktober vorigen Jahres waren 80 Jahre vergangen, seitdem der Artillerieleutnant Werner Siemens zusammen mit dem Mechaniker Georg Halske die Firma Siemens & Halske als ältestes elektrotechnisches Unternehmen gegründet hatte. Bis zum Jahre 1903 war sowohl die Starkstrom- als auch die Schwachstrom-Elektrotechnik das Arbeitsgebiet dieser Firma.

In diesen Tagen kann der Siemens-Konzern wieder einen Gedenktag begehen: das 25jährige Bestehen der Siemens-Schuckertwerke.

Im April 1903 wurden die Starkstrombetriebe der Siemens & Halske A.-G. von dieser Firma abgezweigt und mit den Betrieben der Elektrizitäts-A.-G. vormals Schuckert & Co. in Nürnberg zu der Siemens-Schuckertwerke G. m. b. H. vereinigt. Während nunmehr Siemens & Halske als reines Schwachstromunternehmen fortgeführt wurde, war die Starkstromelektrotechnik fortan das Arbeitsgebiet der Siemens-Schuckertwerke. Beide Gesellschaften sind im Siemens-Konzern zusammengeschlossen, der mit einer Belegschaftszahl von über 110000 Personen heute das größte elektrotechnische Unternehmen nicht nur Europas, sondern der Welt darstellt. Hiervon werden in den Riesenbetrieben in Siemensstadt allein etwa 60000 Personen beschäftigt.

Wie sich das vor 25 Jahren gegründete Gebilde, die Siemens-Schuckertwerke G. m. b. H., in dem verflossenen Zeitraum zu diesem Riesenbetrieb entfaltet hat, davon mögen die folgenden Angaben Zeugnis geben:

Bei ihrer Gründung waren in den Berliner und Nürnberger Betrieben und in den in- und ausländischen Vertriebsstellen der Siemens-Schuckertwerke 11717 Arbeiter und Angestellte beschäftigt. Bald setzte hier eine gewaltige Zunahme ein. — Durch dieses Wachstum der Arbeitnehmerzahl



Dr.-Ing. e. h. Dr. Wilhelm v. Siemens, Geh. Reg.-Rat, unter dessen Leitung die Siemens & Halske A.-G. und die Elektrizitäts-A.-G. vorm. Schuckert & Co. in Nürnberg zu den Siemens-Schuckertwerken G. m. b. H. (jetzt A.-G.) sich zusammenschlossen (geboren am 30. Juli 1855, gestorben am 14. Oktober 1919).



wurde auch eine Vermehrung der Fabrikationsstätten bedingt, deren Nutzfläche in den 25 Jahren auf fast das Fünffache gestiegen ist. Im Jahre 1906 wurde in Siemensstadt das Kleinbauwerk erbaut, in dem kleines Schaltzeug und ähnliches, sogenanntes Installationsmaterial, hergestellt wird. Kurz danach (1907 vollendet) entstand eine geräumige Maschinenhalle für Großmaschinenbau, der Anfang des Dynamowerks, das 1910 ausgebaut und dann zweimal wesentlich erweitert wurde. Das große Kabelwerk in Siemensstadt-Gartenfeld folgte in den Jahren 1911/12. In das freiwerdende alte Kabelwerk in Siemensstadt kam die Fabrikation der Kleinmotoren, das nun den Namen Elmowerk erhielt. Für die Hauptverwaltung, die sich noch immer am Askanischen Platz in Berlin befand, wurde ein Verwaltungsgebäude in Siemensstadt erbaut, das 1914 bezogen war.



Johann Sigmund Schuckert, Gründer der Elektrizitäts-Aktiengesellschaft vorm. Schuckert & Co. in Nürnberg (geboren am 18. Oktober 1846, gestorben am 17. September 1895).

In Nürnberg vergrößerte man das alte Werk, das der Herstellung mittlerer Dynamomaschinen und Motoren sowie der Elektrizitätszähler dient. Für den Bau von Transformatoren wurde 1911 auf einem neuerworbenen Grundstück in Nürnberg das Trafowerk errichtet, das 1922 starke Erweiterungen erhielt.

Während des Krieges entstand in Siemensstadt ein ausgedehnter Hallenbau zur Herstellung von Flugzeugen, in den nach dem Kriege die Fabrikation von Schaltern und ganzen Schaltanlagen verlegt wurde (Schaltwerk). Im Jahre 1927 wurde beschlossen, das Charlottenburger Werk zu schließen und den Gesamtbetrieb nach einem neu zu erbauenden elfstöckigen Hochbau nach Siemensstadt zu verlegen, der inzwischen als das erste Fabrikhochhaus Europas entstanden ist. Jetzt vollzieht sich die gesamte Fabrikation der Siemens-Schuckertwerke in organisch angeordneten und modernen Werkstatträumen.

Gesamtansicht von Siemensstadt. — Oben: Die erste Werkstätte der Telegraphenbauanstalt Siemens & Halske (1847—1851) in der Schöneberger Straße 19 (jetzt 33) in Berlin.

In Spitzbergens Gewalt

Erzählung von Lars Hansen

AUS DEM NORWEGISCHEN ÜBERTRAGEN VON ERNST UND FRANCK ZÜCHNER

(2. Fortsetzung.)

Fragte jemand nach einem von diesen Leuten, so genügte es vollständig, wenn man nur angab, er wohne in der „großen Hölle"; die war in ganz Tromsö bekannt.

Das Haus trug seinen Namen nicht ohne Grund, denn Schlägereien gehörten dort zur Tagesordnung. Oft wohnten zehn, zwölf Familien in dem einen Haus, denn ihre Armut bot ihnen kein besseres Obdach.

Hier wohnte Berner Jörgensens Frau mit ihren sechs Kindern. Sie hieß Kristine und war in Tromsö geboren. Mittelgroß war sie, hatte ein graubleiches Gesicht. Dennoch schien sie gesund, trank äußerst gern Bockbier oder Schnaps.

Sie bewohnte den „Saal", das größte Zimmer des Hauses. Darum konnte Kristine auch Gäste beherbergen. Denn es kam oft vor, daß Besuch des Abends so betrunken war, daß er nicht mehr heimkonnte. Und dann nahm Kristine trotz ihrer sechs Kinder vier, fünf Gäste auf.

Es war schon November. Kristine und ihre Kinder warteten. Sie warteten auf Hilfe aus Spitzbergen; von dort mußte Siwert mit der „Hoffnung" kommen. Und an Bord der „Hoffnung" befand sich ihr Mann und Vater, der „Beisar".

Wenn auch der Alkohol Kristine in seiner Macht hatte, so wußte sie wohl, was ein Winter in Tromsö zu bedeuten hatte. Deshalb sah sie der Zukunft voll Unruhe entgegen. Die Fenster würden vereist sein, und wenn die Frauen des Morgens aufstanden, würden sie erst das Eis auf dem Wassereimer zerschlagen müssen, um Kaffee kochen zu können.

Kristine überlegte, was sie tun sollte. Denn ihr Mann war ja nur ein einfacher Matrose und hatte so nur Anteil an der Beute, aber keine feste Monatsheuer zu beanspruchen. Das Geld war ihr ausgegangen.

Zwar erhielt sie vielleicht Nahrungsmittel auf Kredit, besonders wenn der Reeder Nachricht bekommen hatte, daß das Schiff gute Beute gemacht hätte. Aber es war doch immer schwer, etwas zu bekommen, wenn man nicht gleich bezahlen konnte. Meistens wurde einem ein trockenes „Nein" geantwortet.

Die Sache lag anders, wenn man mit einem Harpunier verheiratet war, wie zum Beispiel die Marie Troms. Denn ein Harpunier hatte nicht nur Anteil an der Beute, sondern außerdem auch noch Monatsheuer. Marie hatte sich jeden Monat zwanzig Kronen abgeholt, seitdem die „Hoffnung" abgesegelt war. Und Marie besaß nur ein Kind, Kristine dagegen sechs. Und sie hatte seit Berners Abreise auch nicht fünf Öre erhalten.

Im „Saal" saß Kristine inmitten ihrer Kinder.

Der älteste Junge war elf Jahre alt. Er kam gerade mit zwei Broten und einem winzigen Häufchen Butter nach Hause. Eine ganze Woche lang hatte die Familie nur Haferbrei zu schmecken bekommen, Haferbrei in dreierlei Form.

Jeden Morgen wurde ein Kessel voll frisch gekocht. Mittags briet Kristine etwas davon in altem Renntierfett, das noch vom vorigen Jahr übrig war, und abends wurde der Rest des Breies gewärmt und verzehrt. Dazu trank man Sirupwasser.

Die beiden Brote und die Butter verschwanden schnell.

Es klopfte.

Wie aufgescheuchte Katzen sprangen alle Kinder auf, als aber Marie Troms hereinkam, war alles bald wieder beim alten.

Marie und Kristine sahen einander an:

„Hast du etwas von der ‚Hoffnung' gehört, Marie?"

„Nein — aber sag' mal, Kristine, was meinst du, ob sie umgekommen sind?"

Und dann erwogen die beiden Frauen alle Möglichkeiten, die das Ausbleiben ihrer Versorger erklären konnten.

Marie sah wohl, daß Kristine von Sorgen gepeinigt wurde. Und es dauerte nicht lange, dann rückte diese auch schon damit heraus:

„Du, Marie, ich habe leider weder Kaffee noch sonst etwas anzubieten. Ich schäme mich, aber glaube mir, wir gehen nicht immer satt zu Bett. Vor zwei Tagen, als der starke Frost war, mußte ich die vier jüngsten zu mir ins Bett nehmen. Das Einjährige wäre mir bald erfroren, denn wir hatten nichts im Ofen.

Herrgott, so arm sein, ist schlimm. Aber es muß wohl auch arme Leute geben. Und wir gehören nun einmal dazu."

Marie hatte einen der kleinen Jungen auf den Schoß genommen. Er war vier Jahr alt, hatte große, blaue Augen und lockiges, rotblondes Haar, war aber ziemlich mager. Nur einen geflickten Kittel trug er über seinem zerlumpten Wollhemdchen, und auch seine Hose hatte Löcher.

Er erzählte Marie von seinen Skiern. Die bestanden aus Faßbrettern. Sie waren so glatt, sagte er, daß er den Anders und den Karl einfach überholte. Er versprach Marie, nachher, wenn sie wieder ginge, mit hinauszukommen und ihr zu zeigen, wie glatt die Skier waren.

Kristine fuhr fort:

„Gewiß trinke ich mal ein Gläschen, Marie, und manchmal wird's eins zuviel. Aber ich habe nie in meinem Leben einen Pfennig dafür ausgegeben."

„Ach, laß doch das ruhen, Kristine, sprich doch nicht davon!"

Aber Kristine redete weiter, die Tränen rannen ihr über das magere Gesicht herab:

„Ich habe nie Geld vertrunken, das die Kinder oder mein Mann entbehren mußten, und nie habe ich einem andern Mann angehört — weißt schon, wie ich's meine — und trotzdem schimpfen mich die Kinder und die Armen aus, behandeln mich schlechter als ein Stück Vieh, sogar die Frommen verabscheuen mich!

Der Sektenprediger, der Marthinsen, war hier. Stundenlang sitzt der drüben bei der Lotta. Aber als er sah, wie ich aussehe, schlug er die Tür gleich wieder zu und verschwand.

Die Lotta hatte ihn hergeschickt.

Marie" — sie sank in die Knie — „ich habe schon einen Winter ohne Essen und Feuerung hier in der ‚Hölle' zugebracht, damals hatte ich nur zwei Kinder, nun habe ich sechs. Marie, glaube mir, ich weiß genau, wir werden hungern und frieren, und ich weiß auch, daß weder dein noch mein Mann diesmal nach Hause kommt. Nein, sie kommen nicht mehr wieder, Marie, ich weiß es ganz genau!"

Sie sank verzweifelt zusammen. Die beiden kleineren Kinder liefen umher und weinten.

Marie war leichenblaß geworden. Sie hob Kristine auf, setzte sie auf einen Stuhl und sagte:

„Kristine, hast du jemals versucht, zu beten?"

„Doch, Marie. Aber das alles ist ja doch nur Unsinn, er hört und sieht uns nicht! Ich hab' es versucht — in jenem Winter. Ich habe geweint und gebettelt und gebetet. Aber alles, was Gott mir sandte, war einer von jenen Weiberverführern in der Stadt. Und als der nicht das erreichte, was er wollte, versuchte er, mich aus der Wohnung zu jagen. Das war so ein Abstinenzmann, er war Kaufmann und ist — verheiratet. Nein, laß nur Gott in Ruhe!"

Marie kniete nieder, zwang auch Kristine dazu und fing an zu beten:

„Lieber Gott, sei Johann Troms und Berner Jörgensen und den andern, die auf der ‚Hoffnung' sind, gnädig, sei's um Deines Sohnes willen!

Lieber, allmächtiger Gott, hilf uns und allen Menschen, Amen. —

Nun bete das Vaterunser, Kristine —"

Es klopfte jemand an die Tür. Andreas Dreyer, der Kaufmann, der Siwert die Ausrüstung gestellt hatte, trat ein.

Er nahm den Hut ab und sagte:

„Guten Tag. Wie ist das, seid Ihr des ‚Beisars' Frau, und sind das seine Kinder?"

Alles, was er wissen wollte, wurde ihm mitgeteilt. Und Dreyer war ein Mann, der vieles fragte. Groß, stark und dick saß er auf der Bettkante und redete. Es war nicht das erstemal, daß Dreyer eine solche Familie wie diese hier besuchte; er wußte, wie es bei armen Leuten aussah. Er erzählte alles mögliche. Er hätte gerade wieder ein Kind von seiner Frau bekommen, das war das einundzwanzigste...

„Du sagst, sechs sind viel, Kristine. Aber was sagst du nun zu einundzwanzig?"

Kristine lächelte und antwortete: „Ihr seid aber auch reich."

Dreyer hatte sofort begriffen, wie es hier stand. Er wußte, daß er nicht zu früh gekommen war.

„Sagt mir mal ganz ehrlich, was habt ihr gerade gemacht, als ich kam?"

Beide Frauen senkten den Blick und wurden feuerrot.

Dann hob Marie den Kopf, sah Dreyer fest in die Augen:

„Wir wollten gerade das Vaterunser beten, aber da —"

„Na — da —?"

„Na, Ihr kamt eben!"

„Ja, schön. Also die ‚Hoffnung' ist noch draußen, wie ihr ja wißt. Aber du brauchst wohl nötig was zum Leben und dann auch Feuerung, was, Kristine? Du hast wohl nichts mehr? Das kenn' ich schon. Aber hast du's schon beim Armenwesen versucht? Bist du da schon gewesen?"

„Nein," antwortete Kristine, „lieber verhungere ich."

„Nun will ich dir mal was sagen: Ich habe drei, vier, fünf, sechs große Jungen, faule Buben. Zwei von denen sollen dir Essen und Feuerung herbringen, verstanden? Und nun lebt wohl."

Er zog den Geldbeutel heraus, legte fünf Kronen auf den Tisch:

„Nun könnt ihr ja meinetwegen das Vaterunser beten."

Am nächsten Tage schindeten sich zwei von Dreyers Jungen mit einem großen Schlitten mühsam die Storgate hinauf. Tüten und Beutel waren auf dem Schlitten. Als sie am Seminar vorbeikamen, machten sich ein paar Seminaristen über sie lustig. Deshalb hielten sie an und warfen mit Schneebällen ein paar Fensterscheiben ein. Sie

warfen so toll, daß den gelahrten jungen Herren die Glassplitter um die Köpfe flogen und Papa Dreyer am Tage darauf außer den Scherben auch noch Pflaster und Borwasser bezahlen mußte. Als die Jungen endlich vor Kristines Haus ankamen, riefen sie: „Große Hölle, ahoi!"

Kristine und eine ganze Schar anderer Bewohner der „großen Hölle" kamen heraus. Nach wenigen Augenblicken war alles abgeladen. Aber die Dreyerjungen mußten sich erst mit zwei Leuten aus der „Hölle" herumprügeln, bevor alles nach oben gebracht war, denn diese Kerle wollten die Waren zu sich hineintragen!

*

Vier lange Wochen waren vergangen. Dezember. Der Polarwinter streckte seine kalte, unerbittliche Hand nach den vier Männern auf Spitzbergen aus und versuchte, sie zu vernichten.

Sie fühlten dies in jeder Stunde ihres lichtlosen Daseins, fühlten, wie die mageren Frostfinger des Todes alles Leben aus ihren Leibern herauspressen wollten. Das Tageslicht war verschwunden, selbst mittags herrschte schwärzeste Dunkelheit.

Das Schwerste aber war die Feindschaft, die sich zwischen die vier Männer schlich und sich plötzlich unter ihnen aufrichtete. Sie fingen an, einander aus dem Wege zu gehen.

Sie sprachen nicht miteinander. Es war, als gingen vier Taubstumme umher. Wenn der Schneesturm raste, so daß Himmel und Erde eins schienen, saßen sie schweigend in der Hütte. Sie litten alle vier. Sie wußten und fühlten auch, daß dieses Schweigen der Anfang war von Krankheit, Wahnsinn, von Skorbut und anderen dämonischen Mitteln, die der Winter erfand, um sie zu zerbrechen.

Sie waren sich auch klar darüber, daß das Essen, von dem sie leben mußten, die wesentlichste Ursache allen Übels war.

Johann Troms jedoch hatte das schwerste Los. Denn auf ihm lastete die Verantwortung für sie alle. Wenn die andern drei hier sterben würden, würde ihm zumute sein, als hätte er sie umgebracht.

Er beobachtete seine Kameraden und bemerkte, daß ihre Gesichtsfarbe einen fahlen, grauen Schein bekommen hatte. Und der satanischen Gewalt, die die Grabesstille um sie herum hatte, würde er selbst nicht mehr lange standhalten können, das fühlte er.

Wenn das Nordlicht strahlte, Tausende von Sternen funkelten und das Wetter klar und still war, gingen sie oft alle vier hinaus. — Aber schon wenn sie eben aus der Tür getreten waren, schlug jeder eine andere Richtung ein.

Vorletzte Nacht hatte Johann einen längeren Marsch gemacht. Nachdem er einige Stunden über das Flachland vorgedrungen war, schlug er den Rückweg ein. Er kam nun von Osten her, war also in einem großen Kreis um die Hütte herumgegangen.

In der Nähe des Hauses traf ein Geräusch an sein Ohr. Er blieb stehen und lauschte. Der Laut kehrte wieder — jetzt wieder. — Er kam aus einer kleinen Schlucht. Wahrscheinlich rumorten dort Füchse. Johann ging hinüber. Wieder kam der Laut — diesmal ganz deutlich. Das konnte kein Fuchs sein. — Johann ahnte Unheil. Er lief schneller hinzu.

Er fand Jens Baldsnes, der im Schnee lag.

Johann riß ihn hoch: „Bist du krank?"

Jens antwortete nicht.

Sie standen einander gegenüber. Jens war ein großer, schwergliedriger Mann, riesenstark, aber nicht sehr ausdauernd.

Sie setzten sich beide nieder. Grabesstille herrschte. Endlich sagte Jens: „Krank bin ich nicht, Johann, nein, nicht krank, aber ich bin doch bald ein toter Mann. Unterbrich mich nun nicht, Johann, erschrick nicht! Denke nicht etwa, daß ich alle Hoffnung aufgegeben habe, aber ich sage dir: meine letzte Stunde wird bald kommen. Ich fühle dies, ja, ich weiß es. Verlaß dich drauf, Tromsö kriege ich nimmer zu sehen. Unterbrich mich nicht, hör' zu:

Es geht nun auf Weihnachten. Begrabt mich so, daß weder Bär noch Fuchs meinen Leichnam fressen kann. Und dann, Johann, laß in der Zeit, die ich noch zu leben habe, unsere Kameraden nicht merken, wie es mit mir steht. Auch ich will mich zusammennehmen. Du weißt ja, Berner Jörgensen hat Frau und sechs Kinder, übermäßig kräftig ist er auch nicht. Die arme Kristine würde mir leid tun, wenn er nicht mehr wiederkäme.

Denk dran, daß Karsten etwas Lappenblut in den Adern hat, hab' acht auf ihn, wenn ich nicht mehr bin. Bis jetzt habe ich auf ihn aufgepaßt."

Johann war wie versteinert. Er wurde rot und weiß im Gesicht; er versuchte, seine wirren Gedanken zu meistern, wollte reden. Aber er brachte nur unzusammenhangende Worte hervor.

Schließlich wurde er zornig. Er wurde so rasend, daß er sich über Jens gestürzt hätte, wenn dieser sich nicht im gleichen Augenblick erhoben hätte. Er hatte Lust, ihn zu schlagen, ihn mit Füßen zu stoßen. Er stand ebenfalls auf, sah dem andern in das bleiche Gesicht und sagte:

„Jens, hör' zu und merke dir, was ich sage. Ich glaube, du bist krank. Bestimmt bist du das. Aber nie hätte ich geglaubt, daß du so feige und erbärmlich bist, daß du verzagst, ob du nun sterben wirst oder nicht!

Schon deine Worte zeigen, daß du den Mut und die Zähigkeit, die ein Mann haben sollte, die erst einen Mann aus ihm machen, verloren hast. Und —"

Weiter kam er nicht.

Jens' schwere Hände fielen auf Johanns Schultern nieder, so daß er in die Knie sank.

Jens hielt Johann mit beiden Händen fest, sah ihm ins Gesicht: „Wisse, daß du einem Mann gegenüberstehst, der dem Tod in die Augen sieht, und den du und die andern achten sollen.

Begreifst du nicht, daß ich dir alles das gesagt habe, um dich zu unterrichten, und nicht, um mich auszujammern, um dir, als unserm Anführer, kundzutun, was uns alle erwartet?

Begreifst du nicht, daß du es mit einem Mann zu tun hast, Johann? Mit einem Mann, der ebenso stark und ehrlich ist wie du? Antworte! Antworte mir, begreifst du das nicht?"

„Doch, Jens. Ich verstehe nun. Ich weiß, du bist — verzeih mir, Jens."

Da ließ Jens los. Seine Arme sanken kraftlos nieder. Er fiel mit einem Stöhnen in den Schnee.

Wieder legte sich das Schweigen über die beiden Männer.

Endlich zog Johann seinen einen Handschuh ab, nahm eine Handvoll Schnee und wusch damit Jens' Gesicht.

Jens stand auf, reichte Johann die Hand. Dieser ergriff und drückte sie.

„Laß uns heimgehen!" sagte Jens. „Vergiß diese Augenblicke nicht, Johann, aber teile niemandem etwas davon mit. Zu Hause wollen wir beraten, was zu tun ist."

Mit Jens war eine seltsame Veränderung vor sich gegangen. Früher hatte er nie ein Wort zuviel gesagt, hatte alle Entscheidungen Johann überlassen. Nie zuvor, weder auf der „Hoffnung" noch im Fangboot, hatte Jens so bestimmt gesprochen wie jetzt.

Je näher sie der Hütte kamen, desto größer wurde Johanns Erstaunen. Jens entwickelte Pläne für die Zukunft, schlug Anordnungen und Verhaltungsmaßregeln vor, die ihnen ermöglichen konnten, den Winter durchzuhalten. Er erinnerte Johann daran, daß das Eis beobachtet werden müsse, damit möglicherweise eine Robbe erlegt werden konnte. Dann hätte man frisches Blut zu trinken, genug, um dem Skorbut für lange Zeit vorzubeugen.

Als sie in die Hütte eintraten, fanden sie Karsten und Berner eifrig damit beschäftigt, aus Renntierhäuten Kleider für sich anzufertigen. Denn sie hatten in der Hütte auch dreizehn Renntierfelle und etwas Werkzeug gefunden.

Sie hatten sich schon lange Kittel aus Renntierfell gemacht, ebenso langschäftige Schuhe, die bis über die Knie reichten. Damit konnten sie dem schärfsten Frost Widerstand leisten. Kleider und Schuhe sahen zwar nicht gerade sehr elegant aus, aber darauf kam es ja hier nicht an.

Bisher hatten sie gefrorenes Fleisch gegessen, das aufgetaut und gekocht wurde. Bären- oder Robbenfleisch. Nun aber merkten sie, daß das Fleisch durch das lange Gefrorensein an Nahrungswert eingebüßt hatte. Ihr Mehl schmeckte nach Schimmel, auch wenn man es noch so erfinderisch zubereitete. Dieses grüne Zeug konnte kaum Mehl genannt werden, aber man mußte es dennoch essen. Brei und Brot sahen aus, als wären sie mit grüner Farbe zubereitet worden.

Die Wirkungen dieser Kost begannen sich zu melden. Alle fühlten, daß ihre Kräfte von Woche zu Woche nachließen. Das tägliche Gespräch drehte sich nur darum, wie man einige Renntiere erlegen könnte, denn weder Bären noch Robben hatte man aufgespürt.

Das Wetter wurde immer schlimmer.

Wenn die Tür geöffnet werden mußte, und dies war ja ab und zu notwendig, wirbelten im Nu gewaltige Schneemassen herein. Trotzdem war einer von ihnen ständig auf der Ausschau nach Wild.

Ab und zu waren sie bis auf einen Gipfel weit drinnen in der Mossel-Bai gekommen, von wo sie in dem kurzen Tageslicht nicht nur über das Innere des Landes, sondern auch über die Widje-Bucht freien Ausblick hatten.

Kaffee hatten sie nicht, auch keine Butter. Etwas Tee, den sie aufgestöbert hatten, kochten sie, aber auch diesen verdarb der schreckliche Schimmelgeschmack. Der Tabak war ihnen schon vor langer Zeit ausgegangen.

Eines Tages sagte Johann Troms während der Mahlzeit:

„Hört mal zu, Leute! Habt ihr schon darüber nachgedacht, was für ein merkwürdiges Pech wir haben? Nicht einen einzigen Bären haben wir in der ganzen Zeit gesehen, kein Renntier, keinen Seehund, nicht einmal einen ganz kümmerlichen, kleinen. Und sonst treibt sich dieses Zeug überall in diesem verdammten Land umher.

Wenn es so weitergeht, kommen wir nicht durch den Winter, dazu haben wir zu wenig Proviant. Der Mann, der von dem Zeug, was wir hier haben, noch länger leben könnte, ist noch nicht geboren.

Wir müssen frische Nahrung haben. Das einzige frische Fleisch, was wir hatten, waren die vier Füchse damals. Aber Fuchsfleisch hält nicht vor, ich war gleich nach der Mahlzeit wieder hungrig.

Eins nur kann unser Leben retten, das sind die drei Paar Skier, die dort stehen.

Wie ihr wißt, kann kein Renntier in dem losen Schnee, der jetzt liegt, vorwärtskommen. Nicht einmal ein Bär kann dem, der Skier an den Füßen hat, davonlaufen. Nun ist es aber eine Frage, ob wir es aushalten, solange zu suchen, bis wir Wild finden.

Ich bin entschlossen, zu gehen. Nun will ich hören, ob jemand von euch mitkommen will. Aber denkt daran, daß es vielleicht unser letzter Marsch wird.

(Fortsetzung folgt.)





„Die Lichterfülle festlicher Gesellschaftsabende läßt die Schönheit eines gutgepflegten Bubenkopfes besonders in Erscheinung treten und macht die Trägerin zu einem bewunderten Mittelpunkt des Abends. Um meinem Haar die seidige Fülle wiederzugeben, die das Haar des Kindes auszeichnet, pflege ich es regelmäßig wöchentlich mit Pixavon. Seitdem sagen meine Freundinnen mir oft Schmeicheleien über mein schönes Haar."







PIXAVON

Pixavon-Haarwäsche wird in allen besseren Frisier-Salons ausgeführt.

Fordern Sie kostenlos von uns Abbildungen neuer Bubenkopf-Schnitte für Frühjahr 1928.

LINGNER-WERKE / DRESDEN



Wissen und Leben

Mechanische Befestigungssysteme im Pflanzenreiche. (Hierzu die Bildertafel auf Seite 603.) Die Natur ist eine Meisterin in der Lösung mathematisch-technischer Probleme. In der Mannigfaltigkeit und raffinierten Einfachheit ihrer Hilfsmittel ist diese Baumeisterin unerschöpflich und unerreicht. Wie sie z. B. mit dem verholzten Stützgewebe und den elastischen Bastfasern einen Getreidehalm allmählich aufbaut und mechanisch festigt und mit einem zug- und druckfesten Stützgewebe von Wurzeln im Boden verankert, so daß er in seiner absichtlich gewählten zylindrischen Gestalt allen Ansprüchen der abscherenden Kräfte des Windes Widerstand leistet, trotz der schweren, schwankenden Gipfelähre, muß den denkenden Betrachter in Erstaunen setzen. Viel augenfälliger als in unseren relativ trockenen Breiten treten mechanische Festigungssysteme in den feuchten, die Fäulnis fördernden Tropengebieten in die Erscheinung, und zwar in Form von Brettwurzeln unten am Stamm oder Stelzwurzeln aus den Zweigen. Diese Wurzeln dienen aber nicht nur mechanischen Zwecken als Stütz- und Tragbalken, als Verankerungssträhnen im lockeren, humosen Boden, in ihnen sind auch Atmungsorgane untergebracht, mit deren Hilfe die Pflanzen den zu ihren chemischen Prozessen der Neubildung organischer Substanz nötigen Luftsauerstoff beziehen. So zeigen z. B. die Pandanus- oder Schraubenbäume, von palmenartigem Aussehen, unter ihren 60 Arten in der östlichen, heißen Zone Formen mit 4—5 m langen Stelzwurzeln, die den Zweigen, und kürzeren, die den Stämmen entspringen. Auch die Blätter dieser oft strauchigen Pflanzen bergen in den verholzten Bastfasern ein reiches, mechanisches Gerüst gegen abscherende Windkräfte von solcher Festigkeit, daß diese Fasern zu Säcken, Segeln, Schürzen Verwendung finden. Einen andern Typus stellen die malaiischen Banyanbäume oder Mörderfeigen, Urostigmafeigen, dar. Der kleine Feigensamen, in den Astwinkeln irgendeines Baumriesen abgesetzt, sendet mit unheimlicher Geschwindigkeit Luftwurzeln in den Boden und Kletterwurzeln den fremden Stamm entlang, die bald in solches Dickenwachstum eintreten, daß sie den Stützbaum erwürgen. Die umklammerte Riesenleiche zerfällt, ihre ursprüngliche Gestalt ahmt die Mörderfeige nach. 200—300 Luftwurzeln an einem Baume sind keine Seltenheit. Bei Poona in Vorderindien maß der Kronenumfang einer Mörderfeige 500 m. Zuletzt sei noch des Mangrovebaums (Rhizophora Mangle), Wurzel- oder Leuchterbaums, gedacht, dessen oft viele Meilen lange Waldbestände an Flußläufen und Buchten ein solches Flechtwerk von Luft- und Stützwurzeln erzeugen, daß er auf diese Weise für die Eingeborenen natürliche Brücken über die Wasserflächen baut und wegen der reusenartigen Tätigkeit des Wurzelwerks zur Anhäufung von Schlamm und somit zur Verlandung der Wasserflächen wesentlich beiträgt.
Dr. B. Stange.

Der Nachtisch im klassischen Altertum. Die alten Griechen und Römer huldigten einem heiteren Lebensgenuß — jene in feinerer, diese, ihrer derberen Natur entsprechend, in gröberer Weise. Sie waren Tafelfreuden hold und fühlten das Bedürfnis, nach einer reichlichen Mahlzeit „zum Abgewöhnen" etwas zu knabbern. Der Nachtisch war bei den Griechen im großen und ganzen mit denselben Eßwaren besetzt wie heute. Zur Weckung des Durstes dienten prickelnde Käse und Salzküchelchen; ausgepichten Kehlen stand behufs weiterer Gaumenbeize gewürztes Salz zur Verfügung. Zur Förderung der Verdauung tischte man frisches oder getrocknetes Obst auf: Feigen aus Attika und Rhodos, Datteln aus Syrien und Ägypten, Mandeln, Melonen usw. Auch an Kuchen fehlte es nicht. Die attischen Kuchen sind auf den bildlichen Darstellungen aus dem Altertum an ihrer Pyramidenform kenntlich. Die Entwicklung der antiken Bäckerei wurde durch die von den Ägyptern gemachte Erfindung des Sauerteigs ermöglicht, den Griechen und Römer mit Hilfe von Weinmost herstellten, der mit Hirse zusammengeknetet wurde. Buttergebäck war dem klassischen Süden fremd. Es taucht zuerst bei den halbromanisierten Germanen am Niederrhein auf zur Zeit Plinius' des Älteren (23—79 n. Chr.). Die Griechen lernten die Kunst, das Gebäck durch Zusatz von Eiern, Milch, Fett, Öl, Honig, Mohn, Lein, Sesam zu verfeinern, und bei ihnen gingen die Römer in die Schule, wie die Entlehnung von Ausdrücken wie massa (das Geknetete), placenta (Kuchen), spira (Brezel) beweist. Die Ärmeren begnügten sich, wenn sie überhaupt etwas zum Nachtisch hatten, mit Leckereien, die ihrer eigenen Wirtschaft entstammten, besonders Obst. So setzten Philemon und Baucis dem Zeus und Hermes, die sie besuchten, Nüsse, Feigen, Datteln, Pflaumen, Äpfel, Trauben und Honig vor. Bei den Römern war der Nachtisch ähnlich bestellt. Nur ist er merkwürdigerweise weder bei Horaz noch bei Macrobius in ihren Schilderungen üppiger Schmausereien erwähnt, und auf dem berühmten Schlemmerfest des Trimalchio gibt es zum Schluß des Essens, abgesehen von den als Stacheligel zugestutzten Granatäpfeln, ganz ungewöhnliche Gerichte: Drosseln, mit Kraftmehl, Rosinen und Nüssen gefüllt, eine aus Schweinefleisch gemachte, mit schweinernen Fischen und Vögeln umgebene Gans, Austern, Kammuscheln und auf dem Rost gebratene Schnecken. Der sonst übliche Nachtisch war schon während der Hauptmahlzeit als besonderer Gang aufgetragen worden, und zwar in der Form eines gebackenen Naturgottes, der in seinem sehr umfangreichen Schoß alle möglichen Früchte hatte. Für gewöhnlich aber speisten die Römer zum Nachtisch dasselbe wie die Griechen — nur scheinen sie den Käse verschmäht zu haben.
Prof. Dr. Sigismund.

Partieller Riesenwuchs. Die Lehre von den Drüsen mit innerer Sekretion — den sogenannten Hormondrüsen — hat bekanntlich in neuerer Zeit mehr und mehr an Bedeutung gewonnen und uns einen, wenn auch noch lückenhaften, so doch schon jetzt unendlich wertvollen Einblick verschafft in die Art und Weise, in der die innersekretorischen Drüsen durch die von ihnen produzierten und dem strömenden Blute beigemischten Stoffe (Hormone) bald anregend, bald hemmend den Ablauf der Lebensvorgänge regeln. Es ist selbstverständlich, daß durch die Ergebnisse der Hormonforschung auch den Untersuchungen über die Krankheitsursachen neue, vielfach verheißungsvolle Wege gewiesen wurden; denn die innersekretorischen Drüsen können ebenso erkranken und entarten wie alle anderen Organe unseres Körpers — und die Abweichungen von ihrer normalen Arbeitsweise rufen ganz charakteristische Krankheitsbilder hervor. In die Reihe dieser Erkrankungen gehört auch der partielle Riesenwuchs, die sog. Akromegalie, dem Wortsinne nach die Vergrößerung der Spitzen, der Endglieder des Körpers. Gewöhnlich beginnt diese ziemlich seltene Erkrankung im zweiten oder dritten Lebensjahrzehnt, und zwar stellt sich ganz allmählich eine stetig fortschreitende Vergrößerung und Verdickung der Zunge, der Lippen, der Nase ein — gleichzeitig kann man Veränderungen an bestimmten Knochenpartien beobachten, so wächst besonders der Unterkieferknochen ganz erheblich, so daß im Gegensatz zur normalen lückenlosen Zahnstellung dann ziemlich beträchtliche Spalten zwischen den einzelnen Zähnen entstehen können; gleichzeitig wird die untere Zahnreihe so weit vorgeschoben, daß sie vor die obere beißt — auf diese Weise

kommt es zur sogenannten Prognathie. Auch wird der gesamte Schädelumfang durch Knochenverdickung oft derart vergrößert, daß den Kranken die Hüte nicht mehr passen. Sehr auffällige Veränderungen begeben sich ferner an den Knochen der Gliedmaßen — Hände und Füße werden plump, tatzenartig verdickt — Schuhe und Handschuhe werden zu eng. Im weiteren Verlauf der Krankheit pflegen sich schwere Störungen an den Geschlechtsorganen einzustellen; bei der Frau kommt die Eireifung zum Stillstand, während beim Manne die Spermiogenese (Samenbildung) aufhört. Die Ursache dieser mannigfaltigen Symptome liegt in einer Entartung der Hypophyse — einer auch als „Hirnanhang" bezeichneten, in einer Vertiefung der Schädelbasis gelegenen Drüse mit innerer Sekretion, deren Sekret, Hypophysin oder auch Pituitrin (die Drüse heißt Hypophyse oder Glandula pituitaria) genannt, gemeinsam mit den Hormonen der Schilddrüse und der Geschlechtsdrüsen das Wachstum während der Entwicklungszeit zu befördern hat. Die Akromegalie entsteht nun dadurch, daß nach bereits beendeter Wachstumsperiode noch das Hypophysin in übergroßer Menge abgeschieden wird; die dadurch wieder wachgerufenen Wachstumstendenzen des Körpers können sich, da die Knorpelfugen inzwischen verknöchert sind, nicht mehr in allgemeinem Längerwerden, sondern nur in einer Dickenzunahme einzelner knöcherner und bindegewebiger Organe äußern. Mit Hilfe der Röntgenstrahlen kann man die anatomische Grundlage der Funktionsstörung erkennen, nämlich eine geschwulstartige Vergrößerung der Hypophyse; diese Wucherung kann auch schwere mechanische Störungen in ihrer Umgebung hervorrufen — besonders gefährlich ist die durch den Geschwulstdruck mögliche Schädigung der Sehnerven. In solchen stark gefährdeten Fällen entschließt man sich meist zur operativen Entfernung der Geschwulst, während man leichtere und besonders Anfangsstadien erfolgreich mit Röntgenbestrahlung behandelt.

S. Hupfer.

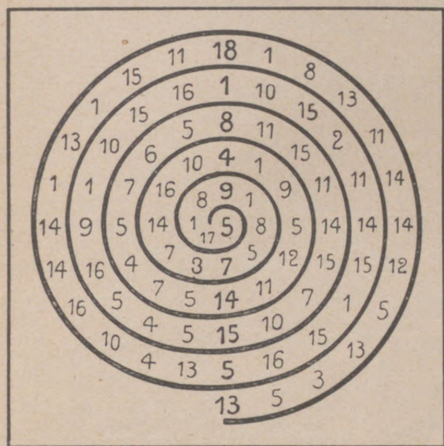
Zur Beethoven-Literatur. Es ist über die Fachwissenschaft hinaus bekannt, daß sich Dr. Th. Frimmel, der Senior der Beethoven-Forschung, besonders um Beethovens Bildnisse, Wiener Wohnungen und Freundeskreis sowie um seinen Briefwechsel besondere Verdienste erworben hat. In seinem bei Breitkopf & Härtel in Leipzig erschienenen zweibändigen „Beethoven-Handbuch" hat er, nach Art des bekannten „Goethe-Handbuchs" lexikalisch angeordnet, die Summe seiner von Jugend auf dem Tondichter gewidmeten musikwissenschaftlichen Arbeit gezogen. Hier hat Frimmel seine selbständige Bearbeitung von Beethovens Erscheinung auch auf alle anderen Teile der Lebensgeschichte des Meisters ausgedehnt: auf den inneren Menschen, seine Werke, deren Gesamtverzeichnis vervollständigt wird, seine Verleger usw. Es soll gewiß nicht behauptet werden, daß das Werk in dieser ersten Ausgabe gleich ganz lücken- und fehlerlos hinausgegangen sei — wer die Schwierigkeiten, mit denen die Beethovenwissenschaft noch zu kämpfen hat, kennt, wird dies von einer so umfassenden Arbeit zu allerletzt fordern — aber es ist schon heute ein für den Fachmusiker wie für den ernsthaften Musikfreund wichtiges und unentbehrliches Handbuch.

M. U.

Anmerkung der Schriftleitung. „Frühling am See" heißt der Titel des von Hanns Langenberg (Leipzig) stammenden Bildes auf dem Umschlag dieses Heftes.

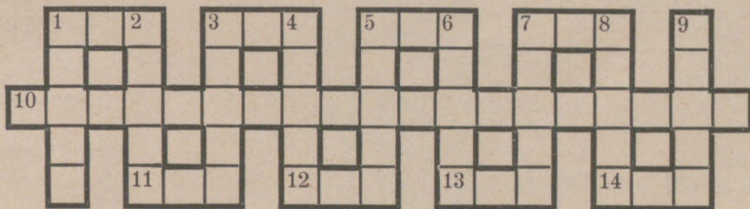
ZUM NACHDENKEN

Schnecken-Arithmogriph.



Die Zahlen sind derart durch Buchstaben zu ersetzen, daß bekannte Wörter entstehen, deren Anfangs- und Endbuchstaben auf der wagerechten und senkrechten Durchmesserreihe stehen. Außerdem soll die senkrechte Durchmesserreihe eine heimische Würzpflanze bezeichnen. Vom Mittelpunkt der Schnecke ausgehend (5 17 1 usw.), ist der Sinn der Wörter folgender: 1 Mädchenname, 2 Bergweide, 3 Gedenkstein, 4 rumänische Münze, 5 Sumpfvogel, 6 skandinavisches Gewässer, 7 Schachbrettfigur, 8 Gedichtform, 9 Webstoff, 10 deutsches Gebirge, 11 indische Pflanze, 12 Fischart, 13 kirchlicher Lobgesang, 14 Stadt in der Lombardei, 15 mythologischer Riese, 16 plastisches Bildwerk, 17 afrikanischer Handelsartikel, 18 Wolga-Stadt, 19 Säugetier, 20 Raubvogel. (ä = 1 Buchstabe.)

Mäander-Kreuzworträtsel.

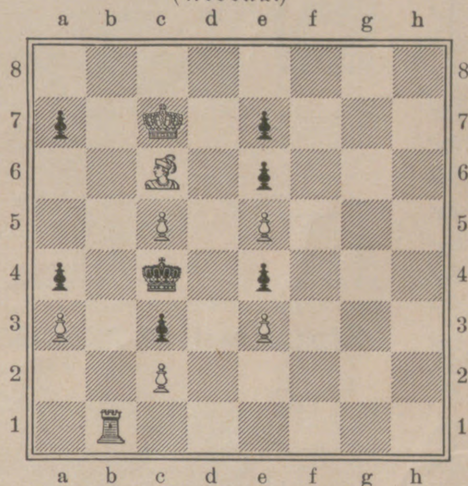


Wagerecht: 1 Geographischer Punkt, 3 Teil des Wiederkäuermagens, 5 Märchengestalt, 7 Nebenfluß der Donau, 10 bekanntes Sprichwort, 11 weiblicher Vorname, 12 metallhaltiges Gestein, 13 abgekürzter Frauenname, 14 Amphibium; senkrecht: 1 Vorbedingung eines guten Gelingens, 2 Blume, 3 Mädchenname, 4 Holzbehälter (auf dem Rücken zu tragen), 5 Männername, 6 Berg in der Schweiz, 7 Stadt an der Riviera, 8 Männername, 9 Krawall, Radau.

Schachaufgabe.

Von Dr. Egbert Delpo, Leipzig.

(Urdruck.)



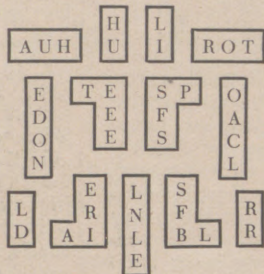
Weiß zieht und setzt Matt in vier Zügen.

Zugbegegnung.

Auf einer schnurgeraden, zweigeleisigen Eisenbahnstrecke begegnen einander in voller Fahrt ein 60 m langer Schnellzug und ein 140 m langer Güterzug in entgegengesetzter Richtung. Der Schnellzug hat während der Begegnung eine Stundengeschwindigkeit von 80 km, der Güterzug eine solche von 40 km. — Wie lange Zeit dauert die „Deckung" der beiden Züge, d. h. die Zeit von dem Augenblick an, da die Spitzen der beiden führenden Lokomotiven einander gegenüberliegen, bis zu dem Augenblick, an dem die Endpunkte der beiden Schlußwagen wieder „frei" werden.

Formenzusammenstellrätsel.

Stelle diese Figuren so zu einem Rechteck zusammen, daß die 6 wagerechten Buchstabenreihen die Namen von 6 Fischen ergeben!



Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in der nächsten Nummer.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4335.

Silbenkreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Malaga, 3 Oase, 5 Ragusa, 6 Lesage, 8 Kalide, 10 Linea, 12 Kakao, 14 Regina, 15 Levana, 16 Angora; senkrecht: 1 Makrele, 2 Garage, 3 Osaka, 4 Sekunde, 7 Saline, 9 Litewka, 10 Libelle, 11 Arena, 12 Kanaan, 13 Ostara.

Weggenosse: Weg—leiter.

Magische Spirale: Wagerecht: 2 Nar, 3 Bart, 5 Tiara, 6 Sahara, 8 Navarra, 9 Arkebuse, 11 Sardinien, 12 Archimedes, 14 Kinderarzt; senkrecht: 1 Ar, 3 Bar, 4 Tara, 6 Start, 7 Armada, 9 Arabien, 10 Erbarmen, 12 Amaryllis, 13 Saargebiet.

Silbenrätsel: 1 Mustafa, 2 Ornament, 3 Regierung, 4 Guido, 5 Erdapfel, 6 Neufundland, 7 Saloniki, 8 Tauberbischofsheim, 9 Ultimatum, 10 Nassau, 11 Drahtseilbahn, 12 Edelwild, 13 Harmonie. — Morgenstunde hat Gold im Munde.



Vorgerichte

Eine überraschende, appetitanregende Zugabe zum Frühstück oder Mittagessen, die das ganze Mahl zum Genuß macht, ist der

NORWEGISCHE BRISLING

Dieser delikate kleine Fisch erfreut sich schon jetzt allgemeiner Beliebtheit.

Er regt nicht nur die Eßlust an, sondern, was wichtiger ist, enthält reichen Nährwert, wirkt kraft- und aufbaufördernd.

Machen Sie einen Versuch, er wird Sie befriedigen.

Fordern Sie

Norwegische Brislinge

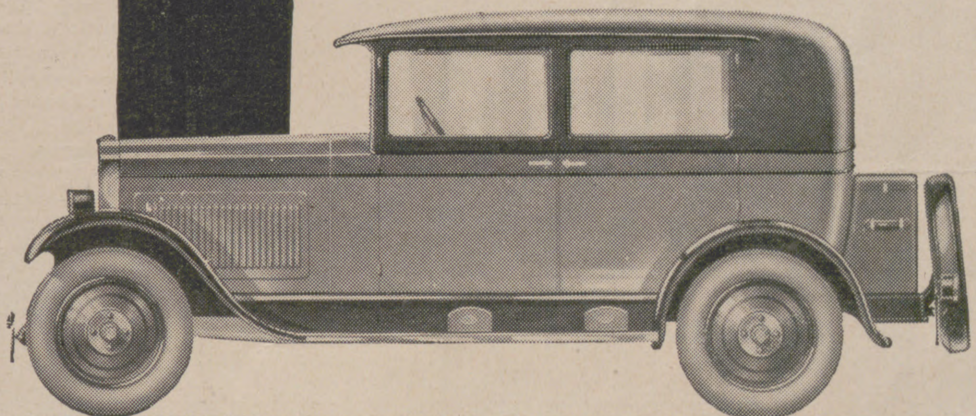
Achten Sie auf die Bezeichnung „NORWEGEN" auf dem Etikett.

OPEL

DER GROSSE WURF

7 PS

SECHSZYLINDER



VIERSITZER RM 4600.– LIMOUSINE 4türig RM 4900.– LUXUS-LIMOUSINE RM 5400.–



DIE KRAFT

und der köstliche Wohlgeschmack des Fleisches in freier Natur lebender Rinder sind in • LIEBIG FLÜSSIG • der natürlichen, stark konzentrierten Fleischbrühe enthalten. Liebig flüssig ist mit dem Geschmack aromatischer Suppenkräuter fertig gewürzt.

EINE GRATISPROBE UND EINE SERIE LIEBIG-BILDER SENDET GEGEN DIESE ANZEIGE DIE LIEBIG GESELLSCHAFT M. B. H. KÖLN J. 1

Unsere Broschüre „Wie pflege ich den eisernen Ofen" erhalten Sie auf Wunsch – Postkarte genügt – ganz umsonst
ENAMELINE-WERKE HÖCHST A. M. Abtlg. 26

Enameline

Ofen putzen – Enameline benutzen!



ANKER
TEPPICHE

GEBRÜDER SCHOELLER
DÜREN-RHLD.



Die Wunder der Riviera

konnten wir voll genießen, erzählen die beiden Sportsfahrer von ihrer 3700 km-Fahrt, weil unsere beiden

KAYSER-
FAHRRÄDER

mit ihrem sprichwörtlich leichten Gang uns sicher über alle Straßen trugen. Aber erst auf der Weiterfahrt nach Rom und Neapel bewiesen die KAYSER-RÄDER ihre hohe Qualität, als sie unter den schwierigsten Verhältnissen ohne Defekt aushielten.

Verlangen Sie bitte den reichillustrierten Katalog.

KAYSERFABRIK A. G., KAISERSLAUTERN 38 d.

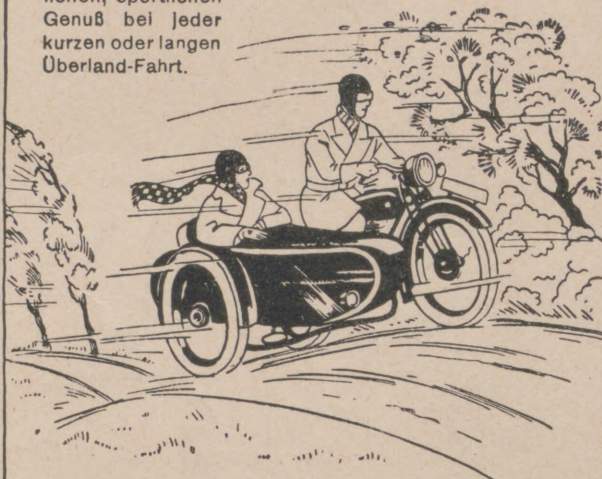


Das Rasieren mit der Auerhahnklinge macht Ihnen Freude. Sie ist ein deutsches Erzeugnis von unübertroffener Güte.
Schramberger Uhrfedernfabrik G. m. b. H., Schramberg (Württemberg).

N·S·U

Wenn Ihnen auf der Fahrt der Wind entgegenbraust, dann heißt es, alles aus der Maschine herausholen, was sie in sich hat. Und erst, wenn Sie eine anhaltende Steigung vor sich haben, braucht ein Motorrad Kraftreserven, wie die neue **NSU**-Maschine 500 ccm.

Sie haben die beste Gewähr dafür, daß Sie nicht im Stich gelassen werden. Mit **NSU** haben Sie den wirklichen, sportlichen Genuß bei jeder kurzen oder langen Überland-Fahrt.



NSU Vereinigte Fahrzeugwerke A.-G., Neckarsulm (Württ.)

Orientieren Sie sich über die technischen Einzelheiten, Preise usw. durch eine Besichtigung der Modelle beim nächsten NSU-Vertreter

Anschauungsbilder für den Unterricht,
einfarbig und mehrfarbig, aus unserer Illustrirten Zeitung ausgewählt, in Serien zusammengestellt und herausgegeben vom Leipziger Lehrer-Verein, sind für billigen Preis (Einzelserie RM. 1.—) von uns zu beziehen, ebenso dazu passende Wechselrahmen je RM. 1.50 (großer) bezw. je RM. 1.— (kleiner).
Vollständige Verzeichnisse umsonst und postfrei.
J. J. Weber, Lehrmittel-Abteilung, Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7.

UNSERE WERBEDRUCKSACHEN

tragen dieses Zeichen

VERTRETUNGEN IN:

KÖLN-KLETTENBERG
W. Brendgen, Hardtstraße 13
Fernruf: Amt Ulrich 4610

DÜSSELDORF-OBERKASSEL
Otto Hildenbrand
Wildenbruchstraße 53, Ruf 52734

HAMBURG 5
Heinrich Koch, Kirchenallee 57
Fernruf: Amt Vulkan 1371



VERTRETUNGEN IN:

HANNOVER
Eduard F. Beckmann, Voßstraße 2
Fernruf: West 936

BIELEFELD
Fritz Witzig, An der Krücke 5
Fernruf 3591

ZWEIGGESCHÄFTSSTELLE BERLIN W 35, Am Karlsbad 10
Fernruf: Amt Lützow 4810, 4811

Buchdruck · Tiefdruck · Gummidruck
Entwürfe · Retuschen · Ätzungen

GRAPHISCHE KUNSTANSTALTEN J. J. WEBER · LEIPZIG

Reudnitzer Straße 1–7

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W. 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Mekel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.
General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris 8. e., 44/bis Rue Pasquier.

Illustrirte Zeitung



Verlag J. J. Weber, Leipzig

NR. 4337. 170. BAND EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 26. APRIL 1928

REISE- UND BÄDERANZEIGER

Die Reihenfolge gibt keinerlei Anhalt über Rang oder Größe.

KUR- UND MINERALBÄDER

Baden-Baden

Hotel Darmstädter Hof. Bek. gute Verpflegung. diäte Küche.

Pension Luisenhöhe. Altbekannte, vorzügl. Familienpens. Haus in schönst. Kurlage.

Hotel Terminus. Am Bahnhof links. Zimmer mit fließ. Wasser.

Café Gretel. Feinbürgerl. Haus. Vorzügliche Verpflegung.

Bad Elster

Moor-, Stahl-, Kohlensäure-, Radium-Bäder, Trinkkuren. Das ganze Jahr geöffnet.

Hotel zur Post. Sonnige Lage. Großer Park. Liegewiesen. Vorzügliche Verpflegung.

Hotel Reichsverweser. Zentralheizung. Jahresbetrieb.

Kurpension Sachsenhof. Zentralheizung. Fließendes Wasser.

Palast-Hotel Wettiner Hof. Führend. Haus, allererst. Ranges.

Bad Ems

Hotel zum Löwen. Am Kurgart. n. Kurh. u. Brunn., erstkl. Verpfl.

Park-Hotel. Mit allem neuzeitlichen Komfort.

Staatl. Hotel und Bäder „Das Römerbad". I. Ranges, schöne, freie Lage, neuerbaut 1926.

Dellers Hotel Stadt Wiesbaden. Herrl. freie Lage am Kursaal, 1926 vollst. modern.

Bad Kissingen

Magen-, Darm-, Herz-, Entfettungskur. u. Erkrankung. Kurzeit März-Nov., jegl. Sport u. Komfort d. Weltbades. Ausk. durch den Kurverein.

Hotel Bayerscher Hof. 2 Min. v. Bahnh., Kurgart. u. Brunnen, mäßige Preise.

Kurhaus u. Pension Villa Elsa. Gutempfohlenes Familienhaus. Zentralheizung.

Kurhaus Rieger. In nächster Nähe der Quellen.

„Das weiße Haus". Kurhausstraße 11 a. Nahe den Bädern.

Bad Schmiedeberg, Bez. Halle

Sanatorium Kaiserbad. Spezialanstalt für Gicht und Rheuma.

Wiesbaden

Hotel Englischer-Hessischer Hof. Kochbrunnen-Badehaus. Pension von Mk. 9.— an.

Kurhotel Römerbad. Kochbrunnen-Badehaus. Garagen.

OBERBAYERN

Garmisch-Riessersee

Hotel u. Kurhaus Riessersee. Jed. mod. Komf., Zimm. m. voll. Pension 10—14 M. Jahresbetrieb.

HARZ

Alexisbad

Hotel Försterling. Erstes Haus am Platze, Sportgeräte.

Braunlage

Hotel „Zum Achtermann". Haus I. Ranges, 10 Garagen.

Elend bei Schierke

Hotel St. Hubertus. Pension M. 6.50 bis 9.–, fließend. Wasser.

Goslar

Hotel der Achtermann. 120 Z. m. 180 Betten, 27 Z. mit Privatbäder, Kraftwagenunterstände, Fernspr. Nr. 1.

Hotel Niedersächsischer Hof. Z. m. fließ. Wass., Café u. Kond. Besitzer beid. Häuser H. Pieper, Fernspr. Nr. 630.

Hotel Hannover. Modern. Haus I. Ranges gegenüb. dem Bahnhof.

Hahnenklee (Oberharz)

Höhenluftkurort, 600 m ü. d. M. Familienfreibad.

Hotel Kurhaus. Hotel I. Ranges, neuester Komfort.

Sanatorium Hahnenklee. Für Nerven- und innere Krankheiten.

Bad Harzburg

Haus „Richthofen". Neben Kurhaus, Zentralheizung, Ganzjähr. geöffnet, Telefon 102.

Schierke

Hoppes Hotel und Pension. Das Heim der gutbürgerl. Gesellsch.

SACHSEN

Dresden

Hotel Bellevue. Weltbekannt, sehr vornehm.

Müllers Weinrest., Marienstr. 46. Architekt. Sehenswürdigkeit.

Weißer Hirsch b. Dresden

beliebtest. klimatischer Kurort Sachsens. Jahresbetrieb. Wintersport.

Oberbärenburg

Berghotel und **Kurhaus Friedrichshöhe.**

THÜRINGEN

Friedrichroda

Beliebtester klimatischer Sommer- und Winterkurort Thüringens.

Hotel Herzog Alfred. Haus I. R. Tel. 12. Direktor: Kurt Wagner.

Hotel Herzog Ernst. I. Ranges, Fernsprecher 11.

Herzoglich. Schloßpark-Hotel. Ruh., vorn. Familienpens. u. Hot.

Sanatorium Tannenhof. Sanitätsrat Dr. Bieling. Klin. Behdlg.

Bad Liebenstein

Perle des Thüring. Waldes. Heilbad bei Herz- u. Nervenl., Blutarmut.

Hotel Herzogin Charlotte. Bestbekanntes, vornehmes Haus.

Kurhaus Hotel der Kaiserhof. Das führende Haus am Platze.

Eigenheim Edelweiß. Ärztlich geleitetes Kurheim, a. d. Kurprom.

Sanatorium Liebenstein. Klin. geleit. Kuranstalt. Jahresbetrieb.

Oberhof i. Th.

Parkhotel Sanssouci, erstklass. Jahresbetrieb.

Schloßhotel. Das Haus mit Bädern und fließendem Wasser. Tel. 22.

Hotel Thüringer Wald. Das ganze Jahr geöffnet.

Wünschers Parkhotel, herrliche Südlage am Hochwald, ganzjährig geöffnet.

Tabarz

Vielbesucht. Erholungsort in gesch. Lage. 100 Vill. Neues Schwimmbad.

Kurhotel Deutscher Hof. Rest. und Café, Konzert, 5-Uhr-Tee.

RIESENGEBIRGE

Brückenberg

Hotel Germania. 70 erstklass. Gasträume, mod. Zimm., Garag.

Waldhaus Weimar. 35 neuzeitl. einger. Zim., vorz. Küche. Autogar.

Hermsdorf (Kynast)

Tietzes Hotel, Gutbürgerl., zentr. Gebirgslage. Mietskraftwagen.

Hirschberg (Schlesien)

Hotel der braune Hirsch, im Zentrum gelegen, mit allem Komf.

Krummhübel

Dreihaupt's Hotel. An der Hauptsportbahn gelegen.

Hotel-Pension Preußischer Hof, altrenommiertes Haus.

Ober-Krummhübel

Pension und Conditorei Concordia. Zentral gelegen.

Schreiberhau

Riesengebirge, 500—900 m ü. d. M.

Hotel Du Bois. Erstklassig, im großen Park.

Hotel Marienthal, gutbürgerl. Haus, neue Bewirtschaftung.

Hotel Vier Linden. Am Kurpark, schönste Lage.

Dr. Haedickes Sanatorium Kurpark. Heilanst. f. inn. Krankh.

Bad Warmbrunn

Hotel Preußischer Hof. Erstes und größtes Hotel am Platze.

TSCHECHO-SLOWAKEI

Franzensbad

Das erste Moorbad der Welt. Auskünfte durch die Kurverwaltung.

Hotel Belvedere-Bellevue. Modernes vornehmes Familienhotel.

Hotel Königsvilla. Modernster Hotelbau. 120 Zimmer.

Karlsbad

Hotel Kroh. Familienhaus I. R., unmittelb. Quellen- u. Bädernähe.

Zentral-Hotel Loib. Letzter Komf., erstkl. Restaurant. Tel. 31.

Grand-Hotel Pupp. Zentrale des Kurlebens.

Marienbad

Etablissement Bellevue. Bestbestehendes Café-Restaurant.

Palast-Hotel Fürstenhof.

Hotel New-York.

Hotel Englischer Hof, fließendes Wasser.

Grand-Hotel Klinger an der Hauptpromenade, ausgestattet mit dem letzten Komfort.

Hotel Leipzig. Fließendes Warm- u. Kaltwasser dir. neb. d. Brunnen.

Schloß Miramonte. Neue Leitung, Pension 60—80 Kč.

Hotel-Osborne-Balmoral. Das führende Haus.

Märchenschloß Rübezahl. Das schönste Höhencafé, Zentralheizung, Autogaragen.

SCHWEIZ

Adelboden

Kulm-Hotel (Kurhaus). Familienhotel I. Ranges.

Arosa

Hotel des Alpes. Altbekanntes Familienhaus.

Hotel Arosa-Kulm. Aller mod. Komfort, idealste Lage für Sommer- u. Wintersport, 1850 m ü. M.

Eden-Hotel. Jahresbetrieb, fließ. Wasser, Priv.-Bäd. Bes. W. Wettengl.

Kurhaus Surley. Ideal. Aufenth. f. Sommer u. Winter, a. Wald u. See.

Sanatorium Arosa. Lungenheilanst., mod. Komf., fl. Wass., sonn. Lage.

Waldsanatorium Arosa. Erstklassige Lungenheilanstalt.

Basel

Grand-Hotel Euler. I. Ranges mit allem Komfort.

Hotel Metropole-Monopole. Feinbürgerl. Haus, prima Küche.

Hotel Royal. Am B.-Bahnh., alle Zimmer fließ. Wasser, ziv. Preise.

Grand Hotel Victoria u. National. I. R. Zimmer von 6 Fr. an.

Chur

Hotel Steinbock. Das ganze Jahr geöffnet.

Flims

Park-Hotel Waldhaus. Das führende Haus am Platze.

Locarno

Hotel Metropole. Mittlere Preislage. Moderner Komfort.

Park-Hotel. Beste Südlage. Das ganze Jahr geöffnet.

Hotel Reber am See. Einziges Haus in großem Park am See.

Hotel Regina. Schönste Lage, direkt am See.

Lugano

Adler-Hotel u. Erika-Schweizerhof. Fließendes Wasser.

Cademario-Kurhaus. Nach Lahmann. Jahresbetrieb.

Crocefisso. Erholungsheim Quisisana. Mod. Komf., Luftb., Jahresbetr.

Kurhaus und Erholungsheim Monte Brè. Pens. v. M. 8 an, deutsch. Haus.

St. Moritz

Hotel Calonder. Schöne Lage, mäßige Preise.

Kurhaus Chantarella. Das vorn. Kurh. im Hochgeb., Sonne, Ruhe.

Hotel Engadiner Hof. Erstkl. Familienhaus, mäßige Preise.

Hotel Schweizerhof. Erstklass., altbekanntes Familienhaus.

Pontresina

Rosatsch-Hotel. Modern eingerichtetes Haus.

Hotel Schweizerhof. Pension Sommer Fr. 15.-, Winter Fr. 17.-.

Zürich

Hotel City-Excelsior. Alle neuzeitl. Einricht. Zimmer v. 6 M. an.

Vegetarisches Restaurant und Conditorei, Sihlstraße 26/28.

ITALIEN

Abbazia

Winterkurort I. Rang. Vorzügl. klimat. Lage. Hotels ganzjähr. geöffnet.

Pension Lederer, gutbürgerliche Pension am Kurpark.

Frau Mahler's Familienpension. Erstrangig, all. Komfort.

Palace-Hotel. Führ. Haus, 250 Z. Priv. Meerbäd. i. Haus. Ganzjähr.

Laurana bei Abbazia

Grand-Hotel Laurana. Vornehm. Ruhig. Direkt am Meer.

Iris. Neu eingericht. Fließ. Wasser.

Bordighera

die Perle der italienischen Riviera, die Stadt der Palmen und Blumen. Tennis, Golf.

Grand-Hotel Cap-Ampeglio. Erstklassig. Moderner Komfort. Herrliche Lage.

Hotel Belvedere-Lombardi. I. Ranges. Herrliche Aussicht auf das Meer. Wundervoller Park.

Hotel Continental. Erstklassiges Familienhaus. Mäßige Preise. Vorzügliche Küche.

Hotel Miramare, Hotel Esperia. Beide Hotels in herrlicher Lage. Mäßige Preise.

Hotel Royal. I. Ranges. Herrl. Lage. Mod. Komf. Mäß. Preise.

Gries bei Bozen

Pension Quisisana. Pension von 26—30 Lire an. Herrlich gelegen.

Sanatorium Grieser Hof. Jahresbetrieb, Erholungsbedürftige und Augenkranke.

Savoy-Hotel. Haus ersten Ranges. Pension von Mk. 7—10.

Meran

Hotel-Pension Aders, schönste Lage, fließ. Wasser, groß. Park.

Hotel Auffinger, vorm. Hotel Tiroler Hof, Deutsch. Familienh. m. mod. Komf.

Hotel Bristol. Erstkl. Familienhotel. Pension 80—90 Lire.

Grand-Hotel Esplanade. Im Mittelp. des Meraner Kurlebens.

Hotel Tschoner. Bestbek. Haus im eig. Park, ruh. u. staubfr. Lage.

Hotel u. Pension Windsor. Vornehm. Familienh. a. d. Promenade.

Neapel

Hotel Continental, am Meer. fließ. Wasser usw. Deutsch.

Grand-Hotel Royal. Das größte, schönste Hotel Neapels, am Meer gel., 200 Zimm. m. Bad, 300 Bett. Einz. großart. amerik. Dachgarten.

Hotel Terminus. Ersten Ranges. 300 Zimmer, fließendes Wasser.

Palermo

Excelsior Palace Hotel, beste Lage. Großer Park, Tennis.

Weinen's Hotel de France, einz. deutsch. Haus a. Pl. Fließ. Wasser.

Rapallo

Gross. Kur- u. Badeort a. d. Riviera in der Nähe v. Genua, Sommer- u. Winteraufenth., erstkl. Hotels u. Pens.

Hotel Regina Palace. Neuestes Haus der Riviera, vornehmes Familienhotel.

Riva

Hotel Bologne. Prachtvolle zentrale Lage am See, mäßige Preise.

Lido-Palace-Hotel, dir. a. See, mod. Komfort, eig. Seebäderanst.

Rom

Hotel Viktoria am Borghesepark, alle Zimmer mit fließend. Wasser. Mäß. Preise. Bes.: Thiele & Wirth.

Fischers Parkhotel, Deutsches Haus I. R., mäß. Pr. Bes. V. Fischer.

Regina Carlton Hotel, erstkl., im vornehmsten Teil der Stadt.

San Martino di Castrozza

Palace Hotel Sass Maor. Familienhotel in schönster Lage am Walde, 250 Betten.

Seis a. Schlern (Prov. Boz.)

Hotel Salegg. Gutbürgerl. Haus, Bäder, 4 Plätze, Lawn tennis.

Venedig

Hotel Bristol-Britannia am Canale Grande. Einziges deutsches Haus I. Ranges.

Hotel Eden. Einziges deutsches Familienhotel, fließendes Wasser.

SIZILIEN

Syracus

Hotel Villa Politi. Allerersten Ranges, von Deutschen bevorzugt.

Taormina

Hotel Metropol, das gute Schweizer Hotel, fließendes Wasser. G. u. V. Kockel.

ÄGYPTEN

Kairo

Hotel National, von Deutschen bevorzugt.

PALÄSTINA

Jerusalem

Hotel St. John. Einziges deutsches Hotel mit allem Komfort.

→ In allen diesen Hotels und Pensionen liegt die Leipziger „Illustrirte Zeitung" zur Lektüre auf. ←

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

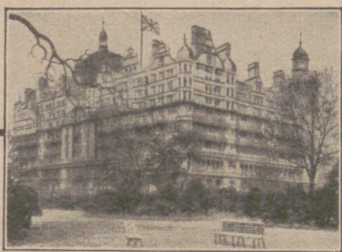
Nr. 4337. 170. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 26. April 1928.

Allgemeine Notizen.

Die „Deutschen Verkehrsbücher" der Reichszentrale für Deutsche Verkehrswerbung (R.D.V.), von denen jetzt $3^1/_2$ Millionen Exemplare im In- und Ausland Verbreitung gefunden haben, sind kürzlich durch das einundzwanzigste Heft „Mecklenburg" erweitert worden, von dem auch eine englische Ausgabe erschienen ist. Ferner erschien das R.D.V.-Werbeheft 18 „Thüringen" in neuer, dritter Bearbeitung. Auch diese drei Hefte sind von der Reichszentrale für Deutsche Verkehrswerbung, Berlin W 35, Potsdamerstr. 121b kostenlos zu erhalten.

Bad Neuenahr im Rheinland. Die jetzige Zeit ist zum Beginn einer Vor- oder Hauskur mit dem berühmten „Neuenahrer Sprudel", den einzigen alkalischen Thermalquellen Deutschlands gegen Zucker, Gallensteine, Magen-, Darm-, Leber-, Nieren- und Blasenleiden, Gicht und Katarrhen die geeignetste. Erhältlich ist derselbe in allen Mineralwasserhandlungen, Apotheken und Drogerien. Die Trink- und Badekur in Bad Neuenahr ist bereits zugleich mit dem Kurhotel, dem einzigen Hause mit Bädern aus den Heilquellen, eröffnet. Der Badeort selbst hat alles getan, um Neuenahr auch in diesem Jahr wieder von seiner besten Seite zu zeigen. Zimmer mit voller Verpflegung sind bei bescheidenen Ansprüchen schon von 5 Mk. 50 ab erhältlich. Zu erwähnen ist noch, daß Bad Neuenahr, an der äußersten Grenze zwischen der geräumten Kölner Zone und der noch besetzten zweiten Koblenzer Zone liegend, — ein Teil der Stadt und die diese umgebenden Weinberge liegen schon im unbesetzten Gebiet — gemäß dem Abkommen über die neue Demarkationslinie grundsätzlich von Besatzung frei bleibt, wie auch in Bad Neuenahr eine Paß-Kontrolle nicht mehr stattfinden darf. Damit gilt Bad Neuenahr tatsächlich als unbesetztes Gebiet, so daß der Gast seine Kur ohne jede Einschränkung gebrauchen kann.

Das Moor- und Herzheilbad Franzensbad hatte voriges Jahr an Besucherzahl die höchste Friedensfrequenzziffer. In richtiger Erkenntnis dieser erfreulichen Tatsache hat die Kurverwaltung alles getan, die Kureinrichtungen zeitgemäß auszugestalten, zu verbessern und zu erweitern. An Neuerungen werden die Kurgäste vorfinden: Ein modernes, vollkommen neuerbautes Stadttheater, ein großes, allen Anforderungen entsprechendes Strandbad, eine neue geräumige Wandelhalle im Kurpark,



In Paris sah man vor kurzem an der Strassenkreuzung des Boulevard des Italiens, der Rue Drouot und Rue Richelieu — Brennpunkt des grössten und dabei geregeltesten Pariser Verkehrs — den Berliner Polizeipräsidenten Zoergiebel und den Pariser Polizeipräfekten Chiappe, umgeben von höheren Beamten, in freundschaftlichem und regem Ideenaustausch über Verkehrsfragen. Alsdann bewirtete Herr Chiappe seinen Berufskollegen und dessen Begleitung in der nahe gelegenen Rotisserie „DU CARDINAL", wobei französische Küchenspezialitäten und bester deutscher Rheinwein zu Ehren kamen.





anschließend an die alte Veranda usw. Auch die Hotel- und Pensionsinhaber haben, soweit dies bisher noch nicht der Fall war, ihre Häuser mit Kalt- und Warmwasseranlagen und Zentralheizungen versehen.

Eine sehr interessante Touristenfahrt nach Rußland wird der Luxusschnelldampfer „Cap Polonio“ der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft in der Zeit vom 8. bis zum 28. August d. J. unternehmen, die nicht nur Gelegenheit zur Erholung auf einer 3954 Seemeilen langen Reise und zum Genuß schönster nordischer Landschafts- und Städtebilder, sondern auch zum Studium der russischen Verhältnisse an Ort und Stelle bietet. Nach Besuch zweier Glanzpunkte in Westnorwegen, Balholmen im Sogne- und Merok im Geirangerfjord, wird Bergen, die verkehrsreiche Handelsstadt, und Oslo, die großstädtische Metropole von Norwegen, angelaufen, worauf am 16. August Leningrad, das frühere St. Petersburg, besucht wird, dessen herrliche Lage, prunkvollen Kirchen und unermeßlichen Kunstschätze auch heute noch ihren Reiz auf den Fremden ausüben. Schon im letzten Sommer ist die „Cap Polonio“ mit südamerikanischen Touristen Gast im Hafen von Leningrad gewesen. Der damalige zuvorkommende Empfang der Reisegesellschaft durch die Sowjetbehörden bietet vollste Gewähr, daß auch diesmal die deutschen Touristen, die vom 16. bis zum 21. August in Rußland weilen und während dieser Zeit mit Sonderzug einen Ausflug nach Moskau machen, vollkommen auf ihre Rechnung kommen. Auf der Rückreise wird zunächst Stockholm, Schwedens prächtige Hauptstadt, angelaufen.

Ein wirklich gutes Konservierungsmittel für frische Eier ist zweifellos das Garantol, das von der Garantol-Gesellschaft m. b. H. in Dresden seit Jahren auf den Markt gebracht wird. Während mit anderen Mitteln konservierte Eier gegenüber frischen Eiern offensichtliche Mängel aufweisen, kann man den mit Garantol eingelegten Eiern weder von außen noch von innen irgendwelche Veränderungen anmerken. Garantol-Eier können selbst nach langer Zeit noch für alle Zwecke der feinen Küche verwendet werden und weisen als besonderen Vorzug auf: zähes Eiweiß, einen reinen Geschmack ohne jeden Beigeschmack und leichtes Trennen des Dotters vom Weißen. Eine Packung für 120 Eier kostet nur 40 Pfg. und ist in allen einschlägigen Geschäften erhältlich, wo auch ausführliche Prospekte kostenlos abgegeben werden.

BEI BEZUG UNSERER ZEITUNG DURCH DIE POST

bitten wir, Unregelmäßigkeiten in der Zustellung sogleich dem zuständigen Bestellpostamt zu melden. Erst wenn dies erfolglos ist, bitten wir uns davon in Kenntnis setzen zu wollen. Wird unsere Zeitung in beschädigtem Zustande zugestellt, so bitten wir, die Annahme unter Hinweis auf die Beschädigung zu verweigern und in diesem Falle uns gleichzeitig direkt zu benachrichtigen.

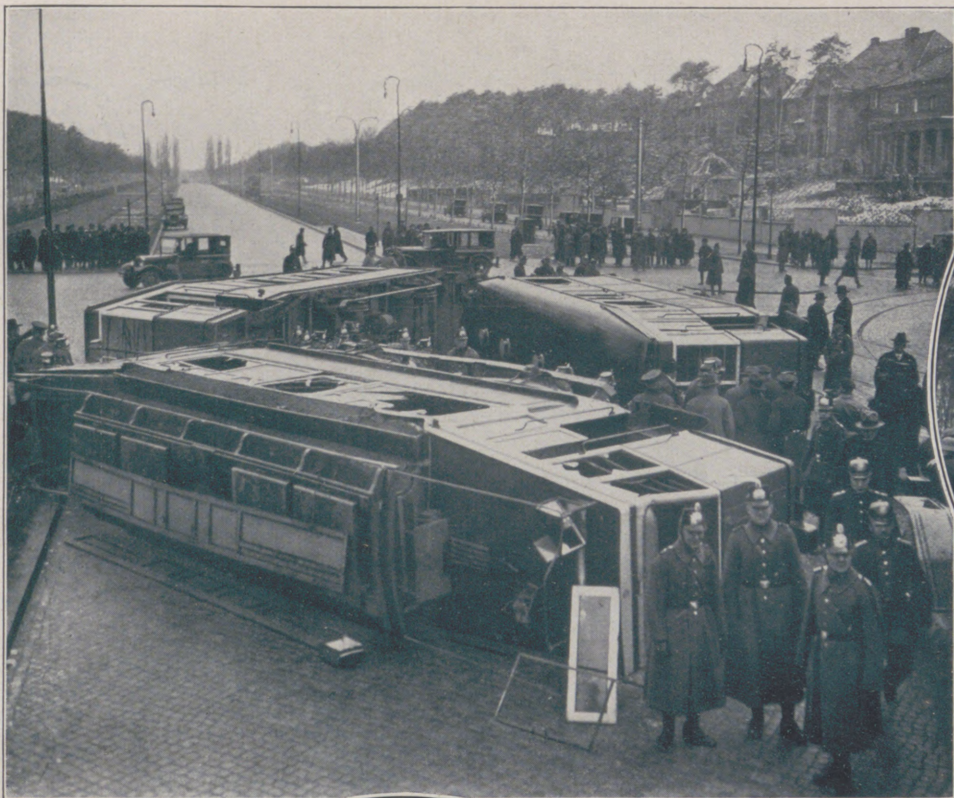
GESCHÄFTSSTELLE DER ILLUSTRIRTEN ZEITUNG (J. J. WEBER), LEIPZIG C 1.

Illustrirte Zeitung



KINDERBILDNIS

GEMÄLDE VON HEINRICH BOESE





Überführung der alten Thüringer Regimentsfahnen nach der Wartburg am 15. April: Der Fahnenzug auf dem Wege nach der Wartburg (im Hintergrund).

Links oben: Von der Straßenbahnkatastrophe in Berlin am 15. April: Die infolge Entgleisung umgestürzten drei Wagen eines Straßenbahnzuges an der Unglücksstätte. Fünf Personen kamen dabei ums Leben.





Von der Trauung des Fürsten Otto v. Bismarck mit der Schwedin Ann Marie Tengbom in Berlin am 18. April: Das Brautgefolge bringt am Dom ein Hoch auf das Brautpaar aus. — Im Oval: Das Brautpaar beim Verlassen des Berliner Doms.



Vom Internationalen Autorenkongreß in Berlin: Die Kongreßvertreter nach dem Empfang beim Reichspräsidenten am 17. April.

(Von links nach rechts) obere Reihe: Der frühere Staatsopernintendant Max v. Schillings; Senator Vincenso Morello (Rom), der Präsident des Kongresses; André Rivoire (Frankreich); Dr. Gustav Bock; A. E. Martin — untere Reihe: Stephan Krzywaszewski; Georges Middleton (U. S. A.); Eugène Haltai; Denys Amiel (Paris), Generalsekretär des Autorenverbandes.



Zu den Verhandlungen zwischen dem Reichsverkehrsministerium und dem österreichischen Bundesministerium für Handel und Verkehr über die neue Eisenbahnverkehrsordnung: Bundesminister Dr. Schürff (1) bei seiner Ankunft in Berlin am 18. April vom österreichischen Gesandten Dr. Frank (2) empfangen.



Vereidigung bei der Reichswehr: Während des Feldgottesdienstes vor der Vereidigung der zum 1. April neu eingetretenen Soldaten des Ausbildungsbataillons vom 9. (Preußischen) Infanterie-Regiment in Wünsdorf.

Die Vereidigung fand zum ersten Male nach der neuen Verordnung, die der damalige Reichswehrminister Dr. Geßler im Januar d. J. herausgegeben hat, statt. Danach hat für den ganzen Standort bei der Einstellung und Vereidigung der Mannschaften eine gemeinsame Vereidigungsparade stattzufinden. Der Verlauf der Vereidigung ist folgender: Nachdem die Musik den Präsentiermarsch gespielt hat, weist der leitende Offizier auf die Bedeutung des Eides sowie auf die Berufspflichten des deutschen Soldaten hin. Dann wird die Eidesformel vorgesprochen, die Freiwilligen erheben die Hand und sprechen den Eid laut nach. Als Abschluß bringt der kommandierende Offizier ein Hoch auf das Deutsche Reich aus, und die Musik spielt abschließend das Deutschlandlied.



Wirkl. Rat Maximilian Krauß,

Generaldirektor der Reichszentrale für deutsche Verkehrswerbung in Berlin, bedeutender Fremdenverkehrsfachmann, beging am 18. April seinen 60. Geburtstag.



O. de Fragosa Carmona,

General, vorläufiger Staatspräsident von Portugal, dessen endgültige Einsetzung demnächst in der Deputiertenkammer in Lissabon proklamiert werden wird.

GESELLIGKEIT IN OSTASIEN

Europäische und asiatische Geselligkeit sind, was ich aus besonderen Gründen betone, dadurch unterschieden, daß die erstere auf der Frau, die letztere auf dem Manne beruht, neben den allerdings in Japan die berufsmäßige Geisha tritt; aus besonderen Gründen, sagte ich, weil asiatisch gerichtete und begeisterte Kreise auch in Deutschland keine Gelegenheit versäumen, deutschen Frauen und Mädchen die ostasiatische Geselligkeit zu preisen und so unwillkürlich den ostasiatischen Haushalt als etwas europäisch Erstrebenswertes — z. B. durch eine Misch-Heirat — hinzustellen. Wir anderen können gar nicht genug darauf aufmerksam machen, daß das ein bewußt gehässiger Unfug dem echten Deutschtum und europäischen Familiensinn gegenüber ist.

In China gehört die Frau überhaupt nicht in unserem Sinne zur Gesellschaft, sie hat bei Einladungen als untergeordnet zu Hause zu bleiben. Natürlich besucht sie andere Frauen. Tee und Kuchen, Zigaretten, Brettspiele und Plauderei, die über häuslichen Klatsch allerdings wohl selten hinauskommt — stehendes Thema ist die böse Schwiegermutter! — füllen die müßigen Stunden aus, in den unteren Ständen nicht ohne Schädigung der Wirtschaftskasse; so klagte unser Koch in Peking, seine Frau rauche viel zuviel Zigaretten. Das System der Nebenfrau schließt ja schon den Begriff der europäischen Dame und damit unsere Geselligkeit aus. Meine Frau und ich lernten den jungen Exkaiser von China mit seiner bildhübschen Haupt- und seiner — wie man sagte, reichen — Nebenfrau kennen: die letztere aber blieb beiseite, unvorgestellt, während die erstere uns freundlich die Hand reichte. Nun gibt es gesellige Zusammenkünfte, bei denen die Frau doch eine wichtige Rolle spielt, z. B. zur Hochzeit. Dann aber sind auch alle Kinder zur Stelle. Ohne diese bedeutet die Chinesin nichts. Wir nahmen an einer solchen rein chinesischen Hochzeit teil und lernten die Verwandten in förmlicher Vorstellung kennen, aber nur die männlichen; die weiblichen drückten sich scheu an den Wänden herum, miteinander schwatzend, und keiner der Männer im Vordergrunde nahm von ihnen Notiz, nicht einmal von den Mütter des jungen Paares. Schon bei unserer ersten Einladung in das Haus eines reichen Chinesen in Schanghai fehlte die Hausfrau. Die Geselligkeit der männlichen Chinesen ist freilich auch durchweg geschäftlicher Art. Der Eingeladene weiß, was der andere will, und das kommt nach dem 20. Gang des betreffenden Festessens allmählich mit Hilfe des Reisweins näher ans Tageslicht. Für Europäer und Amerikaner aber werden Bankette und Empfänge veranstaltet, an denen auch die mit Brillanten behängte Chinesin teilnimmt. Sie ist in diesem Fall aber nur ein notwendiger Bestandteil des „weißen" Geschäfts. Sicherlich ist es der jungen Chinesin gelungen, sich in den großen Hotels ihre gesellige Stellung zu erobern, sogar beim Tanztee und in Reitstiefeln, immer jedoch nur in Gesellschaft von Angehörigen der weißen Rasse.

Ganz ähnlich ist es in Japan, nur mit der Variante der Geisha, die nicht mit den üblichen Kellnerinnen zu verwechseln ist. Bessere, künstlerisch ausgebildete Geishas bekommt der Tourist, der jedes Teefräulein Geisha nennt, überhaupt nicht zu sehen, es sei denn, er werde zu einem großen Bankett eingeladen. Das ist noch immer so wenig bekannt, daß hierüber ein paar Worte nötig sind, sei es auch nur zum Verständnis der „Madam Butterfly". An sich liegt im Beruf der Geisha nichts Unehrenhaftes, und sie kann bei politischen Festessen sogar eine übergeordnete Bedeutung bekommen, je nach der Persönlichkeit der Teilnehmer. Die Agenten der großen Geishahäuser streifen regelmäßig das flache Land ab, um hübsche und lebhafte kleine Mädchen aufzutreiben, die ihren Eltern für ein paar tausend Jen zur Geisha-Erziehung richtig abgekauft werden. Sie werden durchaus keiner Verführung ausgesetzt, sondern bekommen strengen Dienst, werden in verschiedenen Künsten, besonders Musik und Gesang, ausgebildet und lernen schließlich die japanischen Tänze, die aber an die unseren oder die modernen kaum erinnern: sie sind im Grunde nur ein rhythmisches Gehen und Sich-Wiegen und können Europäern nur selten gefallen. Alle diese Künste nun gehören zur japanischen Geselligkeit, bei der, wenn sie offiziell in größerem Stil erfolgt, ebenfalls die Frauen und Mädchen der Familie fehlen. Ausnahmen freilich gibt es in Japan bereits viel häufiger als in China, weil das Kaiserhaus selbst den Bann gebrochen hat und mit gutem Beispiel vorangeht. Kaiserin und Prinzessinnen haben sich längst den Vordergrund in der Gesellschaft erobert, wie ja auch beispielsweise der deutsche Gehrock der höfische Anzug der männlichen Japaner geworden ist. Dem Volk jedoch in seiner großen Masse gefällt das noch gar nicht. Da heißt es nach wie vor bei der Geselligkeit: die Frau zu Frauen, der Mann zu Männern. Eine ostasiatische Hausfrau jedenfalls, die in die Lage käme, sich unseren spöttischen Zusatz „Ausfrau" zuzuziehen — womit wir ausdrücken wollen, daß eine Frau mehr draußen als drinnen zu finden ist — ist ganz undenkbar. Sie wäre trotz der von Amerika dort eifrig betriebenen Frauenbewegung alsbald verfemt. Schadlos aber darf sie sich in Japan wie in China am Kino halten, in das sie denn auch redlich geht, wohlgemerkt mit den Kindern an der Hand und in Japan auf den Rücken geschnallt, solange sie zu klein sind. In jedem japanischen Theater sahen wir Dutzende solcher Kinderköpfe hinter den hohen Kunstfrisuren der Japanerinnen.

Im Grunde hat die Geisha den Wunsch, ihrer „Geselligkeit" recht bald durch eine verständige Heirat zu entrinnen. Dadurch entsteht leider die Gefahr und die Tragik. Das Allgemeinmenschliche drückt dann das Kunstgewerbe auf eine Stufe herab, durch die der ganze Beruf leiden mußte; denn er ist zweifellos unnatürlich. Die Japanerin erscheint zwar nicht, wenn ihr Mann Gäste mit Geisha-Bedienung ladet. Nur einmal erlebten wir, daß sie in solchem Fall — bei einem Gartenfest — erschien; warum, hörten wir später: sie war früher — Geisha gewesen.

Erwägt man, daß die ostasiatische Heirat rein verstandesmäßig durch die beiderseitigen Eltern und Vermittler zustande gebracht wird, daß also ein Liebesbund fast niemals Bedeutung für das Leben hat, so wird klar, daß ein sehr wesentliches Motiv unserer Geselligkeit wegfällt. Wie viele europäische Familien machen denn in unserem so teuren — auch an Zeit so kostbaren Nachkriegs-Jahrzehnt noch „ein Haus", wenn sie nicht Töchter haben, und was fingen sie an, käme ihnen heute nicht der Sport und der Frauenberuf zu Hilfe, um die Geschlechter miteinander bekannt zu machen, in natürlicher und nicht allzu kostspieliger Form!

Man mag die Geselligkeit in Ostasien als ostasiatisch verstehen, aber nicht als vorbildlich anpreisen. Prof. Dr. Waldemar Oehlke.



Dr. Friedrich v. Keller,

bisher Gesandter in Brüssel, der zum Gesandten in Buenos Aires (Argentinien) ernannt wurde.



Dr. Herbert v. Borch,

Botschaftsrat in Tokio, wurde zum deutschen Gesandten in Peking ausersehen.



Dr. Adolf Köster,

der bisherige Gesandte in Riga (Lettland), wurde zum deutschen Gesandten in Belgrad erwählt.



Dr. Fritz Stieve,

bislang Vortragender Legationsrat im Auswärtigen Amt, der neue deutsche Gesandte in Riga.

Personalveränderungen im auswärtigen Dienste des Reiches.

Tagesgeschichte.

Einer Einladung des Reichsverkehrsministers Dr. Koch folgend, traf am 18. April der österreichische Bundesminister für Handel und Verkehr, Dr. Hans Schürff, in Berlin ein, zu abschließenden Verhandlungen über die Angleichung der am 1. Oktober in Deutschland und in Österreich in Kraft tretenden neuen Eisenbahnverkehrsordnungen, die künftig bis auf geringfügige Abweichungen in Form und Inhalt völlig gleich sein werden. Damit ist ein neuer wichtiger Schritt auf dem Wege zur Angleichung der beiden Länder auf verkehrs- und wirtschaftspolitischem Gebiete getan worden.

Am 15. April wurde in Berlin im Plenarsaale des ehemaligen Herrenhauses der 3. Internationale Autorenkongreß eröffnet. Dies ist zugleich die Gründungstagung des im vorigen Frühjahr in Rom errichteten Internationalen Verbands der Schriftsteller- und Tonsetzergenossenschaften. Im Mittelpunkt der Besprechungen standen die Fragen der praktischen Verwirklichung der Autorenrechte und die Stellungnahme zu der Anfang Mai in Rom zusammentretenden diplomatischen Konferenz der Berner Union, in der die Kulturstaaten zum Schutz von Literatur und Kunst zusammengeschlossen sind.

Im Berliner Dom erfolgte am 18. April die feierliche Trauung des Legationssekretärs bei der deutschen Gesandtschaft in Stockholm,



Frau Fitzmaurice,
Gattin des Majors Fitzmaurice, des Begleiters Köhls und v. Hünefelds.



Blick auf den St.-Lorenz-Golf; nördlich dieses Golfs liegt Greenly Island, die Landungsstätte der Ozeanflieger.



Frau Köhl,
die Gattin des kühnen Piloten Hauptmann Hermann Köhl.

Fürsten Otto Christian Archibald v. Bismarck, eines Enkels des Altreichskanzlers, mit Ann Marie Tengbom, der Tochter des schwedischen Architekten Geh.-Rat Prof. Tengbom. Die Einsegnung nahm Hof- und Domprediger Lic. D. Doehring vor. Unter den Gästen befanden sich auch Reichspräsident v. Hindenburg, Reichsaußenminister Dr. Stresemann und der schwedische Gesandte af Wirsén.

Bulgarien wurde am 14. April von einer schweren Erdbebenkatastrophe heimgesucht, bei der die Stadt Philippopel und ihre Umgebung besonders hart betroffen wurde. Über 100 Tote fielen dem Beben zum Opfer, und zahlreiche Gebäude wurden zerstört. Der Verkehr des internationalen Zuges Paris-Stambul sowie des Simplonexpresses mußte eingestellt werden.



Die Bezwinger des Ozeans in der Ost-Westrichtung: v. Hünefeld, Major Fitzmaurice und Hauptmann Köhl (von links aus).

Zum glücklichen Gelingen des deutschen Ozeanflugs.

*

Die Leipziger Taubstummenanstalt begeht in diesen Tagen in festlicher Weise ihr 150jähriges Bestehen. Sie ist die erste und damit älteste Anstalt ihrer Art in Deutschland. Ihr Gründer, Samuel Heinicke, ein kursächsischer Bauernsohn, der trotz wechselvoller Lebensschicksale sich autodidaktisch ein umfassendes Wissen erworben hatte, lehrte als Kantor in Eppendorf bei Hamburg einen taubstummen Knaben sprechen, wie wir Hörenden es tun, und wurde dadurch weltberühmt. Kurfürst Friedrich August III. berief ihn 1778 nach Sachsen zur Gründung einer Lehranstalt für Taubstumme. Heinicke wählte zum Ort seiner Tätigkeit Leipzig, das durch seine Universität ein kultureller und durch seine Messen ein weltwirtschaftlicher Mittelpunkt war. Seine kampfesfrohe und überzeugungstreue Natur trotzte in der Folgezeit allen Anstürmen, die sich gegen die Fortentwicklung seiner Schöpfung erhoben, und als er 1790 starb, sah er sein Werk wachsen. Seine Frau, eine edle, hochherzige und kluge, in Leipzig sehr geachtete Persönlichkeit, führte kraftvoll seine Arbeit weiter, hindurch durch die schwere Franzosenzeit unseres Vaterlandes, unterstützt durch Magister Reich, der ihr Nachfolger wurde. Der Segen der Taubstummenbildung wurde nun endlich voll erkannt, das Institut vergrößerte sich und forderte Raum. Im Jahre 1822 erhielt es das erste eigene Gebäude. Doch schon 1840 bezog man den ersten zweckentsprechenden, wesentlich größeren Neubau. Aber auch die 1882 eingeweihte „neue", jetzt bereits wieder „alte" Taubstummenanstalt wurde bald viel zu klein; denn Sachsen hatte als eines der ersten Länder den Schulzwang für Taubstumme eingeführt. Deshalb entstand in den Jahren 1913/15 der mustergültige, gewaltige Bau der heutigen Staatlichen Taubstummenanstalt, in der 42 Lehrkräfte im Sinne Heinickes mehr als 300 Schüler unterrichten.



Nebenstehend: Frau Direktor Heinicke,
seinerzeit sehr bekannte Leipziger Persönlichkeit, die nach dem Tode ihres Gatten (1790) die Anstalt bis 1829 leitete.



Nebenstehend: Samuel Heinicke,
der Gründer der Leipziger Taubstummenanstalt, der 1778 vom Kurfürsten Friedrich August III. zu diesem Zwecke nach Sachsen berufen wurde.

Bühnenschau.

Unter Guiseppe Verdis Werken befindet sich auch eine Oper „Die Räuber", deren von Maffei, Verdis Textdichter, verfaßtem Buch Schillers Vorbild zugrunde liegt. Im Juli 1847 wurde die Oper in London unter Verdis eigener Leitung aufgeführt und — fiel durch. Bei der deutschen Uraufführung am 29. März im Vereinigten Stadttheater Barmen-Elberfeld war ihr das Publikum freundlicher gesonnen. Lebhafter Beifall galt ebenso dem Stück wie der vortrefflichen Aufführung.

Im Kieler Stadttheater kam am 14. April František Langers Komödie „Grand Hotel Nevada" zur reichsdeutschen Uraufführung. Zurück zur Natur, und du bist gesund! — könnte man als Motto über das Stück setzen. Amerikanische Millionäre lassen sich in einem Sanatorium von ihren eingebildeten Krankheiten erfolglos kurieren; in eine ferne Blockhütte durch Zufall verbannt, finden sie endlich auf eine unverfälschte Lebensbasis zurück.

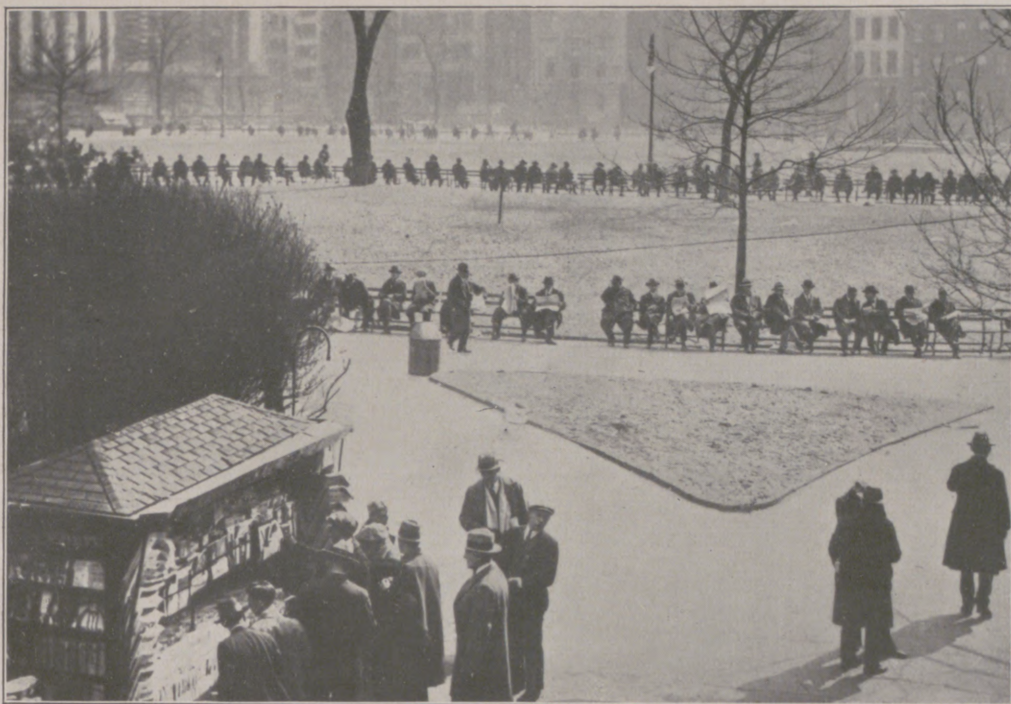
Wedekinds Kindertragödie „Frühlings Erwachen" wurde, von Max Ettinger in Szene gesetzt, am Neuen Theater in Leipzig uraufgeführt. Die Aufführung bildete ein unbestrittenes künstlerisches Ereignis. Ettinger hat für seine Musik das Stück ganz als Tragödie der Reifejahre aufgefaßt und die gesellschaftskritische und ironische Note Wedekinds in den Hintergrund treten lassen.





Links: Das erste eigene Gebäude der Taubstummenanstalt (1822) in der jetzigen Wächterstraße. (Ölkopie des taubstummen Malers K. v. Haase.) — Rechts: Die Staatliche Taubstummenanstalt zu Leipzig (Karl-Siegismund-Straße) in ihrer jetzigen Gestalt.

150 Jahre Taubstummenanstalt in Leipzig.





Arbeitslosigkeit auch im gelobten Lande Amerika: An einem warmen Tage im Bryant-Park in Neuyork; Arbeitslose halten die Bänke besetzt, und der Zeitungskiosk macht bei den Stellungsuchenden gute Geschäfte. (Aufnahme aus dem März 1928.) — Rechts oben: Die Erfinderin des Camembert-Käses bekommt ein Denkmal: Während der Enthüllungsfeier des Denkmals für Marie Harel in Vimoutiers (Orne-Departement), der die Welt den Camembert verdankt. Hinter dem Redner rechts der frühere französische Präsident Millerand.





Vom Erdbeben in Bulgarien am 14. April: Ein Beispiel von der Gewalt der Erschütterung; das die Korporationsbank und ein Tabaklager enthaltende Gebäude in Tschirpan, dem Mittelpunkt des Bebens, nach der Katastrophe. Bei dem Einsturz des erst 1925 errichteten sechsstöckigen, starken Betonbaues kamen 10 Personen ums Leben. — Im Oval: Vom Bombenanschlag auf den zur Eröffnung der Messe fahrenden italienischen König Viktor Emanuel in Mailand am 12. April: Die Explosionsstelle der Höllenmaschine, die in dem Loch am Fuße der auf dem Bild sichtbaren Bogenlampe angebracht war, auf der Piazza Giulio Cesare. 18 Personen fielen dem Attentat zum Opfer; der König blieb unverletzt.





Frankreichs Präsident Doumergue ehrt Costes und Le Brix, die beiden französischen Weltumflieger: Doumergue (Mitte) bei der Beglückwünschung der Flieger; links Costes, rechts Le Brix. — Links nebenstehend: Eine schwimmende Brücke: Verlegung der Weserbrücke bei Dreye nach der $17\frac{1}{2}$ km oberhalb gelegenen Ortschaft Uesen; einer der drei auf Frachtkähnen gelagerten Brückenbogen wird abgeschleppt.



Es lebe die Arbeit: Von der Uraufführung der Komödie „Grand Hotel Nevada" von František Langer am Stadttheater in Kiel am 14. April: Szenenbild aus dem II. Akt mit den drei „kranken" Millionären (in Weiß) bei heilsamer Arbeit vor der einsamen Blockhütte. (Phot. Freya Krah, Kiel.)

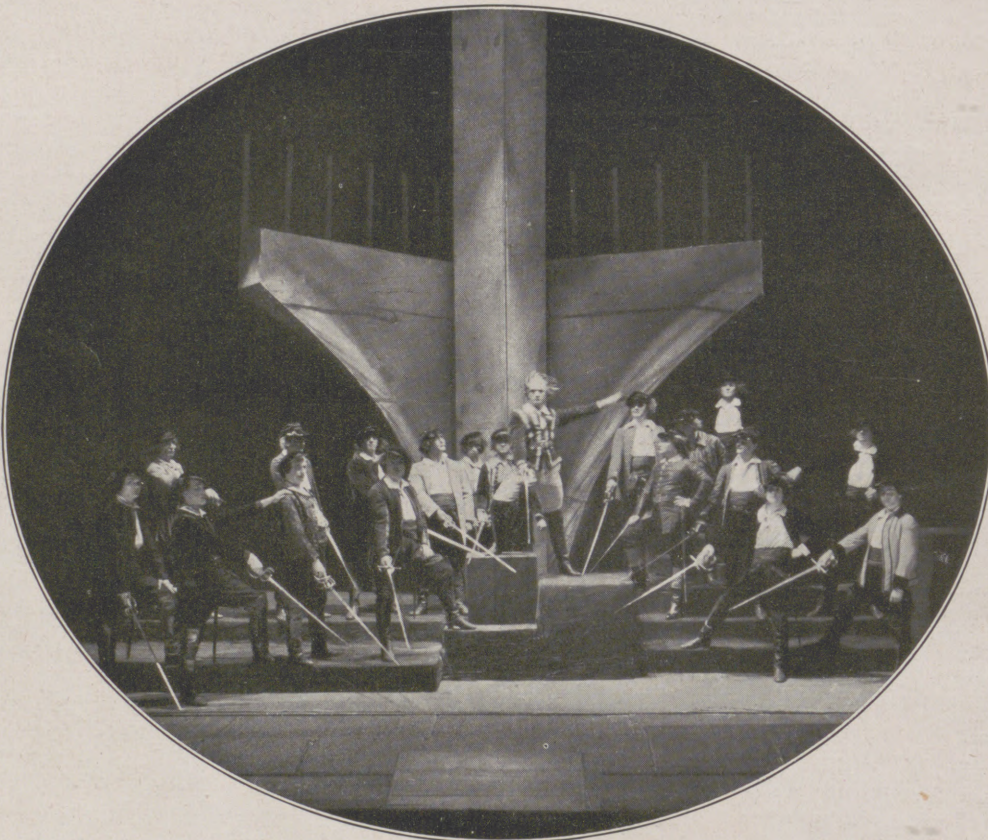


Ein Bühnenwerk der nordischen Schriftstellerin Karin Michaelis: Szene aus der Uraufführung des Lustspiels „Erling auf der Schaukel" (deutsch von Hanns Saßmann) im Akademietheater zu Wien am 5. April; (von links nach rechts) Emerich Reimers als Karstens, Fred Hennings als Erling, Luli Hohenberg als Rodberta. (Phot. Atelier Dietrich.)

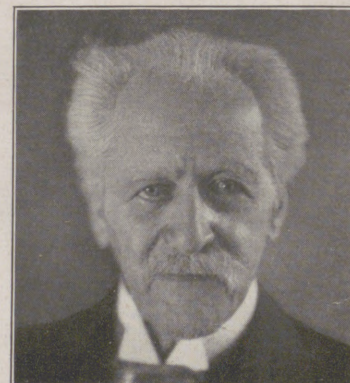
Im Wiener Akademietheater erschien ein Stück von Karin Michaelis, der aufrechten dänischen Schriftstellerin, „Erling auf der Schaukel". Hanns Saßmann hat das Lustspiel ins Deutsche übertragen und bearbeitet. Nicht Probleme des „gefährlichen Alters", sondern neckische Schwankeinfälle bilden das Stück: Erling hat sich in seiner nordischen Burg vor der Welt selig verschlossen und lebt der Ruhe. In diese beschauliche Siesta dringt mit der Circe Rodberta die wirbelnde Unruhe in Person ein. Die bezaubernde junge Dame hat sich den reichen Einsiedler in den Kopf gesetzt, und sie versteht es denn auch vortrefflich, ihn aufzurütteln und seine Liebe zu erringen.



Richard Tauber,
Generalintendant der Städtischen Theater in Chemnitz, namhafter Bühnenkünstler, der Vater des Kammersängers Richard Tauber, (geboren am 21. April 1861 zu Wien) konnte am 19. April sein 50 jähriges Bühnenjubiläum feiern.



Schillers „Räuber" als Oper: Bühnenbild aus der deutschen Uraufführung der Oper „Die Räuber" von G. Verdi (Text nach Schiller von Maffei, deutsche Bearbeitung von Rudolf Franz), am Vereinigten Stadttheater Barmen-Elberfeld am 29. März mit Willi Frey (in der Mitte) als Karl Moor. (Phot. Richter, Elberfeld.)



Prof. Siegfried Ochs,
führender deutscher Chordirigent, Begründer des Berliner Philharmonischen Chors, Leiter des großen Gemischten Chors der Staatlichen Musikhochschule in Berlin, auch als Komponist und Musikschriftsteller bekannt, wurde am 19. April 70 Jahre alt.



„Frühlings Erwachen" von Frank Wedekind auf der Opernbühne: Die Friedhofsszene aus der Uraufführung der Oper „Frühlings Erwachen" von Max Ettinger in der Leipziger Oper am 14. April. (Phot. A. Pieperhoff.)

Das weiße Spiel

ROMAN VON WERNER SCHEFF

(3. Fortsetzung.)

III.

Zwischen den Männern, von denen bisher keiner das Antlitz des anderen erblickt hatte, herrschte ein sekundenlanges Schweigen, das Schweigen, zu dem Tieffenbach die plötzliche Ahnung zwang, kein zufälliges Begegnen im Finstern sei hier geschehen, sondern etwas Schicksalsschweres, dessen Tragweite er noch nicht abzumessen vermochte. Die Laterne sandte endlich einen Schimmer über das Gesträuch des Vorgartens hinweg; er traf den an der Haustür Stehenden und ließ ihn aufleuchten wie die Erscheinung eines Geistes. Er hatte zerstörte menschliche Züge, Augen mit einem schmerzlich traurigen Ausdruck. Tieffenbach sah dieses Gesicht mit dem leicht ergrauten Bart, und irgendeine Vision stieg vor ihm auf, ein Erinnern oder ein Spiel seiner Phantasie.

Er wollte eine Frage stellen, aber der Graubärtige kam ihm zuvor.

„Sie sind es wirklich, Tieffenbach?" sagte er. Warum trat er dabei ganz ohne den Versuch, es zu verbergen, zwischen Tieffenbach und die Haustür? Wollte er ihm den Eintritt verwehren?

„Sie kennen mich?"

„Ich kenne Sie aus der Vergangenheit. Warten Sie" — er besann sich — „es sind achtundzwanzig oder neunundzwanzig Jahre her, seit wir uns zum letztenmal gesehen haben. Sie waren damals jung, und ich... ich war nur wenig älter als Sie."

„Ihr Name?"

Der Mann tat eine hastige Bewegung. „Lassen Sie meinen Namen aus dem Spiel. Gehen Sie überhaupt... was suchen Sie hier?"

Er sprach verstört und ungesammelt. Vieles mußte ihm durch den Kopf gehen, denn er raffte sich nur mühsam zu Sätzen auf, die Sinn und Inhalt hatten. Tieffenbach zweifelte kaum daran, daß er es mit einem Geisteskranken zu tun habe.

„Ich sagte Ihnen schon, daß ich zu meinem Sohn will."

„Er ist nicht zu Hause", gab der Fremde nach kurzem Zögern zurück.

„Warum wollen Sie mich täuschen?" rief Tieffenbach heftig und zum erstenmal in diesem sonderbaren Dialog ungehalten. „Das ist nicht wahr! Man hört es Ihnen an. Ist Günter etwa krank?"

Wieder eine kurze Pause, gleichsam eine Frist für den anderen, die nächsten Worte zu sammeln.

„Wenn Sie mich beiseitedrängen und eintreten, so vernichten Sie drei Menschenleben", sagte er wie mit plötzlichem Entschluß. „Kommen Sie lieber, kommen Sie mit mir... fort von hier... es ist klüger... und es ist edler, glauben Sie es mir, viel edler..."

Tieffenbach verlor die Fassung. Der Fremde nahm seinen Arm, und unfähig, selbst seine Bewegungen zu bestimmen, ließ er sich von ihm fortziehen. Sie traten auf die Straße.

Durch das Hirn Tieffenbachs zogen immer wieder die letzten scheinbar so rätselhaften Worte des Mannes, der vor ihm aufgetaucht war wie ein Gespenst und nun mit einem Schlag irgendeine Bedeutung für ihn und sein Leben gewann. Fort von hier... weil es klüger und edler wäre? Er begann an dem Gehörten weiterzubauen. Drei Menschenleben? Er wußte, daß damit sein eigenes gemeint war, sicherlich auch das Günters. Aber das dritte?

Der Graubärtige beobachtete ihn von der Seite. Als sie ein paar Schritte getan hatten, nahm er wieder das Wort.

„Es ist eine schwere Philosophie, aber man muß sich zu ihr durchkämpfen: Nichts zu ergründen suchen! Weiterleben ohne Wissen von Dingen, die zu grausam sind, als daß man sie durchschauen dürfte!"

Tieffenbach riß sich los. „Ich bin kein Kind... was wollen Sie von mir... mit welchem Recht drängen Sie sich zwischen mich und irgend etwas, das ich endlich zu ahnen beginne?"

Mit einem Sprung war der Fremde neben ihm, hing sich an ihn und hinderte ihn daran, sich umzuwenden und zum Hause zurückzulaufen.

„Denken Sie an Ihr Liebstes", keuchte er los. „Sie zwingen mich, es Ihnen zu sagen: Denken Sie an das, was Sie am höchsten auf dieser Welt achten und lieben."

Tieffenbach starrte in das Gesicht, aus dem ihm diese Warnung entgegenklang, starrte in die weit aufgerissenen Augen, in denen Wahrheit, reinste und klarste Wahrheit geschrieben stand. Sein Widerstand brach; er selbst schien zu zerbrechen, wurde schlaff und schwach.

„Wissen Sie, was das heißt?" fragte er tonlos.

Der Ältere streichelte seinen Arm, seine Schulter. „Bitte... bitte... kommen Sie mit mir. Gehen wir ein Stück zusammen... aber fort von hier. Es ist hier, als drohe die Dunkelheit, als müßte alles zusammenstürzen."

Es stürzt alles zusammen, dachte Tieffenbach.

Dann ging er ohne den Wunsch, sich von ihm zu trennen und zurückzukehren, neben dem Fremden einher.

Der fing nach einer Weile an:

„Sie aber tragen die Schuld, Arnold Tieffenbach, Sie allein!"

Tieffenbach verstand ihn. Er trug die Schuld. Er fühlte sie auf sich lasten, und er wußte, daß sie ihn niederdrücken werde.

„Haben Sie damals nicht erkannt, was Jugend ist?" fuhr der Mahner an seiner Seite fort. „Hat Sie keine Weisheit der Jahre zurückgehalten?"

„Tausendmal habe ich es bedacht. Aber es ist leicht, darüber zu sprechen, wenn man außerhalb des Bannkreises steht."

„Ich stehe mitten darin."

„Wer sind Sie?" wiederholte Tieffenbach die Frage, die sich ihm immer wieder aufdrängte.

„Einer, der dazu gezwungen ist, im Schatten zu bleiben. Einmal vor vielen Jahren haben wir uns als gleichberechtigt gegenübergesessen, aber heute... Ich erinnere mich noch, Sie brauchten damals meine Hilfe. Sie kamen zu mir, und über uns beiden wallte das Verhängnis. Wir sahen es nicht. Mich packte es kurz darauf, Sie hat es heute erreicht. Erkennen Sie nicht, daß wir alle unsere düsteren Stunden erleben, alle ohne Ausnahme?"

Sie hatten das Ende der Straße erreicht. Hier wandte sich Tieffenbach um, wie ein Spaziergänger, der denselben Weg zurückschlendert, den er gekommen ist. Neben ihm tat der Fremde das gleiche, mechanisch und sinnlos.

„Ich glaube es nicht", preßte Tieffenbach nach einer Weile hervor. Alles in ihm sträubte sich, sobald er zu überlegen begann, gegen die Möglichkeit, die sein Begleiter als Tatsache hinstellte.

„Sie glauben es nicht? Warum sollte ich Sie belügen? Sie ist bei ihm..."

Tieffenbachs Hände hoben sich, preßten sich gegen seine Schläfen. „Gibt es denn keinen Gott mehr?" rief er leise. Es klang wie ein Schluchzen.

„O gewiß, den gibt es, aber er ist immer bei den Jungen. Nicht bei uns, wenigstens nicht bei mir. Sie hat er heute verlassen, als Sie hier erschienen. Wären Sie doch geblieben, wo Sie ahnungslos waren!"

„Ich war so ohne jede Ahnung, und ich wünschte, ich wäre es noch!"

Er sagte es dumpf und hilflos, so daß er dem Fremden Mitleid einflößte.

„Gehen Sie jetzt", riet er. „Oder wollen Sie warten, bis sie kommt? Werden Sie zuerst mit sich selbst fertig!"

„Und Sie?"

„Ich bleibe... sie könnte mich brauchen. Seit mehr als einem Jahr bin ich oft in ihrer Nähe und denke, sie könnte mich nötig haben. Sehen Sie, heute abend ist es so gekommen. Was wäre geschehen, wenn ich Ihnen nicht begegnet wäre?"

Tieffenbach schüttelte sich. Er war wie in einem Fieber, so erregt und heiß. Er ergriff, ohne zu wissen, was er tat, die Hand des ärmlich gekleideten Mannes und drückte sie.

„Danke... ich danke Ihnen. Leben Sie wohl!"

„Leben Sie wohl und... lernen Sie es tragen", antwortete der Fremde.

Beinahe vor dem Hause, in dem Günters Wohnung war, trennte sich Tieffenbach von dem Geheimnisvollen. Noch immer ohne Ziel und Plan, schlug er den Weg ein, den er vorhin genommen hatte. Die letzte Mahnung des anderen ging wie ein Ruf hinter ihm her:

„... lernen Sie es tragen!"

*

Lange nach Mitternacht kehrte Tieffenbach in die Villa am Kleinen Wannsee zurück.

Als er, jetzt im Besitz der Schlüssel, eingetreten war, spürte er, daß Bettina daheim war. Stets war es so, seit er sie als Erblühte wiedergetroffen hatte, es ging ein starker Strom von ihr auf ihn über, der ihm ihre Nähe verriet. Er verharrte dann eine Weile vor der Tür, die in ihre Zimmer führte, unentschlossen, schwankend, gegen den Wunsch kämpfend, eine Aussprache mit ihr zu suchen; allein die letzte Erkenntnis, zu der er sich durchgerungen hatte, stand dem entgegen. Er drehte sich um und begab sich wie ein Trunkener in das obere Herrenzimmer, wo er früher gearbeitet hatte, und wo er hoffte, die guten Geister beschaulichen Schaffens würden ihm beistehen.

Er wußte sich kaum zu erinnern, wo er die Stunden seit der ungewöhnlichen Zwiesprache vor Günters Haustor verbracht hatte. Gewiß, er war zuerst eine lange, breite Straße entlanggegangen, auf der viele Menschen und zahlloses Fuhrwerk waren. Dann hatte ihn das Gefühl erfaßt, daß er zusammenzufallen drohte. So hatte er eine Likörstube unweit des Zoologischen Gartens, unweit grell erhellter Kinotheater und Gaststätten betreten, sich in eine Ecke gesetzt und ein Glas Kognak bestellt; dort war er länger geblieben, als er gewollt

hatte. Vielleicht eine, vielleicht zwei Stunden. Sie waren wie im Fluge vergangen. Hin und wieder hatte ihm der Kellner ein frisch gefülltes Glas hingeschoben, aber er entsann sich nicht einmal des Gesichts dieses Mannes, so sehr hatte er nach innen geschaut.

Mehrfach erhob er sich zu dem Glauben, er werde die Kraft aufbringen, durch einen Verzicht, durch eine weite, endlose Reise den zwei Menschen zu helfen, um die sein Denken kreiste. Dann fühlte er sich erleichtert. Er hielt alles, selbst das Geschehene, für selbstverständlich. Es hatte so kommen müssen, er durfte sich nicht dagegenstemmen. Günter und Bettina würden anfangs zögernd, später mit dem Egoismus der Jugend dieses Glück aus seiner Hand annehmen. Was kümmerten ihn die anderen Menschen? Was ging es ihn an, wie sie darüber dachten und richteten. Es war doch etwas, das nur sie drei betraf: die Frau, den Jungen und ihn, den Verbrauchten. Gut, man würde darüber lächeln. Man würde auch, sah man tiefer, ihn bedauern. Er war darüber hinausgewachsen, bei allem, was er tat, auf andere zu schielen. So nur hatte er Bettina heiraten können. Und so wollte er sie wieder freigeben.

War er so weit, dann gelangte er an eine merkwürdige Kante seines Sinnierens, die ihm selbst fremd und unbekannt war, über die er sich wunderte, die ihn später mit Entsetzen erfüllte. Also Verzicht! Aber nun fiel ihm ein, was dieser Verzicht bedeutete: Flucht vor Bettina, ein Scheiden von ihr für immer. Nie durfte er sie dann wiedersehen; sie war ihm verloren, selbst als Freundin verloren. Und Günter? Zürnte er ihm? Nein. Was also war es, das sich zwischen ihn und seinen Sohn schob?

Die Kante! Er überlegte. War das, was er sich vornahm, nicht das einzig Richtige für einen Mann seiner Jahre? Seiner Jahre? Hier geriet er auf Grund in der Tiefe, in die er versunken war. Die Jahre, sie waren kein Hindernis, hatten auch noch nicht die Kante abgeschliffen, an der er sich stieß. Er liebte Bettina, er war nicht frei von leidenschaftlichem Fordern nach ihrem Besitz, und der Vorsatz, sie aus seinem Leben schwinden zu lassen wie etwas, an dem er nicht hing, war eine Lüge.

Wie hatte er Monate ohne sie leben können? Wie war es ihm möglich gewesen, eine Welt im kleinen ergründen zu wollen, während solche Gefühle in ihm wach waren? Hatte er sich selbst betrogen? Oder war das Verlangen nach der Frau erst heute, erst in dieser Stunde wieder in ihm lebendig geworden?

Nein, es hatte nie geschlummert! Nur war es von anderem gedämpft und behütet worden: von der Sicherheit des Besitzens, dem Vertrauen zu ihr und sich selbst. Da dies nun zunichte wurde, fing die Neigung sich schmerzlich zu regen an. Noch war er nicht alt genug, um es nicht zu spüren, dieses Pochen und Stechen bei dem Gedanken an Trennung und Verzicht.

„Der Fremde hat gelogen", rief es dann in ihm, und der weite, quälende Pfad, auf dem sein Denken sich zu bewegen begonnen hatte, lag wiederum vor ihm wie vor Minuten oder Stunden. Er mußte ihn von neuem gehen, mußte wieder alle Stationen des Grübelns passieren, wieder bis an die Kante vordringen, an der er sehend wurde durch Schmerz und Selbsterkenntnis.

Sollte er noch heute nacht abreisen und nie wiederkommen? Oder morgen in aller Frühe verschwinden, unter irgendeinem Vorwand, der Bettina davor bewahrte, die Wahrheit zu fühlen?

Kein Entschluß wurde reif. Er saß bis zum grauenden Tag; dann ging er in sein Schlafzimmer, entkleidete sich und legte sich nieder, weil er die erstaunten, fragenden Blicke des Dieners fürchtete. Aber kein Schlaf befreite ihn von der Danaidenarbeit stets wiederkehrenden Sinnens. Seine Nerven waren von allen Fesseln gelöst und töteten die Müdigkeit.

Endlich erhob er sich, zermürbt und entschlußlos.

Seine Hoffnung, Bettina werde noch nicht wach sein, er werde allein frühstücken und dann nach Berlin fahren und ihr so ausweichen, erwies sich als trügerisch.

Auch sie hatte schlaflos gelegen und nachgedacht, auch sie hatte keinen Ausweg gefunden. Übernächtig und zermartert von diesen Stunden, begegnete sie Arnold an dem Tischchen zwischen den hellen Fenstern des Erkers. Es fiel ihr sogleich auf, wie er sie begrüßte: mit verhaltener Herzlichkeit, aber ohne Kuß, nicht einmal mit dem Kuß auf die Stirn, der sie stets an die Liebkosung eines Vaters erinnert hatte.

Er fing sehr hastig zu reden an, nicht mit der Sammlung, die er sonst besaß. Sie hatte noch nie ein unbedachtes oder unnötiges Wort von ihm gehört. Heute aber erzählte er gleich von der Fahrt, die er sehr schlecht überstanden habe. Und von seinem Verleger, mit dem er noch gestern abend gesprochen habe, und der ihm nur Ärger bereite. Sie wußte, daß sein Reichtum ihn vor den Alltagssorgen, auch vor der Sorge um sein entstehendes, mehrbändiges Werk schützte. Es ging ihr darum nicht ein, daß ihm Hollsten irgendwie hinderlich sein könnte, denn Tieffenbach war selbst einer der Hauptaktionäre des Verlags.

Sie hörte ihm zu, aber es geschah mit halbem Ohr. Sie lauschte auf Nebentöne. Irgend etwas in seinem Wesen befremdete sie. Und warum sah er sie kaum an? Sie hatte das vage Empfinden, als bewege sich seine Unruhe parallel der ihren. Aber das war so gut wie ausgeschlossen... ihr Fernbleiben am gestrigen Abend war unverdächtig. Arnold selbst hatte sie oft in München dazu bewogen, abends Freundinnen aufzusuchen, wenn er zu tun hatte. Er war ebenso einsichtig wie großzügig in vornehmer Harmlosigkeit.

„Berlin gefällt mir noch weniger als früher," sagte er plötzlich, „ich fahre schon heute abend zurück. Wir haben wichtige Versuche vor. Na, ich weiß, es würde dich langweilen, wenn ich dir davon erzähle, daß wir nun wirklich auf eine Verständigungsart zwischen den Bienen gekommen sind, die unserer Sprache ähnelt."

Sie gab keine Antwort. Er beugte sich über den Teller, aus dem er sein gewohntes Porridge löffelte, den Gewinn eines langen Aufenthalts in den englischen Kolonien. Er wartete auf ihren Widerspruch.

Sie brachte den Einwand, auf den er gerechnet hatte, nicht über die Lippen. Als habe sie die Ankündigung seiner baldigen Abreise überhört, antwortete sie nur: „Aber du täuschst dich, es interessiert mich sehr."

Tieffenbach leerte schweigsam den Teller. Er beobachtete Bettina, ohne daß sie es merkte. Es erging ihm wie jedem Manne, der eine Frau verlorengibt: sie war ihm noch nie vorher so wert der Anbetung erschienen wie in diesen Minuten. Aber er sah noch mehr als ihr feines, schmales Gesicht mit dem kurzen und doch so fraulichen blonden Haar, mehr als ihre Farben, die von unnachahmlicher Frische waren, trotz dieser durchwachten Nacht, trotz innerer Erregung. Er sah ebendiese Erregung, erkannte sie aus Anzeichen, die nicht trogen: aus dem Zittern ihrer Hände, der Hast ihrer Bewegungen, ihrem steten Blick an ihm vorbei, über ihn hinweg. Oh, er wünschte, sie sollte ihm einmal in die Augen schauen, einmal die schwere Probe aushalten, die ihm letzte Gewißheit geben würde. Aber Bettina fürchtete gerade dieses Begegnen mit den klugen Augen Arnolds.

„Hast du für den Vormittag etwas vor?" fragte er, als er sah, daß sie die Mahlzeit beendet hatte und unschlüssig dasaß.

„Ich glaube, Johanne Quade kommt wie gewöhnlich, um mit mir Tennis zu spielen."

Sie hätte etwas darum gegeben, wäre diese Verabredung nicht gewesen.

„Darf ich euch zusehen?" Er hatte bis zu diesem Augenblick geglaubt, er werde doch vor ihr in die Stadt fliehen. Aber es überwältigte ihn, er konnte nicht los von ihr und ihrer Nähe.

„Warum fragst du?" Und sie lächelte an ihm vorbei, während sie sich erhob.

Dann erwartete er sie auf der Terrasse, die auf der Gartenseite gegen den See zu lag. Er stand an der Brüstung und sah frühwachen Ruderern zu, die ihre Boote die Wasserstraße entlangtrieben. Es waren junge Menschen, und der glühendste Neid meldete sich in ihm. Als er so jung gewesen war, hatte er in Heidelberg auf Mensur gestanden oder bis früh am Morgen in der Kneipe gesessen.

Es blieb ihm lange Zeit, dem Leben eines Sommermorgens auf dem See zuzuschauen. Bettina war nicht so schnell zurück. Er hatte auch Zeit, über das Frühstück nachzudenken und über ihr Verhalten, das alles bestätigte, was die Nacht ihm zugetragen hatte. Sie verstand es nicht, sich zu verstellen. Stets hatte er dies als das Schönste ihres Wesens betrachtet. Er wußte auch, würde er sie jetzt fragen: „Wo warst du gestern abend?", sie würde kaum zögern, ihm die Wahrheit offen zu bekennen. War es aber nicht besser, dies alles blieb in ihnen und nicht zwischen ihnen? Erst Ausgesprochenes würde sie trennen.

Als Bettina erschien, war Johanne schon bei ihr. Sie war im weißen Tenniskleid von Neu-Babelsberg herübergesaust, weil die Partie mit Bettina für sie eine große Hoffnung bot: Begegnung mit Günter. Mehrmals war er gekommen, um mit den beiden Damen zu spielen. Heute war ihr Erscheinen eine Erlösung für Bettina und Tieffenbach. Endlich ein Mensch, an den sie unbefangen das Wort richten konnten.

Tieffenbach kannte Hänschen seit ihrer frühesten Kindheit. Er war mit ihrem Vater so befreundet, wie es gemeinsame Arbeit, gemeinsame Interessen an dem Schicksal großer Unternehmungen und ein paar vergnügt durchlebte Abende herbeiführten. Er hatte Johanne wegen ihrer Frische und ihrer Schlagfertigkeit gern; dabei war sie für ihn nicht das Ideal eines Mädchens, denn er sah auch ihre Sonderlichkeit und ihr etwas forciertes Mitgehen mit dem Modernen.

Seit er Bettina geheiratet hatte, nannte ihn Johanne nicht mehr „Onkel", wie sie dies früher gewohnt gewesen war, eine zarte Aufmerksamkeit, die er ihr dankte. Ihr Gruß für ihn war heute nicht so burschikos und herzhaft wie sonst, das fiel ihm auf. Sie machte einen verärgerten Eindruck. Nach den ersten Worten wußte er, daß ihre Stimmung verdorben war.

Man ging hinüber zu dem Tennisplatz, der, durch ein hohes Drahtnetz vom See getrennt, dicht an seinem Ufer lag.

„Ich habe es Bettina schon erzählt," antwortete Hänschen auf Arnold Tieffenbachs Frage nach dem Grund ihrer Verstimmung, „ich habe gestern abend eine der schönsten Perlenketten aus Mamas Schmuck verloren."

Tieffenbach erinnerte sich, daß Frau Quade, die seit vielen Jahren tot war, besonders kostbaren Schmuck hinterlassen hatte. Sie war Engländerin gewesen, Tochter eines hohen indischen Beamten. Daher die unerhört wertvollen, von allen Kennern gerühmten Perlen. Hänschen war überhaupt schon von seiten ihrer Mutter mit Glücksgütern gesegnet, nicht allein durch ihren nimmermüden, geschäftstüchtigen Vater.

(Fortsetzung folgt.)



Fischerboote an der Isola dei Pescatori im Lago Maggiore (Italien).
Aquarell von R. Duschek.



HEXENSABBAT

BLEISTIFTZEICHNUNG VON MAGDA SCHOLZ

VINCENT VAN GOGH

EIN VORLÄUFER DES EXPRESSIONISMUS

AUS DER AUSSTELLUNG VON ZEICHNUNGEN VAN GOGHS DER KESTNER-GESELLSCHAFT IN HANNOVER





Garten des Elternhauses (Federzeichnung).
Links: Weinender Mann (Bleistift).
Rechts: Junger Bauer mit Mütze (Bleistift).
Mitte links: Landstraße (gemischte Zeichentechnik).

Die dargebotenen zeichnerischen Werke van Goghs (1853—1890) vermitteln einen interessanten Überblick über dieses Schaffensgebiet des mehr durch seine Gemälde bekannten Künstlers. — Die Ausstellung soll später auch in Paris geschlossen gezeigt werden.









Frau am Herdfeuer (Kohlezeichnung).
Links: Studie zu den „Aardappeleters“ (Kartoffelessern) in Kohle.

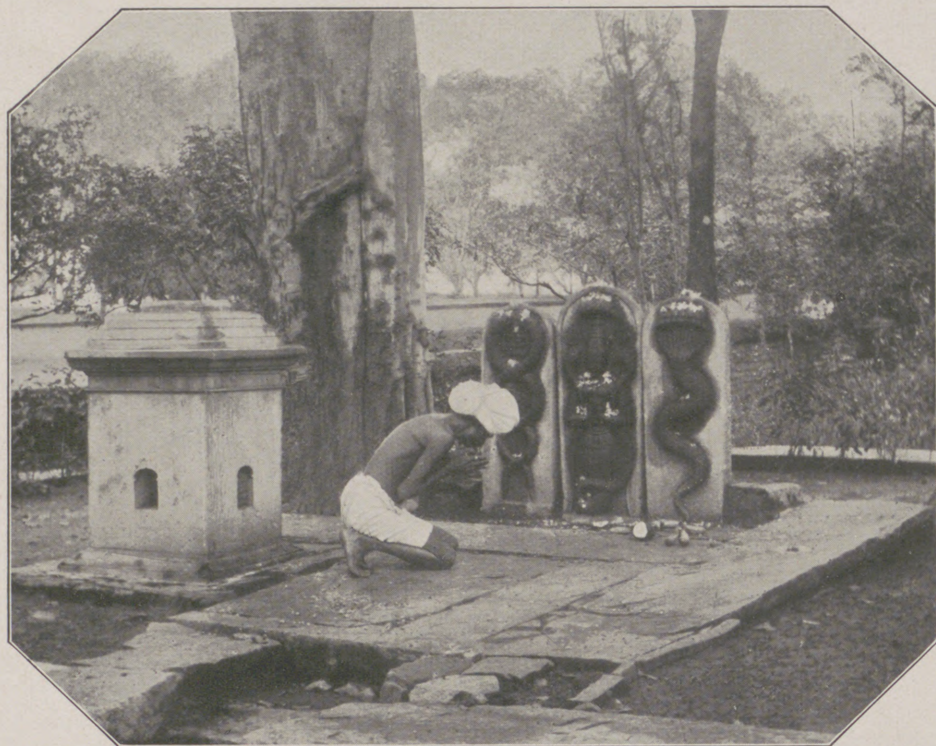


MENSCHENWILLE GEGEN DER ELEMENTE MACHT: DIE „BREMEN“ IM FLUG ÜBER DEM ATLANTIK

GEMÄLDE VON CLAUS BERGEN

Schlangenkult in Indien,











Links oben:
Der Tempel des Schlangengottes Schesa in Kumbakonam (Südindien).

Rechts oben:
Ein Hindu beim Niederlegen von Opfergaben vor den Steinbildern von Schlangengöttern.

Im Oval:
Muschik, ein erprobter Schlangenfänger, mit erbeuteter Kobra.

Rechts Mitte:
Schlangenbeschwörer.

Rechts unten:
Prozession in einer südindischen Tempelstadt zu Ehren des Schlangengottes Schesa.

(Vgl. zu diesen Abbildungen den Beitrag „Schlangenkult in Indien“ auf S. 651.)

In Spitzbergens Gewalt

Erzählung von Lars Hansen

AUS DEM NORWEGISCHEN ÜBERTRAGEN VON ERNST UND FRANCK ZÜCHNER

(3. Fortsetzung.)

Des ‚Beisars' Fuß ist noch immer nicht in Ordnung. Er scheidet also aus. Nun ist die Frage, wer von euch beiden, Karsten und Jens, mitgeht. Mir wäre es am liebsten, wenn Jens zu Hause bleibt. Also, willst du mitkommen, Karsten? Zuhausebleiben ist übrigens auch nicht sicherer als Mitgehen, wenn man's genau nimmt. Außerdem bist du ein tüchtiger Skiläufer, Karsten. Gehst du mit? Ja oder nein?"

Karsten überlegte. — Der mongolische Teil seines Wesens lag in ständigem Streit mit dem Norweger in ihm. Schließlich siegte der letztere, und er antwortete entschlossen: „Ja, ich gehe mit."

Damit war die Sache in Ordnung. Jens Baldsnes jedoch ging hinaus, wandte den Blick gen Himmel. Lange Zeit stand er so da, ohne einen Muskel zu bewegen. Dann drehte er sich der Hütte wieder zu und sagte:

„Alles steht in Gottes Hand. Johann weiß, daß ich fertig bin, sonst hätte er mich mitgenommen."

Die beiden Skiläufer bewegten sich über die endlose, weiße Wüste hin.

Mit raschen Schritten glitten sie vorwärts. Jede kleine Anhöhe wurde für schnelle Schußfahrt ausgenutzt. Sie legten Strecken zurück, zu denen ungeübte Skiläufer mehr als die doppelte Zeit gebraucht hätten. Der Schnee gleißte — nicht wie Schnee, sondern wie funkelnde, kleine Kristalle.

So stark war der Frost, daß der Schnee, der ihnen ab und zu bis über die Skibindungen stäubte, nicht haftenblieb, sondern gleich Graupen wieder abfiel.

Die beiden Männer eilten dahin, daß ihnen der Hauch wie eine Wolke aus Mund und Nase quoll.

Die Flinte über Johanns Schulter war wie poliert von Reif.

Nach dreistündigem, ununterbrochenem Marsch bergauf und bergab standen sie endlich auf dem Gipfel.

Keine Fährte, kein Laut.

Lange stillstehen durften sie nicht, das war zu gefährlich.

Deshalb ließen sie die Skier abwärts rennen, nach Osten, denn dort nahmen sie ein Tal wahr.

Als sie dieses hinabglitten, sausten sie über eine Spur, aber ihre Geschwindigkeit war so groß, daß die Fährte weit hinter ihnen lag, bevor sie überhaupt stoppen konnten.

Es war eine ganz frische Spur, das merkten sie gleich. Sie führte talabwärts.

Während des ganzen Marsches hatte keiner von ihnen ein Wort gesprochen.

Der Kieker wurde vorgeholt. Doch ist der Nutzen eines Glases bei Mondschein und Nordlicht nicht sonderlich groß.

Diesmal war indes das Glück Johann Troms günstig. Er entdeckte unten im Tal vier Renntiere.

Nun galt es also, wieder so weit bergauf zu gehen, daß man den Tieren mit Schußfahrt auf den Leib rücken konnte. Nach einer langen Stunde hatten sie einen günstigen Abfahrtspunkt erreicht, während die Renntiere sich immer noch unten im Tale befanden. Der Abstand betrug ungefähr tausend Meter, und der Hang mochte eine Senkung von fünfundvierzig Grad haben.

Johann nahm die Flinte von der Schulter und reichte sie Karsten: „Nimm die Flinte und fahr drauf zu, das machst du am besten.

Denn hier herunter bekommt man so große Fahrt, daß ich vielleicht nicht sicher genug schießen könnte. Ich komme nach. Versuche, einfach auf die Tiere loszugehen, der Wind ist ja jetzt günstig."

Karsten nahm die Flinte und glitt abwärts. Johann sah, daß er schon nach zwei Minuten bei den Tieren war. Er folgte nach. Als auch er unten ankam, hatte Karsten bereits zwei Renntiere erlegt. Die beiden andern konnten in dem tiefen Schnee nicht schnell entkommen. Die nächsten Schüsse streckten auch sie nieder.

Warmes, rohes Blut von erlegtem Wild trinken, das tut so mancher Eismeerfahrer. Aber diese beiden Männer tranken und tranken, von allen vier Tieren. Und als sie endlich satt waren, fühlten sie sich wie neugeboren.

Wie wilde Tiere hatten sie sich über das erlegte Wild geworfen. Johann schnitt die Zunge des einen heraus und aß sie roh, warm.

In der Hütte warteten Berner und Jens. Der Tag verging und auch die Nacht. Immerzu hielten sie Ausschau, aber niemand kam.

Das Wetter war in der letzten Woche einigermaßen gut gewesen.

Am nächsten Morgen erblickte Berner einen schwarzen Punkt in der Ferne, der sich auf die Hütte zu bewegte. Er lief dem Ankömmling entgegen. Es war Johann mit einem Renntier auf dem Rücken.

Sechs Stunden später kam auch Karsten mit seiner Beute.

Jens Baldsnes aß, aber es mußte irgend etwas mit ihm nicht ganz in Ordnung sein, denn er mußte sich erbrechen. — Er versuchte es nochmals, aber mit demselben Ergebnis.

Die anderen sahen dies, starrten ihn an, sagten aber nichts.

Jens ging langsam zu seiner Koje und legte sich zu Bett. — Seine großen, tiefen Augen folgten seinen Kameraden bei all ihrem Tun.

*

Mit einem mächtigen Stoß fuhr die „Hoffnung" gegen die erste Eisscholle an. Siwert saß in der Toptonne und rief dem Rudergänger Befehle hinunter. Das Eis lag zwar dicht, doch war der Nordwestwind so frisch, daß das Schiff sich immer wieder ein Stück weiter durch das Treibeis winden konnte, ohne festgequetscht zu werden. Mikal Taraldsen stand am Ruder. Er sagte zwar laut, aber nur zu sich selbst, daß der „alte Erik" dort oben in der Masttonne scheinbar verrückt geworden sein müsse... „Das wird wohl so bleiben, bis wir aus dem Eis herauskommen", fuhr er fort. „Denn ich bin doch acht lange Jahre hindurch mit diesem Kerl zusammen gesegelt und kenne ihn zur Genüge."

Plötzlich dröhnte Siwerts Stimme abermals von oben herab:

„Paß' doch auf, du Idiot! Hast du deine Augen vielleicht zum Spaß im Kopf?"

Und schon rannte die „Hoffnung" mit solcher Gewalt auf eine riesige Scholle, daß Siwert, der sich mit beiden Armen an den Topmast klammerte, fast heruntergestürzt wäre. Das Schiff lag still. Anders und Knut kamen an Deck. Sie gafften und starrten zu Siwert hinauf, der eben herunterenterte und sie anbrüllte, sie sollten die Pumpe klarmachen.

Diese wurde in Gang gesetzt. Aber das Schiff erwies sich als unbeschädigt. Siwert war heruntergekommen, nicht, weil er nachprüfen wollte, ob die „Hoffnung" leck geworden sei, sondern weil er gleich gesehen hatte, daß es für eine Weile mit dem Weitersegeln vorbei war. Er ging an Mikal vorüber, ohne ein Wort zu sagen, und verschwand im Logis.

Mikal ließ das Ruder fahren und ging nach vorn, zu Anders und Knut. Sie setzten sich alle drei und besprachen die Lage, in der sich das Schiff jetzt befand.

Mikal sagte:

„Er ging, ohne einen Ton von sich zu geben. Das bedeutet, daß wir vorläufig festsitzen. Das ist ein seltsamer Kauz, dieser Siwert. Aber wenn er sich so aufführt, dann ist es nicht so schlimm, dann weiß er nämlich immer irgendeinen guten Rat, mit dem er nach einer Weile herausrückt."

Knut segelte zum erstenmal unter Siwert. Er meinte: „Einen solchen Knurrhahn von einem Schiffer gibt's auf der ganzen Welt nicht wieder! Nun liegen wir hier fest, 's ist schon November, und dann geht er einfach unter Deck! Paßt mal auf, der alte Gauner liegt jetzt sicher in der Koje."

Und Anders sagte: „Ja, das glaube ich auch beinahe. Ich hätte Lust, hinunterzugehen und ihn zu fragen, ob er hier bis Weihnachten liegenbleiben will." Damit ging er achteraus. —

Nach ein paar Schritten schien er sich doch die Sache noch einmal zu überlegen. Die beiden andern munterten ihn wieder auf, und er ging hinunter. Aber ganz plötzlich tauchte er wieder auf, und zwar kam er durchs Oberlicht gesaust, daß die Glasscheiben und der Holzrahmen splitterten. Siwert jedoch kam die Treppe herauf und schalt dabei:

„Macht dieser Esel das Oberlicht kaput! Nun wird es da unten immer naß werden. Eine Schande, daß man sich mit solchem Volk herumplagen muß! Mikal, du bist immer solch ein guter Junge, der nicht viel sagt, purr' mich in vier Stunden aus, du, dann segeln wir weiter!"

Und so kam es auch. Nach vier Stunden ließ das Pressen des Eises nach, die Strömung hatte sich verändert und verteilte nun die Schollen so, daß man vom Deck aus schmale Rinnen freien Wassers wahrnehmen konnte.

Siwert saß wieder oben in der Tonne und gab Befehle. Die „Hoffnung" segelte nicht, sondern sie wand sich wie eine Schlange durch das Eis hindurch. Bald hatte sie Rückenwind, bald Seitenwind, zuweilen kam ihr der Wind auch fast von vorn entgegen.

Knut und Anders hatten die Segel zu bedienen. Sie hatten alle Hände voll zu tun, mußten die Schotleinen der Vorsegel lockern und wieder anziehen. Und wenn die Fahrtrinne so eng wurde, daß die „Hoffnung" festsaß, stiegen sie von Bord auf das Eis hinunter und schoben die Schollen mit ihren langen Walroßlanzen auseinander.

Trotz aller möglichen Umwege, die die „Hoffnung" machte, folgte Siwert doch immer einem bestimmten Kurs. Nach zwei Tagen und Nächten ohne Ruhe und Schlaf kam die „Hoffnung" endlich vom Eise los. Nicht einmal Kaffee hatte man gehabt. Die einzige Nahrung bildete hin und wieder ein trockener Zwieback, der beim Arbeiten gekaut wurde.

Während das Schiff im Eise steckte, war der Wind ziemlich frisch gewesen. Nun hielt er immer noch an.

Der Himmel war klar. Aber es herrschte strenger Frost. Die Kälte hatte Mannschaft und Schiff ein ganz verändertes Aussehen verliehen, überall hing dicker Reif.

Inmitten des Treibeises ist das Fahrwasser immer ruhig. Je weiter man sich aber von den Eismassen entfernte, desto stärker wurde der Seegang. Und da auch der Wind zunahm, fegte bald der erste ordentliche Spritzer über Deck. Das Fangboot mußte auf Deck festgeseilt werden, da die „Hoffnung" bei Sturm kein Boot in den Davits festhalten konnte. Der Wind wurde fortwährend stärker. Mit einem Male steckte die „Hoffnung" den Klüverbaum in den Gipfel einer anrollenden Woge. Als er wieder hervortauchte, bedeckte ihn eine Eiskruste! Wenn er wieder untertauchte, würde schon doppelt so dickes Eis daran festsitzen!

Das wußten Siwert und seine Leute nur zu gut. Sie kannten mehrere Fahrzeuge, denen diese Seen, die zu Eis wurden, den Untergang bereitet hatten. Besonders im Frühling und im Spätherbst ist diese Gefahr des „Niedereisens" groß.

Die Luken wurden abgedichtet. Nun war der Sturm da. Das Fahrzeug ließ sich kaum steuern, das Notsegel mußte gesetzt werden. Mit gewaltiger Fahrt schoß die „Hoffnung" dahin.

Das Log wurde unbrauchbar, denn die ausgeworfene Logleine war bald steif wie Draht. Siwert konnte den Standort des Schiffes nur abschätzen, eine genaue Berechnung war undurchführbar.

Das „Niedereisen" ist darum eine der größten Gefahren, die ein Schiff bedrohen, weil jeder Tropfen Seewasser, der das Schiff oberhalb der Wasserlinie trifft, sofort erstarrt und hangenbleibt. Jede Sturzwelle, die über Deck geht, hinterläßt Eisklumpen an Tauwerk, Segeln und allen Vorsprüngen. Die Blöcke, in denen die Taue laufen, werden eingekapselt und sind dann unbrauchbar.

Die Gegenwehr der Mannschaft gegen das Eis, das sich überall anklammerte, war in vollem Gange, mit Äxten schlug man die Eisklumpen los und warf sie über Bord. Und doch konnte das Schiff in kurzer Zeit unter der immer wachsenden Last versinken, denn es lag an sich schon tief im Wasser.

Alle Speckfässer in der Last waren voll, die Robbenhäute lagerten in Salz. Sie lagen zusammengebunden zwischen den Fässern verstaut. Oben darüber waren zweiundvierzig Walroßfelle gestapelt worden. Auch die letzten vier Walrosse und die fünfundvierzig Renntiere, die man nach Verlust der halben Mannschaft noch erbeutet hatte, lagerten im Lastraum. Nur ein Renntier hatte man als Reiseproviant in den Wanten hangen.

Dieses war nun so in Eis verpackt, daß man schwerlich erraten konnte, was sich unter der Hülle befand. Die Taue, an denen es hing, rissen unter der gewaltigen Last, mit einem schrecklichen Gepolter fiel es auf Deck nieder, als die „Hoffnung" sich einmal auf die Seite legte. Trotz des Sturmes warfen sich zwei Mann auf den Renntier-Eisklotz und klemmten ihn zwischen Fangboot und Luke. Innerhalb weniger Minuten war er auch dort schon so festgefroren, daß nichts mehr ihn losreißen konnte.

Langsam verwandelte die „Hoffnung" sich aus einem Schiff in einen schwimmenden Eisberg. Es ging südwärts. Der Wind kam noch immer aus Nordwesten, und da der Kurs auf die Vogelinsel Süd zu West war, hatte die „Hoffnung" im übrigen alle Vorteile auf ihrer Seite, denn das Schiff segelte gut vor dem Wind und — was das wichtigste war, dem Achterschiff der „Hoffnung" war so leicht nichts anzuhaben. Wenn sie mit anderen Fahrzeugen aus Tromsö oder Hammerfest zusammen heimwärts gesegelt waren, mußten die anderen oft beidrehen und den Sturm abreiten, weil das Meer sie hinterrücks zu begraben drohte. Aber dann segelte die „Hoffnung" immer ruhig weiter.

Jedesmal, wenn es so gekommen war, hatte Siwert sich auf das Achterschiff gestellt und den anderen seinen Rücken zugedreht, damit sie sich ja ärgern sollten. Die „Hoffnung" war immer zwei Tage vor den anderen in Tromsö angekommen und hatte schon fast die ganze Ladung gelöscht. Siwert benutzte dann die Zeit zum Spazierengehen zwischen „Grand Hotel" und dem Kaufmann an der Ecke der Storgate. Er pflegte laut zu verkünden, daß sein Schiff der beste Segelkahn von ganz Tromsö sei. Dagegen ließ sich nichts sagen, das war der Fall — aber nur bei Rückenwind! Denn Mittschiff und Vordersteven, das waren die schwachen Punkte der „Hoffnung"!

Das zeigte sich auch jetzt. Das Eis wurde immer schwerer. Mikal stand am Ruder. Eigentlich war dies Siwerts Platz. Aber erstens war Mikal ein ausgezeichneter Rudergänger; er hatte acht Jahre hindurch Gelegenheit gehabt, die „Hoffnung" steuern zu lernen. Und zweitens hatte Siwert jetzt etwas Wichtigeres zu tun.

Er wütete wie ein wildgewordener Riese mit einer großen Axt herum und zerschlug die Eisblöcke. Mit wohlgezielten Schlägen löste er gewaltige Stücke und beförderte sie mit erstaunlicher Geschicklichkeit über Bord.

Siwert arbeitete auf der Leeseite, Knut und Anders auf der Luvseite. Sie tobten so herum, daß der Wärmedampf über ihnen emporstieg.

Die „Hoffnung" war nicht leicht zu regieren, wenn es ihr einfiel, mit dem Bug gegen eine vereinzelt treibende Eisscholle zu rennen. Mikal wischte sich unablässig den Schweiß von der Stirn.

Das Tauwerk mußte in ununterbrochener Arbeit vom Eis befreit werden. Das wurde so gemacht: man schlug kräftig auf das Tau, so daß es in wellenförmige Bewegung geriet. Oft gehörten mehrere Schläge dazu, das Eis zu lösen.

Siwerts Riesenarm mit Muskeln und Sehnen von Stahl und einer Faust, die den Beilschaft gleich einem Schraubstock umklammerte, teilte mächtige Hiebe aus, die immer dort trafen, wo sie sitzen sollten.

Trotz ihres Panzers machte die „Hoffnung" gute Fahrt. Sie segelte sicher ihre sechs Knoten. Deshalb konnte man vielleicht noch rechtzeitig genug so weit sich der norwegischen Küste nähern, daß man in den Golfstrom kam, wo das Wasser viel wärmer war.

Es galt, das Schiff noch etwa fünfundzwanzig bis dreißig Stunden über Wasser zu halten. Gewiß war auch zwischen den Inseln des nördlichen Norwegens die Gefahr des „Niedereisens" nicht ganz überwunden, aber dann hatte man doch wenigstens nicht mehr das furchtbare Treibeis im Rücken.

Über alles das dachte Siwert nach, während ihm das splitternde Eis um die Ohren stob. Er warf einen schnellen Blick außenbords und wollte ins Wasser spucken, um danach die Fahrgeschwindigkeit abzuschätzen. Aber das war unmöglich, denn eine meterbreite Eiskruste bedeckte die Schiffswand und versperrte ihm den Blick. Darum unterließ er das Spucken und rief zu Mikal hinüber:

„Mikal, wieviel Fahrt? Wohl so an die fünfeinhalb bis sechs Knoten, was?"

„Ja, so ungefähr, vielleicht etwas mehr!"

Solche Zurufe waren die einzige Unterhaltung, die der Sturm gestattete, und die sein Brausen ab und zu unterbrachen.

Da überholte das Schiff mit einem Male infolge einer sich plötzlich erhebenden See. Mikal fand keine Zeit mehr, das Steuer herumzureißen. Die „Hoffnung" legte sich über und vermochte nicht wieder hochzukommen. Schanzdeck und Reling lagen vollständig unter Wasser. Zoll um Zoll legte sich das Schiff auf die Seite über. Die Sekunden wurden den vier Seefahrern zu Ewigkeiten.

Siwert lief zur Luvseite hinüber und sprang auf die Reling. Er hielt sich an den Wanten fest. Er schaute über das Deck, das immer tiefer unter Wasser sank. Und dann brüllte er:

„Jetzt holt der alte Erik den ganzen Kram!"

Eine Bö kam und blaffte mit solcher Gewalt in die Segel, daß die „Hoffnung" sich wiederaufrichtete. Und im selben Augenblick waren Siwert und die beiden Matrosen schon auf der schwersten Seite des Schiffes und brachen große Eisstücke los, die über Bord gewälzt wurden.

Die drei arbeiteten verzweifelt und eilig. In wenigen Stunden mußte die Temperatur steigen. Es galt, bis dahin noch durchzuhalten.

Nach zwei Stunden rief Siwert:

„Ich merke, die Luft ist hier milder. Jetzt sind wir sicher im Golfstrom! Das Schlimmste ist wohl vorüber. Mikal, versuche, südlichen Kurs zu halten — so — so, gut so!"

Endlich waren auch die letzten Stunden der Dunkelheit vergangen, wo man nur die weißen Kämme der schäumenden Seen, die immer über die Reling hereinbrechen wollten, leuchten sah. Im Süden erschien ein Streif schwachen Tageslichts.

Sechsunddreißig Stunden waren vergangen, seit die „Hoffnung" das Packeis verlassen hatte. Keiner von den vieren hatte etwas gegessen. Aber das spielte keine Rolle. Die Hauptsache war, daß alles Wasser, was nun über Deck kam, wieder ablief, ohne zu Eis zu werden. Das wog alle Entbehrungen auf!

Die „Hoffnung" machte plötzlich eine Drehung. Die war so unvermutet, daß Siwert beinahe den Halt verloren und hingestürzt wäre. Wie ein Bär stürmte er achteraus und packte das Ruder — denn Mikal schlief. Die Müdigkeit hatte ihn übermannt; er stand da wie ein Pfahl und schlief. Siwert packte ihn um den Leib, hob ihn empor und rief:

„Mikal! Wach' auf! Ich werde jetzt selbst steuern. Geh ins Logis hinunter und lege dich schlafen. Einer kann mitgehen und versuchen, Feuer anzumachen. Paßt aber auf, daß der Mikal dem Feuer nicht zu nahe kommt!"

Das Tageslicht währte nur zwei, drei Stunden. Denn nun war es ja Ende November. Man konnte kaum damit rechnen, daß man unter Land gehen und ankern konnte, wenn man das Land dreist noch vor Dunkelwerden in Sicht bekam. Denn in der Dämmerung war die Schärenküste gefährlich, und bei Nacht durfte man sich überhaupt nicht nahe heranwagen.

Der Wind kam immer noch aus Nordwesten, und die „Hoffnung" machte gute Fahrt, wenn auch die schwere Last des Eises innen- und außenbords sehr behinderte.

Von dem Augenblick an, da das Schiff das Packeis verlassen hatte, war es Siwert nicht möglich gewesen, Lage zu peilen.

Deshalb war es nun sehr wichtig, den Schiffsort endlich festzustellen. — Als der Tag dämmerte, begannen die vier Leute darüber zu beraten, wo sie sich wohl befinden könnten. Jeder hatte seine eigene Meinung und brachte sie vor, als Siwert sie zu Rate zog. Das Ergebnis ihrer Erwägungen war, daß Mikal ganze drei Stunden westlich vom Kurs gesteuert haben müsse. Aber dafür hatten sie nun auch drei Stunden lang bereits einen östlicheren Kurs gehalten. Auf jeden Fall mußte darauf geachtet werden, daß man nicht östlich der Süderinsel und westlich der Malanginsel kam.

(Fortsetzung folgt.)



Frühlingswolke. Aquarell von Arthur Michaelis.



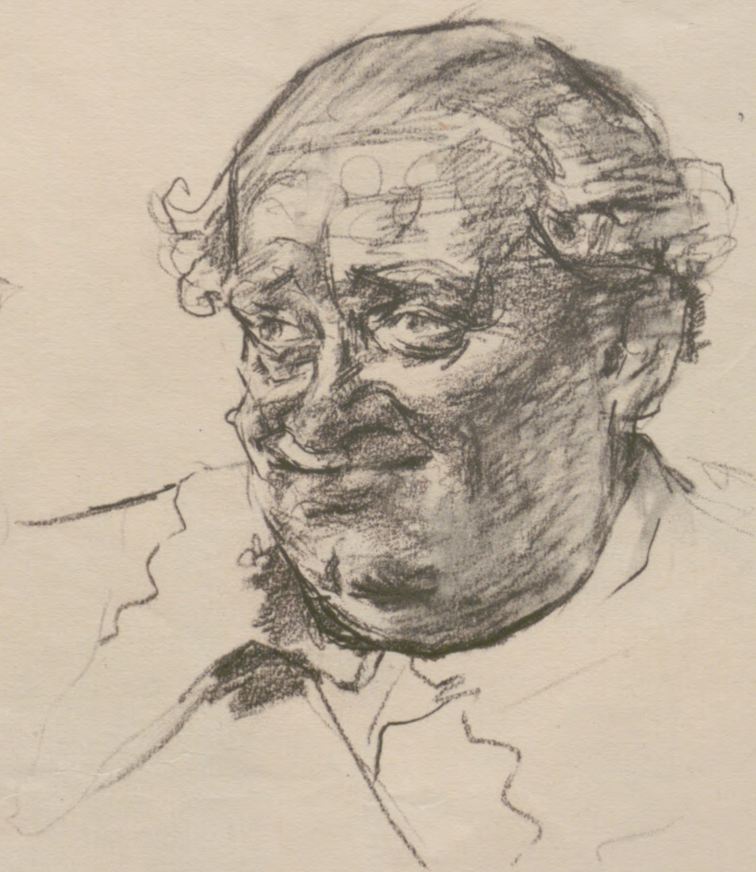
WILLI THALLER,
österreichischer Kammerschauspieler, Mitglied des Burgtheaters, ein hervorragender Darsteller echt österreichischer Typen, in Nestroys „Zu ebener Erd' und im ersten Stock".



AUGUSTE WILBRANDT-BAUDIUS,
Ehrenmitglied des Burgtheaters, die älteste aktive Schauspielerin deutscher Zunge.



HANS THIMIG
von der Wiener Reinhardt-Bühne, der Jüngste der Wiener Schauspielerfamilie Thimig, als Vorstadtjunge Toni in Langers „Peripherie".

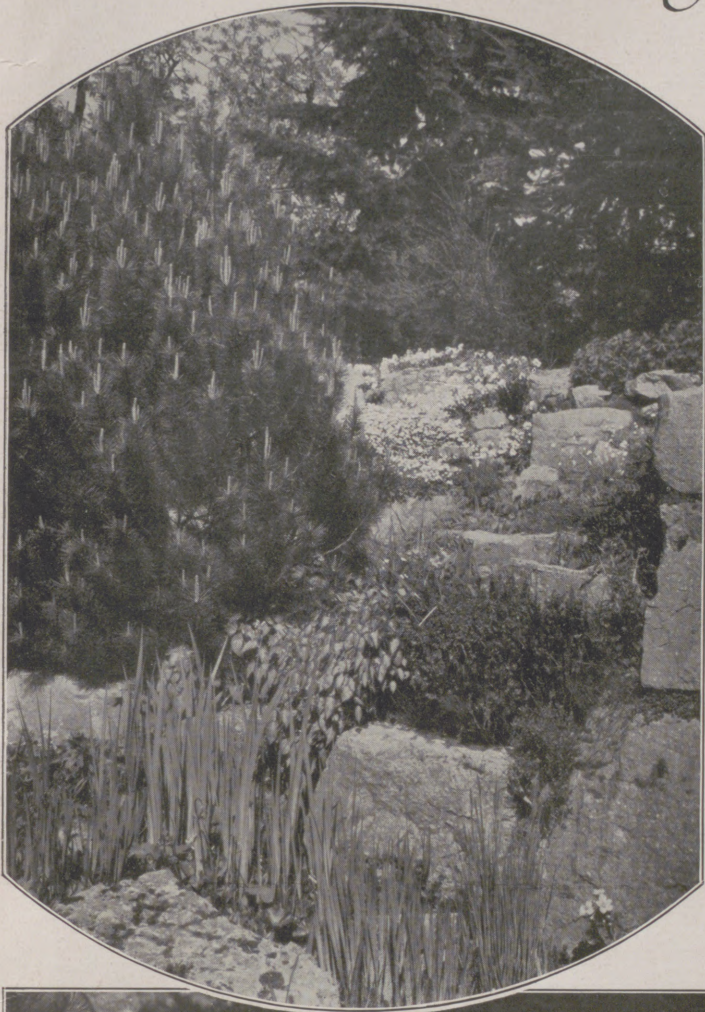


FRANZ GLAWATSCH,
Komiker am Theater an der Wien, ausgezeichnete Kraft der Wiener Operette.

WIENER SCHAUSPIELER-KÖPFE / ZEICHNUNGEN VON ADALBERT SIPOS

(Hierzu ein Artikel auf S. 650.)

Unser Steingarten im Frühling





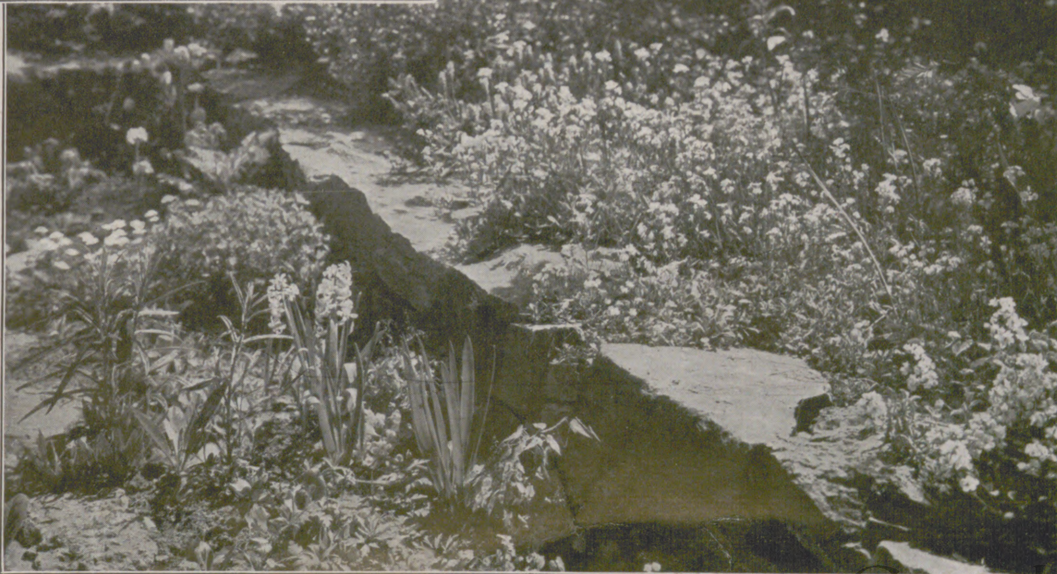
Ein entzückender Frühlingsblüher: Viola gracilis (Juwel von Eisenach) mit den samtig dunklen Blüten.
Links: Schwertlilienkraut, Elfenblumen mit bronzefarbenem Laub, Bergkiefern mit jungen Triebkerzen und mannigfache Blüten durchleuchten das frische Grün.



Hauswurz (Sempervivum; unten) und Steinbrech (Saxifraga) an senkrechter, prallsonniger Wand.

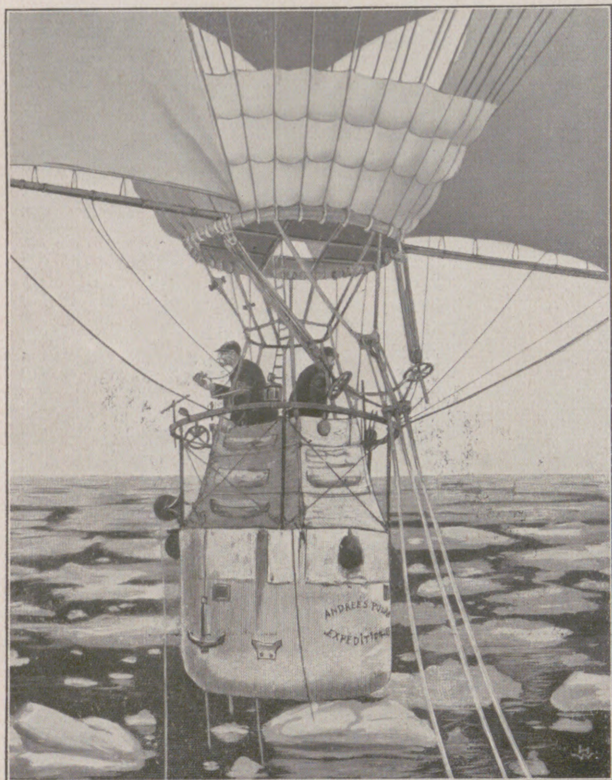


Eine idyllische Steingartenecke mit bunten Blütenpolstern, grausilbernem Gras und Kleinsträuchern. — Nebenstehend: Blumenfreude im Steingartenwinkel.



Nach den langen, trüben Wintertagen finden gerade die Frühlingsblumen, die die ersten Farbentöne in dem erwachenden Garten aufleuchten lassen, die stärkste und dankbarste Beachtung. Der Steingarten im Frühling bietet mit seinen Blütenpolstern in reichster Form- und Farbenfülle einen Anblick, dessen Zauber sich niemand zu entziehen vermag. Stein und Pflanze verschmelzen zu einer harmonischen Lebensgemeinschaft. Weiße und rosa bis rote Steinbrecharten (Saxifraga), blaue und violette Aubrietien, gelbe Alyssum und Draba, blaue Veilchen und Veronica, weiße Iberis und Arabis, rote Saponarien und Zwergphloxe, nicht zu vergessen die verschiedenen Primelarten, das sind die Hauptvertreter der Frühlingssteingartenpflanzen. Sie lassen sich nicht nur auf kleinstem Raume verwenden, sondern sind infolge ihrer Anspruchslosigkeit auch berufen, Plätze zu schmücken, mit denen man bisher nichts anzufangen wußte, wie z. B. steile Böschungen, Trockenmauern, trocken verlegte Treppenstufen und andere. Es muß durchaus nicht immer der naturalistisch gestaltete Steingarten sein, sondern im Gegenteil, regelmäßige, flache oder terrassierte Beete, mit Steinen belegt, sind auf kleinerem Raume die bessere Verwendungsform für die Steingartenpflanzen. Die üppig zwischen den Steinfugen wuchernden Polster verwischen in kürzester Zeit jede Regelmäßigkeit. Die Steingärten und Steinpflanzenbeete sind eine Quelle neuer Gartenschönheit und Gartenfreude geworden. — Abbildungen nach der „Gartenschönheit“. Kurt Pöthig.

Die Nordpolforschung mit Freiballon, Luftschiff und Flugzeug



Zu Andrées Versuch einer Fahrt mit dem Freiballon ins Polargebiet: Der Ballon „Örnen“ (der Adler), mit dem Andrée am 11. Juli 1897 im Virgohafen an der Nordwestküste Spitzbergens aufstieg und auf der Fahrt verscholl. Zeichnung von Hans Wieland aus der „Illustrirten Zeitung“.



Von Amundsens Flug mit dem Luftschiff „Norge“ über den Nordpol 1926: Bereitstellung der drei Flaggen zum Abwurf über dem Pol.
(Aus dem Werke: Roald Amundsen, „Der erste Flug über das Polarmeer“, im Verlag Grethlein & Co., Leipzig.)

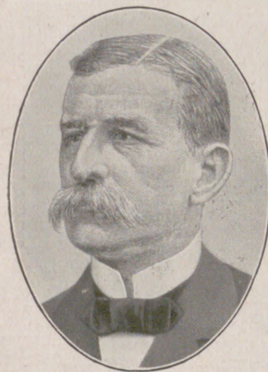
Daß in der Polarforschung in bezug auf Methode und Beförderungsmittel ein neuer Abschnitt begonnen, das zeigen in Verbindung mit den Polarluftfahrten von 1926 die jetzigen Unternehmen: Nobiles Expedition, Wilkins' Flugzeugexpedition und Byrds bevorstehende Entdeckungsfahrt mit Flugzeug auf dem Südpolfestland. Luftfahrzeuge sind die Hilfsmittel der Zukunft in der Eisregion.

Es war der schwedische Oberingenieur Andrée, der diesen bedeutungsvollen Abschnitt einleitete. Zwar hatten die alten Hilfsmittel, mit denen die Nordpolforschung von deren Beginn bis in die neueste Zeit arbeitete: Schiff, Hundegespanne und Schlitten, großartige Ergebnisse ermöglicht, indem alle Landmassen der Arktis in ihren Umrissen und zum Teil auch in ihren Naturverhältnissen festgestellt werden konnten, aber ungeheuer groß ist noch das „unerforschte Gebiet“ im Nördlichen Eismeer. Hier mit den alten Hilfsmitteln einzudringen, erwies sich als unmöglich, selbst eine Treibfahrt ist unsicher, wie die mißglückte Treibfahrt der „Maud“ zeigt. Darum griff Andrée als erster zum Luftfahrzeug. Doch ihm stand nur der Freiballon zu Gebote. Andrée wollte dem etwa 5000 cbm großen Ballon „Örnen“ (der Adler) dadurch eine gewisse Lenkbarkeit geben, daß er den Ballon mit Segel und einem langen Schlepptau versah, das auf dem Polareise nachschleppte und somit den Ballon auf bestimmter Höhe hielt. Aber bei dem denkwürdigen Aufstieg am 11. Juli 1897 an der nördlichen Westküste Spitzbergens riß, von Eisblöcken eingeklemmt, sofort ein großer Teil des Schlepptaues ab, womit sogleich ein wesentlicher Teil der Vorbedingungen für Gelingen der Fahrt verlorenging. Ballon und Insassen sah man denn auch niemals wieder. Im Jahre 1909 machte der Deutsch-Amerikaner Wellmann einen Versuch mit einem lenkbaren Luftschiff, aber dieses explodierte gleich nach der Abfahrt bei Spitzbergen. Dann unternahm 1910 Graf Zeppelin eine Schiffsexpedition nach Spitzbergen, um eine Nordpolexpedition mit einem Zeppelinluftschiff vorzubereiten, indessen, der Ausbruch des Weltkrieges verhinderte die spätere Verwirklichung des Planes. Wenig bekannt dürfte sein, daß der erste, der mit Flugzeug eine Fahrt im Polargebiet ausführte, der Russe Nagurski war, der 1914 im Auftrage der russischen Regierung von der sibirischen Küste aus eine Erkundungsfahrt vornahm, um nach einer vermißten Expedition zu suchen, die zum Franz-Joseph-Land wollte.

Das Ziel, mit Flugzeug den Nordpol zu erreichen, hatte sich jedoch erst Roald Amundsen, der erfolgreiche Bezwinger des Südpols, gestellt. Dies



Um zwei Tage voraus: Amundsen in Erwartung des amerikanischen Fliegers Byrd bei dessen Rückkehr vom Nordpol nach der Königsbucht auf Spitzbergen.
(Aus dem Werke: Roald Amundsen, „Der erste Flug über das Polarmeer“, im Verlag Grethlein & Co., Leipzig.)



S. A. Andrée.



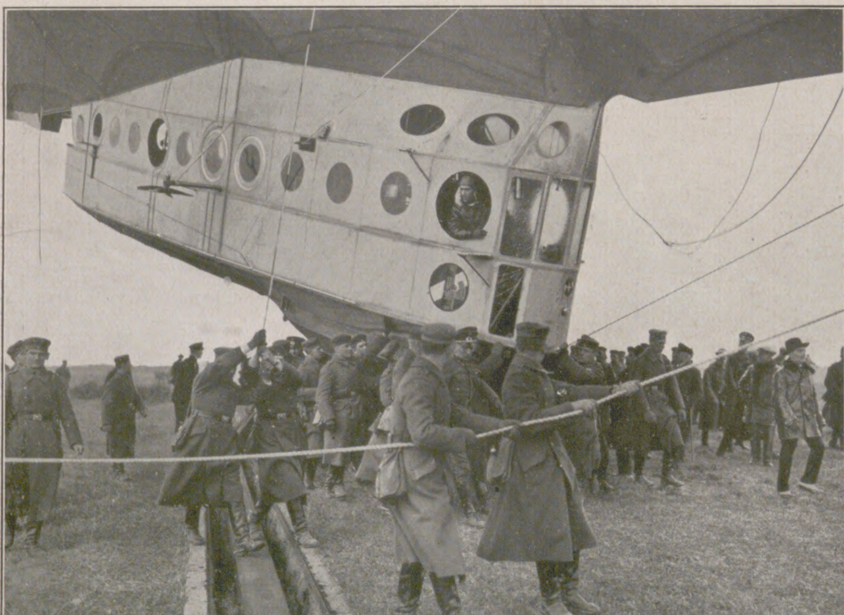
Roald Amundsen.

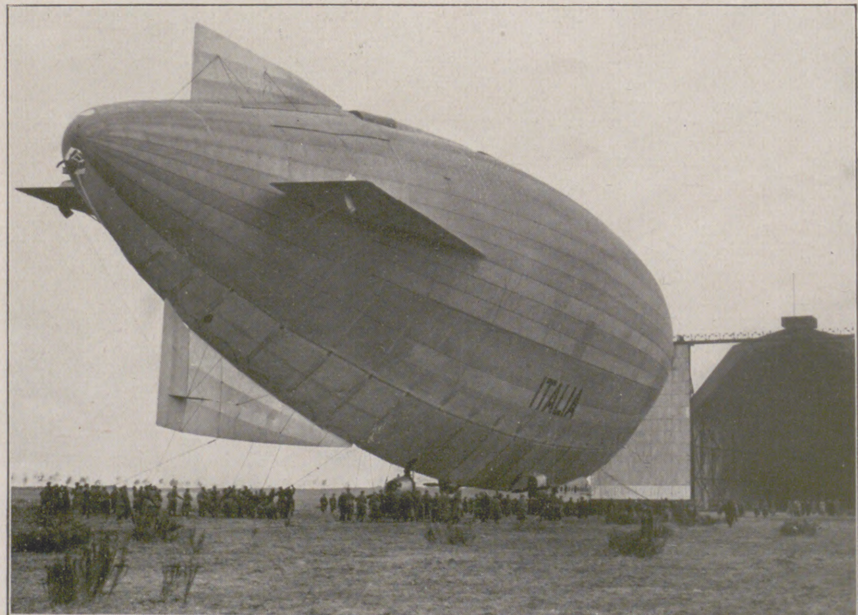


Kommandeur Byrd.



General Nobile.





Die erste Etappe der Polarexpedition des italienischen Generals Nobile: Landung des Luftschiffs „Italia“ auf dem Flugplatz Seddin bei Stolp in Pommern am 16. April. Links: Reichswehrsoldaten führen die „Italia“ zur Luftschiffhalle und stützen dabei die Führergondel. — Rechts: Einbringen des Luftschiffs in die Halle.

Professor Terpentin zaubert den Besuchern eine Pelzmodenschau vor. (6. Bild des Festspiels.)

war 1925. Er hatte zwei Flugzeuge vom Dornier-Wal-Typ. Es dürfte noch erinnerlich sein, daß Amundsen auf 87 Grad 43 Min. nördlicher Breite niederging, um sich zu orientieren, aber dann mußte er wegen Benzinmangels umkehren. Mit der Überzeugung heimkommend, daß das Flugzeug noch kein sicheres Hilfsmittel sei, unternahm Amundsen 1926 die Expedition, die mit Recht Aufsehen erregte, mit dem 19000 cbm großen Luftschiff „Norge“, das vom damaligen Oberst Nobile konstruiert und auch bei der Fahrt geführt wurde. Es fuhr von der Königsbucht, Westküste Spitzbergens, in drei Tagen in ziemlich gerader Linie über den Nordpol nach Alaska, wo die Landung bei Teller erfolgte. Der ganze zweite Abschnitt der Fahrt war von Nebel und Sturm beeinträchtigt, und wiederholt wurden vom Propeller große Eisstücke, die sich angesetzt hatten, gegen den Schiffsrumpf geschleudert. Infolge der unsichtigen Witterung war auch keine geographische Ausbeute erzielt worden.

Während Amundsen bei seiner Südpolexpedition seinem englischen Wettbewerber zuvorgekommen war, erlebte er 1926 das Pech, daß zwei Tage vor ihm, am 9. Mai, der Amerikaner Byrd mit dem Flugzeug von der Königsbucht aufstieg und den Nordpol erreichte. Hin und zurück hatte er $15^1/_2$ Stunden gebraucht.

Jetzt steht Nobiles Luftschiffexpedition im Vordergrund des Interesses. Ihr Ausgangspunkt ist ebenfalls die Königsbucht, wo dem General Nobile die Luftschiffhalle Amundsens zur Verfügung gestellt wurde. Klappt alles, dann unternimmt Nobile unter anderm eine Fahrt zum Nordpol, diesen in weiten Abstand umkreisend, sowie besonders einen Vorstoß in östlicher Richtung, um das 1913 von dem Russen Wilkitschky entdeckte Nikolaus-II.-Land näher zu erforschen. Die ganze Expedition ist wissenschaftlicher Art, dementsprechend ausgerüstet mit neuesten Instrumenten und mit Wissenschaftsmännern als Teilnehmer.

Wie Byrd 1926 Amundsen, so ist jetzt wieder ein Flieger dem Luftschiffahrer im Nordpolflug zuvorgekommen. Der amerikanische Flieger Wilkins hat mit seinem Begleiter Nielson von Point Barrow (Alaska) aus den Nordpol überflogen und ist nach 21stündigem Flug auf Spitzbergen gelandet. Inwieweit dieser Flug unbekannte Gebiete berührt hat und so der geographischen Wissenschaft neue Aufklärungen bringt, ist noch abzuwarten. F. Mewius.



Eine Szene aus dem Brühl, dem Herzen der Pelzstadt Leipzig: Verkehr! Verkehr! Verkehr! (8. Bild.)

Szenen aus dem am Gesellschaftsabend (16. April) vorgeführten Festspiel „Pelzmodenschau in Utopia“ von Gustav Herrmann und Rudi Gfaller anläßlich der Leipziger Rauchwaren-Ostermesse.

Zeichnungen für die „Illustrirte Zeitung“ von Lotte Oldenburg-Wittig.

Nach altem Brauche begann am 15. April in Leipzig die traditionsreiche Rauchwaren-Ostermesse. Ein Gesellschaftsabend vereinigte am folgenden Tage die Messebesucher, bei dem im Neuen Operettentheater auch ein originelles Festspiel „Pelzmodenschau in Utopia“ vorgeführt wurde. Die Hauptpersönlichkeit des Stückes ist Prof. Terpentin, der den verantwortlichen Managern aus der Not hilft durch die Anwendung des von ihm erfundenen Fernsehers. So zaubert er eine Pelzmodenschau aus dem Lande Utopia herbei, da der Textdichter für das Festspiel nicht geliefert hat. Auch die vornehmsten „Künstlerspiele“ der Welt werden vorgeführt. Dazwischen eine Reihe netter Einfälle aus dem Leben des Rauchwarenhandels — im ganzen eine Veranstaltung, die von den sonstigen üblichen Festspielen sich vorteilhaft abhob.

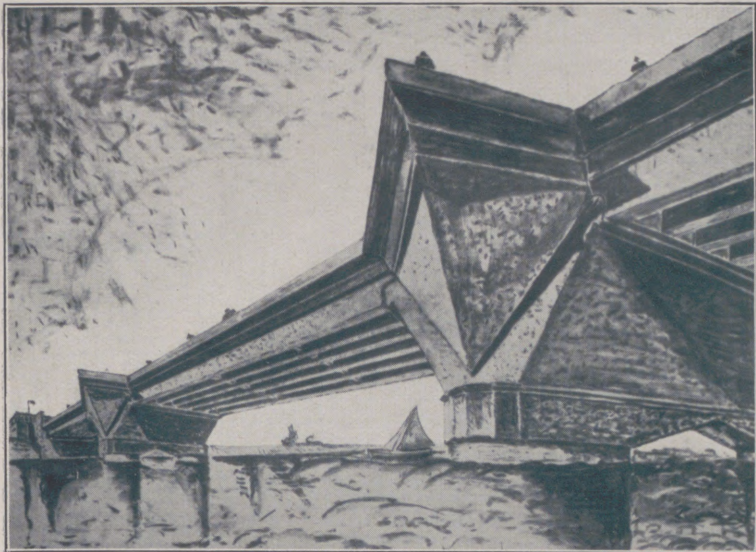


1. Kleidsame beigefarbene Weste aus geschorenem Lamm. Modell: Paul Berger, Schönebach a. E. — 2. Mantel aus deutschem Hund mit Kragen aus gebleichtem Fuchs. Modell: Willy Probst, Frankfurt a. M. — 3. Aparter Mantel aus amerikanischem geschorenen Lamm in neuer Form. Modell: C. A. Herpich Söhne, Berlin. — 4. Echtes Chinchilla-Cape mit Straß-Medaillon als Rückengarnitur. Modell: Pelz-Wolff, Berlin. — 5. Elegantes, beiderseitig zu tragendes Maulwurf-Cape mit Brokateinsätzen. Modell: August Schröder, Nürnberg. — 6a. Ärmel eines Persianermantels in Grau und Schwarz. Modell: Richard Kunze, Mannheim. — 6b. Ein seltener Pelz: Weißer Marder. Modell: Heinrich Grünhut, München. — 7. Hamstermantel in schöner Verarbeitung. Modell: Rudolf Ruß, Berlin. — 8. Ärmel eines Mantels aus geschorener Gazelle mit Zickeleinsatz. Modell: Gottstein G. m. b. H., Breslau. — 9. Ärmel eines Fohlenmantels mit Silberbisambesatz. Modell: Schorsch & Baum, Breslau. — 10. Stola aus Maulwurfpelz. Modell: Fritz Gieseke, Stendal. — 11. Ein interessantes Stück: junge Kongo-Pavi-Otter diente als Material für diesen Mantel. Modell: Adolf Brandes, Hannover. — 12. Mantel aus goldkäferfarbenem Seehund mit dazu passend eingefärbtem Opossumkragen. Modell: Rudolf Ruß, Berlin. — 13. Weißer Slinks-Kindermantel mit grauer Slinks-Garnitur. Modell: C. Reisching Nachf., Koblenz. — 14. Ärmel eines Maulwurfmantels in neuartiger, sich nach unten verengender Form. Modell: R. Danzig, Leipzig. — 15. Ärmel eines Mantels aus geschorenem Lamm und Sämischleder. Modell aus Buenos Aires.

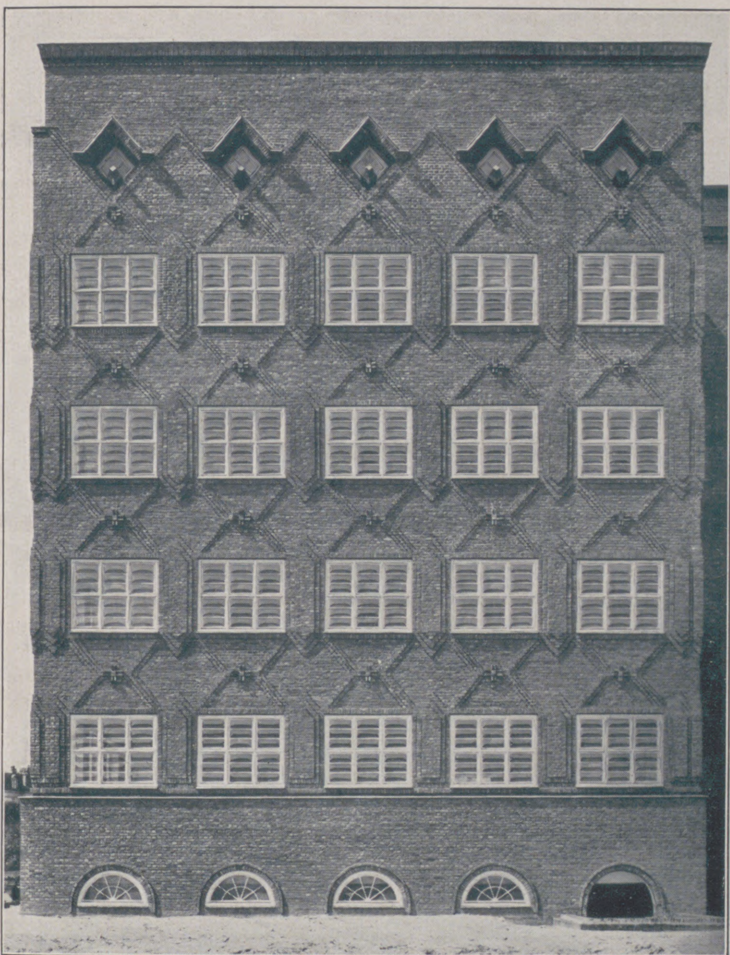
Von der Rauchwaren-Ostermesse in Leipzig (15. April bis 6. Mai): Bemerkenswerte Modelle aus der Neuheiten-Ausstellung des Reichsbundes der Deutschen Kürschner, die vom 17. bis zum 19. April in der neuerbauten Halle VII auf dem Ausstellungsgelände veranstaltet wurde.

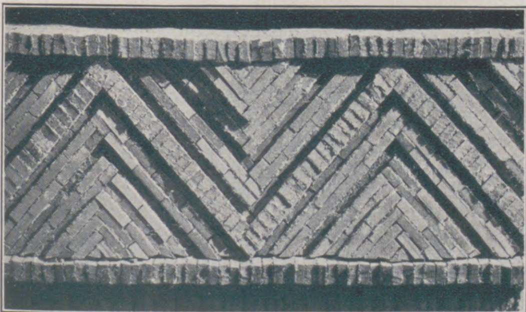
Zeichnungen für die „Illustrirte Zeitung“ von Lotte Oldenburg-Wittig.

EIN SCHÖPFER ZEITGEMÄSSER ARCHITEKTUR
WERKE DES HAMBURGER ARCHITEKTEN FRITZ HÖGER



Schnittiges Brückenprojekt. (Im Baltikum zur Ausführung gelangt.)





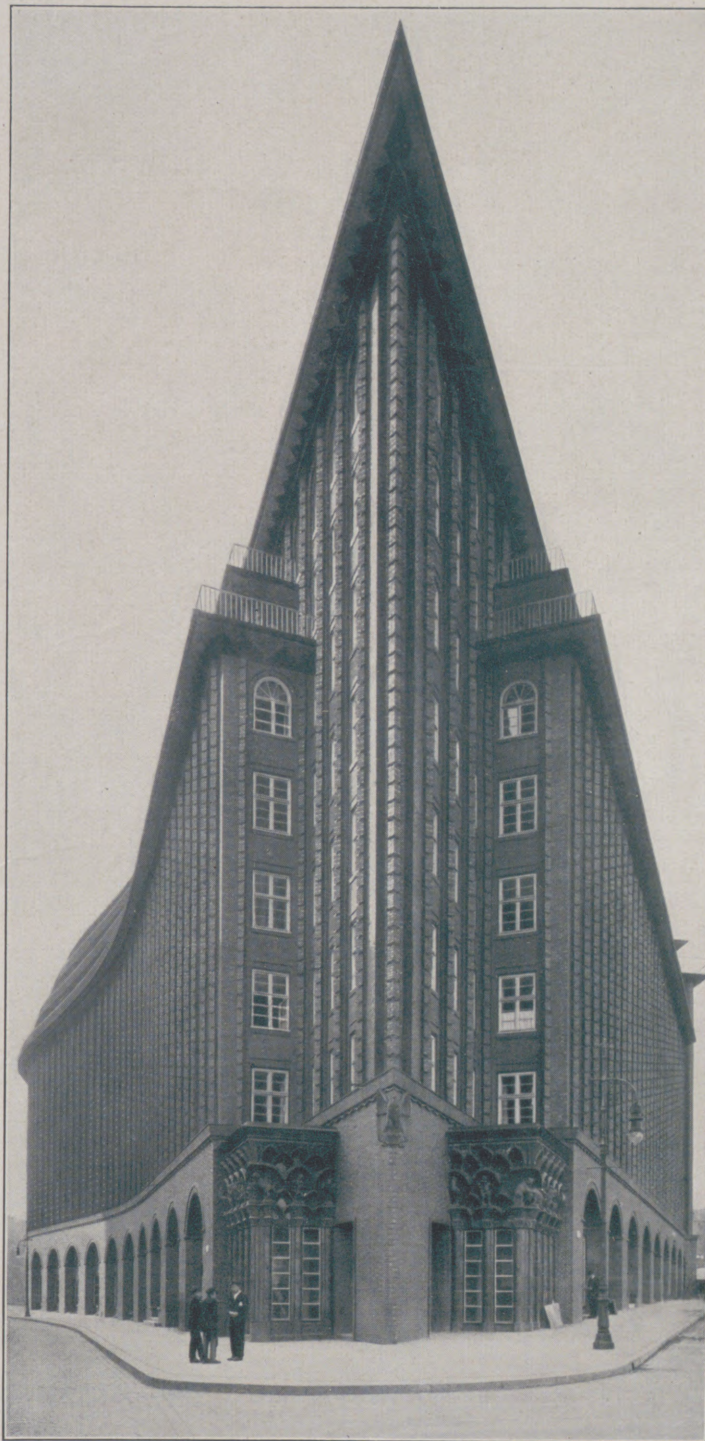
Brüstungsfries am Krankenhaus-Neubau in Delmenhorst (Oldenburg). Dieser Fries zeigt die Verwendung des Klinkers (Rohziegels) als Fassadenschmuck.

Links Mitte: Eine vorbildlich aufgeteilte Fabrikgebäudefront: Parfümeriefabrik Scherk, Berlin-Südende (Stirnfront).

Rechts unten: Wohnungsblock Jarrestraße in Hamburg (Entwurfzeichnung). Die bei derartigen umfangreichen Wohnbauten selten umgehbare Nüchternheit der Fassade wird hier durch eine großzügige Gliederung vermieden.

Nur Begnadeten unter den Baukünstlern wird es vergönnt, durch ihre Kunst einer Stadt oder noch darüber einem ganzen Landstrich den Stempel ihres Wollens aufzudrücken. Fritz Höger gehört zu diesen wenigen. Auf dem Lande bei Hamburg, auf kleinem Bauerngehöft geboren, wurde ihm die harte Jugend des armen Dorfknaben, der überall zugreifen mußte und arbeiten lernte fast über die Kraft. Aber gerade durch diesen Druck von außen wuchsen die inneren Kräfte. Er wurde Maurer, später noch Zimmergeselle und besuchte die Abendschule seines Handwerks. Mehr wollte er lernen, dazu mußte er für einige Zeit frei sein von aller beruflichen Tätigkeit. Aus der zahlreichen Geschwisterschar nahm ein Bruder, in gleichem Handwerk tätig, für ein Jahr die Sorge um Fritz Höger auf sich. Diese Studienzeit genügte. Wie die Meister des Mittelalters aus dem Handwerk zur Kunst wuchsen, ist Höger ein Meister geworden, hat aber im Umgang mit allen seinen Mitarbeitern nicht vergessen, daß, wer Meister ist, einst ein Lehrling und ein Geselle war. Bald verkündeten bei Niederlegung der Altstadt und beim Entstehen der Mönckebergstraße in Hamburg Gebäude wie das Rappoldshaus, Klöpperhaus von seiner Art. Man darf, ohne zu übertreiben, behaupten, dieser wichtigsten Verkehrsstraße Hamburgs haben Högers Bauten das Gepräge gegeben. Er ist es gewesen, der mit dem Hamburger Stadtbaumeister Prof. Schumacher dem Klinkerbau für Norddeutschland seine Bedeutung wiederschenkte.

Nachdem das Chilehaus die Augen der Welt auf Fritz Höger gelenkt hatte, und seitdem man in der Allgemeinheit Anteil nimmt an Fragen der Baukunst, wurde der Meister berühmt, und die interessantesten Aufgaben fielen ihm zu. Eben wurde in Hannover ein großer Zeitungsbau vollendet, den ein Planetarium als Abschluß krönt, da kamen das Rathaus für Rüstringen-Wilhelmshaven, Fabrikbauten und eine Villa an der französischen Riviera.



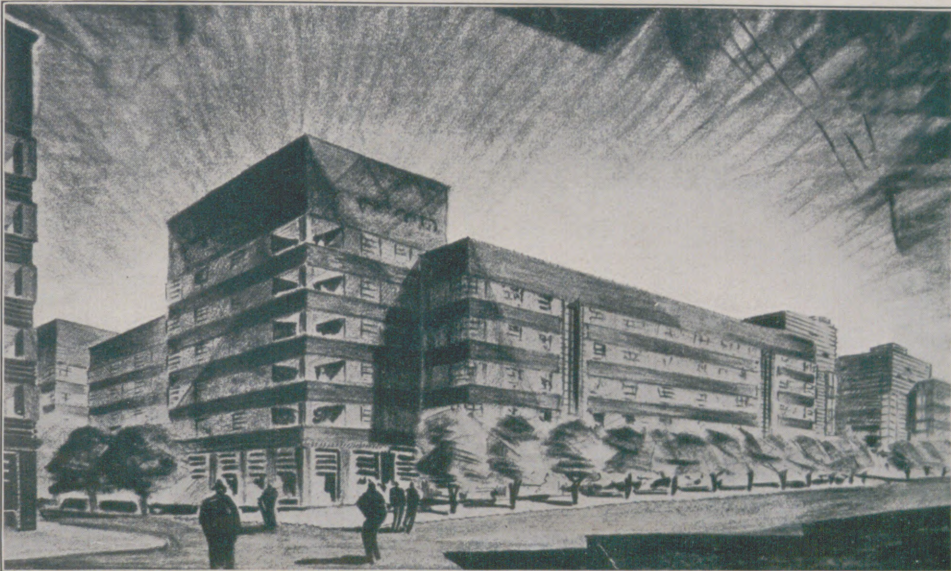
Jede Arbeit erwächst bei Höger aus der Sachlichkeit des klar erkannten Zwecks. Die Lösung des Grundrisses bestimmt die Wucht seiner Außenbauten und ihren Rhythmus. Dafür ist einer der besten Belege die Zigarettenfabrik Haus Neuerburg in Wandsbek bei Hamburg. Hier betont die Fassade der eigentlichen Zigarettenfabrik die Vertikallinie, damit das Aufstrebende, das in einem großen Unternehmen wirkt, während die anschließende Kartonnagenfabrik (für die Zigaretten - Packungen) in schlichter Horizontalwirkung den Abschluß des großen Fabrikbezirks bildet.

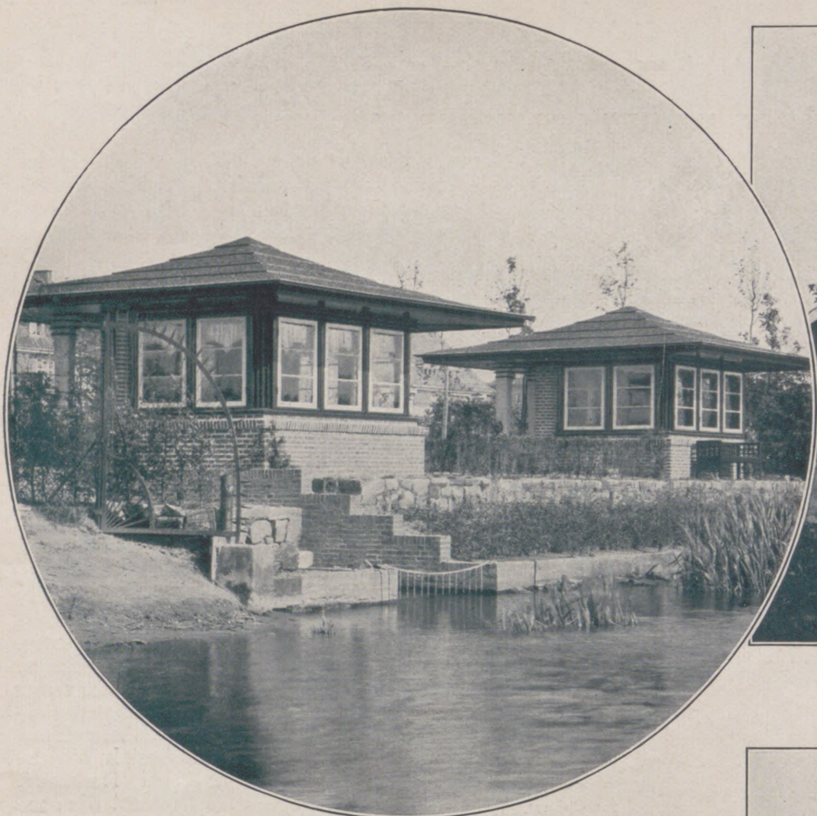
Neben den abgebildeten Bauten (denn auch die Brücke ist nicht Projekt geblieben, sondern im Baltikum später von einer fremdländischen Firma ausgeführt worden) geht eine Unmenge ungebauter Architektur im Entwurf aus Högers Atelier hervor. So gehört zu seinen schönsten Erfindungen die Gestaltung der Umgebung des Chilehauses, der Entwurf eines Ausstellungsgebäudes für Hamburg und riesige Kontorhäuser.

Dr. Rob. Corwegh.

(Die photographischen Aufnahmen stammen von Gebr. Dransfeld, Hamburg.)

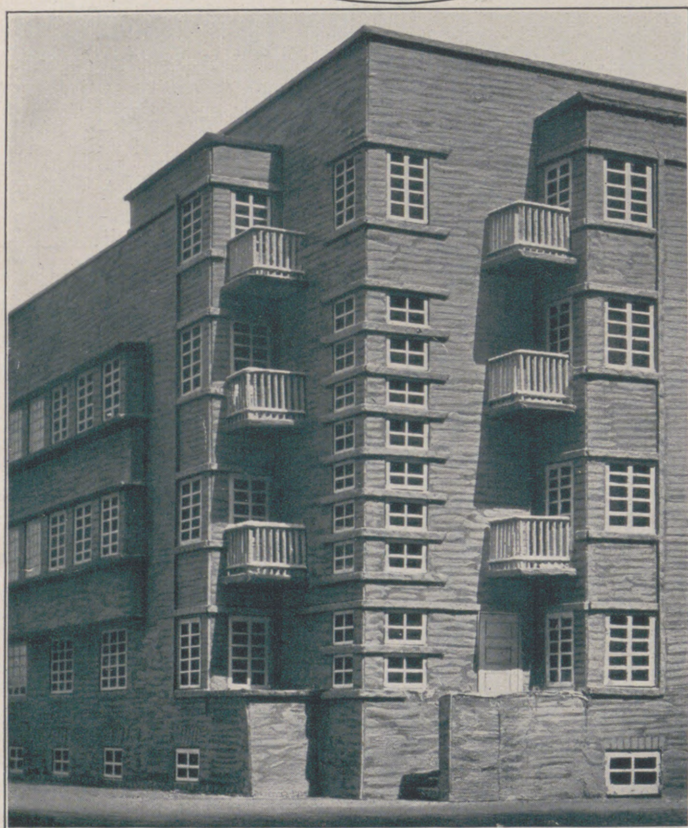
Links nebenstehend: Das schöne Bureaugebäude: Chilehaus in Hamburg. Eine gewagte, aber glückliche Lösung des spitzen Winkels im Grundriß.







Schlichter, gefälliger Siedlungsbau: Siedlung Sasel bei Hamburg.
Im Kreis: Sachlichkeit und Schönheit gepaart, auch im Kleinen: Bootshäuser (Besitzer: Olff) in Hamburg.

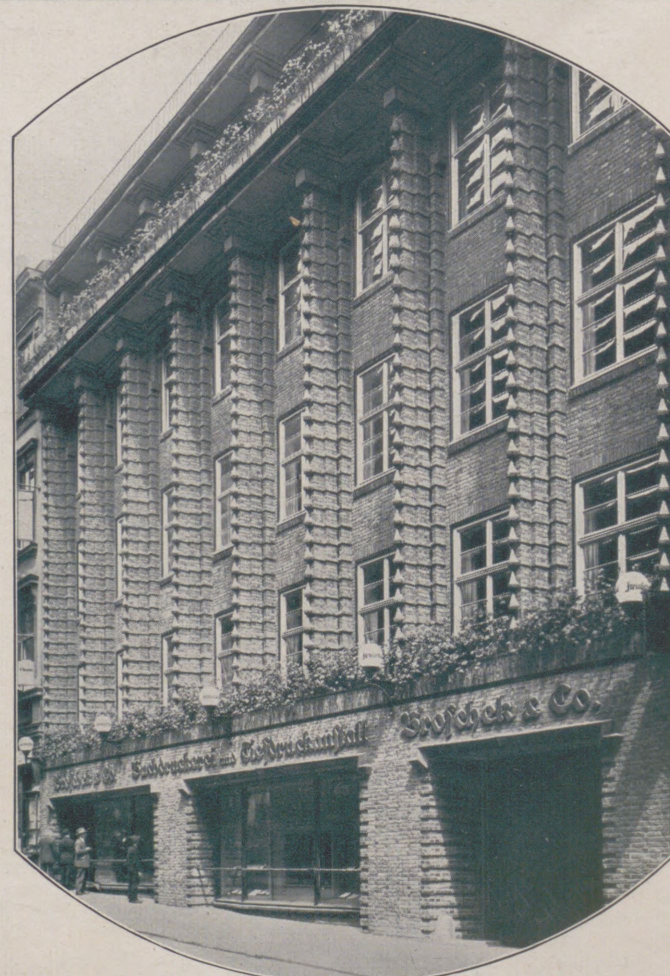




Wuchtiger Monumentalbau von grandioser Einfachheit: Das neue Lyzeumsgebäude in Hamburg-Eppendorf.

Links nebenstehend:

Ecke eines Wohnungsblocks in der Siedlung Flughafen in Hamburg. Der sympathische Anblick wird durch die geschickte Verteilung der Fenster und Balkone erzielt.



Ein kraftvoll gedrungener Bau für einen Zeitungsverlag: Das Heim des „Hamburger Fremdenblattes“ (erster Bauteil).

Nebenstehend: Gebäude der Zigarettenfabrik Haus Neuerburg, Hamburg-Wandsbek. Die betonte Vertikallinie an der breiten, schweren Front erweckt den Eindruck des Gestrafften, Aufstrebenden.

WERKE DES ARCHITEKTEN HÖGER

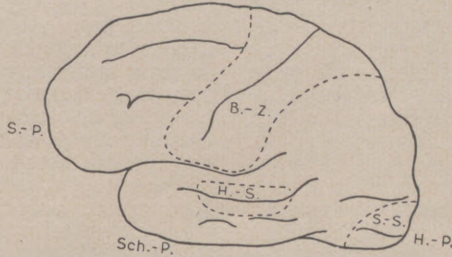
Wissen und Leben

Wiener Schauspielerköpfe. (Hierzu die Zeichnungen auf Seite 642.) Die Doyenne des Wiener Burgtheaters und sein Ehrenmitglied, Frau Auguste Wilbrandt-Baudius, die am 1. Juni ihren 84. Geburtstag feiern kann, kam, eine geborene Leipzigerin, am 6. April 1878 zum erstenmal an die damalige Wiener Hofbühne, der sie seit 1. September 1898 ununterbrochen angehört. Sie war die Frau des Dichters und Burgtheaterdirektors Adolf Wilbrandt, dessen Stücke, „Die Tochter des Herrn Fabrizius", „Der Meister von Palmyra" und andere, das Repertoire der Wiener Hofbühne lange Zeit beherrschten, und ist heute ein allverehrtes und geliebtes Mütterchen, das wohl noch Theater spielt und in ihren Herzoginnen, Matronen und Muhmen allen Hörern und Sehern jedesmal ein Fest bereitet, in Wahrheit sich selbst nur zu offenbaren braucht, um durch den Adel ihres Menschentums, das aus Liebenswürdigkeit, Güte und Weisheit besteht, alles zu bezwingen. Der Zauber des alten Burgtheaters, das, was es ganz einzig machte, war, daß sein Ensemble aus bedeutenden Persönlichkeiten bestand. Auguste Wilbrandt-Baudius ist der letzte kostbare Besitz der Wiener Bühne aus jener Zeit, da Heinrich Laube, der unsere Künstlerin vor fünf Jahrzehnten nach Wien brachte, die Wiener „Burg" zur unbestritten ersten deutschen Bühne machte und den „Burgtheaterstil" schuf. — Willi Thaller, wie Frau Wilbrandt-Baudius Mitglied des Burgtheaters und österreichischer Kammerspieler, wirkte lange Zeit am Prager Landestheater, dann auch am Deutschen Volkstheater in Wien, von wo ihn Direktor Millenkovich, der am Ring Nestroy und Raimund spielen lassen wollte, ans Burgtheater berief. Thaller ist der Darsteller echt österreichischer Erscheinungen: verbissener Hofräte, ländlicher Querulanten, verschmitzter Eigenbrötler, ein Künstler des Lustspiels, dann aber ist er auch ein Meister in der Darstellung von Märchenfiguren. Sein „Longimanus" in Raimunds „Diamant des Geisterkönigs" — er trat in dieser Rolle kürzlich auf — war eine prächtige Leistung in echt Raimundschem Geiste. Thallers Domäne ist vor allem Nestroy und Raimund, in deren Stücken er seit Jahren die tragenden Rollen spielt. Ein kaustischer Humor, der immer nobel bleibt, dann auch die gewisse unbefriedigte Verrauntzheit des Wieners, an der ja auch Grillparzer gelitten haben soll, sind Wesenszüge dieses interessanten und genialen Gestalters. — Hans Thimig ist der jüngste der Wiener Schauspieler-Dynastie Thimig, deren lebender Stammvater übrigens aus Dresden an die Donau kam. Hans, der eine Zeitlang am Burgtheater wirkte und dort buchstäblich von Haus aus die beste Figur machte, ganz junge Liebhaber und auch den „Michel Hellriegel" in Hauptmanns „Und Pippa tanzt" spielte, ging dann zu den „Schauspielern in der Josefstadt unter Führung von Max Reinhardt" hinüber und ist auch heute noch ein Mitglied der Wiener Reinhardt-Bühne. Sein letzter großer Erfolg war der „Toni" in Langers „Peripherie". Er gab da einen lahmen Vorstadtjungen außerordentlich rührend und lebensecht und lernte sogar, um diesen „Toni" noch überzeugender zu machen, das Harmonikaspielen. Hans Thimig, der übrigens an der letzten Amerika-Tournee Reinhardts mit Hermann Thimig, Paul Hartmann, Sokolow, Lili Darvas u. a. m. teilnahm, ist ein junger Schauspieler, der auf die große Rolle, in der er einmal alle Register seiner Kunst und Natur spielen lassen kann, noch wartet. Aber dieses Warten ist bei seiner Jugend gewiß ein sehr schöner Zustand. — Franz Glawatsch ist ein Wiener Komiker „vom Grund". Selchermeister, Fiaker, Weinbeißer, vielleicht auch Fabrikanten, die sich „weanerisch" geben: das ist der Typ Mensch, den Glawatsch, eine Säule der Wiener Operette, der famose „Tschöll" im „Dreimäderlhaus", mit unverfälschtem „Hamur" und mit dem gewissen Wiener Stegreifwitz zu zeigen vermag. Wenn man an diesen Komiker denkt, sieht man noch den „Weaner vom alten Schlag" vor sich, die karierte Hose an den Beinen, den goldenen „Strang" (Kette) auf der Weste, den Stößer am Kopf. Man denkt an ein „Gollasch", an Grinzing und an ein „Weinderl". Der Zeichner Sipos, den Freunden der „Illustrirten Zeitung" durch manche Zeichnung aus dem Wiener Leben längst bekannt, zeigt sich hier als ein Meister der Porträtzeichnung, die ebenso naturtreu richtig ist, wie sie das psychische Moment der Dargestellten zu veranschaulichen weiß.

Max Hayek.

Sind die Gehirnfunktionen lokalisiert? (Hierzu die Abbildung auf nebenstehender Seite.) Dem Gehirn gebührt zweifellos die erste Stelle unter all unseren Organen, denn es hat nicht nur die meisten und verschiedenartigsten, sondern auch die „höchsten", kompliziertesten Funktionen auszuführen. Es ist deshalb nur zu begreiflich, daß man sich von den wichtigen Vorgängen, die sich in ihm abspielen, gern ein Bild machen möchte. Nun ist es aber natürlich außerordentlich schwierig, in die Arbeitsweise des Gehirns einen wirklichen Einblick zu bekommen, und erst in neuerer Zeit haben sich, gestützt auf eine sorgfältig ausgearbeitete und streng aseptisch durchgeführte Operationstechnik, an Versuchstieren einige gesicherte Ergebnisse finden lassen, auf die wir später zurückkommen werden. — Fragen wir uns zunächst, ob wir uns das Gehirn als ein einheitliches Organ vorzustellen haben, in der Weise, daß an jeder seiner Tätigkeiten — sei es, daß wir ein Bild betrachten oder eine Melodie „wiedererkennen" oder ein gelerntes Gedicht wiedergeben — die gesamte Hirnmasse sich gleichmäßig beteiligt. Wenn dies der Fall wäre, so würde durch eine Gehirnverletzung und den dadurch bedingten Ausfall eines Teilgebiets zwar die Leistungsfähigkeit des Gehirns im allgemeinen herabgesetzt werden müssen, aber es würde keine Einzelfähigkeit ausfallen. Die Ansicht hat jahrzehntelang im vergangenen Jahrhundert gegolten. Heute stehen wir auf dem Standpunkt, daß das Gehirn sich aus einer großen Zahl von Teilorganen zusammensetzt, deren jedes eine besondere Aufgabe erfüllt. Sie arbeiten jedoch nicht unabhängig nebeneinander, sondern untereinander verbunden und stellen sich so als eine funktionelle Einheit dar. Diese Auffassung ist scheinbar durchaus nicht neu — denn bereits 1819 hatte Gall in seiner „Phrenologie" ein System der Lokalisation der verschiedenen Gehirnfunktionen aufgestellt. Bei näherem Zusehen zeigt sich jedoch, daß die von ihm vertretene Anschauung mit der der modernen Wissenschaft nur den Namen gemeinsam hat. Galls Meinung war etwa folgende: Wenn bei einem Menschen irgendeine seelische Fähigkeit besonders ausgeprägt ist, so muß dies in der besonders starken Entwicklung einer Hirnpartie begründet sein und äußerlich in einer genau umgrenzten, auffallenden Herauswölbung des Schädeldaches zum Ausdruck kommen. Er untersuchte daraufhin namentlich Schädel und Gehirne von Menschen, die durch auffallende Eigenschaften ausgezeichnet waren (Genies, Verbrecher, Wahnsinnige), und gelangte so zu seinem System, in dem er das Gehirn in einzelne Teilhirne zerlegte, die er als Sitz des Ehrgeizes, der Kindesliebe, der Geldgier, des Mißtrauens usw. betrachtete, und denen er ganz bestimmte Lagen anwies. Indessen, diese Betrachtungsweise mochte wohl dem Laien anfangs ganz sympathisch und unterhaltsam sein, sie blieb aber oberflächlich und mußte es auch bleiben; ganz abgesehen davon, daß man mit der Lokalisierung einfacher Vorgänge beginnen muß, kann die Lösung derartiger Fragen in exakter Weise überhaupt nur experimentell vorgenommen werden. Dementsprechend fußt denn auch die moderne Lokalisationslehre auf ganz anderen Grundlagen; seit im Jahre 1870 zum erstenmal (von Fritsch und Hitzig) gezeigt worden war, daß man von bestimmten Stellen der Großhirn-

rinde aus durch elektrische Reize bestimmte Bewegungen auslösen kann, begann man in diesem Sinne zu experimentieren und die von Anatomen, Physiologen und Psychiatern gewonnenen Ergebnisse untereinander zu vergleichen. So war es möglich, in relativ kurzer Zeit auf diesem Gebiete sehr beachtliche Resultate zu erzielen. Wir wollen im folgenden nur einige herausgreifen. Man weiß z. B. genau, von welchen Gehirnpartien aus die Bewegungen der einzelnen Körperteile dirigiert werden; es ist dies ein sattelförmiger Bezirk auf der Mitte der Gehirnoberfläche. Zahlreiche, in der Hauptsache an Hunden (besonders von Goltz) ausgeführte Versuche haben zu der Erkenntnis geführt. Entfernt man nämlich die betreffende Zone, so zeigen sich die schwersten Bewegungsstörungen: der Gang ist mühsam, unsicher, schleudernd; die Gesichtsmuskulatur wird kaum bewegt, infolgedessen stößt die Nahrungsaufnahme auf große Schwierigkeiten. Die Ausfallserscheinungen beim Menschen, die man bei krankhaften Prozessen in der Gegend der motorischen oder Bewegungszentren beobachten kann (Blutungen, Geschwülste), sind gewöhnlich noch schwerer — meist sind die Gliedmaßen für lange Zeit überhaupt gelähmt und erlangen erst nach und nach eine stark verminderte Beweglichkeit wieder. — Auch über die Orte, an die unsere wichtigsten Sinnesfunktionen gebunden sind, ist man sich jetzt im klaren. Die sogenannte „Sehsphäre“ befindet sich am hinteren Hirnpol. Bei Zerstörung dieses Teils wird das betreffende Tier von der „Rindenblindheit“ befallen, einer Krankheit, bei der sich zwar noch die Pupille auf Lichteinfall hin entsprechend verengern oder erweitern kann, bei der aber das Sehen unmöglich ist. Leichtere Störungen in der Sehsphäre können die sog. „Seelenblindheit“ auslösen — die Dinge werden zwar noch gesehen, aber in ihrer Eigenart nicht recht erkannt und darum auch nicht entsprechend gewertet. So macht z. B. ein Hund keinen Unterschied mehr zwischen seinem Herrn und einem Fremden. Die Beobachtung am Menschen hat gezeigt, daß es sich bei der Seelenblindheit um den Verlust des optischen Erinnerungsvermögens handelt — ein „seelenblinder“ Patient erkennt z. B. seinen Freund erst dann, wenn er ihn auch sprechen hört. Die Gehörfunktion ist an ein Gebiet im Schläfenhirn gebunden. Zerstört man bei einem Hunde dieses Zentrum, so tritt völlige Taubheit („Rindentaubheit“) ein. Teilweise Verletzung ruft eine der Seelenblindheit analoge „Seelentaubheit“ hervor, die sich beim Menschen besonders als „Worttaubheit“ äußert. Der Patient empfindet das gesprochene Wort nur als ein gleichgültiges Geräusch; das Verständnis für die Bedeutung ist völlig geschwunden. Der Sinn des geschriebenen Wortes wird jedoch verstanden, vorausgesetzt natürlich, daß die Sehsphäre in Ordnung ist! Bei diesen Beispielen wollen wir es bewenden lassen, denn eine eingehende Darlegung der Lokalisationslehre würde uns zu weit führen und setzt zudem zu ihrem völligen Verständnis genaue gehirnanatomische Kenntnisse voraus. Uns kam es darauf an, den Laien in großen Zügen mit dem heutigen Stand der Forschung vertraut zu machen und ihm dabei einen Einblick zu verschaffen in die Arbeitsmethode, mit deren Hilfe diese interessanten Ergebnisse gefunden wurden. S. Hupfer.



Schema des menschlichen Großhirns, von links außen gesehen.
S.-P. = Stirnpol, Sch.-P. = Schläfenpol, H.-P. = Hinterhauptspol, B.-Z. = Bewegungszentrum, H.-S. = Hörsphäre, S.-S. = Sehsphäre.
(Zu dem Beitrag „Sind die Gehirnfunktionen lokalisiert?“)

Schlangenkult in Indien. (Zu der Bildertafel auf S. 638.) Begegnungen mit Giftschlangen gehören in Indien keineswegs zu den Seltenheiten. Stark verbreitet ist die Kobra, die gefährlichste Giftschlange Indiens, deren nächtlich schleichendes Wesen die Nähe menschlicher Behausungen liebt. Da sie ein Symbol der Gottheiten ist, genießt sie im indischen Volk religiöse Verehrung; sie spielt besonders im Mythus als Inkarnation Schiwas eine bedeutende Rolle. Welche Gefahr das Tier für den Menschen bildet, zeigt die erschreckend hohe Zahl der an Schlangenbiß Erlegenen, die jährlich einen Durchschnitt von 20000 übersteigt. Gewaltig ist das Opfer, welches das gläubige Volk Indiens in ehrfürchtiger Hingabe diesem göttlichen Dämon darbringt, und erstaunlich für unsere westlichen Begriffe scheint uns jener Fatalismus, den der Inder, kraft seiner geistigen und religiösen Einstellung, diesen ungeheuerlichen Tatsachen gegenüber an den Tag legt. Das Wesen der Schlange ist heilig und gleicht der zwingenden Dämonie der alles vernichtenden und alles erhaltenden Gottheit, die das Sein des Menschen bestimmt und durch den Zauber des Geheimnisvollen die Ehrfurcht und den Glauben in der Seele des Inders erweckt. Für ihn bedeutet die Schlange die fleischgewordene Gottheit, und in den Tempeln einiger südindischer Städte hegt und verehrt man die lebendigen Tiere und treibt jenen merkwürdigen Schlangenkult, der für die mystischen Begriffe des frommen Hindus so sehr bezeichnend ist. Tausende von Pilgern und Gläubigen, die von religiösem Eifer erfüllt sind, eilen herbei, um dem Schlangengott Schesa und seinen irdischen Symbolen zu huldigen. In großen Prozessionen zieht man zu seinem Heiligtum, in dem die Schlange das lebende Requisit des Tempels bedeutet. — Das Töten der Schlange gilt als sündhaft, und ihre Verfolgung bringt den Menschen Unheil und Krankheit. Entdeckt man einen Schlupfwinkel der Schlange, so sucht man das Tier durch Beschwörung und Bitten von den menschlichen Behausungen fernzuhalten. Vielfach findet man die äußeren Zeichen der Verehrung, die in Früchten und Blumen bestehen, in der Nähe des Verstecks niedergelegt. In den Dörfern des Südens, wo der Aberglaube und die Dämonenfurcht weite Verbreitung finden, sind unter Bäumen häufig Opfersteine, die das eingemeißelte Bild des Gottes Schesa zeigen, aufgestellt. Unter Murmeln von Beschwörungsformeln und Gebeten umwandern die Männer des Stammes die primitiven Altäre, um so den Dämon der Schlange den Menschen günstig zu stimmen. Das Opfer eines Schlangenbisses in Indien bleibt meist seinem traurigen Schicksal überlassen, da man es in vielen Fällen als eine Fügung der Götter betrachtet, wenn dem Menschen auf diese tragische Weise Unheil und Tod beschieden ist. Das Volk liebt es ganz besonders, die gefährliche Kobra im harmlosen Zustande der Gefangenschaft zu beobachten und sich hierbei an ihren „göttlichen Reizen“ zu begeistern. Von besonderer Anziehungskraft auf das mystischen Einflüssen so zugängliche Gemüt des Hindus sind jene Schaustellungen der indischen Gaukler und Schlangenbeschwörer, die dem Volke dieses gefährliche Tier in dem eigenartig veränderten Zustand seiner reizbaren Erregung zeigen. Nach den monotonen Tönen der Sackpfeife wiegt sie ihren aufgeblähten Oberkörper, auf dem nun das Zeichen der Brille deutlich sichtbar ist, in rhythmischem Hin und Her, und wenn sie zischend blitzschnell auf ihr Opfer zustößt und dem Wundermann den scheinbar tödlichen Biß versetzt, dann kennt das Staunen und die Verwunderung der Menge keine Grenzen. Längst ist der Trick dieser volkstümlichen Künstler kein Geheimnis mehr, doch immer bleibt das Alte neu und lockt stets schaulustiges Volk in die Nähe dieses mysteriösen Gaukelspiels. Ein besonderes Schaustück dieser populären Männer ist der mit geheimnisvollem Hokuspokus in Szene gesetzte Kampf zwischen der Schlange und dem Mungos, einem gewandten Tierchen, das dem Iltis gleicht und in Indien als Todfeind der Kobra gilt. Hier messen sich in unerhörter Weise die feinen Instinkte und eine erstaunliche körperliche Gewandtheit, die beiden Tieren in fast gleichem Maße zu eigen scheint. Vielfach ist es der schlangenhaft behende Mungos, der aus diesem spannungsvollen Kampf als Sieger hervorgeht. — In der Regel sind es auch jene



Gaukler und Schlangenbeschwörer, die der Kobra mit bewundernswerter Gewandtheit und großem Mut zu Leibe rücken und sie in ihren unterirdischen Verstecken in Wurzeln und Mauerlöchern ausfindig machen. Unter ihnen gibt es berufsmäßige Schlangenfänger, die sich mit diesem lebensgefährlichen Handwerk die von den Behörden ausgesetzten Fangprämien verdienen. Mit viel Geschick und weidmännischer Erfahrung suchen sie in der Dämmerung die scheue Schlange aus ihrer Behausung zu locken, indem sie das Tier durch „Mäuseln“, jener Nachahmung des Quiekens der Moschusratte, das jeder Jäger aus der Praxis der Raubwildjagd kennt, ködern. Mit sicherem Griff fassen sie die hervorlugende Schlange zwischen Kopf und Hals und ziehen sie aus ihrem Versteck hervor. Auf meinen Pirschfahrten in der Dschungel des Südens begegnete ich häufig der Krait, einer nicht minder gefährlichen Giftschlange Indiens. Eine Krait hatte sich bei der Gelegenheit des Biwakierens zwischen die Kleidungsstücke meines Gepäcks verirrt, und ich hatte es beim Durchsuchen meines Koffers nur einem glücklichen Zufall zu verdanken, nicht von ihr gebissen zu werden. E. Drinneberg, Mannheim.

Die schönste Sprache der Welt. Sonnenuntergang im Urwald. Vor einer Eingeborenenhütte ein Liebespaar, das voneinander Abschied nimmt. Mit dem landesüblichen „sai anima“! (wörtlich „in Kürze“ = auf Wiedersehen) trennt er sich von ihr, während sie ihm „ssanu da dare!“ (Gute Nacht) nachruft und in die Hütte geht, wo ihr die kleinen Geschwister entgegenspringen, aus deren hungrigen Mäulchen man „madara nono! madara nono!“ (frische Milch) vernimmt. Nun hört man alle durcheinandersprechen. In der Ecke am Herd ist die „Mama“ dabei, den Sonntagskuchen vorzubereiten. „A dama gari da nono schi damu“ (die Milch gut mit Mehl verrühren)! ruft sie ihrer Tochter zu und überläßt ihr das Weitere, während sie Wäsche zu plätten beginnt und ihrem Mann zuruft: „Kawo woni magogi“ (bringe das andere Bügeleisen), denn — „gobe lahadi“ (morgen [ist] Sonntag). Kaum hören das die Kinder, da rufen sie: „Madala, madala“ (sehr gut), „gobe lahadi, ba makaranta“ (morgen Sonntag, keine Schule)! Kein Wunder, denn den kleinen Schwarzen macht es wenig Spaß, vor dem litafi (Buch) zu sitzen, mit tadáwa und alkalóma (Tinte und Feder) zu hantieren oder gar aufzupassen, wenn der maikoja (Lehrer) fragt: „Tara da goma mi kenan?“ (9 und 10 ist wieviel?) Die schönen und eigenartigen Klänge, die wir eben vernahmen, gehören der Negersprache Haußa an, die von 20 Millionen afrikanischen Schwarzen gesprochen wird und dem Klange nach als die schönste Sprache der Welt bezeichnet werden kann. Gibt es doch wohl keine europäische Sprache, bei der so gewöhnliche Dinge wie Kartoffeln und Zwiebeln (dankali da abasa), Schlaflosigkeit (marasquana), Lampe (fitila), Matratze (tabarma), Schüssel und Löffel (kaska da tschókali) mit so komplizierten Wörtern bezeichnet werden, die nicht nur wohlklingend sind, sondern einen Charakter tragen, wie er nur bei hohen Kultursprachen vorkommt. Hinter der Schönheit dieser rätselhaften Negersprache ruht aber noch ein anderes Geheimnis. Während nämlich der eine Teil der Sprache aus obengenannten fremdartig schönen Wörtern besteht, macht die andere Hälfte der Haußasprache bei oberflächlicher Betrachtung den Eindruck, als handele es sich um eine aus althochdeutschen, hochdeutschen, slawischen, lateinischen und griechischen Wörtern zusammengesetzte Sprache. Die Begründung, daß es Wörter seien, die durch die Kreuzzüge oder Kolonisation eingeschleppt wurden, muß schon deshalb von der Hand gewiesen werden, weil viele dieser „Fremdwörter“ eine gänzlich andere Bedeutung haben als die der Herkunftssprache, während bei einigen die Bedeutung gleich oder verwandt ist. Allerdings ist hierbei in Betracht zu ziehen, daß die Haußaneger mit ihren durch ganz Afrika bis nach Indien ziehenden Karawanen zum vornehmsten Handelsvolk des Erdteils gehören, und daß die Lingua franca, wie die Haußasprache von Eingeborenen genannt wird, als allgemeine Handelssprache bis zum Mittelländischen Meer verbreitet ist. Auch sind die Haußaneger sofort durch ihre auffallend stattliche, in ein weißes weites Gewand gehüllte Erscheinung kenntlich und unterscheiden sich von den heidnischen Eingeborenen durch Zugehörigkeit zum Christentum oder, hauptsächlich, zum Islam, weshalb die auf Religion bezüglichen Ausdrücke arabisch sind — es handelt sich aber da höchstens um ein Dutzend Wörter. Noch geringer ist die Anzahl der durch englische, französische und deutsche Kolonisation eingeschleppten Wörter, wie kuler (Kühler), telefon, telegram, gram, sekunde, minute, banhof, karte, krismas (englisch „Weihnachten“) — das sind eben keine „Fremdwörter“, sondern fremde Wörter, ganz abgesehen davon, daß neben karte immer noch das schöne Haußa-Wort wotika und für Bahnhof auch keké bzw. wurin keké gebraucht wird. Weit größer ist aber die Anzahl jener Wörter, die auf eine geheimnisvolle und vorgeschichtliche Verwandtschaft mit europäischen Sprachen schließen lassen. Wie soll man es sich z. B. erklären, daß das ewig schöne griechische thalatta (das Meer) in der Haußasprache einfach Dienstag, zugleich aber auch die Zahl 3000 bedeutet? Noch auffallender ist das eigenartig schöne likafani für Totenkleid — das ist nämlich unverändert und gleichbedeutend mit dem althochdeutschen lika (Leiche) und fano, fani (Fahne, ursprünglich nur Zeugstoff, Tuch) wobei noch an das althochdeutsche likahamen = Leichnam (Hamen = Netz = Hülle) erinnert werden muß. Merkwürdigerweise heißt Leiche in der Haußasprache sonst gawa und nie lika, aber das Leichenhemd, bzw. Totenkleid wird eben likafani genannt, wie es ebenso kein Zufall ist, daß alt- bzw. mittelhochdeutsch sil (Seil, Schnur, Riemen) und Haußa sil, silia (Schnur) identisch sind oder die norddeutschen Wörter Bude und Budike in der Haußasprache als bude (offen) und budike (ganz offen) vorkommen, ganz abgesehen von taga Fenster oder hauja Hacke, ja, selbst der Hund wird bei den Haußa káre gerufen, was doch unbedingt an Karo erinnert. Noch rätselhafter ist das Vorkommen vieler lateinischer Wörter mit gänzlich anderer Bedeutung: anima kurz, lateinisch Seele, Hauch; domi warum, lateinisch zu Hause; dare Nacht, lateinisch geben; fata Haut, lateinisch Schicksal; uva Mutter, lateinisch Weintraube; dubi Untersuchung, lateinisch dubium Zweifel; turba Gasse, lateinisch Getümmel; maturi Färber, lateinisch maturus, maturi reif. Direkte Verwandtschaft oder Abstammung scheint bei amare Bräute, lateinisch lieben, und tubala Ziegel, lateinisch tegula, vorzuliegen. Russisch sind die Wörter kolwa (Gehirn), russisch golowa (Kopf), wie auch baranja Dienerin, russisch baruinja Herrin, und rubuta schreiben, russisch rabota, mundartlich robuta die Arbeit, wobei auf die Verwandtschaft vom mittelhochdeutschen arabeit (Arbeit) mit dem slawischen rabota hingewiesen sei. Nimmt man noch das durchaus indogermanische daki (Gebäude, Haus), barga (Stall) und mata (Gattin) hinzu — Dach, bergen — dann glaube ich die Verwandtschaft mit europäischen Sprachen auf entwicklungsgeschichtlicher Grundlage nachgewiesen zu haben. Freilich — wo, wann und auf welche Weise sie zustande gekommen ist, das wird sich wohl nie aufklären lassen. Oben erwähnte ich bereits die Wörter litafi (Buch, Bild) und magogi (Bügeleisen) — empfängt man da nicht den Eindruck, als seien sie aus Lithographie und Demagogie verstümmelt? Die romanischen Anklänge solcher Wörter wie sinaria (Gold), alfakani (Dolmetscher), gondo (Aal), magina (Maurer), amosani (Rheumatismus) oder dogari (Polizist), die voll Wohlklang und seltener Schönheit sind, beweisen auch zur Genüge, daß es sich hier weder um Fremdwörter noch um eine künstliche Sprache wie etwa Esperanto handelt. Vielmehr wird man die Frage aufstellen müssen, ob die Neger Überbleibsel aus der Urzeit der Menschen, „Wilde“, sind oder als Überreste hochkultivierter Völker angesehen werden müssen, denn das Erbgut der Haußasprache ist schon uralt und existierte bereits, als die ersten Weißen den schwarzen Erdteil betraten. Woldemar Sacks.

ZUM NACHDENKEN

Das Geheimnis der Zahlenreihe.

In einer Gesellschaft legte ein Herr 13 Spielkarten in einer Reihe so auf den Tisch, daß das Kartenbild verdeckt war, also der Rücken der Karten oben lag. „Hier, meine Damen und Herren, sind dreizehn Karten. Ich gehe jetzt hinaus, und Sie werden von der linken Seite, also vom Anfang der Reihe, eine Anzahl Karten, eine, zwei, mehrere (natürlich nicht alle dreizehn) wegnehmen und sie an das Ende der Reihe legen, doch so, daß die Reihenfolge der liegenbleibenden und auch die der umgelegten Karten nicht geändert wird. Es muß also die vorher erste Karte an die letzte der liegenbleibenden kommen. Sobald Sie fertig sind, rufen Sie mich. Ich werde Ihnen dann sagen, wie viele Karten Sie umgestellt haben." — Eifrig betrachtete man die Karten, nichts Verdächtiges war zu sehen. Dann verlegte man drei und rief den „Kartenkünstler" herein. Dieser erschien, hob die letzte der nunmehrigen Reihe auf und sagte: „Drei Karten haben Sie umgelegt." Da gab es ein Hallo, denn das sei kein Kunststück. Er brauche ja immer nur die letzte Karte aufzuheben. „Bitte sehr, verlegen Sie nochmals eine Anzahl Karten, während ich draußen bin." Diesmal legte man fünf Karten um, schob alle sorgfältig so, daß es aussah, als ob nichts verändert worden wäre. Der Herr kam herein, nahm die vierte Karte auf und sagte: „Sie haben jetzt fünf Karten umgelegt!" Nun war alles voller Staunen. Daß er die vierte Karte aufhob, hatte der Herr natürlich unter allem möglichen Hokuspokus versteckt. Das Experiment wurde wiederholt, man legte eine Karte um. Da ging der Herr schon so ziemlich an den Anfang der neuen Reihe (wir verraten's, er zeigte die neunte von rechts): „Eine Karte ist umgelegt worden!" Man ließ das nächste Mal die Karten liegen, wie sie lagen: „Die Karten sind in ihrer Reihenfolge nicht verändert worden!" konstatierte der Zahlen-Seher. Man ließ die Karten ein zweites Mal liegen. Wieder die Angabe: „Nichts verändert." Aber ein Zuschauer hatte doch errafft, daß der „Künstler" diesmal dieselbe Karte wie zuvor aufgehoben hatte. Da der Herr das Geheimnis nicht preisgeben wollte, weil er angeblich dem russischen Offizier, der ihm dieses Spiel anvertraut habe, die Geheimhaltung versprochen hätte, ging der scharfe Beobachter nun an die Aufdeckung des Geheimnisses. Weil er jedoch die Winke, die wir unseren Ratern mitgeben, nicht erhalten hatte, kam er nicht auf des Rätsels Lösung, zumal die Kartenbilder ihm dies erschwerten. Drum nehme jeder, den es gelüstet, den Schleier zu lüften, am besten die Zahen 1—13 zu Hilfe; diese schreibe er auf 13 gleich groß geschnittene Rechtecke aus gleichfarbigem Karton oder dergleichen. Die Umstellung kann beliebig wiederholt werden. (Die Lösung des Geheimnisses siehe Seite 655.)

Quadraträtsel.

s	e	n
ä	l	ö
h	l	h

s	t	s
t	i	l
e	m	i

a	r	f
r	e	m
k	h	c

u	a	e
e	u	i
n	c	t

e	n	t
h	d	a
z	i	m

e	c	r
t	s	e
s	s	m

Vorstehende Quadrate sind ohne Änderung der Reihenfolge so zu drehen, daß die durchgehenden Buchstabenreihen einen Vers aus einem Studentenlied ergeben.

Runenstein.

Aus den Endwörtern der beiden ersten Sprichwörter ist der Wortlaut von 1 und 2 leicht zu erraten. Mit Hilfe dieser entzifferten Buchstabenzeichen können viele Wörter in 3—7 gefunden werden. Wie heißen alle Sprichwörter?

I. … schwer.
II. … Munde.
III. …
IV. …
V. …
VI. …
VII. …

Kreuzworträtsel.

Wagerecht: 6 Strom im Osten Deutschlands, 7 Vater des Menschengeschlechts, 8 Flüssigkeitsmaß, 9 Wasservogel, 11 vom Staat erhobene Abgabe auf eingeführte Waren, 13 altgermanisches Getränk, 15 weiblicher Vorname, 16 oldenburgische Stadt, 17 Bewohner einer nordeuropäischen Insel, 19 deutscher Ostseehafen, 22 Teil des Beines, 24 Fluß in Schleswig-Holstein, 25 Körperglied, 26 Hochland in Vorderasien; senkrecht: 1 nordischer Gott, 2 Baum, 3 Haustier, 4 deutsches Gebirge, 5 Spielzeug, 10 Vogel, 12 Himmelsrichtung, 13 Monat, 18 neuzeitliche Erfindung, 20 Berg in Tirol, 21 Fluß in Sibirien, 22 russische Halbinsel, 23 Nebenfluß der Donau.

Gleichung.

$A + (B - z) + (C - g) + D = X$

A = Stadt in Schweiz, B = Deutsches Gebirge, C = Gegenstand, D = persönliches Fürwort, X = Hundeart.

Es bleibt, was es war.

Nichts weiter ist es als ein Scherz,
Verliert ein wildes Tier sein Herz.
Zweisilbig war's bisher gewesen,
Jetzt ist es ein einsilbig Wesen.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4338.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4336.

Mäander-Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Pol, 3 Lab, 5 Fee, 7 Nab, 10 Wohltun traegt Zinsen, 11 Eva, 12 Erz, 13 Ria, 14 Olm; senkrecht: 1 Probe, 2 Lilie, 3 Laura, 4 Butte, 5 Franz, 6 Eiger, 7 Nizza, 8 Benno, 9 Laerm.

Zugbegegnung: Versetzen wir uns an die Spitze des Schnellzuges, so passieren wir während der Begegnung mit dem Güterzug zunächst dessen ganze Länge, 140 m. Dann befinden wir uns also dem Endpunkt des Schlußwagens des Güterzuges gegenüber. Nun muß noch die ganze Länge des Schnellzugs, also 60 m, an dem Güterzug vorbei, ehe die beiden Züge „frei" werden. Insgesamt sind also 140 + 60 = 200 m zu passieren. Dieses geschieht, da die Züge in entgegengesetzter

(Fortsetzung der Lösungen auf Seite 655.)

LAUCHSTÄDTS BRUNNEN-JUBILÄUM

Von Heinz Lucha.

Vor 225 Jahren wurden die wunderbaren Eigenschaften des Lauchstädter Heilquells entdeckt, seit 1703 erfreut sich die Menschheit der Segenswirkungen dieses altberühmten Heilbrunnens. Gern schweift der Blick in noch größere Zeitenfernen zurück. Vor genau 300 Jahren, anno 1628, berührte ein weitgereister „Geographus, Historikus und Architektus“ das heckenumgürtete Landstädtchen Lauchstädt. Wir meinen den als Künstler wie Gelehrten gleichermaßen geschätzten Wilhelm Schäffer, genannt Dillich, einen vormals landgräflich-hessischen Festungs-Ingenieur und Geschichtsschreiber, der 1625 einem Rufe an den Hof zu Dresden gefolgt war. Im Auftrage des fröhlichen Kurfürsten Johann Georg I. zeichnete er in ein umfangreiches Skizzenbuch Städte und Schlösser, die später auf Ölgemälden wiedergegeben werden sollten, aber auch zum Schmuck einer topographischen Landeskunde bestimmt waren. Dillich entwarf in seiner kecken Manier die Umrisse des stiftisch Merseburgischen Schlosses zu Lauchstädt, der Kirche und sonstigen Häusergruppen, ja, er vergaß auch nicht die baumbeschattete Mauer des späteren Brunnengartens. So entstand die erste gezeichnete Darstellung des nachmals hochberühmten Modebades.

Genau 75 Jahre später — Dillich war inzwischen (1755) in Dresden gestorben — kehrte ein anderer bedeutender Mann in Lauchstädt ein. Wir erkennen in dem würdigen, hochgewachsenen Fremden einen der gefeiertsten Ärzte seiner Zeit, den 1660 zu Halle geborenen Universitäts-Professor Friedrich Hoffmann. Dieser tatkräftige Reformator der praktischen Heilkunde bahnte das Zeitalter der medizinischen Aufklärung an. Heute noch lebt sein Name fort in den nach ihm genannten Hoffmannschen Tropfen (Liquor anodynus Hoffmanni). Aber nicht von seinen Elixieren und Balsamen soll hier die Rede sein. Auch nicht von seinen Wunderkuren, für die sich noch 1734 ein geretteter Patient, der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I., mit einem saftigen Kusse bedankte. Unsere Aufmerksamkeit gilt vielmehr dem Meister der Balneologie, der Bäderbeschreibung, der mit nimmermüdem Eifer die Zusammensetzung der Mineralwässer erforschte, sowie ihre Anwendung und Wirkung ausprobte. Hoffmann war eine ungemein vielseitige Gelehrten-Persönlichkeit, die sich in den Gebieten der Physik, Chemie, Anatomie, Chirurgie und praktischen Medizin auslebte. Gerade bei Beurteilung der Heilwässer kam ihm seine scharfe Naturerkenntnis, sein tiefgründiges Wissen zugute.

Kurz nachdem bereits der erste Preußenkönig Friedrich den weisen Hoffmann zum Geheimen Hofrate ernannt hatte, nämlich im Jahre 1703, besuchte der ausgezeichnete Arzt seinen Lauchstädter Freund, den Amtsschösser Edeling. Nach heiterem Mahle ergötzte man sich an einem Spaziergange im Garten des Gastgebers, und dabei ward Hoffmann eines Quells gewahr. Der Gelehrte kostete das Wasser und fand, daß es einen „martialischen“ Geschmack aufwies. Nähere Untersuchungen stützten sein wissenschaftliches Gutachten, laut dessen der Lauchstädter Gesundbrunnen Heilung bei langwierigen Krankheiten, bei Fieber, Bleichsucht, Blutarmut, gichtischen und rheumatischen Leiden verbürge. Diese Überzeugung ward sogleich bestätigt durch glänzende Kurerfolge an Kranken. Man schaffte das wunderkräftige Wasser sogar in Fässern nach auswärts, der flüchtig einkehrenden Reisenden nicht zu gedenken, die „ein Maul voll mit auf den Weg nahmen“.

Mit Recht erregte Hoffmanns „Kurtzer, doch gründlicher Bericht über die herrliche Kraft des Lauchstädter Brunnens“ in weitesten Kreisen ungemeines Aufsehen. Auch zahlreiche andere Kenner von Rang setzten sich für den Heilquell begeistert ein. So der kernhaft biedere Professor Johann Friedrich Henckel, der das „hülffreiche Wasser des Lauchstädter Bethesda“ als vorzügliches Mittel zur Lebensverlängerung pries. Auf Grund genauer Erfahrung schrieb der Bade-Medikus Andreas Koch, daß das Lauchstädter Wasser viele angesehene deutsche Mineralbrunnen weit übertreffe. Wohl erkannte die Landesherrschaft rasch die Bedeutung des kostbaren Naturgeschenkes, aber dennoch hätte ihre lebendige Förderung der technischen Einrichtungen den Ruf des Heilquells nicht durch alle Lande verbreiten können, wenn eben nicht der echte Wert des Wassers den hohen Ruhm rechtfertigte.

Wir haben oben den Schutzherrn Dillichs, den lebenslustigen Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen, erwähnt. Dieser albertinische Wettiner hatte testamentarisch seine nachgeborenen Söhne als Gründer von herzoglichen Nebenlinien eingesetzt. Der Merseburger Nebenlinie war Lauchstädt von 1656 bis zum Erbrückfall an das Dresdener Kurhaus 1738 untertan. Die Herzöge und ihre Gemahlinnen, dabei die anmutige Erdmuthe Dorothea, wandten dem aufblühenden Bade ihre volle Huld zu, und ein bunter Zug Fürstlichkeiten nahm im Schlosse Quartier, um die Kur zu gebrauchen.

Die von der Herzogin gepflanzten Linden bildeten ein grünes Gewölbe über der seit 1710 gefaßten Quelle. Ein Assemblee-Haus, ein geschmackvoller Pavillon, eine lauschige Allee am Weiher luden zu angenehmem gesellschaftlichen Verkehr interessante Gäste ein, über denen der Duft des eleganten Rokokos schwebte. Und brauchen wir darauf hinzuweisen, daß sich hier die feinsten Blüten der Geisteskultur entfalteten, daß die Klassiker der Literatur im Lauchstädter Musentempel mit ihrem Feueratem die entflammte Menge fortrissen? Gottsched, der dem Heilquell seine Errettung aus Krankheitsnot verdankte, griff in die Saiten seiner Dichterharfe, Gleim und die Anakreontiker haben mit dithyrambischen Versen gewetteifert und Anastasius Grün schwärmte für den besten aller Ärzte, für die Natur, die „den Kelch voll schäumenden Heilborns schwingt“. Daß die Namen Goethes und Schillers mit dem Brunnen in innigster Verbindung stehen, daß Eichendorff und andere Lyriker, daß Richard Wagner in die Ehrenchronik Lauchstädts eingetragen sind, das ist der Nation vertraut.

Alle diese Zaubergestalten kränzen die Nymphe des altberühmten Heibrunnens. In ihm ruht die geheimnisvolle Kraft. Und so ist es der magische Silberspiegel des Quells, der die farbenreichen Bilder der Jahrhunderte verklärt zurückstrahlt! Heller denn je schimmert der Ruhm des „wunderbaren Heilborns“, von dem Segensströme ausgehen in alle Weiten. Nicht mehr bedarf es kostspieliger Reisen wie damals, als die Fürsten und Großen der Erde nach dem lindenumgürteten Städtlein kutschierten, oder wie in jenen Zeiten, da die akademische Jugend von Halle und Leipzig hier den großen Geistesheroen Goethe und Schiller zujubelte, nein, die technischen Fortschritte ermöglichen es jedermann, und wohne er noch so fern, im eigenen Heim die Wohltaten einer Brunnenkur zu genießen. Wo man einst das kostbare Heilwasser am Ursprungsorte trank, dort wird in wahrhaft großzügiger neuzeitlicher Anlage der sprudelnde Heilquell auf Flaschen gefüllt, um wie ein Geschenk aus Feenhänden in alle Welt versandt zu werden. Noch immer gilt der Spruch: „In der Lauchstädter Kur wirkt die Kraft der Natur!“ Und daß er ewig gelten wird, das bestätigen die ungezählten Anerkennungen und Lobsprüche dankbarer Brunnentrinker, die die lange Kette der oft poetischen Gesänge von anno dazumal fortsetzen. Zweieinviertel Jahrhunderte! Wahrlich ein Zeitabschnitt, der vielen Geschlechtern durch die unausschöpfliche Gabe der Lauchstädter Heilquelle ein Labsal, eine Lebensauffrischung, neuen Mut und Daseinsfreude, kurz gesagt, neue Genußfähigkeit brachte.

Richtung fahren, mit einer Stundengeschwindigkeit von 80 + 40 = 120 km. Hierbei wird aber eine Strecke von 200 m in 6 Sekunden zurückgelegt.

Schnecken-Arithmogriph: Senkrechte Durchmesserreihe: Waldmeister. 1 Eva, 2 Alm, 3 Mal, 4 Lei, 5 Ibis, 6 Sund, 7 Dame, 8 Epos, 9 Seide, 10 Eifel, 11 Lotos, 12 Stint, 13 Tedeum, 14 Mantua, 15 Antäos, 16 Statue, 17 Erdnuß, 18 Saratow, 19 Walroß, 20 Sperber.

Formen-zusammenstellrätsel:

S	P	R	O	T	T	E
F	O	R	E	L	L	E
S	A	R	D	I	N	E
S	C	H	O	L	L	E
F	L	U	N	D	E	R
B	L	A	U	H	A	I

Schachaufgabe: (Kc7, Tb1, Lc6, Ba3, c2, c5, e3, e5 — Kc4, Ba4, a7, c3, e4, e6, e7). Matt in vier Zügen. — 1. Lc6 — b7, Kc4 × c5. 2. Lb7 — a6, Kc5 — d5. 3. Tb1 — b5†, Kd5 — c4. 4. Tb5 — a5 ‡. 1. . . . . ., a7 — a5. 2. Lb7 × e4, Kc4 × c5. 3. Le4 — d3, Kc5 — d5. 4. Tb1 — b5 ‡. 3. . . . . ., a7 — a6. 2. Kc7 — c6, a6 — a5. 1. Lb7 — a6 ‡.

Das Geheimnis der Zahlenreihe (vergleiche hierzu unsere Aufgabe auf Seite 653): Für die Zahlen 1—13 nahm der Vorführende etwa: Eichel-As = 1, -Unter = 2, -Ober = 3, -König = 4, ebenso Eichel-Sieben, -Acht, -Neun, -Zehn für 7—10. Die Zahlen 11—13 waren As, Unter und Ober von Grün. Die 5 und 6 wurden vom Schellen- und Rot-As bezeichnet. Für den, der sich dieses nicht merken kann, tun es die Zahlen ebenso. Und nun zur Lösung selbst. Es empfiehlt sich, zunächst einmal mit „offenen" Karten zu spielen. Zuerst waren in unserer Aufgabe 3 Karten (1, 2, 3) von der linken auf die rechte Seite gelegt worden. Wie auch die Gesellschaft erkannte, ist es natürlich kein Kunststück, hierbei auf Grund der letzten Karte die Anzahl der umgestellten Blätter anzugeben. Aber das ist nur der Anfang vom Rätselhaften, das jedoch, sobald man durch sich oder andere dahintergekommen ist, gar nicht so schwierig ist. Also, wir hatten die 3 ganz rechts, d. h. sie steht am ersten Platz von rechts aus. Die „Zahl" der Karte, die wir jedesmal aufheben, und ihr „Platz" ergeben zusammen den Platz der Karte, die die Anzahl der nachher umgestellten Kartenblätter aufzeigt. Das erstemal also: 3 (Zahl) + 1 (Platz) = 4. (Hätten wir nur ein Blatt umgestellt, dann gälte 1 + 1 = 2.) Das erstemal ist der Platz immer gleich 1. Sobald weitere Blätter in der angegebenen Weise verlegt werden, zeigt in unserem ersten Fall die 4. Karte von rechts die Zahl der umgestellten Blätter. In unserer Aufgabe hatte die Gesellschaft das zweitemal 5 Karten verstellt. Und richtig, die 4. Karte von rechts trägt die Zahl 5. Für das nächste Mal merkt man sich 5 (Zahl) + 4 (Platz) = 9. Demnach ist die 9. Karte von rechts die nächste Stichkarte. Es wurde eine Karte umgelegt. Die 9. Karte von rechts zeigt denn auch die Zahl 1. Nächste Stichkarte daher 9 + 1 = 10. Da hierauf keine Karten verstellt wurden, liegt an zehnter Stelle von rechts die Karte 13, ein Zeichen für die unverändert gebliebene Reihenfolge. Sobald die Stichzahl über 13 hinausgeht, zieht man von ihr 13 ab; der Rest ist die Zahl, die wieder von rechts abgezählt werden muß, um die Karte zu erhalten, welche die Anzahl der umgestellten Blätter anzeigt.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W. 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Metzel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Teréz-körut 24a.
General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale. Paris 8. e., 44/bis Rue Pasquier.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG I. I. WEBER, LEIPZIG

NR. 4338. 170. BAND EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 3. MAI 1928

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4338. 170. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 3. Mai 1928.

Seit 2 tausend Jahren Bad EMS EMS EMS

Weltberühmt durch seine Quellen und seine Schönheit

Heilt Katarrhe (Luftwege, Magen, Darm, Niere, Blase, Unterleib), Asthma, Emphysem, Grippefolgen, Herz- und Gefäßerkrankungen, Gicht und Rheuma. Natürliche kohlensaure Bäder. Die größten und vielseitigsten Inhalatorien. Pneumatische Kammern. Unterhaltungen und Sport aller Art. Vorzügliche Gaststätten.

Kurzeit 1928 ab 1. April. Auskunft: Staatl. Bade- und Brunnendirektion, Bad Ems, und Reisebüros.

Emser Wasser (Kränchen), Pastillen, Quellsalz, Emsolith

MARIENBAD

Die Perle der böhmischen Weltbäder. **Ausschließlich natürliche Kohlensäurebäder** (Herzbäder). **Weltberühmte Moorbäder. Die stärksten Stahlbäder.** — Alle modernen zeitgemäßen Heilbehelfe und Einrichtungen. **40 Mineralquellen:** Glaubersalzquellen. Erdige Säuerlinge. Alkalische Quellen. Eisenquellen. — **Indikationen:** Stoffwechselkrankheiten, Fettleibigkeit, Zuckerkrankheit, Arteriosklerose, Herz- und Nierenleiden, Gicht, Rheumatismus, Frauenleiden, Blutarmut usw. **Saison: Ende April bis Mitte Oktober.** 50 Prozent Rückfahrtermäßigung auf allen czechoslovakischen Bahnen. In der Vorsaison ermäßigte Preise. — Ab 5. April Visum aufgehoben. Auskünfte u. Prospekte durch den **Stadtrat Marienbad,** Abt. 1.

Palast Hotel Fürstenhof, Hotel New York, Hotel Englischer Hof Fließ. Wasser. Lichtsignalanlage. Staatstelephon in allen Zimmern.

Hotel Esplanade Mai — Juni Pensionsarrangements. Autoverkehr zu den Quellen und Bädern.

Grand Hotel Klinger Erstklassiges Haus an der Promenade. 200 Zimmer und Salons mit fließendem Wasser und Bad.

Villa Busch Mod. Komf. Ruhig. Lage a. Wald. nächst Kreuzbr. Bäd.

Haus Brüssel 40 Zim. m. Balk. sonnige Lage. Fließend. Wasser.

OTT's erstklassige Häuser **Grand Hotel OTT, Hotel Egerländer, Café Egerländer**

Hotel Stern 140 Zimmer, 40 Bäder. Erstklassiges Haus am Goetheplatz. Besitzer: E. Weiß.

Hotel Casino 100 Zim. Fließend. Wasser u. Bad. Vor- u. Nachsaison ermäßigte Preise.

Villa Sternberger Kurh. am Kreuzbr. Bäder. Fließ. Wass.

Pens. Waldidylle Herrl. Lage. 3 Min. v. Kurpark. Mäß. Preise.

Villa Siegfried 30 Zimmer. Herrliche Lage am Walde.

Kurhaus Grüner Baum 40 Zim. neben Brunnen und Bädern.

Kurwohnhaus Montreux 30 Zimmer, zentr. Lage. Bad.

Kurhaus Merkur Direkt a. d. Kurpromenade. Mod. Komf.

Kurhaus Atlantic Vornehm. Nächst Kurpark. Fließ. Wass.

Hotel Delphin Nächst Quell. u. Bädern. Fließ. Wasser. Lift.

Besuchet die Kur- u. Badeorte des Schwarzwalds

Wildbad Weltbekannter Kur- und Badeort. Thermalbäder geg. Gicht, Rheuma, Nervenleiden, Lähmungen, Alterserscheinungen usw. Alle neuzeitliche Kurmittel. Sport. Fischerei. Theater. Bergbahn. 20000 Kurfremde.

Herrenalb Paradies des nördlichen Schwarzwaldes. Herz- und Nervenkurort. Gebirgsklima. Linie Karlsruhe–Herrenalb. Autoverbindung B'Baden–Wildbad–Neuenbürg. 10000 Kurfremde.

Bad Liebenzell im Nagoldtal. Linie Pforzheim—Horb. Bevorzugte Sommerfrische. **Thermalbad** für Rheuma, Frauen- und Nervenleiden. Große Kuranlagen. Kursaal. Konzerte. Theater. 7000 Kurfremde.

Drucksachen durch die städt. Kurverwaltungen.

SCHACHT

RHEUMA

Ischias, Lähmungen, Herz-, Nerven-, Gelenk- und Frauenleiden werden während des ganzen Jahres geheilt.

Bad Oeynhausen

PROSPEKTE DURCH ALLE REISEBÜROS UND DIE BADE-VERWALTUNG

Bad Flinsberg

im schlesischen Isergebirge. Gebirgs-Stahlquellen-Kurort. Natürliche arsen. radioakt. Kohlensäure- und Moorbäder. Fichtenrindenbäder. Inhalatorium. Heilt Bleichsucht, Frauenkrankheiten, Herz- und Nervenleiden, Gicht. Brunnenversand. Ganzjähriger Betrieb. Wintersport.

Prospekte frei durch die Badeverwaltung.

Kurhaus: Modernstes Hotel, Pension

Sanatorium Am Goldberg
Bad Blankenburg XII, Thür. Wald.
— Tel. 44. —
Leitender Arzt: Dr. Keienburg, Facharzt für innere Krankheiten.

San.-Rat Dr. Bielings Waldsanatorium
Tannenhof
Friedrichroda in Thür.
zu klin. Behandlung u. Spezialdiät. Kuren bei Nerven-, Herz-, Magen-, Darm- u. Stoffwechselkrankheiten, speziell Basedow u. Fettleibigkeit.

Bad Blankenburg Thüringerwald
Sanatorium für Nervenkranke
Sanitätsrat Dr. Warda

Jugendheim „Baldur" Bad Elster

Chefarzt Geheimrat
Dr. P. Köhler
Sonnen-, Luft- und Strahlen-Behandlung
Orthopädie
Schwächlinge — Nervöse Kinder mit Knochen- und Gelenkleiden.

KURHAUS für Nervenkranke Tannenfeld
bei Nöbdenitz, Thüringen.
Prosp. d. Dr. med. Tecklenburg.

Wer an harnsaurer Diathese leidet und dagegen den Naturbrunnen „Staatl. Fachingen" gebraucht, wird mit dem Resultat zufrieden sein.

Bad Elster heilt Herz und Nerven

Badeschrift Nr. 35 kostenlos durch die Badedirektion.

Schwarzburg Die Perle Thüringens
Hotel Weisser Hirsch
Schönstgelegenes behagliches Familienhaus

Sanatorium Dr. Möller, Dresden-Loschwitz
Diät-, Schroth-, Fastenkuren
Bei Rheuma, Blut-, Nerven-, Herz-, Magenkrankheiten

ÖSTERREICHS FÜHRENDES ALPENSEEBAD KURORT

Velden am Wörthersee bringt Kraft und Gesundheit

WÄRMSTER ALPENSEE EUROPAS (BADEZEIT: MAI - OKT.)

Franzensbad, Hotel Königsvilla.



Vornehmste und günstigste Lage für den Kurgebrauch. Haus I. Ranges mit allem der Neuzeit entsprechenden Komfort. Mit eigenen grossen Gartenanlagen. Tel.-Adresse: Königsvilla, // Franzensbad. //

Sanatorium Lindenbrunn b. Coppenbrügge i. Hann. (Kreis Hameln).
Physikal.-diätet. Heilanstalt. Gebirgslage. Luft- und Sonnenbäder, Schwefelbäder eig. Quellen, Schwefelbrunnentrinkhalle. Prosp. Dr. Netter.

Neuenahrer Sprudel

Gegen Zucker, Gallensteine, Magen, Darm, Leber, Nieren, Blasenleiden, Gicht und Katarrhe

Bade- und Hauskurschriften durch die Kurdirektion Bad Neuenahr (Rheinland)

Die einzigen alkalischen Thermen Deutschlands

(Rein natürliche Füllung)

Haupt-Niederlage: Mineralwasserhandlungen, Apotheken und Drogerien.

Allgemeine Notizen.

Für die Abhaltung der Salzburger Festspiele im kommenden Sommer wurde endgültig die Zeit vom 26. Juli bis zum 30. August festgesetzt. Der vortreffliche Spielplan sieht folgende Aufführungen vor: „Zauberflöte“, „Fidelio“, „Iphigenie auf Tauris“, „Cosi fan tutte“, „Die Räuber“, „Jedermann“ und das „Perchtenspiel“, ferner fünf Orchesterkonzerte, die Venovoli-Messe und Serenaden. Die Inszenierung des „Jedermann“ und der „Räuber“ wird von Professor Reinhardt durchgeführt werden.

Der amerikanische Touristenverkehr nach Deutschland. Bereits jetzt werden in Amerika alle Vorbereitungen für den „Trip to Europe“ getroffen. In den Büros der Schiffahrtsgesellschaften werden die Kabinenplätze belegt und in den Reisebüros die ausgelegten Gesellschaftsreisen gebucht. Diese Buchungen ermöglichen bereits jetzt einen ungefähren Überblick über den Umfang des Verkehrs von der Neuen zur Alten Welt in der kommenden Reisezeit. Demnach wird der Besuch aus den Vereinigten Staaten nach Deutschland um etwa 20 v. H. größer sein als im Vorjahr. Diese Zunahme des Deutschlandverkehrs ist zweifellos auf die verstärkte Werbetätigkeit, insbesondere der Reichszentrale für Deutsche Verkehrswerbung, zurückzuführen. Alle führenden amerikanischen Reisebüros veranstalten in erfreulich steigendem Maße Deutschlandreisen; so werden z. B. Thomas Cook & Son von ihren 76 Europareisen 61 durch Deutschland führen, auch die American Expreß Company veranstaltet 39 Deutschlandreisen, das Amerop Travel Service Inc., das Neuyorker Büro des Mitteleuropäischen Reisebüros, wird dreimal soviel Amerikaner als im Vorjahr nach Deutschland bringen, und kaum übersehbar ist die Fülle der Heimatreisen deutsch-amerikanischer Vereine.

Bad Brambach (Vogtland). Bereits einmal, im Juli des Jahres 1926, konnten wir von dem vollständigen Umbau des Radiumbades Brambach, dem stärksten Radium-Mineralbad der Welt, und der Eröffnung des Radium-Kurhotels berichten. Der infolge der fabelhaften Heilwirkungen überaus starke Besuch des Bades zeitigte bereits in der ersten Kurzeit nach der Eröffnung des umfangreichen Neubaues das Resultat, daß sich die geschaffenen Neueinrichtungen wiederum als nicht genügend erweisen. So mußte nochmals zu ausgedehnten Erweiterungsbauten geschritten werden, die nunmehr vor

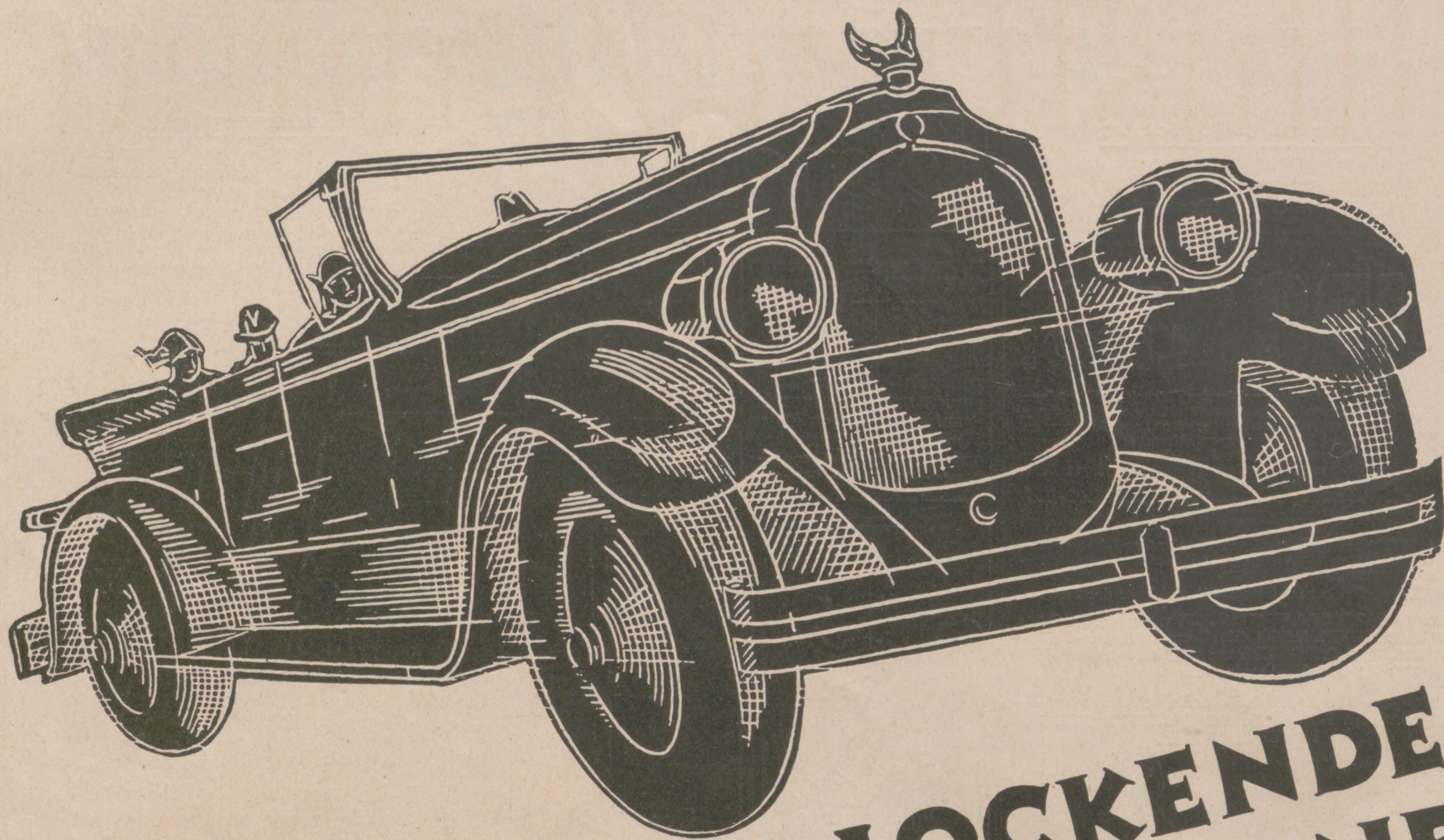
ihrer Vollendung stehen. Entsprechend der Allgemeinentwicklung hat auch eine nochmalige Erweiterung der Parkanlagen stattgefunden. Sachverständige Leitung und glückliche Ausnutzung des Terrains haben hier in kürzester Zeit etwas Mustergültiges geschaffen. Bei Ausführung dieser Arbeiten stieß man auf eine weitere, hochradioaktive Mineralquelle, mit deren Erschließung und Fassung zu Heilzwecken sofort begonnen worden ist. So wird seitens der Kurverwaltung alles getan, Bad Brambach mit seinen wunderbaren Heilschätzen entsprechend seinen Heilerfolgen im Interesse seiner Besucher auch äußerlich das Gepräge zu geben, das seiner Wichtigkeit im Kranz der deutschen Heilbäder entspricht.

Eisenach und die Wartburg bilden eine der Hauptanziehungsstätten im deutschen und internationalen Reiseverkehr. Wer von Thüringen als „Deutschlands grünem Herzen“ hört, denkt zuerst an die waldumrauschte, durch Kultur und Geschichte berühmte Wartburg, die die schöne altertümliche Stadt Eisenach überragt, die recht eigentlich das Zentrum des Verkehrs im und nach dem Thüringer Wald ist, ausgezeichnet durch ihre unvergleichlich bevorzugte Lage auf Höhen und in Tälern und dem romantisch reizvollen Eindruck ihrer geschichtlichen Vergangenheit. Hier vereinigen sich mit wertvollen Traditionen einer 900-jährigen Stadt- und Burggeschichte modernste Vorbedingungen natürlicher, kultureller und reisepsychologischer Art, um einen Fremden- und Erholungsverkehr zu entwickeln, der bereits heute mit rund einer Million Passanten im Jahr in Mitteldeutschland an der Spitze steht. Reichliche und beste Unterkunft ist vorhanden; Pension ab Mk. 6.—; Auskünfte und Schriften durch Verkehrsverein in Eisenach, Städt. Verkehrsbüro.

Kissingen. Für die Sommerkurzeit ist ein umfangreiches Vergnügungsprogramm aufgestellt. Die wöchentlichen Sinfoniekonzerte mit erstrangigen Solisten sowie die vorzüglichen Kammermusikabende, das staatliche Kurtheater mit seinen täglichen Vorstellungen sind seit dem 1. Mai in voller Tätigkeit. Dem Tanz ist in den gesellschaftlichen Veranstaltungen ein bevorzugter Platz eingeräumt worden. Höhepunkt der gesellschaftlichen Saison wird das am 26. Mai (Pfingstsonnabend) von Münchner Künstlern veranstaltete Kostümfest, das „Rakoczyfest“, werden. Selbstverständlich reihen sich die sportlichen Veranstaltungen würdig an. Wie jedes Jahr, ist Bad Kissingen auch heuer wieder Tagungsort für bedeutende Kongresse.

Ein neues Zentrum der Stadt Paris ist durch die Verbindung des neuen Boulevard Haussmann mit dem Boulevard des Italiens geschaffen worden. Inmitten des fast amerikanischen Verkehrs, der sich hier abwickelt, wurde das neue Royal-Haussmann-Hotel unter Festlichkeiten eröffnet, die das Merkmal gesellschaftlicher Ereignisse sind. Dieses neue Hotel wird der Treffpunkt der vornehmen Fremden sein: im Zentrum der Handels- und Geschäftswelt, Börse, in unmittelbarer Nähe der Oper, der großen Theater, der großen Warenhäuser, mit einem Komfort ausgestattet, den nur das eigene Heim bieten kann, wird es die Beliebtheit selbst des anspruchsvollsten Reisenden erwerben, weil es außer der Vornehmheit eine hervorragende Küche, für den Geschäftsmann Ersatz seines Büros bietet.

Ein deutscher Sportsieg in Deauville. Bei dem jüngst stattgefundenen Internationalen Taubenschießen in Deauville haben Prinz und Prinzessin Ludwig Hohenlohe teilgenommen. Prinzessin Hohenlohe errang dabei unter lebhaftem Beifall den Grand Prix für Damen. Die vornehmen Gäste haben auch den neuen Golfplatz Clairefontaine besucht, der ein Wunder an Schönheit ist und der herrlichste Golfplatz der ganzen Welt sein wird.



Illustrirte Zeitung



DREI GENERATIONEN

GEMÄLDE VON LEONARDO BUNATTIAN-BENATOW





Neuyork in Erwartung der deutschen Ozeanflieger. **Links:** Die Menschenmenge auf dem Flugplatz Mitchellsfield bei Neuyork, die am 13. April vergebens auf die Ankunft der „Bremen" wartete. Ganz rechts auf dem Platz das Junkers-Flugzeug, mit dem Hertha Junkers, Prof. Junkers' Tochter, eintraf. **Rechts:** Zur Begrüßung der Ozeanflieger bereit: Der deutsche Botschaftsrat Dr. Kiep, der Neuyorker Bürgermeister Walker, Flugplatzkommandant Hauptmann Bender und der Vorsitzende der Empfangskommission, Whalen (von links nach rechts).





Von der Huldigungsfahrt für Nobile, die italienische Automobilisten von Mailand nach Stolp unternahmen: Auffahrt der Teilnehmer vor dem Stolper Rathaus am 22. April. **Links:** Ein stiller Winkel im Herzen der Weltstadt Neuyork: Ein zum Teil vermoorter Seitenkanal des Hudson, in den sich ein Riesenfrachtkrahn verirrt hat.





Besichtigung rheinischer Kaltblutzuchtbetriebe durch Generalfeldmarschall v. Mackensen auf Einladung der Landwirtschaftskammer für die Rheinprovinz: Besuch des Kaltblutgestüts Destrée, Stüttgerhof bei Köln-Lindenthal, am 23. April.
In der Gruppe (Mitte): Oberlandwirtschaftsrat Dr. Meyer (links), Leiter der Pferdezucht-Abteilung der Landwirtschaftskammer, und Gutsbesitzer Franz Destrée (rechts) im Gespräch mit Mackensen; ganz rechts Hermann Freiherr v. Lüninck, Vorsitzender der Landwirtschaftskammer.

Rechts: Zusammenstoß eines Schiffes mit einem Eisberg: Der Dampfer „Montrose", der während der Fahrt von St. John's (Kanada) nach Liverpool (England) auf einen Eisberg stieß, aber mit eingedrücktem Rumpf den Hafen von Liverpool am 14. April erreichen konnte. Durch geschicktes Manövrieren konnte das Schiff dem Schicksal der „Titanic" entgehen.

TRIUMPH DER EMPFINDSAMKEIT

VON EGON FRIEDELL

Die deutsche „Geniezeit", die etwa mit den siebziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts einsetzt, geht in wesentlichen Zügen auf Rousseau zurück. Es herrschte, wie Goethe sich rückblickend ausdrückt, „eine Gärung aller Begriffe". „Die Epoche, in der wir lebten, kann man die fordernde nennen, denn man machte an sich und andere Forderungen auf das, was noch kein Mensch geleistet hatte. Es war nämlich vorzüglichen, denkenden und fühlenden Geistern ein Licht aufgegangen, daß die unmittelbare originelle Ansicht der Natur und ein darauf begründetes Handeln das Beste sei, was der Mensch sich wünschen könne, und nicht schwer zu erlangen. Wie man nun auch hier zur Ausübung schritt, so sah man, am kürzesten sei zuletzt aus der Sache zu kommen, wenn man das Genie zu Hilfe riefe, das durch seine magische Gabe den Streit schlichten und die Forderungen leisten würde." Die Parole „Genie" war von Gerstenberg ausgegeben worden, von dem auch das erste bedeutende Drama dieser Schule stammte. Was man darunter verstand, hat Lavater in seiner „Physiognomik" am eindringlichsten ausgedrückt: „Der Charakter des Genies und aller Werke des Genies ist Apparition: wie Engelserscheinung nicht kommt, sondern dasteht, nicht weggeht, sondern weg ist, so Werk und Wirkung des Genies. Das Ungelernte, Unentlehnte, Unlernbare, Unentlehnbare, Innig-Eigentümliche, Unnachahmliche, Göttliche ist Genie, das Inspirationsmäßige ist Genie, heißt bei allen Nationen, zu allen Zeiten Genie und wird es heißen, solange Menschen denken, empfinden und reden. Genie blitzt, Genie schafft, veranstaltet nicht, sowie es selbst nicht veranstaltet werden kann, sondern ist. Unnachahmlichkeit ist der Charakter des Genies, Momentanität, Offenbarung, Erscheinung, Begebenheit: was gegeben wird, nicht von Menschen, sondern von Gott oder vom Satan." Der höchste Lobestitel, den man damals verleihen konnte und auch sehr freigebig verlieh, bestand demnach darin, daß man jemanden ein „Originalgenie" oder eine „Natur" nannte. Man verlangte nicht mehr virtuose Handhabung der Regeln, sondern „Fülle des Herzens" und stellte das Gemüt hoch über den Verstand: aber mit dem Verstand; wie denn überhaupt jene stürmende Jugend, die sich das Programm gesetzt hatte, um jeden Preis zu brodeln, eine merkwürdige Mischung aus Naivität und Reflexion darstellte, etwas Kindlich-Altkluges an sich hatte.

Das Vorspiel dieser hochinteressanten Bewegung, die in das deutsche Geistesleben einen ganz neuen Ton gebracht hat, bildet die Periode der Empfindsamkeit, deren Anfänge etwa zwei Jahrzehnte älter sind. Schon Gellerts Hauptforderung, die er unzählige Male in Briefen und Schriften wiederholte, war ein „gutes empfindliches Herz". Das modische weiche und gefühlvolle Wesen nannte man nun um 1750 „zärtlich" oder „empfindlich". Lessing übersetzte den Titel von Sternes „sentimental journey" mit „empfindsame Reise", und dieser Ausdruck bürgerte sich nicht nur allgemein ein, sondern gewann auch sehr bald den Charakter einer Lebensdevise. Daneben trat die Vorstellung der Rousseauschen „belle âme", der schönen Seele, die allen zarten und zärtlichen Empfindungen geöffnet ist. Und dann kam das Wort „Gefühl" auf und ergriff mit der Macht, die nur die große Mode einer Vokabel verleihen kann, die Herrschaft über alle Lebensgebiete. Man berauschte sich an ihm und rief es sich gegenseitig wie eine nächtliche Parole zu. „Gefühl" war die unerläßliche, aber auch völlig ausreichende Legitimation für alles. Worauf beruht Liebe, Freundschaft, Verständnis, aller Zusammenhang unter den Menschen? Einzig auf dem Gefühl. Was ist der Kern der Religion, was ist das Vaterland, das Leben, die Natur? Ein Gefühl. Was macht den Maler, den Denker, den Poeten, was verleiht den Stempel echter Menschlichkeit? Immer das Gefühl.

Natürlich ist die Folge, daß diese Fähigkeit, alles aus dem inneren Reichtum des Herzens zu erfühlen, die eine seltene Gabe, ein göttliches Talent ist, von all den Vielzuvielen, die die Mode mitmachen wollen, bloß äußerlich gespielt und künstlich forciert wird. Man will stets bewegt, gerührt, ergriffen, hingerissen sein, man zwingt sich in einen permanenten Zustand seelischer Hochspannung. In Frankreich erzeugte dieses Spielen mit edeln Sentiments die Revolution. In Deutschland hatte es das harmlosere Ergebnis einer weltfremden, einseitigen Kultur.

Eine der ersten und wohltätigsten Folgen dieses Gefühlskults bestand darin, daß er die Schranken, die die steife Tradition des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts zwischen den Menschen aufgerichtet hatte, zum Teil durchbrach. Noch Lessing, sonst ein so warmer und siegreicher Verteidiger der Natürlichkeit, hatte seine besten Freunde mit Sie angeredet und in der josephinischen Volksschule, die ebensowenig wie alle anderen Reformwerke Kaiser Josephs II. ein wirklicher Durchbruch zur Freiheit war, war es den Knaben aufs strengste verboten, einander zu duzen. Goethe und Lavater hingegen gebrauchten sogleich bei ihrer ersten Begegnung das Du, das überhaupt unter Menschen, die sich geistig miteinander verwandt fühlten (und zu dieser Empfindung kam es damals sehr leicht), die übliche Anrede wurde; und ebensorasch nannte man sich „Bruder" und „Schwester". Die ganze Zeit ist auf ein schmelzendes Adagio gestimmt; diese Tonart begann auch erst damals in der Musik zu dominieren. Ein unentbehrlicher Bestandteil auch des kleinsten Parks war der „Freundschaftstempel", in dem man sich ewige Treue schwur. Man schwelgte in der Idee einer rein geistigen Vereinigung zwischen Mann und Frau: die „Seelenliebe", die auf der Gemeinsamkeit aller Regungen beruht, wird zur Modeform des Flirts. Häufig findet sich auch, zumal bei Dichtern, die „Gedankengeliebte", ein erhabenes, innig verehrtes Idealwesen, das bloß in der Phantasie existiert. Man weint über jeden Brief, den man erhält, über jedes Buch, das man aufschlägt, über die Natur, über den Freund, über die Braut, über sich selbst; und man weint überhaupt. In Millers „Siegwart", dem erfolgreichsten Roman der Zeit, weint sogar der Mond. Die bisherige bedächtige und wohlartikulierte Schreibweise verändert sich vollkommen: die Sprache wird zum Ausdrucksmittel der Augenblicksstimmungen, bis hart an die Grenze der Gedankenflucht, ist überfüllt mit Gedankenstrichen, Rufzeichen, Fragezeichen, erregten Interjektionen, Sätzen, die in der Mitte abbrechen. Wir haben es hier unzweifelhaft mit einer Art Frühimpressionismus zu tun, dessen Errungenschaften später wieder verlorengingen. Dieser leidenschaftlich suchende, ewig unbefriedigte und gleichwohl vom prometheischen Bewußtsein seiner neuen Funde geschwellte Seelenzustand steht in voller Leibhaftigkeit und Gegenwart vor uns in einem Briefe des jungen Goethe aus dem Jahr 1775, worin er einer seiner Seelenfreundinnen beschreibt, wie er den Tag verbracht hat, und mit den Worten schließt: „Mir war's in alledem wie einer Ratte, die Gift gefressen hat; sie läuft in alle Löcher, schlürft alle Feuchtigkeit, verschlingt alles Eßbare, das ihr in den Weg kommt; und ihr Inneres glüht von unauslöschlich verderblichem Feuer."

Das Zeitalter hatte das Krankhafte aller Epochen, in denen sich Neues bildet, und zugleich das Doppelgesichtige aller Übergangsperioden: daher seine starken Widersprüche. So ist zum Beispiel der nach Deutschland verpflanzte englische Garten, obgleich aus der Begeisterung für die Rückkehr zur Natur geboren, nichts als der gekünstelte Versuch, alles, was man damals unter „Natur" verstand, auf einen Fleck zusammenzupferchen: Wiesen, Bäche, Grotten, Baumgruppen, sanfte Wegsteigungen, Wäldchen mit obligater Lichtung, und die Staffage bildete ein groteskes Bric-à-brac von allen erdenklichen historischen Reminiszenzen und Velleitäten: griechische Säulen, römische Gräber, türkische Moscheen, gotische Ruinen; dazu gab es noch überall, was als besonders geschmacklos und widernatürlich befremdet, sentimentale Inschriften, die den Text zu den intendierten Wirkungen predigten. Ebenso waren Hypersensibilität und Roheit seltsam gemischt. Die Inthronisierung des Gefühls mußte sich ganz naturgemäß ebensosehr in Zügellosigkeit wie in Verfeinerung auswirken. Aus der Überlebtheit und Enge der bisherigen Kunst- und Staatsgesetze zog man den Schluß, daß überhaupt alle Regeln zu verwerfen seien. Im „Werther" heißt es mit deutlicher Ironie: „Man kann zum Vorteile der Regeln viel sagen, ungefähr was man zum Lobe der bürgerlichen Gesellschaft sagen kann." Und in der Tat hatte die damalige Jugend schon dieselbe Geringschätzung für die Bourgeoisie, wie sie später die französischen Romantiker, die Dichter des jungen Deutschlands, die Naturalisten, die Expressionisten und überhaupt alle Jugendbewegungen zur Schau trugen. Dies führte zu einer prinzipiellen Verachtung aller Berufe; man wollte bloß Mensch sein. „Gelehrtenstand — Stand? Pfui!", sagt Goethes Schwager Schlosser 1777 im „Deutschen Museum", „Himmel, was für Stände! Der Gelehrtenstand, der Juristenstand, der Predigerstand, der Autorenstand, der Poetenstand — überall Stände und nirgends Menschen! Warum ist Weisheit, Erfahrung, Menschenkenntnis so selten bei euern Männern von Geschäften? Weil sie einen Stand ausmachen." Was der Generation als Ideal vorschwebte, war ein geniales Amateurtum, das sich für alles interessiert, ohne sich an etwas Bestimmtes zu hängen, und als einziges Spezialfach das Studium des Lebens betreibt.

Sehr charakteristisch für die Geniezeit ist ihre Leidenschaft für die Silhouette, die die Porzellanmanie des Rokokos ablöste: man fand die schwarzen Porträte in Albums, als Wandbilder und Medaillons, auf Gläsern und Tassen, sie erreichten sogar nicht selten Lebensgröße. Die Kunst des Scherenschneidens wurde eine gesuchte Fertigkeit, die auch von namhaften Zeichnern geübt wurde, und die beliebteste Unterhaltung am Familientisch. Das eigentümlich Schattenhafte, Andeutungsmäßige, Verhängte und zugleich Abstrakte, Schematische, Umrißhafte des Zeitalters, die Synthese aus Gefühlsdunkel und Verstandesaufklärung findet in dieser Liebhaberei ihren Ausdruck, auch das Dilettantische, Amateurhafte: Lavater baute seine an sich schon problematische Wissenschaft der Physiognomik vorwiegend auf Sammlungen von Schattenrissen auf, die er mit großem Eifer anlegte. Diese ebenso leidenschaftlich getriebene wie angefeindete neue Form der Seelenerkundung entsprach ungefähr unserer heutigen Graphologie: ihr Begründer behauptete, den Charakter jedes Menschen aus dessen Gesicht ablesen zu können, und fand, wie Lichtenberg bemerkte, mehr auf den Nasen der zeitgenössischen Schriftsteller als die vernünftige Welt in ihren Schriften.

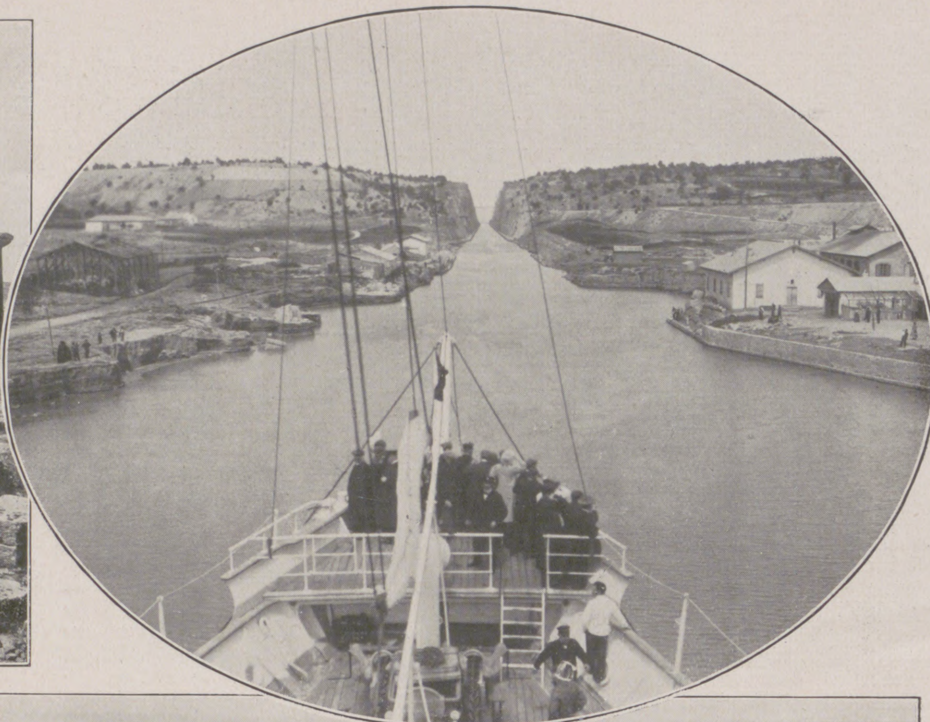
Zu einer förmlichen Manie wurde auch das Briefschreiben, das einen wesentlich anderen Charakter trug als heutzutage, denn es war durchaus keine intime und private Angelegenheit, vielmehr waren die Mitteilungen und Ergüsse, die man zu Papier brachte, von vornherein für einen größeren Leserkreis bestimmt. Der Mangel an wirklichen Zeitungen, die strenge Zensur, die Freude des Zeitalters an der Zerfaserung des eigenen und fremden Seelenlebens machten den „Zirkelbrief", der oft in Dutzenden von Orten herumging, zu einer dominierenden Verkehrsform. „Denn es war überhaupt eine so allgemeine Offenherzigkeit unter den Menschen, sagt Goethe, „daß man mit keinem einzelnen sprechen oder an ihn schreiben konnte, ohne es zugleich als an mehrere gerichtet zu betrachten... und so ward man, da politische Diskurse wenig Interesse hatten, mit der Breite der moralischen Welt ziemlich bekannt." Der Brief hieß „Seelenbesuch", man verliebte sich brieflich und stand in schwärmerischer Korrespondenz mit Personen, die man niemals persönlich kennenlernte.

Es war eben ein durch und durch literarisches Zeitalter; man sprach und bewegte sich, man haßte und liebte sich literarisch. Alle wichtigen Lebensäußerungen gingen schriftlich vor sich; alles geschah durch das Papier, für das Papier. Alles war ein Gegenstand der Literatur geworden: der Staat, die Gesellschaft, die Religion. Eine wahre Lesewut erfaßte alle Stände, Leihbibliotheken kamen auf, und das Buch in der Tasche wurde zum unentbehrlichen Bestandteil der Toilette. Friedrich der Große äußerte zu d'Alembert, er wollte lieber die „Athalie" geschrieben als den Siebenjährigen Krieg gewonnen haben, und dichtete unmittelbar nach der schrecklichen Katastrophe von Kolin zahlreiche Verse und Epigramme. Madame Roland verlangte am Fuße des Schaffots Feder und Papier, um einige merkwürdige Gedanken aufzuzeichnen, die soeben in ihr aufgestiegen seien.

Auch im Kostüm der Zeit mischten sich Extravaganz und Naturalismus. Die Frisuren waren eine Zeitlang so hoch, daß die Damen die Polster aus den Kutschen entfernen mußten. Am französischen Hof erblickte man eines Tages eine Fregatte mit Segeln als Coiffüre. Die Marquise von Créqui erzählt, daß Marie Antoinette im Jahre 1785 „à la jardinière" frisiert erschien, mit einer Artischocke, einem Kohlkopf, einer Karotte und einem Bund Radieschen auf dem Kopf. Eine Hofdame war so begeistert davon, daß sie ausrief: „Ich werde nur noch Gemüse tragen; das sieht so einfach aus und ist viel natürlicher als Blumen." Dann kamen wiederum kolossale Hauben in Mode, die sogenannten Dormeusen oder Baigneusen. Gegen den Puder erhob sich im Namen der Philanthropie eine lebhafte Opposition, die darauf hinwies, daß der enorme Verbrauch von Reis- und Weizenmehl dem Volke das Brot verteuere, und man begann auch in der Tat das Haar ungepudert zu tragen, doch wurde diese Sitte nicht allgemein. Bei den Herren wurde der Zopf von Jahr zu Jahr kürzer und der Leibrock schon im Rokoko zum leicht kupierten Halbfrack, um sich schließlich in den echten Frack zu verwandeln, der, dem englischen Reitrock nachgebildet, seit etwa 1770 als „Schwalbenschwanz" in Mode kam. Er war jedoch in seiner Jugend keineswegs das ernste und würdige Festgewand, als das er noch heute fortlebt, sondern begann als lärmendes und provokantisches Kleidungsstück, das zunächst bei der revolutionären Jugend am beliebtesten war, in lebhaften Farben wie Scharlachrot, Himmelblau und Violett getragen wurde und mit großen goldenen oder kupfernen Knöpfen besetzt war. Aus dem freien Amerika kam gegen Ende des Zeitraums der Zylinderhut und der große runde Filzhut. Das Wertherkostüm bestand aus hohen Stulpstiefeln mit Kappe, gelben ledernen Beinkleidern, gelber Weste und blauem Frack; dazu trug man den Hals und das Haar frei, was bei der älteren Generation besonderes Mißfallen erregte. Selbst unter den Damen sah man die „Emanzipierten" mit Wertherhut, Weste und Frack, dem berüchtigten „Caraco".

Die Götter der Zeit waren dieselben, zu denen Werther betete: Homer, Ossian und Shakespeare, den man irrtümlicherweise für einen Buchdramatiker hielt. 1760 hatte der schottische Lyriker James Macpherson „Bruchstücke alter Dichtung, gesammelt in den Hochlanden" herausgegeben; es waren Bardenlieder, angeblich übersetzt aus dem Gälischen der Zeit Caracallas. Im Jahre 1762 ließ er ein zweites Werk folgen: „Fingal, eine alte epische Dichtung, verfaßt von Ossian, Sohn des Fingal." Schon Johnston und Hume äußerten Zweifel an der Echtheit; aber erst 1807, elf Jahre nach dem Tode Macphersons, wurde die Fälschung einwandfrei nachgewiesen. Doch dies ist ziemlich gleichgültig und war nur für Papierseelen wie Johnston und engarierte Skeptiker wie Hume ein wichtiges Problem. Das Geniale dieses Schauspielerstücks bestand gerade darin, daß diese Dichtungen keineswegs treue Kopien alter Volkskunst darstellten, sondern nur so waren, wie die Sehnsucht der Zeit Naturpoesie auffaßte und haben wollte: raffiniert primitiv, mit höchster Artistik pittoresk, die Wehmut später Seelen spiegelnd. Das ungeheure Aufsehen, das sie erregten, wäre durch wirkliche Bardenlieder niemals erreicht worden. Sie wurden ins Französische, Italienische, Spanische, Polnische, Holländische und etwa ein halbes Dutzend Mal ins Deutsche übersetzt; Alwina, Selma und Fingal wurden beliebte Taufnamen, unter Klopstocks Führung entstand eine ganze Bardenschule, und noch Napoleon stellte Ossian über Homer. Das Fahle und Melancholische, Wildgewachsene und Chaotische erschien der Zeit überhaupt poetischer als Klarheit und Formstrenge. Man entdeckte den Reiz und die Größe der bisher verachteten Gotik; Horace Walpole, der Sohn des großen englischen Staatsmanns Robert Walpole, baute sein Schloß Strawberry Hill zur mittelalterlichen Burg um und schrieb den erfolgreichen Schauerroman „The Castle of Otranto", Herder rühmte die einfach schönen Sitten der deutschen Vergangenheit, und Goethe begeisterte sich für das Straßburger Münster.





Zum Erdbeben in Griechenland.

Bilder aus dem Katastrophengebiet: Links oben: Landschaft in der Umgebung von Korinth. Rechts die Ruine des Apollo-Tempels auf der Trümmerstätte des antiken Korinths. Rechts oben: An der Einfahrt zum Kanal von Korinth, der die Stadt Isthmia mit dem Hafen von Korinth verbindet. Nebenstehend: Blick auf die Stadt Korinth.



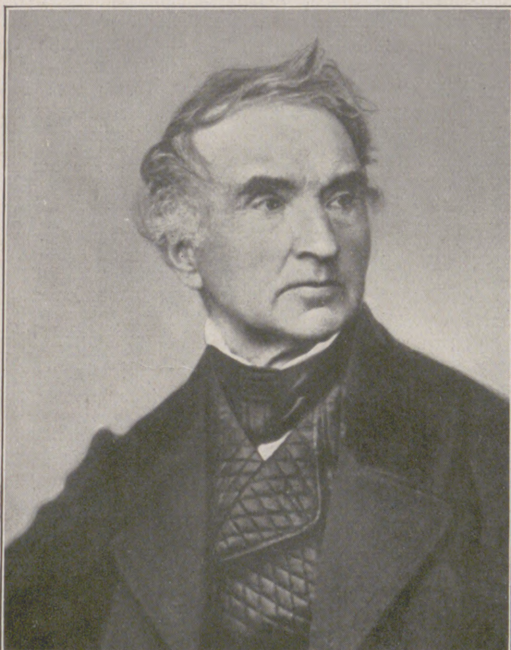
TAGESGESCHICHTE

Nach den schweren Erderschütterungen in Bulgarien ist nun auch Griechenland am 22. und wieder am 24. April von Erdbeben heimgesucht worden. Besonders die Stadt Korinth und ihre Umgebung wurden in furchtbarem Umfange betroffen. Die Todesopfer sind verhältnismäßig gering an Zahl, da die den Hauptstößen vorangehenden schwächeren die Bevölkerung aus den Häusern getrieben hatten. Auch in Mittelitalien richtete ein Beben Verwüstungen an.

Dem amerikanischen Polarflieger Hauptmann Wilkins und seinem Begleiter, Leutnant Eielson, gelang der Flug über den Nordpol von Point Barrow (Alaska) aus. Der Start erfolgte am 16. April; nach Überfliegen des Pols mußten die Flieger erst auf der unbewohnten Insel Dauholmen (40 km nördlich von Spitzbergen) besseres Flugwetter abwarten. Sechs Tage nach dem Start konnten sie dann bei Green Harbour (Spitzbergen) landen.

Der königlich italienische Automobilklub in Mailand unternahm mit 44 Wagen eine Huldigungsfahrt für General Nobile nach Stolp, wo gegenwärtig das zum Nordpolflug bereite italienische Luftschiff „Italia" in der Halle liegt. Als erster Wagen traf der des Klubgeneraldirektors, Arturio Mercantis, ein. Am 22. April gab der Magistrat von Stolp dem Automobilklub ein Essen, bei dem zahlreiche Ansprachen gehalten wurden.

Am 26. April starteten die „Bremen"-Flieger mit einem Ford-Großflug in Greenly Island, da ihre eigene Maschine noch nicht wieder gebrauchsfähig war. Am 27. April konnten sie glücklich in Neuyork landen; von hier aus begaben sie sich nach Washington, um ihren toten Kameraden Bennet zu ehren.



Zum 125jährigen Geburtstag des großen Chemikers Justus v. Liebig, des bahnbrechenden Forschers auf den meisten Gebieten der Chemie: Ein seltenes Porträt des Freiherrn Justus v. Liebig (geboren am 12. Mai 1803 in Darmstadt, gestorben am 18. April 1873 in München), im Besitze seines Enkels, des Freiherrn Heinrich v. Liebig in München.





Lloyd Bennet,

befähigter amerikanischer Flieger, bekannt durch seinen mit Byrd ausgeführten Nordpolflug, verstarb am 25. April an Lungenentzündung in Quebec, wohin er mit Ersatzteilen für die „Bremen" geflogen war.



Zum 100jährigen Geburtstag des schweizerischen Schriftstellers und Philanthropen Henri Dunant, des Gründers des Roten Kreuzes: Oben rechts: Henri Dunant, Träger des Friedens-Nobelpreises von 1901, dessen Buch „Un souvenir de Solferino" mit seinen erschütternden Schilderungen des Kriegsverwundetenelends den Anlaß zur Genfer Konvention und zur Gründung des Roten Kreuzes gab (geboren am 8. Mai 1828, gestorben am 30. Oktober 1910). Unten: Die Teilnehmer an der von Dunant angeregten Genfer Konferenz (1863) bei einer Tagung. Die Konferenz führte zum Abschluß der Genfer Konvention (1864).





Von der Erdbebenkatastrophe in Bulgarien am 14. und 18. April.
Links: Eine Straßenszene in Philippopel: Die Bevölkerung aus dem besonders heimgesuchten Viertel übernachtet in den Anlagen eines Platzes in einem weniger zerstörten Stadtteil. Im Kreis: König Boris von Bulgarien bei einem Besuch des Katastrophengebiets im Gespräch mit Bewohnern der vom Erdbeben fast völlig vernichteten Ortschaft Papazlü (östlich von Philippopel).



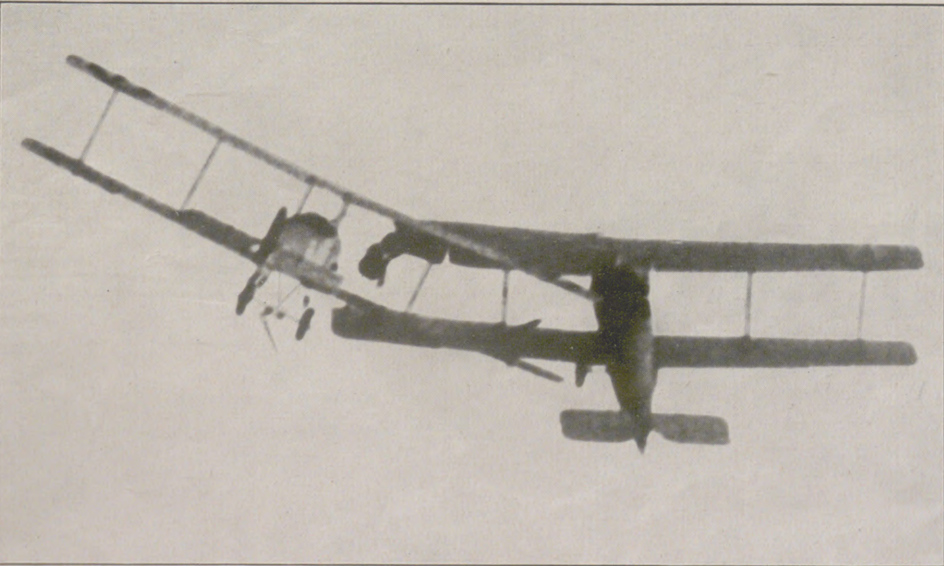
Ein Meisterschaftskampf vor unsichtbaren Schiedsrichtern: Wettbewerb von 140 Kapellen mit Blasinstrumenten um den englischen Meistertitel; in dem Zelt links sitzen die Schiedsrichter, die die Vorführungen begutachten, ohne die jeweils in dem Pavillon (rechts) spielende Kapelle sehen zu können.



Baron Peter Wrangel,
früherer russischer General, bekannt durch seine militärischen Unternehmungen gegen die Sowjetherrschaft von Südrußland aus, † am 25. April im 50. Lebensjahre.



Hauptmann Wilkins,
amerikanischer Flieger, der mit dem Leutnant Eielson am 16. April von Point Barrow (Alaska) aus den Nordpol überflog und bei Green Harbour (West-Spitzbergen) landete.





Links: Eine seltene Zufallsaufnahme, die dem Photographen in einem dritten Flugzeuge glückte: Zusammenstoß zweier amerikanischer Flugzeuge. Durch Zerstörung der Tragflächen stürzten die Flieger ab und wurden schwer verletzt. — Rechts: Vorführung neuester und größter deutscher Wasserflugzeuge über dem Wannsee bei Berlin, für die Presse veranstaltet von der Deutschen Lufthansa am 23. April: Segelsportler verfolgen die Vorführungen eines ihrer fliegenden Kollegen (das neue Dornierwal-Flugboot D 861).



AM RANDE DER GROSZSTADT

GEMÄLDE VON HANS HÄHNEL

Das weiße Spiel

ROMAN VON WERNER SCHEFF

(4. Fortsetzung.)

„Die Kette wird sich wiederfinden", ließ sich Bettina vernehmen, aber es klang, als spräche sie, ohne an der Unterhaltung interessiert zu sein.

„Ich glaube nicht mehr an das Wiederfinden", gab Hänschen zurück. „Und das alles kommt von der unnötigen Hast. Ich hatte mich verspätet; Papa war direkt in die Oper gefahren, ohne erst nach Babelsberg hinauszukommen, und mein Verlobter holte mich mit seinem Wagen ab. Er hielt vor dem Gartentor und lärmte mit dem Boschhorn, als sei irgendwo Feuer ausgebrochen. Ich mußte mich sehr sputen, und da hat meine Zofe wahrscheinlich das Schloß der Schnur nicht richtig zugemacht. Während des zweiten Aktes fehlte mir plötzlich die Kette. Sie können sich Papas Ärger vorstellen. Er hatte mir eigentlich verboten, gerade diese Kette zu tragen. Er meinte, sie sei für ein junges Mädchen zu kostbar."

„Stimmt", sagte wiederum Bettina.

„Ach, warum soll man so etwas den Leuten nicht zeigen?" wehrte sich Johanne. „Wenn ich nur wüßte, ob mir die Kette beim Aussteigen aus Lutz' Auto oder in den Räumen der Oper heruntergefallen ist. Wir haben die Sache sofort der Polizei gemeldet, aber bisher hat man nichts gefunden. Papa behauptet, die Perlen seien gegen sechzigtausend Mark wert."

„Das Materielle wollen wir ausschalten," warf Tieffenbach mit leichtem Tadel ein, „sie waren von Ihrer Mutter, Hänschen, also ein Andenken."

Die Kleine wurde rot, wie immer, wenn sie die Berechtigung eines Einwands zugeben mußte. „Von Mama habe ich noch viele schöne Sachen", rief sie.

Sie ahnte nicht, wie wenig nahe die Geschichte ihres Verlustes den beiden Menschen ging, denen sie davon erzählte. Allerdings, als sie vorhin von der Anwesenheit Arnold Tieffenbachs erfahren hatte, war ihr klar geworden, daß dieser Besuch für Bettina mehr bedeuten mußte als ein bloßes Zusammensein mit ihrem Gatten. Gerade Johanne sah den Dingen in die Tiefe, gerade sie wußte von seelischen Vorgängen oder glaubte von solchen zu wissen, die anderen verborgen blieben.

Auch hatte Hänschen zu ihrer Freundin vorhin nach Betreten der Villa anders gesprochen als jetzt zu Tieffenbach, vor dem sie doch Respekt und die Scheu der Jugend vor dem Älteren empfand. Sie hatte ihr erzählt, Lutz sei wahrscheinlich an dem Vorfall vom Abend schuld, er habe sich ihr auf der Fahrt von Neu-Babelsberg nach Charlottenburg zum erstenmal seit ihrer Verlobung leidenschaftlich genähert, habe sie an sich gerissen und sie zu küssen versucht. „Da habe ich ihn natürlich mit aller Energie zurückgewiesen," setzte sie entrüstet hinzu, „und wir haben uns ein bißchen gebalgt. Wer weiß, ob sich dabei nicht der Verschluß meiner Kette gelöst hat. Jedenfalls dulde ich nicht, daß sich Lutz etwas herausnimmt, bevor wir verheiratet sind."

Bettina hatte den Kopf geschüttelt. „Aber das ist doch kein Verhältnis zwischen Menschen, die fürs Leben beisammenbleiben sollen."

Und Hänschen: „Fürs Leben... wer redet denn davon? Außerdem... ginge es nach mir, so bestünde die Verlobung längst nicht mehr, und ich wäre frei. Aber gerade gestern hat mir Papa wieder rundweg erklärt, daß es kein Zurück mehr gäbe. Lutz hat seine beiden Fabriken auf Gnade und Ungnade an Papas Konzern angeschlossen, und damit hat er mich an sich gekettet. Das sind so geschäftliche Transaktionen, bei denen unsereiner mit in den Kauf gegeben wird."

Ihre letzten Worte sprach sie mit einem Achselzucken, als müsse sie über etwas hinwegkommen. Aber Bettina hörte deutlich heraus, daß es dieser sonst so Leichten und Eigenwilligen näher ging, als sie eingestehen wollte.

Auf dem Tennisplatz überwand dann Hänschen sehr bald alles Leid, das sie zu tragen hatte: ihre Verlobung mit dem so wenig Geliebten und den Verlust der Perlen. Sie war eine so leidenschaftliche Spielerin, daß der erste Ball, der ihr entgegensprang, sie in seinen Bann zog. Bettina fühlte ähnlich, wenn sie auch das weiße Spiel nicht ganz von dem befreite, was auf ihr lastete. Aber es gab auch ihr Leichtigkeit und Beschwingtheit. Es ließ ihren Körper in Bewegungen aufgehen, die er sonst nicht fand; ließ sie für Augenblicke vergessen, daß drüben auf der hellen Gartenbank einer saß, dem sie zugetan war, und mit dem sie heute, heute zum erstenmal seit Jahren, keine Übereinstimmung fand.

Tieffenbach hatte sich dort niedergelassen. Er saß in ungezwungener Haltung, den rechten Arm, der den Kopf stützte, auf die Lehne gelegt, den beiden schönen Menschen auf dem hellen Platz mit seinen Blicken folgend. Er sah sie nicht körperlich; ihm war es, als wäre dies Spiel nur erfunden, um die Seelen bloßzulegen. Er dachte darüber nach, wieso er nie ein Freund des Tennissports gewesen war. Da kam er darauf, daß er ihn eigentlich haßte. Aber er haßte ihn gewiß nicht, weil er eine solche Leichtigkeit verlieh, daß der Charakter dem Körper zu folgen versuchte; nein, damit belog er sich. Er grübelte weiter, und plötzlich wußte er es: Er beneidete auch diese Jugend, die sorgenlos den Ball über das Netz schlug, das dann oft zu niedrig und zu schwach war, um die Grenze zwischen den Geschlechtern zu bilden. Das Gemeinsame dieses Spiels barg eine Gefahr in sich. Es brachte die Menschen schnell und ohne gesellschaftliche Hemmungen einander näher, etwa wie der Tanz; nur geschah dieses Zusammentreffen im hellen Licht des Tages, harmloser und gesünder.

Bettina war im ersten Satz Hänschen glatt unterlegen, wie dies allmorgendlich trotz der hohen Vorgabe der Fall war, die Johanne Quade ihr gab. Johanne war eine künftige Meisterin; erst vor wenigen Tagen hatte sie das Dameneinzelspiel nur knapp gegen die berühmte Kölnerin verloren, die gegenwärtig auf deutschen Courts dominierte. Man sah es Bettina an, daß sie der Kampf mehr ermüdete als ihre Gegnerin, die ihr lachend eine Atempause gönnte.

„Kommt Günter heute spielen?" rief Hänschen ihr zu, die Gelegenheit benutzend, diese angenehm quälende Frage loszuwerden.

„Möglich", kam es zurück.

Arnold Tieffenbach erschrak. Günter würde kommen! Er hatte, im Unterbewußtsein vielleicht, den Entschluß gefaßt, einem Zusammensein mit seinem Sohne auszuweichen; er würde es nicht über sich bringen, Günter zu sehen. Dagegen sträubte sich alles in ihm, selbst das väterliche Empfinden für den Jungen.

Er stand auf.

„Auf Wiedersehen, meine Damen," grüßte er zu den beiden Spielerinnen hin, „ich muß aufbrechen, sonst komme ich zu spät nach Berlin!"

Er merkte, wie Bettina dazu ansetzte, auf ihn zuzueilen. Als jedoch ihre Bewegung steckenblieb, drehte er sich um und ging schnell und entschlossen hinüber zum Hause.

IV.

Battaky erschien mit der Pünktlichkeit eines Mannes, der etwas zu fordern hat.

Er betrat Schlag vier Uhr die Wohnung Lutz Volkmanns, von dem Bewußtsein getragen, es werde sich nun alles glatt abwickeln. Volkmann hatte die Zahlung zwei Tage hinausgezögert, für eine Spielschuld peinlich genug; er hatte sich erst heute früh telephonisch gemeldet und ihn zu sich gebeten, eine deutliche und klare Antwort auf den dringlichen Brief, durch den ihn der Ungar an seine Verpflichtung erinnert hatte. Es war diesem Pechvogel offenbar geglückt, irgendwo Geld aufzutreiben, gewiß bei seinem künftigen Schwiegervater oder bei Leuten, die in Volkmanns bevorstehender Heirat mit Johanne Quade eine sichere Bürgschaft für die Zahlungsfähigkeit des Abgewirtschafteten sahen.

Lutz ließ ihn eine Weile in dem überaus luxuriösen Herrenzimmer warten. Battaky sah sich darin um, entdeckte auf dem Schreibtisch ein Bild Hänschens, stand minutenlang in ihren Anblick versunken und dachte daran, wie schade es wäre, daß er nicht an Lutz Volkmanns Stelle sei. Mit der zynischen Aufrichtigkeit, die er auch seinem eigenen Ich gegenüber an den Tag legte, mußte er sich eingestehen, daß allerdings die Auskünfte, die man über ihn aus Budapest erhalten würde, nicht allzu glänzend sein könnten; allein, er kannte die Kräfte einer liebenden Frau und hätte, wäre es ihm gelungen, auf Johanne Eindruck zu machen, auch diese Hürde genommen. Achselzuckend trat er zurück, betrachtete interessiert das Porträt einer blonden Frau, das die Wand neben dem Schreibtisch einnahm, schätzte es auf einen Engländer ein, einen Schüler Gainsboroughs oder Reynolds, erinnerte sich, ähnliches in London in der Wallace-Galerie gesehen zu haben, und vermochte es sich anfangs nicht zu erklären, warum ihm Bettina einfiel. Richtig, das Antlitz dieser Frau dort oben wies Züge der strahlend Schönen auf, die auf Battaky weit mehr Wirkung ausübte als etwa Johanne. Ihre ruhige, weiche Fraulichkeit reizte ihn, und nichts kränkte ihn so tief wie die Gleichgültigkeit, mit der sie ihn behandelte.

Hinter ihm trat Lutz Volkmann ins Zimmer. Er kam ein wenig zögernd auf den Ungarn zu und reichte ihm die Hand.

„Ich danke Ihnen, Battaky... ich fürchtete schon, Sie würden mir keine Gelegenheit zu einer Aussprache geben."

Der Ungar lächelte kalt. Er war enttäuscht. Mit der Erfahrung des Menschen, der nicht zum erstenmal derartige Schulden einzutreiben hat, ahnte er, daß er umsonst gekommen sei.

„Nehmen Sie, bitte, Platz... rauchen Sie... natürlich Zigarette." Lutz schien verlegen. Er hatte den Ausdruck von Unverbindlichkeit in dem braungebrannten Gesicht seines Besuchers bemerkt. Das Qualvolle seiner Lage wuchs wieder über alles hinweg, was er sich vorher zurechtgelegt hatte.

„Wir können uns kurz fassen“, nahm Battaky das Wort, als sein Schuldner schwieg. „Ich glaubte natürlich, Sie würden mir die Kleinigkeit heute auszahlen. Was sind für einen Mann wie Sie zwanzigtausend Mark?“

„Im Augenblick ein Vermögen, das ich mir nicht beschaffen konnte. Seit drei Tagen weiß ich nicht aus noch ein, weil ich immer an diese dumme Geschichte denken muß. Sie hatten Glück, Battaky, Sie haben gewonnen, also seien Sie vornehm, und warten Sie noch ein paar Tage. Das Geld ist Ihnen sicher.“

„Nein... das kann ich nicht“, gab der andere zurück. Er verbarg seine Mienen hinter einer dichten Wolke bläulichen Zigarettenrauchs. Seine Stimme verriet Festigkeit.

„Gerade Ihnen gegenüber ist mir diese Situation doppelt unangenehm“, sagte Lutz eindringlich. „Wir waren früher keine Freunde ... wir sind es auch heute kaum... oder sind Sie großzügig genug, über Vergangenes hinwegzukommen?“

„Sie meinen unsere kleine Affäre aus dem Jahre vierzehn?“

Lutz nickte. Dann fiel ihm ein, ob es vielleicht unklug war, den Ungarn an etwas zu erinnern, was so weit zurück lag und sicherlich nicht dazu beitragen konnte, Battaky nachgiebig zu stimmen. Er hatte sich sowieso darüber gewundert, wie ihm dieser Mann, den er damals so tief beleidigt hatte, in der Zeit nach dem Kriege begegnet war, so harmlos, scheinbar ohne Nachträglichkeit. Damals hatte Lutz Volkmann in einem kleinen, galanten Gefecht gegen Battaky gesiegt, hatte ihn auf eigenem Grund und Boden, in Budapest, bei einer Frau aus dem Felde geschlagen, die — wie Lutz später hörte — für Battaky nicht nur ein wenig Liebesglück bedeutet hatte, sondern auch Zukunft. Das sollte Battaky vergessen haben? Lutz ahnte, daß es noch immer zwischen ihm und diesem sonderbar geschmeidigen Manne wie eine trennende Wand lag. Und das Unglück, gerade mit ihm am Spieltisch in die Zwangslage geraten zu sein, einen Schuldschein über eine solche Summe ausstellen zu müssen, erschreckte ihn, flößte ihm geheime Angst vor einer unnoblen Rache ein.

Battaky zuckte die Achseln und sagte: „Lieber Volkmann, wer wird nach zwölf Jahren an solche Kleinigkeiten zurückdenken? Glauben Sie, ich weiß nicht einmal mehr, ob die junge Dame braun oder schwarz war. Sie ist übrigens mit einem Obersten des Generalstabs verheiratet, hat zwei Kinder, und Sie wissen vielleicht nicht, daß Frauen für mich verloren sind, wenn sie Mütter werden.“

Lutz Volkmann ließ sich täuschen.

„Ich würde unsere Angelegenheit eher ordnen, wenn ich nicht heute abend nach Regensburg in die Fabrik fahren müßte“, setzte er etwas erleichtert fort. „Mein Schwiegervater dringt darauf, und er hat nicht unrecht, meine Anwesenheit ist dort unbedingt erforderlich. Die Direktoren müssen neue Informationen erhalten. Sie wissen, wir haben uns zu einem Konzern zusammengeschlossen...“

Battaky gähnte hinter der Hand, in der er die Zigarette hielt.

Dadurch geriet Lutz aus dem Konzept. Er wußte nicht, wie er seine Erklärung abschließen sollte.

„Und nun,“ sagte er nach einer kurzen Pause, in der er irgendeine Äußerung seines Gegenübers erwartet hatte, „nun ist es mir unmöglich, heute noch zwanzigtausend Mark aufzubringen. Aber Ende der Woche bin ich wieder in Berlin, und ich besitze die sichere Zusage, daß ich dann über den Betrag verfügen werde.“

Der Ungar erhob sich brüsk, und in seinen Mienen war ein so unumstößlicher Entschluß zu lesen, daß sich der Schrecken und die Verlegenheit Lutz Volkmanns vertieften. Auch er stand auf.

„Das bedeutet...?“

„... daß ich zu meinem Bedauern gezwungen bin, mich um Hilfe an die Klubleitung zu wenden.“

Lutz fuhr zusammen. Für einen Augenblick drängte sich ihm eine harte Erwiderung auf, eine Antwort, die der erpresserischen Drohung gebührt hätte. Aber er bezwang sich, um sich auch nicht die geringste Möglichkeit zu verderben. Daß ihm eine Gefahr von ungeheuerster Tragweite drohte, erkannte er, hatte er schon in den letzten zwei Tagen deutlich erkannt; diese Schuld vom grünen Tisch würde ihm Johannes Vater niemals verzeihen. Sie ging gegen alle Vereinbarungen, gegen alle Versprechungen, die er Quade gegeben hatte. Er hörte noch, wie damals der Alte gesagt hatte: „Ich ziehe sofort die Hand von Ihnen ab, wenn ich merke, daß Sie unverbesserlich sind, Lutz! Man hat mir so viel von Ihrem Leichtsinn erzählt, daß es eigentlich einer längeren Probezeit bedürfte... aber Sie haben mir Ihr Wort verpfändet.“

Wenn er nicht mehr Johannes Verlobter war, fiel alles wie ein Kartenhaus zusammen. Ohne diese Heirat würden seine Gläubiger nichts bei ihm finden, würden ihn vernichten, seine Ehre zugleich mit dem Rest von Niveau, das seine Existenz bisher eingehalten hatte. Ohne Quade war er ein Betrüger, ohne ihn ein Bankrotteur, der seine Gläubiger um die letzte Quote gebracht hatte.

Battaky tat eine Bewegung, als wollte er sich zum Gehen wenden. Wenigstens deutete die leichte Verbeugung an, daß er das Gespräch mit Lutz für beendet hielt. Seine Schlauheit war so groß, seine feine Witterung so unübertrefflich, daß er spürte, wie Volkmann noch irgend etwas vor ihm geheimhielt, was ihn befriedigen konnte. Er ahnte allerdings nicht, was es war, und warum es der so hart Bedrängte verbarg, aber er hatte untrügliche Beweise dafür: eine gewisse Sicherheit, die noch immer in der Stimme des von ihm heimlich gehaßten Mannes lag, etwas in seiner Haltung, in seinem Blick.

„Noch ein Wort, Battaky“, rief ihm Lutz zu. Er atmete schwer, wie um etwas kämpfend. Aber was mochte es sein? fragte sich der Ungar.

Er blieb und erwartete die Erklärung.

„Genügt Ihnen ein Pfand?“

Battaky hob leicht die Schultern. „Es wäre die Frage, ob es mich zu meinem Gelde kommen ließe.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Ich müßte das Recht haben, dieses Pfand zu veräußern. Sie täuschen sich nämlich über meine Motive... ich brauche Geld... bares Geld!“

Wieder dieses Zögern Lutz Volkmanns, das deutlicher als alle anderen Anzeichen verriet, wie er eine Hemmung niederringen mußte. „Nein, das ist ausgeschlossen“, stieß er schwer und unentschieden hervor, wie jemand, der anders spricht, als er denkt.

Battaky zuckte die Achseln. „Ich begreife Sie nicht. Wenn Sie ein Pfand rechtmäßig besitzen...“

Volkmann fuhr zusammen und starrte den Ungarn aus weit aufgerissenen Augen an, mit dem Blick eines Verzweifelten.

„Wie können Sie so reden, Battaky! Natürlich gehört mir dieses Pfand rechtmäßig. Aber ich liefere mich Ihnen aus, wenn ich gestatte, daß Sie es verkaufen.“

„Sie belieben mir Rätsel aufzugeben.“

Lutz senkte den Blick zu Boden. „Es ist die Hilfe einer mir nahestehenden Dame, die ich dann in Anspruch nehme. Sie hat mir etwas sehr Kostbares zur Verfügung gestellt... allerdings mit dem ausdrücklichen Bemerken, ich könnte damit schalten und walten nach meinem Gutdünken. Sie werden verstehen, daß ich von dieser Erlaubnis nicht gern Gebrauch machen möchte. Es genügt, wenn Sie etwas von mir erhalten, das Sie sicherstellt.“

Battaky hatte aufmerksam gelauscht, wie ein Fuchs, der dem Hasen auflauert. Mit jedem der letzten Worte Volkmanns wuchs seine Spannung. Eine Dame, die Volkmann nahestand? Johanne Quade? Ausgeschlossen! So gut glaubte Battaky in die Verhältnisse der Menschen, die er seit Wochen beobachtete, eingeweiht zu sein: die kleine Johanne gab ihrem Verlobten höchstens den Laufpaß, niemals etwas, das ihn aus einer Verlegenheit befreien konnte. Wer also war die Frau, von der ihm Volkmann erzählte?

Er wehrte wiederum ab, wie vorhin. „Wir müssen die Sache ganz in Ordnung bringen oder gar nicht. Aber Sie dürfen mir trauen. Schließlich ist es mein eigenes Interesse, daß die Geschichte unter uns bleibt. Ein sauberes Geschäft ist es auf keinen Fall.“

„Nein, das gewiß nicht“, rief Lutz Volkmann mit der Bitterkeit des Bedrängten. „Geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie unter keiner Bedingung verraten werden, auf welche Weise Sie zu dem Schmuckstück gekommen sind?“

„Ehrensache“, sagte der Ungar und legte flüchtig seine Hand in die seines Opfers.

Dann schien die Verlegenheit von Lutz zu weichen. Er richtete sich auf, als fühle er sich befreit, ging festen Schrittes zu seinem Schreibtisch und öffnete das Fach zur Rechten. Er entnahm ihm ein kleines, in Seidenpapier gewickeltes Paket, schlug das Papier zurück und hielt Battaky eine Schnur großer, schimmernder Perlen hin, nach der der Ungar hastig griff. Für einen Augenblick betrachtete Battaky den Schmuck aufmerksam aus einiger Entfernung, indem er ihn hochhob und das Licht auf die Schönheit der Perlen fallen ließ. Dann genügte ihm auch dies nicht; er tauschte mit Volkmann einen Blick, der Verwunderung und Frage zugleich ausdrückte, und eilte zu einem der Fenster.

Dort stand er minutenlang. Lutz, der ihm langsam gefolgt war, sah, wie die Perlen einzeln durch seine Hände glitten, von den Spitzen seiner Finger befühlt, gedreht, geprüft wurden. Ganz und gar Fachmann! Kein Juwelier konnte sachgemäßer Echtheit, Form und Farbe dieser runden, kostbaren Meerestöchter begutachten.

Plötzlich wandte sich Battaky zu Volkmann um. Seine dunklen Augen glänzten unheimlich, als spiegelten sie die Pracht der Perlen wider.

„Vielleicht achtzigtausend wert“, rief er leise. Seine Stimme klang wie die eines Händlers.

Lutz antwortete mit einer Gebärde, die ausdrücken sollte, daß er von solchen Dingen nichts verstünde.

„Die Dame... muß Ihnen sehr verpflichtet sein...“

„Ich bitte, kein Wort davon“, warf Volkmann heftig ein. Er war so blaß, daß es Battaky nicht entgehen konnte. Der schien wieder seine Blicke der Schnur zuzuwenden, aber in Wahrheit sah er sie kaum. Die Frage beschäftigte ihn, von wem Volkmann dieses Kleinod erhalten hätte. Er war ein Freund von Klarheit, wenigstens von Klarheit bei anderen. Und plötzlich fiel es ihm ein, wie dumm er an der Lösung vorbeitappte... Bettina Tieffenbach!

Er glaubte nicht mehr zweifeln zu müssen und lächelte hämisch vor sich hin. Es bestanden also noch Bindungen zwischen diesen zwei Menschen: Volkmann und Bettina. Gut, daß man es wußte. Überhaupt gut, daß man nun deutlicher gewisse Fäden sah, die man bisher nur erraten hatte.

„Sie geben also zu, daß Sie mit der Kette vollauf gedeckt sind?“ ließ sich Lutz vernehmen. Er schien noch immer zu hoffen, es werde ihm gelingen, Battaky umzustimmen.

(Fortsetzung folgt.)



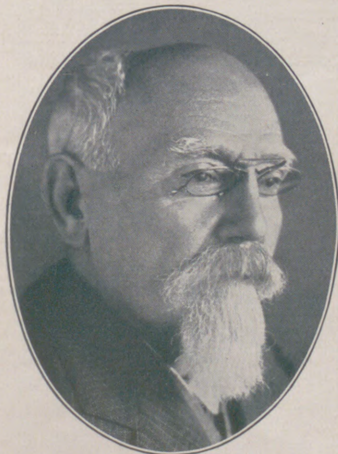


Links: Eigenartige Passagiereinschiffung im schwebenden Korb: Ankunft eines Förderkorbs an Bord eines Dampfers in Port Elisabeth (Süd-Afrika). Die Passagiere werden wegen der die Landung verhindernden Brandungsverhältnisse vom Ufer aus mittels eines Kranes zum Schiff befördert. — Rechts: Der Affe als neckischer Begleiter: Eine Spaziergängerin mit ihrem Silberäffchen im Hyde-Park in London.

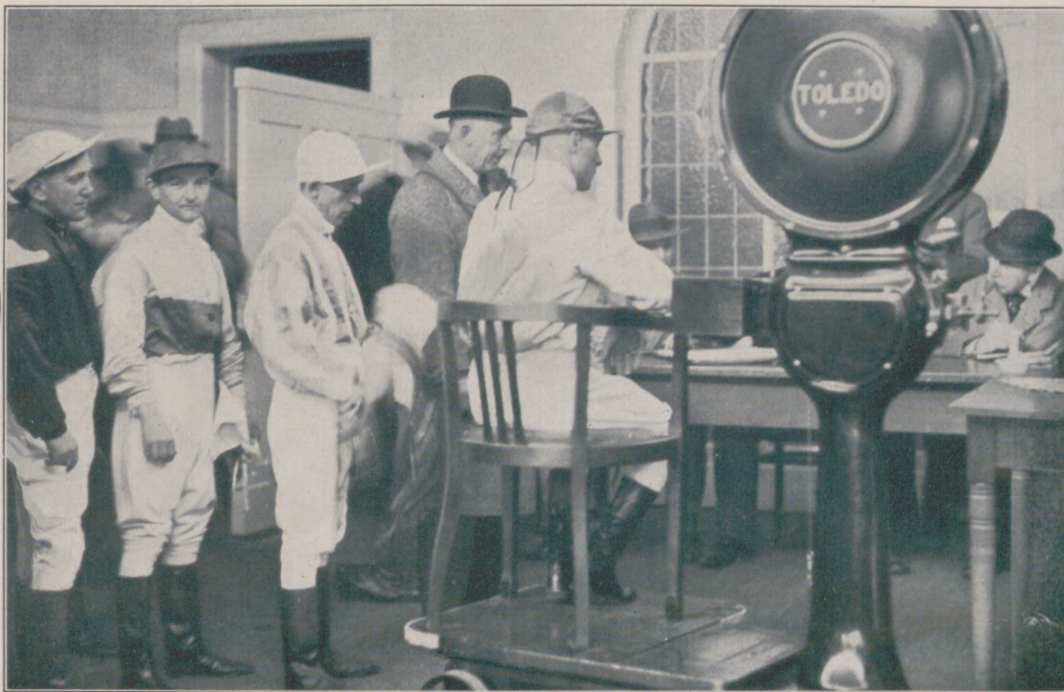


Wiederbelebung einer alten Verdi-Oper: Bankettszene aus der deutschen Uraufführung der Oper „Macbeth" an der Staatsoper in Dresden am 21. April mit Robert Burg (×) in der Titelrolle. Textbearbeitung Georg Göhler, Spielleitung Otto Erhardt, musikalische Leitung Hermann Kutzschbach.

Am 14. März 1847, also vor mehr als 80 Jahren, wurde dieses Werk Guiseppe Verdis (nach Shakespeares Dramendichtung) in Florenz zum ersten Male — übrigens mit mäßigem Erfolg — aufgeführt. Georg Göhler hat seiner Textbearbeitung die zweite Fassung der Oper zugrunde gelegt, wie sie vor mehr als 60 Jahren in Paris gespielt wurde. Wenn dieses Werk, Verdis zehnte Oper, in ihrer Wirkung an seine berühmten Schöpfungen auch nicht heranreicht, so enthält sie doch Stücke von genialer Schönheit. Die Dresdener Aufführung war ein neuer Beweis für den künstlerischen Reichtum dieser Bühne. (Die Bühnenaufnahme stammt vom Atelier Ursula Richter in Dresden.)



Prof. Ferdinand Hummel, namhafter Berliner Komponist, der besonders durch seine Klavierstücke, musikalische Märchendichtungen und auch mehrere Opern bekannt wurde, † am 24. April im Alter von 72 Jahren.



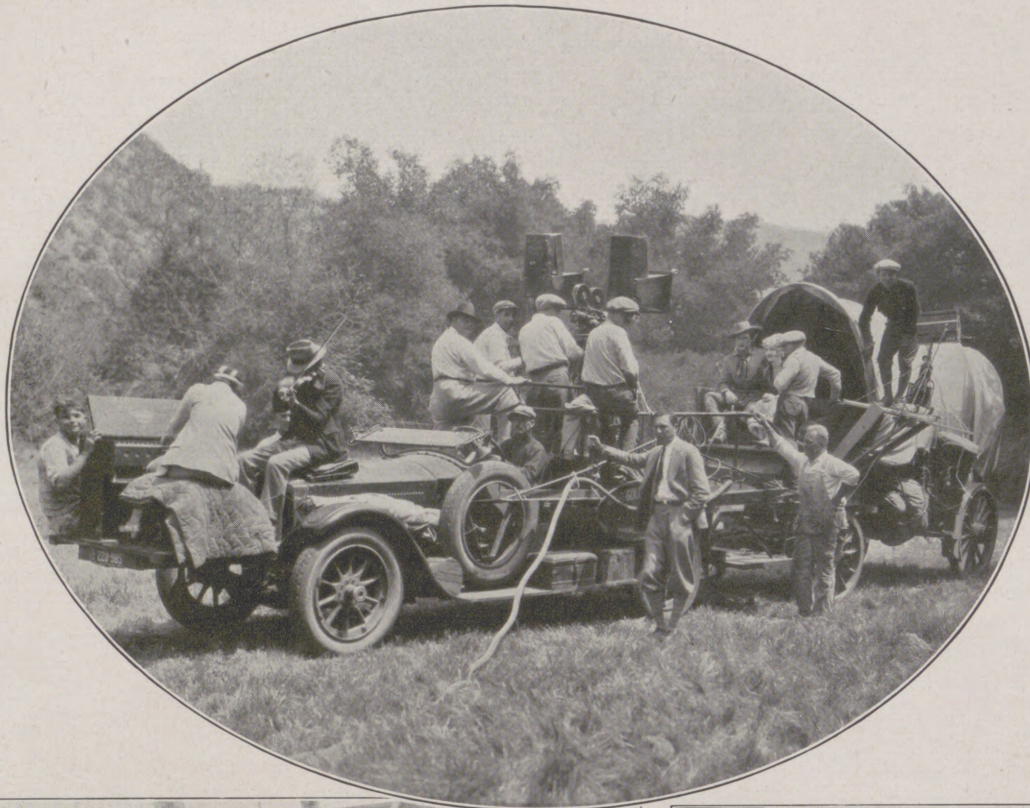
Vom Beginn der Pferderennen auf der Hamburger Rennbahn in Horn am 22. April: Jockeis auf der Wage.



Alexander Graf zu Castell-Rüdenhausen, seit 1898 Leiter der bekannten „Castell-Bleistiftfabrik A. W. Faber" in Stein bei Nürnberg, bedeutende Persönlichkeit des Wirtschaftslebens, † am 11. April im 62. Lebensjahre.

ZAUBERIN KAMERA
FILMPHOTOGRAPHEN BEI DER ARBEIT

Filmkunst ist Bildkunst, Photographie eingefangenen Lebens. Der Mann am Aufnahmeapparat, der Filmoperateur, sieht die Kamera daher als künstlerischen Faktor an, um dem Publikum im laufenden Bild alle möglichen Zauberkunststücke vorzugaukeln, die, in ihrer höchsten Vollendung, den Film wertvoll und interessant gestalten. Nur selten ahnt der Laie, welch eine Unsumme von Kameratechnik, Geduld und Gedankenarbeit in den Bildern steckt, die in Bruchteilen von Sekunden an den Augen des Beschauers vorüberhuschen. Um hiervon einen kleinen Begriff zu geben, seien einige Zahlen genannt. Die schmale, nur 35 mm breite Zelluloidschlange, die anfangs in der Kamera und später im Vorführungsapparat abgerollt wird, hat bei einem normalen Spielfilm eine Länge von etwa 2200 m. Je 100 m enthalten 5200 Einzelbildchen (1 m = 52 Bildchen) und beanspruchen eine Vorführungszeit von etwa 4 Minuten. Ein 2200 m langer Film läuft also 88 Minuten, d. h. etwa $1^1/_2$ Stunden. Da



Im Oval: Aufnahmen während der Fahrt mit einer kleinen Musikkapelle auf dem Kühler: Vom Automobil aus filmt man den als Anhänger mitlaufenden Planwagen, um die Personen auf dem Kutschersitz zu zeigen. (Phot. Metro-Goldwyn.)

stumme Spiel lediglich auf das rein Sichtbare eingestellt, d. h. nur mit den Augen aufnehmbar.

Über diese grundlegenden Begriffe hinaus gilt es nun, die Feinheiten der Kameratechnik herauszuholen, d. h. optisch und technisch nicht auf bereits ausgefahrenen Gleisen der üblichen Aufnahme weiter fortzufahren, sondern immer wieder neue Wege aufzuspüren.

Während man nun bis noch vor gar nicht langer Zeit daran festhielt, den Aufnahmeapparat ausschließlich auf ein festes Stativ aufzubauen, wodurch sich die Aufnahme lediglich auf bestimmte Bildausschnitte beschränkte, ist inzwischen erkannt worden, daß die bisherige Verwendung der Kamera in ihrer Unbeweglichkeit nicht das eigentliche Wesen der Filmkunst er-





Links: Der Kahn als Kameraträger: Aufnahme einer Szene an der Uferböschung. (Phot. Defina.) — Rechts: Selbst in die höheren Regionen steigt die Kamera mit dem Flugzeug auf. (Phot. Paramount.)

nun das Spiel im Atelier nicht immer gleich auf den ersten „Anhieb" klappt — die meisten schwierigen Szenen müssen mehrere Male gedreht werden — so ist der Verbrauch an Rohfilm bei der Aufnahme mitunter ein drei- bis fünffacher. Es kann also vorkommen, daß 10000 m Rohfilm belichtet werden, die dann vor der Uraufführung des Films auf 2200 m zusammengeschnitten und aneinandergeklebt werden, wobei das Beste vom Besten herausgesucht wird. Dieser 2200 m lange Film enthält somit 114400 Einzelbildchen, die Titel bzw. Zwischentexte allerdings mit eingeschlossen. Die Vergrößerung dieser winzigen Bildchen auf der weißen Wand beträgt das 25- bis 35000 fache!

Von der Photographie aber hängt ein großer Teil des Gelingens eines Films ab. Was nützen z. B. das beste Spiel des Darstellers und der schönste Hintergrund, wenn das Bild unscharf oder gar verwackelt ist! Der Operateur muß daher ein ausgesprochenes Fingerspitzengefühl für das Bildwirksame haben und auch mit der Beleuchtungstechnik aufs innigste vertraut sein, denn gerade hierauf kommt es beim Film an. Ist doch das



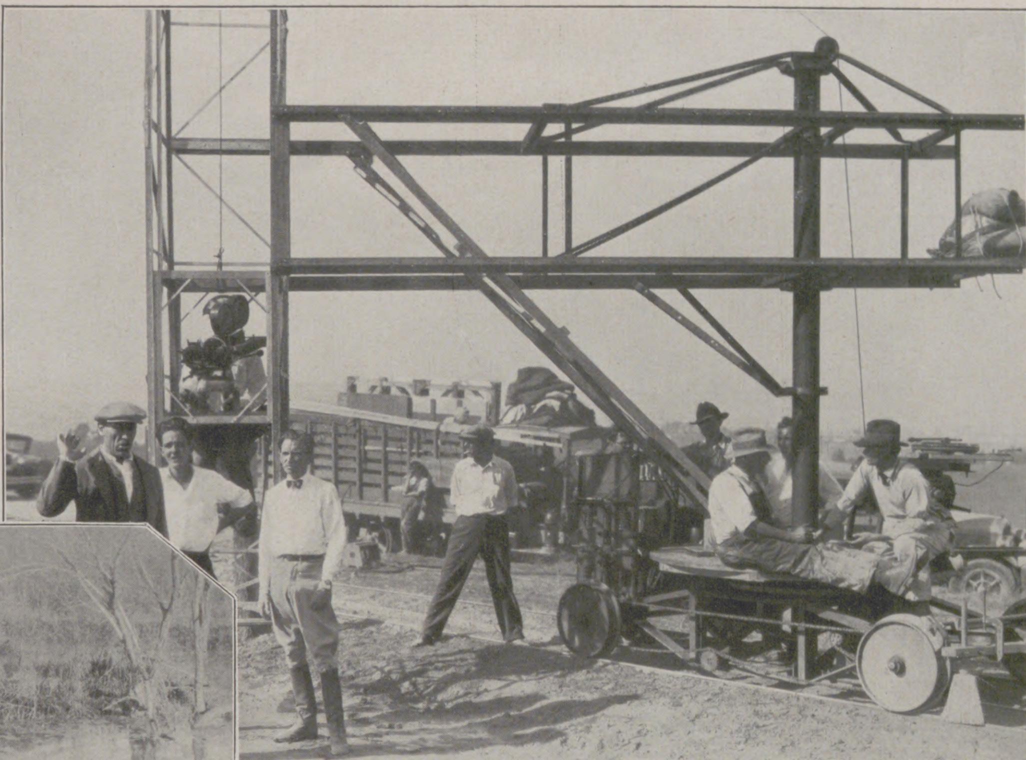
Mit wanderndem Objektiv: Um den Bewegungen der Darsteller nachfolgen zu können, hat sich der Operateur den Apparat vorgeschnallt. (Phot. Ufa.)

fassen kann. Bei Bewegungen des Schauspielers, auf der Flucht usw., sah man bislang stets nur Teilbilder einer derartigen Verfolgungsszene aus einer bildlich beschränkten Perspektive. Das wünschenswerte völlige optische Erfassen eines größeren Raumes oder Spielfeldes kann jedoch nicht nur von einem Punkt aus geschehen. Die Kamera hatte somit als Mittel zu dienen, das Blickfeld zu vervielfältigen, um das Auge zu unterstützen. Dieses Prinzip findet heute immer mehr Anwendung. Der Apparat wird einmal auf gut federnden und mit Pneumatiks versehenen sogenannten „Aufnahmewagen" aufgebaut, die dem Darsteller überallhin zu folgen vermögen, dann wieder nimmt man Automobile, Wasserfahrzeuge, Flugzeuge usw., um das Spiel immer „im Auge" zu behalten, d. h. es niemals aus dem Blickfeld des Objektivs zu verlieren. Auf diese Weise gewinnt das laufende Bild ungemein an Bewegtheit und Mannigfaltigkeit. Der Zuschauer wird von dem Tempo des Geschehens mit fortgerissen und scheint alle Phasen des stummen Spiels gleichsam mitzuerleben.

Die Amerikaner, die technisch auf einer bedeutenden Höhe der Aufnahmekunst stehen, sind durch die ungleich reichlicheren Geldmittel, die ihnen im Gegensatz zu den deutschen Filmproduzenten zur Verfügung stehen, in der Lage, gewaltige Gerüstanlagen zu konstruieren, die auf Gleisen hin und her bewegt werden. Innerhalb der Rahmen dieser Gerüste vermögen sie die Aufnahmeapparate beliebig nach allen Himmelsrichtungen hin zu verschieben, um Szenen kompliziertester Art zu drehen.

Außer den mechanischen Vorrichtungen, die die Kamera beweglich machen, bedient man sich ferner auch verhältnismäßig primitiv erscheinender Hilfsmittel, um die Beschränkung des Raumes zu überwinden. Für den Film „Der letzte Walzer" wurde eigens ein Dreirad konstruiert, auf dem die Kamera montiert war. Nach dem Rhythmus des Walzertaktes fuhr der kurbelnde Operateur (Theodor Sparkuhl, einer unserer bedeutendsten Kameramänner) mit dem Dreirad gewissermaßen dem Tanze nach, und so gelang es ihm, den Walzer auch im Bilde völlig einzufangen. — Um tanzende Paare aufzunehmen, schnallt sich der Kameramann ein andermal wieder den Apparat vor die Brust, schreitet langsam durch die Menge und dreht so die gewünschten Bilder. Der Zuschauer hat dann bei der Vorführung das unwillkürliche Empfinden, als befände er sich inmitten der Tanzenden. Um bei bestimmten Spielszenen die Ereignisse sozusagen auf sich zukommen zu lassen, wird die Kamera frei an einem Seile schwebend oder auf einem Brett rutschend dem Aufnahmeobjektiv nähergebracht.

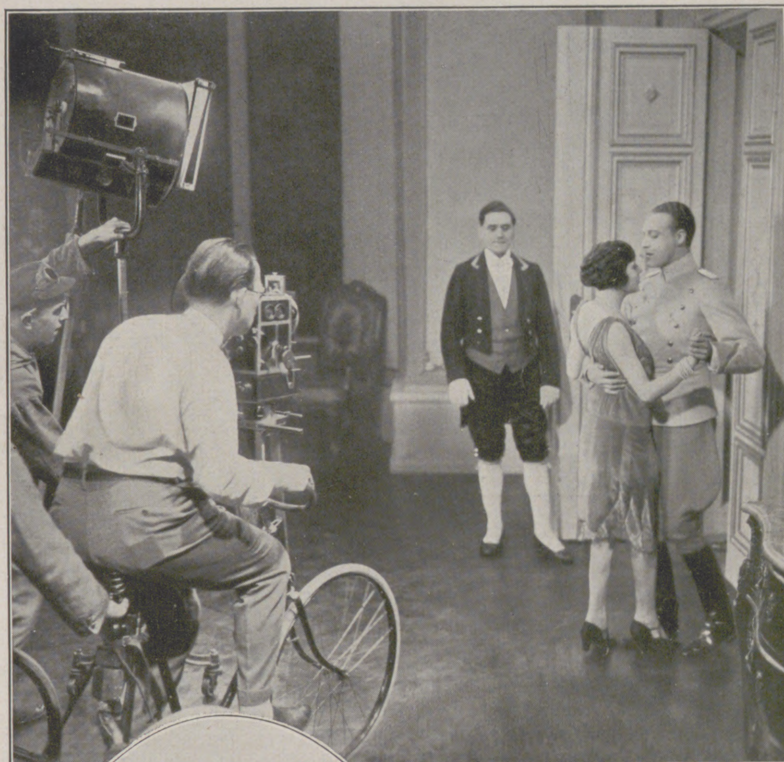
Es würde im Rahmen dieses Aufsatzes zu weit führen, noch auf alle jene Zauberkunststücke einzugehen, die der Operateur mittels der Kamera zu vollbringen vermag, und die der Einbildungskraft des Zuschauers in weitgehendem Maße dienlich sind. Hierzu wären vor allem zu rechnen: das mehrmalige Belichten ein und desselben Bildes mit verschiedenen Szenen, das Ineinanderkopieren mehrerer Aufnahmen, die Spiegelung von Modell- und Wirklichkeitsbauten zu einem einheitlichen Bild und ähnliche Kombinationen — alles Dinge, die mehr zur ausgesprochenen Trick-Technik gehören.



Moderne Aufnahme-Technik in der amerikanischen Filmstadt Hollywood. Die Kamera (links) auf einem beweglichen Gerüst, auf dem sie selbst wieder beliebig verschoben werden kann.



Die Kamera auf dem Floß: Nahaufnahmen am Ufer stehender Soldaten vom Wasser aus. (Phot. Parufamet.)



Der Aufnahmeapparat auf dem Dreirad, der die Illusion ermöglicht, der Beschauer befände sich selbst unter den Tanzenden. (Phot. Ufa.)





Links: Das großzügige Aufnahmeverfahren der Amerikaner: Sechs Apparate drehen zu gleicher Zeit ein und dieselbe Szene. — Im Oval: Auf schwierigem Aufnahmeposten: Regisseur und Operateur bei den See-Aufnahmen zu dem Emelka-Film „Schicksal des Menschen, wie gleichst du dem Meer" an den Uferhängen von Sylt. (Phot. Emelka.)

Künstler-Fahrt durch Südamerika.

Reise-Eindrücke in Wort und Bild von Albert Schlopsnies.



Übergang über den Äquator: Macht euch zur Taufe bereit!



Ein artistischer Broterwerb: Nach Münzen tauchende Eingeborene.

Zwei Tage lag Neuyork im grimmigsten Schneesturm, aller Verkehr war unterbunden; ich kämpfte mich mühsam zu Fuß durch, um auftragsgemäß mein Schiff rechtzeitig zu erreichen.

Langsam verläßt der englische Dampfer den Hafen, an der Freiheitsstatue vorbei gleitet er ins offene Meer. Ich muß in Erinnerung lächeln. Die Freiheit habe ich in diesem Lande selten gesehen, viel seltener als in der Heimat. — Ich blicke vorwärts! Nach Südamerika, dem Land meiner Sehnsucht von Jugend an, führt die Reise — das Geschick will mir wohl. Ich fahre Erster Klasse, habe amerikanische Dollars, und es geht dem Süden entgegen. — Nach zwei Tagen Fahrt ist der Frühling über uns gekommen mit einer wunderbaren weichen, milden Luft, die See ist spiegelglatt. Ein herrliches Leben beginnt nun an Bord: Wir gehen alle in Sommerkleidern, an Deck wird ein Schwimmbad eröffnet, und allerlei Bordspiele vertreiben uns die Zeit.

Nach acht Tagen sehr angenehmer Fahrt passieren wir die Inseln von Mittelamerika, unser Kurs geht zwischen ihnen durch. Die Spitzen versunkener Gebirge sind es, malerisch erheben sie sich steil aus dem Meere. Wir laufen die flache Insel Barbados an, eine englische Kolonie. Zahlreiche kleine Eingeborenenboote, Zigarrenschachteln vergleichbar, umschwärmen, bunt und lustig bemalt, das Riesenschiff, und nun beginnt ein eifriges Tauchen nach Geldstücken in dem kristallklaren, blauen Wasser. Aalglatt gleiten die herrlichen, braunen Körper ins Wasser und holen mit fabelhafter Sicherheit jedes Geldstück, das man ihnen in die Flut hinabwirft, herauf. Auch einige junge Mädchen beteiligen sich lebhaft und erfolgreich an dieser Taucherei. Ein unvergeßlicher Anblick für ein Malerauge.



Ein schwarzer Kopfarbeiter.

Ich gehe an Land, und mich erwartet ein reizendes Bild: Eine richtige Kleinstadt ist es mit ihrer Wichtigtuerei, Aufgeblasenheit und Lächerlichkeit — alles nur in Schwarz. Sämtliche Einwohner sind Neger oder Mulatten; Militär wie Polizei — alles schwarz in den prächtigen roten Uniformen des Britischen Reiches. Das wirkt doppelt komisch, weil sie mit größtem Ernst und einem gewissen Stolz zur Schau getragen werden.

Weiter führt uns dann unser Schiff nach Trinidad. Dasselbe fröhliche, farbige Bild, nur noch verstärkt durch die bunten Kostüme der westindischen Bevölkerung, die hier an den alten Bräuchen zäh festhält.

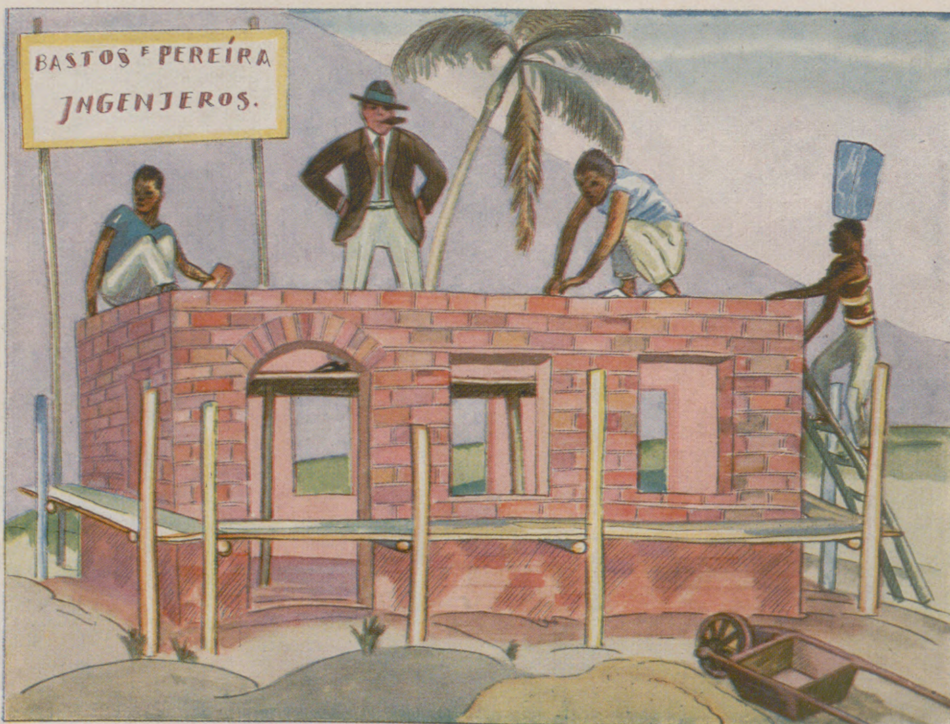
Nun geht es dem Äquator entgegen, und allerlei Heimlichkeiten entwickeln sich an Bord, in Erwartung der Äquator-Taufe. Man hat es besonders auf uns Neulinge abgesehen. Endlich ist der große Tag da, die „Linie" ist erreicht, und bei strahlender Sonne steigt Gott Neptun an Bord. Nach einem reizend komischen Umzug schreitet man zur Taufe, und es wird uns „Neuen" nichts geschenkt! Eine feierliche Urkunde bestätigt den Taufakt, und ein offizielles Diner mit Tanz beschließt den herrlichen Tag.

Unsagbar schön ist das Meer in der hellen Nacht; bei Vollmond unter dem Kreuz des Südens, begleitet von Schwärmen fliegender Fische, verbringt man die Nächte träumend an Bord.

Nach zwanzig Tagen nahen wir uns Rio! Meine Nerven sind in Erwartung aufs höchste gespannt. Aber die Wirklichkeit übertrifft alle Vorstellungen. Rio ist die



Geldgierige Meernixe.



Zwar kein Neuyorker Wolkenkratzer, aber doch eine beachtliche Leistung prominenter Architekten!



Besen zu verkaufen!



Zur kleinen Markthalle.


Das süd-amerikanische „Waschermadl".

schönste Stadt der Welt! Willenlos lasse ich mich in den Anblick der unbeschreiblichen Schönheit gleiten. Ein Stift oder Pinsel kann nie diesen Anblick wiedergeben. Der Dampfer hat den Hafen gegen Abend erreicht, und langsam sinkt die Nacht nieder. Die Stadt flammt auf in ihrem feenhaften Lichtkleide; zuerst vermutete ich eine Festbeleuchtnng — aber es war nur die Alltagsgarnitur. Der nächste Morgen bringt frische wunderbare Überraschungen. Jedes kleinste Ding ist neu und von nie geahnter Eigenart; bunt und herrlich umfängt mich das Leben in dieser traumhaften Stadt. Man kann sich keinen größeren Gegensatz denken als zwischen Neuyork und Rio: dort ein immerwährendes Hasten und Jagen, hier die Ruhe selbst. Ein vielgebrauchtes Wort der Brasilianer ist „patientia" (Geduld), und es scheint mir auch das oberste Gesetz in diesem Lande zu sein.

Es folgt eine herrliche Zeit für mich als Maler. In dieser prächtigen Landschaft bieten sich mir die glänzendsten Möglichkeiten, originelle und seltsame Volksgebräuche zu beobachten.

Ausflüge in die Umgebung per Auto und Besuch der großen Kaffeeplantagen füllen meine Tage; ich male alles: Landschaften, Tiere, Blumen, Menschen, und im Fluge vergeht die Zeit. Weihnachten kommt heran und damit die heißeste Zeit des Jahres; es wird hier meist unerträglich, und selbst die stimmungsvollen Feiern der Christnacht und der Jahreswende erleiden Einbuße durch diese drückende Hitze. Die Nächte bringen keine Abkühlung mehr, und ich lebe unter dem dumpfen Druck der Tropen. So ist es mir fast wie Erholung, als ich dann auf einem deutschen Schiff die große Reise heimwärts antrete. Nachts zwei Uhr verlassen wir den Hafen von Rio und gewinnen das offene kühle Meer.

Ein Traum versinkt hinter mir, und traurig denke ich: Wahrscheinlich auf Nimmerwiedersehen!



Ein hoffnungsvoller Straßensänger.


Ein Pfahlbau-Idyll: Negerhütte in Trinidad.


Weihnachten in Rio.



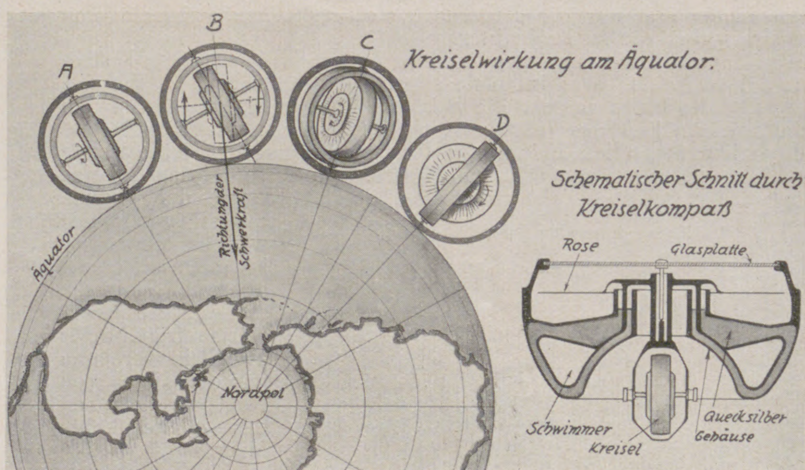
Feier für einen Heimgekehrten. Gemälde von José Solana.

Vom Kreiselkompaß zum Fernlenkschiff.

Im Jahre 1926 wurden Versuche der französischen Postverwaltung mit selbstgelenkten Postflugzeugen bekannt. Diese unbemannten Flugzeuge sollten durch drahtlose Fernwirkung ihre Post an bestimmten Punkten abwerfen. Bekannt sind auch die in den letzten zwei Jahrzehnten angestellten verschiedenen Versuche mit Fernlenkschiffen sowohl im Deutschen Reich (Wirth, Flettners Fernlenktank) als auch im Ausland (Versuche im Kriegshafen von Spezia 1924).

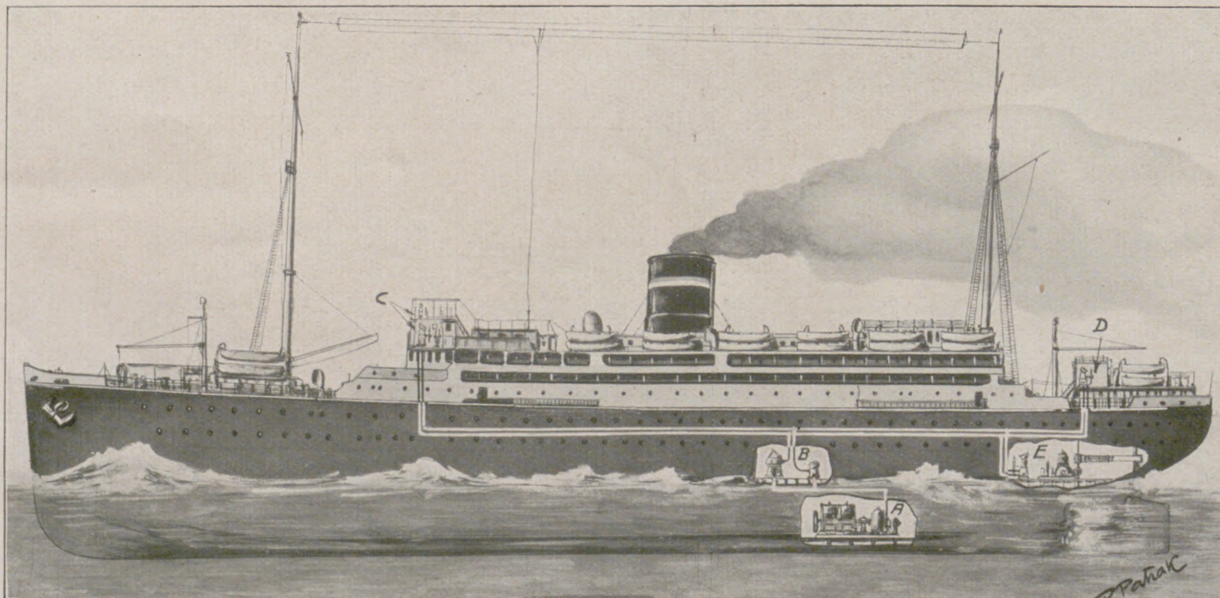
Bei allen diesen Versuchen spielte ein in der Seeschiffahrt heute bereits unentbehrliches Instrument eine große Rolle: der Kreisel bzw. der Kreiselkompaß.

Das Wesen des Kreiselkompasses besteht in selbsttätigem Einschwingen der Achse eines frei aufgehängten Kreisels in die astronomische (also exakte) Nord-Süd-Richtung. Zur Erzielung dieses Effekts wurde eine Eigentümlichkeit des Kreisels, die Präzession, verwendet.



1. Kreiselwirkung und Kreiselkompaß.

Die Skizze Abbildung 1 versinnbildlicht uns das Verhalten des Kreisels am Äquator. Ein rasch rotierender Kreisel befindet sich in A und versucht allen Lageveränderungen entgegen seine Achsenrichtung im Raume stets beizubehalten. (Für den Punkt A sei Stillstand der Erde angenommen.) Diesem Bestreben wirkt aber im Punkte B, wohin der Kreisel infolge der Erdrotation gelangt ist, die Schwerkraft entgegen und sucht die Kreiselachse, wie die Pfeile andeuten, zu verdrehen. Die Kreiselachse weicht diesen Kippversuchen infolge der erwähnten Präzession so lange rechtwinkelig aus, bis sie nach Bild D parallel zur Erdachse steht. In dieser Lage ist das Gleichgewicht des Kreisels am Äquator hergestellt; ein frei aufgehängter Kreisel wird dort stets in diese Achsenlage einschwenken, die aber nichts anderes vorstellt als unsere gesuchte Nord-Süd-Richtung. Nicht nur am Äquator, wo allerdings die Richtkraft am größten ist, sondern auch in den höheren Breitengraden der südlichen und nördlichen Erdhälfte stellt sich die Achse des rotierenden, frei aufgehängten Kreisels stets in die Meridianebene, also in die Nord-Süd-Richtung ein. Allerdings wird mit zunehmender Breite die Richtkraft stets geringer und verschwindet am Pol überhaupt; praktisch kann der Kreiselkompaß in höheren Breiten als 78 Grad nicht mehr verwendet werden. Für die Zwecke der üblichen Schiffahrt reicht also die Richtwirkung des Kreiselkompasses vollständig aus. Da der Kreiselkompaß eine fast zehnmal stärkere Richtkraft als der alte Magnetkompaß aufweist, können wir ohne weiteres von einem an besonders günstigem Orte, gewöhnlich in der Mitte des Schiffes (Abbild. 2 B), aufgestellten Kreiselhauptkompaß eine Anzahl Zeigerapparate, sogenannte Tochterkompasse, steuern (Abbild. 2 C, D, E).



2. Passagierdampfer mit schematisch angeordneten Haupt- und Tochter-Kreiselkompassen. A = Elektrischer Generator des Schiffes, B = Kreiselmutterkompaß, C und D = Kreiseltochterkompasse, E = Kreiseltochterkompaß mit Steuermaschine.

Wir erkennen in der Abbildung 2 die besonders geschützte Stelle mittschiffs, an der sich der Kreiselmutterkompaß befindet (2 B). In einem kesselartigen Gehäuse bewegt sich in einem Quecksilberbad ein Schwimmer, mit dem die Kompaßrose und der verkapselte Kreisel fest verbunden sind (Abbild. 1). Der Kreisel selbst ist der Anker eines Drehstrommotors und rotiert mit ungefähr 20000 Tou-

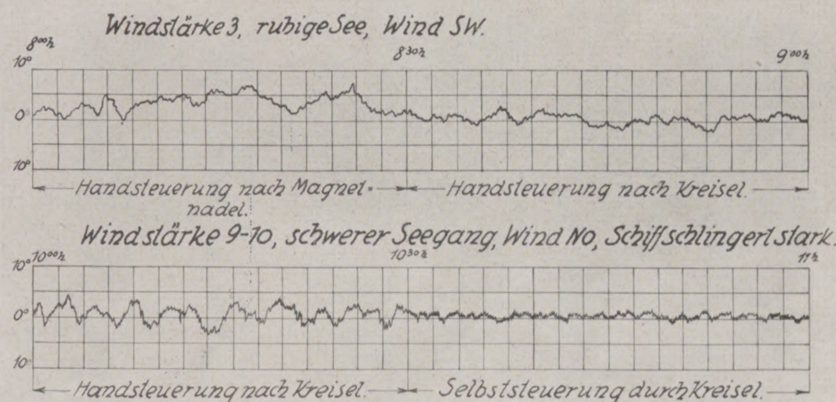
ren in der Minute. Da der Kreisel (bei neueren Ausführungen sind es drei miteinander gekuppelte Kreisel) viel mehr Zeit als die alte Magnetnadel zum Einschwingen in den Meridian benötigt, muß der Mutterkompaß 2—4 Stunden vor Auslaufen des Schiffes angestellt werden. Vom Mutterkompaß wird dann auf elektrischem Wege, durch eigene Elektromotoren über Leitungskabel, jedes Einspielen seiner Rose den Tochterkompassen übermittelt (Abbild. 2).

Der Kreiselkompaß bietet aber nicht bloß die Möglichkeit einer exakten und unabhängigen Kursbestimmung sowie die der Anordnung von mehreren ferngelenkten Tochterkompassen, er ermöglicht auch eine automatische Schiffssteuerung. Bis heute betätigt auf den meisten verkehrenden Schiffen noch der Steuermann das Steuerrad, das durch hydraulische Übertragung oder mittels Telemotoren das Schiffsruder stellt und so das Schiff am befohlenen Kurs hält. Der Gedanke lag nahe, hier die Arbeit des Menschen durch Maschinenarbeit zu ersetzen. Abbildung 3 zeigt das Ruderhaus des Dampfers „Monte Sarmiento“. Im Hintergrund sehen wir zwischen zwei Maschinentelegraphen einen Kreiseltochterkompaß mit Peilaufsatz und im Vordergrund links das Handruderrad mit einem Steuertochterkompaß. Neben diesem befindet sich rechts die Anschützsche Selbststeuereinrichtung. Handruder und Selbststeuer sind durch eine Kettenübersetzung (in Verschalung) miteinander gekuppelt. Am Selbststeuerer befindet sich in der Höhe des Schutzbleches ein Hebel zum Ein- und Ausschalten des Selbststeuerers, so daß stets die Möglichkeit gegeben ist, von der automatischen zur Handsteuerung überzugehen. Der Steuermann kann bei ausgeschaltetem Selbststeuer das Handruderrad auf die übliche Weise bedienen. Ist aber der Hebel eingeschaltet, so wird unser Steuermann durch einen Elektromotor im Kasten der Selbststeueranlage ersetzt. Der Wachtoffizier stellt am Steuerkompaß mittels des kleinen Stellrades unter der Rose den gewünschten Kurs bloß ein, und alles übrige besorgt dann der Elektomotor, der mittels der Kettenübertragung die Welle des Handruderrads dreht, bis der gewünschte Kurs anliegt. Die durch Registrierapparate aufgenommenen Kurven beweisen, daß das Kurshalten nach Ersatz des alten Magnetkompasses durch den Kreiselkompaß verbessert, durch Einführung des Selbststeuerers aber sogar noch die Leistung des geübten, durch den Kreiselkompaß unterstützten Steuermanns von der Selbststeueranlage überboten wurde (Abbild. 4).


3. Ruderhaus des „Sarmiento“ mit Selbststeueranlage (vorn).

Die praktische Vervollkommnung der automatischen Schiffssteuerung bot die Möglichkeit zum Beschreiten eines noch weiteren Weges: zur Ausbildung des Fernlenkschiffes, sei es nun ein Wasser- oder ein Luftfahrzeug. Wie wir wissen, besteht beim automatisch gesteuerten Schiff die einzige Tätigkeit des Menschen in der Einstellung des Kurszeigers durch den Wachtoffizier beim Steuerkompaß. Diese Einstellung kann bei den heutigen Erfolgen der Radiotechnik durch einen mittels Relais drahtlos ferngesteuerten Elektromotor geschehen. Auch läßt sich der Schiffsantrieb drahtlos regulieren, besonders dann, wenn man hierfür einen von Akkumulatoren gespeisten elektrischen Antrieb verwendet; der elektrische Schiffsantrieb wird heute stets bei den Tauchfahrten von U-Booten benutzt. Tatsächlich sind auch im Kriege bereits drahtlos gesteuerte Schiffe verwendet worden (Abbild. 5). Das Zukunftsbild eines Krieges, in dem ein technisch überlegener Gegner den Feind durch überfallsartigen Einsatz von ferngelenkten Bombengeschwadern und Torpedoflottillen niederkämpfen wird, ist nicht von der Hand zu weisen. Die technische Möglichkeit wird aber erst dann vollends zur Wirklichkeit werden, wenn das Fernsehen aus den Stadien des Versuchs in das Stadium der praktischen Durchführbarkeit gelangt ist. Abbildung 6 zeigt ein ferngelenktes Torpedoboot. Es ist sehr tief gebaut, um die Treffermöglichkeit herabzumindern; auch die Hauptantenne — der Lebensnerv des Schiffes — ist tief gespannt. Anschließend an die Antenne befinden sich im Innern des


5. Steuerkreisel für unbemannte Fahrzeuge.



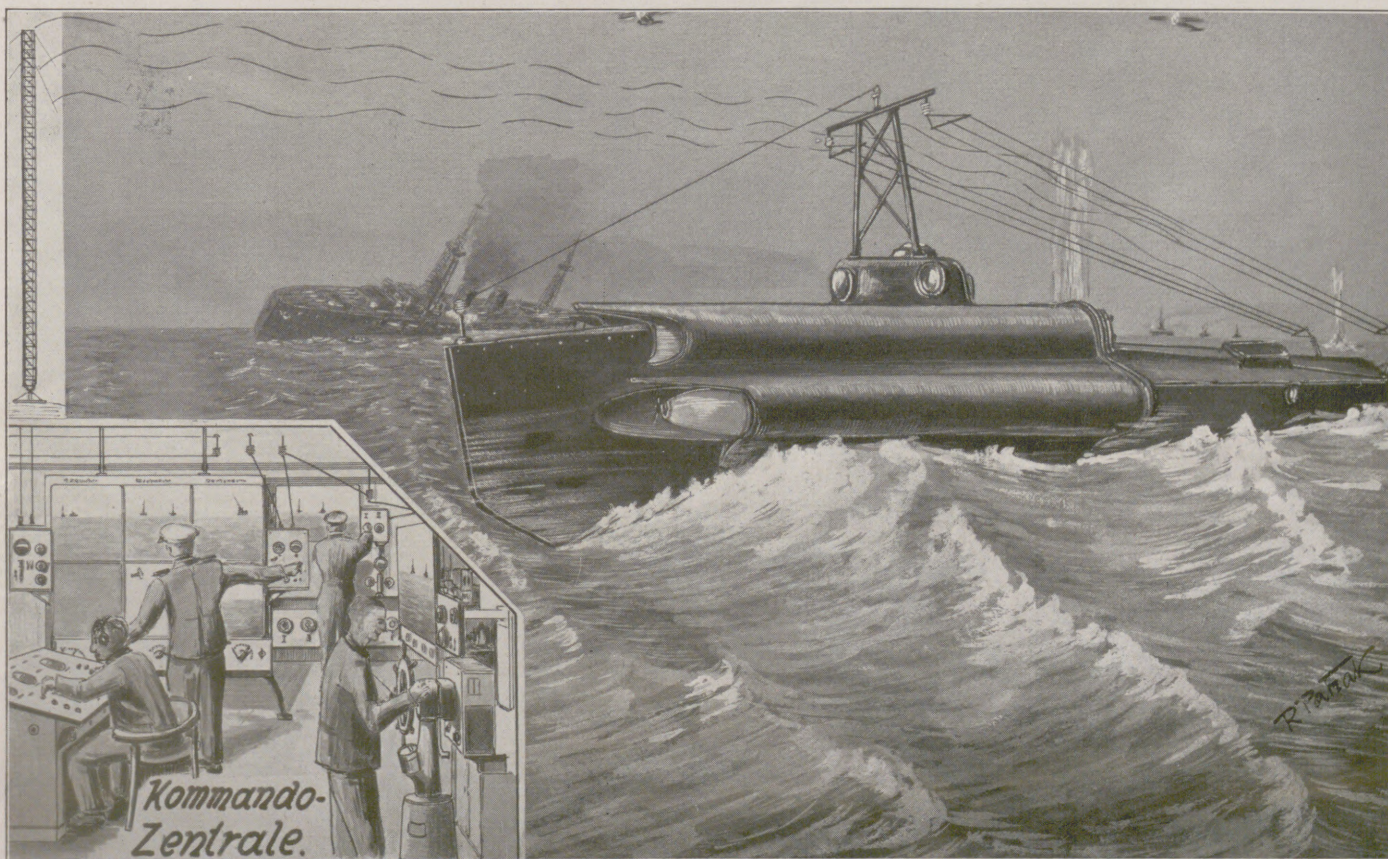
4. Ausscherkurven, die die Kursabweichungen bei verschiedenen Steuermethoden zeigen.

Schiffes die Empfangsanlage, die Selektoren und Relais, welche die Weiterleitung der auf verschiedener Wellenlänge und in verschiedenen Zeichen ankommenden drahtlosen Befehle besorgen. Wir sehen die Torpedolancierrohre, die durch einen in Hunderten von Kilometern entfernt erfolgten Tasterdruck ihre verderbliche Ladung abschießen.

In dem etwas erhöhten Turmaufbau des Fernlenkbootes sowie mittschiffs befinden sich runde Körper: die Augen des Fernlenkschiffes. Diese Augen übermitteln das auf photographischem Wege aufgenommene Bild ihrer Umgebung mittels drahtloser Wellen zum Fernseher in die Fernlenkzentrale (Kommandoraum). Dort sehen wir, entsprechend den genannten Augen, die in die sechs Hauptrichtungen sehen, also vorn, rückwärts, rechts, links, oben, unten, die sechs Projektionsflächen des Fernsehers. Kapitän, Navigations- und Torpedooffizier befinden sich nicht wie sonst auf dem gegen den Feind rasenden Boote, sondern weit entfernt vom Kampfplatz in der Kommandozentrale. Die Radiowellen übermitteln ihnen alle Eindrücke und Bilder des Kampfes und gestatten viel übersichtlicher, als es auf dem Schiffe selbst möglich wäre, die Anordnung von eventuellen Gegenmaßnahmen und Schiffswendungen. Entsprechend den auf diesen Fernsehflächen sichtbar gemachten Vorgängen in der Zentrale, ergehen sofort drahtlose Befehle von hier aus an das in der Ferne kämpfende Schiff, das diesen elektrischen Befehlen prompt gehorcht.

Der Kreiselkompaß und die durch ihn gegebene Selbststeuereinrichtung werden naturgemäß nicht nur militärischen Zwecken dienstbar gemacht werden können, sondern sie werden auch, so im Postverkehr, im Rettungswesen zur See usw., vorteilhaft den Menschen überall dort vertreten können, wo es gilt, Menschenkraft zu sparen oder Menschenleben zu schonen.

Ing. Dr. Günther Bandat.



6. Seekriegsführung der Zukunft: Fernlenktorpedoboot im Kampfe gegen ein feindliches Schiff. Links die Kommandozentrale an Land.

Für Alltag und Fest











Frühjahrs-Complet mit elegant über die Schulter fallendem Cape. (Phot. Franz Löwy.)

Links oben:
Gesellschaftskleid aus schwarzem Crêpe-Satin. Die seitliche Öffnung gibt einen rosa Untergrund frei, der von einer Art Perlennetz überspannt ist. (Phot. Henri Manuel.)

Rechts oben:
Kascha-Composé, bestehend aus weißem Rock und pastellblauem, weißgefüttertem Jäckchen. (Phot. Franz Löwy.)

Links unten:
Blaugesprenkelter Wollstoff bildet das Material zu diesem praktischen Complet. (Phot. Franz Löwy.)

Rechts unten:
Perlen- und Straßstickereien schmücken das nilgrüne Crêpe-Georgette-Kleid, dessen Rock in reichen Volants ausfällt. (Phot. Henri Manuel.)

In Spitzbergens Gewalt

Erzählung von Lars Hansen

AUS DEM NORWEGISCHEN ÜBERTRAGEN VON ERNST UND FRANCK ZÜCHNER

(4. Fortsetzung.)

Knut enterte in die Wanten hinauf. Das Tageslicht nahm bereits wieder ab. Knut hatte Augen wie ein Falke, und noch vor dem Dunkelwerden rief er auf Deck hinunter, er hätte Backbord voraus, in einer Entfernung von ungefähr acht Seemeilen, Land in Sicht. Bis es stockdunkel war, blieb er oben in den Wanten, zuletzt rief Siwert ihn herunter.

Als Knut dort oben saß, gingen ihm diese ganze fürchterliche Reise und das Schicksal Johann Troms' und seiner Leute durch den Kopf. Das Land, das er vorhin gesehen hatte, war Norwegen. Nun war es finster, aber trotzdem schien es ihm, als könne er im Dunkel über die Malanginsel hinwegschauen und die waldbestandene Troms-Insel sehen. Wie eine kleine Gans schwamm sie auf dem Wasser zwischen dem Tromsö- und Sandnäs-Sund. Er saß da und döste, bis Siwert hinaufbrüllte, daß er ihn gleich herunterholen würde.

Die „Hoffnung" drehte bei, denn im Dunkeln war der Schärengürtel gefährlich.

Knut war nicht imstande, das Land näher zu beschreiben, denn er hatte nur einige Gipfel gesehen. Am nächsten Morgen bekam man Fühlung mit dem Festland.

Die drei Männer — Mikal schlief noch immer — hatten sich ein tüchtiges Abendbrot, bestehend aus Renntierfleisch und Suppe, gekocht. Kartoffeln und frisches Gemüse waren schon lange ausgegangen, nur Dörrgemüse war noch vorhanden. — Das Essen schmeckte ihnen. Während der langen Mahlzeit herrschte Grabesstille. An Deck war alles vereist, auch das Ruder war eingefroren, so daß die „Hoffnung" von niemand betreut zu werden brauchte.

Als sie gegessen hatten, sagte Knut:

„Du, Schiffer, als ich oben in den Wanten saß und Ausschau hielt, dachte ich an den Augenblick zurück, da die ‚Hoffnung' von dem schweren Eis beinahe kippte und du sagtest: ‚Paßt auf, jetzt holt der alte Erik den ganzen Kram!' Es ist eigentlich nicht richtig, zu fluchen, wenn man dem Tode so nahe ist. Du verstehst schon, wie ich's meine, Schiffer, eigentlich geht die ganze Sache mich ja nichts an, aber ich kann das nun mal nicht vergessen.

Ich meine nicht etwa, daß du dich in jenem Augenblick hättest auf die Knie werfen und zu Gott beten sollen, das hätte der ‚Hoffnung' und uns nicht viel genützt. — Aber ich vergesse ganz, was ich sagen wollte, also: als du sagtest: ‚Nun holt der alte Erik den ganzen Kram', da kam die Bö und rettete uns. Und diesen Windstoß hat der Herrgott geschickt, um dir, Siwert, zu zeigen, daß er stärker ist als der alte Erik, den du angerufen hast."

Siwert gestand selber ein, daß er gesündigt hätte. Er gab auch weiter zu, daß er eigentlich immer, wenn er in Lebensgefahr schwebte, im kritischen Augenblick geflucht hätte, ja, er stoße in solchen Fällen die schlimmsten Verwünschungen aus und sei wütig und brutal. Er habe dies schon oft bereut. Zweimal sei er im letzten Winter zusammen mit seiner Frau in der Kirche gewesen und hätte den Herrgott gebeten, ihn das nächste Mal, wenn er wieder in Lebensgefahr sei, vor diesem unbändigen Fluchen zu bewahren.

Er bereute aufrichtig und wollte versuchen, nun ein braver Mann zu werden. Er faßte den Vorsatz, sich zu bessern, nicht gerade, weil er glaubte, daß ein Mann für ewige Zeit verdammt sei, der in einem unpassenden Augenblick ein paar lästernde Flüche losließe, sondern weil er sich darüber ärgerte, daß er gerade dann fluchte, wo er dies sonst niemals oder doch sehr selten tat. Das Schlimme war, je größer die Gefahr, desto wilder die Flüche. Er, der seinen Leuten mit gutem Beispiel vorangehen sollte, mußte einsehen, daß er selbst auf bösen Wegen wandelte.

Sie sprachen auch von Kristian Olsen, der ein einziges Mal in seinem langen Leben einen Fluch vom Stapel gelassen hatte, just in dem Augenblick, als er einen großen Walroßbullen angeschossen hatte, dieser sich auf das Boot warf und es zum Kentern brachte, so daß alle vier Mann, die darin waren, ins Wasser fielen. Gerade, als das Boot kippte, brüllte Kristian: „Der Teufel soll dies verdammte Aas braten!" Dann sauste er rücklings zwischen zwei Eisschollen ins Wasser. Doch als er wieder hochkam, hatte er seine Flinte noch fest in der Hand.

Mit großer Mühe gelangte er auf die Eisscholle hinauf, warf sich blitzschnell auf die Knie nieder und tötete das Walroß mit einem wohlgezielten Schuß.

An Bord hatte man das Kentern des Bootes bemerkt und kam zum Ersatz herbei, jedoch so spät, daß zwei Mann für immer untergegangen waren. Weder früher noch später hat man Kristian jemals fluchen hören. Selbst wenn er betrunken war, fiel ihm zuweilen ein, daß die letzten Worte, die die beiden Verunglückten gehört hatten, waren: „Der Teufel soll..." Und Kristian meinte, daß dies für die beiden ein bedauernswertes Lebewohl gewesen wäre.

Unten im engen Logis, wo eine kleine Lampe mit ihren roten, matten Strahlen durch den Tabakrauch zu leuchten versuchte, saßen die drei müden Männer. Mikal schnarchte noch, daß es dröhnte, und Siwert beorderte nun auch seine beiden anderen Leute in die Kojen. Er selbst wollte so lange ans Ruder gehen, bis Mikal wieder zu Kräften kam. Dieser sollte dann bis zum Morgengrauen Wache halten, wo man Fühlung mit dem Festland hatte und versuchen konnte, in die Schären einzulaufen.

Die beiden Seeleute zogen sich aus, und Siwert ging an Deck, wo Finsternis und Sturm herrschten. Obgleich der Orkan abgeflaut war, stürmte es doch immerhin noch ziemlich böse.

Siwert stand da und sah zum dunklen Himmel hinauf. Weder der Mond noch die Sterne leuchteten. Es fiel ihm ein, wie Gott ihm doch eigentlich immer beigestanden hatte. Daran konnte gar kein Zweifel sein, und seine Frau hatte recht. Denn sooft er nun schon im Laufe der Jahre im späten Herbst auf See gewesen war — in vielen Gefahren — immer erlebte er Gottes Allmacht genau so, wie seine Frau sie ihm geschildert hatte. Gewiß war die „Hoffnung" ein prächtiges Fahrzeug. Sie hatte es so manches Mal bewiesen, besonders, wenn Seen von achtern drohten. Aber trotzdem, hätte nicht der Herrgott immer noch im letzten Augenblick seine helfende Hand ausgestreckt, hätte ihn der Teufel sicher schon längst geholt.

Jedenfalls kamen ihm einige Male in den Sinn, für die er Gott bestimmt dankbar sein mußte. — Er grübelte darüber nach, ob der Herrgott sich im stillen nicht doch über das verdammte Fluchen ärgerte, und beschloß noch einmal, es für alle Zukunft bleiben zu lassen. Knut hatte recht, als er heute abend sagte, daß es sich so vermessen anhöre, wenn man fluche und dabei mit einem Fuß im Grabe stehe.

Die „Hoffnung" tauchte unter und kam wieder hoch, und Siwert verglich sie mit seiner Frau, die zu Hause würdig und ruhig einherschritt und leise eine Psalmenmelodie vor sich hinsummte.

„Ja," sagte er plötzlich und dachte nun an Johann Troms, „das muß ich meiner Frau überlassen. Ich hoffe, sie weiß Rat. Und dann der arme Berner Jörgensen, der einen ganzen Haufen Kinder hat — der kommt auch nicht heim. Diesmal gibt's für Siwert nur Flüche als Willkommen zu Hause."

Er saß auf dem Lug und stützte die Beine gegen die Reling. Rieb sich die Augen. — Er fror. Hatte er geschlafen? Also war auch er nicht besser als Mikal, der am Ruder eingeschlafen war. Kroch ihm schon das Alter ins Gebein? Er konnte sich nicht erinnern, jemals in seinem Leben eingeschlafen zu sein, wenn er wach bleiben mußte. Doch konnte er nicht lange geschlafen haben, denn es war noch schwarze Nacht. — Aber der Wind hatte stark abgenommen, und so etwas dauerte immerhin zwei, drei Stunden.

Er schwankte schlaftrunken nach vorn, und müde, wie er war, dachte er nicht daran, daß das Deck ganz vereist war. Er glitt aus und schlug mit dem Kopf auf einen Eisklumpen, der sich über einem Haufen von Tauen gebildet hatte.

Polternd fiel er hin und brüllte dabei: „Zum Teufel!"

Zum erstenmal in seinem Leben wurde Siwert ohnmächtig.

Im Logis schliefen alle drei. Sie schliefen ruhig. Sanfter hatten sie im Bette zu Hause in Tromsö auch nicht geschlummert. Die „Hoffnung" hielt ihren Kurs von selbst. Es schien, als wäre sich das Schiff seiner Verantwortung bewußt. Bei einigen Sturzseen fiel es etwas vom Kurs ab, drehte dann aber wieder von selbst zurück.

Mikal kam herauf. Noch war es dunkel, ein schmaler Lichtstreifen nur war im Süden zu sehen.

Mikal streckte sich, gähnte und stolperte dann achteraus. Vorsichtig manövrierte er über alle Eishindernisse hinweg. Als er beim Ruder stand, wurde er erst richtig wach. Er vermißte Siwert, denn im Logis schliefen nur zwei Mann, und in der Kajüte konnte keiner mehr hausen, seit Siwert den Anders durchs Oberlicht an Deck befördert hatte. Er setzte sich auf die Reling und dachte nach, wo Siwert noch geblieben sein könnte. Und als er zu dem Schluß kam, daß Siwert über Bord gegangen sein müsse, ging er nach vorn, um die beiden anderen zu unterrichten.

Dabei glitt er aber aus und fiel mit einem Krach auf Siwert, der brüllend aus seiner Ohnmacht auffuhr. Beide Männer krabbelten auseinander und ins Logis hinunter, der eine erstaunter als der andere. Als Siwert nach Mikal die Treppe hinunterkam, sagte Mikal:

„Um Gottes willen, Schiffer, du blutest im Nacken, du bist ja voll gefrorenen Blutes!" Siwert faßte sich in den Nacken und stellte am Hinterkopf eine lange Schramme fest, aus der warmes Blut rieselte.

Er zog Jacke und Hemd aus und purrte dabei die beiden Schlafenden aus und befahl ihnen, an Deck zu gehen und nachzusehen, ob der Tag bald käme. Mikal wusch die Wunde mit warmem Wasser aus. Siwert fragte dabei, ob sie groß sei, ob der Knochen beschädigt sei, ob Mikal den sehen könne. Und Mikal antwortete: „Das ist nicht so

schlimm, der Knochen ist ganz, wenn nur das verdammte Bluten endlich aufhören wollte!" — Er hielt inne, denn Siwert richtete sich in seiner ganzen Länge auf und sagte: „Mikal, laß mich nicht noch einmal hören, daß du fluchst! Ich fluche auch nicht mehr!"

Es wurde hell, und das Land kam in Sicht. Der Gryllefjord lag vor ihnen.

Sie sahen das Feuer von Hekkingen über das Wasser her blitzen. Und die Malanginsel lag auf der richtigen Seite.

Da man nun genauen Schiffsort hatte, wurde der Bug gen Land gedreht.

Es war taghell. Der Wind hatte mehr und mehr nach West abgedreht, aber auf die Malanginsel zu war doch noch so viel Luftzug, daß sie Süd-Süd-Ost-Kurs halten konnten.

Es wurde voll gebraßt. Das Quertoppsegel, durch das dem Schiff noch eine Meile größere Fahrt gegeben werden konnte, ging leider nicht aufzusetzen, da die ganze Takelage so vereist war, daß niemand hinaufkonnte. Siwert stand am Ruder. Er hatte um den Nacken einen Verband, die Mütze hatte er deswegen nicht aufsetzen können. Seine schwarzgraue Haarmähne flatterte im Westwind.

Der Verband bestand aus einem seiner feinsten Hemden, die seine Frau trotz seines Protestes immer mit in die Seekiste einpackte. Jetzt kam ihm das gut zustatten. Es war das erstemal, daß er von diesen Hemden Gebrauch machte, obgleich sie ihn nun schon auf seiner zehnten Eismeeerreise begleiteten. Das Hemd war in schmale Streifen zerschnitten, die, nachdem Mikal die Wunde zusammengepreßt hatte, von Knut und Anders um seine Stirn und seinen Hals gewickelt wurden. Das Ganze verzurrte man dann mit dünnem, feinem Segelgarn. Siwert meinte, daß seine Leute sich wirklich übermäßig um ihn bemüht hätten, und versprach ihnen dafür einen ordentlich steifen Grog als bescheidenes Entgelt, sobald sie nach Tromsö kämen.

Knut löste ihn am Ruder ab. Die „Hoffnung" segelte gut, überholte aber schwer. Das Licht auf Hekkingen wurde klarer und größer, und als Siwert, Mikal und Anders wieder an Deck kamen, nachdem sie im Logis nach dem Kaffeekessel gesehen hatten, machten sie aus, daß sie wahrscheinlich abends schon wohlgeborgen im Sund sein würden. Und wenn der Herrgott ihnen beistand und die Strömung bei Rya gnädig war, konnte man am nächsten Tage in Tromsö vor Anker gehen.

*

In Tromsö wartete man auf die „Hoffnung". Man erwog die verschiedensten Gründe, die ihr Ausbleiben verursachen konnten. Aber immer mehr Leute gaben das Schiff auf, selbst die, die große Stücke auf Siwert hielten. Die schneidende Kälte und die teilweise schweren Stürme des Spätherbstes ließen jede Hoffnung schwinden.

Man mußte jedenfalls auf das Schlimmste vorbereitet sein, und ein Unglück war etwas, womit man in Tromsö immer rechnen mußte.

Es war schon einige Male vorgekommen, daß Fahrzeuge dort oben vom Eise eingeschlossen worden waren. Es war allen noch in frischer Erinnerung, wie zwei Schuten eingeschlossen und erst im nächsten Frühjahr wiedergefunden wurden. Alle vierzehn Mann fand man an Land, bei Graahuk, tot auf. Sie waren an Skorbut gestorben. Es war ein schrecklicher Anblick, vierzehn Mann von Tromsös besten Leuten unter den Eismeerfahrern dort liegen zu sehen. Alt-Mattilas, der tüchtigste Walroßfänger, der seit Menschengedenken von Tromsö ins Eismeer hinaufgezogen war, lag mit neun Leuten dort in der Hütte. Nachdem sich der Tod ihrer erbarmt hatte, hatte die Kälte sie starr gefroren, so daß man im nächsten Sommer, als man sie fand, nicht einmal Leichengeruch verspürte. Ihre Körper waren nicht etwa von Eis umschlossen, nein, sie lagen genau so da, wie sie gestorben waren — steif und starr. Nur der eine, wahrscheinlich der, der zuletzt starb, saß in der Ecke am Ofen, wo er sich niedergelassen hatte, nachdem er Tür und Fenster vernagelt hatte, damit Füchse oder Bären nicht hereinkonnten.

Alle hatten diesen Bericht gehört und wußten noch, daß trotzdem Bären oder Füchse hineingekommen waren, denn der am Ofen hatte keine Hände mehr, die waren abgenagt — und außerdem war auch das halbe Gesicht angefressen.

So etwas vergaß man nicht. Und deshalb, weil jeder in Tromsö wußte, was eine unfreiwillige Überwinterung zu sagen hatte, schienen die Leute sich davor zu scheuen, mit Siwert Olsens Frau oder Kristine und den anderen zusammenzutreffen. Und je später es wurde, und je härter und schärfer die Kälte wurde, desto mehr zogen sich die Leute zurück, denn ein Versuch, die Frauen zu trösten, wäre ja doch der reine Unsinn gewesen.

Andreas Dreyer bekam ein Schreiben vom Armenvorstand in Tromsö, datiert 8. November, das folgendermaßen lautete:

„An Bord Ihres Fangschiffes ‚Die Hoffnung' befindet sich ein Mann mit Namen Anders Severinsen, dessen Mutter sich wegen Unterstützung an das Armenwesen gewandt hat. Soviel wir wissen, hat obiger Anders Severinsen bisher seine Mutter, die Witwe ist, versorgt und unterhalten.

Da die ‚Hoffnung' noch nicht zurückgekommen ist und die Aussichten dafür sehr gering sind, erlauben wir uns hierdurch anzufragen, ob Anders Severinsen bei der Reederei etwas zugute hat.

Ihre Antwort wird schnellstens erbeten.

Hochachtungsvoll

gez. Jensen."

Dreyers Antwort an Tromsös Armenwesen am nächsten Tage lautete folgendermaßen:

„Mit Bezug auf Ihr Schreiben vom 8. November, betreffend Anders Severinsen, sollte das Armenwesen wissen, daß, da das Fahrzeug noch nicht zurückgekommen ist und Anders Severinsen nur Einmannspart an der Beute hat, er natürlich nichts zugute haben kann.

Jedoch bin ich dem Armenwesen für das Schreiben dankbar; Severinsens Mutter wird von mir unterstützt werden.

Hochachtungsvoll

gez. Andreas Dreyer."

Die alte Anna Severinsen wohnte unterhalb des Kalbshügels auf dem Propstfeld in einer kleinen, armseligen Hütte.

Die Hütte war so niedrig, daß Dreyer nicht aufrecht darin stehen konnte. Er setzte sich auf den einzigen Stuhl, der da war. Die Unterhaltung floß lebhaft dahin.

Anna Severinsen war zuerst ganz aus dem Häuschen darüber, daß ein Mann wie Andreas Dreyer zu ihr hereinkam.

O du meine Güte! Du meine Güte! — Nun hatte sie mehr als ein Menschenalter in diesem Hause gewohnt, ihre Mutter war auch hier zur Welt gekommen, aber so hoher Besuch war noch nie hier gewesen. Und darüber grübelte sie so angestrengt nach, daß sie nicht einmal hörte, was Dreyer sagte.

Aber als dieser fragte, ob sie ihm nicht eine Tasse Kaffee kochen wolle, da es draußen so kalt und ekelhaft sei, fiel sie beinahe um vor Schreck. Sie hatte dann solche Eile mit dem Kaffeekochen und Tischdecken, daß sie vollkommen vergaß, mit wem sie überhaupt redete. Sie plauderte und erzählte von allem möglichen. Und dann sprachen sie über die „Hoffnung". Anna meinte, es wäre doch wirklich verkehrt, wenn der liebe Gott ihr nun auch noch den Anders wegnehmen und ihn auf dem Eismeer umkommen lassen wollte, wo sie doch schon ihren ältesten Sohn mit ihrem Mann zusammen verloren hatte. Sie kamen beide auf einmal um, als die „Polynia" auf dem Eise bei Grönland vor zehn Jahren die halbe Mannschaft verlor, da der Schneesturm schon im Oktober die Verbindung mit dem Fahrzeug abschnitt.

Die Eskimos hatten im nächsten Jahr die Leichen von einigen gefunden. Die alte Frau konnte nicht begreifen, was der liebe Gott sich nur dabei dachte, wenn er ihr nun den einzigen, den sie noch hatte, fortnehmen wolle — und der Anders, der war doch ein so guter Junge.

Dreyer trank den dünnen Kaffee und sprach mit Anna von den Zeiten, da sie beide noch jung waren.

Als Dreyer gehen wollte und zu wissen bekommen hatte, was Anna am nötigsten brauchte, sagte er: „Du, Anna, ich habe so vier, fünf, sechs, sieben große, starke faule Lümmels, ich werde ein paar von ihnen mit Lebensmitteln und Holz herschicken."

Als er auf die Straße hinauskam, sah er, daß eine Menge Flaggen über die ganze Stadt verstreut gehißt waren. Es schien etwas ganz Besonderes los zu sein, denn überall liefen die Leute zusammen, schrien und redeten durcheinander.

Er ging das Propstfeld zur Storgate hinunter. Dort traf er eine ganze Schar von Kindern, die alle durcheinander schrien: „Die ‚Hoffnung' und der Siwert sind draußen vor Landnäs!" — „Sie ist so vereist, daß es aussieht, als sei sie die ganze Strecke übers Meer durch lauter Eisschlamm gesegelt!"

*

Das Dasein der vier Männer in der Mossel-Bai floß gleichförmig dahin. Johann Troms war ein erfahrener Anführer. Er wußte, was getan werden mußte, und sorgte dafür, daß sie alle vier immer viel zu tun hatten. Und seine drei Gefährten sahen ein, daß sie nicht allein ihre eigenen Erfahrungen von Schnee und Kälte nutzen, sondern vor allem Johann Troms gehorchen mußten, wenn sie bis zum Frühjahr leben wollten, wo ein Schiff sie holen konnte. Sie wußten auch, daß Johann der Mann war, der sie durch diese schreckliche Zeit hindurchführen konnte, wenn das überhaupt möglich war.

Alle drei hatten bemerkt, daß es mit Jens am schlimmsten stand, daß er am weitesten herunter war.

Jens Baldsnes fühlte sehr wohl, daß seine Kameraden ihn beobachteten. Er merkte dies aus den vielen Handreichungen, die ihm Johann Troms und Berner Jörgensen machten. Dagegen war Karsten Kristiansen anders — er half seinem kranken Kameraden nie, wenn ihm dies ungelegen war.

Viele Wochen waren schon vergangen, seit sie das letzte Stück Wild erlegt hatten, das ihnen frische Nahrung schaffte. Das Wetter war immer schrecklich. Das schimmlige Mehl und das saftlose, gefrorene Fleisch zehrte an ihren Kräften. Sie waren alle bleich und hohlwangig. Eines Tages fragte Karsten, ob er die Flinte nehmen dürfe. Er wolle versuchen, etwas zu schießen.

Er bekam die Büchse und zog geradeswegs nach Graahuk hinüber. Er trieb die Skier mit solcher Wucht und Leichtigkeit über den Schnee vor, daß er schnell und lautlos wie ein Gespenst dahinglitt. Seine Augen, die fast leuchteten in der Dunkelheit, spähten umher. Bei dem geringsten Laut lag das Gewehr schon schußbereit an seiner Schulter, aber schon nach einem Augenblick sauste er wieder weiter. Es schien, als wüßte er, daß ein Lebewesen in der Nähe war, denn er ging geradeaus, und nur bei den unvermeidlichen Hindernissen, die das Packeis bot, wich er aus.

(Fortsetzung folgt.)



HARZER WILDKATZEN IN DEN SCHNEELÖCHERN AM BROCKEN

AQUARELL VON PROF. LUDWIG FROMME

Bei Meiers wird renoviert.

ZEICHNUNGEN VON RUDOLF LIPUS.



„Aber die Herrschaften schlafen doch noch!" — „Na, die kriegen wir schon munter!"

Wenn der Frühling mit dem Malerpinsel durch die erwachende Natur geht, die Wiesen sprenkelt, die Birken weißt und die Sträucher grün tupft, dann findet jede gute Hausfrau, daß die Wohnung — eigentlich schon vergangenes Jahr hätte renoviert werden sollen, und daß es nun die höchste, aber auch die allerhöchste Zeit sei! Herr Meier ist der Meinung, eine „Neurenovation" des Salons lasse sich allerdings nicht länger aufschieben, aber damit müsse es sein Bewenden haben! Frau Meier ist anderer Ansicht. Sie zeigt ihrem Ehegemahl die Decke des Herrenzimmers: das sei nicht mehr Weiß und nicht Grau, das sei das ausgesprochene Havannabraun, Marke Upman. Und ferner das Speisezimmer! Die karpfenblaue Tapete hätte längst das Armeleute-Graugrün des Herings angenommen, und die Decke mit den tausend kleinen Sprüngen sähe aus wie das Flußnetz des Amazonenstroms! Es wäre wirklich höchste Zeit! — Gut. Herr Meier läßt sich die bestimmte Zusage abringen, daß die drei Zimmer vorn heraus gründlich erneuert werden sollen. Frau Meier bittet ihn zu einem Rundgang durch die drei „hintenaus". Sie macht darauf aufmerksam, daß das Seidengehänge des Betthimmels nur dann zur Wirkung kommen könne, wenn es von mitternachtblauer Tapete gerahmt sei, das flitterwochenhafte Pelargonienrot habe doch ohnehin jeden Sinn verloren. Und die 15jährige Edith erlaubt sich, schüchtern darauf hinzuweisen, Biedermeiertapete mit Alttantenblümchen in einem Tochterzimmer sei doch heute ganz unmöglich! Die Decke erinnere sie immer an Kirschen und Schlagsahne in Holländer Torte, sie wünsche an Stelle des süßlichen Backfischkitsches eine schmissige, moderne Tapete im Stile Neuer Sachlichkeit.

Herr Meier schlägt die Hände über dem Kopf zusammen! Die geschäftliche Konjunktur wäre doch wahrhaftig nicht so, daß man fünf Zimmer . . . Fünf? Daß kein Irrtum entstehe, macht Frau Meier auch auf die Küche aufmerksam: der gulaschbraune Ölsockel müsse in allererster Linie modernisiert werden! „Meinetwegen radieschenrot!" stöhnt Herr Meier und macht nach einstiger Gewohnheit den Versuch, sich die Haare zu raufen. „Und wir? Wo sollen wir derweilen logieren?" — „Das sieht ja alles viel schlimmer aus, als es in Wirklichkeit ist! Wir wohnen ein paar Tage auf der Diele, und du kommst gar nicht aus deiner Ordnung!" Herr Meier wird von Frau und Töchterchen überstimmt: Übermorgen kommen die Maler!

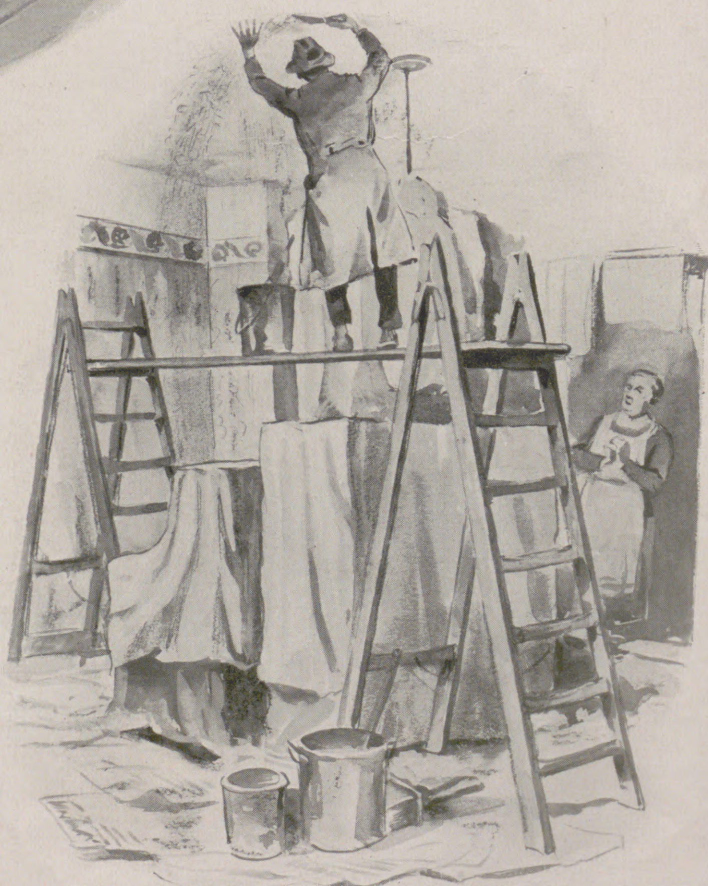
Die Stühle sind die ersten, die kopfstehen lernen. Jedes Möbelstück wird nach der Mitte gerückt und in ein verschleiertes Bild von Saïs verwandelt. Unter dumpfem Gedröhn wird das bockbeinige Klavier flottgemacht. Auch der großen Standuhr bringen zwei Aufwartefrauen das Marschieren bei, sie macht noch einen dumpfen Seufzer und tritt in Streik. Der Professor, der unter Meiers wohnt, schickt herauf: ob schon wieder Hausball wäre, oder ob ein Boxklub von Schwergewichtlern da oben trainiere. Aus dem Schlafzimmer dringt ein halberstickter Hilferuf: Berta, das Dienstmädchen, steht hilflos auf der Leiter. Ihr ist der mächtige Betthimmel über den Kopf gekommen, und es ist anscheinend leichter, in den Himmel zu gelangen als wieder heraus. Im Tochterzimmer ist Frau Meier einer Ohnmacht nahe. Beim Abrücken von Ediths Toilette mit den Spiegelflügeln hat sich ein glyzinenblauer Liebesbrief gefunden! Edith das holde Lilienreis, Edith, die weder Herrenbekanntschaft hat noch jemals einen Kahn betrat, wird von einem Sekundaner sehr zärtlich an die selige Mondscheinfahrt im Kanu erinnert. Jetzt hat Ediths Teint wirklich ein Lilienweiß angenommen, und sie bereut es bitterlich, daß sie der Neuen Sachlichkeit das Wort redete.



Nach einer schlaflosen Nacht auf der Diele: „Die Tapeten wären, weiß Gott, noch ein Jahr gegangen!"

In aller Herrgottsfrühe klingelt's. Der Lehrling bringt Leitern, Bretter, Farbtöpfe, Eimer, Pinsel. Herr Meier raunzt im Bett, so müsse es kommen: wegen der Maler eine Stunde früher aus den Federn! Aber der Lehrjunge erklärt mit mussolinischer Gebärde: Mit der Decke in der Schlafstube wird angefangen! Herr Meier will „Lausejunge!" sagen, schneidet sich aber noch rechtzeitig mit dem Rasierapparat in die Lippe. Denn es kocht in ihm. — Bald stelzen drei „Kunstmaler" und Lackierer auf Leitern in den Hohlwegen hinter den Möbeln herum und stoßen die Decke ab. In der ganzen Wohnung fällt ein feiner Lavaregen wie Anno Pompeji. Frau Meier wird dauernd von Hustenreiz gequält, Herr Meier steigt auf der Diele über Radioapparat und Vasen und verläßt fluchtartig sein trautes Heim. Das Dienstmädchen gerät mit dem Lehrjungen wegen der Warmwasserbereitung in Meinungsverschiedenheit und verbietet ihm die Küche. Dafür erscheint dort der blonde Geselle, und es treten im Renovationsbetrieb halbstundenlange, angenehme Hemmungen ein . . . — Frau Meier gibt Anweisung, einen Kasten Bier zu besorgen: solche Leute müßten sehen, daß man es mit ihnen gut meine, dann arbeiteten sie noch einmal so schnell. Auch der Lehrjunge, der nichts vertragen kann, wird animiert, mit dem Erfolg, daß er beim Abreißen der pelargonienroten Tapete im Schlafzimmer sanft einnickt. Trotz gütlichem Zureden ist vier Uhr Feierabend. Alle würden ja herzlich gern bis in die Nacht weiterarbeiten, aber es ist verboten, und wehe, „wenn es herauskäme". Nur der blonde Geselle kommt nicht heraus aus der Küche, er kocht Leim und Kleister.

Als Herr Meier am Abend aus dem Geschäft kommt, ist die Kriegslage folgendermaßen: Frau Meier hat Migräne. Fräulein Edith weint, weil sie zu Stubenarrest verurteilt ist: etliche Schrankschlüssel sind abhanden gekommen, und sie hat nichts anzuziehen. Jedes Zimmer hat das liebliche Aussehen eines Granattrichters. In der Diele kann man auf jeglichem Gestühl Schreibübungen machen. — Herr Meier erklärt kategorisch, daß er ins Restaurant essen gehen und im Hotel schlafen werde. Es wird ihm aber von Frau und Tochter ebenso bestimmt erklärt, das gehe auf keinen Fall, denn er müsse unbedingt, und zwar sofort, noch etliche sehr wichtige Probleme lösen! Da sei z. B. die gestern gekaufte Tapete noch nicht zur Stelle, aber morgen früh werde sie gebraucht! Nach sieben



Und dann fiel ein Lavaregen wie Anno Pompeji.

„Ja, wenn Sie noch mehr Grün rinhaben wollen — aber dann sieht's aus wie Spiegelei mit Spinat!"



„So ist's recht, Fräulein! In der Malerei ist Stimmung die Hauptsache!"

Telephongesprächen und Mobilmachung eines Eilboten-Instituts kann festgestellt werden, daß die Tapete im Nachbarhause abgegeben worden ist, bei einer Familie Meier mit „ai"! Frau Meier bittet ihren zornroten Ehegemahl, jetzt rasch noch ein paar Zeilen an das frühere Dienstmädchen zu schreiben, denn der goldene Armreif, um deswillen Selma entlassen wurde, habe sich hinter dem Büfett wiedergefunden! — Dem Großkampftag folgt das Biwak auf der Diele. Es ist noch beträchtlich dicke Luft. Herr Meier zetert: er beneide die Südsee-Insulaner, die mit Sarrasani im grünen Wagen rumfahren, die wären das Nomadenleben wenigstens gewöhnt! Edith, die Lilie, bittet den Vater, ja nicht in der Nacht zu schnarchen, sonst zöge sie ab. „Wohl zu dem Menschen mit der Mondscheingondel?" Nach Frau Meiers Zwischenfrage gibt es einen kleinen Familienskandal, aber zum Glück schicken die Nachbarsleute herüber, es werde andauernd von unten geklingelt: ob sie vielleicht Tapete bestellt hätten!

Inzwischen hat sich der schwarze Pudel in einem Kalkeimer zu schaffen gemacht, es ist kein schwarzes Haar an ihm. Es gibt eine Szene, die aber heute nicht damit endet, daß Flink unters Bett kriecht, weil eben keins vorhanden ist. Familie Meier bemüht sich, zu vergessen und einzuschlafen. Herr Meier kommt aber nicht zum Schnarchen. Das besorgt Flink, der Kalkgetönte. Herr Meier übermittelt ihm seinen Pantoffel und weckt dadurch den Köter, der sich die graue Mähne schüttelt und dabei eine Säule mit Schiller ins Wanken bringt. Herr Meier verläßt gegen sechs Uhr morgens die Diele, angeblich, um Vogelstimmen zu studieren. Er begegnet dem Depeschenboten: Mit dem Frühzug kommt Tante Christine aus Dippoldiswalde mit zwei Töchtern . . . P. G. M.



Unfreiwillige Ausbildung fürs Varieté: Balancierübungen in den Lackgefilden.

Altbayerische Landkirchen

Von Ludwig Wagner
Mit Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers.



Gotische Kirche zu Berg ob Landshut mit zwei sich nach oben verjüngenden Rundtürmen.



St. Hermann bei Bischofsmais (Bayrischer Wald) mit zentraler Renaissancekapelle.

Eine Wanderung durch das unendlich reiche Gebiet der Landkirche ist eine Wanderung durch die Kunstgeschichte überhaupt. Nirgends aber findet man diese unerschöpfliche Mannigfaltigkeit der Stilformen, diesen köstlichen Reichtum der Ausgestaltung und der Ausstattung wie in Altbayern, wo sich gläubige Phantasie mit echtem Gefühlsausdruck vereint, wo sich jedes Jahrhundert, aber auch jeder Baumeister ein anderes Schönheitsideal schuf, das sich fast durchweg wirkungsvoll in das starke, farbige Bild der altbayerischen Landschaft fügte.

Der altbayerische Stil war und ist ursprünglicher, frischer, phantastischer als der ernstere des Franken; aber auch er unterscheidet wieder eine Reihe von Einzelgebieten. Ist in der Oberpfalz fast jede Stilperiode ungefähr gleichmäßig mit Kirchenbauten vertreten, so finden wir zwischen Augsburg und Ingolstadt überwiegend die kleinen romanischen und gotischen Basiliken mit stil-kühlem Innern, während in Oberbayern die jubelnden Sonntagsgesichter des Barocks und Rokokos in der Mehrzahl sind.

In Niederbayern, dem altbayerischen Niederland, tritt uns vornehmlich die Gotik entgegen. Zwar schauen wir dazu in überraschender Fülle und Gestaltung auch die meist kleinere Kirche aus romanischer Zeit, ebenso die des Barocks, aber immer wieder finden wir auch hier viel vom gotischen Geist, und sei es der Turm nur oder das Polygonchor, die an einen alten Bau gefügt wurden, oder an die sich die Nachgotik bei Erweiterungen anbaute.

Die Erklärung des dominierenden gotischen Einflusses gibt uns die bedeutende Stellung, welche die Landshuter Bauhütte des 14. und 15. Jahrhunderts einnahm, die unter Hans Stetthaimer selbst die Münchener Bauhütte überragte.



Spätgotische Kirche mit Satteldach zu Altheim.



Spätromanische Kirche mit Friesschmuck und gotisiertem Turmgiebel in Preisenberg.

Aber die Meister von dazumal hielten sich an keine Schablone, und von ihrem schöpferischen Eigenwillen könnte manch moderner Meister der Gegenwart lernen. Wie groß ist allein schon die Formenwelt des Turmes! Hier Sattelgiebel, schlicht bald und wieder mit reicher Krone, dort Spitzhelm oder behäbige oder hochgezogene Zwiebel. Da stellte der Baukünstler kühnlich den braunen Turm zu Salzdorf schief an die sonst wenig bedeutende Kirche, da baute man zu Berg ob Landshut zwei Rundtürme an das gotische Gehäuse; an russische Architektur aber möchte fast die kirchliche Idylle zu St. Hermann im Bayrischen Wald gemahnen. Typisch für die Landshuter Bauhütte sind die Blendenarkaden am



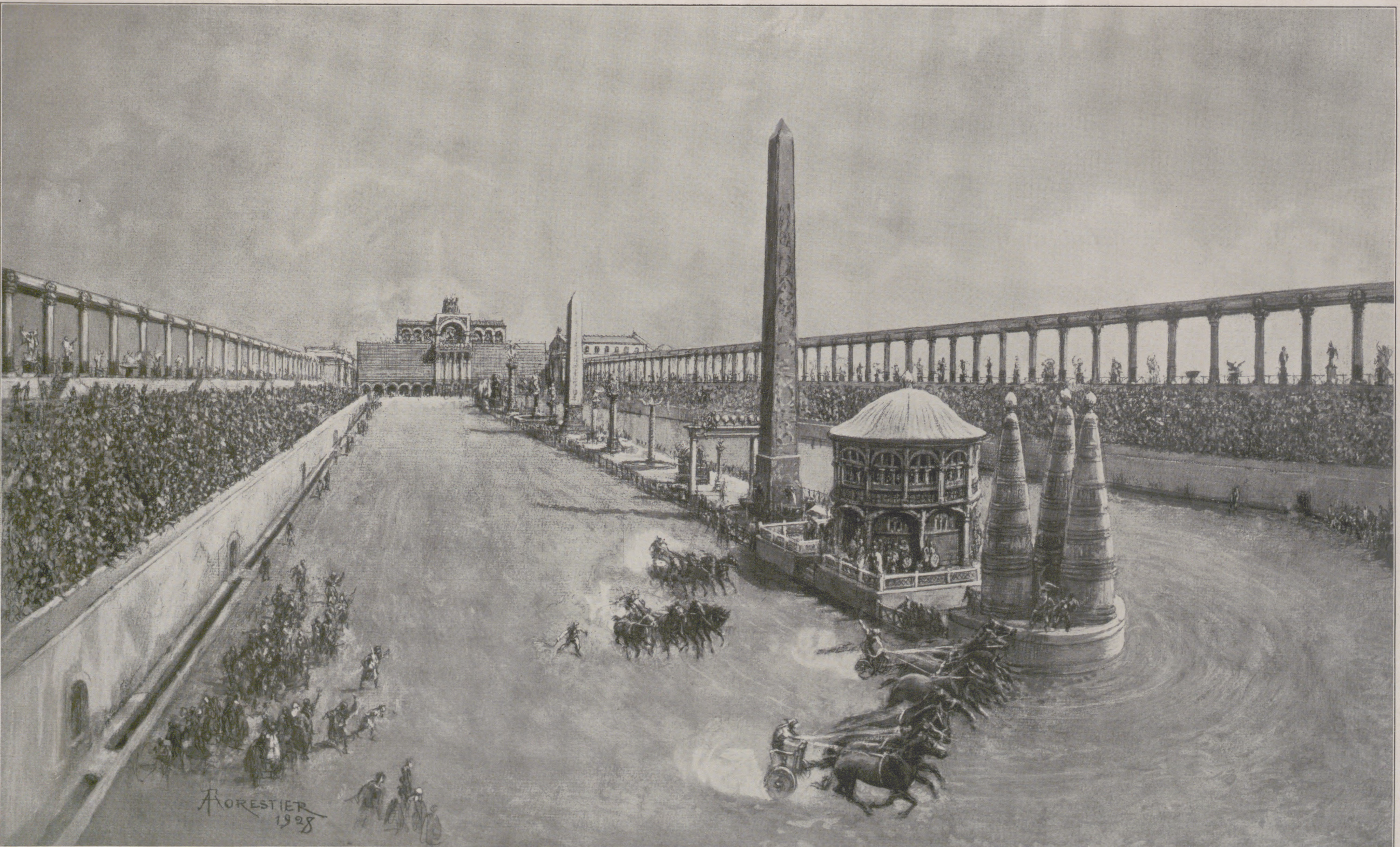
Spätgotische Kirche zu Jenkofen.



Frühgotische Kirche zu Tondorf.

Turm, ist das Friesband um Chor und Langhaus.

Man könnte manches Buch füllen, wollte man den Formenreichtum des Kircheninnern schildern; kommt doch hier so recht die Freude des Altbayern an der Dekoration zur Geltung. Auch hier reichte der Einfluß der Landshuter Bauhütte weit über den Kreis der engeren Heimat hinaus. Noch geben die prächtigen Altäre zu Gelbersdorf, zu Frauenberg und zu Jenkofen Zeugnis von dem kunstreichen Schaffen der Bildschnitzer und Maler des Mittelalters; zu Jenkofen haben sich Glasgemälde erhalten, die zu dem Besten gehören, was auf diesem Gebiet je aus des Künstlers Hand gekommen.



ERGEBNISREICHE AUSGRABUNGEN IN KONSTANTINOPEL: EIN ZIRKUS AUS DER ZEIT KONSTANTINS DES GROSSEN

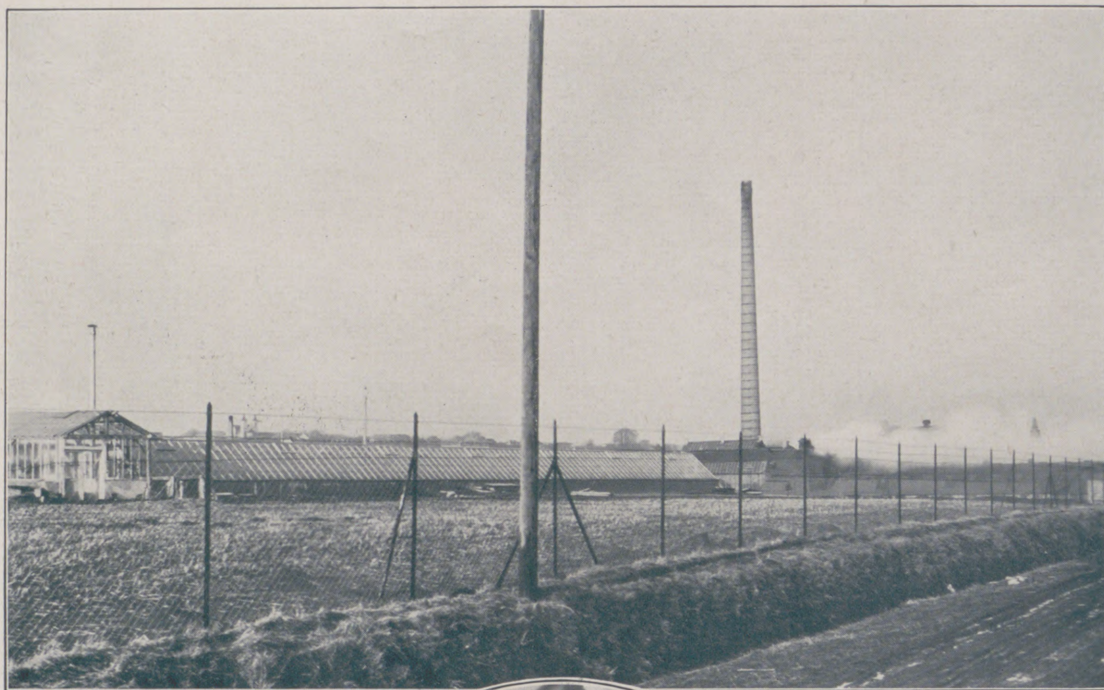
REKONSTRUKTIONSZEICHNUNG NACH ANGABEN STANLEY CASSONS, DES LEITERS DER AUSGRABUNGEN, VON A. FORESTIER

Die im Vorjahr begonnenen Ausgrabungen in Konstantinopel sind jetzt fortgesetzt worden und haben viele archäologische Schätze ans Licht gebracht: Obelisken, Säulengänge, Sitzreihen — und vor unseren Augen ersteht wieder jener alte berühmte Zirkus, die Gründung des Kaisers Severus, wie ihn Konstantin der Große im 4. Jahrhundert n. Chr. ausgebaut und verschönert hat. Das Areal war etwa 444 m lang und 108 m breit. Auf der die Bahn halbierenden Mauer (Spina) sehen wir ragende Säulen, von denen noch 3 erhalten sind, und deren Sockel ein Brunnen bildete. Von dem Pavillon aus, den der Zeichner im Vordergrund ergänzt hat, sahen die vornehmen Zuschauer auf das Wagenrennen herab. An dem Ende der Mauer erhoben sich drei kegelförmige Zielsäulen, die von den Rennfahrern siebenmal umfahren werden mußten. In dem den Zirkus abschließenden Bau, „Kathisma" (im Bilde hinten), fanden sich die Logen für den Kaiser und sein Gefolge. Die unten im Gebäude sichtbaren Bogengänge bildeten den Startplatz der Wagen. Leider ist von diesem Gebäude nur sehr wenig erhalten geblieben. Hohe Säulengänge, in denen man während der Pausen lustwandelte, zogen sich oberhalb der Zuschauerreihen rings um den Zirkus; teilweise bestanden sie noch unversehrt bis ins 16. Jahrhundert hinein. Später wurden einige abgetragen und an anderer Stelle aufgerichtet, andere sind bei den jetzigen Ausgrabungen wiederaufgefunden worden. Dichtgedrängt saß die erregte Zuschauermenge und verfolgte mit Spannung den Verlauf des Rennens. Durch laute Zurufe und Peitschenhiebe (siehe unsere Abbildung vorn links) spornte man die Wettfahrer zu neuem Eifer an.

Wissen und Leben

Frühgemüse durch Fabrikabdampf. (Hierzu die Abbildungen auf dieser Seite.) Der deutsche Gemüsebau hat einen neuen Fortschritt zu verzeichnen: in der kleinen braunschweigischen Stadt Schöningen, also in klimatisch völlig indifferenter Gegend, wurden Ende Januar die ersten durch Abdampf gezogenen Warmhausgurken geerntet, die als Salatgurken so geschätzten Schlangen- oder Klettergurken. Die neue Anlage hat damit ihre Lebensfähigkeit bewiesen, und sowohl für die Verwertung von Abdämpfen aus der Großindustrie als auch für den jungen gärtnerischen Nachwuchs eröffnen sich die besten Aussichten. Die vom Werk ausgehende Dampfverwertung zum Gemüsetreiben als Nebenzweig hat in Deutschland bereits bestanden, und zwar in dem fiskalischen Wiesmoor bei Aurich und neuerdings auch in dem Großkraftwerk Rummelsburg bei Berlin. Das junge Schöninger Unternehmen ist das erste Beispiel für gartenbaulich selbständige Abdampf-Verwertung. Auch vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus ist dieses Resultat nur zu begrüßen. Man sieht doch, daß es möglich ist, Frühgemüse, für das bisher Unsummen ins Ausland gingen, auch im Inland zu erzeugen. An der praktischen Befriedigung unseres durch Bevorzugung der Gemüsekost neuerdings entschieden verbesserten Nahrungsbedarfs waren wir nur sehr ungenügend beteiligt. Die Summe, die beispielsweise 1926 allein für Gurken ins Ausland ging, beläuft sich auf 43 Millionen neben 21 Millionen für Tomaten, 35 Millionen für verschiedene Kohlarten, namentlich Blumenkohl, usw. Die Gesamteinfuhr für Frischgemüse erreicht die enorme Höhe von 130 Millionen. Welche Unsumme von Anlagekapital, wieviel Einkommen, Verdienst, Lebensglück stecken in einer solchen Riesensumme! Dürfen wir, das arme, vom Krieg erschöpfte, durch Reparationslasten erdrückte deutsche Volk, dem Ausfall solcher Werte aus dem Rahmen unserer Volkswirtschaft ruhig zusehen? — Die neue Schöninger Anlage umfaßt $1^{1}/_{3}$ Morgen glasgedeckte Anbaufläche (3500 qm), sie besteht aus Eisenkonstruktion mit Holz. Zwölf Gurkenhäuser liegen in der Längsrichtung nebeneinander. Nach Westen springt das Tomatenhaus vor, eine riesige dreieckige Glashalle ohne Zwischenwände. Nach Süden vorgelagert ist ein Verbindungshaus mit den Arbeitstischen und den Apparaten, die den Wärmestrom regulieren und messen. Zunächst der Kondensapparat für die Umwandlung des Dampfes in Warmwasser, dann die beiden Gegenstromapparate, die das Kondenswasser dauernd in Temperatur erhalten und in den Gurkenwarmhäusern zum Zirkulieren bringen, alles in den Boden eingebaut, leicht zugänglich und bequem zu bedienen. Eine Pumpanlage führt das Kondenswasser in die Zentrale zurück, wo es im ewigen Kreislauf zur Kesselspeisung dient. Der Dampf wird durch eine Wasseruhr gemessen, die automatisch funktioniert (täglicher Verbrauch 25 t). Das 200 m lange Hauptdampfrohr führt die Abdämpfe aus dem etwas tiefer liegenden Schöninger Elektrizitätswerk zunächst dem Tomatenhause zu. Ein System von Eisenrohren (etwa 1000 m Gesamtlänge) verteilt hier den Dampf von der Abzapfstelle aus in Form direkter Dampfheizung und schafft so jene warme und trockene Luft, die Bedingung für eine gesunde Entwicklung und Reife der Tomate ist, während das feuchte, schwüle, fast tropische Klima, das die Gurke braucht, durch die in je zwei Rohren in den Gurkenhäusern zirkulierende Warmwasserleitung geschaffen wird. Es gibt im Jahre drei Gurken- und drei Tomatenernten. Als Zwischenfrucht werden Salat, Radieschen, Kohlrabi und Blumenkohl angebaut. Die Kultur ist denkbar einfach: jedesmal nach der Ernte wird die entkräftete Erde abgekarrt und durch inzwischen vorbereitete, reichlich mit Mist untermengte neue Muttererde ersetzt. Die Arbeit verteilt sich im ruhigen Gleichmaß über das ganze Jahr; es gibt keine Saison, keine Hochkonjunktur, keine Hetze mit atemloser Kraftanspannung, aber auch keine Zwischenpausen und keinen Winterschlaf. Das Unterhaltungspersonal besteht aus sechs Köpfen: dem Unternehmer, seinem Vater, zwei Gehilfen (Spezialgärtnern für Gurke und Tomate) und zwei Hilfskräften (Mann und Frau). Der Bau ist von dem Unternehmer selbst mit seinem Hilfspersonal ausgeführt worden. Das Kraftwerk, das den Abdampf abgibt, hat die Eisenkonstruktion geliefert, das Reich 15000 Mark dazugegeben. Anfang August vorigen Jahres wurde mit dem Bau begonnen, im Spätherbst war die Anlage fertig, und bereits im Dezember, kurz vor Weihnachten, als die große Kältewelle über Mitteldeutschland ging, gab es im stärksten Frost das erste Schöninger Frühgemüse: Salate und Radieschen.

C. J. Wolf.



Gesamtansicht. In der Talsenke das den Abdampf abgebende Elektrizitätswerk der dahinter liegenden Stadt Schöningen.



Im Oval: Blick in ein Gurkenwarmhaus mit der ersten Tracht kurz vor der Reife stehender Schlangengurken. Rechts und links die Warmwasser-Heizrohre. (Aufnahme Mitte Januar 1928.)



Blick in das große Tomatentreibhaus. Anzucht von Blumenkohl, Kohlrabi, Salat als Zwischenfrucht.

Gemüsebau durch Fabrikabdampf: Die Anlage einer Warmhauskultur in Schöningen (Braunschweig).

(Zu nebenstehendem Beitrag.)

Über das Erfrieren der Pflanzen. Der lang andauernde, harte Winter mit einer Minustemperatur von 26° C hat erneut das Problem über das Erfrieren der Pflanzen zum Gegenstand der Diskussion in Fach- und Laienkreisen gemacht. Sind doch in diesem Jahre Pflanzen dem Froste zum Opfer gefallen, die in unseren Breiten starke Kältegrade ohne nennenswerte Schäden ertragen, wie Eriken, Nelken, Stiefmütterchen, Wucherblumen, Lack, Taxus u. a. Durch physiologische Versuche ist bereits früher festgestellt, daß der hohe Wassergehalt der Pflanze, d. h. die Verdünnung der Zellsaftkonzentration, die Eisbildung und damit Zerstörung des Zellplasmas begünstigt. Der regenreiche Sommer 1927 verminderte die Wasserverdunstung in den Blättern, indes fortwährend neue Wassermengen aus dem Boden zuströmten. Während mithin in normalen Jahren die Transpiration den Zustrom übertrifft, der Zellsaft also sich mehr und mehr gegen den Herbst hin konzentriert, war in diesem Jahre der Wassergehalt der holzigen und grünen Organe viel zu hoch. Das Holz ist nicht ausgereift, nennt der Gärtner diese Erscheinung. So sehen wir denn, daß z. B. die Schneeheide unter schützenden Bäumen ausnahmslos eine Beute des Frostes wurde, während sie in freistehenden Gruppen bereits im Februar ihre roten Blütenglöckchen öffnete. Wir bemerken Wacholder an der Nordseite des Hauses gänzlich durch Frost zerstört, während in der Nähe freistehende Bäume fast unversehrt überwinterten. Wir finden die Eibe an feuchten Stellen stark geschädigt, an trockenen Standorten ohne Frosterscheinungen. Freilich ist mit der Wasseranreicherung in den lebenden Organen der Pflanzen das Problem des Erfrierens noch nicht restlos geklärt. Wenn von zwei nebeneinanderstehenden Nordmannstannen oder

von zwei Stecheichen das eine Exemplar erfriert, das andere schadlos den Winter überdauert, so müssen noch andere Faktoren bestimmend sein. Wie beim Menschen, muß auch bei Pflanzen die Frostempfindlichkeit eine individuelle Eigenschaft sein. Es gibt von der gleichen Art frostempfindliche und frostbeständige Rassen. Aufgabe der praktischen Vererbungswissenschaft wäre es, durch Auslese die frostempfindlichen Rassen auszumerzen. Daß dies möglich, beweisen die Erfolge mit den sogenannten Eisformen der Stiefmütterchen, die schon im Februar unter dem Schnee Blüten entfalten. Aber auch ganz winterharte Arten erleiden mehr oder weniger starke Frostschäden, wenn die klimatischen Verhältnisse sich entsprechend ungünstig gestalten. Schnee ist ein vorzüglicher Isolator gegen Kälte. Taut dieser aber plötzlich am Tage, während in der Nacht wieder Kälte mit Glatteisbildung einsetzt, so treten an allen Blättern und Zweigen, die mit Schnee bedeckt waren, starke Frostschäden auf. Daß auch Windströmungen und Bodenbedeckung einen Einfluß auf das Erfrieren der Gewächse ausüben, ist bekannt. Dr. Stange.

Das Wandern der Wetterregeln. Sobald man auf der Reise mit der ländlichen und kleinstädtischen Bevölkerung bei besonders gutem oder besonders schlechtem Wetter ins Gespräch kommt, hört man sicher mindestens eine, wenn nicht mehrere Bauernregeln über das Wetter. Wer darin etwas bewandert ist, kann gleiche Regeln in recht verschiedenen Ländern hören, und wer klimatologisch erfahren ist, ist manchmal erstaunt, Regeln zu hören, die unmöglich stimmen können. Ich will ein besonders beweiskräftiges Beispiel geben. Als ich einmal in der Stadt Algier war und bei Nordwind mit dem Droschkenkutscher, der uns fuhr, über das Wetter sprach, meinte er, daß Mistral wehe. Als Klimatologe war ich darüber, daß es in Algier einen Mistral geben sollte, um so mehr erstaunt, als ich einige Jahre vorher selbst eine Arbeit über den Mistral geschrieben hatte. Der Mistral ist an der französischen Riviera und im unteren Rhonetale (Avignon ist deswegen berüchtigt!) ein kalter Nordwind, der von den Bergen stoßweise herabweht, und zwar öfters so stark, daß am Hafen von Marseille Seile gezogen werden, damit niemand ins Wasser geblasen wird; um 1892 herum wurde sogar einmal eine Droschke mit einer alten Dame ins Wasser geworfen. Damit dieser Wind zustande kommt, ist eine Hochfläche im Norden nötig, von der die schwere, kalte Luft herabstürzen kann. Sie erwärmt sich dabei auch dynamisch wie beim Föhn; aber beim Mistral ist die Fallhöhe viel zu gering, und die Luft unten an der Küste viel zu warm, als daß der Mistral als warm empfunden wird, vielmehr nur als kalt. — Wenn nun in Algier der Nordwind Mistral genannt wird, so geschieht das mit Unrecht, denn dort kommt der Nordwind vom sehr warmen Mittelmeer her, wo er sich mit Wärme und Feuchtigkeit anreichern kann und daher statt Kühle vielmehr Schwüle bringen muß. Diese falsche Windbenennung ist offenbar nur darauf zurückzuführen, daß Franzosen aus der Mistralgegend, also aus Südostfrankreich, nach Algier ausgewandert sind und den Namen Mistral jedem Nordwind gegeben haben. Man muß allerdings dabei berücksichtigen, daß gegenüber dem aus der Wüste Sahara kommenden heißen Südwind der Nordwind immer noch kühler erscheinen muß. — Ähnlich steht es mit dem Schirokko, womit man an der dalmatinischen Küste einen schwülen, heißen Südwind bezeichnet, dem z. B. die Nordseite der Bucht von Cattaro den zweifelhaften Ruhm als regenreichste Gegend Europas verdankt, während er in Palästina ein trockner, heißer, südlicher Wüstenwind ist. Ein weiteres Beispiel ist die Bora, die ihren Namen von dem griechischen Boreas erhielt; Boreas ist ein kalter Nordwind, der von den Bergen (griech. ὄρος) herabweht. Jetzt nennt man jeden Fallwind, der stark und kalt ist, Bora, ohne daß er von Norden kommen muß. — Mit den Namen Mistral, Schirokko und Bora sind ebenso wie mit anderen Windnamen und Windgegenden Wetter- oder Bauernregeln verknüpft, die nun bei der Übertragung auf andere Gegenden oft sinnlos werden, zumal sie meist nur für eine bestimmte Windrichtung gelten. Das gleiche finden wir auch bei den anderen Wetterelementen, wie wir aus den Sammlungen der Bauernregeln für die verschiedenen Länder ersehen. Zugrunde liegt dieser Erscheinung, wie schon bei dem Mistral ausgeführt war, die Bewegung der Bevölkerung. Man denke nur einmal an die vielen Auswanderer aus ländlichen Kreisen, die im allgemeinen eine unkritische, ja, oft urteilslose Masse sind. Sie nehmen ihre in der Heimat erlangten Anschauungen in das fremde Land mit, und zu diesen Anschauungen gehören gerade in der ackerbauenden Bevölkerung die Bauernregeln, die nicht nur an bestimmte Wetterelemente, sondern oft noch mehr an bestimmte Tage (Lostage) von Heiligen, an Kirchenfeste usw. anknüpfen. Nach solchen Heiligen- und anderen Tagen richteten sich ihre Vorfahren in den Feldarbeiten und richten auch sie sich wieder. Als vor mehreren Jahren in Bulgarien der Gregorianische Kalender eingeführt wurde, blieb der Julianische für die kirchlichen Kreise bestehen, und so feiert man am 1. Januar Neujahr, aber am 6. Januar Weihnachten! Der Grund war nicht nur ein rein kirchlicher, vielmehr war die den Hauptbestandteil der Bevölkerung bildende Bauernschaft es gewohnt, ihre Feldarbeiten im Anschluß an gewisse Heiligentage auszuführen, die nach dem neuen Kalender um 13 Tage früher eingekreten wären und somit nicht mehr zum jährlichen Gang des Wetters gepaßt hätten. Das Festhalten an den Wetterregeln ist um so mehr begreiflich, als die amtliche Wettervorhersage und die der Zeitung für das örtliche Wetter nie ganz genau zutreffen kann, da sie ja stets nur für größere Bezirke aufgestellt wird und Ergänzung durch örtliche Beobachtungen erfordert. Weil nun Leute, die aus einer Provinz in eine andere, aus einem Land ins andere ziehen, gern ihre Heimatszeitung weiterlesen, so können deren Vorhersagen und Wetterkarten natürlich wenig zutreffen, und da greift man zu den altererbten Wetterregeln, die zwar noch ungenauer sind, aber wegen ihrer Altvertrautheit und einfachen Verständlichkeit sich ungetrübten und unzerstörbaren Ansehens erfreuen. So wird es begreiflich, wenn man selbst in russischen und nordamerikanischen Sammlungen von Bauernwetterregeln altbekannte deutsche Regeln findet, die eben nur für Deutschland Sinn haben. Prof. Dr. C. Kaßner.

Der Einfluß veränderten Luftdruckes auf den Organismus. Die hohe praktische Bedeutung, die den Rückwirkungen des veränderten Luftdruckes auf den Organismus zukommt, dürfte einer zusammenfassenden Besprechung der dabei auftretenden Erscheinungen wohl allgemeines Interesse sichern. Betrachten wir zunächst die Luftdrucksenkung. Sie ist ein wesentlicher, wenn auch nicht der einzige Faktor in der außerordentlich interessanten biologischen und pathologischen Wirkung des Höhenklimas; außer ihr sind noch die elektrischen Zustände der Atmosphäre, die Sonnenwirkung, die Trockenheit und Bewegung der Luft, der mit der Höhe abnehmende Bakteriengehalt und nicht zuletzt psychische Momente in Betracht zu ziehen. Die Luftfeuchtigkeit nimmt nämlich mit steigernder Höhe noch rascher ab als der Luftdruck; in einer Höhe von 2000 m ist sie nur noch etwa halb so groß wie in Meereshöhe. — Die auffallendsten Veränderungen zeigt das Blut. Durch exakte Untersuchung (Zählung) konnte man feststellen, daß sich an höher gelegenen Orten die roten Blutkörperchen recht erheblich vermehren; die Zunahme, die schon in relativ geringen Meereshöhen bemerkbar ist, erfolgt ziemlich rasch und beträgt nach etwa 14 Tagen schon 15 Proz. der ursprünglich vorhandenen Menge. Bei Gesunden erreicht diese Steigerung nach etwa 65 Tagen ihren Höhepunkt; nach der Rückkehr in die Ebene stellen sich bald wieder die normalen Verhältnisse ein. Ein interessanter Tierversuch hat gezeigt, daß es sich bei der Zunahme der roten Blutkörperchen um eine durchaus gesetzmäßige Reaktion handelt, die sich auch im kranken Körper vollzieht. Bringt man nämlich Hunde, die durch Aderlaß blutarm gemacht worden sind, in Höhenlage (etwa 2800 bis 3000 m), so erfolgt der Blutersatz bereits nach 16 Tagen, während der Regenerationsprozeß in der Ebene 27 Tage dauert. Natürlich fragt man sich seit langem schon, wie denn diese eigenartige Blutreaktion zustande komme; vor allem suchte man die Vorfrage zu klären, ob es sich nur um eine relative Zunahme der roten Blutkörper handelt, dadurch bedingt, daß das Blut sich eindickt (vielleicht durch gesteigerte Wasserabgabe an die trockene Höhenluft), oder ob wirklich eine absolute Vermehrung durch lebhaftere Tätigkeit der blutbildenden Organe (in der Hauptsache des Knochenmarks) stattfindet. Die Antwort muß lauten: sowohl — als auch. Es ist wahr, daß das ganz plötzlich einsetzende Steigen der Blutkörperzahl, wie es bei Ballonfahrten und zu Beginn des Gebirgsaufenthalts beobachtet wird, zum größten Teil durch Eindicken des Blutes verursacht wird; dann aber setzt die erhöhte Neubildung von seiten des Knochenmarks ein. Die Vermehrung der roten Blutkörper bedeutet nämlich eine Anpassung an die in größerer Höhe abnehmende Sauerstoffspannung der Luft; durch die größere Oberfläche wird der in geringerer Menge aufgenommene Sauerstoff der Atemluft in vollkommenerer Weise gebunden und so die Sauerstoffversorgung der Organe sichergestellt. — Wenden wir uns nun zu den Störungen, die eine Erhöhung des Luftdruckes hervorruft! Gefährdet sind vor allem die Menschen, die unter Wasser (Taucher) oder in einem Gebiete arbeiten, in dem Wassereinbruch zu befürchten ist (Tunnel- und Brückenarbeiter). Die früher verwendete Taucherglocke ist jetzt durch den für mehrere unter Wasser arbeitende Personen bestimmten „Caisson" ersetzt worden, eine meist aus Eisen hergestellte Kammer, in die von oben her so viel Luft geleitet wird, wie dem Druck der verdrängten Wassersäule entspricht (auf 10,3 m Wassersäule rechnet man 1 Atmosphäre Druck!). Es hat sich gezeigt, daß der Mensch einen Druck von 5—7 Atmosphären noch ertragen kann; dabei tritt keine Veränderung der Blutkörperzahl auf, aber Pulsschläge und Atemzüge sind vermindert. Auffallend sind die Wirkungen des veränderten Luftdrucks am Gehörgang; zunächst entsteht ein Druckgefühl in den Ohren, das durch die Druckunterschiede zu beiden Seiten des Trommelfells erzeugt wird; wenn der Druck rasch (in 1,5 Minuten über 0,1 Atmosphäre) steigt, so kann es infolge von Trommelfellzerreißung zu Blutungen kommen. Die wichtigste, folgenschwerste Störung hat man jedoch in der Vermehrung der Blutgase (besonders des Stickstoffs) zu erblicken. Besonders gefährlich ist die rasche Dekompression (Nachlassen des im „Caisson" herrschenden Überdruckes); man hat bei plötzlicher Dekompression ein Freiwerden von 1700 Kubikzentimeter Stickstoff feststellen können. Die Gefahr liegt in der Entwicklung von Gasblasen, deren Anhäufung zu erheblichen Störungen des Kapillarkreislaufs führen kann. Nicht nur in der Blutbahn selbst, sondern auch im Fett, in der Gelenkflüssigkeit, im Rückenmarkgewebe kann es zur Bildung und Ansammlung solcher Gasbläschen kommen. So werden die lange Zeit rätselhaften Erscheinungen der Taucher- oder Caissonkrankheit verständlich, die hauptsächlich in Muskel- und Gelenkschmerzen sowie in Störungen der Atmung und der Blutzirkulation bestehen und oft zum Tode führen. Die erwähnten Symptome treten gewöhnlich erst $^1/_4$—1 Stunde nach dem — übereilten! — Verlassen des Caissons auf. Um sie zu verhindern, muß auf langsame Dekompression geachtet werden; es ist eine Dekompressionszeit von mindestens 2 Minuten auf 0,1 Atmosphäre einzuhalten. Ein Arbeiter, der in einer Wassertiefe von 20 m (entsprechend einer Druckzunahme von 2 Atmosphären) gearbeitet hat, muß demnach 40 Minuten lang in der Dekompressionsschleuse bleiben. Hierbei ist es sehr zweckmäßig, während dieser Zeit Muskeln und Gelenke zu bewegen oder zu massieren. S. Hupfer.

Der Name des Gambrinus und das Wort Bier. Jedes Kind kennt den Namen des flandrischen Bierkönigs Gambrinus, dessen Bild mit dem schäumenden Pokal in der Hand, der goldnen Krone auf dem Haupte und dem Purpurmantel um die Schultern so manche Wirtsstube ziert. Wer aber kennt die Herkunft und die eigentliche Bedeutung des Namens? Im folgenden soll das Rätsel gelöst und die innige Verwandtschaft des Namens Gambrinus mit dem urdeutschen Worte Bier aufgedeckt werden. Es war zur Zeit des römischen Kaisers Theodosius des Jüngeren, zu Anfang des 5. Jahrhunderts n. Chr., daß sich im Auftrage des Herrschers eine griechische Gesandtschaft an den Hof des Hunnenkönigs Attila nach Pannonien (dem heutigen Ungarn) begab, an deren Spitze der Geschichtschreiber Priscus stand. In dessen Gesandtschaftsbericht wird nun ein Getränk aus Gerste erwähnt, das die Bewohner des Landes, das die Gesandten auf ihrer Reise berührten, Camum, also ohne die fremdsprachliche Endung: Kam nannten. Etwa vier Jahrhunderte später begegnet uns in einem deutschen Schriftwerk, der altsächsischen Evangelienharmonie (Heliand) das Wort Gambra, das der unbekannte Verfasser von der dem römischen Kaiser zu entrichtenden Steuer gebraucht. Nun bezeichnet in einer Zollordnung der französischen Stadt Amiens der Ausdruck Gambre den Bierbrauer, während im mittelalterlichen Latein camba mit der Nebenform gamba sowohl das Brauhaus als auch die Brausteuer bedeutet. Daneben findet sich eine längere Nebenform: cambagium mit der Bedeutung: das Brauen. Der Zusammenhang des Namens Gambrinus mit diesen Ausdrücken liegt auf der Hand. Es kann auch über den deutschen Ursprung des Wortes Kam für Bier kein Zweifel bestehen. Es deckt sich mit dem plattdeutschen Ausdruck Kahm, dem niederländischen Kaam, der nur eine andere Mundartform ist für das neuhochdeutsche Keim, wofür in der bayrischen Mundart auch die Schreibung Gaim vorkommt. Kahm nennt man bekanntlich den Schimmel auf gegorenen Flüssigkeiten, den Grad des Verderbnisses, da sich auf der Oberfläche weiße Flecken ansetzen, die sich schließlich in eine Haut vereinigen. Der Wein bekommt Kahm, heißt es, es setzt sich Kahm auf dem Bier, dem Essig an, das Bier schmeckt kahmig. Nun ist aber Kahm, wie die mundartlichen Formen zeigen, auch gleichbedeutend mit dem schriftdeutschen Keim und ist das Malzen aus dem Getreide, die erste Hantierung des Bierbrauens, ein ununterbrochener Keimungsprozeß, bei dem die Würzelchen am Korn als weiße Punkte erscheinen („das Korn äugelt") gleichwie am Weinstock, an den Bäumen im Frühjahr die Augen, Knospen, welche die Römer gemmae nannten. Es ist dies offenbar dasselbe Wort wie unser Keim, mundartlich Gaim. Im Latein hat dann der Edelstein wegen seiner Ähnlichkeit mit Blütenknospen die Bezeichnung gemma angenommen. Danach bedeutet Gambra im Heliand eigentlich das Brauen (Bra, vgl. ostfränkisch Gebrä = Gebräu) des Malzes (Gam); dann wurde es mit Weglassung des Ausdrucks Steuer auf die für das Malzsieden, Bierbrauen zu entrichtende Abgabe, Biersteuer, bezogen. Gambagium aber mit der Kurzform Gamba (Camba) bedeutet eigentlich das „Backen" (Bähen) des Malzes. Wurde doch früher das Backen des Brotes und das Kochen und Sieden des Bieres oftmals unter einem Dache betrieben. So sind noch heute in Oberfranken nicht selten Bierstube und Bäckerei vereinigt, wie in Unterfranken Bäckerei und Weinstube. Gambra endlich in der Zollordnung von Amiens ist verkürzt aus Gambren, d. i. der Malzbrenner, Malzsieder (vgl. Beck neben Bäcker!), also Bierbrauer, und aus der Nebenform Gambrin ist mit Hinzufügung der lateinischen Endung der Name Gambrinus entstanden (vgl. auch Weinbrand, Branntwein). So fällt nun auch Licht auf das Wort Bier, englisch beer, angelsächsisch beor, altnordisch bior. Die romanischen Lehnwörter: italienisch birra, französisch bière, zeigen, daß in dem deutschen Worte Bier am Ende ein Laut abgefallen ist, gerade so wie in der flandrischen Benennung des Bierbrauers Gambre, d. i. ursprünglich Gambren. Die Unterdrückung des auslautenden n entspricht französischer Zunge. Der nasale Nachklang ist in der Schrift nicht ausgedrückt. So ist Bier, englisch beer, auf Bire, Bere zurückzuführen, und es sind diese Lautformen aus Brin, Bren mit der Bedeutung Sud (vgl. Einbrenne zur Suppe!) umgestellt, wie Bernstein aus Brennstein, Born aus Bronn, Brunnen. Das Alter des Wortes Bier erhellt aus dem homerischen Ausdruck Piar, den der Dichter noch im allgemeinen Sinne von dem quellenden Safte des Fleisches der Rinder und von der Fruchtbarkeit, dem Fette der Ackerscholle gebraucht, und auch aus den semitischen Benennungen des Brunnens Bir (arabisch), Bira (syrisch), Beer (hebräisch). Es vergleicht sich diese Anwendung auf das aus der Erde quellende Naß der deutschen Bezeichnung aus dem Boden aufsprudelnder, wallender Mineralquellen durch das Wort Sod, Soden, d. i. eigentlich Sud (von sieden) und dem Ausdruck Brandung für die wallende, siedende, brausende, zischende Meeresflut. So wird in der Bibel auch Beera im Sinne von Brand gebraucht. Prof. Dr. K. Stuhl.

Die Uhr

EINE GESCHICHTE AUS GALANTER ZEIT / VON ALFRED SCHNURA

August der Starke, den der Schwedenkönig Karl XII. etwas unsanft vom polnischen Königsthron geschoben hatte, befand sich seit langer Zeit wieder einmal in guter Stimmung. Sein Hof- und Leibgoldschmied Johann Melchior Dinglinger hatte von einer Studienfahrt nach Augsburg eine Taschenuhr mitgebracht, wie sie selbst ihm, dem weltkundigen Kurfürsten von Sachsen, der auf seinen ausgedehnten Reisen mancherlei Kunstwerke kennengelernt hatte, noch niemals zu Gesicht gekommen war. Ihn fesselte nicht nur die meisterliche Gravierung des goldenen Deckels, der in einem zierlichen, mit Diamanten und Smaragden verschwenderisch ausgestatteten Blumengewinde die Geburt der Venus zeigte, auch nicht die purpurne Glut der herrlichen Rubinen, die auf dem nicht minder köstlich gearbeiteten Zifferblatt den Stundenzahlen gleichsam als Stützen dienten: sein besonderes Interesse ward vielmehr durch ein kleines, feines Spielwerk erregt, das in der oberen Hälfte des Zifferblatts angebracht war. Es stellte ein Liebespärchen dar, von dem nur die oberen Körperhälften zu sehen waren. Drückte man auf einen kleinen Knopf am Rande des Gehäuses, so neigte sich der Kopf des Jünglings auf den Mund seiner Herzliebsten und küßte ihn, so oft, als der Tag gerade Stunden zählte. Und bei jedem Kuß schloß die Schöne beseligt die großen, dunklen Augen, um sie erst dann wieder aufzuschlagen, wenn ihr Galan sich von ihrem Munde trennte. Das ergötzlichste dabei aber war das Geräusch der gegebenen Küsse, das deutlich zu hören war, sobald die Lippen der beiden sich berührten. Ein ganz feines Geräusch zwar nur, aber dennoch deutlich vernehmbar und von dem Schöpfer des Kunstwerks der Natur aufs genaueste abgelauscht. August der Starke war mit dieser Neuerwerbung durchaus zufrieden und konnte sich, als er wieder allein saß, nicht genugtun, das Pärchen immer wieder zum Austausch seiner Zärtlichkeiten zu veranlassen.

Im Begriff, das Gehäuse der Uhr zu öffnen, erhielt er durch den diensthabenden Hauptmann die Meldung, daß der Leutnant der Garde Graf Moritz von Vitzthum mit einer wichtigen Nachricht eingetroffen sei. August befahl, den Grafen eintreten zu lassen, und dieser berichtete, daß es ihm mit drei Reitern geglückt war, den Prinzen Jakob Ludwig Sobieski aufzuheben und als Gefangenen nach der Pleißenburg in Leipzig zu bringen. Bei diesen Worten überreichte er den Degen des Prinzen. August sah den jungen Grafen eine Zeitlang sprachlos an. Wohl hatte er nach einigem Zögern seinem zu allerlei Streichen stets aufgelegten Obersten Friedrich Wilhelm von Kyaw zugestimmt, der den Prinzen, den man an Stelle des sächsischen Kurfürsten auf den verwaisten Thron in Warschau zu setzen gedachte, kurzerhand gefangennehmen wollte, um ihn auf solche radikale Weise von der Thronfolge auszuschließen, mit einem Gelingen dieses Unternehmens, vollends mit einem so schnellen, hatte er indes keineswegs gerechnet.

„Wo traft Ihr den Prinzen?" fragte er, nachdem sich sein Erstaunen gelegt hatte, den mit leuchtenden Augen vor ihm stehenden jungen Offizier.

„In Schlesien, Sire. Nicht weit von Ohlau!" erwiderte der Gefragte. „Der Prinz war auf dem Weg nach seinem Gute."

„Gab es einen schweren Kampf?"

„Der Prinz wehrte sich wie ein Rasender."

„Seid Ihr etwa verwundet?"

„Nur ganz unbedeutend, am linken Oberarm."

August der Starke maß den jugendlichen Helden mit zufriedenen Blicken. Diese Tat war etwas wert, denn sie hatte seinen aussichtsreichsten Thronrivalen ausgeschaltet, und rasch entschlossen reichte er dem Grafen die Uhr, die er noch in der Hand hielt.

„Hier, nehmt fürs erste diese Uhr. Tragt sie als Zeichen meiner ganz besonderen Huld. Und heute abend seid mein Gast."

Mit einem kräftigen Händedruck entließ August den wackeren Offizier. Seine gute Laune hatte durch die unvermutete bedeutsame Nachricht eine wesentliche Steigerung erfahren.

Glückselig ob der ihm zuteil gewordenen Auszeichnung verließ Graf Vitzthum das Kabinett des Kurfürsten. An einem Fenster des Vorzimmers betrachtete er eingehend das erhaltene Geschenk, und seine Überraschung steigerte sich, als er dessen Kostbarkeit erkannte. Gar bald fand er auch heraus, auf welche Weise das kleine Spielwerk in Bewegung zu setzen sei, und er hatte seine helle Freude an dem Gebaren des zärtlichen Pärchens.

Der scharfe Märzwind, der ihm im Schloßhof entgegenwehte, veranlaßte den Grafen, seinen Mantel fest zu schließen, ehe er auf die Schloßstraße hinaustrat, um den Weg nach dem Altmarkt einzuschlagen. Am Eingang der Brüdergasse stieß er heftig mit einem eilig um die Ecke biegenden Herrn zusammen, der nach einer kurz hervorgestoßenen Entschuldigung ohne Aufenthalt in aller Hast dem Schlosse zustrebte. Vitzthum sah ihm nach. Als er in dem Davonstürmenden, der bei jedem Schritt den großen Kopf bald auf die rechte, bald auf die linke Schulter neigte, den alten Minister von Pylau erkannte, legte sich kaum merklich ein zufriedenes Lächeln über sein jugendfrisches Gesicht. Er wartete, dicht an die Mauer des Hauses, vor dem er stand, gelehnt, bis der Minister im Schloßtor verschwunden war, schlug dann den Kragen seines Mantels hoch, daß sein ganzer Kopf bis zu den Augen verdeckt war, zog seine Mütze in die Stirn, bog mit einer raschen Wendung in dieselbe Gasse ein, aus der jener gekommen war, und stand bald vor dem großen, erkergezierten Hause, das ihm als Stadtbesitz des Ministers wohlbekannt war. Nach einem kurzen Blick zu den Erkerfenstern betrat er es und stieg unhörbar, zwei Stufen der gewundenen Treppe auf einmal nehmend, zum ersten Stockwerk hinauf. Vor der Tür angelangt, setzte er indes nicht den vorhandenen Klingelzug in Bewegung, sondern schlug nach kurzem Lauschen mit einem Schlüssel, den er aus seiner Manteltasche hervorholte, in einiger Entfernung von der Tür dreimal leise an die Mauerwand. Nach einer kleinen Weile pochte er in derselben Weise ein zweites und bald darauf noch ein drittes Mal. Da öffnete sich lautlos die Tür, und der Wartende huschte, nachdem er noch einen raschen, vorsichtigen Blick in den Hausflur zurückgeworfen hatte, in den Vorsaal. Vor ihm stand die junge, hochgewachsene Gemahlin des Ministers, die vor vier Jahren als achtzehnjähriges Fräulein Eleonore von la Haye dem damaligen Geheimen Kabinettsrat von Pylau die Hand zum Ehebund gereicht hatte. Mehr dem Wunsche und der Not ihrer Eltern folgend als dem eigenen Triebe, denn ihr kleines Herz gehörte in jenen Jugendtagen dem Fähnrich Moritz von Vitzthum, dessen Ritterlichkeit und hohen Sinn sie schon kannte, als er noch dem kurfürstlichen Pagenkorps zugehörte.

„Sind wir allein?" fragte der Angekommene kaum hörbar die schöne, schlanke Frau.

„Ganz allein!" antwortete ebenso die Gefragte, deren Augen mit einem strahlenden Glücksschimmer den Jugendfreund umfingen. Im nächsten Augenblick riß dieser sie an sich und bedeckte ihren Mund mit leidenschaftlichen Küssen. In verliebter Inbrunst küßte er ihr dann auch noch Stirn, Wangen und Hände, wobei er zärtlich über ihr volles, schwarzes Haar strich. Nach dieser stürmischen Begrüßung, die keinen Widerstand fand, betraten beide das Wohnzimmer.

„Ich sah deinen Mann ins Schloß eilen", sagte Graf Vitzthum.

„Ja," bestätigte Eleonore von Pylau, „er mußte in dringenden Geschäften zum Kurfürsten. Es kamen wichtige Nachrichten. Man soll den Prinzen Sobieski gefangengenommen haben."

„Da!" jauchzte Moritz von Vitzthum und hielt der Geliebten das Geschenk des Kurfürsten entgegen. „Die Belohnung für die Gefangennahme!"

„Du — selbst?"

„Und ein paar Leute, die mir Kyaw mitgegeben hatte."

Voll ehrlicher Bewunderung ruhten die großen Augen der überraschten Frau eine Zeitlang auf dem jungen Helden, von dem man schon so manches kühne Abenteuer zu berichten wußte. Sie beglückwünschte ihn zu dieser neuen erfolgreichen Tat und betrachtete entzückt die kostbare Uhr in ihrer Hand. Doch ihr Staunen wuchs noch, als der Graf sie das Liebespaar beim Austausch seiner Küsse sehen ließ, und sie lachte hell auf, als gar noch die gegebenen Küsse verlockend hörbar wurden. Immer wieder und wieder mußte das niedliche Spiel vor sich gehen, bis die ursprüngliche Zahl der Küsse sich um einen vermehrte und sie an das Verrinnen der Zeit gemahnte. Sie legte die Uhr auf den Tisch, lud ihren Freund ein, den schweren Mantel auszuziehen, und bat ihn, ihr in ihrem Zimmer eingehend über die Gefangennahme des polnischen Prinzen zu berichten. Der Graf willfahrte gern diesem Wunsch und nahm im traulichen Damenzimmer auf einer Ottomane an ihrer Seite Platz.

Sie mochten kaum eine Viertelstunde geplaudert haben, als das Öffnen und Schließen der Wohnungstür sie auseinanderfahren ließ. Und im nächsten Augenblick verrieten stapfende Männerschritte den Aufhorchenden, daß der Minister wider Erwarten zurückgekehrt sein mußte. Graf Moritz griff entschlossen nach seinem Degen, Frau Eleonore wehrte jedoch ab. Mit einer raschen Handbewegung wies sie in eine dunkle Ecke, die ein Schrank mit der Zimmerwand bildete, und kehrte ins Wohnzimmer zurück. Dort traf sie in der Tat den Minister

(Fortsetzung auf Seite 692.)


ODOL
Zum Mundspülen
Odol
Odol
Nach dem heutigen Stande der Wissenschaft ist
Odol
nachweislich das beste Mittel zur Pflege der Zähne und des Mundes
LINGNER-WERKE A.G. DRESDEN
ODOL
ZAHNPASTA

an und sah mit Entsetzen, wie er, kaum eingetreten, die kostbare Uhr des Grafen bemerkte und sie sofort ergriff, um sie von allen Seiten eingehend zu betrachten. Sein Interesse dafür war, wie das so bei älteren Herren zuweilen zu geschehen pflegt, glücklicherweise größer als das für seine liebreizende Frau. So entging ihm die Schreckensblässe, die ihr hübsches Gesichtchen bedeckte, und sie fand Gelegenheit, ihre Fassung wiederzuerlangen.

„Ihr seid schon zurück?“ sagte sie mit erzwungener Gleichmütigkeit, wobei sie den Mantel ihres Freundes von der Stuhllehne, auf der er lag, unauffällig hinabgleiten ließ.

„Ich habe ein wichtiges Aktenstück vergessen und mußte daher noch einmal umkehren!“ versetzte ihr Gatte, der noch immer keinen Blick von der Uhr verwandte. „Wo ist diese Uhr her?“ forschte er anschließend.

„Welche Uhr?“ gab seine Frau zurück, der ob dieser Frage ein neuer Schreck in die Glieder gefahren war, weshalb sie Zeit zu einer glaubhaften Erklärung zu gewinnen strebte.

Der Minister hielt ihr die Uhr entgegen.

„Ach, d i e meint Ihr!“ entgegnete sie gleichgültig. „Die — die hat ein Jude gebracht!“ fügte sie schnell hinzu. „Er bot sie zum Kauf an, und ich hielt sie zurück, um sie Euch sehen zu lassen.“

Ein Seufzer der Erleichterung entrang sich unhörbar der Brust der Schönen, als diese wohlgelungene Ausrede von ihren Lippen geflossen war.

„Hm!“ brummte der Minister, der die Uhr weiter musterte. „Und welchen Preis verlangte er?“

„Den Preis?“ zögerte die Holde, die sich vor einer weiteren Verlegenheit fand. „Einen Preis hat er mir nicht genannt. Er wollte selbst mit Euch darüber reden, da ich mich auf dergleichen Geschäfte ja nicht verstehe. Er meinte auch, Ihr würdet wohl selbst einigermaßen den Wert der Uhr ermessen können.“

„Wann will er wiederkommen?“

„Das — das,“ flunkerte in neuer Bedrängnis Frau Eleonore, „das hat er nicht gesagt. Wohl morgen — übermorgen — oder in ein paar Tagen.“

„Gut!“ erklärte der Minister. „Inzwischen will ich die Uhr tragen, um ihren Gang zu prüfen.“ Damit steckte er das kurfürstliche Gnadengeschenk ein, nahm das vergessene Aktenstück an sich und ging mit kurzem Gruß wieder von dannen.

Frau Eleonore empfand es peinlich, daß ihr Gemahl die Uhr an sich genommen hatte. Wer konnte wissen, ob dadurch nicht etwa das stille Geheimnis ihres Herzens irgendwie ein wenig gelüftet würde. In ihrer Verzagtheit rief sie rasch den Freund ins Zimmer und berichtete ihm von dem Mißgeschick, das seiner Uhr soeben widerfahren war. Allein, der Graf teilte ihre Besorgnis in keiner Hinsicht. Er schloß die Geängstigte liebevoll in seine Arme und sprach ihr beruhigenden Trost zu. Er werde schon jemanden finden, meinte er, der die Rolle des Juden spielen und für die Uhr einen so hohen Preis fordern würde, daß der Minister bestimmt von einem Kauf absehen müßte. Das erleichterte wesentlich das beschwerte Herz Eleonorens, und sie gab sich nunmehr rückhaltlos der Freude des Zusammenseins hin. Man sprach nicht mehr von der entführten Uhr, und als man sich endlich in ausgelassenster Stimmung mit dem Versprechen eines recht baldigen Wiedersehens trennte, hatten die beiden Verliebten in ihrer Glückseligkeit das Meisterwerk der Uhrmacherkunst ganz und gar vergessen.

Inzwischen war im Schlosse die Ministerkonferenz zu Ende gegangen. Der Kurfürst hatte unter anderm auch ein Patent unterzeichnet, das den Grafen Moritz von Vitzthum in Anerkennung seiner Verdienste um die Erlangung der polnischen Königskrone für seinen Landesherrn zum Hauptmann beförderte, und das er dem wackeren Jüngling im Laufe des Abends eigenhändig zu übergeben wünschte.

Nach den Beratungen blieb man noch eine Weile in harmloser Unterhaltung beisammen. Der Minister von Pylau benutzte nun weidlich die Gelegenheit, die Uhr auf ihren richtigen Gang hin zu prüfen. Er zog sie also oft hervor und sah auf das rubingeschmückte Zifferblatt; so oft, daß schließlich der Kurfürst darauf aufmerksam ward und seinen Minister fragte, ob ihm etwa die Gesellschaft zu langweilig sei, weil er in einem fort auf seine Uhr blicke. Herr von Pylau widersprach in aller Ergebenheit doch aufs bestimmteste dieser Annahme, und um sie gänzlich zu entkräften, berichtete er von der kunstvollen Uhr, die er auf dem Tische seines Wohnzimmers gefunden hatte. Kein Wunder, daß nunmehr der Kurfürst sich das gerühmte Kunstwerk ausbat, um es selbst in Augenschein nehmen zu können. Mit größter Eilfertigkeit überreichte der von Pylau die Uhr. Doch kaum hatte Kurfürst August einen kurzen Blick darauf geworfen, da wäre der sonst so starke Herrscher um ein Haar vom Stuhl gefallen; denn was er da in der Hand hielt, war das nämliche Ührlein, das er kaum drei Stunden

(Fortsetzung auf Seite 694.)

zuvor dem tapferen Helden von Ohlau als einen besonderen Beweis seiner hohen Gunst in die kampferprobte Hand gelegt hatte. Und als er dann noch das Märlein von dem Juden vernahm, das des Ministers Gattin in höchster Herzensnot ihrem Ehegemahl aufgetischt hatte, da wuchs seine Überraschung nicht nur ins Ungemessene, sondern es schwoll ihm auch — die holde Leserin und der freundliche Leser werden das durchaus begreiflich finden — die Zornesader auf der Stirn ob solcher Nichtswürdigkeit seines gräflichen Leutnants, der das kostbare Huldgeschenk so schnell in die Hände eines handelsgewandten Juden weitergeleitet hatte. Viel hätte nicht gefehlt, und das schöne, neu ausgefertigte Hauptmannspatent wäre in den prasselnden Kamin geflogen. Doch August bezähmte seine berechtigte Empörung und sparte sich alle Abrechnung für den Abend auf. Da wollte er dem undankbaren Vorbesitzer der Uhr nach der Tafel für die schmähliche Mißachtung der kurfürstlichen Ehrengabe einen gehörigen Denkzettel verabfolgen und ihm anschließend das zerrissene Hauptmannspatent vor die Füße werfen. Mit gut gespieltem Gleichmut erbat er sich also von seinem Minister die Uhr auf einige Zeit, damit er sie auch der Kurfürstin zeigen könne, die, wie man wußte, an solchen Kostbarkeiten stets ein großes Gefallen fand. Und er erklärte gleichzeitig seinen Wunsch, die Uhr, falls seine hohe Gemahlin das Verlangen nach ihrem Besitze haben sollte, käuflich zu erwerben; natürlich mit einem reichlichen Aufgeld auf den Preis, den der Jude fordern würde.

Bereitwilligst überließ der von Pylau die Uhr seinem hohen Herrn und bat ihn, ganz nach Gutdünken darüber zu verfügen, wobei er lebhaft seine hohe Befriedigung kundtat, dem Kurfürsten einen Gefallen erweisen zu können. Die Hauptursache dieser hohen Befriedigung lag allerdings in der Aussicht auf den ihm bei dem Ankauf der Uhr durch den Kurfürsten zufließenden, sicher sehr ansehnlichen Gewinn; doch davon ließ der Minister sich wohlweislich nichts merken.

Um so rückhaltloser gab er seiner Freude Ausdruck, als er, zu Hause angelangt, seiner jungen Frau von dem wundersamen Schicksal berichtete, das der Uhr des Juden in der letzten Stunde zuteil geworden war. Und er brach in ein unbändiges Gelächter aus, als er auf das Aufgeld zu sprechen kam, das ihm, falls der Kauf abgeschlossen wurde, der Kurfürst zugesichert hatte.

Die unbändige Freude ihres Gemahls teilte die schöne Ministersgattin jedoch keineswegs. Ihr war vielmehr bei der Erzählung von den Geschicken der Uhr zunächst ganz blümerant, bald darauf sogar schwarz vor den Augen geworden. Und als sie vernommen hatte, daß die Uhr sich wieder im Gewahrsam des Kurfürsten befand, versagten ihr die Beine den Dienst, so daß sie sich in einen Sessel fallen lassen mußte. Ganz entsetzt starrte sie vor sich hin. Es wollte ihr einfach nicht in den Kopf, daß dieselbe Uhr, die ihr Galan am Vormittag vom Kurfürsten empfangen hatte, drei knappe Stunden später bereits wieder den Weg in die Tasche des hohen Spenders zurückgefunden haben sollte. Nur über das eine war sie sich völlig im klaren: eine Katastrophe schien nunmehr unausbleiblich.

Von der Seelennot seiner Frau merkte der von Pylau indes nicht das mindeste. Der jagte in sichtlich gehobener Stimmung durch alle Zimmer, erwog allerhand Pläne, die ihm im Hinblick auf den erwarteten Gewinst aufgekommen waren, und überlegte, wie er das Kapital am vorteilhaftesten anlegen könnte, denn er gehörte zu jenen Männern, die, je älter sie werden, um so mehr der Habgier und Knickrigkeit verfallen.

Endlich hatte auch Frau Eleonore, wenigstens einigermaßen, ihre Fassung und Entschlußkraft wiedererlangt. Sie ging in ihr Zimmer und schrieb in großer Hast dem Grafen Moritz ein kurzes Billett, worin sie ihm von allem Vorgefallenen, insbesondere aber davon berichtete, daß seine Uhr in die Tasche des Kurfürsten zurückgekehrt sei. Fieberhaft wartete sie auf die Antwort, was jetzt zu geschehen hätte. Allein das Unglück wollte es, daß das Briefchen nicht in die Hände dessen gelangte, für den es bestimmt war: der geheime Eilbote brachte nach langer, langer Zeit die niederschmetternde Nachricht, der junge Herr Graf sei nicht aufzufinden gewesen. Da ließ die Ärmste auch die letzte Hoffnung auf einen guten Ausweg der so fatalen Geschichte sinken und fügte sich mit Ergebung in ihr schweres Geschick, das nun wohl unabwendbar geworden schien.

Am Abend aber saß, als Jüngster unter den würdigen Herren, die die kurfürstliche Tafelrunde bildeten, unbefangen und unbekümmert, der Sieger von Ohlau. In seiner Ahnungslosigkeit bemerkte er gar nicht, wie oft die Blicke seines Herrn und Gebieters ernst auf ihm ruhten. Er war guter Dinge, ließ es sich schmecken und sprach dem Weine wacker zu. Nach der Tafel rief ihn der Kurfürst zu sich und begann mit ihm ein Gespräch, das sich zunächst um unbedeutende Dinge drehte. Dann aber fragte der Kurfürst plötzlich nach der Zeit. Das Gräflein fährt wohl sofort nach der Uhrtasche, zuckt jedoch im nächsten Augenblick zusammen. Es kommt ihm nämlich zum Bewußtsein, daß es das, was es sucht, dort ja nicht finden kann. An die Uhr hatte es, weiß Gott, nicht mehr gedacht, sooft auch seine Ge-

danken bei der lieblichen Bewohnerin des Ministerhauses in der Brüdergasse weilten. Es blickt daher ein wenig unsicher in die Augen des Kurfürsten, die es fest auf sich gerichtet sieht, faßt sich aber schließlich und sagt, es habe seine Uhr zu Hause vergessen. Ein Diener möge sie holen, bestimmt Kurfürst August, da seine Gäste sie ihres hohen Kunstwertes wegen auch einmal sehen sollten. Dem Gräflein wird es schwül zumute, doch es nickt zustimmend. Sendet einen Boten aus. Aber nicht zu sich nach Hause, sondern zu seiner Freundin in der Brüdergasse. Sie möge ihm um Gottes willen doch sofort die Uhr senden; sie würde ganz dringend gebraucht; der Kurfürst wolle sie seinen Gästen zeigen. Frau Eleonore war indes nicht daheim. Teils um sich ein wenig zu zerstreuen, teils weil es ihr rätlich erschien, die weitere Entwicklung der Dinge nicht im Hause ihres Gemahls abzuwarten, hatte sie eine Anverwandte aufgesucht. So kehrte auch dieser Bote unverrichteterdinge zurück. Das Gräflein hat kaum die Trauerbotschaft vernommen, da kommt auch schon der Kurfürst herangeschritten und begehrt die Uhr. Sie müsse ihm gestohlen worden sein, lügt in seiner Verzweiflung das Heldengräflein, denn sie sei in seiner Wohnung nicht zu finden gewesen. Ob er vielleicht selbst einmal suchen gehen dürfte? Statt einer Entgegnung zieht August jetzt die Uhr aus der Tasche, hält sie dem armen Sünder dicht vor die Nase und fragt ihn, ob das etwa die gestohlene Uhr sei. Bei diesem unverhofften Wiedersehen vermeint das Gräflein in die Erde versinken zu müssen, und sein sonst so keckes Gesicht nimmt die Farbe des Bordeaux an, den es soeben an der kurfürstlichen Tafel mit so viel Behagen getrunken hat. Eine Zeitlang weidet sich August an der tödlichen Verlegenheit seines Leutnants, dann spricht er hart und mit großem Nachdruck zu ihm:

„So gering also achtet Ihr ein Geschenk aus meiner Hand, daß Ihr es, kaum empfangen, einem Juden verkaufen mußtet?"

Da hebt das Gräflein die Augen auf, sieht den Kurfürsten ehrlich an und sagt: „Nein, Sire, das habe ich nicht getan."

August, der glaubt, sein Leutnant wolle weiterhin in Lügen sein Heil suchen, zieht zornig die Augenbrauen zusammen und ballt ingrimmig die Faust, als ob er den Verwegenen ob seiner Unwahrhaftigkeit auf der Stelle züchtigen wollte; doch im letzten Augenblick beherrscht er sich noch und richtet erneut das Wort an den Ertappten:

„Wie kommt es dann, daß ein Jude Eure Uhr dem Herrn Minister von Pylau zum Kaufe anbieten konnte? Oder wollt Ihr weiter dabei bleiben, sie sei Euch gestohlen worden?"

Da entschließt sich das Gräflein, das ja keine Ahnung von dem wahren Sachverhalt hat und nur annehmen kann, daß sein Hofieren im Ministerhause offenbar geworden sei, der Wahrheit die Ehre zu geben. Es sieht dem Kurfürsten ehrlich in die Augen und gesteht:

„Sire, die Uhr ist mir nicht gestohlen worden, ich habe sie aber auch nicht verkauft."

„Wie kam sie dann ins Haus des Herrn Ministers?"

Das Gräflein zögert mit der Antwort. Es muß daran denken, daß der Kurfürst möglicherweise doch nicht alles weiß, und daß der gute Ruf der teuren Freundin auf dem Spiele steht, wenn es die Wahrheit gesteht. Allein, es weiß auch, daß es nicht mehr lügen darf und seinem Herrn volle Offenheit schuldig ist. So kämpft es halt einen schweren Kampf mit sich. August merkt gar wohl, daß etwas Besonderes im Innersten seines Offiziers vorgeht.

„Ist etwa ein Geheimnis mit im Spiele?" forscht er daher mit gedämpfter Stimme.

Noch immer schwankt das Gräflein. Schließlich aber faßt es ein Herz, reißt sich zusammen, blickt seinem Herrn fest ins Auge und sagt:

„Im Vertrauen auf die ritterliche Verschwiegenheit Eurer Majestät: Ja!" Es senkt das schuldbeladene Haupt und flüstert leise: „Ich, ich selbst brachte die Uhr ins Haus und zeigte sie der Frau Minister. Sie blieb dann auf dem Tische liegen. Dort fand sie der Herr Minister, als er unvermutet heimkehrte und wir im Nebenzimmer weilten."

Da begriff der in solchen Dingen auch nicht ganz unerfahrene Kurfürst August gar bald alles. Die Falten seiner Stirn glätteten sich, seine Züge hellten sich auf, es ging wie ein Leuchten über sein Gesicht, seine Mundwinkel fuhren vergnügt auseinander, und schließlich scholl ein unterdrücktes, grunzendes Lachen zwischen seinen weißen Zähnen hervor, das seinen ganzen Körper zum Erschüttern brachte. Das Gräflein, das die Veränderung im Gesicht seines Herrn nicht bemerken konnte, da es seine Blicke noch immer schuldbewußt auf den Boden geheftet hielt und nicht wußte, ob das kurfürstliche Lachen aus vergnügtem oder zornigem Herzen kam, wagte nicht die Augen aufzuschlagen. Erst als es die Hand des Kurfürsten auf seiner linken Schulter fühlte, sah es auf, und ein tiefes, herzerleichterndes Aufatmen ward hörbar, als es die veränderte Sachlage erkannte.

„Das ist freilich etwas anderes!" sagte mit verständnisvollem Kopfnicken August der Starke und wischte sich ein paar Tränen der Vergnügtheit aus seinen blauen Augen. „Ich glaube, Ihr seid in Liebesdingen ein nicht minder tüchtiger Held als auf dem Kampfplatz. Die

Uhr aber kann ich Euch nicht noch einmal schenken. Wer kann wissen, ob Ihr sie nicht ein zweites Mal im Hause des Ministers liegen ließet, und dann könnte alles vielleicht nicht so gut ablaufen wie heute. Nun sie auf so seltsame Weise zu mir zurückgekehrt ist, will ich sie auch behalten. Aber Ihr sollt eine andere dafür haben, die Ihr hoffentlich besser zu verwahren wissen werdet, nachdem Ihr eingesehen habt, in was für Ungelegenheiten einen selbst eine harmlose Uhr manchmal bringen kann. Und auch das Geld, das der Jude für seine Uhr fordern wird — Ihr versteht mich — soll Euer sein. Heute sollt Ihr indes noch etwas anderes haben."

Er nahm von dem Tischchen, vor dem sie standen, das ausgefertigte Patent und überreichte es dem jungen Helden: „Führt Euren Degen als Hauptmann ebenso tapfer, wie Ihr ihn als Leutnant geschwungen habt." Damit drückte er dem frischernannten Hauptmann kräftig die Hand. Graf Vitzthum aber neigte sich dankerfüllt von so viel Gnade und Großmut auf die Rechte des Kurfürsten und küßte sie.

Schon am andern Morgen hatte der Hauptmann Graf Vitzthum seine neue Uhr. Auf ihrem Zifferblatt trieb zwar kein küssendes Liebespaar sein verliebtes Spiel, aber sie hatte dennoch ihren hohen Wert. Und eine nicht minder kostbare mußte er ins Ministerhaus auf der Brüdergasse tragen, sie seiner Schönen im Auftrag des Kurfürsten zu überreichen. Als Zeichen, daß dieser ihr nicht gram sei, und als Entschädigung für die ausgestandenen Ängste, die ihr ohne seinen Willen sein erstes Uhrgeschenk verursacht hatte.

ZUM NACHDENKEN

Einsetzaufgabe.

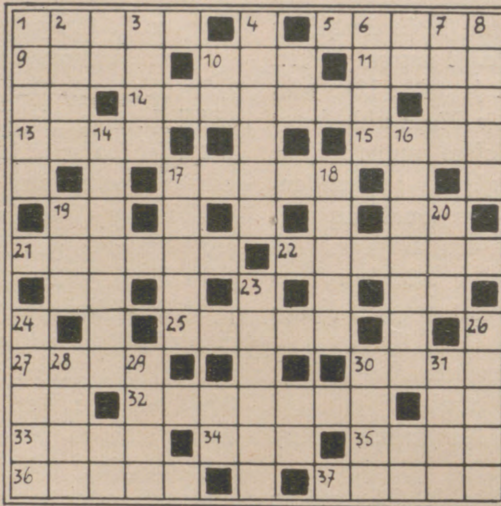
D				T	1 Tugend
E				L	2 Schmelzglas
V				R	3 Verwandter
P				R	4 Truthahn
P				S	5 Autoreifen
K				E	6 päpstl. Hof
Z				N	7 Fußglieder
E				E	8 Kompliment
T				E	9 Gebäck
M				E	10 Liebe

Die angegebenen Anfangs- und Endbuchstaben sind durch Einsetzen von dreibuchstabigen Wörtern zu Wörtern nebenstehender Bedeutung zu ergänzen, die senkrechte Mittellinie nennt dann einen bekannten Schweizer Berg.

Zweierlei.

Ein Dichter ist's, bekannt der Welt,
Ein Sonntag aber, umgestellt.

Kreuzworträtsel.



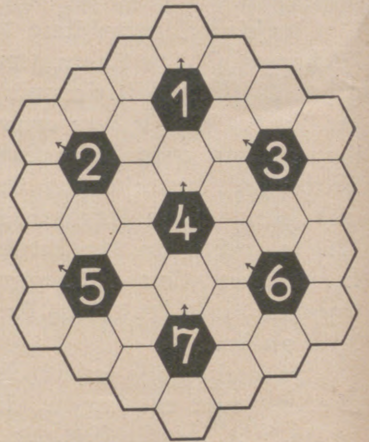
Wagerecht: 1 Heilmittel, 5 Gleichfüßer, 9 weiblicher Vorname, 10 Märchenfigur, 11 Fahrzeug, 12 Legierung, 13 Strick, 15 Kampfwagen, 17 zeitlicher Begriff, 21 Gliederfüßer, 22 Verwirrung, 25 Wüstenwind, 27 Unteroffizier der Kriegsmarine, 30 Teil des Beines, 32 Anzeige, 33 Stadt in Böhmen, 34 Teil des Baumes, 35 Benennung, 36 deutscher Dichter, 37 griechische Stadt; senkrecht: 1 landwirtschaftliches Gerät, 2 liedartiger Sologesang, 3 phönizische Gottheit, 4 kürbisähnliche Frucht, 6 Gewebe, 7 englische Stadt mit angesehener Erziehungsanstalt, 8 Haarwelle, 14 nordamerikanischer Staat, 16 große asiatische Halbinsel, 17 mythischer König von Kreta, 18 größter Fluß in Zentralasien, 19 belgischer Kurort, 20 Wild, 23 Unterlage zum Hämmern, 24 Beleuchtungskörper, 26 Stoßwaffe, 28 Sinnesorgan, 29 Gewicht der Verpackung, 30 engl. Grafschaft, 31 Biene.

Schlüsselrätsel.

8 2 4 1 9   9 6   3 5 2 4   9 7 3   8 2 4 1 9   5 7   3 5 2 4

Wenn an Stelle der Zahlen bestimmte Buchstaben gesetzt werden, so bezeichnet die Reihe eine Dichtung von Jul. Hammer. — Schlüssel: 8 9 3 1 7 afrikanisches Ländergebiet, 4 9 6 9 8 fruchtbare Bodenschicht, 2 4 5 7 1 Reich in Asien.

Wabenrätsel.



Jedes weiße Feld erhält einen Buchstaben. Die Buchstaben um ein schwarzes Feld ergeben ein Wort, das am Pfeil beginnt und von links nach rechts verläuft. Die Wörter bedeuten: 1 Edelstein, 2 Steiggerät, 3 Kunstgattung, 4 männlicher Vorname, 5 Behälter, 6 Buchstabe, 7 weiblicher Vorname.

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

al — ben — ber — bie — flö — fü — ge — ge — gu — ho — kö — men — mer — nen — nig — nig — rok — se — te — we

sind 10 zweisilbige Wörter von der angegebenen Bedeutung zu bilden. Aneinandergereiht gelesen, ergeben die Anfangssilben der auf die ungeraden Zahlen treffenden Wörter und die Endsilben der darauffolgenden Wörter mit gerader Zahl eine Bauernregel. Die Wörter bedeuten: 1 Wasserpflanze, 2 Musikinstrument, 3 Schnur, 4 Ostseeinsel, 5 deutschen Dichter, 6 Stadt in der Provinz Brandenburg, 7 Komponisten, 8 Farbe, 9 griechischen Dichter, 10 Herrscher.

Verwandlungsrätsel.

Durch Umänderung je eines Buchstaben sind jevier neue Wörter zu bilden, die beiden letzten Wörter bezeichnen zusammen eine Himmelserscheinung.

Teig		Hand
	=	

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4339.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4337.

Quadraträtsel: Häßlichkeit entstellet immer auch das schönste Frauenzimmer.

Runenstein: 1 Aller Anfang ist schwer. 2 Morgenstunde hat Gold im Munde. 3 Raste ich, so roste ich. 4 Heute rot, morgen tot. 5 Eile mit Weile. 6 Wie man in den Wald hineinruft, so schallt es wieder heraus. 7 Ende gut, alles gut.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 6 Oder, 7 Adam, 8 Liter, 9 Ente, 11 Zoll, 13 Met, 15 Laura, 16 Eutin, 17 Ire, 19 Kiel, 22 Knie, 24 Eider, 25 Bein, 26 Iran; senkrecht: 1 Odin, 2 Erle, 3 Katze, 4 Harz, 5 Ball, 10 Taube, 12 Osten, 13 Mai, 18 Radio, 20 Isel, 21 Lena, 22 Krim, 23 Isar.

Gleichung: Bern + (Harz — z) + (Ding — g) + er = Bernhardiner.

Es bleibt, was es war: Tiger — Tier.

„Das Theater und das Drama“ betitelt sich ein 2200 Nummern umfassender Auktions-Katalog der Firma Friedrich Meyer's Buchhandlung in Leipzig, Georgiring 3, welcher den 2. Teil der Bibliothek Professor Dr. v. Bambergs auf Schloß Braunshardt enthält. Dieser prächtig ausgestattete Katalog bringt eine große Reihe hervorragender Seltenheiten. Das umfangreiche Material ist durch sorgfältige Einteilung wohl geordnet, und es bietet diese Sammlung ein sehr wertvolles Studienmaterial. Es dürfte wohl kaum vorher ein so bedeutender Katalog über dieses Thema erschienen sein. Somit sei das Verzeichnis allen Interessenten bestens empfohlen. — Die Versteigerung der Bibliothek findet von genannter Buchhandlung in Leipzig Dienstag, den 8. Mai d. J. und an den folgenden Tagen statt.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W. 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Wedel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest V., Terézkörut 24a.
General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris 8. e., 44/bis Rue Pasquier.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



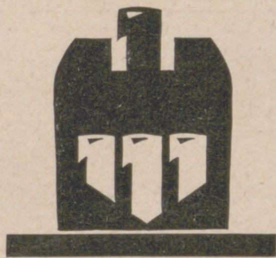
VERLAG I. I. WEBER, LEIPZIG

NR. 4339. 170. BAND EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 10. MAI 1928

Allianz und Stuttgarter Verein

Versicherungs-Aktien-Gesellschaft

Aktiva . . . . über 176 000 000 RM
Prämieneinnahme 1927 über 150 000 000 RM



Bayerische Versicherungsbank Aktiengesellschaft, München / /
Badische Pferdeversicherungsanstalt A.-G. in Karlsruhe i. Baden
Globus Versicherungs-Aktien-Gesellschaft in Hamburg / / /
Hermes Kreditversicherungsbank Aktien-Gesellschaft in Berlin
Kraft Versich.-A.-G. des Automobilclubs v. Deutschland in Berlin
Union Allgemeine Deutsche Hagel-Versicherungs-Ges. in Weimar

Allianz und Stuttgarter

Lebensversicherungsbank Aktiengesellschaft

Gesamtversicherungssumme

über 1 600 000 000 RM

Versicherungen aller Art.

CRISTALLERIES DE NANCY A.G.

CRISTAL C N NANCY

Die Aktiengesellschaft CRISTALLERIES DE NANCY
Niederlage in Paris: 47 Rue Le Peletier
zeigt uns eine neue und prächtige Sammlung in

SCHLEIFKRISTALLEN

Vasen, Tafelservicen und Fantasieartikel sowie Garnituren für den Toilettetisch und Flacons für Luxus-Parfümerie, in schönsten Verzierungen und Farben

GRAND PRIX ARTS DECORATIFS PARIS 1925

Erholt Euch im schönen Thüringen

Arnstadt altertümliche Stadt Ruhesitz u. Erholungsort **Bad Frankenhausen** Das altbewährte Heilbad am Kyffhäuser	**Bad Blankenburg** im Schwarzatal. Herrliche Wälder, Berge, Täler. Sport. Mittelstandspreise. Großer Prospekt S durch die Kurverwaltung	**Eisenach** und die **Wartburg** Der ideale Erholungsort, Kurbad, Gratisprospekt S	**Finsterbergen** „. . . ist somit Gesundbrunnen f. Erholungsbedürftige, Eldorado f. Naturfreunde!" (Ein 25jähr. Jubiläumsgast)	**Friedrichroda** Der Kurort des Thüringer Waldes für Erholung und Sommerfreude
Oberhof 800-1000 m, Kur, Sport. Sommer, Winter. Schnell erreichbar	**Bad Salzungen** Sol- und Moorbad mit großem Inhalatorium	**Schwarzburg** „die Perle Thüringens" Auskunft durch die Kurverwaltung	**Tabarz** am Fuße des 920 m hohen Inselberges. Großes Schwimmbad. Postauto v. Station Fröttstädt zu allen Hauptzügen.	**Bad Liebenstein** das Heilbad für Herz und Nerven **Masserberg** Rennsteig Höhenluftkurort 830 m

Kostenlose Prospekte durch die örtlichen Verkehrsvereine, Kur- und Stadtverwaltungen

BAD FUSCH, DR. ARDITTI'S

Kuranstalt und Hotel Post

1231 m Seehöhe, Radiumheilbad, Diathermie, Elektrotherapie, Wasser-, Mastliegekuren. Zimmer samt Verpflegung Juni M. 5.50 bis 7.50, Juli, Aug. M. 6.- bis 9.-. Kein Kurzwang. Bei 14tägig. Aufenthalt Gäste kostenlos von der Bahnstation Bruck-Fusch abgeholt. Anfragen: Dr. J. ARDITTI, Bad Fusch, oder J. Danneberg, Berlin W 8, Unter den Linden 5.

Franzensbad, Hotel Königsvilla.



Vornehmste und günstigste Lage für den Kurgebrauch. Haus I. Ranges mit allem der Neuzeit entsprechenden Komfort. Mit eigenen grossen Gartenanlagen. Tel.-Adresse: Königsvilla, // Franzensbad. //



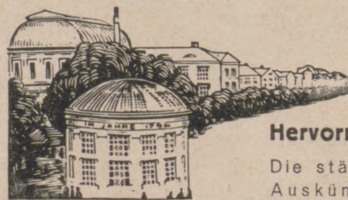
Herz-, Nerven- und Stoffwechselleiden, | **Rheumatismus, Gelenkleiden, Lähmungen.**

Dr. Köhler's Sanatorium Bad Elster

Sämtl. physik.-diät. Heilmittel und die Kurmittel des Bades (Moorbäder im Hause) Höchster Komfort.

Frauenleiden.

Man verlange Prospekt.



FRANZENSBAD

DAS ERSTE MOORBAD DER WELT!

Hervorragendes FRAUEN- und HERZ-HEILBAD

Die stärksten der bekannten Glaubersalzquellen! Auskünfte, Prospekte durch die Kurverwaltung.

Zimmermann

Sanatorium Chemnitz

für innere u. Nervenkrankheiten. Außerh. d. Stadt, auf einer Anhöhe im Villenviertel gelegen, in einem 3½ ha großen alten Park, angrenz. an den Stadtpark. Alle bewährten elektro-physikal. Kurmittel. Klinisch-diätetische Behandlung, bes. der Erkrank. des Stoffwechsels, des Magen—Darms, Herzens u. Nervensystems. Medico-mechan. Institut. Große Liegehalle im Park. Individuelle Behandl. Psychotherapie. 2 Ärzte. Chefarzt: **Dr. Wittkugel.** Tel. 2150.

Angegliedert im besond. Hause: chirurgisch geburtsh. Klinik.

Kneipp-Schroth-Kuren

Diät-Sanatorium **Guggenberg**

Bressanone (Brixen)
1 Stunde vor Bozen-Meran

Auf nach Schweden!

Das ideale Touristenland im Sommer und Winter.

Fahrkarten und Bettkarten durch alle größeren Reisebureaus

Auskünfte und Prospekte kostenlos durch



Schwedisches Reisebureau
Amtliches Reisebureau der Schwedischen Staatsbahnen
Berlin W 8, Unter den Linden 22—23
Telegramm-Adresse: Suedecus / Telephon: Zentrum 8497
Für Deutsche Visum nicht erforderlich.

BAD-NAUHEIM

45 Minuten von Frankfurt a. M. Weltberühmte kohlensäurereiche Kochsalzthermen (30,5–34,4° C).

Unerreicht bei **Herzkrankheiten, beginnender Arterienverkalkung, Muskel- und Gelenkrheumatismus, Gicht, Bronchitis, Rückenmarks-, Frauen- und Nervenleiden**
Badekur / Trinkkur / Inhalatorium / Pneumatische Kammern
Erholungsaufenthalt / Unterhaltungen / Sport
Badesalz-, Mineralwasser- und Pastillenvertrieb
Vorzügliche Unterkunft bei angemessenen Preisen
Auskunftsschrift H. 33 durch Bad- und Kurverwaltung und in Reisebüros.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4339. 170. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 10. Mai 1928.

Allgemeine Notizen.

Der Literaturpreis des Württemberger Goethebundes von 1000 Reichsmark für das beste neuere Buch, Bildwerk oder Tonwerk eines Württembergers soll dieses Jahr dem für die allgemeine Bildung literarisch wertvollsten Schriftwerk nichtdichterischer Art zukommen. Als Erscheinungsjahre kommen 1925 bis 1928 in Betracht.

In Wildbad im Schwarzwald wird in diesem Monat der alljährlich stattfindende Deutsche Tuberkulosekongreß abgehalten werden. Zwar ist Wildbad ein Heilbad für Rheumatiker, Gicht- und Ischiasleidende und nicht für Tuberkulöse, es wurde aber seiner besonderen Aufnahmefähigkeit wegen gewählt. Man rechnet mit 600 bis 700 Kongreßbesuchern, in der Hauptsache Fachärzten für Tuberkulose. Die staatliche Badeverwaltung und die Stadtgemeinde Wildbad werden alles aufbieten, den Gästen den Aufenthalt so angenehm als möglich zu gestalten.

Der neue Leiter des Bad-Nauheimer Kurorchesters Heinz Bongartz, erster Kapellmeister der Meininger Landeskapelle, ist für die Kurzeit 1928 als erster Kapellmeister mit der Dienstbezeichnung „Generalmusikdirektor“ verpflichtet worden. Der künstlerische Ruf, der dem erst 34-jährigen Dirigenten vorangeht, berechtigt zu der Erwartung, daß dem rühmlich bekannten Bad-Nauheimer Musikleben eine würdige Fortsetzung gesichert ist.

Bad Blankenburg im Thüringer Wald hat sich als moderner deutscher Kurort die systematische Pflege der Leibesübungen unter seinen Kurgästen besonders angelegen sein lassen. Eine wesentliche Förderung dieser Bestrebungen bedeutet es, daß in der neuen Kurzeit außer rhythmischen Übungen auch andere sportliche Zweige (Kurz- und Langstreckenlauf, Tennis, Faust- und Fußball u. a. m.) unter Aufsicht eines bekannten, westdeutschen Sportlers stattfinden. Das herrlich gelegene und modern eingerichtete Stadion des V. G.-Verbandes trägt wesentlich zum Gelingen dieses Sportbetriebes bei.

Das sächsische Staatsbad Elster wurde ursprünglich hauptsächlich bei Blutarmut und Frauenleiden aufgesucht. Im Lauf der Jahre haben sich die Heilanzeigen durch die Vorzüge der Lage, des Klimas und des Reichtums der Kurmittel wesentlich erweitert. Seit 1924 eine neue, stark kohlensäurehaltige Quelle erbohrt und gefaßt wurde, ist Bad Elster in die erste Reihe der deutschen Herz- und Nervenheilbäder eingetreten. Be-

kannt ist ferner die Heilwirkung der Moorbäder von Bad Elster bei Rheumatismus, Gicht, Gelenkversteifungen und Knochenentzündungen. Die Heilanzeigen sind deshalb so zahlreich, weil Bad Elster über vortreffliche Moor-, Stahl-, Sprudel- und Radiumbäder verfügt und auch seine Trinkkuren mit eisen-, glaubersalz- und radiumhaltigen Mineralwässern äußerst günstig wirken. Prospekte, Wohnungsverzeichnisse u. dgl. sind kostenlos durch die Badedirektion und Reisebüros zu beziehen.

Thermalbad Hofgastein, dieses liebliche Alpenheilbad, hat bereits am 1. April die hundertste Kurzeit eröffnet. Der Besuch hat bereits stark eingesetzt, denn von Jahr zu Jahr erfreuen sich die Frühjahrskuren des beliebten Verjüngungsbades mit seiner hochradioaktiven Therme immer größeren Zuspruchs. Die Preise sind gegen das Vorjahr unverändert. Der neu erschienene Vogelschauprospekt führt in künstlerischer Form die herrliche Gebirgsszenerie vor Augen. Er wird samt einer Wohnungsliste mit Preisen gern an jedermann kostenlos versandt.

Das Bayerische Staatsbad Steben im Frankenwald hat die seit vier Jahren fortgesetzten größeren Umbauten nunmehr soweit beendet, daß für die am 2. Mai begonnene Kurzeit das sogenannte „Alte Stahlbad" auch äußerlich in aller Schönheit instandgesetzt ist. Auch im staatlichen Kurhotel sind die baulichen Umänderungen, Zimmer mit fließendem warmen und kalten Wasser, eigene Badezimmer, Personenaufzug, prächtig durchgeführt.

Die Errichtung der Alpenbahn Fern—Ortler unterstützt der Verband Allgäuer Verkehrsvereine e. V. nach allen Kräften. Zusammen mit dem Deutschen und Österreichischen Arbeitsausschuß wird die Förderung der Fernpaßbahn Imst bis zur Einmündung in die Mittenwaldbahn mit allem Nachdruck betrieben. Ein Innsbrucker Ingenieur hat auf Veranlassung des Tiroler Fernbahnkomitees einen vollständigen technischen Entwurf ausgearbeitet. Bei einer diesbezüglichen normalspurigen Eisenbahn sind zwei Möglichkeiten vorgesehen, nämlich: Tunnelierung der Gartnerwand und Einmündung in die Mittenwaldbahn bei Bichlbach, oder Tunnelierung in Richtung Biberwier und Einmündung in Lermoos. Dies wäre die erste Etappe der Ortler-Fernbahn, die sich südlich über den Ortler fortsetzen müßte, um schließlich in Mailand zu enden. Das Projekt dieses Ingenieurs wird je nach Einmündung in Lermoos oder Bichlbach auf fünfzehn bis achtzehn Millionen Mark veranschlagt.

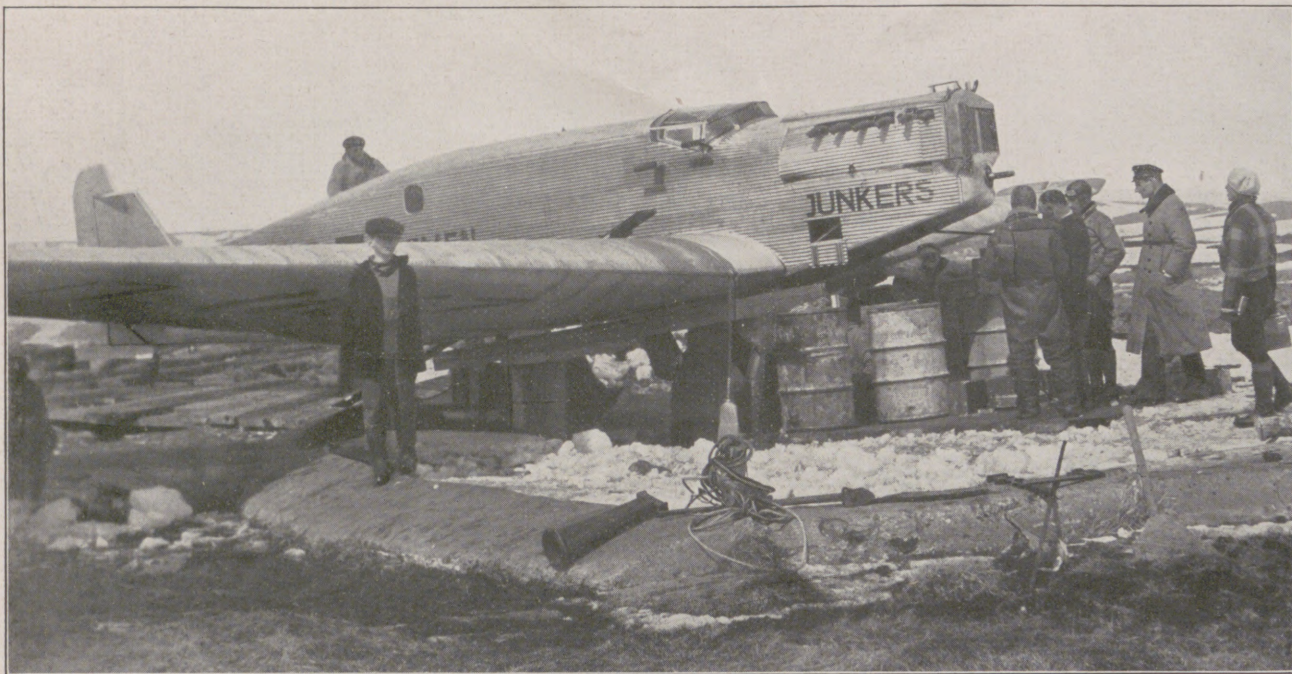
Illustrirte Zeitung



MODERNISIERUNG DES VERGNÜGUNGSGEWERBES: AUTOSPORT AUF DEM RUMMELPLATZ

ZEICHNUNG FÜR DIE „ILLUSTRIRTE ZEITUNG“ VON RUDOLF LIPUS

Die Welt steht heute gewissermaßen unter einer Auto-Psychose. Fast jeder wünscht sich so ein schnittiges Gefährt. Leider ist es meist der Mangel an den nötigen Mitteln, der sich diesem sehnsüchtigen Begehren widerspenstig zeigt und zum Verzicht zwingt. Dem Bedürfnis jener Autoliebhaber, wenigstens einmal das Hochgefühl eines Beherrschers diverser Pferdestärken zu genießen, kommt indes jetzt der Rummelplatz erfindungsreich entgegen. Er bietet einem jeden Gelegenheit, eigenhändig den Kraftwagen, einen schmucken Opel, zu lenken und mit stolzer Geste in einer Rennbahn seine Fahrkunst zu zeigen. Mit Befriedigung konstatiert dann der kühne Steuermann, wie der Wagen seinem Willen folgsam gehorcht — wenn auch in Wirklichkeit ein im Notsitz thronender Chauffeur als „Spiritus rector“ für das glückliche Gelingen der Fahrt verantwortlich zeichnet.





Das Ozeanflugzeug „Bremen" auf Greenly Island.

Links oben: Das Flugzeug, dessen Fahrgestell bei den Bergungsversuchen zerbrach, am Strande der Insel, auf Benzinfässer, Balken usw. gestützt.

Rechts oben: Hertha Junkers, Prof. Junkers' Tochter, die sich in Amerika aufhält und die Entsatzaktion für die „Bremen"-Flieger einleitete.

Links nebenstehend: v. Hünefeld (stehend) und Hauptmann Köhl im Gespräch mit der Jugend von Greenly Island. Im Hintergrund die „Bremen".







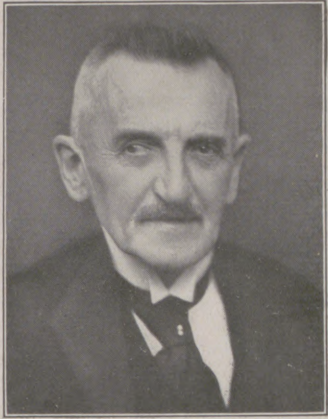


Von der Erdbebenkatastrophe in Griechenland am 22. und 24. April.

Unten links: Aufräumungsarbeiten an völlig vernichteten Häusern in Korinth. — Im Oval: Beim Erdbeben verwundete Einwohner, die wegen Mangels an unversehrten Räumlichkeiten unter freiem Himmel untergebracht werden mußten. — Unten rechts: Blick in eine vom Unglück furchtbar heimgesuchte Straße in Korinth.



Heinrich Federer,
namhafter Schweizer Schriftsteller, Verfasser von wertvollen Romanen und Erzählungen, † am 29. April in Zürich im Alter von 61 Jahren.



Prof. Dr. Ludwig Ebermayer,
bedeutende Persönlichkeit auf dem Gebiete des Strafrechts, Oberreichsanwalt a. D., Strafrechtslehrer an der Universität Leipzig, wurde am 15. April 70 Jahre alt.



Karl Vollmöller,
bekannter Schriftsteller, Bühnen- und Filmdichter, Schöpfer des bei den Salzburger Festspielen aufgeführten Dramas „Das Mirakel", beging am 7. Mai seinen 50. Geburtstag.



Gustav Braunbeck,
verdienstvoller Pionier des deutschen Motorsports, erfolgreicher Motorrad-, Automobil- und Motorbootsportler, Zeitschriftenverleger, † am 29. April im Alter von 61 Jahren.



Tony Schumacher,
vielgelesene Schriftstellerin, Verfasserin von wertvollen Jugendschriften und Volkserzählungen, kann am 17. Mai ihren 80. Geburtstag feiern.

DEUTSCHES RECHTSLEBEN IN DER VERGANGENHEIT

Rechtssinn und Rechtsbewußtsein waren, wie es auch Paul Bartels Buch: „Deutsches Rechtsleben in der Vergangenheit", das unseren Ausführungen zugrunde lag, anschaulich schildert, von alters her bestimmende Lebensmächte im deutschen Volke, die sich im öffentlichen Leben wie im Bereiche des Hauses und des Familienlebens nachdrücklich geltend machten. Das Volksrecht war mit der Volkssitte so eng verknüpft und durchdrang sie so innig, daß es ohne geschriebene Gesetze seine Macht entfaltete und vom Vater auf den Sohn fortlebte. Den Ruhm eines Rechtsvolkes hat unser Volk auch im Laufe der Geschichte zu bewahren verstanden. Zähes Festhalten am alten Rechte, mutiges Eintreten für das bedrohte Recht ist von jeher ein charakeristischer Zug unseres Volkstums gewesen: Die deutsche Geschichte ist oft geradezu ein Kampf ums Recht gewesen bis in die Gegenwart hinein.

Das gilt vor allem von unserem niederdeutschen Stamme der Sachsen, auf dessen Boden auch das beste Rechtsbuch entstanden ist, der Sachsenspiegel, von Eike v. Repkow auf der Burg Falkenstein im Harz um 1230 verfaßt.

Verhängnisvoll für die lebendige Entwicklung des Rechtsbewußtseins in unserem Volk ist die Rezeption des römischen Rechtes geworden, die sich etwa von der Mitte des 15. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts vollzogen hat, nicht ohne auf erheblichen Widerstand des gesunden Volksbewußtseins zu stoßen, namentlich bei den Niedersachsen. Da die Einführung des römischen Rechtes im letzten Grunde der Befestigung der fürstlichen Landeshoheit diente, blieb dieses dem Volksbewußtsein etwas Fremdes, ja, teilweise sogar Feindliches. Dieser Gegensatz von Volksrecht und Justizrecht zieht sich noch heutigentags durch das deutsche Volk hindurch.

Die Kenntnis unsrer alten deutschen Rechtssitten und damit die Einführung in das Rechtsleben der Vergangenheit unseres Volkes ist nicht nur aus historischen, sondern auch aus praktischen Gründen für uns von hoher Bedeutung. Sie trägt dazu bei, dem sittlichen Volkscharakter Halt und Stärke zu verleihen.

Heimatsinn und Frömmigkeit, Geradheit und Tapferkeit, Ehrenhaftigkeit und Treue, Rechtssinn, oft bis zur Härte gesteigert, Milde, besonders gegen Hilflose und Schwächere, Reinheit und tiefe Innerlichkeit des Gemüts, alles das spricht zu uns aus den Rechtsanschauungen und Rechtssitten unserer Vorfahren, durch die vielfach ein erfrischender Zug von Humor geht, der Zeugnis ablegt von der engen Verbindung von Ernst und Heiterkeit im Charakter unseres deutschen Volkes.

Wie sehr unser Volk die Heimat liebte, ist bekannt. War dem Deutschen doch das Fernsein von der Heimat, das Weilen im fremden Land oder Ausland, gleichbedeutend mit Elend (eli-lenti, fremdes Land, Fremde). Weil ihm der Aufenthalt in der Fremde als das größte Unglück erschien, wurde ihm das Wort „Elend" zum Inbegriff alles Übels. Es ist bezeichnend, daß das Wort Heimweh sich kaum übersetzen läßt. Wie unseren Ahnen die Heimat lieb und teuer war, so stand damit die Heiligkeit des Hauses und Herdes in engstem Zusammenhang. „Haus und Hof ist gefreit", sagt ein altes Weistum, und „Mein Haus ist meine Burg" galt bei uns ebenso als Rechtssprichwort, wie es sich im stammverwandten England noch heute erhalten hat. Öffentliche Plätze genossen den Königsfrieden, die Kirchen den Gottesfrieden, als erweiterter Hausfriede erscheint der Stadtfriede. Hierbei ist zu beachten, daß Friede eigentlich „eingehegter Raum" bedeutet.

Unsere alten Rechtsbräuche sind von tiefer Frömmigkeit durchdrungen. In diesem Geiste sind alle älteren Rechtsbücher abgefaßt, der Sachsen- wie der Schwabenspiegel und andere. Alle irdischen Gesetze erscheinen nur als Ausfluß des ewigen göttlichen Gesetzes und Rechtes.

In der Auffassung des Eides tritt der religiöse Sinn unserer Vorfahren besonders deutlich zutage. Der Eidbruch wurde mit dem Abhauen der meineidigen Hand bestraft.

Alles Unwahre, Heimliche, Feige galt als Greuel. Eine rohe, aber kühne Tat unter Anwendung offener Gewalt wurde weit nachsichtiger geahndet als ein hinterlistiges Verbrechen. Im Gegensatze zu der heutigen juristischen Auffassung galt der Raub für ein geringeres Verbrechen als der heimliche Diebstahl; der nächtliche Korndiebstahl wurde mit dem Galgen bestraft, der am Tage mit Abhauen der Hand. Als besonders verabscheuungswürdig erscheinen Diebstähle von Ackergerätschaften und Früchten auf freiem Felde. Holzentwendung am hellen Tage, mit der Axt ausgeführt, galt nicht als Diebstahl, weil der Wald nach alter Rechtsanschauung als Eigentum des ganzen Volkes angesehen wurde. Auch heute noch ist fast überall das Holzholen aus dem Walde an bestimmten Wochentagen gestattet, und im Harz z. B. sieht man jung und alt mit kleinen Handwagen in die Berge ziehen, um sich billiges Brennmaterial zu verschaffen. Das Verbot des Beeren- und Pilzesammelns empfindet das Volk geradezu als eine Rechtsverletzung.

Der Wolf war in uralten Zeiten ein dem Wodan geheiligtes Tier und galt als siegverheißend; 464 altdeutsche Namen sind mit Wolf gebildet, freilich ist Wolf meist zur unverstandenen Endung geworden, z. B. Rudolf = Ruhmeswolf; Wolfgang = mit wem der Siegeswolf geht. Allmählich, mit der Verbreitung des Christentums, sank das Ansehen des Wolfes; er wurde das Abbild des Räubers und durfte ungestraft erschlagen werden. „Allen Tieren ist Friede gesetzt, ohne Wölfe und Bären", sagt der Schwabenspiegel. Um die Strafe des Erhängens zu verschärfen, hängte man neben dem Verbrecher einen Wolf oder einen Hund auf. Übrigens wurden in der Regel nur Männer gehenkt, Weiber wurden meist ertränkt.

Als ein Zeichen schimpflicher Feigheit wurde es angesehen, wenn ein Mann sich von seiner Frau schlagen ließ. Die böse Frau mußte rückwärts auf einem Esel reiten, den Schwanz in der Hand, und so durch den ganzen Ort ziehen, ein Brauch, der namentlich in Hessen üblich war. War der Mann in offener Fehde von der Frau besiegt worden, so mußte er selber den Esel reiten. In manchen Orten bestellte der Richter zur Erheiterung der Jugend für die Frau einen Pfeifer, für den Mann einen Pauker. In Darmstadt wurde der dazu dienende Esel von den Herren v. Frankenstein zu Bessungen gehalten, wofür die Stadt jährlich 12 Malter Korn entrichten mußte.

Außer den Feiglingen wurden auch die bösen Schuldner, die Meineidigen, Treulosen und Wortbrüchigen als ehrlos behandelt; jeder durfte sie Schelme schelten. Als unehrliche (d. h. ehr- und rechtlose) Leute galten Gaukler, Spielleute, Paffenkinder, Juden und Heiden.

Wer einen andern gescholten und ihm ein Verbrechen vorgeworfen hatte, ohne es beweisen zu können, mußte sich öffentlich auf den Mund schlagen und sagen: „Mund, do du dat sprekezt, logezt du dat!" (Landbrauch auf Rügen). Anderswo mußte der Scharfrichter den Widerruf des Beleidigers öffentlich aussprechen und ihm sodann einen harten Maulstreich geben. Wer Jahr und Tag bösen Leumund auf sich sitzen ließ, ging selber seiner bürgerlichen Ehre verlustig. Das Abschneiden des Haares und das Kürzen des langen Gewandes war für beide Geschlechter entehrend. Bei den Frauen galt es insbesondere als Strafe für zuchtlosen Wandel und Ehebruch, wofern nicht noch schwerere Strafen darauf standen.

Ein ehrloser Ritter verlor die Sporen, adelige Verbrecher mußten Hunde tragen. Frauen trugen Steine um den Hals, namentlich leichtfertige Frauenzimmer, die die Ehre ehrlicher Jungfrauen angetastet hatten. Eine Strafe für zuchtlose Weiber bestand darin, daß man sie mit Pech oder Honig bestrich und dann in Federn wälzte, wie uns das noch in unseren Volksmärchen gemeldet wird. So wird berichtet, daß 1198 eine Nonne mit Honig bestrichen, in Federn gewälzt und verkehrt aufs Pferd gesetzt wurde (Raumer, „Geschichte der Hohenstaufen", III, 107). Der Pranger ist eine weitverbreitete schimpfliche Strafe; ein solcher befindet sich noch heute auf dem Nordermarkt in Flensburg. Eine noch härtere Strafe ist das Aufhängen im Käfig, das unter anderm vier Priestern aus Augsburg widerfuhr. Ebenso wurden bekanntlich die Leichen der hingerichteten Führer der Wiedertäufer in Münster am Turm der Lambertikirche in Käfigen aufgehängt, wo sie sich vor nicht langer Zeit noch befanden.

Verletzung der weiblichen Ehre, besonders Vergewaltigung, wurde streng geahndet; Frauenraub wurde zu den schwersten Verbrechen gerechnet.

Die Mehrzahl der Ehrenstrafen verschwand, seitdem das Recht sich vom Volksleben und von der Volkssitte ablöste und in den Alleinbesitz gelehrter Juristen und Beamten überging. — Von der Grausamkeit der Strafen, die auf Wald- und Baumfrevel sowie auf Verrücken der Grenzsteine gelegt waren, wollen wir hier schweigen und lieber noch ein Wort von der Milde und Barmherzigkei sagen, die unseren Vorfahren eigen war. Am schönsten offenbart sich dieser Geist der Gnade und Milde den Hilflosen und Schwächeren, den Fremden, Frauen, Witwen und Waisen gegenüber. Das zeigt sich namentlich in den Bestimmungen über den sogenannten Mundraub, d. h. das Abpflücken reifen Obstes auf dem Felde zum unmittelbaren Genuß. Hier war das alte Recht ungleich menschlicher und milder als das heutige.

Studiendirektor a. D. Dr. Wasserzieher.

VOM WESEN DER MUTTER

Es gibt in unserer Sprache Worte von heilig-gutem Klang, Worte, bei deren Nennung irgend etwas in uns zu schwingen beginnt, als rausche ein märchenhafter Wind über verborgene Quellen, die nun zu rinnen und zu fließen anheben, einem kaum geahnten Licht entgegen.

Ist unsere Sprache so volksliedselig? Oder unser Denken — unser vielgerühmtes und vielbezweifeltes Gemüt? Sprich Weihnacht, sprich Heimat, sprich Rhein — magst du da oder dort, hoch oder niedrig stehen: das Schwingen beginnt! Die Quellen singen!

Nun aber sprich: Mutter.

Nur ein einzig Wort noch gibt es, das ich höher stelle als dieses: es heißt Gott. Denn Gott umfaßt alles in allem, in Gott funkeln die Sterne und kreisen Welten, stürmen Orkane und wogt der Ozean, träumt Menschensehnsucht und strafft edler Wille den Geist und die Hände zur Tat. Gott ist der Sonntag, der sein feierlich Leuchten ausgießt über die ganze Woche; aber Mutter — das ist der liebe, liebe Werktag, der zur treuen Arbeit ruft, der müde Stirnen streichelt und auf sauberem Tisch das freundliche Linnen des Lebens glättet.

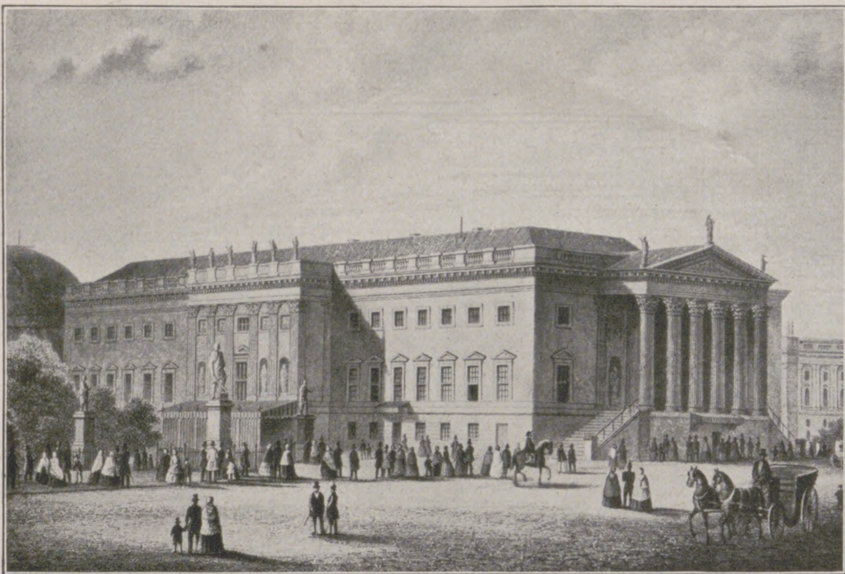
Mutter: unter allen Worten, die Irdisches nennen, das hellste, schönste. Die Kindheit wird wach — die immerwährende Kindheit, die wir, und seien wir selbst schon grau, der Mutter gegenüber wieder und wieder empfinden. Denn dieses ahnten und wissen wir: hier ist Geborgensein in Güte und unwägbarer Liebe, hier ist Verstehen, Hilfe und dennoch Strenge und Zucht, hier ist Größe, Herrlichkeit, Opfer — das Heiligtum der Menschheit mitten im Lärm und der Bitternis kämpferischer Zeit!

Ist's nicht, als spräche schon im Tier irgendein unnennbar Innerstes mit fremder Zunge dieses seltsam Märchenhafte: . . . Mutter . . .

Ja, hier ist mehr als Werktag! Hier ist mehr als Menschenheiligtum! Hier ist ein Wissen um Urgeheimes, Urtiefes: um das Letzte alles Lebens.

Nun aber: dieses Geweihte, Geadelte tritt mit anspruchsloser Güte, mit lächelnder Freude, mit spendenden Händen segnend, stillend, heilend in das graue oder bunte Sein, in Frühling und Winter, an Wiege oder Sarg — und macht den Alltag zum Fest! — Ja, zum Fest! Denn siehe: Gott ist größer als die Mutter; von allen Wesen aber steht die Mutter Gott am nächsten.

Franz Lüdtke.





Links: Das nach Knobelsdorffs Plänen erbaute Opernhaus an der Straße Unter den Linden in seiner Gestalt vor 70 Jahren (1858). Rechts: Das Staatliche Opernhaus nach dem kürzlich vollendeten Umbau.

Zur Wiedereröffnung des Staatlichen Opernhauses in Berlin am 28. April.

Das Opernhaus wurde am 28. April mit einer Festvorstellung von Mozarts „Zauberflöte“ feierlich eröffnet; der Reichspräsident, die Vertreter des Staates und der Behörden, die Botschafter der auswärtigen Mächte u. a. m. waren zugegen. Das Gebäude hat bei dem vielumstrittenen Umbau durch Anfügung von Seitenbühnen ein breitausladendes Querhaus erhalten; das mit allen Verbesserungen ausgestattete neue Bühnenhaus erreicht eine Höhe von 60 m (mit 17 Geschossen).

DIE SEELE DES KINDES

(Hierzu die Bildertafel auf S. 725.)

Seit grauen Zeiten ringt der Mensch um Beweis und Deutung seiner Seele. — Die letzten Dezennien sahen ein ungeahnt rasches und steiles Ansteigen aller Wissenschaften. Es wurde langsam heller um uns, aber in uns blieb es dunkel. Nach dem großen Sturmlauf um die Erkenntnis von Welt und Dingen kam ein Selbstbesinnen. Pause — Stille — Spiegelung. Die Energien, die im Dienste der Wissenschaften das Weltgebäude angebohrt hatten, wandten sich plötzlich nach innen. Man begann zu denken: Wer bist du — Mensch? Man suchte und fand Zeichen und Ausdruck eines Lebenskreises, in dessen Mitte das „Ich“ stand. Spuren wurden aufgedeckt, die vom Dasein dieses unsichtbaren Ich zeugten. Man kam zur Psychoanalyse, die Pathologie gab ihr Teil, dann folgte die Phrenologie, Graphologie und, als „Spiritus rector“ all dieser Gestaltungsarten, die Astrologie. Kurz, von allen Seiten und mit allen Mitteln wurde am fertigen Menschen herumgetastet. Mit einigen brauchbaren und vielen unbrauchbaren Resultaten stehen wir da, und soeben geht wie ein Stern eine neue, sehr hoffnungsreiche Erkenntnis auf: Wir fingen bisher das Haus beim Dache an zu bauen, vielleicht ist uns mehr Erfolg beschieden, wenn wir unten anfangen — beim Kind.

Wir erleben es in unseren Tagen, daß das Kind zum König wird, nicht nur zu Hause, nein, auch in der Forschung. Das Kind ist plötzlich aller Hoffnung. Bei ihm haben sich die schwierigen, unentwirrbaren Verknüpfungen zwischen Umwelt und Anlage noch nicht in dem Maße vollzogen wie beim erwachsenen Menschen. Unzählige Gedankenströme richten sich auf das Kind, umkreisen es, das ahnungslose, harmlos spielende. Die trockenen Gelehrten entdeckten mit einem Male ihr brennendes Interesse für Kinder jeden Alters. Ließen sich mit ihnen ein, fragten und beschenkten sie, versuchten sie zu rühren oder ihren Zorn zu reizen, um das Reagieren der kleinen Menschen mit wahrem Jagdeifer zu beobachten.

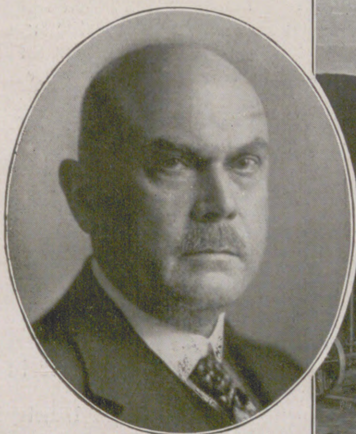
Beim Kinde fand man vieles noch klarer, während man sich beim Erwachsenen sofort in finstere labyrinthische Gänge des Unterbewußtseins verirrte. Die Erfahrungen am fertigen, ausgereiften Menschen wuchsen zu Mauern an, das Material stieg zu Türmen, darin die Gelehrten saßen und den Himmel nicht mehr sahen. Man kam nur wenig vorwärts. Das Kind ist ein neuer Weg. Das Kind ist eine strahlende, offene Schale; jede Regung, jeder Eindruck von außen, jeder Ausdruck von innen spiegelt sich augenblicklich und rein wider. Ein starker Helfer in der Erforschung des Kindes ist die Technik im Gewande der Photographie. Die Linse der Kamera ist so unerbittlich und unbestechlich, daß sie, ohne Übertreibung, eine starke Stütze der Wissenschaft heißen kann. Man betrachte nur Kinderbilder, Jagdbeute des Augenblicks, wie klar sie les- und deutbar sind. Welche Dämpfungen oder Steigerungen zeigt dagegen das Gesicht des reifen Menschen, welche Verschleierung verschiedenster Bewußtseinsschichten, Kreuzung zahlloser Einflüsse und Kräfte!

Hingegen das Kind, sein langsames Wachstum gestattet (wie die Wachstumsbewegungen der Pflanze unter der Zeitlupe) eine nahe und genaue Beobachtung seiner Entwicklung. An den Bildern älterer Kinder, die bereits ihren ganzen Körper (unbewußt) klar in den Ausdrucksdienst ihrer Seele stellen, kann man erkennen, wie sich der Kern der Persönlichkeit bildet und zugleich nach außen abschließt.

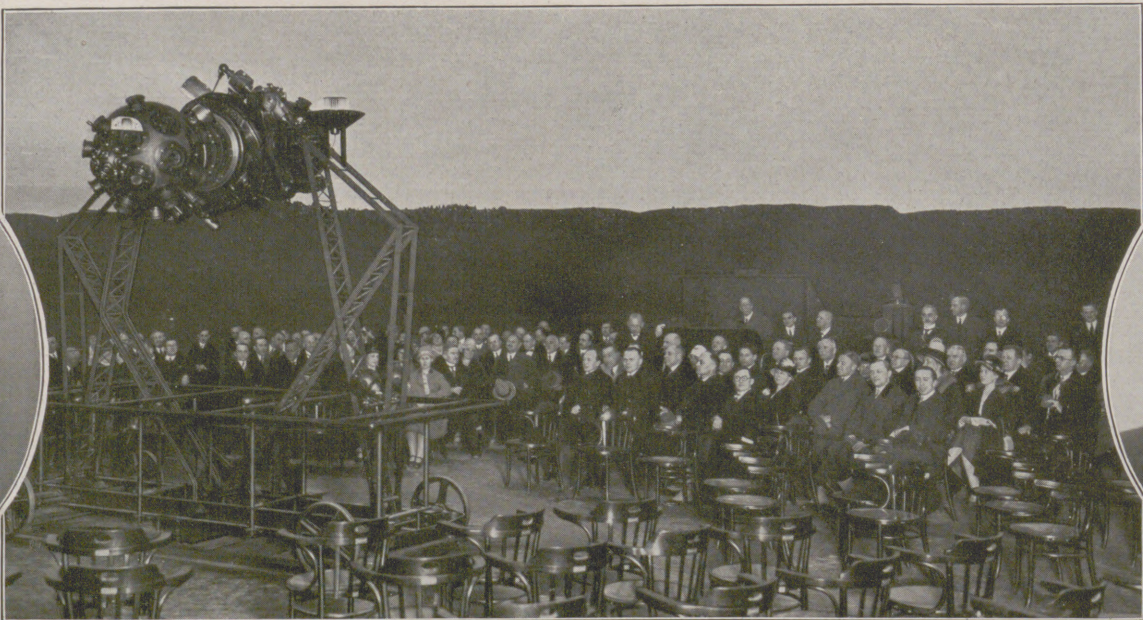
Hansachim Wolf.



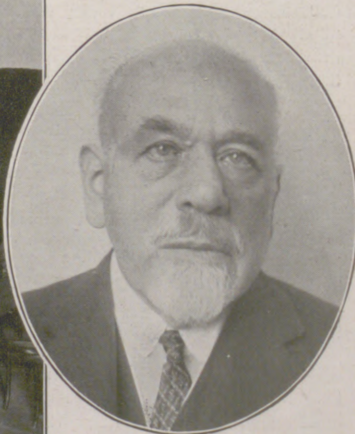
Neue Wege zum Mysterienspiel: Bühnenbild aus der Uraufführung der Oper „Richmodis“ von Hermann Unger (Text nach Emil Kaiser von K. E. Jaroschek) am Stadttheater in Koblenz am 22. April. Von links nach rechts: Tiny Debüser als Sulamith und Leben; Walter Feucht als Kölner Kaufmann Mengis; Anna Manford als dessen Gattin Richmodis; Herbert Hesse als Arzt und Tod.
Der Inhalt der Oper knüpft an eine alte Kölner Sage an. Ein reicher Kaufmann wird von der Wiederauferstehung seiner an Pest verstorbenen Frau erst durch ein von ihm vorher als unmöglich hingestelltes Wunderzeichen überzeugt: seine Pferde steigen die Treppe zum Heuboden hinauf.



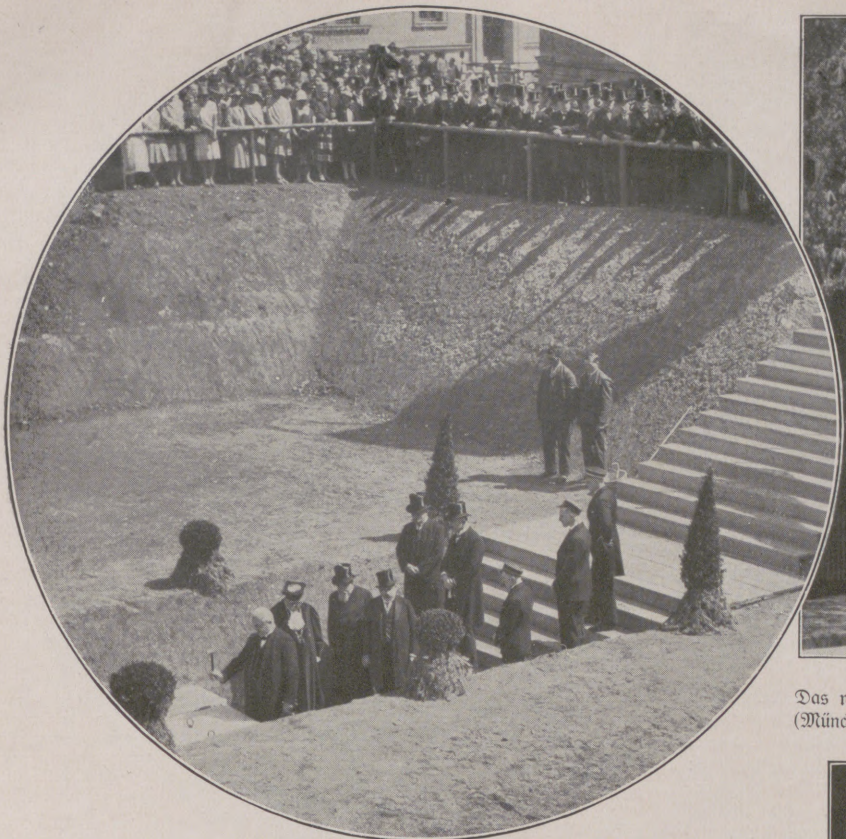
Hugo Asbach, Seniorchef der bekannten Weinbrennerei Asbach & Co., Rüdesheim am Rhein, der am 1. Mai seinen 60. Geburtstag feiern konnte.



Vertreter des Diplomatischen Korps von Berlin auf Besuch bei den Carl-Zeiß-Werken in Jena am 20. April: Die Besichtigungsteilnehmer nach der Vorführung des Planetariums.



Dr.-Ing. e. h. Felix Deutsch, Geh. Kommerzienrat, Vorsitzender des Direktoriums der AEG, Präsidialmitglied des Reichswirtschaftsrats, wird am 16. Mai 70 Jahre alt.



Von der Grundsteinlegung des Erweiterungsbaues der Universität Tübingen am 29. April: Staatspräsident Bazille (am Grundstein) bei der Ausführung des Hammerschlags.



Das neue, am 5. Mai eröffnete Kurmittelhaus in Bad Reichenhall, das nach dem Entwurf von Prof. M. Littmann (München) erbaut und mit den modernsten Errungenschaften der Bäder- und Inhalationstechnik ausgestattet wurde.



Eröffnung der Ausstellung „Deutsche Kunst Düsseldorf 1928“ am 1. Mai.
Von links nach rechts: Der preußische Kultusminister Dr. Becker; Ministerpräsident O. Braun; (hinter diesem) Bildhauer Knubel; Oberbürgermeister Dr. Lehr; Kunstmaler Kaufmann.



Vom Aufenthalt des Königs von Schweden in der Reichshauptstadt, wo er am 3. Mai eintraf: König Gustav V. (Mitte) beim Besuch auf dem Platze des Berliner Golf- und Landclubs in Wannsee. Ganz links der schwed. Gesandte af Wirsén.





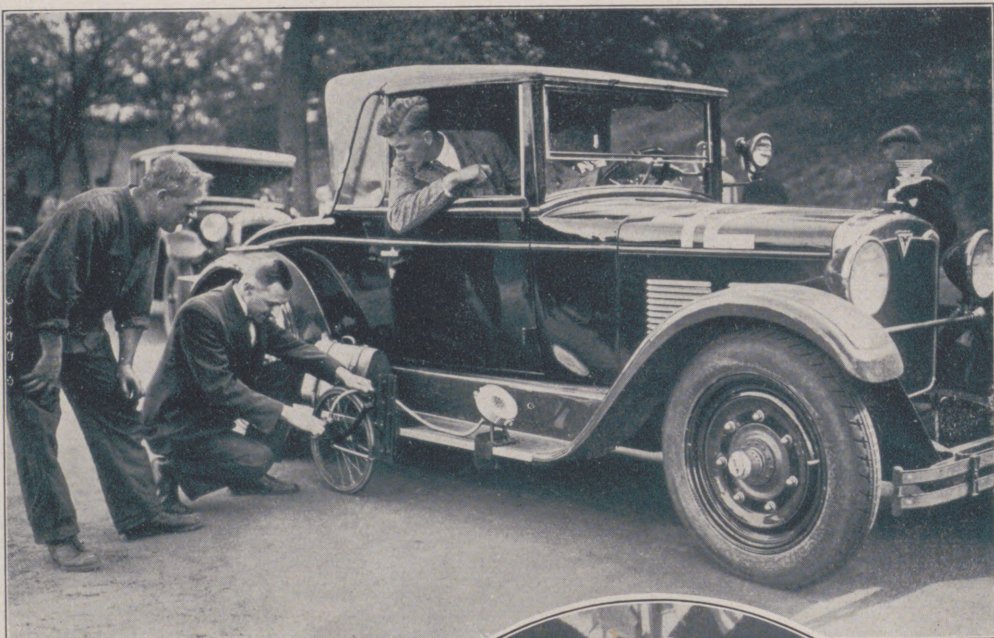
Links: Verheerendes Frühlings-Unwetter an der Bergstraße am Fuße des Odenwalds am 29. April: Ein von Steinen, Schlamm und umgestürzten Bäumen eingeschlossenes Automobil in der Hauptverkehrsstraße von Zwingenberg (Hessen). — Rechts: Eine durchgegangene Lokomotive: Die an den Brückenträgern hangengebliebene Maschine eines leeren Vorortzuges, die zwischen dem Potsdamer Bahnhof und Bahnhof Yorkstraße in Berlin einen Prellbock überrannte.



Vom deutsch-französischen Hockey-Wettkampf zwischen dem Berliner Hockey-Klub und dem Racing-Club de France, Paris, in Berlin-Dahlem am 29. April: Kampfmoment vor dem Tore der Franzosen (weißer Dreß). Die Berliner Mannschaft siegte mit 6 : 0.

Im Oval: Vom Frühjahrs-Reit- und Fahrturnier in Potsdam, veranstaltet am 28. und 29. April vom Potsdamer Reiterverein auf dem Sportplatz Luftschiffhafen: „Surava" unter Frau v. d. Borch beim Sprung über die Mauer.





Links: Deutscher Sieg bei den diesjährigen Rennen um die Targa Florio für Motorräder auf der Madonie-Rundstrecke auf Sizilien am 29. April: Der Gesamtsieger Henne, München (rechts), der auf seiner BMW-Maschine gleichzeitig die schnellste Zeit des Tages fuhr, und der Berliner Fahrer Ernst Köppen, der vorjährige Sieger, der diesmal Zweiter wurde. Rechts Mitte: Von der 1. Gebrauchs- und Wirtschaftlichkeitsprüfung des Allgemeinen Deutschen Automobil-Clubs in Berlin, die am 3. Mai begann: Anbringen einer Registriervorrichtung für die Bremsprüfung. Dieser Apparat zeigt die Geschwindigkeit des Wagens beim Einsetzen der Bremse und die Entfernung, auf welche das Fahrzeug zum Stehen gebracht wird.





Auch die Chinesen wissen die Sensationen des Pferderennens zu schätzen: Rechts nebenstehend: Die Zuschauer auf einer der Tribünen des Rennplatzes von Peking in Erwartung des Startes. Oben: Der Sieger in einem Rennen wird zur Wage zurückgeführt.

Das weiße Spiel

Roman von Werner Scheff

(5. Fortsetzung.)

Gewiß... ich werde sie zu einem hübschen Preis verkaufen können", erwiderte der Ungar mit schonungsloser Offenheit. „Ich kenne Leute, die dafür etwa die Hälfte des wirklichen Wertes geben... mehr natürlich nicht, weil die Angelegenheit diskret ist. Sie begreifen... man darf nie erzählen, welche Bewandtnis es mit den Perlen hat."

„Sie bleiben also dabei... verkaufen?"

„Es geht nicht anders", rief Battaky scheinbar verletzt. „Sie müssen verständig sein. Ich selbst habe Verpflichtungen. Sie wissen, daß ich nicht zu den Glücklichen zähle, die sich an der Schönheit einer Perlenschnur sattsehen können."

Noch einmal ließ er die Kette durch seine Finger gleiten. „Warum ist eigentlich die Schnur gerissen?" wandte er sich an Volkmann, als bemerke er erst jetzt die Verletzung des Schmucks. „Zum Glück sind die Perlen durch Knoten voneinander getrennt, wie man es bei besonders kostbaren Stücken hält."

„Meine Ungeschicklichkeit," murmelte Lutz, „ich blieb beim Einschließen mit der Kette hangen."

Battaky wurde Geschäftsmann. „Ich werde trachten, einen möglichst hohen Preis herauszuschlagen. Sie müssen mir vertrauen, sonst übernehme ich den Schmuck nicht."

„Bitte... das ist doch selbstverständlich."

„Was über zwanzigtausend Mark dabei herauskommt, bringe ich Ihnen nach Ihrer Rückkehr... einverstanden?"

Lutz biß die Zähne zusammen und schlug wieder in die Hand ein, die ihm entgegengestreckt wurde.

„Noch einmal... ich bitte um größte Verschwiegenheit!"

Es klang wie eine flehende Bitte, nicht wie eine Bedingung.

„Warum wiederholen Sie das? Unter anständigen Menschen steht so etwas außer Frage."

Unter anständigen Menschen, dachte Lutz Volkmann. Bist du anständig? Bin ich es? Er bezwang sich, sonst hätte er Battaky verraten, daß er seine letzten Worte als Hohn empfand.

Er sah, wie sein Besucher die Kette zu sich steckte, mit einer Sorgsamkeit, die ihrem großen Wert entsprach. Er stand dabei mit der letzten Energie, die ihn aufrecht hielt. Alle Vernunft in ihm war gegen diesen Handel, gegen diesen Ausweg aus einer Gefahr, der ihn zu neuen, schwereren Gefahren führen mußte. Am liebsten hätte er Battaky die Perlen wieder entrissen, die in der Hand des Gewissenlosen zu einer Waffe, mehr noch, zu einem Blitz werden konnten, der ihn später einmal treffen würde. Aber noch klammerte er sich an Hoffnungen, die vernichtet waren, wenn der Ungar unbefriedigt von ihm ging.

So geleitete er diesen unerwünschten Gast hinaus in den Vorraum, hörte seinen Abschiedsgruß wie im Traum, das Zuschlagen der Tür — und ahnte, daß soeben ein Feind von ihm gegangen war.

*

Bettina hatte sich nach dem Tennisspiel durch ein kühles Bad erfrischt, als ihr gemeldet wurde, man verlange sie am Telephon.

Sie trat an den Apparat in ihrem Schlafzimmer, und eine erregte, jedoch absichtlich gedämpfte Männerstimme fragte, ob sie persönlich spreche. Sie bejahte, glaubte zu wissen, wer der Anrufende sei, und war aufs höchste überrascht.

„Gnädige Frau, ich bitte vielmals um Verzeihung... aber ich halte es für unbedingt nötig, Ihnen eine Warnung zukommen zu lassen", klang es aus der Hörmuschel.

„Bitte... um was handelt es sich?" gab sie mit erkünstelter Ruhe zurück.

„Ich kann meinen Namen nicht nennen; es ist auch belanglos, wer ich bin. Es genügt, wenn ich Ihnen mitteile, daß Ihr Mann erfahren hat, wo Sie sich gestern abend aufgehalten haben."

Bettina ging es glühend heiß durch den Körper. Sie fühlte ein Zittern und preßte die Lippen zusammen, um nicht aufzuschreien. Die Antwort blieb sie schuldig, aber nach Augenblicken drang es von jenseits der Leitung an ihr Ohr:

„Erschrecken Sie nicht... Sie werden wissen, was Sie zu tun haben. Denken Sie nicht an die Stunde, sondern an die Zukunft."

Dann trat Stille ein, nur das leise Brausen des Stroms war vernehmbar. Der Warner hatte angehängt, und noch unter dem ersten, furchtbaren Eindruck seiner Nachricht legte auch Bettina den Hörer hin. Eine Mattigkeit ohnegleichen erfaßte sie, ließ sie für Minuten die Fähigkeit verlieren, über das Vernommene nachzudenken und es einzuordnen in die anderen Eindrücke, die sie heute früh empfangen hatte. Nach diesen Minuten aber sah sie die Logik, mit der alles ineinandergriff wie ein genial gearbeitetes Räderwerk. Blicke und Mienen, der Ton, in dem Arnold vorhin zu ihr gesprochen hatte, sein schneller Abschied, die beabsichtigte Rückreise nach Salzburg, es wurde durch die Meldung des Seltsamen zu einem Vorwurf, beinahe zu einer Anklage. Mehr als dieses Unausgesprochene würde sie von Arnold selbst nie erfahren. Sie kannte ihn und die Feinheit seines Wesens, seine grenzenlose Rücksicht und Güte.

Dann ein Sprung ihres Denkens: Wie kam der Fremde zu einer Wahrnehmung, die so scharf die Wahrheit traf? Sie entsann sich, daß er ihr gefolgt war, als sie den Weg zu Günter genommen hatte. Wie aber reimte es sich, daß er auch Arnold beobachtet, und noch mehr, daß er auch ihm in die Seele geblickt hatte? War er ein Zauberer? Wie erriet er die Zusammenhänge, und wie flog ihm die Kenntnis von Vorgängen zu, die selbst im schlimmsten Falle nur drei Menschen betrafen?

Alles dies wirkte auf sie so lähmend, daß sie sich gänzlich hilflos fühlte. Sie fing zu weinen an. Mit wem sollte sie darüber zu Rate gehen? Mit Günter? Sie hatte sich für den Nachmittag mit ihm verabredet, aber daraus würde natürlich nichts werden, wenn Arnold in Berlin war. Sie hatte auch kein Vertrauen zu Günters Takt. Er würde sich vor allen Dingen gegen den Mann wenden, der sie von der drohenden Gefahr benachrichtigt hatte. Er würde glauben, der Fremde habe Arnold von ihrem Zusammensein Mitteilung gemacht, ein Verdacht, den sie selbst ohne jedes Zögern beiseiteschob. Sie vermochte sich zwar kaum zu erklären, woher das große Vertrauen kam, das sie in den Straßenhändler, den Ausrufer vom Wittenbergplatz, setzte, aber er spielte gewiß nicht die Rolle des Angebers. Warum auch hatte er sie sonst gewarnt?

Ein unendliches Mitleid für Arnold überwältigte alle anderen Empfindungen, die sich meldeten, vertrieb die Furcht, drängte ihre Gefühle für Günter zurück, ließ sie bald nur noch an ihn denken, der verwundet und verzweifelt von ihr gegangen war, sicherlich mit dem Entschluß, ihr nicht zu zeigen, wie es ihn getroffen hatte.

Sie griff weit in ihrer Erinnerung zurück, bis in die Wochen, die ihrer Heirat vorausgegangen waren. Da hatte Arnold oft mit ihr über Möglichkeiten gesprochen, die in der Zukunft lagen. Sehr gegen ihren Wunsch und Willen hatte er sie erörtert: Wie würde es sein, wenn sich jemals die Jahre des Altersunterschieds bemerkbar machen, wenn sie jemals einem Jüngeren begegnen und ihn liebgewinnen würde? In seinem Munde war es gewiß keine Phrase gewesen, die Zusage völliger Freiheit. Noch weniger die Worte: „Ist es einmal so weit, Bettina, so werde ich es fühlen. Und glaube mir, dann gehe ich aus deinem Leben ohne jeden Vorwurf. Du gibst mir, was ich gar nicht mehr verlangen dürfte, und ich lege es in deine Hände zurück, weil es nur dein Eigentum ist!"

Sie erkannte, daß es nun so weit gekommen war, und daß er sich dazu durchgerungen hatte, aus ihrem Leben zu gehen. Aber ganz hatte er sich doch nicht in der Gewalt; die Zeichen, die sie nun klar erkannte, verrieten es ihr. Er litt, und sie liebte ihn, wenn auch ohne körperliches Verlangen. Sie wünschte sich die Macht, ihm zu helfen.

Ihr nächster Gedanke war, ihn zu suchen. Sie rief bei Hollsten an, da sie vermutete, er werde sich zu ihm begeben haben. Aber der Verleger sagte, Tieffenbach habe sich noch nicht blicken lassen. Er schien erstaunt, die Reise Tieffenbachs nach Berlin kam ihm überraschend.

Sollte sie Günter von dem Vorgefallenen verständigen? Merkwürdig, dagegen sträubte sich etwas in ihr; es war ihr, als sei alles, was geschah, ihr und Arnolds ureigenstes Geheimnis, in das nicht einmal sein Sohn Einblick haben durfte. Wenn sich Arnold von ihr trennte... und sie selbst empfand instinktiv und nur unterbewußt diese Lösung als die einzig mögliche... so sollte es ohne äußere Erregung, ohne Auseinandersetzung zwischen ihm und Günter, ohne Wissen des Jungen erfolgen. Sie wollte auch Günter das Schmerzliche dieses Loslösens von seinem Vater ersparen. Er würde es noch rechtzeitig genug fühlen, und hoffentlich erst dann, wenn er nicht mehr in die Lage geriet, sich mit Arnold darüber auszusprechen. Nichts fürchtete Bettina so sehr als irgendein hartes Wort, das zwischen den beiden Menschen, die ihr auf so verschiedene Weise teuer waren, fallen könnte.

Sie schrieb Günter, daß sie ihn heute nicht mehr sehen werde. Keine Silbe von der Anwesenheit seines Vaters. Keine Erwähnung der Tragik, die über sie selbst hereingebrochen war. Der Brief wurde der Rohrpost übergeben, er mußte Günter noch rechtzeitig erreichen.

Inzwischen wurde es Mittag. Sie erwartete Arnold zum Essen. Entschlossen, ihm dann alles zu sagen, was sie beschäftigte, überlegte sie, wie sie ihm das Zwiespältige ihrer Empfindungen klarlegen würde. Sie ahnte aber, daß es unnötig wäre, darüber auch nur ein Wort zu verlieren; er wußte es besser als sie selbst, er hatte es ihr doch vorausgesagt in jenen Stunden, in denen er um sie geworben und sie zu sich genommen hatte, in die Atmosphäre von Vertrauen und Verständnis, wie sie ihr bis dahin fremd gewesen war. Sollte sie in seinen

eigenen Gedanken zu ihm reden? Er würde lächeln, zärtlich und gütig wie stets, würde ihre Hand nehmen und streicheln und sagen: „Ist nicht jedes Schweigen zwischen den Menschen viel deutlicher als Worte?"

Gegen vier Uhr verzichtete Bettina selbst auf die Mahlzeit; allein hätte sie keinen Bissen über die Lippen gebracht. Um fünf Uhr begann sie alle Freunde Arnolds anzurufen, an die sie sich erinnerte. Verwandte besaß er nicht in Berlin, folglich blieben nur Freunde übrig. Aber niemand wußte etwas von seinem Besuch in der Stadt, noch weniger erfuhr sie auf diese Weise, wo er sich aufhielt.

Sie fing an, ernstlich um ihn besorgt zu sein. Der Einfall, er könne etwas Unüberlegtes getan haben, kam ihr erst jetzt, erst nach vielen Stunden der Ungeduld. Die klare Denkart ihres Mannes schien so etwas auszuschalten, aber sie selbst kannte die Gewalt von Augenblicken, die Menschen zu den verzweifeltsten Schritten treiben. Ihre Unruhe wich der Angst. Von nun an ging es ihr nicht um Eigenes. Arnolds Leben schien gefährdet.

Als es zu dunkeln begann, fuhr ein Mietauto vor; aber nicht der sehnlich Erwartete entstieg dem Gefährt, sondern ein junger Mensch, der Bettina zu sprechen wünschte. Sie kam ihm schon in der Halle entgegen. Er nannte den Namen eines bekannten Berliner Antiquitätenhändlers, dessen Verbindung mit Arnold ihr unbekannt gewesen war. Herr Tieffenbach sei noch bei seinem Chef geblieben, er lasse um seinen Koffer bitten. Der Kommis brachte auch einen Brief für Bettina, aber sie las daraus nur einen herzlichen Abschiedsgruß, keine Erklärung, keine Entschuldigung für die lange, schmerzliche Zeit des Wartens, die er ihr bereitet hatte. Gewiß nahm er an, sie habe ahnungslos den Nachmittag in Gesellschaft verbracht.

Bettina stand zögernd; der Abgesandte Arnolds blieb unschlüssig in der Halle.

„Fahren Sie von hier aus zum Bahnhof?" fragte sie.

„Ja, gnädige Frau, Herr Tieffenbach erwartet mich dort; sein Zug geht um halb acht Uhr. Ich habe ihm selbst die Schlafwagenkarte besorgt. Übrigens bitte ich, mir den Koffer aushändigen zu lassen," setzte er mit einem Blick auf seine Armbanduhr hinzu, „ich habe wenig Zeit."

„Hat er ein ganzes Abteil erster Klasse?"

„Gewiß."

Noch ein Moment des Zauderns. Dann: „Gehen Sie, und lohnen Sie draußen den Wagen ab. Wir benutzen unser Auto, es ist schneller!"

„Gnädige Frau wollen mich begleiten?"

Sie bejahte wie unter einem Zwange.

Aber sie schämte sich vor dem Blick des jungen Angestellten, wandte sich ab und lief hinauf in ihre Zimmer.

Die Zofe bekam ihre Nervosität zu fühlen. In zehn Minuten war ein kleiner Koffer fertiggepackt, gerade, als draußen der Wagen vorfuhr.

V.

Eine Stunde vorher hatte man Günter davon benachrichtigt, sein Vater habe bei ihm angerufen und ließe ihn bitten, vor Abgang seines Zuges nach München an die Bahn zu kommen. Er war über diese Mitteilung, die ihn draußen im Grunewald kurz nach einem ergiebigen Tennistraining mit dem tschechischen Professional des Klubs erreichte, mehr als erstaunt. Sein Vater in Berlin! Gerade heute! Es ging ihm ungefähr wie Bettina, nur verarbeitete sein Verstand die Gedanken, die durch seines Vaters Erscheinen angeregt wurden, schneller, wenn auch ohne ihre Gründlichkeit. Nach anfänglichem Erschrecken folgte eine kleine Regung von Freude über das Wiedersehen mit dem Vater; dann ein banges Empfinden, ihm nun unter die Augen treten zu müssen.

Aber es war schon halb überwunden, als er vor dem Bahnhof eintraf, wo ihn Arnold Tieffenbach wie stets begrüßte. Sie sprachen über Fernliegendes, ohne zu fühlen, wie fern es ihnen lag; beiden war es eine Erleichterung, sich so reden zu hören: wie es auf dem Gute aussehe, was sich in Berlin ereignet habe, seit Arnold Tieffenbach zum letztenmal hier gewesen, vor allen Dingen aber, warum der Vater so plötzlich gekommen sei, und warum er gleich wieder abfahren müsse.

„Es ist nicht ausgeschlossen, daß ich in ein paar Tagen nach China reisen muß", sagte plötzlich der Alte.

Günter blickte ihm forschend in das etwas schmale, blasse Gesicht. Es war ihm aufgefallen, daß der Vater nicht so frisch aussah wie sonst.

„Wie kommst du dazu?"

Arnold Tieffenbach schaute weg, auf den Platz vor dem Bahnhof, als suche er etwas. „Es hängt mit meinen Arbeiten zusammen."

Es war die Art, die Günter verriet, daß er nun nicht weiter fragen durfte. Sein Vater wünschte keine Erörterung der beabsichtigten Fahrt. Flüchtig regte sich in ihm der Verdacht, sein Verhalten könne irgendwie mit dem zusammenhängen, was ihn selbst bewegte und erfüllte. Aber wie wäre das möglich?

„Du wirst dich während meiner Abwesenheit... es können immerhin zwei oder drei Jahre daraus werden... um einiges kümmern", fuhr Arnold Tieffenbach nach einer Weile fort. „Ich habe dich darum hierher gebeten."

Und er fing an, von materiellen Dingen zu reden, von denen er noch nie zu seinem Sohn gesprochen hatte. Vom Gut, von Aktien und Lebensversicherungen; von einem Testament, um das sich Günter niemals gekümmert hatte, von Häusern in München, Häusern in Berlin, einem Konto in Holland, einem in der Schweiz und von dem Grundbesitz in Österreich, dem Erbe der Mutter. Günter lauschte nur halb; nun kam es ihm doch so vor, als bedeute diese Zusammenkunft auf offener Straße, zu der ihn sein Vater gerufen hatte, weit mehr als eine flüchtige Begegnung. Es steckte etwas dahinter, das er nicht erriet. Unwahrscheinlich, daß sich der Vater krank fühlte! Was also veranlaßte ihn, sich so abschließend über Vermögensverhältnisse und Besitz auszulassen?

„Verzeih," unterbrach er den Redenden, der sehr gleichmäßig, fast geschäftlich sprach, „und wo bleibt Bettina?"

„Bettina", sagte Tieffenbach und starrte auf einen Punkt des Pflasters vor seinen Füßen. „Natürlich wird sie einstweilen in Berlin leben. Es ist nicht denkbar, daß sie mit mir kommt. Diese weite Reise ist nichts für sie. Außerdem wünsche ich es nicht. Kümmere dich um sie", setzte er sehr tonlos und mühsam hinzu.

Günter antwortete nicht.

„Sieh einmal" — Arnold Tieffenbach sprach mit sichtlicher Überwindung — „du darfst meine Ehe nicht so auffassen wie irgendeine landläufige. Es ist etwas Eigenes darum, das ich dir noch nie erklärt habe. Interessiert es dich übrigens?"

Das sagte er wie in plötzlicher Ernüchterung.

„Da es dich angeht... gewiß!"

Der Vater senkte den Blick noch tiefer. „Ich wollte keine Frau, ich wollte eine Freundin, eine Tochter. Am wenigsten dachte ich daran, sie an mich zu fesseln. Sie ist immer frei gewesen, und sie ist es heute mehr als je."

Dann sah er auf. „Dort kommt unser Auto... und es ist Zeit, daß ich zum Zug gehe. Ich habe mir nämlich den Koffer aus Wannsee holen lassen. Und da... da ist..."

Er stockte. Die Blicke des Jungen folgten den seinen. Beide sahen Bettina den Wagen verlassen, sahen hinter ihr den Kommis, ihren Begleiter, die zwei leichten Koffer tragen. Arnold Tieffenbach schwankte. Ihm war das Auftauchen seiner Frau etwas Ungeheuerliches, eine Prüfung von größter Schwere. Sein Sohn aber wußte sich dies alles nicht zu deuten: die Überraschung des Vaters, Bettinas Kommen und seine eigene Situation.

Als die Männer Bettina begrüßten, waren zwischen den dreien unsichtbare Wände.

„Daran hatte ich nicht gedacht... daß du selbst kommen würdest", sagte Arnold Tieffenbach zögernd.

Sie sah ihn fest und ruhig an. „Ich habe mich dazu entschlossen, mit dir nach Wiesingen zu reisen."

Sie merkte, wie er zusammenfuhr. Es entging ihr auch nicht, wie beide Männer die Farbe wechselten.

„Das ist unmöglich", entfuhr es dem Alten.

„Warum?" fragte sie, ohne Scheu seinen Blick ertragend.

Er suchte in ihrer Seele zu lesen. Ein kurzes Schweigen entstand.

„Es ist unmöglich," wiederholte er, „ich stehe vor einer großen Reise... meine Vorbereitungen werden mich beschäftigen... auch ist es in Wiesingen sehr einsam."

Sie hätte ihm geantwortet, daß es ihr, solange er dort war, auf seiner Besitzung niemals einsam vorkommen werde. Aber in Gegenwart Günters wollte sie nichts von dem verraten, was sie ihm zu sagen hatte.

„Du hast mir freigestellt, meinen Aufenthaltsort stets selbst zu bestimmen. Also... nimm mich mit... ich will bei dir sein."

Arnold Tieffenbach blickte flüchtig auf Günter hin. Der Junge war starr vor Staunen und schlecht verborgenem Entsetzen.

Scheinbar ohne darauf zu achten, wandte sich Arnold an den Kommis, der die Koffer einem Träger übergeben sollte. Mit der Exaktheit des Menschen, der selten eine Verpflichtung vergißt, griff er in die Tasche, nahm zwei Banknoten und reichte sie dem dienstbeflissenen jungen Manne. Der bedankte sich, bis die drei Personen, von dem Träger gefolgt, im Bahnhof verschwanden.

Sie gingen stumm nebeneinander durch die Vorhalle, die Treppe empor zu den Zügen.

Günter wagte nicht, Bettina anzusehen. Er legte sich tausend Fragen vor, bange und verwunderte Fragen, auf die nur sie ihm hätte antworten können. Er selbst kam anfangs nicht aus dem Dunkel heraus. Erst dann, als man die große Halle betrat, glomm ein Funke von Verständnis in ihm auf. War, was Bettina soeben tat, etwas Versöhnliches, Gegensätze Auslöschendes?

Bevor man die Sperre erreichte, trat Arnold Tieffenbach an den Automaten, dem er zwei Karten für den Bahnsteig entnahm.

In diesem Augenblick nannte Günter leise Bettinas Namen.

Sie wandte sich ihm zu, ein Blick voll Verständnis für seine Lage und seine Gefühle traf ihn. „Bitte... vergib... aber es geht nicht anders. Hab' Geduld!"

Mehr vermochte sie ihm nicht zu sagen, der Dritte gesellte sich wieder zu ihnen. Erst jenseits der Sperre, als sie den langen aufbruchsbereiten D-Zug passiert hatten und Arnold Tieffenbach mit dem Schaffner des Schlafwagens verhandelte, blieben sie abermals für Minuten allein. Um so mehr, als Tieffenbach nach kurzem Wortwechsel mit dem Beamten in dem rollenden Hotel der Mitropa verschwand, begleitet von dem Kofferträger.

(Fortsetzung folgt.)



VORFRÜHLING IM BAYERISCHEN ALGÄU

GEMÄLDE VON EUGEN LUDWIG HOESS

RUSSISCHE KUNST DER VERGANGENHEIT

DIE IKONENMALEREI

In der Geschichte der russischen Kunst nimmt die Ikone (Tafelbild mit religiösen Motiven) einen sehr großen Raum ein. Trotzdem haben sich nur einzelne Spezialisten mit ihr beschäftigt. Dies hatte hauptsächlich darin seinen Grund, daß die Ikonen eben zum Kirchenkult gehörige Gegenstände darstellten und es darum nichtgeistlichen Personen sehr schwer war, zu ihnen zu gelangen. Außerdem waren die alten Ikonen in den Kirchen nach und nach so dunkel geworden, daß von den leuchtenden Farben, in denen sie ehedem prangten, kaum noch etwas zu sehen war. Als in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts in Moskau die erste russische Ikonenausstellung eröffnet wurde, auf der die Kunstsammler und Liebhaber ihre von allem Lack, Schmutz und später aufgetragenen Farben gereinigten Ikonen ausstellten, da erhielt man von der Farbenpracht und hehren Auffassung der Ikonen einen unerwarteten gewaltigen Eindruck.

Die größten und wertvollsten Ikonen aber blieben nach wie vor unzugänglich, denn die Geistlichkeit behütete sorgsam die in ihrer Obhut befindlichen künstlerischen Heiligtümer.

Als man sich im Jahre 1917 — nach der Trennung von Kirche und Staat — nun mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln mit der Auffindung und Wiederherstellung dieser einzigartigen kostbaren Kunstheiligtümer beschäftigte, stieß man völlig unerwartet auf ganz neue Probleme, von denen man in früheren Jahren nur mehr oder minder blasse Vorstellungen gehabt hatte.

Wenn die byzantinische Kunst Erbe und Fortsetzung der Traditionen der großen antiken Kunst bedeutete, so nahm die russische Ikonenmalerei dieselbe Stellung zu den ihr von den Griechen überlieferten Künsten ein.

Die Schüler der byzantinischen Ikonenmaler — die Kiewer und Nowgoroder — arbeiteten nach den strengen Vorschriften ihrer Lehrer und nahmen dabei nicht nur ihre technischen Fertigkeiten und Bräuche an, sondern sie folgten auch ebenso streng den Regeln, die Byzanz für die Abbildung einzelner Figuren von Heiligen oder ganzer heiliger Episoden als Grundsatz aufgestellt hatte. So verpflanzte sich diese Malart bis auf unsere Tage.

Die russischen Ikonen, die, getreu der Idee des Kultes, in poetischer Auffassung verschiedenerlei religiöse Motive behandelten, waren ganz frei von allen Einwirkungen des Alltags. Nirgends findet man bei ihnen Pathos. Die Ikonenmaler vermieden alle Bewegungen und Gesten, die den Ausdruck starken inneren Erlebens kennzeichneten. Dadurch aber, eben in dieser außergewöhnlichen Zurückhaltung, erzielten sie eine um so stärkere Wirkung. Diese Unbeweglichkeit in der Komposition entsprang einerseits der idealistischen Grundlage der Ikonenmalerei, andererseits den Satzungen, die Byzanz dafür gegeben hatte. Diese Besonderheit der Ikonenmalerei, welche die russischen Ikonenmaler so vortrefflich zu eigen machten, gab den Künstlern ganz bestimmte Formen, in denen sich ihre Schöpferkraft entwickeln durfte. Doch ungeachtet dieser Einschränkungen, vermochten die jedem Volke eigenen nationalen Züge trotz der vorgeschriebenen Regeln sich auch hier Bahn zu brechen. Auf diese Weise entstanden besondere Typen von Christus, der Gottesmutter, der Engel, der Propheten und Kirchenlehrer und auch der „einheimischen" Heiligen, welch letztere ausschließlich der russischen Ikonenmalerei angehören.



Erzengel.
12. Jahrhundert. Läßt stark die Tradition der Antike und von Byzanz erkennen. (Historisches Museum, Moskau.)



Die Mutter Gottes von Wladimir.
11. Jahrhundert. Diese Ikone ist ein russisches Heiligtum; vor ihr spielten sich lange Zeit die bedeutendsten Ereignisse der russischen Geschichte ab.

Eines der bedeutendsten Heiligtümer des russischen Volkes stellt die Gottesmutter von Wladimir (s. Abbildung) dar. Sie hat eine ganz besondere Vergangenheit. Ihre erste Spur finden wir in der Chronik von 1164, als der Fürst Andrej Bogoljubow sie aus dem Kiewer Land in das Susdaler nach Wladimir brachte, wo sie in dem Tempel von Mariä Himmelfahrt aufgestellt wurde. Die Ikone war dann Zeugin von der furchtbaren Zerstörung des ganzen Wladimir-Susdaler Bezirks durch Batu (1237). Im Jahre 1395, als sich vom Süden aus ganze Nomadenstämme unter Führung von Timur nach Norden bewegten, wurde diese Ikone in der Hoffnung auf „Beistand dieser himmlischen Fürsprecherin" nach Moskau gebracht. Die Überführung dieser Ikone fiel auch tatsächlich mit dem beginnenden Rückzug der tatarischen Stämme zusammen, und Moskau blieb vor der befürchteten Zerstörung verschont. Von dieser Zeit an trug diese Madonna den Beinamen „Retterin", und die Moskauer Bevölkerung brachte sie in den größten Tempel des Moskauer Kremls, in den von Mariä Himmelfahrt, wo sie sich bis 1918 (bis zu ihrer Restauration) befand. Vor diesem Bilde beteten auch die russischen Zaren an ihren Krönungstagen.

Spielte diese Ikone im Leben des russischen Volkes eine große Rolle, so wirkte sie (nach ihrer Restauration) in ihrer Harmonie und edlen Farbenzusammenstellung auf alle, die sie sahen, wie eine Offenbarung. Der ungewöhnliche Ausdruck in dem Gesichte der Gottesmutter und ihre Augen brachten dieses gewaltige Kunstwerk des 11. Jahrhunderts in eine ganz besonders hervorragende Stellung; es fand sich nichts, das mit diesem Bilde nur annähernd verglichen werden könnte.

Nach einer ganzen Serie von Ikonen des 12. und 13. Jahrhunderts, die im staatlichen Restaurierungs-Institut in Moskau die Wiederherstellung ihrer alten Pracht erlangten, deren Meister aber unbekannt waren, traten auf einmal Bilder zutage, die an bestimmte Namen gebunden waren. Einer, der sich sogar noch in dieser ruhmvollen Reihe besonders auszeichnete, war Andrej Rubljow. Als Mönch des wellbekannten Troizko-Sergiew-Klosters war er Schüler der Moskauer Ikonenmalschule, die durch die gewaltigen Werke, die aus ihr hervorgingen, großes Ansehen genoß. Man nimmt an, daß Rubljow um das Jahr 1370 geboren wurde (Ort und Eltern unbekannt), er starb im Jahre 1430 in Moskau im Snaß-Andronow-Kloster, wo er auch begraben wurde. Ungeachtet der vielen schriftlichen (älteren) Hinweise auf seine Arbeiten war bis in die letzte Zeit nur ein Bild Rubljows bekannt: die heilige Dreifaltigkeit, die sich auch noch jetzt in der heiligen Dreifaltigkeitskirche im Troizko-Sergiew-Kloster befindet (s. Abbild.). Rubljow arbeitete an ihr von 1408 bis 1425. Auch alle anderen Ikonen Rubljows — sie wurden meist in letzter Zeit entdeckt — zumal seine Fresken, tragen alle denselben hohen Grad künstlerischer Reife und Vollendung.



Die Mutter Gottes von Donskaja.
14. Jahrhundert. Ein Werk der ersten Moskauer Ikonenschule. Nach der Überlieferung begleitete dieses Bild den Fürsten Dmitry Donskoj auf das Kulikower Schlachtfeld, wo die Tataren eine furchtbare Niederlage erlitten.

Gleichzeitig mit der Ikonenschule in Moskau entstand auch eine solche an der nordwestlichen Grenze des Moskauer Reiches, wie es damals noch hieß, in Nowgorod. Aus dieser Ikonenschule ist eine beträchtliche Anzahl Bilder erhalten geblieben, die sich zumeist in alten Kirchen und hier vorzugsweise in denen der Altgläubigen befinden. Die Ikonen der Nowgoroder fallen durch die Anwendung von Gold und leuchtenden Farben (Zinnober und Ocker) auf. Die künstlerische Eigenart der Nowgoroder Schule bestand in der Tendenz zur individuellen Meisterschaft. In Moskau schätzte man diese



Christuskopf.
12. Jahrhundert. Bekannt unter dem Namen „Der Erlöser in goldenen Haaren". — Im Hintergrund ein byzantinisches vierarmiges (nicht, wie in der heutigen russischen Kirche, achtarmiges) Kreuz. (Historisches Museum, Moskau.)


Klage am Grabe Christi.
15. Jahrhundert. Nowgoroder Schule.
(Sammlung J. S. Ostruchow, Moskau.)

störung durch Iwan den Schrecklichen im Jahre 1570 hörte Nowgorod auf, als Kulturbezirk zu existieren. Ebenfalls im Norden befand sich noch eine andere Ikonenmalschule, die viel Ähnlichkeit mit der Nowgoroder hatte — die von Pskow, so daß Moskau, ehe es sich italienischen Künstlern und Baumeistern verschrieb, sich auch nach Pskow wandte. Die Eigenart der Pskower Ikonen bestand in der Vereinfachung der Kleiderfalten der Heiligen und in der Wiedergabe der Muster der Volksstickereien in Gold, an denen die Kleider der Pskower Frauen so reich waren. Aber auch die Pskower Schule erreichte ihr Ende während der langen Regierung Iwans des Schrecklichen (1533—1581). Das kam aber hauptsächlich daher, daß der Geschmack nach der Unterwerfung der Tatarei durch den Einfluß der östlichen Kunst und den eröffneten Handel mit Persien auf einmal eine ganz andere Richtung einschlug.

Die Moskauer Ikonenschule, die Nachfolgerin der Nowgoroder, begann mit einer Reihe Änderungen im kleinen, wie sie ihrem Geschmack entsprachen. So entwickelte sich allmählich die Liebe zu Verzierungen, die auch zuletzt Oberhand gewannen. Der allgemeine Ton ihrer Ikonen war schön, aber sehr gedämpft, unter Hervorhebung einzelner farbiger Stellen. Die Vorzüge der berühmten Nowgoroder Schule wichen dem Ornament, und so verschwand nach und nach das Gefühl des allgemeinen Tones. Die Linien, die in der Nowgoroder Schule


Die heilige Dreifaltigkeit.
Ein Werk des Ikonenmalers Andrej Rubljow, geschaffen in den Jahren 1408 bis 1425. (In der Dreifaltigkeitskirche im Troizko-Sergiew-Kloster.)

Ikonenschule nicht wenig und berief des öfteren Nowgoroder Künstler dorthin. Bekannt sind die Namen: Tutschkow, Michael Jenin, Missail Konin, Fjodor Nowgorodtzew und vor allem Dionisij, einer der größten Meister des alten Rußlands. Seine im Ferapontow-Kloster (Nowgoroder Provinz) 1500—1511 gemalten Fresken blieben vor allen späteren Übermalungen verschont. Wenn dabei auch vieles an Byzanz denken läßt, so zeigen die Arbeiten Dionisijs doch die höchste Vollendung der Nowgoroder Schule. Außer dem Ferapontow-Kloster bemalte Dionisij noch eine Kirche im Pafnutow-Kloster. Im Jahre 1482 schuf er eine Ikone für den Moskauer Mariä-Himmelfahrt-Tempel im Kreml und eine für das Josifow-Wolokolamski-Kloster bei Moskau. Von den anderen Kunstwerken dieses genialen Künstlers verlor sich leider jede Spur.

Die Blüte der Nowgoroder Ikonenmalschule erreichte indessen ihren Abschluß mit dem Fall Nowgorods als freier Stadt zu Ende des 15. Jahrhunderts. Mit der Zer-


Ikone „Frola und Lawra".
Frola und Lawra sind die Beschützerinnen der Haustiere. Unsere Abbildung zeigt nur den unteren Teil des Gesamtbildes, mit weidenden Pferden.

gewerbler und versorgten das ganze weite Land.

In derselben Zeit, als die einfachen Handwerker-Ikonenmalschulen ins Leben traten, existierte im Nordosten Rußlands die berühmte Stroganow-Schule. Beide Brüder Stroganow, die im 16. Jahrhundert an der Unterwerfung Sibiriens teilnahmen, bekamen vom Zaren Iwan dem Schrecklichen das Recht zum freien Handel im Nordosten des Reiches, und sie gründeten in der Folge ganze Ansiedlungen.

Später wurden die Stroganower Künstler an den Hof der ersten Romanows beschieden. Neue Traditionen nahmen von hier ihren Anfang; sie gingen von der westeuropäischen Malerei aus und gaben den Ikonen, die bisher einen byzantinisch-asiatischen Charakter trugen, eine ganz neue Note. Prof. N. Sobolew, Moskau.

Diesem Beitrag werden in den nächsten Nummern noch Aufsätze über die Genremalerei und die Kunst der Gegenwart in Rußland folgen, so daß zusammen mit dem Beitrag über russische Historienmalerei in Nr. 4253 eine abschließende Übersicht über die russische Kunst geboten sein wird.


Der heilige Georg.
Nowgoroder Ikonenschule. In dem Bild tritt die Eigenart dieser Schule: Einfachheit, Klarheit, Bestimmtheit — gemischt mit einer vom Osten übernommenen Liebe für Zierat und Rhythmus — deutlich hervor.

einen gewissen Umfang hatten, verwandelten sich in der Moskauer Schule in einen Teil ornamentischer Verzierung. Der Hintergrund auf den Moskauer Ikonen nahm ebenfalls einen ganz anderen Charakter an, und die bergigen Landschaften und die Gebäude, die den Fond für die Hauptpersonen bildeten, erfuhren eine ganz besondere Entwicklung, ja, bisweilen eine starke Überladung. An Stelle der leichten und hellen Töne der Nowgoroder Schule erschienen undurchsichtige und erdfarbene Töne, und die leuchtende Farbenpracht der Nowgoroder wich hier dem goldenen Hintergrund.

Dennoch hatten die Moskauer Ikonenmaler nur eine gewisse Freiheit, denn sie standen sogar schon im 16. Jahrhundert unter behördlicher, d. h. kirchlicher Aufsicht, und ihrer Schöpferkraft waren bestimmte Grenzen gezogen. In der Periode Iwans des Grausamen aber fallen trotzdem schon sichtliche Veränderungen auf, so das Hervortreten der großrussischen Züge und der vielen Details, die reinen Volkscharakter tragen. In dieser Zeit vollzieht sich ein gewisser Niedergang in der Ikonenmalerei, und es beginnt ein Aufstieg einzelner Malergruppen. Die Ikonenmalerei hörte auf, eine Kunst für alle zu sein. Sie teilte sich in eine Kunst für wenige und in eine Kunst für die Massen. Zu dieser Zeit entwickelte sich auch das Handwerk der Ikonenmalerei, das sich bis auf den heutigen Tag in Moskau und in den drei Dörfern im Wladimir-Gouvernement, Mstera, Cholua und Palecho, auf der Höhe hielt. In den drei genannten Dörfern arbeiteten bis zur Revolution 1917 zur Herstellung von Ikonen etwa 30000 Volkskunst-


Bild eines Engels.
Aus der Pskower Ikonenschule hervorgegangen. Bemerkenswert ist die vereinfachte Darstellung der Kleiderfalten.

Ritter und Räuber des Sudans

Von einer Afrika-Forschungsreise

Die Nuer haben uns beraubt, Kawaga, die Nuer haben uns vertrieben!" — Dies waren die Klagen, die ich immer wieder von den einst mächtigen, jetzt armen Denka zu hören bekam. Ich befand mich mit Kamera und Kurbelkasten auf einer Forschungsreise am Weißen Nil, um unzugängliche und unerforschte, zum Teil noch niemals photographierte Völkerschaften auf Platte und Film festzuhalten. Kein Wunder, daß ich begierig war, den gefürchteten, mächtigen Stamm der Nuer kennenzulernen.

Zu Schiff — auf einem alten Nilsegler — näherte ich mich dem Bar-el-Zeraf, ihren Wohnstätten. Für Reisen in das Landesinnere benutzte ich ein Auto, das durch einige aufgenagelte Bretter in einen leichten Lastwagen umgewandelt war. Endlose Steppen, hier und da von Dornenbäumen bestanden, nur in der Nähe der seltenen Wasserlöcher — Chore — von einem grünen Grasteppich überkleidet, begrüßten mich. Hier sollte also ein mächtiger Volksstamm wohnen, sogar eine gewisse Kulturblüte erreicht haben. — Während meines monatelangen Aufenthalts in dieser Gegend lernte ich die Nuer kennen, ja, lernte sie lieben, sie und ihr freies, edles, fast möchte man sagen, romantisches Leben.

Diese sehnigen, schmalen und unglaublich hochgewachsenen Gestalten (2 m und mehr) sind Fasten und Entbehrungen gewöhnt. Kleider tragen sie nicht, Schmuck wenig; nur Hals- und Lendenketten, manchmal auch Armreifen zieren die oft auffallend hübschen Frauen. Die Lanze ist des Mannes ständige Begleiterin, seine Waffe, sein Werkzeug und Eßgerät. Bogen verwenden die Nuer nicht. Das Tragen von Gewehren ist ihnen von seiten der „weißen Zivilisation" verboten. Dennoch vermögen sie auch große Tiere, selbst Elefanten, zu erlegen. Solch eine Jagd ist ein aufregendes und gefährliches Beginnen. Dem Dickhäuter wird am Abend an der Tränke aufgelauert, und einige Speerwürfe verletzen ihn schwer. Den nächsten Morgen — noch weiß von der Asche der Lagerstatt, in die sie sich zum Schutze gegen Insekten vergraben haben — folgen alle Männer der Wundfährte, die sie zum verendeten oder auch nur geschwächten Riesen führt. Diesen vollends zu töten, bedarf es oft großer Unerschrockenheit. — Die Dörfer der Nuer bestehen aus runden Tukul, und jede Frau eines Mannes hat ihr eigenes. Vielweiberei ist selbstverständlich, und die Anzahl der Ehefrauen richtet sich nach dem Reichtum des Gatten, der für jede den Eltern und deren Verwandten reichlich Kaufgeld zahlen muß. Eigentliches Geld kennen die Nuer allerdings nicht. Ihr ganzer Reichtum besteht in Vieh, hauptsächlich Rindvieh. Und sie sind reich, selbst für unsere Begriffe. Kleine Ortschaften besitzen oft viele hundert Stück Vieh. Doch ihrer altererbten Gewohnheit gemäß ist ihr Tisch nur mäßig gedeckt. Durrha (Negerhirse), deren Anbau sie betreiben, Kuhmilch, wilder Honig sind ihre Hauptnahrungsmittel. Hier und da gibt es auch ein Stückchen Wildbret und Blut vom Aderlaß der Rinder. Merissa (Hirsebier) und mit Kuhmist gemengter Rauchtabak sind ihre Genußmittel. Höher als ihre materielle steht ihre geistige Kultur. Ihre Religion, der Glaube an den großen Geist, ist monotheistisch. Ihr scheinbarer Fetischimus ist nur die Folge ihres komplizierten und ausgedehnten Totemismus und Zauberglaubens. Sie haben ein wohldurchdachtes und differenziertes Eherecht. Tapferkeit, Standhaftigkeit, Familiensinn, Ehrung der Toten und Ehrenhaftigkeit, wenn auch nicht immer unserer Mentalität entsprechend, sind Tugenden, die sie mit achtenswerter Selbstverständlichkeit üben. Überlistung, Raub und Diebstahl gegenüber fremden Stämmen tut ihrem sonst sehr ausgeprägten Nationalstolz keinen Eintrag. Ja, sie sind Räuber nach unserem Gesetzeskodex, doch wie stand es mit unseren Rittern zur mittelalterlichen Faustrechtzeit? Gehen wir in Gedanken so weit zurück, so kann man die Nuerkultur kaum eine primitive vielmehr eine schwierigen Lebensumständen nur höchst differenziert angepaßte nennen.

Betrachten wir ihre Tänze! Wie alle Negervölker tanzen die Nuer gern und finden im Tanz Ausdruck für alle ihre Gefühle. Ich habe im Sudan viele, viele Male tanzen sehen. So ist zum Beispiel der Kulturtanz der Sudanesen, jenes Mischvolkes aus Negern, Hamiten und Arabern, nichts als der Ausdruck aufreizender Sinnlichkeit. Der Sudanesentanz wird nur von Mädchen getanzt, von Mädchen, deren Haare in viele kleine Zöpfe geflochten, deren Lippen blau gefärbt sind, und deren Klei-



Uralte ägyptische Motive haben sich im Tanz der Sudanesen erhalten: Tanzende Frau in Omdurman.



Links: Eine schmerzhafte Schminke: Einer Tänzerin werden die Lippen aufgestochen und durch Einträufeln von Tinktur blau gefärbt.



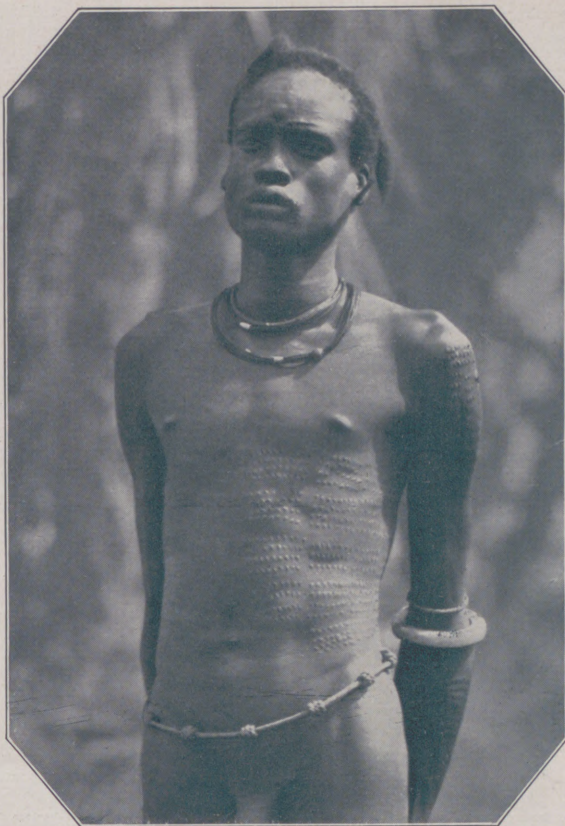
Rechts: Bei der Sudaneser Tanzfriseuse: Flechten und Einfetten der Haare.



Schellentänze bei den Nuba (hamitische Völkergruppe Nordostafrikas). Die Betätigung der Klapper- und Rasselwerkzeuge, die an langen umgehängten Stöcken befestigt sind, erfolgt durch groteske Körperbewegungen. Im Hintergrunde Ringer, die Nationalhelden der Nuba.

dung vielfach als sehr raffiniert bezeichnet werden kann. Uralt sind oft die Tanzmotive — und doch, wie bei so vielen Kulturvölkern, ist dort die Tanzkunst bloße Unterhaltungskunst geworden. Als gegensätzlichen Pol habe ich ein Tanzfest der Nuba, wirklich primitiver, fast unzugänglicher Bergbewohner, belauschen können. Rohe, platte Gesichter sprechen dort jeder Verfeinerung Hohn. Auch kann ihnen der Tanz als solcher nicht genügen. Hanswurstig geschmückte Spaßmacher, Rasseltänzer, mit hinten herabhangenden Klappern, und Ringkämpfe gepuderter Athleten müssen dem Fest erst die richtige Stimmung geben. Der nachfolgende Tanz bemalter Frauen — die Verfeinerung der Tätauierung kennt dieses Volk noch nicht — ist vielfach eine rhythmische Obszönität.

Ganz anders bei den Nuern. Melodie freilich kennt die Negermusik nicht, nur Rhythmus. Wie vielsagend ist aber dieser, wie



Nebenstehend: Vom Stamm der hochgewachsenen Nuer: Krieger in reicher Tätauierung mit Schmuck an Lenden, Hals und Armen. Beachtenswert ist das Stäbchen im Ohr.





Eine Ansiedlung der Nuba: Dieser kriegerische Stamm baut seine Hütten an die wilden Felsen des Gebirges. Oben rechts: Holde Nuba-Weiblichkeit, frisch geschmückt und bemalt, erwartet den Anfang des „Frauentanzes".



Schwarze Venus (Nuer-Mädchen).



Elefantenjagd bei den Nuern: Der Koloß ist glücklich zur Strecke gebracht (rechts). Die Jagd wird ohne Feuerwaffen (die sind den Eingeborenen verboten), nur mit Lanzen ausgeübt.

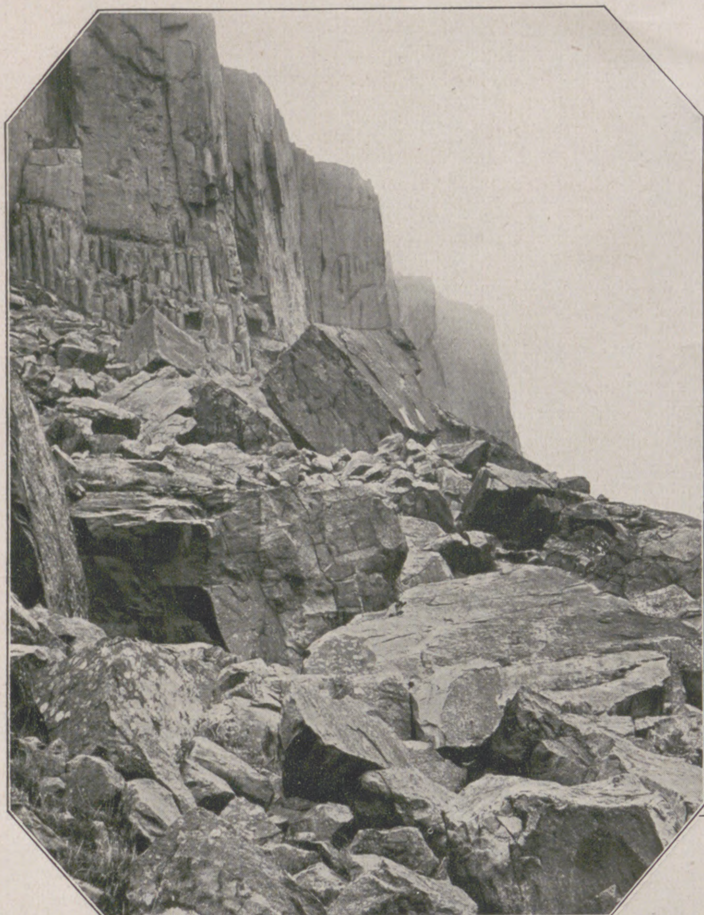
ausdrucksvoll, wie leidenschaftlich sind die Tänze! Vom abendlichen Kuhtanz, bei dem die emporgehobenen Hände die Hörner der Rinder darstellen, bis zu den wilden, gewaltigen Totenreigen — alle haben sie Sinn und Verstand und drücken einfache, doch nicht unedle Gefühle aus.

Bald wird all diese Negerkultur verschwunden sein, bald wird die „weiße Zivilisation" sie verdorben, vernichtet, kaum aber aufgesogen haben. Lebt wohl ihr weiten, stillen und grausamen Steppen Afrikas! Hugo Adolf Bernatzik.

Die Aufnahmen stammen von einer im vorigen Jahr unternommenen Afrika-Expedition des Verfassers.

DIE SCHÖNHEIT DER NORDIRISCHEN KÜSTE

INTERESSANTE GESTEINSBILDUNGEN



1. Grobkörniger Basalt (Dolerit) von Fairhead, der Nordostspitze Irlands. Das liegende Karbon ist von den Trümmern verdeckt.

In dem Küstengebiet des noch heute zu Großbritannien zählenden Teiles von Irland (Ulster) wechseln Steil- und Flachküsten miteinander ab, wobei erstere jedoch stark überwiegen. Bildet nun schon diese Abwechslung einen Reiz für sich, so wirkt doch auch die Eigenartigkeit der Felsbildungen anziehend auf jeden mit Sinn für Naturschönheiten. Die hier vorkommenden wichtigen und seltsamen Felsgestaltungen sind aber in den geologischen Verhältnissen begründet.

Das nordirische Küstengebiet ist zum größeren Teil identisch mit der tertiären Basaltüberdeckung, einer Verschweißung von unzähligen über- und durcheinanderlagernden Lavaströmen und Decken, die ein einheitliches Ganzes vortäuschen, ein Areal von 2319 qm einnehmen und die gesamte Grafschaft Antrim sowie Randteile der sie begrenzenden Grafschaften umfassen. Im Gegensatz zu früheren Auffassungen handelt es sich in diesem Vulkangebiet um den ausgesprochenen Typus der Masseneruption, nämlich solchen, der Spalten seine Entstehung verdankt, wie dies noch in historischen Zeiten auf Island erfolgt ist. Solche klaffende Spalten wurden beim Ausklingen der vulkanischen Tätigkeit vom Restmagma ausgefüllt, später vielfach durch Verwitterung freigelegt und erscheinen somit häufig im Landschaftsbild als natürliche Dämme oder Mauern (Abbild. 4). Nur ausnahmsweise sind punktförmige Ausbruchsstellen bekannt geworden, zum Beispiel die aus vulkanischen Lockerprodukten bestehende Felseninsel Carrick-a-raide (Abbild. 5). Hier haben wir es mit explosivem Material zu tun, wie Einschlüsse aus dem Untergrunde deutlich zeigen. — Die Felseninsel von Carrick-a-raide liegt unmittelbar an der Küste, von dieser nur 20 m entfernt, und ist von alters her für die Lachsfischerei von großer Bedeutung gewesen. Über die etwa 26 m tiefe Schlucht haben Fischer eine Brücke gebaut, die lediglich aus einer dünnen Holzplanke besteht, welche auf Seilen ruht und auf beiden Seiten im festen Gestein verankert ist.

In einzelnen Fällen ist der Schmelzfluß nicht als Oberflächenerguß zutage getreten, sondern „intrusiv" in Sedimentgestein eingedrungen. Später wurde die darüberlagernde Decke von Sedimentgesteinen freigelegt. Dann zeigt das basaltische Gestein eine grobkörnige (doleritische) Ausbildung, so bei Fairhead (unweit Ballycastle; Abbild. 1). Dies ist eine der gefährlichsten und wildesten Küstenpartien der ganzen irischen Insel. Sowohl vom Plateaurand als auch vom Niveau des Meeres aus ist das Landschaftsbild gleich unheimlich. Über 200 m fallen die senkrechten, stellenweise überhangenden Wände zum Meere hin ab. Aber die Brandung schlägt nicht unmittelbar an die steilen Wände heran, sondern unterhalb der grobsäulenförmig abgesonderten Basaltwände erstreckt sich ein wirrer Haufen von Trümmern, der die Unheimlichkeit dieser Stelle noch vermehrt. An einer einzigen Stelle ist vom Plateaurand aus ein Abstieg zum Meer ermöglicht, indem man sich eine natürliche Kluft, eine Verwerfung im Dolerit, zunutze gemacht hat. Dieser Pfad heißt der Grey Man's Path, so genannt, weil der „graue Mann der Nordsee", in besonders dunklen, stürmischen Nächten an Land kommend, diesen Weg benutzt, um seine irischen Freunde zu besuchen.

Gegenüber von Fairhead liegt nur wenige Kilometer entfernt Rathlin Island, bloß von einigen hundert Menschen bewohnt, deren Mehrzahl auf die Bedienungsmannschaft der drei Leuchttürme entfällt. Denn diese enge Meeresstraße ist die zweitgefährlichste Stelle der gesamten britischen Inseln, und während des Krieges haben gerade hier deutsche Unterseeboote die Schiffahrt schwer bedroht, wovon heute noch viele Spuren zu sehen sind. — An anderen Stellen der Küste treten klaffende Spalten mit völlig senkrechten Wänden auf, die den im Hochgebirge wohlbekannten Abrißklüften zuzuzählen sind. Eine solche zeigt Abbildung 3, Maggies Leap. Da diese Spalte für den Uneingeweihten kaum sichtbar ist, hat sie schon mehr als einen tödlichen Unfall hervorgerufen.

In den steilen Küstenprofilen sind auch vielfach die sedimentären Unterlagen der basaltischen Decken entblößt. Und da sind in dem kleinen Areal außer dem Kambrium alle Formationen der Erdgeschichte vertreten: präkambrische Kalke bei Tor Head (unweit Fairhead), silurische Grauwacken und Schiefer längs der Küste der Grafschaft Down, ein devonisches Konglomerat bei Cushendall an der Ostküste der Grafschaft Antrim (Abbild. 8), das zwar noch nie Versteinerungen gezeitigt hat, allgemein aber der in Schottland in so großartiger Weise ausgebildeten Old-Red-Sandstone-Formation zugerechnet wird. Flözführendes Karbon, dessen Kohleneinlagerungen in früherer Zeit und auch ausnahmsweise während des Weltkrieges abgebaut wurden, unterlagern den Steilabfall der Doleritfelsen von Fairhead. Auf der Abbildung 1 sind sie allerdings von den Trümmern verdeckt. Durch diesen Wechsel der Gesteinsbeschaffenheit, harte Eruptiva zu oberst und weiche Sandsteine und Kalk darunter, ist der merkwürdige Knick im Küstenprofil bedingt, der für Fairhead charakteristisch und viele Kilometer weit sichtbar ist.

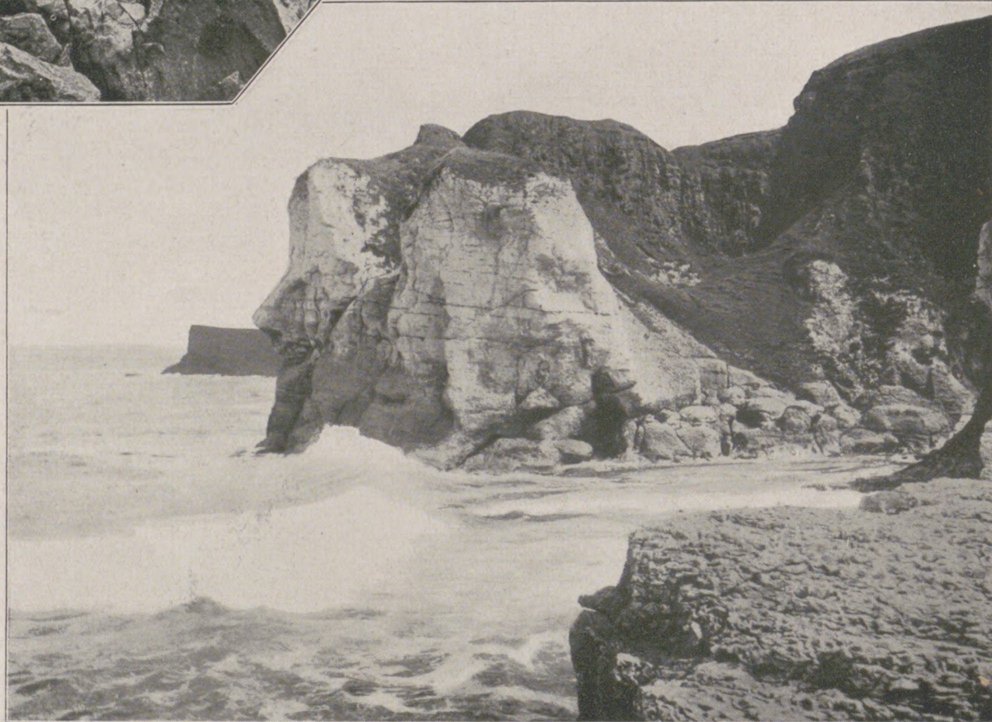
Vertreter des Perms müssen allerdings mit dem Vergrößerungsglas gesucht werden, sind aber einwandfrei vorhanden: am Südufer des Belfast Lough, nur bei Ebbe sichtbar.

Triassische Konglomerate, in ihrer Ausbildung den devonischen ähnlich, treten längs der Antrimküste auf (Red Bay), wo die Straße in Form eines Tunnels durch die senkrechte Felswand hindurchführt. — Weiche liassische (Jura-) Tone bilden zwischen Larne und Cushendall (Ostküste von Antrim)eine recht unsichere Unterlage der darübergelagerten Kreide und Basalte. So sind Erdrutsche längs dieser Küstenstraße, die übrigens zu den landschaftlich reizvollsten Punkten Irlands zählt, keineswegs selten.

Weiße Kreidefelsen, wie sie von der Südküste Englands her so gut bekannt sind, finden sich allenthalben längs der Antrimküste. The Giants Head (das Riesenhaupt) unweit von Portrush (Abbild. 2) zeigt den Kontakt von Kreide und Basalt. Der starke Kontrast zwischen schwarzem Basalt und weißer Kreide macht diese Profile besonders eindrucksvoll.

Tertiäre Tone, „Lough Neagh Clays", erscheinen längs der Ufer des sagenumwobenen Sees Lough Neagh. Und schließlich die Cliffs von diluvialem Geschiebelehm, die längs der Ulsterküste allenthalben auftreten.

Als besondere Eigenartigkeit wäre der Giants Causeway (Riesendamm) an der Nordküste von Antrim zu nennen. Es ist dies ein Gebiet unzähliger Stümpfe (Abbild. 7) von Basaltsäulen, die durch Kontraktion bei der Erstarrung des Schmelzflusses entstanden. Eine kleine Halbinsel führt ins Meer hinaus, die restlos aus regelmäßigen sechs- bis achteckigen Polygonen aufgebaut ist. In den weiter ostwärts gelegenen Buchten läßt sich die verschiedenartige Ausbildung dieser Lavadecken erkennen, die in der Ober- und Unterpartie deutliche Säulenausbildung zeigen, in der Mittelzone jedoch massig ausgebildet sind. Eine der Buchten des Giants Causeway, Port na Spaniagh, verdankt ihren Namen der historischen Tatsache, daß hier, im Jahre 1588, mehrere Schiffe der spanischen Armada im Sturm zerschellten. Die Legende berichtet, daß der spanische Führer in der Dunkelheit einige zinnenartig herausgewitterte Säulen (daher the Chimney Pots genannt) für die Türme von Dunluce Castle hielt und, um sie zu beschießen, sich der Küste zu sehr näherte. So geriet er in die vorgelagerten Riffe des Giants-Causeway-Gebiets, wo die stolze Flotte



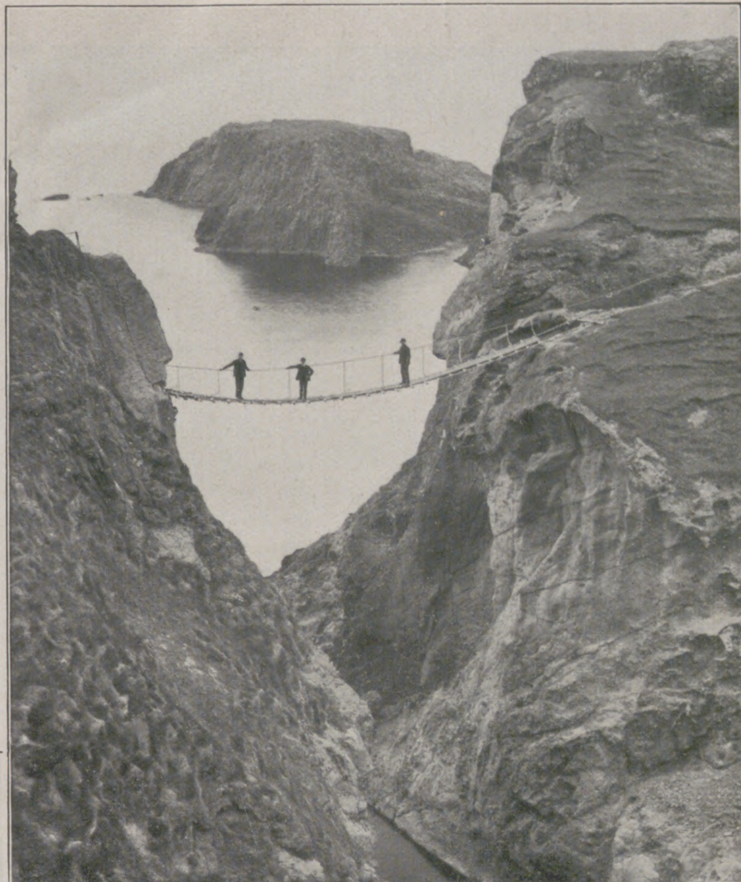
2. The Giants Head (Riesenhaupt) bei Portrush (Kontakt von Kreide und Basalt).



3. Maggies Leap (Gretesprung), eine gefährliche Spalte an der Küste der irischen Grafschaft Down



4. Basaltgang als natürlicher Damm bei Fairhead.



5. Der vulkanische Ausbruchspunkt bei der aus Tuff bestehenden Insel Carrick-a-raide. Die tiefe, mittels der „schwingenden Brücke“ passierbare Schlucht ist durch die Meeresbrandung bedingt.

zugrunde ging. — Auf den dominierenden Punkten der Küste erheben sich Burgen und Schlösser, die teils, wie Garron Tower bei Cushendall, zu Luxushotels umgewandelt wurden, teils Zeugen der Vergangenheit darstellen. So scheint die Burgruine von Dunluce, reich an Mauern und Giebeln, mit dem Felsen verwachsen, der unmittelbar am Ende der Burg 40 m senkrecht zum Meere hin abfällt.

Wenn auch hier der freundliche Efeu fehlt, der sonst die irischen Ruinen umhüllt, dem Eindruck der Zerstörung und Trostlosigkeit entgegenwirkend, so ist das Bild von Dunluce Castle doch ein unvergeßliches, besonders zur Dämmerstunde, wenn sich die Ruinen silhouettenhaft gegen den feuerroten Abendhimmel abheben.

Die Geschichte von Dunluce Castle ist blutgetränkt, schon in vorchristlicher Zeit soll hier eine Burg gestanden haben. Das brandende Meer hat die weißen Kreidesockel in ein ganzes System von großen und weitläufigen Höhlen verwandelt, der Felsen ist isoliert, rings umspülen ihn die gierigen Wogen, aber das feste Bollwerk überlebt alle Stürme, wie sein Name auch sagt: denn dunlios heißt „eine feste Burg“. Der Volksmund erzählt, daß des Nachts ein Geist den nördlichen Turm verläßt, um das Schloß von allem Schmutz rein zu fegen.

Eine Arbeit über die Schönheit der nordirischen Küste wäre unvollkommen, wollte man nicht des herrlichen Badestrandes Erwähnung tun, der sich mitunter mehrere Kilometer lang zwischen der Steilküste einschaltet. Denn wenn der Naturfreund häufig geneigt ist, das Treiben der fashionable seaside places zu fliehen, so findet er an der Küste Nordirlands Gelegenheit genug, stundenlang badend und in der Sonne liegend sich zu tummeln, ohne von einer Menschenseele gestört zu werden. Eine dieser stillen, von angewehtem Dünensand erfüllten Meeresbuchten, White Park Bay, zeigt Abbildung 6. Hier taucht durch eine Verwerfung die schneeweiße Kreide plötzlich im gleichen Horizont mit dem Basalt auf. Dr. Herbert P. T. Rohleder.



6. Östliche Begrenzung des Basaltgebiets vom Giants Causeway am westlichen Ende von White Park Bay (Portbradden). Im Hintergrund Basalt, im Vordergrund (linke Hälfte des Bildes) obere Kreide.



7. The Looms (Webstuhl) vom Giants Causeway; Einfallen der Säulen nach Ostnordost.



8. Devonisches Konglomerat zwischen Cushendun und Cushendall (Ostküste der Grafschaft Antrim).



IN DER VIERTEN KLASSE

GEMÄLDE VON PAUL OBERHOFF

In Spitzbergens Gewalt

Erzählung von Lars Hansen

AUS DEM NORWEGISCHEN ÜBERTRAGEN VON ERNST UND FRANCK ZÜCHNER

(5. Fortsetzung.)

In Karsten war ein Urinstinkt erwacht. Der Hunger ließ das Lappenblut, das in ihm war, zur Geltung kommen. Es war etwas für einen Norweger ganz Unfaßbares, daß es ihn einfach in der Richtung davontrieb, wo es Wild gab. Ob er dies roch oder fühlte, wußte er selbst nicht; er war sich aber sicher, daß dort hinten irgendwo ein Lebewesen sein mußte.

Er gelangte an einen Berghang, schlich hinauf und spähte ins jenseitige Tal hinunter. Dies wiederholte sich einige Male, je weiter er vordrang. Jedesmal wurde er vorsichtiger. Endlich kroch er auf einen hohen Eisblock, schob ganz behutsam erst den Büchsenlauf über den Rand vor und hob dann so weit den Kopf, bis er das Gelände übersehen konnte. Wieder schien seine Bemühung vergeblich. Da — er rieb sich die Augen; der Schein des Nordlichts erschwerte die Sicht — saß dort nicht eine große Möwe? Es schien ihm wirklich so, denn die Schwingen der Möwe sind hellgrau und stechen ein wenig gegen den weißen Schnee ab. — Ja, seine Vermutung war richtig. Eine große Möwe, das war genug für ihn zu einer Mahlzeit. Er zielte, aber es war fast unmöglich, den Vogel aufs Korn zu kriegen. Der Abstand war ungefähr vierzig Meter, und Karsten lag so gespannt da wie eine Stahlfeder. Der Schuß ging los, und die Möwe fiel. Wie eine Katze war Karsten über sie her.

Er schnitt ein Loch in die Haut, steckte den Finger hinein und zog dem Vogel die Haut ab. Gierig aß er das warme rohe Fleisch. Das bißchen Fett, das unter den Schwingen saß, kratzte er ab und verschlang es ebenfalls. Als er fertig war mit der Mahlzeit, lagen nur noch Federn und abgenagte Knochen im Schnee.

Er brachte nichts mit nach Hause. Aber kaum war er zur Tür herein und hatte sich gesetzt, als Johann Troms ihn auch schon im Nacken packte, ihn festhielt und ein Tauende von der Wand nahm. Er erklärte ihm, daß er den Lappen aus ihn herausprügeln wolle, und schlug ihn so, daß er drei Tage lang zu Bett liegen mußte. Vom Nacken bis zu den Fersen hinunter war er braun und blau. Johann Troms steckte ihn selber in die Koje und hielt ihm folgende Ermahnungspredigt:

„Karsten, du solltest doch wirklich wissen, daß die Beute uns allen vieren gehört, wenn du auf die Jagd gehst. Sie ist unser gemeinsames Eigentum. Und es ist deine verdammte Pflicht, sie nach Hause zu bringen. Von der Möwe, die du geschossen hast, hätten wir Fleischsuppe kochen können. Hast du überhaupt nicht an Jens, der krank ist, gedacht? Aber merke dir's, wenn das noch einmal geschieht, beim wahrhaftigen Gott, ich schieße dich nieder wie einen gemeinen Hund, sowie du nach Hause kommst!"

Karsten begriff nicht, woher Johann Troms eigentlich wußte, daß er die Möwe geschossen hatte. Die Sache war aber ganz einfach. Als Karsten hereinkam, hatte er frische Blutflecke im Gesicht und auf der Brust. Dies sprang sofort in die Augen und war eigentlich schon Beweis genug. Und dann hatten sich auch zwei, drei Federn der Möwe oben an seiner Schulter festgeklebt. Karsten aber glaubte, daß Johann hinter ihm hergeschlichen wäre und alles mit angesehen hätte. Johann beließ ihn in diesem Glauben.

Weihnachten kam heran, und am heiligen Abend war schönes, stilles Wetter, klar und hell. Die vier Männer hatten genau Tagebuch geführt und wußten, daß Heiligabend war.

Als Johann Troms am Morgen aufstand, sagte er: „Heute ist Heiligabend. Es scheint, als sollten wir gutes Wetter bekommen. Deshalb will ich versuchen, etwas zu schießen. Vielleicht komme ich erst gegen Abend zurück. Ich verlasse mich darauf, daß ihr beide, Karsten und Berner, Holz haut und ‚Rein Schiff' macht. Scheuert ordentlich, daß es sauber riecht. — Laßt frische Luft herein! Aber paßt auf, daß sich Jens nicht erkältet. Auf ihn muß Rücksicht genommen werden. Und wenn ich lange bleiben sollte, seid nur getrost, ich komme schon wieder." —

Nicht nur die Menschen hungerten in der Mossel-Bai.

Ungefähr zwei Meilen von der Hütte entfernt trabte ein Eisbär dahin. Ohne Beute hatte er das Packeis von der innersten Widje-Bai bis hierher durchstreift, ein Marsch von acht Tagen. Er war knochenmager. Sein langer, struppiger, silberglänzender Winterpelz konnte kaum noch das bißchen Wärme zusammenhalten, das er im Körper hatte. Während eines ganzen Monats hatte er nur ein kleines, neugeborenes Seehundsjunges erbeutet. Drei Tage lang hatte er versucht, dessen Mutter zu fangen, aber als auch sein dritter Sprung auf den Seehund zu mißglückte, gab er es auf. Nun hoffte er, hier draußen am Meer einen Seehund anzutreffen.

Unzählige Male hatte er den Wind gekreuzt, aber nie Witterung von irgendwelcher Beute bekommen.

Jetzt lag er auf einer Anhöhe. Aber der Wind war schwach, er trug ihm keinerlei Kunde zu. Er mußte weitermarschieren. Er stand auf und ging ein kleines Stück vorwärts, warf sich dann aber blitzschnell herum, denn der Wind brachte ihm Witterung von Johann Troms.

Dieser war fünf Stunden lang die Küste entlanggegangen. Sein Weg führte immer am Rande des Packeises dahin. Er glitt schnell vorwärts und hatte keine Ahnung davon, daß der Bär ihn bemerkt hatte. Mühsam arbeitete er sich eine steile Anhöhe hinauf. Oben angekommen, sauste er in Schußfahrt sofort auf der anderen Seite wieder abwärts. Mitten auf dem Hang kreuzte er die frische Bärenspur.

Trotz der schnellen Fahrt konnte er feststellen, in welcher Richtung der Bär gegangen war. Er drehte nach links ab, nach der entgegengesetzten Seite. Denn er mußte erst untersuchen, wo sich das Tier jetzt befand, bevor er es angreifen konnte.

Er glitt noch ein Stück weiter, dann hielt er an.

Der Bär hatte Johann gesehen. Er hatte begriffen, daß dieses Geschöpf weder Renntier noch Seehund war. Er lag hinter einem Eisblock, zwei Eisschollen deckten ihn in den Flanken. Unbeweglich, mäuschenstill verfolgte er Johanns Bewegungen.

Johann kehrte wieder zu der Spur zurück. „Gott sei Dank!" sagte er, „jetzt haben wir bald frisches Fleisch zu Weihnachten. — Der arme Jens!" —

Der Bär konnte eben erst vorbeigekommen sein. Johann ging höher hinauf, um das Gelände besser übersehen zu können. Aber nirgends war ein lebendes Wesen zu entdecken. Rechts unten war wieder Packeis, dort mochte der Bär sich versteckt haben. Wenn das der Fall war, dann lag er jetzt sicher irgendwo auf der Lauer und beobachtete ihn. „Die Biester kennt man schon", sagte Johann laut. „Jetzt muß ich aber aufpassen, daß ich ihn sehe, bevor ich über ihn stolpere." Johann beschloß, das einzige Mittel anzuwenden, was hier etwas nützen konnte. Er ging weiter hinauf und sauste dann in der Richtung zu Tal, in der er den Bären vermutete. Er flog wie ein Pfeil dahin, der Wind pfiff ihm um die Ohren.

Er glitt geradeswegs auf den Bären zu, ohne dies zu ahnen, jedoch sehr wohl auf diese Möglichkeit vorbereitet. Als er noch gegen sechs Meter von dem Versteck Meister Petz' entfernt war, bog er blitzschnell nach links, weil der Bär mit einem gewaltigen Satz auf ihn lossprang. Meister Petz verfehlte sein Ziel und landete zwei, drei Meter hinter Johann. Und ehe er sich's versah, lag Johann schon an die zwanzig Meter weiter auf den Knien, die Büchse schußbereit an der Wange.

Der Bär erhob sich — da fuhr ihm eine Kugel zum linken Auge hinein und zum rechten Ohr heraus. Er fiel mausetot in den Schnee. Johann nahm sein scharfes Dolchmesser und hatte die Beute zerlegt, bevor noch eine Viertelstunde um war.

Während der Arbeit plauderte Johann mit sich selbst.

Er bedauerte, daß der Bär so mager war, und sagte:

„Du kannst froh sein, daß du nun keinen Hunger mehr zu spüren brauchst. Wärst du an meiner Stelle und würdest mich jetzt betrachten, dann würdest du mich wohl auch einen ‚mageren Seehund' schelten."

Er band beide Bärenschinken zusammen, warf sie über die Schulter, einen vorn und einen hinten, und schnallte dann wieder die Skier an. Er versuchte verschiedene Male, das feine, weiße Bärenfell aufzuheben, mußte es aber liegen lassen, weil es ihm zu schwer war. Er merkte, daß er in der letzten Zeit viel schwächer geworden sein mußte.

Als er die Hütte erreichte, hatten die anderen inzwischen gründlich sauber gemacht. Die Freude über das frische Bärenfleisch, das ihnen eine unerwartete, kräftigende Mahlzeit verschaffte, war riesig.

Jens Baldsnes trug an seinem Körper deutliche Spuren fortschreitenden Siechtums. Er lag fast immer in der Koje. Johann beobachtete ihn genau, als er auf dem Kojenrand saß und versuchte, die dampfende Fleischsuppe zu sich zu nehmen. Eckig und kantig war seine Gestalt geworden, die Kniescheiben traten deutlich hervor, und an den Waden waren die Muskeln fast ganz eingeschwunden. Der gewölbte Brustkasten war eingefallen, und Johann konnte deutlich wahrnehmen, daß der Arm unter dem Hemdsärmel dünn war wie der eines Skeletts.

Als die Mahlzeit vorüber war, stand Jens auf und ging ein paar Schritt. Die anderen sahen ihm an, daß er an Schweres dachte. Es herrschte Totenstille in der Hütte. Jens starrte seine Kameraden an, sah ihnen fest in die Augen.

„Dies ist mein letztes Weihnachtsfest. Ich will nun offen mit euch reden, denn das Schweigen macht mich sonst verrückt. Vielleicht könnte es sonst auch für immer zu spät sein. Ich rede nicht um meinetwillen, sondern euretwegen. Ich bin so gut wie tot und habe mich damit abgefunden. Ich habe mit dem Leben abgeschlossen. Meine Krankheit stammt aus jener Nacht, in der wir das Boot durchs Packeis zogen. Ihr wißt ja, daß wir unter den beiden Bärenfellen schliefen und dann vom Toben des Eises aufgejagt wurden. Als ich erwachte, wußte ich gleich, was geschehen war. Ich hatte in dem eiskalten Schneetreiben mit bloßem Rücken geschlafen, das Fell war zur Seite geglitten. Beim

Einschlafen hatte ich geschwitzt. Und als ich erwachte, war mein ganzer Rücken wie Eis, vom Nacken bis zu den Hüften hinunter. Die Kälte hatte sich richtig hineingefressen, und ich habe sie nie wieder herausbekommen. Von jenem Tage an ist es mit mir bergab gegangen. Nun kann ich schon nicht mehr schlafen. Diese letzten Tage hindurch wurde es schlimmer und schlimmer, jetzt bin ich bald fertig.

Meine Tage sind gezählt, das weiß ich. Laßt mich darum heute Abschied von euch nehmen. Das Schicksal bestimmt; uns bleibt nur übrig, uns ihm zu beugen.

Johann, ich sehe Tränen in deinen Augen, doch glaube mir, ich bin einig mit dem Tode. Er und ich, wir kennen einander bereits. Er schreckt mich nicht mehr. Ich sehne mich danach, zu sterben. Du warst und bist immer noch mein bester Freund, Johann. Du bist streng, aber gerecht. Du wirst deine beiden Leute nach Tromsö bringen, ich weiß es ganz bestimmt. Grüße meine Braut, meine Geschwister und meine Eltern von mir. Und — hier ist der Ring, bring ihn meiner Braut. Du weißt ja, es ist die Tochter vom Harpunier Stellander, die Aletta. Gib ihr den Ring und sage ihr, daß ich ihr alles Gute wünsche. Von dem Geld, was auf mein Part an der Ausbeute kommt, kaufe meiner kleinen Schwester Else eine Uhr. Vergiß dies nicht."

Während des langen Sprechens schüttelten ihn unablässig Frostschauer, so daß er kaum stehen konnte. Zweimal mußte Johann ihn stützen.

Für den Rest dieses Weihnachtsabends lag ein stiller Friede über der Hütte und der sternklaren Polarnacht. Es kam Bärenbraten auf den Tisch. War er auch trocken und mager, so erfrischte er doch ein wenig.

Am ersten Januar starb Jens bei vollem Bewußtsein.

Aus den Brettern seiner Koje wurde ein Sarg gezimmert, der draußen im Schuppen hingestellt wurde.

Jens' Tod lastete schwer auf den Gemütern der Überlebenden. Es erhob sich dann auch noch ein furchtbares Unwetter, das ohne Unterbrechung bis zum achtzehnten Januar währte. Diese drei Wochen waren die schlimmste Zeit, die sie je erlebt hatten. An Hinausgehen war nicht zu denken. Am dreizehnten Januar mußte es aber trotzdem versucht werden, weil die Schneemenge so angewachsen war, daß das Ofenrohr verweht wurde. Die Hütte stand unter einem steilen Felshang, der ungefähr zwanzig Meter über sie emporragte. Zwischen Felswand und Haus war ein Abstand von etwa hundert Metern. Nachdem man die Tür geöffnet hatte, mußte ein Schacht schräg nach oben geschaufelt werden. Sechzehn Stufen tief wurde er. Es zeigte sich nun, daß der ganze Zwischenraum zwischen dem Felsen und der Hütte von einer riesigen Schneewehe erfüllt war, die sich ausdehnte, so weit das Auge reichte.

Als das Ofenrohr freigelegt worden war, ging einer hinunter und machte Feuer, während die beiden anderen auf der Windseite des Rohres eine Mauer aus Schnee errichteten. Diese sollte als Schneefang dienen, und sie hielt das Rohr während der folgenden fünf Tage auch frei, obgleich es wie toll schneite.

Nun wußten die Eingeschlossenen bald nicht aus noch ein. Der Hunger quälte sie schrecklich, über Nacht mußte das Feuer gelöscht werden, da es wenig Brennholz gab. Es war deshalb so zusammengeschmolzen, weil man in der letzten Zeit, als man sich von dem frischerlegten Bären nährte, zuviel verbraucht hatte. Draußen auf der Landzunge lag zwar noch Holz, aber es war unmöglich, es herbeizuholen, solange das Wetter sich nicht besserte.

Endlich, am zwanzigsten Januar, wurde es schön.

Im Dänengatt, ungefähr vierzehn norwegische Meilen (140 Kilometer) von der Mossel-Bai entfernt, hatte Mr. Pike, ein englischer Sportsmann, mit dem alten Eismeerkapitän Sören Krämmer zusammen eine Hütte bauen lassen, wo sie mit einer Anzahl Leute überwintert hatten. Johann Troms wußte, daß dort Vorräte zurückgelassen worden waren, um einmal Leuten, die in Not gerieten, Rettung bieten zu können.

In der letzten Zeit hatte Johann hin und her überlegt, ob er nicht versuchen sollte, diese Hütte zu erreichen. Denn hier, wo man sich jetzt befand, war nur der sichere Tod zu erwarten. Aber ein Weg von vierzehn Meilen, noch dazu durch das schwierige Gelände, das bedeutete eigentlich fast ebenso sicher den Tod. Als am zwanzigsten Januar so gutes Wetter herrschte, teilte er seinen beiden Kameraden seinen Plan mit. Er sagte:

„Ich habe mich entschlossen, nach dem Dänengatt zu gehen. Es ist zu hoffen, daß sich das Wetter nun für einige Zeit ausgetobt hat. Nun ist die Frage, ob ihr beide mitgehen oder warten wollt, bis ich wieder zurück bin. In der Hütte am Dänengatt soll Proviant liegen, Konserven, Mehl und so weiter. Ich habe in Tromsö jedenfalls so etwas gehört. Es ist nicht gesagt, daß ich die Hütte auch tatsächlich erreiche, und wenn ja, so ist wiederum nicht sicher, daß ich lebend zurückkehre. Erwägt also, was ihr zu tun gedenkt."

Alle vorgebrachten Meinungen wurden erwogen. Denn die beiden anderen waren ja auch tüchtige Eismeerfahrer, deren Erfahrungen Johann anerkennen mußte. Er war jedenfalls fest entschlossen, zu gehen, ob sie nun zurückblieben oder nicht. Im stillen wünschte er, daß sie ihn allein gehen lassen würden, denn er kannte seine Stärke und Ausdauer und würde im Falle eines Unglücks nicht so große Verantwortung zu tragen haben.

Nachdem man den ganzen Vormittag hin und her überlegt hatte, fragte Karsten, wer denn die Flinte behalten solle, wenn man sich trennte. Von ihr hing das Leben ab, sie war das Wichtigste der Ausrüstung.

Troms dachte lange nach, dann sagte er: „Wenn ihr beide beschlossen habt, hierzubleiben, dann behaltet die Flinte. Ich nehme die größte Lanze mit. (Dieser zwei Meter lange Birkenschaft, der mit einem sechs Zoll langen Widerhaken versehen ist, wird beim Schlachten der Walrosse zum Umdrehen derselben verwandt.) Und sollte ich einen hungrigen Bären antreffen, so will ich versuchen, ihn damit zu töten.

Wenn ich das Dänengatt erreiche, so bin ich geborgen. Behaltet darum die Flinte, wenn ihr hierbleiben wollt. Morgen früh breche ich auf."

Berner Jörgensen hatte in den letzten beiden Wochen bemerkt, daß er nicht mehr ganz auf dem Posten war. Er war nicht gerade krank — aber vor zwei Tagen war ihm doch ein tödlicher Schreck in die Glieder gefahren, als er auf dem rechten Oberschenkel drei schwarze Flecke wahrgenommen hatte, nachdem er schon längere Zeit hindurch ein merkwürdiges Stechen und Reißen in diesem Körperteil verspürt hatte. Er glaubte zuerst, dies sei Gicht, denn der gleiche Schmerz machte sich auch in dem anderen Bein bemerkbar. Er kümmerte sich nicht weiter um die Sache, bis ihm einmal beide Füße den Dienst versagten. Seinen beiden Kameraden hatte er nichts gesagt, weil er annahm, daß die Schmerzen vorübergehen würden. Dann hatte er die schwarzen Flecke bemerkt. Er war nahe daran, vor Schreck ohnmächtig zu werden. Die Waden wagte er gar nicht erst anzusehen, doch glitt sein Blick mechanisch nach unten, und er sah, daß der Muskel der rechten Wade vollkommen dunkelblau, teilweise schon ganz schwarz war. Skorbut! Er kannte das, denn vor zwei Jahren bekam Oskar Paimonen Skorbut, als er mit diesem am Storfjord überwinterte. Die beiden hausten allein in einer Hütte. Oskar hatte drei solche schwarze Flecke, einen unter dem Arm, zwei an der linken Hüfte. Das war vor Weihnachten. Er wurde mit jedem Tag kränker. Sein Leib wurde schwarz, pechschwarz von der einen Seite bis zur andern hinüber. Alle Zähne lockerten sich. Zuletzt war nur noch das Zahnfleisch vorhanden. Dann hatte Oskar sechs Wochen lang zu Bett gelegen, und Berner hatte ihn gepflegt. Er schüttelte sich vor Grauen, als er daran zurückdachte. Er griff sich in den Mund, um die Festigkeit seiner Zähne zu prüfen. Sie saßen noch fest. Dann legte er den Finger auf einen der schwarzen Flecke des Oberschenkels und drückte eine tiefe Höhlung hinein, die nur ganz langsam wieder verging, nachdem er den Finger fortgenommen hatte. Er starrte mit weitaufgerissenen Augen auf dieses Loch in seinem Körper. Das war Skorbut, daran war kein Zweifel! Ihm graute davor, seinen Kameraden dies mitteilen zu müssen, und er war sich darüber klar, daß er das Dänengatt nie würde erreichen können.

Er hatte nun die ganze Nacht wach gelegen und war entschlossen, Johann zu erzählen, wie es mit ihm stand. Dann konnten Johann und Karsten losziehen, denn für ihn war ja doch alles aus.

Als Johann am Morgen aufstand und Feuer machte, weckte er seine Kameraden. Die Suppe vom Bärenfleisch stand auf dem Tisch. Aber als er den „Beisar" auspurren wollte, erschrak er, denn dieser lag mit großen nassen Augen in der Koje und sah ihn an. „Hast du nicht geschlafen, Berner?" — „Nein, Johann, ich glaube, ich kann bald mehr als genug schlafen."

Johanns Antlitz wurde rot. Es durchfuhr ihn sofort, daß auch der „Beisar" in Gefahr sei, doch hatte er keine Ahnung, welcher Art diese sein könne. Er sagte deshalb:

„Berner, was ist los, was meinst du? Bist du krank, oder siehst du Gespenster?"

Ohne zu antworten, steckte der „Beisar" seine beiden Füße unter der Decke hervor, krempelte seine Unterhose auf und zeigte, ohne ein Wort zu sprechen, auf seine Waden.

Johann starrte auf die schwarzen Flecke; wie festgenagelt hing sein Blick an diesen nackten, schwarzen Waden, die über den Kojenrand hingen. Karsten, der in der oberen Koje lag, streckte sich über den Kojenrand vor, weil das lange Schweigen ihn verwunderte. Dann stöhnte er:

„Ach, Herrgott, Skorbut, sind wir schon so weit herunter!"

Dann sprang er auf den Fußboden, krempelte seine Unterhosen auf und betrachtete seine eigenen Beine sorgfältig, befühlte sie und kniff hinein. Er starrte Johann an und fragte:

„Und du, hast du auch Skorbut? — Bist du gesund? Was wollen wir tun? Komm, Johann, du und ich, wir sind gesund, komm um Gottes willen, wir gehen los, zum Dänengatt! Komm sofort, sonst wird es zu spät!"

Johann stand auf und sah Karsten an:

„Was meinst du, ob Berner wohl mitkommen kann? Glaubst du, seine kranken Füße halten das aus?"

„Nein, das schafft er nicht," antwortete Karsten, „aber er ist ja schon so herunter, daß er sowieso bald stirbt — darum, darum —"

Er starrte Johann an, denn in dessen Augen schien ein heimliches Glänzen zu sein. Und Karsten wußte aus Erfahrung, daß dies Unheil bedeutete. Darum hielt er inne. Aber Johann fragte:

„Nun, weiter doch, — er stirbt sowieso, sagst du. Was meinst du also — immer leg' los, Karsten!"

„Ich meinte nur, daß wir beide uns sofort nach dem Dänengatt aufmachen sollten, dann können wir unser Leben retten. Denn Skorbut steckt an, und wenn wir noch länger mit dem ‚Beisar' zusammenbleiben, sind wir in einigen Tagen auch krank."

(Fortsetzung folgt.)

Hochsommer = Eleganz





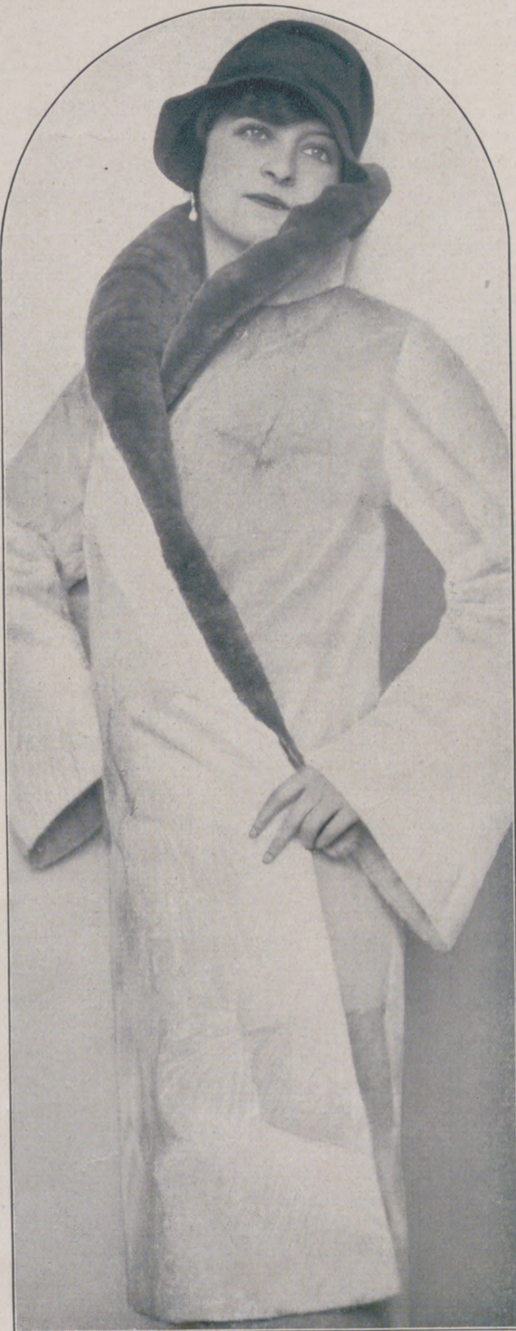


Die Schwimmerin Idi K. in einem Jumperkleid mit vorn glockig fallendem Rock und einer Bluse, die mosaikartig aus kirschroten und grünen Stoffteilchen auf sandfarbenem Grunde zusammengesetzt ist.
(Phot.: Trude Fleischmann.)

Oben Mitte:
Kirschrotes Capekostüm mit weißer Crêpe-de-Chine-Bluse. Dazu trägt die Operettensängerin Helly Hellenburg einen Hut aus schottischem Stroh mit aufgebogenem Rand.
(Phot.: Trude Fleischmann.)

MODELLE:
BLANCHE (HÜTE); KUSCHNITZKY & GERSTL (KLEIDER); EMIL HOROVITZ & CO. (PELZE); SÄMTLICH IN WIEN





Jumperkleid aus erbsengrünem und weißem Crêpe de Chine, in den gleichen Farben gestickt. Ein grünweiß karierter Strohhut ergänzt den Anzug.
(Phot.: Trude Fleischmann.)

Unten links:
Frau Dr. Wilhelm zeigt einen Fohlenmantel in der neuen goldenen Farbe. Der sehr moderne Rollkragen besteht aus Nutria.
(Phot.: Kitty Hoffmann.)

Unten rechts:
Goldfarbener Breitschwanzmantel mit Zobelkragen und neuartig geschnittenen Ärmeln.
(Phot.: Kitty Hoffmann.)

SPEZIALAUFNAHMEN DURCH UNSERE WIENER MODE-KORRESPONDENTIN CLAIRE PATEK

Wenn der Schreck in die Glieder fährt...

ABWEHRSTELLUNGEN BEI KERBTIEREN

Über die psychischen Vorgänge, d. h. das Seelenleben der Kerbtiere oder Insekten können wir Menschen nichts aussagen, weil die Kerfe Organismen sind, die in ihrem ganzen Körperbau dem Menschen außerordentlich fernstehen. Wir können über die Seelenregungen der Insekten nur Spekulationen anstellen, die der Philosophie erlaubt sind, den Naturforscher aber nicht fördern. Der Biologe muß sich damit begnügen, festzustellen, in welcher Weise die unendlich vielgestaltigen Kerbtiere als lebendige Wesen irgendwelche Reize beantworten. Wenn wir solche Beobachtungen machen, so müssen wir uns von vornherein klar sein, daß sämtliche Handlungen der Kerfe vorwiegend auf ererbten, feststehenden Reflexen und Instinkten beruhen.

Das Insekt nimmt einen Reiz mit Hilfe seiner Sinnesorgane wahr, überträgt diesen auf die Nerven, die in einen Erregungszustand geraten und nun ihrerseits die Muskulatur veranlassen, ihren Zustand zu ändern, etwa sich zusammenzuziehen oder zu strecken. Eine Sinneswahrnehmung wird also letzten Endes immer eine irgendwie geartete Bewegung auslösen. Diese Bewegungen sind, solange das Tier in seinem natürlichen Lebensraum sich befindet, „zweckmäßig", ohne daß das Insekt sich der Zweckmäßigkeit seiner Maßnahmen bewußt ist. Wir können uns jedenfalls nicht vorstellen, daß irgendein Reflex oder ein Instinkt zweck-, d. h. sinnlos für das mit ihnen begabte Tier wäre. Nur wird uns der „Sinn" der Handlung oft vom menschlichen Einsichtsvermögen aus unklar bleiben. Wir müssen aber, wenn die Lebenskunde keine bloße Anhäufung von zusammenhanglosen Einzeltatsachen sein soll, die vielerlei Erscheinungen unter gewisse Gesichtspunkte ordnen. So fassen wir manche Reaktionen der Insekten als Abwehrmaßnahmen zusammen und sprechen von Abwehrstellungen, die viele Kerfe bei Beunruhigung einnehmen.

Das schöne Abendpfauenauge besitzt Vorderflügel, die in Farbe und Zeichnung etwa an Borke erinnern. In der Ruhe legt es diese unauffälligen Flügel dachartig über den Hinterleib. Wird der auf Gesträuch oder an Rinde sitzende Schmetterling gestört, dann nimmt er automatisch eine den menschlichen Beobachter immer wieder verblüffende „Abwehrstellung" ein, indem er beide Vorderflügel nach vorn zieht und plötzlich die großen, in der Hauptsache blauen Augen der Hinterflügel sichtbar macht (Abbild. 1).



1. Das Abendpfauenauge hat infolge Beunruhigung die Vorderflügel vorgezogen und zeigt so die großen Augenflecke auf den Hinterflügeln.



2. Die phantastisch gestaltete Raupe des Buchenspinners schlägt in Abwehrstellung Vorder- und Hinterende des Körpers hoch.

Die an sich schon phantastisch gestaltete braune Raupe des Buchenspinners hebt, wenn sie beunruhigt wird, ihr Vorder- und Hinterende hoch (Abbild. 2), wobei die ausnahmsweise langen Brustbeine und die Anhänge des Hinterleibs in recht eigenartiger Weise zur Geltung kommen. Mit der beschriebenen Stellung ist vorübergehende Muskelstarre verbunden.

Sehr auffallend benimmt sich auch der männliche Hirschkäfer, der, wenn man ihn auf dem Rücken berührt, sich starr aufbäumt und die Geweihe drohend spreizt (Abbild. 3). Es ist nur merkwürdig, daß der Käfer in Wahrheit nicht zupackt, wenn man etwa den Finger oder irgendeinen Gegenstand zwischen die Zangen hält. Die Muskulatur des ganzen Körpers ist während der Einnahme der Abwehrstellung krampfartig gespannt.

Die Raupen der Blattwespen fressen entweder an Nadeln oder Blättern von Bäumen und Büschen, und zwar meist vergesellschaftet. Nähert sich etwa ein Mensch dem Fraßplatz der Tiere, so veranlaßt die von den Afterraupen wahrgenommene Erschütterung eine auffallende Abwehrwirkung, die darin besteht, daß sämtliche Tiere den Hinterleib schlagartig hochbiegen. Dabei pflegen gewisse Arten außerdem noch „züngelnde" Pendelbewegungen auszuführen (Abbild. 4).

Sehr oft handelt es sich nicht nur um drohende oder bluffende Stellungen, sondern um eine gleichzeitige Unterstützung der Abwehrstellung durch aggressive Maßnahmen. So stülpt die Raupe des Schwalbenschwanzes hinter dem Kopf zwei gelbe Schläuche, die „Nackengabel", vor, von der ein kräftiger Geruch ausströmt (Abbild. 6).

Zum Schluß erwähnen wir noch einen größeren Vertreter der kurzflügeligen Käfer, eine Staphyline, die auf dem Rücken der Hinterleibspitze zwei deutlich sichtbare weißlich-graue Schläuche ausstülpt, aus denen ein Sekret verdunstet (Abbild. 5). Der beunruhigte Körper schlägt wie ein Skorpion den Hinterleib hoch, manchmal bis in die Höhe seines Kopfes. Während dieses Vorgangs sind die Drüsenschläuche in Tätigkeit.

Prof. Dr. v. Lengerken.

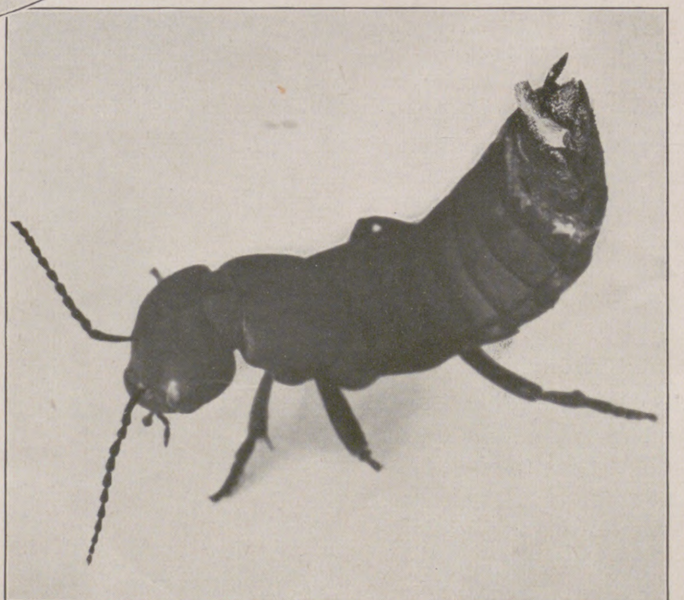


3. Der männliche Hirschkäfer „bäumt" sich vorn hoch, wobei seine ganze Muskulatur starr wird, und spreizt drohend die geweihartigen Oberkiefer seitlich auseinander.



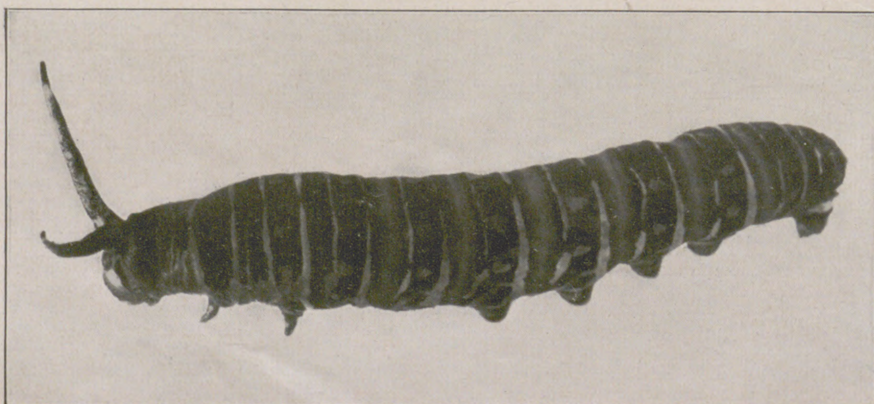
Links nebenstehend:

4. Afterraupen einer Blattwespenart schlagen bei Beunruhigung alle gleichzeitig den Hinterleib hoch.



Rechts nebenstehend:

5. Ein Kurzflügler, der zur Abwehr oben auf der Hinterleibspitze zwei weißliche Schläuche ausstülpt und aus ihnen ein Sekret verdunsten läßt.



Unten:

6. Die Raupe des Schwalbenschwanzes streckt bei Störungen dicht hinter dem Kopf die gelbe „Nackengabel" vor.

Kindesseele

Photographische Kinder-Studien von Genja Jonas, Dresden



So ein Vergnügen!



Gisela kann es nicht fassen.



Vor dem Unbekannten.



Ein wichtiges Dokument.
Der ganze kleine Körper ist ernsthaft in den Dienst der Sache gestellt.



Er möchte schon — aber er traut nicht recht!

Ein Salzbergwerk vor 2700 Jahren

Von Dr. Friedrich Morton. Mit Abbildungen vom Verfasser

Tief drinnen im oberösterreichischen Salzkammergut liegt am Ufer eines bergumstandenen Sees der weltbekannte Salinenort Hallstatt. Schon in der jüngeren Steinzeit kam der Mensch hierher. Schöne Lochäxte aus Stein legen dafür Zeugnis ab. Auch die Bronzezeit ist durch viele Streufunde belegt. Wahrscheinlich lockten damals Solequellen den Menschen an. Aber erst in der sogenannten Hallstattzeit, in der neben der Bronze auch das Eisen Geltung bekommt, also etwa zwischen 1000 und 400 v. Chr., wird auf dem Hallstätter Salzberg, der ungefähr 500 m von Hallstatt liegt, regelrechter Bergbau betrieben.

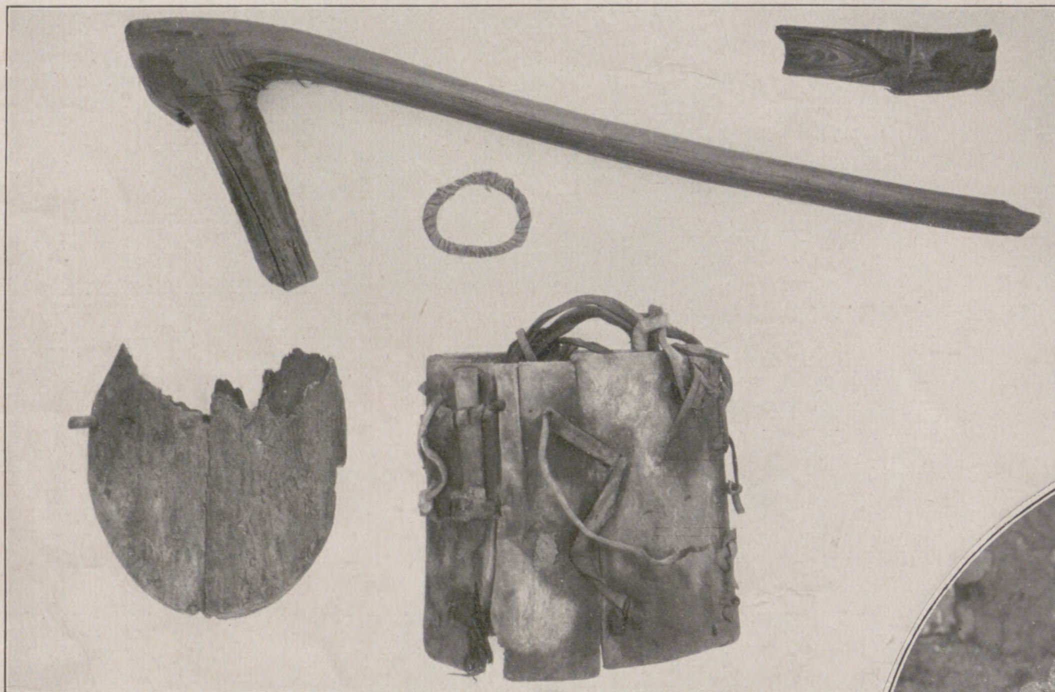
Zahlreiche Funde im vorgeschichtlichen Grubenrevier geben uns Aufschluß über die Tätigkeit dieses tüchtigen Bergmannsvolkes. So kamen im Jahre 1927 mächtige Zimmerungsbalken, sogenannte Stempel, zum Vorschein. Neben ihnen fallen uns zahllose Leuchtspäne auf, die alle ein angekohltes Ende besitzen (Abbild. 1). Die Beleuchtung der vorgeschichtlichen Grube erfolgte nämlich zum Teil durch Tannen- oder Fichtenspäne, die nach dem Niederbrennen weggeworfen wurden. Daneben wurden Fackeln aus demselben Holze benutzt. Die einzelnen Stäbe der Fackel wurden durch Lindenbastringe (Abbild. 2) zusammengehalten. Der Vortrieb erfolgte mit Hilfe von Bronzepickeln und Bronzeäxten



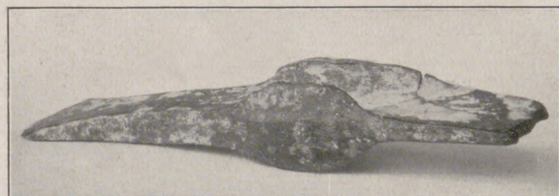
1. In der vorgeschichtlichen Grube: Reste der ehemaligen Zimmerung und zahllose Leuchtspäne.

(Abbild. 2 und 3). Die Äxte waren Lappenäxte (Abbild. 3). Zu ihrer Schäftung diente ein knieförmig gebogenes Buchenholzstück, dessen kürzerer Schenkel in zwei Zinken gespalten ist (Abbild. 2). Die Axt wurde mit ihren seitlichen Lappen über diese Zinken geschoben und außerdem noch festgebunden. Beim Losbrechen des Steinsalzes wurden auch Keile aus Holz (Abbild. 2) und Schlegel verwendet. Die losgebrochenen Steinsalzstücke wurden in fellüberzogenen Tragkörben zutage gebracht.

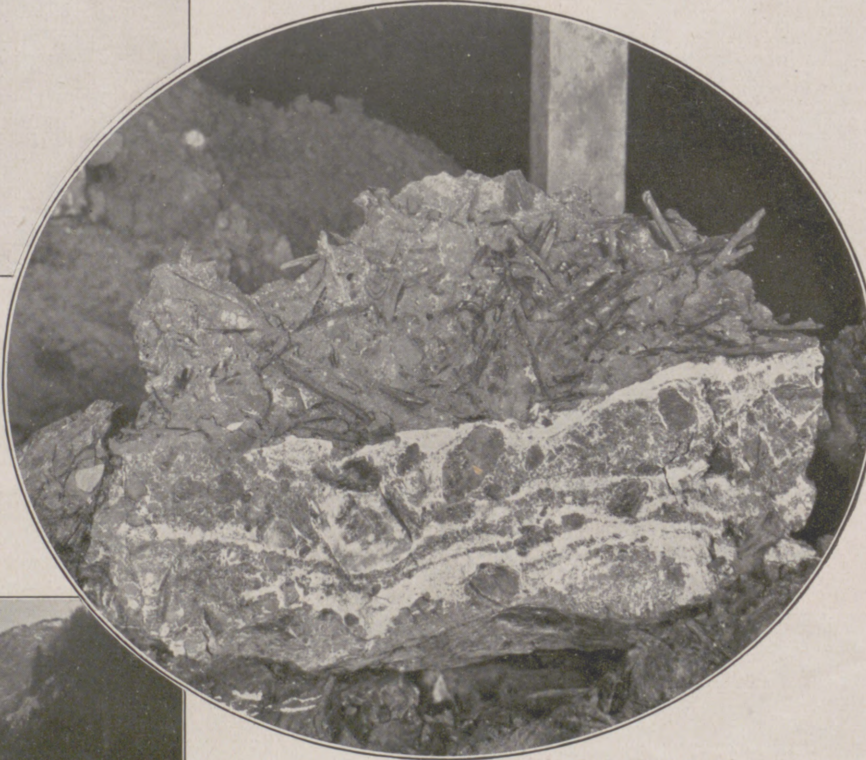
Über den Speisezettel des Grubenarbeiters geben wohlerhaltene Exkremente Aufschluß. In diesen finden sich Reste von Kolbenhirse und Saubohne, also uralten, ehemals weitverbreiteten Kulturpflanzen, sowie einer Gerstenart. Diese Pflanzen dienten zur Bereitung eines Breies. Daneben gab es Wildbret, Fleisch von Schafen und Rindern, Fische, Wild-



2. Funde aus der vorgeschichtlichen Grube im Hallstätter Salzberg: Hackenstiel für die Bronzeaxt, die mit ihren seitlichen Lappen am Schaft befestigt wurde; Holzkeil (rechts oben); Lindenbastring zum Zusammenhalten der Fackeln (unter dem Hackenstiel) und (unten) Kübeldeckel (links) sowie Tasche.



Links:
3. Bronzeaxt (Lappenaxt).



4. Ein Stück „Heidengebirge“ mit zahllosen Leuchtspänen, von dem darunterliegenden Salzkern (Steinsalz) durch eine scharfe Linie getrennt.

obst und Kulturobst. Die Nahrung wurde in kleinen Holzkübeln und Ledertaschen (Abbild. 2) in die Grube gebracht.

Alle diese Reste liegen in einem festen Gemenge von Salz und Ton, dem „Heidengebirge“. Es erhielt diesen Namen, weil in ihm (1573) im Dürrenberger und (1734) im Hallstätter Salzbergwerk Leichen vorgeschichtlicher Bergleute gefunden und als Heiden angesprochen wurden.

Dieses Heidengebirge hebt sich außerordentlich scharf vom angrenzenden Steinsalz ab (Abbild. 4). Wir sehen deutlich den von vielen Leuchtspänen durchsetzten Salzton und andererseits das gebänderte Steinsalz.

Die vorgeschichtlichen Gruben sind heute nicht mehr begehbar. Der Gebirgsdruck hat die Hohlräume zum Verschwinden gebracht. Nur die verschiedenen Gegenstände, meist weggeworfene Stücke, blieben im Salzton erhalten.

Dieses wahrscheinlich illyrische Volk begrub seine Toten auf dem Grabfelde neben dem Rudolfsturm (Abbild 5). Vom Salzberg schweift der entzückte Blick über das ganze obertägige Bergrevier bis zu den schneebedeckten Gipfeln des Dachsteingebirges. Dem Grabfeld, das mit ungefähr 2500 Leichen besetzt war, verdanken wir großartige Schätze, denn den Toten wurden Waffen und Bronzegefäße, Gebrauchsgegenstände und kostbarer Schmuck in reichlichem Maße beigegeben. Heute deckt grüner Rasen diese hochbedeutsame Kulturstätte.



5. Der Hallstätter Salzberg im Winterkleid. An seinem Fuße der Rudolfsturm; im Hintergrunde das Dachsteingebirge.

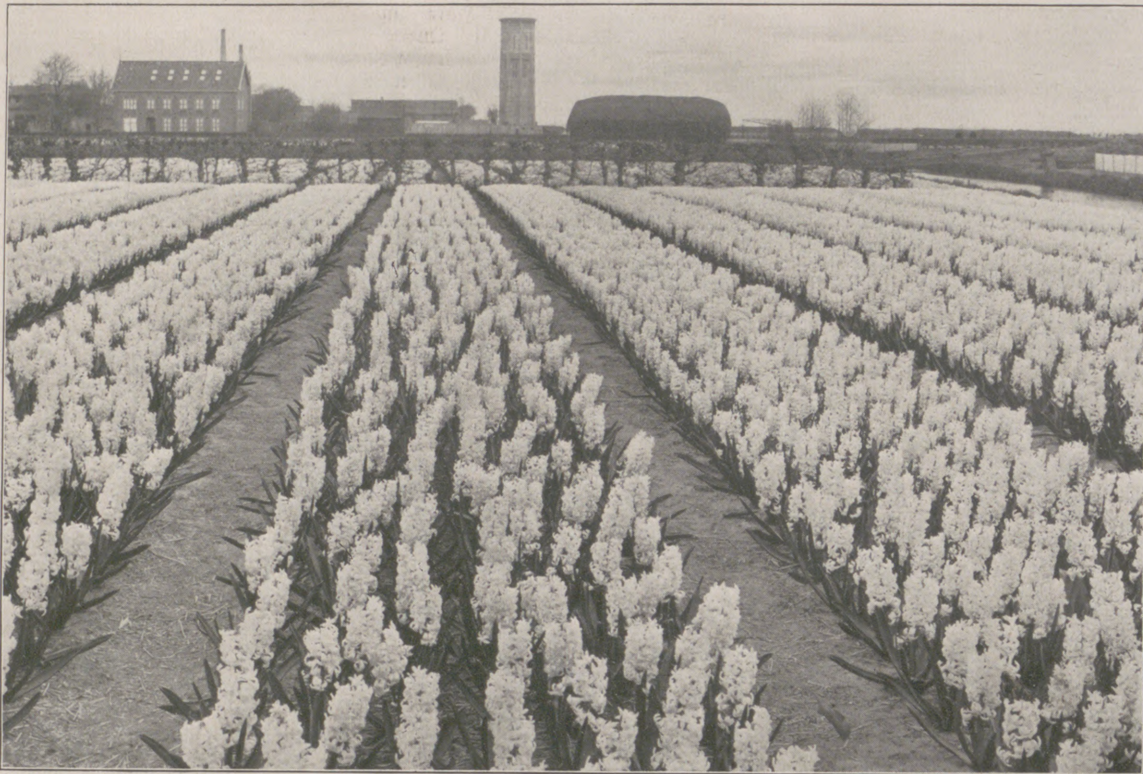


Holztransport im Gebirge. Gemälde von Albin Tippmann.

WISSEN UND LEBEN

Holländische Hyazinthenkultur. (Zu den beiden oberen Abbildungen auf dieser Seite.) Eine der Hauptsehenswürdigkeiten in Holland bilden im Frühling die Blumenzwiebelfelder an den Nordseedünen zwischen Haarlem und Leiden. Den bewaldeten Dünen, welche dieser Landschaft eine besondere Note geben, und die sich früher noch weiter landeinwärts erstreckten, hat man den Boden abgerungen, so daß der reine kalkreiche Dünensand nur noch etwa 60 cm über dem Grundwasserstand liegt. Man hat zwischen den Feldern Kanäle gezogen, auf denen der Transport der Erde, des Düngers, überhaupt aller Materialien stattfindet. In diesem sich ständig von unten vollsaugenden, stark bereicherten Boden und dem Seeklima wachsen die Blumenzwiebeln wie sonst fast nirgends wieder. Man hat freilich zu gewissen Zeiten, namentlich in heißen, schwülen Sommern mit allerlei Krankheit zu kämpfen, und das Erdreich muß von Zeit zu Zeit stark erneuert werden, um den Boden ganz keimfrei zu machen. Die Pflanzung der Zwiebeln erfolgt von September bis Mitte Oktober je 6—10 cm tief. Dann bringt man eine Schilfdecke darüber, die bis zum Februar bleibt, um welche Zeit man sie durch eine dünnere ersetzt. Diese liegt meist nur bis Anfang März, und gegen Ende März beginnen die Zwiebeln zu treiben. Die Einteilung der Beete zeigt das Bild. Sie stehen im April einige Wochen lang im Flor, doch die Blüten müssen schon im Vollflor abgenommen werden, damit sie der Zwiebel nicht zuviel Kraft entziehen. Die abgestreiften Blüten — den grünen Blütenstandstiel läßt man stehen und sich langsam einziehen, da er zur Zwiebelernährung beiträgt — werden in Booten gesammelt und kommen auf den Kompost. Nach der Blüte ist es nötig, die Zwiebelbeete sehr sorgfältig zu kontrollieren und gegen Krankheiten zu spritzen beziehungsweise kranke Zwiebeln ganz zu entfernen. Sind die Zwiebeln gut ausgewachsen, dann nimmt man sie heraus und lagert sie in besonders dafür errichteten luftigen Lagerräumen, wo sie nachreifen. Der Versand erfolgt ab Ende August. Bei richtiger Bodenpflege und Behandlung erzielt man sehr gleichmäßig ausgereifte, feste und gesunde Zwiebeln. Darauf kommt es an. Beim Versand wird alles sortiert, und man sollte nur gute Ware beziehen, da die billigeren Zwiebeln immer minderwertige Blüten geben. Jedenfalls ist man beim Einkauf von Blumenzwiebeln sehr vom Züchter abhängig.

Margot Schneider.



Ein Hyazinthenfeld in einem günstigen Jahr: Riesendolden, wie sie auch in Holland nicht immer wachsen.



„Blumentod“: Abgeschnittene, im Boote gesammelte Hyazinthenblüten vor dem Transport zum — Komposthaufen. (Phot. „Gartenschönheit“.)

Großzucht von Hyazinthenzwiebeln in Holland. (Vgl. den nebenstehenden Beitrag „Holländische Hyazinthenkultur“.)

Die Lungen der Atmosphäre. Bis vor kurzem dachte man beim Austausch der kalten und warmen Luftströmungen der Hochatmosphäre fast nur an die zwei zwischen dem Äquator einerseits und dem Nord- und Südpol andererseits vor sich gehenden Kreisläufe. Von den Polarkreisen sollte die kalte Luft nach dem Äquator streichen, dort erwärmt werden und aufsteigen, um nach wiederholter Abkühlung gegen den betreffenden Pol hin abzusinken. Nur durch die Erddrehung von Westen nach Osten sollte die auf der Erde ruhende Luftschicht der beiden Halbkugeln teilweise abgelenkt und in die mittlere Himmelsrichtung Südwest—Nordost bzw. umgekehrt gedrängt werden. Sonst aber dachte man beim Einfluß der Sonnenbestrahlung auf die Luftströmung fast ausschließlich an die Nord-Süd- bzw. Süd-Nord-Richtung. Demgegenüber weist Professor Myrbach (Universität Wien) darauf hin, daß auf jeder der beiden Halbkugeln, besonders aber auf der nördlichen, nicht minder wichtige und bedeutende Ost-West- bzw. West-Ost-Luftströmungen und kosmische Einflüsse hervorgerufen werden. Er vergleicht sie zutreffend mit dem menschlichen Atmungs-



Anlegen einer neuen Kultur durch Auswerfen etwa 5 Wochen alter Sprößlinge.



Ernte der Brunnenkresse: Die größten Büschel werden an der Oberfläche des Wassers abgeschnitten.

Ein bei den Franzosen in hoher Gunst stehender Fremdling: Wasserkultur der deutschen Brunnenkresse in Frankreich.

Die Brunnenkresse wurde zu Anfang des vorigen Jahrhunderts aus Mitteldeutschland in Frankreich eingeführt und ist hier eines der beliebtesten, ja, geradezu unentbehrlichsten Gemüse geworden. So finden sich denn auch in der Umgebung fast aller großen französischen Städte ausgedehnte Kressekulturen. Die Anlagen bestehen aus grabenartigen Bassins von 0,50 m Tiefe und einer Länge von 50—80 m bei 2—4 m Breite. Infolge der stufenartigen Anordnung dieser Bassins durchfließt das dem obersten zugeführte Wasser die ganze Anlage. Die Einrichtung einer neuen Kultur erfolgt, indem man die durch Saat gewonnenen, 5 Wochen alten Sprößlinge mit der Wurzel nach unten ins Grabenwasser wirft. Bereits einen Monat darauf beginnt die Ernte, die jahrelang ohne Neusaat fortgesetzt werden kann.

organ und nennt sie die „Lungen der Atmosphäre“. Ihr Zentrum ist für die nördliche Halbkugel Island. Der rechte Lungenflügel liegt im nördlichen Sibirien, der linke in Kanada. Hier ist der Unterschied zwischen winterlicher Ausstrahlung und sommerlicher Einstrahlung der Sonnenwärme am größten. In diesen beiden größten kosmischen Reaktionsgebieten der nördlichen Halbkugel werden im Winter durch die erkaltete Erde der beiden Kontinente mit Tiefdruck ungeheure Massen warmer atmosphärischer Luft angesaugt. Die Ansammlung wird schließlich so groß, daß das Übermaß abgestoßen werden muß. Unter dem fortgesetzten Ansaugen und Nachdrängen neuer, wärmerer Luftmassen wird ein großer Teil der alten, durchkälteten zur Abwanderung gezwungen. Im Sommer ist es umgekehrt. Dann werden die von den erwärmten Kontinenten unter Hochdruck aufsteigenden warmen Luftmassen fortdauernd durch zuströmende kalte vom Pol her ersetzt. In beiden Fällen wird so ein rhythmisches Ein- und Ausatmen erzeugt und unterhalten. Die Vorratsbecken der atmosphärischen Luft befinden sich über den Ozeanen. Hier herrscht verhältnismäßig größere Stetigkeit und Ruhe. Denn hier ist die Luft weniger radioaktiv und die durchdringende Strahlung der Sonne daher schwächer. Die atmosphärische Elektrizität ist zwar ebenso groß wie über den Kontinenten, aber durch die großen Wasserflächen viel gleichmäßiger verteilt. Betrachtet man nun das nördliche Polarbecken im Winter als Meer, so liegt bei der tatsächlichen Verteilung der Kontinentalflächen um den Nordpol der Mittelpunkt ihrer konzentrischen Einatmungswirkung, d. h. jener Punkt, von dem nach allen Seiten Luft abgesaugt wird, ungefähr in der Gegend des Nordkaps von Europa. Da aber das Polarbecken infolge seiner nördlichen Lage doch selbst viel stärker einatmet als die südlicher gelegenen Meeresteile, so verschiebt sich der Wirkungsmittelpunkt der winterlichen Einatmung etwas nach Süden, in die Gegend von Island. Zur Erklärung des isländischen Tiefs im Winter braucht man demnach gar nicht die Einwirkung des warmen Golfstroms heranzuziehen, sondern aus der unsymmetrischen Verteilung der Ländermassen und ihrer Ein- und Ausatmung der Luft ergibt sich Island als Mittelpunkt, als sogenannter meteorologischer Nordpol. Wo der meteorologische Südpol liegt, ist bis jetzt nicht ermittelt. Jedenfalls dürfte er vom geographischen Südpol ziemlich weit entfernt sein. Hat doch Dr. van Bemmelen durch Registrierballone in einer Höhe von 17 000 Meter über Java, also nahe dem Äquator, wiederholt bis zu 92° C Kälte nachgewiesen, während man in England in derselben Höhe nie über 54° C Kälte feststellte. Daraus scheint hervorzugehen, daß die ungeheure Kälte des Südpolargebiets ungehemmt weit nach Norden vordringt, so daß der meteorologische Südpol mindestens bis zum vierzigsten Breitengrad verschoben ist, weil erst hier bescheidene Kontinente das Atmen der Atmosphäre gestatten. Eine Beschleunigung erfährt die Atmung durch die Sonnenflecken, und zwar oft so stark, daß nicht nur ein Wettersturz, sondern sogar ein vorzeitiger Wechsel der beiden Atmungsphasen eintritt. Hierbei wirkt auch die Anziehungskraft des Mondes je nach seinem Stande abschwächend oder verstärkend mit. In dieser indirekten Beeinflussung der Sonnenfleckenwirkung ist nach Myrbach einzig und allein die bescheidene Tätigkeit des Mondes als Wettermacher zu suchen. H. Radestock.

Krankheitszustände am Zahnsystem und Allgemeinerkrankungen. Durch die Zusammenarbeit der verschiedensten medizinischen Wissenschaften ist es gelungen, einen exakten Nachweis zu erbringen, daß schwere Allgemeinerkrankungen hervorgerufen und unterhalten werden können durch chronische kleine und belanglos erscheinende Eiterherde (Herdinfektion). Solche versteckte Entzündungsherde können lange Zeit ohne offensichtliche Benachteiligung des Organismus bestehen. Infolge einer Schwächung der allgemeinen Widerstandskraft oder des lokalen Gewebschutzes können pathogene Keime in die Lymph- oder Blutbahn vordringen. Die einmal in den Säftestrom gelangten Bakterien, meist Streptokokken, siedeln sich dank ihrem spezifischen Lokalisationsvermögen in bestimmten Geweben an und beginnen dort ihr verheerendes Werk, ohne eine allgemeine Sepsis (Blutvergiftung) hervorzurufen. Die Schwere der Sekundärinfektion wird beeinflußt 1. durch die Giftigkeit (Virulenz) und Anzahl der Bakterien, 2. durch die Menge der aufgenommenen bakteriellen Stoffwechselprodukte (Toxine) und 3. durch die Widerstandskraft des Patienten. Derartige Herderkrankungen können auftreten im Magen-Darm-Kanal, in der Gallenblase, im Harn- und Geschlechtsapparat, in den Nasennebenhöhlen und in der Mundhöhle. Als Quelle solcher sekundärer Infektionen kommen im Munde in Betracht einmal der lymphatische Rachenring, vor allem die Gaumen- und Rachenmandeln (Tonsillen), ferner die Zähne, die sog. dentale oder odontogene Infektion. Für Sekundärinfektion am Zahnsystem sind die Zähne ohne Pulpa (Zahnhöhlenmark), die fast immer Veränderungen im Gebiet der Wurzelspitzen aufweisen, und die paradentalen Erkrankungen chronischer Natur verantwortlich zu machen. Eine paradentale Erkrankung hat ihren Sitz in der nächsten Umgebung des Zahnes. Eine häufige Veränderung an der Wurzelspitze ist das Granulom, das entweder einen kompakten Fleischkörper oder ein mit Flüssigkeit gefülltes Säckchen (zystische Entartung des Granuloms) darstellt. Solange die Membran eines Granuloms geschlossen ist, übt diese als Schutzwall die Funktion eines Bakterienfilters aus. Diese geschlossenen Herde verursachen im allgemeinen keine fortgeleiteten Infektionen. Die Zellen des Granuloms können entarten, und es kommt zum Weiterwachsen an einzelnen Stellen, wodurch der Kieferknochen nicht nur verletzt, sondern auch infiltriert wird. Andererseits können neue entzündliche Prozesse mit Eiterbildung an der Wurzelhaut (Periodontum) eine Degeneration und Durchbrechung der Schutzmembran verursachen. Durch derartige krankhafte Veränderungen ist die Möglichkeit einer Allgemeininfektion gegeben. Diese geschilderten Veränderungen an der Wurzelspitze können auch bei behandelten Zähnen auftreten, da diese trotz der Verfeinerung der Therapie noch nicht in allen Fällen verhütet werden können. Von den paradentalen Erkrankungen kommen in Betracht der Zahnfach(Alveolar)abszeß und die Zahnfacheiterung (Alveolarpyorrhoe). Der Alveolarabszeß entsteht durch eine akut eitrige Wurzelhautentzündung und ist eine abgekapselte Eiterhöhle, die einen Abfluß nach der Mundhöhle besitzt. Kann der Eiter nicht mehr frei abgehen, so tritt eine fortschreitende Knocheneinschmelzung und ein Zerfall des Granulationswalles ein. Diese Vorgänge führen auch oft zu einer Sekundärinfektion. Bei der Alveolarpyorrhoe ist das Zahnfach (Alveole) stark zerstört unter Bildung großer Eitertaschen. Solange die Abflußverhältnisse des Eiters gut sind, besteht wenig Gefahr für eine Fortleitung der Infektion. Erst bei größeren Knochenzerstörungen kann es zur odontogenen Infektion kommen. Charakteristisch für alle diese Prozesse ist der fast völlig schmerzlose Verlauf, so daß der Träger einer solchen Erkrankung oft keine Kenntnis davon hat. Als Folgekrankheiten können auftreten Entzündungen am Herzen (Myocarditis, Endocarditis), am Gefäßsystem (Arteriosklerose), in der Niere (Nephritis), im Magen-Darm-Kanal chronischer Magen-Darm-Katarrh (Gastroenteritis), Magengeschwür (Ulcus ventriculi), Blinddarmentzündung (Appendicitis), am innersekretorischen Drüsenapparat eine Entzündung der Schilddrüse (Thyreoiditis), am Bewegungsapparat Gelenkentzündung (Arthritis), Gicht (Diathesis uretica) und Muskelentzündung (Myositis) und schließlich im Nervensystem (Neuralgien). Diese Beziehungen zwischen Krankheiten des Zahnsystems und Allgemeinerkrankungen können durch den Tierversuch einwandfrei nachgewiesen werden. Rosenow hat festgestellt, daß die Bakterien, die bei einem Kranken gefunden worden sind, im Versuchstier gleiche oder ähnliche Krankheiten erzeugen. Man geht dabei folgendermaßen vor. Aus dem Infektionsherd, z. B. der Wurzelspitze, werden Bakterien gezüchtet, die dem Versuchstier in eine Vene eingespritzt werden. Hand in Hand mit den experimentellen Ergebnissen hat auch die klinische Erfahrung gezeigt, daß zahlreiche Krankheitsfälle nach Beseitigung des lokalen Infektionsherdes auf die übliche Behandlungsmethode prompt ansprachen, die vorher mit allen möglichen Mitteln erfolglos behandelt wurden. Was die





Häufigkeit der dentalen Herdinfektionen gegenüber solchen an anderen Stellen des Körpers betrifft, so liegen hier bis jetzt sehr wenige Angaben vor. So berichten Antonius und Czeppa, daß bei 225 Patienten in 77 Fällen eine chronische Mandelentzündung vorlag, in den übrigen Fällen Veränderungen an den Zahnwurzeln. Der Amerikaner Peck stellte fest, daß in 37 Proz. eine dentale, in 10 Proz. eine Mandelinfektion und in 1 Proz. eine Infektion der Nasennebenhöhlen bestand. — Die obigen Ausführungen lassen klar erkennen, daß ein kranker Zahn nicht nur einen lokalen Schaden verursachen kann, sondern auch schwere Störungen an anderen Organen, die das Gleichgewicht im Körperhaushalt bedeutend herabsetzen. Es dürfte daher sicherlich am Platze sein, bei inneren Erkrankungen, die jeder Behandlung trotzen, auch im Bereich der Zähne nach versteckt gelegenen Herdinfektionen zu suchen, wobei sachkundige Röntgenaufnahmen der Kiefer das hauptsächlichste Hilfsmittel darstellen. Dr. Karl Frz. Hoffmann, München.

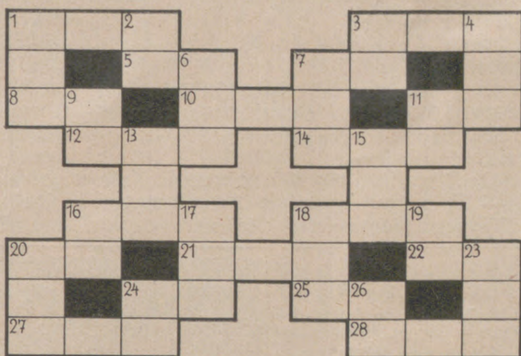
Die Fortschritte der Eisenbahn-Elektrisierung. Zu Anfang 1928 war etwa $^1/_{45}$ des gesamten deutschen Reichseisenbahnnetzes mit elektrischem Betrieb versehen. Es gab drei untereinander nicht zusammenhängende Gebiete, in denen die Elektrisierung bereits etwas größeren Umfang angenommen hatte: einmal in Oberbayern, wo verhältnismäßig am reichlichsten billige Wasserkräfte zur Verfügung stehen, ferner im mitteldeutschen Braunkohlengebiet und drittens in Niederschlesien und der Lausitz. In Schlesien gibt es seit einigen Monaten auch die bisher längste elektrische Vollbahn in Deutschland, die Strecke Breslau—Königszelt—Görlitz, die 204 km Länge aufweist. Die schnellste Bahn Deutschlands, ja, des ganzen europäischen Festlands, verkehrt dagegen seit dem 20. Februar 1928 zwischen Halle und Leipzig; sie erreicht bis zu 100 km Stundengeschwindigkeit und legt die 38 km lange Strecke in knapp 25 Minuten zurück. Der Mangel an guten natürlichen Wasserkräften in Norddeutschland und noch mehr die überaus angespannte Finanzlage bei der Reichsbahn gestatten leider nicht, den elektrischen Betrieb, der dem gewöhnlichen Dampfbetrieb an Wirtschaftlichkeit, Sauberkeit, Schnelligkeit und (zumal in bergigen Gegenden) auch Sicherheit ganz erheblich überlegen ist, so schnell sich weiter ausbreiten zu lassen, wie es an sich wohl wünschenswert wäre. Es ist sehr charakteristisch, daß gebirgsreiche Kulturländer mit reichlichen natürlichen Wasserkräften bisher am stärksten mit elektrisierten Vollbahnbetrieben ausgestattet sind. Dort fällt eben die größere Wirtschaftlichkeit der Elektrisierung infolge der billigen Beschaffung elektrischen Stromes am kräftigsten ins Gewicht. Darum ist in den wichtigsten Kulturländern das Ausmaß der Bahnelektrisierungen noch außerordentlich verschieden. Für Anfang 1927 ergaben sich nach einer vom Generaldirektor Dr. Dorpmüller aufgestellten Statistik folgende prozentuale Zahlen der elektrisierten Vollbahnen im Eisenbahnnetz europäischer Länder: Schweiz (Ende 1927) 60 Proz.; Österreich 8,66; Schweden 7,52; Italien 6,60; Frankreich 2,29; England 2,06; Deutschland 1,88 Proz. (Ende 1927 2,20 Proz.). Hierzu ist zu bemerken, daß von den staatlichen schweizerischen Bundesbahnen sogar schon rund vier Fünftel = 80 Proz. elektrisiert sind. — Die Vereinigten Staaten von Amerika sind mit nur 0,71 Proz. gegenüber den wichtigsten europäischen Ländern noch ganz merkwürdig stark im Rückstand, während es in Kanada schon zu Anfang 1926 5,61 Proz. elektrisierte Bahnen gab. Die hohen Vorzüge des elektrischen Betriebs, die schon erwähnt wurden, liegen so offen zutage, daß in wasserreichen Gebirgsländern heute wohl schwerlich noch irgendeine neue Bahn mit Dampflokomotiven gebaut werden wird. Die wichtigsten unter den älteren Gebirgsbahnen werden auch von einem Jahr zum andern mehr auf elektrischen Betrieb umgestellt. Die großen schweizerischen Alpen-Übergangsbahnen sind heute samt und sonders elektrisiert; die Brennerbahn als letzte und älteste der großen Alpen-Querbahnen zwischen Deutschland und Italien wird gegenwärtig umgebaut. Seit April 1928 ist auch die ganze Strecke München—Salzburg elektrisch betrieben; sie wird in 2 Stunden 25 Minuten durchfahren. — Die Fahrgeschwindigkeit einer elektrisch betriebenen gegenüber einer Dampf-Eisenbahn kann unter sonst gleichen Voraussetzungen bis zu 47 Proz. gesteigert werden. Das ist besonders wichtig in Netzen, wo die einzelnen Stationen dicht aufeinanderfolgen, so daß auf An- und Abfahrt der Züge unverhältnismäßig viel Zeit entfällt. Der elektrische Zug erreicht bedeutend rascher seine volle Fahrgeschwindigkeit als der von Dampflokomotiven gezogene und kann ebenso sehr viel schneller als der letztere aus voller Geschwindigkeit zum Halten gebracht werden. So kann es z. B. bei der Berliner Stadt- und Ringbahn vorkommen, daß der mit Dampfmaschinen angetriebene Zug, noch bevor er seine volle Geschwindigkeit erreicht hat, schon wieder bremsen muß, weil er sich der nächsten Station nähert. Deshalb geht man jetzt ernstlich daran, trotz der ungemein großen Unkosten, das schon seit einem Vierteljahrhundert erwogene Projekt der Elektrisierung dieser Bahn in die Tat umzusetzen. Ein am 11. Januar 1927 mit den Berliner Elektrizitätswerken abgeschlossener Vertrag zwecks Stromlieferung, der bis Neujahr 1941 läuft, hängt mit diesen Arbeiten aufs engste zusammen. Man muß aber diese Elektrisierung jetzt vornehmen und kann sie nicht länger hinausschieben, wenn nicht die Stadt- und Ringbahn gegenüber der Hoch- und Untergrundbahn sowie den Autoomnibussen vollkommen ins Hintertreffen geraten soll. Die gewaltige Überlegenheit rein elektrisch betriebener Stadtbahnen, etwa der Hamburger gegenüber der Berliner Stadtbahn, ist doch schließlich gar zu sinnfällig. — Die elektrisierten Betriebe gestatten auch nicht unerhebliche Ersparnisse an Personal (man denke allein an den Fortfall der Lokomotivheizer), an Lokomotiven, Wagen und Gleismaterial. Die ehedem geäußerten militärischen Bedenken, daß ein von einer Zentrale aus betriebenes elektrisiertes Bahnnetz einer ganzen Provinz leichter lahmgelegt werden könne als ein Dampf-Bahnnetz, Bedenken, die in der Vorkriegszeit über ein Jahrzehnt lang den Fortschritt der Elektrisierung fast völlig verhinderten, sind ja im heutigen entwaffneten Deutschland kaum noch zeitgemäß, zumal da auch die sich immer mehr ausbreitenden Triebwagen gute Reserven darstellen, die jene Befürchtungen illusorisch machen. — Die Verdrängung der Kohle durch die Elektrizität im Eisenbahnverkehr der Welt wird allem Anschein nach bedeutend langsamer vor sich gehen als die Verdrängung der Kohle durch das Öl in der Seeschiffahrt. Dennoch ist keinesfalls zu bezweifeln, daß in einigen Jahrzehnten die altgewohnten Dampfmaschinen in allen Zweigen des Verkehrswesens „vorsintflutlich" anmuten werden. Prof. Dr. R. Hennig.

Neues über Friedrich den Großen. Die Literatur über den großen Preußenkönig ist noch immer im Wachsen. Man sollte meinen, daß die Materialien endlich bis in die kleinsten Einzelheiten ausgebeutet seien und infolgedessen nichts Nennenswertes mehr zu sagen übrigbliebe. Die Tatsachen belehren uns jedoch eines andern. Es tun sich immer wieder neue Quellen auf, die unbekannte Dokumente zutage fördern. So hat neuerdings der spanische Botschaftsrat in Berlin, Francisco Agramonte y Cortijo, das Archiv seiner Botschaft durchforscht und dabei 16 Aktenbündel entdeckt, die für die letzten Lebensjahre des Königs von 1782—1786 von Belang sind. Ergänzt durch Dokumente aus der französischen Botschaft und aus dem preußischen Staatsarchiv, treten diese unbekannten Materialien, sorgfältig gesichtet und erläutert, von dem genannten Botschaftsrat herausgegeben und von Alfred Semerau deutsch bearbeitet (Pantheon-Verlag, Berlin), als eine umfangreiche Publikation ans Licht. Wenn die aufgefundenen Akten das Charakterbild des alten Königs auch nicht um wesentliche Züge verändern, so geben sie doch eine Menge feiner kleiner Einzelheiten, die das von der Nachwelt gemalte Porträt dem Original noch mehr annähern. So muß die Arbeit des fremden Diplomaten als ein höchst willkommener Baustein in der Fridericus-Literatur angesehen werden. V. T.

Anmerkung der Schriftleitung. Unser Bild auf der Umschlagseite ist „Wundervogel" betitelt und stammt von Carl Seifert.

ZUM NACHDENKEN

Silben-Kreuzworträtsel.

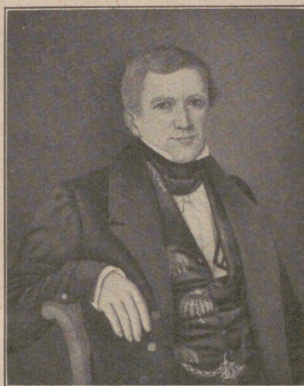


Aus den Silben: bank — bo — bur — de — do — dog — dou — ga — ga — ga — ga — gar — ge — ge — ger — har — ke — kel — kel — kin — kin — ko — ko — la — la — le — le — ma — ma — ma — mo — na — ne — nie — no — ra — ral — re — re — ro — ro — sa — sche — se — te — te — te — ter — to — vot — wi — zi sind Wörter von folgender Bedeutung zu bilden und so in die freien Felder der rechts stehenden Figur einzutragen, daß jedes Feld von einer Silbe besetzt ist. Bei jeder Ziffer beginnt ein neues Wort, das so viele Silben hat, wie freie Felder bis zum nächsten schwarzen Block vorhanden sind. Die Wörter bedeuten: Wagerecht: 1 Hanswurst, 3 Maskenfest, 5 Weinpresse, 7 altrömisches Gewand, 8 Schriftstellerin, 10 Genußmittel, 11 Fehler, 12 Hochgebirgs-Gefahr, 14 Kunststil, 16 Sandbank in der Nordsee, 18 Kleidungsstück für Damen, 20 Stadt in Lippe, 21 Angehöriger eines Wandervolkes, 22 nordische Erzählung, 24 deutscher Dichter, 25 Gehalt, 27 Fußbekleidung, 28 Feuerwerkskörper; senkrecht: 1 musikalischer Begriff, 2 deutscher Dichter, 3 Fluß in Pommern, 4 Manuskripthalter, 6 Versform, 7 Stierkämpfer, 9 Musikzeichen in den Psalmen, 11 ägyptische Baumwolle, 13 nordgermanisches Volk, 15 Schmuck, 16 Hundeart, 17 Geld, 18 Weinschenke, 19 weiblicher Vorname, 20 See in Rußland, 23 Tanz, 24 junger Mann, 26 Stadt in Thüringen.

Silbenrätsel.

Aus den Silben: a — al — al — be — ben — bra — choff — chu — do — e — er — erd — gall — gel — gen — ha — ham — heim — i — lan — lek — ling — lo — ma — ma — mas — me — mer — nach — nach — nau — ne — not — nungs — ro — sa — schiff — se — setts — the — ti — tra — tra — tsche — woh sind 15 Wörter zu bilden. Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ergeben ein deutsches Sprichwort. 1 Maurenpalast in Spanien, 2 nordamerikanischer Staat, 3 Oper von Richard Strauß, 4 deutscher Badeort, 5 weiblicher Vorname, 6 Naturerscheinung, 7 Wasserfahrzeug, 8 finnische Stromschnellen, 9 Stadt in Bayern, 10 österreichischer Dichter, 11 russischer Dichter, 12 Frucht, 13 Jahrbuch, 14 Vogel, 15 Erscheinung unserer Zeit.

Ein 100jähriger Gedenktag.



Carl Wilhelm Naumann

Der Gründer der Brauerei C. W. Naumann Aktiengesellschaft in Leipzig-Plagwitz Carl Wilhelm Naumann wurde am 6. Januar 1792 in Glaucha bei Halle als Sohn des Stärke-Fabrikanten und Böttchermeisters Johann Christoph Naumann geboren. Ursprünglich Kaufmann, hatte er sich später als Brauereiverwalter umfangreiche Kenntnisse in der Braukunst erworben. Am 1. Mai 1828 pachtete er das Bochmannsche Brauhaus auf der Windmühlengasse zu Leipzig und leistete alter Sitte gemäß am 10. Mai 1828 den Eid für das Braun- und Weißbierbrauen vor dem Leipziger Magistrat. Erst dadurch wurde er vollberechtigter Leipziger Bierbrauer, und mit Recht betrachtet die Jubelfirma diesen Tag als ihren Gründungstag. Durch das Brauen untergärigen Lagerbieres, das den in Leipzig bisher gebrauten bitteren und süßen Raster, ein obergäriges Bier, verdrängen sollte, erwarb sich C. W. Naumann ein besonderes Verdienst um die Verbesserung des Leipziger Bieres. In drei Jahren verdoppelte er den Umsatz, wie die seit dem Gründungstag erhaltenen Geschäftsbücher berichten, so daß er bereits 1832 zur Erbauung eines eigenen Brauhauses auf der Kleinen Funkenburg am Ranstädter Steinweg schreiten konnte. Um die Genehmigung zur Errichtung des neuen Brauhauses zu erlangen, erwarb C. W. Naumann die seit 1488 auf dem Brauhaus am Ranstädter Tor ruhende Gerechtigkeit und ließ sie auf die Kleine Funkenburg übertragen. An dem Alter ihrer Braugerechtigkeit gemessen, kann die Brauerei Naumann auf eine 440-jährige Tradition als Leipziger Brauhaus zurückblicken. 1842 kaufte C. W. Naumann ein auf der Grenze von Plagwitz und Lindenau gelegenes Grundstück, wo er einen umfangreichen Bierkeller, den Felsenkeller mit Gastwirtschaft, erbauen ließ. Das Bier wurde in der Kleinen Funkenburg gebraut und nach beendeter Gärung mit dem Fuhrfaß nach Plagwitz gefahren, um dort im Felsenkeller die Lagerreife zu erhalten. 1854 nahm C. W. Naumann seine beiden ältesten Söhne Theodor und Hermann in das Geschäft auf, wobei er sich die Oberleitung vorbehielt. Da die Errichtung einer Brauerei auf dem Felsenkellergrundstück nicht ratsam erschien, erwarb er 1857 ein Gelände an der Zschocherschenstraße in Plagwitz, wo sich noch heute der Betrieb der Brauerei befindet. Damals war Plagwitz ein kleines Dorf und die Westvorstadt im Entstehen begriffen. Eine zeitgenössische Lithographie zeigt die Brauerei neben Dr. Heines Gut inmitten von Wiesen und Feldern. 1866 verpachtete C. W. Naumann die Brauerei an seine Söhne Theodor und Hermann Naumann, die das Geschäft unter der Firma C. W. Naumann weiterführten. Nach dem Tode ihres Vaters (1876) wurden die beiden Brüder Besitzer der Brauerei. Das deutsche Wirtschaftsleben hatte seit dem Kriege 1870/71 einen bedeutenden Aufschwung genommen. Die Stadt Leipzig dehnte sich aus und mit der Stadt wuchs das Unternehmen. Die Leitung hatten inzwischen die Enkel des Begründers, die Vettern Max Naumann und Carl Naumann übernommen. Nach dem Tode von Theodor Naumann (1893) und Max Naumann (1896) tauchte der Plan auf, das Unternehmen in eine Aktiengesellschaft umzuwandeln, was 1899 geschah. Carl Hermann Naumann (gest. 1905) wurde Vorsitzender des Aufsichtsrats, die Leitung lag in den Händen der Vorstandsmitglieder Carl Naumann und Otto Naumann (1914 ausgeschieden), heute bilden den Vorstand Carl Friedrich Theodor Naumann und Dr. Carl W. Naumann, ersterer ein Enkel, letzterer ein Urenkel des Begründers, sowie Dr. Richard von der Osten. Stellvertretende Direktoren sind Emil Göbner und Rudolf Holzhäuser. Die Brauerei C. W. Naumann Aktiengesellschaft verfügt heute über einen völlig modernen Brauereibetrieb mit Mälzerei bei einer Leistungsfähigkeit von 150 000 bis 200 000 Hektoliter. Sie erwarb im Jahre 1918 das Kontingent der Dampfbrauerei Zwenkau A.-G. und 1921 die Leipziger Vereins-Bier-Brauerei. Das Hauptabsatzgebiet ist nach wie vor die Stadt Leipzig, mit deren Geschichte das Werden und Wachsen der Brauerei C. W. Naumann Aktiengesellschaft eng verbunden ist.

Rösselsprung.

wol	doch	so	tig	und	der
gilt	wich	len	mann	welt	wort
steht	kann			selbst	kön
ge	doch	ist	ber	spricht	der
will	ge	ich	sich	nen	ü
nur	ein	ich	gen	er	mit

Das goldene Kalb.

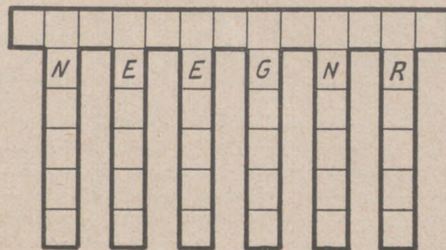
Ein Fleischermeister hat ein lebendes Kalb im Gewicht von rund einem Zentner. In der Nacht träumt er, das Kalb sei in seiner natürlichen Größe zu reinem Golde erstarrt. Er errechnet auch im Traum den genauen Geldwert des goldenen Kalbes, indem er die Feststellung zugrunde legt, daß ein Pfund reines Gold 1395 R. M. wert ist. — Wie hoch wird sich der Wert des goldenen Kalbes, in Reichsmark ausgedrückt, stellen?

Streichholzrätsel.

KERZE

Durch richtiges Umlegen von 5 Hölzchen entsteht aus „Kerze" ein Schmuckgegenstand.

Zaunrätsel.



Die Buchstaben: A A B C D E E E E E E E E G G G I I I I K L M M N N N N O R R R R S T T W sind derart in die leeren Felder einzusetzen, daß die sechs senkrechten Reihen folgende Begriffe ergeben: 1 Gewürz, 2 Geliebte des Zeus, 3 Nebenfluß des Rheins, 4 Bühnenstück von Goethe, 5 Land in Asien, 6 Gesteinsart. Die oberste wagerechte Reihe nennt ein europäisches Gebirge.

Versteckrätsel.

Speise-Karte.
Brot
Kaese
Süppchen
Rippchen

Von jedem Gang der Mahlzeit nimm
drei Bissen,
Dann wirst du sicherlich am Ende
wissen,
Was man der kleinen Schar erzählt,
Wenn sie dich um ein Märchen quält.

Homonym.

Wohl zwanzigmal an jedem Tag
Läßt es dich aus und ein,
Wer groß sich dünkt und nichts vermag,
Der ist's und will's nicht sein.

Palindrom. Als Pferd sollst du das „Wort" erkennen
Und es von vorn und hinten nennen.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4340.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4338.

Einsetzaufgabe: Wagerecht: 1 Demut, 2 Email, 3 Vater, 4 Puter, 5 Pneus, 6 Kurie, 7 Zehen, 8 Eloge, 9 Torte, 10 Minne. — Die senkrechte Mittellinie: Matterhorn.

Zweierlei: Tagore — Rogate.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Salbe, 5 Assel, 9 Erna, 10 Fee, 11 Auto, 12 Amalgam, 13 Seil, 15 Tank, 17 Monat, 21 Spinne, 22 Trubel, 25 Samum, 27 Maat, 30 Knie, 32 Annonce, 33 Eger, 34 Ast, 35 Name, 36 Lenau, 37 Athen; senkrecht: 1 Sense, 2 Arie, 3 Baal, 4 Melone, 6 Samt, 7 Eton, 8 Locke, 14 Indiana, 16 Arabien, 17 Minos, 18 Tarim, 19 Spa, 20 Reh, 23 Amboß, 24 Ampel, 26 Degen, 28 Auge, 29 Tara, 30 Kent, 31 Imme.

Silbenrätsel: 1 **Al**ge, 2 Flö**te**, 3 **Bie**se, 4 Fü**nen**, 5 **Ge**rok, 6 Gu**ben**, 7 **We**ber, 8 Men**nig**, 9 **Ho**mer, 10 Kö**nig**. — Alte Bienen geben wenig Honig.

Schlüsselrätsel: Sudan, Humus, China. — Schau' um dich und schau' in dich!

Wabenrätsel: 1 Saphir, 2 Leiter, 3 Poesie, 4 Helmut, 5 Beutel, 6 Litera, 7 Margot.

Verwandlungsrätsel:

Teig	Hand
Teil	Land
Tell	Lund
Toll	Mund
Voll =	Mond



DER WAGEN DER DAME

Verkauf durch die Niederlassungen der Gemeinschaft Deutscher Automobilfabriken und die Brennabor-Vertretungen

GEBR. REICHSTEIN BRENNABOR-WERKE
BRANDENBURG (Havel)

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W. 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Model; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI, Terézkörut 24a.
General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris 8. e., 44/bis Rue Pasquier.

Illustrirte Zeitung



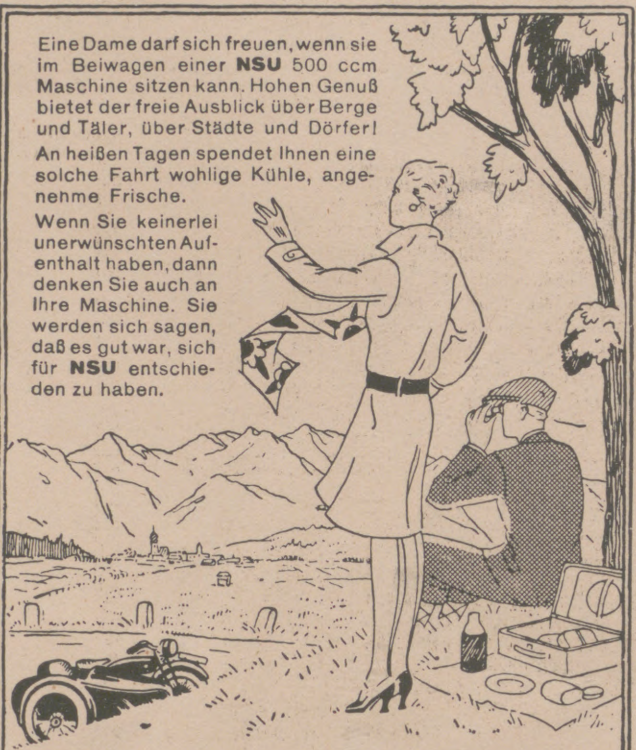
Verlag J. J. Weber Leipzig

NR. 4340. 170. BAND | EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK | 17. MAI 1928



2 Höhe Punkte
L.&C. HARDTMUTH
KOH-I-NOOR

N·S·U



NSU Vereinigte Fahrzeugwerke A.-G., Neckarsulm (Württ.)

Orientieren Sie sich über die technischen Einzelheiten, Preise usw. durch eine Besichtigung der Modelle beim nächsten NSU-Vertreter

Lästige

Transpiration

nun endlich beseitigt



Bisher war die lästige Transpiration in der Achselhöhle, mit ihren großen Nachteilen eine ständige Sorge der Frauenwelt.

Nun hat das nach ärztlicher Vorschrift hergestellte, völlig unschädliche Odo-ro-no Wandel geschaffen.

Odo-ro-no beseitigt schnell und sicher jede Feuchtigkeit, jeden lästigen Geruch, beeinträchtigt jedoch in keiner Weise die gesunde Tätigkeit der übrigen Drüsen.

Sie bekommen Odo-ro-no in Parfümerien, Apotheken, Drogerien, Friseurläden — und allen einschlägigen Geschäften für 2,25, 3,75 und 7,50 Mark; Odo-ro-no-Creme 1,75 Mark.

ODO-RO-NO

Die antiseptische, klare Flüssigkeit wird zweimal wöchentlich mit etwas Watte oder einfach mit den Fingerspitzen aufgetragen



Senden Sie diesen Abschnitt ein!

Importhaus Van Dam, Kom.-Ges., Abt. JZ 1,
Berlin, Leipziger Str. 72–74.
Bitte senden Sie mir eine Probe Odo-ro-no.
Ich füge 20 Pfennige in Briefmarken bei.

Name ....

Adresse ....



Berndorf

BESTECKE * TAFELGERÄTE

Erhältlich in allen Fachgeschäften und in den Niederlagen: Berlin W, Leipziger Straße 6, Wien, I, Wollzeile 12, I, Graben 12, VI, Mariahilfer Straße 19/21, Prag, Ulice 28 rijna 11, Budapest, IV, Vaci utca 4, Zweigfabriken: Eßlingen a. N., Luzern, Murbacher Straße 1, Mailand, Via Pergolesi 8 10, Bukarest, Strada Cazarmi 89.

BERNDORFER METALLWARENFABRIK ARTHUR KRUPP A. G., BERNDORF N.-OEST.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4340. 170. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 17. Mai 1928.

Wie ein Auerhahn unter erschwerten Umständen erlegt wurde, erzählt der frühere Oberpräsident Ernst von Jagow in seinem fesselnd geschriebenen Buche „Grüne Brüche aus meinem Weidmannsleben“ (J. J. Weber, Leipzig): Als ich im Jahre 1908 zur Balz im Forsthause D. eintraf, schlug mir Hegemeister K., der meine Vorliebe, auf besonders schwierige Hähne zu weidwerken, kannte, einen Versuch auf einen Hahn vor, den er für den stärksten und ältesten Hahn des Reviers erklärte. Der Hahn hatte zwar einen bestimmten Balzbaum, oder in diesem Falle zutreffender gesagt Standbaum, auf dem er sich jeden Abend einschwang. Der Hahn ließ wohl mitunter ein vereinzeltes Klippen, aber niemals ein eigentliches Balzen, einen Hauptschlag hören. Sobald die Hennen auf dem nahegelegenen Hauptbalzplatz eingefallen waren, baumte er ab, kämpfte dann als der stärkste und rauflustigste der Hähne alle anderen ab und war ein ausgesprochener Schädling für die Balz, der möglichst abgeschossen werden mußte. Da der Hahn, wie gesagt, niemals sich zu einem Hauptschlag hinreißen ließ, war ein Anspringen um so mehr ausgeschlossen, als der Hahn zwar auf einer breitschirmigen alten Kiefer selbst gedeckt stand, die Umgebung des Baumes aber wegen des dort fast ganz fehlenden Unterholzes und des vereinzelten Standes der alten Kiefern irgendwelche genügende Deckung nicht bot. Ich ging dann sogleich noch am Nachmittag mit dem Hegemeister in den Wald, ließ mir den Standbaum und den durch die an der Erde liegende Losung ebenfalls festzustellenden Standast zeigen, besichtigte die nähere Umgebung und prägte mir alle Einzelheiten genau ein. Der Baum stand nahe an einem Gestell mit schmalen, aber ziemlich tiefen Moorgräben an den Seiten. Auf dem Gestell unmittelbar am Grabenrande stand ein Birkengesträuch, das etwas höher als ich war und durch sein dichtes Gezweige eine gute Deckung bot. Die Schußentfernung bis zum Standort des Hahnes schätzte ich auf annähernd 60 Schritt. Die Nacht wurde stockfinster mit Wind und Regen. Bald nach 1 Uhr verließ ich das Forsthaus und wanderte dem Balzplatze zu. Nachdem ich das Gestell erreicht hatte und nach meiner durch die vollständige Finsternis allerdings erschwerten Schätzung bis in die Nähe des Birkengebüsches gelangt sein mußte, war es mir nicht möglich, das Gebüsch zu entdecken. Jedes auffällige Geräusch mußte vermieden werden, um den Hahn nicht aus dem Schlafe zu erwecken und zu vergrämen. Mich ganz auf die Erde huckend und so die Sehmöglichkeit verbessernd, konnte ich dann die oberen Umrisse des Gebüsches notdürftig feststellen und dahinter in Deckung treten. Es dauerte fast eine Stunde, bis die erste Dämmerung so weit vorgeschritten war, daß ich die oberen Umrisse des Standbaumes erkennen konnte. Vom Hahne war nichts zu hören, der Wald lag überhaupt, nachdem sich inzwischen der Wind gelegt hatte, in lautloser Stille. Mit immer wachsender Aufregung beobachtete ich regungslos den Baum. Allmählich wurde es heller, und mein Auge suchte nun zwischen den durchsichtiger werdenden Ästen und Nadeln den größeren dunklen Fleck zu finden, den der Hahn darbieten mußte, wenn er auf seinem Aste stand. Endlich wurde auch dieser Fleck sichtbar, und ich war nun sicher, daß es der Hahn war. Immerhin dauerte es noch eine mir unendlich lang erscheinende Zeit, bis das fortgeschrittene Licht mich den Hahn genau erkennen und ein einigermaßen sicheres Abkommen möglich erscheinen ließ. Als ich gerade in Anschlag gehen wollte, entdeckte ich zu meinem Entsetzen, daß ein anderer dicker Ast des Baumes, den ich bei der Besichtigung am Nachmittag nicht genügend in Betracht gezogen hatte, die Mitte des Körpers des Hahnes deckte und somit einen Schuß von meinem Stande aus ausschloß. Ein Beiseitetreten auf das Gestell war wegen dort mangelnder Deckung ausgeschlossen. Ich entschloß mich daher, mit möglichst langsamen Bewegungen und möglichst geräuschlos in den Moorgraben hineinzurutschen. Dies gelang, ich stand im Moorwasser, hatte aber nun den Hahn frei, und nach wenigen Sekunden lag der Kapitale verendend im Heidekraut. Mancher meiner Leser wird vielleicht die Nase rümpfen, daß ich hier einen Hahn ohne Balz zur Strecke gebracht habe. Aber der Hahn mußte, wie oben bereits gesagt, im Interesse des Auerwildbestandes abgeschossen werden, war der älteste und stärkste Hahn meiner gesamten Strecke und erforderte mehr Überlegung, Anstrengung und Vorsicht als ein richtig balzender Hahn. Nachdem dieser Störenfried beseitigt war, begann in den nächsten Tagen eine fröhliche Balz.





Allgemeine Notizen.

Neue Unternehmungen der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft. Gelegentlich einer Pressebesichtigung der Institute für Silikatforschung und für Faserstoffchemie sowie des neueröffneten Instituts für Anthropologie gab der Präsident der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften, Exzellenz von Harnack, einen Überblick über die neuen Pläne der Gesellschaft. In Dahlem wird gegenwärtig das Harnack-Haus errichtet, in dem u. a. ausländischen Gelehrten Arbeitsgelegenheit, Wohnung und die Möglichkeit gesellschaftlichen Zusammenseins geboten werden soll. In Müncheberg bei Berlin ist das Institut für Züchtungsforschung im Bau, in dem die Gesellschaft zum erstenmal mit der Landwirtschaft zusammenwirken wird; ein kleines Versuchsgut wird angegliedert. Das neue Gebäude des Münchner Instituts für Psychiatrie wird im Anschluß an die Hauptversammlung der Gesellschaft eingeweiht werden. Das Berliner Institut für Hirnforschung soll im Zusammenhang mit den großen Krankenanstalten der Stadt Berlin in Buch einen Neubau erhalten, das Institut für Arbeitsphysiologie nach Dortmund verlegt werden und in Verbindung mit der Universität Münster treten. Der jüngste Plan der Gesellschaft ist das in Heidelberg zu errichtende Institut für medizinische Forschung, das als Zentralinstitut für die Zusammenfassung physikalischer, chemischer und physiologischer mit der klinischen Forschung gedacht ist.

Marburger Ferienkurse. Die Universität Marburg veranstaltet auch dieses Jahr Ferienkurse für In- und Ausländer. Im Hauptlehrgang vom 2. bis zum 22. August werden die wichtigsten Probleme der europäischen Gegenwart von Marburger und auswärtigen Gelehrten und Politikern behandelt. Daneben finden Nachmittagskurse über Deutsche Literatur, Kunst, Pädagogik und Sprache statt. Im Anschluß an die Marburger Arbeitswochen erfolgt eine große Studienfahrt unter sachkundiger Leitung ins Frankenland. Ausführliche Prospekte versendet die Geschäftsstelle der Marburger Ferienkurse, Marburg an der Lahn, Rotenberg Nr. 21.

In der Internationalen Presseausstellung in Köln („Pressa") ist der große Lese- und Repräsentations-Saal der Zeitschriften-Abteilung wegen seiner reizvollen künstlerischen Architektur, vornehmen, modernen Ausstattung und neuartigen sachlichen Raumbehandlung ein besonde-

rer Anziehungspunkt. Bequeme Sitzgelegenheiten und gemütliche Leseecken machen ihn zum Ruhe- und Erholungs-Aufenthalt für den Ausstellungsbesucher. Aber auch für den, der ein einzelnes Zeitschriftengebiet in Ruhe bearbeiten und studieren will, ist jede Erleichterung vorhanden.

Eine Albrecht-Dürer-Gedenkmünze hat das Bayerische Hauptmünzamt geprägt, die einschließlich eines kleinen Karton-Etuis durch die Hauptwerbestelle der Albrecht-Dürer-Gedenkmünze in München, Rettmorstr. 26 für je 7 RM. ausgegeben wird. Das vorzüglich gelungene Denkstück, mit dessen Anschaffung eine Förderung der Dürer-Stiftung zur Unterstützung notleidender Künstler verbunden ist, findet allseits großes Interesse und Anklang.

Eine Studienfahrt nach Nordamerika veranstaltet der Verband Deutscher Reklamefachleute E. V. in Berlin W 35, Potsdamer Str. 105a, vom 21. Juni bis zum 1. August d. J. Sie ist nicht nur für seine Mitglieder bestimmt, es kann vielmehr jeder an ihr teilnehmen, der ein Interesse daran hat, einen wertvollen und umfassenden Einblick in das amerikanische Werbewesen zu erhalten. Die Reise beginnt in Bremen mit der Überfahrt auf dem Dampfer „Karlsruhe" des Norddeutschen Lloyd nach Neuyork. Es sind zwei Rundreisen in Amerika vorgesehen, von denen die eine zwei Wochen, die andere drei Wochen Zeit beansprucht. Es werden außer Neuyork die Städte Boston, Buffalo, Washington, Philadelphia und nach Wunsch auch Chikago besucht und überall sehenswerte Betriebe des Werbewesens besichtigt. Sämtlichen Teilnehmern wird die Gelegenheit geboten, dem Kongreß des Internationalen Reklame-Verbandes in Detroit beizuwohnen, der vom 8. bis zum 12. Juli tagt. Die Rückfahrt erfolgt am 14. bzw. 21. Juli mit einem Dampfer der Hamburg-Amerika Linie von Neuyork aus, die Ankunft am 24. Juli bzw. 1. August in Hamburg. Nähere Einzelheiten, besonders über den Preis, sind von der Geschäftsstelle des genannten Verbandes zu erhalten.

Die Eroberung des Nordpols behandelt eine neue Serie der bekannten Liebig-Bilder. Sie gibt einen Überblick über die bisherigen, mehr oder weniger glücklichen Versuche, den Nordpol zu erreichen, bis zum Flug der „Norge" im Jahre 1926. Die vortreffliche Serie wird augenblicklich außer gegen die Gutscheine, welche den Packungen der Liebig-Erzeugnisse beiliegen, gegen die in unserer Zeitung regelmäßig erscheinenden Anzeigen der Liebig-Gesellschaft G. m. H. in Köln a. Rh. J 1 abgegeben.

Bad Wildungen für Niere u. Blase

Helenenquelle

Zur Haus-Trinkkur:
bei Nierenleiden, Harnsäure, Eiweiss, Zucker.
1927: 19300 Besucher.

Badeschriften
sowie Angaben billigster Bezugsquellen für das Mineralwasser durch die Kurverwaltung.



Staatl. Thermalbad
Weltbekannter Kur- und Badeort
— 430 750 Meter ü. d. M. — 20000 Gäste —
heilt Gicht, Rheumatismus. Ischias, Nervenleiden, Unfallbeschädigungen. Alle neuzeitlichen Kurmittel, Sport, Fischerei, Theater Bergbahn auf die bewaldete Sommerberghochebene. Ganzjähriger Betrieb. Bis 15. Mai und ab 16. September ermäßigte Bäderpreise.
Auskunft durch Badverwaltung oder Kurverein



Invalidenräder
Krankenselbstfahrer, ***auch mit Motorantrieb,*** **Krankenfahrstühle,** solide Fabrikate. Katalog gratis.
Rich. Maune, Dresden-Löbtau 2.



Der weiche Ball

mit seinen leuchtenden Farben und der weltberühmte **STEIFF-Teddy** sind Lieblinge unserer Kleinen. Schenken Sie bei allen Anlässen die schönen, guten STEIFF-Spielwaren mit dem

KNOPF IM OHR

und Sie werden stets Freude bereiten.

Zu haben in Spielwarengeschäften.
Prospekt L kostenfrei.

Margarete Steiff G. m. b. H., Giengen a. Brenz 7 (Württ.).



Unerläßliche Voraussetzung des Insertionserfolges ist die ständige Beeinflussung eines wahrhaft kaufkräftigen Leserpublikums, wie es in sonst unerreichtem Maße die

LEIPZIGER ILLUSTRIRTE ZEITUNG

aufzuweisen hat.

Das Kind. Seine Entwicklung und seine Pflege.

Mit 39 Abbildungen. Von Dr med. Hans Risel. Preis geb. 2.— R.-M.

Es ist ein Buch, das jeder jungen Mutter zum Wohle ihres Kindes in die Hand gegeben werden soll.

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber in Leipzig C 1.

„Ganz besonders die Bilder Ihres Aktuellen Bilderdienstes aus allen Gebieten interessieren das Publikum jeden Standes, Alters und Geschlechts." — Offerte mit Probebildern umsonst und postfrei vom Verlag J. J. Weber, Leipzig C 1, Reudnitzer Str. 1-7.

Schmerzfreiheit durch Bestrahlung!

Der für unseren Menschenstolz unwürdigste Zustand ist es, wenn wir folternde, körperliche Schmerzen erdulden müssen, wie sie die am häufigsten auftretenden Krankheitsbeschwerden stets zur Folge haben. Wie kläglich ist da selbst der Mächtigste auf Erden. Noch hilfloser zeigt sich die menschliche Ohnmacht, wenn ein armes Kind, ein geliebter kranker Mitmensch sich in Schmerzen windet und alle unsere Liebe ihm keine Hilfe bringen kann. Als Rettung aus dieser Ohnmacht, als das wundervollste Mittel zur fast sofortigen **unvergleichlichen Schmerzlinderung***) ist von der medizinischen Forschung der letzten Jahre das Licht erkannt worden. Nicht das elektrische Licht „elektrische Sonnen" genannter Zimmerheizer, nicht das Licht der von Hausierern und Versandgeschäften angebotenen Blaulichtapparate, sondern **die blutüberfüllende Wirkung (Hyperämiewirkung) der leuchtenden Wärmestrahlen der Solluxlampe — Original Hanau** — (nicht zu verwechseln mit den unsichtbaren ultravioletten Heilstrahlen der bekannten Quarzlampe „Künstliche Höhensonne" — Original Hanau, welche die Haut bräunen und auf ganz anderen Gebieten Außergewöhnliches leisten).

Der Besitz einer Solluxlampe — Original Hanau — ist für alle Familienmitglieder die sicherste Hilfe bei Schmerzen und die wirksamste Vorbereitung für die Hilfeleistungen des Arztes.

Die Solluxlampe kann an jeden Lichtkontakt angeschlossen werden. Preis RM. 75.— unverpackt ab Werk. Literatur über „Verjüngungskunst von Zarathustra bis Steinach" zum Preise von RM. 2.30 franko durch den Sollux-Verlag, Hanau, Postfach Nr. 1296. Verlangen Sie kostenlos die interessante Beschreibung von der

Quarzlampen-Gesellschaft m. b. H., Hanau a. M.
Postfach 1229

*) **Schmerzlinderung** bei Gicht, Rheuma und Gesichtsneuralgien, bei Drüsenschwellungen, bei Entzündungen der Mandeln, des Mittelohres, der Stirnhöhlen, des Kehlkopfes und der Luftröhre (Angina), bei Bronchial-Asthma. **Schmerzlinderung** bei Insektenstichen, Furunkeln, Hexenschuß, steifem Nacken, entzündlichen Eiterungen, Sportverletzungen, Sehnenzerrungen, Prellungen, Quetschungen, Verstauchungen, versteiften Gelenken (auch überspielte Klavierhand), Blutergüssen in Bindegeweben oder Gelenken, Gelenkentzündungen. **Schmerzlinderung** bei Zahnschmerzen und Nachschmerzen nach zahnärztlichen Operationen, bei Wurzelhaut- und Knochenhautentzündung (die sog. „dicke Backe") bei Hämorrhoiden, bei Entzündungen der Hoden und Nebenhoden und der Prostata (Vorsteherdrüse). Die **Schmerzlinderung** bei Brandwunden und Menstruationsschmerzen ist besonders segensreich; auch Schnupfen wird sofort gemildert (hierbei Blaufilter), Furunkel erweichen und entleeren sich schmerzlos, Knochenbrüche heilen schneller.



Siegreich

im Leben sich behaupten oder unbeachtet bleiben, ist für die Frau gleichbedeutend mit schön sein oder nicht schön sein.

Schön und anziehend wird jede Frau, die ihrem Körper wahre Schönheitspflege angedeihen läßt

durch

Dralle's Lavendel-Seife
Dralle's Lavendel-Crème

Lavendelseife „Schneewittchen" Stück 80 Gr. schwer R.M. –.45, 150 Gr. schwer –.75
Lavendelseife „Gold" (Spez. Parf.) Stück 80 Gr. schwer R.M. –.60, 150 Gr. schwer 1.–
Lavendel-Crème (trock. u. fett) Glasdose R.M. 1.40

Eine Brunnen-Trinkkur zu Hause


Der Heiltrank der Natur


Die Genesung

mit dem altberühmten heilkräftigen

Lauchstädter Brunnen

ist zur Förderung der Gesundheit jedem zu empfehlen.

Seit mehr als 200 Jahren geradezu hervorragend bewährt und ärztlich empfohlen bei

Rheumatismus, Gicht, Nervosität,

Blutarmut, Bleichsucht, Mattigkeit, schlechter Blutbeschaffenheit.

Bestes Kurgetränk bei

Zucker- und Nierenleiden.

Gesundes Blut ist die Grundlage der Lebenskraft, schlechtes Blut der Träger von Krankheitsstoffen.

Deshalb ist es für jeden Menschen wichtig, sein Blut von Zeit zu Zeit aufzufrischen, um die Spannkraft und Elastizität des Körpers zu erhalten oder wiederzugewinnen. Eine Trinkkur zu Hause mit dem altberühmten heilkräftigen Lauchstädter Brunnen ist vor allem auch für die zahllosen **halbkranken, nervösen** und **überanstrengten** Menschen von besonderem Nutzen. Schon Goethe, Schiller, Gottsched und andere Geistesheroen haben den Lauchstädter Brunnen getrunken.

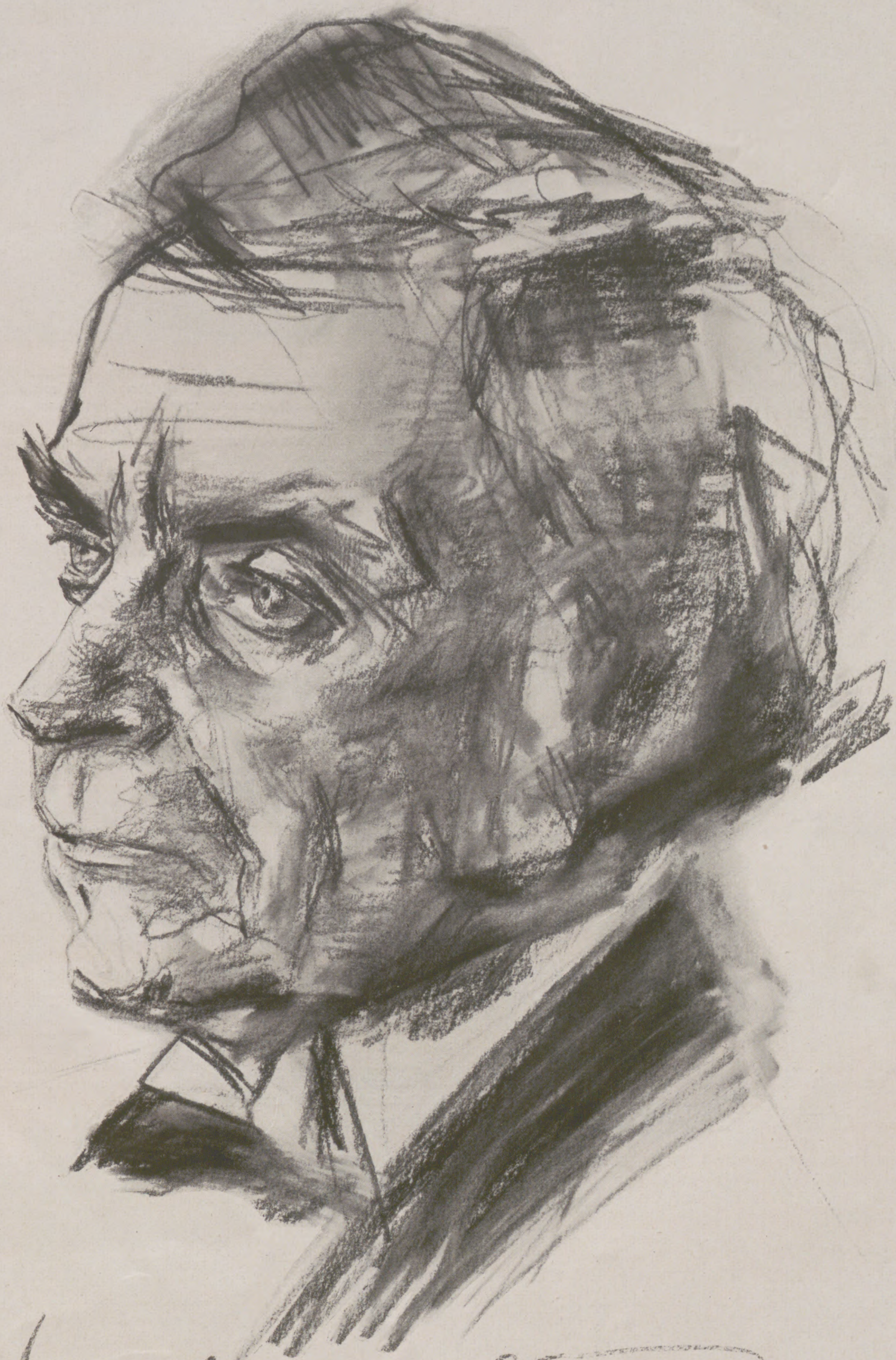
Was sich aber Jahrhunderte hindurch so außerordentlich bewährt hat, das muß zuverlässig und gut sein.

Lauchstädter Brunnen ist zu beziehen durch die Niederlagen
– Apotheken, Drogenhandlungen und Mineralbrunnengeschäfte –
oder direkt durch den

Brunnenversand der Heilquelle zu Lauchstädt in Thüringen.

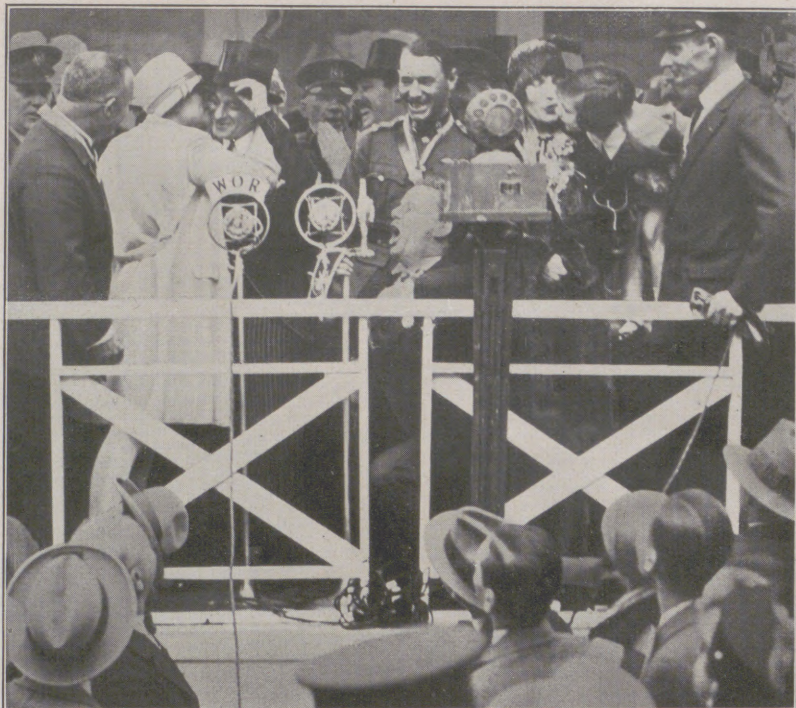
Brunnenschriften und Heilberichte kostenlos durch den Brunnenversand Lauchstädt in Thüringen.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



DER SCHAUSPIELER ALBERT BASSERMANN
(IN DER ROLLE DES BEZIRKSARZTES DR. WANGEL IN IBSENS „DIE FRAU VOM MEERE“)
ZEICHNUNG VON ADALBERT SIPOS

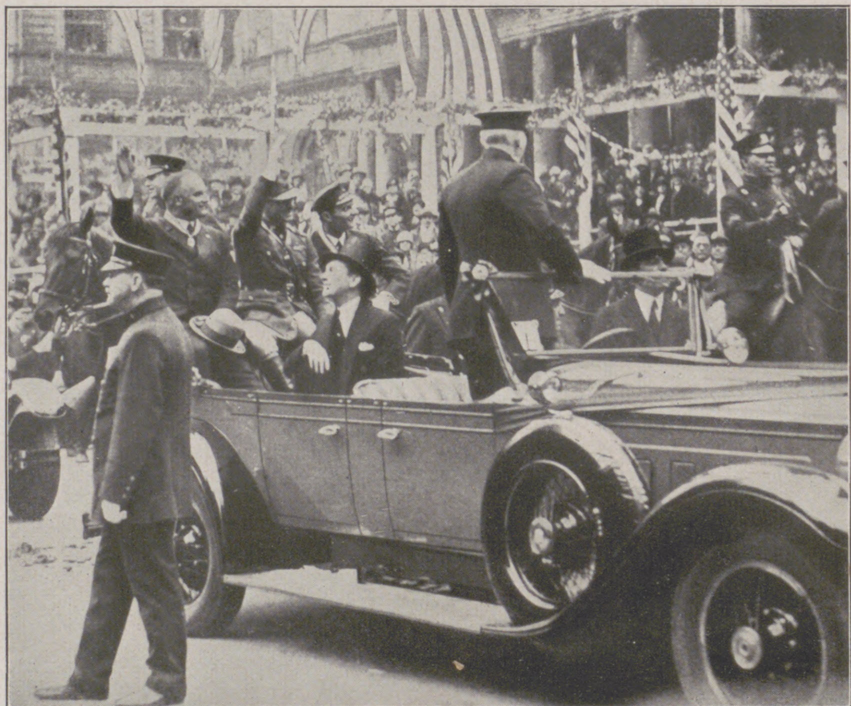




Von den Empfangsfeierlichkeiten in Neuyork am 30. April: Frau Köhl gibt nach dem Wiedersehen mit ihrem Gatten in ihrer Freude dem Oberbürgermeister Walker auf der Rathaustribüne einen Kuß.
Von links nach rechts: Hauptmann Köhl; Frau Köhl; Oberbürgermeister Walker (mit Zylinder); Major Fitzmaurice mit Gattin und Töchterchen; ganz rechts Baron v. Hünefeld.

Oben links: Die treue Maschine wird nicht vergessen: Vor dem Abtransport der „Bremen" in Greenly Island. Es ist bereits gelungen, das Flugzeug von der Insel auf das Eis der Belle-Isle-Meeresstraße zu bringen; über diese hinweg soll es zum Festland geschafft und dann auf Schlitten zur nächsten Bahnstation transportiert werden.

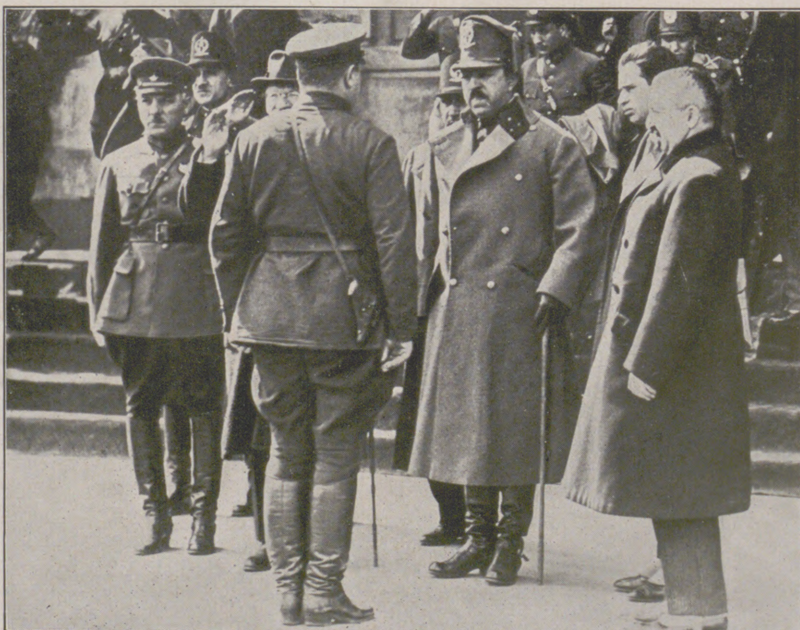




Links: Die Flieger in dem großen Umzug durch die Stadt nach dem Rathaus: Beim Passieren des Hochhauses Woolworth Building, aus dessen Fenstern ein Konfettiregen auf die Gefeierten niedergeht. Rechts: Die Flieger nach dem Verlassen des Rathauses, wo sie mit der Tapferkeitsmedaille der Stadt Neuyork ausgezeichnet wurden. Im Auto hinten sitzend, von links nach rechts: Hauptmann Köhl, Major Fitzmaurice und Baron v. Hünefeld; davor Oberbürgermeister Walker. (Phot. Paramount.)

Wie die „Bremen"-Flieger in Amerika empfangen wurden.





Links: Von der ersten Sitzung des Reichsreform-Ausschusses der Länderkonferenz in Berlin am 4. Mai: Die Teilnehmer im Garten des Reichskanzlerhauses. Von rechts nach links: Der bayrische Staatsminister Dr. Stützel; Reichsfinanzminister Dr. Köhler; der bayrische Ministerpräsident Dr. Held; Reichsjustizminister Dr. Hergt; Dr. Leutheußer, Ministerpräsident von Thüringen; Dr. Petersen, Erster Bürgermeister von Hamburg. — Rechts: Ein König besucht Sowjet-Rußland: Aman-Ullah von Afghanistan nach seiner Ankunft in Moskau am 3. Mai, vor dem Bahnhof im Gespräch mit dem Kriegskommissar Woroschilow. Links hinter diesem (mit Hut) Rußlands Präsident Kalinin.

BENZIN AUS WASSER?

VON ANTON LÜBKE, MÜNSTER I. W.

Keine anderen Produkte unseres Planeten spielen im Wirtschaftsleben der Völker eine größere Rolle als die Kohle und das Öl. Um sie geht der internationale Streit der Meinungen, sie sind das Blut der Wirtschaftsorganismen, sie regeln die Konjunktur wie kein anderes Produkt, sie bedeuten Wohlstand und Aufstieg der Völker, sie bedingen Verkehr und Vervollkommnung der Technik. Die Industrien Europas und Amerikas wurden groß durch die Kohle, Amerika speziell durch das Öl. Je mehr sich Industrie und Wirtschaft ausbreiteten, desto mehr wuchs auch der Anspruch an diese wertvollen Produkte und mit ihm die Angst um ihre Erhaltung und höchstwirtschaftliche Ausnutzung der Kohle und des Öles. Unter den bedeutendsten Erfindungen der letzten Jahre marschieren jene, welche sich mit der sparsamen Ausnutzung der Kohle und deren chemischer Auswertung befassen. Fernheizwerke, Ferngaswerke, Kohlenstaubfeuerungen, Höchstdruckdampflokomotiven, Verölung der Kohle u. a. sind Maßnahmen, die in erster Linie darauf abzielen, die sinnlose Verschwendung des schwarzen Diamanten durch Verbrennen auf dem Roste, wodurch ungeheuere, in die Milliarden gehende Werte an Nationalvermögen vergeudet wurden, zu beseitigen. Anders ist es mit dem Öl. Eines Tages wird sich ein Versiegen der Quellen bemerkbar machen. Amerika ist ja bekanntlich in ernster Sorge, daß der gewaltige Zufluß des Petroleums, der den einzigartig dastehenden Aufstieg seiner Automobilindustrie ermöglichte, im Verlauf eines Jahrzehnts ganz erheblich nachlassen wird. Daß mit dieser Besorgnis um den Lebensquell einer großen Industrie das Suchen nach neuen billigen Energiequellen, die das Öl ersetzen können, einhergeht, liegt auf der Hand. Mannigfaltig sind denn auch die Versuche, einen Weg zu finden, mit Hilfe der Chemie ein neues Verbrennungsprodukt zu schaffen, das dem Naturprodukt gleichwertig ist. Das Kohlenöl wird die Menschheit nicht retten vor der kommenden Energienot. Denn auch die Kohlenvorräte schwinden in Europa, besonders in den alten Industrieländern England und Deutschland, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt. Die Braunkohle beispielsweise wird in nicht allzu langer Zeit in Deutschland aufgezehrt sein.

Die Idee, den heute so notwendigen Automobilbrennstoff künstlich herzustellen, beschäftigt die Chemie in hohem Maße. Seit dem Augenblick, da es gelang, die Kohle mit Hilfe des Wasserstoffs zu verölen, und die Erkenntnis sich Bahn brach, daß Petroleum und Benzin mit ihren Abarten nichts anderes sind als Kohlenwasserstoffe, kam auch der Gedanke, diese hochwertigen Brennstoffe künstlich herzustellen, und zwar aus dem Wasser. Man erinnerte sich wieder dessen, was schon Thales von Milet 600 v. Chr. sagte, daß das Wasser das Grundprinzip aller Dinge sei. Im Sommer des Jahres 1781 kam der Engländer Cavendish zum erstenmal durch Versuche zu dem Ergebnis, daß bei dem Verbrennen von Wasserstoff und Sauerstoff Wasser, und nur dieses allein, gebildet wird. Lavoisier, der bekannte Reformator der Chemie, erweiterte diesen grundlegenden Versuch, indem er aus dem so gebildeten Wasser den Wasserstoff wieder gasförmig ausschied und den Sauerstoff in einer Verbindung mit Eisen festhielt. In der Folgezeit beschäftigten sich eine ganze Reihe Erfinder, beispielsweise zwei holländische Chemiker, die bereits 1789 Wasser durch elektrischen Strom zersetzten, mit der Gewinnung von Wasserstoff. Die Verfahren, die man anwendete, waren mehr oder weniger umständlich und kostspielig. Seitdem spielte der Wasserstoff in der Technik eine große Rolle. Ohne den Wasserstoff wäre die Füllung von großen Luftschiffkörpern nicht möglich gewesen und auch keine Verölung der Kohle. Erst als es der Technik nach vielen Schwierigkeiten gelungen war, Kohle und Wasserstoff miteinander zu verbinden, kam für den Wasserstoff der Augenblick, daß er großtechnisch, und zwar mit Hilfe der Kohlen, hergestellt werden konnte. Aber die Möglichkeit, den hochexplosiblen Wasserstoff für Kraftzwecke allein zu benutzen, war noch nicht gegeben. Alle Versuche erwiesen sich als für die Praxis nicht geeignet.

Doch bei diesen Mißerfolgen blieb man nicht stehen. Denn man erkannte trotzdem, daß das umgewertete Wasser einmal eine Rolle als Energiespender spielen müsse. Der bekannte Chemiker und Kohlenforscher Professor Dr. Fischer machte schon im Jahre 1924 auf der Weltkraftkonferenz in London anläßlich der großen Weltausstellung darauf aufmerksam, daß es im Prinzip möglich sei, den so dringend benötigten Motorbrennstoff auch aus den Bestandteilen von Luft und Wasser herzustellen, vorausgesetzt, daß geeignete Kraftquellen (Wasserkräfte) zur Verfügung stehen.

Die Erfinder rasteten nicht, immer und immer wieder zu versuchen, das umgewertete Wasser Kraftzwecken dienstbar zu machen, und zwar ohne die umständliche Verbindung mit der Kohle. Es sind auf diesem Gebiet in der letzten Zeit recht beachtliche Versuche unternommen worden, und die Chemiker sprechen sich heute schon darüber aus, daß die Zeit kommen wird, in der wir Autobrennstoff aus Wasser gewinnen, wie wir heute schon in großem Maße den wertvollen Stickstoff aus der Luft ziehen. Die gewaltigen Fortschritte, die man bereits auf dem Gebiete der Atomzertrümmerung gemacht hat, und die Erkenntnis, daß das letzte Endprodukt aller Materie das Wasserstoffatom ist, gibt uns für die Zukunft Perspektiven von unendlicher Weitsicht.

Im Jahre 1924 machte eine Nachricht die Runde durch die Presse, in der mitgeteilt wurde, daß der französische Sorbonneprofessor Charles Henry einem vollkommen neuen Verfahren der Energiegewinnung aus dem Wasser auf die Spur gekommen sei, und zwar durch die elektrolytische Aufteilung des Wassers. Henry sagte, daß es überall in der Natur Stoffe gebe, die die Zersetzung gewisser chemischer Produkte außerordentlich beschleunigen; sie selbst werden dabei nicht irgendwie bemerkbar angegriffen. Diese Stoffe nennt man Katalysatoren. Nach Prof. Henry muß es in der Natur derartige Katalysatoren geben, die den bei gewöhnlichen Temperaturen langsam verlaufenden Zerfall des Wassers in seine beiden Bestandteile, Wasserstoff und Sauerstoff, dermaßen beschleunigen, daß man die entstehenden Gase in einem Explosionsmotor zum Antrieb von Automobilen verwenden könne.

In gewissem Sinne ist der Wassergasmotor schon Wirklichkeit geworden, und zwar für die Luftschiffahrt. Es ist bekannt, daß der in Friedrichshafen kurz vor der Vollendung stehende neue Transozeanzeppelin nicht mehr wie seine Vorgänger mit Benzin, sondern durch Kohlenwasserstoffgase betrieben wird. Wenn man bedenkt, daß der Amerikazeppelin bei seiner Überfahrt über den Ozean seinerzeit 30 000 kg Benzin mitnahm, daß der Verbrauch eine stete Erleichterung des Schiffes bedeutete und ferner die Mitführung von großen Mengen Benzin eine starke Gefahrenquelle für das Schiff bedeutete, so kann man sich vorstellen, daß durch diese Neuerung bei dem jetzigen Luftschiff ein außerordentlicher Vorteil errungen ist. Die Kohlenwasserstoffgase sind in besonderen Zellen untergebracht, von wo aus sie in die für diese Gase konstruierten Motoren geleitet werden. Die Gase sind von geringer Explosionsfähigkeit, bedeuten also keine große Gefahr für das Schiff und vermindern auch bei ihrem Verbrauch nicht die Nutzlast des Schiffes.

In Deutschland beschäftigen sich in letzter Zeit eine Reihe Erfinder sehr eingehend mit der Gewinnung von Energie aus der chemischen Aufteilung des Wassers. Zu nennen wären hier vor allem der Fabrikant Hausmeister in Göppingen, Dr.-Ing. J. E. Noeggerath und Prof. Coehn in Göttingen.

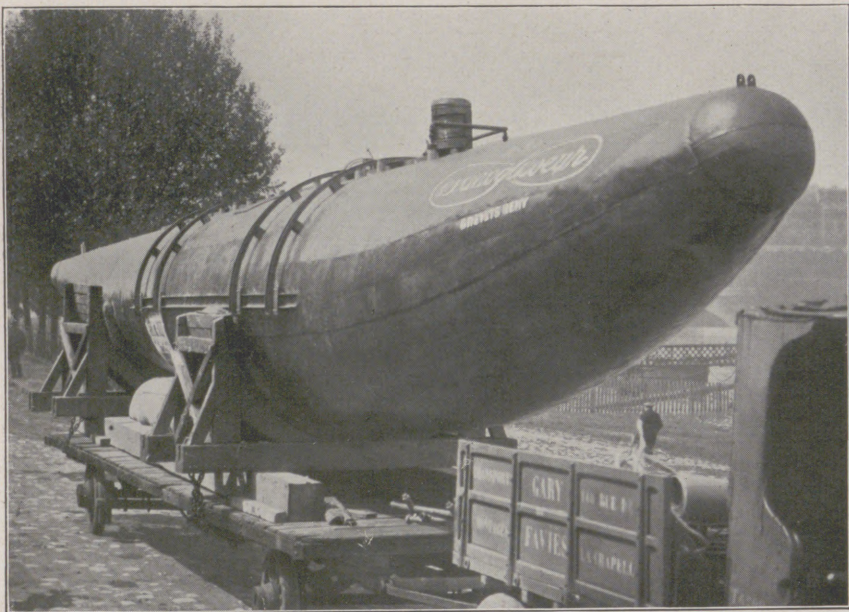
Unsere chemischen Kenntnisse von elektrolytisch zerteiltem Wasser gingen bisher dahin, daß sich durch die Beeinflussung des Wassers mittels elektrischen Stroms der flüssige Aggregatzustand in den gasförmigen verwandelt und diese umgewandelte Form natürlich einen viel größeren Raum beansprucht als das flüssige Wasser. Der spezifische Gewichtsunterschied zwischen dem flüssigen Wasser und dem in Wasserstoff und Sauerstoff zerlegten Wasser beträgt bei Atmosphärendruck 1:1865. Verhindert man nun bei der Elektrolyse des Wassers eine Volumenveränderung der Materie, so erhält man Gase von unverändertem Volumen, d. h. Gase von 1865 Atm. Druck. Hausmeister, der sich mit diesem Problem in den letzten Jahren eingehend beschäftigte, sagt nun, daß nach den bisherigen Auffassungen des Energieerhaltungsgesetzes, auf dem sich auch der hierauf bezügliche Helmholtzsche Lehrsatz aufbaut, erwartet wurde, daß für die Herstellung des Gases aus Wasser mit erhöhtem Druck auch auf der anderen Seite eine erhöhte Zersetzungsarbeit erforderlich sei, da ja die Gase unter erhöhtem Druck auch einen erhöhten Energiewert besitzen. Diese Annahme sei jedoch irrig. Die zahlreichen von Hausmeister angestellten Versuche haben gezeigt, daß man zur Wasserzersetzung unter erhöhtem Druck weniger elektrische Zersetzungsenergie aufzuwenden hat als für die gleiche Gasmenge von gewöhnlichem Atmosphärendruck. Es verstößt das also schon nach Hausmeisters Ansicht gegen die Auffassung des Energieerhaltungsgesetzes, wenn man mit gleichbleibender elektrischer Arbeit Gase von erhöhtem Druck, d. h. von größerem Energiewert, erzeugen kann; um so auffallender und daher prinzipiell wichtig ist die Tatsache, daß man zur Erzeugung der Gase unter bedeutend erhöhtem Druck sogar noch weniger elektrische Zersetzungsarbeit gebraucht als für die Herstellung der Gase bei gewöhnlichem Atmosphärendruck. Hausmeister kam also bei seinen Versuchen zu der Erkenntnis, daß mit steigendem Druck auch die Zersetzungsspannung abnimmt, im Gegensatz zu der bisherigen Annahme. Der Erfinder machte die Fachleute, beispielsweise Paschen, Einstein, Nernst, Grube, Hofmann und Coehn, auf seine Beobachtungen aufmerksam, die alle die Sache als äußerst bedeutungsvoll hinstellten. Erst in letzter Zeit kam Professor Coehn in Göttingen auf Grund theoretischer Erwägungen zum gleichen Schluß und konnte durch Experimente die Richtigkeit der Annahme nachprüfen.

Was nun die Verwendungsmöglichkeit angeht, so hat Hausmeister bereits die Anwendung hochgespannter Gase in einem Verbrennungsmotor verfolgt und auch in dieser Beziehung schon überraschende Resultate erzielt, die bereits in einigen Patenten gesichert sind. Die Motorversuche wurden durch Professor Buschmann von der Höheren Württembergischen Maschinenbauschule ausgeführt und berechtigen zu sehr günstigen Erwartungen. Dr. Noeggerath erwähnte in einem Vortrag über dieses Problem, den er Ende vergangenen Jahres im Berliner Bezirksverein Deutscher Ingenieure hielt, ein bereits von Hausmeister durch Einschalten eines Druckelektrolysators umgebautes Automobil, in dessen Motor komprimierter Wasserstoff mit Benzin- und sogar Schwerölgasen gemischt verbrannt wurde. Dieses Fahrzeug konnte zehntausend Kilometer zurücklegen.

Diese Tatsachen lassen die Möglichkeit erwarten, in Zukunft die Autos mit Wassergas zu betreiben. Der erfolgreiche Weg ist beschritten, neue Türen der Energiegewinnung stehen offen, und sie geben uns die Hoffnung, daß die Wissenschaft einem neuen, zukunftsverheißenden Ziele zustrebt, das dem Wohle der Menschheit dient.



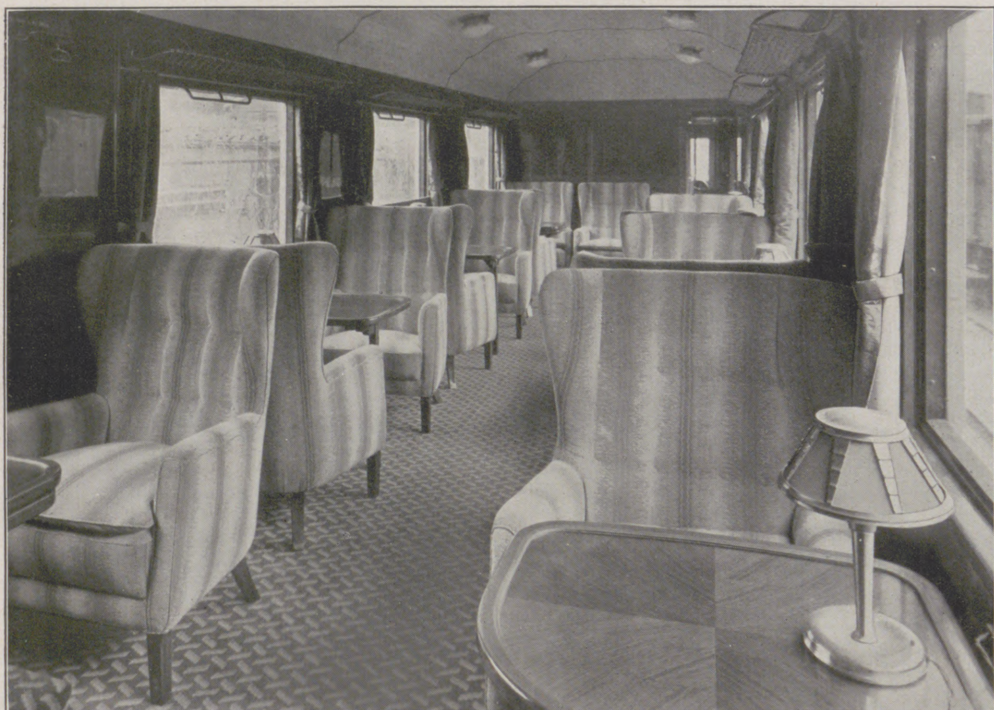
Eine Kundgebung im besetzten Gebiet für das deutsche Lied: Während der Festveranstaltung auf dem Marktplatz in Worms zum I. Gauliedertag des Sängergaues Worms am 6. Mai. (Phot. Verlag A. J. Füller, Worms.)



Für den Schnellverkehr über den Atlantik: Das von einem französischen Ingenieur konstruierte Ozeangleitboot, das zu Versuchsfahrten zum Wasser transportiert wird. Man glaubt, mit diesem Fahrzeug den Ozean in 48 Stunden überqueren zu können.



Neuartige praktische Versuche mit einem führerlosen, aus der Ferne gesteuerten Automobil: Der drahtlos gesteuerte Opel-Wagen, hinten mit einer Antenne versehen, bei einer Probefahrt auf der Opel-Bahn in Rüsselsheim a. Rh.



Deutschlands modernster Luxuszug „Rheingold", der mit Eröffnung der Presse-Ausstellung in Köln den Verkehr zwischen Holland und der Schweiz durch das Rheinland aufnimmt: Innenansicht des Salonwagens I. Klasse.

Tagesgeschichte.

In Rumänien ist ein innerpolitischer Machtkampf entbrannt. Die Bauernschaft sieht die ihr bei der Entstehung Groß-Rumäniens gegebenen Versprechungen nicht verwirklicht und sucht die liberale Regierung in Bukarest, die in der Hand des Bruders von dem im November vorigen Jahres verstorbenen Jonel Bratianu zusammen mit Duca und Titulescu liegt, zu stürzen. Vorläufig hat das Ministerium vor der großen Kundgebung der nationalen Bauernpartei in dem siebenbürgischen Städtchen Karlsburg (Alba Julia) nicht kapituliert und den „Marsch nach Bukarest" der Bauern geschickt zu unterbinden gewußt.

Zwischen Japan und China ist ein ernster Konflikt ausgebrochen. In Tsinanfu, der Hauptstadt der Provinz Schantung, kam es zum Blutvergießen zwischen Chinesen und Japanern. Darauf haben die Japaner starke Truppenaufgebote dahin entsandt, die Zone entlang der Bahn von Tsinanfu bis Tsingtau besetzt und sich damit wie ein Keil zwischen das geschlagene Nordchina und die vorrückenden Südchinesen geschoben — angeblich allein zum Schutz des Lebens und Eigentums japanischer Staatsangehöriger. Eine eigenartige Schwenkung ist nun in den chinesischen Verhältnissen eingetreten durch die Proklamation des Nordchina-Führers Tschang Tso-lin für Einstellung des Bürgerkrieges, um den Streitfall von Tsinanfu gemeinsam beilegen zu können.

Der elsässische Autonomistenprozeß in Colmar, der am 1. Mai begann und fünfzehn Angeklagte auf der Anklagebank sieht, deckt die Schwierigkeiten auf, denen Frankreich bei seinen Eingliederungsversuchen seitens Elsaß-Lothringens begegnet. Die Anklage lautet auf ein Komplott gegen die innere Sicherheit Frankreichs; den Angeklagten werden Abtrennungsbestrebungen und Verwendung fremden Geldes für ihre Propaganda vorgeworfen.



Der Spender einer 82000 Bände umfassenden, als Grundstock für ein latein-amerikanisches Institut in der Reichshauptstadt gedachten Bibliothek: Prof. Dr. Ernesto Quesada, bedeutender argentinischer Jurist, Soziologe und Nationalökonom, der zu Vorlesungen an der Universität Berlin eingetroffen ist, mit seiner Gattin, der deutschen Schriftstellerin Nießen-Dieters.



Dr. E. A. Voretzsch, bisher deutscher Gesandter in Lissabon, der als Nachfolger von Dr. Solf zum deutschen Botschafter in Tokio ernannt wurde.



Luis de Porto Seguro, der vor kurzem in Berlin eintraf, um zum zweiten Male das Amt eines Gesandten von Chile in der Reichshauptstadt zu übernehmen.



Der amerikanische Botschafter Schurman und Dr. Stresemann, der am 10. Mai seinen 50. Geburtstag feierte, zu Ehrendoktoren der Heidelberger Universität ernannt: Die beiden Ehrendoktoren nach der Promotion am 6. Mai mit dem Dekan der philos. Fakultät Prof. Dr. Andreas (links) und Rektor Prof. Dr. Dibelius (rechts) im Kreuzfeuer der Photographen.



Ein Blick in die „Große Welt": Premierenschluss in einem Londoner Theater; ein Spalier von Neugierigen verfolgt gespannt das Erscheinen bekannter Persönlichkeiten und eleganter Toiletten.

Zeichnung von C. E. Turner.



SPAZIERRITT

AQUARELL VON RUDOLF LIPUS

Das weiße Spiel

ROMAN VON WERNER SCHEFF

(6. Fortsetzung.)

„Weiß Vater von gestern?"

Bettina nickte.

Er schloß die Augen, als wollte er ihr deren Ausdruck verbergen.

„Du hast mit ihm darüber gesprochen?"

„Nein ... er will es vermeiden. Sei einsichtig ... warte meinen Brief ab. Ich schreibe dir, sowie ich Ruhe finde."

„Ich werde es nicht ertragen ... dieses Rätselraten. Wie hat er es erfahren?"

Bettina hörte die Frage, die sie selbst sich in der letzten Stunde so oft vorgelegt hatte. Sie konnte Günter nicht antworten, jugendlich gewandt schwang sich Arnold vom Trittbrett des Schlafwagens herab.

„Alles in Ordnung," rief er mit dem Versuch, unbefangen zu erscheinen, „der Schaffner hat glücklicherweise zwei Abteile nebeneinander frei gehabt. Die Karte für dich besorgt er ebenfalls, Bettina."

Er langte vor den zwei jungen Menschen an und durchschaute, daß sie soeben Worte gewechselt hatten, die ihm und dem seltsamen Verhältnis zwischen ihnen dreien galten. Ein sorgenvoller Blick streifte Bettina.

„Bitte, steig inzwischen ein und laß mich mit Günter allein!"

Sie gab dem Jungen die Hand. Für ein kurzes, mit schwachem Druck ruhten ihre Hände ineinander. Er sah, wie ihre Augen sich feuchteten. Sie lief zum Aufgang in den Wagen und sprang empor, verschwand zwischen den getäfelten Wänden.

Tieffenbach schob seinen Arm unter den seines Sohnes. „Komm ein bißchen hinaus ... dort ist bessere Luft", sagte er. Er deutete zum Ende der Halle, in dessen unmittelbarer Nähe die Schlafwagen standen.

Sie gingen wortlos ein Stück, bis die frische Abendluft ihnen Kühlung brachte. Um die heißen Schläfen Günters strich sie lindernd und beruhigend.

„Ich habe gestern mit einem sehr klugen Manne gesprochen ... das heißt, er hat mit mir gesprochen," nahm plötzlich der Alte das Wort, „denn ich war so aufgewühlt, wie du es jetzt bist."

„Vater", warf Günter ein, als wollte er ihn bitten, nicht davon zu reden.

„Dieser kluge Mann hat behauptet, Gott sei stets bei den Jungen", fuhr Arnold Tieffenbach fort. „Ist das für dich kein Trost?"

„Ich verstehe dich nicht", preßt der andere hervor.

„Es gibt Augenblicke, in denen auch Rücksicht Heuchelei ist. Sie wird bald wiederkommen, Günter, sehr bald. Und nun kein Wort mehr davon. Es ist zu unnatürlich, wenn wir allein sind, wir beide, Vater und Sohn. Nur in ihrer Gegenwart dürfen wir daran denken."

Wieder glitt sein Geist auf andere Dinge über, wieder suchte er die Aufmerksamkeit seines Sohnes wie vorhin zu fesseln, durch Banales, Erdenschweres. Der Jüngere aber hörte, was hinter den Worten erklang. Und er wußte, daß es ein Abschied war, den er hier erlebte.

Merkwürdig, wie schwer der Arm des Vaters in dem seinen lag! Er selbst hatte das Gefühl, als sollte er den alternden Mann nicht von sich lassen. Wußte er denn, wie er ihn wiedersehen würde? Kannte er die Lösung dieser Wirrungen?

Hinter ihnen tönten die Signale der Abfahrt.

Arnold Tieffenbach gab seinen Sohn frei, doch nur, um ihn zu umfangen und für einen Atemzug an sich zu pressen, so ungewöhnlich warm und herzlich, wie Günter noch niemals von seinem Vater umfaßt worden war. Er glaubte ein leises, schmerzliches Stöhnen zu hören, aber er fand erst viel später die Deutung dieses Lautes.

Sie wechselten kein Wort, nur einen Händedruck. Und einen Blick, der ihnen irgend etwas sagte, etwas unvergeßlich Gutes und Schönes, vielleicht das Versprechen eines Wiederfindens.

Tieffenbach eilte in die Halle zurück und erreichte gerade zu rechter Zeit das Trittbrett des Wagens. Schon setzte sich der Zug in Bewegung. An Günter vorbei ging er in die Nacht hinaus, die ihn mit vielen blinkenden Lichtern aufnahm.

*

Als Bettina ihr Kupee aufsuchte, begegnete ihr in dem schmalen Gang des Schlafwagens ein Herr, der zur Seite trat, um sie vorbeizulassen. Sie blickte flüchtig auf und erkannte Lutz Volkmann.

Auch er hatte sie erkannt und grüßte mit einem Lächeln, das verriet, er wolle ein paar Worte mit ihr wechseln; aber Bettina war nicht in der Stimmung, zu plaudern. Sie nickte, und vielleicht sagte ihm der Ausdruck ihres Gesichts, daß dieses überraschende Zusammentreffen zu einer Zeit geschah, in der sie mit Ernsterem beschäftigt war.

Sie betrat das Abteil und öffnete die Tür zwischen ihrem und ihres Mannes Kupee. Dann setzte sie sich an das Fenster zur Rechten und schloß ermattet die Augen. Nur nicht denken, nur an nichts denken, das sie quälte! Nie an diesem ganzen Tage hatte sie so deutlich gefühlt, zu wem sie gehörte, wie in dem Augenblick, als sie vor dem Bahnhof die beiden Männer begrüßte. Und obwohl ihre Jugend sie zur Jugend zog, folgte sie dem Älteren. War das nicht gegen den Sinn des Lebens, gerade gegen den heiligsten Sinn?

Mit leisem Ruck ging der Zug an. Es war Bettina, als müsse sie aufspringen, in den Gang hinaustreten und noch einmal nach Günter ausschauen. Aber ihr Wille war stärker als ihr Wunsch.

Nebenan tauchte Arnold auf. Er kam in das Abteil, schob hinter sich die Tür zu und legte Mantel und Hut ab. Dann trat er zu ihr.

„Willst du es dir nicht bequem machen?" fragte er.

Sie kam seiner Aufforderung nach.

„Sag', bitte, dem Schaffner, daß ich mich bald hinlegen möchte," bat sie, „ich bin so müde."

Er hob die Hand, als wollte er mitleidig über ihr Haar streichen, eine Bewegung, die sie an ihm kannte, und die sie über alles liebte. Darin lag überquellendes Mitempfinden, eine restlose, uneigennützige Güte, wie sie ihr nur einmal vor ihrer Ehe begegnet war: im Wesen ihrer Mutter.

„Ich kann dir noch keine Ruhe gönnen", sagte er. „Du wirst übrigens in Leipzig aussteigen und mit dem nächsten Zug wieder nach Berlin zurückfahren."

Bettina hob den Blick zu ihm empor. Staunen und Schreck standen darin. „Du willst mich nicht mitnehmen?"

„Ich habe dich doch mitgenommen," gab er mit dem Anflug eines Lächelns zurück, „ganz wie du es verlangt hast. Aber eine Torheit, Bettina, darf ich nicht zulassen. Kann ich mich setzen?" schloß er seufzend. Das Hin und Her des Waggons machte das Stehen zur Anstrengung.

Bettina nahm seine Hand und zog ihn neben sich nieder.

Sie hielt diese Hand in der ihren, während sie auf seine Worte hörte, die so taktvoll jede Erwähnung dessen vermieden, was sie beide bewegte, und die doch davon sprachen.

„Ich habe Sehnsucht nach der Fremde, Bettina. Du kannst es dir doch vorstellen: Jahrelang habe ich da draußen in einer anderen Welt gelebt. Und nun sitze ich auf einem Landgut und studiere die Bienen und denke nicht weiter als von dort bis höchstens nach Berlin."

Sie unterbrach ihn: „Und so wirst du an Deutschland zurückdenken, wenn du deinen Plan verwirklichst und abreist. Nein, ohne mich darfst du nicht fort, ich komme mit dir."

War es Eigensinn, der sie so reden ließ? Gewiß nicht. Aber sie kämpfte gegen das, was sie hinter seinen Worten spürte: gegen das Opfer.

„Unter keiner Bedingung würde ich es zugeben. Du kannst dir später einmal die Welt ansehen ... vielleicht mit einem anderen, mit einem Jüngeren, der dir mehr sein wird als ich."

Ihre kleine Hand krampfte sich um die seine, so fest, daß er erschrak. Da erst wurde ihm klar, was er gesagt hatte, und wie sie es aufgenommen. Sie glaubte, er habe an Günter gedacht. Es war ein Irrtum, er meinte jeden und keinen.

„Ich liebe dich aber", flüsterte sie plötzlich.

Er sah ihr wieder in die Augen, die in Tränen schwammen. „Belügst du dich nicht selbst?"

„Nein ... nein ... es ist wahr! Begreifst du es denn nicht, Arnold? Ich liebe dich wie ..."

„Wie einen Vater", sagte er mit großer Bitterkeit.

„Nicht wie einen Vater ... wie einen Menschen, den ich nicht missen will, der mich an sich kettet, solange er existiert. Und den ich nie verlieren möchte."

Er starrte auf sie hin, als habe er soeben Worte von größter Tragweite gehört. — Wie einen, der mich an sich kettet! dachte er. Was soll das heißen? Sie liebt mich, sie hängt an mir, aber sie selbst gesteht: Solange ich existiere, solange ich lebe!

Er legte die Linke über die Augen. Ihm graute. Er glaubte nun alles zu verstehen, was in ihrer Seele vorging, ohne daß sie selbst sich darüber Rechenschaft gab. Denn rein war diese Seele, schuldlos war diese Frau, was immer auch geschehen war. Er wußte es am besten, gerade er.

„Was ist dir ... habe ich dich verletzt?" fragte sie ängstlich. Sie zog seine Hand an ihre Lippen und bedeckte sie mit Küssen.

Er aber hatte nur das eine vernommen, ohne auf die Worte zu achten, die ihrem kindlich offenherzigen Bekenntnis gefolgt waren.

Trat es nicht zwingend hinzu zu dem, was er in der verflossenen Nacht erkannt hatte? Die Kante, die schmerzende Kante seines Denkens! Er liebte Bettina nicht nur so, mit dem Herzen, wie sie ihn liebte. Er wollte mehr, würde in der bevorstehenden Trennung, die vielleicht ein Auseinandergehen für immer bedeutete, tausendfach das erleiden, was er in den letzten Stunden erlitten hatte.

Er erhob sich und nahm sanft seine Hand aus der Bettinas, die heiß und trocken war wie die einer Fiebernden.

Nun legte er sich nicht mehr den Zwang auf wie vorhin; er strich über das helle Haar der leise Weinenden. Aber er deutete ihre Tränen falsch. Er glaubte, sie würden nicht seinetwegen vergossen. Sie weint um den Glücklichen, der ihr bald alles sein wird, ging es ihm durch den Kopf. Denn er, der Junge, muß ihr alles werden!

„Bist du mir böse, wenn ich dich allein lasse?" fragte er. „Ich glaube, du hast dir noch viel zu überlegen, bevor wir uns Lebewohl sagen müssen."

„Nichts... gar nichts", antwortete sie mit dem Versuch, tapfer zu erscheinen.

Arnold Tieffenbach schüttelte den Kopf. „Immer die Gegnerschaft mit sich selbst. So sind die anständigen und guten Menschen. Die bösen haben nie mit sich zu kämpfen. Man nennt es Hemmungen, aber es ist etwas ganz anderes. Ich komme nachher wieder zu dir", setzte er hinzu.

Er beugte sich über sie, daß sein Gesicht ganz nahe an dem ihren war.

„Denke nicht nach", sagte er tonlos. Dann küßte er sie.

Bettina wollte ihre Arme um seinen Hals werfen, um ihn so zu halten, wie er jetzt bei ihr stand; aber er richtete sich schnell auf, als wollte er gerade dies verhindern.

Sie sah ihn in das Abteil neben dem ihren treten; hinter ihm schloß sich die Tür, und sie war allein.

*

Lutz Volkmann hatte sich kurz vor der Abfahrt des Zuges auf dem Bahnsteig ein Buch gekauft, obwohl er sich eingestand, daß die Nervosität, die ihn seit Tagen und Wochen nicht mehr verließ, kein ruhiges Lesen gestatten würde, selbst nicht auf dem wiegenden Lager des Schlafwagens. Bald nachdem sich der Zug in Bewegung gesetzt hatte, saß er in seinem Kupee, hatte das Buch vor sich auf den Knien liegen und dachte darüber nach, wie seltsam es doch wäre, daß Bettina mit ihm den gleichen Weg fuhr. Er hatte auch ihren Mann gesehen und erkannt und kam mit seinen Vermutungen der Wahrheit nahe: Der Alte nahm die junge Frau mit sich nach Salzburg, das Idyll mit Günter war vorbei. Eigentlich hätte es ihn freuen sollen, aber der Anblick dieses steinreichen Tieffenbach hatte ihn wieder an seine mißliche Lage erinnert. Der Mann kannte keine Sorge, der lebte in den Tag hinein, war nicht von einem launenhaften Mädchen abhängig, brauchte sich nicht von einem Schwiegervater in spe nach Regensburg kommandieren zu lassen und genoß sein Leben auf seine Art. Überdies waren die Gefühle Lutz Volkmanns für Bettina noch immer frisch und unverbraucht, unverbraucht durch das schnelle Ende, das seinerzeit ihre Beziehungen gefunden hatten; ihre Nähe gab ihm jene von leichter Erotik durchwobene Unruhe ein, die seine Phantasie anregte. Es war ihm seit jenem herbstlichen Nachmittag, an dem sie zu ihm gekommen war, immer so gegangen: ihr Anblick trieb Erinnerungen in ihm empor, die er genoß wie den Nachgeschmack eines schweren, blumigen Weins.

Dann irrten seine Gedanken von Bettina ab; wieder überfiel ihn der Ärger, mit dem er vor einer Stunde die Weigerung seiner Verlobten gehört hatte, ihn auf die Bahn zu begleiten. Hänschen hatte sich sehr unartig benommen, es rundweg abgelehnt, ihn vor der dreitägigen Trennung noch einmal zu sehen. Sie habe Migräne, er solle es sich gut gehen lassen. Das hatte er ihrem Vater gemeldet, und der alte Quade hatte ihm lachend geantwortet: „Lassen Sie ihr Zeit, Lutz, sie wird sich schon ändern." Der Mann war in seine Tochter närrisch verliebt, ihre Fehler gefielen ihm, durch ihn war Johanne nicht beizukommen. Wenn er aber wieder in Berlin war, sagte sich Lutz, wollte er es einmal anders versuchen. Vielleicht mit Kälte. Oder mit gleicher Unart. Jedenfalls war er gereizt, und die Angelegenheit mit Battaky trug nicht dazu bei, ihn zu besänftigen.

Als er so weit in seinem Nachdenken gekommen war, wurde es ihm zu heiß in dem engen, schwankenden Raum; riesengroß stand die Gefahr vor ihm, in die er durch diese Spielschuld und durch die Hartnäckigkeit des Ungarn geraten war. Die Kette! Er stand auf und öffnete das Fenster. Der nächtliche Wind, durch die Schnelligkeit des D-Zugs zum Sturm gesteigert, kam ihm entgegen. Seit ihn Battaky heute verlassen hatte, war der letzte Rest von Haltung von ihm gewichen. Er würde in Regensburg so schnell wie möglich fertig zu werden trachten. Dann nach Hause, die Perlen wieder in die Hand bekommen!

Er hatte Durst, brennenden Durst. Der Schaffner würde kühles Mineralwasser bringen. Er klingelte nach ihm. Dann wieder ein paar Minuten am Fenster. Der Schaffner ließ sich nicht blicken. Er mußte selbst gehen und sich das Getränk holen.

Er schob die Tür des Kupees auf und wollte hinaustreten, als er stutzte. In dem Halbdunkel, das draußen herrschte, bemerkte er eine regungslose Gestalt rechts an der Tür, wo der Waggon sein Ende erreichte. Er wußte, wer es war: Tieffenbach.

Warum scheute er sich eigentlich, das Abteil zu verlassen? Was ging ihn Bettinas Mann an? Wollte er ihn beobachten?

Später legte sich Lutz oft diese Fragen vor, später, als die Ereignisse fortgeschritten waren. Er hatte unwillkürlich die Tür bis auf einen Spalt geschlossen und ließ den Blick auf dem Einsamen ruhen. Es war ihm, als habe er einen Nachtwandler vor sich, der empor zu den Sternen schaute... wie gebannt, wie versunken in sich selbst.

*

Bettina sah auf ihre Uhr: erst eine knappe Stunde war sie unterwegs. Und ihr schien es endlos lang.

Sie hatte sich sorgsam auf die letzte Auseinandersetzung mit Arnold vorbereitet, mit einer Klarheit alles geordnet, was sie ihm sagen wollte, daß sie sich erleichtert fühlte, beinahe froh. Bald würde er wiederkommen und ihren Entschluß hören, auf keinen Fall diesen Zug vor seinem Ziel zu verlassen, bei ihm zu bleiben, mit ihm in die Fremde zu gehen, wohin ihn auch sein Weg führte. Darauf war sie durch eine merkwürdige Überlegung geraten. Nicht ihre Neigung zu ihm, dem Manne mit dem ergrauten Haar und dem reifen Verstand, hatte sie erforscht, vielmehr ihre Gefühle für Günter zerlegt, zerstückelt, mit einem Versuch zur Objektivität betrachtet. Ein leiser Zweifel an der Beständigkeit ihrer Liebe zu ihm hatte sie dann so sehr erschüttert, daß sie selbst an ihren Wunsch glaubte, ihn eine Zeitlang nicht zu sehen, ihn und sich zu erproben. Sie kannte sich so weit, um zu wissen, wie wenig sie zu einer bloßen Leidenschaft ohne Inhalt und Wert paßte.

In dieser Stimmung wollte sie sogleich ein paar Zeilen für Günter schreiben, die er morgen früh erhalten würde. Sie erhob sich, um ihr Köfferchen aus dem Netz zu nehmen, als plötzlich ein Stoß den Wagen erschütterte, so heftig, daß sie auf ihren Sitz zurückgeschleudert wurde. Gleichzeitig ging das widerlich kreischende Geräusch der Bremsen den Zug entlang. Dann ein zweiter, schwächerer Ruck!

Noch von Überraschung, vielleicht auch von einem Furcht ähnlichen Gefühl umfangen, sah sie, wie die Tür ihres Kupees aufgerissen wurde. Ein Mann stand vor ihr, den sie im ersten Moment nicht erkannte. Es war Lutz, der, blaß, mit einem Ausdruck höchsten Affekts, nach Worten rang.

„Bettina... dein Mann..."

Sie fuhr empor. „Mein Mann...?"

„Aus dem Zug gestürzt... er hat... nein, ein Unfall, ich habe gesehen, wie sich die Tür öffnete..."

Bettina wankte. Lutz Volkmann sprang auf sie zu und hielt sie aufrecht. Er fand die Sprache wieder.

„Ich habe sofort die Notbremse gezogen. Vielleicht ist er heil davongekommen... ich wollte ihm helfen, ihn festhalten, aber es war zu spät."

Sie hatte die Augen geschlossen, war so starr vor Entsetzen, daß jede Bewegung in ihr erstorben schien. Aber blitzschnell arbeitete ihr Hirn, ihr Verstand. Sie ahnte etwas, das noch furchtbarer war als ein Unfall. Sie sah das Antlitz des Mannes vor sich, von dem Lutz dies kaum Glaubliche erzählte, hörte die Worte, die er zuletzt zu ihr gesprochen hatte, und ihr war es, als kenne sie alle Zusammenhänge.

Draußen laute Stimmen! Menschen stürzten aus den Kupees. Der Zug ging ganz langsam, kam zum Stehen. Lichter vor den Fenstern, die Nacht erfüllt von Rufen.

„Ich... ich muß zu ihm", stammelte Bettina.

Lutz Volkmann, in diesen Minuten hilfsbereit, von einem Mitgefühl überwältigt, das zu seinem sonstigen Wesen wenig paßte, führte sie hinaus auf den Gang. Der Schaffner begegnete ihnen. Um wen es sich handle? Mit leiser Stimme gab Volkmann Auskunft.

„Ich habe selbst abgeriegelt," sagte der Beamte, wie von einem Vorwurf getroffen. „So etwas kommt nie vor!"

Sie gelangten zu der Tür, durch die Arnold Tieffenbach vorhin, vor den Augen Volkmanns, verschwunden war. Der Zugführer und andere Personen standen zusammen, riefen nach dem Schaffner. Der gab Auskunft. Man sah den Schrecken auf allen Gesichtern.

Die Frühlingsnacht lag mild, von einem leisen Wind bewegt, über der Landschaft. Wald zur Linken, rechts weite Äcker und Wiesen, aus denen tausend Grillen sangen. Hinter dem Zug zogen sich die Schienen über einen steilen, steinigen Damm. Lutz Volkmann schauderte, während er Bettina beim Aussteigen behilflich war.

Lichter schimmerten rückwärts, wo der Zug endete, in der Finsternis. Man lief an den Gleisen entlang, weiter und immer weiter. Das Ungeheuer aus Stahl war nicht so schnell zum Stehen gekommen, der Körper des Verunglückten mußte hinter der Stelle, an der man hielt, neben dem Bahnkörper liegen.

Lutz beriet mit den Beamten. Bettina lehnte an seinem Arm, ohne zu hören, was man sprach.

Flüchtig wandte er sich zu ihr.

„Man wird ihn hierhertragen und im Dienstkupee bis zur nächsten Station bringen. Dort ist ein Arzt."

Sie verstand ihn nicht. Ihr Blick war in die Ferne gerichtet, wo die Laternen der Suchenden leuchteten. Ihr war es, als liefen sie plötzlich an einer Stelle zusammen. Ganz sicher, nun waren sie zu einem einzigen, hell leuchtenden Punkt vereint.

Bettina berührte den Arm ihres Begleiters. „Ich möchte... ich will... zu ihm", stieß sie stockend hervor. Ihre Stimme klang fremd.

„Es geht nicht," gab er fast zärtlich zurück, „du mußt hier abwarten, bis man meldet, wie es um ihn steht. Erschwere den Leuten nicht ihre Arbeit. — Außerdem ist das kein Anblick für dich", fügte er zögernd hinzu, als wollte er sie nicht von neuem erschrecken.

Bettina nickte und schwieg.

Aus den erleuchteten Fenstern der Waggons starrten Neugier und Mitleid auf sie hin, aber sie achtete ihrer nicht. Niemand fragte mehr; man wußte, was geschehen war. Der Zug habe ein paar Minuten Aufenthalt, verkündeten die Beamten, bald werde er seine Fahrt wiederaufnehmen.

(Fortsetzung folgt.)





Die Schönheit des neuen Kirchenbaustils: Die vor kurzem eingeweihte Friedenskirche in Frankfurt a. M.: Blick auf den betont schlichten, dennoch feierlich wirkenden Altarraum der Friedenskirche, rechts deren Außenansicht.

Rechts nebenstehend: Häuserbau im Eiltempo: Ein Schnellverfahren bei Errichtung eines Gebäudes in Berlin. Zuerst wird das aus Eisengerüst bestehende Gerippe des Hauses aufgestellt, das mit leichten Steinen nur ausgefüllt wird. Dadurch, daß so die Arbeit in sämtlichen Stockwerken zugleich begonnen werden kann und die im Serienverfahren hergestellten Fenster und Türen auf der Baustelle nur eingesetzt zu werden brauchen, wird eine Zeitersparnis von etwa 50 Proz. erzielt.





Kundgebung der Kriegsgeschädigten gegen die Verschleppung ihrer Ansprüche durch das Reichsentschädigungsamt: Die Demonstranten mit ihren Schildern vor dem Haupteingang des Entschädigungsamtes in Berlin-Friedenau am 7. Mai.



Vom Insterburger Hellseherprozeß: Das erste kriminal-telepathische Experiment in einem deutschen Gerichtssaal.

Die des Betruges beschuldigte Hellseherin Frau Günther-Geffers (auf dem Stuhl) während der Berufungsverhandlung am 2. Mai im Trancezustand, in dem sie überraschende Aussagen gab. Von links nach rechts die Sachverständigen: Prof. Dr. Nippe, Dr. Kröner und Dr. Thoma.

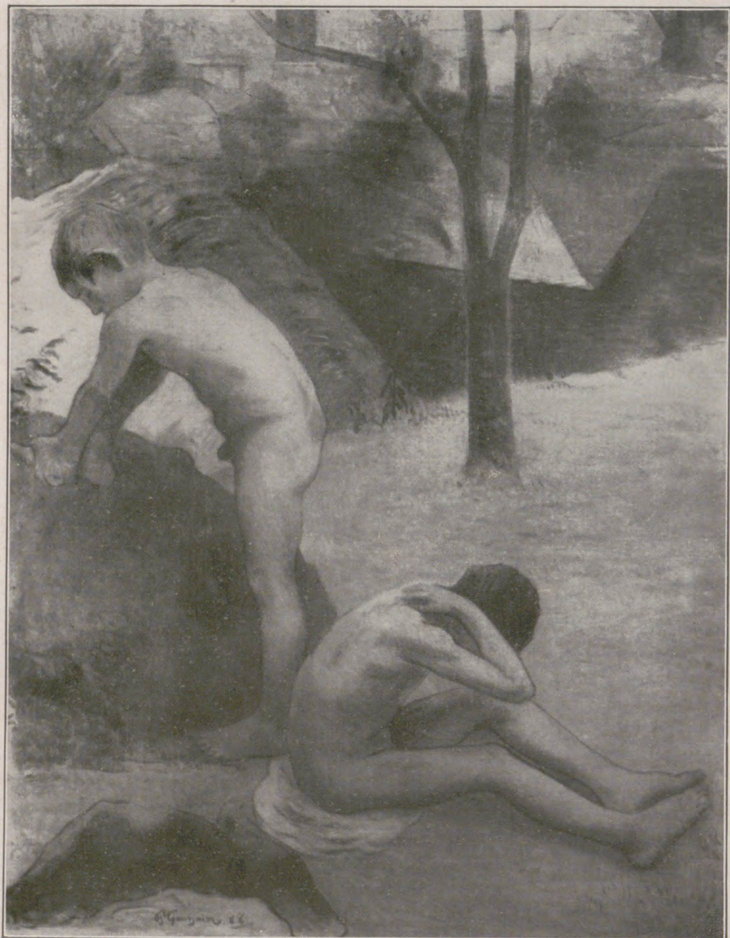


Elsaß-Lothringen strebt nach Selbstverwaltung: Während der Verhandlung im Autonomistenprozeß vor dem Schwurgericht in Colmar (Elsaß), der am 1. Mai begann.

Ganz rechts (sitzend, hintere Reihe): Dr. Ricklin; sechster von rechts: Faßhauer; achter von rechts: Rosse, die Hauptangeklagten, die der Förderung der Selbständigkeitsbestrebungen beschuldigt wurden. Die ersten beiden wurden am 6. Mai in die französische Deputiertenkammer gewählt, obwohl sie auf der Anklagebank saßen — ein Zeichen für die Stärke der Autonomistenbewegung in Elsaß-Lothringen.

PAUL GAUGUIN

ZU SEINEM 25. TODESTAG AM 9. MAI



Nach dem Bade.

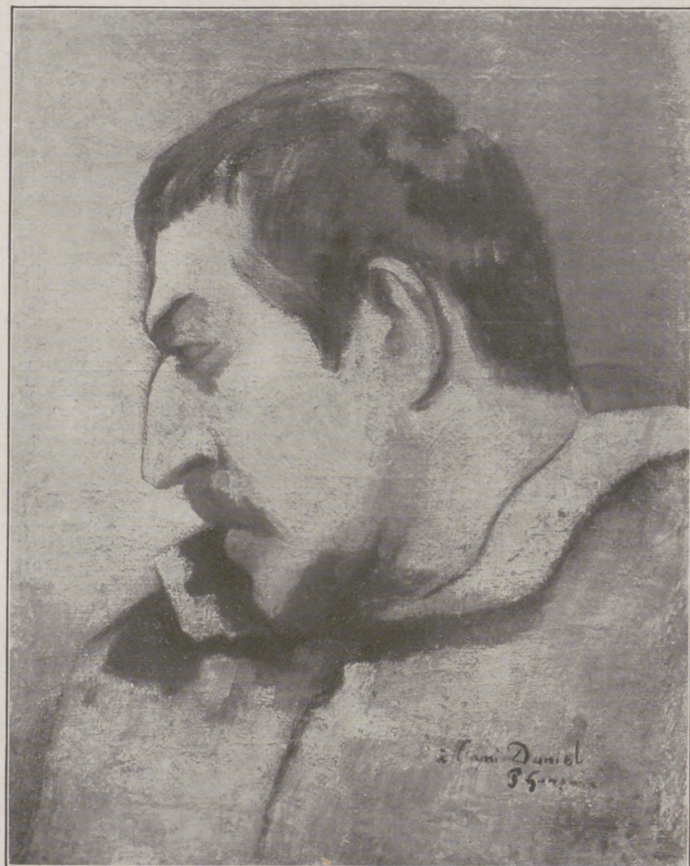
Um Paul Gauguin, der am 7. Juni 1848 als Sohn des Journalisten Jean Gauguin in Paris geboren wurde, in seiner ganzen Bedeutung würdigen zu können, muß man mehr als bei einem anderen Künstler die Blutmischung beachten, aus der er hervorgegangen ist. Wie Pissarro, zu dem Gauguin sich anfangs besonders hingezogen fühlte, hatte er von der Mutter her kreolisches Blut. Er konnte sich auf Ahnen von aragonesischem Adel berufen. Die Kindheit, die er mit der Mutter bei einem Großonkel in Lima, der Hauptstadt Perus, verlebte, die Wanderjahre, die er als Schiffsjunge in Brasilien und als Matrose in den heißen Ländern verbrachte, haben ihn so beeindruckt, daß er in der Rückkehr zu der Primitivität des Schaffens und des Lebens mehr und mehr die Erfüllung seiner Mission betrachtete. Im Jahre 1871 war er in ein Pariser Bankhaus eingetreten, wo er sich ein entsprechendes Vermögen erwarb, um Bilder sammeln zu können. Er wird ein Verehrer Cézannes, und seit 1875 beginnt er in seinen Mußestunden zu malen. Bereits 1876 stellt Gauguin im Salon aus, und schon 1880 tritt er mit den Impressionisten auf. Im Jahre 1883 gibt er seine gute Stellung bei der Bank auf und geht 1886 zum erstenmal in die Bretagne nach Pont-Aven. Eine 1887 unternommene Reise nach den Antillen, nach St-Martinique, wird für ihn ein wesentlicher Antrieb zu einer stärkeren künstlerischen Auseinandersetzung. Die große, einsame Natur, die er hier erlebte, ließ ihn fortan nicht mehr ruhen. Nach einem kurzen Aufenthalt bei van Gogh in Arles (1888) entstanden nun schon einige wichtige Bilder seines neuen Stiles, der sich von dem der Impressionisten mehr und mehr absonderte. Gauguin bleibt in Paris bei dem bis an sein Lebensende ihm treu gebliebenen Maler und Freund Daniel de Monfreid, bis er 1891 dreißig Gemälde versteigern läßt, um nach der Südsee, nach Tahiti, reisen zu können. Noch einmal, 1894/95, weilt Gauguin in Europa, das er dann für immer verläßt. Eine heimtückische Krankheit, beständige Geldsorgen quälten den Einsamen in seiner neuen Heimat. Bis 1901 lebte er auf Tahiti, das er schließlich mit Dominica auf den Marquesas-Inseln vertauschte, wo er, am 9. Mai 1903, in seinen Verhältnissen völlig zerrüttet, vom Tod erlöst wurde.

Was Gauguin in der Südsee besonders zu einem starken, künstlerischen Erlebnis geworden war, das hat er in dem Buche „Noa-Noa“ (= Wohlgeruch) niedergelegt, als er in den Jahren 1891—1893 zum erstenmal in Polynesien weilte. Es ist eine schöne und wunderbare Beschreibung des köstlichen Paradieses, das er, der „ein Wilder bei den Wilden“ sein wollte, gefunden zu haben glaubte.

Das künstlerische Ideal Paul Gauguins, das besonders nach der Reise von 1888 mehr und mehr in bestimmter Weise hervortrat, war, eine neue Monumentalität von klassischer Prägung zu erreichen, wie es Manet und Cézanne auch angestrebt hatten. So stellt sich denn auch das oberste Stilgesetz Gauguins als eine große Einheit dar, die sich organisch als eine Fortsetzung der Tradition zu erkennen gibt, die in Ingres ihren großen Anreger und in Puvis de Chavannes, Chassériau und Degas ihre begnadeten Ausdeuter erblicken kann. Die betonte Linie, die rhythmisch gegliederte Flächen umschließt, wird für Gauguin zum ordnenden Prinzip seiner Gestaltung. Freilich wird man ihm nicht ganz gerecht, wenn man ihn lediglich als einen Vorläufer jenes Stilwillens bezeichnet, der dann im „Expressionismus“ zum spekulativen Bedürfnis wurde. Wenn auch seiner Kunst ein gewisser Zug rein intellektueller Einstellung beständig eigen gewesen ist und ihr ein absichtsvolles Programm zugrunde liegt, so ist doch die Monumentalität seiner einfachen Gestalten, die rhythmische Bindung des Bildaufbaues aus einer lebendigen Naturanschauung erwachsen. Gerade seine letzten Bilder aus Polynesien beweisen, wie innerlich er mit dieser Welt verwachsen war. Schienen anfangs ein leerer Japanismus, eine dekadente Geste ihn allzusehr beherrschen zu wollen, so ist in den späteren Bildern das zum großen Erlebnis gestaltet, was Gauguin eigentlich von Haus aus bewegte. Der Bildaufbau hat geradezu eine freskenhafte Größe angenommen und ist doch nur aus der Anschauung eines blutvollen Lebens gestaltet worden. Was Ingres gefordert hatte, nämlich die Bildung eines großen Stiles, scheint durch Gauguin erreicht worden zu sein, denn er erfüllte die Forderung Ingres': „Um die Schönheit der Form zu erreichen, muß man rund und ohne innere Details modellieren, denn schöne Form ist gerade Flächen und Rundungen.“ Die animalische Schönheit der prachtvollen insulanischen Menschen begeisterte Gauguin in vollstem Maße. An ihr wollte er die Kunst und sich verjüngen. Deshalb mußte er „weit, weit“ zurückgehen, „weiter als bis zu den Pferden des Parthenon, zurück bis zum Holzpferdchen seiner Kindertage“. So haftet zwar dem Lebenswerk Gauguins immer ein absichtsvoller Intellektualismus an. Es drängte ihn nach



Alte Mädchen. (Zeichnung.)
Unten: Der Schweinehirt.



Selbstbildnis Gauguins um 1896.





Contes Barbares



Mädchen mit Fächer



Reiter am Strand

(Die abgebildeten Werke befinden sich im Besitze des Folkwang-Museums in Essen)





Tahitanergruppe.

Links: Frauen am Ufer. (Holzschnitt.)

Rechts: Ländliches Idyll.



klaren Situationen. Darum suchte er auch mit klarem Blick theoretisch sich Rechenschaft abzulegen, und gerade in der letzten Zeit, als er todkrank war, schrieb er in seinen langen, schlaflosen Nächten alles nieder, was er während seines Lebens gesehen, gehört und gedacht hatte. „Da stehen fürchterliche Dinge für einige drin", so schreibt er noch im Februar 1903 zu „Vorher und Nachher", dem Tagebuch der Marquesas-Inseln. Und doch blieb auch für Gauguin die dreifache Frage geheimnisvoll: „Woher kommen wir? Wer sind wir? Wohin gehen wir?" Daß er künstlerisch recht gehabt hatte, fühlte er immer mit besonderem Bewußtsein seiner Sendung. So kann man auch nicht Gauguins Kunst und künstlerische Reflexion aus einer dekadenten Übersättigung mit europäischer Kultur erklären. Im Grunde genommen ist Gauguin auch in der Südsee der feinnervige Sohn seiner Nation geblieben. Künstlerisch ist er daher mit einer Erscheinung wie Degas aufs engste verbunden. Wie Degas, hat auch Gauguin eine musikalisch rhythmisch gebundene Linie kultiviert, die nicht aus der Abstraktion gebildet, sondern von einem großartigen Augenerlebnis geladen ist. Gauguin ist nicht zum Barbar geworden und konnte es nicht werden. Die schönen, griechenhaften Modelle seiner Wahlheimat regten nur das Gefühl für klassische Gesetze an, die er aus der Natur mit einem prachtvollen Ordnungssinn neu zu formulieren wußte.



Buddha. (Holzschnitt.)

Der Einfluß Gauguins auf die neue europäische Kunst ist sehr groß gewesen. Am reinsten ist er auf Edward Munch übergegangen. Die Expressionisten haben ihn besonders stark für ihre künstlerische Gesinnung verpflichten wollen, obwohl sie nur einen Zug, die symbolistische Ausdruckskraft seines dekorativen Bildaufbaues und seiner reinen, klaren Farben, ausnützen konnten. Was das schönste Vermächtnis von Gauguin bedeutet, die reine, schöpferische und phantasievolle Gestaltung einer neuen Welt und eines neuen Menschen, konnte nicht in gleicher Weise als Programm übernommen werden, da sie nur durch sein schönheitsfrohes Auge zur Offenbarung kommen konnte.

Dr. Werner Teupser.



Unter blühenden Bäumen.

Die Photos der auf Seite 752 und 754 wiedergegebenen Gemälde stammen von der Photo-Librairie de France, Paris.

Schloß-Museum STIBBERT in Florenz.



Eingang zum Museum Stibbert in Florenz.

Im Oval: Gartenansicht des Schlosses mit dem Wappenschmuck an den Wänden.

Am rechten Arnoufer, inmitten wundervoller Waldungen, deren Grün auch dem Winter widersteht, in dem hügeligen Teil von Florenz, außerhalb der eigentlichen „Stadt des Lebens“, lagen einst die Besitzungen der Ughi, eines alten adligen Geschlechts. Montughi wird diese Gegend heute genannt; sie ist der Sitz der Kapuziner, und mit einigen anderen Villen befindet sich hier auch das Museum Stibbert — bis vor wenigen Jahren das stolz behütete Schloß des englischen Millionärs Friedrich Stibbert und nach seinem Tode sein Erbe an die geliebte florentinische Heimat. — Wenn man den herrlichen Garten betritt, glaubt man bei einem Fürsten zu Gaste zu sein. Mitten im prachtvollen Grün erhebt sich das schon außen mit mannigfachen Emblemen geschmückte Schloß. Zwischen Palmen und Pinien ragt die weiße Pracht marmorner Säulen empor, die einen venezianischen Ziehbrunnen einschließen. —

Das Schloß enthält eine Fülle von Sälen, von denen jedoch nur der kleinere Teil, der das eigentliche Museum enthält, dem Besucher zugänglich ist. Im gewölbten Hauptsaal ist die Bildergalerie untergebracht, die italienische, niederländische und einige deutsche Meister umfaßt; genannt seien insbesondere Tizian, Brueghel und Hobbema. — Mannigfache Länder und Kulturen birgt die übrige Sammlung. Spaniens Kunst ist mit alten Kirchengeräten, goldenen Kelchen und Kreuzen vertreten. Reich mit Gold eingelegte, innen mit kleinen Säulen und Bogen geschmückte Schreibtische der gleichen Periode schließen sich an. Ein anstoßender Saal zeigt eine mächtige Kavalkade. Italiener, Deutsche und Franzosen in den bunten Trachten des Turniers, Landsknechte mit Hellebarden, französische Musketiere, kurz: Ritter- und Soldatentum des 14., 15. und 16. Jahrhunderts sehen wir in wesentlichen Typen hier vereint. Dieser Teil der Sammlung wird durch eine Anzahl von Helmen ergänzt, aber auch andere Gegenstände, wie Renaissancemöbel, gestickte Kirchengewänder, Ringe, Gemmen, Riechbüchschen, sind, geschmackvoll angeordnet, in den Prunkräumen vereint. Den berühmten italienischen Majoliken ist ein breiter Raum gewährt. Es sind prachtvolle Stücke aus Faenza und Urbino vorhanden, auch Kopien nach Ghirlandajos Fresken in Santa Maria Novella.

In der Tassensammlung sehen wir Stücke aus den verschiedenen Perioden Meißens, auch solche mit Purpurmalerei und Zwiebelmustern. Ebenso sind Berlin, Nymphenburg sowie einige englische Marken vertreten. Im Vordergrund aber steht das italienische Porzellan „Capo di Monte“, das sich leider in den deutschen Sammlungen trotz seiner so großen Schönheit seltener findet.

Über eine mächtige Freitreppe, von der aus man einen Blick auf die unteren Säle, insbesondere die prunkvolle Reiterschar genießt, betritt man die japanische Sammlung, die freilich nur die Metallkunst, vor allem Schwertgeschmeide, umfaßt. Wenn wir von den Einzelstücken, die besonders die Sammler alter Kriegswaffen angehen, uns abwenden und den Gesamteindruck in uns aufnehmen, so empfangen wir ein außerordentlich plastisches Kulturbild. Treten wir dann hinaus auf den weiten Balkon, und blicken wir über den Park, das angrenzende Kloster der Kapuziner und die umliegenden Höhen, so kehren unsere Gedanken vom Fernen Orient und von den zum Turnier geschmückten Rittern in die schöne, stolze Zeit der Mediceer zurück, die noch immer die florentinische Gegenwart beherrscht. Max Kirschstein.



Nebenstehend: Blick in den Kuppelsaal.

Der Schal, die große Mode



Die Filmschauspielerin Hilde Wendlyn in einem vielfarbigen gemalten Tuch.

Rechts nebenstehend: Apachenschal in der neuen roten Farbe, durch weiße Punkte belebt.







Geschickt drapierter Crêpe-de-Chine-Schal in Braun und Korallenrot.



Idi, die beste Schwimmerin Österreichs, hat einen kleinen Schal als schicke Krawatte um den Hals geschlungen.

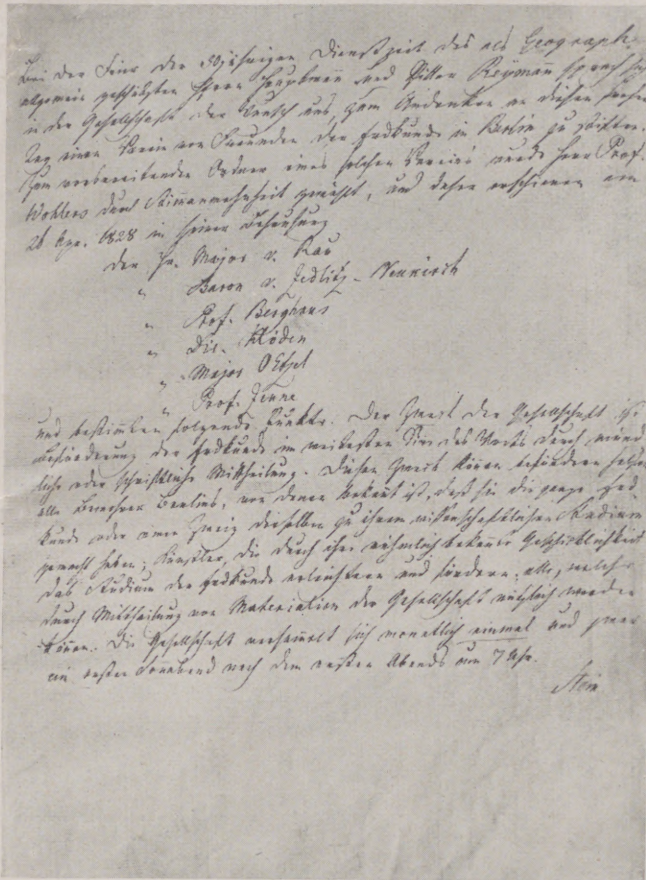
Links nebenstehend: Die Filmschauspielerin Hilde Ruth trägt ein in grünen Farben gemaltes Tuch mit brauner Musterung und handgeknüpften Fransen.

PHOTOS: KITTY HOFFMANN. — SPEZIALAUFNAHMEN DURCH UNSERE WIENER MODE-KORRESPONDENTIN CLAIRE PATEK

HUNDERT JAHRE „GESELLSCHAFT FÜR ERDKUNDE“ IN BERLIN

Zu den Jubiläumsfeierlichkeiten der ersten geographischen Gesellschaft in Deutschland vom 24. bis zum 26. Mai

(Vgl. hierzu unseren Beitrag auf Seite 768.)



Die Gründungsurkunde vom Jahre 1828.

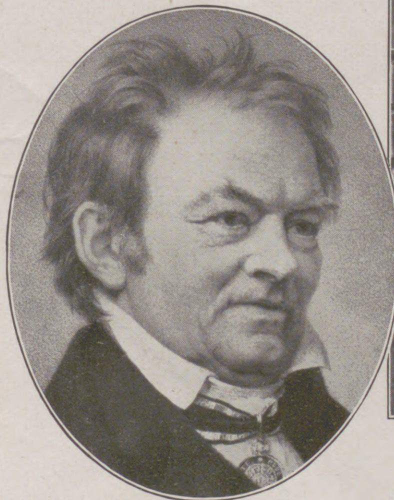


Im Oval:

Alexander Freiherr v. Humboldt, weltberühmter Naturforscher, der als ideeller Gründer der Berliner Gesellschaft für Erdkunde betrachtet werden kann.



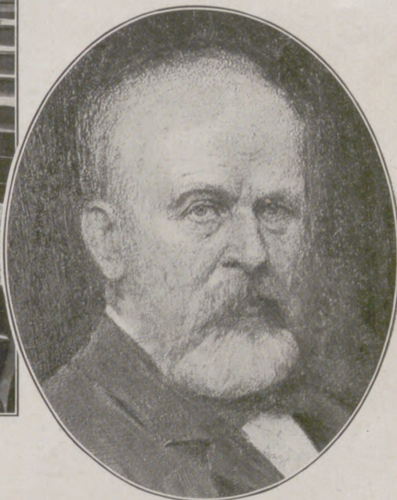
„Haus der Gesellschaft für Erdkunde“ in der Wilhelmstraße zu Berlin, das ehemalige Fürstenberg-Palais, seit 28 Jahren das Heim der Gesellschaft.



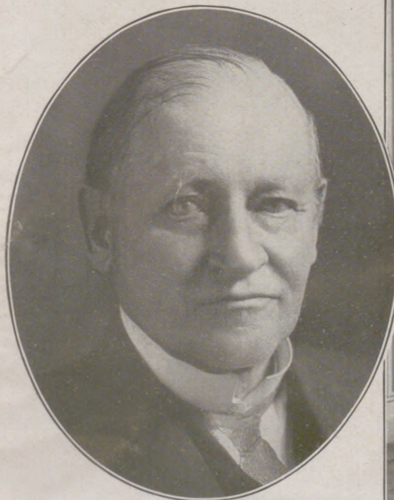
Karl Ritter, bedeutender Geograph, Förderer und Vorsitzender der Gesellschaft nach deren Gründung.



Räume der Hausbibliothek.



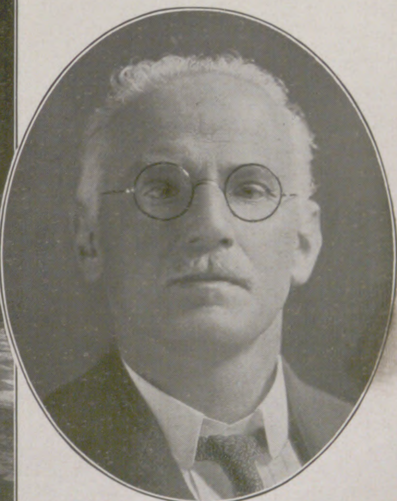
Ferdinand Freiherr v. Richthofen, Geograph und Geolog, im Jubiläumsjahre 1878 Vorsitzender der Gesellschaft.



Geheimrat Prof. Dr. Albrecht Penck, langjähriger Ordinarius für Geographie an der Universität Berlin, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, der jetzige Erste Vorsitzende.



Blick in das Humboldtzimmer.



Prof. Dr. Norbert Krebs, Nachfolger von Geheimrat Penck auf dem Lehrstuhl für Geographie an der Universität Berlin, Stellvertretender Vorsitzender der Gesellschaft.





Zu den jüngsten Ereignissen (Bauernunruhen) in Rumänien.

Der junge König Michael, Sohn des im Jahre 1926 zum Thronverzicht genötigten Ex-Kronprinzen Carol, mit seiner Mutter, Prinzessin Helene von Griechenland. Für den unmündigen Herrscher führt ein Regentschaftsrat die Regierung.

Links oben:

Ex-Kronprinz Carol von Rumänien, der sich als Gast eines Rumänen auf dem Gute Oakhurst Court in Godstone aufhielt und von der Polizei aus politischen Gründen aufgefordert wurde, seinen Aufenthalt in England zu beenden.





Links: Die chinesische Filmschauspielerin Anna May Wong, eine Hollywooder Größe, die für den Eichberg-Film „Schmutziges Geld" verpflichtet wurde und jetzt zu den Aufnahmen in Berlin weilt. (Phot. Kiesel, Berlin.) — Rechts: Der spanische Diktator als Bräutigam: Der 57jährige General Primo de Rivera mit seiner Verlobten, Nina Castellanos, einer im 48. Lebensjahr stehenden, sehr vermögenden Dame der spanischen Gesellschaft.

PERSÖNLICHKEITEN, VON DENEN MAN SPRICHT

In Spitzbergens Gewalt

Erzählung von Lars Hansen

AUS DEM NORWEGISCHEN ÜBERTRAGEN VON ERNST UND FRANCK ZÜCHNER

(6. Fortsetzung.)

Johann setzte sich und sah zu Berner hinüber. „Du, Karsten, du schlägst also vor, daß wir unserer Wege gehen und Berner hierlassen. Er kann auf sich selber aufpassen, das meinst du doch, nicht wahr?"

Karsten wurde etwas unsicher. Er glaubte, einen unheilverkündenden Unterton in Johanns Stimme zu vernehmen, und fühlte eine Art Angst in sich aufsteigen. Deshalb antwortete er mit der Vorsicht eines Lappen:

„Ja, wenn wir beide am Leben bleiben wollen, müssen wir von hier fort. Und dem ‚Beisar' können wir doch nicht mehr helfen, wenn er schon schwarze Flecke kriegt."

„Karsten, denk an das Tauende dort an der Wand und hör' zu, was ich dir jetzt sage: Wir bleiben hier, solange Berner lebt. Und damit nicht genug, wir müssen versuchen, ihn wieder gesund zu kriegen. Ich habe zwei Männer gesehen, die weiter herunter waren als er, die aber wieder genasen, weil sie Kameraden hatten, die sie verständig pflegten. Hätte ich gewußt, wie es mit Berner steht, wäre er nicht erst so weit heruntergekommen. Aber noch ist es nicht zu spät. Paß' auf, Karsten, das Tauende dort wartet deiner, wenn du nicht alles machst, was ich dir sage. Das erste ist, daß du jetzt frühstückst. Dann nimmst du Axt und Skier und gehst auf die Höhe hinauf. Du nimmst einen Sack mit und füllst ihn mit Renntiermoos. Du mußt überall da suchen, wo der Schnee weggeweht ist. Es ist zwar gefroren, aber du wirst es loshauen und so viel mitbringen, wie du nur kannst. Dann tauen wir es hier auf, und ich koche Tee, und, wenn's geht, auch Grütze. Ich habe gehört, das ist das einzige Mittel, was es hier auf Spitzbergen gegen Skorbut gibt.

So, nun hast du gehört, wonach du dich zu richten hast. Also marsch!"

Zwei Stunden später stand Karsten mit dem Sack auf dem Rücken marschfertig da. Johann nahm ihm die Flinte weg und sagte:

„Karsten, du darfst die Flinte nicht mitnehmen. Ich habe kein Vertrauen zu dir. Du könntest einfach allein zum Dänengatt gehen."

Karsten antwortete: „Die Flinte muß ich haben, für den Fall, daß Bären kommen."

„Unsinn! Du kannst mir nicht erzählen, daß ein Bär dich einholt, wenn du Skier an den Füßen hast. Du gehst ohne Flinte. Wenn du dich von einem Bären einkriegen läßt, dann bist du eben nicht mehr wert..." Und damit drehte er ihm den Rücken zu.

Johann ging hinein in die Hütte, setzte sich zum „Beisar" an die Koje und erklärte ihm, das wichtigste sei, daß der Kranke nicht die Willenskraft verliere, wenn seine Krankheit zum Stehen gebracht werden solle. „Ich glaube beinahe, Jens, der nun da draußen liegt, hätte wieder gesund werden können, wenn er Widerstand geleistet hätte, obgleich er an etwas ganz anderem litt. Von seiner Krankheit verstand ich nichts; er wußte ja selber nicht, was es war. Skorbut kann ein Mann überwinden, wenn er sich zusammennimmt. Denk daran, daß du Frau und Kinder hast, die jetzt einen schweren Winter durchmachen müssen. Wir beide wollen den Kopf oben behalten, damit wir heim zu Frau und Kindern kommen. Zeig', daß du ein Kerl bist! Ich gehe nicht von dir; ich bleibe hier, bis du gesund wirst oder gestorben bist. Wie es kommt, das hängt zum größten Teil von dir selber ab. Jetzt kochen wir Tee aus Renntiermoos. Dann wollen wir sehen, daß wir schnellstens frisches Seehundfleisch heranschaffen. Diese beiden Dinge werden dich schnell genesen lassen. Aber denke dran, daß Skorbut auch den stärksten Mann tötet, wenn er sich nicht zur Wehr setzt. Du darfst dich nicht hinlegen und faul sein. Und ich werde dich zwingen, meinen Befehlen zu folgen, wenn es nötig sein sollte. Ich werde Gewalt anwenden!"

Als Karsten am gleichen Abend mit einem Sack voll gefrorenen Renntiermoses heimkam, wurde Berner gebadet. Johann wusch ihn vom Kopf bis zu den Füßen mit beinahe kochend heißem Wasser, so daß sein Körper feuerrot wurde. Dann bekam er eine kalte Abreibung und wurde in die Koje gepackt.

Fenster und Türen wurden aufgemacht, alles Bettzeug ausgeschüttelt, geklopft und gelüftet. Dann trank man Moostee. Er hatte einen bitteren, strammen Geschmack, aber trotzdem wurde er getrunken, und zwar nicht gerade teelöffelweise.

So vergingen die Tage. Johann unternahm regelmäßig Jagdausflüge, aber erst am ersten Februar erspähte er Beute. Draußen im Packeis gewahrte er einen schwarzen Punkt. Solche hatte er schon oft bemerkt, jedoch hatte es sich immer herausgestellt, daß es sich dabei nur um eine schmutzige Eisscholle handelte. Als er aber heute das Glas auf jenen Punkt richtete, sah er, daß es eine große Robbe war. Sofort erwog er den Gedanken, den „Beisar" hierherzuholen, damit er direkt aus dem Tierleib warmes Blut trinken könne. Aber wie sollte das möglich gemacht werden? Allerdings kam es ihm so vor, als hätte Berner sich etwas erholt, seitdem er ihn unter seine Behandlung genommen hatte. Die schwarzen Flecke waren nicht größer geworden, es waren auch keine neuen zum Vorschein gekommen, und es schien ihm sogar, als wären die Flecke heller geworden. Freilich hatten sich zwei Vorderzähne gelöst und waren herausgefallen, aber wahrscheinlich hatte die Krankheit dieses Stadium schon erreicht, bevor Johann den Abwehrkampf begonnen hatte. Nun, es mußte eben versucht werden, den Kranken herauszuschaffen!

Er merkte sich genau, wo die Robbe lag, und eilte nach Hause, so schnell die Skier ihn zu tragen vermochten. Vor der Hütte angekommen, rief er, ohne die Skier abzuschnallen, hinein: „Berner, komm heraus!" — Als der „Beisar" kam, erklärte Johann ihm, worum es sich handelte. Er schloß mit dem Satz: „Wenn es mir gelingt, das Tier zu erlegen, sollst du deine Kraft und Gesundheit wiedergewinnen!"

Er ließ sich durch Berners traurige Miene nicht zu Mitleid bewegen, sondern befahl kurz und hart, beinahe brutal: „Komm mit, sofort! Wenn du dich nicht beeilst, bringe ich dir die Skier an die Beine, daß du gar nicht weißt, wie!"

Der „Beisar" wußte immerhin, wie das „wie" gemeint war, denn Johann hatte seine ärztliche Behandlung tatsächlich mit Prügel eingeleitet. —

Die Robbe lag still und schlief. Sie hatte sich lange genug im Wasser herumgetrieben. Doch schläft eine Robbe nur mit einem Auge, wenn sie auf unübersichtlichem Eis liegt. Und jede halbe Minute hebt sie den Kopf, denn sie fürchtet den Bären. Einmal schien sie Gefahr zu wittern; sie stützte sich plötzlich auf die Vorderfüße, schnaufte und schnüffelte. Sie sah ins Wasser hinunter, hob den Kopf abermals und war schon zum Tauchen klar. Im gleichen Augenblick aber sank ihr Kopf auch schon schwer nieder, ein dicker Blutstrahl schoß empor. Zwei Männer auf Skiern stürzten auf sie zu; der eine schleppte den andern halb hinter sich her. Er nahm ihn beim Schopf, hielt ihn über das Einschußloch und sagte: „Trink, bis du voll und drall bist wie ein Mehlsack!"

Immer wieder mußte Berner trinken. Auch Johann nahm sich etliche Schluck. Es gibt wohl kaum ein Geschöpf, das einen solchen Blutreichtum hat wie die Robbe. Wären sechs Mann dagewesen, sie hätten alle genug zu trinken gehabt, denn solch ein Kugelloch spritzt Blut wie eine Wasserleitung, und das mehrere Minuten lang. Berner mußte trinken und trinken, und als der Druck des Blutes endlich nachließ, waren sie mehr als satt.

Das Blut, der Moostee und das Baden taten Wunder. Nach zwei Wochen war der „Beisar" vollkommen gesund.

In diesen vierzehn Tagen herrschte gewiß kein Überfluß. Morgens, mittags und abends gab es Robbenfleisch und Tee. Von dem grünen Puder, der einmal Mehl gewesen war, gebrauchte man möglichst wenig.

Die drei Kameraden waren wohl gesund, aber mager wie Gerippe. Selbst Johann Troms sah aus wie eine lebende Leiche.

Er erwog unablässig, ob Berner den Marsch zum Dänengatt wohl aushalten würde. Selbst wenn es gelang, den Skorbut fernzuhalten, so bedeutete es den Hungertod, wenn man noch zwei Monate, also bis zum Frühling, hier ausharrte.

Als am fünfzehnten Februar schönes Wetter eintrat, standen die drei unglücklichen, halbverhungerten Männer marschfertig vor ihrer Hütte, um die Wanderung über Gletscher und durch Packeis anzutreten. Vierzehn Meilen Wegs durch unbekanntes Gelände, über gefrorene Seen und schneeverwehte Täler lagen vor ihnen.

Doch sie waren auf alles vorbereitet; sie wußten, daß es um Tod oder Leben ging.

*

Gleich einem Lauffeuer ging es durch Tromsös Straßen: „Die ‚Hoffnung' ist da!"

Auch zur „großen Hölle" hinauf drang dieser Ruf. Und Kristine, die fast allen Mut verloren hatte, wurde ein neuer Mensch. Sie wusch und scheuerte alles — Fußboden, Tassen und Kinder. Und binnen einer Stunde strahlte sie selbst gleich einer Sonne. Sie deckte den Tisch mit dem Besten, was sie hatte, und sandte ihre älteste Tochter zum Bäcker Wold nach einem Sirupbrot, Butter und ein klein wenig Käse — für die letzte Krone. Alle Kinder mit Ausnahme des ältesten Jungen waren zu Hause und saßen sorgfältig verteilt im Zimmer. Alles war klar zum Empfang. Glück und Freude herrschten. Denn die „Hoffnung" war gekommen!

Es war unmerklich schon Mittag geworden. Gerüchte schwirrten durch die Luft. Nun war die „Hoffnung" bald im Hafen. Kristine sah aus dem Fenster; das hatte sie während der letzten Stunde schon unzählige Male getan. Einige Male glaubte sie, Berner auf dem Seminarhügel kommen zu sehen. Sie schenkte Kaffee in seine Tasse,

mußte ihn aber nach einer Weile wieder in die Kanne zurückgießen, denn er war es nicht. Dann hatte sie das Fenster aufgemacht und die Leute unten gefragt und immer die gleiche Antwort erhalten: „Ja, ja, die ‚Hoffnung' ist bald im Hafen."

Da beruhigte sie sich dann. Der Berner konnte natürlich nicht so ohne weiteres an Land laufen. Er mußte doch mindestens beim Festmachen helfen.

Jetzt hörte sie Berners Stimme ganz deutlich. Sie stand auf, lief zum Fenster. Aber draußen war kein Mensch zu sehen. Merkwürdig! — Doch! Dort hinten kam ein Junge in gestrecktem Galopp daher. Jetzt erkannte sie ihn. Es war Bernt, ihr Ältester! Nun hatte der Vater ihn sicher nach Hause geschickt und ließ sagen, er komme auch gleich. — Gott im Himmel! — wenn nun der Berner nicht mitgekommen ist! — „Ach, ja, da ist etwas passiert! Ich seh's dem Jungen an!"

Wie ein kalter Wirbelwind kam der Junge hereingestürzt. „Vater ist nicht an Bord! Johann Troms und Karsten Kristiansen und Jens Baldsnes auch nicht! Die ‚Hoffnung' hat ihr Boot und die vier Mann verloren, und Siwert läßt sagen, er wird herkommen und mit dir sprechen, Mama! Und ich soll dich grüßen. Papa ist mit Johann Troms zusammen, deshalb brauchst du keine Angst zu haben, hat er gesagt. Siwert hat fünfundvierzig Renntiere mitgebracht, die alle geteilt werden sollen. Die ‚Hoffnung' hat überhaupt guten Fang gemacht. Ich durfte nicht länger an Bord bleiben; Siwert hat mich gleich wieder an Land gejagt, damit ich dir Bescheid bringen sollte. Einen andern Jungen hat er zu Marie Troms geschickt. Und dann hat er gesagt, ich soll gleich wiederkommen. Im Frühjahr will er als erster nach Spitzbergen segeln und Johann Troms und Vater und die beiden anderen abholen. Mutter, du mußt nicht weinen, Siwert kommt ja gleich selber her!"

Und schon verschwand er wieder. Als Kristine aus dem Fenster sah, war ihr Junge schon wieder oben auf dem Hügel und rannte zur „Hoffnung" hinunter.

Kristine trocknete die Tränen aus den Augen und sagte:

„Das nächste Mal wird das verfluchte Eismeer wohl dich behalten, mein Junge. — Und da redet Marie von ‚Gott'! Es gibt vielleicht einen, aber ich begreife nicht, wie er handelt." Sie warf sich auf die Knie und verbarg ihr Gesicht in den Kissen auf dem Bett. Die beiden Kleinsten begannen leise zu weinen. Der Ofen war kalt. Kalt war es hier drinnen und noch kälter draußen.

In der folgenden Woche wurde die „Hoffnung" gelöscht.

Andreas Dreyer hatte die Beute im Speicher verstauen lassen. Der Speck befand sich schon in der Brennerei, um zu Seehundstran verdampft zu werden. Die Robben- und Walroßfelle waren eingesalzen und an den Wänden des Speichers aufgestapelt worden. Hier hatten auch die anderen Eismeerkutter, „Gjöa", „Olaf", „Glückauf", die „Schwestern" und alle anderen ihre Beute untergebracht. Ihre Schiffer schlenderten jeden Tag zum Speicher, wanderten an den Reichtümern entlang und plauderten miteinander.

Die Mannschaft der „Hoffnung" sollte abgemustert werden. Deshalb saß Siwert in Andreas Dreyers Kontor und schwitzte über den Büchern, um die Abrechnung fertigzustellen. Der Wert der Beute betrug 6843,50 Kronen und zerfiel in drei Teile, von denen die Reederei zwei für sich behielt. Das letzte Drittel wurde in neun Teile geteilt. Denn die „Hoffnung" hatte acht Mann Besatzung, und Siwert als Schiffer hatte zwei Anteile zu bekommen. Die Monatsheuer für die Harpunier wurde von den zwei Dritteln der Reederei abgezogen. Der Reederei gehörten also brutto: 4562,32 Kronen. Auf die Mannschaft entfielen 2281,16 Kronen, auf den Mannspart 253,46 Kronen.

Die Lohnbücher waren fertig, wurden aber in zwei Gruppen geteilt. Die der vier Verschollenen wurden beiseitegelegt. Siwert wollte Berner Jörgensens Buch abschließen und fragte Dreyer, ob Kristine Waren auf Kredit erhalten hätte, während das Schiff in See war. Dreyer rief den Kontoristen und bat um das Kontobuch. Danach blieben bei Abzug aller Schulden und Vorschüsse nur neununddreißig Kronen und sechsundachtzig Öre; das war alles, was Kristine noch zu erhalten hatte.

Dreyer begann im Zimmer hin und her zu spazieren. Siwert stand auf und sagte:

„Das erbärmlichste Dasein auf der Welt führt wohl ein Schiffer auf diesem verdammten Eismeer. — Der schwarze Erich aus der Hölle soll mich holen, Dreyer!" rief er plötzlich. „Ich habe unterwegs feierlich gelobt, daß ich mit dem Fluchen aufhören wollte, aber nun tu ich's doch wieder! Was soll das werden? Hier sitzt nun die Kristine mit allen Gören, und Berner ist weg, vielleicht sogar schon tot. Nein, es geht nicht anders, wir müssen der Kristine schon so viel bezahlen, daß sie nicht ganz blank ist. Wir müssen durch die Waren und das Geld einen Strich machen. Schreiben Sie die Schuld auf mein Konto hinüber."

Dreyer ergriff seine Hand und sagte: „Schiffer Olsen, ich schlage vor, wir teilen die Last. Wir wollen es unseren Leuten so leicht machen, wie wir können. Ich habe jetzt selber nichts übrig, deshalb nehmen wir am besten jeder die Hälfte der Kosten auf uns. Wenn die Zeiten nicht so schlecht wären, würde ich alles allein tragen."

Die Mannschaft der „Hoffnung" wurde auf dem Musterungskontor abgemustert. Seit zwanzig Jahren war kein Fahrzeug so spät vom Eismeer heimgekehrt. —

Siwert saß im Bureau der Tromsöer Stadtvogtei. Er sollte die Gründe für den Verlust der vier Mann und des Bootes vor dem Seeamt öffentlich verklaren.

Das Logbuch der „Hoffnung" lag vor dem vernehmenden Assessor auf dem Tisch. Der Beamte legte Siwert eine Reihe von Fragen vor, die Siwert anfänglich auch bereitwillig beantwortete. Aber der Assessor war neu im Amt und sehr ehrgeizig; er plagte den alten Schiffer, bis dieser die Geduld verlor. Er hatte schon eine mündliche Schilderung der Ereignisse abgegeben, hatte erzählt, wie das Eis das Fangboot mit den Leuten darin plötzlich einschloß, wie auch die „Hoffnung" nur mit knapper Not entronnen war.

Nun begann der Assessor ein langes, pedantisches Kreuzverhör.

„Sagen Sie, Schiffer Olsen, Sie sind ja, wie behauptet wird, ein erfahrener Eismeerkapitän. Warum segelten Sie nun nach einer Stelle, wo kein anderes Fahrzeug war? Damit setzten Sie Leben und Schiff großer Gefahr aus, und nicht nur das, Sie handelten so, daß Sie nun Ursache des Todes von vier Männern sind."

Siwert wurde rot wie ein gekochter Hummer, konnte aber keine Antwort hervorbringen. Er versuchte es zwar, kam aber über die ersten Worte nicht hinaus. Er dachte nämlich nun wirklich, er sei ein großer Dummkopf, weil er so weit hinaufgesegelt war. Aber er und viele andere waren dort doch schon viele Male gewesen und immer heil davongekommen.

Der Assessor fuhr fort, da er keine Antwort erhielt: „Sie wissen doch, Siwert Olsen, daß ein Schiffer für seine Mannschaft verantwortlich ist! Es kann Strafanzeige gegen den Schiffer erfolgen, wenn er aus Gleichgültigkeit heraus Menschenleben in Gefahr bringt."

Siwert war in seinem ganzen Leben noch nie so erschrocken gewesen wie jetzt. Dieser neue Assessor brachte ihn nahezu um den Verstand.

Er hatte mit der „Hoffnung" dort oben im Eise gelegen, hatte gekreuzt und gewartet, weil er hoffte, das Packeis würde wieder abtreiben. Dann hätte er in die Skayers-Bai hineingelangen und Johann Troms und die anderen an Bord nehmen können. Er hatte doch so lange gewartet, bis er selber fast umkam. Siwert begriff nicht, was der Assessor eigentlich wollte. Selbst wenn er neu im Amte war, so hatte er doch gesehen, wie die „Hoffnung" aussah, als sie nach Tromsö kam. Sie hatte ja vor Eis kaum noch schwimmen können. Nun kam der Mann des Gesetzes und machte ihm Vorwürfe! Sollte er vielleicht auch noch bestraft werden? Vielleicht stand er schon mit einem Bein im Zuchthaus!

Er saß auf seinem Stuhl und trocknete sich den Schweiß mit seinem großen, roten Taschentuch ab.

Die alten Kapitäne Albriktsen und Jakobsen waren Sachverständige bei der Verhandlung. Sie wollten einige Fragen stellen, um der ganzen Sache eine andere Richtung zu geben. Denn sie hörten ja, wie Siwert von dem neuen Assessor schikaniert wurde, daß einem Hören und Sehen verging. Ihre Fragen wurden vom Assessor jedoch ganz kurz zurückgewiesen. Dieser setzte sein Kreuzverhör fort:

„Sie sagen, Schiffer Olsen, daß Sie südlichen Kurs nahmen, als Sie gezwungen waren, die Norske-Inseln zu verlassen, weil das Eis Sie einzuschließen drohte. Die Frage ist also: Warum segelten Sie nicht ostwärts zur Skayers-Bai, um Boot und Leute wieder an Bord zu nehmen? Soweit ich verstehe, wäre dann der Verlust nicht eingetreten. Den vorliegenden Aussagen Ihrer Restmannschaft und Ihrer eigenen Schilderung zufolge, muß es sich so verhalten. Ich frage deshalb noch einmal: Konnten Sie ostwärts in die Skayers-Bai einlaufen, anstatt südlichen Kurs zu nehmen? Erklären Sie sich zu diesem Punkt noch einmal klar und deutlich."

Siwert stand auf: „Ja, ich hätte ostwärts segeln können, aber dann wäre die ‚Hoffnung' vom Packeis gegen Land gedrückt worden, und wir hätten das Fahrzeug verloren."

Er setzte sich schwerfällig.

Der Assessor zögerte etwas, protokollierte die Aussage und fuhr fort:

„Ihre Aussage beweist, daß Sie das Boot hätten erreichen können. Durch Ihre Fahrt nach Süden aber haben Sie das Leben der vier Mann aufs Spiel gesetzt. Ob Sie das Schiff eingebüßt hätten, können weder Sie noch die anderen mit Sicherheit sagen. Darum scheint es mir so, daß Schiffer Olsen Gleichgültigkeit, man kann es vielleicht sogar Feigheit nennen, an den Tag gelegt hat, indem er die vier Mann ihrem Schicksal überließ. Sie haben selbst angegeben, daß die Wahrscheinlichkeit, die Leute lebendig wiederzufinden, gering ist.

Nach der Überzeugung, die ich im Laufe der Verhandlung gewonnen habe, ist nun die Frage, inwieweit die Sache an das Seegericht weiterzuleiten ist. Dies hat dann zu entscheiden, ob Schiffer Olsen aus Tromsö schuldig ist, vier Mann auf Spitzbergen verlassen zu haben, obgleich er sich bewußt war, daß die Leute umkommen würden."

Siwert stand auf. Er war feuerrot im Gesicht. In der linken Hand hielt er sein rotes Taschentuch. Er hob den rechten Arm, machte einen großen Schritt um den Tisch herum und schlug den Assessor mit seiner gewaltigen Pranke zwischen die Augen. Dieser sank zu Boden und blieb liegen.

Es entstand Totenstille im Zimmer.

Siwert drehte sich zu Mikal, Knut und Anders, die starr vor Schreck auf ihren Stühlen saßen, um und sagte:

„Kommt, wir gehen, sonst klagt uns der Kerl noch wegen Mordes an."

(Fortsetzung folgt.)



GEFÄHRDETE ROMANTIK: INDIANER AUF DER REISE IN IHREN RESERVATIONEN / GEMÄLDE VON CARL PELZ

Noch heute sieht man wie vor 100 Jahren in Nordamerika Indianer mit Pferd und Gepäck in ihren Reservationen Reisen unternehmen. Jetzt soll durch Anlegen von Autoverkehrsstraßen auch in dieses Idyll eine Bresche geschlagen werden.

Auf der Kurischen Nehrung

Von Dr. M. Kobbert.

Mit Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.



Wanderdüne.

Ostpreußen, das, viel verkannt, im Vergleich zu anderen Gegenden Deutschlands von der Natur etwas stiefmütterlich bedacht zu sein scheint, hat doch seine besonderen Schönheiten, um nur die Reize des Masurenlandes mit seinen Seen und harzduftenden Wäldern oder die samländische Steilküste zu nennen, ganz zu schweigen von der Kurischen Nehrung, die Ostpreußen eine besondere Eigenart verleiht. Sie erstreckt sich vom Ostseebad Cranz bis hinauf nach Memel und weist an der schmalsten Stelle eine Breite von etwa 1/2 km, an der breitesten eine solche von 4 km auf. Gleich hinter Sarkau beginnen die ersten Dünenbildungen, die das Charakteristische dieser Nehrung ausmachen. Sanft ansteigend, erreichen sie bald eine stattliche Höhe und fallen nach der Haffseite zu schroff ab. Nur eine Wanderung über die Dünen selbst in stiller Einsamkeit führt dem Naturfreunde gegenüber den Pilgern am Haffufer den überwältigenden Eindruck dieser Sandwüste zu Gemüte. Die sonnendurchglühte Luft tanzt und flimmert, bloß ein kühlender Lufthauch von der See oder dem Haff her bietet Erfrischung. Tiefe Fußspuren zeichnen den Weg des einsamen Wanderers, bis sie der Wind rasch zudeckt. Mitunter freilich peitscht er selbst den Sand zu grotesken Gebilden zusammen, schreibt in ihn haftende Rillen oder jagt ihn, einem Sprühregen gleich, über den Abgrund, die Tiefe langsam ausfüllend. Da begreift man, daß auch in den massigen Dünen, die wie ein Koloß in satter Ruhe dazuliegen scheinen, Bewegung ist, daß sie wandern, um mehrere Meter im Jahr, und so das Haff mit Versandung bedrohen. Manch ein Dörfchen ist auf diese Weise den Wanderdünen zum Opfer gefallen und liegt unter dem Sand begraben. Doch mit ehernem Schritt ging die Zeit darüber hin und deckt heute wieder Reste alter Siedlungen auf. Aber der Mensch ist mit dieser unsteten Wanderneigung der Dünen nicht einverstanden und sucht durch sinnreiche Anpflanzungen dieser eigenmächtigen Veränderung Einhalt zu tun. Schon im Vordünengelände wird Strandhafer angebaut, um den Sand festzuhalten, oder zu gleichem Zweck zwischen Reisig und trockenen Hölzern durch die anspruchslose Strandkiefer eine langsame Aufforstung angestrebt. So rettete man z. B. das Dorf Pillkoppen durch eine 1889 begonnene Bepflanzung der dieser Ortschaft vorgelagerten Wanderdüne. Bis dicht an die Düne heran, die jetzt festgebannt daliegt, reichen die Häuser, während im Wiesengrunde auf der Haffseite die Kühe friedlich weiden und in beschränktem Maße Landwirtschaft getrieben wird. Größtenteils freilich gehen hier die Fischer ihrem Erwerb in harter Arbeit nach. Einige wenige ganz einfache, schornsteinlose Häuser aus älterer Zeit grüßen uns. Oft kann man die Fischer in schlichten, blauen, mitunter stark geflickten Leinenhosen beim Aufstellen oder Ausbessern ihrer Netze beobachten. Wortkarge, in sich gekehrte Menschen, ziehen sie in der Frühe in ihrem Ölzeug voll Gottvertrauen auf kleinen Booten aus. Wie eigenartig nimmt sich die Ausfahrt einer solchen Fischerflotte in Rossitten oder Nidden aus! Kein Wunder, daß bei der Reichhaltigkeit der Motive Nidden zum Dorado der Maler geworden ist, ob sie nun die Natur in ihrer einzigartigen Schönheit erfassen, den Typ des Nehrungsbewohners festhalten oder den Elch in seinen Schlupfwinkeln zu belauschen trachten.



Fischerboote im Hafen von Nidden.



Festgelegte große Wanderdüne in Pillkoppen.



Fischer.

Rechts nebenstehend: Blick auf Pillkoppen.



MAIS – das goldgelbe Korn

(AUFNAHMEN VON FRANZ OTTO KOCH)





Koreanische Bauern bei der Maisernte.

Die Neue Welt hat uns unter anderm drei Pflanzen beschert: Tabak, Kartoffel und Mais, die sich über die ganze Alte Welt verbreitet haben. Zur Gattung der Gräser gehörend, weist der Mais nur eine Art auf, die jetzt allerdings in vielen Spielarten (etwa 60) gezüchtet wird. Diese treiben je nach Klima und Bodenverhältnissen Halme bis zu 5 m Höhe. Den oberen Teil dieser Halme schmücken die männlichen Blüten; am mittleren und unteren Teil sitzen die achselständigen weiblichen Blütenstände. Ihre Fruchtkolben geben dieser einjährigen Pflanze, auch als Welschkorn, Türkischer Weizen und Kukuruz bekannt, große Bedeutung. Obwohl die goldgelben Maiskörner in erster Linie als Viehfutter dienen, bildet der Mais doch in vielen Ländern die Hauptnahrung der Bevölkerung. Reifer sowie unreifer Mais findet für sich oder in Mischung mit anderen Nahrungsmitteln die verschiedenste Verwendung. Auch bei der Bereitung alkoholischer Getränke in Ländern niederer Kultur spielt der Mais eine vielfache Rolle.

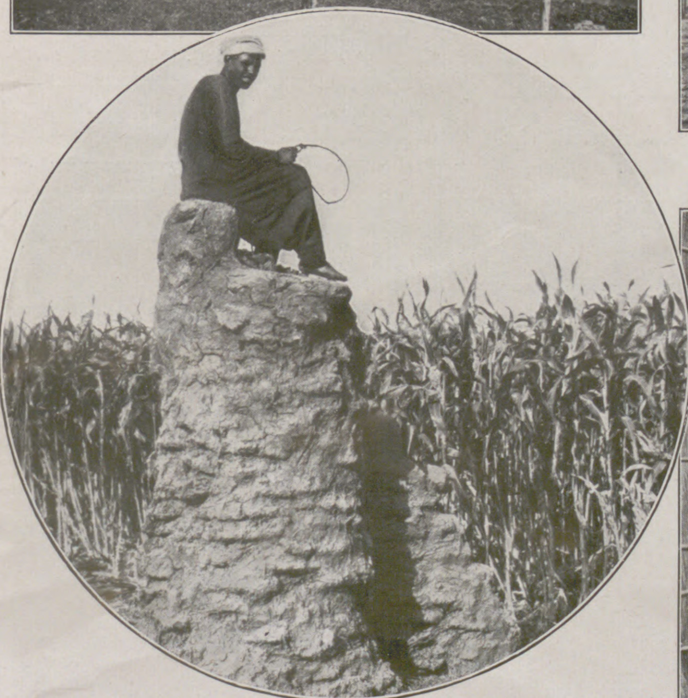
Maiskultur in Korea: Frisch angelegtes Maisfeld zwischen hohen, bereits blühenden Maispflanzen.



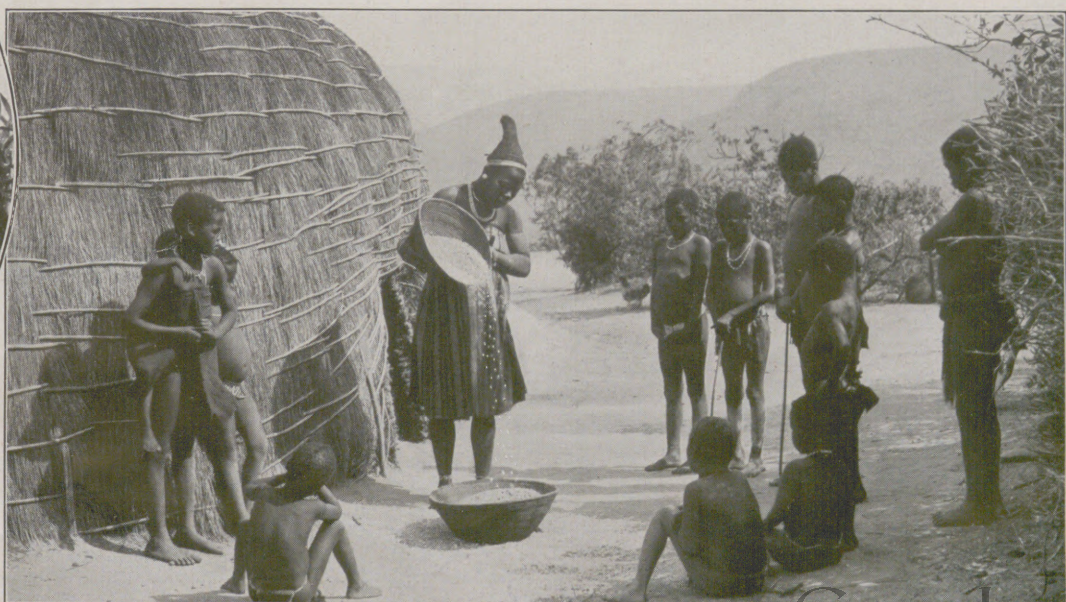
Links: Nach der Maisernte auf Haiti: Mit großen Maiskolbenbüscheln behangener Baum.
Den frisch auf den Feldern gepflückten Mais hängt man in dieser Weise auf, um ihn nachreifen zu lassen und gleichzeitig auch vor Schädlingen, besonders Ratten, zu schützen.



Maisbehälter in einem mexikanischen Dorf zum Schutz gegen Ungeziefer und Witterungseinflüsse.



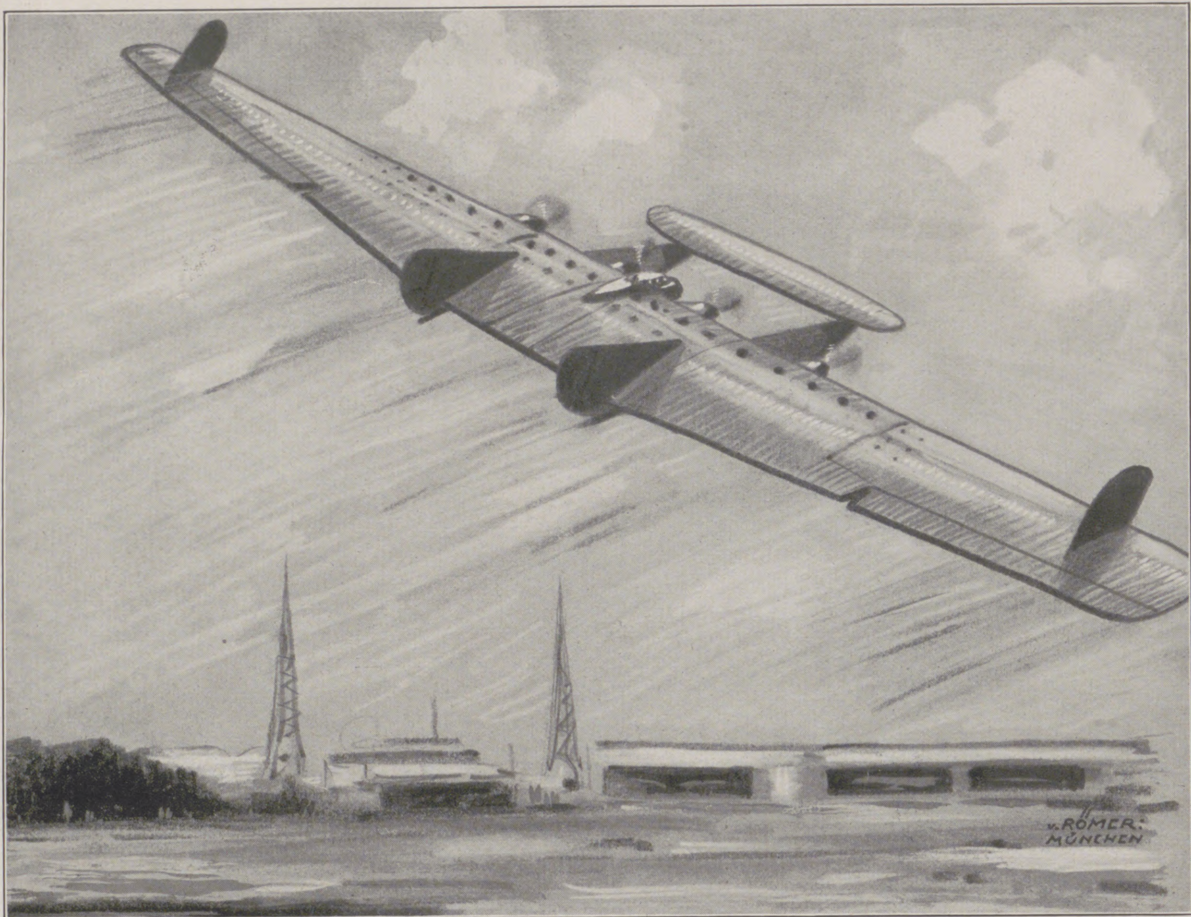
Arabischer Feldwächter mit Steinschleuder auf dem Auslug an einem Maisfeld.



Nebenstehend: Kaffernweib beim Reinigen von Mais. Hierbei wird die Spreu vom Winde fortgeweht.

DAS FLUGZEUG VON MORGEN

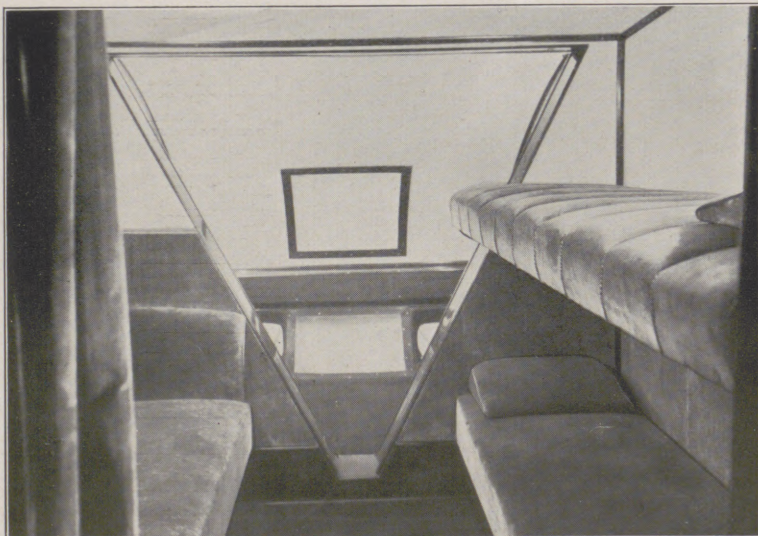
VON ING. BOTHO v. RÖMER. MIT 5 ZEICHNUNGEN VON H. UND B. v. RÖMER



Ein Riesenflugzeug der Zukunft: Der Junkersche Luftriese „Fliegender Flügel“ verläßt den Berliner Flughafen Tempelhof.

Zwei Ereignisse dieses Frühjahrs, die zeitlich zusammenfielen, lenkten das Augenmerk auch weniger Interessierter stark auf die Erfolge und Pläne des Flugverkehrs der Zukunft: der geglückte Flug des deutschen Hauptmanns Köhl über den Atlantik in der Ost-West-Richtung und die Versuche mit dem Raketenwagen auf der Opel-Rennbahn in Rüsselsheim. An diese beiden Vorkommnisse knüpfen sich weitgehende Pläne und Hoffnungen für den Weitflugverkehr. Noch immer aber wird der Ozeanflug von Europa nach Amerika für den kühnen Flieger jederzeit mit Lebensgefahr verbunden sein, wenn ihm nicht Flugzeuge zu Gebote stehen, die weit mehr als die bisherigen den Elementen zu trotzen vermögen. Dies erhofft man von dem im Bau befindlichen Raketenflugzeug, das seinen Antrieb durch den in Rüsselsheim erprobten Raketenapparat erhält und vorerst der wissenschaftlichen Erforschung der höheren Luftschichten dienen soll. Kann man so von einer möglichen Ablösung des Motors als Flugzeugantriebs durch die Rakete sprechen, so wird doch noch lange das Motorflugzeug vor dem Raketenflugzeug den Vorteil der Rentabilität haben. Rentabilität aber ist eine Voraussetzung für den Weltverkehr, neben der Möglichkeit, zahlende Nutzlast, d. h. Passagiere, Post oder Güter, regelmäßig und sicher, ohne Rücksicht auf Wind und Wetter zu befördern. Mit dem Flugzeug selbst ringt aber noch das Luftschiff um den Vorrang im Weltluftverkehr. Das neue Zeppelin-Luftschiff L Z 127, das für den regelmäßigen Luftverkehr zwischen Europa und Südamerika bestimmt ist, soll im Juni durch Probeflüge seine Fähigkeit erweisen, und in England gedenkt man im Herbst mit dem Großluftschiff R 100 den Atlantikverkehr mit Amerika aufzunehmen.

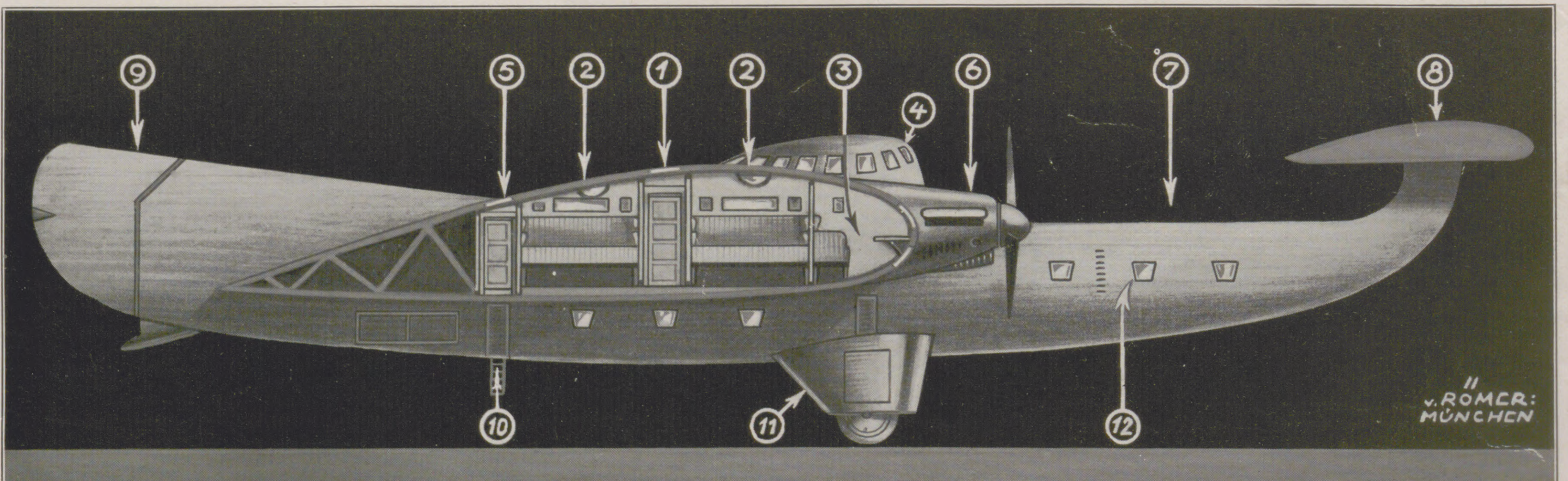
Die Antwort auf die Frage, ob im zukünftigen Weltluftverkehr dem Flugzeug oder dem Luftschiff der Vorrang gebührt, wird wohl lauten müssen, daß beide Verkehrsmittel, Flugzeug wie Luftschiff, nebeneinander bestehen und ihrer Eigenart entsprechend verwendet werden, sich also harmonisch zu ergänzen haben. Die Überlegenheit der Reisegeschwindigkeit des Flugzeugs verhält sich gegenüber dem Luftschiff ungefähr wie 3 : 2 und wird auch bei der weiteren Entwicklung der Luftfahrzeuge bestehen bleiben. Das Luftschiff dagegen besitzt eine größere Tragfähigkeit, die es ihm gestattet, seinen Reisenden uneingeschränkten Komfort zu bieten. Hingegen werden die Verhältnisse an Bord des Flugzeugs in der Art wie etwa bei der Eisenbahn immer eingeschränkt bleiben. Die Verhältnisse werden sich also zunächst in der Richtung entwickeln, daß im Luftverkehr für verwöhnte Reisende das Luftschiff, für Geschäftsreisen und eilige Übermittlung von Post und hochwertigen Gütern das Flugzeug übernommen wird. Es versteht sich von selbst, daß für beide Luftfahrzeuge die Sicherheit, zumal über See, wächst, je größer die Flugeinheit ist, daß also die regelmäßige Überquerung des Ozeans zur Steigerung der Zuverlässigkeit eine Vergrößerung der Luftfahrzeuge fordert. Natürlich wird diese Vergrößerung der Flugzeuge eine technische und wirtschaftliche Grenze finden, aber zunächst ist diese Grenze keineswegs erreicht. — Von verschiedenen deutschen und ausländischen Konstrukteuren wird seit langem der Bau von Riesenflugzeugen erwogen, und es ist nur zu bedauern, daß infolge der wirtschaftlichen Verhältnisse mit dem Bau dieser Maschinen noch nicht begonnen werden konnte. Im nachfolgenden soll einiges über den konstruktiven Aufbau und die Einrichtungen dieser interessanten Projekte in allgemeinverständlicher Weise berichtet werden.



Eine Passagierkabine im Flügel des Junkersschen Riesenflugzeugs (Abbildung oben). Im Hintergrund der Aussichtsraum.

Zwei Hauptmerkmale sind bei sämtlichen Entwürfen vorhanden, erstens die Verwendung eines dicken freitragenden Tragflügels und zweitens die Unterteilung der Antriebsleistung in mehrere kleinere Einheiten (bis zu 10 Einzelmotorenaggregaten). Bei den großen Spannweiten, welche diese Flugzeuge besitzen werden, ist es technisch ohne weiteres möglich, die Passagier-, Lade- und Motorenräume im Innern des Flügels unterzubringen. Die Mehrmotorenanordnung, die man heute schon bei allen Großflugzeugen findet, wird wesentlich zur Betriebssicherheit beitragen.

Das Projekt von Prof. Junkers ist ein Metalleindecker von 70 m Spannweite, besitzt also ungefähr die doppelte Größe des heute im Luftverkehr verwendeten Typs G 31. Das Flugzeug (s. Abbild.) ist nach dem so-



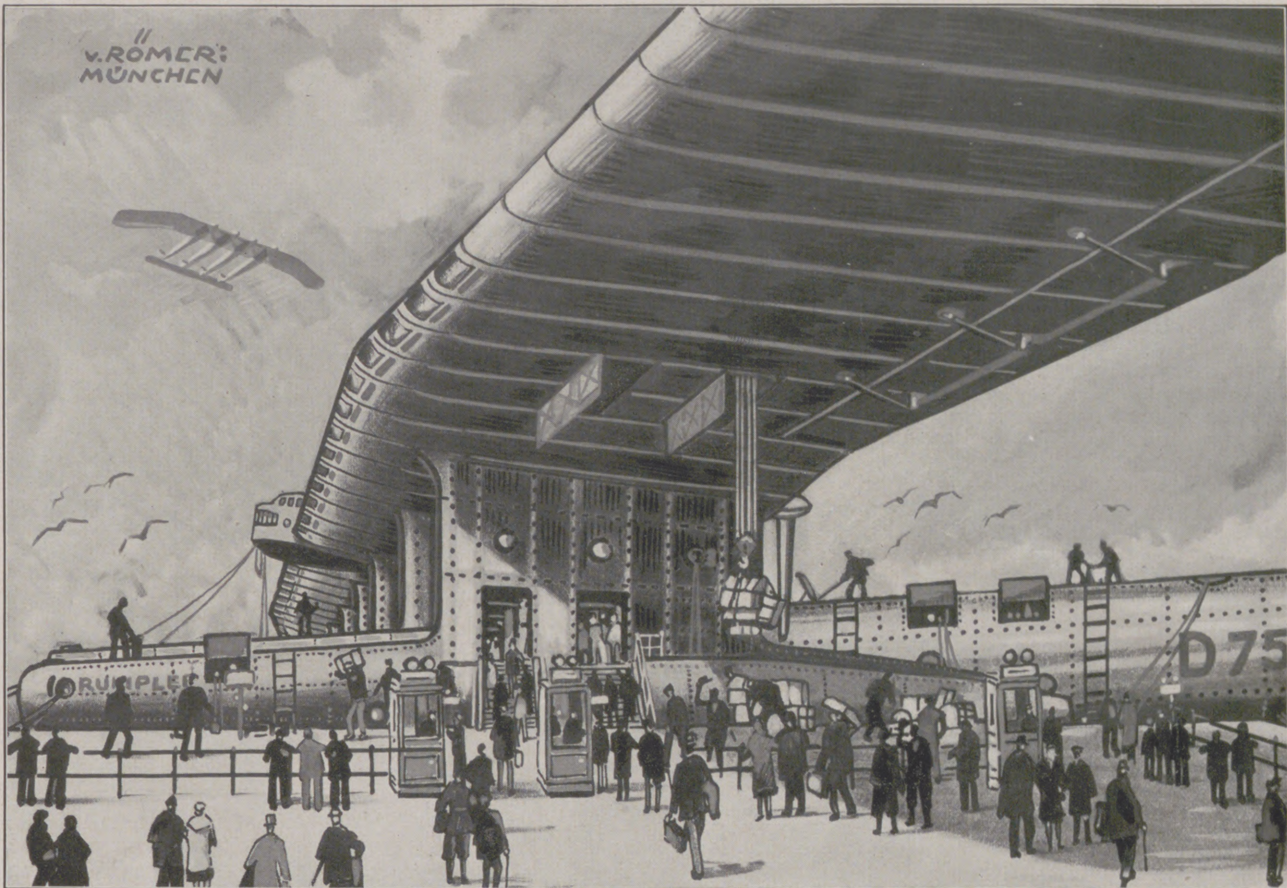
Schnitt durch Junkers' Rieseneindecker. (Vgl. die beiden Abbildungen auf dieser Seite.)

1 Laufgang mittschiffs. 2 Passagierkabinen. 3 Aussichtsraum. 4 Kommandoraum mit Führerstand. 5 Hinterer Laufgang. 6 3000-P.S.-Rohölmotor. 7 Auslegerrumpf. 8 Höhensteuer. 9 Seitenruder. 10 Einsteigtreppe. 11 Fahrgestell. 12 Speise- und Rauchsalon.

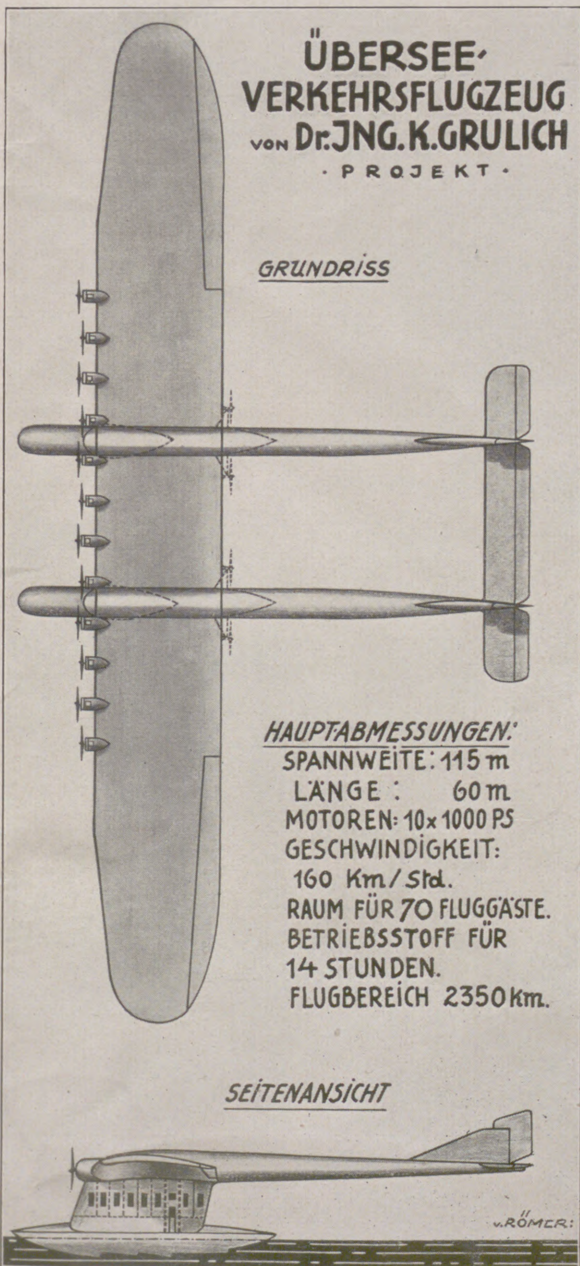
genannten Ententyp konstruiert, bei dem das tragende Höhenleitwerk vor dem Hauptflügel angeordnet ist. Die Maschinenanlage soll aus vier Rohölmotoren von je 3000 P. S. Leistung bestehen. Die Motoren sind, wie das bisher bei den Junkers-Großflugzeugen üblich war, vor der Flügelnase gelagert und treiben vier Zugpropeller an. In der Flügelnase befinden sich weiter die Aussichtsräume. Durch große Fenster ist ein vorzüglicher Ausblick auf die Landschaft gegeben. An die Aussichtsräume anschließend, folgen die Passagierabteile, die durch einen geräumigen Laufgang quer durch den ganzen Flügel getrennt sind. Die Sitzplätze können durch wenige Handgriffe in Ruhebetten umgewandelt werden. In der Flügelmitte befindet sich ein besonderer Kommandoturm mit dem Führerstand.

Das Projekt von Dr.-Ing. E. Rumpler, dem Konstrukteur der Rumpler-Taube, ist ein Mehrschwimmer-Wasserflugzeug von 94 m Spannweite (s. Abbild.). Dr. Rumpler hat ebenfalls die unterzubringenden Lasten über den ganzen Flügel hin gleichmäßig verteilt. Es sind im ganzen vier Schwimmer vorgesehen, die, nach rückwärts verlängert, zu Trägern des Leitwerks ausgebildet sind. Zum Antrieb sollen zehn Motoren von je 1000 P. S. dienen. Jeder Motor treibt eine vierflügelige Druckschraube an. Die Aufenthaltsräume der Passagiere befinden sich im Vorderteil der Tragfläche. Sie sind sechssitzig und haben einen Ausblick nach vorn und Belichtung von oben. Um das Motorengeräusch von den Passagieren möglichst fernzuhalten, befindet sich zwischen den Passagierabteilen und den Motorenräumen ein breiter Laufgang. Die Brennstoffbehälter sind sämtlich in den Schwimmern untergebracht.

Das Projekt von Dr.-Ing. Grulich, dem technischen Leiter der Deutschen Lufthansa, stellt einen Zweischwimmer-Hochdecker von 115 m Spannweite dar (s. Abbild.). Zum Unterschied von Rumpler ordnet Grulich zehn Motoren von je 1000 P. S. in der Flügelvorderkante an. Bemerkenswert ist ferner, daß die Luftschrauben versetzt sind. Es soll damit erreicht werden, daß bei etwaiger Beschädigung eines Propellers die abfliegenden Sprengstücke nicht auch die gegenüberliegenden Schrauben verletzen können. Die Reisenden werden bei dem Grulich-Verkehrsflugzeug ebenfalls in geräumigen Einzelkabinen im Flügel untergebracht, während die Abstützungen der Schwimmer die Kommandozentrale und Navigationsräume, ferner Speise- und Luxusaufenthaltsräume bergen.



Ein Zukunftsbild: Die Fluggäste begeben sich an Bord des Rumpler-Transozeanflugzeugs.





Transatlantik-Projekt von Louis Blériot mit ablösbarem Rettungsboot. Im Kreis das mit drahtloser Sende- und Empfangsanlage versehene Boot in Fahrt.

Das Projekt von Oberingenieur Klamt, Breslau, zeigt einen freitragenden Eindecker von 140 m Spannweite. Der Eindecker ruht auf drei großen Schwimmbooten; der Schwanz des mittelsten Bootes ist hochgezogen und stützt das Höhenleitwerk, das außerdem noch von zwei seitlichen Hilfsrümpfen getragen wird. Zwei Motoren von je 3000 P.S. liegen in der Flügelvorderkante, während drei weitere 3000-P.S.-Motoren sich im hinteren Teil des Flügels befinden. Die Passagiere und die Brennstofftanks sind, ähnlich wie bei Rumpler, im Innern des Flügels untergebracht.

Einer der Pioniere der Luftfahrt, der bekannte französische Konstrukteur L. Blériot, der durch die erste Überquerung des Ärmelkanals seinerzeit großes Aufsehen erregte, hat ebenfalls ein interessantes Projekt für ein Ozeanverkehrsflugzeug ausgearbeitet. Der Eindecker, ein Landflugzeug, ähnelt in seinem Aufbau den deutschen Konstruktionen (s. Abbild.). Er ist freitragend und besitzt zu beiden Seiten des Rumpfes zwei Motorengondeln, die im Flügel liegen. In jeder Motorengondel sind zwei Hispano-Suiza-Motoren von je 7000 P. S. in Tandemanordnung untergebracht. Die Aufenthaltsräume der Passagiere sind im Tragflügel und im Mittelrumpf vorgesehen. Der Mittelrumpf besteht aus einem großen Motorboot, das mit seinem Heck in den hinteren Rumpfteil, der die Steuerflächen trägt, eingeschoben ist. Im Falle einer Notlandung vermag nun das Motorboot, das die Fluggäste und die Besatzung aufnehmen kann, vom Flugzeug gelöst zu werden und die Fahrt auf dem Wasser fortzusetzen. Die Flugzeugzelle wird durch eingebaute wasserdichte Kästen schwimmfähig erhalten. — Zusammenfassend muß noch bemerkt werden, daß alle hier aufgeführten Projekte auf Grund praktischer Erfahrungen mit den bisherigen Großflugzeugen entworfen wurden und genaueste Berechnungen bis in alle Einzelheiten sowie Windkanalmessungen vorliegen.

Wissen und Leben

Umwälzende Ergebnisse in der Erforschung der Lebensvorgänge? In der biologischen Fachpresse wurde vor einiger Zeit von Untersuchungen der russischen Biologen Krawkow und Gurwitsch berichtet, die alle unsere bisherigen Anschauungen über die Lebensvorgänge anscheinend auf den Kopf stellen. Auf sie sei in den folgenden Zeilen eingegangen, die diese Arbeiten in den Rahmen der modernen Auffassung der Lebenserscheinungen stellen sollen. Schon vor mehreren Jahren nahm man mehr und mehr Abschied von der gegen Ende des verflossenen Jahrhunderts aufblühenden Theorie, daß das Leben — eingeschlossen auf das gesamte seelische Geschehen im Menschen — ein Ablauf physikalischer und chemischer Vorgänge sei; der einzige, aber unwesentliche Unterschied zu der toten Natur sei nur, daß jene Vorgänge des Lebens sehr komplizierter Art wären. Das große Forschungsgebiet der experimentellen Eingriffe in den Entwicklungslauf der Organismen war es in erster Linie, das die Unmöglichkeit jener mechanischen Theorie darlegte. Daneben noch andere Tatsachen aus der Physiologie der Lebewesen, die hier im Zusammenhang mit den Krawkowschen und Gurwitschschen Versuchen erwähnt seien. Die Vitamine, denen in unseren Tagen von medizinischer und ernährungswirtschaftlicher Seite ein immer größeres Interesse entgegengebracht wird, zeigten an, daß der chemische Ablauf des Lebens doch etwas mehr sei als nur ein Umsatz von Kohlehydraten, Fetten und Eiweiß. Aber der Theoretiker des chemischen Lebens weiß sich noch zu retten. Er erinnert uns an die sogenannten katalytischen Vorgänge. Katalysatoren sind Stoffe, die nur in kleinen Mengen vorhanden zu sein brauchen, um irgendeinen chemischen Vorgang zu unterhalten, ohne selbst aktiv dabei tätig zu sein. Solche Katalysatoren seien auch die Vitamine. Die Geschichte der Wissenschaft ist ja reich an solchen Tatsachen, daß man immer schnell ein altes Schlagwort aufgreift — hier der Katalysator — mit dem man Dinge, die nicht in die Theorie hineinpassen, zudeckt. Dies Schicksal ereilte auch die bedeutsamen Ergebnisse der Untersuchungen des Berliner Botanikers Haberlandt. Er zeigte auf Grund eines erschöpfenden Tatsachenmaterials, daß der Anstoß zu besonderen Entwicklungsvorgängen von besonderen Stoffen, die an oder in einem Organ entstehen, ausgehe. Aber indem man auch diesen Stoffen den alles und nichts erklärenden Namen „Hormone" gab, brach man einen erfolgreich begonnenen Weg ab, kapitulierte vor einer chemischen Deutung der Lebensvorgänge und dachte nicht daran, daß man hier vielleicht an der Wurzel vitalen Geschehens stehe. Ganz selbstverständlich werden diese Stoffe, die Hormone, eben weil sie materielle Körper sind, auch eine chemische Formel haben. Der physiologische Chemiker wird sie in unermüdlicher Arbeit gewiß ergründen. Aber davon bleibt ja letztlich die eigentliche vitale Frage völlig unberührt, warum gerade zur bestimmten Zeit am bestimmten Ort jene Stoffe sich bilden und jene bestimmte Wirkung ausüben. Auch hier haben wir nur den materiellen Träger eines Lebensvorganges in der Hand und identifizieren diesen mit dem Leben selbst. Bedeutend schwieriger ist es nun schon, die Krawkowschen Ergebnisse ohne Zwang in das bisherige Gebäude unserer Vorstellungen einzuordnen. Hier offenbart sich anscheinend etwas Besonderes, nur dem Leben Eigenes. Ein Schlagwort fehlt, und man beobachtet zwei extreme Beurteilungen: fast völliges Ignorieren auf der einen Seite und ein sensationelles Aufstutzen auf der anderen, was unter anderm Anstoß gab zur Entstehung der heute aktuell werdenden sogenannten „biochemischen" Heilmethode. Diesmal kann die Wahrheit natürlich nicht in der Mitte liegen. Was fand nun unser Forscher? Krawkow beobachtete die Wirkung von Giften auf die Verengung und Erweiterung der Blutgefäße. Zunächst die bekannte Tatsache: Die Wirkung des Giftes läßt nach, wenn das Gift in verdünnteren Dosen verabreicht wird. Bei einer bestimmten starken Verdünnung hört dann jede Beeinflussung der Blutgefäße auf. Dann aber tritt das Unerwartete ein: Verringert man noch mehr die Konzentration des Giftes, so daß der Chemiker überhaupt außerstande ist, mit seinen Mitteln noch einen Nachweis des Giftes zu führen, tritt von neuem eine Wirkung ein. Krawkow hat die Verdünnung so weit getrieben, daß ein Teil des Giftes — eines Quecksilbersalzes — auf 10 Quadrillionen Wasser kam. Auch auf diese Spuren noch reagierte der Organismus. Unsere während der Inflationszeit ziemlich verschobenen Zahlenbegriffe haben ja keine Achtung mehr vor einer Reihe von Nullen. Hier aber liegen doch Größenordnungen vor, die für unsere Vorstellung einfach unfaßbar sind. Auf 4,5 l Wasser kommt hierbei ein einziges Molekül, also der kleinste überhaupt mögliche Teil dieses Stoffes. Die Wirkung dieses unausdenkbar Kleinen wurde für viele Gifte und für manche andere Lebensvorgänge festgestellt. In eigenartiger Weise berühren sich die Konsequenzen dieser Untersuchungen mit den neuesten Ergebnissen der Physik über Atombau und Atomzerfall. Denn es ist nicht möglich, anzunehmen, daß in jenen ungeheuren Verdünnungen, von denen schon einige wenige Tropfen ihre Wirkung haben, noch materielle Teilchen wirken. Vielleicht handelt es sich hier um den Einfluß der bei dem Zerfall der Atome frei werdenden Energien. Wohl kommt auch von einer deutschen Seite her ein Bericht über eine ähnliche Wirkung solch minimaler Konzentrationen. Aber man muß noch andere Arbeiten aus exakt arbeitenden Händen abwarten, ehe man an einen weiteren und gar philosophischen Ausbau jener Angaben denken kann. Das Leben würde dann in engen Zusammenhang treten mit der Umwandlung der Weltmaterie überhaupt, ja, das Leben wäre ein Ausdruck, ein Spiegelbild des Werdens, des ganzen Kosmos. Das Leben, das Menschenschicksal steht in den Sternen — sollte nun doch in jener astrologischen Weisheit nicht eine Spur von Wahrheit schlummern? Zeigen die genannten Versuche zum mindesten an, daß im Leben eine auf totem Gebiete nicht zu findende Empfindlichkeit vorhanden ist, so scheinen nun endlich die Arbeiten von Gurwitsch die Eigengesetzmäßigkeit des Lebens darzulegen. Gurwitsch fand, daß Teile von Organismen, in denen eine intensive Lebenstätigkeit statthat, andere Teile

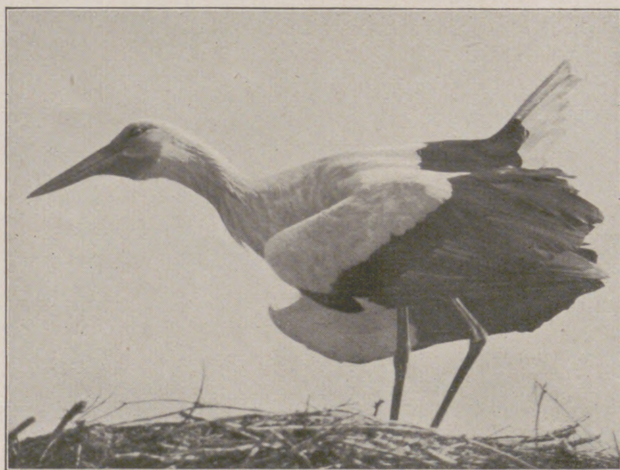
(Fortsetzung auf Seite 768.)



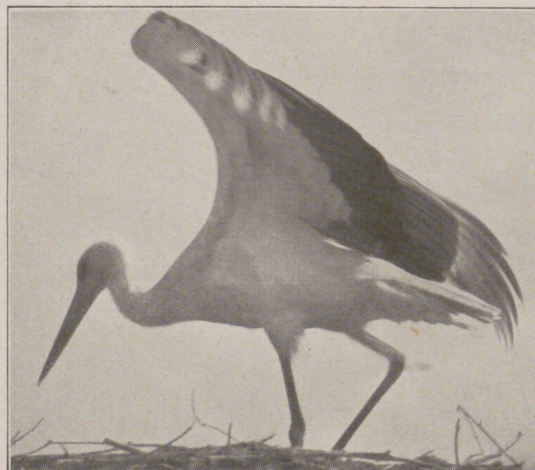
Der Storch hat Langeweile, er gähnt.



Seine Mußestunde füllt der Storch mit Klappern aus.



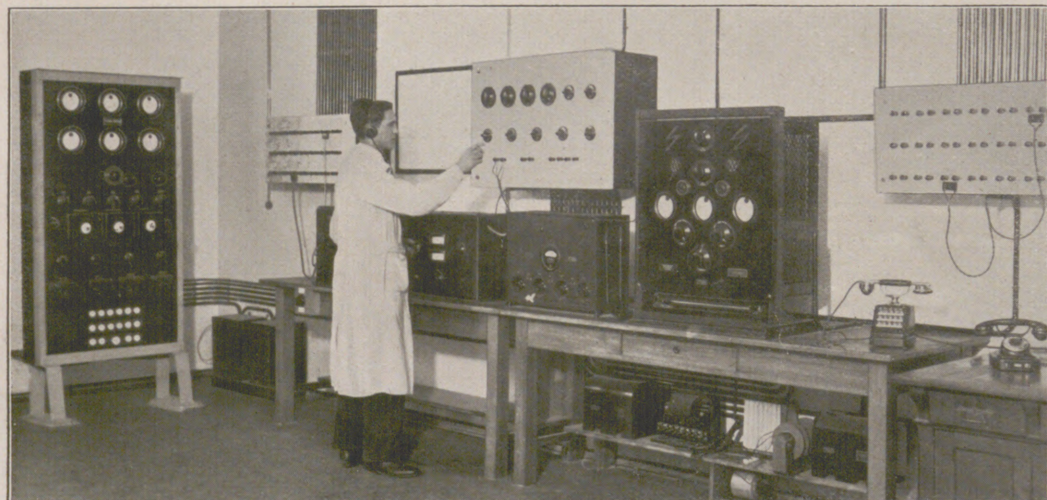
Liebesfrühling: Freund Adebar in Balzstellung.



Der Nestflüchtige: Anlauf zum Abflug.

Mit der Kamera erhascht: Momentbilder aus dem Leben des Storches.

(Aufnahmen von Julius Hofherr.)



Im Verstärkerraum. Rechts die Schalttafel, die die verschiedenen Klassen der Hochschule einzuschalten gestattet. Daneben der Zweiröhrensender und der Aufnahmeregulierapparat.



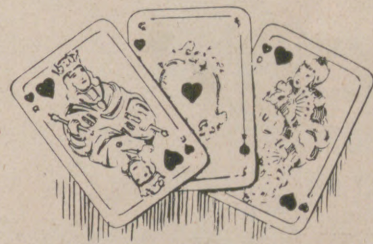
Zwei Harfenistinnen vor dem Mikrophon. Rechts der Lautsprecher, durch den die Spielenden die Direktiven des Orchesterdirigenten erhalten.

Musik und Rundfunk: Die Funkversuchsstelle in der Staatlichen Hochschule für Musik in Berlin, die als erste Anstalt dieser Art am 4. Mai eröffnet wurde.

Mit der Eröffnung der Berliner Funkversuchsstelle ist ein bedeutsamer Schritt zur Verbesserung der musikalischen Rundfunkdarbietungen getan. In enger, einander anregender Zusammenarbeit werden hier Künstler und Techniker, Musiker und Physiker ihre Erfahrungen austauschen und neue Erkenntnisse erwerben. Neben erzieherischen Aufgaben soll diese Stätte über die musikalischen Fragen der Instrumentierung, der physiologisch-akustischen Probleme hinaus auf psychologischem und ästhetischem Gebiete von Nutzen sein. Die Verbindung mit der Musikhochschule wird die Forschungsarbeiten sehr unterstützen.

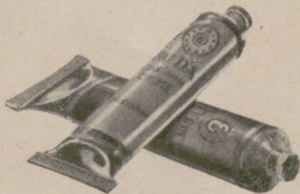
Beide Cremes vereinigt in der neuen Zwillingspackung. Preis RM 1.20





Herz ist Trumpf.... Schönheit siegt!

Ein Blick aus dem Grunde eines Frauenauges entwaffnet den sichersten Gegner. Wer könnte auch dem reizenden Anblick so graziöser Hände und Arme widerstehen? Nicht nur im Kartenspiel, sondern noch mehr im Leben sind Schönheit und Erfolg unzertrennlich.
Trotz Beruf und Hausarbeit können Sie schöne, gepflegte Arme und Hände haben, wenn Sie ständig die beiden Elida Cremes benützen.



Elida Cremes für Tag und Nacht,
Wer beide braucht, es richtig macht.
Nachtcreme bringt der Haut die Reinheit,
Jede Stunde Creme die Feinheit.

Elida Nachtcreme zur Reinigung und Ernährung der Haut während der Nacht. Führt trockener Haut das nötige Fett zu.
Elida Jede Stunde Creme zum Schutze vor scharfer Luft und greller Sonne. Zieht sofort in die Haut ein; ist von überraschender Heilwirkung. Macht die Haut matt und alabastergleich. Von tausenden Damen ausgewählt als die beste Creme der Welt.

ELIDA CREMES

einer genäherten Pflanze ebenfalls zu einer erhöhten Lebenstätigkeit anregen. Man sprach daher von biologischen Strahlen, die von einem aktiven Lebenszentrum ausgehen und an anderen Stellen Lebensvorgänge auslösen können. An manchem zoologischen und botanischen Objekt hat Gurwitsch das Vorhandensein jener Strahlen nachgewiesen. Leider fehlt es in Deutschland an einem intensiven Weiterausbau dieser Ergebnisse. Denn es ist durchaus denkbar, daß in den obenerwähnten und soeben berührten Untersuchungen die ganze Einstellung des Forschers, der mit einer bis zur Absurdität fortgeführten materialistischen Erklärungsweise des Lebens brechen will und neue Argumente gegen eine chemisch-physikalische Theorie des Lebens aufzustellen bestrebt ist, schon Dinge sieht, die durchaus noch nicht spruchreif zu nennen sind. Auf jeden Fall aber muß betont werden, daß hier nicht nur wieder neue Probleme gestellt sind, an denen sich wissenschaftlicher Geist erproben kann, sondern daß hier auf die Lebensvorgänge mit anderem Auge gesehen werden will als mit dem engen Blick des Physikers und Chemikers. Dr. Paul Magdeburg, Leipzig.

Das Jubiläum der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Obgleich die Gründungen geographischer Vereinigungen verhältnismäßig neuen Datums sind, gibt es heute in Europa kaum ein Land ohne geographische Gesellschaft, und groß ist deren Zahl in Deutschland. Nicht weniger als 28 deutsche Städte weisen geographische Gesellschaften auf. Diese Gesellschaften sind von größter Bedeutung. Sie halten das Interesse für geographische Forschung rege, verbreiten Kenntnis über fremde Länder und Völker und lenken die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf das geographische Forschungswesen. Die älteste der deutschen geographischen Vereinigungen, die Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, die nächst der Pariser „Société de Géographie“ die älteste geographische Gesellschaft der Welt ist, feiert nun vom 24. bis zum 26. Mai ihr 100 jähriges Bestehen. Ihr bedeutungsvolles Wirken für geographische Forschung und Entwicklung der wissenschaftlichen Geographie sowie die bahnbrechenden Forscher, die der Gesellschaft angehörten, gestalten das Jubiläum zu einem wissenschaftlichen Ereignis ersten Ranges. Es waren besondere Umstände, die schon im Frühjahr 1828 den Anstoß zur Gründung der Gesellschaft für Erdkunde gaben. Denn damals wirkten in Berlin an der jungen Universität und an der Kriegsschule hervorragende Geographen, Geologen usw., und insbesondere wurde bald die Geographie ein Wissenschaftszweig von hohem Rang. Alexander v. Humboldt, bereits frühzeitig den Ruhm als größter Naturforscher seiner Zeit genießend, war von seinem langen Aufenthalt in Südamerika nach Berlin zurückgekehrt, wo er nun in seinen wissenschaftlichen Vorlesungen an der Universität und in volkstümlichen Vorträgen die großartigen Ergebnisse seiner Forschungen vorlegte, und besonders die volkstümlichen Vorträge kamen weiteren Kreisen zugute. Gleichzeitig wirkte an der Universität Karl Ritter, der mit seinem Werk „Die Erdkunde im Verhältnis zur Natur und zur Geschichte des Menschen“ ein Bahnbrecher der modernen Geographie wurde. Diese beiden größten Geographen ihrer Zeit bewirkten, daß die neugegründete Gesellschaft für Erdkunde, deren eigentliche Stiftung schon am 20. April 1828 durch einen kleinen Kreis von Gelehrten erfolgte, gleich bei ihrem öffentlichen Auftreten tiefe Wurzeln schlug. In Humboldt hatte sie ihren größten Förderer, und Karl Ritter wurde ihr erster Vorsitzender; diesen Posten hatte er 30 Jahre inne. Alle Berliner Gelehrten, die wissenschaftliche Reisen unternommen hatten, schlossen sich der Gesellschaft an, so als bekannteste Professor Heinrich Berghaus, der berühmte Geolog und Paläontolog Leopold v. Buch, die Zoologen Lichtenstein und Ehrenberg, der Dichter und Weltumsegler Adalbert v. Chamisso, der Naturforscher Erman u. a. m. Als gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts ein lebhafter Abschnitt der Entdeckungsreisen anbrach, nahm auch die Gesellschaft für Erdkunde eine gute Entwicklung. Lepsius hatte reiche Schätze in Ägypten ausgegraben, die Prinzen Waldemar und Adalbert von Preußen veröffentlichten große Werke über ihre Reisen in Ostindien und Brasilien, Heinrich Barth, der spätere langjährige Vorsitzende der Gesellschaft, konnte über seine großartigen Forschungen in Nordafrika berichten. All dies veranlaßte auch andere Mitglieder der Gesellschaft, Forschungsreisen in unbekannten Ländern auszuführen, so u. a. Georg Schweinfurth, den Bahnbrecher der deutschen Afrikaforschung, dessen großartige Wirksamkeit darin zum Ausdruck kam, daß er von 30 gelehrten Gesellschaften zum Ehrenmitglied ernannt wurde. Einen ungemein schätzbaren Förderer hatte die Gesellschaft in dem Professor an der Universität Ferdinand Freiherr v. Richthofen, dem berühmten Chinaforscher, der 16 Jahre Vorsitzender der Gesellschaft war und ihr auch zu dem schönen eigenen Heim verhalf, das sie seit 28 Jahren in der Wilhelmstraße besitzt. Hier sieht man, als wahre Sehenswürdigkeit und Glanzpunkt unter den Räumen, das Humboldtzimmer, enthaltend die Werke Alexander v. Humboldts und anderer Forschungsreisender. Die Bibliothek umfaßt jetzt etwa 52 000 Bände und 23 000 Atlanten. Doch eine noch größere Anziehungskraft als diese Schätze, in denen die Ergebnisse der ungeheuren Zahl von Forschungsreisen der ganzen Welt niedergelegt sind, bilden die Vortragsabende, die in der Gesellschaft für Erdkunde stattfinden. In ihnen kamen von Zeit zu Zeit auch berühmte Forscher anderer Nationen, Nansen, Sven Hedin usw., zu Worte. Vor dem Krieg war die Gesellschaft wiederholt in der Lage, Forschungsexpeditionen oder einzelne Gelehrte zur Vornahme von Reisen zu unterstützen, so erhielt auch die große deutsche Südpolarexpedition von 1901—1903, die unter Leitung des Professors E. v. Drygalski an der unerforschten Ostseite des Südpolfestlandes wirkte, von der Gesellschaft erhebliche Mittel. Als jüngstes deutsches Forschungsunternehmen großer Art war die „Deutsche Atlantische Expedition“, die im April 1925 mit Professor Merz als wissenschaftlichem Leiter abging und eine umfassende Erforschung des Atlantischen Meeres vornahm, mit der Gesellschaft für Erdkunde verknüpft. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß diese führende deutsche geographische Vereinigung, wie im ersten Jahrhundert ihres Bestehens, auch im neuen Abschnitt zur Förderung der geographischen Forschung beiträgt, die besonders in der Gegenwart stark im Vordergrund des Interesses steht und den Forschungszweig bildet, der mehr als andere die breite Öffentlichkeit zu fesseln vermag. F. Mewius.

Die Lebensdauer der Pflanzen. Wenn es auch unter den Tieren verschiedene Arten gibt, deren Alter weit über das menschliche hinausgeht, so hält doch die höchste Lebensdauer derselben in keiner Weise einen Vergleich mit den höchsten Altersstufen der Pflanzenwelt aus. Was ist das Lebensalter von 150- bis 200 jährigen Elefanten, Papageien, Karpfen und Hechten gegen jenes von vielhundertjährigen oder gar tausendjährigen Sträuchern und Bäumen? Doch nur ein geringes. Und woran mag es liegen, daß die Tiere nicht zu jenen fabelhaften Altersstufen hinaufzuklimmen vermögen? Wohl an der unterschiedlichen Organisation der allermeisten Tiere und Pflanzen. — Zunächst einige Zahlen über die Lebensalter der Pflanzen. Edeltannen werden etwa 300 Jahre alt, Fichten 400 und darüber, die Lärchen 500; der Bergahorn (Acer pseudoplatanus) bringt es auf 600 Jahre, die Bergkiefer (Pinus montana) auf 1000, die Eiche auf 1500, die Eibe auf 3000 Jahre. Die kalifornischen Mammutbäume (Sequoia gigantea) werden auf weit über 3000 Jahre geschätzt, und von dem im Jahre 1868 vom Blitze zerstörten heiligen Drachenbaum auf Teneriffa wird ein Alter von 6000 Jahren angenommen. Bei Myrten hat man ein Alter von 156, beim Efeu ein solches von 440 Jahren festgestellt. Auch die Lebensdauer von allgemein als hinfällig bekannten Organen, von Blättern und Nadeln, kann mitunter recht ansehnlich sein. Werden doch die Blätter von unserem Efeu über 2 Jahre, die unserer Preißelbeere 29 Monate und die vom Lorbeerbaum 6 Jahre alt; die Nadeln einiger Tannenarten können ebenfalls mehrere Jahre am Baum bleiben, beispielsweise die der Weiß- oder Edeltanne 5—7 Jahre und die der spanischen Pinsapotanne (Abies pinsapo) sogar über 12 Jahre. Daß es selbst unter höheren Pflanzen sehr kurzlebige Formen gibt, besagen ja schon die

Bezeichnungen ein- und zweijährige Pflanzen, wobei die ersteren durchaus nicht immer ein volles Jahr alt werden müssen. Denken wir doch an unser Winter- und Sommergetreide, von dem die beiden Arten so ziemlich um dieselbe Zeit reifen. Ja, manche unserer Unkräuter in Feld und Garten, wie die Vogelmiere (Stellaria media), das gemeine Kreuzkraut (Senecio vulgaris) und viele andere, bringen es in einem Jahr auf mehrere Generationen. Unter den niederen Pflanzen finden wir neben äußerst kurzlebigen solche mit einem relativ sehr hohen Alter. Eine ganze Anzahl von Algen wird nur wenige Tage alt. Wohl aber dürften die größten aller Pflanzen, nämlich einige Braunalgen, die 200—400 m lang werden und demnach das Längenwachstum selbst der Mammutbäume weit übertreffen, ein entsprechend hohes Alter erreichen. (Bis heute wissen wir noch nichts über die Lebensdauer dieser Pflanzen.) Das an sich mitunter beträchtlich lange Leben mancher Sporen und vor allem der Samen verschiedener Pflanzen läßt sich durch trockene Aufbewahrung verlängern. Auf diese Weise kann man manche Algen, wie Blaualgen (Nostoc), in trockener Erde 70 Jahre lang erhalten, manche Bakterien über 100. Samen der bekannten Sinnpflanze (Mimosa pudica) bleiben 50 Jahre lang keimfähig. (Das hohe Alter des sog. Mumienweizens hat sich als eine Fabel erwiesen.) — Der oben angedeutete Organisationsunterschied zwischen Tier und Pflanze beruht darauf, daß die letzteren als „offene" Formen ein unbegrenztes Wachstum haben, d. h. an ihren Sprossen und Wurzeln eine fortgesetzte Zuwachsfähigkeit besitzen und durch ein sogenanntes Kambium (Dauergewebe) ein ständig fortschreitendes Dickenwachstum aufzuweisen vermögen (wie alle Zweikeimblätter oder Dikotyledonen sowie unsere Nadelholzgewächse). Demnach wäre es keineswegs ausgeschlossen, daß der erwähnte vom Blitz gefällte Drachenbaum wohl heute noch leben könnte und sein Weiterwachstum ohne das Hinzutreten von äußeren Umständen gewährleistet wäre. Wie viele Jahresringe so ein Baum anzusetzen vermag, ist uns vollständig unbekannt. Ob zwischen der Lebensdauer und Größe der Pflanzen ein bestimmtes Verhältnis besteht, ist nicht ohne weiteres zu bejahen. Für die Bäume mag das weitgehend zutreffen. Jedoch sprechen gegen die Verallgemeinerung einer solchen Annahme die ganz gewaltigen Größenunterschiede einjähriger Pflanzen, unter denen wir neben unscheinbaren Zwergen wahre Riesen antreffen (Frühlingshungerblümchen und Sonnenrose). Worin die Ursachen der verschiedenen Lebensdauer und des Todes bei den Pflanzen liegen, wissen wir so wenig, wie wir das bei den Tieren wissen. Schließlich werden sie doch in der Organisation zu suchen sein. Prof. B. Schmid.

Ein Beitrag zu der Frage „Geschlecht und Widerstandskraft". Den Naturforscher wie den Laien muß die Frage ganz besonders interessieren, ob die beiden Geschlechter unter sonst ganz gleichen Lebensbedingungen gegenüber gewissen stark wirkenden Stoffen gleich oder verschieden sich verhalten. Wir verdanken den Untersuchungen von Professor E. Abderhalden und E. Wertheimer sehr interessante Versuche und Ergebnisse über dieses Thema. Ihre Mitteilung weckt um so mehr unser Interesse, als noch weitere, kompliziertere Versuche in Aussicht gestellt werden. Zu den Versuchen diente eine große Anzahl von Mäusen, die unter ganz gleichen Verhältnissen lebten. Fünfzig Männchen und fünfzig Weibchen wurden mit Äthylalkohol behandelt. Sie erhielten täglich eine Einspritzung unter die Haut. Die Menge von 1—2 ccm von 30prozentigem Alkohol genügte, die Mäuse chronisch zu vergiften. Nicht lange widerstanden die kleinen Körper dieser Giftwirkung. Doch zeigte es sich, daß die Weibchen länger den Kampf aushielten und nicht so schnell dem Tod verfielen wie die Männchen. Von den fünfzig Männchen lebten nach 14 Tagen der Behandlung bloß acht, während von den fünfzig Weibchen ganze fünfunddreißig Stück sich noch des Lebens freuten. Wieweit die Männchen leicht dem Gift erliegen, ergibt sich auch aus folgendem. Als erste Opfer, und zwar schon nach vier Tagen, waren einige Männchen gefallen. Während von den Weibchen erst am neunten Tag ein einziges Individuum dem Gift erlag. Übrigens äußert sich die unterschiedliche Wirkung des Alkohols auf die beiden Geschlechter nur bei chronischer Vergiftung. Sonst treten die bekannten Betäubungserscheinungen, z. B. bei einmaligem Alkoholgenuß bei Männchen und Weibchen in ganz ähnlicher Weise auf, und es läßt sich dabei eine besondere Widerstandsfähigkeit des Weibchens nicht feststellen. — Wir können vielleicht auch die Angaben eines anderen Forschers (aus dem Jahre 1922) erwähnen über die Frage, wie Mäuse eine einseitige Kost ertragen. Die Zahlen über das verschiedene Verhalten der Geschlechter sind zwar nicht so überzeugend wie die oben angeführten, doch scheint es, daß die Weibchen eine einseitige Stärkenahrung besser ertragen als die Männchen. S. Rywosch.

Bibliophile Kostbarkeiten. Eine Bibliothek, die ein Alter, eine Geschichte, eine Tradition hat, ist mit anderen Maßstäben zu messen als eine bloße Büchersammlung und -ausleihe amerikanischen Stils. Ihre Schätze an Kleinodien aus Frühzeiten des Buches erhebt sie zum Rang einer kulturhistorisch bedeutsamen Stätte. Eines solchen Besitzes an Buchkostbarkeiten erfreut sich in außerordentlich reichem Maße die Leipziger Stadtbibliothek, das älteste Kulturinstitut der Stadt. Sie kann nunmehr auf ein 250jähriges Bestehen zurückblicken. Aus diesem Anlaß hat ihr jetziger Direktor, Dr. Johannes Hofmann, eine Festschrift herausgegeben unter dem Titel „Die Bibliothek und ihre Kleinodien" (Verlag Karl W. Hiersemann, Leipzig). Außer einer vom Herausgeber verfaßten, überaus lebendig geschriebenen Geschichte der von dem Advokaten beim kurfürstlichen Oberhofgericht Huldreich Groß gestifteten Bibliothek, enthält das Buch eine Reihe beachtlicher buchkundlicher Abhandlungen (im Zusammenhang mit den wertvollen Beständen der Bibliothek). Diese in schmuckem Gewande auftretende Festgabe zeigt das Niveau, das der Herausgeber, wie er in einführenden Worten bemerkt, sich als Ziel gesetzt hat: „Ein Erinnerungsmal von bleibendem Werte zu schaffen ..."

Für Kakteenfreunde. Man darf wohl sagen, daß die Kakteenliebhaberei, wie sie einer gemütvollen und vom Lebenstempo weniger beschwingten Zeit einst eignete, heute eine Renaissance durchlebt. Aber die Mannigfaltigkeit der Erscheinungsformen ist gegen früher viel größer geworden. Dies ist auf den Sammeleifer und die Aufzucht zurückzuführen. Mit der Fülle der Arten wächst auch die Zahl der Bücher über das Kakteenreich, seine phantastisch gestalteten Bewohner und ihre Lebensbedingungen. Da ist vor allem „Das Kakteenbuch" von Walter Kupper (Verlag der Gartenschönheit, Berlin-Westend), von einem der besten Kakteenkenner geschrieben, das, von guten Abbildungen unterstützt, nicht nur eine Übersicht über alle bestehenden Arten enthält, sondern auch ihre Geschichte und Veredelung behandelt. Und da soll ferner Elly Petersens „Taschenbuch für den Kakteenfreund" (Verlag von J. F. Schreiber, Eßlingen a. N.) mit gebührendem Nachdruck allen Sammlern empfohlen werden, sowohl wegen seiner vielen Farbentafeln, die die Kakteenschönheiten prachtvoll zur Geltung bringen, als auch wegen der praktischen Anleitungen für Anzucht und Pflege dieser Gewächse. s.

Anmerkung der Schriftleitung. Das in Mehrfarben-Gummidruck reproduzierte Bild „Straßenmusikanten" auf der Umschlagseite dieses Heftes stammt von Hermann Ebers, München.

Pelzmoden-Neuheiten. In unserer Nummer 4337 vom 26. April war auf der Modellzeichnung auf Seite 646 ein Abendcape des Pelzhauses Alfred Krebs, Leipzig, eine Kombination von Maulwurf mit Brokat, beiderseitig zu tragen, durch ein Versehen unserer Zeichnerin als Arbeit einer Nürnberger Firma bezeichnet worden, was wir hiermit richtigstellen. Dieses vornehme Cape hat auf der Leipziger Neuheiten-Ausstellung des Reichsbundes der deutschen Kürschner, die von Kürschnern aus dem ganzen Reich beschickt worden war, berechtigtes Aufsehen erregt und ist mit der goldenen Medaille ausgezeichnet worden.

BÜCHER, DIE MAN LESEN SOLLTE

SPAZIERGÄNGE DURCH DIE NEUESTEN ERSCHEINUNGEN DER BELLETRISTIK / VON DR. EGBERT DELPY

Johan Bojer, der Norweger, der seit Jahrzehnten wundervoll rassige, großartige und aufregende Romane schreibt, die man in Deutschland in den letzten Jahren zu entdecken und endlich nach Gebühr zu würdigen begonnen hat, legt ein neues Buch vor uns hin: „Die Auswanderer“, aus dem Norwegischen übertragen von J. Sandmeier und S. Angermann (C. H. Becks Verlag, München). Erfüllt von den großartigen Gesichten der „Lofotfischer“, des „Großen Hungers“, des dämonischen „Mannes mit den Masken“, taucht man begierig in die Lektüre ein und wird alsbald vom großen, flutenden Strom der Erzählung eingefangen und entführt, hinein in die enge Welt der Gebirgstäler Norwegens, hinaus aufs Meer und mit der nie ruhenden Auswanderer-Woge über den Ozean hinweg in die endlosen Grasebenen Nord-Dakotas. Man erkennt bald, daß Bojer hier das große Gegenbild zu den Lofotfischern gemalt hat. Wiederum entfaltet sich in dunklen, mächtig anschwellenden Klängen das Epos von der Urnot der Menschen, denen eine karge Heimat allzu schweren Lebenskampf auferlegt, der sie wieder und wieder hinaustreibt auf Wanderer- und Erobererfahrt. Uralter Wandertrieb in der norwegischen Seele wirkt sich aus, dunkles Erbe der Väter, harter Heimatscholle zu entfliehen und in der Ferne irgendwo Glück und Reichtum mit leichterer Mühe zu erjagen. Und hier wie dort wird unsäglicher Kampf, erbittertes, verzweifeltes Ringen ums Dasein daraus, unendlich härter und wilder, als es die Heimat je gefordert... Großartig entfaltet sich Bojers eindringliche und doch so wohltuend unaufdringliche Lebenswahrheit und epische Größe im Roman dieser Männer und Frauen, denen die Heimat aus allerlei Gründen zu eng ward, und die nun, verloren in der endlosen Prärie, vom Einsamsein eng aneinandergepreßt, die Entwicklung von den dunklen Erdhütten der Steinzeit bis herauf in das Jahrhundert des Motors in einem einzigen Menschenalter durchlaufen und durchkämpfen müssen. Hier liegt der Nachdruck nicht auf irgendwelcher Abenteuer-Romantik, sondern durchaus auf der psychologischen Auswirkung des unerwarteten Kämpfenmüssens in Charakter und Gemüt all dieser so verschieden veranlagten norwegischen Menschen. Da sind Schwerfällige und Leichtsinnige, Verkümmerte und Verwöhnte, moderne Freiheitsphantasten und ehrgeizverbrannte Projektemacher, simple Bauern und komplizierte Stadtmenschen. Sie alle wirft das Schicksal in die gleiche eisenharte Mühle. Und siehe — die Phrasen fallen ab, der blanke Mensch kommt zum Vorschein. Und im erbitterten Kampf mit maßlosen Naturgewalten befreien sich alle verschütteten Kräfte, triumphiert die uralt-trotzige Zähigkeit des norwegischen Bauernvolks. Wir erleben das langsame Aufblühen der Ansiedlung und die dann einsetzende Entwicklung in amerikanischem Tempo zum wohlhabenden Landstädtchen. Und langsam schiebt sich die neue Tragik der Auswanderer in den Vordergrund: Volk zwischen zwei Völkern zu sein, seelisch zugleich gebunden an zwei weltenweit voneinander entfernte und verschiedene Nationen, hin und her getrieben zwischen beiden und ewig vom Heimweh gejagt nach jener, in der man sich nicht befindet. Und indem er sein bewundernswert reiches und menschlich bedeutsames Buch im ergreifenden Mollakkord dieser Erkenntnis schließen läßt, rührt Bojer noch einmal an die schmerzlichste Stelle des ganzen Auswanderer-Problems: daß für fremdes Land in äußerster Not gewaltige aufbauende Arbeit geleistet wird, von der ein Bruchteil schon der Heimat zum Vorteil und Segen gereicht hätte. Zugleich aber kennzeichnet der Dichter damit die Urtragik des Menschen überhaupt, der „das Glück“ ewig in der Ferne suchen muß, mit bitterem Heimweh im Herzen. In Thema, Tendenz und Durchführung dieses ungewöhnlichen Werkes funkelt der seelische und künstlerische Reichtum eines der besten, naturnächsten Erzähler der zeitgenössischen Literatur wahrhaft befreiend auf. Hier bewährt sich ein Dichter als echter Menschheitsführer und Erzieher in leidenschaftlicher Durchdringung seines Themas, dessen abgründige Tiefen er mit scharfem Forscherblick erfaßt, um sie als Künstler in all ihren gefährlichen, zwiespältigen Auswirkungen zwischen Gut und Böse großartig klar und plastisch in die Erscheinung treten zu lassen. So typisch norwegisch der Roman in ungezählten Einzelheiten ist, als Ganzes spiegelt er ergreifend ein Stück Volks- und Menschheitsnot. Spiegelt es so menschlich unmittelbar, so köstlich frei von artistischer Ziererei, so schön getragen von gesundem, sittlichem Grundgefühl, daß man, bewegt und bereichert, diesem Buche den Platz anweist in jener Reihe nordischer Meisterromane, die menschliche Not vorbildlich groß und künstlerisch zu durchleuchten wissen.

Zu seinem Lieblingsgebiet, dem Hochgebirgsroman, zurückgekehrt ist Georg von Ompteda. In seinem neuen Roman „Der jungfräuliche Gipfel“ (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) singt er das Hohelied vom gipfelstürmenden herrlichen Bergsport, das in „Exzelsior“ und „Auf großen Höhen“ brausend erklang, noch einmal in neuer, humorvoll-ernster Variation. Um einen noch namenlosen, unbestiegenen Gipfel in den Alpen bei Zermatt entspinnt sich ein zäher sportlicher Wettkampf zwischen drei deutschen und einem englischen Bergsteiger von Ruf. Jene, ein namhafter Gelehrter, ein junger Maler und seine Schwester, als Alleingänger in manchem harten Kampf mit den Giganten der Hochgebirgswelt erprobt, dabei vom tiefen Enthusiasmus der echten Bergliebe ganz und gar erfüllt, dieser der echte Typ des englischen Sportmanns, der keine Zeit verliert mit dem Bewundern der Natur, keine Tour zum zweitenmal macht und jeden Gipfel von der Liste streicht, sobald er ihn eroberte. Wie beide Parteien, jede auf ihre besondere Art, mit dem eisgepanzerten Riesen ringen, immer wieder in diesem Kampf auf Leben und Tod abgeschlagen werden und doch nicht ablassen, bis der tödliche Absturz des Malers dem Ringen ein Ende macht, das schildert Ompteda mit aufregender Eindringlichkeit und der souveränen Sachlichkeit des Eingeweihten. Seine besondere Pointe erhält der Roman dann in den Schlußkapiteln durch die Wiederaufnahme des Kampfes nach dem Weltkrieg. Daß ihnen schließlich beiden das Wagnis gelingt und sie auf dem Gipfel des endlich Bezwungenen einander kameradschaftlich die Hände reichen, das wirkt als schönes Symbol einer Menschlichkeit, die über alle Schranken nationaler Verbitterung hinweg sich im friedlichen Wettkampf begegnet und den Meister im Gegner voll anzuerkennen weiß. Durch seine prachtvollen Naturschilderungen und die glänzende Darstellung gefahrvoller Kletterleistungen jeder Art fesselt der Roman auf persönliche Weise. Es weht die frische, reine Luft der Alpen in dem Buch, ein Vorzug, den man als stille Wohltat empfindet. — „Henker, Heilige, Hetären“ nennt A. de Nora einen Novellenband, mit dem er nach längerer Schaffenspause wieder vor die Öffentlichkeit tritt (L. Staackmann, Leipzig). Auch dieses Buch ist stofflich eigenartig, sucht seine Motive jenseits des Üblichen und hält durch ihre Originalität in Atem. Aber sein Wesentliches, Entscheidendes, das, was bezaubert und hinreißt, ist das heiße Herz, das dahinter steht, jene dichterische Naturkraft, die den Erzähler in wirbelndem Tempo vom Himmel durch die Welt zur Hölle und wieder zurück treibt. Es lebt eine ungestüme Glut in diesen Novellen, etwas Elementares, das ins tiefste Innere des großen Menschenrätsels vorzustoßen und einzudringen strebt. Wie das Sauerstoffgebläse durch Panzerplatten dringt, so schmilzt A. de Noras Glut die Eisen und Hüllen rings um das Menschenherz und legt seine tiefsten Geheimnisse bloß, läßt Göttliches im Abgrund aufflammen, Dämo-

nisches mitten in reinsten Regionen sich enthüllen. Ob er nun Henker, Heilige oder Hetären sich offenbaren läßt, immer ist es die Urgewalt des Doppeltriebs im Menschen, der ihn zwischen Himmel und Hölle hin und her reißt und ihn in beiden zugleich beheimatet zeigt, die er mit bezwingender Kraft in großartig gesteigerten dramatischen Entladungen sich manifestieren läßt. In prachtvoller Gegensätzlichkeit stellt er den Henker neben das Modell, den Bauern neben die Kurtisane, den chinesischen Räuber neben den modernen Gesellschaftsmenschen und läßt ihr Geheimnis im Brand eines gewaltigen Erlebens hell auflodern. Zuweilen reißt ihn die dichterische Glut über die Erde hinaus in den Bezirk der Träume und Visionen, die ihm dann dazu dienen müssen, das Menschliche um so gewaltiger zu spiegeln. Mit unheimlicher Plastik formt er in der kurzen Legende „Der Dämon weint“ das wirbelnde Chaos des Dämonentanzes in und um den Menschen, das schließlich doch an nie zu besiegender Gottsehnsucht scheitert. Und zu noch größerer, blutwärmerer Form steigt er auf in dem Märchen vom gewaltigen chinesischen Räuber, der als leidenschaftlicher Schützer und Anwalt aller Bedrängten und Unterdrückten sich schließlich gegen den vermeintlichen Urheber und Dulder alles Elends in der Welt, gegen Gott selbst, wendet. Dieser Kampf gegen Gott, der Chaos und Untergang der Welt herbeiführt, aber Li-Pao-Tes glühende Sehnsucht in neuerschaffenen Menschen fortbestehen läßt, hat majestätische, wundervoll durchseelte epische Form, wie man ihr selten begegnet. Hier fühlt man sich von ganz großer Gestaltungskraft angefaßt und hoch über Übliches emporgehoben. Hält man hierzu noch die Furchtlosigkeit, Urkraft, Großartigkeit in der symbolischen Auswertung eines Alltagsvorgangs, wie er in der Bauernerzählung „Natur“ vorliegt, so ergibt sich eine schöpferische Potenz, die für A. de Noras gesteigerte und konzentrierte Künstlerschaft das schönste Zeugnis ablegt. — Freunden humorvoll angeschauter, satirisch durchleuchteter und zugleich gefühlszart durchsonnter Wirklichkeit hat **Max Dreyer**, der fröhliche Erzähler von der Waterkant, einen neuen Roman geschenkt: „**Das Himmelbett von Hilgenhöh**“ (L. Staackmann, Leipzig). „Leichtherzig“ nennt er selbst sein munteres Buch, in dem fröhlich-derber Lebensübermut eines Genesenden sein Spiel treibt mit allerhand an sich und der Zeit leidenden deutschen Menschlein beiderlei Geschlechts. Aber leichtherzig ist nur die äußere Form und das Grundmotiv. Wie Dreyer daraus die innere Wesenheit, Wert und Unwert seiner mit differenzierter Nuancierung in das Doppellicht von Scherz und Ernst gerückten Gestalten ableitet, das ist künstlerisch ernst und wertvoll und leiht der Heiterkeit den gesunden, fesselnden Rückhalt tieferer Bedeutung. Es ist gut, daß wir auch solche Erzähler haben, die den Zeitgenossen lachend den Spiegel vorhalten, in dem sie erkennen können, wie sie eigentlich gewachsen sind.

ZUM NACHDENKEN

Buchstabenvertauschrätsel.

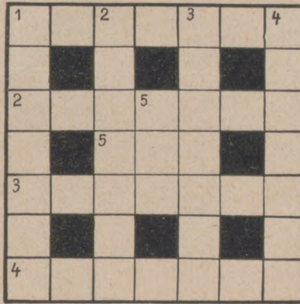
FIS DISS SUYZK UFFOL,
BIN FIS BURR.
MOL UNK OUS FISS,
MOL NUYZ WONYZOUMOK,
MIN PE BARROS,
BIN FIS DISS.

Vertausche die einzelnen Buchstaben mit anderen des Alphabets, so erhältst du einen Spruch.

Schlüssel:		
1 REKZOL	=	Reformator
2 OUNROWOS	=	Bergwerkstadt am Harz
3 BALFN	=	Stadt am Rhein
4 DIKZILUSI	=	weiblicher Vorname
5 NYZBOUP	=	europäisches Land
6 MONNIE	=	Stadt an der Mulde

Magisches Kreuzworträtsel.

Zu verwendende Buchstaben: a a a a a a b b b d d e e e e e e e e e e h i l l l l l l m m n n n n r r s s t t. Wagerecht und senkrecht: 1 Dichtungsart, 2 Beleuchtungsmittel, 3 Oper von d'Albert, 4 chemischer Grundstoff, 5 Lebensbund.



Erraten.

„Ein türkischer Ehrentitel ist zu finden“, lautete die Aufgabe, als wir Rätselfreunde beisammen waren. Freund X, der sich das Problem erdacht hatte, trat in die Mitte des Kreises und rief uns jedem einen Begriff zu. Je ein Buchstabe sollte aus den einzelnen Wörtern herausgeschält werden. Nur, wer sich die ganze Reihe dieser Zeichen merken konnte, hatte Aussicht, die Lösung zu finden. Großpapa, begann er bei mir, dann fuhr er der Reihe nach fort: Ehemann — Eidam — Nichte — Schwager — Tochter — Gemahlin.

„Aha“, sagte der fixe Paul Schmidt, noch ehe der fällige Zuruf an ihn gerichtet war. X setzte sich, er wußte, die Aufgabe war bereits gelöst.

Krach.

Der Generaldirektor sprach
Zum Aufsichtsrat, den er geladen:
Ich bat Sie her zum heut'gen Tag,
Um übers Ganze zu beraten.

Es dünkt mich dieses viel zu hoch,
Und Schaden werden wir erleiden. —
Man mache einen Einsdrei doch:
Wie könnten wir den Drei vermeiden?

Zwei Mitteln sind wir gar nicht reich,
Und Schulden müssen unterbleiben. —
Einszwei, Ihr Herren, bitte, gleich
Hier Ihren Beitrag aufzuschreiben!

Rösselsprung.

bens	bel	le	du	die	ßer	ist	noch
dei	es	le	pö	zah	manch	ja	blo
wahn	bahn	wie	mal	oft	kein	mußt	nis
ja	ne	so	be	hein	bor	hei	ist
und	mensch	ist	gen	ne	ge	damm	du
schul	die	mensch	tan	wi	rich	kurz	den
ver	die	bens	lang	te	teu	und	ver
le	den	spot	e	bahn	ge	nicht	sel

Silbenrätsel.

Aus den Silben: a — a — ber — bi — bo — chen — dad — de — de — der — di — dorff — e — e — e — ei — ei — feu — gains — gi — gie — he — ips — krai — kun — lo — ment — mer — mi — mo — nar — ne — ne — ne — ni — non — o — pi — re — rough — sa — se — so — the — tri — tri — u — u — ur — war — wich — zis sind 18 Wörter zu bilden; Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ergeben einen Spruch. Die Wörter bedeuten: 1 Insel an der Nordküste Südamerikas, 2 Truppenabteilung, 3 Gefäß, 4 amtliches Dokument, 5 Pflanze, 6 italienische Provinz, 7 Zwischenhandlung, 8 Pelztier, 9 deutscher Dichter, 10 Prophet, 11 englische Stadt und Grafschaft, 12 Teemaschine, 13 Religionswissenschaft, 14 Schloß im Park von Versailles, 15 russisches Land, 16 berühmter englischer Maler, 17 Nebenfluß der Fulda, 18 Blume.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4341.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4339.

Silben-Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Harlekin, 3 Redoute, 5 Kelter, 7 Toga, 8 Niese, 10 Zigarre, 11 Makel, 12 Lawine, 14 Rokoko, 16 Doggerbank, 18 Bolero, 20 Lage, 21 Nomade, 22 Saga, 24 Burte, 25 Gage, 27 Gamasche, 28 Rakete; senkrecht: 1 Harmonie, 2 Kinkel, 3 Rega, 4 Tenakel, 6 Terzine, 7 Torero, 9 Sela, 11 Mako, 13 Wikinger, 15 Koralle, 16 Dogge, 17 Banknote, 18 Bodega, 19 Rosa, 20 Ladoga, 23 Gavotte, 24 Bursche, 26 Gera.

Rösselsprung: Wollen und Können. „Ich will" ist ein gewichtig Wort, / spricht mit sich selbst der Mann; / doch steht gegenüber er der Welt, / so gilt doch nur: „Ich kann". (Grillparzer.)

Das goldene Kalb: Vielleicht wird mancher Leser einfach 1395 mit 100 multizipliert und so den Wert des 100pfündigen Kalbes zu 139500 R. M. festgestellt haben. Das ist aber natürlich nicht richtig; denn indem das Kalb zu Gold erstarrt, ändert es sein spezifisches Gewicht. Um es den Lesern nicht zu leicht zu machen, war in der Aufgabe absichtlich eine Angabe darüber nicht gemacht worden. Nun beträgt aber das spezifische Gewicht des Goldes etwa 19, während das spezifische Gewicht des lebenden Kalbes mit etwa 1 angenommen werden kann. Das goldene Kalb ist also rund 19mal so schwer wie das lebende und hat daher einen Geldwert von mehr als 2½ Millionen Reichsmark.

Silbenrätsel: 1 Alhambra, 2 Massachusetts, 3 Elektra, 4 Nauheim, 5 Dorothea, 6 Erdbeben, 7 Segelschiff, 8 Imatra, 9 Erlangen, 10 Hamerling, 11 Tschechoff, 12 Melone, 13 Almanach, 14 Nachtigall, 15 Wohnungsnot. — Am Ende sieht man, was am Anfang fehlt.

Versteckrätsel: **Brot, Kaes**e, Sü**ppc**hen, Ripp**chen.** — Rotkaeppchen.

Homonym: Das Tor, der Tor.

Palindrom: Renner.

Zaunrätsel:

```
RIESENGEBIRGE
 N E E G N R
 G M C M D A
 W E K O I N
 E L A N E I
 R E R T N T
```

Streichholzrätsel:

PERLE

Bei Bezug unserer Zeitung durch die Post

bitten wir, Unregelmäßigkeiten in der Zustellung sogleich dem zuständigen Bestellpostamt zu melden. Erst wenn dies erfolglos ist, bitten wir uns davon in Kenntnis setzen zu wollen. Wird unsere Zeitung in beschädigtem Zustande zugestellt, so bitten wir, die Annahme unter Hinweis auf die Beschädigung zu verweigern und in diesem Falle uns gleichzeitig direkt zu benachrichtigen.

Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung (J. J. Weber), Leipzig C 1, Reudnitzer Strasse 1–7.

Lest gute Bücher. Wissen gibt Macht.

Illustriertes Verlagsverzeichnis kostenfrei.

J. J. WEBER, Illustrirte Zeitung, Leipzig C 1.

Für unsere Bezieher

haben wir, mehrfachen Anregungen aus unserem Leserkreise folgend, einen **Sammelkasten** für die Nummern der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ anfertigen lassen, der dazu dienen soll, die Hefte bis zum Einbinden vor Beschädigungen (Bestossen der Ecken usw.) zu schützen.

Dieser Sammelkasten ist 28½ cm breit, 39½ cm lang, 9 cm hoch und bietet bequem Platz für 26 Hefte eines Halbjahrs. Für den Bezug wurde dunkelgrünes Leinen verwandt, die Aufschrift ist in Goldprägung hergestellt, sodass der Kasten infolge seines gefälligen Aussehens nirgends störend wirkt. Der Sammelkasten ist sehr stabil gebaut und deshalb dauernd benutzbar. Es handelt sich also um einmalige Anschaffung von bleibendem Wert. Der Preis ist niedrig bemessen und beträgt 3 RM. zuzüglich Versandspesen.

EINBANDDECKEN für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ in grünem Ganzleinen mit Goldprägung werden jeweils für den Halbjahrsband geliefert und kosten, einschliesslich eines ausführlichen Inhaltsverzeichnisses, je 4 RM. zuzüglich Versandspesen.

GESCHÄFTSSTELLE DER ILLUSTRIRTEN ZEITUNG (J. J. WEBER), LEIPZIG C 1, Reudnitzer Strasse 1–7.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W. 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann [illegible], für den Anzeigenteil Ernst [illegible], beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Anzeigen-Vertreter für die Schweiz: Annoncen-Expedition Kosmos, Friedrich Schröder, Zürich, Moussonstraße 12. General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale. Paris 8. e., 44/bis. Rue Pasquier.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



PROF. FRANZ KIENMAYER

JAPANISCHER SCHAUSPIELER

VERLAG ★ J.J.WEBER ★ LEIPZIG

NR. 4341. 170. BAND

EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK

24. MAI 1928



Berndorf

BESTECKE * TAFELGERÄTE

Erhältlich in allen Fachgeschäften und in den Niederlagen: Berlin W, Leipziger Straße 6, Wien. I, Wollzeile 12, I, Graben 12, VI, Mariahilfer Straße 19/21, Prag, Ulice 28 rijna 11, Budapest, IV, Vaci utca 4. Zweigfabriken: Eßlingen a. N., Luzern, Murbacher Straße 1, Mailand, Via Pergolesi 8 - 10, Bukarest, Strada Cazarmi 89.

BERNDORFER METALLWARENFABRIK ARTHUR KRUPP A. G., BERNDORF N.-OEST.



Die Aktiengesellschaft CRISTALLERIES DE NANCY
Niederlage in Paris: 47 Rue Le Peletier
zeigt uns eine neue und prächtige Sammlung in

SCHLEIFKRISTALLEN

Vasen, Tafelservicen und Fantasieartikel sowie Garnituren für den Toilettetisch und Flacons für Luxus-Parfümerie, in schönsten Verzierungen und Farben

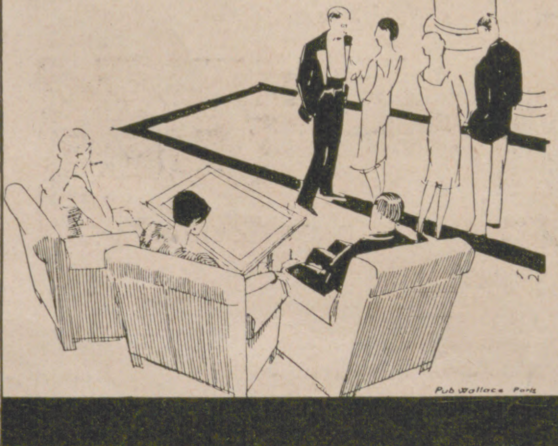
GRAND PRIX ARTS DECORATIFS PARIS 1925

Das SCHÖNE mit dem VORNEHMEN vereint. EINMAL dort abgestiegen wird es zum HEIM in PARIS. Das neu eröffnete

HOTEL ROYAL-HAUSSMANN

liegt in der nächsten Nähe der OPER, der grossen THEATER, des BANKENVIERTELS und der BÖRSE; 5 Gehminuten zur RUE DE LA PAIX. Erstklassige Küche.

Auskünfte erteilt bereitwilligst
Direktor A. MELLA
2-4, Bd Haussmann, PARIS



PARIS HOTEL DES CAPUCINES
37, Bd. des Capucines. Bei der Oper und Madeleine. — Grösster Komfort.

***PARIS* HOTEL MIRABEAU**
8, RUE DE LA PAIX DAS VORNEHME HAUS.

Lebens=Pläne

fördernde **Charakter=Beurteilg. briefl.** durch den mit 30 Jahr. Lebens-Beratg. und 10 Werk. alteingeführten **Psycho=Graphologen**
P. P. Liebe, München, Post 12, Pschorr-Ring. Prospekt frei.
Dann erst Briefe senden.



überall **Carmol**
(KARMELITERGEIST)
Carmol-Fabrik Rheinsberg i/M

Krankenfahrstühle neueste, individ. Konstruktion, leichter Antrieb und Steuer, auch mit Motor.
Spezialfabrik **Fr. Albrecht & Co., Berlin S 42,** Prinzenstraße 12.

Bettücher

mit verstärkter Mitte, besonders geeignet f. Anstalten, Hotels usw. **Meterpreis 2.60 bis 3.95 Mk.** Ferner **Wäschestoffe, Damast, Betten, Steppdecken, Tischzeug, Handtücher, Küchentücher, Leibwäsche, Trikotunterwäsche** usw.
Muster bereitwillig.
Wäschefabrik
Heinrich Eggemann, Bielefeld 10, Schließfach.
Seit 76 Jahren Erzeuger von Leinen- und Wäscheaussteuern.

Bis Ende September

DEAUVILLE

„Der Strand der Blumen"

187 km von Paris — Autostraße — Durchgehende Schnell- und Pullmanzüge

NORMANDY-HOTEL — 500 Zimmer mit Bad und Telephon
ROYAL-HOTEL — 400 Zimmer mit Bad

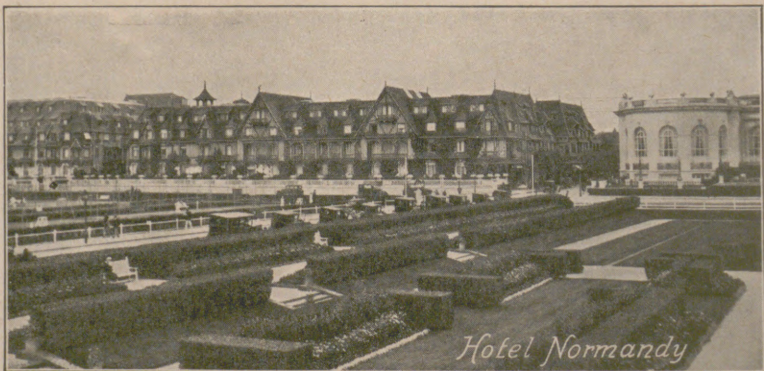
CASINO

Opern - Operetten - Lustspiele
RESTAURANT DES AMBASSADEURS
Glänzende Feste - Hervorragende Attraktionen

Golf - Polo - 2 Rennplätze - Segelregatten - Tennis

4 000 000.-
Francs Preise

Nach der „Großen Woche" setzt sich die Saison im September mit den verschiedensten, hervorragenden Festlichkeiten fort. Für alle Auskünfte wollen Sie an die Hotels oder an das Büro in Paris: 73 rue d'Anjou, schreiben (Deutsche Korrespondenz).



APEC, PARIS

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

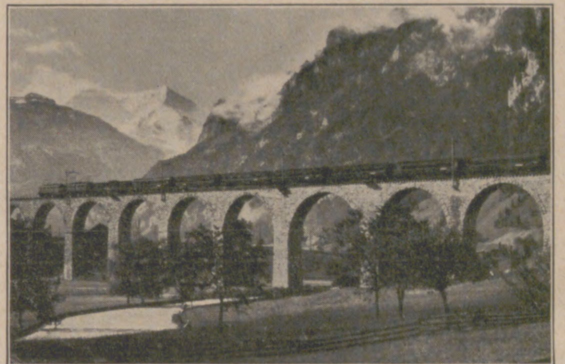
Nr. 4341. 170. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 24. Mai 1928.



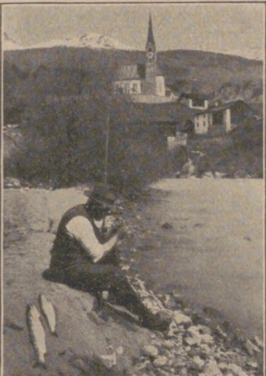
Zürich, Großmünster und die Alpen. Phot. Wehrli A. G. Kilchberg-Zürich.



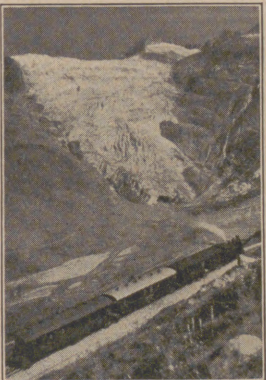
Ansicht von Villars-Chesières. Phot. L. Butner, Villars s. Oilon.



Lötschberg-Bahn, Kander-Viadukt. Phot. G.Schneiter, Thun.



In Graubünden. Phot. J. Feuerstein, Schuls-Tarasp.



Furka-Oberalp-Bahn. Phot. J. Gaberell, Thalwil (Zürich).

SOMMER IN DER SCHWEIZ

Zahlreiche Höhenkurorte, wundervolle Ausflüge und Spaziergänge, Hochtouren, Radsport, Automobilsport, usw.

Für Auskünfte jeder Art über Reisen, Fahrkarten, Kurorte, Heilbäder und Sanatorien, sportliche und künstlerische Veranstaltungen, sowie öffentliche und private Erziehungsanstalten, Sehenswürdigkeiten, usw. wende man sich an die **Schweizerische Verkehrszentrale, Zürich und Lausanne, Schweizer Verkehrsbureau, Berlin NW 7,** Unter den Linden 57/58 und alle Reiseagenturen, sowie alle **Verkehrsbureaux** der untenstehenden Kurorte.

In den **SCHWEIZER STÄDTEN: Basel,** die typische Schweizerstadt am Rhein. Berühmte Kunstschätze (Böcklin, Holbein). Ausgangspunkt für alle Schweizerreisen. **Genf.** Sitz des Völkerbundes. „Ein reizender Aufenthaltsort, für den ich in keinem andern Land der Welt einen ebenbürtigen gefunden habe." J. J. Rousseau. **Zürich,** die bedeutendste Schweizerstadt. Neue Tagesschnellzüge Berlin-Stuttgart-Zürich 15 Stunden, Köln-Schwarzwald-Zürich 11 Stunden. Fluglinie Berlin-Zürich 5 Stunden. **Lausanne-Ouchy** (Genfersee). Idealer Aufenthaltsort zu jeder Jahreszeit. Erziehungs- und Bildungszentrum. Golf, Tennis, Wassersport, Strandbad.

In **GRAUBÜNDEN,** dem Alpenland der 150 Täler. Vorzügliche klimatische Verhältnisse. Saison Mai bis September. Weltbekannte Luftkurorte, Mineralquellen und Bäder. — Alle Sommersporte. Besteingeführte Hotels und Pensionen.

Im **BERNER OBERLAND** Eine Fahrt mit der **Bern-Lötschberg-Simplon-Bahn,** der hochinteressanten, internationalen Nord-Süd-Transitlinie mit vorzüglichen Verbindungen und direkten Wagen, ist ein seltener Hochgenuß. **Adelboden** (1356 m). Bestbekannter, hochalpiner Kur- und Sportplatz I. Ranges. Hotels für alle Ansprüche. **Interlaken,** das gesellschaftliche Zentrum des Berner Oberlandes, ist das Ziel aller Besucher der Schweiz. Pensionspreise von Fr. 8.– an. Kursaal, Unterhaltungsspiele, Sport, usw. Zu Füßen der Gletscher liegen **Grindelwald, Kl. Scheidegg, Lauterbrunnen, Mürren, Wengen.** Das **Jungfraugebiet** (800 bis 3457 m) ist einer der schönsten Flecke der Schweiz. Elektrische Bahnen nach den luftigen Höhen: **Schynige Platte, Mürren, Allmendhubel, Kl. Scheidegg** und dem Wunder in Eis und Schnee, dem **Jungfraujoch,** Europas höchster Bahnstation.

Im **WALLIS, Zermatt** (1620 m). Idealstes Feriengebiet a. Matterhorn inmitten der höchsten Schweizeralpen mit der weltberühmten **Gornergrat-Bahn** (3136 m). **Furka-Oberalp-Bahn,** die unvergleichliche Alpenbahn von der Rhone zum Rhein. Die elektr. **Martigny-Chamonix-Bahn** verbindet die Simplonlinie mit dem Mont-Blanc-Gebiet, mitten durch wunderbare Schluchten hindurch.

In der **ROMANISCHEN SCHWEIZ.** Hohen Genuß bietet eine Reise von **Montreux** nach **Interlaken** mit der **Montreux-Berner-Oberland-Bahn. Villars-Chesières-Arveyes** (1300 m). Ideale Bergstationen. Sportzentrum. Golf.

Allgemeine Notizen.

Die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft hat Professor Dr. Deetjen-Weimar als Präsident, Geh.-Rat Prof. Dr. Schick-München und Geh.-Rat Prof. Dr. Max Förster-München als Vizepräsidenten wiedergewählt. An Stelle des verstorbenen Max Martersteig tritt Intendant Dr. Saladin Schmitt-Bochum in den Vorstand ein, während Stadtrat Wilhelm Stumpf-Bochum zum Ehrenmitglied ernannt wurde. Den beiden letztgenannten soll damit der Dank der Gesellschaft für die glänzende Vorbereitung der Bochumer Shakespeare-Woche dargebracht werden.

Heimatfestspiele auf der Porta Westfalica. Zahlreiche Vereine der Jugendbewegung beabsichtigen die Aufführung von Hebbels „Nibelungen“ auf der in einer gewaltigen Felsschlucht bei der Porta hergestellten Freilichtbühne. Von der „Ufa“, der Herstellerin des Nibelungenfilms, sind die sämtlichen für diesen Film angefertigten Originalkostüme bereitgestellt worden. Der genaue Zeitpunkt der Aufführung ist noch nicht festgelegt. Bemerkenswert ist, daß anstatt des bisherigen Theaterstils die choristische Darstellungsform versucht werden soll, gefügt aus Musik und Tanz, rhythmischer Bewegung und farbiger Bildwirkung, Einzelspiel und Chor.

Eine Weltschau der Plastik wird für diesen Sommer in Kassel vorbereitet. Sie soll vom Juni bis zum September bildhauerische Werke aus allen hervorragenden Ländern künstlerischen Schaffens im Orangeriegebäude vorführen.

Elida-Preis. Entsprechend dem Georg-Schicht-Preis in Deutschland wurde durch die ständige Delegation der Künstler Österreichs im Auftrag der Parfümerie Ges. m. b. H. Elida in Wien ein Wettbewerb zur Erlangung des schönsten österreichischen Frauenporträts ausgeschrieben. Als Preis wurden 7500 Schilling ausgesetzt. Das Bild bleibt Eigentum des Künstlers. Die Bedingungen sind durch die ständige Delegation der bildenden Künstler Österreichs, Wien IV., Karlsplatz, zu beziehen.

Vorsaison im Seedienst Ostpreußen. Die Schnellschifflinie Swinemünde—Zoppot—Pillau—Memel ist schon seit Ostern die erste, im Herbst die letzte Personenverbindung an der Deutschen Ostseeküste mit den bekannten Motorschnellschiffen „Hansestadt Danzig“ und „Preußen“, den größten und schnellsten Fahrgastschiffen der Ostsee. Vom Norddeutschen Lloyd und Bräunlich-Stettin für Reich und Preußen betrieben, bieten diese Schiffe durch

ihren gediegenen Luxus eine herrliche Gelegenheit zu Seereisen auch in Jahreszeiten, in denen die gewöhnlichen Seebäderlinien alle noch im Winterschlaf liegen. Zu Pfingsten wird der Verkehr bedeutend verstärkt und bis Memel ausgedehnt. Der Seedienst bildet dann den billigsten Weg zu den Wundern der Kurischen Nehrung. Näheres in der bezüglichen Anzeige auf Seite 778.

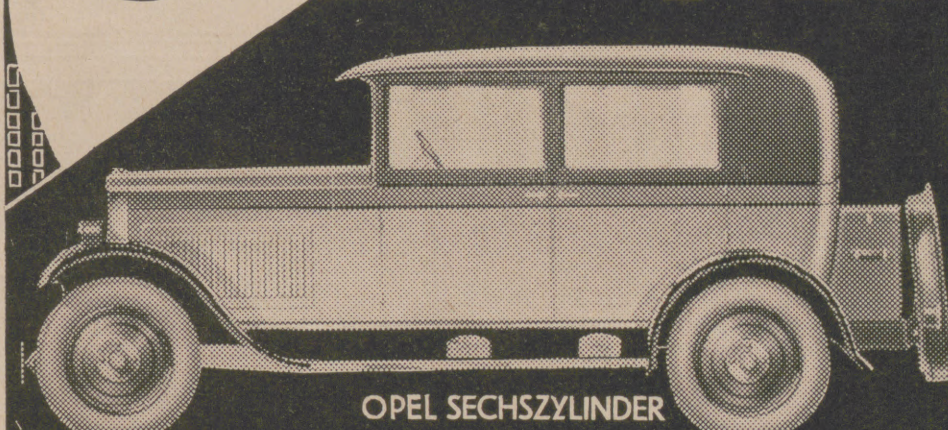
Neuerungen in den Ostseebädern. „Sie haben es gut, die Bewohner unserer Seebäder. Vom Herbst bis zum Frühjahr halten sie ihren Winterschlaf, dann folgen ein paar Monate der Arbeit, „Saison" genannt, und wieder beginnt die schöne Zeit des Müßiggangs." So denkt mancher Großstädter, der die Wirklichkeit nicht kennt. Der Winter in den Seebädern ist mit Arbeiten und Vorbereitungen für die wenigen Sommermonate angefüllt, die den Bädern den ganzen Ertrag für den Lebensunterhalt bringen müssen. Die Sommergäste werden überrascht sein, was sie alles an Neuerungen, Umbauten und Veränderungen vorfinden werden, wie aus den Ergebnissen einer Rundfrage hervorgeht, die von der Reichszentrale für Deutsche Verkehrswerbung bei den einzelnen deutschen Verkehrsverbänden veranstaltet worden ist.

Berchtesgaden—München elektrisch in drei Stunden. Seit Ende April verkehren die Züge auf der gesamten Strecke München—(Salzburg)—Berchtesgaden elektrisch. Vor etwa einem Jahr wurde die elektrifizierte Strecke München bis Traunstein in Betrieb genommen, und das letzte Teilstück Traunstein—Freilassing der Strecke München—(Salzburg)—Berchtesgaden war programmäßig im April ausgebaut und damit der Anschluß an die schon seit 1914 bestehende elektrisch betriebene Reichsbahnstrecke Freilassing—Berchtesgaden hergestellt. Es ist dies ein bedeutsames Ereignis für das Verkehrsgebiet Südostbayern, Salzburg, besonders aber für Berchtesgaden.

Rund um die Wartburg in Eisenach führt eine neue tägliche Nachmittagsfahrt mit großen Aussichtskraftwagen. Diese Fahrt ermöglicht ganz besonders schöne Ausblicke auf die Wartburg und ihre Umgebung. Außerdem werden dieses Jahr mit neuen Aussichtskraftwagen Rundfahrten in die Thüringer Bäder, wie Friedrichroda, Oberhof, Salzungen, Bad Liebenstein, Tabarz, in größerem Umfang unternommen. Die Wartburgstadt Eisenach hat sich auf den steigenden Automobilverkehr gut eingerichtet, und in einer Reihe von bessern Hotels sind neuerdings Großgaragen geschaffen worden.



OPEL DER GROSSE WURF
MODELL EUROPA



Mit einer Sieghaftigkeit ohne gleichen hat Opels neuer Sechszylinder seine Bahn genommen. Ganz besonders im Ausland — wo auch immer er erschien: auf den Ausstellungen von Amsterdam, Kopenhagen, Wien, Genf — überall hat er solche Fülle der Bestellungen auf sich gezogen, daß das Werk Mühe hat, nachzukommen. Daß Genialität des deutschen Konstrukteurs, Sorgfalt des deutschen Arbeiters, Geschmack des deutschen Künstlers wirksam waren, ist selbstverständlich. Was aber mehr bedeutet: Glück hat hier die unendlichen Beziehungen der Pläne und Ausführungen zu einer Einheit und Vollendung gebracht, wie sie nur selten sich ergeben. Der Opel 2 Liter Sechszylinder ist der

WAGEN EUROPAS

geworden, der Wagen, der die Eigenart europäischer Verhältnisse wie kein anderer getroffen hat. Gebrauchswagen, der höchste Leistungen mit höchster Wirtschaft verbindet, und Luxusfahrzeug zugleich, das im Gegensatz zum Massenfabrikat jedem persönlichen Wunsche schmeichelt: diese besondere Mischung — im Opel Sechszylinder ist sie Tat geworden. Er hat daher den Namen „Europa" erhalten.



ILLUSTRIRTE ZEITUNG



DIE SCHÖNHEIT DER OSTDEUTSCHEN LANDSCHAFT:
AM LANGEN SEE IM SCHLAUBETAL BEI FRANKFURT A. O.

(PHOT. L. HAASE & CO., FRICKE, FRANKFURT A. O.)





Auf dem ersten Rundgang. Von links nach rechts: Preußischer Ministerpräsident O. Braun; Dr. Adenauer, Oberbürgermeister von Köln; amerikanischer Botschafter J. G. Schurman; spanischer Botschafter Dr. F. Espinosa de los Monteros; Sir J. E. Drummond, Generalsekretär des Völkerbunds.

Links oben: Blick auf die Ausstellungshallen mit dem 85 m hohen Presseturm (rechts). Im Hintergrund der Kölner Dom.

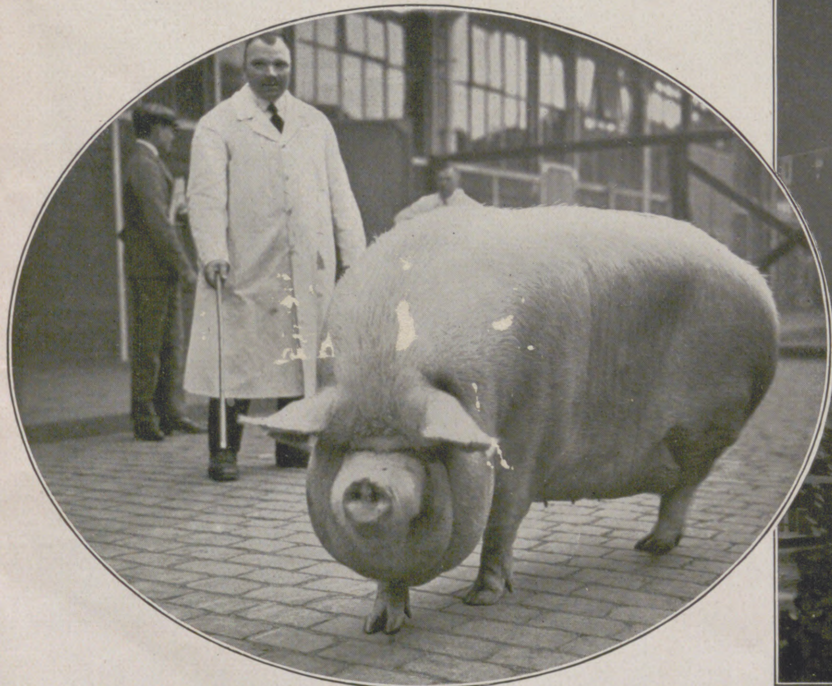
Von der Presse-Ausstellung („Pressa") in Köln, eröffnet am 12. Mai.





Anlageplan zur Lösung des Wohnungs- und Verkehrsproblems in den Großstädten der Zukunft. Rechts nebenstehend: Ein Teil des Ausstellungsgeländes mit dem Kugelhaus (links). Im Hintergrund die Stadt Dresden.

„Die Technische Stadt", die Ausstellung der VII. Jahresschau deutscher Arbeit in Dresden, eröffnet am 16. Mai.





Links: Von der 42. Mastvieh-Ausstellung auf dem Zentralviehhof in Berlin, die am 15. Mai ihren Anfang nahm: Ein preisgekröntes Edelschwein, der 972 Pfund schwere Vollblut-Yorkshire-Bork. — Rechts: Blick in die Halle der am 12. Mai eröffneten Allgemeinen Wassersport-Ausstellung (AWA) in Potsdam.

NEUERÖFFNETE DEUTSCHE AUSSTELLUNGEN

DIE GEGENWÄRTIGEN STRÖMUNGEN IN DER PHILOSOPHIE DES AUSLANDS

VON PROF. T. K. ÖSTERREICH, TÜBINGEN

Erst seit ein bis zwei Jahren etwa können wir uns in Deutschland wieder einigermaßen ein Bild von der heutigen Lage der Philosophie im gesamten Ausland machen. Kein Außenstehender hat einen Begriff davon, in welchem Maße noch ums Jahr 1924 unsere großen Bibliotheken, die schon vor dem Krieg die außerdeutsche Philosophie vielfach etwas vernachlässigt hatten, im Rückstand waren. Ein ganzes Jahrzehnt wissenschaftlicher Auslandsproduktion fehlte restlos. Erst die großzügige Hilfe der „Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft" unter ihrem tatkräftigen Präsidenten Exzellenz von Ott hat in den letzten Jahren gründlichen Wandel geschaffen, so daß die deutschen Bibliotheken jetzt sogar weit vollständiger als vor dem Kriege mit internationaler Literatur ausgestattet sind.

Mustert man nun heute die philosophische Lage im Ausland, so ergibt sich als erstes, daß die Tendenz zur Nationalisierung dieser Wissenschaft, die im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts eingesetzt hatte, sich noch weiter verstärkt hat. Entsprechend dem Geiste der Zeit, schreiben heute die Gelehrten aller Länder, selbst der kleinsten, auch auf die Gefahr hin, in der großen Wissenschaft unbeachtet zu bleiben, in ihrer Landessprache, und dementsprechend erstrebt man heute überall eine sogenannte „nationale Philosophie". Sobald ein Volk gar eine gewisse Bevölkerungsziffer überschreitet, tritt auch noch der Anspruch hinzu, sofort oder in Zukunft einmal maßgebend für die ganze Welt zu werden. Die polnische Nationalphilosophie nennt sich geradezu „Messianismus"!

Die größte Veränderung gegenüber der internationalen Lage unmittelbar vor Ausbruch des Weltkrieges ist wohl im Zurücktreten der philosophischen Vormachtstellung Frankreichs zu erblicken. Damals war der Metaphysiker Bergson der Weltphilosoph, und als solchen hat ihn die französische Regierung während des Weltkrieges zur Kriegs- und Kulturpropaganda nach Amerika, ja, bis nach Australien geschickt. Diese Stellung kommt ihm heute nicht mehr zu, auch auf die Philosophie seines eigenen Landes hat er keinen tiefergreifenden Einfluß ausgeübt. Ja, man kann in Paris sogar die Meinung hören, er habe in Deutschland stärker als in Frankreich gewirkt. Die Philosophie Frankreichs ist vor allem nicht, wie man vielleicht erwarten möchte, ins spekulativ metaphysische Fahrwasser eingebogen. Sie ist jetzt vielmehr überwiegend durch ausgesprochen strenge Wissenschaftlichkeit und, wie stets in solchen Fällen, durch die Tendenz zur Erkenntnistheorie charakterisiert, teilweise mit einer gewissen Annäherung an den deutschen Neukantianismus und Hegel. Ein Symptom für das reiche philosophische Leben in Frankreich ist, daß sich dort auch die katholische Philosophie zu einer Selbständigkeit der Produktion erhoben hat, die ihr in den übrigen Ländern abgeht, wo sie sich auf die Wiedergabe der vom heiligen Thomas von Aquino gelehrten Ideen zu beschränken pflegt. Auch in dieser Sphäre kommt es zu einer Annäherung an deutsche Philosophie, nämlich an Vaihingers sogenannte Philosophie des Als Ob. Le Roy deutet die Dogmen in Maxime des Handelns um. „Du sollst so handeln, als ob die Lehren der Kirche über Gott und das Jenseits wahr seien!"

Nebenher geht eine intensive Arbeit auf psychopathologischem und ethnopsychologischem Gebiet. Der Altmeister der Psychopathologie, Th. Ribot, ist zwar vor einigen Jahren gestorben, aber Pierre Janet wird hoffentlich noch eine längere Reihe von Jahren leben. Jeder Teilnehmer des Groninger Internationalen Psychologenkongresses 1926 erinnert sich mit Freude seines glänzenden Vortrags. Auch der Erforscher der Psychologie der Primitiven, Levy-Bruhl, ist in voller Arbeit.

Am stärksten ist die Umgestaltung der philosophischen Lage gegenüber dem traditionellen Urteil in England. Noch immer lautet die populäre Meinung des Kontinents: die englische Philosophie sei flach und empiristisch (als ob Empirismus notwendig mit Flachheit verbunden sei) von der Art Lockes. In Wahrheit geht das englische Denken heute im ganzen durchaus andere Wege. Das hängt wesentlich damit zusammen, daß seine Hauptträger heute auch in England Berufsgelehrte sind, während die großen Denker des siebzehnten und achtzehnten wie auch des beginnenden neunzehnten Jahrhunderts Männer des handelnden Lebens, hohe Beamte und Angehörige der Aristokratie, gewesen sind, die in ihren Mußestunden nach englischer Art bedeutende Bücher schrieben. Der englische Professor steht in seiner ganzen geistigen Struktur dem deutschen Wissenschaftler viel näher, und das macht sich auch in seiner Philosophie geltend. Andererseits ist seine Philosophie damit vielleicht dem englischen Durchschnittsmenschen, der auf Handel und Handeln, d. h. Herrschen, gerichtet ist, ferner gerückt. Schon im neunzehnten Jahrhundert hat dieser Prozeß begonnen, vor allem durch den Einzug der Lehre Hegels in England, der dort dauernd in Schätzung gewesen ist. In der Gegenwart finden wir eine Verwandtschaft mit der deutschen Logik der Gegenwart (Husserl) und der deutschen Werttheorie (Scheler) wie auch mit dem deutschen erkenntnistheoretischen Neorealismus. Wie Husserl von der Mathematik ausgegangen ist, so auch der bedeutendste lebende englische Denker Russell. Begann Husserl mit einer Philosophie der Arithmetik, so war auch Russells erstes großes Werk der Theorie der Mathematik gewidmet. Ja, auch sein zweites Werk, das er gemeinsam mit dem jetzt an die Harvard-Universität nach Amerika berufenen Whitehead verfaßte, galt ihr. Aber anders als Husserl hat er sich auch sozialen und politischen Problemen zugewandt, übrigens auch — vergeblich — für die Arbeiterpartei kandidiert. Immer geistreich, sozial warm empfindend, zugleich aber mit einer guten Dosis Pessimismus und Sarkasmus ausgestattet, enthalten seine Schriften einen hochgesteigerten Idealismus, entbehren aber zugleich der Suggestion eines starken Willens. Seine erkenntnistheoretischen Anschauungen sind, bei früherer Verwandtschaft mit der neuen deutschen Logik, in den letzten Jahren einem starken Wandel unterworfen gewesen, so daß man in England schon gesagt hat, Mr. Russell habe alle Jahre einen andern Standpunkt. Uns Deutschen steht er noch als Märtyrer besonders nahe. Infolge seines charakterfesten deutschfreundlichen Pazifismus während des Krieges verlor er seine Professur und lebt seitdem, wie es scheint, von seiner, daher wohl in ihrem großen Umfang erklärlichen, literarischen Arbeit.

Wie die englische Logik heute dem Begriffsrealismus zuneigt, so hat sich die neue englische Werttheorie von dem alten englischen Utilitarismus abgewandt und vertritt wie die deutsche Ethik einen absoluten Wertobjektivismus (Moore, Sorley). Vor diesen neuen Strömungen rückt der der älteren englischen Philosophie nahe verwandte Pragmatismus oder, wie er sich in England nennt, Humanismus F. C. S. Schillers, übrigens eines Deutschengländers, ganz in den Hintergrund.

Die Psychologie spielt in England keine große Rolle. Eine bedeutende Leistung liegt vor in den Werken Mc Dougalls, der in England nicht zur gerechten Würdigung gelangte und heute ebenfalls in Amerika an bedeutender Stelle wirkt.

Auch die italienische Philosophie, die zum erstenmal seit der Renaissance wieder über die Grenzen des Landes hinaus zu wirken begonnen hat, weist teilweise Berührung mit deutschem Geistesleben auf. So vor allem der bedeutendste jetzige italienische Denker, Benedetto Croce, der den Spuren Hegels folgt und sein Streben auf eine Philosophie des Geistes gerichtet hat. Auch Gentile ringt um eine allgemeine Kulturphilosophie. Doch er ist mehr der Pädagogik zugewandt, während Croce am höchsten an der Kunst und Dichtung interessiert ist. Er ist ein Freund Deutschlands, und ihm als Kultusminister in erster Linie ist es zu danken gewesen, daß die Zoologische Station in Neapel nach dem Kriege — wenn auch mit einigen Einschränkungen — in deutsche Hände zurückgegeben wurde. Durch den Faschismus hat der hervorragende Mann leider sein Amt verloren.

Über die Grenzen Italiens hinaus wurden noch bekannt der Erkenntnistheoretiker und Mathematiker Enriquez und der Rechtsphilosoph del Vecchio der dem italienischen Machtwillen Ausdruck gab. Nicht in höherem Maße ins Ausland gedrungen ist der Name Variscos, der mit der deutschen Philosophie Leibniz' wie Husserls weitgehende Verwandtschaft aufweist.

Von den übrigen europäischen Ländern hat ein besonders tragisches Schicksal über der Philosophie Rußlands gewaltet. Diese Philosophie hatte sich am Ausgang des vergangenen und im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts ohne — auf geistigem Gebiet immer schädliche — bewußte Gewaltsamkeit zu selbständiger Eigenart zu entfalten begonnen. Ssolowjoff hatte eine großartige Metaphysik errichtet, die in ihrer herben aszetischen Eigenart und ihrem mystischen Dämmerlicht wie frühchristliche byzantinische Kirchenkunst anmutet, und Tolstoi hatte mit ungeheurem Ernst christliche Ethik zu einer neuen Lebensphilosophie nicht nur umgedacht, sondern auch vorzuleben versucht. Aber mehr noch, innerhalb der russischen Erkenntnistheorie war eine neue Richtung (Loßkij) hervorgetreten, die ebenfalls einen mystischen, obwohl streng wissenschaftlich gerechtfertigten Einschlag aufwies und bestimmt zu sein schien, der europäischen Philosophie neue Anregungen zu geben.

Die Vernichtung der russischen Kultur durch den Bolschewismus hat dem allem ein Ende bereitet. Mit der Ausrottung des Bürgertums war auch die Vernichtung der russischen Philosophie verbunden. Ja, auf sie hat die bolschewistische Regierung es ganz besonders abgesehen. Nach einem Ausspruch ihres Hauptführers Lenin ist der philosophische Idealismus „die letzte Hochburg der versinkenden Bourgeoisie". Alle überlebenden Denker wurden deshalb des Landes verwiesen, und seit 1923 darf in Rußland kein philosophisches Buch mehr gedruckt werden. Auch die Bibliotheken wurden „gesäubert". Damit ist der Untergang der russischen Philosophie endgültig binnen weniger Jahre besiegelt, falls es nicht gelingt, der Moskauer Regierung eines Tages den Garaus zu machen.

Eine gewisse Verwandtschaft mit der russischen Philosophie zeigt die polnische, die seit vielen Jahrzehnten eine recht umfangreiche literarische Produktion aufweist, die allerdings in Europa so gut wie unbekannt ist. Auch in ihr ist das religiöse Moment sehr stark, fast die ganze Philosophie ist katholisch. Die politischen Verhältnisse haben angesichts der Intensität des polnischen Nationalismus die sonst auseinanderstrebenden geistigen Kräfte fest zusammengeschmiedet. Freilich hat darunter die Selbständigkeit des Denkens erheblich gelitten. Die beherrschende Richtung ist der aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts stammende sogenannte „Messianismus", eine sehr eigenartige, religiös orientierte Geschichtsmetaphysik, die in der polnischen Nation ein durch die Leiden der Fremdherrschaft zur Erlösung der Gesamtmenschheit bestimmtes, auserwähltes Volk sieht, das einen allgemeinen Gerechtigkeitszustand in für die übrige Welt vorbildlicher Weise herbeiführen soll. Leider haben die Polen in dem ersten Jahrzehnt ihrer neuen Freiheit von dieser einen etwas eigenartigen Gebrauch gemacht. Die Weltbeglückung hat sich vorläufig auf entschädigungslose Enteignung der Deutschen beschränkt. Der Messianismus ist nichts anderes als die Manifestation eines über das Normalmaß weit hinausgehenden Nationalismus im Bereiche der Phantasiewelt der Ideen.

Überhaupt ist es vorläufig ein charakteristischer Zug der slawischen Philosophie, daß sie der Strenge der gedanklichen Selbstzucht der europäischen Wissenschaft noch weithin entbehrt.

Auch in den kleineren Ländern Europas herrscht vielfach ein reges philosophisches Leben, und manche Denker, die es nicht verschmähten, in den größeren Kultursprachen zu schreiben, haben es zu internationalem Ruf gebracht, so der Holländer Heymans, der tschechische Staatspräsident Masaryk, dessen Philosophie eine Versöhnung slawischer Mystik mit westlichem Positivismus sein will, der Serbe Petronievicz, der zugleich als Geologe einen Namen besitzt, der Ungar Palagyi und der Rumäne Xenopol. Die meisten von ihnen erstreben, entsprechend dem Wandel der Zeit, eine Metaphysik. In den nordischen Ländern dagegen ist augenblicklich keine überragende philosophische Erscheinung vorhanden.

Der für die Zukunft vielleicht wichtigste Umschlag in unserer Zeit ist wohl das Hervortreten eines neuen Kontinents in der Philosophie: Amerikas.

Amerika ist im letzten Menschenalter aus der Rolle des Lernenden herausgewachsen und hat angefangen, ein ernst zu nehmender Faktor der philosophischen Entwicklung zu werden. Am frühesten gelangte es in der experimentellen Psychologie dazu. Die Anfänge der modernen Psychotechnik und der experimentellen Pädagogik liegen in Amerika. Noch fehlen freilich in der amerikanischen Philosophie allerlei, vom europäischen Standpunkt aus angesehen, recht naive Bewegungen nicht und ernten charakteristischerweise im breiten Publikum drüben Riesenerfolge. Aber auch ernst zu nehmende Denker fehlen nicht ganz, und französische Philosophie ist deutlich zu spüren. Keiner der lebenden Denker reicht allerdings an die Bedeutung William James' heran, der, erst 1910 gestorben, auch in der deutschen Wissenschaft tiefere Spuren hinterlassen hat, ist er doch der Begründer der modernen Religionspsychologie.

Aber mehr noch, unter allen modernen Philosophen hat er als erster die grundsätzliche Bedeutung der sogenannten mediumistischen Phänomene für die Weltanschauung erkannt. In allen Ländern tobt heute der Kampf um diese Phänomene. Noch sind sie nirgends „offiziell", d. h. allgemein anerkannt, obschon in allen Ländern gerade hervorragende Denker für sie eintreten, in Deutschland Driesch, in Frankreich Bergson, in Holland Heymans, in der angelsächsischen Welt Mc Dougall, Broad und andere. Am frühesten setzte die positive Erforschung dieser Dinge in England ein, später folgten Italien und Amerika, seit einigen Jahren auch Deutschland und Frankreich.

Sucht man zu einem Gesamturteil über die Lage der Philosophie in der heutigen Kulturwelt zu gelangen, so kann man feststellen, daß der Weg überall aufwärts geht. Die literarische Produktion ist sogar beängstigend in ihrem Umfang. Das internationale wissenschaftliche Zusammengehörigkeitsbewußtsein, das die letzte Zeit vor dem Kriege charakterisierte, ist im Wiederentstehen.

In der Tat sind es überall die gleichen Probleme, die das Denken bewegen. Auf der einen Seite ist es noch immer von erkenntnistheoretischen Aufgaben stark in Anspruch genommen, und zwar jetzt auch mehr und mehr von solchen der biologischen Wissenschaften, nicht mehr allein der Physik. Daneben sind aber in allen Ländern wieder metaphysische Probleme in viel höherem Maße lebendig geworden als früher; die lange verschmähte Metaphysik fängt sogar wieder an ins Zentrum zu rücken. Die treibenden Kräfte sind einmal die neuen Entdeckungen auf dem Gebiete des Lebens, welche die überkommene mechanische Weltansicht als unmöglich erscheinen lassen, dazu kommt die Vertiefung der Einsichten über die religiösen Erlebnisse, namentlich im Bereiche der Mystik. Dagegen ist die Aufgabe einer neuen Metaphysik der geistigen Welt und der Geschichte noch nicht allgemein wieder in Angriff genommen. Wenn auch eine neue Ethik an verschiedenen Stellen im Entstehen ist, so fehlt doch noch immer ein System größten Stils, das die physische und die geistige Welt gleichmäßig umspannt.



Aufführung des historischen Büttnertanzes und Schembartlaufens, alter Handwerkertänze, im Rahmen des Dürerjahres in Nürnberg am 17. Mai: Büttnertanz auf dem Hauptmarkt.



Ernst Wilhelm Arnoldi, ein Pionier des deutschen Versicherungswesens, Begründer d. Feuerversicherungsanstalt u. d. Lebensversicherungsbank in Gotha, geboren am 21. Mai vor 150 Jahren in Gotha. († am 27. Mai 1841.)

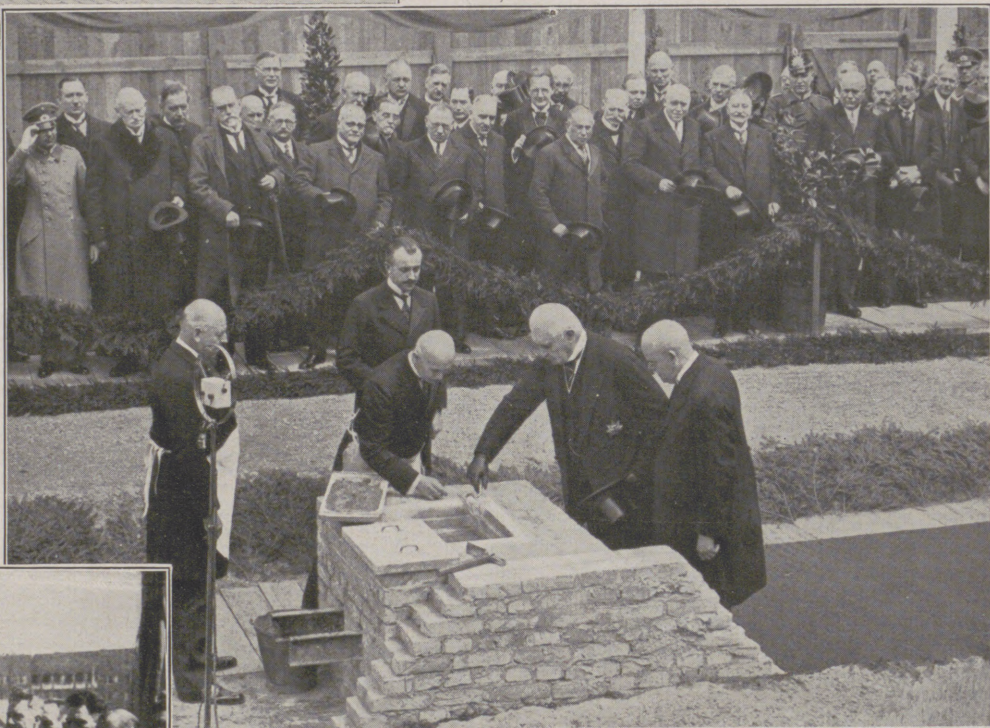


Ida Boy-Ed, bekannte Schriftstellerin, Verfasserin von Romanen mit trefflichen Schilderungen des Zeit- und Gesellschaftslebens und von fesselnden Lebensbeschreibungen berühmter Frauen, † am 13. Mai im Alter von 76 Jahren in Lübeck.

TAGESGESCHICHTE

In Köln wurde am 12. Mai in der großen Festhalle des Ausstellungsgeländes die Internationale Presse-Ausstellung feierlich eröffnet. Nach musikalischen Darbietungen begrüßte Oberbürgermeister Dr. Adenauer die erschienenen Gäste. Dann gab Generaldirektor Dr. Esche, der Vorsitzende der Ausstellung, einen Überblick über die Ausstellung und ihre Ziele. Darauf sprachen der preußische Ministerpräsident Braun und als Vertreter des Reichskanzlers und der Reichsregierung Reichsarbeitsminister Dr. Brauns, der abschließend die Pressa eröffnete.

Am 16. Mai erfolgte in Dresden im Festsaal des Ausstellungsgebäudes die Eröffnung der VII. Jahresschau deutscher Arbeit „Die Technische Stadt“. Der Präsident der Jahresschau, Stadtrat Dr. Krüger, hielt die Begrüßungsansprache und schilderte die Ausstellung als einen Versuch, darzustellen, wie die Gewalten und



Von der Grundsteinlegung für den Erweiterungsbau der Reichskanzlei in Berlin, am Tage von deren 50jährigem Bestehen, dem 18. Mai: Reichspräsident v. Hindenburg beim Einmauern der Urkunden; rechts daneben Reichskanzler Dr. Marx.



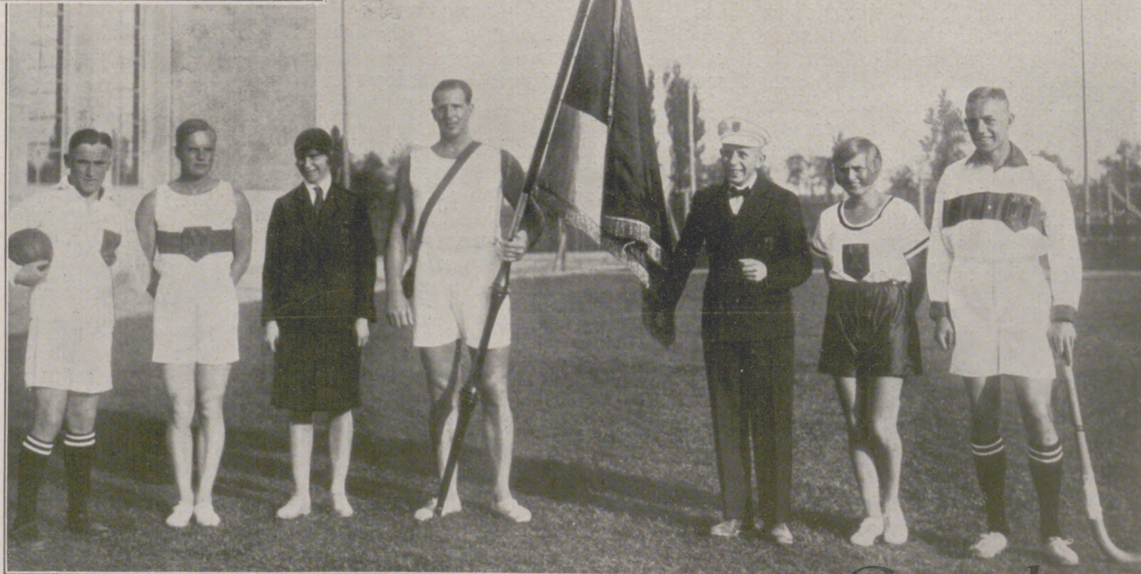
Beginn der Olympischen Spi[illegible] Amsterdam am 17. Mai: Verlesen der Eröffnungsurkunde im Beisein führender Persönlichkeiten der Nationen. In der Mitte (mit Hut) Prinzgemahl Heinrich der Niederlande.

Produkte der Natur dem menschlichen Zusammenleben in Stadtgemeinschaften dienstbar gemacht werden. Eine Rede des sächsischen Ministerpräsidenten Heldt schloß die Feier. Am Abend fand dann im Dresdener Rathaus ein Empfang durch die städtischen Körperschaften statt.

In Potsdam öffnete die Allgemeine Wassersport-Ausstellung (AWA), die vierte ihrer Art, am 12. Mai ihre Pforten. Außer dem rein sportlichen Teil enthält sie drei Sonderabteilungen, die vom Kulturbauamt Potsdam und vom Deutschen Luftfahrer-Verband sowie eine Modellvorführung der Seeschlacht am Skagerrak nach ihrem Stande im entscheidenden Augenblick. Im Anschluß an die Ausstellung fanden auf dem Templiner See Segel- und Motorbootwettfahrten statt.

Schließlich begann am 15. Mai auf dem Zentralviehhof in Berlin die 42. Mastviehausstellung, sie stand im Zeichen der hohen Qualität.

Am 13. Mai verstarb in Dresden Reichsjustizminister a. D. Dr. Rudolf Heinze. Er konnte auf eine lange parlamentarische Tätigkeit zurückblicken. Im Jahre 1918 war er sächsischer Justizminister. Vom Juni 1920 bis zum Mai 1921 hatte er unter Fehrenbach das Amt eines Justizministers inne, ebenso wieder (November 1922 bis August 1923) im Kabinett Cuno. Als Reichskommissar in Sachsen hob er im Oktober 1923 das Linkskabinett Zeigner auf.



Nebenstehend:
Für die Olympiade in Amsterdam: Die vorschriftsmäßige Kleidung der deutschen Olympia-Teilnehmer. Von links nach rechts: Fußballspieler, Läufer, Straßenkleidung der Damen, Fahnenträger, Straßenanzug der Herren, Sportanzug der Damen und Hockeyspieler.



Aus dem deutschen Studentenleben: Landsmannschafter auf ihrer Pfingsttagung im Kreise der Bürger vor der „Loreley" in Coburg.

Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Martin Frost.



MONDNACHT AN DER MOSEL (MOTIV AUS EDIGER)

TEMPERAGEMÄLDE VON ERICH KUX

Firmungsbräuche in Wien





Fahrt zur Firmung nach altem Stil: im Fiaker.

Im Oval: Heute fährt man zur Firmungsfeier meist im Auto und im Motorrad mit Beiwagen.



Vor dem Haupteingang der Stephanskirche am Firmungstage.

Mit der Firmung, der religiösen Weihe der katholischen Jugend durch den Bischof in der Metropolitankirche von St. Stephan, ist in Wien ein alter Brauch verbunden, der, zumal am Pfingstsonntag und in der vorangehenden Woche, das Straßenbild um den Stephansturm herum festlich belebt und besondere Szenen und Wiener Volkstypen veranschaulicht. Damals, als es in Wien noch den Fiaker gab, war die Zeit der Firmung zugleich eine große Zeit: denn da „führte“ er den feiertäglich gekleideten Knaben mit seinem Firmpaten, dem „Göd“, oder das weißgekleidete Mädchen mit seiner Firmpatin, der „Godl“, im überreich mit Blumen geschmückten Wagen nach St. Stephan, wo die Zeremonie stattfand, wie sie noch heute stattfindet. Die Firmlinge — Knaben und Mädchen gesondert, weiße Bänder um die Stirn — werden vom Bischof durch eine kurze lateinische Ansprache geweiht und erhalten dann einen leichten Backenstreich, der sinnbildlich ist, wie denn die Firmung den Einzug des Heiligen Geistes in das Wesen der Knaben und Mädchen, die nun Jünglinge und Jungfrauen werden, bedeuten soll. Dann, nach dem feierlichen Akt in der Kirche, kam das heitere Programm, das durchweg im Prater absolviert wurde. Der Firmling wurde zunächst körperlich gestärkt, indem man ihn zum „Eisvogel“ brachte, einem alten Praterrestaurant, in dessen Garten eine in weißen Sommerkleidern glänzende Damenkapelle konzertierte, und ihm dort einen Kaffee mit „Schlag“(obers) und „Guglhupf“ auftragen ließ. Dann kamen die kreisrunden Wonnen des Ringelspiels oder Karussels, die rollenden Freuden der Rutschbahn, die knallenden Vergnügungen der Schießstätten und die gespannten Erwartungen beim Preisballwerfen. Oder es folgte vielleicht eine Kahnfahrt auf dem Teich beim Konstantinhügel oder ein Probegalopp im Hippodrom. Zwischendurch gab es natürlich immer wieder Süßigkeiten, die sich der Magen nach und nach nur noch ungern gefallen ließ. Das Ballett „Schlagobers“, das Richard Strauß für die Wiener Oper schrieb, hat ja solch einen Firmling zum Helden, der sich am Schlagobers überißt, Magenbeschwerden bekommt und nachts dann allerlei zusammenträumt. Heute ist der Rummel am Stephansplatz nicht geringer, als er früher war, nur rollen dort, wo einst elegante Jucker vorfuhren, heute blumengeschmückte Autos an, ja, sogar das Motorrad mit Beiwagen läßt sich sehen. Das Ziel der Firmlinge nach der bischöflichen Weihe ist aber auch heute wie damals der Prater, der „Eisvogel“, die Rutschbahn, das Riesenrad. Und wie es einst den „Wagentürl-Aufmacher“ gab, so gibt es heute ein Fähnlein von „Türl-Schnappern“ bei den Verschlägen der Autos, die sich durch Öffnen oder Schließen ein Konjunktur-Trinkgeld verdienen wollen. Und es gibt auch noch die „Bandelweiber“, die die weißen Stirnbänder für die Konfirmandinnen verkaufen und sich so an den Firmtagen ein gern gegönntes Einkommen schaffen, und dann auch die Ballon-Verkäuferinnen. So ist die Wiener Firmung vor allem auch ein Fest der Jugend — und wer je im blumengeschmückten Auto, den „Göd“ oder die „Godl“, die alles bezahlten, an der Seite, am sonnenglänzenden Maitag wie in eine lichte Wolke des Glücks gehüllt, in den Prater fuhr, für den ist solch eine Firmung eine Erinnerung, die heiter golden in seinem Lebensbuch eingeschrieben bleibt.

Maximilian Bauer.



Nebenstehend: Die Front der „Bandelweiber“, die die Konfirmandinnen mit Stirnbändern schmücken.



Heiligengrab.



Ortschaft in Nord-Marokko.

MAROKKANISCHE LANDSCHAFT

AQUARELLE VON PROF. WILLI GEIGER

Das weiße Spiel

ROMAN VON WERNER SCHEFF

(7. Fortsetzung.)

Plötzlich waren die Lichter hinter dem Zug verschwunden, als seien sie verlöscht. Bettina suchte sie wieder; dann glaubte sie, ein einzelnes, zitterndes Licht käme über den Schienenstrang auf sie zu. Es schwankte, es hob sich und senkte sich. Ein Mensch lief eilends herbei. Sie wußte, es war die erste Nachricht!

Sie ließ den Arm Lutz Volkmanns los und tat ein paar Schritte auf den tanzenden, hellen Punkt zu. Dann hielt sie wieder inne, wie von einer Schwäche überwältigt.

Lutz folgte ihr. Auch er hatte das Nahen eines der Zugbegleiter bemerkt, der Botschaft von dem Verunglückten bringen mußte.

Der Mann kam atemlos näher. Seine Gestalt schälte sich aus der Dunkelheit, wurde erhellt, als er bei dem letzten Wagen erschien.

„Was ist?" schrie jemand. „Habt ihr ihn?"

„Natürlich ... gleich neben dem Damm hat er gelegen", antwortete der Laufende keuchend.

„Lebend? Verwundet?"

Eine bange Pause. Der Beamte war dicht an die Gruppe vor dem Schlafwagen angelangt. Und nun scholl von seinen Lippen das erschütterndste und doch friedlichste Wort:

„Tot!"

VI.

Es fiel Günter nicht leicht, auf die Teilnahme an dem Begräbnis seines Vaters zu verzichten. Ihm selbst wäre auch kaum der Einfall gekommen, von der Reise nach München abzustehen, wo Arnold Tieffenbach beigesetzt wurde. Spät nachts empfing er ein Telegramm, in dem ihm Lutz Volkmann das Grauenhafte mitteilte, eine Stunde später war sein Koffer gepackt, und gegen neun Uhr vormittags beabsichtigte er, die Fahrt zu dem Toten anzutreten, die doch für ihn unbewußt eine Fahrt zu der Frau war, an deren Seite er gerade in diesen Stunden sein wollte. In den Morgen dieses Tages hinein hatte er über alles nachgedacht, was mit dem Ende seines Vaters zusammenhing, besonders die seltsamen Umstände erwogen, unter denen der Mann, den er nun tausendfach zu lieben glaubte, aus dem Leben geschieden war. Der gleiche Argwohn, der Bettina in den Minuten nach der Katastrophe befallen hatte, überkam auch ihn, während er noch die soeben geöffnete Depesche in der Hand hielt: Unfall oder nicht? Er sah seinen Vater vor sich, hörte noch seine seltsamen Worte des Abschieds, dieses Hinweggleiten über die Wirklichkeit, dieses leise Trösten, das ihm gegolten hatte, als habe der alternde Mann geahnt, wie schwer den Sohn sein Tod treffen werde.

Der Schmerz Günters war um so stärker, als er sich nicht von der Vermutung befreien konnte, er habe Mitschuld an dem Gräßlichen. Die Art und den Grad dieser Mitschuld vermochte er allerdings nicht zu bestimmen. Er hatte nur einen Anhalt: die wenigen Worte, die Bettina mit ihm vor der Abfahrt gewechselt hatte. Sein Vater hatte gewußt, was ihn so innig mit ihr verband; er hatte gewiß mit philosophischer Erkenntnis die Folgen aus diesem Wissen gezogen, und ihm, dessen seelische Kraft Günter stets bewundert hatte, war zuzutrauen, daß daraus der Entschluß erwachsen war, ihnen den Weg freizumachen.

Kurz bevor Günter zum Bahnhof aufbrach, um seine traurige Fahrt anzutreten, kam die Frühpost: ein Brief von Bettina. Es war ein Blatt Papier, das sie kurz nach dem schrecklichen Ereignis, noch vor der Weiterreise nach München mit ein paar Zeilen bedeckt hatte: eine Bitte an ihn, nicht zu kommen, ihr fernzubleiben, bis sie ihn rufen würde. Das letzte, was sie schrieb, bewegte ihn am tiefsten: „Mir ist es, als richte dies eine Mauer zwischen uns auf. Werden wir sie je einreißen können?"

Nichts Rätselvolles schien ihm dieser Brief, vielmehr ein neuer Beweis für die unendliche Feinheit ihres Empfindens. Auch sie fühlte, wer die Schuld trug, aber sie hatte schneller als er begriffen, welche Konsequenz sie nach sich zog. Nun sah Günter ein, daß seine Reise nicht stattfinden dürfe. Er war dazu verurteilt, seinem Vater das zu versagen, was die Menschen „die letzte Ehre" nannten; verurteilt auch, Bettina allein in einem Schmerz zu lassen, der nicht nur dem großen Verlust, vielmehr noch der eigenen Gewissenspein gelten würde.

Tagelang hielt er sich vor seinen Freunden und Bekannten verborgen, da er natürlich verbreiten ließ, er sei erkrankt, sein Zustand lasse die Reise nach München nicht zu. In dieser Zeit schrieb er mehrmals an Bettina, reuevoll, schwärmerisch, zerquält und verliebt. Er versprach ihr, nur auf ihren Ruf zu warten. Dann werde er zu ihr kommen, um sie nie wieder zu verlassen. Es stand viel Kindliches in diesen Briefen, aber das, was er über seinen Vater sagte, entschädigte Bettina. Er war noch unreif, unvollendet, allein das Gute schlummerte in ihm. Wer so sehr die Güte und die Überlegenheit eines Vaters anerkannte, würde selbst einmal nicht anders handeln, wenn ihn das Leben abgeschliffen hatte. Bettina fand sogar in vielem, was Günter von seinen Beziehungen zu dem Verstorbenen verriet, Wesensähnliches mit Arnold wieder.

Bei ihrer Ankunft in München, am Tage nach der Nacht des Grauens, hatte sie Lutz Volkmann, der sie bis in ihr Haus brachte, die Frage vorgelegt, woran er glaube: an Unfall oder beabsichtigten Tod? Er hatte, wenn auch nicht ohne Zögern, versichert, es komme nur das erstere in Betracht. Arnold habe an der Tür gestanden, habe sich plötzlich vorgebeugt, und gleich darauf sei die Tür aufgegangen. Zweifellos habe eine Nachlässigkeit der Zugbeamten vorgelegen: die Tür war unverriegelt gewesen.

„Du brauchst mich nicht zu schonen", sagte sie eindringlich, und sie versuchte, ihm in die Augen zu blicken, um darin zu lesen, ob er sie belüge. „Ich bin auf alles vorbereitet. Stimmt, was du behauptest?"

Er hatte ein Flackern in den Augen, vielleicht, weil er sich niemals von seinen Empfindungen für sie befreien konnte; aber er wiederholte:

„Es ist so, Bettina, dein Mann ist das Opfer eines Verhängnisses geworden. Warum sollte ich dich täuschen wollen?"

Und doch konnte er sie nicht vollends beruhigen. Sie kannte die Menschen, und sie kannte gerade diesen einen, diesen Schwachen und Haltlosen, der allein Zeuge des Geschehnisses geworden war. Warum er sie allerdings mit solcher Bestimmtheit irreführen sollte, war ihr unklar. Vielleicht würde er später sprechen; aber dann hoffentlich nur zu ihr und nie zu anderen.

Sie war ihm dankbar für seine Hilfe. So hieß sie auch sein Anerbieten willkommen, er werde sich bis nach dem Begräbnis in München aufhalten, um für sie alle Formalitäten zu erledigen. Arnold Tieffenbach besaß wenig verwandtschaftlichen Anhang. Wer sollte sich für die junge Frau verwenden, als die Behörden die Leiche des Verunglückten nicht ohne Weiterungen herausgeben wollten? Etwa der verschrobene General a. D. von Tieffenbach, der seit dem großen Krieg auf seinem Gut in Südbayern hauste und nur sehr zögernd auf die Nachricht vom jähen Ende seines Bruders die Reise nach der Hauptstadt antrat? Oder der weltfremde Dr. Kirchner, Arnolds Assistent, sein Helfer bei den Arbeiten im Reiche der Bienen, ein Mensch, der verloren war, sobald er das Gebiet verließ, dem er sich gewidmet hatte? Als er vom Tode seines verehrten Meisters verständigt wurde, war er so verstört, daß ihn ein Bekannter wie ein Kind von Salzburg nach München bringen mußte. Und hier hatte Bettina viel zu tun, um dem jungen Doktor den Kopf zurechtzusetzen; war es doch, als sei für ihn eine ganze Welt mit einem einzigen Menschen zugrunde gegangen. So blieb tatsächlich nur Lutz Volkmann, der ihr beistehen konnte. Er setzte seinen Ehrgeiz darein, ihr eine Stütze zu sein. Mit Hilfe eines hohen Polizeibeamten, der oft mit ihm im friedlichen Kampfe die Raketts gekreuzt hatte, erwirkte er, daß der Bestattung Tieffenbachs keine Hindernisse in den Weg gelegt wurden, und es war zum größten Teil sein Verdienst, daß diese sehr einfache und stille Beisetzung ohne Zwischenfälle vor sich ging.

Dann verabschiedete er sich von Bettina, und sie sagte ihm Dank. Aber sie verschwieg ihm nicht, daß nach wie vor zwischen ihnen nichts anderes bestehen werde als höchstens Freundschaft, von ihrer Seite sicher ein großes Mitfühlen und ein ehrliches Interesse. Denn er hatte gefragt, ob er sie später einmal bei Salzburg aufsuchen dürfe.

„Du hast dich wie ein Gentleman benommen, Lutz, und daran werde ich gern denken. Aber es ist besser, du bleibst mir gerade in der nächsten Zeit fern. Ich bin ein ungeeignetes Objekt für Flirt, noch ungeeigneter für Ernsteres. Du verstehst mich doch?"

Da verließ er sie mit dem Bewußtsein, ihr wieder nicht nähergekommen zu sein. Alles scheiterte daran, daß sie ohne Vergröberung, sogar mit unnachahmlicher Grazie die Dinge beim rechten Namen nannte, ihnen ruhig ins Antlitz sah und nie auswich.

*

Durch einen Monat ertrug Günter Tieffenbach das Asketentum, zu dem er sich nach dem Ableben seines Vaters verurteilt hatte. Fast einen Monat blieb er den Tennisplätzen fern, vermied es, sich bei irgendeinem Tee blicken zu lassen, ging den Frauen aus dem Wege, besuchte kein Theater, kein Konzert, keine Gesellschaft. Es geschah aus ehrlicher Trauer, einem Erschlaffen der Lebensgeister, einem Nachgeben der Nerven. Noch ein Schritt weiter, und er wäre wahrhaftig trübsinnig geworden; schon der Abend, den er in einem Saal des Ostens von Berlin verbrachte, wo ein neuer Apostel des Proletariats predigte, war ein Anlauf dazu. Aber nach einstündigem Lauschen auf die leeren Worte des langbärtigen Mannes, der von ewiger Armut, von Keuschheit und Abkehr sprach und doch nicht vergaß, sich als Kandidat für die bevorstehenden Wahlen zu empfehlen, zog es Günter vor, die Versammlung zu verlassen. Er war innerlich erheitert, und noch nie war ihm ein Abend so schön erschienen wie dieser: in den Straßen Licht und Menschheit, eine warme Sommernacht im Anbruch, etwas Er-

lösendes und Befreiendes in der Luft. Nein, er taugte nicht für die Lehren des Mannes, dessen Bild von allen Litfaßsäulen herabschaute, eine Mahnung an die Welt, dem neuen Messias zu folgen.

Tags darauf fuhr er nach Wannsee, setzte sich in seine Jolle und segelte ins Blaue hinein. Es war ihm einerlei, ob er in Potsdam landete oder in Ferch, wenn er nur auf der Fahrt Gelegenheit hatte, über all das nachzudenken, was ihn seit dem Abschied von seinem Vater beschäftigte. Aber so sehr er auch danach trachtete, sich auf die Person dieses geliebten Menschen zu konzentrieren, sein Antlitz allein vor sich zu sehen, immer wieder stahl sich eine andere Gestalt in sein Grübeln. Es war Bettina, mit der er oft in diesem Frühling über die fließende, gurgelnde Wasserstraße dahingeglitten war, als brächte sie diese Fahrt in ein Traumland, wo man unbeschwert von erdhaften Hemmungen blieb.

Anfangs hatte er mit einem kaum bewußten Eifersuchtsempfinden von der Rolle gehört, die Lutz Volkmann in den Tagen vor der Beerdigung gespielt hatte. Er überschätzte sie natürlich. Sein eigenes Temperament duldete niemals Halbheiten, und so wußte er auch kaum zwischen der Freundschaft zu einer Frau und einer Leidenschaft zu unterscheiden. Lutz Volkmann traute er ersteres am wenigsten zu, und damit gelangte er wohl auch in die Nähe der Wahrheit; aber die Einstellung Bettinas zu ihrem früheren Geliebten vermochte er nicht zu erraten, und das peinigte ihn. Sooft er glaubte, besonders nach Volkmanns Rückkehr nach Berlin, über dieses kurze Kapitel hinweg zu sein, kehrten die dummen Fragen wieder, die viel von seiner Zeit ausfüllten. Sie brachten ihn oft so weit, daß er schon zu einer überraschenden Reise nach Wiesingen entschlossen war, die dann in letzter Stunde von der Vernunft verworfen wurde.

Bettina hätte die Macht besessen, ihn mit ein paar Worten zu beruhigen, aber sie ging über Andeutungen in seinen Briefen, die Lutz betrafen, achtlos hinweg; sie merkte es entweder nicht, oder sie fand es ihrer unwürdig, darauf zu antworten. Was sie ihm schrieb, klang ein wenig kühl und überlegt. Zärtlich waren ihre Briefe nicht. Sie waren Schilderungen ihres Lebens auf dem Gute, Schilderungen ihrer Umgebung. Wie wundervoll habe heute früh der Untersberg vor ihrem Fenster gestanden, wie ein Glasberg aus einem Märchen! Und Salzburg schwimme in einem Meer von kaum merklichem, dünnem Nebel. Kirchner sei mit dem Ordnen der Papiere schon sehr weit gekommen, in ein paar Tagen werde man einen Überblick über die Arbeiten Arnolds gewinnen. Ob Kirchner das Werk des Verstorbenen fortsetzen solle, beschäftigte Bettina anscheinend viel mehr als die Bedenken, die Günter betreffs Volkmanns halb versteckt äußerte. Gestern sei sie in der Stadt gewesen, um Bücher einzukaufen. Und dann zählte sie eine Reihe von Bänden auf, die sie erworben und mitgebracht hatte. So etwa sah ein Brief Bettinas aus, wenigstens für die Blicke eines oberflächlichen Lesers. Wenn Günter tiefer auf das einging, was sie meldete, spürte er bald den kaum eingestandenen Hauch einer Vertraulichkeit, die einem größeren Menschenkenner mehr gesagt hätte. Aber das wurde ihm nur im Unterbewußtsein klar, nur dann, wenn er ihre Zeilen mehrmals gelesen hatte.

Sie schien in der Abgeschiedenheit des Gutes, das keineswegs dem Sitz eines Fürsten glich, kein Schloß, ja, nicht einmal ein modernes, großes Herrenhaus besaß, ihren Frieden wiedergefunden zu haben. Darum beneidete er sie. Daß sie noch immer nicht den Wunsch nach seiner Gegenwart geäußert hatte, erfüllte ihn mit Unlust und gab seinen eifersüchtigen Bedenken neue Nahrung.

Am schwersten fiel ihm in dieser Zeit der Verzicht auf das Tennisspiel. Er sagte sich zwar oft, daß sein Sport der Trauer um den Vater nicht widerspreche, es sei Körperbewegung, ein Ausarbeiten der Muskeln, eine angenehm ermüdende Tätigkeit ohne jeden Einschlag von übermütiger Freude. Aber das stand in nicht lösbarer Verbindung mit seinem Klub, und dieser Umstand hielt ihn lange davon ab, in den Grunewald zu fahren und sein Training aufzunehmen. Denn Klub hieß: Menschen, viele neugierige, mokante, eingeweihte und nur halb eingeweihte, oft aufdringliche oder mit Bemerkungen um sich werfende Leute. Er besaß in diesem Verein, dem er erst seit kurzer Zeit angehörte, keinen Freund; er hatte überhaupt nie Freunde besessen, nicht einmal in dem Internat, in dem er aufgewachsen war. Dazu war er zu scheu. Wenn ihm ein Mensch gefiel, wurde er ihm gegenüber eher verschlossener als offenherziger. Er hatte niemals das Befreiende freundschaftlicher Aussprache genossen. Eigentlich zum erstenmal war ihm so etwas in der Gesellschaft seiner jungen Stiefmutter widerfahren; aber dort war es zu schnell von anderen Gefühlen überwuchert worden.

Die Menschen im Klub waren ihm nicht einmal sympathisch. Er hatte viel an ihnen auszusetzen. Es gab wohl auch unter ihnen Leute von Welt und Leute von Bedeutung; aber der Durchschnitt stand auf dem Niveau einer snobbistischen Weltanschauung, lebte nach außen, sprach von Dingen, die er nicht verstand, als habe er sie durchdrungen, war einseitig dem Sport ergeben und erkannte die Persönlichkeit erst nach einem Blick auf die Kleidung und nach Anhören des Namens an. Soweit war Günter doch ein echter Sohn seines Vaters, daß er diese Oberflächlichkeit bald erkannt hatte; er blieb inmitten dieser Menschen stets ein Fremder, selbst dann, wenn er sich dem einen oder anderen vorübergehend anschloß, wie den stärksten und besten Spielern des Vereins. Um ihretwillen war er hierhergekommen, und sie zogen ihn auch nach Wochen der Zurückhaltung hinaus auf die Plätze im Grunewald. Sein Körper verlangte diese Anstrengung, und als er zum erstenmal nach der freiwilligen Pause dem Trainer gegenüberstand, hatte der Tscheche keine leichte Arbeit: zwei Stunden hindurch hetzte ihn Günter von der Grundlinie zum Netz und zurück, daß danach beide mit ihren Kräften fertig waren.

„Sie sind in drei Tagen wieder in Form, Herr Tieffenbach", sagte der Professional, während er sich den Schweiß von der Stirn wischte. „In Wien wird das nötig sein... Allerson hat genannt!"

Da erst erinnerte sich Günter, daß er nach Wien zum größten Turnier des Jahres fahren sollte. Vor sechs oder acht Wochen hatte er dem Klub zugesagt, nun trennten ihn nur noch wenige Tage von den Kämpfen im Wiener Prater, denen er mit viel Ambition entgegengesehen hatte. Er sollte dort mit den besten Ungarn zusammentreffen. Man hatte schon damals davon gesprochen, daß der beste Spieler der Vereinigten Staaten, der große Allerson, nach seinem Gastspiel an der Riviera nun auch Mitteleuropas Meistern in Wien entgegentreten sollte. Eine Gelegenheit, sich mit einem der bedeutendsten Spieler der Welt zu messen, auf die Günter Tieffenbach lauerte. Allerson hatte gerade jetzt wieder in Wimbleton die Franzosen und Engländer geschlagen!

Er zuckte die Achseln. „Das wird nicht gut gehen," erwiderte er, „ich spiele auf keinen Fall. Mein Vater ist vor vier Wochen gestorben."

„Das weiß ich. Aber Sport ist kein Vergnügen!" Der Trainer mußte lachen, weil er begriff, wie weit er in seinem Bestreben gegangen war, die wertvolle Kraft Günters dem Verein zu sichern.

„Wir werden Herrn Volkmann unsere Vertretung überlassen", sagte Günter, nicht ohne Ironie. Er wußte, daß der Tscheche Lutz nicht gewogen war und ihm die große Klasse absprach; sie vertrugen sich nicht, da Volkmann den bezahlten Spieler von oben herab behandelte.

Es fiel Günter keineswegs leicht, sich von dem Gedanken an ein Wiener „Gastspiel" zu trennen; er las eifrig alle Zeitungen, die von dem bevorstehenden großen Tennisereignis sprachen. Und wohin er im Klub lauschte, hörte er die Namen der Männer nennen, die seine Gegner gewesen wären.

„Sie fahren wirklich nicht nach Wien?" fragte ihn auch Johanne Quade, als sie ihm zum erstenmal seit Wochen wieder begegnete.

Sie war ein paar Tage mit ihrem Vater in Ostende gewesen, wo sich der Alte mit englischen Geschäftsfreunden getroffen hatte. Dort war Hänschen so gebräunt, daß sie wie ein süßes kleines Negergirl aussah. Günter bemerkte plötzlich, wie reizend sie war. Und ihre Augen waren so heiß und sprachen etwas so klar aus, an dem er bisher vorübergegangen war!

Es tat ihm wohl, mit ihr auf der Terrasse des Klubhauses eine Weile zu plaudern.

Er erklärte ihr, daß er vorläufig nicht öffentlich spielen werde. Dann dankte er für ihre Anteilnahme an seinem Verlust. Sie hatte ihm sehr herzlich und eingehend nach dem Tode seines Vaters geschrieben; er erinnerte sich, daß ihr Brief einer der wärmsten unter den vielen war, die er empfangen hatte. Er entschuldigte sich, weil er noch nicht geantwortet habe.

„Gehen Sie, darauf gibt es doch keinen Dank und keine Antwort", gab sie zurück. „Bettina hat mir allerdings geschrieben, schon mehrmals, aber nicht, um zu danken. Sie will scheinbar den Sommer und den Herbst in Wiesingen verbringen."

„Ich nehme es an. Sie können sich vorstellen, wie einsam ich ohne sie bin. Wir sind so befreundet..."

Hänschens Blicke glommen noch stärker. „Warum fahren Sie nicht zu ihr?" rutschte es ihr heraus. Sie hatte sich eigentlich vorgenommen, davon nicht zu reden; aber ihr Temperament war schwer zu zügeln. Was sie beschäftigte, wurde zu Worten.

„Es ist unmöglich", sagte Günter nachdenklich und schwer. Er hatte aber plötzlich eine Regung des Unmuts, die Bettina galt. Warum durfte er sich eigentlich nicht auf die Bahn setzen und zu ihr reisen?

Vor ihm stand, an die Brüstung der Terrasse gelehnt, ein Stück frischen, jungen Lebens. Er ahnte, daß es ihm gehörte, wenn er danach verlangte. Alles, was er sah: dieser helle Morgen, die weißgekleideten Menschen auf den Plätzen, Johanne in ihrem bunten Pullover, in dem sie unendlich schlank und doch wunderbar reizvoll aussah, gab ihm ein Gefühl der Freude ein. Aber was er liebte, durfte er nicht einmal aufsuchen!

„Sie sind also sehr einsam?" fragte Hänschen, die sein Schweigen falsch deutete.

„Manchmal. Aber einsam sein, heißt sich selbst besitzen."

„Dann besitze ich mich nie selbst," gestand sie, „ich habe zu viele Menschen um mich. Und nicht immer Menschen, die mich interessieren. Also... Sie fahren bestimmt nicht nach Wien?"

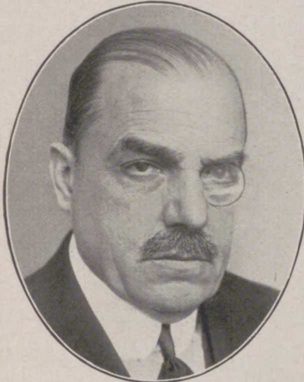
„Warum wollen Sie das durchaus wissen?"

Sie wurde so rot wie das Muster ihres Pullovers. „Ich bedaure es sehr, weil ich gern gesehen hätte, wie Sie gegen Allerson abschneiden."

Eine glatte, schnell erfundene Ausrede. In Wahrheit hatte sie bis dahin gegen ihren Vater eine Reise nach Wien zum Turnier verfochten, die er ihr aus wichtigen Gründen untersagen wollte; man erwartete Verwandte aus Schweden. Und es setzte den alten Quade nicht wenig in Erstaunen, daß Hänschen so sehr auf die Fahrt nach Wien erpicht war, da der Besuch gerade ihr galt. Ihre schwedischen Vettern würden Augen machen, wenn sie ihnen gewissermaßen auswich. (Fortsetzung folgt.)



Dr. Rudolf Heinze, führende Persönlichkeit des parlamentarischen Lebens, Reichsjustizminister a. D., † am 13. Mai im Alter von 62 Jahren.



José Batalha de Freitas, seit dem Jahre 1926 portugiesischer Gesandter in Berlin, verstarb am 16. Mai an den Folgen einer Operation.



Auszeichnung der drei „Bremen"-Flieger in Washington: Präsident Coolidge heftet dem Freiherrn v. Hünefeld im Park des Weißen Hauses in Washington das Fliegerkreuz auf die Brust. Rechts von ihm Hauptmann Köhl und Major Fitzmaurice.



Prof. Max Huber, bisheriger Vizepräsident des Internationalen Roten-Kreuz-Komitees, trat an die Stelle des verstorbenen Präsidenten Gustav Ador.



Sigmund Lindauer, Seniorchef der Korsettfabrik S. Lindauer & Co., Stuttgart-Cannstatt, feierte kürzlich sein 50jähriges Geschäftsjubiläum.

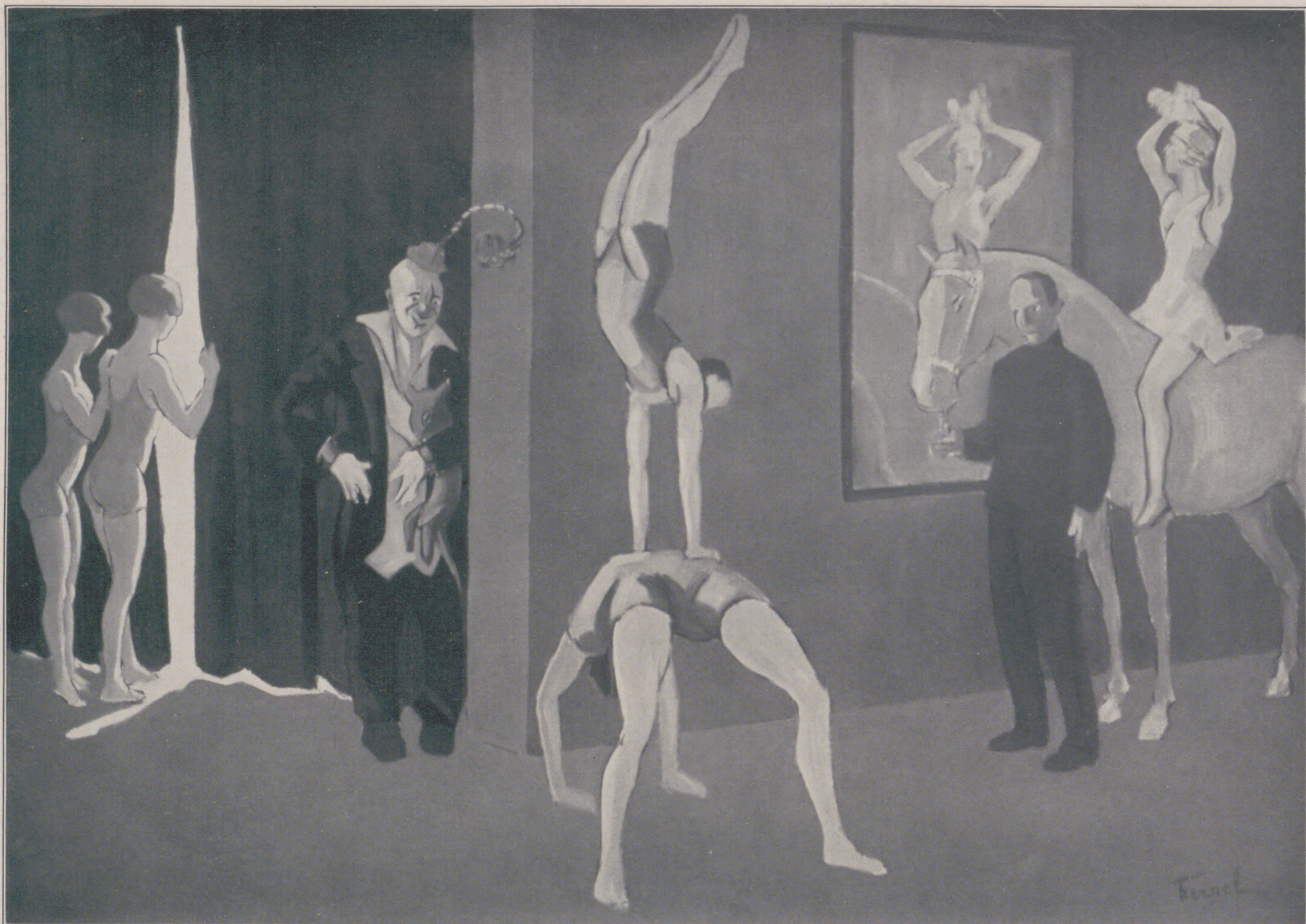


Eine traditionelle Feier in der Westminster-Abtei in London: Aufnahme von zehn neuen Rittern in den Bath-Orden; König Georg V. (mit von Pagen getragener Schleppe), das Haupt des Ordens, begibt sich mit dem Herzog von Connaught (vor ihm) in feierlichem Zuge in historischer Tracht nach der Westminster-Abtei.





Links: Von der vor kurzem veranstalteten Weltkonferenz der Pfadfinderinnen in Parad bei Budapest: Sir Robert Baden-Powell, der Organisator des englischen Pfadfinderwesens (vorn), und Landesverweser Horthy (in ungarischer Uniform) beim Abschreiten der Pfadfinderinnen-Front. — Rechts: Zum japanisch-chinesischen Konflikt: Japanische Truppenentsendung nach der Provinz Schantung; Matrosen werden (am 20. April) auf das Kriegsschiff „Kasuga" im Seehafen Yokosuka eingeschifft.



Hinter den Kulissen des Zirkus. Gemälde von Fernand Fernel.



Max Clarenbach (Düsseldorf): Golf in Noordwijk. (Mit Genehmigung der Galerie Flechtheim.)

DER SPORT IM AUGE DES KÜNSTLERS

Lange Zeit war der Sport aus der bildenden Kunst verschwunden. In der Plastik des Altertums sind zahllose sportliche Vorwürfe zu finden, die sich aus dem ungeheuren Interesse erklären, das die Alten an sportlicher Betätigung hatten. Olympia war das griechische Nationalfest, das alle Hellenen in seinen Bann schlug, und Olympionike zu heißen, war das heißeste Bestreben jedes griechischen Jünglings. Das Gymnasion, der Trainingsplatz, stand gleichberechtigt neben der Agora, der politischen Tribüne, und der griechische Bürger teilte seine Zeit zwischen beiden. Die kämpfereiche Bildung der Territorialstaaten im Mittelalter, verbunden mit dem Kampf einer mystischen Lebensauffassung um ihre Ausbreitung und Anerkennung, ließen den einzelnen zu einer wahren sportlichen Betätigung nicht mehr kommen. Die Übung im Waffenhandwerk entsprang dem Selbsterhaltungstrieb, ohne daß wie früher die Freude am Spiel kraftvoller Leiber, am trainierten Athletenkörper das Agens dieser Übungen war. — So kam der Sport in Vergessenheit, und erst das 19. Jahrhundert entdeckte ihn wieder. Seine wahrhafte Renaissance erlebte er jedoch erst im 20. Jahrhundert. — Schon im Altertum zeigt es sich, daß Sport ein starker Ausdruck des völkischen Einheitsbewußtseins eines Landes ist und diese Gesinnung zur Voraussetzung hat. Galt es in Griechenland als Ruhm, von einem Olympioniken abzustammen, und wurden die Sieger im Ringen und im Pankration der Paradoxonike zu einer Weltberühmtheit, so schwindet in den aristokratischen Kreisen Roms ihr Nimbus, so daß z. B. Seneka und Plinius sich äußerst abfällig über Athleten äußern können.

Wenn wir dann sportliche Darstellungen aus dem 15. bis 18. Jahrhundert antreffen, so handelt es sich ausschließlich um ritterliche Spiele oder Jagden, bei denen die Tätigkeit nur dazu dient, die Person, die sie ausübt, zu unterstreichen. Dem ausgeprägten Selbstgefühl des Adels mußte naturgemäß Sport in unserem Sinne fremd sein. Seine betonte Exklusivität hätte einen Wettstreit mit Nicht-Ebenbürtigen niemals zugelassen.

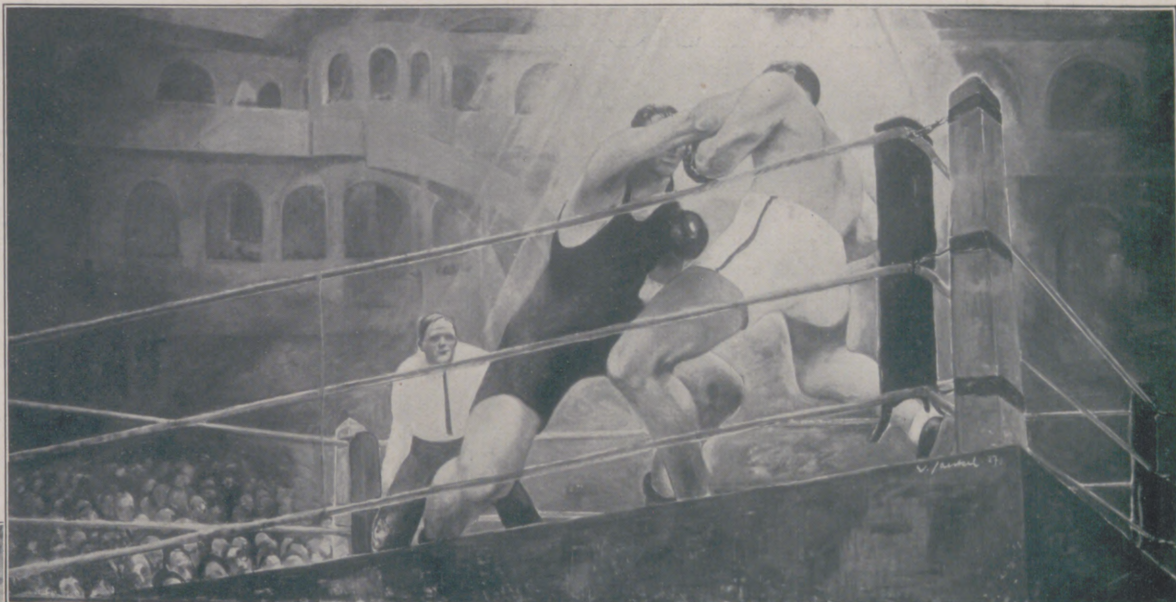
Erst nach einer Weltumwälzung wie der Französischen Revolution konnte Jahn seine Turn-Sportbewegung mit Erfolg propagieren. Das 20. Jahrhundert wendet sich dann als Reaktion auf den zermürbenden täglichen Kampf um die Existenz mit aller Kraft der sportlichen Betätigung zu, in der es eine geistige Entspannung und den persönlichen Ausdruck eines gesteigerten Lebensrhythmus sieht. Damit beginnt die Darstellung des Sportes in der bildenden Kunst von neuem.

In diesen Bildern tritt das Porträt hinter der Handlung zurück. Sofern auf den gezeigten Bildern Gesichter überhaupt zu sehen sind, sind sie stilisiert. Entscheidendes Gewicht ist auf die Bewegung gelegt. Am sinnfälligsten zeigt sich dies in Oppenheimers (Mopp) „Fußballspielern". Die sich überschneidenden Linien bringen die Erregung der Kämpfenden und der Zuschauer in frappierender Weise zum Ausdruck. Ebenso stark betont Rousseau die Bewegung in seinen „Ballspielern", deren Köpfe ausgesprochen stilisiert sind. Jaeckels „Boxer" zeigen zwei athletische Körper, die in ihrer Auffassung an antike Faustkämpfergestalten erinnern. In Clarenbachs „Golfspielern" findet



Max Liebermann: Reiter am Meere. (Mit Genehmigung der Galerie Cassirer.)

die Bewegung des Spielers eine augenfällige Unterstützung in der Meeresbrandung, und die „Läufer" Delaunays wirken stark durch die Überschneidung der Arm- und Beinkonturen über die Geraden der Treppen und des Zaunes im Hintergrunde. Während in einem frühen Bilde Liebermanns, „Reiter am Meere", das Pferd im Vordergrund ruhig dahinschreitet, deutet das andere, sich bäumende Pferd eine sich vorbereitende Bewegung an. Dieser Drang nach Bewegung erinnert an das Barock, das sich in einer Zeit des Kampfes zwischen dem Individualismus der Reformation und dem Kollektivismus der Gegenreformation entwickelte. Doch während im Barock die Pathetik regiert und die Kleinheit des einzelnen gegenüber den übergeordneten Mächten zum Ausdruck gebracht werden soll, ist es in der modernen Kunst die Masse in ihren Vertretern, die ihr gesteigertes Lebensgefühl in sportlicher Betätigung zum Ausdruck bringen. Alwin Steinitz.



Willy Jaeckel: Boxkampf im Sportpalast.





Robert Delaunay: Die Läufer. (Mit Genehmigung der Galerie Flechtheim.)
Links nebenstehend: Theo Champion: Tennisplatz. (Mit Genehmigung der Galerie Flechtheim.)

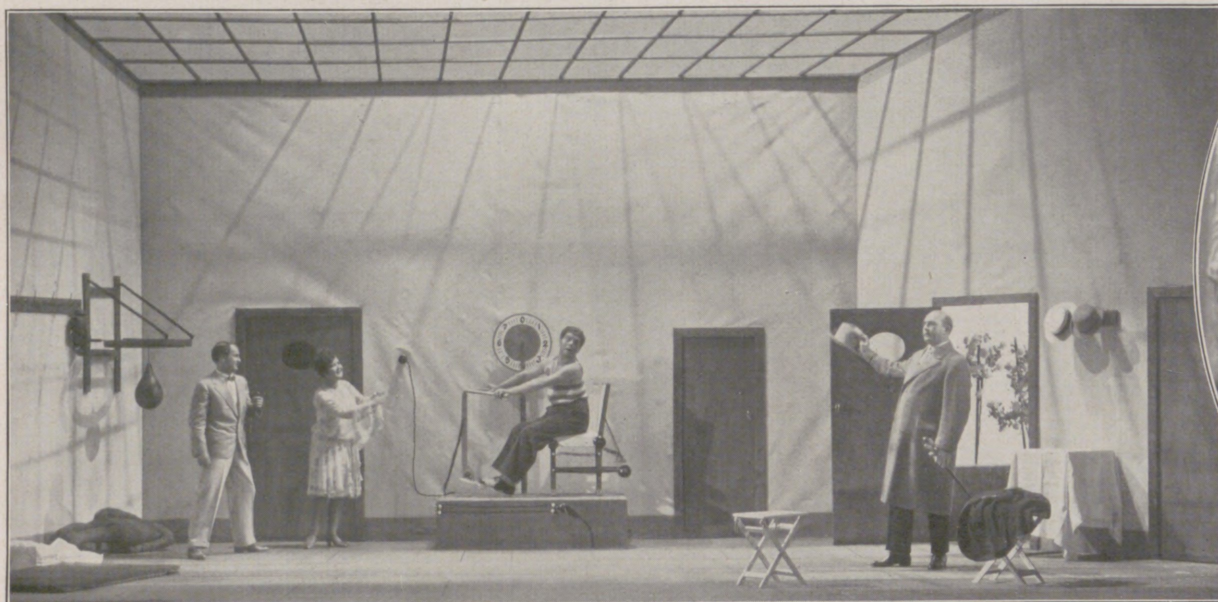




Henri Rousseau: Ballspieler. (Mit Genehmigung der Galerie Flechtheim.)
Diese rein künstlerische Vision erhebt selbstverständlich keinen Anspruch auf sportliche Korrektheit!

Links nebenstehend: Max Oppenheimer (Mopp): Fußball.

VON DEUTSCHEN BÜHNEN



Neue Schöpfungen des Komponisten von „Jonny spielt auf“: Schlußbild aus „Schwergewicht“ (oder „Die Ehre der Nation“), einer burlesken Operette von Ernst Krenek, dem letzten der drei am 6. Mai im Wiesbadener Staatstheater uraufgeführten Einakter. (Phot. Kipp.)

Von links nach rechts: Martin Kremer als Tanzmeister Gaston; Therese Müller-Reichel als seine Gattin Evelyne; Franz Biehler als Meisterboxer Ochsenschwanz; Eywind Laholm als Regierungsrat.



„Paula und Bianka“, eine Komödie von Georg Britting, uraufgeführt am Dresdener Schauspielhaus („Aktuelle Bühne“): Szenenbild mit Lotte Gruner als Paula, Paul Hoffmann als Karl und Stella David als Paulas Mutter. (Phot. Ursula Richter.)



Rechts nebenstehend:

Ein Dramenstoff aus dem klassischen Altertum: Huldigungsszene aus dem I. Akt der Tragödie „Nero“, Text und Musik von Arrigo Boito (deutsche Bearbeitung von Ernst Lert). Rechts stehend: Fritz Windgassen als römischer Kaiser Nero. Die deutsche Uraufführung fand am 5. Mai am Württembergischen Landestheater in Stuttgart statt. (Phot. Willi Balluff.)

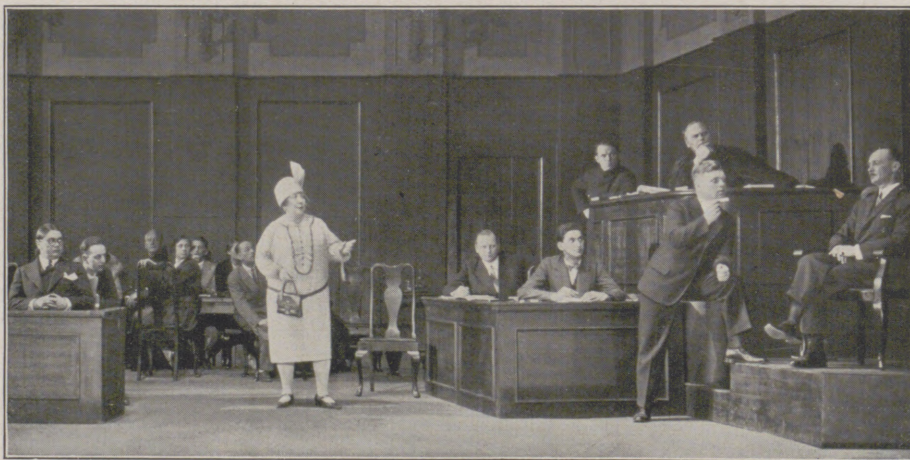
Zur Eröffnung der Maifestwoche des Staatstheaters Wiesbaden wurde am 6. Mai eine Einakter-Trilogie von Ernst Krenek uraufgeführt. In der tragischen Oper „Der Diktator“ bricht ein Machtmensch durch seinen suggestiven Einfluß den Racheplan einer Frau. Die Märchenoper „Das geheime Königreich“ setzt dem Kampf um eine Königskrone die beglückende Kraft der Natur entgegen. In der burlesken Operette „Schwergewicht“ wird ein Meisterboxer von seiner Frau mit einem Tanzlehrer betrogen.

Die Münchener Kammerspiele zeigten ein neues Drama von Eugen Ortner, „Meier Helmbrecht“. Das fast 700 Jahre alte Volksepos diente als Stoffquelle: Der junge Helmbrecht verläßt Haus und Hof, kehrt als verfolgter Strauchritter zurück und wird zur Strafe geblendet.

In dem dreiaktigen Schauspiel „Die Kreisel“ von Felix Sternheim (Uraufführung am Deutschen Nationaltheater in Weimar) hat ein reicher Großindustrieller eine ganze Familie in seine Abhängigkeit gebracht, bei der Liebe der Tochter scheitert er jedoch mit seinem Unterfangen, (wie eine Peitsche die Kreisel!) die Menschen tanzen zu lassen.

Bei dem amerikanischen Reißerstück „Der Prozeß Mary Dugan“ von Bayard Veiller geht es um den Kopf der hübschen Mary, die — natürlich unrechterweise — beschuldigt wird, ihren Millionär-Geliebten ermordet zu haben. Zum Schluß wird sie selbstverständlich glänzend rehabilitiert. Das Stück ist eine einzige Gerichtsverhandlung und doch voller Überraschungen und fesselnder Geschehnisse.

Die vieraktige lyrische Tragödie „Nero“ von dem Verdi-Mitarbeiter Arrigo Boito (deutsche Bearbeitung von Ernst Lert), erstmalig in Mailand 1924 gespielt, erlebte in der Stuttgarter Oper ihre deutsche Uraufführung. Im Mittelpunkt der Handlung steht der Kampf zwischen Christentum und Heidentum.



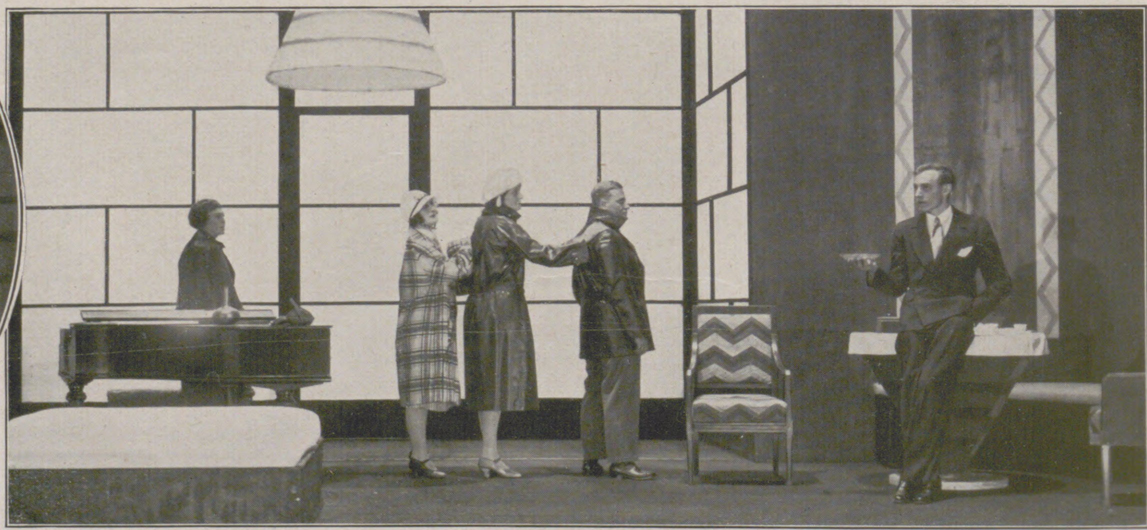
Links nebenstehend:

Die Gerichtsverhandlung als Theaterstück: Bühnenbild aus dem amerikanischen Kriminaldrama „Der Prozeß Mary Dugan“ von Bayard Veiller, dessen deutsche Uraufführung am 5. Mai im Berliner Theater erfolgte.

Links (sitzend): Oskar Homolka als Staatsanwalt; stehend: Ilka Grüning als Zeugin; rechts stehend: Hans Brausewetter als Retter seiner angeklagten Schwester; hinter ihm (oben) Eduard v. Winterstein als Richter.



Eine Wiederbelebung des alten von Wernher „dem Gärtner“ um 1250 verfaßten Bauern-Epos: Eugen Ortners Tragödie „Meier Helmbrecht“ bei der Uraufführung der Kammerspiele am Schauspielhaus in München: Szene mit Hans Schweikart als jungem Helmbrecht und Therese Gieße als Mutter. (Phot. F. Heyden.)



Szenenbild aus der Uraufführung von Felix Sternheims „Die Kreisel“, Schauspiel in drei Akten, am Deutschen Nationaltheater in Weimar. (Phot. H. Eckner.)

Von links nach rechts: Erika Kirsten als Renate; Herma Clement als Anita; Emmy Sonnemann als Karin; Herbert Gartner als Fritz; Rolf Hansen als Rudolf, Karins Bruder.

In Spitzbergens Gewalt

Erzählung von Lars Hansen

AUS DEM NORWEGISCHEN ÜBERTRAGEN VON ERNST UND FRANCK ZÜCHNER

(7. Fortsetzung.)

Siwert sah zu dem Assessor hinüber, der noch immer auf dem Fußboden lag. Er verspürte nicht wenig Lust, ihm noch einen Tritt zu versetzen. Doch da erhob sich Kapitän Albriktsen und sagte:

„Hört, Kinder, es ist schon das beste, wir gehen." Und dann wandte er sich an den Schreiber: „Seht zu, daß Ihr den Kerl wieder lebendig macht, und sagt dem Stadtvogt, daß er sich bei mir über die Gründe zu diesem Vorfall Bescheid holen kann. Ich bin heute nachmittag zu Hause und stehe zu seiner Verfügung."

Damit faßte er Siwert unter. Sie spazierten alle die Storgate hinunter. Mikal, Knut und Anders bildeten die Nachhut. Sie grinsten und waren sich flüsternd darüber einig geworden, daß Siwert wahrhaftig der alte Erik in Person sein konnte, wenn jemand ihn reizte.

Am Tage darauf war Kapitän Albriktsen beim Stadtvogt zu Mittag geladen. Nach dem Essen zogen sich die Herren ins Rauchzimmer zurück, wo die ganze Sache vom Vortage besprochen wurde.

Der Stadtvogt hatte heute den Bureaudienst selbst versehen müssen, da der Assessor bei der gestrigen Sitzung einen schwer havarierten und blau angelaufenen Kopf davongetragen hatte. Sein Gehirn funktionierte nicht richtig.

Der Stadtvogt fand, Siwert müsse für seine brutale Handlungsweise bestraft werden. Aber bevor er die Anzeige weitergab, wollte er Albriktsens Meinung anhören. Die beiden Alten waren Schulkameraden gewesen.

„Wie du selber weißt," begann Albriktsen, „ist Siwert einer unserer besten Eismeerschiffer. Er ist sehr gewissenhaft. Er hat schon verschiedene Male andere Mannschaften und Schiffe gerettet.

Bei Grönland rettete er vor einigen Jahren zwei Tromsöer Kutter und einen aus Hammerfest. Die wären nicht mit dem Leben davongekommen, wenn Siwert nicht gewesen wäre. Er brachte damals sein eigenes und seiner Mannschaft Leben in Gefahr und riskierte die reiche Ladung, die an Bord seines Schiffes war. Er nahm drei kranke Leute an Bord, verpflegte sie aufs beste und brachte alle wohlbehalten heim.

Jetzt hat dieser Mann ein Fangboot und vier Mann verloren. Wenn du aber sämtlichen Eismeerfahrern die Angelegenheit vorlegen würdest, könnte jeder einzelne dir erzählen, daß Siwert zur Rettung seiner Leute mehr getan hat, als die meisten anderen an seiner Stelle gewagt hätten. Da dein Assessor sich in seiner Unerfahrenheit nur an den trockenen Buchstaben des Gesetzes hält und er nicht nur dem Siwert einen Riesenschreck einjagte, sondern ihn direkt zur Verzweiflung trieb, scheint mir, daß er die ganze Schuld an der Sache hat. Er war seiner Stellung in keiner Weise gewachsen. Er kann zufrieden sein, daß alles noch so gut abging. Wäre er nicht gleich ohnmächtig geworden, hätte Siwert ihm vielleicht noch einen Schlag versetzt, der ihm den Rest gegeben hätte."

Der Stadtvogt drang aber darauf, daß Siwert bestraft werden müsse. Zwar kannte er ihn und wußte auch, daß er ein verständiger Mann war, doch meinte er, er müsse „diesen Seeleuten ein wenig Respekt beibringen". — „Du weißt selber, mein lieber Albriktsen, daß viele, ja, die meisten unserer biederen Eismeerfahrer ziemlich schwer zu regieren sind, besonders, wenn sie einige Schnäpse und ein paar Glas Bier hinter die Binde gegossen haben."

Siwert aß zu Hause Mittag. Da trat der Polizeidiener Mikkelsen ein. Die beiden waren alte Freunde. Als Siwert gegessen hatte, schenkte er zwei Gläser voll Aquavit ein und stellte zwei Flaschen Bier auf den Tisch. Mikkelsen kriegte nach dem ersten Schnaps noch einen und dann noch einen. Der letzte war so gewaltig, daß der Polizeidiener gleich Schlagseite bekam. Schließlich nahm er ein Papier aus der Tasche, breitete es auf dem Tisch aus, schaukelte erst ein wenig hin und her und las dann vor:

„Hiermit wird Schiffer Siwert Olsen ersucht, sich heute nachmittag auf der Tromsöer Polizeikammer einzufinden und über seinen Überfall auf den Assessor der Tromsöer Vogtei, während der Seeverklarung am 10. November, auszusagen."

Siwert Olsen erschien pünktlich, erklärte aber auf die eindringenden Ermahnungen des Polizeimeisters immer wieder von neuem, daß er alles versucht habe, Troms und die drei anderen zu retten. Er wurde zu einer Geldstrafe von zwanzig Kronen verurteilt. Nicht etwa, so erklärte der Polizeimeister, weil er sein Boot verloren, sondern weil er den Assessor zu Boden geschlagen hätte. Zuletzt klopfte dieser Siwert auf die Schulter und sagte:

„Und alle hier in der Stadt wissen, daß Sie ein viel zu achtbarer Mann sind, sowohl als Eismeerfahrer als auch als Bürger der Stadt, um so behandelt zu werden. Aber Gesetz und Recht müssen beschützt werden. Kapitän Albriktsen meinte, Sie wären im Recht gewesen. Er hat bereits Ihre Strafe bezahlt und bat mich, Sie zu grüßen und zu bestellen (der Polizeimeister kam dicht zu Siwert heran): der Schlag sei seine zwanzig Kronen wert gewesen."

Die Stadt Tromsö glitt ins neue Jahr hinüber.

Das war deutlich zu merken, denn die Vorbereitungen für den Lofoten-Fischfang begannen. Mitte Januar waren alle Leute bereits vollauf damit beschäftigt.

Die Straßen waren stets voller Volk. Alle eilten hin und her durch den tiefen Schnee.

Die „Hoffnung" lag vor Andreas Dreyers Speicher. Sie nahm Salz und Kessel zum Kochen von Medizintran an Bord, denn Siwert sollte nach den Lofoten hinuntersegeln, Fische aufkaufen und Tran dampfen. Am achtzehnten Januar ging die „Hoffnung" wieder in See; Mikal Taraldsen war Rudergast und Knut Koch. Siwert hatte das Oberlicht in der Kajüte reparieren lassen.

Die „Hoffnung" hatte sechs Mann Besatzung. Sie segelte so, daß sie Tromsö und Siwert Ehre machte. Schon am vierundzwanzigsten Januar ging sie im Hafen von Kabelvaag vor Anker.

Die Fischer lieferten ihren Dorsch ab. Mikal Taraldsen stand an Deck und weidete vom frühen Morgen bis spät in die Nacht hinein Fische aus. Die Leber wurde gesammelt und zu Tran eingedampft. Auch hier war es kalt genug, denn der Winter auf den Lofoten ist beinahe ebenso kalt wie der Herbst auf Spitzbergen. Auch hier mußte man sein Brot mit angestrengter Arbeit verdienen, aber man war doch wenigstens im Hafen und konnte des Nachts schlafen, wenn man auch hin und wieder bis gegen Mitternacht schuften mußte, um fertig zu werden.

Der Februar verging und der März auch. Am zweiten April lag die „Hoffnung" wieder wohlgeborgen im Hafen von Tromsö. Tran und Fisch wurden gelöscht, während Siwert in der Stadt umherwanderte und seine Vorbereitungen für die neue Eismeerreise traf. Diesmal mußte und wollte er der erste sein, der aussegelte, denn er hoffte, seine vier Leute und das Boot wiederzufinden. Ein Mann wie Troms, meinte er, würde sicher den Winter durchhalten, denn kein Mann der ganzen Eismeerflotte konnte mit ihm verglichen werden, was Mut und Zähigkeit anlangte. Keiner reichte an ihn heran, weder aus Tromsö noch aus Hammerfest oder Vardö!

*

Johann, der „Beisar" und Karsten hatten von ihrem toten Kameraden Abschied genommen.

Alles, was sie besaßen — es war wenig genug — und was ihnen unterwegs von Nutzen sein konnte, nahmen sie mit sich.

Vor ein paar Tagen hatte Johann einen Aufstieg in das Gebirge hinter der Mossel-Bai unternommen, um sich einen Überblick über das Gelände zu verschaffen, das sie durchmessen mußten. Es war hell und klar gewesen. Das Tageslicht war zwar noch nicht gekommen, aber der Vollmond und Nordlicht und Tausende blanker Sterne.

Von oben konnte er die hellerleuchtete Landschaft im Westen liegen sehen. Die Felskuppen auf Graahuk und die Gipfel an der Röde-Bai zeichneten sich deutlich vom westlichen Himmel ab. Dort erstreckte sich der Sund zwischen den Norske-Inseln und der Röde-Bai-Landzunge. Weiter dahinter mußten die Dänen- und die Amsterdam-Insel liegen, zwischen denen sich das Dänengatt erstreckte, wo die Hütte des Engländers stand.

Während er so allein Ausschau hielt über diese unendliche Strecke verschneiten, kalten Landes, glaubte er, drei Gestalten, die sich vorwärts mühten, dort unten zu sehen.

Er wähnte, er sähe sich und seine Kameraden, drei magere, halbverhungerte Männer, die den Kampf mit dieser Unendlichkeit aufgenommen hatten. Seine Stimmung wechselte unablässig. Bald fragte er sich: „Können wir diese vierzehn Meilen schaffen?" Und es antwortete: „Ja, das müssen und werden wir!" Bald überkam ihn wieder der Kleinmut: „Das schaffen wir nie, das ist Wahnsinn!" — „Aber wenn wir hier noch drei Wochen bleiben, lebt auch keiner mehr."

Er war sich darüber klar geworden, daß sie den Weg nicht über die Graahuk-Nehrung, sondern über den Gebirgsrücken wählen mußten. Dadurch wurde die Strecke, die zu überwinden war, um eine ganze Meile kürzer.

Von hier oben sah er, daß man erst in einer geraden Linie von der Mossel-Bai an der Röde-Bai vorbeimarschieren mußte, dann weiter durch die Senkung zwischen der Amsterdam- und der Dänen-Insel.

Johann sah in das Meer der Sterne hinauf. An einem dunkelroten, breiten Strahl des Nordlichts blieb sein Blick haften. Mitten in dem Lichtschein glaubte er eine Öffnung zu erblicken, die farblos war und einem offenen, bodenlosen Schlund glich. In diesem bodenlosen Schlund wähnte er Gottes Angesicht zu erschauen. Je länger er starrte, desto deutlicher trat es hervor. Er sah das Antlitz eines ernsten, gewaltigen Mannes, dessen Augen groß und nachdenklich auf ihm ruhten. Jedoch blickten sie nicht unfreundlich.

Von diesem Anblick konnte er sich nicht losreißen. Er wußte, daß es nur ein Gebilde seiner eigenen Phantasie war, aber trotzdem blieb er stehen und schaute. Grauen packte ihn, so deutlich sah er alles. Er zwinkerte mit den Augen, beugte den Kopf und senkte den Blick auf den Schnee nieder. Aber noch immer war es ihm, als schaute Gott zu ihm herab. — Er sah wieder auf. — Gottes Bild stand noch immer da, deutlicher als zuvor.

Johann dachte: Soll ich mich auf die Knie niederlassen und beten? — Er tat es nicht. Und während er noch auf das Bild starrte, begann die ganze Flut des Nordlichts blitzartig zu zucken. Das Antlitz ging unter in der strahlenden Farbenpracht feuerfunkelnder, grüner Zungen, die blitzschnell von Norden heranzogen und im Süden verschwanden.

Johann spannte die Skier fester und sagte laut:

„Herrgott, wenn es dir gefällt, so hilf uns über diese vierzehn Meilen hinweg!“ Dann warf er seine Skier herum und schoß den Hang hinunter, daß der Schnee wie Dampf hinter ihm herwirbelte. Als er unten auf der Ebene stoppte, sagte er:

„Gott hilft dem, der sich selber hilft. Ich will auf dem Marsch vorangehen, dann mag Gott der Zweite sein!“

Heute marschierten sie also los.

Als sie die Hütte verlassen hatten und abwärts glitten, schauten sie noch lange zurück. Dann übernahm Johann die Führung und schlug die Richtung auf den Gebirgsrücken bei Graahuk ein. Ungefähr anderthalb Meilen lagen eben vor ihnen. Karsten war Zweiter, ihm folgte Berner Jörgensen. Er hatte lange Arme, lief etwas vorgebeugt und ein wenig x-beinig. Alle drei hatten dichten Bartwuchs, der ihnen bis auf den Hals hinunterreichte und gut gegen die Kälte schützte.

Man schrieb den achtzehnten Februar. Der Schnee war ausgezeichnet, und die drei Mann glitten leicht dahin. Johann hatte den anstrengendsten Teil der Arbeit zu leisten, weil er als erster die Spur ausfahren mußte.

Die erste Marschstunde verging — und noch eine zweite. Keiner hatte erwartet, daß sie so schnell vorwärtskommen würden. Bald mußten sie den Kamm bei Graahuk erreicht haben, etwa in einer halben Stunde. Johann blieb stehen und sagte: „Karsten, löse mich hier vorn für eine Weile ab, dann führe ich den Rest der Strecke bergauf. Glaubst du, daß du es schaffst?“

Er wechselte den Platz mit Karsten, und dann gingen sie weiter.

Für Sportsleute wäre dieser Marsch ein Genuß gewesen, diesen dreien aber kostete er unerhörte Anstrengung. Als sie auf der Höhe angelangt waren, sahen sie unebenes, wildes Gelände vor sich. Der Aufstieg hatte Schweiß gekostet, nun lagen sie ausgestreckt auf dem Schnee, um sich auszuruhen. Die Kleider aus Renntierfell ließen sie die Kälte nicht spüren. Hier war der Schnee härter als im Tale. Sie mußten die Skier kanten, wenn sie geraden Kurs halten wollten. Verlor man den Halt, so glitt man unweigerlich aus.

Als Johann das Zeichen zum Aufbruch gab, standen sie auf. Wieder verging eine Stunde. Sie wanderten über blankes Eis. Die größte Vorsicht mußte geübt werden, denn breite Risse, die jetzt viel schwerer wahrzunehmen waren als im Sommer, versperrten ihnen heimtückisch den Weg. Im Sommer hat dieses Eis eine bläuliche Farbe und läßt die Risse dadurch leichter erkennen. Johann ging an der Spitze. Plötzlich fühlte er sich um den Leib gepackt, während die Beine ihm unter dem Leibe weggestoßen wurden. Er fiel rücklings nieder. Karsten lag unter ihm. Sie befanden sich dicht am Rande eines lotrechten Spaltes. Der „Beisar“ setzte seine Skier quer zum Hang, reichte Johann seinen Skistab und zog ihn langsam und vorsichtig daran empor. Karsten lag da, ohne sich zu rühren, die geringste Bewegung konnte ihn in den Abgrund stürzen lassen. Langsam wurde auch er von den Kameraden auf das sichere Eis zurückgezogen.

Johann drückte Karsten die Hand: „Ich danke dir. Als du mich hinwarfst, wußte ich wahrhaftig nicht, was eigentlich los war. Ich ging so vor mich hin, ohne aufzupassen. Du kamst gerade noch im letzten Augenblick.“

Sie standen nun vor einem Hindernis, das alles weitere Vordringen in Frage stellte, denn die Kluft im Eise war gegen zwanzig Fuß breit und so tief, daß sie nicht bis auf den Grund hinabzusehen vermochten.

Nun hatten sie zwischen zwei Möglichkeiten zu wählen. Entweder mußten sie also der Kluft bis zum Meer hinunter folgen oder bergauf marschieren, bis sich vielleicht eine Möglichkeit, sie zu überqueren, bot. Sie entschlossen sich für das erstere. Wäre es Sommer gewesen, hätten sie den Weg bergauf gewählt, denn sie wußten, daß fast alle diese Gletscher am Meer steil abfallen. Aber da im Winter bis an die Steilwand des Gletschers heran Treibeis liegt, hofften sie, über dieses hinweg um den Gletscher herumzukommen.

Mit Sturmeseile schossen sie zu Tal. In wenigen Minuten hatten sie eine Meile zurückgelegt. Das Meereis hatte sich so gewaltsam gegen den Gletscher geschoben, daß es wild und furchtbar zerklüftet übereinanderlag und den Wanderern das Vorwärtskommen unsäglich erschwerte.

Johann war nun wieder der altbewährte Harpunier. Er stand hoch oben auf einer emporragenden Eisscholle. Er gab seinen Gefährten mit der Hand ein Zeichen und verschwand darauf. Ein Schuß erdröhnte. Karsten und Berner eilten auf die Stelle zu, wo sie Johann hatten verschwinden sehen. Er kauerte ein Stück weiter über einem erlegten Seehund und trank Blut. Schnell tranken auch die beiden anderen. Als alle satt waren, setzten sie ihre Wanderung um den Gletscher herum fort. Sie marschierten so lange auf dem Eise weiter, bis dieser weit hinter ihnen lag. Dann begann wieder der Aufstieg.

Spät abends waren sie so hoch, daß sie aufs neue Ausblick zur Amsterdam-Insel hatten. Sie konnten auch die Röde-Bai überschauen.

Eine Abfahrt von mehreren Meilen lag vor ihnen. Es sah so aus, als wäre es ein leichtes, am Strand der Röde-Bai weiterzukommen.

Das warme Blut des Seehundes hatte sie erfrischt. Und da das Gelände scheinbar ohne Hindernisse vor ihnen lag, glitten sie abwärts, immer so am Hang entlang, daß die Geschwindigkeit gleichmäßig stark blieb. Ohne die Füße zu bewegen, glitten die drei Gestalten über die blanke, glatte Fläche dahin. Zwei Meilen wurden auf diese Weise zurückgelegt. Als sie stoppten, zitterten Berner Jörgensens Füße so, daß er mit einem Stöhnen hinfiel. Johann war gleich bei ihm, sah aber, daß die Schwäche nur vorübergehender Natur war. Er fühlte selber ein schwaches Zittern in den Fesseln, denn es strengt sehr an, meilenweite Strecken auf Skiern zu Tal zu gleiten, ohne die Beine zu bewegen. Johann warf sich neben dem „Beisar“ in den Schnee. Sie machten eine Viertelstunde Rast, dann befahl Johann: „Auf mit euch, wir müssen weiter!“

Jetzt mußten sie wieder gegen fünf Kilometer durch Packeis. Dies war ihnen aber ganz willkommen, denn dabei wurden die Beine tüchtig bewegt. Die Nacht, schön und hell, begann zu weichen. Sie war ihnen schnell vergangen. Der Aufstieg auf die Höhen an der Röde-Bai stand vor ihnen. Sie waren nicht hoch. Aber Berner vermochte doch nicht mehr Schritt zu halten, als sie aufstiegen. Er blieb immer weiter zurück. Johann drehte sich zu Karsten um:

„Wir gehen zu schnell. Berner ist der Schwächste, wir müssen Rücksicht auf ihn nehmen. Wir wollen hier warten. Dann helfen wir ihm. Erst du ein Stück und dann ich, bis wir oben sind. — Aber hör' zu, Karsten, tue dein Bestes. Denn wenn er so schwach wird, daß er nicht weiterkann, tragen wir ihn, bis wir selber umfallen. Er muß mit!“

Der „Beisar“ hatte sie eingeholt. Er war bleich, mager und verschwitzt, wie die anderen auch, aber sein Blick hatte etwas unendlich Müdes. Es wurde eine lange Rast gehalten.

Beim Weitermarsch stützte Johann den „Beisar“, obgleich dieser protestierte. Endlich waren sie so weit hinaufgekommen, daß sie das Dänengatt in der Ferne liegen sehen konnten. Nun war die halbe Entfernung bald zurückgelegt. Während Johann und Berner ihre Kräfte schwinden fühlten, war Karsten so zähe wie ungegerbtes Robbenfell. Ihm war keine Erschöpfung anzusehen.

Sie glitten talwärts, auf die Röde-Bai zu. Jedoch hielten sie in halber Höhe an, denn zu ihrer großen Verwunderung zeichneten sich unten am Strand deutlich Masten und Takelung eines Schiffes vom Schnee ab. Sie spähten nach Rauch oder einem anderen Zeichen von Leben. Denn wenn ein Schiff dort lag, mußten auch Menschen in der Nähe sein. Aber sie starrten umsonst. Nun schlugen sie unwillkürlich schnelleres Tempo an, als sie weitermarschierten. Der Anblick des Schiffes hier in der Eiswüste ließ das Blut hurtiger in ihren Adern kreisen. Als sie den Hügelkamm, der sie noch von der Bucht trennte, erreichten, waren sie feuerrot vor Aufregung.

Kein Anzeichen von Leben. Sie nahmen direkten Kurs auf die Schute hinunter. Plötzlich öffnete sich eine kleine Senke vor ihnen. Sie fuhren hinab. Als sie auf der anderen Seite wieder aufwärtsklommen, stießen sie plötzlich auf ein fast völlig verschneites Haus. Sie trauten ihren Augen kaum.

Die Skier wurden abgeschnallt. Karsten sprang von der Schneewehe, auf der sie standen, herab und ging um die Ecke der Hütte. Mit einemmal stieß er einen lauten Ruf aus. Johann ergriff die Büchse und lief mit gespanntem Hahn hinter ihm her. Als er die Tür der Hütte erblickte, ließ er die Büchse sinken, denn hier bot sich ein fürchterlicher Anblick dar. Auf der Treppe saß ein Mann mit weitgeöffneten Augen und starrte ihnen entgegen. Er war steifgefroren. Unter ihm, vor der Treppe, lag ein toter Bär, dessen Bauch aufgeschlitzt war. Der Mann hielt ein Messer in der Hand. Johann ging ein paar Schritte vor, da er ihm im ersten Augenblick bekannt vorkam. Doch schauderte er zurück, denn der zahnlose Mund, die schwarze Zunge, die heraushing, und die eingefallenen, schwarzen Wangen waren zu ekelhaft und abscheulich.

Schließlich überwand Johann seinen Schrecken, ging hin und hob den Toten von der Treppe herab. Karsten und Berner halfen ihm dabei. Als sie die Leiche in den Schnee legen und ausstrecken wollten, brachen die Beine mit einem Krach in den Kniegelenken ab. Die drei Gefährten zitterten vor Grauen und Spannung. Johann wollte die Tür öffnen. Doch zögerte er, weil er zu fühlen schien, daß dort drinnen etwas Schreckliches auf sie wartete. Aber dann machte er mit einem Ruck auf und ging schnell hinein. Er konnte in dem schwachen Licht sehen, daß in den Kojen Leute lagen. Aber die muffige Luft benahm ihm fast den Atem, und er kam schnell wieder heraus.

Karsten und der „Beisar“ fragten ihn wie aus einem Munde, ob noch mehr drinnen seien.

„Ja,“ sagte Johann, „ich weiß aber noch nicht, wie viele. Wir müssen den Schnee von den Fenstern wegschaufeln. Berner, geh aufs Dach hinauf und mache das Ofenrohr frei, damit wir frische Luft hineinkriegen.“ Johann schlug die eine Fensterscheibe ein, weil er das Fenster nicht aufkriegte.

(Schluß folgt.)



Von links nach rechts: Obere Reihe: Altes groteskes Tanz-Maskenkostüm. — Ichimura Kakitsu im Kostüm des „Uiro"-Verkäufers Tôkichi (Uiro ist ein medizinisches Heilmittel). — Kataoka Nisaemon in der Rolle von „Washizuka-Kintôji" (Nisaemon ist einer der hervorragendsten Schauspieler aus der Stadt Osaka. — Mittlere Reihe: Onoye Baiko in der Rolle des „Miura Ya Agemaki". — Der glänzende Damendarsteller Onoye Baiko in der Maske des Teufels „Ibaraki-Doji", der sich in eine Frauengestalt verwandelt hatte. Das Bild stellt den Augenblick der Enthüllung seines Wesens dar. — Nakamura Kishiuyemon in der Rolle Kumagai Jiro Naozane in dem Stück „Genpei-Scisuiki" (Geschichte der Geschlechter Minamoto und Paira). — Untere Reihe: Ichikawa Sadanji in der Rolle Togashi Sayemon in „Kanjincho" (Kostüm etwa Anfang 12. Jahrh.). — Matsumoto Koshiro in der Maske von Musashibo-Benkei in dem klassischen Stück „Kwanzinchô", die beste von den 18 Rollen des verstorbenen Schauspielers Schikawa Danjiuro, von dessen Familie der Schauspielerneuling erst die Erlaubnis zum Spielen einholen muß. — Onoye Kikugoro in der Rolle Koreyeda Mansuke in dem Stück „Dōshino Hitobito".

JAPANISCHE SCHAUSPIELERTYPEN

GEMÄLDE VON PROF. FRANZ KIENMAYER

(Zu dem Beitrag „Das japanische Theater" auf der nächsten Seite.)

DAS JAPANISCHE THEATER

EINDRÜCKE VON EINER OSTASIEN-REISE UNSERES SONDERZEICHNERS
PROF. FRANZ KIENMAYER



Das künstlerische Theaterprogramm: Titelblatt des Theaterzettels vom Kaiserlichen Theater in Tokio. (Nach dem Original.)

Das berühmte Kaiserliche Theater „Teikokuza" in der Yuraku-Cho Tokios (Zentrum der Stadt) in der Nähe des Imperial-Hotels, gegenüber der Rückseite des Kaiserpalastes, bildet einen der Hauptanziehungspunkte für die Fremden. Dieses modern gebaute Theater bietet seit 1911 dem japanischen Drama eine neue Stätte. (Es gibt in Japan überhaupt keine Oper, wenigstens keine japanische, wohl aber eine italienische Gastspieloper, die nur im Winter spielt.) Nach dem großen Erdbeben im Jahre 1923 entstand das Kaiserliche Theater in neuem Gewande. Es wurde vollständig neu aufgebaut und mit den raffiniertesten Errungenschaften moderner Bühnentechnik ausgestattet. Die Drehbühne fehlt also ebensowenig wie die Hofloge und die samtbezogenen bequemen Klappstühle. Der erste Rang liegt in schwacher Hufeisenform amphitheatralisch ansteigend und gibt jedem Besucher die Möglichkeit tadelloser Bühnensicht. Äußerst geschmackvoll und künstlerisch sind die Bühnenvorhänge, die zu jedem Stück wechseln, wahre Museumsstücke an Kostbarkeit.

Interessant erscheint auch der „Blumenweg", der links vom Zuschauerraum nach der Bühne führt, zu dem Zweck, den Künstler dem Publikum vorerst zu zeigen, ehe er die Bühne betritt; es werden sogar kostümliche Verwandlungen auf diesem Blumenweg vollzogen.

Im Kaiserlichen Theater gibt es traditionell keine weiblichen Schauspieler, diese Rollen werden nur von Männern bekleidet, die schon als kleine Jungen in der Theaterschule als Frauendarsteller herangebildet werden und ihre Mädchenrollen so ausgezeichnet wiedergeben, daß der Uneingeweihte sie für wirkliche Frauen hält. — Die interessantesten Schauspieler-Masken sind auf der vorigen Seite gezeigt und veranschaulichen die traditionelle Urwüchsigkeit der Kostüme des klassischen Spiels. Der Inhalt des bürgerlichen Dramas — Sewamono — ist dem täglichen Leben entnommen; die Texte der Geschichtsdramen — Jidaimono — schließen sich eng an die geschichtliche Überlieferung an. Es sind dabei die schönsten Kostüme, die farbenprächtigsten und kostbarsten, die ich je gesehen. Ebenso fabelhaft künstlerisch abgestimmt sind die Kulissen der Bühnenausstattung. In der feinsinnigsten Weise wird das Beiwerk behandelt, hier offenbart sich eine hervorragende Stilkunst der Formen. Übrigens gibt es noch eine zweite klassische Stilbühne ersten Ranges: die Kubuki-Bühne des Nakaza-Theaters in Osaka, eine Kunststätte von altem Ruf mit berühmten Schauspielern.

Im Foyer des Theaters bietet sich dem Besucher ein buntbewegtes Bild. Hier promenieren elegante Japanerinnen, bekleidet mit herrlichen Kimonos in wundervollen Bambusmustern in Grün-Schwarz und Weiß, und begrüßen einander mit dem umständlichen Gruß, der meist aus drei Bücklingen besteht. Ein Frack verirrt sich selten hierher, meist erscheinen die Männer im Gehrock, dem hoffähigen Kleidungsstück. Daneben sieht man die modern gekleidete, fortschrittlichere Japanerin.

In den Erfrischungsräumen stehen zierliche Ständchen, wo Schauspieler-Geschenke wie Haarkämme, Schleifen als Kopfputz, Perücken, Überkimonos, Blumenkränze aus Papier zur Schau liegen. Sogar auf Seide gemalte Porträte von den Hauptdarstellern sind an diesen Kleinkramständchen käuflich zu haben. Auch für das Rauchen ist gesorgt; an kleinen Tischchen wird die japanische Pfeife gestopft, die nur einen Fingerhut voll Tabak füllt und drei Züge gestattet.

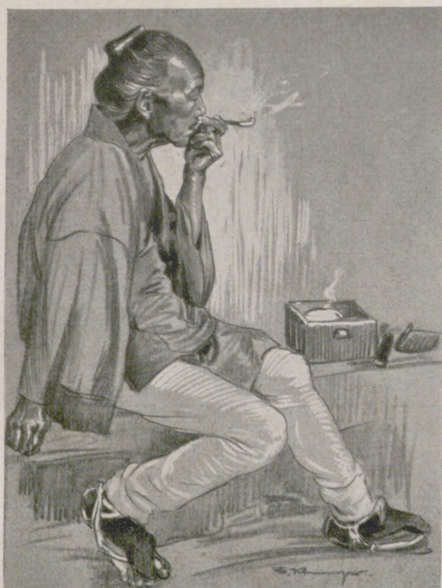
Während der Kulissenverwandlung sind Trommelgeräusche hörbar, die den Lärm übertönen sollen. Bei den dramatischen Kampfszenen der Ritter wird das Gegeneinanderschlagen der Schwerter nur angedeutet, jede naturalistische Darstellung ist verpönt. Solche Szenen wirken infolgedessen fast wie Zeitlupenaufnahmen im Kino. Eine große Rolle spielt in den Stücken das „Harakiri" (Bauchaufschlitzen).

Recht merkwürdig ist auch der klangliche Eindruck. Das Getön der Samisen wie der Gesang der Darstellenden klingt uns wie Papageien-Geschrei, wie wehklagende tierische Laute, die aber dem Japaner vertraut und angenehm erscheinen.

Es gibt viele Theater in Tokio, die noch ganz ursprünglich sind, die sogenannten Volkstheater, in denen meistens die altjapanischen No-Tänze aufgeführt werden und die Besucher, auf Kissen oder Bänken hockend, die Handlung an sich vorüberziehen lassen. Bei Tempelfesten in der Sommerzeit finden häufig theatralische Vorführungen im Freien statt, da zu dieser Zeit die großen Theater geschlossen sind.

Trotz dem starken Einfluß des fortschrittlichen Varietés und Kinos wird es jedenfalls wohl noch lange Zeit dauern, bis sich das Kaiserliche Theater zu Tokio entschließen wird, europäische moderne Dramen aufzuführen.

(Siehe auch das Bild eines japanischen Schauspielers auf der Umschlagseite.)



Idyll während der Pause: Rauchende Frau im Erfrischungsraum.

Aufführung von No-Tänzen auf der Bühne, den ältesten Tänzen Japans.



IM FOYER DES KAISERLICHEN THEATERS ZU TOKIO

PASTELL VON PROF. FRANZ KIENMAYER

Wie unsere Kolonisten heute in Afrika leben

DEUTSCHE FARMER IM EHEMALIGEN DEUTSCH-SÜDWEST-AFRIKA

Noch heute besteht die weiße Bevölkerung unserer ehemaligen Kolonie in Südwestafrika, die durch den Versailler Vertrag Mandatsgebiet der Südafrikanischen Union geworden ist, in der Mehrzahl aus Deutschen. Es leben unter Buren und Engländern rund 13 000 Deutsche als Farmer und Kaufleute, als Lehrer, Ärzte und Angestellte dort. Das mit so schweren Opfern erkaufte Land, in dem so viel deutsches Blut geflossen ist, macht trotz der fremden Herrschaft einen durchaus deutschen Eindruck. Mit unbeirrbarer Treue und Liebe hangen die Südwester Deutschen am alten Vaterland. Sie fühlen sich ihm nah und verbunden, jedes Haus, und liegt es auch weit hinten in der Kalahari, hat sein Hindenburgbild an der Wand.



Farmers Anfang: Die erste Barackenhütte, die sich der Kolonist als „Wohnhaus" gebaut hat. (Bezirk Omaruru.)

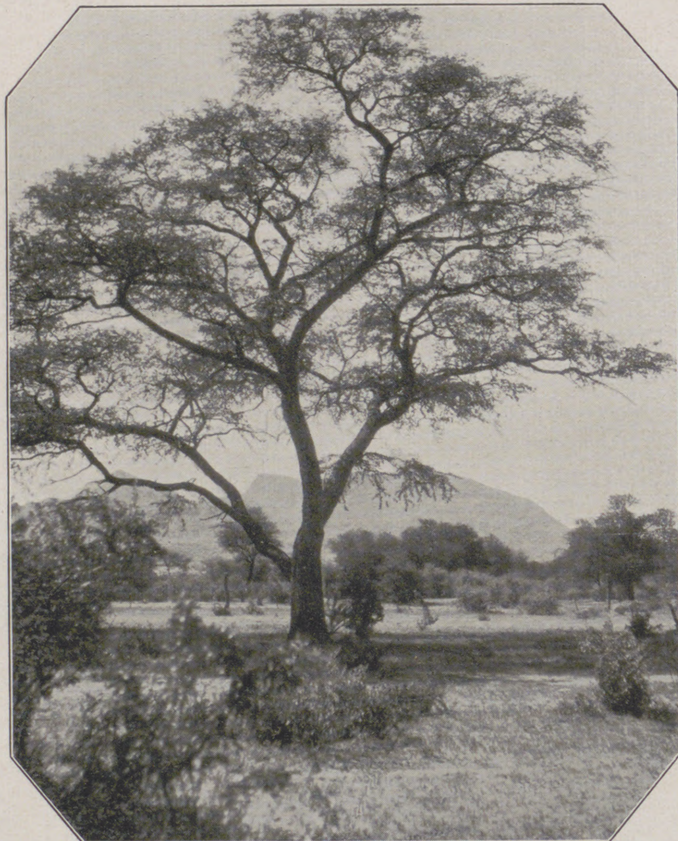
Die Verwachsenheit mit der neuen Heimat ist trotzdem sehr stark, das junge Geschlecht ist dort bodenständig und fest verwurzelt. Der Kampf mit dem harten, spröden Land, dem jeder Erfolg mühsam abgerungen werden muß, der Kampf gegen die Natur, fordert den vollen Einsatz aller Kräfte. Das Besiegen all dieser Schwierigkeiten verbindet die Leute mit dem Land und senkt ihnen eine tiefe Liebe zu ihm ins Herz.

Der Farmer hat nie ein leichtes Leben in diesem Lande gehabt, in dem bis vor wenigen Jahrzehnten nur unstete Eingeborene ihre Herden weideten, in dem Aufstände und Kriege immer wieder die mühevollen Anfänge des wirtschaftlichen Aufbaues zerschlugen.

Schwer war der Marsch mit dem 20spännigen Ochsenwagen durch den Wüstensand der Küste hinauf auf das afrikanische Hochplateau. Schwer war die Erschließung des unwirtlichen Landes. Nur auf sich selbst angewiesen, mußte der Neuangekommene sein Anwesen aufbauen, für Wassergewinnung sorgen, Gartenland und Feld urbar machen, den stolzen Herero, den arbeitsungewohnten Hottentotten zum Arbeiter erziehen. Der schwerfällige Ochsenwagen war sein einziges Beförderungsmittel, auf dem er über die unermeßlichen Weiten des schwachbesiedelten Landes die notwendigsten Hausgegenstände und Farmgeräte heranführen mußte.

Der Verkehr hat durch den Bahnbau eine wesentliche Erleichterung erfahren, besonders aber überbrücken die zahlreichen Autos, die jetzt das Land durcheilen, die großen Entfernungen.

Heute sind es andere Schwierigkeiten, mit denen der Anfänger zu kämpfen hat. Wohl erbohrt die Regierung Brunnen, vergibt Beihilfen für Einzäunungen, Hausbau und Viehankauf. Aber wie viele Anwärter sind es auch inzwischen geworden, wie lange muß man oft auf die ersehnte Hilfe, auf die Bohrmaschine, warten! Wie beträchtlich ist auch inzwischen die Konkurrenz geworden, ist doch ein großer Teil Buren jetzt in das Land gezogen! Da gilt es, jede Möglichkeit der Farm auszunutzen, immer zweckmäßiger und rationeller zu wirtschaften.



Landschaft bei Gochaganas, Bezirk Rehoboth.

Die entscheidende Hilfe für den Farmer sind die seit einem Jahr in Betrieb genommenen Gefrierhallen in Walfischbay; dort werden täglich gegen 100 Ochsen geschlachtet, die Fleischausfuhr gewährleistet einen regelmäßigen Absatz. Da auch die Liebigkompanie, die ihren Betrieb in der Mitte des Landes, in Okahandja, hat, eine gute Abnehmerin ist, so sind die Viehpreise nach langen schweren Nachkriegsjahren ebenfalls wieder auf normaler Höhe. Die Milchverwertung gibt auch eine gute Einnahme. Die Autos ermöglichen einen schnellen Transport der Sahne zu den oft ein- bis zweihundert Kilometer entfernten Molkereien, die Gefrierhallen sind auch für die Ausfuhr von Butter entscheidend geworden. Die Produktion von 63 Tonnen Molkereierzeugnissen nach dem Krieg ist im letzten Jahr auf über 1000 Tonnen gestiegen. Da die Magermilch zur Aufzucht von Schweinen verwendet wird, ist die Rinderzucht weitestgehend ausgenutzt. Ein bedeutender Wirtschaftszweig ist ferner die Zucht der Karakulschafe, welche die wertvollen Persianerpelze liefern. Die große Zahl der Karakulherden hat sich in den letzten Jahren bereits verdoppelt. Die Ernten an Mais und Korn, Obst und Gemüse werden im Inlandsmarkt aufgebraucht.

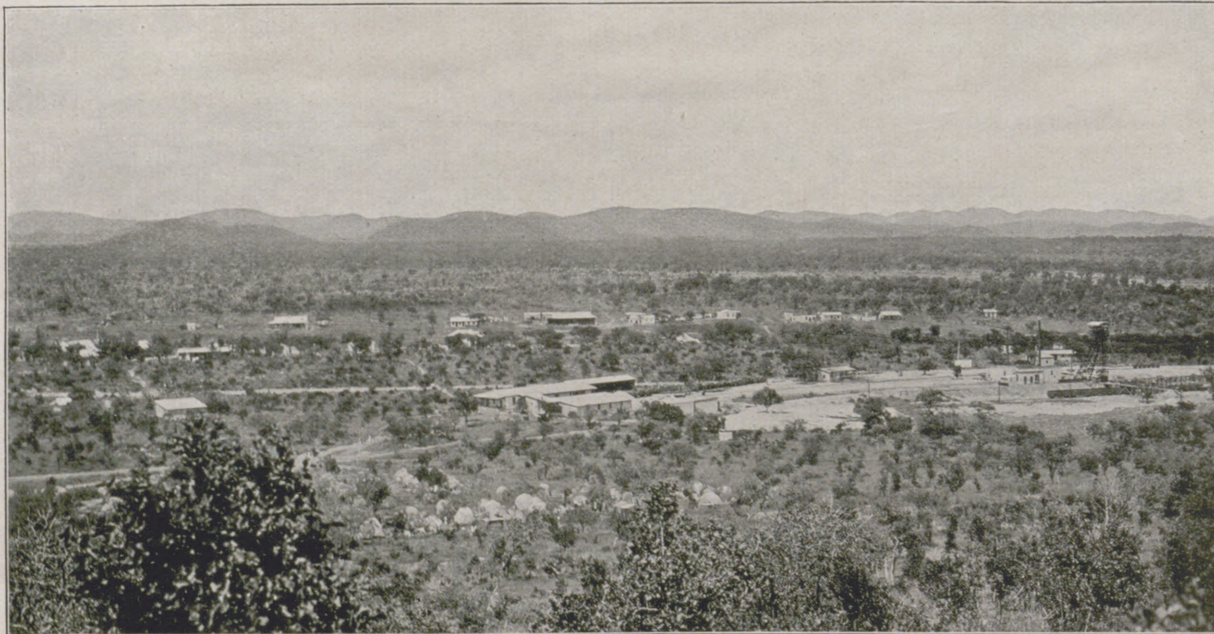
Die Hauptsorge der Ansiedler gilt stets den Wasserverhältnissen. Nur wenige offene Wasserstellen und Quellen sind im Lande vorhanden; tiefe Bohrungen nach dem Grundwasser sind fast immer notwendig, ebenso ist das Stauen von Regenwasser in Dämmen üblich.

Eine Farm muß außer dem Wasser am Hause auch Tränkstellen im Felde haben, um die Weide in allen Teilen des Gebiets ausnutzen zu können. Die Größe einer Farm beträgt im Norden und in der Mitte des Landes im Durchschnitt 5000, im Süden 20 000 Hektar.

Die ersten Monate, ja, oft die ersten Jahre haust der Anfänger meist in dem allerdürftigsten Unterkunftsraum, denn es gibt so viel drängende Arbeit, daß zum Hausbau die Zeit fehlt, und oft auch die Mittel. Es müssen Krale für das Vieh gebaut werden, Räume für die Molkerei, Geräteschuppen, der Garten muß angelegt, das Maisfeld gerodet, das Farmland eingezäunt werden. Wie oft muß die Frau zunächst mit einer offenen Feuerstelle unter einem Kameldornbaum als Küche vorliebnehmen!

Eine tüchtige Frau ist für jeden Farmer die beste Gehilfin und Stütze. Auf ihr liegt die ganze Sorge für Haushalt und Innenwirtschaft, für Molkerei und Geflügelzucht — beides beachtliche Einnahmequellen der Farm. Es gehören Umsicht und Tatkraft dazu, diese vielseitigen Betriebe zu lenken. Kein Laden oder Händler ist in der Nähe, um Lebensmittel oder andere Notwendigkeiten einzuholen. Was der Haushalt gebraucht, muß in Hof und Garten selbst erzeugt werden. Oft auch muß die Frau sich um die Außenwirtschaft kümmern, wenn Arbeit und Geschäft den Mann Tage und Wochen von der Farm fernhalten. Sie hat dann auch die Sorge um den nach Hunderten und Tausenden zählenden Viehbestand zu übernehmen, muß die Einzäunungen abreiten und die Aufsicht über die Feldarbeiten der Eingeborenen führen.

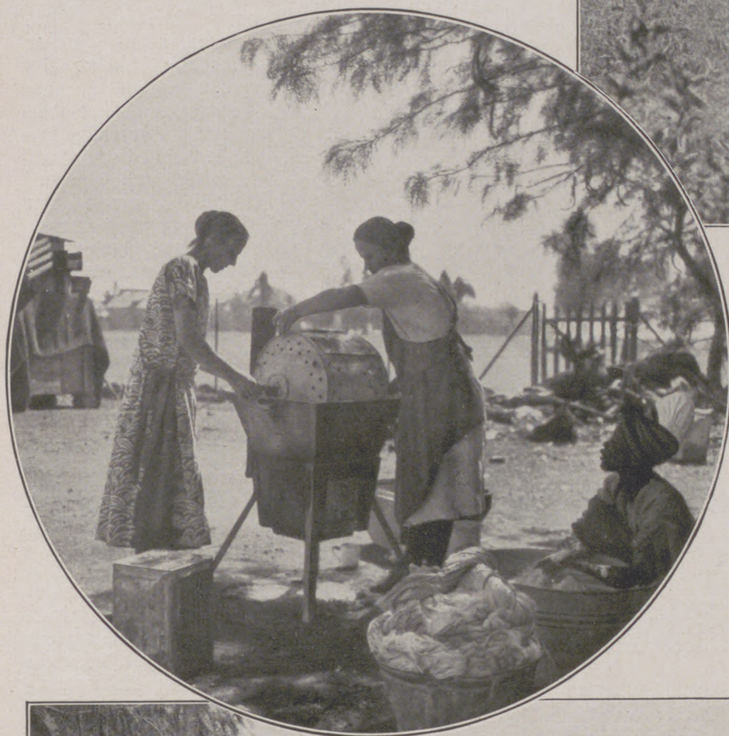
Für Kinder ist Südwest ein ideales Land. Das schöne



Nebenstehend: Blick auf einen Teil der Minenstadt Tsumeb. Die Kupferminen von Tsumeb liegen im Norden des Landes, westlich von den Otavibergen.

Klima, die ungebundene Freiheit in der Natur, der Umgang mit allen Tieren lassen die Kinder frisch und prachtvoll heranwachsen. In den ersten Jahren übernimmt meist die Mutter oder auch eine Erzieherin den Unterricht. Sind viele Kinder in einer Familie, oder wohnen mehrere Familien nicht zu weit auseinander, so wird oft eine kleine Farmschule eingerichtet. Später müssen die Kinder dann freilich immer von Haus gegeben werden und kommen in einen der größeren Orte in eine Schule mit Internat, wo sie eine vollkommen deutsche Erziehung erhalten. Wer von den Eltern es irgend ermöglichen kann, schickt seine Kinder dann später noch einige Jahre nach Deutschland zur Ausbildung. Auch in die Kapkolonie kommen manche Kinder,





Ochsenwagen auf dem Marsche in der Nähe von Otjiwarongo, Bezirk Waterberg.

Im Kreis: Große Wäsche im Freien vor dem Farmhaus.

Rechts nebenstehend: Farmschule in Lievenberg, Bezirk Wilhelmstal. (Kinder von zwei Familien.)





Bei Karibib: Fahrt in die Ferien.



Herero-Kinder vor ihren Pontoks.



Nebenstehend: Farm im Süden des Landes. (Bezirk Aub.)

doch es besteht dabei immer die große Gefahr, daß sie in diesen Jahren dem Deutschtum entfremdet werden.

So läuft das Leben des Farmers in ländlicher Stille ab. Es bringt wohl reichlich Mühe und Sorgen, aber auch für jeden, der Weite und Selbständigkeit liebt, ein köstliches Gefühl der Freiheit und Ungebundenheit in der großzügigen Natur, die die Menschen dort umgibt, das stolze Gefühl, die wilde Steppe in fruchtbare Besitzungen umgewandelt, aus dem unberührten Land eine Heimat für Kinder und Kindeskinder geschaffen zu haben.

Agnes v. Boemcken.

DAS 100JÄHRIGE KASPAR-HAUSER-RÄTSEL

Nürnberg kann in diesen Tagen auf seine große Dürer-Gedenkfeier noch eine kleine Nachfeier folgen lassen: am 26. Mai werden es hundert Jahre, daß dort jener seltsame Mensch auftauchte, über dessen Herkunft bis zum heutigen Tage geheimnisvolles Dunkel gebreitet ist. Dem Äußern nach ein Bauernbursche von 16 bis 18 Jahren, schien er geistig auf der Stufe eines neugeborenen Kindes zu stehen. Einem mitgebrachten anonymen Briefe zufolge war er das uneheliche Kind eines „Schwolische" (Chevauleger) und wollte selber „a Reiter" werden. Als man ihn allmählich zum Reden gebracht hatte, erfuhr man, er habe, solange er sich erinnern könne, immer in einem engen, stockfinsteren Raum gesessen, nur von Wasser und Brot gelebt und nie einen Menschen gehört oder gesehen, außer in den letzten Tagen seiner Gefangenschaft einen Mann, der ihn etwas Sprechen, Schreiben und Gehen gelehrt und dann bei Nacht nach Nürnberg gebracht habe. Kaspar Hauser — so schrieb sich der Unbekannte — wurde zunächst dem Professor Daumer in Pflege gegeben, der allerhand seltsame Experimente mit ihm anstellte. Eines Tages fand man Kaspar Hauser mit einer blutenden Stirnwunde im Keller liegen; wie er angab, war er von einem Vermummten überfallen worden. Die schon vorher aufgetauchte Vermutung, daß man es mit einer wichtigen Persönlichkeit zu tun habe, erhielt dadurch neue Nahrung. Ein reicher Engländer, Lord Stanhope, nahm den Findling als Pflegesohn an, der berühmte Kriminalist Anselm v. Feuerbach (Großvater des Malers) trat in einer glänzenden Schrift für ihn ein und nahm ihn in seine persönliche Hut nach Ansbach. Hier ist er im Dezember 1833 an einer tiefen Stichwunde gestorben, die ihm seiner Angabe nach ein Unbekannter im Hofgarten beigebracht hatte.



Zum rätselhaften Auftauchen des mysteriösen Findlings Kaspar Hauser vor 100 Jahren am 26. Mai in Nürnberg: Kaspar Hauser mit dem geheimnisvollen Buch in der Hand.
(Aus dem Werk von Antonius v. d. Linde: „Kaspar Hauser.")

Dies der knappe Tatbestand, um dessen Deutung sich nun seit hundert Jahren Gelehrte und mehr noch Ungelehrte erbittert streiten. Die einen sehen in Hauser ein Wesen von hoher Abkunft, sei es nun das Kind eines hohen katholischen Geistlichen oder der um sein Geburtsrecht betrogene Sprößling eines regierenden Hauses. Besonderen Anklang fand die Annahme, daß es sich um den 1812 geborenen ältesten Sohn des Großherzogs Karl von Baden handle, der zugunsten einer Seitenlinie, die 1830 den badischen Thron bestieg, beseitigt worden sei. Diese Theorie, die sich auf keinen Geringeren als Feuerbach berufen kann, hat heute immer noch unentwegte Anhänger, entbehrt aber jeder greifbaren Unterlage. Die Gegenpartei hält Hauser für einen geschickten Betrüger, der die Kerkergeschichte nur erfand und die beiden Attentate fingierte, um sich interessant zu machen, und der sich schließlich in der eigenen Schlinge fing, indem er sich bei dem zweiten Attentat schwerer verletzte, als er beabsichtigt hatte. Neuerdings hat sich auch die medizinische Wissenschaft mit dem Problem beschäftigt und sieht darin einen Fall von sogenannter Pseudologia phantastica. Diese Ansicht, der sich auch Schreiber dieser Zeilen anschließt, ist auch durch den angeblichen Fund von Hausers Kerker in dem Schlosse Pilsach nicht erschüttert worden, der vor einigen Jahren großes Aufsehen erregte, sich aber bei näherer Prüfung als unhaltbar erwies.

Dr. Eduard Berend.



Kaspar Hauser.
Nach dem Gemälde von Kreul (1830) im Kunstgeschichtlichen Museum der Universität Würzburg.

VOLTAIRE

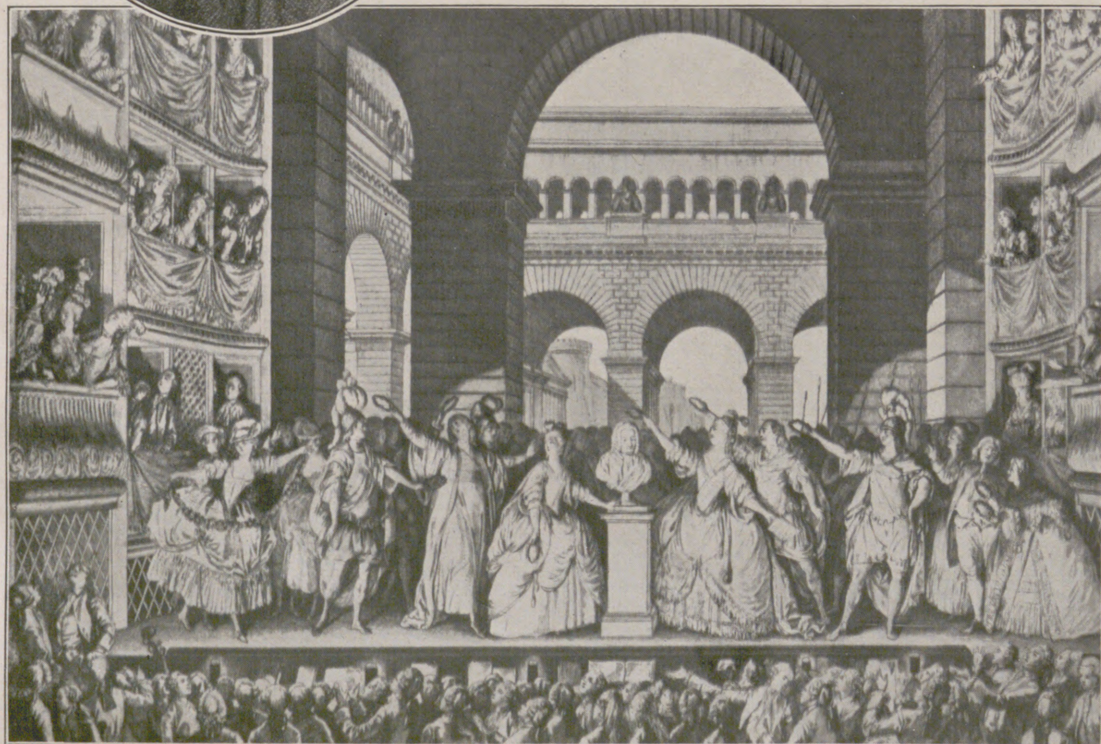
ZU SEINEM 150. TODESTAG AM 30. MAI

Im Jahre 1750 kam Voltaire nach wiederholten Einladungen Friedrichs des Großen nach Berlin, wo er von dem König unter vielen Ehrungen ideeller und materieller Art empfangen wurde. Dieser fürstliche Mäzen hatte für Voltaire eine große Vorliebe, da er ihn als den größten unter den Schriftstellern der Aufklärung, der er selbst huldigte, betrachtete. Aber der Glanz von Voltaires Geist ward gar bald verdunkelt durch seine menschlichen Schwächen: Eitelkeit, Spottsucht und Habgier. Und diese Schattenseiten seines Wesens sind lange für die volle Würdigung dieses geistsprühenden Franzosen abträglich gewesen. Später, als er materiell gesättigt war, stellte er seine Geisteskräfte und Geldmittel in den Dienst humanitärer Zwecke, so daß er von der Nachbarbevölkerung seiner Herrschaft Ferney im französischen Grenzländchen Gex bei Genf der „Patriarch von Ferney" genannt wurde. Dieses schwankende Bild seines Charakters ist aber von der Nachwelt allmählich dahin berichtigt worden, daß seine überragende Bedeutung als Philosoph und Schriftsteller der Aufklärungszeit unzweifelhaft ist. Ja, manche stellen ihn noch über den gewaltigen Wortführer der damaligen neuen Ideen, Jean Jacques Rousseau. In seinen Schriften von höchst geistreicher und ansprechender Darstellung, läßt Voltaire jedoch oft, besonders in seinen historischen Werken, die Genauigkeit vermissen und seine Phantasie spielen. Störend wirkt sein immer wieder zum Ausdruck kommender starker Haß gegen Christentum und Kirche. Er hatte ein im ganzen unstetes Leben hinter sich, als er am 30. Mai 1778 in Paris hochbetagt die Augen schloß. Geboren war Voltaire, der eigentlich François Marie Arouet hieß, am 20. Februar 1694 in Châtenay bei Paris.

Im Oval: François Voltaire.
(Geboren 20. Februar 1694, gestorben 30. Mai 1778.) Französischer Stich von Mariage nach einer Zeichnung von Bonneville.



Friedrich der Große und Voltaire: Ein unerwarteter Besuch Friedrichs II. bei Voltaire.



Nebenstehend: Die Krönung der Büste Voltaires in der Comédie française zu Paris am 30. März 1778.
Nach Moreau le Jeune gestochen von Ch. Gaucher.



Aus dem neuen Institut für Kinderturnen in Berlin-Charlottenburg: Die Nackenschaukel zur Kräftigung der Rückenmuskeln und des Rückgrats.



Eine Gymnastikstunde bei dem Arzt Dr. Graf Thun-Hohenstein in Wien, der seine neuartige Methode auf den natürlichen Bewegungen der Tiere aufbaut: Die Schüler müssen versuchen, das Kriechen der Affen nachzuahmen.



Übung für Kinder zur Stärkung von Beinmuskulatur und Rückgrat.
Nebenstehend: Eröffnung des Sommersemesters der Deutschen Hochschule für Leibesübungen auf den neuen Plätzen des Sportforums in Berlin: Neuzeitliche Übungen in Bodenturnen.



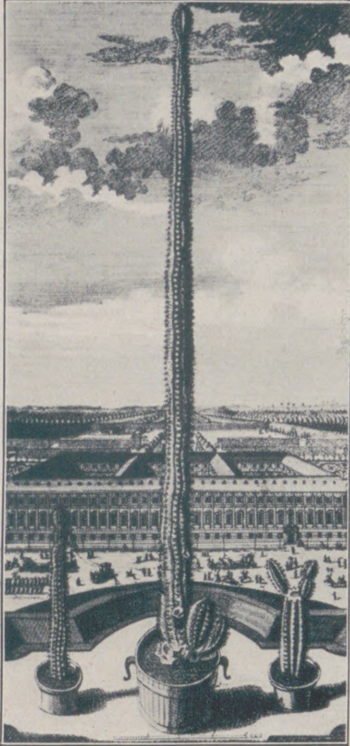




Links: Die kleinen Schüler des Kinder-Turninstituts auf der Rutschebene. — Rechts: Die Schwachfußleiter dient zur Ausbildung der Beinmuskulatur und zur Vorbeugung gegen Verkrüppelungen.

NEUE WEGE IN TURNEN UND GYMNASTIK

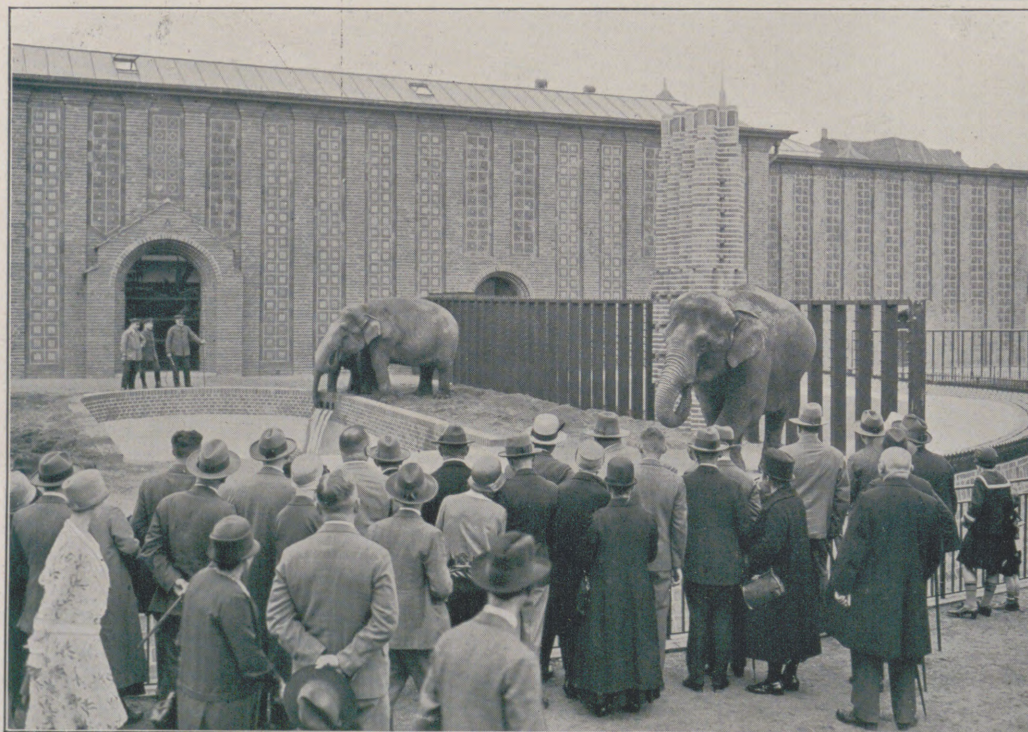
Wissen und Leben





Das Geheimnis um einen kostbaren Schatz des Schönbrunner Palmenhauses in Wien: Die Riesenkaktee Cereus peruvianus in der alten Favorita auf der Wieden zu Wien, die Ur- oder Mutterpflanze des Schönbrunner Kaktusriesen. Stich von Salomon Kleiner aus dem Jahre 1726. Rechts: Der Cereus-Riese im Jahre 1926. (Vgl. hierzu den untenstehenden Beitrag.)

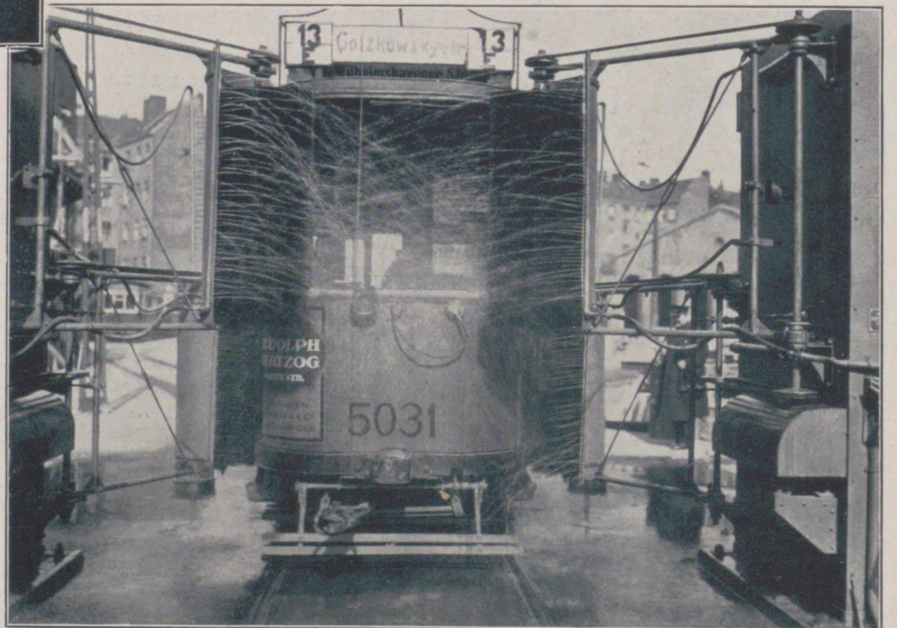
Das Geheimnis einer Wiener Pflanze. Im Schönbrunner Palmenhaus zu Wien steht eine hochragende Pflanze von riesenhaftem Wuchs. Man muß Distanz nehmen, um diese vier Meter hohe, lebendige grüne Säule mit einem Blick erfassen zu können. Die Pflanze gehört in die Familie der Kakteen. Ihr botanischer Name ist Cereus peruvianus — obschon sie in Peru gar nicht vorkommen soll. Ein wagrechter Schnitt ganz oben zeigt, daß dieser Cereus-Riese einst noch höher — nach Hörensagen zehn Meter hoch — war. Er soll auch früher einen gleich großen Bruder gehabt haben. Unser Cereus ist gewiß sehr alt. Sein hoher Wuchs — im fremden Boden eines fremden Landes! — seine verwitterten Teile sprechen schon dafür. Vielleicht ist er sogar eine historische Persönlichkeit. Jedenfalls gehört er zu den wertvollsten Schätzen Schönbrunns. — Im Jahre 1730 erschien in Hannover ein Buch: „Allerneueste Nachrichten vom römisch kayserl. Hofe nebst einer ausführlichen Beschreibung der kayserlichen Residentz-Stadt Wien und der umliegenden Oerter." Von seinem Verfasser, Johann Basilii Küchelbecker, hat man so manches aus der Geschichte Wiens erfahren. Dieser Kenner des alten Wiens erzählt nun folgendes in seinem Buch: „Der Garten an der kayserlichen Favorita (das spätere Theresianum auf der Wieden) ist wegen der vielen raren und ausländischen Gewächse, so daselbst in unterschiedlichen Glashäusern bewahret werden, sehr remarquable und verdient hauptsächlich, daß man denselben bei Gelegenheit in Augenschein nehme und sich die dasigen curieusen Pflanzen zeigen lasse. Man adressiert sich zu dem Ende an den kayserlichen Hofgärtner Johann Zinner, welcher sich gegen diejenigen so curieux sind, gar höflich und willig bezeiget. Unter allen ausländischen Gewächsen ist der Cereus peruvianus major Spinosus am merkwürdigsten, sintemahl derselbe 20 Schuh oder 10 böhmischen Ellen und 2 Zoll hoch ist. Die Dicke aber ist unten an der Wurzel 2 Schuh und 4 Zoll, in der Mitte 1 Schuh und 5 Zoll, und oben an der Spitze nur 1 Schuh stark... Es fängt derselbe gemeiniglich zu Ende des Juli an zu blühen und höret in der Mitte des September wieder auf, jedoch traget derselbige nicht viel Blumen oder Blüthen ... Die Fortpflanzung des Cerei geschieht auf folgende Art: Es kommen im Sommer gemeiniglich 4 bis 6 Sprossen aus dem Stengel hervor, welche in der größten Hitze abgeschnitten und in solcher 14 Tage hingelegt und nicht eher in die Erde gesetzt werden, als bis sie ganz welk worden, da sie dann am besten fortkommen. Man hat allhier schon eine Anzahl von 20 jungen Cereis, welche auf solche Art fortgepflanzt worden ..."



Von der Umgestaltung des Zoologischen Gartens in Leipzig, der in diesem Jahre sein 50jähriges Jubiläum feiert: Das neuerrichtete Elefanten-Außengehege vor dem Dickhäuterhaus.

Auch eine andere Wiener Chronik: „Das merckwürdige Wienn, oder Unterredungen von verschiedenen daselbst befindlichen Merckwürdigkeiten der Natur und Kunst" (erschienen 1744 in Frankfurt und Leipzig), weiß viel von dem Cereus von der Favorita zu erzählen, der damals anscheinend eine europäische Berühmtheit war. Salomon Kleiner, ein sehr berühmter Graphiker jener Zeit, hat den berühmten Cereus im Jahre 1726 in einem schönen Stich verewigt, dessen Nachbildung in beiden erwähnten Chroniken enthalten ist. Aus dem „Merckwürdigen Wienn" erfahren wir auch, daß der Cereus im Jahre 1718 „aus Grätz anhero Ihro Kayserliche Majestät von dem ... Herrn Grafen Johann Ferdinand von Herberstein durch dessen damahligen und jetzt in Ihro Hochfürstl. Durchlauchtigkeit des Prinzen Eugenii von Savoyen Diensten stehenden fürtrefflichen Gärtner Staudinger übersendet worden ist". Diese Chronik erwähnt noch, daß der Cereus auch von dem berühmten Blumenmaler Ignaz Heinitz von Heinzenthal (1657—1742) in einem Gemälde dargestellt wurde. — Wem würde sich da nicht der Gedanke aufdrängen, daß der Schönbrunner Cereus vielleicht derselbe ist, der im Jahre 1728 in die Favorita kam? Wir werden gleich sehen: Der Schönbrunner Garten wurde im Jahre 1753 gegründet. Die Treibhäuser wurden im Jahre 1754 fertig. A. Umlauft, der ehemalige Hofgartendirektor, sagt nun in seinem Werke „Schönbrunn, seine Gärten und Geschichte" (Wien, 1894): „Eine Auswahl von seltensten Gewächsen aus allen kaiserlichen Hofgärten bildete den Grundstock der ersten Sammlung daselbst" — das heißt in den Treibhäusern. Die Favorita wurde von dem Hofe im Jahre 1754 schon längst (seit 1746) nicht mehr benutzt — und wir wissen, daß der Cereus peruvianus die berühmteste Seltenheit der Favorita war. Möglich ist es daher schon, daß er nach Schönbrunn kam. Möglich und wahrscheinlich ist es auch, daß Nachkommen von ihm dorthin gelangten. Gab es doch schon zu Küchelbeckers Zeiten „eine Anzahl von zwanzig jungen Cereis". Dr. Josef Rédei.

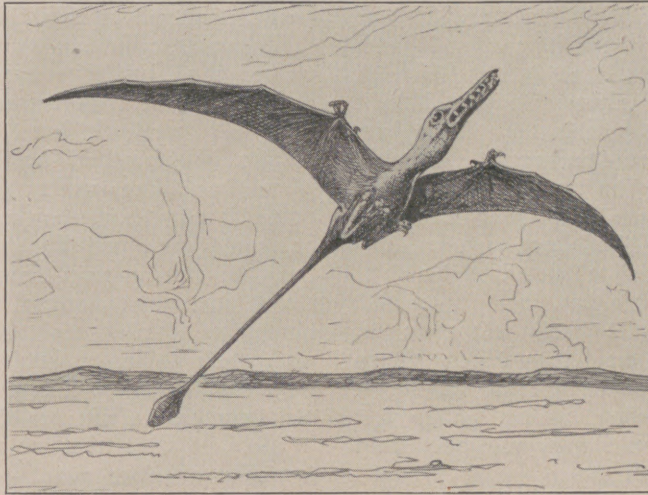
Segelflieger der Vorzeit in der Tierwelt. (Hierzu die Abbildungen auf nebenstehender Seite.) Auf zwei getrennten Wegen will heute der Mensch fliegend sich die Luft erobern. Der eine, schon recht vollkommen entwickelte Weg ist der Motorflug und der andere der motorlose Segelflug. Im Tierreich begegnen wir im Mittelalter der Erdgeschichte, vor Millionen von Jahren, Reptilien, die in dem Rhamphorhynchus einen ungeheuer geschickten Segelflieger besaßen, der dem heute noch lebenden Albatros im Segelflug gleichkam. Wie waren nun die Segelflieger unter den Reptilien der Vorzeit körperlich zum Segelflug geeignet? Zunächst besaßen die ausgestorbenen Flugsaurier hohle, mit Luft erfüllte Knochen. Dadurch wurde neben der fühlbaren Gewichtsverminderung eine brauchbare Elastizität erreicht. Dann war bei den Flugsauriern der vierte Finger so sehr gestreckt, daß sich zwischen Körperflanke und dem Fuß eine Flughaut ausspannen konnte. Um eine weitere Gewichtsverminderung zu erzielen, war den Tieren eine sehr schnelle Verdauung eigen. Drei Typen fallen unter den Flugsauriern auf: Rhamphorhynchus, Pterodactylus, Pteranodon. Am deutlichsten erinnert der Bau des Rhamphorhynchus an den Vogelkörperbau. Hier finden wir das lange Schienbein, die Brustkastenversteifigung durch knöcherne Brustbeinrippen und Rippenfortsätze. Lang ist auch der Schwanz, der, aus zwanzig verschmolzenen Wirbeln bestehend, von starken Sehnen begleitet wird und unbeweglich ist. Durch den langen Schwanz sollen nach W. Scheffen die Schwanzfedern ersetzt werden. Was Otto Lilienthal zum Verhängnis geworden ist, soll durch dieses Vorhandensein unmöglich gemacht werden: das Überkippen. Der bekannte Paläobiologe Othenio Abel schreibt über



Automatische Wagenreinigung bei der Berliner Straßenbahn: Ein neuartiger Wagenwaschapparat, der von der Berliner Straßenbahn versuchsweise in Betrieb genommen wurde, bei der Arbeit. Diese Vorrichtung reinigt das Wagenäußere bei langsamem Durchfahren selbsttätig durch Brausen und rotierende Bürsten.

den Rhamphorhynchus: „Wenn irgend jemals das Flugproblem im Tierreiche in annähernd derselben Weise gelöst wurde, wie dies durch die Konstruktion unserer Eindeckerflugmaschinen gelungen ist, so ist es bei Rhamphorhynchus der Fall gewesen.“ Er ist ein typischer Gleitflieger. Die schmalen Flügel wurden von einem Flugfinger gespannt, der sechsmal so lang wie der Unterarm war. Auf den Flughäuten waren Längsstreifen angebracht, die aus elastischen Fasern zu bestehen scheinen, und denen einmal der Zweck der Flughautbefestigung, zum andern das Abströmen der Luft zur Flügelspitze zuzuschreiben war. Vom Handgelenk und seiner dünnen Knochenspange aus spannte sich zwischen Hals und Arm eine Haut aus. Abel nahm an, daß Rhamphorhynchus in der Ruhelage am Strande lag und sich durch einen kräftigen Schlag in die Luft schnellte. Nur bewegte Luft war zum Aufstieg nötig, und weil diese am Strand auch immer vorhanden war, so waren die Flugsaurier auch alle Strandbewohner der Solnhofener Lagunenmeere. Scheffen beschreibt den Flug vom Rhamphorhynchus folgendermaßen: „So entsteht vor uns das Bild eines Reptils, das sich mit ausgebreiteten Tragflächen in die Luft warf und dann auf dem Winde liegend über der Brandung kreiste. Gelegentlich stieß es herab, wohl gegen die Windrichtung mit angelegter Flughaut, so daß es mit seinem eigentümlichen Schwanze geradezu die Gestalt eines Pfeiles zeigte. Im Augenblick, in dem Ramphorhynchus eine Beute im Fangrachen hatte, breitete er auch schon seine Tragflächen aus, um den weiteren Sturz abzufangen und sich vom Winde von vorne heben und an Land tragen zu lassen.“ — Ein Flatterflieger war der Pterodactylus mit kurzen, breiten Flügeln. Er lebte wie Rhamphorhynchus im Jura. Aus dem durch Scheffel besungenen Pterodactylus entwickelte sich in der Kreidezeit der ausgezeichnete Segelflieger Pteranodon. Er besitzt keinen Schwanz zum Steuern, dafür aber einen nach hinten langausgezogenen Schädelfortsatz. Der Tropfenform aufweisende Schädel läßt die Luft leichter abfließen und verhindert so die Wirbelbildung. Pteranodon besitzt 8 m Spannweite, das Doppelte des jetzt noch lebenden Segelfliegers Albatros. Während Pterodactylus und Rhamphorhynchus am Strande lebten, flog Pteranodon als bester Segelflieger unter den vorzeitlichen Reptilien auf hoher See. Pteranodon besaß eine Verfestigung des Schultergürtels, einer Einrichtung, die dem Becken der schreitenden Landwirbeltiere entspricht. Er wird manchmal mit kurzen Flügelschlägen seinem Flug nachgeholfen haben. Scheffen sagt: „Während also Rhamphorhynchus das Ideal einer stabilen Segelflugmaschine ist, verkörpert Pteranodon den besten und gewandtesten Fischer und Hochseeflieger der Tierwelt, der Hunderte von Kilometern weit segeln konnte.“ — So entwickelten sich nach Abel aus dem Fallschirmflug der Pterosaurier-Ahnen der Triaszeit der aktive Flatterflug des Pterodactylus und der Drachenflug des Rhamphorhynchus der Jurazeit. Und aus dem aktiven Flatterflug des Pterodactylus wird der sekundäre Drachenflug des Pteranodon der Kreidezeit.

Rudolf Hundt.



Rhamphorhynchus über der Lagune von Solnhofen. Nach Joh. Walther.



Pteranodon im Flug. Nach Othenio Abel.

Segelflieger der Vorzeit in der Tierwelt.

(Zu dem auf der vorhergehenden Seite beginnenden Beitrag.)

Veränderungslustige Drei- und Vierblattpflanzen. Die Freude über ein selbstgefundenes vier- und mehrblättriges Kleeblatt ist immer groß; man betrachtet den Fund als ein Glückszeichen. Unternehmungslustige Gärtner säumen nicht, einen purpurroten Glücksklee zu züchten, der regelmäßig fünf statt drei Blättchen am Stiel trägt. Wenn die Kunst der Natur dermaßen ins Handwerk pfuschen darf, daß die Ausnahme zur Regel wird, so muß die betreffende Pflanzengattung durch gewisse innere Eigenschaften den Züchtungsversuch begünstigen. Inwiefern sie es tut, das gelang neuerdings Professor Peter Stark und Dr. Johne (Universität Breslau), durch Entdeckung und Bearbeitung einer ausgiebigen Fundstelle von abnormblättrigem Weißklee (Trifolium repens) in anziehender Weise aufzuzeigen. Auf einer Wiese mit kalkreichem Moränenuntergrund, südlich von Hegne bei Konstanz fand Dr. Johne, und zwar auf einer scharf umgrenzten Fläche von nur drei Quadratmeter, eine solche Menge Pflanzen mit mehr als drei Blättern, daß über fünf Prozent davon betroffen waren. Der Weißklee mit seinen am Boden kriechenden Stengeln wuchs hier unter nicht sehr dicht stehenden, hohen Wiesengräsern, wie übrigens auf der ganzen Wiese, aber trotz eifrigsten Suchens wurde sonst kein einziges mehrblättriges Kleeblatt gefunden. Auch an den Pflanzen der Fundstelle befanden sich durchaus nicht lauter Stiele mit mehr als drei Blättern, sondern stets auch solche mit normalen Dreiblättern. Das merkwürdigste aber war, daß sich nicht nur vollendete Vier-, Fünf- und Siebenblätter-Pflanzen, sondern auch alle möglichen Zwischenstufen von den unscheinbarsten Einkerbungen des Blattrandes bis zur Kurzstielung der vollendeten Einzelblättchen fanden. Ja, in einzelnen Fällen war das mittlere Blatt bei sonst normalen Dreizählern lang gestielt, wie es sonst nur beim Spitzenblatt von regelrechten Fiederblättern der Fall ist. Mehrere Botaniker sind der Ansicht, daß das dreiblättrige Kleeblatt im Laufe der Jahrtausende aus einem Fiederblatt entstanden ist, und daß der vier-, fünf- und siebenblättrige Glücksklee nichts weiter ist als ein Rückschlag zu der noch in jeder Kleepflanze schlummernden ursprünglichen Blattform. Ähnlich wie bei den normalen Dreiblättern des Klees die heute bestehende Blattzahl, unter der Einwirkung uns unbekannter Faktoren, zustande gekommen ist, zeigen auch manche Vierblattpflanzen solche heimliche Neigung zur Blattzahländerung. Zu ihnen gehört die häufiger in schattigen Wäldern und Gebüschen wachsende vierblättrige Einbeere (Paris quadrifolia), aus deren unscheinbarer grünlicher Blüte eine fast kirschengroße, dunkle und giftige Beere heranreift. Bei dieser Pflanze ist alles nach der Vierzahl gebaut: außer den vier Blättern trägt sie vier Kelch- und vier Blütenblätter, acht Staubgefäße und vier Stempel; sogar die Beere hat vier Samenfächer. Professor Stark unterzog sich der Mühe, von nicht weniger als 85 435 Exemplaren eines größeren süddeutschen Standortes mit verschiedenem Boden eine Statistik ihrer Blattzahlen zu liefern. Er fand 402 Pflanzen mit einem Blatt, 128 mit zwei, 5729 mit drei, 75 968 mit vier, 3024 mit fünf, 174 mit sechs und 10 Pflanzen mit sieben Blättern. Die Fünfblattpflanzen waren am stärksten gebaut; es folgten die vierblättrigen und dann die dreiblättrigen. Man kann, was den Gang der Entwicklung betrifft, bei dieser Pflanzenart fast ebensogut an eine ihr innewohnende Neigung zum weiteren Zusammenziehen wie zum fortgesetzten Zerteilen ihres Blätterstandes denken. Allerdings ist der Nahrungsreichtum des Bodens und noch manches andere, am meisten aber wohl das Licht von Einfluß auf die Blattzahl. Die Einbeerpflanze ist bei ihrem durchaus aufrechten Wuchs immerhin bis zu dreißig Zentimeter hoch und wächst im Walde bei karger Beleuchtung; eine Aufteilung der Blätter zum erhöhten Lichtgenuß wäre also bei ihr ebenso verständlich wie das Gegenteil bei dem kriechenden Weißklee auf der Wiese, deren einzelne dünne Grashalme ihm viel Licht lassen, wodurch sich die Vereinfachung vom Fiederblatt zum Dreiblatt, wenigstens teilweise, erklären läßt.

Hermann Radestock.

Ein Naturforscher in Amerika. Es ist ein Erlebnis, auf einer Reise von einem Naturforscher begleitet zu werden, besonders, wenn es sich um die Natur Amerikas handelt. Der Wiener Paläobiologe Othenio Abel hat uns in seinem herrlichen Werk „Amerikafahrt“, das bei Gustav Fischer in Jena vor kurzem erschienen ist, seine Eindrücke und dazu eigene Forschungsergebnisse in anregender Weise im Verein mit sehr guten eigenen Aufnahmen dargeboten. Wir hören von der Einrichtung und dem Ziel naturwissenschaftlicher Museen Nordamerikas. Er widmet eingehende Studien den Spuren unbekannter Tiere im oberen Trias des Connecticuttales. Aus den Hammocks Südfloridas werden Kjökkenmöddinger beschrieben, in denen als Zeichen von neusteinzeitlichem Kannibalismus zerbrochene Menschenknochen waren. Menschenreste fanden sich auch in den Pliozänablagerungen am Kanal bei Vero in Florida. Interessant sind die Beobachtungen, die er an den Flugfischen im Mexikanischen Golf machte. In den Inselhöhlen von Cuba leben blinde Fische. Stufenartig bauen sich die Korallenriffe von Cubanes auf Cuba auf. Abel denkt über die Herkunft der westindischen Landfauna nach und nimmt an, daß die Einwanderung vom Festland auf die Antillen die über den Meeresspiegel emporragenden Kronen der Mangroven entlang erfolgt sein kann. Das mag zu verschiedenen Zeiten geschehen sein. Bei der Betrachtung der Mangrovensümpfe, des sogenannten „Gezeitenwaldes“, gelangt er zu der Ansicht, daß „es im Bereiche der Mangrovezone zur Ablagerung aller jener Gesteinstypen kommt, die wir als ‚Flysch‘ zusammenzufassen pflegen“. Im Grand Canyon läßt er den Leser die Länge der geologischen Zeiträume erleben, die nötig waren, die Schichten seit Beginn der ältesten Zeiten (Algonkium) aufzubauen, und die seit dem Ende des Erdmittelalters verflossen sind, damit der Rio Colorado sein Bett immer an derselben Stelle einnagen konnte. Er führt uns zu dem Rancho La Brea bei Los Angeles, diesem Asphaltsumpf, aus dem man in den letzten Jahrzehnten unermeßlich viele fossile Skelette ausgrub, die von Tieren herrühren, die in der Eiszeit im Erdwachs hangenblieben, starben und nach und nach in die Tiefe sanken. Staunend stehen wir vor den Riesensequoien der Sierra Nevada, deren Keime vor nahezu zweieinhalb Jahrtausenden zum ersten Male das Sonnenlicht sahen. Abel untersucht die versteinerten Leichenfelder der großen Säugetierherden aus der Zeit der Lower Harrison-Beds bei Agate in Nebraska. Dürre und Steppenbrände sind die Ursachen der wiederholt eingetretenen Katastrophen, die zur Anhäufung solcher versteinerter Leichenfelder führen konnten, so daß man in einem Gesteinsblock von 1,65 zu 2 Meter gegen 4356 Knochen fand. In den Sandsteinen der Harrison-Beds kommen die sonderbaren Steinspiralen, die sogenannten „Pfropfenzieher des Teufels“, vor, und zwar in Sioux County (Nebraska). Es sind die Reste von Wurzeln, die zu Wüstenpflanzen gehören. Schließlich ist Amerika auch der Schauplatz der Erde, auf dem sich die Entwicklungsgeschichte der Pferde abgespielt hat, die uns Abel ausführlich schildert.

Neue Dürer-Literatur. Das Gedenkjahr des berühmten Nürnberger Meisters ruft, wie nicht anders zu erwarten, auch eine stattliche Folge von neuen Dürer-Büchern auf den Plan. Kunsthistoriker und Romanciers wetteifern miteinander — jeder in seiner Art — die Gestalt dieses größten deutschen Malergenies ihrem Volke nahezubringen. Diesen Zweck erfüllt in musterhafter Weise das Werk Kurt Pfisters „Albrecht Dürer, Werk und Gestalt“ (Amalthea-Verlag, Zürich, Leipzig, Wien). Es ist kein kunstgeschichtliches Buch, sondern lediglich die Darstellung eines Lebens und Schaffens auf Grund der vorhandenen künstlerischen und schriftlichen Dokumente, eine Darstellung, die sich jeder Polemik enthält und nur schlicht erzählt, aber sich in ihrer Prägnanz eindrucksvoll dem Leser einprägt. Natürlich durften die wichtigsten Bilder der verschiedenen Techniken und Gebiete als Beigabe nicht fehlen. Auf ihre teils schwarze, teils farbige Wiedergabe sowie auf die Dürerschen Randzeichnungen, mit denen der Textteil geschmückt wurde, hat der Verlag viel Sorgfalt verwandt. — Das Leben einer prominenten Persönlichkeit reizt zu literarischer Gestaltung. Zwar etwas redselig, aber mit gründlicher Kenntnis des biographischen Tatsachenmaterials entrollt Hermann Cl. Kosel in einem dreibändigen Roman „Albrecht Dürer“ (Verlag Rich. Bong, Leipzig) ein breitangelegtes und gut nachempfundenes Kulturgemälde aus Nürnbergs Glanzzeit, aus dem die Gestalt des einzigartigen Künstlers markant hervortritt. Beda Prilipp hat sich kürzer gefaßt. Sein Roman „Wahrheitsucher“ (Verlag Köhler & Amelang, Leipzig) schildert zwar auch den historischen Hintergrund, aber ihm ist es mehr um eine Miniatur als um ein Kolossalfresko zu tun. Und das Hauptgewicht stellt er auf die schweren seelischen Konflikte ein, die der alternde Dürer in den letzten Jahren seines Daseins durchlebte.

V. T.

Vorsicht, Frau Herzogin!

Novelle von Paul Burg.

Jetzt arbeitet die Herzogin seit einem halben Jahr dahin, einen tüchtigen Mann aus Preußen, der nicht durch die hiesigen verworrenen Verhältnisse befangen ist, als Minister hierherzubekommen; gelänge dies, so würde sie sich selbst von allen Geschäften zurückziehen. Die Aufgabe ist schwer, und ich habe ihr dabei getreulich geholfen. Oft nahe am Hafen, dann wieder unendlich weit vom Ziel abgeschleudert, haben wir doch den Mut nicht verloren.

Was ich dabei zu schreiben habe, kannst Du Dir gar nicht vorstellen. Immer sind es Briefe der schwierigsten und delikatesten Art. Die Mitteilungen, die gemacht werden, und namentlich die Urteile über Personen dürfen immer nur zwischen den Zeilen zu lesen sein, damit die Herzogin nicht durch Indiskretionen kompromittiert wird. Bis jetzt habe ich aber das Schifflein recht sanft und weich dahingesteuert" — schrieb Herr Wilhelm von Kügelgen, Hofmaler und vertrauter Berater der Herzogin Friderike von Anhalt-Bernburg in Ballenstedt, an seinen Bruder Gerhard in Finn und ahnte nicht, daß zur Stunde schon arge Klippen im Schifflein drohten.

Gerade heute war ein wichtiges Schreiben aus Berlin eingegangen, und er trug es wohlverwahrt in der Brusttasche seines dicken Pelzes zum Schlosse, kämpfte sich wacker die vom Märzensturm durchtoste Allee zum steilen Schloßberg hinauf. Die lieben Seinen hatten ihn wohlvermummt, daß er keine Erkältung heimbrächte, wo obendrein schon Elisabeth wie ein Krebs rot an Scharlach lag.

„Alles wohl daheim?" fragte schon unterm Tor der Oberkammerherr, der ihn erwartet hatte, mit steinernem Gesicht. Man gehörte zur Gegenpartei, war gegen einen Minister aus Preußen und diesem fremden Maler gram, der lieber bei seinen Pinseln bleiben sollte, anstatt sich in die hohe Staatspolitik Anhalt-Bernburgs zu mischen.

Kügelgen wunderte sich, daß ihm die starre Schranze noch nicht den Türflügel auftat, und erwiderte die Frage nach dem Befinden ein bißchen obenhin mit: „Elisabeth geht es sehr viel besser."

„Das ist's! So leid es mir tut, mein sehr verehrter Herr von Kügelgen: Sie dürfen nicht passieren!"

Beide Arme weit ausbreitend, trat der Oberkammerherr schützend vor das Portal.

„Ja, was denn? Oder hat unsere Frau Herzogin etwa Angst, Sie könnten den Scharlach auch kriegen, Herr?" spottet Kügelgen.

„Darum ist es nicht. Scherzen Sie nicht über so ernste Dinge!"

„Ach, Unsinn! Mein Kind ist doch schon in der Besserung." Der Maler wollte vorüber.

„Das Gesetz!" drohte der Hofmann.

„Was für ein Gesetz?"

„Jeder ist vom Hofe verbannt, in dessen Hause das Scharlachfieber herrscht, weil..."

„Weil...?"

„... man nicht weiß, ob unser gnädigster Herzog diese Krankheit gehabt hat", verkündete der Diensttuende mit feierlichem Ernst.

Kügelgen sah ihn groß an, lächelte, wollte etwas sagen, zog aber nur stumm seinen hohen Hut und entfernte sich.

Das war ja zum Davonlaufen! Aus lauter Gutmütigkeit und aus purer Gefälligkeit für die liebe Herzogin, die an diesen verrückten Narren Herzog Alexander Carl gefesselt war, schrieb man Brief um Brief in Staatsdingen und stand nun hier vor verschlossener Tür wie ein dummer Junge. Hatte denn der geistesgestörte Alexander Carl überhaupt noch lange zu leben? War er nicht immer so gut wie eingesperrt, und focht ihn denn Elisabeth Kügelgens Scharlach auf einmal so viel an, Elisabeths Vater auf der Ministersuche Knüppel zwischen die Beine zu werfen? Der Teufel mochte all den Bettel und die Staatsbriefe holen!

Der Maler wollte seinen Brief dem Torposten geben.

„Wir dürfen nichts von Ihnen annehmen, Herr!"

„Auch keinen Brief für die Frau Herzogin?"

„Nichts, Herr."

„Aber bestellen, das darfst du, mein Sohn? Sag', ich wäre dagewesen und hätte nicht hineingedurft."

„Werd's dem Herrn Unteroffizier melden."

„Tu das, mein Junge, und der liebe Herrgott im Himmel erleuchte wenigstens deinen Herrn Unteroffizier, indes ich zu Hause male!"

*

Am späten Abend kratzte es an Kügelgens Fenster, als wolle die Katze, die sich draußen verzögert hatte, wieder herein, und man tat den Fensterspalt nur ein wenig auf. Kam aber kein Kätzlein, sondern eine feine Hand glitt auf dem Fensterbrett hin mit einem Briefe.

Flüstern unterm Fenster: „Ich bin's!" Der Maler riß den Flügel auf, daß die Scheiben klirrten.

„Fräulein von Bernstorff! Um Gottes willen, bei solchem Wetter! Und Sie sind doch immer noch krank... schnell herein!"

„Ich darf nicht zu Ihnen hinein... so wenig wie Sie zu uns. Aber den Brief soll ich holen, lieber Herr von Kügelgen."

„Ja, das ist doch Wahnsinn, denn an dem Brief aus meiner Hand und aus meinem Hause kann und wird ebensoviel und ebensowenig Scharlach kleben wie an mir selbst", schalt er los.

„Geben Sie schnell, und seien Sie hübsch still, denn es darf überhaupt niemand erfahren, daß ich kam. Gute Nacht!"

Schon war ihr blasses Gesicht hinter der Scheibe verschwunden und wieder ins Dunkel getaucht. Kügelgen vernahm nur noch den ungleichen Schritt des immer kränkelnden Hoffräuleins. Er wog den Brief der Herrin in der Hand.

„Es ist furchtbar, daß ich Sie gerade im jetzigen Zeitpunkt nicht sehen darf, wo unser Prätendent auf den Ministerposten, Herr von Bismarck-Schönhausen, fast zum Ja geneigt zu sein scheint. Er hat wenigstens neulich mit unserm Meisdorfer Nachbar Graf Asseburg in Berlin zwei Sonntagsfrühstunden darüber verhandelt, also etwas drangesetzt, zumal es seine Art sein soll, bis in den Mittag hinein zu schlafen und nächtlicherweile Politik zu treiben. Ich weiß auch, daß er seiner Frau schon davon geschrieben hat und ihr halb zugeredet, denn sie lieben beide unser Land, haben sich bei Asseburgs auf dem Falkenstein verlobt und sind im Selketal wie zu Hause.

Nun heißt es aber, er ginge — wie er schon in Erfurt am Bundestag Abgeordneter war — als Preußens Gesandter nach Frankfurt zum Nationalparlament. Mit seinen sechsunddreißig Jahren! Sie müssen sehen, daß Sie von unseren Gewährsleuten in Berlin alles erfahren und die Sache schnell vorwärtstreiben."

Nun schrieb der Maler wieder die halbe Nacht diplomatische Briefe.

Am Morgen stak ein Zettelchen unter der Haustür: „Susette wartet heute abend sieben Uhr Schloßpark unterer Goldfischteich. F."

O du kluge, dumme herzogliche Frau Friderike! Wenn meine gute Julie nicht so voller Vertrauen wäre, könnte sie argwöhnen, du erwartetest gar selbst als Kammerzofe Susette deinen Malersmann!

Er mußte sich am Abend wieder durch Schnee, Sturm und Regen kämpfen, stand mit kalten Füßen in dem vermoderten Laub des Linnéschen Parkes und starrte auf den verödeten Teich, bis endlich Susette atemlos gerannt kam.

„Ein Wachtsoldat ist hinter mir her. Die gnädige Frau Herzogin Hoheit schickt Ihnen dies. Da kommt er schon!"

Schnell zog Kügelgen sie hinter einen riesigen Baum. Ingrimmig blickte er dem wieder ins Parkdunkel tauchenden Kerl nach. Nach minutenlangem Warten, währenddes Maler und Zofe kaum zu atmen wagten, tauschten sie ihre Dokumente aus und trennten sich hastig.

Am anderen Morgen wieder ein Zettel auf der Kügelgenschen Haustürschwelle: „Heute erst um acht und am Röhrkopf. Vielleicht komme ich selber. Die Pforte ist offen. F."

Das Wetter war umgeschlagen. Den Hoffrack unterm Pelz und in seinen besten Schuhen, erstieg der Maler den Röhrkopfberg und umschlich im Waldesdunkel das Jagdschlößchen, aus dem kein Lichtschein schimmerte. Und auch kein Schlüssel, keine offene Tür.

Verdutzt und fröstelnd wartete er an dem niedlichen Rokokorundbau. Eine halbe Stunde.

„Herr von Kügelgen?"

Die Kammerzofe war es wieder, die flinke Susette.

„Ach, Sie möchten nur entschuldigen! Frau Herzogin wollten kommen, aber der Leibarzt erlaubte es dann doch nicht. Heute habe ich keinen Brief, soll Ihnen nur bestellen, Ihr Arzt müsse ein Zeugnis ins Schloß schicken, ob man Sie im Freien sprechen könne."

Er rannte erbost durch den nächtlichen Wald nach Hause, schalt auf alle Doktoren und Diplomaten. Wenn Herzogs wenigstens noch Kinder gehabt hätten, um die man fürchten konnte! Aber dieser kindische Alexander Carl von Anhalt-Bernburg, der Letzte seines Stammes!

Wenn man es der lieben Herzogin nicht zu Gefallen täte — für ihn nur gegen gute Bezahlung in Amt und Würden, denn entweder ist man ein Maler, oder man ist ein Kammerherr und weiß es dann nicht besser nach dem alten Spruch: Nah bei Hofe — nah bei Hölle!

Am nächsten Morgen kein F-Zettelchen unter der Tür, von Heinzelmännchen hergetragen, aber wichtige Postbriefe aus Berlin. Und mittags ein Hofwagen vor der Tür.

„Ziehen Sie sich man warm an; wir fahren in den Mägdesprunger Forst", mahnte der Lakei.

Aha, Konferenz im Freien! Kügelgen ließ sich von Frau Julchen wie für eine Polarreise einpacken, zumal das Wetter über Nacht wieder umgeschlagen war und ein wilder Föhnsturm den frühlingahnenden Harz peitschte, daß dürre Äste nur so flogen.

Die Fahrt ging übers Sternhaus ins Selketal, das der Maler nur immer in Lenz und Maien blumenbunt und wunderlieblich gesehen hatte. Jetzt schäumte das Flüßchen wild daher, und hoch in Lüften raste ein Orkan.

(Fortsetzung auf Seite 810.)







„Warum ich einen Bubenkopf trage? – Weil er mich kleidet. Und warum kleidet er mich? – Weil ich den richtigen Schnitt gewählt und zur Pflege meines Haares Pixavon verwende, das ihm jenen anmutigen Fall und die lockere Fülle verleiht, die der Mann offen und verstohlen bewundert . . ."







Pixavon-Haarwäsche wird in allen besseren Frisier-Salons ausgeführt.

PIXAVON

LINGNER-WERKE / DRESDEN

Fordern Sie kostenlos von uns Abbildungen neuer Bubenkopf-Schnitte für Frühjahr 1928.

Ein zweiter Hofwagen. Die Herzogin stieg aus und bot ihrem getreuen Berater, dem der Sturm den Hut fast aus den Fingern riß, die Hand zum Kusse. Sein dunkles Haar wehte, und auch ihr zauste der Sturm in den Bändern der Kapotte, blähte ihre bauschigen Kleider noch weiter auf.

„Ja, wir dürfen uns nur in freier Luft sehen.“

„In sehr freier Luft, Hoheit.“

Nach herzlichen Fragen, ob sich Elisabeth schon schelfere, schnitt die Herzogin sofort den Fall Bismarck an. Der König in Berlin sage nicht nein, aber Manteuffel...

„Teufel!“ flog es, von ihrem Munde gerissen, in den Lüften und wirbelte ihnen um die Ohren. Als vollends Kügelgen seine Briefe hervorzog, warf sich der Sturm in die knatternden Papiere und zerrte das Kuvertblatt aus den Malerfingern, schleuderte es hochauf und ließ es dann über den Köpfen der Überraschten talwärts treiben. Die Herzogin griff schnell zu, Kügelgen ließ zu früh los, da flatterten ihnen alle Blätter um die Ohren und segelten nun hoch im hohnlachenden Winde, teils zur Selkemühle hinüber und teils nach dem Meiseberg hinauf, für immer verloren, denn die emsig nachsetzenden Lakaien grapschten nur in leere Luft, torkelten dabei über verschneite Wurzelknorren und fielen fluchend in die weiche Wiese.

„Wissen Sie wenigstens den ungefähren Inhalt?“ fragte Herzogin Friderike und ließ sich berichten.

Zuschreien mußte er ihr Wort für Wort gegen den Sturm, und die Brust tat ihm weh davon.

„Wir gleichen ein paar Narren, lieber Kügelgen!“ fand sie schließlich in einer windstillen Pause. „Das geht so nicht weiter. Wenigstens ein Dach über uns muß uns doch verwilligt sein.“

„Die Selkemühle, Hoheit.“

Sie schüttelte den feinen Kopf und sah ihn aus ihren großen Augen bedauernd an. „Das wäre kompromittierend; der Klatsch danach und die Schwierigkeiten brächten uns vielleicht vollends um den Herrn von Bismarck, den wir beinahe festhaben für Anhalt.

Seien Sie morgen abend... wo denn nur gleich?... Weit vom Schloß darf es ja nicht sein, weder für mich noch für Sie. Also nahe und doch unbemerkt... Gott ja, da haben wir doch das leere Chausseehaus an der Gernröder Straße, den Zehling, Sie wissen!“

„Sehr wohl, Hoheit!“

„Um sechs also. Unten vom Schloßgärtnerpförtchen aus können wir ja zusammen hingehen.“

Bot ihm wieder die Hand zum Kusse und fuhr nach Hause. Kügelgen nicht sogleich hinterdrein, denn ihm gefiel jetzt ohne Hof und Pflicht der Sturm im Selketal auf einmal ganz ungemein. Er lief wie ein Junge gegen den Wind und nannte sich einen rechten Ritter Don Quichotte von La Mancha. Das Schicksal Anhalts und die ministerielle Zukunft des Herrn Otto von Bismarck in Berlin war ihm zur Stunde höchst gleichgültig.

Im anderen Abenddämmern spazierte der fünfzigjährige Herr Wilhelm von Kügelgen gemächlich und behäbig die lange Schloßgartenmauer entlang, um seine Herzogin nicht zu verfehlen, denn er hatte sich etwas verspätet. Und pünktlich war Friderike von Anhalt-Bernburg, ebenso wie sie immer ehrlich war. Wenn sie doch nur nicht so unpraktische Geschenke machen wollte; die Uhr, die sie ihm verehrt hatte, sah köstlich aus, ging aber einfach nicht!

Da kam sie schon mit der Bernstorff durch den unteren Park. In hauchfeinen seidenen Schühchen — bei diesem Dreck auf der Gernröder Straße!

„Sie müssen die arme Bernstorff führen; sie ist ganz ohne Kräfte“, befahl Herzogin Friderike nach kurzer Begrüßung und ging voran. Maler und Hofdame folgten Arm in Arm.

Zehn Schritt in dem vom beständigen Märzregen völlig aufgeweichten Boden — dann riß die Herzogin scheltend ihre Füße aus dem Lehm, wie ein Bäcker die Faust aus dem frischen Teig, raffte ihre seidenen Röcke hochauf und stapfte schimpfend immer voran. Sie bot den beiden hinter ihr einen unbeschreiblichen Anblick und ahnte es nicht. Wie eine zarte Glocke auf zwei zierlichen Klöppeln schwebte sie dahin.

Endlich am Zehling! Weil diese Unterredung vor Hof und Volk wieder streng geheim bleiben mußte, war im Hause weder etwas vorbereitet für den hohen Besuch noch auch nur geheizt. Auf einer alten Kartoffelkiste saß man in der dämmerigen kalten Chausseewärterstube fröstelnd beieinander und sprach das Nötigste rasch durch.

„Und all das um Herrn von Bismarck!“ zürnte Friderike. „Der Mann scheint mir überhaupt nicht recht zu wissen, was er will. Er schützt auf einmal vor, es sei gegen den Willen der preußischen Kammer nicht durchzusetzen, daß er unser Minister werde. Dabei weiß ich seine eigenen Worte aus einem Brief an seine Frau, die ihn einer Tante zeigte: ‚Die Stellung ist angenehm; der Herzog ist blödsinnig und der Minister Herzog. Es wäre recht hübsch, dort als unabhängiger Herzog und dicht am Harz mit Viktorshöhe und das ganze Selketal von Ballenstedt aus zu regieren.‘

Das mag ihm ja gefallen, aber ich finde es wenig diskutabel, daß er gleich solche Ausdrücke gebraucht. Da will ich niemals Regentin neben ihm sein — ich danke ab, und er kann das ganze Herzogtum nehmen.

Dieser junge Herr von Bismarck scheint mir überhaupt recht anmaßend. Wenn die Berliner ihn lieber als Gesandten nach Frankfurt

schicken wollen, soll es mir recht, sogar sehr recht sein, denn dieser Herr wird den Kohl auch nicht fett machen und das Reich nicht retten."

Kügelgen, auf einmal ganz Maler in dem warmen Abenddämmern, das jäh hereingebrochen war, sah nur die schönen dunklen, übergroßen Augen der leicht erzürnten hohen Frau und ihr wundervolles schwarzes Haar. Die feinen Augenbrauenbogen, die Nase überlang und spitz, das gab dem feinen Gesicht einen so unaussprechlich klugen Zug und — Melancholie.

Wenn man vor ihr hinkniete und ihr sagte, wie schön sie ist — ob sie es wohl verstand, diese aller Schönheit der Künste unzugängliche Seele?

„Schreiben Sie wegen des Herrn von Schätzel in Danzig, den Uns der König so warm empfiehlt!" rief sie den Maler und Träumer in die Wirklichkeit.

Auf dem Nachhausewege hakten sich die Herzogin in seinen rechten und die Hofdame in seinen linken Arm und hielten mit den freien Händen die Röcke hoch aus dem Dreck, so gut es ging. Es war ja auch stockdunkel geworden. So brachte er sie bis vors hintere Pförtchen auf der Schloßterrasse.

Und lief hernach dem Oberkammerherrn in die Arme.

„Nun, verehrtester Apelles und Michelangelo unseres Hofes! Wann haben wir wieder das Vergnügen Ihrer Gegenwart... und unter welchem Ministerio?"

„Am liebsten gar nicht."

*

Nach Tagen ein Zettel: „Schätzel hat ja gesagt, sein Ministerpatent ist ausgefertigt und schon unterwegs. Wir wollen ein Fest deshalb feiern. Sie müssen mit Ihrer ganzen Familie kommen! F."

Die Antwort: „Ich danke Eurer Hoheit gehorsamst, bitte aber: nicht ins Schloß, jetzt noch nicht!"

Wieder ein Zettelchen: „Also morgen um vier im Zehling!"

Sonnenschein und Lerchenjubel, als Kügelgen mit Frau Julie und den Kindern bravbürgerlich hinauswandelte zu dem gelbleuchtenden Chausseehause, alle in ihren besten Kleidern und erwartungsfroh, denn der Vater hatte sich wahrlich mit der Feder gemüht, daß ein Minister kam und dies Fest wurde. Der Weg war jetzt trocken wie im Sommer. Und das Haus geheizt und gefegt, in einen Garten von Blumen und Oleander verwandelt. Versteckte Musik und festlich gedeckte Tafel.

Herzogin Friederike fuhr mit ihrer Schwester Luise vor, und sogar ihre alte Mutter, die Herzogin von Holstein-Sonderburg-Glücksburg, war mit von der Partie. Diese alte, sehr schwerhörige Dame interessierte am meisten, zu wissen, wie ihre penible Tochter hier neulich durch den grundlosen Straßendreck gewatet war, und Prinzeß Luise wollte sich darüber halbtotlachen. Sie brachte dem Maler ein Kistchen seiner geliebten Havannazigarren mit.

„Sie kriegen auch den Orden, aber der Herzog war heute so faselig und gar nicht zum Unterschreiben zu bewegen. Ohne das Dekret aber würde es Ihnen doch gewiß nur halb so viel wert sein. Riekchen hat auch noch was für Sie!" tuschelte sie ihm zu.

Herzogin Friderike hielt bei Tisch einen Trinkspruch auf Kügelgen als den einzigen echten und ehrlichen Mann am Hofe, wie er auch hier der einzige Herr bei Tafel sei.

„Darum sollen Sie auch, sobald Schätzel da ist, zweiter Kammerherr meines Gemahls, des Herzogs, werden und nur einen Tag um den andern in seinem Dienst sein. Die anderen Tage können Sie malen und leben, wie es Ihnen beliebt, Sie guter, treuer Herr von Kügelgen!" verhieß sie ihren mit feinem Takt durchdachten Plan, ihm endlich die gebührende Hofstelle zu schaffen.

Der Maler, vor Schreck und Freude bestürzt, sah seine Frau an und las in ihren Augen: Sag' ja, lieber Wilhelm, denn das sind sichere tausend Taler alle Jahre — bei unseren Sorgen! Denk' an die Kinder! Ich fürchtete schon, sie hätte dir bloß den Bärenorden von Anhalt als Lohn zugedacht.

Da hob er gehorsam sein Champagnerglas dem der Herzogin entgegen und dachte bei sich: Ach, ich armer Eulenspiegel, hätt' ich doch nie einen Bismarck fangen wollen!

*

Das war im Jahre 1851 geschehen. Sechzehn Jahre später besuchte der preußische Ministerpräsident Graf Bismarck, der inzwischen schon halb Deutschland zur Einheit gebracht hatte, mit Kriegsgewalt oder mit heimlichen friedlichen Verträgen, seinen Freund Graf Asseburg in Meisdorf und jagte mit ihm auf starke Hirsche im Selketal. Er ließ seinen anhaltischen Ministerkollegen von Schätzel dazu laden, und es traf sich, daß sie gerade unterm Meiseberg im tollsten Schneesturm des Januar von 1867 Rendezvous hatten.

„Dies hier ist eine historische Stätte, Herr Kollege!" begrüßte Preußens „Beherrscher" in der Jagdhütte den Kleinstaatminister, der ihm übrigens äußerlich recht glich, kahlköpfig und mit einem struppigen Schnauzbart bewehrt, hochgewachsen wie Bismarck, „Kollege Bernburg, hier hat Ihre sehr kluge Herzogin-Regentin mich mal zu dem Amte gekürt, das Sie nun haben. Sie wissen? Aber was Sie nicht wissen:

Der blöde Herzog selig duldete nicht, daß der Vermittler mit Preußen ihm ins Schloß kam, weil sein Kind Scharlach hatte... Sie wissen? Aber eins wissen Sie doch nicht:

Der Mittler und Ihre Herzogin verhandelten hier in diesem lieblichen und ganz unpolitisch poetischen Tale, das ich für mein Leben liebe. Bei einem Sturm wie heute tauschten sie papierne Meinungen über mich. All das Gekritzel fegte ihnen der Wind weg, und ein Holzknecht hat es meinem lieben Grafen Lutz gebracht, teils wenigstens, denn teils wurde es von ihm unerkannt wohl einer sehr natürlichen und auch viel nützlicheren Bestimmung im Freien zugeführt. Was gerettet wurde, war zum Lachen, Exzellenz."

„Herr Graf sehen das heute mit den Augen des Riesen, dem alle Kräfte gehorchen müssen, mögen sie auch vor Groll schäumen und radschlagen. Da ist Ihnen das kleine Anhalt nur ein Nebelfleck auf dem Monde."

„Sie sind aber sehr gut mit diesem Nebelfleck zurechtgekommen — haben ja auch eine vernünftige Regentin."

„Es macht sich, Herr Graf."

„Das ist viel wert, Schätzel. Diese Opposition von oben, viel mehr von oben als von unten, die man erlebt! Nicht alle Frauen im Purpur sind so einsichtig wie Ihre kleine Friderike und stellen sich so zielbewußt hinter ihren Premierminister. Na, zum Glück sind ja auch solche Damen nicht Regentin de jure und tragen den Purpur nur so als Bekleidungsstück ihres Standes."

Er trat aus der Jagdhütte in das stürmende Schneewetter. Gewichtig, groß, ein wahrer Riese.

Den ganzen Jagdtag über bewunderte Schätzel diesen majestätischen und dabei so einfachen, ungespreizten Meisterer deutscher Politik, und ihm war im verschneiten Harzwalde, als zöge er mit Kaiser Karl dem Großen zur Jagd aus.

Abends beim Jagddiner fragte Bismarck wieder nach der anhaltischen Herzogin und nach dem Maler von Kügelgen, der damals für Anhalt um ihn geworben habe. „Ach, der gute Professor wird wohl nicht mehr lange leben; er ist alt und klapprig, hat vor Königgrätz seinen Ältesten verloren, und zuvor ist ihm seine schöne Tochter Elisabeth im Ballstaat verbrannt, als sie nach Hause kam und sich vorm Spiegel neben der Kerze den Kranz aus dem Haar nahm. Der Kammerherrndienst bei dem blöden Herzog in Hoym hat ihn ja auch ganz hingebracht", erzählte Schätzel und dachte dabei, wie gut Bismarcks Wappenspruch: „Dienend verzehren wir uns!" auch auf Kügelgen paßte.

Der Kanzler des Norddeutschen Bundes aber hörte schon gar nicht mehr auf dies in Verborgenheit geopferte Leben eines guten deutschen Malers, denn neben ihm sprachen die Grafen Asseburg und Alvensleben erregt von neuen französischen Unverschämtheiten, und daß ein Krieg doch einmal unausbleiblich sei.

Bismarck blies eine dicke Rauchwolke um ihre erhitzten Gesichter und nebelte die eifrigen Debattierer so ein, daß sie schließlich hustend und prustend abbrachen.

„Was dünkt Sie um diesen ungebärdigen Napoleon, Schatten seines Namens, Bismarck?" fragten sie.

Da reckte sich der Riese noch höher auf, und wie aus Wolken kam seine Antwort:

„Als wir in Nikolsburg am Friedenstische mit Österreich saßen, wollte er Rheinbayern, Saargebiet und Rheinhessen mit Mainz mir nichts, dir nichts bei dieser Gelegenheit einstreichen. Aber dem Herrn Benedetti habe ich gesagt: ‚Noch so ein Wort, und binnen acht Tagen stehen zweihunderttausend Preußen schlagfertig jenseits des Rheines!'

Habe trotzdem noch genug Rücksicht auf die leberkranke Majestät Galligkeit an der Seine nehmen müssen — aber ich schätze, Ihr Herren hier im friedlich lieben Harztal, daß mir Herr Benedetti noch einmal übern Weg laufen wird, wenn ich hier drinnen mit dem Ausgleichen der Staatsgewichte fertig bin. Dann mag er sich hüten!"

Ganz still war es in dem gräflich Asseburgischen Saale. Die anhaltische Exzellenz von Schätzel blickte bewundernd auf ihren großen preußischen „Oberkollegen", von dem die anhaltische Herzogin Friderike einstmals in halbem Ärger und Spott geäußert hatte: „Dieser Herr von Bismarck-Schönhausen wird das Reich auch nicht retten!" Seine schleswig-holsteinische Politik konnte sie ihm vollends nie vergeben.

*

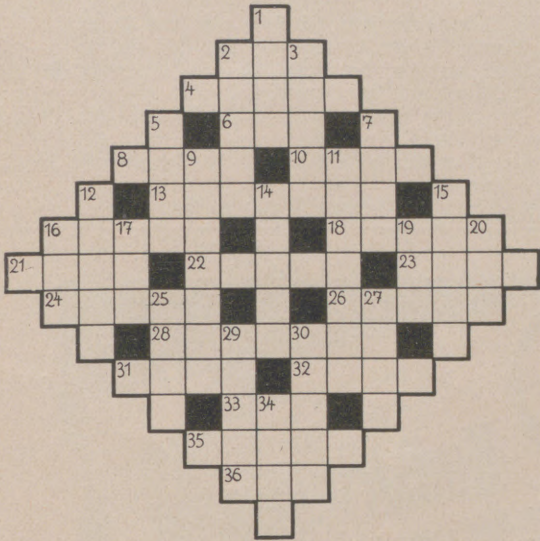
Und wieder reichlich dreißig Jahre später. Wir waren Tertianer am Ballenstedter Wolterstorff-Gymnasium und sahen täglich die uralte Herzoginwitwe Friderike mit ihrer Hofdame die Alexanderstraße hinausfahren nach Alexisbad. Am letzten Julitage 1898 ließ sie plötzlich durchs Wildgatter nach dem Meiseberg lenken, hatte einen großen Eichenkranz im offenen Landauer vor sich liegen und sah heute unsere ehrerbietigen Jungengrüße nicht. Die Stadt lebte in stiller Trauer wie ganz Deutschland, denn am Tage vorher war Bismarck gestorben.

Im Selketal, wo sie ihn einst im brausenden Sturme kürte, ließ die Greisin lange halten und brachte dann ihrem „lieben Herrn von Kügelgen", seit über dreißig Jahren tot, den Kranz ans Grab auf dem Ballenstedter Friedhof.

Sie selbst ward über neunzig, starb erst in diesem Jahrhundert, bis zuletzt so rege, daß sie noch jeden Abend mit dem Hofprediger Schubart Whist spielte. Wenn sie am Zehling oder Röhrkopf vorüberfuhr, drückten wir uns, denn wir hatten dort manche Fensterscheibe auf dem Gewissen — trotzdem lud sie uns Pennäler oft zu Schokolade und Kuchen aufs Schloß Albrechts des Bären.

ZUM NACHDENKEN

Kreuzworträtsel.

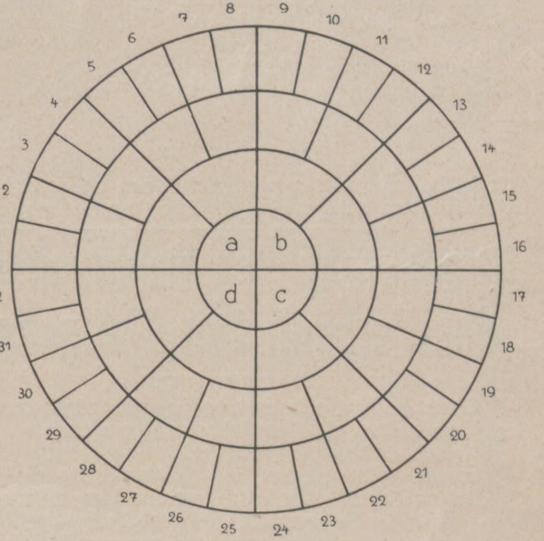


Wagerecht: 2 Sonnengott, 4 Verwandter, 6 Teil des Auges, 8 Kamelart, 10 Borstentier, 13 Papstpalast, 16 Asiat, 18 Schriftsteller, 21 Königsgeschlecht, 22 indischer Titel, 23 Wasserstraße, 24 Kaiser Roms, 26 indische Stadt, 28 Wissenschaft, 31 Nebenfluß der Donau, 32 engl. Adelstitel, 33 Bund, 35 Körperorgan, 36 Gewässer; senkrecht: 1 französischer Schriftsteller, 2 Pflanze, 3 Tierprodukt, 5 Hoftracht, 7 sibirischer Fluß, 9 Hafenstadt in Sizilien, 11 weiblicher Name, 12 Vogel, 14 Reptil, 15 Tageszeit, 16 Zeitabschnitt, 17 Senkung, 19 finnische Stadt, 20 Hoherpriester, 25 Verwandte, 27 innerer Körperteil, 29 alter Mann, 30 kleine Frucht, 34 Schweizer Schriftsteller.

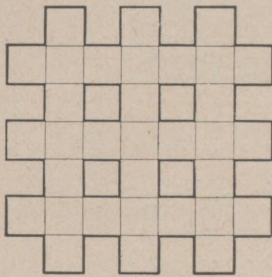
Segmenträtsel.

Werden in jedes der einzelnen Segmente (60) Buchstaben eingesetzt, so entstehen 32 Wörter. Diese haben alle 4 Buchstaben und beginnen bei a, b, c, d. Je 8 Wörter haben den Anfangsbuchstaben, je 4 den ersten und zweiten Buchstaben, je 2 den ersten, zweiten und dritten Buchstaben gemeinsam.

Die Bedeutung der Wörter ist: a—1 Vergnügen der Jugend, a—2 Kriegsmaschine, a—3 Rhythmus, a—4 Ort in China, a—5 Rennplatz, a—6 Bauwerk, a—7 Farbenbehältnis, a—8 altes Musikinstrument, b—9 oft gebrauchte volkstümliche Bezeichnung für jungen Mann, b—10 Teil der Frucht, b—11 Maschinenteil, auch Werkzeug, b—12 Teil der jungen Pflanze, b—13 Teil des Gesichts, b—14 was wir alle einmal waren, b—15 deutsche Hafenstadt, b—16 Stadt in der Ukraine, c—17 niederösterreichischer Weinort, c—18 Schachmeister, c—19 abgekürzter Mädchenname, c—20 Übrigbleibendes, c—21 Grasart, c—22 Papiermaß, c—23 Haustier, c—24 Schmuckstück, d—25 Gärungsmittel, d—26 Schreibutensil, d—27 tapferer Mann, d—28 Kopfbedeckung, d—29 Teil des Körpers, d—30 Gebäude, d—31 Körperteil, d—32 Grasstengel.



Magisches Leistenrätsel.



Die Buchstaben
a b b e e e
c e e i i i i
l l l l l l l
m m n n n
n s t t u u
sind derart in die Felder zu verteilen, daß drei wagerecht und senkrecht gleichlautende Wörter von folgender Bedeutung entstehen: 1 Wasserinsekt, 2 schmale Bretter, 3 Stadt in Thüringen.

Silbenrätsel.

Aus den Silben: a — ber — bo — de — de — di — e — e — el — en — er — fel — fir — frie — gar — gen — gen — gra — la — land — ma — mar — me — ment — ne — ni — re — ri — spa — ta — tui — — ur — wald sind 11 Wörter zu bilden. Anfangs- und Endbuchstaben ergeben, von oben nach unten gelesen, den Anfang eines Schillerschen Gedichts: 1 Himmelsgewölbe, 2 Behältnis, 3 Land Europas, 4 größere Hochebene, 5 Fensterbehang, 6 männl. Zuchtschwein, 7 Fruchtmus, 8 Landwirt, 9 ursprüngliche Waldform, 10 weiblicher Vorname, 11 atmosphärische Erscheinung.

Silben-Ergänzungsrätsel.

— der — o — — — ki — ka — — — gie — we —
nar — — — te kla — — nuss — — au no — — li —
e — — — ne — — den tor — —

An Stelle der Striche sollen die 28 Silben ath, be, bor, do, e, erd, gen, go, il, ko, le, men, ment, na, ner, nie, nor, o, o, or, paun, ron, se, tar, tin, to, vier, wald so eingesetzt werden, daß Wörter entstehen, deren erste Buchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben.

Mahnruf.

Er schleicht sich allerwärts
Gar leicht in Bücher ein.
Laß ihn dann, ohne Herz,
Der Jugend angedeih'n.

Rösselsprung.

schutt	es	er	vom	nacht	ten	kei	das	te	sei
auf	hät	und	schlag	den	herz	die	ner	nen	nur
graus	sche	ist	mer	rech	ne	ster	ist	an	ket
te	schim	so	a			hängt	nicht	ein	haus
tag	nur	hel	ren			sich	un	lein	macht
zu	so	wo	baut	die	ist	noch	ein	und	nes
sonst	lem	nacht	groß	ih	es	schafft	kei	glücks	blüm

Liederrätsel.

Aus nachstehenden Liederstrophen ist je ein Wort herauszusuchen. Die gefundenen Wörter ergeben die Schlußzeilen eines Gedichtes von einem bekannten modernen Lyriker.

Ich hab' mich ergeben mit Herz und mit Hand.
Die Sonne, sie bleibet am Himmel nicht steh'n.
Im Wald und auf der Heide, da such' ich meine Freude.
Du, du liegst mir im Herzen.
Und der wilde Knabe brach 's Röslein auf der Heiden.
Alles neu macht der Mai.
Es wird nur wenig Zeit wohl sein, da läßt sie dich so gar allein.
Frau Wirtin hat sie gut Bier und Wein?

Ergänzungsaufgabe.

1	2	3
———	TAR	———
———	GA	———
———	PE	———
———	TEL	———
———	BER	———
———	GE	———
———	LE	———
———	BE	———
———	GER	———
———	NA	———
———	KA	———
———	DE	———
———	GAR	———
———	SE	———

An Stelle der Striche sind Silben zu setzen, so daß in jeder Zeile zwei Wörter entstehen. Die angegebene Silbe bildet die zweite Silbe des ersten Wortes und die erste Silbe des zweiten Wortes. Zur Verwendung kommen folgende Silben: be — beu — cel — ed — er — gat — gen — hau — in — in — leg — li — na — nat — no — now — ol — org — räu — rew — sün — ste — ta — ten — ter — ti — tow — tul. Die Anfangsbuchstaben der Silben unter 1 und die Endbuchstaben der Silben unter 3 ergeben je ein Sprichwort.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4342.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4340.

Buchstabenvertauschrätsel: Schlüssel: 1 Luther, 2 Eisleben, 3 Worms, 4 Katharina, 5 Schweiz, 6 Dessau. — Man kann nicht immer, was man will. Der ist ein Mann, der sich bescheidet, das zu wollen, was man kann.

Magisches Kreuzworträtsel: 1 Ballade, 2 Laterne, 3 Abreise, 4 Element, 5 Ehe.

Erraten: Padischah (aha = a h).

Krach: Vor-an-schlag.

Silbenrätsel: 1 Trinidad, 2 Regiment, 3 Eimer, 4 Urkunde, 5 Efeu, 6 Udine, 7 Episode, 8 Biber, 9 Eichendorff, 10 Nehemia, 11 Ipswich, 12 Samowar, 13 Theologie, 14 Trianon, 15 Ukraine, 16 Gainsborough, 17 Eder, 18 Narzisse — Treue üben ist Tugend, Treue erfahren Ehre.

Rösselsprung:

Mensch, verspotte nicht den Teufel,
Kurz ist ja die Lebensbahn,
Und die ewige Verdammnis
Ist kein bloßer Pöbelwahn.
Mensch, bezahle deine Schulden,
Lang ist ja die Lebensbahn,
Und du mußt noch manchmal borgen,
Wie du es so oft getan. Heinrich Heine.

Ein Photowettbewerb für alle Zeiß-Ikon-Freunde. Wer arbeitet nicht mit Zeiß-Ikon-Kameras (Contessa, Ernemann, Goerz, Ica-Kameras) oder auf Zeiß-Ikon-Film? Sie alle können sich an dem für Zeiß-Ikon-Freunde und Leser der „Photo-Technik" veranstalteten laufenden Preisausschreiben beteiligen, das unter verschiedenen Leitgedanken läuft und jeweils vierteljährlich abgeschlossen wird. Den Preisausschreiben für 1928 liegen die Themen: „Sonnige Jugend", „Endlich Ferien!" und „Um die Weihnachtszeit" zugrunde. Sie sind also so gehalten, daß sich auch der Anfänger mit Hoffnung auf Erfolg beteiligen kann, denn es sind Gebiete, die wohl jedem liegen und jeden fesseln. Auf jedes einzelne Vierteljahres-Preisausschreiben entfallen insgesamt je 28 Warenpreise im Gesamtwerte von rund 1000 RM. Die Stetigkeit, mit der die Preisausschreiben durchgeführt werden sollen, sind dazu angetan, daß viele Amateure sich beteiligen und ihr Können einsetzen. Ausführl. Wettbewerbsbedingungen versendet auf Anford. die Zeiß-Ikon A.-G., Dresden 34.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W. 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Merkel, beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Anzeigen-Vertreter für die Schweiz: Annoncen-Expedition Kosmos, Friedrich Schröder, Zürich, Moussonstraße 12. General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris 8. e., 44/bis. Rue Pasquier.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG · J. J. WEBER · LEIPZIG

NR. 4342. 170. BAND EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 31. MAI 1928

Diese Nummer enthält einen Beitrag über das Engadin

REISE- UND BÄDERANZEIGER

Die Reihenfolge gibt keinerlei Anhalt über Rang oder Größe.

KUR- UND MINERALBÄDER

Baden-Baden

Hotel Darmstädter Hof. Bek. gute Verpflegung, diäte Küche.

Hotel Terminus. Am Bahnhof links. Zimmer mit fließ. Wasser.

Café Gretel. Feinbürgerl. Haus. Vorzügliche Verpflegung.

Bad Elster

Moor-, Stahl-, Kohlensäure-, Radium-Bäder, Trinkkuren. Das ganze Jahr geöffnet.

Hotel zur Post. Sonnige Lage. Großer Park. Liegewiesen. Vorzügliche Verpflegung.

Hotel Reichsverweser. Zentralheizung. Jahresbetrieb.

Kurpension Sachsenhof. Zentralheizung. Fließendes Wasser.

Palast-Hotel Wettiner Hof. Führend. Haus, allererst. Ranges.

Bad Ems

Hotel zum Löwen. Am Kurgart. n. Kurh. u. Brunn., erstkl. Verpfl.

Park-Hotel. Mit allem neuzeitlichen Komfort.

Staatl. Hotel und Bäder „Das Römerbad". I. Ranges, schöne, freie Lage, neuerbaut 1926.

Dellers Hotel Stadt Wiesbaden. Herrl. freie Lage am Kursaal, 1926 vollst. modern.

Bad Kissingen

Hotel Bayerscher Hof. 2 Min. v. Bahnh., Kurgart. u. Brunnen, mäßige Preise.

Kurhaus u. Pension Villa Elsa. Gutempfohlenes Familienhaus, Zentralheizung.

Kurhaus Rieger. In nächster Nähe der Quellen.

„Das weiße Haus". Kurhausstraße 11a. Nahe den Bädern.

Bad Schmiedeberg, Bez. Halle

Sanatorium Kaiserbad. Spezialanstalt für Gicht und Rheuma.

Wiesbaden

Hotel Englischer-Hessischer Hof. Kochbrunnen-Badehaus. Pension von Mk. 9.— an.

Kurhotel Römerbad. Kochbrunnen-Badehaus. Garagen.

OBERBAYERN

Garmisch-Riessersee

Hotel u. Kurhaus Riessersee. Jed. mod. Komf., Zimm. m. voll. Pension 10—14 M. Jahresbetrieb.

HARZ

Alexisbad

Hotel Försterling. Erstes Haus am Platze, Sportgeräte.

Braunlage

Hotel „Zum Achtermann". Haus I. Ranges, 10 Garagen.

Elend bei Schierke

Hotel St. Hubertus. Pension M. 6.50 bis 9.–, fließend. Wasser.

Goslar

Hotel der Achtermann. 120 Z. m. 180 Betten, 27 Z. mit Privatbäder, Kraftwagenunterstände, Fernspr. Nr. 1.

Hotel Niedersächsischer Hof. Z. m. fließ. Wass., Café u. Kond. Besitzer beid. Häuser H. Pieper, Fernspr. Nr. 630.

Hotel Hannover. Modern. Haus I. Ranges gegenüb. dem Bahnhof.

Hahnenklee (Oberharz)

Höhenluftkurort, 600 m ü. d. M. Familienfreibad.

Hotel Kurhaus. Hotel I. Ranges, neuester Komfort.

Sanatorium Hahnenklee. Für Nerven- und innere Krankheiten.

Bad Harzburg

Haus „Richthofen". Neben Kurhaus, Zentralheizung, Ganzjähr. geöffnet, Telefon 102.

Schierke

Hoppes Hotel und Pension. Das Heim der gutbürgerl. Gesellsch.

SACHSEN

Dresden

Hotel Bellevue. Weltbekannt, sehr vornehm.

Müllers Weinrest., Marienstr. 46. Architekt. Sehenswürdigkeit.

Weißer Hirsch b. Dresden

beliebtest. klimatischer Kurort Sachsens. Jahresbetrieb. Wintersport.

THÜRINGEN

Friedrichroda

Beliebtester klimatischer Sommer- und Winterkurort Thüringens.

Hotel Herzog Alfred. Haus I. R. Tel. 12. Direktor: Kurt Wagner.

Hotel Herzog Ernst. I. Ranges, Fernsprecher 11.

Herzoglich. Schloßpark-Hotel. Ruh., vorn. Familienpens. u. Hot.

Sanatorium Tannenhof. Sanitätsrat Dr. Bieling. Klin. Behdlg.

Bad Liebenstein

Perle des Thüring. Waldes. Heilbad bei Herz- u. Nervenl., Blutarmut.

Hotel Herzogin Charlotte. Bestbekanntes, vornehmes Haus.

Kurhaus Hotel der Kaiserhof. Das führende Haus am Platze.

Eigenheim Edelweiß. Ärztlich geleitetes Kurheim, a. d. Kurprom.

Sanatorium Liebenstein. Klin. geleit. Kuranstalt. Jahresbetrieb.

Oberhof i. Th.

Parkhotel Sanssouci, erstklass. Jahresbetrieb.

Schloßhotel. Das Haus mit Bädern und fließendem Wasser. Tel. 22.

Hotel Thüringer Wald. Das ganze Jahr geöffnet.

Wünschers Parkhotel, herrliche Südlage am Hochwald, ganzjährig geöffnet.

Tabarz

Vielbesucht. Erholungsort in gesch. Lage. 100 Vill. Neues Schwimmbad.

Kurhotel Deutscher Hof. Rest. und Café, Konzert, 5-Uhr-Tee.

RIESENGEBIRGE

Brückenberg

Hotel Germania. 70 erstklass. Gasträume, mod. Zimm., Garag.

Hermsdorf (Kynast)

Tietzes Hotel, Gutbürgerl., zentr. Gebirgslage. Mietskraftwagen.

Hirschberg (Schlesien)

Hotel der braune Hirsch, im Zentrum gelegen, mit allem Komf.

Krummhübel

Dreihaupt's Hotel. An der Hauptsportbahn gelegen.

Hotel-Pension Preußischer Hof, altrenommiertes Haus.

Schreiberhau

Riesengebirge, 500—900 m ü. d. M.

Hotel Du Bois. Erstklassig, im großen Park.

Hotel Marienthal, gutbürgerl. Haus, neue Bewirtschaftung.

Hotel Vier Linden. Am Kurpark, schönste Lage.

Dr. Haedickes Sanatorium Kurpark. Heilanst. f. inn. Krankh.

Bad Warmbrunn

Hotel Preußischer Hof. Erstes und größtes Hotel am Platze.

TSCHECHO-SLOVAKEI

Franzensbad

Das erste Moorbad der Welt. Auskünfte durch die Kurverwaltung.

Hotel Belvedere-Bellevue. Modernes vornehmes Familienhotel.

Hotel Königsvilla. Modernster Hotelbau. 120 Zimmer.

Karlsbad

Hotel Kroh. Familienhaus I. R., unmittelb. Quellen- u. Bädernähe.

Zentral-Hotel Loib. Letzter Komf., erstkl. Restaurant. Tel. 31.

Grand-Hotel Pupp. Zentrale des Kurlebens.

Marienbad

Etablissement Bellevue. Bestbestehendes Café-Restaurant.

Palast-Hotel Fürstenhof.
Hotel New-York.
Hotel Englischer Hof, fließendes Wasser.

Grand-Hotel Klinger an der Hauptpromenade, ausgestattet mit dem letzten Komfort.

Hotel Leipzig. Fließendes Warm- u. Kaltwasser dir. neb. d. Brunnen.

Schloß Miramonte. Neue Leitung, Pension 60—80 Kč.

Hotel-Osborne-Balmoral. Das führende Haus.

Märchenschloß Rübezahl. Das schönste Höhencafé, Zentralheizung, Autogaragen.

SCHWEIZ

Adelboden

Kulm-Hotel (Kurhaus). Familienhotel I. Ranges.

Arosa

Hotel des Alpes. Bestempfohlenes Familienhaus. Vollpension Sommer von Fr. 13.— an.

Hotel Arosa-Kulm. Aller mod. Komfort, idealste Lage für Sommer- u. Wintersport, 1850 m ü. M.

Eden-Hotel. Jahresbetrieb, fließ. Wasser, Priv.-Bäd. Bes. W. Wettengl.

Kurhaus Surley. Ideal. Aufenth. f. Sommer u. Winter, a. Wald u. See.

Sanatorium Arosa. Lungenheilanst., mod. Komf., fl. Wass., sonn. Lage.

Waldsanatorium Arosa. Erstklassige Lungenheilanstalt.

Basel

Grand-Hotel u. Hotel Euler. Vornehm., altbekannt. Familienhotel I. Ranges am Centralbahnh. Telegramm-Adresse: Eulerhotel.

Hotel Metropole-Monopole. Feinbürgerl. Haus, prima Küche.

Hotel Royal. Am B.-Bahnh., alle Zimmer fließ. Wasser, ziv. Preise.

Grand Hotel Victoria u. National. I. R. Zimmer von 6 Fr. an.

Flims

Park-Hotel Waldhaus. Das führende Haus am Platze.

Locarno

Hotel Metropole. Mittlere Preislage. Moderner Komfort.

Park-Hotel. Beste Südlage. Das ganze Jahr geöffnet.

Hotel Reber am See. Einziges Haus in großem Park am See.

Hotel Regina. Schönste Lage, direkt am See.

Lugano

Adler-Hotel u. Erika-Schweizerhof. Fließendes Wasser.

Cademario-Kurhaus. Nach Lahmann. Jahresbetrieb.

Crocefisso. Erholungsheim Quisisana. Mod. Komf., Luftb., Jahresbetr.

Kurhaus und Erholungsheim Monte Bré. Pens. v. M. 8 an, deutsch. Haus.

Luzern

Hotel St. Gotthard-Terminus. Privatbad, fließendes Wasser.

St. Moritz

Hotel Calonder. Schöne Lage, mäßige Preise.

Kurhaus Chantarella. Das vorn. Kurh. im Hochgeb., Sonne, Ruhe.

Hotel Engadiner Hof. Erstkl. Familienhaus, mäßige Preise.

Hotel Schweizerhof. Erstklass., altbekanntes Familienhaus.

Pontresina

Rosatsch-Hotel. Modern eingerichtetes Haus.

Hotel Schweizerhof. Pension Sommer Fr. 15.-, Winter Fr. 17.-.

Zürich

Hotel City-Excelsior. Alle neuzeitlichen Einrichtungen, Zimmer von Schw. Fr. 6.— an.

Vegetarisches Restaurant und Conditorei, Sihlstraße 26/28.

ITALIEN

Abbazia

Winterkurort I. Rang. Vorzügl. klimat. Lage. Hotels ganzjähr. geöffnet.

Pension Lederer, gutbürgerliche Pension am Kurpark.

Palace-Hotel. Führ. Haus, 250 Z. Priv. Meerbäd. i. Haus. Ganzjähr.

Laurana bei Abbazia

Grand-Hotel Laurana. Vornehm. Ruhig. Direkt am Meer.

Iris. Neu eingericht. Fließ. Wasser.

Gries bei Bozen

Pension Quisisana. Pension von 26—30 Lire an. Herrlich gelegen.

Sanatorium Grieser Hof. Jahresbetrieb, Erholungsbedürftige und Augenkranke.

Savoy-Hotel. Haus ersten Ranges. Pension von Mk. 7—10.

Meran

Hotel-Pension Aders, schönste Lage, fließ. Wasser, groß. Park.

Hotel Auffinger, vorm. Hotel Tiroler Hof, Deutsch. Familienh. m. mod. Komf.

Hotel Bristol. Erstkl. Familienhotel. Pension 80—90 Lire.

Grand-Hotel Esplanade. Im Mittelp. des Meraner Kurlebens.

Hotel Tschoner. Bestbek. Haus im eig. Park, ruh. u. staubfr. Lage.

Hotel u. Pension Windsor. Vornehm. Familienh. a. d. Promenade.

Neapel

Hotel Continental, am Meer. fließ. Wasser usw. Deutsch.

Grand-Hotel Royal. Das größte, schönste Hotel Neapels, am Meer gel., 200 Zimm. m. Bad, 300 Bett. Einz. großart. amerik. Dachgarten.

Hotel Terminus. Ersten Ranges. 300 Zimmer, fließendes Wasser.

Palermo

Excelsior Palace Hotel, beste Lage. Großer Park, Tennis.

Weinen's Hotel de France, einz. deutsch. Haus a. Pl. Fließ. Wasser.

Rapallo

Hotel Regina Palace. Neuestes Haus der Riviera, vornehmes Familienhotel.

Riva

Hotel Bologne. Prachtvolle zentrale Lage am See, mäßige Preise.

Lido-Palace-Hotel, dir. a. See, mod. Komfort, eig. Seebäderanst.

Rom

Hotel Viktoria am Borghesepark, alle Zimmer mit fließend. Wasser. Mäß. Preise. Bes.: Thiele & Wirth.

Fischers Parkhotel, Deutsches Haus I. R., mäß. Pr. Bes. V. Fischer.

Regina Carlton Hotel, erstkl., im vornehmsten Teil der Stadt.

San Martino di Castrozza

Palace Hotel Sass Maor. Familienhotel in schönster Lage am Walde, 250 Betten.

Seis a. Schlern (Prov. Boz.)

Hotel Salegg. Gutbürgerl. Haus, Bäder, 4 Plätze, Lawn tennis.

Venedig

Hotel Bristol-Britannia am Canale Grande. Einziges deutsches Haus I. Ranges.

Hotel Eden. Einziges deutsches Familienhotel, fließendes Wasser.

SIZILIEN

Syracus

Hotel Villa Politi. Allerersten Ranges, von Deutschen bevorzugt.

Taormina

Hotel Metropol, das gute Schweizer Hotel, fließendes Wasser. G. u. V. Kockel.

ÄGYPTEN

Kairo

Hotel National, von Deutschen bevorzugt.

PALÄSTINA

Jerusalem

Hotel St. John. Einziges deutsches Hotel mit allem Komfort.

→ In allen diesen Hotels und Pensionen liegt die Leipziger „Illustrirte Zeitung" zur Lektüre auf. ←

Deutsche, besucht Österreich

100 Jahre sind es, dass **Thermalbad** HOFGASTEIN **100 000 Jugend und Gesundheit** wiedergab.

870 Meter Seehöhe. — Radioaktivste Alpentherme, 44,6 Grad Naturwärme

Unerreichte Heilerfolge bei: Aderverkalkung, Gicht, Rheuma, Ischias, Nervenleiden, Blutarmut, Erschöpfungs- und Alterserscheinungen.

Prospekte durch die Kurkommission Hofgastein, Austria, Tauernbahn.

GARGELLEN 1474 m ü. d. M. Montafon, Stat.: Schruns Vorarlberg

Hotel Madrisa Das vornehme Haus ersten Ranges mit 110 Betten. Erstklassige Verpflegung. Idealer **Luftkurort** und **Skiparadies** des Montafon. Prospekte durch die Direktion.

SEMMERING 1040 m. 2 D-Zugstunden von Wien

Grand-Hotel Panhans
400 Zimmer. Das moderne Grosshotel der österreichischen Alpen. Volle Pension von S 23.— an.

Kuranstalt Panhans
Alle Arten von Kuren. Volle Pension von S 23.— an inkl. ärztlicher Behandlung.

Sporthotel Panhans
In direkter Verbindung mit dem Haupthause. Volle Pension von S 16.— an.

LERMOOS 1000 m ü. d. M. am Fusse der **Zugspitze** u. d. **Fernpasses**

Hotel „Drei Mohren" Führendes, mit **allem Komfort der Neuzeit** ausgestattetes Haus. Besonders geeignet für Sport und Erholungsaufenthalt. Vorsaison ermässigte Preise. Auf Wunsch Prospekte.

Die alpinen Luftkurorte und Sommerfrischen am Fusse der Rax 80 km von WIEN

700 m ü. d. M. **Prein**
600 **Edlach**
500 **Reichenau**

Wer sich an dieser Gruppe beteiligen will, wende sich an die Annoncenexpedition J. Danneberg, Wien I, Singerstrasse 1.

Bad Flinsberg

im schlesischen Isergebirge. Gebirgs-Stahlquellen-Kurort. Natürliche arsen. radioakt. Kohlensäure- und Moorbäder. Fichtenrindenbäder. Inhalatorium. Heilt Bleichsucht, Frauenkrankheiten, Herz- und Nervenleiden, Gicht. Brunnenversand. Ganzjähriger Betrieb. Wintersport.

Prospekte frei durch die Badeverwaltung.

Kurhaus: Modernstes Hotel, Pension

ÖSTERREICHS FÜHRENDES ALPENSEEBAD · KURORT

Velden am Wörthersee bringt Kraft und Gesundheit

WÄRMSTER ALPENSEE EUROPAS · BADEZEIT: MAI - OKT.

ASTORIA HOTEL PARIS
131, AV. DES CHAMPS-ÉLYSÉES (PLACE DE L'ÉTOILE)
HERRLICHE LAGE
RESTAURANT AUF DEN CHAMPS-ÉLYSÉES

HOTEL CAMPBELL
45–47, AVENUE FRIEDLAND AM PLACE DE L'ÉTOILE
EIN GUTES HOTEL ZU BÜRGERLICHEN PREISEN

Schwarzburg Die Perle Thüringens
Hotel Weisser Hirsch
Schönstgelegenes behagliches Familienhaus

KURHAUS für Nervenkranke Tannenfeld bei Nöbdenitz, Thüringen. Prosp. d. Dr. med. Tecklenburg.

Eine Trinkkur mit „Staatl. Fachingen" frischt das Blut auf und gibt Kraft und neuen Lebensmut. Nervösen und Überanstrengten schafft daher „Fachingen" eine Grundlage zu neuer Lebenskraft.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4342. 170. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 31. Mai 1928.

Allgemeine Notizen.

Die Not der bildenden Künstler behandelte anläßlich der Eröffnung der Ausstellung „Deutsche Kunst Düsseldorf 1928“ der preußische Kultusminister Dr. Becker. Er führte aus, daß die architektonische, raumschaffende oder raumgestaltende Tätigkeit ihre Schöpfer ernähre, wohingegen Maler wie Bildhauer so gut wie gar keine Beschäftigung fänden. Während die Nachkriegszeit durch die Wohnungsnot einen Aufschwung der architektonischen Produktion ermöglichte, spürten Maler wie Bildhauer nichts von frischen Impulsen aus den Bedürfnissen des Tages. Die Schuld hieran sei darin zu suchen, daß eine Entfremdung zwischen Kunst und Leben eingetreten sei. Ich glaube, sagte der Minister weiter, daß die notwendige engere Verbindung zwischen Kunst und Leben nur dadurch gewonnen werden kann, daß den Künstlern Aufträge zuteil werden, die unmittelbar mit dem Dasein, den Sorgen und Hoffnungen der Gegenwart verknüpft sind, wie dies bei den raumschaffenden Künstlern der Fall ist. Ich richte einen Appell an diejenigen, die berufen sein könnten, auf dem angedeuteten Wege Schritte zu tun, an Wirtschaft, Industrie, Handel und Verkehr. Mit Freude habe ich von den aus rheinisch-westfälischen Industriekreisen gestifteten namhaften Beträgen gehört, um der schwerringenden Kunst zu Hilfe zu kommen. Aber ich bitte Sie, suchen Sie der Kunst einen Platz in Arbeitssälen und Erholungsstätten Ihrer Fabriken und Kontore zu schaffen. Wir haben in der staatstechnischen Verwaltung begonnen, geeignete Räume in Kirchen, Schulen und Dienstgebäuden einzelnen Künstlern zur Gesamtausstattung anzuvertrauen. Wir wollen darin fortfahren. Ich bin der Reichsregierung besonders dankbar, daß sie sich mit uns vereint hat zur Stiftung einer Reihe von Preisen im Gesamtbetrag von 12000 RM., die hervorragenden Leistungen als Auszeichnung gelten solle, zur Förderung unserer deutschen Kunst, deren Wohl uns allen am Herzen liegt.

Die Landwirtschaftliche Wanderausstellung der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft wird vom 5. bis zum 10. Juni d. J. in Leipzig veranstaltet. In den Riesenhallen des Messegeländes, auf weiten Freiflächen und in den zahlreichen eigens hergerichteten Ausstellungsbauten wird sich das abwechslungsreiche, farbenprächtige und anziehende Ausstellungsleben und -Treiben entfalten. Eine

Auslese der edelsten Zuchttiere aller Gattungen und aller Rassen (250 Pferde, 750 Rinder, 700 Schweine, über 900 Schafe, 250 Ziegen), Fische, Geflügel, Kaninchen, Schäferhunde, Bienen und Bienenwohnungen, landwirtschaftliche Erzeugnisse und Hilfsmittel, Maschinenneuheiten, Molkerei, Acker- und Gartenbau, werden zur alles umfassenden Schau gebracht werden. Reit- und Fahrturniere usw. werden das Ausstellungsbild beleben.

Für die diesjährige Opernsaison in Deauville (187 km von Paris) sind Verhandlungen mit einigen zur Zeit in der Pariser Oper gastierenden deutschen und wiener Künstlern zu einem kurzen Gastspiel im Gange. Unter anderm soll das Gastspiel der Frau Marie Jeritza und des Kammersängers Tauber ins Auge gefaßt worden sein, was einen neuen Erfolg der deutschen Kunst in Frankreich bedeuten würde. — In Deauville wird diesen Sommer auch ein Internationaler Concours Hyppique mit stattlichen Preisen veranstaltet werden. Es sind Einladungen an die bekanntesten deutschen Sportsdamen und -Herren ergangen, die Gelegenheit haben werden, den deutschen Farben neue Lorbeeren zu erringen.

Täglicher Schiffsverkehr auf den Masurischen Seen. Der Schiffahrtsausschuß des Verkehrsverbandes für das südliche Ostpreußen, Sitz Allenstein, hat die tägliche Schiffahrtsverbindung auf der Linie Angerburg—Lötzen—Nikolaiken—Rudczanny beschlossen. Die Linie wird seit dem 17. Mai betrieben. Es verkehrt bis in den Herbst hinein täglich einmal je ein Schiff sowohl von Angerburg nach Rudczanny als auch von Rudczanny nach Angerburg. Außerdem wird ein regelmäßiger Ausflugs- und Pendelverkehr von Angerburg und Lötzen aus unterhalten. Ausgestaltet ist weiter der Motorschiffsverkehr von Johannisburg über den Spirding- und Beldahnsee nach Rudczanny und auf dem Niedersee.

Warnemünde, das führende Ostseebad Mecklenburgs, das sich als modernes Welt- und Familienbad des Rufes gemütlicher Zwanglosigkeit und gediegener Vornehmheit erfreut, und dessen Frequenz 23000 Badegäste überschreitet, hat ein neues, allen Ansprüchen gerecht werdendes Kurhaus in bester Lage an der kilometerlangen Strandpromenade, die in die 500 m ins Meer vorgebaute Quadermole übergeht, erbaut. Es ist zugleich Repräsentationshaus und Gaststätte und erfreut sich schon jetzt lebhaftesten Besuchs. Auskunft erteilt kostenlos die Badeverwaltung von Warnemünde.

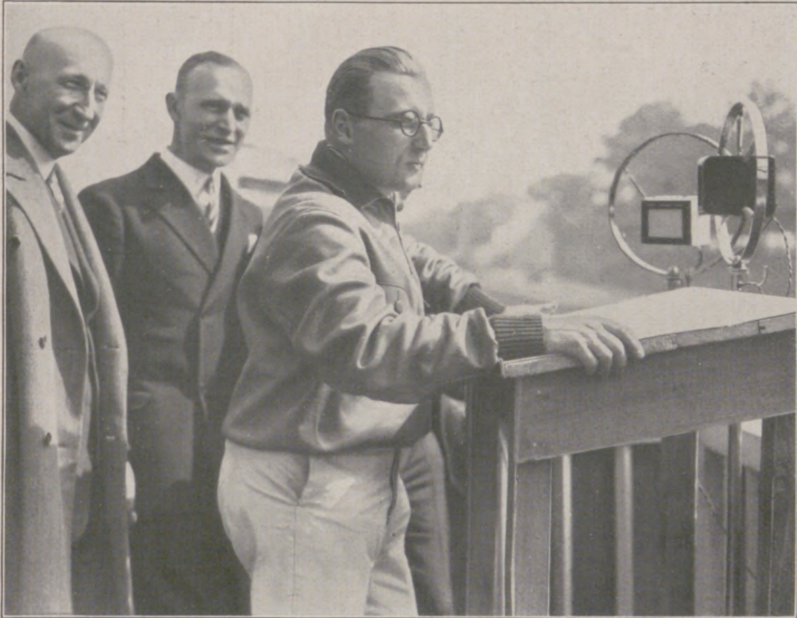
ILLUSTRIRTE ZEITUNG



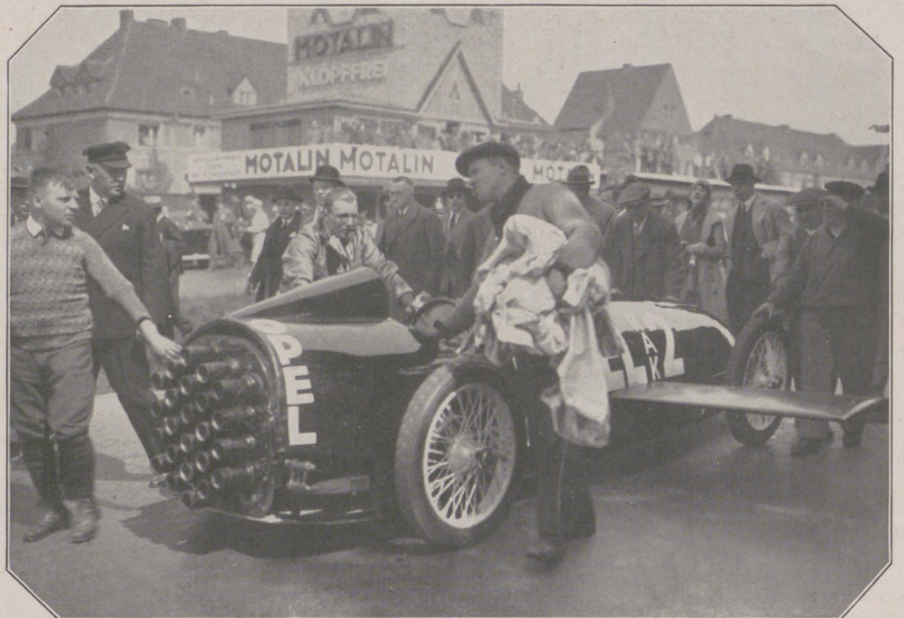
AUS DER BERNINAGRUPPE: BLICK AUF DEN 3912 m HOHEN PIZ PALÜ

(Phot. Albert Steiner, St. Moritz.)

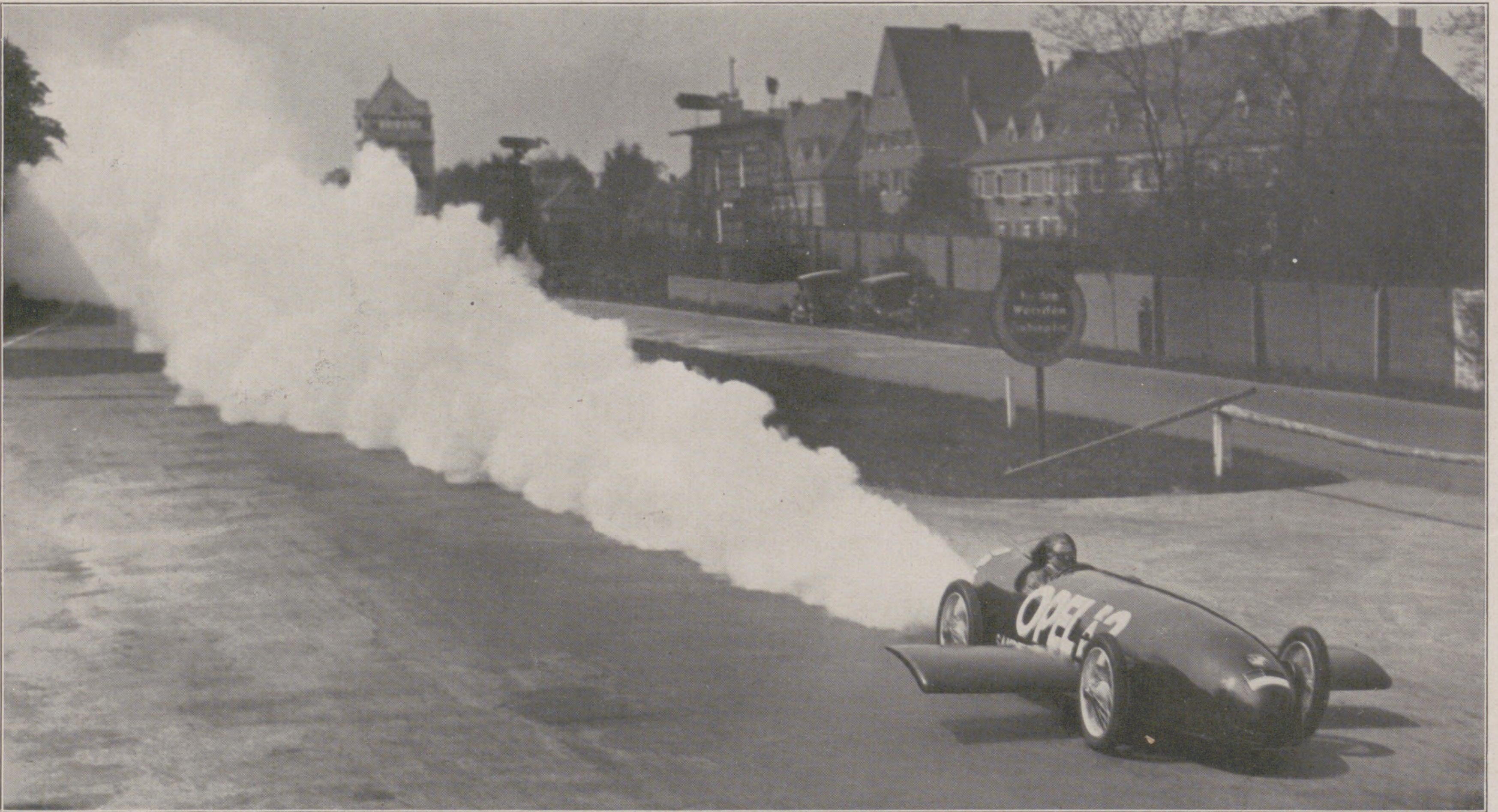
Zu unserem Beitrag über das Engadin au den Seiten 842 bis 845.



Fritz v. Opel, Führer des Raketenfahrzeugs, spricht vor seiner Fahrt am 23. Mai in das Mikrophon.



Der Opel-Raketenwagen wird auf der Avusbahn zum Start gebracht.



Auf der Fahrt in fast 200-km-Geschwindigkeit.





Links: Fritz v. Opel beim Verlassen des Wagens nach beendeter Fahrt, von allen Seiten beglückwünscht. — Rechts: Die Taufpaten der Raketenfahrversuche: (Von links nach rechts) Ingenieur Sander, Konstrukteur der Raketenvorrichtung; Geheimrat Schütte, Vorsitzender der Wissenschaftlichen Gesellschaft für Luftfahrt; Max Valier, der Anreger der Raketen-Versuche; Fritz v. Opel, der Förderer des Unternehmens.

Deutsche Pionierarbeit im Dienste der Raumüberwindung: Die Raketenauto-Fahrt auf der Avusbahn in Berlin.

CHINA VON HEUTE

VON PROFESSOR DR. K. HAUSHOFER, MÜNCHEN

„China von heute“ — so nennt sich eine ganz neue chinesische Monats-Rundschau, gerade zur rechten Zeit erschienen, um der wieder einmal notwendig gewordenen Übersicht über das Sturmfeld in Ostasien als Einleitung zu dienen. Lo-Sun, früher Justizminister und persönlicher Freund von Sun-Yat-Sen, hat ihr eine etwas schwarzgallige Einführung geschrieben; er bezeichnet die siebzehn Jahre seit der Einführung der chinesischen Republik als ein wenig befriedigendes Theater, bei dem das chinesische Volk ein immer mißvergnügterer und hoffnungsloserer werdender Zuschauer vor lauter unzulänglichen Schauspielern gewesen sei, deren Rollen die Politiker und Staatsmänner nicht hätten ausfüllen können.

Gleichzeitig ergießt sich eine Flut neuer Quellen, die wenigstens von recht verschiedenen Standpunkten aus Schlaglichter auf die verworren scheinende, aber in ihren Hauptzügen leicht übersehbare Lage werfen. Einige davon seien hier genannt: G. B. Cressey: „A new Geography of China“ (Schanghai, 1928), keck auf Herausarbeiten von Gegensätzen gebaut, auf gründlicher Eigenbeobachtung fußend, mit flotten Urteilen, namentlich über den Unterschied zwischen Nord und Süd; G. Amann: „Sun-Yat-Sens Vermächtnis“, eine ausgezeichnete zeitgeschichtliche Studie eines Augenzeugen, der dem kühnen Revolutionär persönlich nahestand (K. Vowinckel, Berlin, 1928); W. E. Soothill: „China and England“, vom typischen Schanghai-Standpunkt des Kolonialbriten aus geschrieben (Oxford, 1928); Dr. T. H. Li: „Vital Factors in China's Problems“ (Schanghai, 1928), der in bunter Folge jungchinesische Studenten-Aufsätze für Jungchinesen sammelt, und D. K. Lieu: „China's Industries and Finances“, der für das amtliche Büro für wirtschaftlichen Nachrichtendienst auf wenig über 200 Seiten niederschrieb, was ihm für die Information des Auslandes das Wesentlichste schien. Ein solcher flüchtiger Überblick zeigt, wie sehr die Chinesen selbst, ihre Freunde und beteiligten Gegner das Bedürfnis fühlen, sich gerade dem nicht unmittelbar beteiligten Ausland, der öffentlichen Meinung der Welt, verständlich darzustellen. Der Stoff schwillt ins kaum mehr zu Bewältigende: das neue China-Year-Book zählt 1439 Seiten!

Jeder Versuch einer rein militärischen Darstellung des Kraftfeldes würde ein ganz unzulängliches Bild geben und die innere Dynamik nicht genügend erkennen lassen. Eine solche Übersicht wäre an sich leicht genug zu bieten: drei Gruppen südchinesischer Heere Mitte Mai im Vorgehen auf Peking. Die südöstliche unter Tschiang-Kai-Schek, auf Nanking gestützt, längs der belgischen Bahn Pukau—Tientsin, 100000—150000 Mann stark, darunter etwa 40000 bessere Truppen; dieser rechte Flügel wird von einem japanischen Flankenstoß längs unserer alten Schantungbahn auf Tsinanfu, die Hauptstadt Schantungs, aus der Richtung geworfen und gehemmt, so daß die mittlere Gruppe unter Feng-Yu-Hsiang, über Pautingfu längs der Hanau—Peking-Bahn vorgehend, von etwa gleicher Stärke, aber mit innerchinesischen Reiterei-Körpern und 30 000 Mann Kerntruppen, einen erheblichen Vorsprung im Rennen gewann. Endlich eine nordwestliche unter Yen-Schi-Schan, dem bisher neutralen Tuchun (Kriegsherrn) der in sich gefestigten Kohlenprovinz Schansi, der zu seinen etwa 100 000 Mann Provinzialtruppen ein Aufgebot von weiteren 100 000 gefügt hat und Peking am nächsten steht, sich die Bahnen aber erst öffnen muß.

Unter diesem Druck, noch mehr aber unter dem Gefühl, in Peking ganz unsicheren Boden unter sich zu haben, hat Tschang-Tso-Lin, der Vorkämpfer des Nordens und seines konservativeren Altchinesentums, den Rückzug in die Mandschurei angetreten, auf die er sich stützt, und der aus den darbenden Landschaften am Hwangho und dem hungernden Schantung im letzten Jahr etwa zwei Millionen fleißige Hände zuströmten, deren Nachzügler noch auf dem Marsche sind. So bewegt sich eine Völkerwanderungs-Welle vom Jangtsekiang über den Hwangho nach Norden in die jungfräulichen Böden der drei östlichen Provinzen, die mit den hinzu annektierten Teilen über 1 Million Quadratkilometer umfassen, also an sich durchaus eine genügende Grundlage für einen selbständigen Pufferstaat wären. Aber hinter dieser ersten, kartographisch leichter faßbaren Welle zieht eine weniger deutlich sichtbare in Gestalt der sozial-revolutionären Auswirkung der russischen Hilfe an die Kuomintangpartei, die diese nun bezahlen muß.

Das sind die Arbeiter- und Bauernaufstände im Süden, die jüngst in der Plünderung von Wananhsien oder den kommunistischen Aufständen dicht vor den Toren von Schanghai, bei Kading an der Bahn Schanghai—Nanking, gezeigt haben, wie ernst die Gefahr eines an Moskauer Fäden geleiteten Arbeiter- und Bauernkrieges für alle Gewalt- und Machtträger in China ist. Ein Aufstandsplan, den chinesische Behörden dem „Hankau Herald“ in die Hand gespielt zu haben scheinen, teilt China unter der Leitung des wieder nach Ostasien zurückgekehrten Russen Borodin, der sich die Bearbeitung der Jangtse-Landschaft selbst vorbehalten hat, in fünf weitere Revolutionierungsgaue ein: Mukden und die Südmandschurei; Harbin und die Nordmandschurei; Honan; Schansi und Kansu im Westen; Kwangtung und Kwangsi im Süden, wo Kanton ja noch in einem ganz labilen politischen Gleichgewicht pendelt. Für alle diese Bereiche sind die russischen Vertrauensmänner namentlich genannt, und als ihr gemeinsames Ziel ein Arbeiter- und Bauernaufstand größten Stils, mit besonderer Bearbeitung der Bahn Peking—Mukden, die Chang-Tso-Lin, und Tientsin—Pukau, die Tschiang-Kai-Schek lahmlegen würde. Da ist es begreiflich, daß sich diese Würdenträger nicht ganz sicher fühlen, daß sie Entscheidungen und Zusammenstößen unter sich, namentlich aber mit der örtlich furchtbar starken japanischen Macht, unter Schonung ihrer letzten Garden ausweichen.

Die Schwingen der chinesischen Nationalidee aber, und der soziale Auftrieb, den Sun-Yat-Sens Lehren dem Ansturm Jungchinas noch 1927 verliehen hatte — die zusammen dem Vorstoß Tschiang-Kai-Scheks, sicher der genialste unter den chinesischen Triumvirn, seine Spannkraft gegeben hatten — tragen 1928 nicht mehr mit gleicher Stärke. Die Erbengruppe Sun-Yat-Sens ist zersprengt, teilweise in Moskau, und George E. Sokolsky, einer der geschicktesten Berichterstatter im Fernen Osten, gibt im „North China Herald“ vom 7. April ein recht zutreffendes Bild von den zersetzenden, zerstörenden, mindestens kraftraubenden Strömungen innerhalb der chinesischen Erneuerungspartei der Kuomintang („Hidden powers in the Kuomintang“).

So sehen wir — selbst bei einer glücklichen Einnahme von Peking durch die Jungchinesen (wobei jedoch die Hauptstadt wohl nach Nanking oder Wuhan verlegt würde) — die Gefahr eines inneren Zusammenbruchs über den Siegern schweben, mindestens die Wahrscheinlichkeit eines Kampfes unter ihnen selbst um den Siegespreis. Ein solcher Kampf aber würde, wie uns jetzt die Ereignisse in Schantung nur zu klar verraten, die Einmischung der nächstbeteiligten Mächte, Japans im Norden, der Angelsachsen im Süden, herbeiführen und damit gerade die Gefahr einer vorübergehenden Vergewaltigung, die der jungchinesische, revolutionäre Nationalismus unter allen Verhältnissen beseitigen wollte. Dann aber wird er doch wieder den kontinentalen Weg nach Moskau um Hilfe finden müssen.

Fremd-Besetzung von Tsinanfu (Japaner) und Tientsin (Amerikaner vorwaltend, 4000 Mann mit 20 Flugzeugen, 5 Tanks, 1000 Engländer, 3000 Franzosen und nur 1 japanisches Bataillon) bedeutet für die um die Wette auf Tientsin vorstoßenden Südtruppen die Unmöglichkeit einer Eisenbahn-Verfolgung Tschang-Tso-Lins, somit eine wesentliche indirekte Unterstützung für diesen und eine ihm sehr notwendige Atempause zum Absetzen vom eigentlichen China. Damit, daß Japan sich bei diesem Vorgehen in erste Reihe stellte und den Fremdenhaß der Jungchinesen gegen sich schärfer als gegen die westlichen Mächte zum Aufflackern brachte, hat das Inselreich eine seit vielen Jahren verfolgte vorsichtige Politik des Liegens in der Hinterhand gegenüber China verlassen — noch dazu im Gegensatz zu einem großen Teil seiner eigenen öffentlichen Meinung, vieler seiner Kulturpolitiker und Wirtschaftsführer.

Jedenfalls erscheint der gegenkontinentale Vorstoß der japanischen Macht, mit dem sie tief in rein innerchinesische Auseinandersetzungen eingriff und sich so in die Front überseeischer Unterdrücker einreihte, als ein Fehlgriff von großer geopolitischer Tragweite. Außerdem befreit er die Moskauer Asienpolitik von vielen Hemmungen, die sie bisher wohl oder übel achten mußte. Mehr antijapanische Propaganda und prorussische in China als mit den Schüssen von Tsinanfu konnte alle Geschicklichkeit der Sun-Yat-Sen-Hochschule in Moskau nicht machen.

TAGESGESCHICHTE

Der neugewählte Reichstag und seine Parteien.

Die auch in anderen Ländern gemachte Erfahrung, daß eine Volksvertretung zu fruchtbarer Arbeit nicht mehr zu brauchen ist, wenn die Wahlperiode sich ihrem Ende zuneigt, weil alle politischen Entscheidungen bewußt oder unbewußt in den Dienst der Stimmenwerbung gestellt werden, hat die Lebensdauer des am 7. Dezember 1924 gewählten Reichstags fast um ein Jahr verkürzt, und so ist das deutsche Volk schon am 20. Mai 1928 wieder an die Wahlurnen gerufen worden. Infolgedessen ist die fast einmütig als notwendig empfundene Reform des Wahlverfahrens über das Stadium der ersten Entwürfe nicht hinausgekommen und der Reichstag nochmals nach dem alten System der Verhältnis- und Listenwahl gewählt worden, und zwar mit dem Ergebnis, daß die Mängel dieses Systems noch viel schärfer als bisher zutage getreten sind. Der zunächst verführerisch wirkende Vorzug der Verhältniswahl, fast jede einzelne Stimme zu ihrem Recht kommen zu lassen, ist durch eine maßlose Zersplitterung aufgehoben worden, und so ist von rund 30 Millionen abgegebenen Stimmen über eine Million gänzlich unter den Tisch gefallen, weil die Splitterparteien in keinem Wahlkreis oder Wahlkreisverband zu einem Mandat gelangen konnten, so daß sie auch in den Reichswahllisten ausfielen. Wir haben also trotz den 32 Reichswahlvorschlägen in dem Reichstag der vierten Wahlperiode doch glücklicherweise nur 14 Parteien, darunter einige Zwergparteien, die zum Anschluß an größere oder zum Zusammenschluß genötigt sein werden, wenn sie in der Praxis des parlamentarischen Lebens auch nur eine bescheidene Rolle spielen wollen.

Die in den neuen Reichstag einziehenden Parteien sind, der Stärke nach geordnet: die Sozialdemokratische Partei Deutschlands mit 152 Sitzen gegen 131 in dem aufgelösten Reichstag, die Deutschnationale Volkspartei mit 73 gegen 103, die Zentrumspartei mit 61 gegen 69, die Kommunisten mit 54 gegen 45, die Deutsche Volkspartei mit 45 gegen 51, die Deutsche Demokratische Partei mit 25 gegen 32, die Reichspartei des deutschen Mittelstandes (Wirtschaftspartei) mit 23 gegen 17, die Bayrische Volkspartei mit 17 gegen 19, die Christlich-Nationale Bauern- und Landvolkpartei mit 13, die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei (Hitlerbewegung) mit 12, die Deutsche Bauernpartei mit 8, der Landbund mit 3, die Volksrechtpartei (Reichspartei für Volksrecht und Aufwertung) mit 2 und das Sächsische Landvolk ebenfalls mit 2, zusammen 490 Sitze gegen 493 im aufgelösten Reichstag. Gänzlich ausgefallen sind die Linken Kommunisten, der Völkisch-Nationale Block, die Evangelische Volksgemeinschaft (Evangelische Partei Deutschlands), die Reichspartei für Handwerk, Handel und Gewerbe, die Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands (Gruppe Liebknecht), der Volksblock der Inflationsgeschädigten (Allgemeine Volkspartei), die Deutsche Haus- und Grundbesitzerpartei, eine typische Splitterpartei, von der die Kreise, die sie vertreten wollte, in aller Form abgerückt sind, die Nationalen Minderheiten Deutschlands, die Alte Sozialdemokratische Partei Deutschlands, an deren Spitze der sächsische Ministerpräsident Heldt und der frühere Oberpräsident Winnig stehen, die Unpolitische Liste der Kriegsopfer, Arbeitsinvaliden und Unterstützungsempfänger (Volkswohlfahrtspartei), der Deutsche Reichsblock der Geschädigten, die Aufwertungs- und Aufbaupartei, die Reichsarbeitsgemeinschaft für Volksrecht und Aufwertung, die Christlich-Soziale Reichspartei, die Deutsch-Soziale Partei (Richard Kunze), die Partei für Recht und Mieterschutz, deren Reichswahlvorschlag nur die Mitglieder einer einzigen Familie aufzuweisen scheint, und der Evangelische Volksdienst (Christlich-Soziale Gesinnungsgemeinschaft).

Mit dieser schon einigermaßen verwirrenden Liste ist aber nur die Zahl der sogenannten Reichswahlvorschläge erschöpft. Die Wahlvorschläge der einzelnen Wahlkreise weisen noch allerlei Seltsamkeiten auf. Nun hat selbstverständlich auch das frühere Wahlsystem für allerhand Scherze und Albernheiten Raum gelassen, aber sie genossen wenigstens nicht die Ehre, auf amtlichen Wahlzetteln und dergleichen spuken zu dürfen. Was die ernst zu nehmenden Parteien anlangt, so ist die Wirtschaftspartei, die einen immerhin bemerkenswerten Zuwachs zu verzeichnen hat, als Vertreterin des Mittelstandes und insbesondere der Kleingewerbetreibenden zu betrachten. Die Partei für Volksrecht und Aufwertung, die sich im letzten Reichstag in der Person des vielgenannten Abgeordneten Dr. Best den Deutschnationalen angeschlossen hatte, ist diesmal mit den Demokraten zusammengegangen und hat zwei Mandate aus deren Reichsliste erhalten, außerdem zwei Wahlkreismandate. Die völkischen Parteien, die sich bisher in eine süddeutsch nationalsozialistische Gruppe (Hitler) und in eine norddeutsche Gruppe unter der Führung der Abgeordneten von Graefe und Wulle spalteten, haben es nur in ihrer süddeutschen Abart zu einem Erfolg gebracht, trotz dem Zuzug, den die norddeutsche Gruppe aus evangelisch-konfessionellen Kreisen erhielt. Die Deutsche Bauernpartei ist der auf das Reich ausgedehnte bisherige Bayrische Bauernbund, der in manchen Fragen den Demokraten zuneigte, sich aber im letzten Reichstag mit vier Mitgliedern der Wirtschaftspartei angeschlossen hatte. Unter den 17 Mitgliedern der letzteren befanden sich vier Deutschhannoveraner, die diesmal als Bestandteil der Christlich-Nationalen Bauern- und Landvolkpartei aufgetreten, die 13 Mandate erhalten hat. Diese Christlich-Nationale Bauernpartei ist eine Gründung des Landbundes, der, wie vielfach angenommen wird, die Kleinbauernbewegung dadurch bei seiner Fahne zu halten oder wenigstens zu spalten gedachte, aber selbst auf drei Mandate zurückgegangen ist. Die Partei Sächsisches Landvolk endlich ist ebenfalls den rechtsstehenden Gruppen zuzurechnen mit einem Stich ins Partikularistische.

Wenden wir uns von dieser Wirrnis zu den größeren Parteien zurück, die dem neuen Reichstag das Gepräge geben werden, so springt der starke Ruck nach links deutlich ins Auge. Die Sozialdemokratie hat 21 Sitze gewonnen, die Kommunisten 9, die Deutschnationale Volkspartei hat 30 verloren, das Zentrum 8, die Demokraten 7, die Bayrische Volkspartei 2. Die bisherige Regierungskoalition ist damit in eine hoffnungslose Minderheit geraten, und sobald der Reichstag zusammengetreten sein wird, was gegen Mitte Juni zu erwarten steht, wird die bisherige Regierung zurücktreten und einer Nachfolgerin Platz machen, die sich voraussichtlich auf die sogenannte Große Koalition, also sämtliche Parteien von der Deutschen Volkspartei bis zur Sozialdemokratie, stützen wird. Die sogenannte Weimarer Koalition (Zentrum, Demokraten und Sozialdemokraten) hat keine Mehrheit, könnte also höchstens eine Minderheitsregierung bilden, wie wir sie ja schon mehrfach gehabt haben.

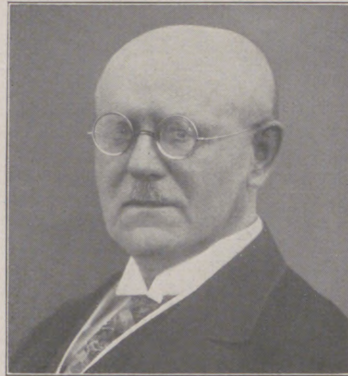
Dr. Hermann Diez.



Pflichtbewußte Wähler: Reichsdeutsche Kurgäste in Marienbad fahren zur Wahl nach dem bayrischen Grenzort Mähring.



Moritz Frhr. v. Auffenberg-Komarow, früherer österr.-ungar. Kriegsminister, verdienter Armeeführer im Weltkrieg, † am 18. Mai im Alter von 69 Jahren.



Dr. Heinrich Held, bayrischer Ministerpräsident, einflußreiche politische Persönlichkeit, kann am 6. Juni seinen 60. Geburtstag feiern.





Der Regenschirm als improvisierte Wahlzelle: Stimmenabgabe in einem Krankenhause (Berlin-Lankwitz). Im Kreis: Eine Hundertjährige an der Wahlurne: Die Witwe Anna Krämer, die am 29. Februar 101 Jahr alt wurde, gibt in Bad Waldliesborn bei Lippstadt i. W. ihre Stimme ab.

Allerlei Momentbilder von der Reichstagswahl am 20. Mai.

Auf der Avusbahn in Berlin wurde am 23. Mai das nach Anregungen des Astronomen Max Valier von Ingenieur Sander konstruierte Raketenfahrzeug einer weiteren Öffentlichkeit vorgeführt. Geheimrat Schütte, der alte Pionier deutscher Technik, und Fritz v. Opel, der Förderer der Raketenversuche, hielten einführende Ansprachen. Dann bestieg Fritz v. Opel das Fahrzeug, an dessen Hinterwand 24 Auspuffrohre von etwa 1½ cm Stärke für die antreibenden Gase angebracht sind. Dieses Opelfahrgestell (ohne Motor und Getriebe) führt an den Seiten je eine kleine, abwärts gerichtete Tragfläche, die das Vorderteil des Wagens bei der riesigen Geschwindigkeit gegen den Boden drücken sollen. Bei der vom rauschenden Getöse der explodierenden Raketen begleiteten Versuchsfahrt konnte eine Geschwindigkeit von fast 200 Stundenkilometer erzielt werden. Fritz v. Opel wurde nach der Fahrt stürmisch beglückwünscht.

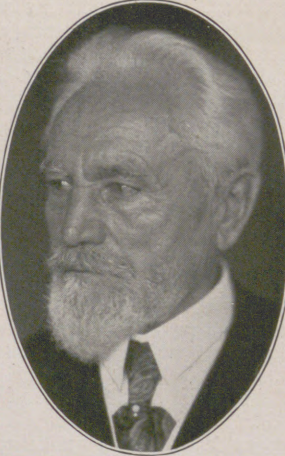
Der vierte deutsche Kreuzer-Neubau nach „Emden", „Königsberg" und „Karlsruhe" lief am 23. Mai in Wilhelmshaven vom Stapel und wurde auf den Namen „Köln" getauft. Der Kölner Oberbürgermeister, Dr. Adenauer, hielt die Taufrede. Danach vollzog die Witwe des Kommandanten des früheren Kreuzers „Köln", Fregattenkapitäns Meidinger, die Taufe. — Das neue Schiff hat zwei Namensvorgänger gehabt. Der erste, 1908 vom Stapel gelaufen, wurde am 28. August 1914 bei einem Vorstoß englischer Streitkräfte in die Helgoländer Bucht außer Gefecht gesetzt und sank mit der gesamten Besatzung. Die zweite „Köln" lief im Jahre 1916 vom Stapel, ist aber dann nicht besonders hervorgetreten. Nach Abschluß des Waffenstillstandes mußte sie an die Entente ausgeliefert werden; heute liegt sie noch auf dem Grunde von Scapa Flow, wo sie am 21. Juni 1919 mit den übrigen dorthin gebrachten Schiffen versenkt wurde.

In Hamburg (-Veddel) ereignete sich auf dem Lagerplatz der chemischen Fabrik Dr. Hugo Stoltzenberg am 20. Mai eine schwere Giftgasexplosion. Ein mit Phosgen, einer Flüssigkeit zur Herstellung von giftigen Gasen, gefüllter Tank wurde gesprengt. Die entströmende Gaswolke wurde dann vom Winde weitergetrieben und vergiftete in ihrem Wirkungsbereich alles Lebendige. Neun Personen wurden getötet, über 200 Personen erkrankten.

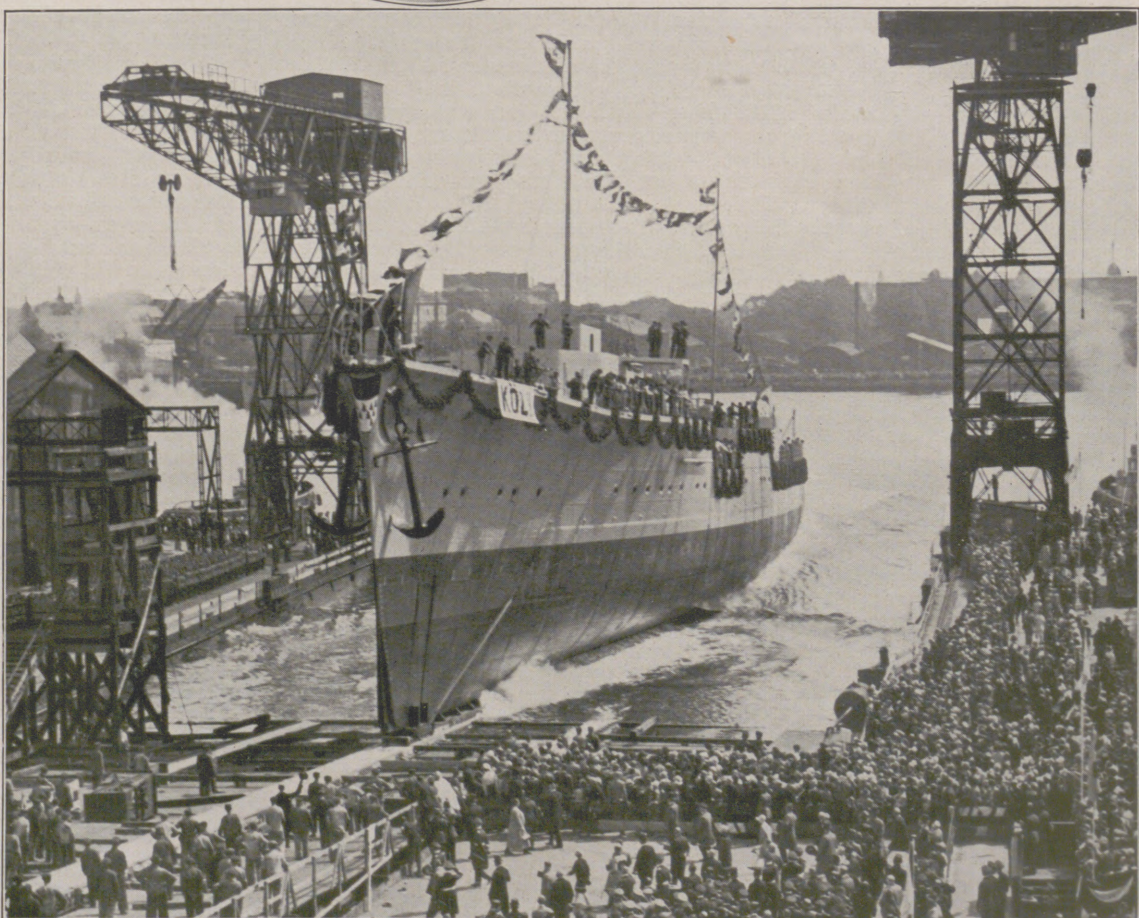
Der Professor für Philosophie an der Universität Frankfurt a. M. Max Scheler, bis vor kurzem Professor der Philosophie und Direktor am Forschungs-Institut für Sozialwissenschaften an der Universität Köln, verstarb am 19. Mai im Alter von 53 Jahren. Der lebendige, außerordentlich vielseitige Philosoph, ein Schüler des verstorbenen Jenaer Philosophen Eucken, folgte den Anregungen Edmund Husserls, der die phänomenologische Methode begründete, und suchte auf dieser Grundlage eine Philosophie und Soziologie der Kultur aufzubauen. Unlängst war er einem Ruf als Ordinarius an die Frankfurter Universität gefolgt.



Prof. Dr. Max Scheler, Ordinarius für Philosophie an der Universität Frankfurt a. M., namhafter Philosoph, ein Schüler Euckens und Husserls, † am 19. Mai im Alter von 53 Jahren.



Dr. e. h. Heinrich Ernemann, Kommerzienrat, Begründer der Ernemann-Werke A.-G., Dresden, verdienstvolle Persönlichkeit der photogr. Industrie, † am 20. Mai, 77 Jahre alt. (Phot. Hugo Erfurth.)



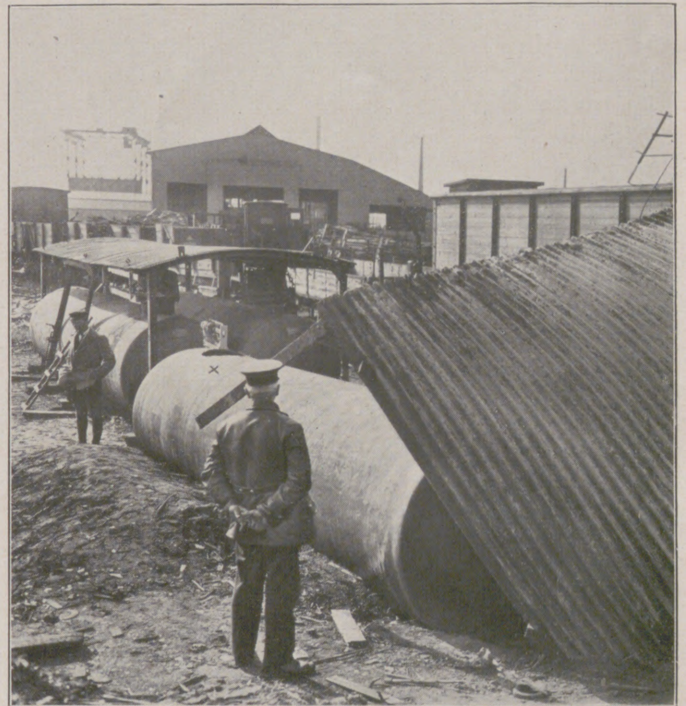
Stapellauf des Kreuzers „Köln" in Wilhelmshaven am 23. Mai. (Phot. Drüppel.)





Die Einweihungsfeier des Grenzmals in der Nähe von Baals bei Aachen am 17. Mai. Von der Grenzgemeinde Vaals wurden auf holländischem Boden, am höchsten Punkt von Holland, die drei Grenzsteine zum Andenken neu aufgestellt, die bisher die Grenze der Gebiete von Deutschland, Belgien und Holland bildeten, jetzt aber durch einen einzigen ersetzt sind. — Im Oval: Die Straße durch den Schnee: Der 25 m lange, durch den Schnee gegrabene Tunnel, der die von einer Lawine verschüttete Straße nach Ferleiten (Hohe Tauern) wieder benutzbar macht und wahrscheinlich den ganzen Sommer über bestehen bleiben wird.





Die Deutsche Buchausstellung in Madrid: Zur Eröffnungsfeier am 14. Mai. Von links nach rechts: Der deutsche Konsul Ahles in Madrid; Conde Alcalá Galiano, Delegierter der Ausstellung; Chicharro, Präsident der Associación de Pintores; der französische Botschafter in Madrid, Peretti de la Rocca; Frau Direktor Ullmann, Madrid; Graf v. Welczeck, deutscher Botschafter in Madrid; der spanische Unterrichtsminister Callejo; Fräulein Dr. Richert, Barcelona; Dr. Hans Praesent von der Deutschen Bücherei in Leipzig; Dr. H. Hüffer, Madrid.
Mitte rechts: Vom Giftgas-Unglück in Hamburg am 20. Mai, bei dem 9 Personen ums Leben kamen: Übersicht über die Unglücksstätte auf dem Lagerplatz der chemischen Fabrik von Dr. Stoltzenberg auf der Veddel im Hamburger Freihafengebiet. Im Vordergrund der explodierte Tank (× die Explosionsstelle); rechts das durch dem Luftdruck abgehobene Wellblechdach; im Hintergrund noch zwei unver'etzt gebliebene, ebenfalls mit Phosgengas gefüllte Behälter.





Links: Die Universität Marburg feiert ihren 3000. Studenten des diesjährigen Sommersemesters: Dämmerschoppen zu Ehren des 3000. Studierenden, des stud. phil. Willi Küper aus Wiesbaden, in der Ketzerbach in Marburg a. d. Lahn am 19. Mai. — Rechts: Der Außenminister der Tschechoslowakei als Gast der Reichshauptstadt: Minister Benesch mit seiner Gattin bei einem Spaziergang in Berlin am 20. Mai.

Das weiße Spiel

ROMAN VON WERNER SCHEFF

(8. Fortsetzung.)

Hammauer tauchte, aus dem Klubhause kommend, bei Günter und Johanne auf. Mit ihm war Günter zum Training verabredet; der Junior sollte für Wien durch Spiele gegen die Besten des Klubs gedrillt werden.

„Die Pflicht ruft", lachte Günter, als er seiner ansichtig wurde.

Hänschen war nicht sehr erfreut. Der dumme Junge! dachte sie und meinte Hammauer. Leise aber sagte sie zu Günter: „Wenn es Ihnen also wieder mal zu einsam ist, dann besinnen Sie sich auf mich. Vielleicht unternehmen wir etwas gemeinsam!"

Er war ein bißchen verwirrt. „Aber natürlich ... ich melde mich", versicherte er.

Dann ging er mit Hammauer hinüber zu den Plätzen.

*

In den nächsten Tagen erinnerte sich Günter häufig dieser halben Zusage an Johanne, er sah sie auch einmal vormittags auf dem Grund des Klubs und begrüßte sie, aber von Einsamkeit war keine Rede mehr, da der alte Rechtsanwalt Bormeyer aus München eingetroffen war, seines Vaters Vertrauter und Nachlaßverwalter, und da er nun häufig mit ihm zusammen sein mußte, um Dinge zu besprechen, über die er mit angeborenem Leichtsinn gern hinweggegangen wäre. Was sein Vater in etwas verstörter Art vor der Halle des Anhalter Bahnhofs erwähnt hatte, kehrte in den Akten des Notars wieder: Besitz und noch einmal Besitz, weit mehr, als Arnold Tieffenbach vielleicht selbst gewußt hatte. „Ihr Herr Vater hat sich niemals um etwas kümmern wollen," sagte Bormeyer, „hoffentlich wird das bei Ihnen anders, denn ich werde alt."

„Gott schenke Ihnen ein recht langes Leben, verehrter Freund," unterbrach ihn Günter, „ich habe nicht die Absicht, etwas von Ihrer Tätigkeit zu übernehmen. Sie wissen, man ist erst alt, wenn man sich Pflichten aus den Händen winden läßt."

Das kleine Männlein mit dem Bocksbart lächelte zufrieden. In Wahrheit war es ihm nicht unerwünscht, daß auch Günter wie vorher Bettina ihm die Zügel dieser immensen Vermögensverwaltung überließ. Er hatte sich daran gewöhnt, für die Tieffenbachs zu wirtschaften.

Das Testament seines Vaters war, wie es Günter erwartet hatte. Haupterben waren Bettina und er, aber beispielsweise Wiesingen war Eigentum Günters, ebenso das alte Haus in München, das so selten bewohnt wurde, während die Villa am Kleinen Wannsee Bettina gehörte.

Als Bormeyer abgereist war, gelangte Günter plötzlich zu dem Entschluß, nun doch nach Wien zu reisen. Es war zwei Tage vor dem Turnier, dem er wenigstens als Zuschauer beiwohnen wollte. Es würde ihm nichts schaden, wenn er sich die Spiele Allersons gegen die Ungarn und Volkmann ansah. Darauf hatte ihn der Klubtrainer gebracht.

Da fiel ihm Hänschen ein. Und er fühlte sich so verlassen, daß er einen Menschen brauchte, zu dem er sich aussprechen durfte.

Er streckte sich auf dem Diwan aus und ließ sich mit der Villa in Neu-Babelsberg verbinden. Ein Mädchen meldete sich, dann kam Johanne mit verdächtiger Schnelligkeit an den Apparat.

„Also doch!" begrüßte sie ihn.

Er lachte laut heraus. Darauf wurde sie zurückhaltender.

„Ich will Sie nur an unsere Verabredung erinnern", sagte Günter, „heute abend bin ich frei."

Eine kurze Pause. „Sie reden wie ein Dienstbote," erwiderte sie, „aber meine Herrschaft macht uns einen Strich durch die Rechnung. Sie haben es natürlich nicht im Kopfe, bei uns ist an jedem Mittwochabend Tanz ... heute sogar im Garten."

Es klang gewollt burschikos. Aber sie war tief enttäuscht. Seit Tagen lauerte sie auf diesen Anruf. Nun kam er zur unrechtesten Zeit. Tatsächlich versammelte sich in zwei bis drei Stunden alles an Jugend, was zur Bekanntschaft der Quades zählte, gewiß mehr als fünfzig Personen, in den Räumen, die auf den schönen parkartigen Garten der Villa hinausführten. Kaltes Büfett, Jazzband ... unter dem hellen Himmel einer milden Sommernacht.

„Schade", entfuhr es Günter.

„Und morgen?"

„Morgen abend bin ich unterwegs nach Wien."

„Nach Wien ...?"

„Ja, ich fahre ... man soll sich etwas so Interessantes nicht entgehen lassen. An Allersons Stil kann man nur lernen."

Johanne war böse, aber sie ließ es sich nicht anmerken. Noch tags zuvor hätte es sich vielleicht so einrichten lassen, daß auch sie nach Wien gefahren wäre. Im Grunde genommen wußte sie ihren Vater um den Finger zu wickeln, besonders seit sie die unglücklich Verlobte spielte, eine Rolle, die ihr durch ihre Kälte Lutz gegenüber erleichtert wurde. Sie brachte Vater ein Opfer, dafür mußte er ihr noch häufiger nachgeben, wenn sie Wünsche äußerte.

Nun aber war es zu spät. Und dazu noch der Abend besetzt. Sie verwünschte alle Charlestons und Jazzbands.

„Sie kann ich nicht einmal für heute einladen," sagte sie nachdenklich, „es ist zu dumm."

„Ganz meine Ansicht, Johanne. Ich werde also tief betrübt mein Köfferchen packen und mich früh ins Bett legen. Ist Volkmann schon in Wien?"

„Längst ... er hat es jetzt bequem, Papa nimmt ihm Arbeit und Sorgen ab, er darf Tennis spielen. Übrigens gut, daß Sie mich an Lutz erinnern, ich hätte gerade seinetwegen gern einmal mit Ihnen gesprochen."

„Nanu ... seinetwegen? Ich vermeide doch möglichst jede Begegnung mit ihm."

„Ich möchte Sie bitten, diesem Prinzip auch in Wien treu zu bleiben," sagte Johanne Quade sehr geheimnisvoll, „er ist Ihnen kein Freund. Aber sobald Sie wieder in Berlin sind, melden Sie sich bei mir. Ach, wenn Sie wüßten, wie ich mich ärgere!"

Sie ist doch ein Original! dachte sich Günter. Wie wohl tat ihre Wärme!

Und laut: „Sie haben den besten Ersatz: viele flotte Tänzer. Und Ihnen geht doch das Tanzen über alles."

„Sie scheinen eine gute Ansicht von mir zu haben," rief sie zurück, „aber warten Sie ... ich werde Sie heilen. Und nun auf baldiges Wiedersehen, reisen Sie gut. Apropos ... essen Sie gern Hummern?"

„Wie ... was? Natürlich, leidenschaftlich. Aber wie kommt das zu dem?"

Sie lachte so übermütig, daß er stutzig wurde. Was hatte sie vor?

Da gab es ein leise knackendes Geräusch am Telephon — Hänschen hatte angehängt!

*

Kurz nach acht Uhr ging im Vorzimmer die Wohnungsklingel. Der Diener öffnete. Günter hörte ihn mit jemandem reden. Nach einer Weile kam er, über das ganze Gesicht grinsend.

„Eine Dame, Herr Tieffenbach."

Günter erhob sich kopfschüttelnd. Als er hinaustrat, sah er Johanne sehr schick und elegant im Complet vor sich, mit einem so übermütigen Lachen in den Augen, daß er ihr nicht böse sein konnte.

„Machen Sie sich fertig. Sie sind heute abend mein Gast, wenn auch nicht bei uns zu Hause", rief sie ihm zu. „Wir gehen aus ... Hummern essen."

„Hänschen ... Sie sind ..."

„Verrückt? Nein, aber sehr anstellig. Papa glaubt mir alles. Ich bin offiziell bei einer Freundin, die erkrankt ist und operiert werden soll. Um halb elf muß ich wieder zu Hause sein. Also keine Zeit verlieren, jede Minute ist kostbar."

Er nahm ihre Hand und küßte sie. Dann bat er sie, weiterzutreten, aber das lehnte sie mit großer Entschiedenheit ab. Sie blieb im Vorraum, während er sich in aller Eile bereitmachte, sie zu begleiten.

Als sie die Straße erreichten, fragte sie ihn nach einer netten, stillen Weinstube. Aber Hummern müsse es dort geben. Er wußte Bescheid, sie landeten bei Möller, nicht weit vom Zoo. An diesem Sommerabend war das Lokal leer. Sie saßen in einer Nische, und Hänschen fing zu bestellen an, daß er belustigt um Erbarmen bitten mußte. Den Wein suchte er selbst aus, einen vom Rhein, mild und süß.

Er war im Nu von ihrer Art eingesponnen, die keck und doch voller Feingefühl war. Seine Laune war seit Wochen nicht so rosig gewesen wie jetzt. Er merkte gar nicht, wie viel und hastig sie sprach.

Das erste Glas erhob sie auf ihre Gäste. Sie meinte damit die Gesellschaft draußen in Neu-Babelsberg. Und sie lachte bei dem Gedanken an die Tänzer, die vielleicht ihretwegen gekommen waren. Er spürte, um wieviel wichtiger er ihr war als alle anderen. Das schmeichelte ihm, aber es zwang ihm auch die Frage auf: Wozu?

Dann sprach Hänschen den Namen seines Vaters aus, und nun hörte er ihr mit einer Mischung von Dankbarkeit und Rührung zu. Er kannte die Beziehungen der Quades zu dem Verstorbenen, aber er hatte nicht gewußt, daß gerade Johanne ihm nähergestanden hatte. Sie erzählte von einer schönen Puppe, die er ihr einmal geschenkt hatte, und wie es ihr unvergeßlich geblieben war, daß diese Puppe reden konnte, wenn man die Töne, die sich ihr entrangen, so nennen durfte. Mit der Person ihres Spenders hatte sich dann für sie der Begriff von Noblesse und Güte verbunden; sogar bis zu einer Schwärmerei für Arnold Tieffenbach war diese selige Kindheitserinnerung gediehen. Mit zwölf Jahren hatte sie ihn heimlich angebetet. Wenn er zu ihrem Vater gekommen war, hatte sie oft stundenlang in der Vorhalle versteckt sein Gehen erwartet, um ihn zu sehen.





Links: Der Kampf Deutschland-Frankreich (2:0) am 22. Mai: Das erste Tor für Deutschland fällt. Rechts: Die deutsche Hockey-Mannschaft, die in Amsterdam die deutschen Farben vertrat.

Vom Olympischen Hockey-Turnier in Amsterdam.





Besuch des afghanischen Königspaares in der Türkei: Aman-Ullah (rechts) und seine Gattin (links) mit Mustafa Kemal-Pascha, dem Präsidenten der Republik, nach der Ankunft in Angora am 21. Mai. — Links: Der Sport in der Türkei marschiert: Die Frauenabteilungen vor ihren Darbietungen bei dem ersten offiziellen Schauturnen, das vor kurzem im Stadion von Konstantinopel abgehalten wurde. (Phot. Weinberg.)



Von der Hundertjahrfeier der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin am 24. Mai: Eine Gruppe bedeutender Teilnehmer.

Von links nach rechts: Prof. Fersman, Sekretär der Russischen Akademie der Wissenschaften, Leningrad; Dr. Wüst, Generalsekretär der Gesellschaft für Erdkunde; Prof. Helland-Hansen, Bergen; Prof. H. Rob. Mill, London; Prof. Ekmann, Lund; Prof. O. Nordenskjöld, Göteborg; Prof. Axel Wallén, Stockholm; Exzellenz v. Schmidt-Ott, Präsident der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft; Prof. A. Penck, Erster Präsident der Gesellschaft für Erdkunde; Prof. H. Sverdrup, Bergen, der Leiter der „Maud"-Expedition; Kapitän Spieß, Kommandant der „Maud"; Prof. K. Th. Sapper, Würzburg, der bekannte Mittelamerika-Forscher; Sir Douglas Mawson, Adelaide, Australien (Südpolar-Expedition); Prof. Defant, Direktor des Instituts für Meereskunde, Berlin; Dr. Knörrich, Schatzmeister; Exzellenz v. Sydow, Präsident des Deutsch-Österr. Alpenvereins. (Vgl. unseren illustrierten Jubiläumsbeitrag in Nr. 4340.)



Der Blitz zerstört einen Gasometer: Der am 23. Mai durch Blitzschlag zertrümmerte Gasbehälter in Staaken bei Berlin.

„Es ist merkwürdig," sagte Günter, „daß gerade ganz junge Mädchen so viel für ältere Männer übrig haben. Woran mag es liegen?"

„Man liebt in diesem Alter doch nur instinktiv, und so spürt man die Reife und Abgeklärtheit der Jahre", erklärte sie.

Und plötzlich setzte sie hinzu: „Ich bedaure immer, daß Lutz so jung ist."

„Ich bitte Sie, er ist vierzig... oder gar noch mehr."

„Beinahe zweiundvierzig. Es fehlen ihm also noch acht Jahre. Mit fünfzig sind die Männer am liebenswertesten."

„Das meinen Sie nicht ernst."

„Halb und halb", scherzte sie. „Schließlich könnte man auch auf lange Sicht heiraten. Ich bin nämlich Kaufmannstochter, daher kenne ich diesen herrlichen Ausdruck. Man heiratet und wartet. Aber mit Lutz möchte ich nicht warten."

Günter schwieg.

Hänschen ließ die Schere des Hummers sinken, der ihre Aufmerksamkeit gegolten hatte. „Können Sie ein Geheimnis bewahren?"

„Ganz sicher."

Sie senkte ihre Stimme zu kindlichem Flüsterton. „Ich mag ihn nicht leiden! Oh, wenn doch Papa endlich ein Einsehen hätte!"

Er sah sie erschrocken an. Es war ihm peinlich, so ins Vertrauen gezogen zu werden.

Um dem Gespräch eine Wendung zu geben, fragte er: „Sie haben telephonisch etwas angedeutet, was mich interessiert hat. Warum warnen Sie mich vor Volkmann?"

„Gibt es zwischen ihm und Ihnen irgendein Geheimnis?" forschte sie statt einer geraden Antwort.

„Nein... unser einzigstes gemeinsames Geheimnis ist das der gegenseitigen Antipathie."

Hänschen schüttelte den Etonkopf. „Um so sonderbarer ist, was er mir gesagt hat. Sie dürfen es aber nie gegen ihn verwenden... es war neulich, als wir wieder einmal über unsere künftige Ehe sprachen — wissen Sie, man redet von vielem, was nachher zu Wasser wird — na, da habe ich darauf bestanden, daß mir die volle Freiheit meines Umgangs gewahrt bleiben müsse. Lutz erwiderte, gewisse Leute dürften aber unser Haus nicht betreten. Ich lachte ihn aus und meinte, das ginge auf Sie, nur auf Sie. Er bestritt es zuerst, dann gab er es zu. Und als ich dabei blieb, daß es ihn nichts anginge, mit wem ich verkehre, fauchte er giftig: ‚Der hat überhaupt ausgespielt, wenn ich den Mund aufmache und spreche. Der lebt von meiner Diskretion!'"

Günter fuhr auf. „Das ist... das ist..."

„... eine Frechheit", ergänzte Johanne Quade, als er innehielt, weil ihm einfiel, daß er immerhin Lutz Volkmanns Braut vor sich habe. „Sie brauchen sich nicht zu genieren. Es war tatsächlich eine Unverschämtheit und noch mehr, denn jede Andeutung ist gemein, wenn man ihr nicht sofort Tatsachen folgen läßt. Dazu war Lutz nicht zu bewegen. Er tat sogar sehr bekniffen, als ich ihn aufforderte, sich deutlicher auszudrücken."

„Ich werde ihn zur Rede stellen", knirschte Günter.

Sie legte begütigend ihre Hand auf die seine, eine gepflegte und schöne Hand. „Sie haben mir versprochen, daß es unter uns bleibt. Sie müssen sich angewöhnen, mich als Vertraute zu behandeln und niemals Dritten gegenüber von dem zu reden, was zwischen uns gesprochen wird."

„Sie sind ein guter Kerl, Johanne."

Sie machte kein sehr erfreutes Gesicht. „Das heißt also... ich bin ungefährlich."

„Fassen Sie es auf, wie Sie wollen. Aber helfen Sie mir, auf das zu kommen, was Ihr Bräutigam gemeint hat. Ich schneide ihn, nichts gibt es, worin wir je zusammen verwickelt waren... keine Affäre... außer..."

Er dachte an Bettina. Meinte etwa Volkmann seine Beziehungen zu ihr?

„Nein, das kann es nicht sein", hörte er Hänschen sagen. Sie erriet, was in ihm vorging.

Er riß sich von dem Vernommenen los. Lutz Volkmann mochte wissen, was ihm paßte. Oder glauben, etwas zu wissen. Wenn er einmal gegen ihn auftrat, war Zeit genug, ihn zurechtzuweisen.

Er gab sich nun ganz dem Geplauder Johannes hin, die darauf ausging, ihn aufzuheitern und den Eindruck dessen zu verwischen, was sie ihm soeben mitgeteilt hatte. Ihre Rede ging wie ein Wasserfall, aber das fiel Günter noch immer nicht auf. Er war ihr sehr dankbar, er fand sie entzückend, ihre Laune schien ihn gesund zu machen.

Es war sehr knapp vor Ablauf der Zeit, die sich Hänschen für diesen abendlichen Ausflug gesetzt hatte, als die beiden endlich aufbrachen. Sie waren gerade in ein Gespräch über die Technik des Backhand vertieft und setzten es auch auf der Straße fort. Günter erbot sich, sie im Auto bis zum Potsdamer Bahnhof zu bringen; von dort aus werde sie schneller zu Hause sein.

Sie saßen nebeneinander in einem sehr engen, niedrigen Taxi, das durch dunklere Nebenstraßen fuhr. Er hatte seinen Arm unter den ihren geschoben; so hatte man mehr Platz. Sie kuschelte sich an ihn und lachte leise und glücklich vor sich hin. Sie schwieg sogar, bei Hänschen Beweis genug für außergewöhnliche seelische Vorgänge.

„Warum haben Sie mir nicht früher gesagt, daß Sie nun doch nach Wien reisen?" fragte sie vorwurfsvoll, aber sehr leise, als teile sie ihm ein Geheimnis mit.

Endlich begriff er etwas von ihren Gefühlen. Er zog seinen Arm behutsam zurück. „Johanne, es ist vielleicht besser, wenn Sie sich Ihren schwedischen Vettern widmen. In ein paar Tagen bin ich wieder zurück, dann machen wir unseren Ausflug auf den Wannsee. Nicht wahr, Sie begehen keine Dummheit und bleiben bei Ihrem Vater?"

„Ja", flüsterte sie, hob nur ein wenig das Gesicht, erreichte damit in der angenehmen Enge des Autos seine Wange und küßte ihn. Es war ein sehr keuscher und leidenschaftsloser Kuß, gar nicht zu ihrem Temperament passend.

Er dachte, er habe nun eigentlich die Pflicht gegen Bettina und gegen seine Begleiterin, den Wagen zum Halten zu bringen und auszusteigen. Aber das tat er nicht. Er erwiderte ihre Zärtlichkeit nicht, nur ließ er es geschehen, daß sie seine Hand umspannt hielt und sanft streichelte. Das hatte etwas Kindliches an sich. Und noch immer schwieg sie.

Sie erreichten ihr Ziel. Johanne stieg aus. Er sagte ihr Lebewohl, aber er zog nicht einmal ihre Hand an seine Lippen. Es ging sehr schnell, dieses Auseinandergehen. Noch hörte er ihr: „Reisen Sie glücklich!", da trug ihn schon der Wagen zurück nach dem Westen.

VII.

Günter kam nicht zum erstenmal nach Wien. Mit dem Hang des Süddeutschen zu österreichischer Weichheit und Anmut liebte er diese Stadt und ihre Menschen. Er hatte zwar für den Heurigen, für Fiaker und Wiener Lieder, für die Sentimentalität und den Kitsch, die leider das Bild Wiens so oft verzerren, wenig übrig, aber er wußte um so mehr die Vergangenheit zu schätzen, die ihm hier auf Schritt und Tritt entgegenblickte, in engen Gassen aus den Fenstern alter Häuser blinzelte, auf der breiten Ringstraße von den prachtvollen Bauten der Museen und Theater strahlte. Er fand nichts so anziehend wie eine Unterhaltung mit einem gebildeten Wiener. Und er sah so gern Wiener Frauen; nicht die Wäschermädel mit blonden Zöpfen oder Mitglieder von Damenkapellen, sondern die Frauen Wiens, die leichten Schritts über das nicht immer einwandfreie Pflaster dieser verarmten großen Stadt hinwegeilen und ohne Sprödigkeit oder Steifheit, ohne Schamlosigkeit oder Einfalt alle Anmut ihrer Umgebung in sich zu vereinen scheinen.

Er liebte auch den Prater und ganz besonders die schönen Tennisplätze des großen Klubs, dem er vorübergehend einmal angehört hatte, kurz nach seiner Matura und bevor ihn sein Vater zu sich nach München gerufen hatte.

Er fand das Turnier bereits im vollen Gange; es reifte den Entscheidungen entgegen. Zu seiner nicht geringen Überraschung hörte Günter von allen Wienern und allen deutschen Bekannten, die er hier traf, den Namen Lutz Volkmanns mit größter Bewunderung nennen. Der deutsche Altmeister hatte bisher jeden Gegner mit Leichtigkeit abgefertigt; man rühmte seinen Schwung, der jugendlich und voller Elan war; man rühmte auch seine Ausdauer und seine Fähigkeit, sich jedem Stil anzupassen. Auf der anderen Seite kämpfte sich Allerson ohne große Anstrengung zur Entscheidungsrunde durch, und es stand fest, daß es zu einem schweren Ringen zwischen den beiden kommen müsse.

Günter, der sich in dieser lauen, sonnigen Atmosphäre wie befreit fühlte, dem die veränderte Umgebung alle Last der letzten Ereignisse abzunehmen schien, kam gerade zurecht, um Allerson gegen Battaky spielen zu sehen, an und für sich kein allzu spannendes Ereignis, da der Ungar Klasse genug war, um den langen, sehnigen Amerikaner zu einigem Tempo zu zwingen. Im zweiten Satz mußte Allerson aus sich herausgehen, als Battaky mit zwei Spielen führte. Da kamen die Bälle plötzlich hart und unaufhaltsam über das Netz, da flog der Körper des Yankees wie von Federn geschnellt über den Platz. Kein Widerstand half: er nahm Battaky auch diesen bedrohten Satz.

„Weltklasse", sagte sich Günter, und es tat ihm leid, nicht dabei zu sein. Er fühlte: diesem Manne gegenüber würden seine eigenen Kräfte wachsen.

Am gleichen Nachmittag konnte er dem Spiel Volkmanns beiwohnen, der den österreichischen Meister Billinger schlug. Voll Bewunderung, ohne Neid, aber mit einer gewissen Angst um seine eigene Situation mußte er denen beistimmen, die Volkmann als für den Sport neugeboren bezeichneten. Er hatte sich wiedergefunden und zeigte ein reines Tennis ohne gewisse Mätzchen, die er früher, sehr zu seinem Nachteil, bevorzugt hatte. Jetzt wurde ihm auch nie der Atem knapp. Der junge Wiener mußte seine Überlegenheit anerkennen.

„Was sagen Sie dazu?" sprach ihn Battaky an, der in seiner Nähe sitzend das Spiel ebenfalls beobachtet hatte.

„Die alte Form", gab Günter zur Antwort. Er spürte einen gewissen Hohn in der Frage des Ungarn, mit dem er niemals sympathisiert hatte.

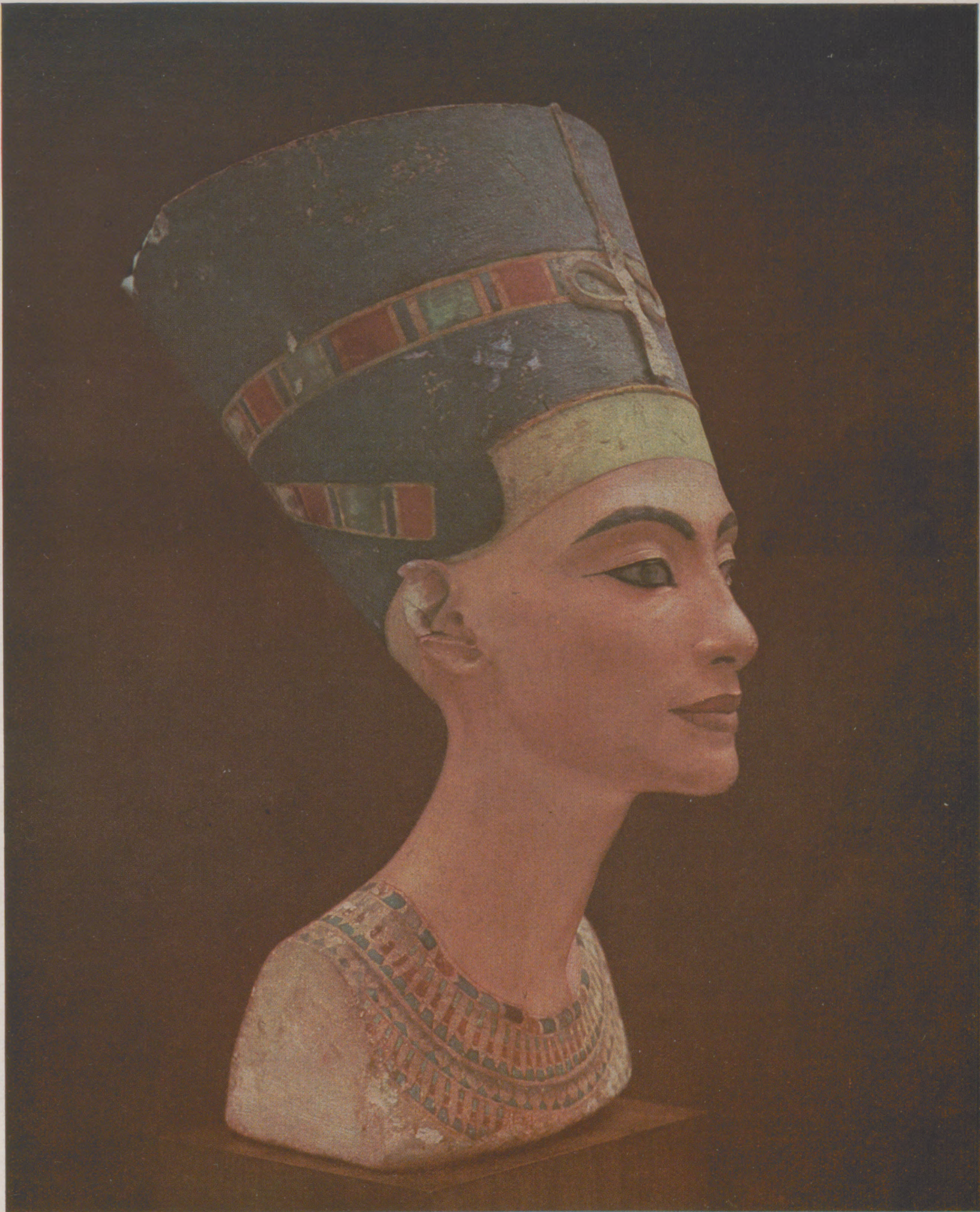
„Es wird in Hohenwalde nicht leicht werden", fuhr Battaky fort.

Da merkte Günter, daß er irgendwo hinauswollte. „Ich werde in dieser Saison kaum noch einmal öffentlich spielen", sagte er.

„Schade... ich weiß, daß Volkmann darauf brennt, Sie noch einmal zu treffen. Er macht immer Bemerkungen darüber, daß Sie nicht antreten wollen."

Günter wurde rot vor Ärger. „Lassen Sie ihn reden, Herr von Battaky! Ich werde rechtzeitig zur Stelle sein."

(Fortsetzung folgt.)



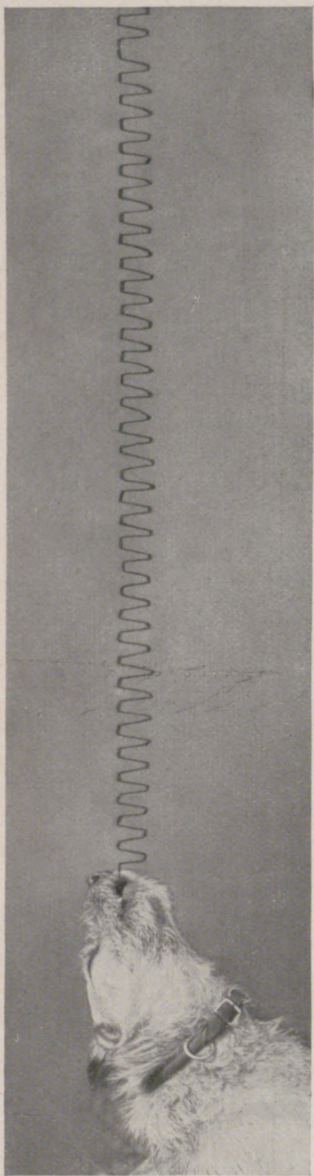
Ein Meisterwerk altägyptischer Plastik: Die Büste der Königin Nefretite, der Gemahlin Amenophis' IV. und Schwiegermutter Tutanchamons.

(Mit Genehmigung von „Apollo".)

Die Nefretite-Büste, eine wegen ihrer künstlerischen Durchführung wertvolle Plastik im Ägyptischen Museum zu Berlin, die vor dem Kriege von dem deutschen Ägyptologen Ludwig Borchardt in Tell el-Amarna aufgefunden wurde, gewann in letzter Zeit insofern erhöhtes allgemeines Interesse, als sie von der ägyptischen Regierung zurückgefordert wurde. Diese Forderung ist aber, auch nach der Meinung der an den Ausgrabungen in Ägypten Beteiligten, zu Unrecht erhoben worden.

Stimmen der Tiere

Von Prof. Dr. Bastian Schmid



Der in das Mikrophon heulende Hund.

Die Laute werden lückenlos und in rascher Folge hervorgebracht und gleichen optisch vollkommen meinem eigenen „u“. (Tonhöhe des Heullautes ist das zweigestrichene „a“.)

Noch vor wenigen Jahren war man genötigt, das Wort „Tiersprache“ unter Anführungszeichen zu setzen. Das wollte besagen, daß die Realität einer solchen angezweifelt oder bestritten bzw. die menschliche Sprache als die einzige und zugleich als der Urtyp der Sprache anzusehen ist. Und dennoch, auch die Tiere haben eine Sprache, ihre Sprache. Diese Sprache kann sich in Gebärden und bestimmten Lautformen bekunden, ist aber stets der unmittelbare Ausdruck von Instinkten, Triebäußerungen, Gemütsbewegungen und von sonstigen seelischen Vorgängen mit Ausnahme von intellektuellen. Im allgemeinen jedoch ist zumeist die Lautsprache auf die höheren Tiere beschränkt und fast allen niederen vollständig versagt. Auch verfügen die lautbegabten Insekten nicht über eine Stimme in höherem Sinne, insofern es ihnen an den erforderlichen Sprachwerkzeugen mangelt. Nicht umsonst sagt man von den Heuschrecken daß sie „geigen“, von den Bienen, Hummeln und verschiedenen Käfern, daß sie „summen und brummen“ und ähnliches mehr.

Eigentümlicherweise ist der Lautschatz des Vogel größer als jener des Säugetiers, jedoch wäre es verfehlt, in der Sprache einen Gradmesser für die psychischen Fähigkeiten zu erblicken. Haben doch wenig intelligente Wesen wie die Hühner eine außergewöhnlich differenzierte Lautsprache, während die zweifellos geistig höherstehenden Raubvögel oder die Krähen an Zahl der Laute hinter diesen wesentlich zurückbleiben.

Die Sprache der Tiere kann mit der menschlichen nicht auf eine Stufe gestellt werden. Es sei lediglich angedeutet, daß erstere, abgesehen von ihrer Einfachheit, ungeistig und ohne Wachstumsfähigkeit ist. Kennt sie doch keine Tradition (ein Löwe brüllt wie der andere, alle unsere Haussperlinge schilpen auf dieselbe Weise, Rothirsche rören auf die gleiche Art), keine Bezeichnung für konkrete und abstrakte Dinge, keinen Laut- und Bedeutungswandel usw. Immerhin gibt es



Prof. Bastian Schmid an seinem Apparat für die Aufnahme von tierischen Lauten.

Berührungspunkte. Unsere Sprache will bekanntlich mitteilen, sie will gehört werden. Liegt doch schon im Begriff „Mitteilung“ das Kundgebenwollen an andere. Nun finden wir auch bei den höheren Tieren neben zahlreichen und an sich erdrückend überwiegenden instinktiven Lauten einige solche, die mitteilen wollen, und zwar das so lange, bis eine Erwiderung erfolgt und der Gerufene herbeikommt. Man denke an den Haushahn, der, sobald er irgend etwas Freßbares gefunden, so lange lockt, bis die Hennen erscheinen, an die Lautsignale der Gänse u. a. m.

Andererseits sehen wir Beziehungen zwischen den beiden Sprachen in phonetischer Hinsicht auftauchen, und auch dieser Umstand gibt uns die Berechtigung, von einer Tiersprache zu sprechen. Allerdings existieren über die Phonetik der Tiersprache bisher noch keine wissenschaftlichen Untersuchungen. Ja, im Grunde genommen sind wir noch recht wenig mit dem Lautschatz der Tiere vertraut und weder über die Zahl der Laute noch über deren Form und Qualität, geschweige denn über die psychologische Deutung derselben hinreichend orientiert.

Im allgemeinen sind wir es gewohnt, in der Lautgebung dieser Wesen ganze Gruppen von Ausdrucksformen zu unterscheiden, und bezeichnen solche je nachdem als Knurren, Bellen, Fauchen, Heulen, Brüllen, Gurren, Gackern, Krähen usw. Auch schreiben wir diese Laute so, wie wir sie zu vernehmen glauben, mit unseren Worten nieder und kümmern uns im übrigen wenig um die Frage, ob diese Niederschriften auch stimmen, mit anderen Worten, ob wir denn auch wirklich die Tiersprache richtig wiedergegeben haben. Vom Esel sagen wir, er rufe „I—a“. Stimmt das? Ich meine, wer auch nur einigermaßen seinen Ohren traut, muß diese Lautdeutung verneinen. Schwieriger wird es schon beim Haushahn. Er kräht in deutschen Ländern „Kikeriki“, und das italienische „Chicchirichi“ scheint ihm fast recht zu geben. Der russische Hahn jedoch ruft „Kukeriku“, der englische „Cockadoodledoo“ und der französische „Coquerico“. Wer hat recht? Hat der Hahn überhaupt ein „K“? Dieses Beispiel, das ich an Stelle verschiedener anderer setze, mag uns besagen, wie sehr unser Ohr akustischen Täuschungen unterliegen kann, sogar dann noch, wenn wir sorgfältig auf den Ruf hören. (Selbst wenn man die eventuellen Rassenunterschiede der Hähne berücksichtigt, bleibt noch ein Rest subjektiver Auffassung zurück.)

Es war die Subjektivität unserer Gehörswahrnehmungen, die mich veranlaßte, zu einer objektiven, nämlich zur optischen Methode überzugehen. (Nebenbei bemerkt, habe ich mir seit Jahren ein kleines Archiv von Grammophonaufnahmen tierischer Laute angelegt, das mich zwar in meinem Studium der Tiersprache weitgehend unterstützt, im übrigen mich jedoch über die Subjektivität der Eindrücke nicht hinausführt.) Ich hatte längst die Idee gefaßt, die tierischen Laute sichtbar zu machen, diese mit den entsprechenden unsrigen zu vergleichen und zu untersuchen, ob und welche Berührungspunkte sich zwischen beiden Sprachen ergeben. Eine solche optische Methode konnte ich nunmehr anwenden. Erwiesen hat sich, daß die Tiere über einfache Laute und Lautkomplexe, und zwar ein- und mehrsilbige, verfügen, daß das Tier Vokale und Konsonanten hat, die mit den unsrigen optisch vollständig übereinstimmen. Ich nenne nur das „u“, das „a“, das „o“, das „i“, das „au“.

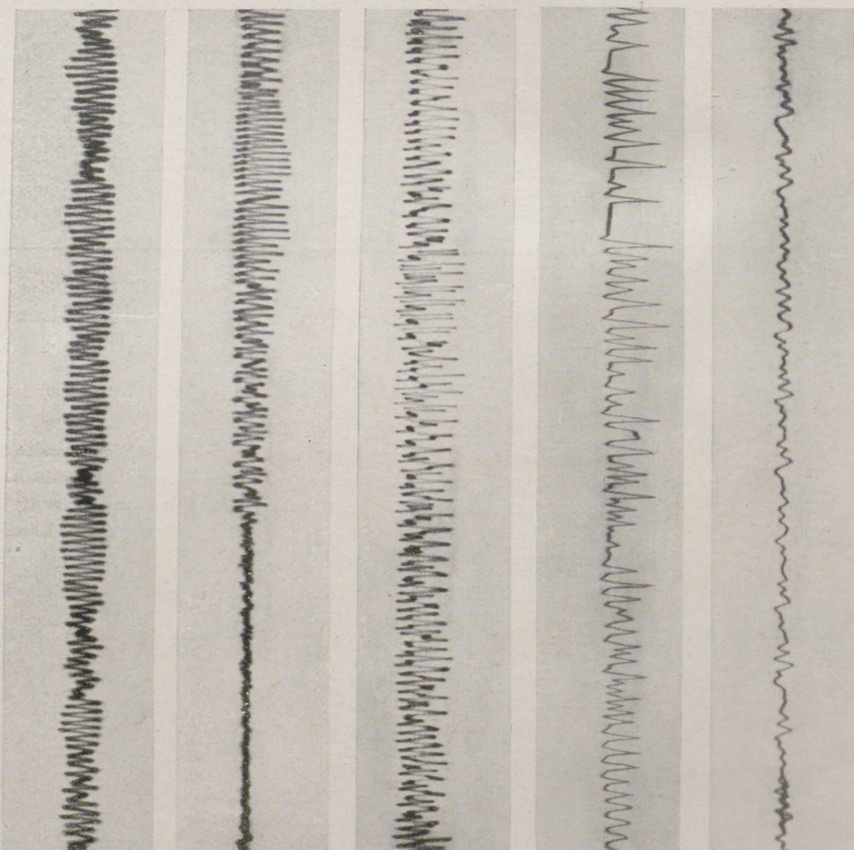


Das Eichhörnchen knurrt vor dem Mikrophon.

Wichtig ist es, bei den Beobachtungen festzustellen, in welcher Mundstellung das Tier seine Vokale und Konsonanten hervorbringt, beispielsweise unter welchen Umständen der Hund ein vollständig reines „u“, die Gans oder die Katze ein dem unsrigen gleiches „f“ erzielt. Daß man nunmehr auch imstande sein wird, die Tonhöhe verschiedener tierischer Laute zu bestimmen, kann hier nur nebenbei gesagt werden.

Es ist mir des weiteren aus räumlichen Gründen leider versagt, einen großen Lautkomplex, wie ihn das Krähen des Hahnes umfaßt, zu reproduzieren. Würde doch dessen photographische Wiedergabe ein paar Seiten dieses Formats ausmachen, insofern der von mir photographierte Hahnenschrei eine Länge von 3—5 m (Bromsilberstreifen) besitzt und der um 2 Sekunden herumschwankenden Zeitdauer des Krähens entspricht.

Zusammenfassend sei gesagt, daß es sich nicht nur um eine neue Forschungsmedothe handelt, sondern auch um positive Ergebnisse. Freilich stehen der Erreichung des Zieles noch große, aber nicht unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen, dem Ziele, das nur eines sein kann, uns der Tiersprache ein Stück näherzubringen.



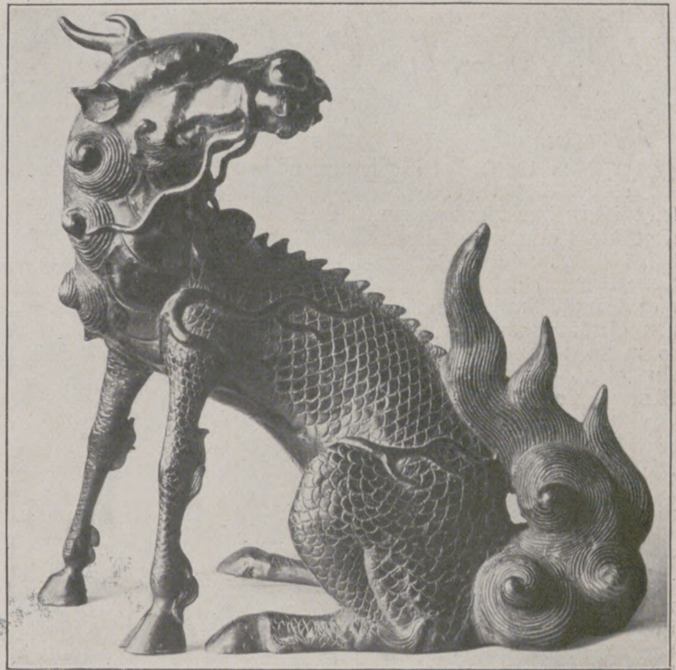
(Von links nach rechts) Das Winseln des leicht an den Ohren gezogenen Hundes. — Das Eichhörnchen geht vom Knurren zum Quieken und Schreien über. — Schreien des Eichhörnchens bei weit aufgesperrtem Munde. — Helles Quieken des Schweinchens. — Knurren der Katze.

Chinesische Fabeltiere.

VON RICH. SCHLÖSSER



1. Altchinesisches Opfergefäß in Form eines Elefanten mit erhobenenem Rüssel. Bronze, mit farbigen Halbedelsteinen inkrustiert. (30 cm lang.)



2. Ki-lin, eine Verschmelzung verschiedener Tierformen. Bronze aus dem Ende der Ming-Zeit. (33 cm hoch.)



3. Räuchergefäß in Gestalt eines Fo-Hundes, der eine Schlange zertritt, mit aufklappbarem Kopf. Bronze auf Holzsockel; Form der Tang-Zeit. (28 cm hoch.)

Fast nie haben die Chinesen in alter Zeit eine künstlerische Aufgabe im Sinne einer Naturnachbildung aufgefaßt, stets waren sie sich dessen bewußt, daß der bildende Künstler wohl die Formgesetze der Natur eindringlichst studieren muß, aber daß er nun innerhalb der Bindung durch diese Gesetze selbst schaffen und seiner Phantasie freien Lauf lassen darf, im Sinne des Materials, aus dem er sein Werk bilden will.

Höchst interessante und treffende Beispiele solcher Kunstauffassung bieten die Gestalten der zahlreichen Fabeltiere, welche die chinesische Plastik bevölkern, und zu deren Erschaffung das tiefe religiöse und philosophische Leben des Fernen Ostens dem Künstler reichste Gelegenheit bot. Schon in ältester Zeit treten solche streng stilisierte Fabeltiere auf, wie z. B. der wuchtige, mit farbigen Halbedelsteinen inkrustierte „Elefant“ aus Bronze, ein uraltes Opfergefäß in Tierform, das vielleicht aus der Han-Zeit (206 v. — 220 n. Chr.) stammt, wenn es nicht gar einer noch früheren Zeit angehört. Dieses höchst seltene, eigenartige Stück bildete seinerzeit auf der Ausstellung ostasiatischer Kunst in der Kestnergesellschaft in Hannover das Entzücken der Kenner, besonders durch den malerischen Reiz der farbigen Steine — Lapislazuli (dunkelblau) und Jade (weißlich-grün und braun) — im Kontrast zu der üppigen Patina, die in allen Schattierungen von Grün spielt (Abbild. 1). Ein kaum minder interessantes Stück in gleicher Technik — Bronze mit Inkrustation von farbigen Halbedelsteinen — ist das kleinere Fabeltier (Abbild. 5), dessen Form an einen Tapir oder auch an ein Schwein erinnert. Es ist gleichfalls ein Opfergefäß und, wie die Inschrift in uralten chinesischen Charakteren auf beiden Seiten der Satteldecke besagt, „in Gegenwart des Ahnherrn als Opfergefäß gestiftet, um von Söhnen und Enkeln für alle Zeit als kostbarer Schatz gehütet zu werden“. Es dürfte ebenfalls der Han-Zeit angehören.

Neben diesen beiden ehrwürdigen Stücken rücken uns die übrigen abgebildeten Fabeltiere schon um etliche Jahrhunderte näher. Als Beispiel der sogenannten Fo-Hunde (Hunde des Buddha), auch Himmelhunde genannt, welche die buddhistischen Heiligtümer bewachen, gehört der in Abbildung 3 gezeigte der Form nach noch der älteren Zeit an, da diese den Stil der Tang-Periode (618—908) aufweist. Der Guß selbst entstammt wohl erst der um rund 500 Jahre späteren Ming-Zeit. — Strenge, fast an unseren romanischen Stil erinnernde Formgebung, präzise Ausarbeitung aller Einzelheiten, die sich doch wieder großzügig und einheitlich zusammenschließen, charakterisieren dies Räuchergefäß, bei dem der Weihrauch aus dem Innern des Tierkörpers durch den geöffneten Rachen ausströmte. Ein ganz anderes, höchst seltsames Tier ist das große „Ki-lin“ (Abbild. 2), eine Verschmelzung verschiedener Tierformen: der Körper eines „Drachen“, der Kopf eines Hundes, die Beine eines Hirsches, alles schon in freiester, künstlerischer Weise umgeformt und zu einem selbständigen Wesen gewandelt. Das Ki-lin spielt in China eine wichtige Rolle in der Bevölkerungspolitik; es ist ihm dort der Posten zugewiesen, den bei uns der — Storch versieht, indem es den chinesischen Frauen die Kinder beschert. Die klare, ausdrucksvolle Stilisierung dieser herrlichen Bronze zeigt eindringlich den bewußten Gegensatz zwischen Kunst und Natur. Sie dürfte dem Beginn des 17. Jahrhunderts zuzuschreiben sein. — Dem Storch selbst ist in China dagegen eine ganz andere Rolle zugeteilt; er ist das Symbol des Glückes und zugleich des hohen Alters. Er soll dort — 1000 Jahre alt werden; wird aber darin noch von der Schildkröte erheblich übertroffen, die es sogar auf 10000 Jahre bringt! Die reizvolle Gruppe: Der



4. Figur einer Schildkröte mit darauf stehendem Storch, Symbole hohen Alters. Bronze aus der Vor-Ming-Zeit. (28 cm hoch.)



5. Altchinesisches Opfergefäß in Form eines Tieres (Tapir oder Schwein?) mit altertümlicher Inschrift. Bronze, mit farbigen Halbedelsteinen inkrustiert. (17 cm lang.)

Storch, der auf der Schildkröte steht (Abbild. 4), gibt demnach eine Illustration zu dem bekannten chinesischen Glückwunsch: „Mögest du so alt werden wie der Storch und die Schildkröte zusammen!“, d. h. 11000 Jahre! Diese Gruppe stammt wahrscheinlich aus dem 12. bis 13. Jahrhundert. Der Storch trägt im Schnabel Lotosknospen, das Symbol der Reinheit. — Die Vögel spielen unter den chinesischen Fabeltieren eine nicht unwesentliche Rolle. Phönix, Pfau, Fasanen, Enten u. a. finden sich darunter.

Schon diese wenigen Beispiele, die hier gezeigt werden konnten, gewähren einen interessanten Einblick in die eigenartige und reichbevölkerte Fauna der chinesischen Fabelwelt und sind deutliche Beweise dafür, auf welcher Höhe Kunst und Kultur des Fernen Ostens einstmals standen.

Weltberühmte Liebespaare
WIE DER FILM SIE SIEHT.

Der Film bemächtigt sich immer wieder bekannter Gestalten aus der Literatur oder Geschichte, holt sie aus dem stilleren Leben des Buches hervor und verleiht ihnen durch das laufende Bild gesteigerte Lebendigkeit. Dieser Erscheinung liegt die Tatsache zugrunde, daß die Mehrzahl unserer im Erwerbskampf stehenden Mitmenschen nicht mehr dem eigenen Gefühl nachgehen mag; es mangelt ihnen an Ruhe, ein gutes Buch zu lesen. Wenige von den gehetzten Großstadtmenschen finden die Zeit, sich in den Inhalt von „Nibelungen", „Ben Hur", „Bohème", „Manon Lescaut" usw. zu vertiefen.

Die Technik beherrscht unser gesamtes Leben, jede menschliche Leistung ist mechanisiert. Der Mensch von heute ist der Mensch, der keine Zeit hat. Sein Dasein erschöpft sich in harter Pflichterfüllung und pendelt zwischen der sich wechselweise bedingenden Tätigkeit des Nahrungserwerbs und Nahrungsverbrauchs. Deswegen hat er keine Zeit für sich selbst, er lernt sich selbst nicht mehr kennen. Statt in Vertiefung Harmonie zu finden, strebt er nach Zerstreuung. Ohne Zweifel lebt auch im Menschen des Zeitalters der Maschinen und der Elektrizität eine Phantasie, die hungert, und die befriedigt sein möchte, die jedoch ohne fremde äußere Hilfe nicht den kühnen Flug in das Traumreich des Märchenlandes zu unternehmen vermag, weil ihre Schwingen schwer und müde wurden. In der lediglich auf das Begriffliche eingestellten Kultur unserer Zeit, da der schaffende Geist der Kunst seine Werte nicht mehr aus Visionen und Gesichten heraus gebiert, sondern meist durch die Potenz des Gehirns, mußte die Technik die Phantasie ihrer sich selbst beseligenden Einfalt berauben und etwas anderes dafür schaffen. Sie tat es und gab uns das laufende Bild. — Weshalb aber hat gerade der Film bei der Wiederlebung von Gestalten der Literatur, Kunst und Geschichte solch unerhört große Erfolge beim Publikum aller Schichten und aller Länder erzielt? Weil der Film, das Bilderbuch der großen Kinder, das Grundthema aller Menschlichkeiten in der Form erzählt, wie sie der Mensch unserer Zeit versteht, weil das rollende Band das für ihn Unwesentliche, Komplizierte und Literarhistorische fortläßt und nur das einfache und klar verständliche Bild gibt. Hinzu kommt die überall zutage tretende Sucht, das Dargebotene möglichst mühelos zu erreichen. Man sitzt bequem im Sessel des Lichtspielhauses, läßt im Zeitraum von kaum mehr als einer Stunde einen ganzen Roman, ein ganzes Epos, eine ganze Oper in lebenden Bildern an sich vorüberziehen und hat dazu noch den Genuß der Begleitmusik, die nicht wenig dazu beiträgt, die Eindrücke des stummen Spiels zu vertiefen.

Millionen Menschen, die jene Dichtungen weder auf der Bühne sahen noch Gelegenheit fanden, sie zu lesen, wurden durch die Verfilmung erschüttert von der Schönheit und Tragik dieser Gestalten und ihrer Schicksale. Ein Funken eines größeren und ewigeren Feuers fiel in ihr gehetztes und enges Dasein, und wenn ihre Augen nur einen Abend lang heller gebrannt, ihre Herzen höher geschlagen haben, so wurde



Die verfilmte Faustsage: Gösta Ekman und Camilla Horn als Faust und Gretchen. (Phot. Parufamet.)



Der große Abenteurer des 18. Jahrhunderts: Casanova (Iwan Mosjukin) und die Frau des französischen Gesandten (Rina de Liguoro) im Casanova-Film. (Phot. Ufa.)



Die Helden des berühmten Romans „Manon Lescaut" von Prévost d'Exiles († 1763): Lya de Putti als Manon Lescaut in dem gleichnamigen Film und Wladimir Gaidarow als Chevalier des Grieux. (Phot. Ufa.)



Die Frau, um derentwillen der Trojanische Krieg entbrannte: Helena mit Paris in dem Film „Die schöne Helena“ (Maria Corda und Ricardo Cortez). (Phot. Defina.)

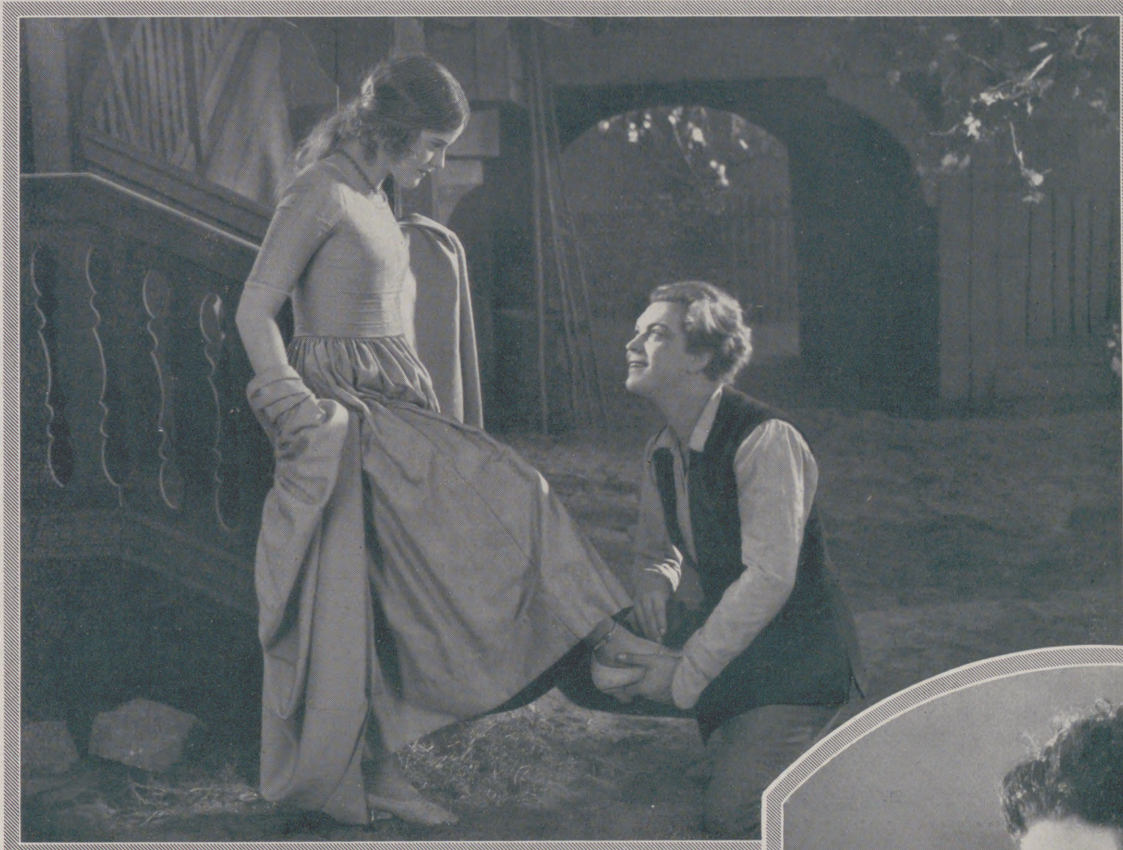


Die Hauptgestalten des bekannten Romans „Ben Hur“ von Lewis Wallace: Esther (May Mc Avoy) und Ben Hur (Ramon Navarro). (Phot. Parufamet.)

ein gewisser Kulturwert des Films überzeugend dargetan.

Unsere Zeit, die eben niemand Zeit zu lassen scheint, verdrängte das erste und größte Recht des Menschen, das Recht auf Liebe, an die zweite Stelle. Vor diesem steht das Recht auf Arbeit, aus dem sich alles Recht und Unrecht der Welt ergibt. Seitdem nun auch die Frau das Recht auf Arbeit hat, womit sie sich eine gewisse Gleichberechtigung mit dem Mann erwarb, ist sie heruntergestiegen von dem umkränzten Sockel der Göttin. Früher gab es nur zweierlei für sie! Dienen oder Herrschen, Sklavin oder Göttin — heute ist sie Kameradin, Kollegin. Das Zeitalter der „grande passion“ ist vorbei.

Es ist daher eine dankbare Aufgabe, wenn der Film uns die großen Liebenden vergangener Epochen und ihr reiches und glanzvolles Leben noch einmal vor Augen führt. Otto Behrens.



Links nebenstehend:

Aus der Welt der „Meistersinger“: Walter von Stolzing (Gustav Fröhlich) mit Evchen (Maria Solveg) im Hans-Sachs-Film „Der Meister von Nürnberg“. (Phoebus-Film.)

Links unten:

Die berüchtigte Mätresse Ludwigs XV. von Frankreich, Nachfolgerin der Marquise von Pompadour, als Filmfigur: Pola Negri als Madame Dubarry in dem gleichnamigen Film mit Emil Jannings als König Ludwig XV. (Phot. Ufa.)





Das Liebespaar aus Puccinis Oper „Bohème“ (nach Henry Murgers Roman „Vie de Bohème“): Rudolf (John Gilbert) und Mimi (Lilian Gish) in dem Film „La Bohème“. (Phot. Parufamet.)

In Spitzbergens Gewalt

Erzählung von Lars Hansen

Aus dem Norwegischen übertragen von Ernst und Franck Züchner

(Schluß.)

Als Troms und die beiden anderen mit dem Schneeschaufeln fertig waren, gingen sie alle drei hinein. Drinnen bot sich ein Anblick dar, der sie bis ins Mark erschütterte. Dort lagen fünf Leichen.

Sie lagen völlig bekleidet in den Kojen. Zwei hatten die Fellmützen tief über die Ohren hinabgezogen. Einer lag mit hochgezogenen Knien da. Er hielt mit beiden Händen einen Zuckerhut an den Mund. Der Zuckerhut wies überall Spuren auf, die erkennen ließen, daß er rundherum angenagt worden war.

Die fünf Leichen starrten mit offenen Augen vor sich hin. Sie waren alle zahnlos. Auf dem Fußboden lagen viele gesunde, weiße Zähne umher. — Die Eintretenden hatten eine Weile stumm und starr dagestanden. Schließlich sagte Johann:

„Gott im Himmel, hier sieht es ja furchtbar aus! Laßt uns gleich nachsehen, ob hier Nahrungsmittel oder andere Dinge sind, die uns von Nutzen sein können. Vielleicht kochen wir auch etwas Kaffee, wenn welcher hier ist, und schlafen eine Weile. Dann aber wollen wir weiter nach dem Dänengatt, denn hier will ich nicht länger sein, als unbedingt notwendig ist. Die Leute können wir im Frühling begraben, wenn wir selber bis dahin noch leben. Wir müssen ja dann auf jeden Fall wieder hier vorbei, weil auch Jens begraben werden muß."

Sie fanden etwas Proviant. Schönes, frisches Mehl war da, zu ihrer großen Freude auch Kaffee und einige Büchsen Milch. Hätten sie nicht den grausigen Anblick der Toten immer vor sich gehabt, wären sie wohl in Jubel ausgebrochen. Aber nun ging alles so still vor sich wie auf einem Kirchhof. Zwei Mann mußten hinaus und sich nach Holz umsehen, denn in der Hütte war keins zu finden. Wenn auch in der Nähe der Hütte vielleicht etwas vorhanden war, war es doch tief unter Schnee und Eis begraben. Deshalb gingen Karsten und Berner zum Kutter hinüber. Sie fanden einige lose Planken, die sie mitbrachten. Beim Feuermachen sagte Johann:

„Wir feuern nur so viel, wie wir zum Kochen brauchen, denn wenn die Leichen anfangen aufzutauen, dann wird es hier drinnen ungemütlich."

Als der Kaffee fertig war und sie gegessen hatten — sie hatten auch etwas Klippfisch gefunden, den sie weich klopften und kochten — überfiel sie urplötzlich der Schlaf. Sie schliefen tief und fest.

Johann fuhr auf. Sie lagen alle drei auf dem Fußboden. Durch die zerschlagene Fensterscheibe trieb ihnen Schnee ins Gesicht. Eine dicke Schicht Schnee bedeckte den Fußboden der Hütte. Draußen war Sturm — Wintersturm.

Johann weckte seine Kameraden. Auch die waren sich sofort über die Sachlage klar. Karsten sagte, noch bevor er richtig wach war: „Da haben wir's. Nun müssen wir hierbleiben, denn jetzt kann kein Mensch hinaus. Wenn ich all die Leichen hier sehe, dann habe ich wirklich keine Lust, noch länger zu verweilen."

Johann packte ihn an der Schulter und antwortete: „Karsten, du redest dummes Zeug! Die Toten tun uns doch nichts. Wir müssen versuchen, uns besser durchzuschlagen als sie. Wir dürfen nicht winseln wie alte Weiber. Der Sturm zwingt uns zum Hierbleiben. Wir können froh sein, daß wir dieses Haus gefunden haben. Die Toten werden wir hinaustragen, denn die frieren draußen auch nicht. Dann wird hier sauber gemacht, nachher werden wir weitersehen."

Damit nahm er dem einen Toten den Zuckerhut aus den Händen und warf ihn einfach durch die Tür hinaus. Darauf trug er den Mann hinaus und setzte ihn draußen neben den ersten. Auch Karsten und der „Beisar" brachten jeder einen Toten mit Fellmütze auf dem Kopf herausgeschleppt. Als alle fünf Leichen hinausgebracht worden waren, wurde eine alte Öljacke vor das zerschlagene Fenster genagelt. Obgleich der Sturm wie wahnsinnig heulte, mußten Karsten und der „Beisar" noch einmal zum Schiff hinüber und neues Holz holen. Der Schnee stob so dicht, daß sie sich in einigem Abstand voneinander halten mußten, um durch Zeichen die Richtung kontrollieren zu können. Als sie wieder zurück waren, hatte Johann Petroleum hervorgesucht, die Lampe damit gefüllt und Licht gemacht. Mit warmem Wasser wurden nun Fußboden, Kojen, Decke und Wände gescheuert, denn es war ungewiß, wie lange der Sturm sie hier einsperrte. Als alles blitzsauber war, tranken sie Kaffee. Kessel und Tassen gab es genug. Sogar zwei Speckseiten fanden sie draußen im Schuppen.

Ihre Lage erschien ihnen nun weniger trostlos. Sie hätten fröhlich und zufrieden sein können, wenn nicht die Erinnerung an die Toten draußen sie dauernd gestört hätte. Aber sobald eine Pause im Gespräch eintrat, stahlen diese Leichen ihre Gedanken gewissermaßen immer wieder von neuem.

Es zeigte sich, daß die sechs Männer, die sie tot aufgefunden hatten, nicht aus Nahrungsmangel zugrunde gegangen waren, denn es war genug Proviant vorhanden. Doch bot die Hütte ein solches Bild von Unordnung und Gleichgültigkeit, daß es ganz einfach ihrer Energielosigkeit zuzuschreiben war, wenn sie dem Polarwinter unterlegen waren. Als die Kojen gereinigt wurden, fand man darin eine ganze Menge Tüten und Beutel voll Haferflocken, Reis und Mehl, sogar voll Rosinen. Außerdem befanden sich acht Flinten mit dazugehöriger Munition in einer Ecke.

Johann beratschlagte mit seinen Kameraden darüber, ob man weitermarschieren oder hier abwarten sollte, bis Siwert sie im Frühling abholen würde. Es wurde beschlossen, so bald wie möglich nach dem Dänengatt zu marschieren. Der Proviant, den die toten Seeleute zurückgelassen hatten, war nicht gerade appetitlich, und außerdem wurde man den Gedanken an die Leichen kaum los. Im Dänengatt war auch die Aussicht, von einem Schiff aufgefunden zu werden, viel größer als hier. Denn diese Bucht war manchmal bis zum Spätsommer von Packeis blockiert.

Eine Schachtel mit Nähzeug tat ihnen große Dienste. In der Mossel-Bai hatten sie einen Nagel zum Nähen benutzt, und als Garn mußte eine auseinandergedrehte Walroßleine dienen. Johann beauftragte den „Beisar" damit, seine und auch seiner Kameraden Kleider auszubessern.

Ihr Unterzeug war völlig zerlumpt. Deshalb war die Freude groß, als man in einer Kiste ganz neues Unterzeug fand. Jeder bekam Hemd, Hose und Strümpfe.

Nach achttägigem Aufenthalt in der Hütte waren die drei Männer in besserer Verfassung, als sie sich je befunden in diesem Winter. — Der Sturm blies noch immer mit unverminderter Stärke. Es bot große Schwierigkeiten, zum Schiff hinüberzugelangen und Brennholz zu holen.

Aber dann klärte das Wetter sich ganz plötzlich wieder auf.

Der erste schöne Tag wurde dazu benutzt, die Toten wieder in die Hütte zu tragen, weil der Marsch nach dem Dänengatt angetreten werden sollte. Der „Beisar" mußte sich übergeben, als die Leichen vom Schnee gereinigt wurden. Auch Karsten fing damit an, als die halbe Arbeit getan war. Da fragte Johann ihn, ob er vielleicht das Tauende wieder anwenden solle.

„Ihr seht doch wohl ein," sagte er, „daß diese Arbeit gemacht werden muß und ihr euch nicht einfach von dummen Gefühlen regieren lassen könnt. Ihr sollt lernen, daß Gehorsam vonnöten ist, wenn wir lebendig nach Hause kommen wollen. Sieh dir mal diese sechs Leute an, Berner. Du weißt doch wohl noch, daß du in der Mossel-Bai selber Skorbut gehabt hast? Hätte ich dich da alles tun lassen, was du wolltest, wärst du jetzt ebenso steif und kalt wie diese hier."

Die Leichen legten sie nebeneinander auf den Fußboden. Tür und Fenster wurden vernagelt, denn man mußte damit rechnen, daß Bären die Küste entlangstreiften.

Da sich in der Hütte auch ausgezeichnete Skier vorfanden, vertauschte man diese mit den bisher benutzten.

In den drei Männern war nunmehr ein schwaches Fünkchen Hoffnung erwacht. Zum erstenmal in dem halben Jahre, da sie in der Gewalt des Polarwinters waren, glaubte Johann ein Lächeln über Berners Antlitz huschen zu sehen. Einen Tag nach dem Abmarsch waren sie so weit gekommen, daß sie nur noch den Sund zwischen dem Festland und den Inseln zu überqueren hatten. Hier kamen sie nur langsam vorwärts, denn die Strömung hatte das Wasser an manchen Stellen den ganzen Winter eisfrei gehalten. Manchmal war auch das Wasser nur von einer ganz dünnen Eisschicht, auf der sich ein wenig Schnee befand, bedeckt. Mehrmals waren sie nahe daran, einzubrechen. Aber immer wieder hatten die langen Skier, die ausgezeichnete Tragkraft besaßen, sie davor bewahrt. So oft wie möglich kletterten sie auf große Eisblöcke hinauf, um zu erkunden, wo das Eis am leichtesten zu durchqueren sei.

Am Abend des 2. März kamen sie über den Sund und die Landzunge, von der Andrée seine berühmte Todesfahrt im Ballon angetreten hat. Dort hielten sie eine kurze Rast und erklommen dann den Hügelkamm. Da es vollkommen dunkel war, vergingen über zwei Stunden, bevor sie zu der Hütte des Engländers kamen, die weit drinnen in der Bucht steht. Berner fand sie zuerst, weil die beiden anderen die Gegend nach anderen Richtungen hin durchforscht hatten.

Dann hielten sie Einzug. Am nächsten Morgen, als sie die Fensterladen entfernt hatten, sahen sie erst, welch ein herrliches Haus dies war. Ein Herd stand in der Küche, alle möglichen Küchengeräte waren vorhanden. Holz gab es in Hülle und Fülle. Sogar Kohlen lagen unter dem Herd.

Wo noch die Handarbeit regiert: Bei den Töpfern in Kotschinchina.





Kneten der Töpfertonerde mittels sehr primitiver Einrichtung. Für feinere Töpferarbeiten wird die Masse noch mit der Hand durchgearbeitet. — Im Oval: Ein Stapelplatz für Holz zum Brennen der Töpfe. Luft und Sonne trocknen leicht das bis zu 10 m aufgeschichtete Holz.





Hier hat die Geschicklichkeit der Hand noch ihren Wert: Arbeiter beim Modellieren der Töpfe vor dem Brennen.

Rechts Mitte: Arbeiter beim Schleifen eines Tongefäßes.





Der Künstler in der Töpferei beim Bemalen von Tonwaren.

Links: Die Töpfe sind gebrannt — nun müssen sie noch an der Luft auskühlen.

Während bei uns die Handtöpferei hinter dem Fabrikbetrieb immer mehr an Bedeutung verliert, bildet sie in „fernen“ Ländern noch heute einen wichtigen wirtschaftlichen Faktor. So auch in Kotschinchina, an der Ostküste Hinterindiens. Primitiv sind die Mittel und Werkzeuge, um so erstaunlicher oft die Kunstfertigkeit, die neben den gewöhnlichen Gebrauchswaren Erzeugnisse von künstlerischer Erfassung entstehen läßt.

Sie fanden verschiedene Sorten Konserven, außerdem Rosinen und Zwetschen, Streichhölzer, Lampen und Lichte. Dies war ein wahres Himmelreich für die Armen, die Monate hindurch das Notwendigste entbehrt hatten.

Als sie endlich zur Ruhe gingen, teilte Johann seinen Kameraden mit, daß er gedenke, hier Fang von Pelztieren zu betreiben. Die Aussicht, Bärenfelle erbeuten zu können, brachte neues Leben in die Männer, denn dafür wurden an die zwei-, dreihundert Kronen bezahlt, wenn die Tiere im Winter gefangen waren.

Die Tage vergingen wie im Traum. Dreißig Fuchsfallen hatten sie angefertigt und überall ausgestellt. Sie hatten kleine Vögel als Köder für die Füchse gefangen. Dann wurden Streifzüge unternommen, um Bären aufzuspüren. Als Karsten eines Tages mit einem kleinen, lebenden Eisbärjungen heimkam, war die Freude groß. Das Junge war kaum älter als vierzehn Tage. Karsten hatte seine Mutter erlegt, als diese draußen im Packeis auf einen Seehund lauerte. Karsten und die Bärin hatten einander gar nicht bemerkt, sie hatten sich von zwei verschiedenen Seiten an den Seehund herangeschlichen. In demselben Augenblick, da Karsten auf den Seehund schießen wollte, hatte er die Bärin entdeckt. Schlau, wie er immer war, schoß er nicht, sondern wartete ab, was Petz unternehmen würde. Die Bärin schlich bis auf ein paar Schritte an den Seehund heran und sprang dann los. Sie schlug die Beute nicht nieder, sondern packte sie mit den Tatzen, hob sie ganz gemütlich in die Höhe, sperrte das Maul auf und biß dem Seehund das Genick durch. Karsten vernahm deutlich das Knacken der Wirbelsäule. Aber in demselben Augenblick, als die Bärin den Seehund totgebissen hatte, sank auch sie mausetot um.

Karsten verließ sein Versteck. Aber gleichzeitig kam noch jemand daherspaziert, der sich die Sachlage ansehen wollte — das war der kleine, schneeweiße junge Bär. Der kam zu Karsten hin, betrachtete ihn und legte sich dann zu seiner toten Mutter. Er kümmerte sich weiter gar nicht um Karsten, beschnüffelte aber den toten Seehund.

Das Bärenjunge tauften sie „Gaimi". Im Laufe der nächsten zwei Wochen wurde es doppelt so groß, wie es bei seiner Auffindung gewesen war. Zahm wie ein Hund, hatte es sich an seine Pfleger ausgezeichnet gewöhnt. Johann und „Gaimi" wurden die besten Freunde.

Es begleitete Johann überall hin, zu den Fuchsfallen und auf Jagdausflüge.

Johann sperrte es oft ein, wenn er fortgehen wollte. Aber jedesmal spürte das Bärenjunge einen Weg ins Freie auf und fand Johann, selbst wenn er eine ganze Meile vom Hause fort war.

Gegen Ende März, als „Gaimi" groß genug geworden war, wurde ein Schlitten gebaut, und „Gaimi" mußte lernen, diesen zu ziehen. Und von da ab war es „Gaimis" Arbeit, das Brennholz heranzufahren. Karsten und der „Beisar" fuhren nicht gern mit „Gaimi" und dem Schlitten. Denn der Bär hatte in der letzten Zeit angefangen, nach ihnen zu schnappen. Und einmal biß er Berner sogar tief in den Schenkel. Johann dagegen konnte mit ihm machen, was er nur wollte. Es kostete ihm viel Mühe, „Gaimi" von der Gewohnheit, nachts in seine Koje hinaufzukommen, abzubringen.

Der Fang war über die Maßen gut. Mitte April hatten sie hundertunddrei Schnee- und sechsunddreißig Blaufüchse und siebenundzwanzig Bärenfelle erbeutet. Es machte eine gewaltige Arbeit, die Tiere alle abzuziehen und die Felle auszuspannen und zu trocknen. Es ging spät ins Bett und früh zeitig wieder an die Arbeit.

Unter den erlegten Bären war einer, der sicher das größte Exemplar darstellt, das je auf Spitzbergen getötet worden ist. Der Bär maß drei Meter, als er in Storstads Kürschnerei in Tromsö präpariert wurde. Johann hatte ihn auf merkwürdige Weise erlegt.

Als er eines Tages eben einen Fuchs aus der Falle nahm und zufällig aufsah, stand keine zehn Meter von ihm entfernt ein gewaltiger Bär, der ihn bewegungslos anstarrte. So groß war das Tier, daß Johann, der doch schon Hunderte von Bären gesehen hatte, ganz erschrocken zusammenfuhr. Doch im nächsten Augenblick ergriff er die Büchse und legte an. Während er genau zielte, stand der Bär ganz unbeweglich da, nur seine kleinen, roten Augen rollten. Auch als er fiel, rührte er kein Glied. Nur das eine Auge schloß er, durch das andere ging die Kugel. —

Ende April war gekommen. Die Tage waren hell. Von nun ab ging jeden Tag, wenn klares Wetter war, einer auf die Anhöhe hinauf und hielt nach Süden und Westen Ausschau.

Das Küsteneis hatte begonnen, große Sprünge zu zeigen. Und wenn die Strömung wechselte, konnte man hier und da schon offene Stellen sehen. Wenn sie des Abends in der Hütte saßen, erwogen sie, wann wohl die „Hoffnung" kommen würde.

Wenn einer von ihnen auf der Anhöhe stand und Ausschau hielt, suchte er so lange den Horizont ab, bis der Arm, der das Glas hielt, müde herabsank. Die Sehnsucht nach der Heimat wurde immer größer, und doch wußten sie, daß kein Schiff vor Mitte Mai kommen konnte. Und auch das war nur möglich, wenn das Eis günstig lag.

*

Am 30. April ging die „Hoffnung" mit vollen Segeln in See. An Bord befanden sich nur sechs Mann, außer den vier früheren Leuten Reinart Norby und Oskar Breivik.

Die „Hoffnung" hatte nur ein Fangboot. Auf dem Musteramt hatte Siwert angegeben, daß er gedenke, die Skayers-Bai anzulaufen und dort Johann Troms, die drei Mann und das Fangboot aufzunehmen.

Unter diesen Bedingungen wurde die Musterrolle genehmigt.

Guter, südwestlicher Wind brachte die „Hoffnung" durch den Langesund an der Karlsinsel vorbei. Dann ging es durch den Hammerfjord und nach einem Tage war auch Torsvaag, die letzte norwegische Landmarke, verschwunden.

Diesmal mußte die „Hoffnung" doch wirklich ungewöhnliches Glück haben, denn drei Wahrsagerinnen und ein alter Lappe, der Madame Olsen Renntierfleisch verkauft hatte, verhießen glückliche Reise.

Siwert spazierte an Deck auf und ab. Er dachte an den Lappen und die Weissagungen und redete leise vor sich hin:

„Möchte doch wissen, ob nicht einer von den vier Leuten dort oben gestorben ist! Wenn das der Fall ist, so wird der ‚Beisar' es sein, mit dem ist nicht viel los. — Der ist faul, das war er schon immer. Totgearbeitet wird er sich also nicht haben!"

Siwert war sanftmütig wie ein Engel, sah nach dem Wetter und konnte seine Ungeduld kaum verbergen. Mikal hatte ihn nur ein einziges Mal fluchen hören, seit sie in See gegangen waren. Das war, als Oskar Breivik den Lukrahmen als Tritt benutzte und nicht den Hauklotz.

Am dritten Tag, nachdem sie das Land außer Sicht verloren hatten, sichteten sie Treibeis. Siwert ging in die Tonne hinauf. Das Eis war sein Freund und sein schlimmster Feind.

Er spie seine braune Tabaksbrühe auf Deck hinunter, so daß der Rudergast aufpassen mußte, wenn er nicht angeschossen werden wollte, denn der scharfe, kalte Nordwind strammte die Segel so, daß sie keinen Schutz boten.

Am 5. Mai kamen sie ins Treibeis. Es herrschte das denkbar beste Wetter. Ab und zu zeigten sich Robben, die aufs Eis hinaufkrabbelten. Sie hatten schon im offenen Wasser Tausende dieser Tiere beobachtet, die alle nordwärts schwammen. Die Robbenjagd begann, denn die Tiere wurden immer häufiger. Nach zwei Tagen hatte die „Hoffnung" schon fünfhundertachtzig große Robben an Bord, die allesamt fett waren wie Schweine.

Die Mannschaft war so beschäftigt, daß an Schlaf nicht zu denken war. Die Kleider waren voller Tran und Blut. Sie waren alle so müde, daß sie wie Betrunkene an Deck umherwanderten. Endlich ordnete Siwert eine reichliche Mahlzeit an und schickte darauf seine Leute in die Kojen, während er selber die Wache übernahm.

Dann kam der Sturm. Nach dem Besteck sollte die „Hoffnung" sich zwanzig Meilen östlich vom Südkap befinden. Der Seegang war trotz des Sturmes nur mäßig, weil das Treibeis ihn niederhielt. Mit gerefften Segeln wand sich das Schiff vorwärts. Ab und zu blieb es stecken, kam jedoch immer bald wieder los.

Nach sechs Stunden purrte Siwert drei Mann aus, die nun Wache gehen sollten. Als Kurs gab er ihnen Nordnordost an, für den Fall, daß das Eis sich noch mehr verteilen und damit diese Richtung gestatten würde. Dann kroch er in die Koje.

Knut saß in der Masttonne. Neben ihm auf der Rahe stand Mikal, der sich an der Toppleine festhielt. Knut hielt mit dem Kieker Ausschau und sagte:

„Ich sehe den Hornsundgipfel und das Prinz-Karl-Vorland ungefähr südsüdost. Was meinst du, Mikal, sollen wir uns erdreisten, den alten Brummbär auszupurren? Er hat eine Sauwut, wenn man ihn stört, ohne daß etwas Besonderes los ist."

„Da hast du schon recht, aber vielleicht will er doch mal hinübersehen. Und sollte das Wetter nachher unsichtig werden, und wir haben ihn jetzt nicht geweckt, dann gibt es einen Heidenspektakel."

„Gut", sagte Knut. „Steig also hinunter und purr' ihn aus!"

„Das möchte dir wohl so passen! Nee, das ist deine Sache, du bist Harpunier."

So ging denn Knut in die Höhle des Bären hinunter.

Siwert enterte in die Tonne hinauf. Dort blieb er, bis sie das Dänengatt in Sicht bekamen. Sie waren noch acht Seemeilen von Land ab. Siwert überlegte, ob er es wagen könne, bis unter die Küste zu gehen, aber dort drohte noch die Gefahr des Eingeklemmtwerdens. Deshalb ließ er beidrehen und kam auf Deck herunter. Noch eine ganze Nacht lag die „Hoffnung" vor dem Dänengatt. Siwert fühlte sich stark versucht, hineinzusegeln. Jedoch hatte die Strömung gewechselt und das Eis zusammengetrieben. Darum kreuzte man noch einmal nach Norden, an der Amsterdam-Insel vorbei und bis an den Rand des festen Packeises heran. Hier konnte man untersuchen, ob das Eis sich etwa in Richtung auf Spitzbergens Westküste zu bewegte. War dies der Fall, so durfte man unter keinen Umständen wagen, ins Dänengatt einzulaufen.

Siwerts Vermutung erwies sich als richtig. Das Eis schob sich gen Land. Deshalb blieb der „Hoffnung" nichts weiter übrig, als wieder die offene See zu gewinnen.

Nach drei Tagen hatte man Spitzbergens Küste wieder außer Sicht verloren. Das Schiff war inmitten des Treibeises. Es gab keine





SCHWINGENDE GRAZIE

Die beiden Varietésterne Geschwister Mia und Gerty Gerlach, Rollschuhläuferinnen von erstaunlicher Kunstfertigkeit, bei ihren anmutigen Vorführungen.

Farbige Zeichnungen von Lotte Oldenburg-Wittig.

offene Rinne, durch die man hätte versuchen können, in der Nähe der Küste zu bleiben.

Hier draußen hätte Siwert beinahe einen Mann verloren, noch dazu nur durch dessen eigene Torheit.

Sie sichteten nämlich einen Bären, der auf einer großen Scholle saß. Sie setzten das Boot aus. Knut war Harpunier, Anders Severinsen „Hammelmann", Reinart Norby ruderte.

Sie erreichten die Scholle. Da der Bär sich mitten darauf befand, gingen, wie es in solchen Fällen üblich ist, zwei Mann auf die Scholle, um den Bären auf das Boot hin zu jagen. Reinart ging nach rechts. Er war jung, die Jagd machte ihm Vergnügen. Er ging geradeswegs auf den Bären zu. Dieser trottete erst gemächlich vor sich hin, hielt aber plötzlich inne und betrachtete das sonderbare Wesen, welches ihm schreiend und lärmend entgegenlief.

Siwert saß in der Tonne und verfolgte die ganze Jagd durch den Kieker. Die Leute an Deck hörten ihn sagen: „So wahr mir Gott helfe, ich habe nie einen größeren Idioten auf einer Eisscholle herumlaufen sehen! Heiliger Himmel, auch der Bär scheint ein vollständiger Trottel zu sein!" Und dann fluchte und schalt er, denn er nahm wahr, wie Reinart versuchte, den Bären auf das Boot zuzujagen. Reinart ging einfach an den Bären heran und gab ihm einen Stoß mit dem Büchsenlauf.

Als der Bär den freundschaftlichen Stoß verspürte, knurrte er und zeigte die Zähne, begann aber doch, in der gewünschten Richtung zu gehen. Reinart folgte ihm dicht auf den Fersen, schalt unablässig und befahl ihm, sich zu beeilen.

Solange Meister Petz in Richtung auf das Boot zu wanderte, ging alles gut. Als er aber Miene machte, vom Kurs abzubiegen, lief Reinart hinter ihm drein und jagte ihn wieder zurück.

Siwert hatte noch nie einen Bären gesehen, der sich so geduldig zeigte wie dieser hier. Knut war im Boot aufgestanden und verfolgte das Schauspiel. Er glaubte, Reinart sei verrückt geworden.

Der Bär kletterte auf einen hohen Eisblock hinauf. Reinart versuchte vergeblich, ihn von dort herunterzuscheuchen. Der Bär aber sträubte sich. Schließlich kletterte auch er hinauf. Als er ihm auf Armlänge nahegekommen war, trollte der Bär sich endlich wieder hinunter.

Nun schien jedoch die Geduld des Bären erschöpft zu sein. Er wollte dieser Plackerei ein Ende machen, zeigte seine weißen Zähne und ließ ein vernehmliches Knurren hören. Aber Reinart schien auch dies nicht zu verstehen. Er spannte zwar den Büchsenhahn, ging dann aber wieder auf das Tier zu. Als der Bär sich plötzlich auf die Hinterbeine erhob und Reinart einen Schlag mit der Tatze versetzen wollte, löste sich der Schuß scheinbar ganz von selbst. Meister Petz fiel tot um.

Nun war auch Knut herbeigekommen.

Er hatte Reinart ununterbrochen zugerufen, daß er sich vorsehen solle. Aber dieser glaubte, er solle sich beeilen. Nachher entschuldigte er sich bei Knut:

„Sei nicht böse. Ich wußte wohl, daß ich ihn ganz bis zum Boot hinuntertreiben sollte, aber das Biest wollte nicht gehen!"

Acht Tage vergingen hier im Treibeis. Dann schien es, als käme das Eis in Drift. Siwert nahm deshalb wiederum Kurs auf das Dänengatt. Nach zwölf Stunden konnte man das Land mit bloßen Augen wahrnehmen. Plötzlich stieß Siwert ein solches Gebrüll aus, daß seine Leute unten auf Deck zusammenfuhren.

„Hißt die Flagge! — Ich sehe Leute im Dänengatt! Das kann kein anderer sein als Johann Troms. Er signalisiert! Haltet Kurs direkt in den Sund hinein!"

Johann Troms und seine Gefährten standen auf der Anhöhe. Sie hatten die „Hoffnung" bereits gesehen, als diese das erstemal in der Nähe gewesen war. Auch da hatten sie signalisiert, aber der Abstand war zu groß gewesen.

Sie warteten geduldig, als die „Hoffnung" wieder verschwand, denn sie wußten ja, daß das Schiff nur des Eises wegen umkehren mußte. Sie tanzten vor Freude.

Nun liefen sie zum Strand hinunter.

Der Anker rasselte in die Tiefe. Siwert ging selbst ins Boot.

Das wurde ein freudiges Wiedersehen.

Der ganze Tag verging mit Fragen und Antworten. Dann wurde alles verstaut, was den Winter hindurch erbeutet worden war. Als die Hütte verschlossen war und man sich einschiffen wollte, weigerte sich „Gaimi", einzusteigen. Von Anfang an hatten all diese vielen Fremden ihm nicht gefallen. Als einer von ihnen am ersten Tage Johann die Hand auf die Schulter legte, brüllte er laut und wollte dem Mann auf den Leib rücken.

Allein stand „Gaimi" oben auf dem vereisten Hang. Das Boot ruderte auf die „Hoffnung" zu. Als Johann an Bord war, rief er zurück: „Gaimi, komm!" Und da sprang der Bär mit einem gewaltigen Satz ins Wasser und schwamm zwischen den Eisschollen hindurch bis an die Seite der „Hoffnung". Johann half ihm aufs Deck hinauf. Von nun an gehörte „Gaimi" zur Mannschaft.

Der Anker wurde gelichtet. Das Schiff segelte aus dem Dänengatt in die Röde-Bai hinüber.

Dort wurden sechs große Kisten, die man im Dänengatt angefertigt hatte, an Land geschafft. Sie sollten als Särge dienen.

Siwert und fünf andere hatten einen ganzen Tag und einen Teil der Nacht damit zu tun, die Toten einzusargen und sie hinauf in eine Kluft zu schaffen. Diese wurde mit großen Steinen versperrt, damit kein Bär die Gruft aufbrechen konnte.

Als Siwert an Land ging, um das Begräbnis vorzunehmen, trug er „Luthers Hauspostille" unter dem Arm. Als alle ihre Häupter entblößt hatten, las er das Vaterunser daraus vor.

Siwert kam in den Sinn, daß seine Frau also doch recht behalten hatte, als sie ihm dieses Buch einpackte und sagte:

„Einmal wird es dir doch von Nutzen sein können!"

Das war dieselbe Sache wie mit seinem feinen Hemd. Auch das hatte er voriges Jahr plötzlich gebrauchen können, als er sich auf der Rückfahrt von Spitzbergen ein Loch in den Nacken schlug und kein Verbandszeug hatte. „Ja," dachte Siwert, „die Frauen sehen eben doch ab und zu weiter als ein Mann."

Nun blieb nur noch übrig, Jens zu begraben und das Fangboot an Bord zu nehmen. Die „Hoffnung" lichtete wiederum Anker, um nach der Mossel-Bai zu segeln.

Nachmittags war Windstille. Das Schiff rührte sich nicht vom Fleck. Gutes Wetter und verteiltes Eis, das war so recht nach dem Geschmack eines Eismeerfahrers. Johann, der in der Tonne saß, rief hinunter, daß er mehrere Robben auf dem Eise sichte.

Die ganzen nächsten acht Tage war schönes Wetter. Die Beute war so reich, daß die „Hoffnung" nur ein einziges Jahr mit größerer Last nach Tromsö gekommen war.

Darum beschloß Siwert nach langer Beratung mit Johann Troms, heimwärts zu segeln. Denn außerdem war das Packeis in drohender Nähe, und es bestand Gefahr, daß es sie einschließen könnte, wenn sie jetzt in die Mossel-Bai einliefen.

Wenn man jetzt heimfuhr, war es noch so früh im Jahr, daß man noch eine Reise nach Spitzbergen machen konnte, wenn das Wetter auf der Heimreise günstig war. Dann wollte man Jens lieber auf der zweiten Reise begraben.

Die Mannschaft wurde von dem Beschluß unterrichtet. Nachmittags kam ein guter Nordwestwind auf, der die Segel blähte. In rascher Fahrt glitt die „Hoffnung" südwärts. Es ging durch die Inseln hindurch. Bald sichtete man steuerbords die Bären-Bai-Insel und dann als einen tiefen Einschnitt ins Festland die Magdalenen-Bai.

Sobald man von der Küste klargekommen war, überließ Siwert Mikal das Ruder. Siwert blieb getrost in seiner Kajüte, wenn er Mikal ans Ruder gestellt hatte, das heißt, eigentlich nur, wenn dabei der Wind vernünftig blies und das Eis weit zerstreut war.

Nun saß er mit Johann stundenlang dort unten. Sie plauderten. Der eine erzählte alles mögliche aus Tromsö, und der andere berichtete von seiner Überwinterung auf Spitzbergen.

Im Logis mußten Karsten und der „Beisar" ihre Kameraden unterhalten.

Der „Beisar" hatte sich gut erholt. „Sein Haar war gewachsen und seine Kräfte zurückgekehrt", wie es geschrieben steht. Er erzählte, wie mutig er gewesen sei, und was er alles geleistet habe. Es hörte sich beinahe so an, als müßten Karsten und Johann ihm dafür danken, daß sie am Leben geblieben waren. Anders Severinsen fragte ihn, ob er denn nie bange gewesen sei.

„Ein einziges Mal wurde mir angst", sagte der „Beisar". „Das war damals, als ich Skorbut hatte. Ich lag in der Koje und war halb tot. Da kam Johann und kommandierte mich heraus — ihr kennt ihn ja! — Ich kletterte also aus der Koje, und da sagte Johann, ich sollte mir mal meine Füße ansehen, ich hätte Skorbut in den Beinen. Aber meine Augen waren so tief in die Höhlen gesunken, daß ich meine Füße nicht sehen konnte. Statt dessen schaute ich durch den Hals bis in meinen eigenen Magen hinein, wo ich bloß ein Büschel trockener Renntierhaare erblickte."

Anders stand auf, steckte die Pfeife an, drehte sich zu ihm um und sagte: „Schade, daß der alte Erik dich nicht gleich holte, wo du doch schon aus deiner Koje heraus warst, er hätte in dir den größten Lügenhals der Welt erwischt!"

An einem schönen Sonnentage Anfang Juni konnte man die „Hoffnung" mit frischem Nordwind in den Hammerfjord hineinsteuern sehen. Der Wind hielt sich auch durch die Sunde hindurch. Nach vier Stunden Fahrt war das Skatör im Landsund passiert. Als die Troms-Insel in Sicht kam, stieg Troms auf der Steuerbordseite in die Wanten. Er hatte den großen Kieker auf dem Rücken. Siwert sah ihn hinaufklettern, fragte ihn aber nicht, weshalb er das eigentlich tue, denn er konnte sich den Grund dazu denken. Johann stieg in die Ausgucktonne hinein. Er setzte sich zurecht und machte den Kieker klar. Er wollte die Stadt mit all ihren Häusern sehen, vielleicht auch wollte er das Haus suchen, in dem Marie wohnte. Aber als er durch das Glas blickte, waren seine Augen so voller Tränen, daß er den Kieker beiseitelegen mußte. Er murmelte: „O Herrgott, wie gütig bist du gegen mich, daß du mich die Troms-Insel mit ihren Bäumen und Blumen wiedersehen läßt. Es gibt wohl keinen Menschen, der glücklicher ist als ich."

Neue Mantel-formen











Schräg schließender Mantel aus beigefarbenem Rodierstoff mit Besatz von geschorenem Lamm. Modell: Chantal. Phot.: Paul O'Doyé, Paris.

Links oben: Der schwarze Taftmantel, dessen einzigen Schmuck Volants bilden, ergänzt ein schwarzes, mit Taft verarbeitetes Spitzenkleid. Modell: Cyber. Phot.: Paul O'Doyé, Paris.

Rechts oben: Schnittiges Nachmittagsensemble: Kleid aus weißem und schwarzem Crêpe de Chine, dazu schwarzer Mantel aus dem gleichen Material mit Pelzbesatz. Modell: Lelong. Phot.: Scaioni, Paris.

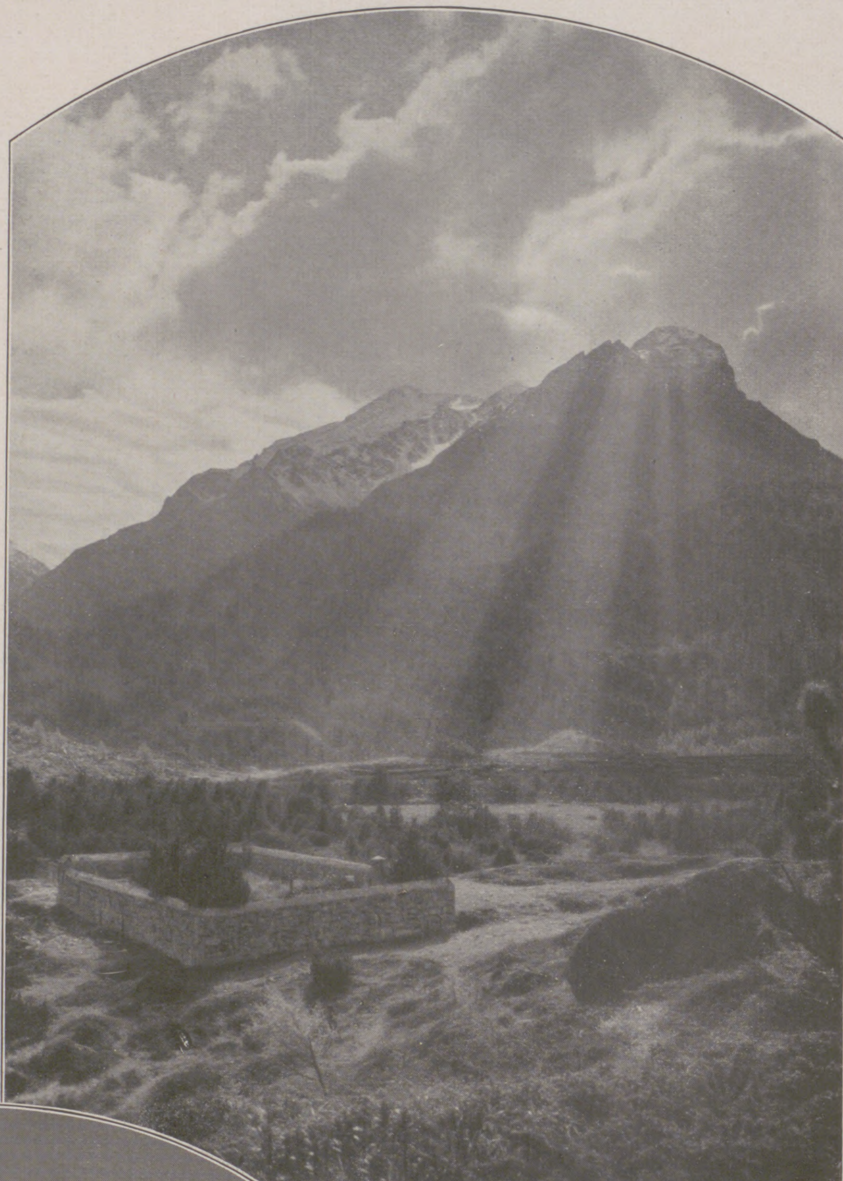
Links unten: Ensemble aus beigefarbenem Wollstoff mit angesetzten blauen Blenden. Blau-weiß-rote Stickerei schmückt den Schalkragen des Mantels, das Jabot und den Ausschnitt des Kleides, das außerdem beigefarbene Glasknöpfe aufweist. Modell: Bernard. Phot.: Scaioni, Paris.

Rechts unten: Grüner Crêpe de Chine ergab diesen Nachmittagsmantel, weißes Seidenorgandin diente als Garnitur der Ärmelmanschetten und des schmalen Schalkragens. Modell: Cyber. Phot.: Paul O'Doyé, Paris.

IM ZAUBER DES ENGADINS



Auf dem Wege zur Bovalhütte (2459 m): Blick über den Morteratschgletscher auf die Bergwelt des Piz Palü und der Bellavista. (Phot. E. Meerkämper, Sils-Engadin.)



Zu Füßen der Majestät der Berge: Der kleine Bergfriedhof von Maloja, in dem der Alpenmaler Segantini (1858—1899) begraben liegt. (Phot. Albert Steiner, St. Moritz.) — Im Oval: Aufstieg zum Bernina (4052 m) über den Biancograt. (Phot. J. Gaberell, Thalwil-Zürich.)



Ich habe versprochen, ein paar Worte zu schreiben über das Engadin. Ich hätte es wahrhaftig nicht tun sollen. Denn sehen Sie, da hat ein Mann, Giovanni Segantini, jahrelang das Engadin gemalt, Sommer und Winter das Engadin geschaut und erlebt und ist doch noch immer nicht zufrieden gewesen mit dem, was er geschaffen (wenn ihn auch die Welt schon laut genug gelobt hat). Und dieser Giovanni Segantini hat geschrieben: „Mehr als vierzehn Jahre sind es her, daß ich ein Hochgebirge nach den Akkorden einer Alpensymphonie suche, die, aus Tönen und Farben zusammengesetzt, all die verschiedenen Harmonien der hohen Berge in sich faßt und sie zu einer einzigen vollkommenen vereinigt. Nur wer, wie ich, im blauen Frühling monatelang auf den schimmernden Alpentriften gelebt und den Stimmen gelauscht hat, die aus den Tälern empordringen ... vermag die hohe künstlerische Bedeutung dieser Akkorde und Empfindungen zu verstehen. Darum habe ich daran gedacht, ein großes Werk zu schaffen, gleichsam eine Synthese, in das ich jenes ganze starke Gefühl der Harmonie des Hochgebirges hineinzulegen vermöchte, und habe das Oberengadin zum Vorwurf gewählt, weil ich das am genauesten studiert habe, und weil es von allen Gegenden, die ich kenne, am reichsten an Schönheit und Abwechselung ist. Da verschmelzen die felsigen Joche und die ewigen Gletscher mit dem zarten Grün der Triften und dem tiefen Grün der Fichtenwälder, und der blaue Himmel spiegelt sich in kleinen Seen, die noch hundertmal blauer sind als der Himmel. Überall blühen Alpenrosen, und alles ist in voller Harmonie, vom Zwitschern der Vögel bis zum Trillern der Lerchen, vom Murmeln der Quellen bis zum Läuten der verstreuten Herden, ja, bis zum Gesurr der Bienen."

Braucht es noch mehr als das, was Segantini längst gesagt und so mächtig gesagt hat? Ich schäme mich, hinter ihm herzukommen und so zu tun, als wüßte ich Besseres



Nebenstehend: Dorf St. Moritz, über den See hin gesehen. (Phot. Albert Steiner, St. Moritz.)

zu schreiben als er, der dem Engadin nicht nur den Willen und die Kraft des Lebens, sondern auch noch das Leben selber geopfert hat. Denn wäre er unten geblieben, wie die meisten, dann hätte ihn ein Arzt leicht retten können, als die Krankheit unversehens über ihn kam. Was bedeutet heute eine Blinddarmentzündung!

Endlich habe ich doch die Karte des Engadins vor mich hingelegt und meine Notizen hervorgesucht, Notizen von Fahrten und Wanderungen und Bergbesteigungen zwischen Maloja und Schuls-Tarasp und auch von geruhsamen Stunden unter einer Lärche am Silser See oder unter einer Tanne des Nationalparkes, Notizen nach Gesprächen mit Bauern, Jägern und Bergführern und Hoteldirektoren, deren Großväter als arme Hirtenbüblein von St. Moritz nach Paris gewandert waren, und Männern, die keine andere Leidenschaft kennen, als in alten Büchern und Schriften die Geschehnisse der Vergangenheit zu erforschen.



Uferstrecke der Bernina-Bahn am Lago Bianco (2300 m). Im Hintergrund der Cambrenagletscher. (Phot. Albert Steiner, St. Moritz.)

Eine Fülle von Notizen, ach, gerade diese Fülle ist verwirrend! Denn das Engadin ist eine Vielheit von Erscheinungen; es ist wahrhaftig kein einfacher Begriff. Es setzt sich zusammen aus der Heiligkeit seiner Seen und der Tempelmacht seiner Felswände. Die Gemsen im Rosegtal gehören dazu und ein Blick von der Alp Grüm nach Poschiavo hinunter. Man darf nicht vergessen, daß im Fextal ein verrunzelter Greis, der berühmte Bergführer Klucker, mit feiner, sauberer Schrift seine Memoiren schreibt, und daß sie, was Gott verhüten möge, aus dem Silser See den Stausee eines Kraftwerks machen wollen. Und man beginge eine Unterlassungssünde, wenn man nicht darauf hinwiese, daß die Geschichte von St. Moritz schon in vorhistorischer Zeit mit zwei Bronzeschwertern und einer Nadel, die als Weihegaben auf dem Grunde des Heilwasser-Brunnens niedergelegt worden waren, bedeutend und gewaltig begonnen hat, dem gleichen St. Moritz,

Das Oberengadin, von Muottas Muraigl, einem hervorragenden Aussichtspunkt bei St. Moritz, aus gesehen. Celerina, links dahinter St. Moritz. (Phot. Albert Steiner, St. Moritz.)

Am Silser See, dem größten der Oberengadiner Seen. Vorn Sils-Maria (links) und Sils-Baseglia, im Hintergrund Maloja. (Phot. E. Meerkämper, Sils.)

das heute ein Weltplatz geworden ist. — Und zum Engadin gehört: Abend in der Bovalhütte am Morteratschgletscher vor der Wand des Bernina. Kühner Kletterer, reitend auf dem haarscharfen Biancograt, Stufen ins Eis hauend, stundenlang. Gestaffelter Friedhof in Pontresina, angesichts der Berge die Steine über den Opfern dieser Berge; Inschriften: Führer der Schneeschleudermaschine der Bernina-Bahn, vom Dampfe verbrannt; Angelo Tareggia †, Nordwand Piz Roseg 1926; Erinnerungen: 20. I. 1922. Führer und einer der Geführten tot, zwei Tage darauf der Dritte gerettet, geistesverwirrt; Cluschaint, 1924. Unglück im Abstieg, zuerst der Führer tot, vom Begleiter zugedeckt, dann selber erfroren; und die Frau dieses tapfern Touristen, so tapfer wie er, sammelt Steine im Walde neben dem Kirchhof, trägt sie in einem Korb zum Grabe und baut selber das Denkmal seines Wagemuts und ihrer Liebe.

Und zum Engadin gehören: das grüne Eis am Palü, die satten, prallen Arven bei Morteratsch, Schafe im blaßblauen Flußgeröll, die weite Ebene bei Samaden, alte Bewässerungsgräben an den flachen Hängen, Wollgräser, die am Berninapaß im Winde flattern, der weißgrüne gestaute Lago Bianco und die alten Wandmalereien in Santa Maria zu Pontresina, die so lange unter dem Verputz verschwunden waren, Malereien aus dem XV. Jahrhundert, in drei Reihen übereinander, Viereck neben Viereck. Vielleicht sind irgendeinem Wanderer ein paar kleine Lärchen unvergeßlich wie jene von Val Minor und bedeuten ihm das Wesentlichste des Engadins. Vielleicht sind es auch ein paar gelbe Felswände, mit Blau wie mit Tinte verkleckste Wände, wer weiß es! Und ein anderer Wanderer bleibt stehen auf dieser Berninastraße, Verbindung zwischen Venedig und Chur, und vergißt die elektrische Bahn und schaut im Geiste die Züge der Säumer, die aus dem Veltlin heraufzogen mit Wein und ostindischen Waren.

Liebes Engadin! Jede Gemeinde ein Königreich. Kämpfe, Revolutionen und Strafgerichte, dazwischen Gelehrsamkeit in Zuoz und mächtige Schloßherren in Tarasp und ein Weltbad aufblühend in Schuls-Tarasp. Die deutsche Schweiz kam durch die Lutherbibel um die Möglichkeit, ihre eigene Sprache zur Schriftsprache auszubilden, das Engadin kam gerade durch die Bibel zu seiner eigenen Sprache, dem Ladin. Ja, eigenmächtige und stolze Herren, diese Engadiner, die die ganze Welt gesehen hatten — als Offiziere zuerst und später als Zuckerbäcker und Kaffeewirte — und wieder heimkehrten und aus dem Engadin ihre ganze Welt machten! Mächtige Herren, diese Planta und Salis, reich geworden an Bergwerken am Ofenpaß, der nicht umsonst so heißt, wo heute nur noch der Geologe nach Erz sucht, um der Wissenschaft willen.

Von diesem allem müßte man schreiben, und man müßte auch erwähnen: Hodler, seinen Stiernacken beugend vor dem Silvaplaner See. Ein Tal mit Städten in Rigihöhe. Häuser wie Burgen und Festungen, die glücklicherweise nie Allerweltsmode geworden sind wie die Bernerhäuschen. Häuser aus Stein und Mauern so dick, daß die Fenster zu Schießscharten werden. Doch leichte, graziöse Erker, die schönsten im ganzen Schweizerland, um so schöner, je weiter man heruntersteigt im Engadin, wo die Dörfer immer höher an den Hängen hinaufklettern. Das Feuer ist böse gewesen, mehr als einmal, doch genug Schönes ist geblieben: Malereien und Sgraffitofiguren, eigener Schmuck dieses Tales, Drachen und Blumen und Frauen und Fabeltiere, herausgekratzt aus dem doppelten Verputz, hell auf dunklem Grund. Dichter



In trutziger Höhe: Schloß Tarasp im Unterengadin. (Phot. E. Meerkämper, Sils.)

wohnten in diesen Häusern, wo Kühe und Menschen und Heuboden und Küche alle unter einem Dache zusammenlebten, mehr als ein Dichter, Peider Lansel von Sent sei gegrüßt, einer der besten! Und gedankt sei den Männern, die sich endlich daran erinnerten, daß alles Leben eine Freistätte haben müßte, und den Nationalpark schufen zwischen Schuls und Scanfs mit der Bestimmung, daß im schweizerischen Nationalpark die Tier- und Pflanzenwelt ihrer freien, natürlichen Entwicklung überlassen und geschützt werden solle.

Ewiger Schnee — und Kornfelder von Ponte an. Wie grün ist der Inn in der Tiefe bei Cinuskel, weit der Blick in das Val Sulsanna, wo die unerschrockensten Säumer wohnten. Ruine auf dem Berg bei Süs (man müßte ihre Sage erzählen), ziegelrote Kirche von Lavin mit dem rotverputzten Steindach, schlanker Burgturm von Ardez von der Farbe der Felsen. Südliche Fruchtbarkeit von Tarasp, wo die Haselnuß steht und Zitterpappel und Silberpappel, weite Trinkhallen und Promenaden. Wasser zum Gesundwerden, nicht nur Luft und Sonne. Doch das Zentrum des Engadins: Muottas Muraigl, am farbigsten und heiligsten an einem Herbstabend, wenn die höchsten Lärchen aufzüngeln wie Flammen auf dunklem Gestein. Blaue Silhouetten rechts, Leichentücher der Firne links, der zerzackten, zuckerigen Eisfelder. Blinkende, glasglänzende Seen in der Tiefe. Morteratsch wie eine Pyramide, gegen die Albula zu Berge wie getürmte Festungen. Sanfter glühen die Zinnen, letzte Strahlen auf dem Rosatsch. Die Bergellerberge im Goldduft, nein, röter als Gold, ein Rauch von Rosa, die Margna glüht dunkel, der Palü ist schon tot, der Inn fließt blaß, die Seen wie erstarrt im Eis. Und jetzt sind nur noch die Wolken goldgelb, zwei, drei horizontale Goldstriche liegen über dem Bergell, das ganz blau geworden ist. Und über dem Morteratsch flattern weiche, flaumig geballte, anmutige Wölkchen. Über dem Munt Pers schimmert hoch im Himmel ein Stern auf . . .

Von diesem, von allem müßte man schreiben, doch ich wage es nicht. Denn ich erinnere mich demütig daran, daß Nietzsche am Silser See geschrieben hat: „Alles groß, still und hell. Die gesamte Schönheit wirkte zum Schaudern und zur stummen Anbetung des Augenblicks in ihrer Offenbarung.“ Braucht ein Tal mit zwei Schutzheiligen wie Segantini und Nietzsche noch einer Lobpreisung?

Felix Moeschlin.



Schafherde im Unterengadin. (Phot. J. Feuerstein, Schuls-Tarasp.)



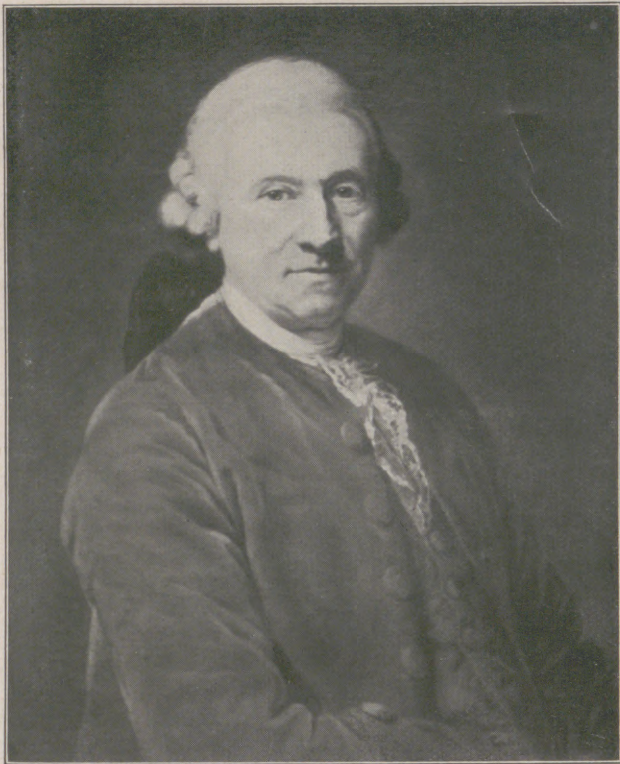
Im Kreis: Zuozer Mädchen in Volkstracht. (Phot. Gustav Sommer, Samaden.)







Aus dem Schweizer Nationalpark im Unterengadin: Links: Felsen, Wald und Firn. Rechts: In beschaulicher Ruhe: Männchen machendes Murmeltier. Mitte rechts: Ruhender Steinadler. (Phot. J. Feuerstein, Schuls-Tarasp.)



Hans Konrad Dieterich Ekhof.
Gemälde von Anton Graff, 1774, im Museum zu Gotha. (Phot. v. Rohde, Gotha.)

KONRAD EKHOF

DEM VATER DER DEUTSCHEN SCHAUSPIELKUNST ZUM GEDÄCHTNIS



Ekhof als König Knut in Joh. Elias Schlegels Trauerspiel „Canut".
(Plastische Figurine im Theatermuseum zu Kiel.)

Am 16. Juni vor 150 Jahren beschloß in Gotha ein Künstler sein Leben, der der größte deutsche Schauspieler seiner Zeit gewesen ist: Hans Konrad Dieterich Ekhof. Aus einfachsten Kreisen stammend, von unscheinbarer, ja unebenmäßiger Gestalt, in eine Zeit hineingeboren, in der der Schauspieler ein umherziehender Komödiant war, der bei der Kirche und in der Gesellschaft als geächtet galt, in der zumeist auch nur ungebildete Menschen zur Bühne gingen, verschaffte Ekhof durch seine hervorragenden künstlerischen und menschlichen Eigenschaften, durch seine schauspielerische Wirksamkeit und seine Lebensführung dem ganzen Stand Würde und Anerkennung, ja er verhalf den Schauspielern dazu, sich überhaupt erst zu einem Stand zu entwickeln. Es ist in erster Linie das Verdienst Ekhofs, daß die Vorurteile, die gegen Theater und Schauspieler bestanden, schwanden, und daß man in gebildeten Kreisen neben französischem und Wiener Theater nun auch ein deutsches anerkennen lernte. Durch die Anerkennung, die sich Ekhof als Mensch erwarb, durch die Achtung, die er in gebildeten und gesellschaftlich angesehenen Kreisen errang, hat er seinem Stande einen Dienst erwiesen, dessen Wert nur aus den damaligen Verhältnissen heraus beurteilt werden kann. Auch Goethe betont in „Dichtung und Wahrheit" Ekhofs Rechtlichkeit und seine edle Persönlichkeit.

Eine geniale Begabung, starker Bildungswille, zäher Ehrgeiz, unermüdlicher Fleiß, Sorgfalt, die sich bis in die unscheinbaren Kleinigkeiten erstreckte, gewissenhaftes Proben waren die Grundlagen seiner großartigen Gesamtleistung.

Ekhof war der Sohn eines Hamburger Schmiedes, der zugleich Stadtsoldat war. Er wurde am 12. August 1720 geboren und scheint, den Verhältnissen entsprechend, sorgfältig erzogen worden zu sein. Er wurde zunächst Schreiber.



Ekhofs Grabstätte in Gotha.
(Phot. v. Rohde.)

Als Neunzehnjähriger ging er zum Theater, und zwar zur Schönemannschen Truppe. Am 15. Januar 1740 trat er in einer Scheune in Lüneburg als Xiphares in Racines „Mithridate" zum erstenmal auf. Im Jahre 1741 kam die Truppe nach Hamburg, und hier errang der junge Schauspieler alsbald die führende Rolle in ihr. Von hohen Idealen für seine Kunst beseelt, begründete er 1753 eine Schauspielerakademie. An bestimmten Tagen tauschten die Künstler der Schönemannschen Gesellschaft ihre Ansichten über die Schauspielkunst aus. Es wurden auch die Pflichten der Künstler im gemeinen Leben erörtert. Schließlich besprach man auch die zu spielenden Stücke. In der Eröffnungsrede sagte Ekhof: „Lassen Sie uns die Grammatik der Schauspielkunst studieren, wenn ich so sagen darf, und uns mit den Mitteln bekannter machen, durch deren Anwendung wir zu der Fähigkeit gelangen, die Ursachen von allem einzusehen, nichts ohne hinlänglichen Grund zu reden noch zu tun und den Namen eines Künstlers mit Recht zu verdienen." Die Akademie hatte aber keinen langen Bestand. Im Jahre 1757 verließ Ekhof die Schönemannsche Truppe. Er ging zunächst nach Lüneburg, dann zum Theaterunternehmer Schuch nach Danzig. Nachdem inzwischen Schönemann die Direktion niedergelegt hatte, ging Ekhof 1758 zu dessen Truppe zurück, die alsbald vom Theaterunternehmer Koch übernommen wurde. Von 1764 an finden wir den Künstler bei der Ackermannschen Truppe, mit ihr zunächst in Hannover, dann in Göttingen, Braunschweig und Hamburg weilend. Die Jahre 1767 und 1768 waren die des berühmten Hamburger Versuches, ein deutsches









Zeitgenössische Rollenbilder Ekhofs nach Kupfern aus dem Gothaer Theaterkalender.

Nationaltheater zu schaffen. Eine Kommission Hamburger Bürger hatte das Theater von Ackermann gepachtet. Lessing schrieb die Kritiken, d. h. seine „Hamburgische Dramaturgie“. Im Jahre 1769 trat Ekhof bei der Seylerschen Gesellschaft ein, die von 1771 ab in Weimar spielte, aber 1774 infolge des Schloßbrandes ihre Vorstellungen einstellen mußte. Im gleichen Jahre ging diese Truppe, von Anna Amalia dem Herzog Ernst II. empfohlen, nach Gotha. Der Herzog gründete ein stehendes Hoftheater. Ekhof und der Bibliothekar Reichard wurden die Direktoren.

Ekhof besaß — die unbedingte Voraussetzung für den echten Schauspieler — Verwandlungsfähigkeit, und diese in hohem Maße. Er konnte in einem vielseitigen Rollenkreise immer ein völlig anderer sein. Er war, wie man von ihm gesagt hat, nicht der Nachahmer der Natur, er war die Natur selbst. Er durchdrang seine Rollen mit Geist und Herz und stellte sie als ein inneres Erlebnis heraus. Sein Spiel war von hinreißender Wirkung. Kraft seiner Persönlichkeit füllte er trotz seiner kleinen Figur auch den Helden aus, aber das Beste leistete er in feinkomischen Charakteren, Anstands- und Väterrollen. Zu seinen hervorragendsten Leistungen zählte der Odoardo in „Emilia Galotti“. „Was auf Odoardo — Ekhofs Stirn wühlte,“ sagt Schink, „was in seinen Augen rollte, auf seinen Wangen glühte, in allen Bewegungen seines Körpers zitterte — das kann kein Pinsel, kann der feurigste Ausdruck nicht malen. Seine Töne des erstickten Zorns, der knirschenden Wut, des zusammengebissenen Schmerzes, sein Lachen der Verzweiflung — wer kann das malen!“ Er war der glänzendste Sprecher auf dem deutschen Theater seiner Zeit. Er beherrschte die Prosa wie den Vers und verfiel nie in leere Deklamation. Er war auch groß als Vorleser. Der Kapellmeister Schweizer hat wiederholt erklärt, daß ihn die Gewalt und die Harmonie des Ekhofschen Organs wechselweise in Erstaunen und Entzücken versetzte. Der kluge, sorgfältig abmessende Künstler zeigte sich bei Ekhof auch in seiner Haltung, Bewegung und in seinen Gebärden. Aber nicht nur als Schauspieler, auch als Bühnenleiter war er bedeutend. Er hat sich auch als Gelegenheitsdichter und Übersetzer betätigt.

Ekhof hat die Bewunderung seiner Zeitgenossen denn auch in höchstem Maße gefunden. Lessing erwähnt ihn wiederholt in seiner „Hamburgischen Dramaturgie“ mit Worten höchster Anerkennung. „Indes“, heißt es an einer Stelle, „mag dieser Mann eine Rolle machen, welche er will; man erkennt ihn in der kleinsten noch immer für den ersten Akteur und bedauert, auch nicht zugleich alle übrigen Rollen von ihm sehen zu können.“ An einer anderen Stelle hebt er des Künstlers glänzende körperliche Beredsamkeit hervor. Sind die zeitgenössischen Berichte naturgemäß auch nicht ganz ohne Widersprüche, und sind die Leistungen eines Schauspielers, dessen Wirken so durchaus der Gegenwart gilt, andererseits geschichtlich nur nach dem Eindruck auf andere zu schildern, so dürfen wir doch sagen, daß die gewichtigen Quellen alle Ekhof als einen auserwählten Herrscher in seinem Reiche bezeugen.

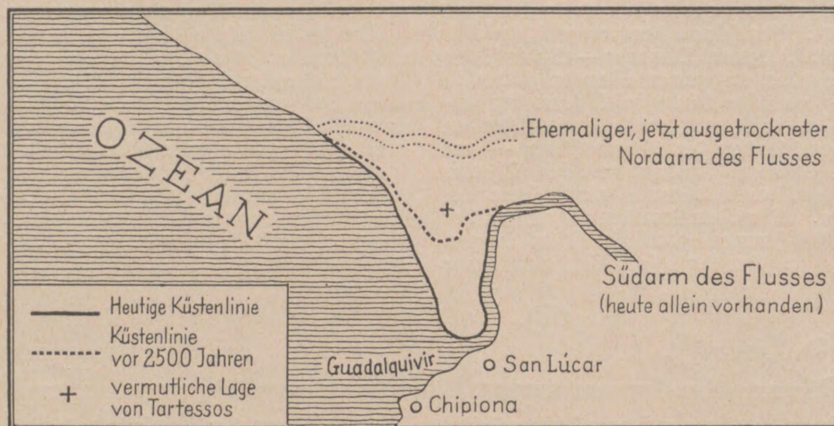
Und dabei führte dieser große Künstler ein Dasein voll Mühe, Entbehrungen und Kummer. Viele Jahre lebte er an der Seite einer schwachsinnig gewordenen Frau. Jahrzehntelang mußte er mit Schauspielertruppen für einen kargen Sold von einem Ort zum andern wandern. Nach einem anstrengenden Leben früh gealtert, war er während der Jahre seiner in Gotha endlich erreichten Seßhaftigkeit ein gesundheitlich gebrochener Mann. An der nun aufsteigenden Epoche von literarischem und theatralischem Glanz mitzuwirken, war er nicht mehr berufen. Am 11. Februar 1778 hat er als „Geist“ im „Hamlet“ die Bühne zum letztenmal betreten. Am 18. Juni veranstaltete das Gothaer Hoftheater eine Totenfeier für den Künstler. Am 19. Juni früh wurde er auf Kosten der Freimaurerloge zum Rautenkranz in Gotha zur Erde bestattet.

Franz Neubert.

WISSEN UND LEBEN

Die Lösung des Atlantis-Problems? (Hierzu die Karte auf der nächsten Seite.) Unendlich oft ist seit Jahrhunderten, ja, Jahrtausenden darüber diskutiert worden, was der berühmte Bericht des Plato über die hohe Kultur einer rätselhaften, angeblich im Atlantischen Ozean versunkenen Insel Atlantis wohl zu bedeuten haben könne. Manche glaubten und glauben noch heute, das Ganze sei eine Fabel, ein Phantasiebericht; doch ist diese Annahme aus verschiedenen sehr triftigen Gründen keinesfalls haltbar. Andere haben die Platosche Atlantis in Amerika, auf den Azoren, in Skandinavien und in Togo, ja selbst auf Ceylon, im Kaukasus und — in Spitzbergen gesucht! Keine dieser Hypothesen konnte voll befriedigen. Die Vielheit von Erklärungsversuchen zeigt schon hinreichend, wie schwer es war, den Bericht des Plato zu deuten. Alle Einzelheiten darin konnten ohnehin nicht wörtlich zutreffen. Es ist geologisch einfach undenkbar, daß irgendwo im Atlantischen Ozean westlich von der Gibraltar-Straße eine gewaltig große Insel „in einer Nacht und in einem Tage“ spurlos vom Meer verschlungen wird. Derartiges kommt nur in der Sage vor, niemals in Wirklichkeit. Und wo soll denn die versunkene Insel eigentlich gelegen haben? Sie müßte ja gleich ein paar tausend Meter unter das Meer hinuntergetaucht sein, denn der Ozean weist in den in Betracht kommenden Teilen überall Tiefen von rund 4000 m auf. Das alles sind glatte Unmöglichkeiten. Daß also der Platosche Bericht, wenn man seine Tatsächlichkeit als sicher voraussetzt, auch erdichtete und entstellte Züge neben den wahren enthalten muß, kann von vornherein nicht dem leisesten Zweifel unterliegen. Endlich scheint nun jetzt einem deutschen Forscher die völlig befriedigende Lösung der alten Streitfrage geglückt zu sein, und zwar in einer überraschend einfachen Weise. Der Ordinarius für Alte Geschichte an der Universität Erlangen, Dr. Adolf Schulten, der seit Jahrzehnten die früheste Geschichte Spaniens zu seinem Spezial-Forschungsgebiet erkoren hat, dürfte zur Zeit auf dem besten Wege sein, das Rätsel im Zusammenhang mit einem anderen historischen Problem zu lösen. Schulten hat im Jahre 1922 in Hamburg eine wertvolle, umfangreiche Studie „Tartessos“ erscheinen lassen. Er schildert darin die bisher nur mehr als lückenhaft bekannte Geschichte der uralten spanischen Stadt Tartessos, die uns auch in der Bibel unter dem Namen Tarschisch an vielen Stellen genannt wird, und die anscheinend die weitaus älteste Handelsstadt Europas gewesen ist. Vornehmlich durch den Handel mit Silber, Kupfer, Zinn und Bronze müssen sich die Tartessier frühzeitig zu einer großen Handelsmacht aufgeschwungen haben. Mit ihr, deren Anfänge anscheinend bereits bis auf die Zeit um 2000 v. Chr. zurückgehen, haben die Phönizier vor allem Handel getrieben. Von Tartessos holten sie offenbar einen beträchtlichen Teil der Waren, mit denen sie das ganze Mittelmeergebiet versorgten; ihre westlichste Kolonie Gades (Cadiz) diente vornehmlich der ständigen Berührung mit dem nahen Tartessos. Diese Stadt erlangte aber ihre stolzeste Blüte erst in der Zeit zwischen 660 und 540 v. Chr. In diesen 120 Jahren trieben auch die Griechen direkten Handel mit ihr und lernten den erstaunlichen Reichtum und die hohe Kultur der Tartessier aus eigenem Augenschein kennen. Nicht weniger als 80 Jahre lang, von 620 bis 540 v. Chr., regierte dabei in Tartessos ein und derselbe König Arganthonios, der ein Alter von 120 Jahren erreicht haben soll. Bald nach dem Tode des Arganthonios brach aber das Verhängnis über Tartessos herein. Die Karthager eroberten Südspanien und scheinen

um das Jahr 530 v. Chr. — keine Chronik meldet das geringste darüber — Tartessos erobert und zerstört zu haben. Plötzlich sinkt es wie ein schwerer, dunkler Schleier über die stolze Handelskönigin; sie verschwindet spurlos dem Blick. Die Karthager müssen die alten Handelsbeziehungen der Tartessier restlos an sich gebracht haben, sie sperrten die Meerenge von Gibraltar für jegliche nicht-karthagische Schiffahrt, so daß schon im Jahre 480 Pindar die Säulen des Herakles als das Nonplusultra der griechischen Schiffahrt bezeichnet, das sie für rund drei Jahrhunderte, bis zur Eroberung Südspaniens durch die Römer (206 v. Chr.), auch blieben. Die Griechen haben offenbar nie erfahren, was aus Tartessos geworden war. Keiner ihrer Schriftsteller meldet irgend etwas davon. Die blühende spanische Stadt, mit der sie 120 Jahre lang Verkehr unterhalten hatten, war mit einem Schlage spurlos verschwunden, das Meer, an dem sie gelegen hatte, war plötzlich unschiffbar geworden. Was Wunder, wenn die Sage sich des Gegenstandes bemächtigte, ähnlich wie es 1½ Jahrtausende später mit der wendischen Handelsstadt Jumne = Vineta abermals der Fall war, wenn man zu der Vorstellung kam, irgendein Naturereignis habe die Stadt vertilgt und die Meere jenseits der Säulen des Herakles unfahrbar gemacht! Man erkennt schon, worauf diese Beweisführung hinauswill. Schulten stellt die Formel auf: Tartessos ist die Atlantis, und alles, was Plato von der geheimnisvollen Insel im Ozean zu berichten weiß, ist nur ein Nachhall alter, verschollener Erinnerungen an das versunkene „spanische Vineta" Tartessos. Schulten stützt diese durch ihre Einfachheit wie durch ihre Originalität in gleicher Weise überraschende These durch eine große Anzahl einleuchtender und überzeugender Gründe. Aus der Fülle der Schultenschen Beweise mögen nachstehend nur einige der bedeutungsvollsten in aller Kürze herausgegriffen werden: Tartessos lag auf einer Insel wie Atlantis, und zwar in der Mündung des Guadalquivir (dessen nördlicher Mündungsarm heute verschwunden, aber im Gelände erkennbar ist), also hinter den Säulen des Herakles, und zwar, wie die Hauptstadt der Atlantier, nicht unmittelbar am Meer, sondern etwas abseits, in einer nach Süden weit offenen, dagegen nach Norden durch ein äußerst metallreiches Gebirge (Sierra Morena) geschützten Ebene. Wie in der Atlantis, waren Kupfer, Zinn und Silber in Tartessos so häufig, daß die Zinnen der Mauern damit geschmückt wurden. Als die Römer 206 in das Guadalquivir-Gebiet kamen, fanden sie daselbst u. a. Pferdekrippen aus Silber. Platos Bericht, daß in der Atlantis stets der Älteste König sei, paßt vortrefflich zu dem letzten, 120 Jahre alten König von Tartessos; seine Nachricht von den Jahrtausende alten, schriftlich aufgezeichneten Gesetzen der Atlantier deckt sich nicht minder gut mit der Überlieferung, daß die Tartessier 6000 Jahre alte schriftliche Gesetze und demnach auch eine eigene Schrift besessen haben sollen. Nimmt man nun hinzu, daß auch die eigentümlichen Züge der Atlantis-Fabel, das spurlose Verschwinden und die Unbefahrbarkeit der benachbarten Meere, auf Tartessos wörtlich zutreffen, wenn man sich bewußt bleibt, daß nicht geophysikalische, sondern politische Gründe sie bedingt haben, so ergibt sich allerdings schon eine solche Fülle der bemerkenswertesten Übereinstimmungen, daß über die Identität von der Atlantis und Tartessos kaum noch ein Zweifel bestehen kann. Auf andere derartige Übereinstimmungen, die zum Teil auch noch höchst überraschend sind, kann an dieser Stelle aus Raummangel nicht eingegangen werden. Die einzige sichtbare Abweichung ist Platos Behauptung, die Atlantis sei so groß gewesen wie Kleinasien und Libyen (Nordafrika) zusammengenommen. Diese Überlieferung, die den wirklichen Tatsachen in keinem Fall entsprochen haben kann, deutet Schulten in durchaus einleuchtender Weise dahin, daß nicht die Insel selbst, sondern das von ihr beherrschte Handelsgebiet so groß gewesen sei, denn dieses reichte in der Tat von Britannien bis zur Adria. Die Insel selbst in der Guadalquivir-Mündung hatte nur eine Längenausdehnung von 18 km. Schultens Aufmerksamkeit gilt vornehmlich dem Tartessos-Problem. Die Identität von Tartessos mit der Atlantis wird von ihm nur nebenbei auf drei Seiten seines Buches erörtert. Seit einer längeren Reihe von Jahren weilt Schulten im Herbst alljährlich im südwestlichen Spanien, um die Ruinen von Tartessos im Erdboden aufzudecken. Bisher hat er sein letztes Ziel noch nicht erreicht, aber er scheint doch dem — im Dünensand, nicht im Meer — versunkenen „spanischen Vineta" auf der Spur zu sein. Die Gegend, in der nach Überresten gesucht werden muß, steht ziemlich einwandfrei fest: es kommt wohl das heutige Nordufer der Guadalquivir-Mündung gegenüber dem kleinen Hafen San Lucar in Betracht (siehe Abbildung). Das dortige Land gehört dem Herzog von Tarifa, einem reichen spanischen Granden, der seit 1923 Schultens Forschungsarbeiten finanziert hat. Das betreffende Gebiet, die Coto de Doña Ana, ist heute ziemlich trostlos und menschenleer, und es ist leider zu fürchten, daß die Überreste von Tartessos nicht nur unter gewaltigen Dünen verschüttet, sondern obendrein auch noch unter den Grundwasserspiegel hinuntergesunken sind, was natürlich ihre Wiederausgrabung ganz gewaltig erschweren und verteuern würde. Im Herbst 1923, 1924, 1926 und 1927 hat Schulten nach mehrjährigen, sorgsamen Vorstudien eigentliche Grabungen an den theoretisch und auf Grund der Geländebeschaffenheit ermittelten Stellen geleitet. Das eigentliche Ziel, die Aufdeckung von Tartessos selbst, ist bisher nicht geglückt und wird auch wohl, der eben erörterten ausnehmend großen Schwierigkeiten wegen, noch längere Zeit auf sich warten lassen. Aber es sind einige immerhin bemerkenswerte, wenn auch bescheidene Funde gemacht worden, die den wichtigen Schluß gestatten, daß man auf der richtigen Spur ist. So sind Überreste einer altrömischen Fischersiedlung aufgedeckt worden, deren Wohnstätten, Fischereibehälter usw. aus starken Steinen erbaut worden waren. Da das dortige Gebiet weit und breit kein noch so kleines Steinchen aufweist und diese Steine nur aus der immerhin nicht ganz nahen Sierra Morena stammen können, würde man vor einem Rätsel stehen, wie solche schwere Steinmengen von armen Fischern an Ort und Stelle gebracht worden sein sollen, wenn sich nicht der Schluß geradezu aufdrängte, daß sie eine in der Nähe befindliche Ruinenstätte ausgebeutet haben müssen. Bei den jüngsten Grabungen ist in diesem Fischerdörfchen auch eine Marmor-



Die spanische Küste an der Mündung des Guadalquivir in der Vorzeit und heute.

(Zu dem auf der vorhergehenden Seite beginnenden Beitrag „Die Lösung des Atlantis-Problems")









basis mit schönem Profil gefunden worden, und obendrein ein weiterer Beweis, daß man an der richtigen Stelle ist: es werden im Gelände die vier alten Mündungsarme des Guadalquivir nachgewiesen, an deren Südseite, nach einem von Avien benutzten, sehr alten Originalbericht, Tartessos liegen sollte. Der interessanteste Fund aber war ein kleiner Fingerring mit Inschriften auf der Außen- und Innenseite in einer bisher völlig unbekannten Schrift. Schulten vermutet, daß diese Schrift, von der sich Spuren auch auf Münzen von neun altspanischen Städten der Provinz Cadiz gefunden haben, die tartessische ist. Wer ohne Vorurteil das Atlantis-Problem betrachtet, wird zugeben müssen, daß Schultens Lösung des uralten Rätsels von einer wahrhaft bestechenden Einfachheit, um nicht zu sagen, Selbstverständlichkeit, ist, und wenn auch Tartessos-Atlantis bisher noch nicht aufgedeckt werden konnte, so werden viele geneigt sein, Schulten recht zu geben, wenn er sagt: „Die Übereinstimmung zwischen der Atlantis und Tartessos ist in der Tat so groß, daß sie wohl nicht zufällig sein kann.“ — Diese vor einiger Zeit niedergelegten Ausführungen habe ich inzwischen in meinem Buch „Von rätselhaften Ländern“ eingehend und unter Einbeziehung auch der homerischen Geographie (Phäakenland!) weiter erörtert. Sie müssen aber eine Ergänzung erfahren, da die Atlantis inzwischen schon wieder an zwei neuen Stellen gefunden worden sein soll: ein Engländer will sie in Brasilien und der Münchener Geograph Borchardt in Tunis entdeckt haben. In jüngster Zeit brachten das „Berliner Tageblatt“ und andere Blätter die Nachricht, Borchardt habe bei der Oase Udref deutliche Spuren der alten Poseidonsburg der Atlantis gefunden. Die Nachricht muß zunächst mit erheblicher Skepsis aufgenommen werden, zumal da authentische Privatmeldungen aus Tunis besagen, daß eine fachmännische Untersuchung der von Borchardt gefundenen Überreste alter Bauten noch gar nicht stattgefunden hat, so daß sich die Zeit ihrer Errichtung bisher nicht datieren läßt. Erst wenn die wissenschaftliche Fachpresse die Zeitungsmeldungen bestätigen sollte (was mehr als unwahrscheinlich ist), kann die neue These als diskutabel gelten, die weder mit dem Bericht Platos zu vereinbaren ist, da dieser ausdrücklich betont, die Atlantis habe „außerhalb“, also westlich der Gibraltarstraße, gelegen, noch mit den kulturhistorischen Tatsachen irgendwie im Einklang steht, die deutlich auf die Guadalquivir-Mündung als Zentrum des antiken Metallhandels verweisen. Schultens These ist wissenschaftlich unvergleichlich viel besser fundiert als irgendeine andere. Prof. Dr. R. Hennig.

Gastronomisches. Je reicher ein Volk wird, um so üppiger wird seine Lebensweise, um so reichhaltiger seine Speisekarte, um so erfinderischer seine Küche. Oft haben aber auch Armut und Not Tiere nicht nur eßbar, sondern für die, die sich daran gewöhnen mußten, zur Delikatesse gemacht. So finden wir auf der Speisekarte mancher Völker Gerichte, deren Namen manchem schon ein Ekelgefühl erregen kann. Dort aber gelten sie als Leckerei. Im alten Rom gab es bei besonderen Festlichkeiten gebackene Pfauen- und Lerchenzungen. Ebenda wurden Siebenschläfer in großen, von unübersteigbaren Mauern eingehegten Parken gezüchtet und für die Küche der feinen Leute gemästet. Ratten, Eichhörnchen und Katzen wurden in Belgien sehr viel verzehrt und als besonders schmackhaft bezeichnet. Daß nicht nur Zigeuner hinter fetten Hunden her sind, ist bekannt. Als die Indianer Nordamerikas noch in Bison- und anderem Wildbret sowie in Fischen schwelgen konnten, mästeten sie sich schon für besondere Feiern Hunde. Vögel aller Arten waren immer und überall geschätzt. Bekannt ist, daß die Südländer in ihren Bergen die diese auf dem Zuge überquerenden Vögel in großen Netzen einfangen, wahllos hinmorden und zu Markte bringen, wo sie als Delikatessen feilgeboten werden. Unter allen Vögeln sind es wohl nur die Geier, deren Fleisch kein Mensch essen mag. Habichte, Reiher und Papageien werden als sehr fein schmeckend bezeichnet. Junge Krähen gelten nicht nur bei den Bewohnern der Kurischen Nehrung als Leckerbissen. In einem erstklassigen Jenaer Gasthause fand ich auf der Speisekarte als „heute besonders zu empfehlen“ junge Krähen, die der Krähenkolonie einer Saale-Insel bei Jena entstammten. Übrigens genießen die Bewohner der Nehrung, und manche andere auch, nicht nur die jungen Krähen, wenn auch diese möglichst vor den alten. Exotische Völker haben, für unsere Begriffe wenigstens, auch einen exotischen Geschmack. Schlangen gelten bei manchen Völkern als sehr schmackhaft. Südamerikanische Indianer essen Affen, deren Fleisch uns zu zäh und bitter sein würde. In Ostasien sind Fledermäuse küchenfähig, und in Nordamerika soll es Leute geben, die das Stinktier als delikaten Braten schätzen. Daß Walfischfleisch als zart und fein schmeckend gilt, überrascht uns weniger. In den Tropen werden Eidechsen verspeist, und viele Eingeborenenstämme Afrikas lieben das Fleisch des Krokodils. Vom Haifisch wählen die Chinesen im allgemeinen nur die Flossen, während die Siamesen diesem Räuber gegenüber weniger wählerisch sind. Kaviar bedeuten für manchen Genießer bei uns die Augen des Schellfisches. In einigen tropischen Gegenden bekommt man ganze Gerichte aus Fischaugen vorgesetzt. In Kleinasien aber gibt es gar ein Schafaugengericht. Die Japaner rühmen gekochte und feingewürzte Quallen. Daß eins der ekelhaftesten Meerestiere aber, der Tintenfisch, nicht nur auf zahlreichen asiatischen, sondern auch italienischen Märkten feilgeboten und viel gekauft wird, um mit Genuß verspeist zu werden, mutet uns sonderbar an, wenn wir uns das widerliche Äußere vor Augen halten. Noch verkehrter aber erscheint unserem Empfinden die Vorliebe gewisser Naturvölker für Insektengerichte. Die Hottentotten Südafrikas nutzen das im übrigen so gefährliche Auftreten großer Heuschreckenschwärme aus, indem sie aus den Eiern der zu Millionen erschlagenen Tiere eine — Kraftbrühe herstellen. Auch in geröstetem Zustande gelten diese Insekten bei vielen Araber- und Negerstämmen Nordafrikas noch heute als Leibgericht. Die Hottentotten wissen auch die Termiten als menschliches Nahrungsmittel zu schätzen. Sie sollen wie süßer Mandelteig schmecken. — Wir sehen: jeder hat seinen Geschmack. Oft sind es aber nur gewisse Vorstellungen und dadurch hervorgerufene autosuggestive Reize, die uns eine an sich wohlschmeckende, nahrhafte und bekömmliche Speise ekelhaft erscheinen lassen, sobald wir erfahren, von welchem uns bisher als nicht eßbar bekannten Tier sie herrührt. So soll Dachsbraten nach einer gründlichen Wässerung in kaltem fließenden Wasser ausgezeichnet schmecken, die Leute aber, die ihn zum erstenmal aßen und den „herrlichen Schweinsbraten“ gar nicht genug loben konnten, bekamen fast restlos Erbrechungsgefühle, sobald sie hörten, welches Tier den Schweinsbraten lieferte. „Wat de Buer nich kennt, dat fritt he nich“ — heißt's in Niedersachsen. Warum speien wir aus, wenn wir hören, daß gewisse Naturvölker gedörrte Raupen verspeisen, die Franzosen Schnecken und Froschschenkel als Leckerei bezeichnen, die Chinesen und Malaien die aus Speichel hergestellten Nester der Salangane, eines an Felsen bauenden Seglers, wie Kaviar bewerten? Gibt es doch bei uns genug Leute, die den halbverdauten Wurminhalt aus dem Magen der Schnepfe, den sogenannten „Schnepfendreck“, auf gerösteten Butterbrötchen als ganz seltene und hervorragend pikante Delikatesse genießen! W. Hochgreve.

Warum reifen so wenig Haselnüsse? Die Hasel wächst bei uns fast überall, sie blüht auch jedes Jahr sehr reichlich, aber ihr Fruchtansatz ist recht bescheiden. Wie die meisten unserer Waldbäume, ist auch der Haselstrauch darauf angewiesen, daß der männliche Blütenstaub aus den Röllchen auf die verhältnismäßig weit entfernten, blattknospenähnlichen weiblichen Blütenstände gelangt. Während dies bei den hohen Bäumen in der Regel sehr erfolgreich vom Winde besorgt wird, muß die als niedriges Unterholz wachsende Hasel oft darauf verzichten. Neuere eingehende Beobachtungen durch Professor Fritsch in Graz haben nun allerdings ergeben, daß die erfolgreiche Erschütterung der befruchtenden Röllchen auch durch Tiere geschieht, und zwar weniger durch Vögel als durch gewisse Insekten. Der Blütenstaub entwickelt seine Flugbereitschaft nur bei sonnig-trockenem und windstillem Wetter. Setzt hierauf ein in schwachen Luftströmungen und sanften Stößen sich äußernder Wind

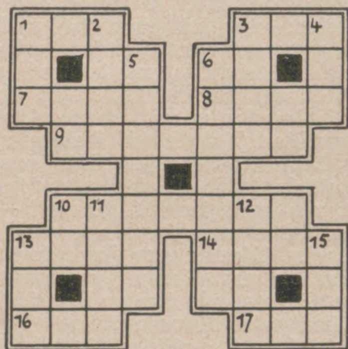
ein, so steht es gut um die Befruchtung. Leider bleibt jedoch der Wind oft gerade dann ganz aus, oder er verbindet sich mit Regen, oder er wird zum Sturm. Die in Steiermark mit Vorliebe Haselpollen fressenden Insekten gehören zu den Fliegengattungen Melanostoma, Pollenia, Chironomus, Syrphus und Lucilia. Sie setzen, ohne den Pollen als Puder direkt zu übertragen, lediglich durch ihr Anfliegen die reifen Blütenstaub enthaltenden Röllchen in Erschütterung und bepudern so indirekt die weiblichen Blüten der Nachbarschaft. Da jene Insekten, übereinstimmend mit den Bedingungen der Pollenreife, ebenfalls nur bei Windstille fliegen, so besteht hier eine für die Haselbefruchtung sehr zweckmäßige Anpassung. Die Hasel stellt jedoch auch bestimmte Ansprüche an Boden und Standort. Letzteren kann sie sich oft nicht wählen, da ihre Früchte heute fast nur von Eichhörnchen, Haselmäusen, Hähern, Dohlen usw. durch Verschleppen, Verlieren und Vergessen auf Plätze, die für Wachstum und Gedeihen des Haselstrauches meist ganz ungeeignet sind, weiterverbreitet werden. Der günstigste Standort für Befruchtung und Fruchtreife ist der Steilhang hoher Ufer von Bächen, Flüssen und Seen. Die Hasel düngt den Boden mit ihrem welken Laub vortrefflich und macht ihn nicht nur sehr humusreich, sondern auch krümelig wie gute Gartenerde, wobei der steile Hang durch ganz allmähliches Abrutschen der obersten Bodendecke nachhilft. Noch wichtiger ist der Steilhang für die Besonnung. Das zeigt sich so recht im größten und ertragreichsten Haselnußgebiet der Erde, an der Nordküste Kleinasiens von Batum bis Sinope. Auf dieser 500 km langen Strecke dringt die Hasel von der Küste des Schwarzen Meeres oft bis auf fünf Wegstunden das steile Pontische Gebirge hinauf. Diese Hänge lassen nicht nur die oft zur Haselblüte einsetzenden starken Niederschläge rasch zu Tal rinnen, sondern sie speichern auch die hier lange Zeit des Tages senkrecht auftreffenden Sonnenstrahlen zugunsten der baumelnden Kätzchen, deren Blütenstaub durch die vom Boden zurückgeworfene Wärme sehr schnell reift und flugfähig wird. Bei dem äußerst regen Insektenleben an diesen frühlingswarmen Abhängen ist natürlich auch viel besser als in Deutschland oder Steiermark für die besagte künstliche Erschütterung der Kätzchen gesorgt; aber sicher ließen sich auch bei uns, schon durch bessere Berücksichtigung des Standortes, bei regelrechter Haselkultur an zahlreichen Steilufern mit der Zeit reichere Ernten erzielen.

Hermann Radestock.

Anmerkung der Schriftleitung. Auf dem Umschlag dieses Heftes bringen wir ein Gemälde „Mädchen in den Bergen" von Karl Stratil.

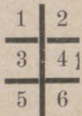
ZUM NACHDENKEN

Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 1 Farbe, 3 Eigenschaft des Kriegers, 7 Armee, 8 Berg bei Innsbruck, 9 Geschoß, 10 altes deutsches Maß, 13 großer Landsee in Nordafrika, 14 Wagnersche Operngestalt, 16 Stammutter, 17 Klostervorstand; senkrecht: 1 Waldtier, 2 Nebenprodukt der Gasfabrikation, 3 Teil des Schiffes, 4 Bodensenkung, 5 spanische Stadt, 6 türkische Münze, 11 feuerflüssige Masse, 12 Verbannungsinsel Napoleons, 13 Getränk, 15 Gattung.

Silbenkreuz.



1—2 Düngemittel, 1—3 Nebenfluß der Wolga, 1—4 Gebirgsschluchten, 2—3 Hauptstadt von Peru, 2—4 italienische Geldeinheit (Mehrzahl), 3—4 Mondflecke, 3—5 Insektenlarve, 3—6 inneres Organ, 4—5 Wortfolge, 4—6 atmosphärischer Niederschlag, 5—6 Waffe.

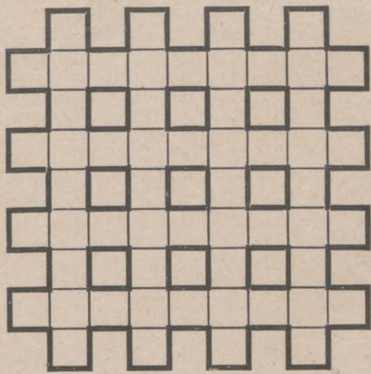
Es bleibt sich gleich.

Kennst du die Tiere, die man hetzt?
Ihr erstes Zeichen setz' zuletzt,
Dieselben sind's von hinten jetzt.

Kammrätsel



Richtig geordnet, ergeben die Buchstaben: a a a a a a a a d e e e e e g g h h i i i i i l l m n n n n n n n o o p r r r r r s t t t t w w wagerecht: Freistaat in Südamerika; senkrecht: 1 europäischer Freistaat unter französischer Schutzherrschaft, 2 schottländische Hafenstadt, 3 flüssiges Erdöl, 4 europäischer Staat, 5 Zwischenzeit, 6 buddhistisches Ideal.



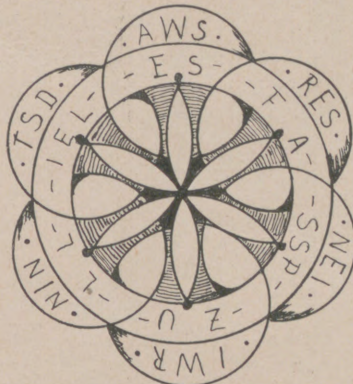
Gitterrätsel.

Wenn die Buchstaben:

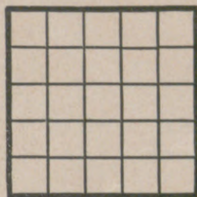
a a a a a a b b d d d d
e e e e e e e e f f f g g
i i i i i k k l l l l l l l
l m m n o o o o r r r r t t u

richtig eingeordnet werden, ergeben sich vier Wörter, die senkrecht und wagerecht gleichlauten. Die Wörter bedeuten: Krokodilart, deutsche Stadt, bester Zucker, Klebäther.

Kryptogramm.



Magisches Zahlenquadrat.



In die Felder des Quadrats sind die geraden Zahlen von 2 bis 50 so einzuordnen, daß die Summe jeder horizontalen wie vertikalen Reihe, ebenso auch die Summe jeder der beiden Diagonalen 130 ergibt.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4343.

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

a — a — al — au — bach — beth — cä — che — ci — da — dech — der — dros — e — ei — els — fer — gang — gäu — ge — gen — gne — ho — id — im — ka — krit — land — len — li — ling — lo — lu — ma — mi — mie — ne — nor — po — ra — sans — schil — se — sel — si — so — stroph — the — ti — um — ur — we — wie — zel

sind 21 Wörter von folgender Bedeutung zu bilden: 1 Deutscher Dichter, 2 Reptil, 3 Leichtmetall, 4 heimischer Singvogel, 5 Sinnesorgan, 6 österreichische Münze, 7 indische Sprache, 8 Wissenschaft, 9 Schweizer Getreidemaß, 10 weiblicher Vorname, 11 Lehrstuhl, 12 Waschmittel, 13 Landschaft östlich vom Bodensee, 14 deutscher Maler, 15 Horn-Ersatz, 16 Aschegefäß, 17 neuzeitlicher deutscher Romanschriftsteller, 18 weiblicher Vorname, 19 päpstliche Krone, 20 Auslassungszeichen, 21 europäischer Staat. — Die Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ergeben ein russisches Sprichwort (ch = 1 Buchstabe).

Verwandlungsrätsel.

S a z
— — — —
— — — —
— — — —
H e i m

Verwandle das obenstehende Wort durch viermalige Änderung je eines Buchstabens in das untenstehende! Jedes der verwandelten Wörter muß einen Sinn haben.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4341.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 2 Sol, 4 Vater, 6 Lid, 8 Lama, 10 Eber, 13 Lateran, 16 Tatar, 18 Raabe, 21 Wasa, 22 Sahib, 23 Belt, 24 Galba, 26 Adoni, 28 Algebra, 31 Isar, 32 Earl, 33 Ehe, 35 Niere, 36 See; senkrecht: 1 Loti, 2 Salat, 3 Leder, 5 Gala, 7 Lena, 9 Marsala, 11 Barbara, 12 Fasan, 14 Echse, 15 Abend, 16 Tag, 17 Tal, 19 Abo, 20 Eli, 25 Base, 27 Darm, 29 Greis, 30 Beere, 34 Heer.

Segmenträtsel: 1 Tanz, 2 Tank, 3 Takt, 4 Taku, 5 Turf, 6 Turm, 7 Tube, 8 Tuba, 9 Kerl, 10 Kern, 11 Keil, 12 Keim, 13 Kinn, 14 Kind, 15 Kiel, 16 Kiew, 17 Retz, 18 Reti, 19 Resi, 20 Rest, 21 Ried, 22 Ries, 23 Rind, 24 Ring, 25 Hefe, 26 Heft, 27 Held, 28 Helm, 29 Haut, 30 Haus, 31 Hals, 32 Halm.

Magisches Leistenrätsel: Libelle — Leisten — Ilmenau.

Silbenrätsel: 1 Firmament, 2 Etui, 3 Spanien, 4 Tafelland, 5 Gardine, 6 Eber, 7 Marmelade, 8 Agrarier, 9 Urwald, 10 Elfriede, 11 Regenbogen. — Festgemauert in der Erden . . .

Silben-Ergänzungsrätsel: **Niederwald, Oberon, Tokio, Kapaun, Energie, Norwegen, Narkose, Tinte, Klavier, Erdnuß, Ilmenau, Notar, Goliath, Element, Borneo, Orden, Tornado.** — Not kennt kein Gebot.

Mahnruf: Sch(m)utz.

Rösselsprung: Es ist auf Erden keine Nacht, / Die nicht noch ihren Schimmer hätte; / So groß ist keines Unglücks Macht, / Ein Blümlein hängt an seiner Kette, / Ist nur das Herz vom rechten Schlag, / So baut es sich ein Sternenhaus / Und schafft die Nacht zu hellem Tag, / Wo sonst nur Asche, Schutt und Graus. (Goethe.)

Liederrätsel: Hab' Sonne im Herzen, und alles wird gut. (Cäsar Flaischlen.)

Ergänzungsaufgabe:

N O — T A R — N O W
O L — G A — B E
T U L — P E — T E R
B E U — T E L — T O W
R Ä U — B E R — T A
I N — G E — O R G
C E L — L E — G A T
H A U — B E — L E G
T I — G E R — S T E
E R — N A — R E W
I N — K A — L I
S Ü N — D E — G E N
E D — G A R — T E N
N A — S E — N A T

Not bricht Eisen. — Wer wagt gewinnt.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W. 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Röder, beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Anzeigen=Vertreter für die Schweiz: Annoncen=Expedition Kosmos, Friedrich Schröder, Zürich, Mosseestraße 12. General=Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris 8. e., 44/bis Rue Pasquier.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG + I. I. WEBER + LEIPZIG

NR. 4343. 170. BAND

7. JUNI 1928

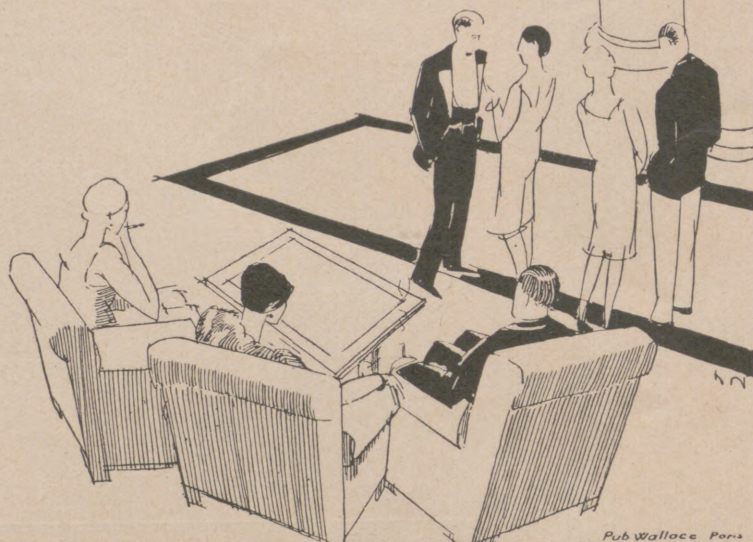
AUTOMOBIL-NUMMER

EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4343. 170. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 7. Juni 1928.


Pub. Wallace Paris




PARIS


AUSSTELLUNG MÜNCHEN
1928
HEIM UND TECHNIK

Allgemeine Notizen.

Die diesjährigen Nordlandreisen der Hamburg-Süd. Aus der von Jahr zu Jahr vermehrten Anzahl der Nordlandfahrten, welche die Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrts-Gesellschaft mit ihren modernen Passagiermotorschiffen mit Einheitsklasse unternimmt, läßt sich der Schluß ziehen, daß der hohe Norden, Norwegen und Spitzbergen, als Touristenländer während des Sommers immer größere Beliebtheit erlangen. In der bevorstehenden Reisesaison werden die beiden Motorschiffe „Monte Olivia“ und „Monte Cervantes“ insgesamt sieben Reisen nach dem hohen Norden unternehmen, deren erste am 4. Juni begonnen hat und in acht Tagen für den wohlfeilen Preis von 140 RM. nach den schönsten Fjorden von Südwestnorwegen führt, während die letzte vom 7. bis zum 25. August sich über das ganze westliche Norwegen bis nach Spitzbergen und an den Packeisgürtel ausdehnt. Der Zauber der nordischen Alpenlandschaft liegt in dem scharfen Gegensatz zwischen Winter und Sommer, der unvergleichlichen Stille in den Fjorden und Tälern, dem reichhaltigen Blumenschmuck, dem großartigen Bild der Berggiganten und Gletscherriesen und dem unbeschreiblichen Eindruck, den die brausenden und schäumenden wasserreichen Wasserfälle in ihrem fast senkrechten Sturz auf Ohr und Auge eines deutschen Touristen ausüben, während die Mitternachtssonne das nordische Alpenpanorama vergoldet. Näheres über Reisewege und Abfahrtszeiten enthält die Anzeige auf Seite 856 dieser Nummer.

Die Deutsche Gesellschaft für ärztliche Studienreisen weilte auf ihrer Besichtigungsfahrt durch sächsische Bäder zwei Tage in Bad Elster. Im Mittelpunkt des Besuches standen eingehende Besichtigungen der Badeeinrichtungen von Bad Elster, der Sonnenlichtheilstätte „Heimdall“ und des Sanatoriums Dr. Köhler. Der Vortrag des Vorsitzenden des Ärztevereins Dr. Bial löste eine interessante Diskussion über wichtige Fragen des deutschen Bäderwesens aus, unter besonderer Betonung der Wichtigkeit der wissenschaftlichen Erforschung der Heilmittel und ihrer Wirkung. Mit hoher Befriedigung schieden die Gäste von diesem vorbildlichen Staatsbad.

Die diesjährigen Heidelberger Festspiele finden in der Zeit vom 21. Juli bis zum 15. August wieder unter der künstlerischen Leitung von Gustav Hartung statt. Im

Schloßhof wird das „Käthchen von Heilbronn“ von Kleist mit der Musik von Carl Maria von Weber und „Ein Sommernachtstraum“ von Shakespeare mit der für die Heidelberger Inszenierung geschriebenen Musik von Ernst Krenek neu einstudiert und in zum großen Teil neuer Besetzung als Nacht-Vorstellung aufgeführt. — Die festlichen Beleuchtungen des Heidelberger Schlosses werden dieses Jahr noch am 10. Juni und voraussichtlich am 31. Juli, 11. August und 6. September stattfinden.

Die Wahrheit über St. Moritz. Es gibt in der Schweiz gewisse Kurorte, denen man vorwirft, im Vergleich mit andern Plätzen unverhältnismäßig teuer zu sein. Dieser Vorwurf wird hie und da auch St. Moritz gegenüber erhoben, meist aber von mit den tatsächlichen Verhältnissen schlecht Vertrauten. Was St. Moritz betrifft, so möge vorerst auf den Beschluß des Hoteliervereins St. Moritz hingewiesen werden, für die kommende Sommersaison eine allgemeine Preisreduktion vorzunehmen. In der Tat ist diese Ermäßigung auch durchgeführt worden, indem laut der vom Kurverein veröffentlichten Preisliste mehr als zwanzig Hotels und Pensionen Reduktionen bis zu 5 Fr. den Tag vorgenommen haben. Man hört zuweilen auch Klagen, daß man in St. Moritz nicht unter 20 Fr. den Tag leben könne. Tatsache ist aber, daß mehr als ein Dutzend Hotels und Pensionen für 10, 11 oder 12 Franken sehr gute Unterkunft und Verpflegung bieten. Auch beherbergt St. Moritz von Jahr zu Jahr mehr Schweizer und bezeichnenderweise gerade solche, die sich St. Moritz zu ihrem regelmäßigen jährlichen Kur- und Ferienaufenthalt gewählt haben. Rr.

Vor Antritt einer Autoreise wird häufig nicht an die Unterbringung der Gepäckstücke oder nicht an die Zweckmäßigkeit des Autokoffers gedacht. Einen außerordentlich zweckdienlichen Koffer für Automobile zu erfinden, ist der rühmlichst bekannten Koffer- und Taschenfabrik Moritz Mädler in Leipzig W 33 gelungen, die in Berlin, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Hamburg, Köln a. Rh. und Leipzig eigene Verkaufsgeschäfte unterhält. Die Firma Mädler hat es verstanden, für Wagen aller nur denkbaren Formen und Bauarten Koffer herzustellen, lieferte auch bereits für die bedeutendsten Karosseriefabriken Deutschlands ihre direkt mit dem Wagen verbundenen Autokoffer, die die flotte Linie des Autos in keiner Weise stören und preiswürdige Qualitätskoffer, unübertrefflich in Vollkommenheit und Zweckmäßigkeit sind.

Darf die Frau rauchen? Die letzten Jahrzehnte brachten die Frau der erstrebten Unabhängigkeit näher, hatten zugleich aber Lasten und erhöhte Verantwortlichkeit im Gefolge. Heute nimmt die Frau aktiv am Wettbewerb des Lebens teil und Kämpfe sollten stets mit gleichen Mitteln ausgetragen werden. Wer wollte da Egoist sein und etwa die Zigarette zum Vorrecht des Mannes stempeln?! Die zeitgemäße Sitte gestattet der Frau den anregenden und beruhigenden Tabakgenuß; ist doch Rauchen durchaus nicht unästhetisch, wenn es mit Anmut geschieht und, wenn die häßlichen Begleiterscheinungen beseitigt werden, denn bräunlich verfärbte Zähne und Tabakgeruch würden bei der Frau noch abstoßender wirken als beim Manne. Peinliche Körperpflege ist so zur Bedingung geworden, daß auch die Kunst, die Schönheit zu erhalten, streng gesundheitlichen Grundsätzen gerecht werden muß. Die Raucherin braucht ein Mundpflegemittel, das wirksam und nachhaltig den Ansteckungsstoff beseitigt, zugleich aber völlig unschädlich ist. Diese Eigenschaften besitzt das bekannte und vorzüglich bewährte Ortizon. Eine bis zwei Kugeln in einem halben Glas Wasser gelöst, geben ein erfrischendes Mundwasser, das wirksamen Sauerstoff entwickelt, die Zähne allmählich bleicht, den Glanz des Schmelzes erhöht und jeglichen Mundgeruch beseitigt. Ortizon ist auch für die Reise sehr zu empfehlen; durch seine feste Form braucht es wenig Platz, und vor allem ist ein Beschmutzen des Kofferinhaltes durch Auslaufen unmöglich.

Illustrirte Zeitung



Im Zeichen der Fernsteuerung: Flugzeug-Abwehrübungen des ferngelenkten englischen Schlachtschiffes „Centurion" im Mittelländischen Meer. Zeichnung von S. Drigin.

Von einer am Bug des Begleit-Zerstörers (links) befindlichen Fernlenkzentrale aus werden die elektrischen Befehle auf die Empfangsanlage am Heck der „Centurion" (rechts) übertragen. Über ihnen schwebende Flugzeuge versuchen, auf das Schlachtschiff Bomben abzuwerfen, aber mittels der drahtlosen Fernlenkung gelingt es dem unbemannten Schiff, sich den Bombenangriffen zu entziehen.

(Vgl. unseren Beitrag „Vom Kreiselkompaß zum Fernlenkschiff" in der Nummer 4338.)









Blick auf Kingsbay (Spitzbergen) mit der „Italia“ (im Hintergrund links) und der Starthalle (Mitte), in der das Luftschiff bis zu seinem Polflug untergebracht war. — Im Oval: General Nobile, der Führer der Luftschifferpedition. Links oben: Die „Italia“ beim Start zum Nordpolflug in Kingsbay. — Rechts oben: Abschied General Nobiles.

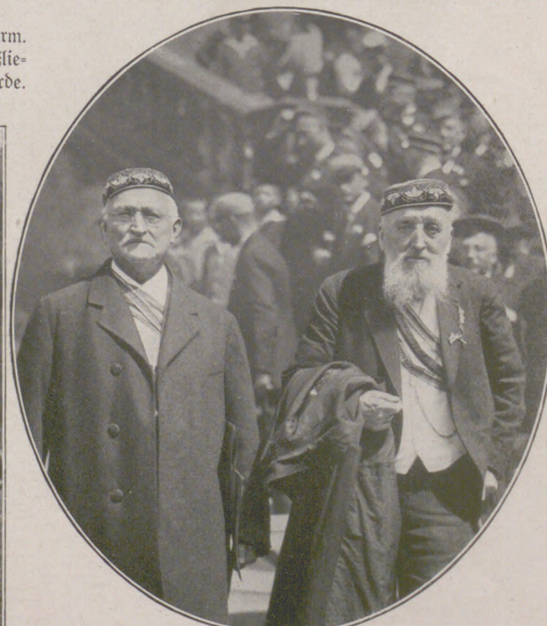
Bilder von dem verschollenen Nordpol-Luftschiff „Italia“.





Links: Der Dom in Halberstadt erhält ein neues Geläut als Ersatz für das im Krieg eingeschmolzene: Hochwinden einer Glocke am Uhrturm. Rechts: Vom Empfang der erfolgreichen amerikanischen Nordpolflieger Kapitän Wilkins und Eyelson in Berlin am 30. Mai: Die Begrüßung der Flieger auf dem Tempelhofer Felde; links Wilkins, rechts Eyelson, zwischen den Mikrophonen, mit denen die Feier vom Rundfunk übertragen wurde.





Von der Pfingsttagung der Deutschen Landsmannschaft in Coburg: Links: Die Teilnehmer am Sportfest der Deutschen Landsmannschaft, im Hintergrunde die Veste Coburg. Rechts: Gründungsmitglieder der Deutschen Landsmannschaft als Gäste der Tagung: (Rechts) Dr. Eugen Gantter, Frankfurt a. M., Ghibellinia-Tübingen (80 Jahre), und Fabrikbesitzer Klever, Köln, Ghibellinia-Tübingen (82 Jahre).

REVUE DER PARTEIEN

VON HEINRICH HEFFTER

In den neuen Reichstag, den das deutsche Volk am 20. Mai gewählt hat, ziehen die Vertreter von vierzehn verschiedenen Parteien ein. Was wollen all diese einzelnen Parteien? Was sind, vom neutralen Standpunkt des Historikers aus gesehen, ihre grundlegenden Leitsätze, ihre wesentlichen Merkmale, durch die sie sich voneinander unterscheiden?

Es wäre sehr einfach, einen gedrängten Auszug der verschiedenen Wahlprogramme zu geben. Aber das genügt nicht. Der Wahlkampf ist allzusehr durch taktische Rücksichten bedingt, auf die Werbung der Wähler eingestellt. Die offiziellen Programme verschweigen viele, mitunter die wesentlichsten der eigentlichen Ziele. Es ist bekannt, wie farblos und fast gleichartig die Grundsätze erschienen, mit denen nach dem Umsturz vom November 1918 die neugebildeten bürgerlichen Parteien an die Öffentlichkeit traten. Wer die Parteien so sehen will, wie sie wirklich sind, muß ihr Verhalten in der Politik der letzten Jahre prüfen; hier hatten sie sich zu bewähren, und hier enthüllten sie ihre wahren Ziele. Denn sie sind mehr als bloße Zweckverbände, die sich auf eine Reihe von Paragraphen festgelegt haben; sie sind irgendwie lebendige Persönlichkeiten, die sich entwickeln und in ihrer Entwicklung formen und umformen. Ihr Wollen ist abhängig von den Erfahrungen und Nachwirkungen ihrer Vergangenheit; es ist bedingt durch die Zusammensetzung und die Sonderinteressen ihrer Wählerschaft; es richtet sich nach den Aufgaben, die gerade in den Vordergrund des politischen Lebens gerückt sind. Was die Parteien in ihrem Handeln antreibt, sind nicht nur genau umrissene Ziele, sondern auch Stimmungen und Neigungen, die sich schwerer abgrenzen lassen. Und von großer Bedeutung ist, eben infolge der Zersplitterung des deutschen Parteiwesens, die Frage, mit welcher der anderen Parteien eine Zusammenarbeit möglich erscheint. Noch nie hat eine Partei im Reichstag die absolute Mehrheit besessen; auch die stärkste ist auf eine Koalition angewiesen. Jede Koalition beruht aber auf Kompromissen, die eine Abschwächung der einzelnen Parteiziele bedeuten. Im heutigen Deutschland wählt der Wähler nicht nur eine bestimmte Partei, sondern zugleich eine bestimmte Regierungskoalition.

So ist denn auch das eigentliche Ergebnis der Wahlen vom 20. Mai die Niederlage der bisherigen Regierungsmehrheit, nicht etwa eine umwälzende Verschiebung des ganzen Parteiwesens. Die Deutschnationalen, die größte Regierungspartei, haben die meisten Verluste erlitten, während die Sozialdemokraten, die größte Oppositionspartei, den Hauptgewinn davongetragen haben. Aber erst, wenn sie die Führung in einer neuen Regierung erlangen, sind sie die wahren Sieger. Was will nun diese Partei, die wahrscheinlich den kommenden Reichskanzler stellen wird?

Die Sozialdemokratische Partei ist als die Partei der Arbeiterschaft und des von Karl Marx begründeten Sozialismus entstanden. Vor 1918 war sie von aller Mitarbeit am Staat ausgeschlossen; sie lehnte das ganze herrschende System ab. Erst seit sie in der Novemberrevolution die Leitung an sich riß, wurde sie regierungsfähig. Dadurch wurde eine tiefgreifende Umwandlung ihres innersten Wesens, die sich allerdings schon vorher angebahnt hatte, zum Abschluß gebracht. Als Verfassungspartei, die das parlamentarische System bejaht und bereit ist, mit den republikanischen bürgerlichen Parteien zusammenzugehen, hat die Sozialdemokratie die letzte Forderung des Marxismus zurückgestellt: die Beseitigung der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, die Vergesellschaftung des Privateigentums. Sie hat auf die Sozialisierung wenigstens vorläufig verzichtet. Dem wirtschaftlichen Interesse der Arbeiter gilt jetzt vor allem ihr Kampf für die restlose Durchführung des Achtstundentags, für höhere Löhne, gegen Schutzzölle. Zweifellos ist das demokratische Element in ihr stärker als das sozialistische. Sie verteidigt aus voller Überzeugung die republikanische Staatsform; sie will im besonderen die Reichswehr und die Justiz mit republikanischem Geist erfüllen. Sie vertritt den unitarischen Gedanken: eine straffe Reichseinheit unter Wegfall der staatlichen Selbständigkeit der Länder. Sie setzt sich für die weltliche Schule ein, für die Verdrängung aller kirchlichen Einflüsse aus dem öffentlichen Leben. In der auswärtigen Politik arbeitet sie für eine friedliche Verständigung der Völker; sie verlangt die aufrichtige Erfüllung der Verpflichtungen des Versailler Friedensvertrags; sie bekämpft allen Militarismus und Nationalismus.

Die Abschwächung der sozialistischen Grundgedanken in der Sozialdemokratischen Partei hat die Abspaltung der Kommunisten herbeigeführt. Sie verwerfen jedes Paktieren mit dem Kapitalismus und dem Bürgertum; sie lehnen das demokratische Mehrheitsprinzip ab. Starr halten sie an den ursprünglichen Forderungen des Marxismus; sie treten für den schärfsten Klassenkampf und für die Diktatur des Proletariats ein. Sowjetrußland ist das Vorbild der Kommunisten.

Die entschiedenste und stärkste Gegnerin der Sozialdemokratie ist auf der Rechten die Deutschnationale Volkspartei. Als nationale Sammelpartei wurde sie 1918 begründet; über die agrarischen Kreise der alten preußischen Konservativen hinaus umfaßt sie einen großen Teil der Schwerindustrie und auch eine Gruppe christlicher Arbeiter. Sie stellt den nationalen Gedanken in den Vordergrund; sie hat die Erfüllungspolitik aufs schärfste bekämpft und internationale Bindungen wie den Völkerbund abgelehnt; freilich hat sie sich als Teilhaberin der jüngsten Regierung dem von Stresemann gesteuerten Kurs der auswärtigen Politik fügen müssen. Die Deutschnationale Partei vertritt die Traditionen des Bismarckschen Kaiserreichs, als dessen Symbol ihr die alte schwarz-weiß-rote Fahne gilt. Sie bekennt sich zur Monarchie; sie lehnt das parlamentarische System ab und fordert zum mindesten eine Verstärkung der Macht des Reichspräsidenten und den Ausbau eines berufsständischen Parlaments neben dem Reichstag. Am bundesstaatlichen Charakter des Reiches hält sie fest; sie verficht insbesondere die Erhaltung Preußens. Eine Zusammenarbeit mit der Sozialdemokratie wird von ihr grundsätzlich verworfen. Aber trotz ihres Kampfes gegen die Republik will sie ihre Ziele nur auf verfassungsmäßigem Wege verfolgen. Sie tritt für die christliche Schule ein; hinter ihr steht im wesentlichen die evangelische Kirche. Ihre Wirtschafts- und Sozialpolitik bevorzugt die Interessen der Landwirtschaft und des Mittelstandes.

Wie die Kommunisten das Extrem der Sozialdemokratie, so sind die Nationalsozialisten das Extrem der Deutschnationalen Partei. Sie haben den nationalen, den völkischen Gedanken bis zur äußersten Konsequenz durchgebildet; sie vertreten ihn im besonderen in der Form eines radikalen Antisemitismus. Grundsätzlich sind sie eine Oppositionspartei; die Rettung Deutschlands sehen sie außerhalb alles Parteiwesens in der Diktatur eines starken Mannes. Im Gegensatz zu den Deutschnationalen sind sie weder eine christliche noch eine monarchische Partei. Ihre sozialistischen Tendenzen richten sich vor allem gegen die Banken und die Börse.

Unter den Parteien zwischen der Rechten und der Linken ist das Zentrum im engsten Sinne die Partei der Mitte. Das Zentrum ist als einzige Partei seit 1919 stets an der Regierung beteiligt gewesen; es ist mit der Linken und ebenso mit der Rechten gegangen. Diese taktische Beweglichkeit wird ihm durch seine konfessionelle Grundlage ermöglicht. Es ist die Partei des politischen Katholizismus, wenn es sich auch offiziell nur als Christliche Volkspartei bezeichnet und wohl über einige protestantische Anhänger verfügt. Die christliche Kulturpolitik, namentlich die Forderung der konfessionellen Schule, verbindet das Zentrum mit der Deutschnationalen Partei, das Bekenntnis zur Republik und Demokratie mit der Linken. Unter den bürgerlichen Parteien hat es sich von je am eifrigsten für eine Sozialpolitik eingesetzt, hat es auch über den stärksten Arbeiterflügel verfügt. Von den föderalistischen Bestrebungen, deren Sammelbecken es früher darstellte, ist es als ständige Regierungspartei im Reich allmählich abgerückt.

Diese Abschwächung des Föderalismus hat dem Zentrum aber seine Anhänger in Bayern gekostet, die sich in der Bayrischen Volkspartei verselbständigt haben. Auf der gleichen katholischen Grundlage wie das Zentrum vertritt die Bayrische Volkspartei den bekannten Partikularismus Bayerns; sie neigt auch in ihren monarchistischen Sympathien mehr nach rechts.

Auf liberaler Grundlage sind die Deutsche Volkspartei und die Demokraten Parteien der Mitte. Die Deutsche Volkspartei ist im wesentlichen aus der alten Nationalliberalen Partei hervorgegangen. Das liberale Erbe wirkt am stärksten in der Kulturpolitik, in der Ablehnung der konfessionellen Schule nach. In den übrigen Fragen der inneren Politik teilt die Deutsche Volkspartei überwiegend die Stimmungen der Deutschnationalen, nur gemäßigter und weniger schroff; ihre Anhänger sind höchstens als Vernunftrepublikaner zu bezeichnen. Dagegen hat sie sich in den Grundzügen der auswärtigen Politik mit der Linken zusammengefunden; ihr Führer Stresemann, der für sie die Losung der nationalen Realpolitik ausgegeben hat, ist selbst seit 1923 Reichsaußenminister. Durch ihn ist das persönliche Moment der Parteiführung in der Deutschen Volkspartei am stärksten entwickelt.

Die Demokratische Partei war von ihren Begründern als die Sammelpartei des fortschrittlichen Bürgertums gedacht; sie ist aber bei den Reichstagswahlen immer mehr zusammengeschmolzen. Die Gemeinsamkeit der liberalen Grundlage, die sie mit der Deutschen Volkspartei verbinden könnte, ist in Wahrheit sehr gering. Die Demokraten sind zwar wirtschaftspolitisch eine bürgerliche Partei; doch stehen sie im übrigen als überzeugte Republikaner meist an der Seite der Sozialdemokratie. Sie neigen ebensosehr zur Linken, wie die Deutsche Volkspartei mit der Rechten sympathisiert.

Als letzte Gruppe sind die Parteien der rein wirtschaftlichen Sonderinteressen zu streifen. Sie haben den bürgerlichen Parteien starken Abbruch getan. Namentlich ist es der durch die Inflation verarmte Mittelstand, der sich eine eigene Interessenvertretung im Reichstag geschaffen hat. In ansehnlicher Stärke hat sich die Wirtschaftspartei des deutschen Mittelstandes durchgesetzt. Voller Mißtrauen wendet sie sich gegen die Wirtschaftspolitik des Staates; sie bekämpft alle Zwangswirtschaft und alle staatlichen Eingriffe ins wirtschaftliche Leben; sie fordert Einschränkung der Ausgaben und der wirtschaftlichen Unternehmertätigkeit des Staates. Außerhalb dieser Fragen nimmt sie eine schwankende Stellung zwischen rechts und links ein. Noch einseitiger ist das Sonderinteresse, dem die kleine Volksrechtpartei ihr Dasein verdankt: nämlich das Eintreten für die Inflationsopfer in der Aufwertungsfrage.

Die Notlage der Landwirtschaft hat auch zur Bildung agrarischer Sonderparteien geführt. Der Landbund hat eine eigene Liste aufgestellt; als selbständige Parteien erscheinen ferner die Christlich-Nationale Bauernpartei und die Gruppe Sächsisches Landvolk. Diese drei Gruppen sind Absonderungen von der Deutschnationalen Partei, deren Ziele sie im wesentlichen beibehalten haben, nur daß sie die landwirtschaftlichen Interessen in den Vordergrund rücken. Dagegen fußt die Deutsche Bauernpartei, die vor allem den Bayrischen Bauernbund in sich schließt, auf einer stark demokratischen Grundlage.

So haben wir die Parteien des neuen Reichstags Revue passieren lassen. Es sind hier nur die Grundlinien aufgezeigt worden. In der Wirklichkeit ist das Bild noch komplizierter. Namentlich in den großen Parteien gibt es Flügelgruppen, deren Auffassungen erheblich voneinander abweichen. Auch unterliegen die Parteien oft in einzelnen Landesteilen einer örtlichen Abwandlung, die sich manchmal schon im Namen ankündigt; die Deutschnationalen nennen sich in Bayern Mittelpartei, in Württemberg Bürgerpartei. Und hinter den Parteien stehen die großen Verbände der Industrie und der Landwirtschaft, die freien und die christlichen Gewerkschaften, die großen Wehrverbände wie Reichsbanner, Jungdeutscher Orden und Stahlhelm.

Die Zersplitterung des deutschen Parteiwesens wird in weiten Kreisen als schädlich und überflüssig beklagt. In der Tat haben die kleinen Splitterparteien, die im Parlament zur Einflußlosigkeit verurteilt sind, und ebenso die rein wirtschaftlichen Interessenparteien wenig Wert. Denn es liegt im Sinn und Wesen der politischen Partei, daß sie mehr als eine Vertretung einzelner Interessengruppen ist. Ihr Machtwille, der sich auf das gesamte Staatsleben erstreckt, beruht doch letzten Endes auf einem Glaubensbekenntnis. Um so weniger ist es die Absicht dieser Skizze, die Ziele irgendeiner Partei als richtig oder unrichtig zu kennzeichnen; der Historiker kann sie nur aufzeigen, während der Parteimann sich zu ihnen bekennt.

TAGESGESCHICHTE

Am 23. Mai war in Kingsbay (Spitzbergen) das Luftschiff „Italia“ unter Führung des italienischen Generals Nobile zum Nordpolflug gestartet, hatte nach 20 stündigem Flug den Pol erreicht, eine volle Stunde über dem Pol gekreist und dann die Rückfahrt angetreten. Am 26. Mai hätte das Luftschiff wieder in Kingsbay eintreffen sollen. Den aufgefangenen Radiosendungen zufolge wurde der Flug durch heftige Stürme stark behindert. Schließlich blieben die Funkmeldungen aus, und seitdem ist die „Italia“ verschollen. Zur Auffindung des Luftschiffs und Rettung der 16 Mann starken Besatzung wurden allerlei Vorstöße nach dem mutmaßlichen Unglücksgebiet unternommen; sie alle verliefen erfolglos. Nun ist eine neue große Rettungsaktion im Gange, an der sich verschiedene Nationen beteiligen, und deren Oberleitung in den Händen des bekannten Polarforschers Prof. Fridtjof Nansen liegt.

Von größerem Glück war der Polarflug des Australiers Kapitän Wilkins und seines Piloten Leutnant Eyelson begünstigt. Sie haben am 21. April von Point Barrow (Alaska) aus die Polzone überflogen und sind nach Bewältigung einer 3500 km langen Flugstrecke in Spitzbergen gelandet. Die dann in Kopenhagen weilenden Flieger folgten einer Einladung der Aeroarctic-Gesellschaft (Internationale Studiengesellschaft zur Erforschung der Arktis mit dem Luftschiff) zum Besuch der Reichshauptstadt und trafen am 30. Mai mit der Maschine des Reichsverkehrsministeriums, dem dreimotorigen Junkersflugzeug D 1000, auf dem Tempelhofer Flugfeld in Berlin ein. Von Warnemünde aus gab dem Flugzeug ein deutsches Geschwader von sechs Wassermaschinen das Ehrengeleit; sechs weitere Flugzeuge von der Jungfliegerstaffel in Staaken gesellten sich später bei. Staatssekretär Zweigert begrüßte nach der Landung die Polarflieger namens der Reichs- und preußischen Staatsregierung und rühmte ihre wissenschaftliche Pioniertat. Dann wurden sie noch durch Oberbürgermeister Dr. Boeß im Namen der Stadt Berlin, durch Botschafter Schurman und Botschafter Lindsay im Namen der amerikanischen und englischen Vertretung in Berlin sowie durch Prof. Dr. Wegener, den Vorsitzenden des Landesverbandes Deutschland der Aeroarctic, willkommen geheißen. Am Abend waren Wilkins und Eyelson Gäste des Deutschen Aeroklubs und der Wissenschaftlichen Gesellschaft für Luftfahrt. Folgenden Tages empfing Reichspräsident v. Hindenburg die Flieger; mittags gab ihnen der Reichsinnenminister Dr. v. Keudell ein Essen. In der darauffolgenden Festsitzung der Aeroarctic wurde Wilkins, der einen Vortrag über seinen Flug hielt, die silberne Karl-Ritter-Medaille verliehen. Im Anschluß daran gab der Verband der Auslandspresse den Fliegern einen Tee und dann der American-Club ein Diner.



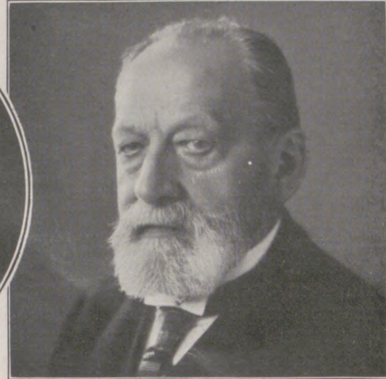
Zum Andenken an die in der Skagerrak-Seeschlacht (31. Mai bis 1. Juni 1916) Gefallenen: Einzug der Marine-Wachmannschaften durch das Brandenburger Tor am 30. Mai.

Am Jahrestag der Schlacht hat künftighin auf Anordnung des Reichspräsidenten die Reichsmarine die Wache vor dem Reichspräsidenten-Palais zu stellen.



Dr.-Ing. Heinrich v. Opel,

Kommerzienrat, Mitinhaber der Opelwerke in Rüsselsheim a. M., bekannter Sportsmann und Rennstallbesitzer, † am 25. Mai.



Kommerzialrat Wilhelm Müller,

Inhaber der Firma R. Lechner in Wien, der Nestor der deutschen und österreichischen Buchhändler, deren Zusammenschluß mit auf seine Anregung hin erfolgt ist, † am 22. Mai im 80. Lebensjahre.



Ein Ölfeld in Flammen: Bohrröhrenbrand bei Moreni im rumänischen Petroleumgebiet. Rechts die hochzüngelnde Flamme einer Gasbohrröhre, links das qualmende Feuer einer Ölbohrröhre, vorn die zerstörten Bohrtürme und Bohrröhrenverschlüsse.

Anläßlich des 25jährigen Jubiläums der Telefunken-Gesellschaft für drahtlose Telegraphie fand am 31. Mai im Sitzungssaal des ehemaligen Herrenhauses in Berlin eine Feier statt. Reichspostminister Dr. Schätzel überreichte dabei ein Glückwunschhandschreiben des Reichspräsidenten, und Staatssekretär a. D. Dr. Hans Bredow, der Rundfunkkommissar des Reichs, übergab im Namen des deutschen Rundfunks eine von Prof. Hosäus geschaffene Gedenktafel zur Erinnerung an die ersten erfolgreichen Funkversuche, die von Prof. Slaby und seinem damaligen Assistenten Graf Arco im Jahre 1897 an der Heilandskirche in Sakrow bei Berlin unternommen wurden. Diese Erinnerungstafel ist dann am 2. Juni über dem Portal des Turmes der Sakrower Kirche feierlich enthüllt worden. — Bei dem Festbankett im Kroll-Etablissement war einem jeden Teilnehmer durch einen eigenen, vor ihm liegenden Hörer Gelegenheit gegeben, ein drahtloses telephonisches Gespräch mit dem deutschen Geschäftsträger in Buenos Aires und dem dortigen Telefunkenvertreter mitanzuhören.



Die japanischen Generale halten Kriegsrat: Amtliches Treffen der japanischen Befehlshaber im Kriegsministerium zu Tokio zur Beratung über die militärischen Unternehmungen in China. An der Querseite des vorderen Tisches: Kriegsminister Shirakawa.



Frhr. v. d. Bussche-Haddenhausen,

früherer Gesandter, der als Nachfolger Admiral v. Hintzes auf der Jahrestagung in Gmunden (30. Mai) zum Präsidenten des Vereins für das Deutschtum im Ausland gewählt wurde.



Nikolaus Horthy v. Nagybánya,

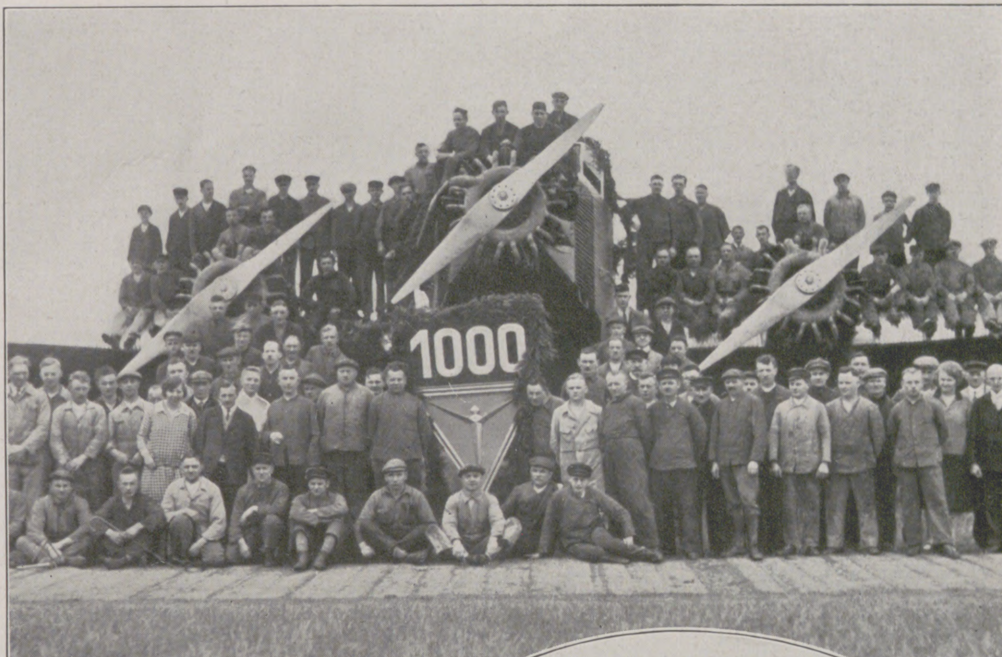
verdienstvoller Führer der österreich-ungarischen Flotte im Weltkriege, am 7. März 1920 zum ungarischen Reichsverweser gewählt, kann am 18. Juni seinen 60. Geburtstag feiern.



Von der Eröffnung der Ausstellung „Afrika — Ostafrika" in Leipzig am 22. Mai, veranstaltet von den Museen für Länder- und Völkerkunde zu Ehren des 70jährigen Afrikaforschers Geheimrat Prof. Dr. Hans Meyer: Während der Eröffnungsfeier im Vortragssaale des Neuen Grassi-Museums.

Von links nach rechts: Erste Reihe: Bürgermeister Hofmann; Fräulein Meyer; Geh.-Rat Hans Meyer; Frau G. R. Meyer; Oberbürgermeister Rothe; Universitätsrektor Bethe. — Zweite Reihe: Obergeneralarzt P. Wilke; Bildhauer Prof. Felix Pfeifer; Stadtbaurat Ritter; Prof. Kroger; Oberbürgermeister a. D. Dittrich; Geh.-Rat Guthoff; Prof. Reinhardt; Prof. Krause.





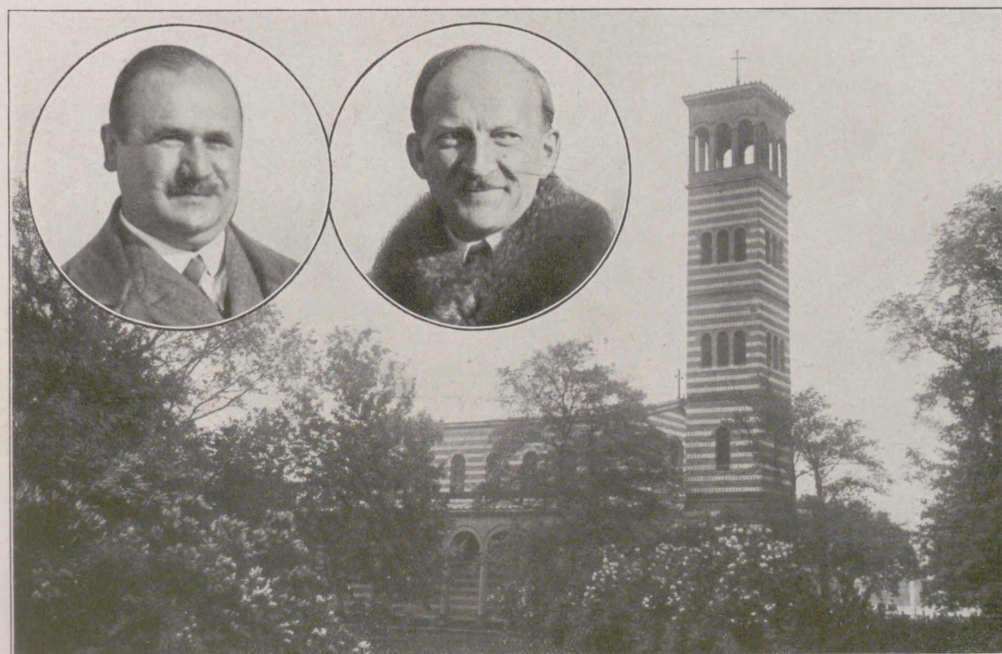
Die 1000. von den Junkers-Werken in Dessau hergestellte Flugmaschine: Das an dem Bau beteiligte Personal mit der dreimotorigen Maschine G 31, die von der Österreichischen Luftverkehrs A.-G. auf der Adria-Luftexpreßstrecke in Dienst gestellt wird. Links oben: Vom Olympischen Fußballturnier in Amsterdam, das am 27. Mai begann: Moment aus dem Kampf Deutschland-Schweiz; Die deutsche Mannschaft siegte 4 : 0. Stuhlfaut (D.) klärt mit Unterstützung der beiden Verteidiger Leinberger und Beyer.



Das erste Hunderennen in Deutschland hinter dem künstlichen Hasen nach englischem Muster auf der Olympia-Bahn in Berlin am 24. Mai: Start der Hunde zum Rennen; vorn rechts der künstliche Hase.



Das 34. Deutsche Traberderby in Berlin-Ruhleben am 27. Mai: Der Start; vorn links der Sieger „Britton“, Fahrer Großmann.



25 Jahre Funkentelegraphie in Deutschland: Zur Feier des 25jährigen Jubiläums der Telefunken-Gesellschaft für drahtlose Telegraphie am 27. Mai. Die Heilandskirche in Sakrow bei Berlin, auf deren Turm vor 25 Jahren die erste Antenne errichtet wurde, und an der nun eine Gedenktafel angebracht wird. Linker Kreis: Staatssekretär a. D. Dr. Bredow, Reichskommissar für den deutschen Rundfunk. Rechter Kreis: Dr. Georg Graf v. Arco, der Altmeister des deutschen Funkwesens, Vorstandsmitglied der Telefunken-Gesellschaft.



Aus dem ersten deutschen Frauensport-Heim: Die Gemeinschaftsküche des Annaheims im Deutschen Sportforum zu Berlin, das am 4. Juni eingeweiht wurde.

Wettſegeln auf dem Templiner See bei Potsdam (26.—29. Mai), veranſtaltet vom Deutſchen Seglerverband: Kritiſcher Moment an der Boje beim Rennen am 27. Mai. (Phot. E. Hohmann.)

Vom Eifel-Rennen auf dem Nürburg-Ring, veranſtaltet vom Allgemeinen Deutſchen Automobil-Club, am 28. Mai: Blick auf die Südſchleife des Nürburg-Ringes während der Wagenrennen; im Hintergrund die Nürburg. Auf dieſer 7,7 km langen Strecke wurden jedem Bewerber drei über je zehn Runden führende Läufe zur Aufgabe geſtellt.

Das weiße Spiel

ROMAN VON WERNER SCHEFF

(9. Fortsetzung.)

Hatte der Ungar von Volkmann den Auftrag erhalten, ihm auf den Zahn zu fühlen?

Hierin täuschte er sich. Es kam zwar nicht häufig vor, daß Battaky ohne Zweck handelte, aber er hatte diesmal in einem Anfall von Gutmütigkeit Günter mitteilen wollen, wie Volkmann hinter seinem Rücken redete. Battaky hatte keinen Grund, etwas für Volkmann zu tun, denn dieser war erst am gestrigen Tag in seinem Hotel erschienen, um ihn zur Rede zu stellen. Es war zu einer heftigen Auseinandersetzung zwischen den zwei Männern gekommen, und der Ungar fühlte, daß er bei Volkmann an einen ebenbürtigen Gegner geraten war.

Ursache dieser erregten Unterhaltung war natürlich die Perlenkette, die Battaky noch immer als Pfand besaß, und deren Veräußerung ihm in Berlin nicht geglückt war. Als Lutz Volkmann aus Regensburg zurückkehrte, mit einer durch die Münchener Ereignisse bedingten Verspätung, galt sein erster Weg dem Ungarn. Da teilte ihm Battaky mit, die Händler, mit denen er gesprochen habe, verlangten unbedingt Angaben über die Herkunft der Perlen. Ob er imstande sei, diese Angaben zu machen? Darüber war Volkmann erbost, er merkte das lauernde Abwarten in dieser Frage. Er litt unter ihr stärker, als es selbst Battaky ahnte. Dem entsprach die Entrüstung, mit der er das Ansinnen des anderen zurückwies. Er könne die Dame nicht bloßstellen, von der er das Schmuckstück erhalten habe.

Nun wurde Battaky nachgiebig. Er wolle auf die Schnur keinesfalls verzichten, es sei denn, Volkmann könne bar bezahlen. Aber Lutz mußte bekennen, daß er dazu nicht imstande sei. Man einigte sich schließlich dahin, es in Wien zu versuchen. Dort, so behauptete Battaky, habe er die besten Verbindungen. Er schien seiner Sache sehr sicher, und Lutz fuhr mit dem Bewußtsein nach Wien, er werde schon bei seiner Ankunft Geld vorfinden, den Rest des Erlöses der Kette.

Aber Battaky gebrauchte wieder allerlei Ausflüchte, als sie sich am ersten Tage des Turniers sprachen. In Wien wolle niemand ein solch großes Objekt erwerben. Wien sei verarmt, es käme höchstens ein Händler in Betracht, der die Perlen ins Ausland bringen wolle. Einen solchen habe er noch nicht gefunden.

Nach drei Tagen riß Lutz die Geduld. Er benötigte das Geld, das Battaky über zwanzigtausend Mark für die Kette erzielen würde, so dringend wie noch nie. Das Wasser reichte ihm bis zum Halse. Er suchte Battaky auf, der sehr bescheiden in einem Hotel neben der Votivkirche wohnte. Der Ungar erklärte schließlich, er werde ihm die Kette zurückgeben, wenn er ihm dafür die Summe erlegen könnte, die er ihm schuldete.

Es war stets das gleiche. An diesem Punkt stockten die Verhandlungen, da Lutz eingestehen mußte, zwanzigtausend Mark seien für ihn im Augenblick nicht aufzutreiben. Er ließ sich noch einmal von Battaky vertrösten, und es sprach für seine robusten Nerven, daß er trotz solcher Stimmung im weißen Spiel seinen Mann zu stellen vermochte. Aber in seinem Inneren sah es düster genug aus. Er fühlte sich sehr unglücklich; es fehlte ihm eigentlich zum erstenmal im Leben am Allernötigsten. Er stand vor einem Brief oder einem Telegramm an Quade, den er um Geld bitten mußte. Dies bedeutete eine Gefährdung seiner Zukunft, mindestens aber eine neue Demütigung vor dem alten Manne, der nicht begriff, wie ein Mensch immer wieder in Schulden geraten könne.

Um so mehr erfreute Lutz die Mitteilung, die ihm Battaky kurz nach seinem Siege gegen Billinger machte. Er kam gerade unter der Brause hervor, die ihn angenehm erfrischt hatte, als der Ungar in den Umkleideraum trat, in dem sich außer ihnen niemand aufhielt. Draußen spielte nämlich Allerson gegen den Italiener Neoro, den letzten, der ihn von der Schlußrunde trennte.

„Machen Sie kein so unfreundliches Gesicht,“ sagte Battaky, als er wahrnahm, wie Volkmann die Brauen zusammenzog, „diesmal glaube ich Ihnen und mir helfen zu können.“

„Wieso?“ fragte Lutz argwöhnisch.

„Ich habe den Käufer für die Perlen gefunden. Aber den Namen nenne ich nicht, er bleibt mein Geheimnis. Es ist ein Mann, der Grund hat, uns einen guten Preis zu zahlen.“

„Machen Sie, was Sie wollen“, murmelte Volkmann. Er traute dem Ungarn nicht viel Aufrichtigkeit zu. Vielleicht war dies wieder nur ein Manöver, durch das er ihn hinziehen wollte.

Darauf verließ ihn Battaky, nahm sich ein Mietauto und fuhr zum Grand-Hotel, wo er ein paar Zeilen für Günter Tieffenbach aus Berlin zurückließ.

*

Auf dem Klubplatz hatte Günter zwei Kameraden getroffen, die mit ihm zusammen jahrelang im Konvikt gehaust hatten. Man feierte dieses Wiedersehen nach so langer Zeit beim „Eisvogel“, wo man in einer gemütlichen Ecke des Gartens, von der Musik etwas entfernt, ebenso gut speiste wie trank. Die drei jungen Leute hatten sich viel zu erzählen. Daran schloß sich ein Spaziergang durch die Straßen Wiens, wobei wiederum Erinnerungen an frühere Tage aufgefrischt wurden, und Mitternacht lag weit hinter ihm, als Günter endlich in sein Hotel zurückfand.

Als er seinen Schlüssel verlangte, wurde ihm auch der Brief Battakys übergeben. Er öffnete ihn und las zu seiner Verblüffung, daß ihn der Ungar in einer dringenden Angelegenheit am nächsten Vormittag gegen elf Uhr in seinem Hotel zu sprechen wünsche. Dabei wäre nicht viel gewesen, aber Battaky schrieb zum Schluß: „Es handelt sich um die Interessen einer Dame, zu der Sie in nahen verwandtschaftlichen Beziehungen stehen.“

Das raubte Günter die angenehme Müdigkeit, die er ins Hotel mitgebracht hatte. Bettina! Er wußte augenblicklich, daß nur sie gemeint sei. Was aber hatte sie mit Battaky zu tun? Und um welche Interessen ging es hier, wo sie fern war, scheinbar unbeteiligt? Er kombinierte, daß Battaky ihn auf irgendein Gerücht aufmerksam machen wolle, das wieder einmal in Tenniskreisen kursierte und Bettina irgendwie betraf. Gerade diese Vermutung ließ ihn keinen Schlaf finden. Er war bis gegen Morgen wach und überdachte alle Möglichkeiten.

Mit größter Pünktlichkeit betrat er dann Battakys Hotel. Der Ungar erwartete ihn in der Halle. Sie begrüßten sich viel freundlicher als am vorigen Tage, weil Günter beschlossen hatte, es mit Battaky nicht zu verderben, und Battaky zu dieser Politik von jeher und jedem Menschen gegenüber neigte.

„Es ist besser, wir gehen in mein Zimmer,“ schlug er vor, „man ist dort ungestörter.“

Oben schloß er sorgsam die Türen hinter sich und seinem Besucher. Er bot Günter einen Sessel an, sie nahmen Platz.

„Ich habe es für meine Pflicht gehalten, Sie zu mir zu bitten,“ sagte der Ungar, als der Blick des jungen Mannes erwartungsvoll auf ihm ruhte, „aber ich muß zweierlei von Ihnen fordern: erstens Ihre Zusage vollster Verschwiegenheit gegen jedermann, und zweitens das Versprechen, daß Sie sich nicht erregen werden.“

Günter hob die Achseln. „Natürlich sichere ich Ihnen Diskretion zu. Aber warum sollte mich Ihre Mitteilung aufregen? Ist sie so schlimm?“

„Durchaus nicht. Es ist gar keine Mitteilung — es ist ein geschäftlicher Vorschlag. Und so müssen Sie es auffassen. Vor allen Dingen bitte ich, alles Persönliche auszuschalten. Es ist ein fataler Zufall, daß die Leute, die das Objekt besitzen, gerade mich um meine Vermittlung ersucht haben.“

„Ein Wertobjekt?“ fragte Günter enttäuscht.

Battaky hob die Hand. „Bitte, wir werden gleich darauf kommen. Wie ich also versichere, stehe ich der Sache fern, ich habe mich nur dazu erboten, die Verhandlungen mit Ihnen zu führen.“

Günter war innerlich empört. Ein Geschäft? Ein Geschäft, in das Bettina irgendwie verwickelt war? Oder hatte man ihn nur mit einem plumpen Köder hierhergelockt?

„Fassen Sie sich bitte kurz“, sagte er beinahe unhöflich.

Battaky überhörte diesen Ton. Menschen seiner Art waren daran gewöhnt, manches einzustecken; sie nahmen es hin... sobald es unter vier Augen geboten wurde.

Er griff zur Seite und hob aus einer kleinen Stahlkassette, die dort geöffnet auf einem Tischchen stand, ein Etui.

„Bitte, sehen Sie sich das an, Herr Tieffenbach!“

Günter ergriff das Behältnis, klappte es auf und erblickte die Reihe köstlicher Perlen, die Battaky seinerzeit aus den Händen Volkmanns empfangen hatte. Seine Enttäuschung wuchs. Er nahm nun mit aller Bestimmtheit an, daß Battaky aus Gründen, die er zu erraten glaubte, ihm den Schmuck verkaufen wolle. Befand sich der Ungar in Geldverlegenheit? Oder handelte er wirklich nur als Vermittler, im Auftrage eines anderen, der die Perlen veräußern mußte?

Battaky las ihm die Gedanken von der Stirn. „Ja, ich biete Ihnen diese Kette zum Kauf an, Herr Tieffenbach. Und noch mehr“ — seine Stimme nahm die unangenehme Glätte an, die er in kritischen Momenten zu finden verstand — „ich rate Ihnen dringend zu dem Kauf, obwohl meine Auftraggeber wahrhaftig nicht billig sind.“

Günter glaubte lächeln zu dürfen. „Wie teuer?“ forschte er.

„Achtzigtausend Mark.“

Noch immer lächelnd, legte Günter das Etui in die Hand des Ungarn zurück. Er wollte sich erheben. „Ich habe leider für die Kette kein Interesse!“

„Bitte, behalten Sie Platz... hören Sie zuerst, welche Bewandtnis es um diese Perlen hat. Es wundert mich übrigens, daß Sie den Schmuck nicht erkannt haben.“



SOMMERTAGSTRAUM

AQUARELL VON ALFRED HAGEL

„Wie meinen Sie das?“ Es klang betroffen.

„Er war bis vor kurzem Eigentum einer Frau, die Ihnen nahesteht.“

„Sie sprechen von...?“

„Halt... bitte, keinen Namen. Es gibt eine gewisse Klarheit, die Unterhaltungen erschwert, Herr Tieffenbach.“

„Sie können recht haben“, stieß Günter nachdenklich hervor. „Aber wie sind Sie in den Besitz der Kette gelangt?“

„Ich habe Ihnen gesagt, daß sie mir nicht gehört... auf Wort... ich kann Ihnen auch nur andeuten, wie die Dame sich von den Perlen getrennt hat... das heißt... aus welchen Motiven.“

„Das müßte ich allerdings erfahren.“

Battaky atmete tief. Er wußte, daß er vor peinlichen Augenblicken stand. „Die Dame hat die Perlen einem Freunde übergeben... nennen wir es beim richtigen Namen: geschenkt... und ihm freigestellt, sich mit Hilfe dieser Kostbarkeit zu rangieren.“

Von den letzten Worten hörte Günter nur das eine: „... einem Freunde...“

„Es macht dem Herzen und der Denkart dieser Frau alle Ehre“, fuhr der Ungar in dem Bestreben fort, Günter über den kritischen Punkt hinwegzubringen. „Sie hat großzügig gehandelt...“

„Und wer ist dieser Freund?“ unterbrach ihn Günter, ohne Notiz von Battakys Ansicht über den Fall zu nehmen.

Wieder die abwehrende Handbewegung. „Es tut mir leid, auch diesen Namen verschweigen zu müssen.“

„Wann ist es geschehen?“ keuchte Günter.

„Vor einigen Tagen.“

Das Zimmer schien sich um Günter Tieffenbach zu drehen. Er verstand nun, warum man ihm die Perlen anbot. Bettina hatte keinem anderen als Lutz Volkmann helfen wollen. Lutz Volkmann, ihrem einstigen Geliebten, vielleicht noch immer Geliebten!

Nun sprang er auf. „Ich danke für Ihre Mitteilungen, Herr von Battaky... aber ich mache weder von Ihrem Angebot Gebrauch noch von diesen Konfidenzen. Ich brauche die Perlen nicht, und ich will auch nichts mehr hören.“

Der Ungar war ebenfalls aufgestanden, wenn auch langsamer.

„Es ist schade... Sie bringen damit die Dame in eine unangenehme Lage.“

Günter erschrak.

Battaky, der dieses leise Zusammenzucken bemerkte, sagte weiter: „Der Schmuck ist für die Leute, die ich Ihnen gegenüber vertreten muß, Herr Tieffenbach, solange anderweitig unverkäuflich, als sie nicht den Namen der betreffenden Dame nennen dürfen. Sie begreifen: eine Vorsichtsmaßregel, da die Herkunft eines so wertvollen Stücks immerhin dunkel sein könnte.“

Eine Erpressung! ging es Günter durch den Kopf. Eine Infamie! Er wollte dem Ungarn antworten, ihm zu verstehen geben, wie er über ihn und seine Hinterleute dachte, aber er war so weit Herr seiner selbst, daß er diese Regung unterdrückte. Die Situation fing an, einfacher zu werden: Hatte er ein Recht, Bettina selbst dann, wenn er einen Beweis für ihre Beziehungen zu Volkmann besaß, im Stiche zu lassen? Mußte er ihr nicht um jeden Preis helfen, auch mit der bitteren Erkenntnis, daß er zugleich dem Manne half, der es irgendwie verstanden hatte, sie sich noch einmal zu erobern? Vielleicht bestand übrigens diese Freundschaft seit jeher, vielleicht hatte ihm Bettina niemals die reine Wahrheit gesagt? Er selbst war nur ein Intermezzo, ein Abenteuer, Volkmann aber tausendmal mehr.

„Ich sehe, daß Sie es sich überlegen wollen, Herr Tieffenbach“, brach Battaky in die Reihe seiner Gedanken ein. „Darf ich Sie eine Weile allein lassen?“

„Nein... danke... das ist nicht nötig... ich habe aber leider mein Scheckbuch nicht bei mir!“ Er griff nervös in seine Brusttasche.

Sein Entschluß war gefaßt: Er mußte die Perlen haben. Nicht nur, um Bettina beizustehen. Nicht nur, um die Pflicht des Kavaliers zu erfüllen, der eine Dame nicht in Erpresserhänden lassen kann. Nein, blitzartig war ihm der Einfall gekommen: mit der Kette in der Hand würde er von Bettina alles erfahren. Es schwebte ihm eine große, noble Geste vor. Etwa die, ihr die Kette zu überreichen, sie ihr zurückzuschenken, ihr das wiederzugeben, was der andere von ihr genommen hatte!

„Wieviel?“ fragte er nochmals.

„Achtzigtausend“, erwiderte Battaky. Und er bereute, nicht viel mehr gefordert zu haben.

„Genügt es, wenn Sie in einer Stunde in meinem Hotel das Geld in Empfang nehmen?“

„Selbstverständlich, Herr Tieffenbach. Hier ist der Schmuck!“

„Danke... Zug um Zug,“ rief Günter spöttisch, „wir wollen einander nicht zu viel vertrauen. Also... Sie sind in einer Stunde bei mir. Das heißt, ich werde zuerst einmal an ein Reisebureau telephonieren... ich muß wissen, wann der nächste Zug nach Salzburg abgeht. Sicherlich mittags... dann wäre es besser, Sie kämen früher.“

Eine unheilvolle Nervosität nahm von ihm Besitz. Er eilte, als Battaky mit einer Handbewegung dorthin wies, zu dem Schreibtisch des Hotelzimmers, ließ sich mit der Stelle verbinden, die ihm Auskunft geben konnte, und erfuhr, daß kurz nach ein Uhr ein Schnellzug Wien verließ und über Salzburg nach München rollte. Dann berechnete er, wieviel Zeit ihm noch blieb, bat den Ungarn, schon in einer halben Stunde im Grand-Hotel vorzusprechen, stürzte fort, ohne Battaky eigentlich zum Abschied gegrüßt zu haben, nahm ein Automobil, fuhr zurück in sein Hotel.

Als Battaky ihn mit den Perlen aufsuchte, war der Scheck von achtzigtausend Mark schon ausgeschrieben. Sie tauschten Kette und Geldeswert ohne viele Formalitäten, auch ohne überflüssige Höflichkeit. Zum zweitenmal übersah Günter die Hand, die ihm der Ungar entgegenstreckte, führte ihn zur Tür und verneigte sich leicht. „Die Angelegenheit ist erledigt,“ sagte er, „aber ich mache Sie nochmals darauf aufmerksam, Herr von Battaky, daß auch ich mich nur so lange an meine Zusage betreffs Diskretion gebunden fühle wie Sie. Sie verstehen, was das heißt?“

„Vollkommen“, entgegnete der andere, in dem die Wut flammend emporschoß. Doch ließ er nichts davon merken.

Günter war weit davon entfernt, sich über die Empfindungen, die der Ungar ihm entgegenbrachte, auch nur für einen Augenblick den Kopf zu zerbrechen. Erfüllt von ganz anderen Gefühlen und Gedanken, galt sein Bestreben nur dem Ziel: so bald wie möglich bei Bettina zu sein. Nun verwarf er seinen ursprünglichen Vorsatz, nicht eher vor sie hinzutreten, als bis sie ihn gerufen hatte. Die letzten Ereignisse, sein Wissen um das Schicksal ihrer Perlen änderten frühere Absichten. Er zürnte ihr, noch mehr, er fuhr eigentlich nur zu ihr, um sich von ihr loszusagen. Sein Stolz oder seine Eitelkeit, oder beides, wehrte sich gegen jede bessere Regung, auch gegen jede Eingebung der Vernunft. Er glaubte sich hintergangen, mißbraucht, vor Lutz Volkmann unendlich lächerlich gemacht.

Leider stieß zu dem, was er aus den Mitteilungen Battakys entnehmen zu können glaubte, nun manche andere Wahrnehmung, die ihm bisher unwichtig erschienen war. Das Verhalten Volkmanns ihm gegenüber, dieses Aus-dem-Wege-Gehen, das er bisher als angenehm empfunden hatte, schien ihm plötzlich eine überlegene, spöttische Pose. Der Geliebte Bettinas machte sich gewiß über ihn lustig, fand ihn albern, jungenhaft. Denn wie jeder junge Mensch, litt auch Günter oft unter seiner Jugend. Volkmann kam ihm sicherer und gesetzter vor. Sodann entsann er sich der seltsamen Worte, die Volkmann zu Johanne geäußert hatte. Waren sie nicht so aufzufassen, als spiele Volkmann darin auf seine Überlegenheit an?

In dieser Stimmung traf er in Salzburg ein.

*

Bettina hatte sich von dem Frieden und der Weichheit ihrer Umgebung einschläfern lassen, so fest, so wohltuend fest, daß alles außerhalb ihres alltäglichen Kreises für sie im Nebel eines angenehmen Vergessens verschwamm, wie etwa im Morgennebel die fernen Türme Salzburgs oder die Spitzen der Berge ringsum.

Wiesingen lag auf einem Hügel am Rande der Wälder, eine Stunde Autofahrt von Salzburg entfernt. Die alte Bischofsstadt sandte hierher nur ihren Anblick und hin und wieder ein paar schnelle Rundfahrtautos, die aber in vielen hundert Metern Entfernung vom Herrenhaus vorüberflitzten. So mancher Feldstecher richtete sich dann auf Dach und Giebel, die aus dem Grün eines alten, sehr wenig gepflegten und um so romantischeren Parks hervorragten, doch niemand ahnte, wer dort hauste, und niemand fand den Weg empor zu dieser beneidenswerten Einsamkeit. Einst war Wiesingen vielleicht ein Lustschloß gewesen, aber es mußte schon sehr lange her sein; als es Arnold Tieffenbach ankaufte, standen nur noch Mauern, vom Efeu übersponnen. Er baute in diese Mauern ein Landhaus ein, wenig komfortabel, aber wohnlich und gerecht dem Stil der Überreste, die er hier vorgefunden hatte.

Diese Reste hatten zu einem ebenfalls vernachlässigten Gutshof gehört, der in respektvoller Distanz hinter dem Hause blieb, wohin keines Menschen Blick drang. Dort standen nun Pferde, ein paar Kühe, dort wirtschafteten ein Schweizer und einige Hilfskräfte, gerade so viele Leute, wie man unbedingt benötigte; vor allen Dingen erhoben sich nicht weit davon die niedlichen Hütten, unter deren Dach die Bienenstöcke untergebracht waren, Tieffenbachs köstlichster und interessantester Besitz, die Stätte, an der er seine Tage verlebt hatte, sooft er sich auf dem Gut aufgehalten. Diese Anlage galt in Fachkreisen als musterhaft, und der einzigste Besuch, den der Gutsherr hier erhalten hatte, waren befreundete Imker gewesen, die kamen, um mit ihm zu beobachten und zu disputieren.

Nun waren die Hütten im Walde, in denen Millionen von fleißigen Honigsammlerinnen ein und aus flogen, für Bettina nur noch eine Erinnerung schmerzlicher Art. Sie konnte nicht in ihre Nähe kommen, ohne zu fühlen, was sie verloren hatte, und mit ihr schienen es die Bienen selbst zu spüren, denn Dr. Kirchner sagte einmal: „Es ist merkwürdig, gnädige Frau, wie unruhig die Stöcke seit dem Tode ihres Herrn sind!“ Er war der einzige Mensch, mit dem Bettina mehr als das Notwendigste sprach. Aber auch das geschah nicht, weil sie das Bedürfnis hatte, sich mitzuteilen; am liebsten hätte sie in dieser Zeit niemals gesprochen, nur geschwiegen, gelauscht und geschaut. Doch konnte sie es dem guten Doktor nicht antun, ihn so ganz ohne jede Gesellschaft zu lassen. Er arbeitete mit gutmütigem Eifer an den Papieren, die man in Arnolds Besitz vorgefunden hatte, und er sollte es auch übernehmen, die Arbeit des Verstorbenen fertigzustellen. Darüber war er so begeistert, daß er beinahe weinte. (Fortsetzung folgt.)



Das Rettungsboot. Ölgemälde. (Im Besitz von Asta Nielsen.)



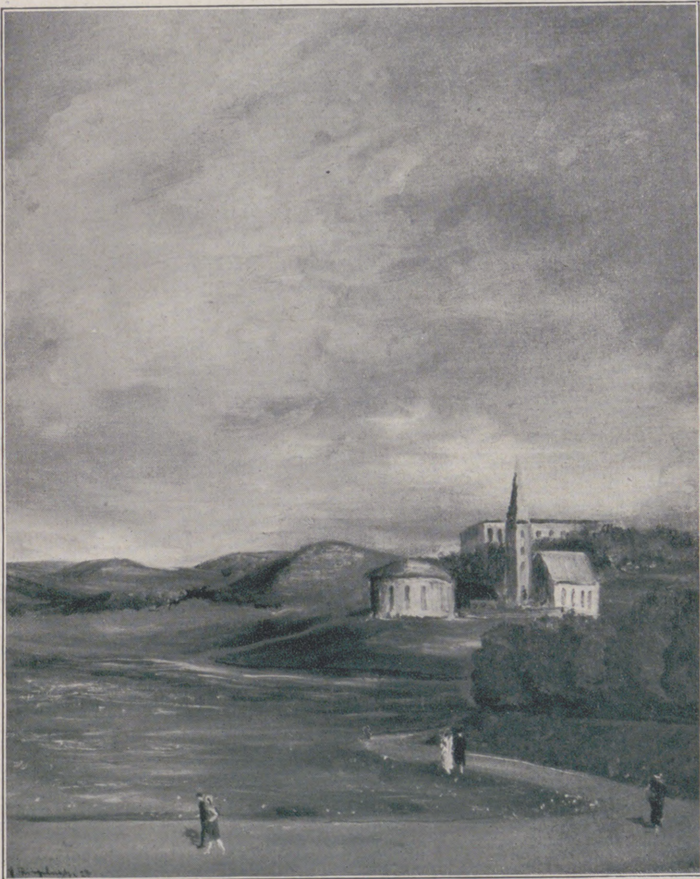
Ausbootung am Morgen. Ölbild. (Privatbesitz.)

JOACHIM RINGELNATZ ALS MALER

Im Hauptberuf betreibt Joachim Ringelnatz bekanntlich das Gewerbe eines Gedichtemachers und genießt als Turnbarde, Marinelyriker und fahrender Poet großes Ansehen. Seit einiger Zeit jedoch hat er sich außerdem der Malerei in die Arme geworfen. Mit Öl- und mit Wasserfarben malt er recht und schlecht, ungeübt-liebevoll auf, was er hübsch findet, und was ihm in den Sinn kommt. Er versucht nun gar nicht, den gelernten Pinselkünstler zu spielen, und kümmert sich den Deubel um alle Schulrezepte und Ateliergrundsätze.

Seine verträumte, romantisch erregte, dem Absonderlichen geöffnete Eingebung verdichtet sich in aller Unschuld zu kaum buchdeckelgroßen Schaustückchen, die flott und ohne viel Technik auf die Leinwand gebracht sind, aber gerade in dieser sorglosen Unmittelbarkeit den Schwung einer naiv-genialen Vorstellungskraft festhalten. Sie spintisiert von Seeungeheuern und Sturmnächten, von arktischen und tropischen Ländern, holt Erinnerungsbilder an Schiffsschmöker und Spukgeschichten vor und streift mit Zigeunern und Gauklern durch die gähnende Weltöde. Sie entdeckt sonderbare Küstenstädte und Felsennester, taucht mit den Haien und was weiß ich für Schwertkarpfen auf den blauen Grund, ein altes Wrack zu beglotzen, und schaukelt winzig und fidel mit dem Bauarbeiter hoch oben an der Turmspitze. Neben allerlei gruseligen Anekdoten und ironisch-wüsten Kolportageszenchen gibt es dann artige kleine Landschaftsidyllen, wo auf lieblich geschlängelten Pfaden zierlich die Pärchen wandeln, ganze Prozessionen von liliputanischen Figuren quer durch die Felder ziehen und stille Radler ihre Straße fürbaß treten.

Wie man weiß, malen gewisse Maler keineswegs, um uns ihre Träume und sonstigen Ausheckungen zu berichten, sondern sie malen Probleme und Stile und Gestaltungsmethoden. Damit kann der Ringelnatz natürlich nicht aufwarten, aber es geht ihm auch gar nicht darum. Malen ist ihm ganz einfach ein Erzählen mit anderen Mitteln, die er emsig und unbefangen handhabt, so gut er's kann, um recht effektvoll zu schildern, wie es bei Barrikadenkämpfen zugeht oder bei einer Überschwemmung, oder um ein Kapriccio seiner dem Wunderlichen und Possierlichen zugeneigten Einbildung nett in Szene zu setzen. Nicht wie er's hinmalt, sondern wie er sich alles ausmalt, ist bei dem Maler Ringelnatz wichtig. Die Mannigfaltigkeit seiner Erfindungen macht ihn unwiderstehlich; man staunt, wie unterhaltend ein Maler sein kann. Jedes seiner kleinen Bilder ist in sich selbst unterhaltsam durch die Unalltäglichkeit des Vorgangs und die immer originelle Zuspitzung der Situation.



Unbeständiges Wetter. Ölgemälde.

Aber ihre Wirkung beruht doch nicht zuletzt auch in gewissen Eigenheiten der Darstellungsweise, unversehens bilden sich auch in dieser so wenig um das Formale bemühten, fast spielerischen Kunstübung eines Außenseiters besondere stilistische Momente heraus. So hat Ringelnatz eine ausgesprochene Vorliebe für den Kontrast groß hingedehnter Ebenen und zierlich wie Ameisen darin herumkrabbelnder Menschlein, weiter für perspektivische Tiefschrägen, die sich schnurgerade auf den Fluchtpunkt hinspitzen, für graufeuchte und hintergründig dämmernde Himmel, unter denen das Winzige melancholisch vereinsamt. Alle diese Ausdrucksmittel tragen zur Grundstimmung des Närrisch-Traurigen bei, die auch den Dichter Ringelnatz kennzeichnet. Seine malerischen Äußerungen sind wohl Nebenwerk, aber durchtränkt von seinem persönlichen Wesen. Willi Wolfradt.

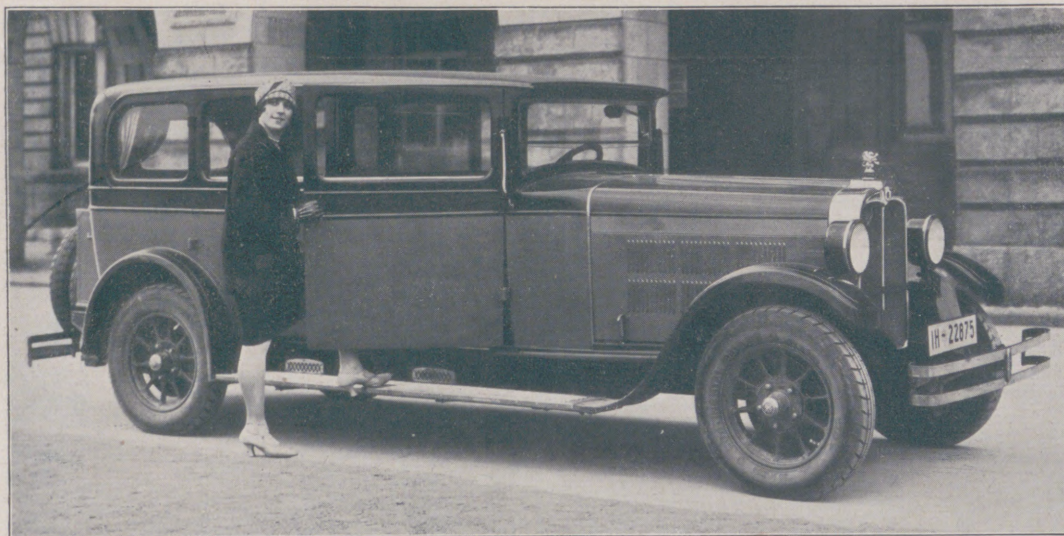


Rechts: Nachbarschaft. Ölgemälde. (Im Besitz des Schriftstellers Peter Scher.)



AUS DER BAYERISCHEN ALPENWELT: DER SPITZINGSEE

GEMÄLDE VON HUBERT WILM



Die elegante Pullman-Limousine: 14/70-PS-Stoewer-Achtzylinder.

Das Auto von heute

DIE ENTWICKLUNG IM KRAFTFAHRZEUGBAU — DIE VERBILLIGUNG — DAS AUTO IM WANDEL DES GESCHMACKS UND DER MODE

VON HEINRICH SCHMITT,
Sachverständiger für das Gesamtgebiet des Kraftfahrwesens.



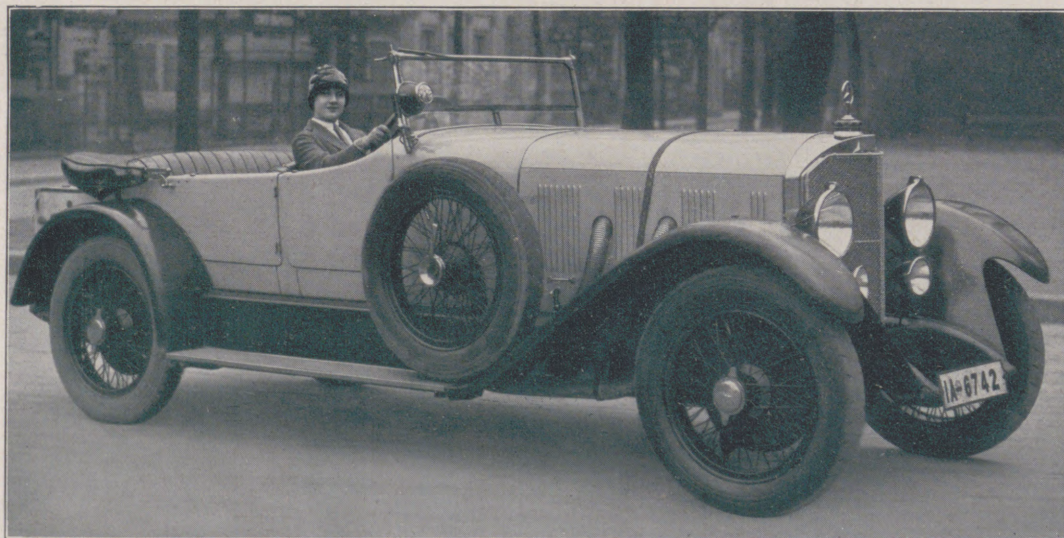
Die Filmschauspielerin Vera Engels im schicken NSU-Roadster (6/30-PS-Sechszylinder).
(Phot. Zander & Labisch, Berlin.)

Es bedarf keineswegs eines Besuchs im Germanischen Museum zu München oder in einer historischen Abteilung der großen Automobilfabriken, um schon rein äußerlich die Entwicklung im Automobilbau deutlich zu erkennen. Das tägliche Verkehrsbild bietet bereits durch die kaum erst fünf oder zehn Jahre alten Wagen, von den zwei Jahrzehnte alten ganz zu schweigen, eine so mannigfaltige Entwicklungsgeschichte des Automobils, daß die außerordentlichen Unterschiede in der guten Bauart ganz klar zutage treten. Auch der maschinelle Unterschied ist selbst dem ungeübten Ohr sofort klar: an Stelle des Knatterns und lauten Rauschens des gesamten Räderwerks ist beim modernen Wagen eine beinahe unheimliche Stille getreten — das Automobil von 1928 fährt wirklich in seinen guten Typen fast vollkommen geräuschlos.

So sehr mit der ganz enormen Entwicklung des Kraftfahrzeugs auch das allgemeine Interesse und die Kenntnisse der breitesten Kreise gestiegen sind, so sehr dürfte sich dennoch eine kurze Betrachtung der Frage lohnen, was der wohlgebildete, aber kraftfahrtechnisch nicht als Fachmann anzusprechende Automobil-Interessent von einem modernen Automobil mit Recht verlangen darf; was er gewissermaßen im Verhältnis zu seiner Leistung an Preisbewilligung zu fordern berechtigt ist.

Über die Bedeutung des Automobils auch nur ein Wort zu verlieren, ist eigentlich überflüssig. Die Zahl der Motorfahrzeuge der ganzen Welt wird auf etwa 32 Millionen Stück zu beziffern sein, davon etwa 24 Millionen in den Vereinigten Staaten von Amerika. Diese haben z. B. im Jahre 1927 für mehr als 10 Milliarden Mark Personen- und Lastautomobile fabriziert.

Man wird im allgemeinen allem voran drei Unterschiede bei der Auswahl des Kraftfahrzeugs machen müssen. Zunächst der reine Gebrauchswagen, bei dem man die niedrigste Grenze mit 4, die höchste mit 12 Steuer PS (nach der alten Formel) anzusetzen hat, dann die vorwiegend den höheren Ansprüchen, den großen



Die Berliner Schauspielerin Charlotte Ander am Steuer ihres 24/100/140-PS-Mercedes-Benz-Kompressors.

Reisen, den weiten Tourenfahrten dienenden Typen von 13 PS ab und schließlich die reinen Sport- und Luxusfahrzeuge, für die es keine exakte Norm gibt.

Die wesentlichsten Gesichtspunkte beim Erwerb eines Kraftfahrzeugs sind entwicklungsmäßig von den früheren Einstellungen ganz und gar abweichend. Bei der Dichtigkeit des heutigen Verkehrs ist das erste Erfordernis ein schnelles Anzugsmoment und eine möglichst schnelle Beschleunigung, d. h. die Maschine muß in kürzester Zeit vom Stillstand infolge des Verkehrsriegels an der Straßenkreuzung blitzschnell „anziehen“ und dann schnellstens ein gutes mittleres Tempo erreichen. Die Maschine muß elastisch sein, damit so selten wie möglich geschaltet wird. Diesen ersten elementaren Anforderungen genügen die modernen Sechszylinderwagen in allen Preislagen in mehr oder minder hohem Maße. Natürlich werden sich die Unterschiede geltend machen, denn Qualität kostet mehr als Durchschnittsware, und je vollkommener der Sechszylindermotor und alle anderen maschinellen Anlagen sind, um so mehr wird der Wagen kosten. Daß es dabei durchaus möglich ist, durch geschickte Auswahl für das investierte Geld einen sehr hohen, etwa sogar einen vollkommenen Gegenwert zu erhalten, ist schon dadurch möglich, daß gerade mit die besten Werke dank modernster Einrichtungen ihre Qualitätserzeugnisse durchaus preiswert auf den Markt bringen können.

Der zweite sehr wesentliche Punkt für den Kaufinteressenten eines Gebrauchswagens ist die Frage der Wirtschaftlichkeit, also des Verbrauchs an Betriebsstoff, an Öl und auch an Reifen. Der Kenner wird dann noch besonders darauf sehen, daß das Eigengewicht des Wagens durch möglichst reiche Verwendung von Leichtmetall auch möglichst gering ist, denn was am Eigengewicht gespart werden kann, kommt der Leistung zugute. Besonders wirkt sich dies im Befahren von Steigungen aus. Es wird also darauf zu sehen sein, daß der Wagen keinesfalls zu schwer ist, damit er auch im Gebirge, dank verminderten Eigengewichts und motorischer Elastizität, möglichst schaltungsfrei, also im direkten Gang den Anforderungen zu genügen vermag.

Für den Selbstfahrer ist es von größter Wichtigkeit, daß der Wagen eine zentrale Schmieranlage hat, daß also entweder vollkommen automatisch oder durch einen einzigen Pedaldruck möglichst alle Gelenke und Gehänge abgeschmiert werden können, denn es ist selbstverständlich sehr umständlich, die mehreren Dutzend Schmierstellen mit der Handpresse zu versorgen. Erfahrungsgemäß ist eine solche Einpedaldruckschmierung auch bei den von Chauffeuren bedienten Wagen sehr zu empfehlen.

Daß der Käufer dem Bremsmechanismus, der Federung, den Kraftübertragungsorganen selbst, also der Licht- und Starter-Anlage, seine besondere Aufmerksamkeit zuwenden muß, bedarf wohl keiner Betonung. Sehr zu achten ist darauf, daß bei einem Sechszylindermotor die Kurbelwelle unbedingt 7 mal gelagert sein muß, ferner daß Öl-, Luft- und



Mit einer schmucken Adler-Limousine (10 PS „Standard 6“) ins Grüne: Eine Aufnahme beim Picknick.
(Phot. A. Binder, Berlin.)

Die Straßenbesserung gebietet halt! — Umleitung, die Lieblingsvokabel des Automobilisten.

Betriebsstoff-Filter eingebaut sind. Diese kurzen Angaben mögen Anhaltspunkte für die Forderungen sein, die der Käufer berechtigterweise an einen neuzeitlichen Gebrauchswagen zu stellen hat.

Bei den Tourenwagen werden zumindest dieselben Forderungen grundlegender Art angebracht sein, darüber hinaus aber selbstverständlich noch besondere Ansprüche hinsichtlich bequemster Sitze, weichster Federung, bester Lage auch der Notsitze und außerordentlicher Geräumigkeit. Bei den reinen Luxusfahrzeugen und auch bei den Sportfahrzeugen kommt eine Reihe weiterer Gesichtspunkte hinzu. Diese sind aber nur fallweise und nur aus dem individuellen Wunsch des Käufers heraus zu erklären. Bei diesen sehr teuren Fahrzeugen kommen auch die verschiedenartigsten Sonderwünsche in Frage, die von der Entlüftungsanlage bis zur motorisch betriebenen Reifenpumpe alles das umfassen, was den Fahrer des Gebrauchswagens nur sehr selten praktisch interessieren kann.

Was nun die Preisgestaltung der Automobile anbelangt, so ist es sehr lehrreich, diese auf Grund der Indexgestaltung zu betrachten. Wenn wir 1914 den Index gleich 100 stellen, so ergibt der Jahresdurchschnitt der Standardpreise der für den Ausgangspunkt gewählten Kraftfahrzeuge folgende absteigende Kurve: Index für 1924: 114,4 Proz., 1925: 99,4, 1926: 78,3, 1927: 67,7.

Diese Zahlen gelten für Personenfahrzeuge; bei den Lastfahrzeugen ist der Index sogar bis auf 66 Proz. gesunken.

In geschmacklicher Beziehung ist das Automobil von heute ganz und gar verschieden von den einstigen Modellen, ja sogar die oft nur wenige Jahre alten Typen sind unserem inzwischen anders eingestellten Auge kaum noch sympathisch. Zunächst ist der Spitzkühler ganz in Wegfall gekommen; auf dem internationalen Markt hat er übrigens niemals Geltung gehabt. Wenn eine Automobilfabrik der bekanntesten Marken heute noch Spitzkühler baut, so geschieht dies keineswegs aus dem Wunsch heraus, diese Form aus geschmacklichen Gründen beizubehalten, sondern es entspringt der Notwendigkeit einer Raumgebung, deren Veränderung ungeheuere Kosten verursachen würde, da gerade in dem Hohlraum, der durch die Spitzform des Kühlers gewonnen wird, eines der wichtigsten Organe dieser Konstruktion untergebracht ist: der Kompressor. Nicht nur das Gebrauchsfahrzeug hat eine vollkommene Geschmacksänderung umgewandelt, sondern auch beim Sportfahrzeug ist das übermäßig auf Extravaganz Zugeschnittene der praktischen Erwägung geopfert worden. Auch das Sportfahrzeug, sogar das sehr rassige, weist heute Bequemlichkeiten auf — während früher der Sportwagen in jeder Beziehung für den eigentlichen Verkehr ungeeignet war.

In geschmacklicher Hinsicht sei besonders die im Gegensatz zur früheren Monotonie der Farbgebung heute lebendige Tendenz zur Farbenfreudigkeit hervorgehoben; dabei wird größtes Gewicht auf eine Harmonie trotz der Verschiedenartigkeit der Farben gelegt. In diese Harmonie miteinbezogen ist auch die Cord-, Samt- oder Lederpolsterung, deren Farbe möglichst mit einem der Grundfarbentöne des Wagens übereinstimmt. Eines der hervorstechendsten Merkmale der Geschmackswandlung ist auch in dem immer größeren Überhandnehmen der geschlossenen Fahrzeuge zu erblicken. Die Limousine hat sich im Siegeszug die Welt der Automobilisten erobert. Und dies nicht zu Unrecht. Sie schützt nicht nur vor den Unbilden der Witterung, sondern sie ermöglicht gerade dem Berufstätigen die Ausübung auch der sportlichen und tourenmäßigen Automobilfahrt in bequemster Weise; die Besuchsfahrt zu Geschäftsfreunden und auch jene ins Theater ist in der Limousine selbst in empfindlichster Kleidung möglich. Der Staub der Landstraße kann, sobald er nur in Sicht kommt, durch müheloses Aufkurbeln der Fenster unschädlich gemacht werden — und bei freier und schöner Fahrt gewähren die herabgelassenen Drehkurbelfenster und die geöffnete Schutzscheibe vollkommene Durchlüftung. Stark bevorzugt werden auch Kabriolette, da diese gewissermaßen die Vorzüge eines ganz offenen und ganz geschlossenen Wagens in sich vereinen.

Das moderne Automobil ist nicht nur ein außerordentlich angenehmer, sondern auch ein außerordentlich gewinnbringender Helfer des Menschen geworden. Dank der Vollkommenheit der modernen Konstruktionen und der in jahrzehntelanger Erfahrung durchgebildeten Mechanismen ist das Automobil ein stets dienstbereiter Helfer, der nicht nur den Nutzen, den geschäftlichen Erfolg und die verschiedenartigsten Erfolgsmöglichkeiten seines Besitzers vermehrt, sondern der auch zum Wochenend die angenehmste, vom Trubel der überfüllten Eisenbahn unabhängige Zerstreuung ermöglicht. Längst nicht mehr ein Luxusartikel, hat das Automobil von heute siegreich seinen Einzug gehalten in die ganze Entwicklung und Gestaltung des Erwerbslebens unserer Tage. Die Freudigkeit, die es dem oft vielgeplagten Menschen von heute bringt, wird ihm jeder Automobilist gern zuerkennen.



Neckische Überraschungen in ländlichen Bezirken: Die halsstarrige Gänseherde, die selbst für inständiges Hupen kein Verständnis hat.

UNFREIWILLIGER AUFENTHALT

Zeichnungen von Rudolf Lipus.



Alte und neue Zeit begegnen sich auf spanischen Straßen.



Auf der Fahrt gen Süden: Weinernte im Rhonetal.

BILDER VON EINER SPANIENREISE IM AUTO

AQUARELLE VON UNSEREM SONDER-ZEICHNER HANS FRIEDRICH



Nebenstehend: Einkauf in einer kleinen Stadt an den Pyrenäen.



Nebenstehend: Straßenleben bei Alcoy.



Intermezzo bei der Reifenpanne: Schön ist die Spanierin, doch stolz und immer in Begleitung — schade!

Im Auto durch Spanien

Bilder und Text von Hans Friedrich



Über den verschneiten Furkapaß.

„Die Alpenpässe sind mit Schneeketten noch passierbar!" Diesen günstigen Bescheid bekamen wir eben vom Züricher Verkehrsverein. „O fein! Danke sehr!" Die Wagentüren knallten, und singend sauste unsere Limousine von der Uferpromenade in den sonnenflimmernden Herbsttag hinein. Zuger und Vierwaldstätter See, Rigi, Pilatus und Stanserhorn — der Brünigpaß, Meiringen liegen hinter uns, die gigantischen Wände der Grimsel, der Furka, des Gotthard versinken, in schimmerndem Weiß liegen die Pässe, naß quietscht der Schnee unter den Rädern — hinab geht's in unendlichen Kehren und Windungen, in denen summend große und kleine Kollegen uns entgegensteigen. Graue Sperrforts liegen am Berg — im Tale, in strahlendes Grün gebettet, liegt Airolo; Bellinzona, der Lago Maggiore tauchen auf — weich und frühlingshaft warm umschmeichelt uns die italienische Sonne, und üppig hangen über die Mauern prachtvoller Besitzungen am See blühende Rosen, Glyzinen und Oleander, und die Straßenbäume von Pallanza sind schöne schlanke Palmen. Noch einmal biegen wir zur Alpenkette zurück — durch die Schlucht von Iselle mit ihren himmelhohen Wänden auf den 2500 m hohen Simplonpaß, von wo das entzückte Auge sich an der Pracht der Viertausender weidet, hinab ins Rhonetal, vorbei an Monte Rosa und Montblanc durch das Paradies von Südfrankreich, wo die Weinernte in vollem Gange ist und bacchantische Fröhlichkeit die Hügel füllt und die Häuser, deren Fronten dicht mit goldgelben Maiskolben behängt sind, die in der Sonne leuchten. Singen und Klingen und Farben umgeben uns — wir fahren wie durch ein großes Fest! Und da die Landschaft ernster und vegetationsloser wird, rauher und steiler die Felsen — die dunklen Linien der Pyrenäen näher rücken — ist's uns, als wolle die Sonne hinter Wolken sich verkriechen. Doch es scheint nur so: als von hohem Paß eine fabelhafte Landschaft mit unendlichen Weiten unter uns liegt, deren Abschluß mächtige Buchten bilden, in die die weißen Kämme des blauen Mittelländischen Meeres hineinrollen — da sind wir begeistert von dem Gruß, mit dem uns das schöne Spanien empfängt — zwei Sonnenländer sind's, die nur der düstre Wall der Pyrenäen trennt.

Nun rollen wir hinab in die fruchtbaren Gefilde. Durch unendliche Weinfelder und -berge geht's, umrahmt von mächtigen, waldlosen Gebirgszügen, an deren steilen Hängen die Ortschaften merkwürdig gestaffelt sich klammern. Über jäh abfallende, wasserleere Flußtäler von bizarrer Zerrissenheit schwingen kühn konstruierte Aquädukte — Kunstwerke maurischen Weitblicks, jetzt noch völlig wasserarmen Gegenden üppige, afrikanische Vegetation ermöglichend. Nur ihnen ist es zu danken, wenn in der Wüstengegend



Ein reizender Wegweiser: Auskunft bei Elche in Südspanien.

von Elche, wo sonst nur kärglich und primitiv ganze Dörfer von Höhlenbewohnern in den nackten und heißen Felsen hausen, weite Haine von Dattelpalmen wogen — die einzigen ihrer Art in Europa — nur durch diese genialen Bewässerungsanlagen gedeiht auf den glühenden Terrassen öder Felsengebirge kostbarster Wein. Fleißig dreht sich am Wege das altertümliche Schöpfrad — Zuckerrohr- und Reiskulturen sind die Früchte seiner Tätigkeit. Die Beschaffenheit der Straßen wechselt zwischen schimmernd glattem Asphalt und Strecken voller granatlochartiger Untiefen. Man merkt es doch sehr, daß der Monarch ein begeisterter Autofahrer ist und der Diktator des Landes seine Energie vorteilhaft auf die Güte der Landstraßen auswirken läßt. Wir kommen südlicher — heiß brennt die Sonne — weiß von Staub sind die Wege, weiß unser Wagen und weiß wohl 100 m zu beiden Seiten der Straße Baum, Haus und Fels, so daß man nachts, im Lichtstrahl der Scheinwerfer, glauben könnte, eine Geisterlandschaft zu durchfahren.

Beim ersten Picknick an der Straße hoch überm Meer eine Überraschung: Ein Luxuswagen bremst — hält; gleich noch einer — desgleichen ein Lastauto! Nanu? Es dauerte eine Weile, bis wir den hilfsbereiten Wagenlenkern auseinandergesetzt hatten, daß wir keine Panne haben — freundlich winkend setzten sie ihre Fahrt fort. Diese Auto-Ritterlichkeit der äußerst deutschfreundlichen Spanier haben wir in ihrem Lande ohne Ausnahme gefunden. Ein andermal: Wir finden aus einer großen Stadt unsere Ausfahrtsstraße nicht gleich; ein Droschkenchauffeur, den wir fragen, winkt uns, ihm zu folgen, und führt uns so 2—3 km durch die ganze Stadt — entrüstet weist er das angebotene Trinkgeld zurück; desgleichen andernorts ein einfacher Soldat, der uns nach langer Fahrt zum Hotel führt. Der Ausdruck der Kränkung war stets so heftig, daß wir den Versuch nicht wiederholt haben. Stolz liebe ich den Spanier — wir sollten bald Gelegenheit haben, diese Grandezza in ihrer pompösesten Ausdrucksform kennenzulernen. Gerona mit seinem schönen Dom, seinen engen Gassen und der balkonbesäten originellen Wasserfront — die Millionenstadt Barcelona mit schimmernden Boulevards und modernen Geschäftsstraßen, die strahlend wie Festsäle beleuchtet waren, terrassenförmig sich am Berge hochziehend — weiter, weiter! Tarragona, am Meere gelegen und von Weinfeldern eingefaßt, taucht auf — draußen am Horizont ziehen blaßblaue Streifen vorüber — die Balearen. Ausgebrannte Flußtäler wechseln mit fruchtbaren Ebenen, in denen Zypressen und Palmen die hohen Kulissen — Korkeichen, Agaven und Feigenkakteen die Wegränder bilden. Und wo noch nicht geerntet: **dieser** Weinbehang! Was man als Frucht- und Paradestück in unseren heimischen Delikateßgeschäften, in Watte verpackt, als Mittelpunkt dekorativer Schaufenster bestaunt — kilometerlang fahren wir hier an diesen strotzenden Riesentrauben vorbei — stundenlang begegnen uns nur hochbeladene Karren und emsig trippelnde Esel, alles schwer bepackt mit Wein, Wein und nichts als Wein!

Weiß flog der Gischt der Brandung über die Felsen, auf denen stolz die Reste des mächtigen Römerkastells Sagunto thronen. Stark belebten sich nun die Straßen; eine bimmelnde Elektrische überholten wir, lachende Gruppen winkten uns zu, Kraftwagen aller Gattungen begegneten uns: vom überfüllten Autobus, auf dessen Dach und Trittbrettern die „Überzähligen" wie die Trauben hingen, bis zum Luxuskabriolett des blasierten Elegants, dessen rassige Freundin selbst am Steuer saß. Schimmernde Türme und Kuppeln tauchten auf, Palmen säumten die breiter werdenden Straßen; Glockenklang lag in der Luft — ein Sonntag war's, an



Nächtliche Fahrt durch die gespenstisch leuchtende Landschaft in der Nähe von Murcia.



Frau Margrit Jay-v. Opel, Tochter des Kommerzienrats Heinrich v. Opel (†), mit ihrer 12/50-PS-Sechszylinder-Limousine. (Phot. Binder, Berlin.)

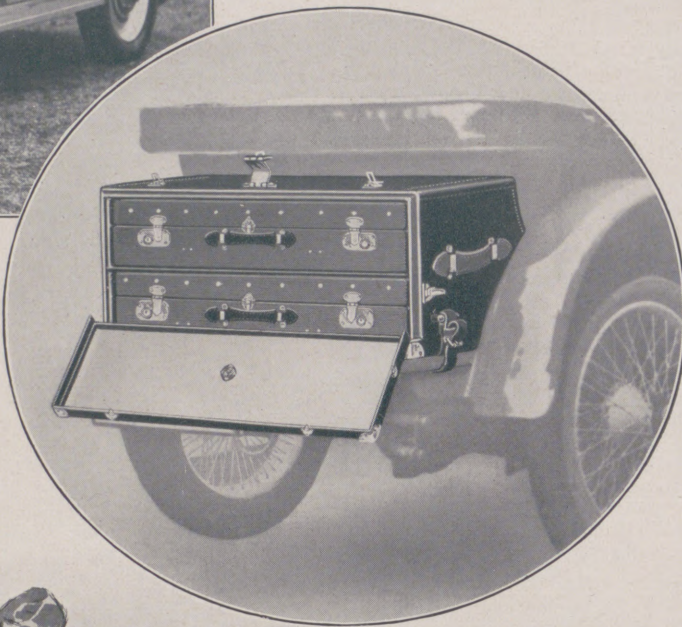
dem wir in das lebhafte Valencia einfuhren. Riesenplakate verkündeten großen Stierkampf — nicht lange, und auch wir schoben uns mit den Tausenden in die Arena — für dieses temperamentvolle Volk in bewundernswerter Ordnung und Ruhe. Ironischer Beifall ertönte, als sich der Beginn um zwei Minuten verschob — atemlose Stille, als nach dem Aufmarsch der Toreros die Arena zum Kampf fertiggemacht war und plötzlich der Stier, mit neckischer blauer Schleife am Nacken, hereinstob. Mit verblüffender Schnelligkeit stürzte er sich auf die roten Mäntel — Wendigkeit und Behendigkeit triumphierten über plumpe Kraft. Damit auch diese sich auswirken konnte, wurden auswattierte Reiter auf Rosinanten aufgebaut, die der schnaubende Stier, schon durch die in den Nacken gestoßenen bandgeschmückten Stäbe mit Eisenspitzen stark blutend und gereizt, unter tosendem Beifall auf die Hörner nahm und glatt über den Rücken warf. Und plötzlich stand vor den wirbelnden und tücherschwenkenden Peinigern einer still — der Stier stutzt — stürzt sich auf ihn — wieder und immer wieder. Still steht der schlanke Torero, nur mit leisen Bewegungen des Körpers den steigenden Angriffen des nun sinnlosen Tieres ausweichend. Oft nur um Zentimeter sausen dessen breitausladende Hörner vorbei! Plötzlich ein Blitzen der unterm roten Mantel verborgen gewesenen Klinge — das Spiel ist aus — nur handbreit ragt der Degengriff aus dem Körper des zusammenbrechenden Stieres. Minutenlanger Beifall für diesen, den ein mit Schellen geschmücktes Viergespann hinausschleift, dann für den Torero, der mit beachtlicher Gewandtheit die vielen Hüte und Mützen wieder zurückwirft, die als Ausdruck äußersten Wohlgefallens zu Dutzenden auf ihn herunterfliegen. Fürstlich auch der Gruß des Siegers zum hohen Altan, wo sich eine Schöne im altspanischen Kostüm eben erhebt, um ihm den blühenden Lohn hinabzutragen.

Wir verließen die Ostküste, das Meer und stiegen von Murcia die heißen, ausgedörrten Hänge aufwärts. Kahl, wüstenähnlich — ganz afrikanisch wird die Landschaft — Moscheen und Minarette recken sich aus dem Gewirr fensterloser Häuserwürfel — beduinenhaft der Typ vieler Männer und Frauen, merkwürdig die Art der Bespannungen, des Zaumzeugs — erschreckend öde und wahnsinnig heiß eine wohl 20 km lange, völlig vegetationslose Hochebene. Der Esel — ohne den man sich die spanischen Landstraßen nicht denken kann — zieht unermüdlich, als überlastetes Reittier oder fünffach vor den hohen zweirädrigen Karren gespannt, durch die sengende Glut seines Weges. Wir fahren abwärts, der Tag senkt sich — rotgolden leuchtet die Abendsonne. In weiter fruchtbarer Ebene ein schimmerndes Häusermeer — steil über der Stadt die rotbraunen Mauern der Alhambra, im mächtigen Rund ringsum blaue Bergketten hinter Bergketten, auf deren höchster, der 3300 m hohen Sierra Nevada, rosig leuchtend sich der Schnee vom blaßgrünen Abendhimmel abhebt — Granada, das andalusische Paradies, liegt unter uns!

Ich habe dem Begriff „Alhambra" immer ein gewisses Mißtrauen entgegengebracht, wohl weil mit diesem Namen zu viel Unfug getrieben wird. Ich sollte auf das angenehmste enttäuscht werden, als wir andern-tags unter dem Dach alter Ulmen zum Kalifenpalast emporstiegen. Wir durchschritten ein hohes, ernstes Tor mit dem maurischen Hufeisenausschnitt, einen burghofähnlichen Platz mit uralten Bäumen — ein reichgearbeitetes, niedriges Tor — die Alhambra nimmt uns auf — wir sind in einer anderen Welt! Phantastisch ist der Ideenreichtum in den Gemächern, raffiniert dienstbar gemacht einer überkultivierten Erotik; herrlich der Alabastersäulenwald des Löwenhofes, zu denen überreiche farbige Stuckornamentbogen das Laubdach bilden. Prachtvoll die Schönheit des Myrtenhofes, in dessen Bassin sich weiße Säulen und mächtige Tore von Zedernholz spiegeln, deren bizarre Ornamentik in Elfenbein und Ebenholz eingelegt ist, deren armstarke Angeln einst aus massivem Golde bestanden. Wir bewundern herrliche Stalaktitengewölbe und seltsam verschlungene Ornamente, versteinerten Teppichen gleich — die Welt der Märchen aus Tausendundeiner Nacht — sie umgibt uns!

Unwillig, wie man aus einem süßen Traum erwacht, fanden wir uns erst Stunden später wieder in die Wirklichkeit zurück, als wir uns in den steilen Falten der schneebedeckten Sierra Nevada zum hohen Paß emporarbeiteten, von wo herrlich das Land bis Motril, das weite Zuckerrohrfelder umgaben, unter uns lag. Und nun kamen die unvergeßlichen 150 km am Meer bis Malaga! Über Pässe und mächtige Brückenbogen ging's, gigantische Täler wurden umfahren, Schleife um Schleife zog von Kap zu Kap. Sowohl für Wagen als auch für Führer waren diese vier Wochen eine stattliche Leistung und gingen bei beiden ohne „Motorpanne" ab. Führte doch der Freund den Wagen von der Heimat bis zur Straße von Gibraltar und zurück allein, und es schwankten die Tagesleistungen zwischen 300 und 500 km — am letzten Tage hatten wir sogar die fabelhafte Zahl 704 auf dem Kilometerzähler!

In Malaga, wo schöne Straßen mit vierfachen Palmenreihen zum Hafen führten, lagen große spanische Panzerkreuzer und wimpelgeschmückter englischer Flottenbesuch. — Eigenartig war Ronda, lebhaft und schön Sevilla mit seiner prachtvollen Kathedrale, wo in ganz schmalen arabischen Gassen am Fenstergitter die Liebesleute flüsterten, der Wein besonders vorzüglich war, ich es aber trotz und alledem nicht fertigbrachte, die Schnecken zu schlucken, beliebte Leckerbissen, die man sich noch frisch am krabbelnden Gitter heraussuchen konnte. — Abwechslungsreich auch noch die Fahrt, als wir nun den Kühler nordwärts wandten: Cordoba mit seinem starken Mauerring, den römischen Toren und orientalischen Moscheen — Madrid mit seinem fabelhaften Leben, seinen amerikanischen Hochbauten und herrlichen Kunstschätzen des Prado — zerklüftet das Tal Roncesvalles, wo wir die Pyrenäen wieder überfuhren — elegant Biarritz am Golf von Biskaya, wo sich die Wellen des Atlantischen Ozeans brechen — Bordeaux, Tours und Poitiers, Orléans, Paris, die Schlachtfelder des Weltkriegs und die von 1870/71 — endlich das liebe deutsche Vaterland — im letzten Licht eines goldenen Herbsttages die Wartburg, in die bunten Waldberge gebettet. Doch als die kalte Nacht kommt und ein strammer Regen an die Scheiben prasselt, geht die Erinnerung zurück zu dem Sonnenland, das hinter uns liegt, und wir wissen, daß wir es nie wieder vergessen werden — fern im Süd das schöne Spanien!

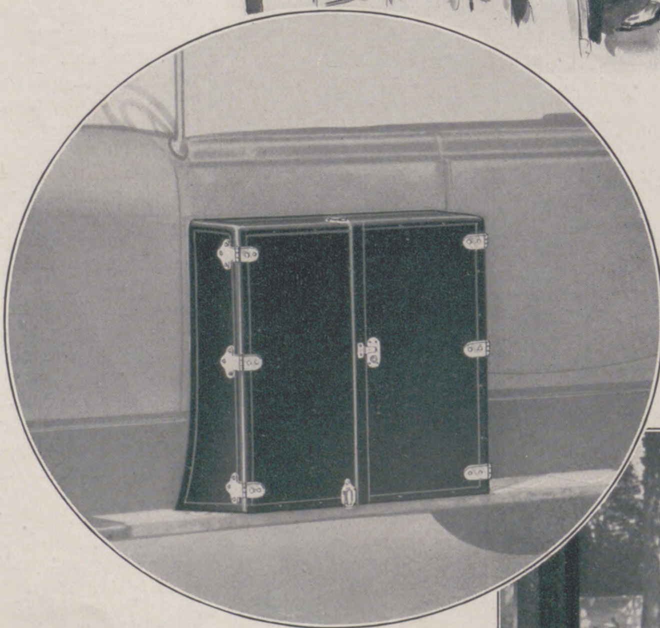


Zum eleganten Wagen der elegante Koffer: Patent-Auto-Brückenkoffer. (Modell Moritz Mädler, Leipzig.)



Der Schrankkoffer am Auto erspart das Bügeleisen!

Zeichnung von Rudolf Lipus.

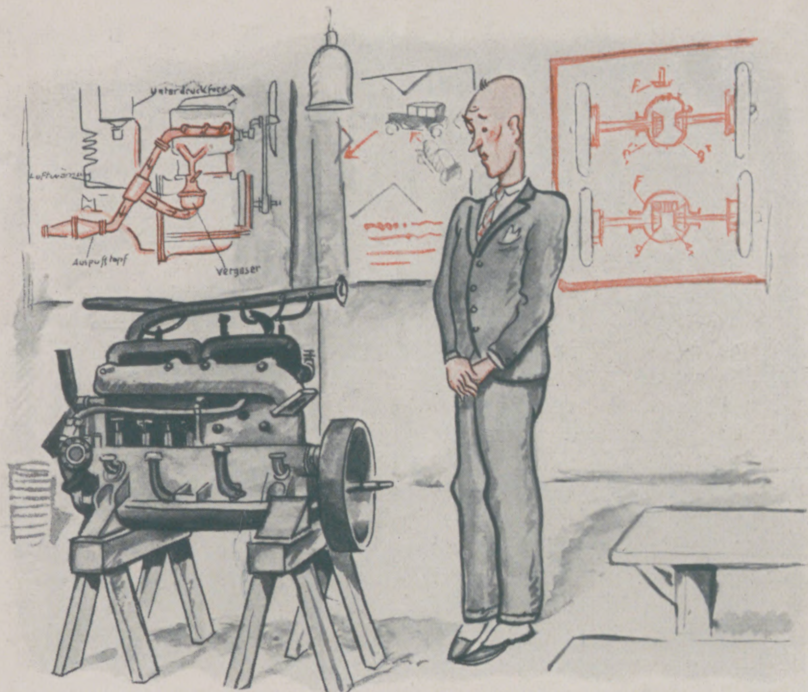


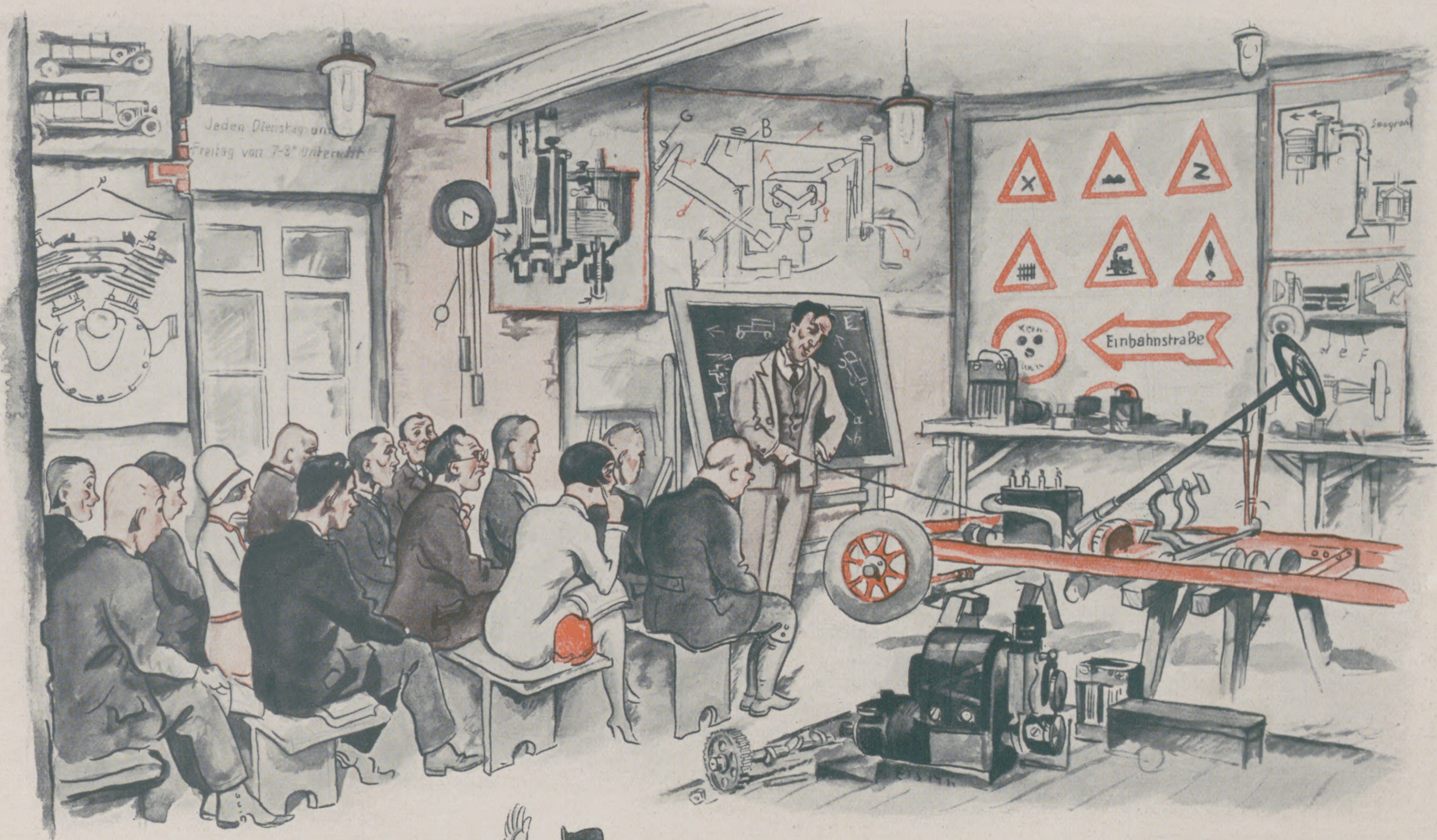
Auto-Seiten-Schrankkoffer, auf dem Trittbrett befestigt, zur Aufnahme von Kleidern, Wäsche usw. (Modell Moritz Mädler, Leipzig.)



Vor der Ausfahrt im 8/40-PS-Wanderer-Kabriolett. (Phot. Atel. Baruch, Berlin.)


Vorprüfung auf Herz und Nieren: Beim Arzt, der ersten Instanz für den Führerscheinaspiranten.


Der Anfänger angesichts des unergründlichen Motorgebildes: „Und das soll alles in meinen Kopp?"



In der „modernen Abendschule": Autofahren ist nicht schwer, Theorie dagegen sehr!


Bei der Prüfungsfahrt: „Mann, reißen Sie die Karre rum! Oder woll'n Sie vielleicht auf dem Appelbaum landen?"


Nach geglückter Prüfung: „. . . . . so freu'n sich mit uns die Verwandten, daß du die Prüfung hast bestanden!"

WER WILL UNTER DIE AUTOMOBILISTEN . . . .: DER WEG ZUM FÜHRERSCHEIN

ZEICHNUNGEN VON HANNS LANGENBERG

ISOLDE KURZ

SOLLEONE

NOVELLE

Die Geschichte, die ich erzählen will, habe ich von einem befreundeten Kunstgelehrten, der im Weltkrieg verscholl. Er war eine feinsinnige, ganz nach innen gerichtete Natur mit starker seelischer Erlebenskraft, aber schwach entwickelten Organen zur Aufnahme der Außenwelt und besser in den Schätzen der Galerien als im Naturleben bewandert. Wenn man mit ihm im Freien ging, mußte man scharf auf die Wege achten, denn er hatte die Neigung, im Eifer des Gesprächs ganz unbewußt von der Richte abzudrängen; ging er allein, so geschah ihm leicht dasselbe, weil er sich in einsame Gedanken verspann. Die Vermutung liegt nahe, daß ihm diese Eigenheit im Krieg, den er schon in vorgerücktem Alter mitmachte, verhängnisvoll geworden ist. Sein Name war Martin Francke. In jungen Jahren hatte er einmal in Italien einen leichten Sonnenstich erlitten, und seitdem trat die schon angeborene Zerstreutheit deutlicher hervor. Die Umstände, unter denen jener Unfall sich ereignete, ließen eine tiefe Spur in seinem Leben und waren zugleich in wunderlicher Weise mit einem ihm völlig fremden Schicksal aus längst vergangenen Tagen verknüpft, auf das er mit seinem Denken immer wieder zurückkam.

Martin Francke hatte nach der Universitätszeit vorübergehend eine Hauslehrerstelle bei einer wohlhabenden Familie in Frankfurt angenommen, wo er einen sonst gut begabten, aber in den humanistischen Fächern zurückgebliebenen jungen Menschen für die Abgangsprüfung vorbereiten mußte. Seinen Zögling, dem der Name Manfred gut zu Gesichte stand, liebte er wie einen jüngeren Bruder, und er hat ihm zeitlebens das zärtlichste Andenken bewahrt. Denn dieser Jüngling war nach Martin Franckes Zeugnis so etwas wie eine Handarbeit Gottes inmitten der menschlichen Fabrikware, ein alleredelstes Stück deutscher Jugend. Zwischen Lehrer und Schüler war der Abstand der Jahre nicht gar zu groß, wenn auch Francke durch den Vollbart, der ihm schon in frühester Jugend gewachsen war, bei weitem älter aussah, und da ein jeder gerade das besaß, was dem andern fehlte, waren sie als Freunde wie füreinander geschaffen.

In dem jungen Manfred kündigte sich auf Schritt und Tritt der Naturforscher an, der er werden wollte. Er beobachtete das Tierleben, sammelte Pflanzen und Steine, und eine Landschaft war ihm ihrer Gestaltung nach beim ersten Schritt durchsichtig. Dagegen fehlte ihm der Sinn für alles Sprachgesetz, und erst als sein Hofmeister den glücklichen Einfall hatte, ihm die Sprache gleichfalls als einen lebendigen, nach ähnlichen Normen wie die Naturgebilde wachsenden Organismus zu zeigen, glückte es ihm, den Geist des Schülers zu fesseln und ihn dann auch heil an den Klippen der Matura vorüberzubringen. Zum Dank schickte die Familie Lehrer und Zögling auf eine gemeinsame Ferienreise nach Italien. Im toskanischen Apennin am Südhang des Monte Giovi lebte dem Jüngling ein Verwandter, auf dessen ländlichem Anwesen er schon als Knabe die Ferien zu verbringen pflegte. Bei diesem sollte er sich samt dem miteingeladenen Lehrer von den Mühen der Studierstube erholen. Als die Mutter dem älteren Freund beim Abschied empfahl, auf seinen Zögling gut achtzuhaben, daß ihm nichts zustoße, fügte der Vater lächelnd hinzu:

„Und du, Manfred, gibt acht, daß deinem Mentor nichts zustößt."

Das war eine berechtigte Mahnung, denn der Schüler war der Lebensgewandtere von beiden, dabei schlank und schön wie ein Olympiasieger, mit Muskeln, die hart und straff waren wie Holz, während der Lehrer schwächer gebaut und nur für geistige Anstrengungen gestählt war, außerdem in äußeren Dingen ein wenig ungeschickt.

Den beiden schloß sich als dritter Reisekamerad noch ein Studienfreund Martin Franckes an, der Archäologe Dr. Karl Johannsen, der einige Jahre später bei den Ausgrabungen auf Kreta starb. Ihm zuliebe machten die Freunde einen starken Umweg und durchwanderten zu Fuß das Umbrische und einen Teil des Toskanischen auf den Spuren der Etrusker. Manfred ruhte nicht, bis die beiden Älteren ihr kleines Gepäck mit in seinen Rucksack steckten, der schon den eigenen Reisebedarf nebst einem Kodak enthielt, und unter diesem Ballast, den er noch durch mineralogische Funde vermehrte, marschierte er auch bei der Hitze leichtfüßig weg, ohne ihn zu spüren. Seine Gesellschaft kam den zwei anderen wohl zustatten, denn er sprach fließend italienisch, und seiner munteren Liebenswürdigkeit und glücklichen Erscheinung öffneten sich alle Türen; auch fiel, wohin sie kamen, die Nachtherberge annehmbar und die Zeche billig aus.

Als sie den Consumapaß überschritten hatten und Johannsen sich von den anderen trennen wollte, um über Florenz die Heimreise anzutreten, ließ Manfred es durchaus nicht zu. Sein Verwandter sei der gastfreundlichste Mann von der Welt, er liege ordentlich auf der Lauer, um Fußreisende abzufangen und auf sein Gut zu schleppen, wo er oft monatelang gebildeten Umgang entbehre. Herr Parga würde sich für persönlich geschädigt halten, wenn ein Fremder von Belang in seiner Nähe vorbeigereist wäre, ohne bei ihm einzutreten. Und übrigens habe er, Manfred, bereits den dritten Gast angekündigt. Der also Genötigte ließ es sich gern gefallen, und des anderen Morgens brachen die drei wohlgemut nach dem Monte Giovi auf. Nur daß unglücklicherweise die Stunde des Abmarsches durch einen ländlichen Schuster von Pontasieve verzögert worden war, der einem der Wanderer die zerrissene Sohle auszubessern hatte.

Man trat soeben in die Hundstage, die der Italiener Solleone, Löwensonne, nennt — nicht weil, wie das Landvolk meint, die Sonne alsdann Löwenstärke hat, sondern um ihren Stand im Tierkreis zu bezeichnen — doch ein leicht bedeckter Himmel stellte angenehmes Marschwetter in Aussicht. Niemand konnte erwarten, daß dies der heißeste Tag des Jahrhunderts werden würde.

Wie eine Sphinx mit vorgeschobenem Oberleib kauerte der Berg vor ihnen, den eine bestrittene Überlieferung mit dem alten Jupiterkult in Verbindung bringt. Seine tiefzerklüfteten Flanken glichen ungeheuren versteinten Wellen und waren bis zu halber Höhe mit niedrigem Baumwuchs bedeckt. Und wie nun einmal alles, was mit dem klassischen Altertum zusammenhängt, die Seele des Gebildeten in stärkere Schwingung versetzt, glaubten die beiden angehenden Gelehrten, sich dem Sitze des Göttervaters zu nähern, obgleich ihr nüchterner junger Kamerad versicherte, daß der Monte Giovi sich weder durch antike Baureste noch durch alte Ortssagen vor den anderen Apenninenhäuptern auszeichne. Bald war der lange schmale Grat mit Kreuz und Kirchlein nicht mehr zu sehen, denn das Felsgebäu des Unterstocks hing schwer über die Wanderer herein und ließ von der Glut des nahenden Mittags einen beschwerlichen Aufstieg fürchten. Dr. Johannsen seufzte und stöhnte. Er war ein Koloß auf tönernen Füßen, denn ein zu schwach geratenes Beingerüst hatte bei ihm die Last eines allzu schweren Oberkörpers zu tragen. Aber unvermutet kam auf holprigem Fahrweg, der sich neben dem Fußsteig, doch nicht so jäh wie dieser, zu Tal stürzte, ein mächtiges Gespann weißer toskanischer Ochsen im Schmuck ihrer roten Troddeln in Sicht, behäbigen Schrittes ein abenteuerliches Fuhrwerk hinter sich herschleppend.

Manfred schrie vor Vergnügen laut auf und pfiff durch die Hände, worauf ihm ein Pfiff und ein Knallen mit der Peitsche antwortete.

„Bist du's, Dario?" rief er dem jungen Bauern zu, der das Leitseil hielt, worauf ein fröhliches „Gnorsì" (Ja, Herr) antwortete.

„Das dacht' ich mir gleich," sagte Manfred dann zu den zwei anderen, „der alte Herr schickt uns seine Staatskarosse entgegen. Diese Aufmerksamkeit ließ er sich natürlich nicht nehmen."

Die beiden anderen umgingen und bestaunten das seltsame Gefährt. Auf einem hölzernen Schlitten, einer Art Bergschleife, war ein länglich viereckiger Weidenkorb befestigt, in dem drei Stühle bereitstanden, und Manfred erklärte den Reisegenossen, daß alle ansässigen Herrschaften sich solcher Equipagen bedienten, weil der Zustand der höheren Feldstraßen und ihre große Steile das Fahren mit Rädern erschwerten. Dieses Fuhrwerk war übrigens nicht allein zur Bequemlichkeit der Reisenden gekommen, sondern hatte vor allem aus einer am Berge klebenden Ortschaft den Mundbedarf der Gäste heraufzuschaffen, wie eine mächtige, in Tücher und Blätter gehüllte Ochsenrippe und eine ebensolche Hammelkeule verrieten. Die Stühle waren nur mitgeschickt, damit der eine oder der andere der Herren „Alpinisten", wie der Bauer sich ausdrückte, im Notfall davon Gebrauch machen konnte.

„Betrachten wir dieses Gespann mit Ehrfurcht", sagte der bärtige Mentor. „Mit solchen großen weißen, troddelumbaumelten Ochsen sind gewiß schon die Urahnen dieses jungen Landmanns ausgefahren, um auf der Spitze des heiligen Berges dem Göttervater zu opfern."

Und von der klassischen Erinnerung angefeuert, kletterte er eilig über die Deichsel in den Wagenkorb. Die beiden anderen folgten, der schwarzäugige Bursche, in dem Manfred einen ehemaligen Spielkameraden wiedergefunden hatte, nahm das Leitseil zur Hand, und nun ging es unter Via! und Va-n-là bergan.

Nach tausend Schritten fühlten sich die zwei Neulinge an allen Knochen zerschlagen, und Manfred, der schon nach einer Minute wieder herausgesprungen war, sah ihnen lachend zu, wie sie sich samt dem Sitz mühsam an Bord hielten, denn solange es steil hinaufging, mußten sie darauf achten, nicht nach rückwärts mit dem Stuhl hinauszurutschen, und bei einer plötzlichen Senkung des Weges waren sie in Gefahr, vornüberzukippen. Er selber ging mit seinem Rucksack, den er nur um die Gepäckstücke der Freunde erleichtert hatte, aber durchaus nicht ablegen wollte, lustig daneben. Er freute sich diebisch, sooft die Cibea — so nannte sich jenes urtümlichste aller Fuhrwerke — das eine Mal mitten durch ein Loch rutschte, wobei der eingedickte Schlamm aufspritzte, das andere Mal über einen Steinbrocken weg mußte, der breit im Wege lag. Die Ochsen nahmen jedes Hindernis mit unerschütterlicher Gelassenheit und trugen ihre Last sicher an den Abstürzen hin. Aber die Reisenden wurden unzählige Male mit ihren Stühlen gegen den Rand der Cibea geschleudert und rieben sich bei jedem Stoß schmerzhaft die Knie. Martin Francke ertrug es nicht

Am Sommerabend









Die Operettensängerin Hella Hellenburg in einem großen Abendkleid aus gelbem Taft mit Perlenstickerei. Eine gelbe Federperücke, die große Mode für den Abend, und ein gleichfalls perlengestickter Schal, vervollständigen die Toilette.

Oben links:
Schwarz-grau-rot bedrucktes Crêpe-Georgette-Kleid mit um den Hals geschlungenem Schal und seitlich verlängertem Rock.

Oben rechts:
Hellgelber Crêpe Georgette und Spitzen wurden zu diesem Kleid verarbeitet, dessen Wirkung durch einen Florentinerhut mit roten Samtblumen noch gehoben wird.

Unten links:
Grünlich - grauer Breitschwanzmantel mit passend eingefärbtem Fuchskragen; dazu blauer Strohhut. Trägerin: Frau Ada Schneider.

Unten rechts:
Frau Ada Schneider in einem capeähnlich gearbeiteten Mantel aus Goldbrokat mit Zobelbesatz.

Modelle:
Kuschnitzky & Gerstl (Kleider); Blanche (Hüte); Emil Horovitz & Co. (Pelze). Photos: Trude Fleischmann (obere Bilder); Kitty Hoffmann (untere Bilder). Sämtlich in Wien.

Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.



länger; er kletterte gleichfalls aus dem Marterstühlchen und nahm den Weg unter die Füße. Nur Johannsen erklärte, es sei eine heilige Lebensregel, niemals zu Fuß zu gehen, wo man auch nur zum schlechtesten Fahren Gelegenheit habe, und um seinem Widerspruch Nachdruck zu geben, spannte er den ländlichen grünen Riesenschirm auf, unter dem er sich wie unter einem Baldachin zurechtsetzte.

Manfred hatte sich zu Dario gesellt und vertiefte sich mit ihm in die Erinnerung ihrer Knabenspiele. Martin ging in Gedanken vor sich hin und vernahm nur mit halbem Ohr die Gespräche der beiden.

„Sie wissen doch, daß mein Bruder Mario gestorben ist?"

„Mein Onkel hat es mir geschrieben. Wie ging es nur zu?"

„Vor zwei Jahren hat ihn bei der Ernte ein Hitzschlag getroffen. Sie werden unterwegs die Stelle sehen; wir haben sie mit einem Kreuz bezeichnet. Es war gar kein besonders heißer Tag, noch lange nicht so heiß wie heute, und niemand begriff, wie es geschehen konnte."

„Der arme Mario. Ich erinnere mich seiner sehr gut. Er war ein bildhübscher Junge und solch ein braver Kamerad!"

„Ja, Herr, das war er."

Dann gingen sie eine Weile schweigend nebeneinander. Aber lange hielt der Ernst nicht vor. Denn jetzt mußte Manfred den Ruf der Goldammer über den gemähten Feldern nachahmen, worauf Dario sein Licht auch nicht unter den Scheffel stellte, sondern um die Wette alle bekannten Vogellieder samt den Texten, die der toskanische Bauer ihnen unterstellt, zum Besten gab. Die zwei Älteren wurden von der Fröhlichkeit der Jungen angesteckt und übten sich in der gleichen Kunst. Der Berghang hallte von dem Lockruf der Amsel wider, aus dem das Landvolk die Worte heraushört: Bella mia, ti vedo, sì, sì, sì! (Schönes Kind, ich seh' dich, ja, ja, ja!)

Unterdessen drang die Sonne mit steigender Kraft durch den lichter und lichter werdenden Baumbestand, Staub und Hitze wurden immer lästiger. Langsam kroch das Fuhrwerk die breiten, schattenlosen Kehren an dem glühenden Gebirgsstock empor. Die beiden Fußgänger aber benutzten die steileren Richtwege oder klommen auch weglos im dichten Schatten des Gehölzes bergan, nachdem sich Manfred mit dem Lenker der Cibea über den Ort verständigt hatte, wo sie wieder zusammentreffen wollten, um gemeinsam ihren Einzug in die Villa Parga zu halten. Da sich aber der Jüngling bei jeder Pflanze, die ihm auffiel, verweilte und viel am Geschiebe herumhämmerte, kamen auch sie nur mit Aufenthalten vorwärts. Auf gepflegterem Wege gelangten sie vor eine dicht umbuschte, mit Farn und Frauenhaar behangene Felsgrotte, die ein rohgefaßter Quell tief ins Gestein gewaschen hatte. Hier war Kühle und Schatten. Hohe Buchen und Kastanien stiegen aus dem moosigen Grund und über die Blöcke der Felsenterrasse hinan, alles Pflanzenleben drängte sich gierig um die Feuchtigkeit her. Die steilen Felsenwände umstanden ein künstlich vertieftes und ausgemauertes Becken, das zur bequemen Viehtränke dienen mochte und nur an einer Seite einen schmalen Zugang zu dem Brünnlein frei ließ. Ein mäßiger Strahl schoß aus dem Felsen und war überraschend frisch. Es hieß deshalb mit verschönernder Übertreibung die Eisige Quelle, und die Bäuerinnen aus den verstreuten Gehöften scheuten keine Entfernung, um ihre Kupfereimer und Kürbisflaschen für den ganzen Tag zu füllen. Sein unschätzbarer Segen war noch weithin an den blauen Vergißmeinnichtaugen zu erkennen, die in der dürren, blumenarmen Jahreszeit den Weg seines Ablaufs in Beeten säumten.

Freund Martin geriet in Entzückung über die Romantik des Ortes und begann von Bergnymphen zu fabeln, die zum Baden hierherkämen und dem sterblichen Lauscher Verderben drohten. Sein Skizzenbuch bewahrte die Grotte auf mit einer nackten weiblichen Gestalt, die er auf den Rand des Beckens gesetzt hatte, die Füße im Wasser.

Manfred aber, der seine gesammelten Pflanzen ordnete und an dem Quell erfrischte, äußerte in seiner sachlichen Art auf den Überschwang des Freundes: von Nymphen sei ihm nichts bekannt, aber es schwebe ihm dunkel vor, daß sich irgendeine unheimliche Geschichte an den Ort knüpfe. Wenigstens komme nach dem Aveläuten keine Bäuerin mehr an den Brunnen, um Wasser zu schöpfen. Es solle einmal vor Zeiten ein Unglück oder ein Verbrechen da geschehen sein.

„Mein Onkel Parga", sagte er, „zwang mich als kleinen Jungen, jeden Abend bei einbrechender Dunkelheit an die Quelle hinunterzugehen und ihm einen Krug zu füllen. An der Frische des Wassers erkannte er, daß ich wirklich dagewesen war. Er wollte mir die Furchtsamkeit abgewöhnen, die mir ein paar törichte Bauernweiber eingeredet hatten, und ich werde ihm zeitlebens dankbar dafür sein."

Alle Freude an der Schönheit des Ortes verging dem Begeisterten bei dieser Mitteilung. Er streute die gepflückten Vergißmeinnichte zur Erde und sagte:

„Die Stelle, wo ein Unglück geschah oder ein Verbrechen begangen wurde, ist verfluchter Grund. Die Blumen, die an einem solchen Ort wachsen, soll niemand zu einem Strauß binden, und wer sich da niederläßt, muß wissen, daß er bei einem Erschlagenen zu Gaste ist."

Manfred sagte, den Rucksack wieder zuschnürend, kaltblütig:

„Mit Dingen, die vorüber sind, kann ich schlechterdings nichts anfangen. Für mich hat sich hier nichts begeben, als daß die kalte Quelle weiterfließt und ringsumher Vergißmeinnicht blüht. Was vor mir war, ist nicht gewesen. Menschen früherer Zeiten haben nie gelebt."

„So hat dich niemals ein plötzlicher Schrecken überkommen, daß zuweilen aus längst verschwundenen Tagen sich etwas Unfaßbares an uns herandrängen will und Schicksal wirken?" fragte Martin.

„Niemals. Aber wenn ich einmal ausziehen sollte, um das Gruseln zu lernen, so müßte mein Herr Hofmeister dabei sein und mich anleiten, denn allein lerne ich es nun und nimmermehr."

Er huckte mit einem Schwung den Rucksack wieder auf, in dem schwere Steine rollten, die er auf der ganzen Wanderung mit Andacht gesammelt hatte und wie Juwelen hütete.

„Jeder hat seine Liebhaberei", antwortete er auf das Bedauern seines Mentors, daß er sich an dem heißen Tag mit solcher Last schleppe. „Den einen zieht es zu der Kunst, den andern zu altem Gemäuer, ich aber liebe die Knochen der alten Mutter Erde."

Und immer wieder bückte er sich im Gehen forschend nach dem umherliegenden Gebröckel oder löste mit seinem Hämmerchen etwas Glimmerndes aus der Felswand ab. Martin setzte allein den Weg fort, indem sie durch Zurufe die Verbindung aufrechterhielten. Zuweilen erreichte ihn der Jüngling wieder, um gleich aufs neue über den Abhang hinunterzutauchen. Als Martin ihn einmal ganz verloren zu haben glaubte und seinen Namen in die Waldschlucht schrie, antwortete Manfred ganz aus der Nähe mit dem Lockruf der Amsel.

Jener beachtete nicht, daß sein Weg wieder breiter wurde und sich unmerklich abwärts senkte: er war, einer Karrenspur folgend, zur Rechten abgeirrt und fand sich plötzlich am Rand eines Rübenfeldes. Vor ihm lag ein wuchtiges steinernes Bauernhaus mit Tenne und Strohschobern, und hier war der Weg zu Ende. Auf Rufen und Klopfen kam keine Antwort. Umkehren mochte er nicht, und so suchte er über geackerte hangende Felder die Fahrstraße wiederzuerreichen. Über die Schollen stolpernd, stieß er mitten im Feld auf ein niedriges hölzernes Kreuz, das ihn an das Gespräch Manfreds mit seinem bäuerlichen Spielkameraden erinnerte: War dies wohl der Ort, wo den Bruder Darios der Unfall getroffen hatte? Aber das Kreuz war morsch, es mußte weit älteren Ursprungs sein. Auf Zickzackwegen arbeitete er sich bergan, die ihm dadurch eingeprägt blieben, daß er im weglosen Höherklimmen über gemähte Wiesen an einem Abhang abermals auf ein Holzkreuz stieß und nach kurzer Zeit auf ein drittes, und daß der Anblick dieser Kreuze inmitten der tiefen Mittagsruhe ihn mit einer seltsamen Traurigkeit überschattete, wofür das Geschick der unbekannten Toten ihm keine genügende Erklärung war.

Er stieg und stieg, es gab nirgends mehr Schatten, und die Sonne glühte erbarmungslos. Das Volk hat doch recht, daß sie löwenstark ist, dachte er. Nach dem Freunde zu rufen, hatte er längst aufgegeben. Wie es dann weiter wurde, und wo er noch, mit verwirrtem, schmerzendem Kopf und halb verdurstend, in der Irre umherstieg, wußte er später nicht mehr. Er wußte nur noch, daß ihn am Ende ein schmales Brücklein über eine Schlucht führte, in deren Tiefe ein Wässerlein über die Felsenstufen herunterkam, und daß der Rand dieser Schlucht wie auch der ganze Berghang über seinem Haupte goldgelb von blühendem Ginster war. Eine ganze Weile vergaß er sich dort, um zwei Krebsen zuzusehen, die sich grimmig ineinander verbissen hatten und inmitten ihrer feindlichen Umarmung von dem Bächlein über die weißgewaschenen Kiesel herabgerollt wurden. Es war die Stunde der großen Stille und Schwüle, da alles Leben zu stocken scheint. Nur die Zikaden saßen allenthalben unter Buschwerk und Steinen versteckt und erfüllten ihren einzigen Lebensberuf, dem glühenden Mittag eine Stimme zu geben, die ebenso grell, geisterhaft und allgegenwärtig ist wie er selber. In ganzen Klumpen saßen sie da und hatten nichts zu tun, als ihre tönenden Leiber so lange zu reiben, bis der Sterbliche, der sie hören muß, dem Wahnsinn nahekommt.

Die Augen des Wanderers hingen noch an dem Kampfspiel der Krebse, als eine weiße weibliche Gestalt im grellsten Sonnenlicht an ihm vorüberging. Er hatte nicht gesehen, woher sie kam. Sie bewegte sich mit nackten Füßen, die ihm viel zarter und weißer schienen als die einer Schnitterin, leicht und behend über den steinigen Boden; ein weißer zottiger Hund von der Rasse der toskanischen Schäferhunde folgte ihr.

Er wunderte sich zuerst nicht einmal besonders über diese Erscheinung, obgleich manches an ihr befremdlich war: wie daß sie in solcher Hitze ohne Kopfbedeckung ging und eine riesige Sonnenblume an langem, strackem Stengel, fast wie ein Sonnenschirm anzusehen, in der Hand trug. Sie sah ihm einen Augenblick ins Gesicht und glitt mit unbegreiflicher Geschwindigkeit vorüber. Ihm schwindelte plötzlich, daß er sich am Geländer halten mußte; ein stechender Schmerz war ihm durch die Schläfe ins Hirn gefahren. Gleich darauf meinte er, ein Geräusch wie vom Fall eines Körpers ins Wasser zu vernehmen, wodurch er wieder zu sich kam und sich umsah, ob kein Unglück geschehen sei. Weiter abwärts unterhalb des Brückleins hatte sich der Bach ein rundes Becken gewühlt, worein er sein Wasser sammelte. Das Mädchen war verschwunden. Sie konnte nicht hinabgestürzt sein, denn die Wände der Schlucht, die sich tief hinab fortsetzte, waren nahezu kahl und weithin zu überschauen. Wo war sie hingeraten, und was suchte sie in dieser Einöde hier? Er hatte die unklare Vorstellung, sie sei vielleicht gekommen, um zu baden, und habe aus Scheu vor ihm nur den Hund ins Wasser geschickt, während sie selbst sich vor seinen Blicken hinter Gestrüpp versteckt halte. Oder hatte er eine Fata Morgana gesehen? Die Gräser flimmerten ja vor Hitze, und alle Gegenstände schwammen vor seinen Augen. Mit wankenden Knien setzte er seinen Weg fort, immer von den Zikaden begleitet, die ihm mit dem Lärm von tausend rasend gewordenen Kinderklappern die Sinne benahmen.

(Fortsetzung folgt.)

Rehwild im deutschen Wald

(AUFNAHMEN VON HANS STEPHAINSKY-TILLOWITZ)



Plätzender Spießbock.



Das Reh als Forstschädling: Verbeißen junger Sträucher durch einen Rehbock.

Im Oval:

Fiependes Rehkitz, die Mutter suchend.



Sichernde Ricke.







Im Bast. Das alte Gehörn ist im Spätherbst abgeworfen worden. Das neu nachschiebende, vorerst weiche und leicht verletzliche wird durch den filzigen Bast geschützt. Nach Erhärten des Gehörns, im März oder April, fegt es der Bock von dem Baste rein.

Nebenstehend: Wütender Rehbock. Oft, besonders aber zur Brunftzeit gerät der Bock in starke Erregung und wühlt dabei mit Schalen und Gehörn die Erde auf.

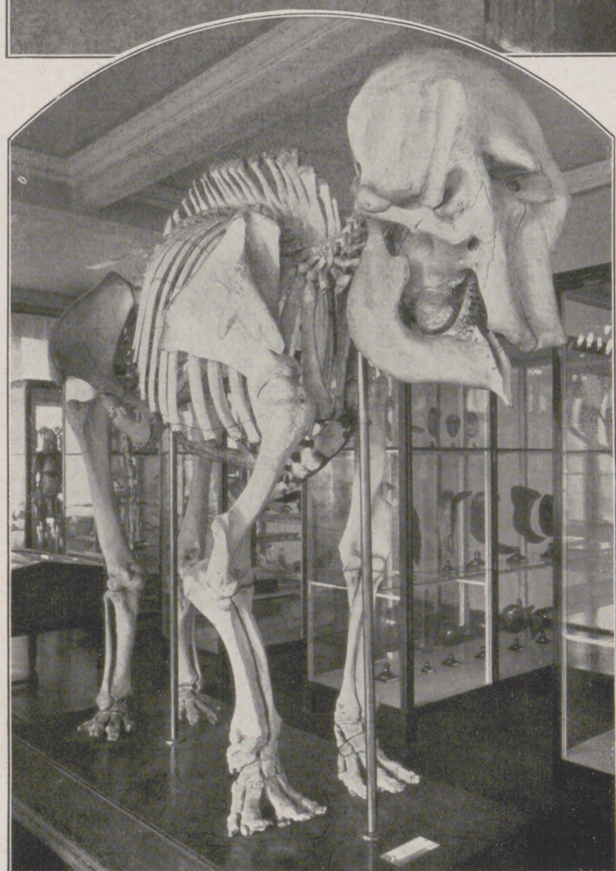




Die Tierärztliche Hochschule in Hannover, die auf ein 150 jähriges Bestehen zurückblicken kann. (Garten-Ansicht.)
Nebenstehend: Im Demonstrationsraum der medizinischen Klinik.

Zum 150jährigen Jubiläum der Tierärztlichen Hochschule in Hannover, der ersten derartigen Anstalt in Deutschland.

Als um die Mitte des 18. Jahrhunderts Milzbrand, Maul- und Klauenseuche usw. den Haustierbeständen schwere Schäden brachten, denen man damals so gut wie machtlos gegenüberstand, ging man dazu über, tierärztliche Lehranstalten zur Heranbildung von Tierärzten zu errichten. So entstand im Jahre 1778 die von dem damaligen Kurfürsten von Hannover, König Georg III. von England, ins Leben gerufene erste Deutsche Tierärztliche Bildungsanstalt in Hannover. Der jetzigen Hochschule stehen folgende, mit besonderen Unterrichts- und Forschungsabteilungen ausgestaltete Kliniken zur Verfügung: die chirurgische, medizinisch-forensische, ambulatorische Klinik und die Klinik für kleine Haustiere und Geburtshilfe. Außerdem ist ihr eine Reihe wissenschaftlicher Institute angegliedert, und zwar: das anatomische, physiologische, chemische, hygienische und pathologisch-anatomische Institut und das Institut für Tierzucht und Vererbungsforschung. — In der Zeit vom 13. bis zum 15. Juni begeht nun die Tierärztliche Hochschule in Hannover die Feier ihres 150 jährigen Bestehens. Anläßlich dieses Festes erfolgt auch die Einweihung einer Gedenktafel Robert Kochs, des Meisters der Bakteriologie, an seiner Wirkungsstätte in Langenhagen bei Hannover sowie die Grundsteinlegung umfangreicher Neubauten der Jubiläumsanstalt.



Das Skelett des großen Elefanten aus der Sammlung in der Anatomie der Tierärztlichen Hochschule zu Hannover.

DAS SCHIFF OHNE EISEN

Zum bevorstehenden Aufenthalte des amerikanischen Vermessungsseglers „Carnegie“ in deutschen Gewässern.

Gegen Mitte Juni besucht das eisenfreie amerikanische Vermessungsschiff „Carnegie“ für etwa zehn Tage die deutsche Küste, um vor Beginn seiner dreijährigen Weltreise seine Instrumente mit denen des magnetischen Observatoriums in Potsdam zu vergleichen. Das Fahrzeug stellt eine so eigenartige Sonderkonstruktion dar, daß wir ihrer und ihrer Zwecke hier kurz gedenken wollen.

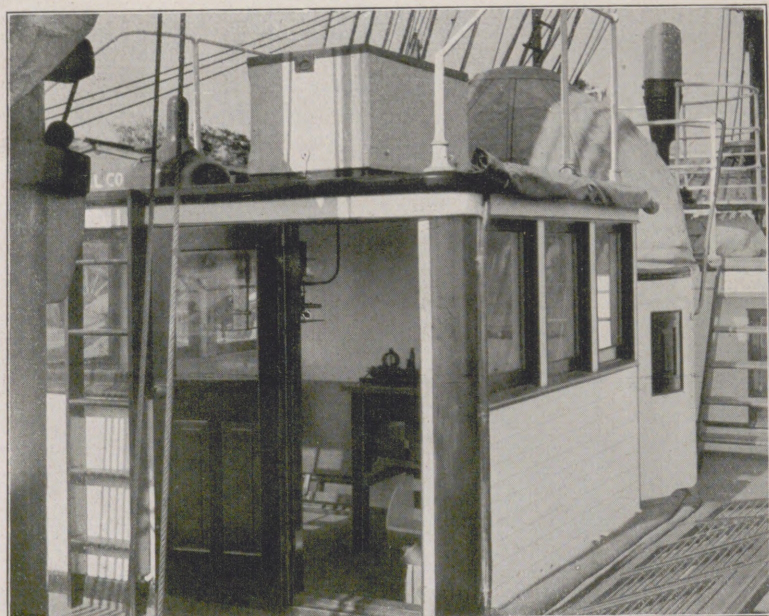
Die Seefahrt ist ja darauf angewiesen, über dem freien Meere jederzeit die Richtung der Kompaßnadel zu beachten, da nur aus ihr allein der richtige Kurs zu erfahren ist. Jede Unkenntnis führt zu Umwegen, also zu Zeitversäumnis und Frachtverteuerung. Unsere üblichen Schiffe sind nicht in der Lage, jene Größe befriedigend genau zu ermitteln, da sie heutzutage fast ganz aus Eisen gebaut sind und dadurch der Magnetnadel eine falsche Richtung geben. Sie verzichten daher auf eigene Messungen und verlassen sich auf die Seekarten. Diese aber können sich wiederum nur auf einwandfreie Beobachtungen stützen, und um diese zu gewinnen, schritt die magnetische Abteilung des Carnegie-Instituts zu Washington zur Konstruktion eines eigenen, möglichst eisenfreien Vermessungsfahrzeugs, eben der „Carnegie“. Das ganze vorhandene Eisen beschränkt sich auf den Kolben einer Hilfsmaschine, die nur in Windstillen und beim Einlaufen in den Hafen benutzt wird; sonst fährt es ausschließlich unter Segel. All die vielen Metallteile, die notwendigerweise vorhanden sein müssen, bestehen aus Bronze oder Messing. Statt der heute üblichen Stahltrossen kommen Hanfseile zur Verwendung.

Von allen anderen Segelschiffen unterscheidet sich die „Carnegie“ durch ihre zahlreichen und eigenartigen Deckaufbauten. So zeigt die eine unserer Abbildungen im Vordergrund ein Beobachtungszimmer für luftelektrische Messungen und dicht dahinter den einen der zwei Beobachtungsdome für magnetische Zwecke. Schon hieraus erfahren wir, daß die „Carnegie“ sich durchaus nicht auf Messung der magnetischen Deklination oder, wie die Seeleute sagen, der Mißweisung beschränkt, sondern ihr Programm weiter zieht. In der Tat wird nicht nur alles erdmagnetisch Wichtige beobachtet, sondern auch die Gelegenheit benutzt, andere ozeanographische Aufgaben zu fördern, so die Erforschung der Luftelektrizität und die Meerestiefenbeobachtung durch das Echolot.

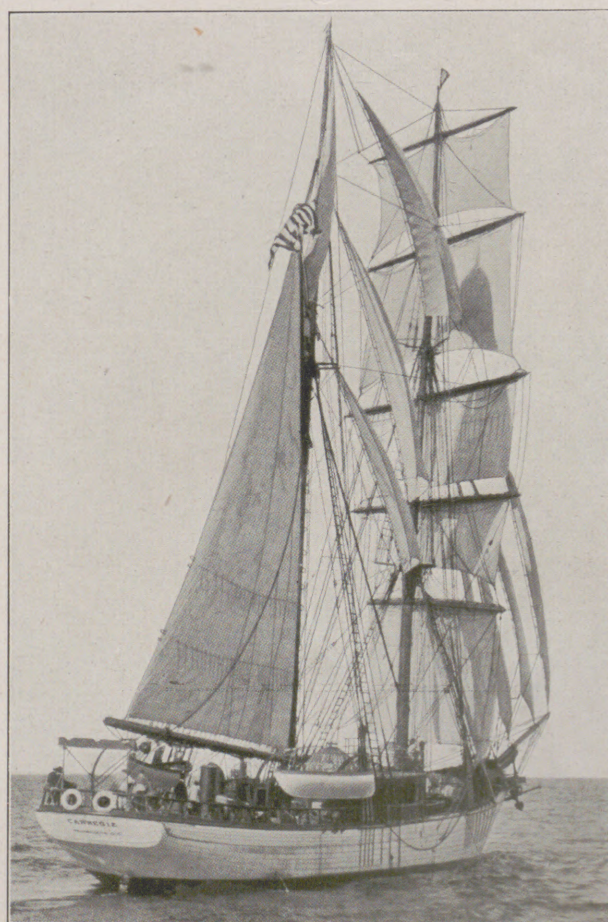
Die „Carnegie“ wurde im Jahre 1909 nach den Ideen des Leiters der magnetischen Abteilung des Carnegie-Instituts, Professor Dr. Louis Agrikola Bauers, erbaut und segelte von Spitzbergen bis an das Eis des antarktischen Kontinents.

Wie wichtig die Kenntnis der magnetischen Daten für die Schiffahrt auch bei uns ist, kann man daraus ersehen, daß im Jahre 1923 ein zweites, nun gänzlich eisenfreies Fahrzeug auch für die kleine Ostsee entstanden ist, die in Kiel erbaute „Cecilie“. Sie fährt unter estländischer Flagge, arbeitet aber gemeinsam mit den meisten Randstaaten der Ostsee; auch die deutsche Reichsmarine hat sich ihrer bedient.

Prof. Dr. Nippoldt.



Das luftelektrische Observatorium auf der „Carnegie“.



Das eisenfreie Vermessungs-Segelschiff „Carnegie“ in Fahrt.

Geschäfte auf der Straße

IM GRENZGEBIET EUROPA–ORIENT





Schuhverkauf in Konstantinopel.

Links im Oval: Öffentlicher Schreiber, eine typische Erscheinung in dem Straßenleben Konstantinopels.



Ansichtskartenverkauf an der Hauptpost in Athen.



Zuckerwarenhändler in Smyrna.



Marktszene in Resna zwischen Ochrida und Monastir in Neuserbien.



Brotverkauf in Griechenland.

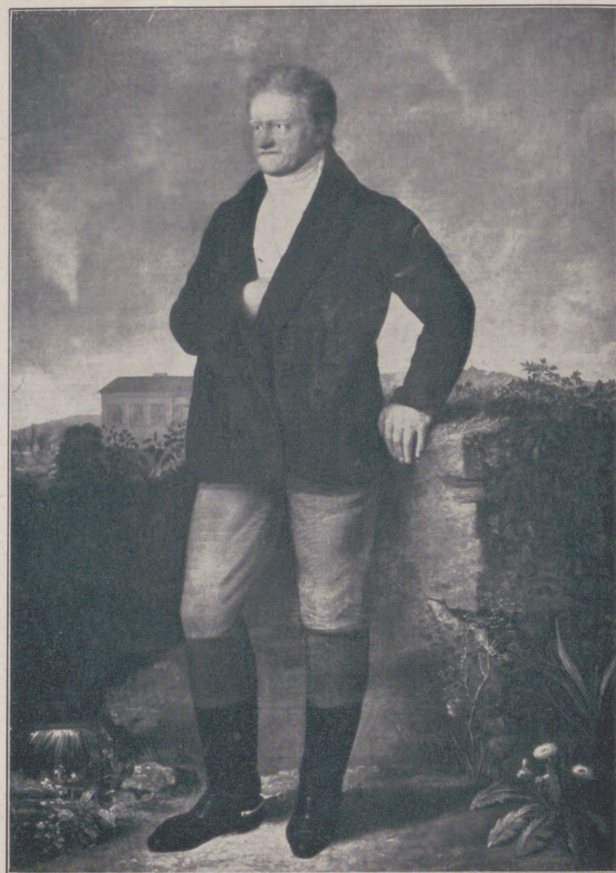
Im Südosten Europas spielt sich, wie auch im Orient, ein großer Teil des geschäftlichen Lebens im Freien ab. Kleine und große Verkaufsstände, Warenauslagen auf ebener Erde, fliegende Händler und täglich zur bestimmten Zeit erscheinende Verkäufer von Nahrungsmitteln usw. beleben das bunte Bild auf den öffentlichen Plätzen und Straßen der Städte. In Konstantinopel freilich wird der Handel auf der Straße den Modernisierungsbestrebungen Mustafa Kemal-Paschas weichen müssen. Eine neue Verordnung verbietet dieses „Verkehrshindernis“, um Platz für den modernen Autoverkehr zu gewinnen. — Unseren Abbildungen liegen Aufnahmen von A. Raffius, Neuyork, zugrunde.

KARL AUGUST VON SACHSEN-WEIMAR

ZU SEINEM HUNDERTSTEN TODESTAGE AM 14. JUNI



Herzog Karl August von Sachsen-Weimar in Uniform (geboren am 3. September 1757, gestorben am 14. Juni 1828).
Nach einem Gemälde von Georg Melchior Kraus, 1791, im Besitze des ehemaligen Herzogs von Sachsen-Meiningen. (Phot. L. Otto Weber, Meiningen.)



Karl August in späteren Lebensjahren.
Nach einem Gemälde von Ferdinand Jagemann, in der Landesbibliothek zu Weimar. (Phot. Louis Held, Weimar.)

Kein deutscher Fürst aus dem 18. Jahrhundert, Friedrich der Große ausgenommen, lebt im Andenken des ganzen Volkes heute noch so lebendig wie Karl August von Weimar. Unter seiner Regierung wurde der Name Weimar für die Deutschen der Begriff einer Kultur. Er verstand es, große Menschen anzuziehen und sie festzuhalten, denn er war, wie Goethe sagt, selbst ein geborener großer Mensch. Mit 18 Jahren gelangte der junge Herzog auf den Thron, noch ein Jüngling, unerfahren und unausgegoren, von Natur aus derb und sinnenfreudig. Die übernommenen Staatsdiener hatten keinen leichten Stand, um so mehr als Karl August die Verwaltungspraxis und den Dienst von unten auf nicht kannte. Und auch am Hofe ging es in den ersten Jahren oft stürmisch zu. Aber treffliche Anlagen und ein starker Leistungswille zeichneten den Fürsten aus. Wenn er seine eigentliche Sturm-und-Drang-Periode so bald überwand und nach wenigen Jahren zu einem so festen fürstlichen Pflichtbegriff gelangte, so bleibt dies ein großes Verdienst Goethes, dessen Einfluß von 1779 an, nach der läuternden Schweizerreise, immer stärker wurde, aber auch ein Zeichen der menschlichen Vorzüge des Herzogs. Unter seiner Regierung besserten sich die Verhältnisse des Landes bald zusehends. Der Herzog nahm an den Sitzungen des Geheimen Konsiliums teil, er unterrichtete sich durch genaues Einsichtnehmen in die Akten, er griff überall persönlich ein. Seine Gewalt war nahezu unbeschränkt. Der Einfluß der Landstände ging über die Teilnahme an der Steuerbestimmung nicht hinaus. Landwirtschaft, Handel, Bergbau wurden gefördert, Feuerlöschanstalten eingeführt. Die großartige Anlage des Weimarer Parks wurde geschaffen. Karl August verstand es, tüchtige Mitarbeiter auszuwählen und sie an die richtige Stelle zu setzen. Dabei war er für Kritik empfänglich und konnte Widerspruch vertragen. Er hatte eine ausgezeichnete Bildung und gediegene, auch durch Reisen geförderte Kenntnisse, er besaß einen immer regen Geist, Interesse für Kunst und besonders Verständnis für naturwissenschaftliche Fragen. Seine Vorliebe für Botanik, die sich heute noch an dem Vorhandensein des reichen und vielseitigen Baumbestandes des Parks um Schloß Belvedere zeigt, war besonders ausgeprägt. Noch aus den letzten Lebenstagen des Fürsten berichtet uns Alexander v. Humboldt, der ihm Jahrzehnte nahegestanden hatte: Er „bedrängte mich mit den schwierigsten Fragen über Physik, Astronomie, Meteorologie und Geognosie, über Durchsichtigkeit eines Kometenkerns, über Mondatmosphäre, über die farbigen Doppelsterne, über Einfluß der Sonnenflecke auf Temperatur, Erscheinen der organischen Formen in der Urwelt, innere Erdwärme". Dagegen war sein literarisches Verständnis nicht außergewöhnlich, Philosophieren lag ihm nicht, obwohl er der großzügige Förderer unserer großen Dichter und der Universität Jena war. So viele große Geister wie in Weimar und Jena wirkten wohl selten zeitlich und räumlich so nahe beieinander. Aber er hatte Ehrfurcht vor großen geistigen Leistungen und Sinn für deren große, grundlegende Bedeutung für das Leben einer Nation. Die bildende Kunst pflegte er mit Verständnis als Sammler und als Beschützer von Talenten. Dem Weimarer Hoftheater ermöglichte er unter Goethes Leitung und Schillers Mitwirken eine ruhmvolle Entwicklung. Aber so groß Karl August als Mäzen und als Förderer des geistigen Lebens war, als Fürst eines so kleinen, unbedeutenden Landes mit so geringer Macht und so spärlichen Mitteln vermochte er doch nur wenig. Deshalb strebte sein auf Wirksamkeit gerichteter Geist auch über die Grenzen dieses Landes hinaus, deshalb suchte er politische Betätigung und militärische Wirksamkeit. Dem deutschen Fürstenbund widmete er viele Jahre eifriger Tätigkeit. Ursprünglich war ein Bund der Kleinstaaten zur Sicherung ihrer Unabhängigkeit gegenüber Preußen und Österreich geplant. Als Weimar 1785 dem Fürstenbund unter preußischer Führung beitrat, war das zunächst für den Herzog eine Enttäuschung in politischer Hinsicht. Aber er schloß sich bald fest an Preußen an und war in der Folge von Preußens deutscher Sendung überzeugt. Im Januar 1786 reiste er nach Potsdam und Berlin, damals sprach er persönlich mit Friedrich dem Großen; zu dessen Nachfolger, König Friedrich Wilhelm II., hatte er ein enges Verhältnis. Aber auch Karl Augusts Bestrebungen, durch den Fürstenbund Reichsreformen durchzuführen und den deutschen Nationalgeist zu heben, scheiterten. Als Freiwilliger nahm er 1787 an dem preußischen Feldzug gegen Holland teil. Er trat in preußische Militärdienste, wurde zum Generalmajor ernannt und mit der Führung der Ascherslebener Kürassiere beauftragt. Mit diesem Regiment stand er 1790 gegenüber Österreich in Schlesien. Vor dem Rückmarsch wurde er Inspekteur der Magdeburgischen Kavallerie. Im Jahre 1792 zog er mit gegen Frankreich, dann nahm er an der Belagerung von Mainz teil. Obwohl er 1794 seinen militärischen Dienst aufgegeben hatte, trat er 1797 als Generalleutnant wieder in die preußische Armee ein. Aber weder früher noch in der Folgezeit konnte er irgendwelche militärische Erfolge erringen. Ein großer Feldherr ist er wohl auch nicht gewesen. Im Jahre 1806 stand er mit seinen Truppen, zur Untätigkeit gezwungen, bei Ilmenau. Nach der Schlacht bei Jena trat er, weil es das Interesse seines Landes erheischte, vom König von Preußen ausdrücklich aufgefordert, aus der Armee aus. Er mußte jetzt dem Rheinbund beitreten, blieb aber wegen seiner Gesinnung Napoleon

(Fortsetzung auf Seite 888.)



Der junge Herzog Karl August.
Pastell von Schröder, Schloß Tiefurt. (Phot. Louis Held, Weimar.)



Karl August von Sachsen-Weimar, von der Jagd heimkehrend.
Ausgetuschte Federzeichnung zu einer Lithographie von K. A. Schwerdgeburth, in der Landesbibliothek zu Weimar. (Phot. Louis Held, Weimar.)
Der Reiter rechts neben dem Wagen ist der Minister Karl Wilhelm Freiherr v. Fritsch, nicht Goethe, wie vermutet.

immer verdächtig. Als russischer General ist er mit einem Korps, das aus Sachsen, Russen und Hessen bestand, 1814 noch einmal nach Holland gezogen.

Der Wiener Kongreß brachte Karl August die Würde eines Großherzogs und eine Gebietsvermehrung von 1700 qkm. Der Großherzog war bei seiner ausgeprägten, zum Befehlen geneigten Herrschernatur im Grunde politisch nicht liberal. Aber er erkannte, daß den durch die neue Zeit veränderten Verhältnissen notwendigerweise freiheitliche Zugeständnisse gemacht werden mußten, und handelte danach. So gab er auch als einer der ersten deutschen Fürsten seinem Lande eine, wenn auch stark eingeschränkte Verfassung (1816). Auch Preßfreiheit gewährte er.

Blieben dem Großherzog auch weder als Landesherrn noch als Soldaten noch als Politiker Enttäuschungen erspart, und waren z. B. auch noch seine Bemühungen der letzten Lebensjahre um die wirtschaftliche Unabhängigkeit Weimars gegenüber Preußen erfolglos, sein Tatendrang blieb bis zuletzt ungebrochen. Was er geleistet hat, was er persönlich war, und was seiner Förderung zu verdanken ist, berechtigt, ihn zu den bedeutendsten deutschen Fürsten zu zählen.

Die Literatur über Karl August als Regenten war lange Zeit ungenügend. Jetzt hat uns Fritz Hartung in der „Historischen Zeitschrift" (Band 124) über den Fürsten als Landesherrn und in einem großen Werk über „Das Großherzogtum Sachsen unter der Regierung Karl Augusts" trefflich unterrichtet. Hoffentlich schenkt uns Erich Marcks, der 1925 in seinem Festvortrag in Weimar eine glänzende Charakteristik Karl Augusts entwarf, bald die noch fehlende, von ihm erwartete Gesamtbiographie des Fürsten.

Franz Neubert.

WISSEN UND LEBEN

Ist die Natur zweckmäßig? Der Laubfrosch, der auf dem Blatte sitzt, ist grün, der Schneehase ist weiß, damit sie ihren Verfolgern entgehen. Die Schlupfwespe legt ihre Eier mit Hilfe eines Legestachels in Raupen und Puppen, damit die ausschlüpfenden Larven sogleich Nahrung finden. Der Haselnußstrauch entwickelt die Kätzchen vor den Blättern, damit der Blütenstaub leichter durch den Wind verweht werden kann. Die ganze Natur, so sagt man immer wieder, ist äußerst zweckmäßig eingerichtet. Denn jedes Wesen muß sich im Kampf um das Dasein behaupten. Nur gut angepaßte Individuen setzen sich auf die Dauer durch, kommen dann schließlich zur Fortpflanzung und erhalten die Art. So hat seit undenklichen Zeiten eine ganz mechanische, aber doch höchst wirksame Auslese stattgefunden, deren Resultat die Natur in der heutigen Daseinsform ist. Gegen diese hier mit wenigen Worten umrissene Ansicht ist schon vieles gesagt worden. Man hat auf diesen oder jenen Fall hingewiesen, in dem sich natürliches Geschehen ganz unzweckmäßig vollzieht. Die Teleologen können erwidern, daß die Ausnahme nur die Regel bestätige. Aber es gibt noch einen ganz anderen Standpunkt. Der Ochse hat Hörner, um zu stoßen. So ist die allgemeine Ansicht. Goethe sagt einmal, die Frage nach dem Warum der Hörner sei falsch gestellt. Man müsse ganz anders fragen: Wie ist es möglich, daß der Ochse Hörner hat, mit denen er dann stößt? Das ist eine vollständige Verschiebung des Standpunktes. Goethe beantwortet die Frage auch in seinem Sinn. Er weist darauf hin, daß dem Ochsen die Schneidezähne des Oberkiefers fehlen, und daß dieser selbst im vorderen Teil nicht verknöchert sei. So findet hier gewissermaßen eine Materialersparnis statt, und es bleibt an einer Stelle des Organismus etwas weg, was dafür an einer anderen Stelle verwendet werden kann. Das Beispiel, das wir wählten, um einen von der teleologischen Auffassung durchaus abweichenden Standpunkt zu zeigen, ist sehr einfach. Aber es hat umfassende Hintergründe. Es setzt, wenn wir das Problem in ein paar Worte fassen wollen, an die Stelle des Zweckes den Zusammenhang. Der Mensch handelt zweckmäßig, er tut etwas Bestimmtes, weil er damit ein ihm vorschwebendes Ziel zu erreichen glaubt. Die Natur kennt keine Zwecke und Ziele im menschlichen Sinn. Organismen wollen sich nicht, wenn auch unbewußt, anpassen. In der Natur gibt es nur Zusammenhänge, Totalitäten, die in sich harmonisch sind. Gerade so etwas wie die Farbenanpassung — wir gingen vom Laubfrosch aus — die sog. Schutzfärbung, ist außerordentlich viel diskutiert, behauptet und bekämpft worden. Sie verliert ihre Problematik, aber auch die in sie gelegte Bedeutung, sobald man sie unter dem Gesichtspunkt des Naturharmonischen betrachtet. Wir sind es gewohnt, zu atomisieren, indem wir denken. Der Stein, den wir vom Boden aufheben, ist uns etwas für sich Bestehendes. Wir lassen ihn los, er fällt zur Erde. So sagen wir, sie übt eine Anziehungskraft auf ihn aus. In Wirklichkeit ist die Annahme einer hypothetischen Kraft gar nicht notwendig. Der Stein gehört zur Erde. Indem wir ihn aufheben, haben wir einen natürlichen Zusammenhang gelöst, der sich im Fallen des Steines wiederherstellt. Der Stein für sich ist eine Abstraktion; er könnte nicht existieren, wenn nicht die ganze Erde da wäre. Ebenso ist ein Strauch, auch nur ein Grashalm für sich allein nicht möglich. Er braucht die Erde, aus der er wächst, ebenso wie den Gang der Sonne durch die Tierkreiszeichen, der den Wechsel der Jahreszeiten bedingt, braucht die Wolke, die ihm Regen spendet, die Luft, das Licht, die Wärme. Man kann sagen — und diese Auffassung ist die gewöhnliche — das alles ist die „Ursache" seines Daseins, die Bedingung seines Wachstums. Aber das ist allzu menschlich gedacht. Denkt man, anstatt atomistisch, dynamisch, so geht man statt von Einzeldingen von einem Ganzen aus. Eine dynamische Vorstellung wird nicht Einzelindividuen an den Anfang ihrer Betrachtung setzen, um das Ganze als Zusammenspiel der Teile zu erklären, sie betrachtet das Ganze und sucht die Teile so, wie sie sind, dadurch zu begreifen, daß sie in jeder Einzelheit das Ganze sucht. Aus der Idee des Ganzen heraus und in ihrem Sinn ist das einzelne gebildet in seiner Form, seiner Farbe, seiner Wirksamkeit. Die Natur — auch das hat Goethe ausgesprochen, als er in Italien mit der griechischen Kunst vertraut wurde — schafft nach den gleichen Prinzipien, nach denen die Griechen ihre Kunstwerke bildeten. Der Künstler geht von einer Idee aus, nach der er ein Werk gestalten will. Die Plastik, das Gemälde — was immer es sei — ordnet die Teile harmonisch aus der Idee des Ganzen. Sie fügen sich nicht so zusammen, daß sie einander gegenseitig bedingen, sondern so, daß jeder sich dem Dienste der Gesamtidee unterstellt. Man wird dagegen einwenden, daß eine solche Auffassung nicht von wissenschaftlicher, sondern von künstlerischer Betrachtung ausgehe. Aber man kann auch sagen, daß hier die Wissenschaft zur Kunst wird. Darüber zu streiten, was „richtiger" ist, hat keinen Sinn. Es handelt sich nur darum, daß nach dieser Methode die Natur anders als sonst angesehen wird. Sollte es nicht möglich, ja, notwendig sein, auf verschiedene Weise an die Welt heranzutreten und sich mit ihr auseinanderzusetzen? Ist nur eine Art der Weltbetrachtung absolut richtig? Gewiß nicht. Es gibt viele Möglichkeiten, die neue Seiten enthüllen können. Im vorliegenden Fall wird es sich darum handeln, was man will. Die heutige Wissenschaft sucht kausale Zusammenhänge und betrachtet die Natur physikalisch. Alle Naturbetrachtung will in die Physik münden und alle Physik in die Technik. Eine dynamische Anschauung will das Erlebnis und durch das Erlebnis Einsicht in die Ideen, die in der Natur schöpferisch wirken. Sie

sieht daher in der Weltentwicklung nicht eine Folge von Vorgängen, deren früherer immer den späteren bedingt, kein Zweckwirken, das Ziele anstrebt. Für sie ist das All ein Ganzes, das sich in Harmonien auslebt, die in ewigem Wandel und Wechsel, immer neu und doch immer das gleiche offenbarend, zugleich Spiel sind und Offenbarungen letzter, ewiger Ideen. Prof. Dr. H. Wohlbold.

Phosgen. Die folgenschwere Giftgasexplosion in Hamburg-Veddel am 20. Mai, bei der ein eiserner, mehrere Kubikmeter Phosgen enthaltender Tank gesprengt worden war (vgl. auch unsere Abbildung in Nr. 4342, S. 827), hat die Aufmerksamkeit der breiteren Öffentlichkeit auf dieses Gas gelenkt, zumal dem Unglück viele Menschen zum Opfer fielen. Dem Chemiker ist Phosgen ein längst vertrauter Bekannter. Größere Verwendung fand und findet es heute noch zur Herstellung einiger Teerfarbstoffe. Bei der technischen Herstellung des Phosgens, die durch Überleiten des höchst giftigen Kohlenoxyds im Gemisch mit dem bekannten grüngelben Chlor über erhitzte Holzkohle stattfindet, sind seit jeher die größten Vorsichtsmaßregeln beobachtet worden. Einmal wird in den Farbenfabriken das zur Fabrikation der betreffenden Teerfarbstoffe jeweilig benötigte Phosgen in nur beschränkten Mengen hergestellt und immer schnell weiterverarbeitet, so daß größere Mengen nicht zur Lagerung kommen. Zur Sicherung gegen Betriebsunfälle werden alle Apparate, die zum Messen bzw. Wägen des Gases dienen, in einem schrankartigen, an einen Ventilator angeschlossenen Abzugsgehäuse untergebracht, derart, daß nur die zum eigentlichen Phosgenbildungsgefäß führende Rohrleitung außerhalb dieses schrankartigen Aufbaues liegt. Das Gehäuse ist mit Glasscheiben versehen, die ein bequemes Überblicken des Innenraumes, besonders von Wage und Manometer (Druckmesser), gestatten, so daß alle erforderlichen Handgriffe ohne Gefahr für den bedienenden Arbeiter erfolgen können. Immerhin werden in deutschen chemischen Fabriken recht beachtliche Mengen hergestellt; nach einer Angabe stellte eine deutsche chemische Fabrik, die keineswegs am meisten Phosgen verbrauchte, im Jahre 1906 rund 40000 kg her, die aber, wie oben angeführt, vorwiegend gleich weiterverarbeitet werden. Als es sich im Kriege darum handelte, wirksame Gaskampfstoffe zu finden, griff man in erster Linie auf das Phosgen zurück, nachdem anfängliche Versuche mit dem bekannten Chlorgas keine Erfolge gezeitigt hatten. Unter der Bezeichnung „Blaukreuz" ist das Phosgen dann allen Kriegsteilnehmern bekannt geworden; nicht nur von uns, sondern auch von unseren Feinden wurde Phosgen als eins der wirksamsten Gaskampfmittel verwendet. Schutz gegen die Phosgeneinwirkung gewährt unbedingt eine sicher schließende Gasmaske, die neben dem üblichen Kohleneinsatz noch einen solchen mit Hexamethylentetramin enthält, das vielen unter der Bezeichnung Urotropin als harntreibendes Mittel bekannt ist. Naturgemäß muß eine unvorbereitet ein dichtes Industriegebiet treffende Gasmenge verheerende Folgen für die ungeschützte Zivilbevölkerung nach sich ziehen, denn im Besitz sicher wirkender Gasmasken sind in Deutschland neben wenigen Betrieben der chemischen Industrie eigentlich nur Reichswehr und Feuerwehr, im Gegensatz zum Ausland, wo der passive Gasschutz starke Förderung von seiten der einzelnen Regierungen erfährt. Der passive Gasschutz, das heißt die Anlage gasdichter Unterstände, die aber am besten auf höheren Gebäuden zu errichten sind, sowie die Versorgung der Zivilbevölkerung mit Gasmasken ist Deutschland gestattet. Auch im Hamburger Falle hat sich wieder gezeigt, daß für die Wirkung des Gasangriffes die Windrichtung maßgeblich ist; wäre die Gaswolke in die engen Gassen der Hamburger Altstadt abgetrieben worden, dann wären die Folgen ganz fürchterlich gewesen. Aber auch das günstige Ablaufen dieses „Gasangriffes" hat weite Kreise darauf hingewiesen, welche unheimliche Wirkung dieser modernsten Kriegswaffe, die am Ende des Krieges erst in den Anfängen ihrer Entwicklung stand, zukommt, und in klarer Erkenntnis dieser unheimlichen Wirkung auf die in engen Häuservierteln zusammengepferchten Großstadtbewohner haben es beide Parteien im Weltkriege unterlassen, auf die Zivilbevölkerung Gasangriffe zu enternehmen. Wie wirkt das Phosgen nun auf den menschlichen Körper? Die Haut an sich ist ziemlich unempfänglich gegen das Einwirken des Giftes; dagegen dringt es beim Atmen in die Lungen ein und zerstört die feinen Lungenbläschen, und ein langsamer Erstickungstod ist die Folge. Hierbei ist darauf hinzuweisen, daß der Tod vielfach erst nach mehreren Tagen, ja, teilweise erst nach Wochen erfolgt. Die weitverbreitete Meinung, daß bei der Verwendung von Gas die Betroffenen wie vom Blitz geschlagen hinfallen und tot sind, trifft wenigstens für dieses Gas nicht zu. Immerhin ist das menschliche Geruchsvermögen sehr empfindlich gegen das Phosgen, und selbst ganz minimale Mengen werden durch Riechen noch wahrgenommen und warnen dadurch, im Gegensatz zu anderen, geruchlosen Gasen, die ebenfalls höchst verderbliche Eigenschaften aufweisen. Die Herstellung von Phosgen ist heute in Deutschland auf ganz wenige Fabriken beschränkt, deren technische Organisation dafür bürgt, daß in Zukunft ähnliche Vorfälle nahezu unmöglich werden, denn im Hamburger Fall handelte es sich nicht um eine Firma, die als Hersteller vom Reichswirtschaftsministerium zugelassen war, sondern um eine solche, der die Genehmigung erteilt war, aus Heeresbeständen stammende Phosgenmengen für den Weiterverkauf zu lagern.

Vom Kindersegen in der Tierwelt. Je kleiner ein Tier ist, um so zahlreicher und größer sind die Gefahren, die es umlauern, um so größer sind auch die Verluste, die die betreffende Art erleidet. Um diesen Verlusten von vornherein zu begegnen, sie auszugleichen und die Art zu erhalten, ist die Nachkommenschaft, der Kindersegen, bei den Lebewesen um so größer, je kleiner sie selbst sind. Bei den „niedrigsten" Tieren, deren Hauptvertreter hier die Würmer sind, grenzt die Fähigkeit der Vermehrung fast ans Unglaubliche. So ist der gewöhnliche Bandwurm, an dem jedes Glied infolge geschlechtlicher Zwitterbildung ein Geschlechtswesen für sich ist, imstande, aus einem seiner zahlreichen Glieder 50000 Eier abzulegen. Wenn jeden Tag nur wenige Glieder legereif werden, würden im Laufe eines Jahres an die 100 Millionen Eier erzeugt werden. Freilich kommt von diesen nur ein geringer Teil zur Entwicklung, so daß von der Riesenmasse nur etwa ein Dutzend bleibt. Das etwa 3 Millimeter lange Trichinenweibchen vermag über 1500 Nachkömmlinge hervorzubringen. — Bei den weitaus meisten Insekten bedeutet Leben fast weiter nichts als Fortpflanzung, ja, bei manchen nur das. Ihre Lebenszeit ist sehr beschränkt. Viele tauchen nur auf, um zu sterben, nachdem sie aber für die Erhaltung der Art, für die Fortpflanzung gesorgt haben. Die Eintagsfliege, die ihren Namen ganz mit Recht nach ihrer oft nur nach Stunden zählenden Lebensdauer hat, wenn sie auch einmal 2—3 Tage zu leben vermag, nimmt keine Nahrung zu sich, ist dazu auch infolge der Verkümmerung ihres Mundwerkzeugs gar nicht imstande. Ihr ganzes Sein gilt ausschließlich der Liebe, der Vermehrung und Erhaltung ihrer zarten Art. Die Männchen sterben nach der Begattung, und die Weibchen erleiden das gleiche Schicksal, sobald sie die Eier abgelegt haben. Fortpflanzung und Tod sind in der Insektenwelt eng miteinander verknüpft. Ausnahmen gibt es, wenn auch wenige. So bringt eine Kopflaus in zwei Monaten ungefähr 5000 Nachkommen hervor. Die Bettwanze sorgt mit ergiebigem Fleiß einen Sommer lang für die Erhaltung ihrer Art, überwintert und spielt dann weiter die Mehrerin ihres edlen Geschlechts. Die Bienenkönigin kann es in 24 Stunden bis zu 3000 Eiern bringen. Durchschnittlich legt sie täglich 800—900. Sie lebt 4 bis 6 Jahre und produziert jährlich etwa 60000 Eier. Diese fruchtbare Tätigkeit vermag sie sechs Jahre lang auszuüben. Weit überflügelt wird die Mutter des Bienenstaates noch von der des Termitenstaates, der sein Reich in steinhart werdenden Lehmpalästen hat. Die Termitenkönigin vermag täglich bis zu 80000 Eiern zu legen. — Je höher wir in die Tierwelt hinaufsteigen, um so geringer wird der Kindersegen. Die Fische bringen es noch auf Tausende und Hunderttausende von Eiern. Ja, das Störweibchen soll 3 Millionen Eier dem Wasser übergeben können.

Würde diese Vermehrung ungestört vor sich gehen und auch die Nachkommen ungehemmt an diesem „Kindersegen“ sich beteiligen, dann erzeugte bereits die vierte Generation eine Kaviarmasse, die unsere Erde an Umfang überträfe. Aber es geht den Stören wie, um nur ein Beispiel zu nennen, dem Karpfenweibchen, dessen 500 000 Eier bis auf ganz geringe Reste in dem Rachen des Hechtes oder anderer Fischbruträuber verschwinden. Bei den Krokodilen, Schildkröten und Fröschen geht die Eierzahl wenig über hundert. In der Vogelwelt sind Dutzende schon viel. Den Bodenbrütern hat die Natur stärkere Befähigung hinsichtlich der Fortpflanzung verliehen, weil ihre Jungen als Nestflüchter sofort nach dem Ausschlüpfen das Nest verlassen und damit größerer Gefahr ausgesetzt sind als die Nesthocker. Bei diesen findet man gewöhnlich auch nur 2—8 Geschwister, während im allgemeinen bei den Bodenbrütern (Rebhühner, Fasanen, Wachteln u. a.) Gelege von 12—16 Eiern Regel sind und noch stärkere vorkommen. Je größer die Fortpflanzung, um so schwächer ist auch die Sorge um das weitere Fortkommen der Jungen. Während die Wurmjungen sich völlig selbst überlassen sind, läßt sich bei einigen Insekten schon eine Fürsorge der Eltern um die Jungen, wie z. B. bei den Ameisen, beobachten. Eine Rebhenne braucht ihren Nestflüchtern nur das Suchen von Nahrung zu zeigen, und es kommt nicht darauf an, ob sie 8 oder 16 Küken führt. Die Vögel aber, die Nesthocker zur Welt bringen und diese selbst wochenlang füttern müssen, können nur eine ihren Lebensbedingungen entsprechende beschränkte Kinderschar haben. Dem Meisenpaar fällt es, obwohl auch dieses sein Tun mit der Aufzucht hat, nicht so schwer, seine 8 Jungen heranzufüttern, wie dem Falkenpaar, das nur 2—3 Junge im Horste hat, die unaufhörlich nach frisch geschlagenem Raube gieren. So läßt die Natur den Kindersegen sich auch nach den Lebensbedingungen der Tierart richten. — Im Säugetierreich finden wir wieder bei den kleinsten Tieren den größten Kindersegen. Wir brauchen da nur die Mäuse anzuführen, die sich sehr rasch und zahlreich vermehren, aber auch auf Schritt und Tritt ihre Feinde haben. Der gefährlichste aber ist naßkaltes Wetter. Diese Feinde sorgen alle dafür, daß von hundert Mäusen vielleicht nur eine wieder zur Fortpflanzung schreiten kann. Außerordentlich fruchtbar (fast „sprichwörtlich“!) sind auch die Kaninchen, wobei wir zunächst an die wilden denken. Eine Kaninchenhäsin ist imstande, alle 5 Wochen 4—12 Junge zu setzen. In warmen Ländern werden sie schon im 5., in kälteren im 8. Monat fortpflanzungsfähig. Ein Naturwissenschaftler hat errechnet, daß von einem Kaninchenpaar und dessen Nachwuchs usw. in 4 Jahren 1 274 840 Kaninchen zur Welt kommen würden, wenn jede Häsin siebenmal im Jahre je 8 Junge wirft. Aber die zahlreichen natürlichen Feinde, Jäger und Raubwild, lang anhaltendes naßkaltes Wetter, lange schneereiche Winter und Seuchen, verhindern solchen Zuwachs und bilden einen Ausgleich wie eigentlich auch die Ursache dieser enormen Fruchtbarkeit. — Bei den auf höchster Stufe stehenden Säugetieren finden wir oft nur ein Junges. Diese kommen meist hilflos zur Welt und sind lange Zeit auf die Pflege und den Schutz durch die Mutter angewiesen. So setzt das Alttier beim Rotwild gewöhnlich nur ein Kalb, während Rehe meist zwei, bisweilen auch drei Kitze führen. Den Sommer, Herbst und Winter hindurch wird das Hirschkalb von der treu besorgten Mutter gesäugt, gehütet und zur Achtsamkeit gegenüber den Hauptfeinden, die das Rotwild heute in deutschen Wäldern hat, dem Menschen und dem Hunde, erzogen. Und auch erwachsen bleibt es noch lange in der Nähe der Mutter. Die sorgsamste Pflege von seiten der Mutter, die durch die Hege des Jagdberechtigten immer unterstützt werden sollte, weiß den geringen Nachwuchs zu erhalten. Hier entscheidet das Schicksal der Art die Qualität des Einzelwesens, wie das im unteren Tierreich und auf den weniger hohen Stufen die Masse tut, die immer wieder Reserven in den Kampf ums Dasein werfen muß. W. Hochgreve.

„Romeo und Julia“ in Japan. Um 1500 lebte in Japan der mächtige Minister Prinz Iruka, der sich alle kaiserlichen Rechte angemaßt hatte und unumschränkt im Lande herrschte. Er war argwöhnisch wie alle Usurpatoren und mißtraute daher der Loyalität seiner Untergebenen. Unter denen, die im Verdacht standen, es im geheimen mit der kaiserlichen Partei und ihrem Führer Kamatari zu halten, befanden sich auch die Samuraifamilien Kiyozumi und Sadataka, die Mutter der Hinadori, die nach dem Tode ihres Gemahls das Oberhaupt der Familie war. Die beiden Familien lebten wegen einer Erbstreitigkeit in bitterer Feindschaft, aber ihre Kinder, Kuganosuke und Hinadori, wurden von dem blinden Gott Kupido zusammengeführt und waren in heißer Liebe zueinander entbrannt. Ihren Wohnsitz hatten die beiden feindlichen Familien in den Provinzen Kii und Yamato, die nur durch einen kleinen Bergstrom voneinander getrennt waren. Die Familie Kiyozumi bewohnte ein kleines Häuschen, das auf der Höhe des Hügels Imo-yama stand, und Hinadori lebte bei ihrer Mutter Sadataka, deren Häuschen sich gegenüber auf dem Se-yama erhob. Die beiden Berghügel lagen so dicht beieinander, daß man über den Fluß hinübersprechen konnte, und doch war die Verständigung zwischen ihnen vollständig unterbrochen, nicht nur, weil ein reißender Bergstrom zwischen ihnen floß, sondern auch wegen des alten Haders, der zwischen beiden Familien über die Grenzen ihres Besitzes herrschte. Je mehr sich die Herzen der jungen Liebesleute nacheinander sehnten, um so mehr waren sie erzürnt über den Fluß, der ein unpassierbares Hindernis bildete. Ihr einziger Trost bestand darin, über den Fluß hinüber heimliche Liebesbotschaften miteinander auszutauschen. Doch wenn die Sehnsucht des armen Mädchens nach ihrem Geliebten zu groß wurde, so stieg es wohl hinunter an das Flußbett, und nur die heftigsten Gebärden von Kuganosuke drüben auf der anderen Seite hielten Hinadori davon ab, den reißenden Strom unter Gefahr ihres Lebens zu überqueren. — Um die Loyalität der beiden Familien zu erproben, ließ der Minister Iruka eines Tages den Befehl an die Eltern ergehen, daß Kuganosuke in seine Dienste am Hof treten und Hinadori seine Nebenfrau werden sollte. Dieser Befehl war von berechneter Grausamkeit eingegeben, denn dem Prinzen war die glühende Liebe der Tochter der Sadataka für Kuganosuke wohlbekannt, der dazu bestimmt war, ein zurückgezogenes Leben zu führen, nachdem er Page einer Nebenfrau des Kaisers gewesen war, die, von Iruka mit hartnäckiger Liebe verfolgt, sich selbst ertränkt haben sollte. Was immer auch die Liebenden zu leiden hatten, so nahmen die seelischen Qualen der Eltern einen noch viel herberen Charakter an. Menschen in ähnlichen Lebensumständen sind leicht versöhnlich. Angesichts des gemeinsamen und schwereren Unglücks, das die Familien Kiyozumi und Sadataka zu vernichten drohte, begann daher die alte Feindschaft wegen des Grenzstreites, der die Entfremdung der Familien bewirkt hatte, allmählich an Bedeutung zu verlieren. Wie freudig begrüßten sie in ihren Herzen die Zuneigung, die ihre Kinder zueinander hinzog, und wären nicht die alte Feindschaft und die Forderungen des Stolzes und der ritterlichen Ehre gewesen, so hätten sie gern ihre Einwilligung zu der ehelichen Verbindung ihrer Kinder gegeben! Aber in dieser Welt war das nicht möglich, denn das Schicksal, das ihnen im Wege stand, war zu stark, um überwunden werden zu können. Der Vater Kiyozumi war sich dessen wohlbewußt, daß dem Plane des Ministers Iruka, seinen Sohn Kuganosuke in seine Dienste an den Hof zu nehmen, die hinterlistige Absicht zugrunde lag, ihn dazu zu zwingen, den gegenwärtigen Aufenthaltsort der Nebenfrau des Kaisers zu verraten. Und da Frauenehre und Samurai-Stolz sich auf gleicher Linie bewegten, so war Frau Sadataka fest davon überzeugt, daß ihre Tochter nie den Gegenstand ihrer jungfräulichen Liebe aufgeben und lieber den Tod erleiden würde, als darein zu willigen, am Hofe des herzlosen Usurpators als Nebenfrau zu leben. Das Geschick ihrer Kinder war somit besiegelt. Aber ein erstes Gebot der Samurai-Ehre forderte, daß jede Familie nach Kräften bemüht sein mußte, das Leben des Kindes der anderen Familie zu retten. Das erwogen die Eltern heimlich in ihren Herzen, und sie wurden von solchen qualvollen Gedanken um so mehr gepeinigt, als der Befehl des Ministers zu schneller Ausführung drängte. Die beiden Häuschen, die von der Höhe des Imo-yama und

des Se-yama zueinander herüberschauten, und in denen die Liebe ihr Quartier aufgeschlagen hatte, Liebe, die um so heißer in den jugendlichen Herzen brannte, je größer die Hindernisse waren, die sich ihr entgegenstellten, sollten nun bald zu Schauplätzen einer schrecklichen Tragödie werden. — „Ach, mein Sohn, wie bewundere ich deine starke Treue und dein männliches Rittertum," sagte Kiyozumi zu seinem Sohne Kuganosuke, „daß du nicht einmal mir, deinem Vater, das Geheimnis offenbarst, das Lord Kamatori dir anvertraut hat. Als ich heute zum erstenmal von der geheimen Flucht der Nebenfrau Uneme hörte, wußte ich sofort, daß das mächtige Oberhaupt des Fujiwaraklans dahintersteckt. Der listige Usurpator will dich durch grausame Torturen dahin bringen, daß du ihm den Ort verrätst, wo sich Uneme aufhält, damit er sich an dem Kaiser und seinem treuen Diener Lord Kamatari rächen kann. Ach, wie schwer ist es doch, den Forderungen der Samurai-Ehre stets zu genügen: so mußte ich fünfzig Jahre lang meine beiden Schwerter tragen, um nun als Kaishakunin meinem eigenen Sohne den letzten Freundschaftsdienst zu erweisen!" (Mit Kaishakunin bezeichnete man die Person, die dem Samurai, der den ehrenvollen Selbstmord [Harakiri] beging, zu gleicher Zeit den Kopf abzuschlagen hatte. Er mußte dem Verwandten- oder Bekanntenkreis angehören.) — Fast noch heftiger äußerte sich der Kummer bei Sadataka und ihrer Tochter, die das schreckliche Geschick beklagten, das über ihre Familie hereingebrochen war. „Ob hoch oder niedrig," schluchzte die Mutter, „jede ehrbare Frau darf nur einem einzigen Manne die Treue bewahren. Sollen wir unsere weibliche Ehre und Tugend für Gold und Rang verkaufen? Der bloße Gedanke empört mich schon. Und welch hartes, grausames Geschick, daß du nicht einen Tag mit Kuganosuke vereint sein kannst! Betrachte dich jedoch, bevor du stirbst, als Weib des Kuganosuke." — „Das will ich gern tun, mit deiner Erlaubnis", erwiderte Hinadori sanft, denn sie hatte sich schon entschlossen, in den Tod zu gehen. „Sieh da, sieh da, Mutter" — und mit diesen Worten wies sie auf den Strom hin — „dort schwimmt ein blühender Kirschzweig. Dem Himmel sei Dank, der ehrenvolle Kuganosuke hat sich überreden lassen, an den Hof zu gehen." Denn der blühende Kirschzweig war das Verständigungszeichen, das die Eltern der beiden Liebenden miteinander verabredet hatten, wenn es ihnen gelungen war, ihre Kinder zu überreden. „Mutter," fuhr Hinadori fort, „laß mich ebenfalls einen Zweig in den Fluß werfen, denn der Gedanke, daß ich ihm untreu geworden, könnte seinen Entschluß noch mehr befestigen." Sie brach bei diesen Worten in lautes Schluchzen aus, denn der bloße Gedanke, für untreu gehalten zu werden, war ihr so schmerzlich, als ob man ihr unschuldiges Herz mit einem Dolchstoß durchbohrt hätte. — Eine kurze Weile hindurch drang kein Laut aus den beiden Häuschen heraus. Aber dann erreichte ein lautes Wehklagen die Ohren des Kiyozumi, der mit dem Schwerte in der Hand hinter seinem Sohne stand, welcher sich gerade über seinen Dolch beugte. Ein schrecklicher Gedanke ließ den Vater einen Schritt zurücktun und ein Schiebefenster des Zimmers öffnen, so daß die gräßliche Szene im Innern offenbar wurde. „Ist Eure Tochter tot?" und „Hat Euer Sohn Harakiri begangen?" klingt es über den Fluß hinüber und herüber. Und Vater und Mutter, leichenblaß vor Entsetzen und Verzweiflung, sinken ohnmächtig zusammen. — Das ist das Ende der schrecklichen Tragödie. Der alte Streit war nun geschlichtet. Kuganosuke und Hinadori wurden als Mann und Frau zusammen beerdigt, und die Namen der Hügel Imo und Se, die noch heute in Yamato gelten, rufen in jedem Japaner und in jeder Japanerin die Erinnerung an das unglückliche Liebespaar wach.

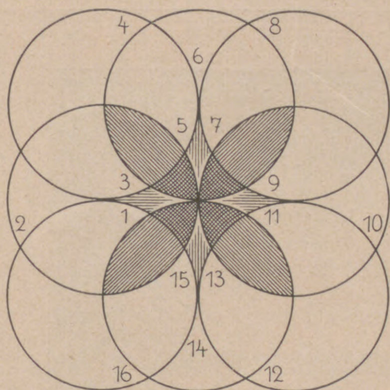
Nach dem Japanischen von Dr. E.

Anmerkung der Schriftleitung. Unser Umschlagbild, ein Gemälde von Hans Friedrich, gehört zu dem Beitrag „Im Auto durch Spanien" und zeigt einen Blick von der Gebirgsstraße vor Tarragona herab auf das Mittelländische Meer.

ZUM NACHDENKEN

Kreissilbenrätsel.

Jede Zahl entspricht einer der Silben: a — a — chi — gai — ka — ma — me — na — ne — no — ra — si — ti — ven — vi — ze. Zusammengesetzt ergeben: a 1—2—3 Stadt in Italien, b 3—4—5 russische Peitsche, c 5—6—7 Gesellschaftshaus, d 7—8—9 Klosterneuling, e 9—10—11 Goldstück, f 11—12—13 berühmtes Tal in Argolis, g 13—14—15 Geigenbauer, h 15—16—1 Papstkrone.



Silbenwahlrätsel.

1 Reviere, 2 Koralle, 3 Papierstreifen, 4 Biochemie, 5 Gefälle, 6 Polenta, 7 Taschendiebe, 8 Gußeisen, 9 Rotbuche.

Jedem der vorstehenden Wörter ist eine Silbe zu entnehmen. Aneinandergereiht, ergeben die richtig gewählten Silben ein Sprichwort.

Einsetzrätsel.

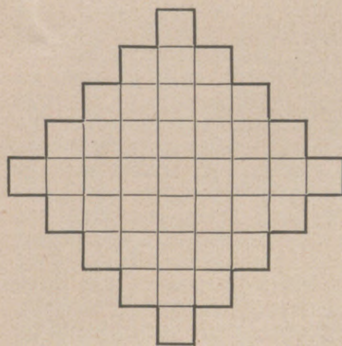
Turm — Glas, Bahn — Hund, Zug — Schiff, Fluß — Band, Ball — Haut, Buch — Schrift

Zwischen die Wörter ist je ein einsilbiges Hauptwort zu setzen, das dem ersten Wort als Schluß-, dem zweiten als Anfangssilbe dient. Die Anfangsbuchstaben der eingesetzten Wörter nennen, aneinandergereiht, einen deutschen Dichter.

Kreuzwort-Ergänzungsrätsel.

In die leeren Felder sind Buchstaben zu setzen, so daß senkrecht und wagerecht je 14 bekannte Wörter entstehen. Zur Verwendung kommen die Buchstaben folgender Wörter: Busse, Heide, Husar, Kehle, Malta, Major, Tulpe, Zeile.



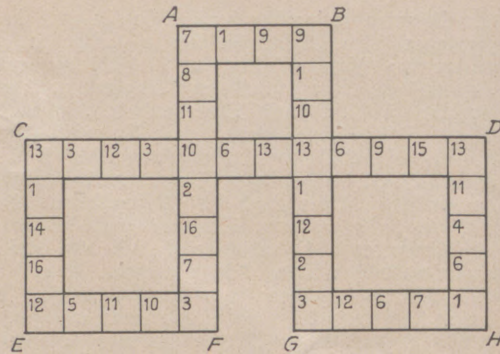


Diamanträtsel.

Die Buchstaben a a a a b e e e e e g h h i i i i k k k l m m m m m n n n n o o r r r r r s u u u sind so in die Felder der links stehenden Figur zu stellen, daß die wagerechten Reihen bezeichnen: 1 Konsonanten; 2 Haustier; 3 Baum; 4 Blume; 5 Musikinstrument, 6 deutschen Maler und Bildhauer; 7 weiblichen Vornamen; 8 Getränk; 9 Konsonanten. Richtig gelöst, nennt die mittelste wagerechte Reihe dasselbe wie die mittelste senkrechte.

Arithmogriph.

Wenn an Stelle der Zahlen in der rechts stehenden Figur die richtigen Buchstaben gesetzt werden, ergeben die wagerechten und senkrechten Reihen folgende Begriffe: A—B Bergrücken, C—D Herrscheranrede, E—F Fluß in Frankreich, G—H Heidepflanze, C—E Figur aus der griechischen Mythologie, A—F Goldgräberstadt am Jukon, B—G Dachgeschoß, D—H Stadt in Bulgarien.



Augenweide.

Mein Garten stimmt mich
wirklich froh,
Wie gut gedeihen a und o.

Verwandlungsrätsel.

Anhalt — Motte — Wolke — Reise — Katte — Mode — Azalie — Bonne — Markt — Zange — Saat — Schilf

Jedes der vorstehenden Wörter ist durch Verändern eines Buchstabens in ein Wort anderer Bedeutung zu verwandeln. Die neuen Buchstaben, im Zusammenhang gelesen, ergeben den Namen eines deutschen Dichters.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4344.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4342.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Rot, 3 Mut, 7 Heer, 8 Isel, 9 Granate, 10 Klafter, 13 Tsad, 14 Elsa, 16 Eva, 17 Abt; senkrecht: 1 Reh, 2 Teer, 3 Mast, 4 Tal, 5 Granada, 6 Piaster, 11 Lava, 12 Elba, 13 Tee, 15 Art.

Es bleibt sich gleich: Rehe.

Kammrätsel: Wagerecht: Argentinien; senkrecht: 1 Andorra, 2 Glasgow 3 Naphtha, 4 Italien, 5 Interim, 6 Nirwana.

Gitterrätsel: Alligator, Bielefeld, Raffinade, Kollodium.

Verwandlungsrätsel: Salz, Salm, Halm, Helm, Heim.

Kryptogramm: Was wir ersinnen, ist des Zufalls Spiel. — (Erst werden die — zu schüttelnden — Außenfelder gelesen, in der Reihenfolge Anfangsfeld = gegenüberliegendes Feld, rechtes Feld vom Anfangsfeld usw.; dann folgen die ungeschüttelten Innenfelder.)

Silbenkreuz:

Ka	li
ma	re
de	gen

Silbenrätsel: 1 **Wieland**, 2 **Eidechse**, 3 **Magnesium**, 4 **Drossel**, 5 **Auge**, 6 **Schilling**, 7 **Sanskrit**, 8 **Chemie**, 9 **Immi**, 10 **Cäcilie**, 11 **Katheder**, 12 **Soda**, 13 **Algäu**, 14 **Lenbach**, 15 **Zelluloid**, 16 **Urne**, 17 **Ganghofer**, 18 **Elsbeth**, 19 **Tiara**, 20 **Apostroph**, 21 **Norwegen**. — Wem das Schicksal zugetan, / Dem legt Eier auch der Hahn.

Magisches Zahlenquadrat:

2	14	26	38	50
36	48	10	12	24
20	22	34	46	8
44	6	18	30	32
28	40	42	4	16

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W. 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Anzeigen-Vertreter für die Schweiz: Annoncen-Expedition Kosmos, Friedrich Schröder, Zürich, Moussonstraße 12.
General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris 8. e., 44/bis. Rue Pasquier.

JLLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG J. J. WEBER LEIPZIG

NR. 4344. 170. BAND EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 14. JUNI 1928

HOTEL-, PENSIONS-, UND SANATORIEN-NACHWEIS
BÄDER UND LUFTKURORTE

KURBÄDER

BADEN-BADEN.
BADHOTEL BADISCHER HOF, führend, eig. Thermalquelle.
HOTEL „DREI KÖNIGE", mod. Komf.
HOTEL SCHWARZWALDHOF, gutbürgerl. Fließ. Wasser.
DER SELIGHOF, mod. Höhenhotel.

BAD BRAMBACH i. VOGTL. Stärk. Radium-Mineralquelle der Welt, ganzjährig geöffnet.

DRESDEN. HOTEL STADT WEIMAR, 100 Zimmer mod. Komf.

BAD EMS. STAATL. HOTEL VIER JAHRESZEITEN und EUROPÄISCHER HOF.

BAD FLINSBERG. KURHAUS, angenehmst. Aufenthalt, mod. Komfort.
HOTEL RÜBEZAHL, bestempf. Haus.

FRANZENSBAD. Erstes Moorbad der Welt. Frauen- und Herzheilbad. Prospekt.
HOTEL KÖNIGSVILLA, führendes Haus, jed. Komf.

BAD KISSINGEN.
HOTEL BÜDEL, letzt. Komf., altrenom.
HOTEL KURHAUS AEGIR, jed. Komf.
KURHAUS BISMARCKHAUS, fl. W.
KURPENSION MOSER, erstklassig.
VILLEN TEUTONIA und THÜRINGIA, fließendes Wasser.

BAD KÖSTRITZ. Thür. Rheumat. Heilbad.

BAD LANDECK. HOTEL MONOPOL, sonnige Waldlage, erstkl. Verpflegung.

MARIENBAD. ETABL. „BELLEVUE", sonnige Waldlage, günst. Pension.
PRAGER HAUS, I. Rang., letzt. Komf.
HOTEL RAUSCHER, fließ. Wasser, Warmwasserheizg., erstkl. Rest.
HOTEL WAGNER, altren., mod. Komf.

BAD MERGENTHEIM. Das Spezial-Bad für Galle, Leber, Magen, Darm, Zucker, Fettsucht, Gicht. Prosp. d. d. Kurverwaltg.

BAD NAUHEIM. DER KAISERHOF, I. R., jed. Komf.
HOTEL AUGUSTA VICTORIA, 150 komfort. Zimmer.
HOTEL MALEPARTUS, fließ. Wasser.
PRIVATHOTEL ST. HUBERTUS, fließendes Wasser.

RADIUMBAD OBER-SCHLEMA. Stärkste Radiumquelle der Welt, wunderbare Heilerfolge.

MOORBAD PRETZSCH für Mittelstand glänzende Heilerfolge.

BAD REICHENHALL. PENSION VILLA VICTORIA, mod. Komfort, beste Lage.

BAD REINERZ. VILLA EBEN EZER, sonnige Lage, Jahresbetrieb.

BAD SALZUNGEN. Solbad f. Katarrhe, Frauenleiden.

WIESBADEN. HOTEL DAHLHEIM, altrenommiert.
HOTEL „ZWEI BÖCKE", fließendes Wasser, Thermalbäder.

WILDBAD. Weltber. Kur- und Badeort im Schwarzwald, gegen Gicht, Ischias, Rheuma.
BADHOTEL WILDBAD, Thermalbäd., fließendes Wasser.
HOTEL CONCORDIA, I. R., Fam.-Hot.
HOTEL POST, I. R., Zentralheizung.
HOTEL PFEIFFER, „ZUM GOLDENEN LAMM", vornehm bürgerlich.

DEUTSCHE SEEBÄDER

BORKUM. „Besucht das deutsche Nordseebad BORKUM".
PENSION BREITUNG, gutbürgl. Pens. ab Mk. 7.—.
KURHOTEL-IRENE. Das ideale Familienhotel.
HOTEL SEESTERN. Haus I. Ranges. Zwei Minuten vom Bahnhof.

NORDERNEY. Sommer und Winter dasführend. deutsch. Nordseebad.

SCHWARZWALD

DONAUESCHINGEN. HOTEL ZUM LAMM. Altrenomm., feinbürgerl. Fließend. Wasser.
HOTEL SOLBAD „ZUM SCHÜTZEN", I. Haus, beste Lage.

SCHLUCHSEE (HOCHSCHWARZWALD). KURHOTEL STERNEN. Erstkl.

TODTMOOS. WALDHOTEL. Sonn. Lage. Fernr. 31.

RIESENGEBIRGE

SCHLINGELBAUDE, prachtvolle Höhenlage, mod. Komfort.
HAMPELBAUDE, im Hochgebirge, modern eingerichtet.

BRÜCKENBERG. HOTEL FRANZENSHÖH. Schöne Aussicht. Mäßige Preise.
HOTEL und PENSION SANSSOUCI, I. Rang., altbekannt und solid.

SCHREIBERHAU. SANATORIUM KURPARK. Phys. diätet. Heilanstalt. Jahresbetrieb.

ERZGEBIRGE

OBERWIESENTHAL. CAFÉ, RESTAURANT & PENSION „FRIEDRICH", beste Verpflegung.

THÜRINGEN

BAD LIEBENSTEIN. CAFÉ ASCHENBACH, vornehmes Familien-Café.

SAALFELD (Saale) mit Feengrotten, am Schwarzatal.

WEIMAR. HOTEL „GROSSHERZOG VON SACHSEN", bestrenommiert.

HARZ

ALEXISBAD. HOTEL FÖRSTERLING, eigene Stahlquelle, Besitz. H. Frommann, Hfl.

ST. ANDREASBERG. „HOTEL DEUTSCHER-HOF".

HAHNENKLEE-BOCKSWIESE. Höhenkurort, 600 m ü. d. M.
HOTEL KURHAUS, I. Ranges, moderner Komfort.

MÄGDESPRUNG. KURHAUS MEVES, jeder Komfort, idyllische Lage.

RÜBELAND. BAUMANNSHÖHLE. Selten schöne Tropfsteinhöhle, feenhaft beleuchtet.
HERMANNSHÖHLE, größtes Bergwunder m. Kristallkammern.

SCHIERKE. HOTEL WALDFRIEDEN. Bestempfohl. Pension Mk. 7.50 bis 12.—. Mod. Komfort.

SÜLZHAYN. SANATORIUM HOHENSTEIN, für Leichtlungenkr.

TANNE. Höhenluftkurort im Hochharz mitten im Wald. Prosp.

TRESEBURG. Vereinigte Hotels: FORELLE, WEISSER HIRSCH, WILHELMSBLICK, RÜBEZAHL.

OBERBAYERN

BERCHTESGADEN. KURPENSION u. SOLBAD RÜCKERT, neuerbaut, jed. Komfort. Prosp.
PENSION „HOHEWARTE", behagl. Heim, beste Lage.

PRIEN. HOTEL KRONPRINZ, gutbürgerlich, mäßige Preise.

OESTERREICH

BADGASTEIN. HOTEL BELLEVUE, 220 Zimmer, moderner Komfort.
HOTEL GASTEINER HOF, I. Ranges, moderner Komfort.
HOTEL KRONE, gutbürgl., Prospekt.
HOTEL MOZART, prächtige Lage, jeder Komfort. Jahresbetrieb.
REST. ROYAL-BAR. Treffpunkt der vornehmen Gesellschaft.
HOTEL SALZBURGER HOF, Prospekte.
HOTEL STRAUBINGER u. AUSTRIA, die vornehmen Häuser.

HOFGASTEIN. Thermalbad, Radioaktivste Alpentherme, 44,6° Naturwärme.
GRAND HOTEL SCHUELLER, führd. Haus, letzter Komfort.
PARKHOTEL MARIENHOF, I. Ranges, jegl. Komfort.

GRAZ. GRAND HOTEL ELEFANT, mod. Komfort, internat. I. Rang.
CAFÉ EUROPA, gut bürgerl.
CAFÉ POST, gut geführt.

MARIAZELL. HOTEL LAUFENSTEIN, I. Ranges, mod. Komfort.

SEMMERING. Oesterreichs beliebtest. Höhenkurort, 1000 m ü. d. M. Sonne, Sport, Erholung.
SÜDBAHNHOTEL, Haus I. Ranges.
HOTEL STEFANIE, mod. Komfort. Jahresbetrieb.
PALACE SANATORIUM Dr. HECHT, mod. Höhenkuranstalt.

WIEN. DREI KRONEN. Restaur., Wien VII, Mariahilferstr. 34.
HOTEL KRANTZ, Kärntnerstraße. I. Rang., mod. Komfort.
HOTEL KUMMER, Wien VI, Mariahilferstr. 71 a.
RESTAUR. LINDE, ältest. Gaststätte, Wien I, Rotenturmstraße, Nähe Stefansdom.
CAFÉ SPLENDIDE, Fam.-Café I. Rg. Wien I, Jasomirgottstr. 5.
CAFÉ STADTPARK, Wien I, Parkring 2. Komfortabel.
ZUM EISVOGEL IM PRATER, weltberühmter Treffpunkt.
HENGLS HEURIGER, GRINZING-WIEN, Musik und Gesang.
GASTWIRTSCHAFT JÄGER, WIEN X, Favoritenstr. 86.
CAFÉ RAUHECK, REST. Treffpunkt der Fremden.

KÄRNTEN

KLAGENFURT. CAFÉ SCHIBERTH, Treffpunkt der Gesellschaft.
HOTEL MOSER-VERDINO, I. Haus, mod. Komf.

KRUMPENDORF. HOTEL KRUMPENDORFER HOF, bestrenommiert, 80 Betten.

MILLSTATT a. SEE. HOTEL BURGSTALLER, führendes Familien-Hotel.
HOTEL und PENSION KAHLHOFER, altrenommiert, bürgerl. Haus.

PÖRTSCHACH am WÖRTHERSEE. Europas wärmst. Alpensee-Bad.
ETABL. „WERZER", altrenommiert, führendes Haus.

SEEBODEN a. MILLSTÄTTER SEE. Prospekt durch die Kurkommiss.
HOTEL STEINER, 100 Betten, altren.
GASTHOF „ZUR POST", gutbürgerl.

SPITTAL. GASTHOF ERTL, bestrenommiert.
HOTEL „ALTE POST", modernes, führendes Haus.

VELDEN. HOTEL MÖSSLACHER, moderner Komfort, beste Lage.
HOTEL u. BAD-ETABL. „ULBING", 80 Zimmer, modern. Strandbad.

VILLACH. KURHOTELS WARMBAD-VILLACH, Radioakt. Thermalbad.
HOTEL POST, gutbürgl., 75 Zimmer.
CAFÉ WIEN, vornehm. Fam.-Lokal.

SALZKAMMERGUT
Das Seenparadies Oesterreichs.

ATTERSEE. GASTHOF OBERNDORFER, gutbürgl., div. Komfort.

SOLBAD AUSSEE. Klim. und Terrain-Kurort. Prospekte.
HOTEL POST, führ. Haus, div. Komf.
CAFÉ & HOTEL VESKO, führ. Etabl.

ST. GILGEN. HOTEL EXCELSIOR, jegl. Komf. Prospekte.
FISCHER'S SEERESTAURANT, altrenommiert, direkt am See.
GASTHOF FÜRBERG, schönst. Lage. Pension 8 bis 10 S.
HOTEL POST, altren., gutbürgl. Haus.
GASTHOF VATER RADETZKY, gutbürgerl. Haus.

KURSTADT GMUNDEN, Traunsee, größt. Natur-Alpensee-Strandbad.
HOTEL BELLEVUE, Esplanade, am See, beste Lage.
HOTEL und KURANSTALT, Jahresbetrieb. Prospekt.
PARKHOTEL PENSION „MUCHA", schönste Lage.
RATHAUS-CAFÉ GMUNDEN, vornehm, bürgerlich.

BAD GOISERN. HOTEL GOISERMÜHLE, I. Haus. Prospekte.
PARKSANATORIUM, Pension inkl. Arzt Mk. 9.—. Prospekte.
GASTHOF POST, gutbürgl., führend. Haus. Prospekt.

BAD HALL. HOTEL CAFÉ STADT WIEN, mod. eingerichtet.

BAD ISCHL, Solbad, Sol- und Schwefelschlamm-Bäder, im Salzkammergut, dem Seeparadiese Oesterreichs. Prosp.
HOTEL POST, mod. Komfort.
GASTHOF STÖGER „GOLDENES HUFEISEN", Stöger-Stüberl.

LUEG. GASTHOF und PENSION LUEG, altrenommiert.

MONDSEE. HOTEL PICHLAUHOF, beste Lage, div. Komf.
GASTHOF SCHARFLING, gutbürgl. Prospekt.

SALZBURG. CAFÉ TOMASELLI, im Vorgart. d. alt. Residenz.
BAHNHOFSWIRTSCHAFT, Treffpunkt der Deutschen.
SALZKAMMERGUT LOKALBAHN A. G., reizende Fahrt Salzburg-Ischl.
SCHAFBERG-ZAHNRADBAHN, herrliche Aussicht auf See u. Gebirge.

STROBL. GRAND HOTEL am See, mod. Komfort.

ST. WOLFGANG a. SEE. PARKHOTEL, gutbürgerl., prachtvolle Lage.
GASTHOF SCHAFBERGALPE, 1365 m, Zahnradbahn.
HOTEL PETER, führend. Fam.-Hotel.
HOTEL „WEISSES RÖSSL", mod. Komfort, bestrenommiert.

TIROL

FIEBERBRUNN. GASTHOF „NEUE POST", gutbürgl. Prospekt.

GOLLING. HOTEL ALTE POST, I. Haus, div. Komfort.

JGLS b. Innsbruck. 900 m ü. M. HOTEL IGLER HOF, Prospekte.
HOTEL SANATORIUM IGLS.

INNSBRUCK. AUSTRIA-TANZPALAST, beliebtest. Treffpunkt.
CAFÉ KANZLER-BIENER, gutbürgerl.
CAFÉ, HOTEL u. KASINO „MÜNCHEN", bestrenommiert.
HOTEL OESTERREICHISCHER HOF, bestempfohlen.
CAFÉ PAUL, gutbürgerlich, mod. Komfort.

KITZBÜHEL. GARTEN- und SPORT-HOTEL. I. Ranges.
HOTEL TIEFENBRUNNER. Neu renoviert. Moderner Komfort.

KIRCHBERG b. KITZBÜHEL. HOTEL DAXER.

LANDECK. HOTEL „GOLDENER ADLER". Das gutbürgerl. Haus.
GASTHOF UND PENSION „SONNE", schönste Lage, Prospekte.

LANS b. Innsbruck. 850 m ü. M. GASTHOF und PENSION TRAUBE.
HOTEL LANSERSEE, 110 Betten.

LERMOOS (FERNPASS). HOTEL „POST", mod. Komfort.
HOTEL „DREI MOHREN", beste Lage, Komf.

MUTTERS. GASTHOF und PENSION STAUDER, zivile Preise.

OETZ. HOTEL u. PENSION „DREI MOHREN", div. Komfort.

PERTISAU, ACHENSEE. HOTEL ALPENHOF, erstes Haus.
HOTEL PENSION „POST" gutbürgerl.
HOTEL PENSION „STEFANIE", komfortabl. Familien-Hotel.

PIANS. GASTHOF u. PENSION „POST", gutbürgl., Prospekte.

REITH b. SEEFELD. GASTHOF „ZUR SCHÖNEN AUSSICHT", moderner Komfort.

SCHARNITZ. GASTHOF „ZUM GOLDENEN ADLER" gutbürg.

SEEFELD. CAFÉ SEYERLING, Familien-Café, gutrenommiert.
PENSION WETTERSTEIN, gutbürgerl., diverser Komfort.
GASTHOF „KARWENDELHOF", komfortable Familien-Pension.
GASTHOF „KLOSTERBRÄU", renommiert, div. Komfort.

ST. ANTON. GASTHOF „ZUM SCHWARZEN ADLER", gutbürgl., Prospekte.

ST. JOHANN. GASTHOF ZUM BÄREN. Modern. Komfort.
GASTHOF ZUR POST. Gutbürgerlich. Pension 10—12 S.
CAFÉ RAINER. Führendes Haus.

SISTRANS. GASTHOF KRONE, PENSION SALCHER UND ZUR POST.

STEINACH. STEINACHER HOF, gutbürgerlich, am Platze.

TELFES. HOTEL SERLES.

ZELL am ZILLER. GASTHOF „ZUM BRÄU", gutbürgl.
HOTEL POST. I. Haus, mäß. Preise.
GASTHOF SCHNEEBERGER, gutbürgerlich. Pension 8—10 S. Prosp.

VORARLBERG

BLUDENZ am ARLBERG. HOTEL SCESAPLANA, gutbürgerlich, Prospekte.

BREGENZ. PFÄNDERHOTEL, Bergstation der Pfänderbahn.
HOTEL „WEISSES KREUZ". mod. Komf.
CAFÉ WALDNER, gut renommiert.

DORNBIRN. ALPENHOTEL BÖDELE, Werbeschriften.
HOTEL „ZUM HIRSCHEN", neuzeitlicher Komfort.

FELDKIRCH. RESTAURANT LINGG, Einkehr-Stätte der Fremden.

GASCHURN. KESSLER'S HOTEL RÖSSLE-POST, gut bürgerl. Prosp.

DEUTSCH-BÖHMEN

BODENBACH. HOTEL POST am Landungsplatz und Bahnhof.

HOHENELBE. HOTEL APPELT, führendes Haus.

BAD KUNNERSDORF. POST OSCHITZ (BÖHMEN), Moor-, Fichtennadel- und Kohlensäurebäder, beispiellose Heilerfolge.

BAD LIEBWERDA. Herzheil- und Moorbad.

REICHENBERG. HOTEL TERMINUS, 50 eleg. Zimm. Moderner Komfort.

TRAUTENAU. HOTEL ZIPPEL, mod. Komfort.

DALMATIEN

DUBROVNIK. (RAGUSA am Adriat. Meer).
GRAND HOTEL IMPERIAL, DUBROVNIK/RAGUSA.
GRAND HOTEL LAPAD, DUBROVNIK 2/GRAVOSA.
GRAND PALACE HOTEL HVAR, LESINA.

ITALIEN

ABBAZIA. QUARNERO MAJESTIC HOTEL. QUARNERO HOTEL DES BAINS. KURSAAL GRAND CAFÉ QUARNERO, die Luxushäuser, 200 Zimmer, Prospekte.
HOTEL ATLANTICA. Deutsches Haus, letzter Komfort.
HOTEL EDEN UND QUISISANA, komfortable Häuser, Prospekte.
PENSION MARIA ZAWOJSKI, sonnige See-Zimmer, Prospekte.

BOZEN. HOTEL MONDSCHEIN, gut bürgerlich, 100 Zimmer.

BOZEN-GRIES. HOTEL AUSTRIA, herrlicher Park.
HOTEL REGINA, prachtvolle Lage, moderner Komfort.

MERAN. Südalpiner Kurort, sonnig, mild u. trocken. Moderne Kurmittel. Vergnügungen. Bergbahnen, Autoausflüge ins Dolomiten- und Ortler-Gebiet.
HOTEL ASTORIA. Vornehmer Komfort. Eig. Park.
BAVARIA-HOTEL, exquisites Haus, letzter Komfort.
HOTEL CONCORDIA, ex Maendel, herrliche Lage, fließ. Wasser.
HOTEL-PENSION EDEN, behagliches Familienhaus, mäßige Preise.
PENSION GILMHOF, moderner Komfort, ruhige Lage.
PENSION IRMA MEISTER. Ruhige, schönste Lage. Zentralheizung.
PARK-HOTEL OBERMAIS, ruhig und vornehm, aller Komfort.
HOTEL RITZ, feinste Familien-Pension, beste Lage.
SANATORIUM HUNGARIA, für sämtl. Erkrankung. d. Atmungsorgane.
SANATORIUM MARTINSBRUNN, alle modernen Heilbeihilfen.
DIÄT-SANATORIUM STEFANIE, alle modernen Kurmittel.

ORTISEI. (ST. ULRICH) GRÖDNERTAL. HOTEL AQUILA, 220 Betten, mod. Komfort, mäßige Preise.
HOTEL POSTA, altren. günst. Preise.

RIVA. LIDO-PALACE-HOTEL, modernstes Haus.
HOTEL BELLEVUE, I. R., mod. Komf.
GRAND HOTEL RIVA, komfortabel.
HAINZEL'S HOTEL SEEVILLA, Pens.

SCHWEIZ

AROSA. HOTEL AROSA-KULM, sonn. u. höchstgel. Allermod. Komf.
HOTEL DES ALPES. Gediegenes Familienhaus, beste Lage.
HOTEL ALPENSONNE, gemütliches Haus in bester Lage.
HOTEL BELLEVUE. Bestempfohlen, sonnigste Lage.
HOTEL EXCELSIOR, Familienhotel par excellence, mod. Komfort.
SANATORIUM GRAND-HOTEL, für Mittelstand, sonnig, eigner Park.
SANATORIUM VILLA DR. HERWIG. Gemütl. kleinere Heilanstalt.

CHUR. HOTEL „WEISSES KREUZ", gutbürgerlich, bestempfohlen.

DAVOS. EDEN HOTEL, modern. Haus, prachtvolle Lage.
ESPLANADE. Das behagliche Familienheim. Preis ab Fr. 15.—.
KURPENSION HORLAUBEN, modern. Haus, sonnige Lage.
PENSION SANS-SOUCI. I. Ranges, mod. Ausstattung.
PRIVATSANATORIUM DR. VÖCHTING. Sonnigste Lage. Fließend. Wasser.

DAVOS-DORF. SANATORIUM DAVOS-DORF u. VILLA MARIA. Ganzjährig. Moderner Komfort.
NEUES SANATORIUM. Bes. M. Neubauer, Chefarzt Dr. J. Gwerder.
HOTEL UND PENSION MEIERHOF. Ruhiges, gut geführtes Haus.
PENSION PAUL. Ganzjähr. geöffnet. Gemütl. kleinere Pension.
SANATORIUM SEEHOF, Pension inkl. Arzt ab Mk. 13.—.

INTERLAKEN. BEAU RIVAGE GRAND HOTEL, letzter Komfort.
HOTEL SCHWEIZERHOF, bestbek. Familien-Hotel I. Ranges.

LUGANO. GRAND- & PALACE-HOTEL, allerersten Ranges, am See, eig. Park, letzter Komfort.
PARK-HOTEL. Familien-Hotel erst. Ranges. Jeder Komfort. Prachtvolle Aussicht. Prospekt D I.
CERESIO-HOTEL ESPLANADE, direkt a. S. m. Schwimm- u. Sonnenbad.
HOTEL FEDERAL, mod. Komfort.
HOTEL MEISTER, 120 Betten, mod. Komfort.
HOTEL-PENSION MINERVA. Prachtv. Aussicht. Pension ab Fr. 11.—.
HOTEL WALTER, komfort. Familienhotel am See.
HOTELPENSION ZWEIFEL, 5 Minut. vom Bahnhof und Schiff.
KURHAUS CADEMARIO, 850 m ü. d. M. Prospekt.

LUGANO-CASTAGNOLA. PENSION BOLDT, schönst. Winteraufenthalt, Pension Fr. 9.—.
HOTEL PENSION DIANA, mod. Komf. Fr. 8.— bis 10.—.
KURHAUS MONTE BRE, phys. diät. (Syst. Dr. Lahmann) Deutsches Haus.

BAD RAGAZ. HOTEL KRONE und VILLA LUISE, bürgerl. Haus, beste Lage.

WENGEN. PARK-HOTEL BEAU-SITE, beste Lage, kompl. Pension ab Fr. 17.—.

ERZIEHUNG U. BILDUNG

MONTREUX. INSTITUT DES ESSARTS, komf. Erziehungsinst. u. Pensionat für junge Mädchen.

LEIPZIG. BARTHSCHE REALSCHULE, gegr. 1863. Prospekte.

BALLENSTEDT. TÖCHTERHEIM FRAU L. KUNTZE, Pension monatl. Mk. 90.—.

DRESDEN-A. TÖCHTERHEIM SCHOLTZ, eigene Villa, Kaitzerstr. 15.

GLAUCHAU. PÄDAGOGIUM. 10-stufige Knabenschule. Prosp. B.

HALBERSTADT. HÖHERE PRIVATSCHULE und TÖCHTERHEIM MACKRODT, Prosp.

HALLE. DR. HARANGS HÖHERE LEHRANSTALT. Oberprima. Umschulung. Gegr. 1864.

BAD HARZBURG. TÖCHTERHEIM ABEL. Weiterbildung jung. Mädchen wissensch. u. gesell.
SCHULKINDERHEIM VILLA ERIKA. Frau H. Simon.

BAD LAUSICK. HAUSWIRTSCHAFTLICHE FRAUENSCHULE, Prospekt B.

BAD SUDERODE (OSTHARZ). PRIVAT-TÖCHTERBILDUNGSHEIM HAUS BURCKHARDT. P. m. 100.—.

THALE (AM HARZ). TÖCHTERHEIM LOHMANN. Gründl. Fortbildung in allen Fächern.

WERNIGERODE. HARZ-PÄDAGOGIUM bereit. vor f. Abiturprima, Obersekunda, Versetzung
TÖCHTERHEIM LISBETH FROHBERG, Nöschenrode. Ia Referenzen.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4344. 170. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 14. Juni 1928.

Eine Brunnen-Trinkkur zu Hause





mit dem
altberühmten heilkräftigen

Lauchstädter Brunnen

ist zur Förderung der Gesundheit jedem zu empfehlen.

Seit mehr als 200 Jahren geradezu hervorragend bewährt und ärztlich empfohlen bei

Rheumatismus, Gicht, Nervosität,

Blutarmut, Bleichsucht, Mattigkeit,

schlechter Blutbeschaffenheit.

Bestes Kurgetränk bei

Zucker- und Nierenleiden.

**Gesundes Blut ist die Grundlage der Lebenskraft,
schlechtes Blut der Träger von Krankheitsstoffen.**

Deshalb ist es für jeden Menschen wichtig, sein Blut von Zeit zu Zeit aufzufrischen, um die Spannkraft und Elastizität des Körpers zu erhalten oder wiederzugewinnen. Eine Trinkkur zu Hause mit dem altberühmten heilkräftigen Lauchstädter Brunnen ist vor allem auch für die zahllosen **halbkranken, nervösen** und **überanstrengten** Menschen von besonderem Nutzen. Schon Goethe, Schiller, Gottsched und andere Geistesheroen haben den Lauchstädter Brunnen getrunken.
Was sich aber Jahrhunderte hindurch so außerordentlich bewährt hat, das muß zuverlässig und gut sein.

Lauchstädter Brunnen ist zu beziehen durch die Niederlagen
— Apotheken, Drogenhandlungen und Mineralbrunnengeschäfte —
oder direkt durch den

Brunnenversand der Heilquelle zu Lauchstädt in Thüringen.

Brunnenschriften und Heilberichte kostenlos durch den Brunnenversand Lauchstädt in Thüringen.

Allgemeine Notizen.

Der totgesagte Asien- und Nordpolforscher Dr. Filchner hat aus Leh im nördlichen Indien, unweit der tibetischen Grenze, unmittelbare Nachrichten nach Berlin gelangen lassen. Danach hat Filchner nach unsäglichen Mühen und Entbehrungen im März mit seinen Begleitern, dem britischen Missionar Mathewson und dem amerikanischen Plymire, diesen Ort erreicht. Leider kam Filchner, der sich nur sehr notdürftig ausrüsten konnte, mit erfrorenen Füßen und einer gebrochenen Hand an. Er hoffte, in Leh Heilung und Kräftigung für den Weitermarsch nach Kaschmir zu finden. Wenn alles gut ging, wird er inzwischen in der „Sonnenstadt“ Srinagar angelangt sein. Trotz vieler Hemmungen durch die mißtrauischen und abergläubischen Tibeter, die durch Gerüchte von der Annäherung eines großen bewaffneten englisch-amerikanisch-deutschen Expeditionskorps beunruhigt waren, konnte der deutsche Forscher, dank seiner zähen Energie, seine wissenschaftlichen Aufgaben (erdmagnetische und astronomische Messungen sowie kartographische Aufnahmen unbekannter Teile von Tibet) restlos durchführen. Die britisch-indische Regierung und zuletzt auch der Dalai-Lama ließen es an Unterstützung nicht fehlen. Die zweieinvierteljährige Expedition Filchners — von Russisch-Asien durch die Wüste Gobi nach China und von dort durch Tibet nach Indien — bedeutet in ihren Ergebnissen einen außerordentlich wissenschaftlichen Erfolg, der zudem mit einem seltenen Mindestaufwand an Ausrüstung und Kosten erreicht wurde.

Bewerbungen um den Kleist-Preis 1928 sind bis spätestens 31. August d. J. an den Vertrauensmann der Kleist-Stiftung Hans Henny Jahnn in Hamburg 37, Rothenbaum-Chaussee 187 zu richten. Die Manuskripte sind in Maschinenschrift oder gedruckt, ohne Kennwort unter Beifügung eines kurzen Lebenslaufes einzureichen. Zur Bewertung sind alle Gattungen der Dichtung zugelassen.

Ein neuer Dramatikerpreis. Eine Gruppe von Theaterfreunden hat einen Preis von 10 000 RM. für denjenigen Schriftsteller gestiftet, der das beste Gesellschaftsstück (Komödie, Lustspiel oder Schauspiel) in deutscher Sprache einreicht. Der Termin der Einreichung ist der 15. Oktober 1928. Das Preisrichterkollegium besteht aus Alfred Polgar, Viktor Barnowski, Professor Leopold Jeßner, Professor Max Reinhardt, Professor Eugen





DER KURSAAL AM ABEND

Robert, Professor Heinz Saltenburg, Theodor Tagger und den Preisstiftern. Die Uraufführung des preisgekrönten Stückes soll unter Wahrung der Anonymität des Verfassers in Berlin stattfinden. Alles Nähere ist zu erfahren durch Rechtsanwalt und Notar Dr. Georg Hamburger in Berlin W. 9, Potsdamer Straße 126.

Im Ideenwettbewerb der Deutschen Bauausstellung hat das vom Verein „Bauausstellung e. V." und von der Stadt Berlin benannte Preisgericht unter Vorsitz des Oberbürgermeisters Böß unter 343 Entwürfen den ersten Preis in Höhe von 6000 RM. dem Architekten Leo Nachtlicht (Berlin) zuerkannt. Zwei zweite Preise in Höhe von je 4000 RM. fielen auf die Architekten Klaus Engler (Berlin) und Gert Offenberg (Stuttgart), drei dritte Preise in Höhe von je 2000 RM. erhielten die Entwürfe von Architekt Joseph Wentzler (Dortmund), Stadtbaurat Herbert Boehm (Frankfurt am Main) und die Firma Hinsch & Deimling (Hamburg).

Die Naturbühne der Luisenburg bei Wunsiedel beginnt die Spielzeit nach dem von der Bayerischen Landesbühne herausgegebenen Prospekt am 30. Juni mit einer Aufführung von Hebbels „Nibelungen", 1. und 2. Teil (Siegfried); es folgen sodann einige Vorstellungen von Schillers „Räuber". Ab Mitte Juli wird der 3. Teil der „Nibelungen" (Kriemhilds Rache) herauskommen. Für Ende Juli ist Kleists „Hermannsschlacht" angesetzt. Der August bringt noch Otto Ludwigs „Erbförster" und Grillparzers „Weh dem, der lügt". Die drei Teile der „Nibelungen" als Hauptstücke dieser Spielzeit wiederholen sich während der beiden Monate, so daß sie auch noch gegen Ende August zu sehen sein werden. Wunsiedel ist Hauptstationsort für die Besucher des Fichtelgebirges.

Dürer-Ausstellung in London. Im Britischen Museum in London wurde eine große Ausstellung des graphischen Werkes Dürers eröffnet. Sie hat ihre besondere Bedeutung durch den Rang der Londoner Sammlung, deren Dürer-Werk unmittelbar hinter Wien und Berlin rangiert und die in Campbell Dodgson, dem Leiter des Kupferstichkabinettes des Britischen Museums, einen der besten Dürerkenner besitzt. Man sieht fast 100 Zeichnungen Dürers. Einzigartig aber sind die Manuskripte Dürers, die in London bewahrt werden. Sie stammen offenbar aus der im 16. Jahrhundert entstandenen Nürnberger Imhof-Sammlung und enthalten die theoretischen Arbeiten in den teils noch unveröffentlichten handschriftlichen Entwürfen.

Dr. Möllers Sanatorium in Dresden-Loschwitz. Die in dieser Anstalt angewandten systematischen Ernährungskuren in Verbindung mit allen sonstigen bewährten biologischen Heilmethoden sind in hervorragendem Maße imstande, eine Blutreinigung und Bluterneuerung, kurz eine völlige Regeneration des kranken Organismus herbeizuführen. Hierbei spielt eine Hauptrolle die berühmte Trockenkur nach Schroth, sei es in strenger, sei es in milder Form. Dieselbe ist hier wissenschaftlich ausgebaut und verbessert und hinsichtlich ihrer Wirkung auf hartnäckige Krankheitsprozesse einzig in ihrer Art, da sie häufig bedeutende Besserung der Gesundheit auch noch in solchen Krankheitsfällen zu bringen vermag, wo andere Methoden versagt haben. Die Nähe der Kunststadt Dresden, die bevorzugte Lage des Sanatoriums in stets reiner und gesunder Höhenluft, seine großen Parkanlagen und modernen Einrichtungen tragen in Verbindung mit den hervorragenden Erfolgen dazu bei, um jedes Jahr eine große Zahl von Heilungsuchenden der Anstalt zuzuführen. Über alle Einzelheiten geben die Werbeschriften des Sanatoriums ausführlich Auskunft.
In Trouville, entlang den weltberühmtem Strand, ist zweifellos das Hotel de Paris das eleganteste, bequemste und modernste. In allem, was die verfeinerte Hoteltechnik nur zu erfinden vermag, rühmt sich dieses Haus auch seines prächtigen Tanzsaals. Hotel de Paris ist Treffpunkt der elegantesten Gesellschaft und steht unter derselben vortrefflichen Leitung wie das Hotel Chambord in Paris am Champs Elysées.

Allianz und Stuttgarter Verein

Versicherungs-Aktien-Gesellschaft

Aktiva . . . . über **176 000 000 RM**
Prämieneinnahme 1927 über **150 000 000 RM**



Bayerische Versicherungsbank Aktiengesellschaft, München / /
Badische Pferdeversicherungsanstalt A.-G. in Karlsruhe i. Baden
Globus Versicherungs-Aktien-Gesellschaft in Hamburg / / /
Hermes Kreditversicherungsbank Aktien-Gesellschaft in Berlin
Kraft Versich.-A.-G. des Automobilclubs v. Deutschland in Berlin
Union Allgemeine Deutsche Hagel-Versicherungs-Ges. in Weimar

Allianz und Stuttgarter

Lebensversicherungsbank Aktiengesellschaft

Gesamtversicherungssumme

über 1 600 000 000 RM

Versicherungen aller Art.

Einige beliebte Formen

Sport
Dutzend M. 2.80

International (mittel)
Standard (hoch)
Dutzend M. 2.80

Record I (niedrig)
Record II (mittel)
Record III (hoch)
Dutzend M. 2.80

Millionen Herren

tragen regelmäßig **den idealen**

Mey-Kragen

mit feinem Wäschestoff,

den Kragen der Zukunft!

Er wird nicht gewaschen, sondern fortgeworfen, wenn er unsauber ist. Man trägt immer einen neuen, eleganten Kragen. **Machen auch Sie sich diese Vorteile zu eigen.**

M 2.10—2.80

das Dutzend (je nach Form)

Die Kragen **Hockey** und **Club** bilden in Bezug auf Qualität eine Klasse für sich und kosten M 3.90 das Dutzend.

FABRIKANTEN: MEY & EDLICH LEIPZIG-PLAGWITZ

Eigene Verkaufsstellen:

Berlin W, Potsdamer Str. 1
Breslau, Junkernstr. 27-29
Dresden-A., Scheffelstr. 2 a
Düsseldorf, Oststr. 53
Essen, Kettwiger Str. 14
Frankfurt/Main, Kaiserstr. 44
Hamburg, Hermannstr. 18
Hannover, Georgstr. 19
Köln a. Rh., Schildergasse 101 a
Leipzig, Neumarkt 20-22
München, Maffeistraße 1
Bezugsquellen werden nachgewiesen



Seit vierzig Jahren

stellen wir Puppen her, die durch ihre Schönheit sich den ganzen Weltmarkt erobert haben. Für guten Geschmack kommt daher

nur „Mein Liebling“

der Markenname unserer Puppe in Frage.

„Mein Lieblingsbaby“

in seiner neuen Form, ein restloses Entzücken bei Mutter u. Kind.



In allen feinen Spielwaren-Spezialgeschäften und vornehmen Kaufhäusern zu haben.

Am Sandhaufen

sind die wetterfesten Steiff-Holztiere, Hundewagen (mit bewegl. Pfoten und Schwanz) und die schöne Steiff-Holzeisenbahn die beliebten Spielgeräte des Kindes.
Es wird nicht müde mit diesen farbenfrohen und dauerhaften Holzspielwaren in Luft und Sonne zu spielen.



Ueberall zu haben.
Prospekte L kostenfrei.

Verlangen Sie stets

STEIFF / KNOPF IM OHR

Margarete Steiff G. m. b. H., Giengen a. Brenz 7 (Württ.).

„STABIL“
Walther's Metallbaukasten



„RECORD“
Walther's Holzbaukasten

DER KNABEN BESTE SPIELE

lehren mit 1000 zu bauenden Modellen spielend **die Grundlagen der Technik.**

Zu haben in Spielwaren- und ähnlichen Geschäften.

Walther & Co., Berlin SO 33,

Stabil von 4,50 RM. an.
Record von 2,50 RM. an.
Werbeschriften senden wir jedermann umsonst.

Rein's Durchschreibe-Bücher.
Eduard Rein, Chemnitz.

Rein's Farbpapier.

Kartenregister.

Das seit langem erwartete englische Gegenstück zu Reums in über 17 000 Exemplaren verbreiteten „Petit Dictionnaire de style“ begann soeben zu erscheinen:

A DICTIONARY of ENGLISH STYLE

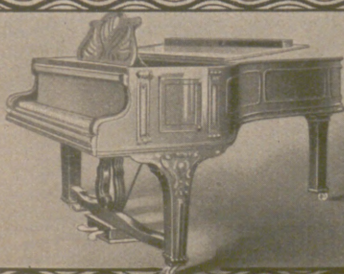
Plublished with the cooperation of A. H. J. Knight, Trinity College, Cambridge by Dr. Albrecht Reum

Erster Teil (A—flower) • Broschiert RM 5.50

(Der zweite Teil soll gegen Ende dieses Jahres, der dritte, d. h. letzte Teil, im Frühjahr 1929 nachfolgen.)

Was Professor Dr. Sahr bei Erscheinen der ersten Auflage des französischen Stilwörterbuches von Reum sagte, das gilt auch von diesem englischen: „Man wird es brauchen wie das liebe Brot“. Wer sich mit der englischen Sprache beschäftigt, sei es als Lehrer, Schüler, Korrespondent, Übersetzer: für jeden ist dieser „*Dictionary of English Style*“ unentbehrliches geistiges Handwerkszeug.

Verlagsbuchhandlung J. J. Weber, Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7.



Flügel und Pianinos

Ausgezeichnet mit nur ersten Weltausstellungspreisen

Julius Blüthner, Leipzig



PRENTIS

Illustrirte Zeitung



SOMMERTAG

BLEISTIFTZEICHNUNG VON MAGDA SCHOLZ





Der erste Deutsche Bergmannstag nach dem Kriege: Geheimrat Dr. Hugenberg bei der Eröffnungsrede auf der von den bergbaulichen Verbänden, der Bergbehörde und den Bergakademien einberufenen Tagung in Berlin am 3. Juni.

Im Kreis: Die 34. Wanderausstellung der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft in Leipzig: Geheimer Ökonomierat Dr. e. h. Steiger, Dresden, Vizepräsident der Gesellschaft für den Gau 9 (Sachsen), spricht bei dem Festakt am 5. Juni. (Vgl. hierzu die Zeichnungen aus der Ausstellung auf den Seiten 916 und 917.)



Denkmalsweihe in Hannover: Enthüllung des Krieger-Ehrenmals der 73. Prinz-Albrecht-Füsiliere am 3. Juni.



Vom Stahlhelmtag in Hamburg: Teilnehmer beim Vorbeimarsch am Mausoleum des Altreichskanzlers Bismarck in Friedrichsruh am 2. Juni.



Von der schweren Eisenbahnkatastrophe bei Fürth am 10. Juni: Die verunglückten Wagen des D-Zuges München-Frankfurt a. M. an der Böschung des Bahndammes hinter der Station Siegelsdorf. 22 Personen kamen ums Leben.



Die Eröffnung der Schubert-Festwochen in Wien am 3. Juni: Festkonzert des Wiener Philharmonischen Orchesters vor dem Rathaus unter Leitung von Direktor Franz Schalk.

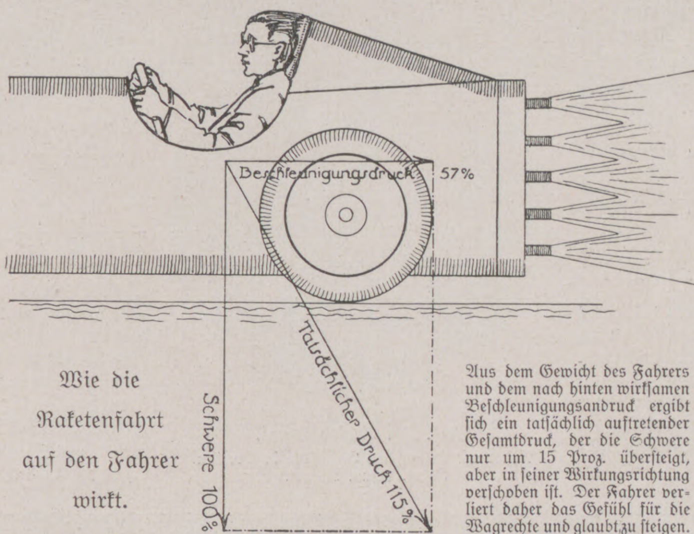
DIE EINWIRKUNG DER RAKETENFAHRT AUF DEN FAHRER

Das Sensationelle an Opels Raketenfahrt über die Berliner Avus-Straße liegt nicht allein in der kühnen Fahrt selbst, sondern besonders auch in ihren Folgen: Publikum und Wissenschaft sind nämlich endlich bekehrt worden und beginnen, an die Zukunft der Rakete als Motors neuer Schnellverkehrs-Maschinen zu glauben. Dreitausend Menschen haben sich am 23. Mai mit eigenen Augen, Ohren und — Nasen davon überzeugt, daß die bisher so vielgeschmähte Rakete wirklich und wahrhaftig imstande ist, einen Menschen vorwärts zu befördern — und zwar nicht gerade im Schneckentempo.

Sicher galt die auflodernde Begeisterung des Publikums nicht allein der technischen Tat, sondern vor allem dem Wagemut des tollkühnen Fahrers.

Fritz v. Opels Raketenfahrt über die Avus war in der Tat ein Spiel mit dem Leben. Vorwärts geschleudert von den brüllenden Raketen — in einer Art von Schnelligkeitsrausch — trat er den Zündhebel in kürzeren Zeitabständen, als er sich vorgenommen hatte. Vier — sechs Raketen entflammten sich gleichzeitig, und die Geschwindigkeit des phantastischen Fahrzeugs stieg über die auf der Avus zulässige Höchstgrenze — erreichte nahezu 230 Stundenkilometer. Eine Rakete mehr — und Opel hätte seinen Sieg nicht erlebt!

Mannigfaltig waren die Gefahren, die den Fahrer bei dieser rasenden Fahrt bedrohten. Zunächst einmal ist es an sich nicht jedermanns Sache, den Rücken an eine Ladung von $2^1/_2$ Zentnern stärksten Sprengpulvers anzulehnen und dann kaltblütig den Hebel niederzudrücken, der den zündenden Funken auslöst. Unausdenkbar, wenn die 24 Schubraketen mit einem Schlag explodiert wären! Auch vom Zielrichterhaus stünde wohl kein Stein mehr. Doch Opel wußte, daß er sich auf Sanders mit 800 Atmosphären gepreßte Raketen würde verlassen können, daß sie nicht explodieren würden, sondern ruhig abbrennen — Arbeit leisten!



Wie die Raketenfahrt auf den Fahrer wirkt.

Aus dem Gewicht des Fahrers und dem nach hinten wirksamen Beschleunigungsandruck ergibt sich ein tatsächlich auftretender Gesamtdruck, der die Schwere nur um 15 Proz. übersteigt, aber in seiner Wirkungsrichtung verschoben ist. Der Fahrer verliert daher das Gefühl für die Wagrechte und glaubt zu steigen.

Viel größer war die Gefahr, die in der Konstruktion des Wagens selbst liegt. Der lange, granatenförmige Rumpf ist sehr leicht, da er keinen Motor enthält. Nahezu das gesamte Gewicht vereinigt sich hinten im Raketenkasten am Heck. Wäre der Wagen so ohne weiteres losgefahren, so hätte er sich unfehlbar sofort mit dem Vorderteil aufgerichtet und überschlagen. Um dies zu verhindern, ragten knapp hinter den Vorderrädern die bekannten Flugzeug-Tragflächen nach beiden Seiten, und zwar mit negativer Neigung nach unten, so daß sie im Gegenwind keinen Hub, sondern im Gegenteil den notwendigen Druck nach unten erzeugten.

Da aber Opel wider Erwarten bis auf 230 Stundenkilometer gegangen war, genügte der durch die Tragflächen vermittelte Druck nicht mehr, den Wagen genügend fest am Boden zu halten. Für diese hohe Geschwindigkeit hätte die Neigung der Tragflächen größer sein müssen.

Die Folgen haben sich sofort gezeigt. Das unbeschwerte Vorderteil des Wagens stieg vom Boden auf, so daß die Lenkräder sich leer in der Luft drehten, sachte wieder zurück auf die Betonbahn — hob sich wiederum ab — und der geflügelte Wagen kam entsetzlich ins Schleudern. Die letzte Strecke durchschoß er mehr in der Luft als auf dem Boden.

Ein Wunder war es, daß der Fahrer überhaupt noch die Richtung einhalten konnte, nicht hineinfuhr in die Kette von Autos, die die Fahrbahn begrenzte! Und nur einem Rennfahrer wie Fritz v. Opel konnte es gelingen, die Herrschaft über den Wagen zu behalten.

Aber noch eine andere Gefahr war da, eine, an die man zunächst gar nicht denkt, und die erst nach einiger Überlegung klar wird: die große Beschleunigung! Und da muß ich etwas weiter ausholen.

Weitverbreitet ist die Meinung, daß sehr große Geschwindigkeiten einen Druck nach hinten erzeugen. Das ist grundfalsch. Geschwindigkeit allein — und sei es auch die denkbar höchste — hat überhaupt keine Wirkung. Der Beweis ist sehr einfach. Spüren wir denn etwas davon, daß wir alle fortwährend auf „großer Fahrt“ sind? Daß wir mit der geradezu unvorstellbaren Schnelligkeit von hunderttausend Kilometer in der Stunde durchs Weltall rasen — mitgerissen von der Erde auf ihrem ewigen Flug um die Sonne? Wir spüren nicht das mindeste davon! Schnelligkeit an sich ist ja belanglos. Das, was dem Menschen gefährlich werden kann, ist nicht Geschwindigkeit, sondern eine Änderung der Geschwindigkeit, die man Beschleunigung nennt, und die den gefürchteten Andruck nach hinten erzeugt.

Untersuchen wir nun die Raketenfahrt nach diesem Gesichtspunkt, so kommen wir zu einem überraschenden Ergebnis.

Da man annehmen kann, daß der Raketenwagen innerhalb 5 Sekunden schon auf Hundertkilometertempo gekommen ist, so trifft also auf die Sekunde eine Geschwindigkeitserhöhung von 20 Stundenkilometer oder — was dasselbe ist — von $5^1/_2$ Sekundenmeter.

Nun weiß man ganz genau, was für einen Druck diese Beschleunigung erzeugt. Durch 9,8 Sekundenmeter wird nämlich stets ein Druck hervorgerufen, der ganz genau gleich ist dem normalen Erdengewicht. Also war der Druck, der bei der Raketenfahrt den Fahrer an die Rückenwand preßte, ungefähr gleich 57 Proz. seines Körpergewichts.

Zwei Kräfte wirken demnach auf den Fahrer: sein gewöhnliches Gewicht senkrecht nach unten und 57 Proz. dieses Gewichtes wagrecht nach hinten. Nach dem Gesetz vom Kräfteparallelogramm aber vereinigen sich diese beiden Kräfte zu einer einzigen Gesamtkraft, und die ergibt sich, wie aus der Zeichnung ersichtlich ist, zu 115 Proz. des Körpergewichts und ist schräg nach hinten gerichtet.

Infolgedessen mußte der Fahrer während der Fahrt das Gefühl empfinden, daß sein Körper etwas schwerer geworden sei — jedoch bloß um den geringen Betrag von 15 Proz. Diese kleine Veränderung konnte natürlich unmöglich eine Gefahr bilden. Aber — und da liegt der Kernpunkt — das Gewicht wirkte nicht mehr senkrecht nach unten (wie beim stehenden Wagen), sondern schräg nach hinten.

Und die Folge ist, daß der Fahrer bei großer Beschleunigung das Gefühl für die Wagrechte verliert — um so mehr, je größer die Beschleunigung ist. Für ihn bleibt naturgemäß diejenige Richtung senkrecht, nach welcher sein Gewicht drückt. Und darum empfindet er die Rennbahn nicht mehr als wagrecht, sondern als schräg nach aufwärts geneigt, und er glaubt, mehr oder weniger steil bergauf zu fahren.

Daß Fritz v. Opel, wenn auch schwach und ganz unbewußt, solche Empfindungen hatte, geht aus seinen Äußerungen hervor. Er erklärte nämlich unter anderm:

„Es packte mich wie eine Wut. Seitwärts verschwindet alles — die Beschleunigung ist ein Rausch — die Wirklichkeit verschwimmt — —“

Vom Druck erwähnt er gar nichts. Die geringe Erhöhung seines Körpergewichts um knapp 20 Pfund hat er wohl überhaupt nicht bemerkt.

Wesentlich stärker werden sich diese Druckverschiebungen beim Aufstieg eines von Raketen angetriebenen Flugzeugs bemerkbar machen. Denn der Widerstand, der sich einem Luftfahrzeug entgegenstemmt, ist wesentlich geringer als der Reibungswiderstand eines fahrenden Wagens, so daß die Beschleunigung, mit der das Flugzeug von den Rückstoßraketen vorwärts geschleudert wird, wohl mindestens doppelt so groß sein dürfte wie bei der Avusfahrt. Solange die Düsen arbeiten, wird daher der Pilot auch bei vollkommen wagrechtem Flug die Erdoberfläche fast senkrecht aufgestellt sehen wie eine Mauer, an der er emporrast. Und sobald die Schubraketen ausgebrannt sind, wird diese Mauer sich umlegen, wieder als wagrechte Landschaft erscheinen.

Darin liegt die große Gefahr, daß der Pilot bei diesem Wechselspiel seiner Empfindungen das Orientierungsvermögen vollkommen verliert. Nur Männer von absoluter Schwindelfreiheit und höchster Geistesgegenwart können es wagen, eine solche Teufelsmaschine durch die Luft zu steuern.

Wird die Beschleunigung noch höher, dann allerdings wirkt sich der Druck nicht nur durch seine verschiedene Richtung, sondern auch durch seine Stärke verhängnisvoll aus. Schon bei 20 Sekundenmeter wird der Körper des Piloten so schwer sein, als ob Quecksilber in den Adern flösse statt des Blutes, als ob zwei starke Männer auf ihm lägen und ihn niederdrückten. Nach eingehenden Untersuchungen nimmt man an, daß 30 Sekundenmeter Beschleunigung überhaupt die Grenze dessen darstellen, was ein Mensch zu ertragen vermag. Jenseits dieser Grenze kann die Lunge das Gewicht der Brust nicht mehr heben, und auch das Herz hört zu schlagen auf.

So hohe Beschleunigungen aber werden kaum jemals notwendig sein. Denn schon ein sekundlicher Geschwindigkeitszuwachs von nur 10 Meter genügt ja, um innerhalb 6 Minuten jene Geschwindigkeit zu erzeugen, die ausreichen würde, eine Raketenflugmaschine in freiem Wurf über den Atlantischen Ozean zu schleudern.

Auf jeden Fall darf man gespannt sein, wie es dem ersten Raketenflieger ergehen wird. Denn die weitere Entwicklung des ungeheuerlichen Problems der Groß-Rakete hängt nicht allein von der Vervollkommnung der technischen und chemischen Einzelheiten ab, sondern ebensosehr auch von der Einwirkung solcher Schleuderfahrten auf den menschlichen Organismus. Otto Willi Gail.

DIE ÄGYPTISCHE HELENA

OPER IN ZWEI AKTEN VON RICHARD STRAUSS. URAUFFÜHRUNG IN DER DRESDENER STAATSOPER

Das größte Opernereignis dieses Jahres war, rein musikalisch betrachtet, keine Sensation. Strauß hat seine Kunst kaum nach einer Ausdrucksseite hin gesteigert, schreibt alles andere denn „neue Musik“, wiederholt sich vielmehr, zumal in den Mitteln, deren er sich im „Rosenkavalier“, der „Ariadne“, der „Frau ohne Schatten“ und sogar in seinen früheren symphonischen Dichtungen bedient hat, und darüber hinaus steht er in dem Werke sogar einem Richard Wagner — besonders den „Nibelungen“ und dem „Tristan“ — so nahe wie noch in keinem seiner früheren Bühnenwerke.

Aber etwas Besonderes ist „Die ägyptische Helena“ doch geworden: eine Melodienoper von einer Intensität, der man in der ganzen modernen Opernliteratur kein zweites Beispiel gegenüberzustellen vermag. Mit gewählter Harmonik unterlegte zarte Melodien wechseln mit gewaltig und sinnlich aufrauschenden Klangfluten. Die Instrumentierungskunst des Tondichters feiert neue Triumphe.

Hugo v. Hofmannsthal, der angestammte Textdichter des Tonmeisters, hat sich in seinem Buche von der Helena-Tragödie des Euripides inspirieren lassen, aber seine Fabel ganz frei erfunden. Bei dem griechischen Dichter wird die Titelgestalt von Hermes nach Ägypten entrückt und von Theoklymenos heiß umworben; Menelaos, der Helena aus Troja mit fortgenommen zu haben vermeint, jedoch nur ein Phantom mitführt, wird ebenfalls nach Ägypten verschlagen und begegnet hier seiner wirklichen Gattin, worauf deren Abbild entschwindet.

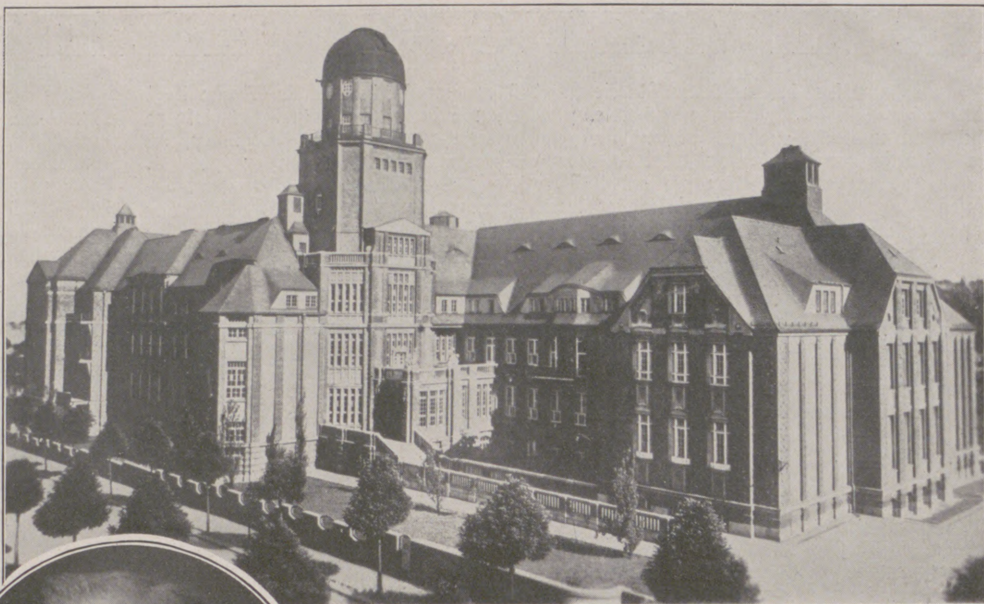
Der moderne Dichter hat jedoch vor allem noch eine zweite größere Frauenrolle einbezogen, eine mit magischen Kräften ausgestattete Königstochter namens Aithra, deren Palast auf einer kleinen Insel in Ägyptens Nähe gebaut ist. Diese Aithra nimmt sich Helenas gegen den rächenden Stahl ihres zürnenden Gatten an, verjüngt die vom Erleben Entstellte, reicht ihr einen Trank der Beruhigung und des Vergessens und täuscht dem verstörten Menelas neue Kämpfe gegen Paris vor, wobei dieser nochmals getötet wird, und mit ihm Helena. Es fällt Aithra dann nicht schwer, ihm einzureden, er habe zehn Jahre gegen ein Luftgespinst gekämpft; ein Phantom habe er für Helena angesehen und vorhin getötet, während die wirkliche Helena auf einer ägyptischen Königsburg im Halbschlummer und ungebrochenen Jugendreize verbracht habe. Sie hat inzwischen auch Menelas den Vergessenstrank gereicht, und beglückt darf er die Gattin in mädchenhafter Schönheit auf dem Ruhebette sehen, so wie sie ihm einst angetraut worden ist. Helena wünscht sich nun mit dem neugewonnenen Gatten unerkannt in ein fernes, einsames Land versetzt; die Magierin breitet nachts über die Liebenden den Zaubermantel und entrückt sie in einen Palmenhain am Fuße des Atlas. Aber bald begegnet Menelas der Gattin wieder mit zermürbenden Zweifeln. In der wirklichen Helena sieht er ein Luftgespinst; in dem gestern von ihm vernichteten Phantom ein nun totes reales Wesen. Doch Helena versteht den Gatten besser als er sich selbst und stellt, von Aithra mit einem die Wirkung des ersten aufhebenden Trank unterstützt, die Situation von gestern wieder her. Im Bewußtsein ihrer Schuld stellt sie sich dem Gatten; der aber wirft den schon gezückten Dolch von sich und fällt ihr in die Arme. Die Ankunft ihrer jungen Tochter Hermione macht das Glück der Gatten vollkommen. Was sonst im zweiten Akte vorgeht, ist offenbar nur zur Belebung der äußeren Vorgänge angebracht und soll darüber hinaus die dämonische Wirkung der schönen Griechin auf ihre Umwelt — Altair, den Fürsten der Berge, und seinen Sohn — erneut beweisen.

Die Wiedergabe des Werkes unter Busch' musikalischer und Erhardts szenischer Leitung war der großen Überlieferung der Dresdener Oper würdig; die Bühnenaufmachung ohne modernste Stilisierung durchaus stilvoll angelegt und in vornehmen Prunk gehüllt. Ein glänzender Stab von Gesangssolisten — mit Elisabeth Rethberg (Helena), Curt Taucher (Menelas) und Maria Rajdl (Aithra) an der Spitze — wirkte auf der Bühne. Nach dem zweiten Akte konnte man sich nicht genugtun in Ovationen für die Mitwirkenden, im besonderen für den anwesenden Tondichter. Dr. Max Unger.

(Hierzu eine Bildertafel von der Uraufführung auf Seite 910.)

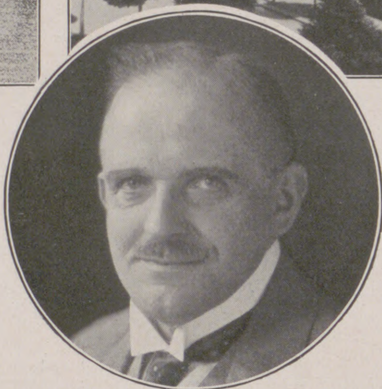


Der Pavillon auf der Brühlschen Terrasse in Dresden, in dem vor 100 Jahren die „Technische Bildungsanstalt" eröffnet wurde. (Heute steht an dieser Stelle das Rietschel-Denkmal.)



Die jetzige „Sächsische Technische Hochschule" in Dresden mit der Sternwarte des Geodätischen Instituts. (Vgl. den untenstehenden Jubiläumsartikel.)

Zur Hundertjahrfeier der Technischen Hochschule in Dresden.



Prof. Dr. Adolph Nägel,
Rektor der Technischen Hochschule in Dresden.
(Phot. Ursula Richter.)

TAGESGESCHICHTE

Auf dem erweiterten Gelände der Technischen Messe wurde am 5. Juni in Leipzig die 34. Wanderausstellung der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft eröffnet. Als Vertreter des Gaues 9 (Freistaat Sachsen) bewillkommte Geheimer Ökonomierat Dr. e. h. Steiger (Dresden) die Gäste; ihm schloß sich für den Gau 6 der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft (Provinz Sachsen) Landrat a. D. Dr. v. Helldorff-Baumersroda an. Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft Schiele überbrachte die Grüße des Reichspräsidenten und der gesamten Reichsregierung. Nach ihm sprachen der sächsische Wirtschaftsminister Dr. Krug v. Nidda und v. Falkenstein, der Leipziger Oberbürgermeister Dr. Rothe sowie die Vertreter der Universitäten Leipzig und Halle. Der Vorsitzende des Vorstandes der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft, Dr. e. h. v. Webfty-Karlsdorf, beendete mit einer Ansprache die Eröffnungsfeier, an die sich ein erster Rundgang durch die Ausstellung anschloß. — Aufgabe der alljährlichen Wanderausstellungen der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft ist es, fortlaufend eine Darstellung der Leistungen der deutschen Landwirtschaft zu geben. Die Leipziger Schau hat diese Aufgabe in hervorragender Weise erfüllt: Sie bot ein geschlossenes Bild von den Bestrebungen und Ergebnissen der landwirtschaftlichen Theorie und Praxis. Besonders imposant wirkte das große Maschinenfeld mit etwa 150 Maschinen und Geräten sowie der Elektrohof, der die Anwendung der Elektrizität in Haus und Hof, Stall und Scheune vorführte. Eine Neuheit der diesjährigen Wanderschau war die umfassende (Erste Sächsische) Jagdausstellung. Im Großen Ring wurden an den einzelnen Tagen Reit-, Spring- und Fahrturniere ausgetragen.

Die Festveranstaltungen zum Andenken an Schuberts Todestag (19. November 1828) nahmen am 3. Juni in Wien ihren Anfang mit einer Aufführung der C-Dur-Symphonie durch die Wiener Philharmoniker vor dem Rathaus. Zahlreiche andere Serenadenkonzerte und Chorgesänge auf alten öffentlichen Plätzen der Bundeshauptstadt folgen im Rahmen der bis zum 17. Juni dauernden Schubert-Festwoche.

Der Bürgerkrieg in China hat mit der Besetzung Pekings durch die südchinesischen Truppen vorläufig seinen Abschluß gefunden. Am 4. Juni wurde auf den Sonderzug des Diktators Nordchinas, Tschang-Tso-Lins, ein Bombenattentat verübt, an dessen Folgen der Marschall verstorben ist.

100 JAHRE TECHNISCHE HOCHSCHULE IN DRESDEN

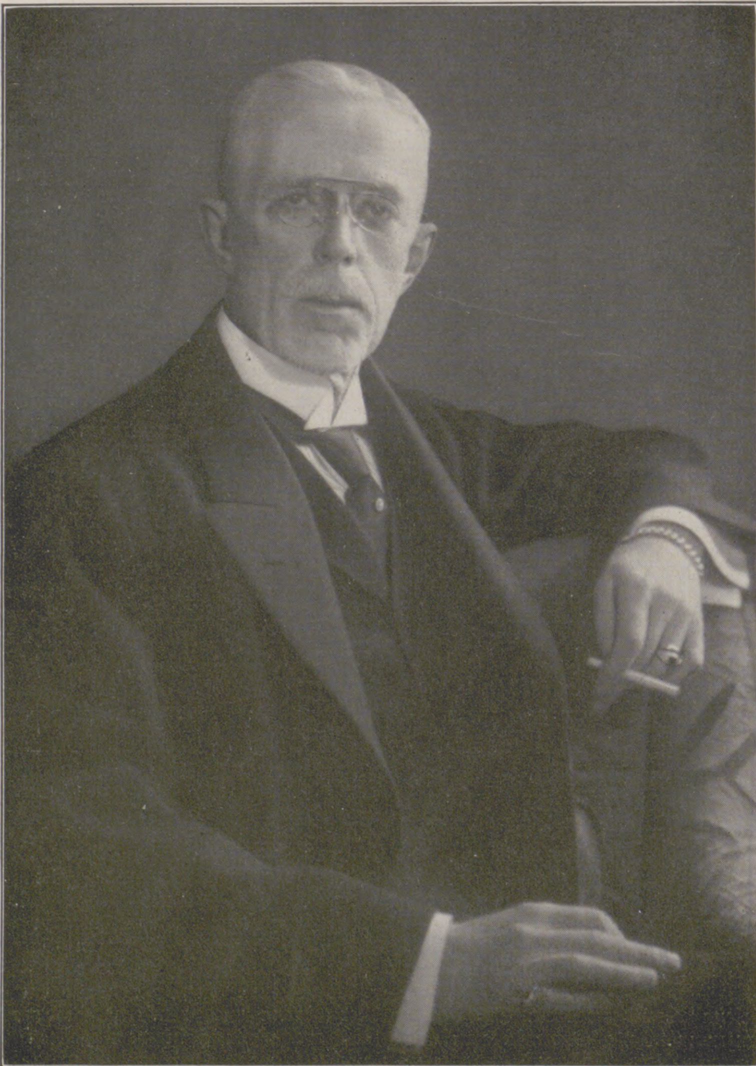
Auf dem ehemaligen Grundstück des berühmten Grafen Brühl wurde am 1. Mai 1828 durch den damaligen Kabinettsminister Graf v. Einsiedel die Technische Bildungsanstalt eröffnet. Die kleine Bastion, die die drei armseligen Hörsäle dieser Anstalt umfaßte, war ursprünglich der Gartenpavillon des Grafen, diente als Rendezvous für die Kavaliere seiner Gartenfeste. Mit 161 Schülern wurde der Unterricht aufgenommen, und schon ein Jahr später richtete man für die neue Anstalt ein eigenes Chemisches Laboratorium ein, das man der Feuersgefahr wegen aber schon in die benachbarte Schießgasse verlegte.

Es war um die Zeit, da die erste Eisenbahn nach Leipzig fuhr (1839), als die junge Bildungsanstalt bereits ein neues und größeres Gebäude, die ehemalige Rüstkammer am Jüdenhof, beziehen konnte. Aber infolge des eminenten Aufschwungs der Technik wurden die Räumlichkeiten wiederum zu klein, so daß man ein neues Heim am Antonsplatz beziehen mußte. Die Anerkennung der Schule und ihre Bedeutung für die Industrie wurde zugleich damit dokumentiert, daß die Technische Bildungsanstalt im Jahre 1851 nun in eine Königl. Polytechnische Schule umgewandelt und ihr eine erste Verordnung über die Staatsprüfung der Techniker erlassen wurde.

Es war nur eine folgerichtige Entwicklung, daß ein Jahr nach der Einführung der Maturitätsprüfung auch Dresden dazu überging, die ersten Fachabteilungen zu gründen, die in eine mechanisch-technische, eine chemisch-technische und eine für Ingenieurbauwesen getrennt wurden. Die vierte Gruppe diente lediglich der Ausbildung von künftigen Lehrern der Mathematik, der Naturwissenschaften und der Technik.

Wiederum muß die Schule im November 1875 umziehen und findet diesmal großzügig angelegte Laboratorien und Räume in einem Neubau am Bismarckplatz, der auch heute noch mit vollem Recht als Kernpunkt der Technischen Hochschule gilt. Der Weg zur Hochschule war mit der freien Wahl der Vorträge und Übungen für die Studierenden beschritten. Im Jahre 1878 wird die Schule in ein Königl. Sächsisches Polytechnikum umgewandelt und erhielt dann 12 Jahre später endgültig den Namen Sächsische Technische Hochschule.

Nachdem bereits 1890 das ständige Rektorat in ein Wahlrektorat umgeändert war, wurde im Jahre 1900 der Technischen Hochschule in Dresden das Promotionsrecht für den Dr.-Ing. und für den Dr. rer. techn. verliehen. Heinrich Zerkaulen.



König Gustav V. von Schweden
feiert am 16. Juni seinen 70. Geburtstag. (Phot. Atelier Jaeger.)





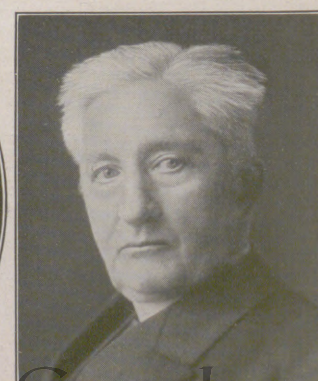
Im Oval:
Walter Bloem,
bekannter Schriftsteller, Verfasser vielgelesener geschichtlicher Zeitromane, kann am 20. Juni seinen 60. Geburtstag begehen.

Links:
Prof. Dr. L. Enneccerus,
emerit. Ordinarius für römisches und deutsches bürgerliches Recht an der Universität Marburg, † am 1. Juni im Alter von 85 Jahren.

Im Oval:
Adele Gerhard,
bedeutendes Erzählertalent, Schilderin psychologischer und sozialer Probleme, feierte am 8. Juni ihren 60. Geburtstag.

Rechts:
Prof. Dr. Ludw. Ihmels,
Landesbischof von Sachsen und Vizepräsident des evangelisch-lutherischen Landeskonsistoriums, Erster Universitätsprediger in Leipzig, wird am 29. Juni 70 Jahre alt.









Nach dem Kampfe um Tsinanfu (Schantung): Mit Maschinengewehren bewaffnete japanische Soldaten bewachen den Abzug der chinesischen Truppen aus der von den Japanern eroberten Hauptstadt Schantungs. Rechts im Bild: Marschall Tschang-Tso-Lin, der Führer der nordchinesischen Truppen, der am 4. Juni nach dem auf ihn ausgeübten Bombenattentat verstarb. — Im Oval: Glückliche Beendigung der Kutschfahrt Berlin-Paris: Einfahrt des Wannseer Droschkenkutschers Gustav Hartmann in Paris am 4. Juni, seinem 69. Geburtstage. Am 4. April brach er in Berlin auf und legte täglich etwa 25 km zurück.





Ein neuer Weg über die Oder bei Schwedt (Brandenburg): Die girlandengeschmückte Brücke nach der am 8. Juni erfolgten Einweihung. Dahinter die bisherige Notbrücke. — Nebenstehend: Feuerwehrübung am Kugelhause auf der Jahresschau deutscher Arbeit „Die Technische Stadt" in Dresden: Die Feuerwehrleute gehen dem Brandherd mit Hilfe von mechanischen Leitern zu Leibe.

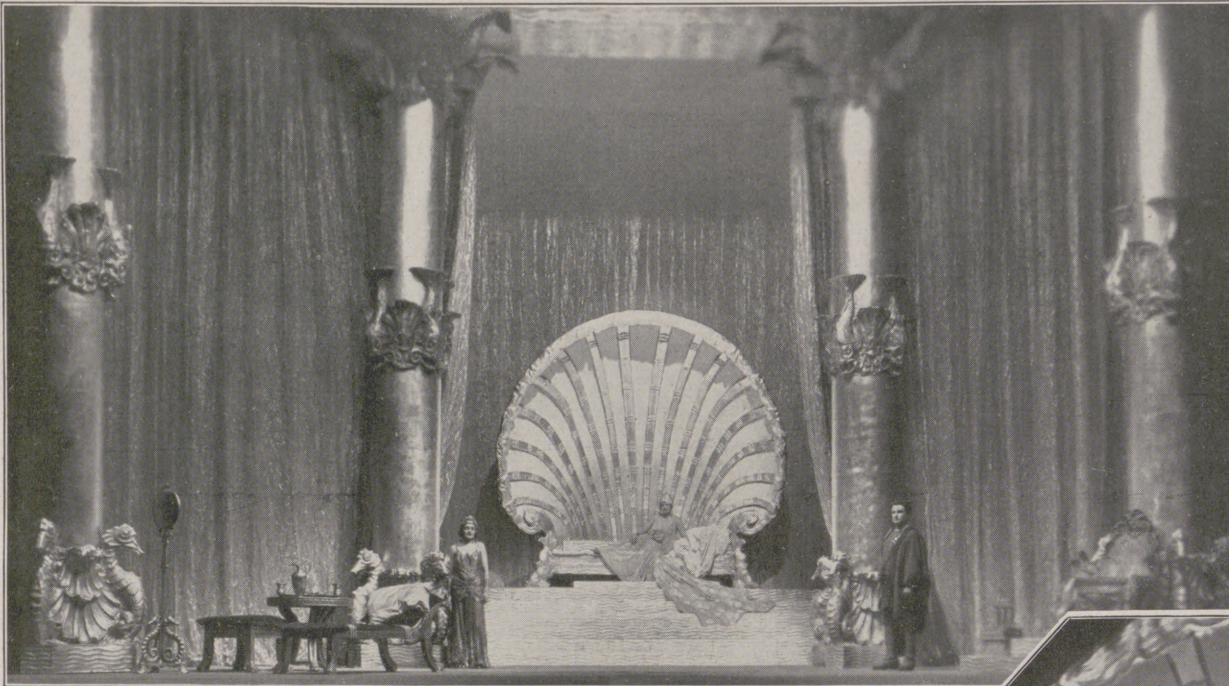




Links: Von der Fußball-Olympiade in Amsterdam: Kampfmomente aus dem Treffen Uruguay—Deutschland (4:1) am 3. Juni; Knöpfle (Deutschland) bei einem prächtigen Abwehr-Kopfball. — Rechts: Deutscher Weltrekord im Kugelstoßen: Emil Hirschfeld, Allenstein, beim Training. Er konnte am 6. Juni in Breslau den von Ralph Rose 1909 aufgestellten Rekord von 15,54 m auf 15,79 m verbessern.

EIN EREIGNIS DER DEUTSCHEN BÜHNE

URAUFFÜHRUNG DER OPER „DIE ÄGYPTISCHE HELENA“ VON RICHARD STRAUSS AM OPERNHAUS IN DRESDEN



Szenenbild aus dem I. Akt: Im Palast der Aithra: (Von links aus) Maria Rajdl als ägyptische Königstochter Aithra; Elisabeth Rethberg als Helena; Curt Taucher als König Menelas. (Phot. Ursula Richter, Dresden.)



Szene mit Maria Rajdl als Aithra (stehend links) und Elisabeth Rethberg als Helena (rechts).



Elisabeth Rethberg in der Titelrolle.





Aus dem II. Akt. In einem Palmenhain am Fuße des Atlasberges. Ganz links: Helena und Menelas. Nebenstehend: Curt Taucher als Menelas und Elisabeth Rethberg als Helena. (Vgl. den Beitrag auf S. 907.)

Das weiße Spiel

ROMAN VON WERNER SCHEFF

(10. Fortsetzung.)

Es war natürlich, daß Bettina nun oft an die Zukunft dachte. Sie wußte, auch ihre Zurückgezogenheit werde dort eine Grenze finden, wo die Schönheit dieser Tage zu Ende war. Einen solchen Sommer hatte sie noch nie erlebt. Dieser Himmel, oft tagelang ohne Wolken, gefärbt wie vom Glanze vieler tausend Saphire, über der Landschaft der schwebende Dunst, der ihr den Charakter verlieh, ein ständiges Flimmern und Zittern wie auf einem Gemälde von Segantini, der Untersberg, bald drohend deutlich und scharf gekantet, bald sanft in seinen Formen zerfließend, wie aus einem weichen Material geschaffen. Und die Wälder voll Saft und Duft, die Wiesen gelbgesternt von Dotterblumen oder grün wie ein dunkel gefärbtes Meer!

Da hatte sie selten Lust, nach Salzburg zu fahren. Vielleicht erst recht nicht in diesen Wochen, da so viele Fremde in der Stadt waren. Sie war wie auf einer Insel, deren Küste nicht einmal von der Brandung erreicht wurde.

Die süße Untätigkeit, in der sie dahinlebte, gab ihr Gelegenheit, oft stundenlang seitlich vom Gutshause auf einer der freisten und sonnigsten Wiesen zu liegen, mutterseelenallein, den Blick ins Blau des Himmels gerichtet, fern von aller Zeit, fern von allem, was ihre Gedanken irgendwie lenkte. Dann trieben sie auf ungewohnten Bahnen und brachten ihr ein wunderbares Grübeln, wie sie es bisher noch nie erlebt hatte.

Es war gegen Abend seines Reisetages, als Günter in einem Automobil von Salzburg nach Wiesingen fuhr. Zu keiner Tageszeit hätte ihn der Frieden über den Bergen und Matten schneller und stärker in seinen Bann schlagen können als zu dieser. Hinter ihm klangen die Glocken der Stadt, die ihm von allen Städten die schönste schien, und in den Dörfern, durch die er kam, ruhte die Arbeit. Es war noch hell genug, um alles zu sehen: die Heimkehr der Leute von den Feldern, das langsame Eindringen der Schatten in die Täler. Während er dies beobachtete, ebbte der Zorn gegen Bettina zurück. Das Häßliche, das ihn während der Bahnfahrt beschäftigt hatte, wich gegenüber solcher Reinheit. Unbewußt begann er Entschuldigungen für sie zu suchen.

Dann kam das Wiedersehen mit ihr, das so ganz anders war, als er es befürchtet hatte. Ihm hatte vorgeschwebt, sie werde ärgerlich sein, weil er ohne ihre Erlaubnis eintraf. Statt dessen schien sie aufgelöst in Freude und Zärtlichkeit. Vor den Leuten hielt sie sich zurück, und als der Wagen vor dem Gutshause stand, sagte sie mit leicht zitternder Stimme Gleichgültiges, ein Willkommen, wie es ihre Stellung zu Günter vorschrieb. Dann aber, beim ersten Alleinsein im Hause, als er in das Zimmer trat, in dem sie ihn zur Abendmahlzeit erwartete, und wo niemand sie störte, sank die Wand, die von der Furcht vor den Menschen aufgerichtet war; sie hielt seinen Kopf zwischen ihren Händen, zog sein Gesicht dicht an das ihre und sprach von ihrer Liebe, die noch stärker geworden wäre und noch tiefer. Er war verwirrt, und er schämte sich.

„Ich dachte, du würdest böse sein", brachte er hervor.

„Nein... gar nicht. Ich glaube, du hast gefühlt, wie ich dich herbeigewünscht habe. Aber geschrieben hätte ich es dir nie!"

Seine Hand ruhte in der Tasche, in der er die Perlenkette trug, die er ihr schenken wollte, dieses Zeichen irgendeines Verrats, an dem er nun zweifeln mußte.

Als sie aber beim Essen saßen und sie von der letzten Zeit erzählte, kehrte der Name Lutz Volkmanns immer wieder, wie eine Mahnung für Günter, nicht den Zweck seines Kommens zu vergessen. Lutz hatte dies oder jenes geordnet; Lutz blieb dabei, daß sein Vater einem Unfall zum Opfer gefallen sei; Lutz sei sehr aufmerksam und zart gewesen. Er hörte immer heraus, was Battaky angedeutet hatte. Und in ihm kämpfte der mächtige Eindruck, den die Landschaft, dieses Haus und die Frau da vor ihm ausübten, gegen den abscheulichen Argwohn.

„Und im Herbst", sagte Bettina, „gehe ich auf Reisen. Am liebsten über irgendein weites Meer."

„Ohne mich?" fragte er betroffen.

„Nein... wenn du mit mir kommen willst, bist du mir der liebste Begleiter. Aber du mußt wollen."

„Warum zweifelst du daran? Du sollst doch meine Frau werden!"

Sie schüttelte den Kopf mit dem Haar, das unter der Sonne dieses Sommers noch heller geworden war. „Das nie und nimmer."

„Ich verstehe dich nicht."

„Günter, ich heirate nicht mehr, weder dich noch einen andern. Ich will frei bleiben."

Er biß sich die Lippe blutig und suchte nach einer Antwort. Es war aber gut, daß er nicht gleich aussprach, was er dachte. Sie will frei bleiben, um sich für mich oder einen anderen entscheiden zu können, hieß dieser Gedanke.

Sie spürte den Widerstand in ihm, wurde herzlich und gütig. Nahm seine Hand und streichelte sie, ähnlich wie es eine andere Frau vor wenigen Tagen getan hatte.

„Du vergißt, daß wir gleich alt sind," sagte sie, „beide noch jung, du um Jahre jünger. Weiß ich denn, wie lange ich dich fesseln werde? Weißt du es? Eines Tages bist du meiner überdrüssig, und dann fängt das Drama der alternden Frau an. Nein, mein Lieber, ich danke dafür. Ich will gerade die Möglichkeit haben, mich zurückziehen zu dürfen."

„Du sprichst ganz anders als früher", preßte er hervor.

„Weil ich durch den Tod Arnolds nachdenklicher geworden bin. Dein Vater hat einmal gesagt, eine Frau sei dann am stärksten, wenn sie mindestens zehn Jahre jünger ist als ihr Geliebter."

Er antwortete nicht. Sie erhoben sich und setzten sich mit Zigaretten und einem Eisgetränk auf die Veranda, wo es angenehm kühl war. Die Dunkelheit bedeckte das Land und die Berge, aber weit drüben blitzten in der Tiefe die Lichter von Salzburg, darüber vereinzelt die der Festung oder des Mönchsbergs.

Es verstrichen Minuten, und Bettina glaubte, Günter sei unter dem Eindruck dieser nächtlichen Schönheit so still geworden. Ihr ging es so, ihr sagte das laute Rufen der Grillen, die ihr ewiges Abendlied sangen, viel mehr als Worte; der Duft, der von Wald und Wiesen kam, schien sie zu betäuben. Der Boden gab eine leichte Feuchtigkeit ab, die tagsüber gefehlt hatte und nun zur Kühlung wurde. Sie nahm das Tuch, das sie mitgebracht hatte, und legte es um ihre Schultern.

„Ich freue mich, daß du dich hier so glücklich fühlst", unterbrach Günter plötzlich das Schweigen. Es klang rauh und paßte wenig zu der Stimmung.

„Ja, sehr glücklich... besonders seit heute abend", gab Bettina zurück. Aber sie fühlte wieder, daß irgend etwas nicht stimmte. Der Zusammenklang fehlte. Die Worte Günters waren wie ein Mißton.

„Dann kann ich also morgen früh wieder abreisen", fuhr er fort.

Bettina sah ihn verwundert an. „Das ist doch nicht dein Ernst?"

„Doch, mein vollster Ernst. Ich bin nur gekommen, um dir etwas zu übergeben, was du gewiß vermissen wirst... wenn du wieder Schmuck trägst... Perlen sind für eine so schöne Frau unentbehrlich."

„Du machst einen schlechten Scherz."

„Es gibt Dinge, mit denen man nicht scherzt!" Seine Stimme klang nun drohend, wie vor einem Ausbruch der Leidenschaft. „Bitte, hier ist mein Gastgeschenk für dich!"

Er griff in die Tasche, brachte das Etui hervor, in dem die Kette ruhte, und reichte es Bettina. Zögernd nahm sie es, kopfschüttelnd öffnete sie das Kästchen.

Sie wußte den Ton, in dem er zu ihr gesprochen hatte, nicht mit der Aufmerksamkeit zusammenzureimen, die in seiner Gabe lag. Denn sie verfiel wenigstens für den Moment dem Irrtum, zu glauben, er habe ihr tatsächlich ein Schmuckstück mitgebracht. Es war natürlich überflüssig, noch mehr, es kam ihr sonderbar und verschroben vor, aber ganz kurz durchzuckte sie eine echt weibliche Freude. Sie nahm die Perlen empor und betrachtete sie neugierig und bezaubert von ihrer Pracht.

„Erkennst du sie nicht?" fragte Günter plötzlich.

Bettina schaute auf. „Ob ich sie erkenne? Nein... ich sehe nur, daß es orientalische Perlen sind, mit einem rötlichen Schimmer, etwas besonders Schönes!"

Er beobachtete ihre Mienen, den Ausdruck ihrer Augen. Nichts! Keine Spur von anderer Überraschung, als sie sich beim Anblick irgendeiner fremden Kette geäußert hätte.

Da entfuhr es ihm: „Du hast dich sehr in der Gewalt, Bettina. Man könnte meinen, die Perlen seien dir wirklich nicht bekannt."

Nun erst wurde sie aufmerksam. Sie ließ die Kette sinken und sah ihn mißtrauisch an. „Es ist irgend etwas mit den Perlen los, das du mir nicht sagen willst."

„Sie haben dir gehört."

„Nie!" antwortete sie, nahe daran, aufzulachen.

Er sprang empor und ging vor ihr auf und nieder. Sein Glaube an das, was ihm Battaky erzählt hatte, war erschüttert.

Die Blicke Bettinas wanderten, an seiner Gestalt hangend, mit ihm hin und her. Sie begriff langsam, was hier geschehen war. Also kein Geschenk, zu dem ihn überquellende Zärtlichkeit gebracht hatte! Keine Aufmerksamkeit, sondern... etwas wie eine Probe.

Welcher Art diese Probe sein sollte, blieb ihr unerklärlich. Sie wollte es auch nicht wissen. Sie nahm die Perlen, legte sie zusammen und bettete sie wieder in das Etui. Das schloß sie und hielt es Günter hin.

„Da... nimm... ich will es nicht", stieß sie hervor.

Er blieb stehen. „Wenn du die Perlen nicht kennst, dann sollen sie wirklich nur eine Aufmerksamkeit sein."

„Ich danke dafür. Nimm sie wieder. Ich verzichte auf solche Geschenke!"

„Bettina!"

Sie erhob sich, stellte das Etui auf das Tischchen und zog den Schal fester um ihre Schultern.

„Gute Nacht", sagte sie. Ihr Gesicht war ohne Färbung, die Nacht schien sich darauf zu spiegeln.

„Du willst gehen?"

„Ich bin sehr müde."

„Aber ich möchte dich über die Perlen aufklären!"

„Nein, das wünsche ich nicht. Hättest du es vorher getan, dann gut. Aber nachträglich..."

„Ich glaube, es ist ein Irrtum."

Sie schüttelte heftig den Kopf. Plötzlich erwachte in ihr ein Stolz, der stärker war als sein Eigensinn. Sie trat mit dem Fuß auf, daß der Boden der Veranda hohl schallte.

„Und ich glaube, daß es etwas ganz anderes ist," rief sie, „darum will ich es nicht wissen."

Er eilte auf sie zu und suchte sie zu umfangen. Aber sie wich ihm mit einer schnellen Bewegung aus.

„Laß das!"

„Bettina, ich fahre sofort wieder ab, wenn du mich nicht anhörst."

„Das wäre besser... wärst du lieber nicht gekommen."

Günter trat zurück. Er fühlte plötzlich die Kühle des Abends. Fühlte aber auch, daß er selbst schuld an diesem Umschlag der Stimmung war.

Bettina stand an der Brüstung der Veranda. „Es ist stets das gleiche," sagte sie mit Bitterkeit, „Sehnsucht und Erwartung sind schöner als Erfüllung. Ich habe, das weiß ich jetzt, unbewußt nur auf dich gewartet. Aber alle Bedenken, die ich hatte, sind nun bestätigt worden."

„Du tust mir unrecht, jemand hat mich getäuscht."

„Weil du immer unsicher bist, niemals fest in deinem Glauben an einen anderen Menschen. Aber das ist auch gleichgültig... ich werfe dir vor, uns beiden diesen Abend verdorben zu haben. Ich habe mich auf das Alleinsein gefreut... ich habe mich besonders gefreut, weil Doktor Kirchner bei seiner Mutter in Salzburg ist und wir darum wirklich allein sein konnten. Aber nun merke ich, daß irgend etwas zwischen uns steht, nicht nur das Gesetz, das uns den Menschen gegenüber trennt."

Er dachte: Sentimentalität! Es war sonst nicht Bettinas Art. Die Einsamkeit hatte sie dahin gebracht.

Er hielt sich nicht länger zurück. „Deine Ansichten sind vielleicht von einem anderen beeinflußt. Du kommst mir fremd vor, sehr verändert seit unserem Berliner Zusammensein."

„Von welchem anderen sprichst du?"

„Von Volkmann", rief er mit schonungsloser Aufrichtigkeit. Seine Spannung schien sich in diesem Namen zu entladen.

Bettina schwieg lange und sah hinaus in die Nacht. Sie wußte nicht, ob sie ihn auslachen sollte. Das Einfachste und Nächstliegende wäre es gewesen. Aber es schien ihr ein zu schnelles Verzeihen dieser Entgleisung gegenüber. Ohne den wahren Sinn des Perlengeschenks zu durchschauen, fühlte sie, daß der Schmuck irgendwie mit Lutz zusammenhing. Anders war es nicht möglich. Dieser törichte Junge glaubte an Beziehungen zwischen ihr und Lutz, an noch bestehende Beziehungen! Und er wollte sich durch ein plumpes Manöver Gewißheit verschaffen. Es tat ihr weh, ihn so hilflos und ungeschickt zu sehen.

Plötzlich wandte sie sich ihm zu, der abwartend neben ihr stand.

„Ich habe eine Bitte", sagte sie sanft.

„Du weißt," seine Stimme klang gedrückt, wie die eines Kindes, „ich gehöre dir."

„Nicht so ganz, wie du es annimmst! Du kannst leider noch nicht über Eigenes urteilen, Günter. Aber meine Bitte ist: Fahre jetzt hinüber nach Salzburg und übernachte dort. Und morgen fahre weiter ... nach Berlin."

Er neigte den Kopf tiefer. Sie schickte ihn fort.

Da trat sie dicht an ihn heran und nahm wie vorhin beim Wiedersehen diesen Kopf zwischen ihre Hände. „Du darfst es nicht falsch verstehen, Günter. Ich will nur nicht, daß wir uns hier aneinander zerreiben. Ich kenne diesen Zustand. Du mußt dich erst sammeln und mit dir ins reine kommen. Vielleicht geht es mir ähnlich. Und sobald ich es fühle, bin ich bei dir."

Ein leeres Versprechen! durchzuckte es ihn. Er war so zornig und so traurig über das Mißlingen seines Versuchs, sich Klarheit an Ort und Stelle zu verschaffen. Er begriff: er hatte sich eine Blöße gegeben, er war in ihren Augen klein und schwach gewesen. War nicht der Rat, den sie ihm gab, der beste?

„Es wird gar nicht so lange dauern", tröstete sie ihn.

„Gut... ich fahre", stieß er hervor.

„Ich wußte, du würdest meinen Wunsch erfüllen."

„Aber wie denkst du nun über mich?"

„Ich denke immer nur an uns beide. Glaube mir, es ist so besser."

Sie selbst führte ihn bis an die Tür des Zimmers, in dem er hätte die Nacht verbringen sollen; sie selbst ließ den Chauffeur kommen und gab ihm Anweisung, den Wagen bereitzuhalten. Wie schnell war Günters Koffer wieder gepackt! Wie bald trat er vor das Haus, wo Bettina ihn zum Abschied erwartete! Es war ihm, als sei er nur Minuten bei ihr gewesen.

„Du kommst also... zu mir?" fragte er, bevor er einstieg.

Ein langes Zögern. „Vielleicht", sagte sie ausweichend. Und als sie merkte, wie betroffen er war, setzte sie hinzu: „Ja, ich komme. Schreibe mir oft, damit ich weiß, wie es um dich steht."

„Wirst du mir schreiben?"

Statt einer Antwort umfing sie ihn, da sie sah, wie unbeobachtet sie waren, küßte ihn und schob ihn zum Schlag des Automobils.

Da sprang er zerknirscht und beschämt in das Gefährt.

VIII.

„David, du stehst auf matt!"

„Nur einen Augenblick... Gott, wie schön hat er das gesagt!"

Die beiden Schwarzköpfe saßen einander an dem weitgeöffneten Fenster gegenüber. Das Geräusch der Rosentalerstraße, gedämpft durch das Vorderhaus und den weiten, von Fuhrwerken und Karren erfüllten Hof, drang kaum zu ihnen hin; wenigstens nicht an das Ohr Davids, des Jüngeren, der den Kopfhörer des Radios angelegt hatte und seine Aufmerksamkeit zwischen dem Schachbrett und einem Vortrag indischer Poesie teilte.

„Wie kann ich dir die Dame vorgeben, wenn du dir jeden Zug eine halbe Stunde überlegst!" ließ sich Ephraim nach abermaligem Warten vernehmen. „Entweder du hörst auf dein Radio, oder du spielst."

„Man kann beides machen", gab David Feuchtberg zurück, während er für ein kurzes sein Interesse dem Spiel zuwandte. „Also... ich gehe mit dem Bauern weiter."

Ephraim lächelte grimmig. Dann versank er in tiefes Sinnen. Man konnte glauben, sein Kopf müsse zerspringen, so angestrengt überdachte er den Feldzug gegen den linken Flügel des Bruders. Er war der bessere Spieler, er beherrschte die Figuren auf dem gefelderten Brett wie ein Stratege. Es schwebte ihm vor, ein zweiter Lasker zu werden; wenn er ein paar Mark zusammengescharrt hatte, schaffte er sich Bücher über die Theorie des edlen Spiels an. Darin studierte er des Abends. Tagsüber verkaufte er bei Hinkelberg & Co. Seidenstoffe.

Und David hörte:

> „Die Hoffnung ist ein wilder Strom,
> Der niedertost am Felsgestein;
> Sie überflutete die Welt,
> Wenn nicht Verstand sie dämmte ein..."

„So... matt in vier Zügen", rief ihm der Bruder grinsend zu, indem seine Hand das Rössel springen ließ. „Nimm den Hörer vom Ohr, sonst gibt's keine Rettung mehr."

Seufzend tat David, wie ihm der Ältere riet. Dann starrte er verwirrt auf die Steine nieder und stellte fest, daß seine Situation allerdings verzweifelt war.

Die Tür zum Nebenzimmer, wo der Vater arbeitete, wurde aufgerissen.

„David, ist Herr Keller schon zurück?"

„Nein, Vater. Aber er muß gleich kommen."

„Hab' ich dir nicht gesagt, du sollst ihn abholen? Was spielt ihr da wieder... das Radio schaffe ich auch ab!"

Dann flog die Tür ins Schloß; Herr Feuchtberg senior pflegte nämlich nur zu drohen, niemals aber eine Drohung auszuführen. Seine bewährte Gutmütigkeit war seinen zwei Sprossen so sehr bekannt, daß selbst seine wildesten Rufe sie niemals erschreckten. David warf nur einen suchenden Blick durch das Fenster auf den Hof, dann widmete er sich wieder dem Spiel. Oder er lauschte vielleicht, der Unverbesserliche, auf die ewigen Worte, die ganz leise und metallen aus dem neben ihm liegenden Kopfhörer hervorquollen.

Das Schreien des Vaters hatte Ephraims Geist nicht im geringsten vom Schachbrett abgebracht. Nach wie vor wühlten seine Gedanken in den Kombinationen dieses reichsten aller Spiele. Er wartete ab, bis sich David zu einem Zug entschlossen hatte; dann ein kurzes Hin und Herr der Figuren, und seine Voraussage ging in Erfüllung: ein zwingendes Matt brachte Davids König zur Strecke.

„Auch gut", nahm es der Jüngere hin. Und er stülpte sich wieder den Kopfhörer über. „Wie behandle ich im Sommer meine Rosenstöcke?" murmelte er dann ärgerlich, entledigte sich abermals des Hörers und stellte den Detektor ab.

„Wenn du aber vorhin mit dem Turm vor den König gezogen wärst, hättest du die bessere Stellung gehabt", sagte Ephraim nach langem Überlegen.

„Wenn schon!" Dann warf David einen zweiten Blick in den Hof, sah den Karren einfahren, der seines Vaters seltsamem Freunde Keller gehörte, und rief ihn an. „Vater will Sie sprechen, Herr Keller!"

„Gleich, ich komme schon!"

„Der Arme," wandte sich David an seinen Bruder, „als ob es für intelligente Menschen nicht bessere Berufe gäbe als den Straßenhandel!"

„Vater ist damit reich geworden", entgegnete Ephraim zerstreut wie immer; er hatte die soeben beendete Partie noch lange nicht zu dem Gewesenen geschlagen.

„Sag's vielleicht der Steuer", lachte David auf. „Stimmt übrigens nicht. Wenn Vater nicht das Geschäft im Großen, als Unternehmer, angefangen hätte, säßen wir heute noch in unseren beiden Zimmern in der vierten Etage."

„Ja, du hättest mit dem Turm anders ziehen müssen", wiederholte Ephraim Feuchtberg gedankenvoll.

(Fortsetzung folgt.)



Kanallandschaft

Dorfteich

AQUARELLE VON WILHELM JAKOB HERTLING

(Eine Würdigung des Künstlers siehe unter „Wissen und Leben“.)

Insekten als Gartenfeinde

Unter den Kerbtieren gibt es eine ganze Anzahl von Arten, die durch ihre Zerstörungsarbeit oft erheblichen Schaden anrichten oder doch zumindest Pflanzen irgendwie in ihrem Gedeihen behindern und unter Umständen unansehnlich machen. Der Gartenfreund beobachtet wohl in der Regel die Tätigkeit der sechsbeinigen Feinde, ist aber meist mit den Schädlingen selbst weniger bekannt. Unsere Abbildungen, die sämtlich nach dem Leben aufgenommen wurden, sollen die Bekanntschaft mit einigen der verbreitetsten Gartenschädlinge aus dem Reiche der Insekten und dem von ihnen verursachten Schadfraß vermitteln. Nicht gering ist die Zahl der Schmetterlinge, deren Raupen hauptsächlich als Blattvertilger die Kulturgewächse heimsuchen. Einer der gefürchtetsten Obstbaumschädiger ist der Ringelspinner, dessen Weibchen die bekannten Eierringe an den Ästen der Wirtspflanzen befestigt. Aus den Eiern kriechen buntgestreifte Räupchen, die sogenannten Livreeraupen, die, solange sie noch jünger sind, sich in Gesellschaften zu vielen spinnend zusammenhalten und zuerst die zarten Blätter benagen. Ein solches Raupennest (Abbild. 1) macht, von weitem gesehen, den Eindruck eines Klumpens. Später trennen sich die Raupen, um sich einzeln irgendwo am Baum an geschützten Stellen zu verpuppen. Der Gartenbesitzer darf es aber gar nicht so weit kommen lassen, sondern muß die Nester herausschneiden und beseitigen oder mit der sogenannten Raupenfackel abbrennen. Ähnliche Nester aus schwachem, dünnem Gespinst stellen die bedornten Raupen eines bekannten Tagschmetterlings, nämlich des Großen Fuchses, in den Zweigspitzen von Obstbäumen her. Andere Tagschmetterlinge werden dem Kohl gefährlich. So kennt jeder die Familie der Weißlinge, daß es aber drei Arten von Kohlweißlingen gibt, ist weniger allgemein bekannt. Die 3—4 cm langen, bläulichgrünen, schwarzgefleckten Raupen des großen Kohlweißlings lassen von den größten Kohlblättern nur die kräftigsten Rippen stehen. In kleineren Gärten sucht man die Raupen ab oder bespritzt sie mit im Handel befindlichen Mitteln.

Der zu den Kleinschmetterlingen gerechnete Mondfleckige Erbsenwickler, ein etwa 14 mm spannender, bei Sonnenuntergang umherfliegender Schmetterling mit je einem silbernen Halbmond auf den Vorderflügeln, legt seine Eier an die Fruchtknoten der Erbsenblüten. Die jungen Raupen fressen sich etwa 14 Tage später in die junge Schote ein und vertilgen die Erbsen einzeln. Oft werden sämtliche Samen, besonders von Viktoriaerbsen, in einer Schote (Abbild. 3) restlos zerstört. Später geht dann die erwachsene Raupe in die Erde, um sich in einem Gespinst zu verpuppen. Als Gegenmittel empfiehlt man vielfach tiefes Umgraben des Erbsenbeetes, damit die Puppen tiefer in den Boden gelangen und die Schmetterlinge infolgedessen nicht schlüpfen können.



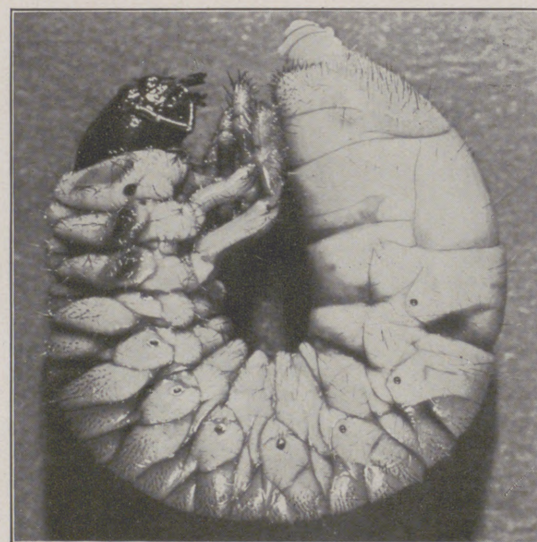
1. Das Nest junger Ringelspinnerraupen an einem Zweig der Schattenmorelle.



2. Stachelbeerzweig mit zahlreichen Afterraupen der Stachelbeerblattwespe und Fraßspuren der Larven an den Laubblättern.



3. Junge Kaiserschote, aufgeklappt. Im Innern fünf von der Raupe des Mondfleckigen Erbsenwicklers zerfressene Erbsen. Die Raupe beim Fraße. (Vergrößert.)



4. Der Engerling, die bekannte Larve des Maikäfers. (Vergrößert.)

Sehr oft mit Schmetterlingsraupen werden die grünlichen, schwarzgefleckten Afterraupen der Stachelbeerblattwespe verwechselt, die in zwei Generationen jährlich die Stachelbeerbüsche heimsuchen und besonders in der zweiten Generation schädlich werden. Sie fressen dann vielfach sämtliche Blätter ab, zumal da sie in großer Anzahl tätig sind (Abbild. 2). Infolge des Blattverlustes bleiben die Früchte klein und werden unverwendbar. Die Afterraupen erkennt man an bestimmten, sehr eigenartigen Abwehrbewegungen, die sie bei Beunruhigung ausführen. Sie schlagen nämlich, manchmal alle gleichzeitig wie auf Befehl, die eingerollten Hinterleibsenden hoch, ein Benehmen, das Schmetterlingsraupen in dieser Weise nie an den Tag legen. In kleineren Gärten sammelt man am besten die Afterraupen, möglichst schon der ersten Generation, ein.

Einer der am weitesten verbreiteten Schädlinge unter den Käfern ist der geradezu volkstümliche Maikäfer, der als fertiger Käfer das Laub der Bäume und Hecken zerfrißt und als Larve (Engerling, Inger) in den Beeten und Rasenflächen durch Abfressen der Wurzeln den Pflanzen verderblich wird. Der Engerling ist durch seine nahezu kreisförmig gebogene Körperhaltung und das kolbig verdickte Hinterleibsende gekennzeichnet (Abbild. 4). An Schneeball macht sich oft der Schneeballkäfer, eine zu den Blattkäfern gehörige Art, stark bemerkbar, weil er und seine Larve die Blätter des genannten Strauches zerfressen und manchmal völliger Kahlfraß entsteht. Im Herbst legt das Weibchen des Käfers an jungen Trieben Eier ab, indem es eine Reihe von Löchern nagt und jedes mit einer Anzahl kugeliger Eier beschickt. Jedes Nest wird mit einem Polster aus Spänen verschlossen (Abbild. 5). Aus den überwinterten Gelegen schlüpfen im Frühjahr winzige Lärvchen, die sich zum Fressen auf die jungen Blätter begeben. Zur Beseitigung des Schädlings schneidet man die Zweigstückchen mit den Eiablagen heraus.

Zum Schluß nennen wir noch eine große Schildlausart, die an Obstbäumen weitverbreitet ist und je nach der Wirtspflanze, auf der sie lebt, ihre Gestalt und Größe ändert. Die wie kleine Kugeln von glänzend lackbrauner Farbe unbeweglich auf der Rinde festsitzenden Weibchen (Abbild. 6) saugen den Saft der Pflanze und werden, zumal da sie in manchen Jahren in Massen auftreten, in erster Linie jungen Pflanzen und Trieben sehr schädlich. Prof. Dr. H. v. Lengerken.





Links: 5. Ast des Schneeballstrauchs mit Einestern des Schneeballkäfers. Unten sind die vom Weibchen angefertigten Schutzdeckel über den Nestern nicht entfernt.
Rechts: 6. Weibliche Schildläuse an der Rinde eines Pflaumenbaum-Astes.



An einem Seitenkanal im Eingeborenenviertel.



Aus der Wüste Gobi kommende Kamelkarawane.



Chinesische Musikkapelle.



Straßenszene vor einem chinesischen Laden.

Zur Besetzung Pekings durch die südchinesischen Truppen: Bilder aus der Hauptstadt des Reiches der Mitte.



Dem größten Schwein der erste Preis!



Ein widerspenstiger Preisbewerber.



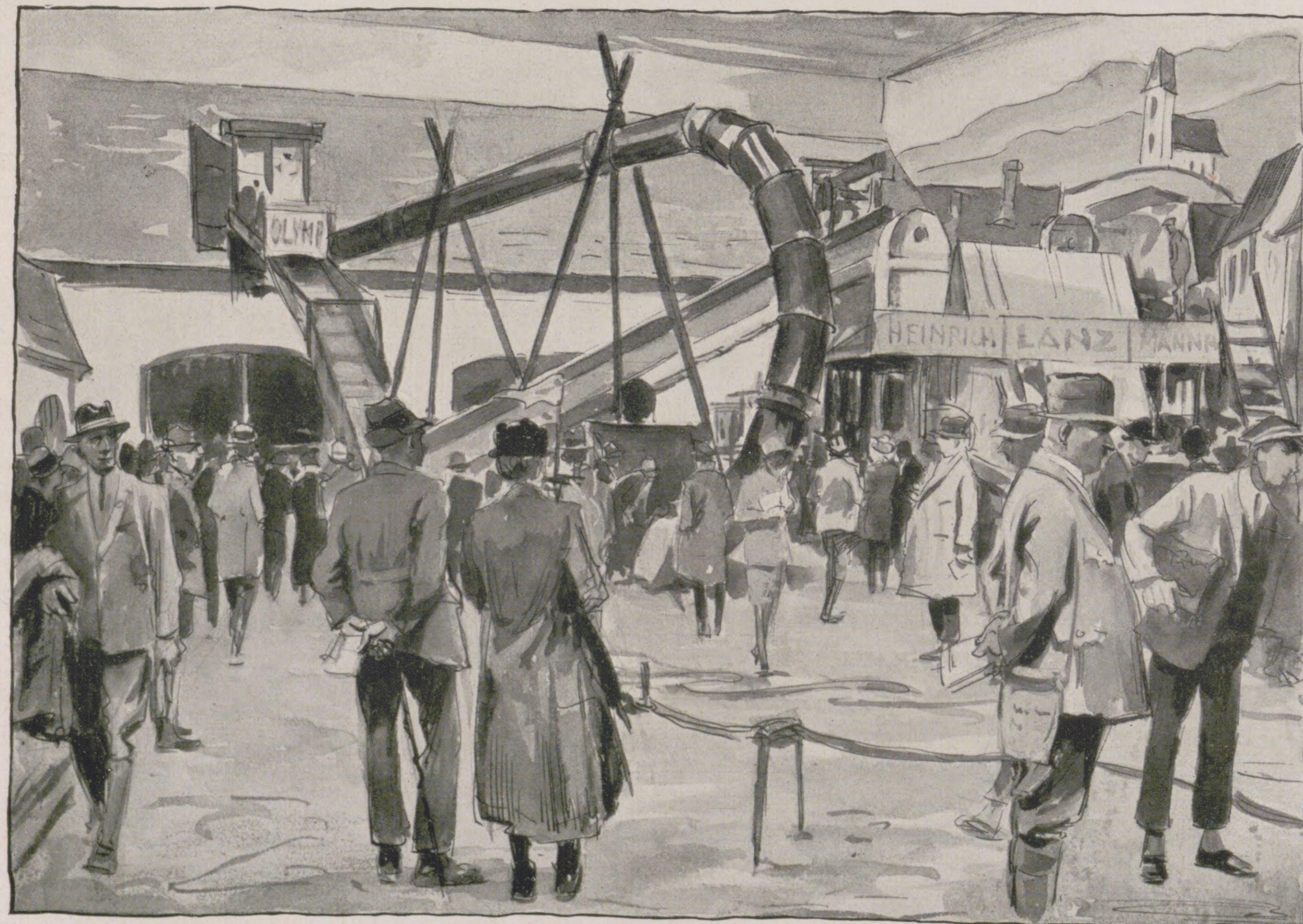
Die Reichswehr zeigt beim Reit- und Fahrturnier ihre Künste: Vorführungen eines Maschinengewehrzuges des Infanterie-Regiments Nr. 2 im Großen Ring.



Jage zu Hause: Am Kino-Schießstand der Jagdausstellung.



Auch Kaltblüter — im Fisch-Ausstellungsraum.



Der elektrische Landwirt: Im Elektrohof, der die Verwendungsmöglichkeiten der Elektrizität im Landwirtschaftsbetrieb zeigt.



In Nimrods Reich: Eingangsraum zur Jagdausstellung.



Hier ist „Rindvieh“ kein Schimpfwort! (Rinder im Preisbewerb.)

Streife mit dem Skizzenbuch durch die Wanderausstellung der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft in Leipzig (5. bis 10. Juni).

Von unserem Sonderzeichner Rudolf Lipus.

Photo-Studien aus deutschen Tiergärten

AUFNAHMEN VON NEUERWERBUNGEN DES ZOOLOGISCHEN GARTENS IN FRANKFURT AM MAIN VON DR. PAUL WOLFF



Mutter und Kind: Sarina, ein etwa 12—15 Jahre altes, hellrothaariges Orang-Utan-Weibchen, mit ihrem etwa drei Vierteljahre alten weiblichen Jungen, Noni genannt.



Mit prüfendem Blick schaut Sarpan, ein riesiger, 20—25 Jahre alter Backenwulst-Orang, auf die ihm noch unbekannte Umgebung.



Eingeengt in die kahle Zelle, zeigt Sarpan, dieser hellrotzottige gewaltige Urwaldfaun, den Beschauern seine philosophische Ergebenheit: er gähnt . . .



. . . immer wieder aber ziehen neue Erscheinungen das Naturkind in ihren Bann.

ISOLDE KURZ

SOLLEONE

NOVELLE

(1. Fortsetzung.)

Gott sei Dank, Menschenstimmen in der Höhe. Das Haupt aufrichtend, erblickte Martin über sich eine Wegkreuzung mit hohem Kruzifix, daneben zwei weiße gehörnte Häupter, von roten Troddeln umpendelt, und Freund Johannsen begrüßte ihn mit lautem Zuruf. Er thronte noch unter dem grünen Sonnendach in der Libea, die seit einer Stunde und mehr geduldig auf die Fußwanderer wartete.

Als Martin Francke die Stelle erreichte, war er vor Kopfschmerz und Herzklopfen kaum imstande, zu sprechen, und konnte die Frage nach seinem Gefährten nur durch ein Achselzucken beantworten. Der junge Bauer meinte, dem Signorino, der die kürzesten Steige kenne und lange vor allen anderen den Ort des Stelldicheins erreicht haben müsse, werde wohl das Warten zu lang geworden sein, und er sitze nun längst hinter der kühlen Mauer der Villa Parga. Johannsen mußte seinen Freund unter dem Arm fassen und ihn den letzten Rest des Weges führen, denn Martin taumelte.

In üblem Zustand kam er auf der Villa an, und der gastfreundliche Hausherr brachte ihn in ein verdunkeltes, klosterkühles Gemach, wo er sich völlig entkleidet zu Bett legen mußte. Manfred war noch nicht angekommen. Man gab dem Erschöpften gekühlten Tee und Limonade, und sein guter alter Kamerad Johannsen setzte sich neben ihn, um ihm bis zum Einschlummern die feuchten Umschläge zu erneuern, denn er hatte einen leichten Sonnenstich. Das köstliche toskanische Bett, das so breit war wie lang, mit dem derbkörnigen, lavendelduftenden Bauernlinnen, umfing ihn kühlend wie ein Bad, und er sank schnell in Schlaf.

Plötzlich erwachte er unter dem Eindruck, als habe die weiße Gestalt von der Felsschlucht ihm wieder ins Gesicht geblickt, und auffahrend erkannte er zu seinem höchsten Erstaunen ihr Bildnis an der gegenüberliegenden, sonst kahlen Wand des grobgeweißten Zimmers. Lebensgroß, in verblaßten Farben, die wieder durchgeschlagen waren, trat sie bis zum Knie aus dem herabgefallenen oder abgewaschenen jüngeren Bewurf hervor: eine schlanke Mädchengestalt, noch kaum entwickelt, in der einen Hand eine gelbe Sonnenblume, die andere auf den Kopf eines zottigen weißen Hundes gelegt. Das Gesicht war zerstört, nur ein schmaler Umriß voll Adel war noch zu erkennen und das dunkle seitlich gescheitelte Haar, das sich in launenhaftem Schwung um eine kurze Stirn legte. Die Malerei stammte nicht von Meisterhand, war aber auch nicht ganz talentlos.

Martin konnte sich in der Entdeckung nicht zurechtfinden. Das Bild in seinem schlecht erhaltenen Zustand deutete um Jahrzehnte rückwärts. Und doch war die Dargestellte ihm vor wenigen Stunden ebenso jung und schlank mit Sonnenblume und Hund am Rande der Felsschlucht begegnet! Hatten die Mädchen am Monte Giovi das Vorrecht der ewigen Jugend? Aber sobald er sich Rechenschaft zu geben suchte, fuhr ihm von neuem ein scharfer Stich in die Schläfe. Er mußte sich hüten, über die Begegnung nachzudenken oder davon zu sprechen, wenn er seine Vernunft beisammenhalten wollte.

Als er sich, ausgeruht und umgekleidet, in der neuen Umgebung vorstellte, wußte man noch immer nichts von Manfreds Verbleib, und Herr Parga, ein aufgeräumter, aber gewalttätiger Mann, erlaubte nicht, daß man ihn suchen ging. Martin mußte zugeben, daß sein Ausbleiben keinen Anlaß zu Befürchtungen bot. Dennoch war ihm nicht ganz behaglich zumute, und als der Hausherr seine beiden Gäste durch die Parkanlage führte, die in einen Pinienhain überging, und ihnen die großen Wein- und Ölpflanzungen um den ganzen Südhang seines Besitzes zeigte, war er nur halb bei der Sache. In seinem Kopf sah es noch seltsam wüst aus, und das deutliche Rückerinnern an Jüngstvergangenes fehlte. Er wußte nur, daß Manfred ihm zuletzt noch zugerufen hatte, weiterzugehen, während er nach irgend etwas über den Wegrand hinuntersprang.

Indem er sich diese Einzelheit zurückzurufen suchte, überkam es ihn plötzlich: Wie, wenn er gestürzt wäre und irgendwo mit gebrochenem Fuß hilflos in einem Bergschrund läge? Aber diese Vermutung brachte Herrn Parga in Harnisch.

Ein so geschickter Turner und den Fuß brechen! Nichts natürlicher, als daß der Junge froh ist, die Schulbank hinter sich zu haben. Da hat er eben im Rausch der Freiheit vergessen, daß er erwartet wird.

Schon als Manfred noch ein kleiner Junge gewesen, erzählte er mit Wohlgefallen, habe das Bürschlein kein größeres Glück gekannt, als allein in der Campagna umherzustreichen, und nie sei ihm der geringste Unfall zugestoßen. An seinem zehnten Geburtstag, den er mit seiner Mutter auf der Villa Parga verlebte, habe der Knirps auf alle Süßigkeiten und Geschenke verzichtet und sich einzig ausgebeten, daß man ihn einen ganzen Tag frei laufen lasse, ohne zu fragen, wohin — und bei seiner Rückkehr in später Nacht sei die Ersteigung des Monte Giovi, für den kleinen Jungen eine wahre Forschertat, vollbracht gewesen.

Das Gesicht des Hausherrn strahlte, wenn er von Manfred sprach. Sie waren nicht blutsverwandt, aber Manfreds Mutter war die Zwillingsschwester seiner verstorbenen Gattin und dieser so ähnlich, daß man sie oft verwechselt hatte. Darum erschien der Jüngling mit dem raschen Blick und dem bestimmten Willen ihm über den Unterschied der Rasse hinweg wie ein eigener Sohn, in dem er sein Leben noch einmal aufblühen sah.

Es war nicht des Neuangekommenen Sache, gegen den Nahestehenden und Einheimischen seine Besorgnisse zur Geltung zu bringen, aber beim Imbiß in der kühlen Eintrittshalle saß Martin Francke wie auf Kohlen und blickte immer von Zeit zu Zeit nach der Uhr. Der Gedanke, daß der Jüngling auf der Suche nach dem ungeschickten Hofmeister vielleicht selber verirrt und irgendwie zu Schaden gekommen sei, beunruhigte ihn mehr, als er der Sicherheit des Hausherrn gegenüber zu zeigen wagte. Das Unwohlsein lag ihm noch immer lähmend in den Gliedern, und dazu lähmte ihn noch Herrn Pargas lautes Sprechen, das seine bebenden Nerven schmerzhaft erschütterte. Auch an seinem Freund Johannsen fand er keinen Beistand. Dieser fühlte sich so glücklich in der kühlen Geborgenheit, daß er alle Dinge im günstigsten Lichte sah.

„Wer weiß, ob er nicht unterwegs eine Bekanntschaft angeknüpft hat", bemerkte er anzüglich gegen den Hausherrn. „Es scheint hier oben hübsche Mädchen zu geben, wie man an den Schnitterinnen auf den Feldern sehen kann."

Diese Worte erinnerten Martin mit einem erneuten Schläfenstich an die Begegnung vom Mittag, die er gegen niemand erwähnt hatte. Ja, freilich gab es schöne Mädchen hier, nach dieser einen zu urteilen. Aber Herr Parga entgegnete:

„Um eines Mädchens willen hat er sich nicht verspätet. Aus dem schönen Geschlecht macht er sich nichts, in diesem Punkt ist er eigen."

Martin hatte schon selbst bemerkt, daß der schöne Jüngling, dem alle Mädchen nachblickten, seinerseits auf der ganzen gemeinsamen Wanderung kaum jemals den Kopf nach einer hübschen Erscheinung gedreht hatte.

Während sie noch redeten, entstand eine Bewegung unter dem Gesinde. Ein Bauernweib war mit einem Karren voll gebündelten Heidekrauts am Hoftor angefahren, und obenauf lag Manfreds Rucksack, prall von Steinen und langstengeligen Kräutern, die daraus hervorstachen. Aber sie brachte keine Nachricht von dem Vermißten. Den Sack, der ausnehmend schwer war, hatte sie bei der Arbeit gefunden und in ihrem Stumpfsinn mit aufgeladen, ohne sich nach dem Eigentümer umzusehen.

„Er hat den Rucksack abgelegt und ist irgendwo eingeschlafen", sagte Herr Parga, aber sein Ton war nicht mehr halb so zuversichtlich wie zuvor.

„Laß dein Heidekraut stehen," gebot er dem Weibe, „und führ' uns an den Ort, wo du das Ding gefunden hast! — Es ist ja Unsinn", sagte er unterwegs zu den Freunden. „Wir könnten ebensogut umkehren. Bis wir nach Hause kommen, sitzt er dort und lacht uns aus."

Aber gleich darauf schrie er die Frau an, rascher zu gehen.

Den armen Martin trugen seine Füße kaum; seit er den Rucksack gesehen, war die überwältigende Gewißheit über ihm, daß dem jungen Freund ein Leides widerfahren sei. Mit zitternden Knien folgte er dem Weib, das die drei Herren an dem Kruzifix vorbei und über die Schlucht führte, wo er am Mittag die seltsame Begegnung gehabt hatte. Als sie die Halde zu ersteigen begann, wo sie das Heidekraut geholt hatte, wurden die beiden Hunde, die Herr Parga an der Leine hielt, unruhig und begannen zu schnuppern. Losgelassen, sausten sie den Hang hinauf, die Suchenden folgten, so rasch sie vermochten. Unter einem Wacholderbusch lag Manfreds sandgraue Jacke am Boden. Jetzt entfärbte sich sogar Herrn Pargas braunes Gesicht. Die Angst, welcher Anblick ihnen aufgespart sei, versetzte allen den Atem.

Endlich fanden sie nahe der Schlucht unter gürtelhohem, weißblühendem Heidekraut ihn selber bewußtlos und halb entkleidet, das Gesicht leichenhaft fahl mit blutigen Schaumbläschen auf den Lippen und der Puls kaum noch zu fühlen. Erschlagen und beraubt! war der erste entsetzte Gedanke, der auf aller Mienen schwebte. Sie untersuchten ihn genau, doch von Verletzung war keine Spur zu sehen; das Hemd stand offen, und auf dem bloßen braunen Hals flammte ein blutrotes, von der Sonne hineingebranntes Mal. Die Kleidungsstücke hatte er augenscheinlich selber abgeworfen, und eine tiefe Erschöpfung mußte ihn niedergestreckt haben, bevor er das Wässerlein erreichte.

Sie schleppten den leblosen Körper die steinige Schlucht hinunter in den mageren Erlenschatten und ließen ihn von Wasser überrieseln, das weder reichlich noch kalt genug war, um ihn zum Bewußtsein zu bringen. Doch atmete er wieder, und auf lautes Zurufen öffnete er

sogar die Augen, aber die erweiterten Pupillen vermochten nichts zu erkennen, und er fiel gleich wieder in Betäubung zurück.

Sie trugen ihn, ganz mit Zweigen bedeckt zum Schutz gegen Sonne und Mücken, auf einem durch die Bäuerin beschafften Bettuch, von dem wie auf Raffaels „Grablegung" ein jedes einen Zipfel hielt, nach Hause, und die Willkommkränze am Portal, die noch frisch waren, blickten seltsam auf den Einzug des jungen hingewelkten Körpers nieder.

Schwere Stunden folgten, in denen man alles aufbot, das fliehende Leben festzuhalten. Herr Parga erlaubte nicht, nach Florenz um Ärzte zu telegraphieren; sie wären freilich auch kaum rechtzeitig eingetroffen. Er brachte aus einer der kleinen Ortschaften einen Medico condotto zur Stelle, auf den er mehr als auf viele Universitätsprofessoren hielt. Es war ein wissenschaftlich gebildeter Mann von etlichen fünfzig Jahren mit Namen Marchi, in dem der Ausspruch des Herrn Parga: „Die gescheiten Leute sitzen nicht allemal auf dem Katheder", seine Bestätigung fand. Der eigenwillige Mann unterwarf sich auch dankbar allen seinen Maßnahmen, die zunächst darauf ausgingen, die Körperwärme des Kranken herabzusetzen.

Aber die glühende, atemlose Luft, die noch immer über der Berglehne lag, war dem Kampf mit einem so gefährlichen Feinde nicht günstig. Wohl waren die Zimmer hinter sechs Fuß dicken Mauern klosterkühl, doch alles Wasser war lau, und an die Beschaffung von Eis war nicht zu denken. Nur die Blutegel taten ihre Schuldigkeit, und die Besinnung kehrte auf Augenblicke zurück, aber gegen Abend entwickelte sich starkes Fieber mit Delirien. Der Arzt blieb zur Stelle, seine Gegenwart erhielt die Hoffnung und führte Umsicht und Ordnung ein. Dem Menschenzudrang zum Krankenzimmer, der sonst in Italien vom Kranksein unzertrennlich ist, hatte er ohne weiteres ein Ende gemacht. Nur er und der Hausherr überwachten abwechselnd den Kranken. Nie in seinem Leben kam sich der arme Martin Francke so überflüssig vor wie in jenen Stunden. Sein Freund Johannsen hatte den Kopf völlig verloren; er wollte helfen und störte jedermann, bis ihn der kluge Doktor bewog, sich der gesammelten Schätze des Kranken anzunehmen. Da erklärte er, in solchen Fällen dürfe keiner müßig bleiben, und schüttete im Hof den ganzen Inhalt von Manfreds Rucksack auf den Boden, um mit einem Eifer Pflanzen zu pressen und Steine zu ordnen, als ob ein Werk für die Nachwelt zu retten wäre. Der unglückliche Hofmeister hatte nichts zu tun, als die Sonne sinken zu sehen und in seinem Hirn die unfruchtbare, aber von allen aufgeworfene Frage hin und her zu wälzen, was Manfred bei seiner Ortskenntnis um die gefährlichste Tagesstunde in jene Feueresse verlockt habe.

Nach Sonnenuntergang wurde der halbwüchsige Aldo fortgeschickt, um ein paar große Steinkrüge an der eiskalten Quelle zu füllen. Er kam mit einer für die Länge des Weges auffallenden Geschwindigkeit und außer Atem zurück, konnte jedoch nur einen einzigen Krug aufweisen; die anderen hatte er an der Quelle zurückgelassen, um schneller wieder dazusein, wie er sagte. Aber es war ihm etwas Ängstliches anzumerken, und die ländlichen Dienstmägde, die hilfeleistend ab und zu gingen, machten bedeutungsvolle Gesichter. Man fühlte mehr, als man sah, ein Raunen und Köpfezusammenstecken.

Der Hausherr schien die Stimmung seiner Leute zu verstehen, denn man hörte ihn ingrimmig zu dem Doktor sagen:

„Das ist wieder Wasser auf die große Mühle der Dummheit. Aber ich will dem Bürschlein das Fürchten austreiben!"

Ruhig erwiderte hierauf der Doktor:

„Mit dem Aberglauben ist nicht zu streiten."

Die beiden Gäste suchten im Hause zusammen, was es an tragbaren Wassergefäßen gab, dann holten sie sich den furchtsamen Jungen zum Wegweiser, der nunmehr in Gesellschaft von zwei Erwachsenen und durch die Aussicht auf ein gutes Trinkgeld Mut gewann. Er führte sie über Steingeröll auf rauhen natürlichen Felsenstufen den kürzesten, aber beschwerlichsten Weg zu der Grotte hinunter. Spuren von verschüttetem Wasser an den holprigsten Stellen erzählten von Aldos überstürztem Aufstieg und bezeichneten ihnen von selbst den Pfad.

Während die Krüge sich an der Quelle füllten, hörten die Freunde schweigend dem Abendläuten aus dem Tale zu und dachten an den jammervollen Ausgang des schönen Tages. Kaum war der letzte Schlag verklungen, so platschte es hinter ihnen im Wasser, daß beide erstaunt herumfuhren, während Aldo, der die Krüge zum Vollaufen halten sollte, mit einem Sprung das Quellhaus verließ. Darauf erscholl ein langer, banger Seufzer, der aus dem Grunde des Beckens zu kommen schien. Nach einer kleinen Pause, während der sie vergebens den Ort nach der Ursache dieser Geräusche absuchten, ein Gurgeln oder Glucksen, dem noch bänglicher als zuvor jenes Stöhnen aus der Tiefe folgte. Es machte den armen Aldo, der nicht wußte, ob er allein davonlaufen oder sich in der Angst an die Gegenwart der anderen klammern sollte, beinahe toll, bis es Martin einfiel, einen daliegenden mächtigen Felsbrocken zu erklimmen, der die Aussicht nach der Fahrstraße bot. Seine Erwartung wurde nicht getäuscht: ein Wagen, der mit gesperrtem Rad die Steile herunterkam, brachte die Jammertöne hervor, und gewiß wäre auch die Ursache der anderen Geräusche aufzufinden und die Quelle zu entzaubern gewesen, wenn sie die Zeit dazu gehabt hätten. Während sie mit ihren vollen Krügen die moosigen Steige und Stufen hinaufeilten, jammerte ihnen noch eine ungepaarte Zwergohreule, die irgendwo in der Nähe der Quelle verborgen saß, ihr einsames Leid nach, und mitten durch ihr süßflötendes Kiuh! Kiuh! scholl das grelle, widerliche Lachen des Käuzchens. Es waren die bekannten Laute, die man allabendlich in der toskanischen Campagna zu hören bekommt, aber in jener Stunde gingen sie den Hörern durch Mark und Bein.

Zu Hause empfing sie die Sorge mit ihrem düstersten Gesicht: Manfred war in völlige Bewußtlosigkeit zurückgefallen und schrie vor Schmerz, die Hände an die Schläfen pressend. Die Blasenpflaster auf Hals und Nacken, die ihm unterdessen aufgelegt waren, versagten alle Wirkung. Mit dem kalten Quellwasser, das die Freunde brachten, wurden Abwaschungen und Wicklungen gemacht, auf die der Arzt noch einige Hoffnung setzte. Sobald nach dieser Behandlung etwas Ruhe eingetreten war, führte der verständige Mann alle Anwesenden aus dem Zimmer, indem er sagte:

„Wir wollen ihm nicht die Luft beengen. Kommen Sie, und nehmen Sie ein paar Bissen zu sich. Sie werden heute nacht ihre Kräfte noch brauchen."

Herr Parga war ganz verstört; er mochte sich Vorwürfe machen, daß er durch seinen Eigensinn die Auffindung des Kranken so lange verzögert hatte.

Um den Hausherrn ein wenig abzulenken, erzählte Martin Francke von dem scheinbaren Spuk an der verrufenen Quelle und fragte nach Art und Ursache des Aberglaubens, der sich an diesen Ort zu knüpfen schien.

„Es soll da so etwas wie ein weibliches Gespenst umgehen", antwortete Herr Parga mit Widerstreben. „Ich habe der geheimnisvollen Sache niemals nachgeforscht, denn Hirngespinste sind mir zuwider, auch fällt es schwer, unseren Bauern, die gegen Höhergestellte sehr verschlossen sind, die Würmer aus der Nase zu ziehen. Aber unser Doktor hier ist aus der Gegend gebürtig und weiß in allem, was das Landvolk angeht, Bescheid. Er wird vielleicht Ihre Frage beantworten können."

Dr. Marchi war, wie sich herausstellte, der Sohn eines Müllers an der Argomenna und hatte schon seine Jugend in der Umgebung verlebt, in die ihn später sein Beruf zurückversetzte. Er besaß neben einem kräftigen und gewinnenden Äußeren das ruhig erfassende Auge des Italieners aus dem Volke, worin sich der starke Wirklichkeitssinn dieser einfachen Naturen offenbart. Man fühlte, bevor er zu reden anhob, daß seine Worte Hand und Fuß hatten.

Während Herr Parga an der Tür des Krankenzimmers lauschen ging, sagte er halblaut zu den beiden Gästen:

„Sie werden wohl beim Herauffkommen die hölzernen Kreuze bemerkt haben, die da und dort am Wegrand und in Stoppelfeldern aufragen. Es sind Wahrzeichen der in hiesiger Gegend nicht seltenen Fälle von Hitzschlag oder Sonnenstich, wofür das Landvolk nicht die ziemlich verbreitete Neigung, dem Wein auch zur Erntezeit gut zuzusprechen, verantwortlich macht, sondern sich ein eigenes Phantom erfunden hat — man könnte es, grob ausgedrückt, eine Verkörperung des Sonnenstichs nennen. Dieses Phantom gab es freilich auch schon in meiner Jugend, nur hatte es damals noch keine bestimmten Züge. Es glitt vorüber und hauchte einen an, daß er umfiel, aber gesehen hatte es keiner. Vor etlichen dreißig und mehr Jahren aber geschah drunten an der kalten Quelle ein Unglücksfall — ich will ihn so nennen, obgleich die öffentliche Meinung von einem Verbrechen munkelte. Ein junges Mädchen von edler Herkunft wurde in dem Becken tot aufgefunden, unter sehr eigentümlichen Umständen, die den Verdacht nahelegten, sie sei nicht, wie die Familie zu glauben vorgab, ertrunken, sondern gewaltsam ertränkt worden. Da aber jeder Anhalt fehlte und kein Kläger sich erhob, so blieb der Tatbestand unaufgehellt. Seitdem knüpft sich der Fluch an den Ort, daß er nach Sonnenuntergang nicht mehr betreten wird. Sie würden zwar schwerlich einen Landbewohner finden, der Ihnen das zugäbe. Auch über das Verbrechen und seinen Urheber, wenn die Annahme eines solchen zutrifft, wurde nie gesprochen. Unser Landvolk hat eine ganz besondere Art, seine Gedanken durch Schweigen auszudrücken, und diese Gedanken waren überall, ein jeder fühlte sie und gab sie schweigend weiter. Von da an war, wie gesagt, der Quell verrufen. Von da an hatte aber auch jenes Phantom, von dem ich sprach, eine Gestalt gefunden. Wenn am überheißen Sommertag ein junger hübscher Bursch bei der Feldarbeit vom Hitzschlag betroffen wurde, so wußten die Leute, was sie zu denken hatten: es war der ruhelose Geist der unglücklichen Contessina, die um die Erntezeit aus der Familienkapelle in Florenz, wohin man sie gebracht hatte, entwich, um auf den Feldern, die sie liebte, ihrem ungestillten Liebesdrang ein Opfer zu suchen. Immer auf die schönsten und stärksten unter den jungen Burschen sollte sie es abgesehen haben, und jedem sollte sie ein flammend rotes Mal auf Hals oder Brust hinterlassen. Die Volksphantasie vergaß, daß es auch schon vor der Zeit der armen Contessina in hiesiger Gegend Sonnenstiche gegeben und sie auch damals schon von einem umgehenden Mittagsschemen gewußt hatte."

Hier unterbrach Dr. Johannsen den Erzähler mit der Bemerkung, daß nach mythologischen Gesetzen örtliche Sagen sich gern einmal in einer neueren Gestalt verjüngen, worauf der Arzt antwortete:

„Das mag sein. Aber Sie begreifen, daß es eine seltsame Erfahrung ist, ein Wesen, das man gekannt und, ich darf es wohl gestehen, mit scheuer Knabenliebe aus der Entfernung verehrt hat, sich in eine mythologische Figur verwandeln zu sehen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Dame im Gebirge

Volkstrachten als Ferienkleidung







Alte Bauerntracht aus Baden bei Wien mit lila Samtleibchen, faltiger gewirkter Schürze und goldberandeter Haube.

Rechts nebenstehend: Frau Dr. Ida Mebus als Salzburger Dirndl: Schottischer Stoff für Leibchen und Rock, ein breites lila Schultertuch und gleichfarbige Schürze.

Links unten: Das Ausseer Dirndl trägt zum schwarzen Mieder einen gestreiften Rock und ein buntes Tuch.

Litta Ludwig in echter Gmundner Tracht mit der traditionellen Goldhaube.

Rechts unten: Die Filmschauspielerin Hilde Wendlyn in Ischler Tracht. Interessant ist der schwarze Spitzenhut.

PHOTOS: KITTY HOFFMANN. — SPEZIALAUFNAHMEN DURCH UNSERE WIENER MODE-KORRESPONDENTIN CLAIRE PATEK







Nikolaj Jaroschenko: Transport politischer Gefangener.

DAS RUSSISCHE GENREBILD

Wie die russische Ikone aus einer inbrünstigen Liebe zu Gott, so ist das Historien- und Genrebild Rußlands aus einer inbrünstigen Liebe zum Menschen geboren. Und — die Lust zu fabulieren! Gewiß gehört auch das Historienbild zur russischen Genremalerei. (Vgl. unseren Beitrag „Russische Historienmalerei“ in Nr. 4253.) Nur spielen bei den historischen Schilderungen noch kunstgewerbliche Momente hinein: das Kostüm und ein gewisses Kokettieren mit seiner Kennerschaft, Echtheit, alten Sachlichkeit. Und wenn dieses Kostüm nicht nur totes Museumsstück blieb, sondern mit Fleisch und Blut erfüllt wurde und dieses Fleisch und Blut wiederum von Geist, Charakter, ja, Seele beherrscht war — so war dies eben das Resultat der literarischen Erziehung des 19. Jahrhunderts. Ein kleines Häuflein wahrhaft Intellektueller hielt in Rußland zäh zusammen. Es gab kein „musisch“ geschultes Publikum, keine zum Verständnis für Kunst und Literatur erzogene Generation. Die politische Dumpfheit ließ das geistige Leben der russischen Gesellschaft um die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts in politisch-ethischen und sozialen Fragen aufgehen. Daher die große Gewandtheit und Klugheit in diesen Fragen bei den russischen Voll- und Halbintellektuellen, der politisch geschulte und prompt funktionierende Blick. Kunst und Literatur kamen daher nur so weit in Betracht, wie sie tendenziös sozial zu deuten waren. So hielten Dichter, Maler, ja, Musiker eng zusammen. In Wirklichkeit waren die Maler von jeher politisch indifferent, sind es, trotz der „Verstaatlichung“ der Kunst in den russischen Räterepubliken, bis auf den heutigen



Pawel Fedotow: Beamter am Morgen nach Empfang des ersten Ordens.

Wladimir Makowski: Fallissement eines Bankgeschäftes.



Victor Wasnetzow: Kartenspieler.

Wassili Bakschejew: Lebensprosa.

Tag. Doch der einzige Umgang waren eben die Schriftsteller. Kritiker gab es damals noch nicht, Mäzene kamen erst viel später und sehr spärlich auf. Die Kunst war ein Stück (nicht zu tötender) Natur, gesehen durch die Literatur. Das Malerblut sozusagen abgedrosselt, der ethische Wille großgezüchtet, der Fabulierdrang nicht durch Kunstsatzungen geknebelt. Alles drehte sich um den Menschen und sein Leid. Das Genrebild im westlichen Sinne, d. h. die selbstgenügsame, idyllische, liebenswürdige, plausible Schilderung bürgerlichen Lebens, oder wie das Leben der „höheren" Gesellschaft im verzückten Hirn der kleinen Bürgerlichkeit sich malt, das gedieh in Rußland schwach. Andererseits gab es in Rußland noch keine Überproduktion an Malern, nur stärkere Talente schlugen sich Bahn. Ernste Malerprobleme waren noch nicht erfunden, und aller Geist des Malers diente dem „Sujet". Gestrenge Kunstbeurteiler, die das Genrebild so verächtlich weit von sich schleudern und über den — russischen Film in Verzückung geraten, sollten sich mal sagen lassen, daß im russischen Genrebild die Schule des russischen Films zu suchen ist. Hier ist der Sinn für Realismus, Bildhaftigkeit, Charakter, Wahrhaftigkeit, Plastik geschärft worden. Wir zeigen hier neun Bilder aus den letzten hundert Jahren russischer Genremalerei. Selbst der sentimentale Nikolaj Jaroschenko, kein Titan seines Handwerks! und so gar nicht russisch — dennoch wie anständig die Komposition und wie herzenswarm die nicht gerade üppige Empfindung. Ganz anders der köstliche Pawel Fedotow, zweifellos Rußlands köstlichstes, abgerundetstes Malertalent. Artillerieoffizier, Autodidakt, spaßiger, romantischer Melancholiker, voller Wärme, Güte, Humor und echteste Malernatur. Das Bild von Wladimir Makowski sieht ja aus wie ein „lebendes Bild". Aber dieser prachtvolle, blutvolle Theatersinn, dieser Reichtum an gut „gesehenen", wenn auch ganz russisch-schauspielerischen Physiognomien, diese Emsigkeit im Erzählen! Wassili Bakschejews „Lebensprosa", lange nicht so „prosaisch" wie beim Vorgänger gemalt, um vieles moderner. Victor Wasnetzow hat in seiner Jugend noch solche Genrebilder gemalt. Der gähnende „Kiebitzer" scheint geradezu vom jungen Leibl. Der eins hinter die Binde gießt, könnte von einem Franzosen gut und richtig gemalt sein. Später ist er ja „ernster" geworden und malte nur altrussische Historie. Zwischen all diesen und Leonid Pasternak liegt eine Kluft. Eine Eugène Carrièresche Manier ins Impressionistische transponiert. Malerische Probleme sind bei ihm das Primäre. Und das Stilleben auf dem Tische von Schaljapins Tafelrunde ist ihm wichtiger als das Anekdotische seiner Komposition. Das Porträtcharakteristische bei Pasternak versteht sich von selbst! Der arme Boris Kustodjew, der vor kurzem nach langem Sichtum gestorben! Ein unkultiviertes, rohes, aber ausgesprochenes, üppiges Malertemperament. Bei richtiger Kultur und Schule hätte er der „russische Rubens" werden können. Malte lebenslustigstes, fleischfreudigstes Rußland. Ein ebenso starkes Talent, nur moderner in den Mitteln, mit starkem Willen zur Laune und Stilisiertheit, ganz dem Theater und dem Theatermäßigen ergeben, ein brünstiger Kolorist, mit einer persönlich russischen Handschrift und Farbentonleiter — Sergej Sudejkin in der Blüte seiner Arbeitskraft stehend. Endlich Alexander Jakowlew, der Tausendsasa der jungen russischen Malergeneration. Eine Fabel herunterzuerzählen, will sagen, eine Komposition mit Leben und Witz vollzuspicken und mit souveräner Bravour bis in die äußersten Winkel herunterzumalen, scheint ihm nicht nur „ein leichtes Spiel", sondern auch so nötig und selbstverständlich wie atmen. Er ist gar nicht so sehr russisch. Er ist Jakowlew.

Pawel Barchan.



Leonid Pasternak: Schaljapin im Kreise seiner Freunde.



Boris Kustodjew: Sonntag in einem russischen Dorf.

In unserer Aufsatzreihe über die russische Kunst brachten wir in Nr. 4339 „Ikonenmalerei"; demnächst folgt ein Beitrag über die russische Gegenwartskunst.



Sergej Sudejkin: Der Moskauer Kreml.

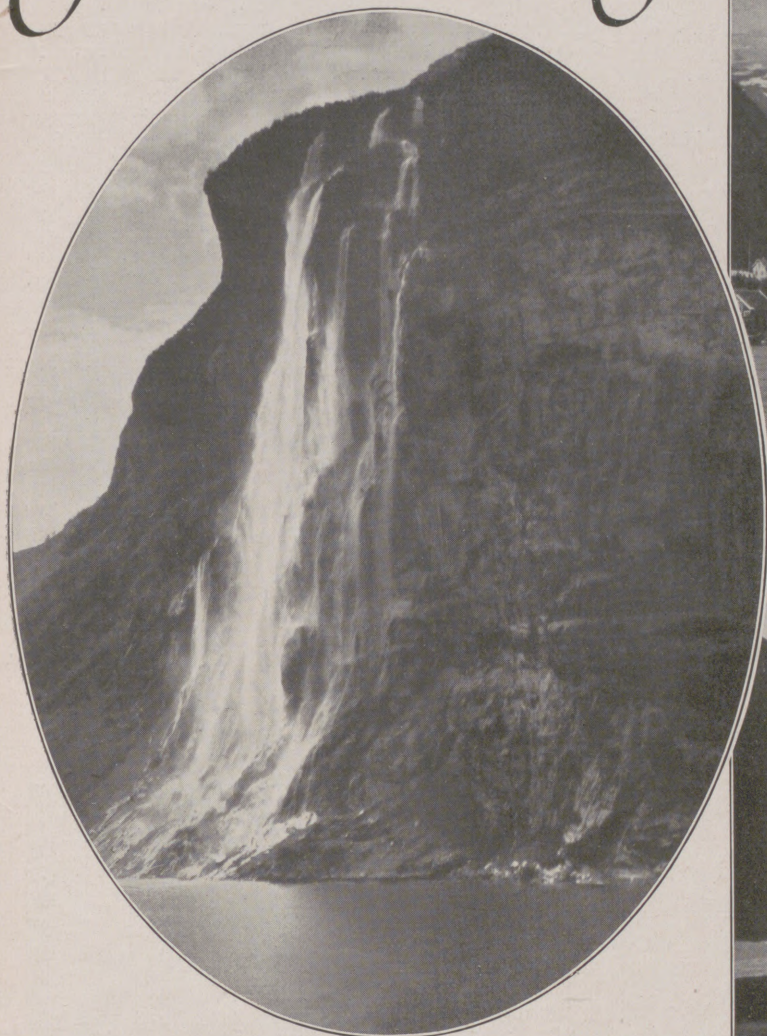


Alexander Jakowlew: Wandgemälde in einem Restaurant.

Vom Sognefjord zum Nordkap.

Stimmungsbilder von einer Nordlandreise.

Aufnahmen von Herbert Fielitz



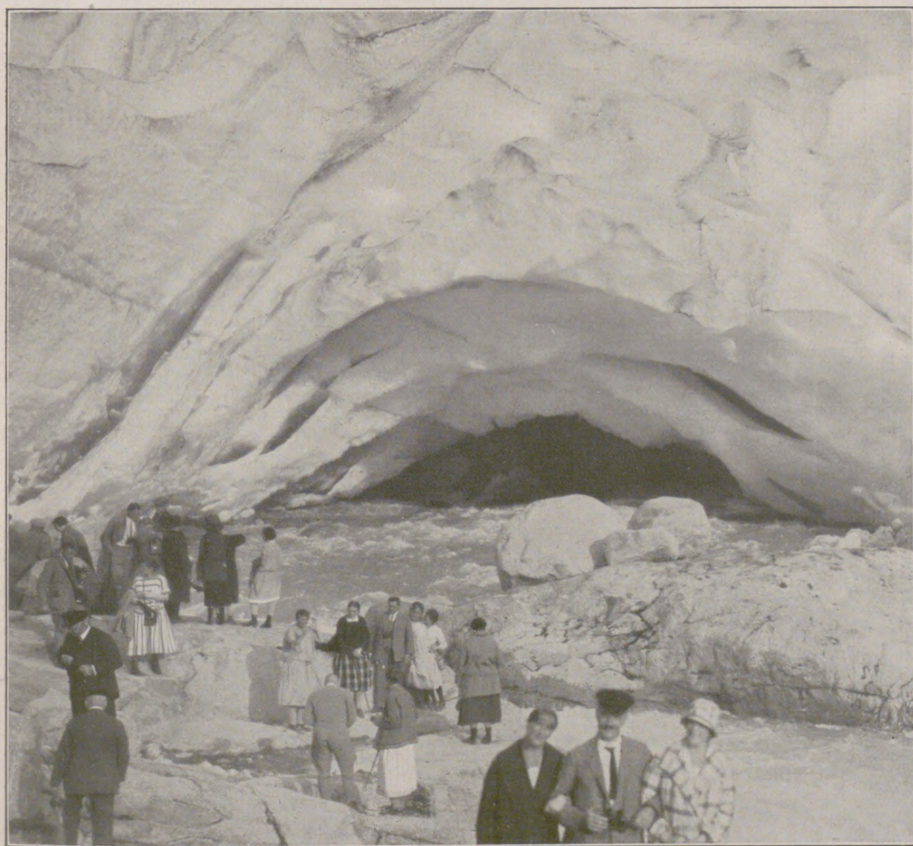




Im Geirangerfjord: Die Wasserfälle „Sieben Schwestern", die schleierartig aus großer Höhe herabstürzen.

Rechts oben: Balholm am Nordufer des Sognefjords. Die Abbildung zeigt die hier charakteristische plötzliche Bildung von Wolken, die wie Raketen aufsteigen.

Rechts Mitte: Ausläufer des großen Svartisen-Gletschers, bei 70 km Länge und 10 km Breite die größte und interessanteste Firnmasse Norwegens.





Im ewigen Eis des Jostedalsbrä: Am Tor des Briksdalsgletschers bei Rustöen am Oldenvand. Der Aufstieg erfolgt von Olden am Nordfjord aus über Eide.

Rechts unten: Die Nordkapbucht in der Beleuchtung der Mitternachtssonne.

Wie man vor zweieinhalb Jahrtausenden für die Olympischen Spiele trainierte.

Und wie die Entstehungsursache der Schmiedekunst das Eisen und das Erz und die des Landbaues die Erde und ihre Produkte und die der Schiffahrt das Vorhandensein des Meeres ist, so wollen wir auch festhalten, daß die Gymnastik dem Menschen urangeboren und mit ihm verwachsen ist." Auf kein Volk der Erde lassen sich diese Worte des antiken Sportschriftstellers und Trainers Philostratos mit mehr Berechtigung anwenden als auf die Hellenen, denen wir die Blüte der Leichtathletik und die Idee der Olympischen Spiele verdanken. Man könnte ruhig behaupten, ihre Lebensweise bestand im endlosen Training, ihre Weltanschauung im agonalen Sport, denn auch die größten ihrer Geister — Pythagoras, Sokrates, Plato, Aristoteles, Sophokles, Euripides — huldigten ihm mit demselben Eifer wie die gewöhnlichen Bürger. Es war eine Schmach, bleiche Hautfarbe und einen schlecht gebauten, verweichlichten Körper zu besitzen, was sogar zur Schmälerung und zum Verlust der Bürgerrechte führen konnte.



Start vor zweieinhalb Jahrtausenden: Der Kampfrichter gibt mit dem Stab das Zeichen zum Ablauf von der Mollinie. (Rotfigurige Kylix, Neapel.)

Bei dieser Lebenseinstellung war es den Athleten nicht immer leicht, solche natürliche Erscheinungen wie Altern und Verfall der Leibeskräfte gelassen zu ertragen. Milon, einer der erfolgreichsten Olympioniker, brach in Tränen aus, als er merkte, daß seine erschlafften Arme nicht mehr die Kraft und Elastizität der Jugend besaßen. Und über Timanthes, einen sieggekrönten Pankratiasten, berichtet Pausanias: „Als er späterhin die Athletik aufgegeben, pflegte er noch täglich seine Leibesstärke im Spannen eines großen Bogens zu prüfen. Einst aber unternahm er eine Reise und unterließ während seiner Abwesenheit jene kraftprüfende Übung. Nach seiner Rückkehr versuchte er wieder seine Kräfte an dem Bogen, und als er nicht imstande war, denselben aufzuziehen, errichtete er sofort einen Holzstoß, zündete ihn an und warf sich in die Flammen." Gewöhnlich aber wurden die ehemaligen Athleten zu Gymnasten, d. h. Trainern und Erziehern der Jugend, ein Vorgang, den wir auch heute bei unseren prominenten Sportsleuten beobachten.

Während wir aber unsere körperliche Ausbildung mit schweren Opfern an Zeit (Beruf) und Geld (Vereinsbeiträge, Ausrüstung) erkaufen müssen, war es für einen freien Griechen die größte Selbstverständlichkeit, vom siebenten Jahre ab das ganze Leben auf Staatskosten seinen Leib als eine heilige, nationale Sache zu vervollkommnen und zu großartigen Leistungen zu züchten. Dazu dienten ihm Palästren und Gymnasien. Sie waren keine Sportplätze in unserem Sinne, sondern sozusagen freie Hochschulen zur Ausbildung und Kultivierung der „Kalokagathia" — jener einzigartigen Lebensart der sorgfältig abgewogenen, psycho-physischen Balance in der Entwicklung aller Menschenkräfte, die das Geheimnis der ungeheuren Taten dieses zahlenmäßig kleinen Volkes auf allen Kulturgebieten bildete.

Kein Geringerer als Sokrates verbrachte unter anderen Philosophen und Dichtern den größten Teil seines Lebens unter den gedeckten Säulenhallen, die als Viereck den Übungsplatz des Lykeion, der athenischen Palästra, umgaben. Außer den Sälen für Vorträge der Philosophen befanden sich dort Übungsräume für den Fall schlechter Witterung, gedeckte Laufbahn von der Länge eines Stadions (192 m), Übungssaal mit Sandsack und Punchingball, Schwitzbad, Schwimmbecken, Aufbewahrungsraum für Öl und Sand. Daran schloß sich ein Stadion zur Abhaltung der Wettkämpfe in gerader Hufeisenform, mit stufenförmig erhöhten Sitzreihen für die Zuschauer ringsherum. Nach diesem Schema waren die meisten Palästren gebaut, unter restloser Vereinigung von Schönheit und Zweckmäßigkeit.





Der Reiter, eine besonders häufige Darstellung. Silberstater des Königs Philipp von Mazedonien aus dem 4. Jahrhundert v. Chr. — Oben: Die früheste uns bekannte Münze mit einer Darstellung sportlicher Art, dem Rennwagen. Tetradrachme aus dem 5. Jahrh. v. Chr. (Syrakus, Sizilien).

Die Hauptperson der Palästra — der Gymnast — mußte nicht nur über gewisse körperliche Kunstfertigkeit, sondern auch über bestimmte Geistes- und Charaktereigenschaften verfügen: „Es soll der Gymnast weder geschwätzig sein noch ungeübt in der Rede, damit die Kraft der Kunstübung weder durch die Geschwätzigkeit lahmgelegt werde noch auch zu roh erscheine, wenn nicht gute Rede sie begleitet. Und er soll die gesamte Physiognomik innehaben." Die Aufgabe des Trainers war, außer der leiblichen auch die seelische Struktur des Zöglings zu studieren. Auch die Abstammung des Schülers, seine Heimat, Stand usw. wurden sorgfältig geprüft, „denn Schwierigkeiten macht, was nicht guter Herkunft ist". Von großer Wichtigkeit war der Augenausdruck: „Der Trainer soll also die gesamten, in den Augen liegenden Charaktermerkmale kennen, durch welche sich die trägen und ebenso die ungetümen verraten, untätige und minder ausdauernde und unmäßige. Denn anders ist der Charakter von Schwarzäugiger, anders der heller, blauer und blutunterlaufener Augen, anders auch der gelber und gefleckter, hervorstehender und eingefallener, denn die Natur hat die Jahreszeiten durch Sternbilder gekennzeichnet, die Charaktere durch die Augen." Die Vererbungsgesetze, der Vorteil jugendlicher und gesunder Eltern für den Athleten waren schon damals gut bekannt als eine Conditio sine qua non sportlicher Tauglichkeit. Die im vorgerückten Alter Gezeugten wurden mit größerer Schonung trainiert wegen rascherer Ermüdbarkeit. Verschieden war die Behandlung von Cholerikern und Phlegmatikern.

Danach prüfte man die körperliche Anlage, das Verhältnis der Gliedmaßen zueinander, suchte gewisse Mängel und Krankheiten durch Heilgymnastik zu beheben und stellte die Eignung fest für bestimmte Kampfarten. Der Fünfkämpfer sollte schlank sein, wohlgebaut, mit langen Gliedmaßen, die ihm beim Sprung und Wurf von Nutzen waren. „Wer sich im Dauerlauf auszeichnen will, soll an Schultern und Nacken stark sein, aber zarte und leichte Beine haben wie die Stadion-(Kurzstrecken-)Läufer, jene bringen nämlich ihre Beine mittels der Hände in scharfe Laufbewegung, gleichsam von den Händen beflügelt; die Dauerläufer tun dies am Ziel, in der übrigen Zeit gehen sie fast wie im Schritt." Der Kurzstreckenläufer sollte kräftig sein, „denn der Anfang des guten Läufers ist der gute Stand (Start)". Es ist merkwürdig, wie die gleiche Betätigung vor 2500 Jahren denselben Körperbau verlangte und schuf, wie wir ihn heute an unseren besten Leichtathleten bewundern.

Massage, Einölung und Bestäubung, deren Handhabung besonderen Angestellten, Aleipten, unterstand, gehörten zum eisernen Bestand des griechischen Trainings. Durch jahrhundertelange Erfahrung aufs raffinierteste ausgebaut, vermochten sie eine glänzende Wirkung auf die Form der Athleten auszuüben. Interessant ist die Kenntnis und Anwendung der verschiedenen Erdsorten: die lehmige sollte den Körper reinigen und Ablagerungen beseitigen (eine Richtung in der modernen Naturheilkunde schreibt dem Lehm genau dieselbe Eigenschaft zu), die schwarze ihn nähren, der Ziegelstaub öffnete die geschlossenen Poren und brachte zum Schwitzen, der Erdharzstaub vermochte „das Verkühlte zu erwärmen". Ebenso bekannt war die Anwendung der Sonnenbäder.

Sexuelle Abstinenz war die zweite, meist sehr streng durchgeführte Vorbedingung des griechischen Trainings, da ihr vorteilhafter Einfluß auf die körperliche Verfassung den Griechen wohlbekannt war.

Beliebt waren die Tetraden — ein Zyklus von vier Trainingstagen, an deren erstem der Athlet vorbereitet, am zweiten stark angestrengt, am dritten ausgeruht, am vierten mittelmäßig beschäftigt wurde. Als Gerenos, ein ausgezeichneter Ringer und Olympiasieger, sich bei einem Festgelage den Magen verdarb und deswegen die Tetraden unterbrach, wurde er dafür vom erzürnten Trainer getötet. Es ging damals eben streng und ernst zu! Dem Trainer selbst drohten Peitschen, wenn er sich beim letzten 30tägigen Training in Olympia den Kampfrichtern — Hellanodiken — widersetzte. Sein Schützling mußte, um zu den Spielen zugelassen zu werden, schwören, daß er mindestens zehn Monate dafür im anstrengendsten Training verbracht hatte. Das Unglaublichste gelang aber einer handfesten Frau, Pherenike aus Rhodos, Tochter des berühmten Faustkämpfers Diagoras, insofern sie ihren Sohn in allen Leibesübungen selbst trainierte. Um ihn nicht aus den Augen zu verlieren, verstand sie es, was einer Frau unter Todesstrafe verboten war, sich in männlicher Verkleidung in Olympia Zutritt zu verschaffen und ihren Sohn vor den Augen der Hellanodiken weiter in Leibeskünsten anzuweisen. Als der Betrug nachher doch entdeckt wurde, rettete nur ihre erlauchte Abstammung sie vor dem Felsentod.

Training und Wettkämpfe gingen nach Altersklassen — Knaben, Epheben, Männer — vor sich. Man nahm sich schon frühzeitig der Jugend an, um sie zuerst in schonender Weise durch Ballspiele, Hantelübungen, federnde Schritte, Hüpfen auf die leichtathletischen Kampfarten und durch Heben, Tragen und Griff-Fassen auf die schwere Athletik des Ringens, Boxens und Pankrations vorzubereiten. Die Läufer übten im tiefen, schweren Sande, um bei den Wettkämpfen über größere Kraft und Schnelligkeit der Beine zu verfügen. Sie versuchten, dem lästigen Seitenstechen zu entgehen, indem sie sich die Milz brennen oder sogar ganz herausnehmen ließen. Zur allgemeinen Kräftigung des Körpers, besonders bei Werfern und Springern, dienten Freiübungen mit Haltern — hantelähnlichen Schwunggewichten, die man beim Sprung benutzte. Die Ringer und Boxer bevorzugten dagegen, außer fleißigem Üben am Sandsack, Punchingball und im Schattenboxen, schwere landwirtschaftliche Arbeiten, wie Pflügen und Umgraben.





Artemis, die Göttin der Jagd, auf einer altgriechischen 12-Litra-Münze (215—212 v. Chr.) aus Syrakus. — Oben: Darstellung des Knielaufs auf einer persischen Tetradrachme mit dem Satrapen Memnon von Karien (334 v. Chr.).

Aber keinem Zweig des Trainings wurde solche Sorgfalt zuteil wie der Diät. In der Blütezeit der griechischen Athletik bis zum 4. Jahrhundert v. Chr. begnügte man sich mit möglichst einfacher Kost aus Gerstenbrot, ungesäuertem, kleiehaltigem Weizenbrot und Fleisch vom Ochsen, Bock und Reh. Mit dem beginnenden Verfall und der Überhandnahme des Berufsathletentums tauchen neue Experimente und Richtungen in der Diät auf, alle mit der Grundtendenz nach möglichst großer Konsumierung trockener Substanzen. Rein vegetarische, die nur getrockneten Weizen, Feigen und frischen Käse vorschlagen, wechseln ab mit vorwiegend fleischlichen, die je nachdem Schweinefleisch, Rindfleisch und Ziegenfleisch vorschreiben. Ungeheuere Mengen davon und von einem extra hergestellten Brot wurden von den Athleten vertilgt, und zwar jedes für sich, da man an größere Verdaulichkeit der isolierten Speisen glaubte. Der Ringer Milon brachte es täglich auf je 20 Pfund Fleisch und Brot. Das war noch nicht viel: in Olympia verzehrte er an einem Tage ein vierjähriges Rind und später zum Frühstück zusammen mit einem Tischgenossen um die Wette einen ganzen Ochsen. Zwar gelang es auf diese Art, Anhäufung gewaltiger Muskelmassen zu erzielen, aber andererseits rächte sich die Einseitigkeit der Kost mit schwerer Schlafsucht, epileptischen Anfällen und geistiger Stumpfheit. „Unbrauchbar wie die Schweine zu irgendeiner militärischen und bürgerlichen Leistung", nennt sie Galen. Vergeblich bemühten sich die besten Geister der Nation, wie Sokrates, Plato, Euripides, Aristoteles, auf die Berufsathleten als Krebsschaden der Nation hinzuweisen, ihrer Käuflichkeit und der Sensationslust der Massen zu steuern. Der Verfall war nicht mehr aufzuhalten, bis auch die letzten Reste der einst edlen griechischen Gymnastik im Sumpf des römischen Gladiatorentums untergingen.

W. J. Sommerfeldt.





Die Ringer auf einem Stater von Aspendos in Pamphylien (3. Jahrhundert). — Oben: Der Diskuswerfer. Auf einer Tetradrachme von Kos (Karische Inseln) aus der Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr.





Der Diskuswerfer als Sportdarstellung auf einer römischen Münze (197 bis 211) aus der Zeit Caracallas. — Oben: Bogenschütze, den Bogen spannend. Stater von Kydonia (Kreta) aus der 1. Hälfte des 4. Jahrh. v. Chr.

Sportdarstellungen auf antiken Münzen.

Bei der Beliebtheit sportlicher Betätigung in Altgriechenland kann es nicht wundernehmen, daß bald, nachdem man Münzen mit Bildern von besonderer Bedeutung, Bildern von Gottheiten oder Emblemen, hatte anfertigen lassen, auch Münzen mit Darstellungen von den verschiedenen Sportarten herausgebracht wurden. Von den Griechen übernahmen die Römer diese Sitte, zumal da sie oft ihre Münzen in Griechenland anfertigen ließen. Die Sportabbildungen selbst zeigen die künstlerische Schönheit der griechischen Antike bei eingehender Erfassung der Mechanik der dargestellten Sportart. (Die Unterlagen zu unseren Abbildungen stammen von Dr. Hans Herzfelder, München.)



Badeleben in Bad Pistyan: Auf der Terrasse des Grand Hotel Royal während des Kurkonzerts.

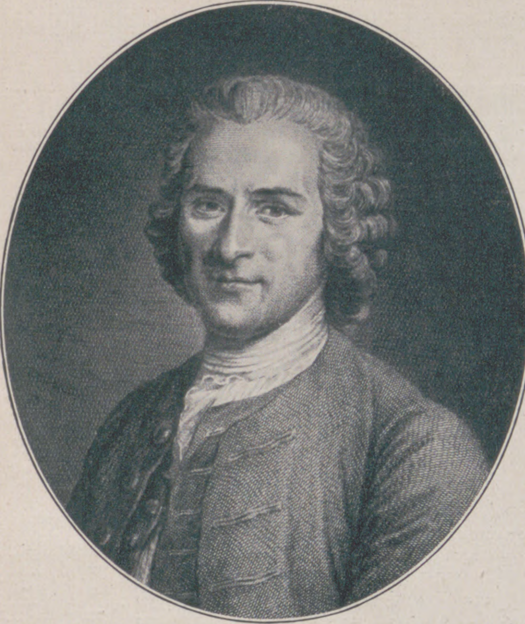
Sonderzeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Martin Frost.

Bad Pistyan liegt nördlich von Preßburg im lieblichen Tal der Waag, eines Nebenflusses der Donau. Alljährlich finden hier in den vulkanischen Schlammquellen der Waaginsel, auf der sich das moderne Thermia-Palace-Hotel erhebt, zahlreiche an Rheumatismus und Gicht Erkrankte Heilung; besonders stark sind unter den Badegästen Deutsche und Nordländer vertreten.

JEAN JACQUES ROUSSEAU

EIN GEDENKBLATT ZU SEINEM 150. TODESTAGE AM 2. JULI

VON THEODOR KAPPSTEIN



Jean Jacques Rousseau,
geboren am 28. Juni 1712, gestorben am 2. Juli 1778.

Rousseau, diesem westschweizerischen Gemütsphilosophen und Sehnsuchtspoeten, der 1712 in Genf geboren wurde und 1778 einsam starb, ist das geworden, was er einmal als seinen Wunsch äußerte: „Es ist mir ganz gleichgültig, ob man von mir spricht; wenn man es aber täte, so wäre es mir nicht unangenehm, man spräche in besonderer Weise von mir, denn ich möchte lieber vom ganzen Menschengeschlecht vergessen sein, denn als Durchschnittsmensch betrachtet werden.“ Dieser Mann voller Widersprüche und mit einem Leben und Treiben behaftet, das wie ein farbentoller Roman uns anschreit, kann von niemand übersehen werden, der die Kulturgeschichte der beiden letzten Jahrhunderte prüfend durchwandert. Mit Begeisterung oder Abscheu muß jeder Rousseau einen bevorzugten Platz unter den Repräsentanten des Menschengeschlechts einräumen.

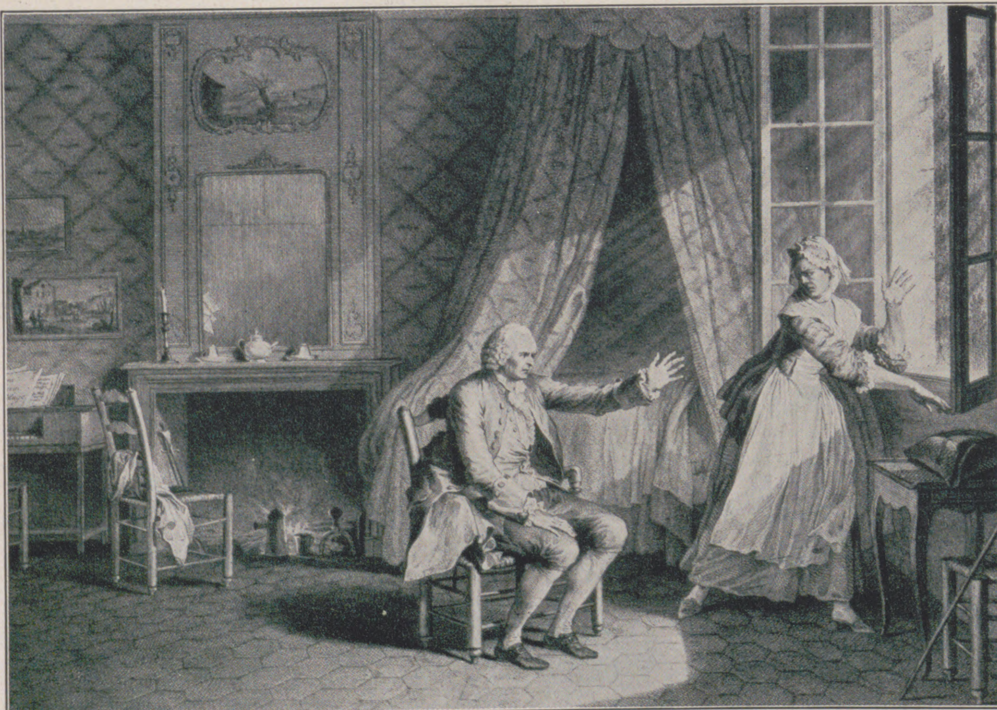
Sagt man „Rousseau“, so denkt man unwillkürlich „Voltaire“ zugleich mit. Voltaire wollte alles mit der Vernunft zwingen, Rousseau alles mit dem Gefühl. Voltaire war Großstadtkind aus wohlhabendem Hause, Rousseau Kleinstädter aus dürftigen Verhältnissen. Jener stammt von gallischen Bürgern ab, denen die katholische Kirche die gegebene soziale Macht war, dieser von glaubensfreudigen Hugenotten, die um ihrer Religion willen das Vaterland opferten und in der vom Fanatismus Calvins regierten Bürgerrepublik eine neue Heimat fanden. Voltaire genoß die beste Erziehung und beherrschte das gesamte Wissen der Zeit; Rousseau wuchs fast ohne Erziehung auf, lernte nicht viel und mußte später mühsam seine Bildungslücken selber ausfüllen. Voltaire entwickelte die Talente des Großstädters; Rousseau lebte viel mehr nach innen, seine Scheu gegenüber der Gesellschaft steigerte sich bald bis zum Argwohn — ein reizbarer und traditionsloser Plebejer, der die Kultur schon deshalb als fremd und feindlich betrachtete, weil er ihre Formen nicht sicher beherrschte. Er stand, wie Carl Busse geistreich von ihm gesagt hat, als Lakai hinter dem Sessel der Großen, mit denen Voltaire als Gleichberechtigter tafelte; die Welt sieht sich anders an, ob man heiter plaudernd bei üppigem Mahle sitzt oder stumm hinter den Stühlen warten muß, um die Teller der Schmausenden zu wechseln. Für Voltaire bedeutet die Kultur alles, sie erst macht die Kanaille zum Menschen. Für Rousseau bedeutet die Kultur nichts, ja, er haßt sie, weil sie den von Natur guten Menschen verdirbt. Rousseau hat das Geld verachtet und ist arm geblieben, seiner Beschützer bedürftig und den Mittelpunkten der Kultur und Korruption gram. Den denkenden Menschen empfand er als ein heruntersinkendes Tier, und er pries die Armen im Geist. Das Volk, dem er selbst entstammt, liebt er leidenschaftlich, die schlichten Landleute in der Einfalt ihrer Sitten bleiben sein Ideal. Der heimlich glühende Rousseau, der brummig und ärgerlich wird, wenn ihn Verehrer aufsuchen, ist immer pathetisch; er zittert wie der Vogel in Jägergewalt — etwas Fremdes nimmt ihn hin, führt ihn über sich selbst hinaus und legt ihm Worte in den Mund, daß ein Prophet, ein Seher aufleuchtet. Rousseau wirkt fast immer maßlos; bei größerer Eitelkeit und geringerem Geschmack als der auch eitle, aber bis in die Fingerspitzen gepflegte und beherrschte Voltaire gab er sich schamlos preis. Und doch geht durch diesen Rousseau, der, wie jeder große Mensch, kein ausgeklügeltes Buch ist, ein tragischer Riß hindurch: er preist die Natur und enthüllt die Kultur und die von ihr ausgehöhlten Menschen — und dies, sein Evangelium, ward Mode in den Salons der Kulturmenschen, die herrschenden und besitzenden Klassen entzückten sich an den Deklamationen des neuen Messias, Prinzen und Herzöge nahmen den Wunderling auf und stellten ihm ihre Landsitze zur Verfügung, die Stützen der Gesellschaft traten für den Gesellschaftsfeind ein! Aber die Neuenburger Bauern bombardierten den Anwalt der ländlichen Sitteneinfalt mit Steinen und trieben ihn in die Flucht! Und bei aller Abneigung gegen die Kultur und die Großstadt dürstete er doch insgeheim nach ihr und wohnte im lärmenden Mittelpunkt von Paris. Er hat mit einem derben, ungebildeten Mädchen, der Wäscheflickerin Therese (und ihrer bösartigen, dauerhaften Mutter) als mit seiner Lebensgefährtin sein Haus geführt und als Morallehrer der Mütter, die ihre Kinder selber stillen sollten, seine fünf Kinder (oder ihre Kinder) ins Findelhaus geschickt. In der Französischen Revolution, die Rousseau vorbereiten half, feierte man ihn als den klarsten Denker der Nation und führte seine Leiche in die Ruhmeshalle des Pantheons über. Nach den Stürmen der Revolution brachten unbekannte Männer die Überreste Rousseaus zur Stadt hinaus und warfen sie auf ödem Feld in eine Kalkgrube . . . Doch dieser Bürger von Genf, wie er sich mit Vorliebe nannte und nennen hörte, ist dahingegangen wie ein Säemann, seine Ernten hörte die Nachwelt rauschen. Darin steckt ein reizvolles Problem.

In drei Abschnitte zerlegt sich Rousseaus Leben: die unsicher tastende, abenteuerliche und auch ausschweifende Jugendzeit; die allmählich hochsteigende, vielseitige literarische Mittelzeit, das grämliche und wahnumschattete Alter. In seinen berühmten „Confessions“ (alles in französischer Sprache) hat uns Rousseau eine Selbstbiographie geschenkt, die mit den

(Fortsetzung auf Seite 930.)



Rousseaus Wohnhaus in seinem Zufluchtsort Môtiers-Travers (Neuchâtel).
Der Philosoph sitzt zur Rechten auf einer Bank und verteilt Kuchen an die Dorfjugend als Wettrennpreise.



Zu Rousseaus Sterbestunde.
Seine letzten Worte waren angeblich: „Liebe Frau, öffne doch das Fenster, ich möchte noch einmal ins Grüne sehen! Der Tag ist so schön und hell, und wie erhaben die Natur!“



Rousseaus Grabmal auf der Pappelinsel in seinem Sterbeort Ermenonville bei Paris.
Das Grabmal ist mit symbolischen Figuren geschmückt. Oben in der Mitte trägt es in einem Kranze Rousseaus Wahlspruch: Vitam impendere vero! (Das Leben für die Wahrheit! — Juvenal); auf der anderen Seite steht: Hier ruht der Mann der Wahrheit und der Natur.

Bekenntnissen des Kirchenvaters Augustin oft verglichen wurde, die jedoch, wie der ganze Rousseau, mit mehr Recht in Parallele zu stellen wäre zu den Selbstbekenntnissen Friedrich Nietzsches — der überhaupt entscheidende Wesenszüge mit ihm teilt. Rousseau ist ein so persönlicher Schriftsteller wie Nietzsche; seine großen und kleinen Arbeiten auf den verschiedenen Gebieten der Dichtkunst wie in der Soziologie und Pädagogik sind allesamt Bruchstücke einer zusammenhangenden Konfession oder Beichte. Seinen Namen schuf er sich mit der Preisabhandlung 1750, ob die Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste zur Verbesserung der Sitten beigetragen habe. Diese Studie zündete, bei mancher Einseitigkeit, weil sie als Blitz ins Pulverfaß einschlug. „Der Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen im Naturzustand, fortschreitend in den Kulturperioden“, hat seine Beobachtung geschärft. Sein Werk über den Gesellschaftsvertrag betonte gegenüber allem Gottesgnadentum die Rechte des Volkes: nur durch freiwilliges Zusammenwirken aller Bürger kann ein Staat bestehen, und jedem Recht muß eine Pflicht entsprechen. Mit den Enzyklopädisten seiner Tage in Frankreich konnte sich Rousseau nicht verständigen, weil diese Gottesleugner und Materialisten waren, während er an das Dasein Gottes und die Geistigkeit der Seele glaubte.

Das monarchische Frankreich verbot seinen „Contrat social“; der ihm folgende Erziehungsroman „Emile“ wurde vom Parlament wegen des religiösen Anstoßes (Glaubensbekenntnis des savoyischen Vikars) öffentlich verbrannt. Rousseau mußte bei Nacht fliehen; Genf zeigte sich hart wie Paris; Bern vertrieb ihn aus dem Idyll der Petersinsel im Bieler See, und der nicht zuverlässige Philosoph Hume bei London wußte den Leidenden nicht festzuhalten. „Der Mensch ist frei geboren, und überall ist er in Fesseln.“ Rousseaus „Nouvelle Heloïse“ ist ein Roman in Briefform, der die Reinheit der Liebe unter allem Zwang der reingehaltenen Ehe an der seraphischen Heldin Julie verherrlicht. Die Natur und das Landleben empfangen ihre Kränze in der liebevollen Umrankung der Begebenheiten und der sie durchziehenden ausgesponnenen Gedankenreihen.

Gefühl, Persönlichkeit, Natur sind die Kerngedanken Rousseaus. Natur: das ist Reinheit, Einfachheit, Freiheit, Güte; Kultur ist die Zerstörerin dieser ewigen Werte. Vor den kühlen Verstand rückt Rousseau die Welt des Gemütes. Aus ihr schöpft er die Kraft zur Umgestaltung der Kulturgemeinschaft. Das Naturgefühl erhellt die Menschenseele, es zieht dem Wissen die Grenze und weist darüber hinaus; es berührt das Klassenwesen, die politische Verfassung, die wirtschaftlichen Zustände, das Erziehungsgebiet — alles Stationen auf dem Wege menschlicher Vervollkommnung. Das Kulturgut, als Losung des Tages, bleibt das Pensum der Menschen: sie empfinden, von junger Kraft durchströmt, den ganzen Umfang ihrer Natur mit der Lust der Ursprünglichkeit.

Rousseaus Ankunft im Elysium, den Gefilden der Seligen.
Nach einer Zeichnung von J. M. Moreau dem Jüngeren gestochen von C. F. Macret, 1782.

Ein Rastloser, ein Unbehauster durchwandert die Länder, die Jahre, das Leben. Er stärkt sein Herz an den Schönheiten der Natur, in deren Geheimzauber von Baum und Blume, Berg und See, Stern und Tier er mit wissenschaftlichem Instinkt eindrang. Er lockte die Menschen zurück zur Natur, an deren mütterlichem Busen sie genesen können von den Giften ihrer Eitelkeiten. Er hat in unwürdiger Fron für kärglichen Lohn jahrelang Noten kopiert — und hätte der Dirigent sein können in dem Orchesterkonzert der Stimmen und Instrumente, wenn er mit seiner Genialität nicht so verschwenderisch-sorglos geschleudert hätte. Sein Leben war von vornherein unordentlich angelegt, und er blieb ihm immer untermächtig: ob er Erzieher wurde oder Sekretär, Musikhistoriker und Opernkomponist oder freier Schriftsteller, Günstling bei adeligen Damen oder Familiensklave; ob er unvorsichtige Briefe schrieb, die böse Zungen gegen ihn verarbeiteten, oder zornsprühende „Briefe vom Berge“ losließ. Gegen die helfenden Hände seiner nicht spärlichen Gönner verkroch sich der Sonderling, in dessen Uhrwerk allerlei schief hing, abwehrend in seine Einöde. Er blieb ein Fremdling überall. Und in seine letzten Jahre krallte sich der Wahnsinn ein, der ihm das Mark aus der umgetriebenen Seele sog.

Und dieser Jean Jacques Rousseau lebt, er lebt in uns allen! Denn was als Empfindung das glühende Schwärmerherz des schlichten Uhrmacherjungen durchwogte, was dann als Idee die Völker befruchtete, das hat, wie Friedrich Naumann 1912 richtig einschätzte, wurzelhafte staatliche und gesellschaftliche Umwälzungen hervorgerufen, wie die Siege Napoleons und wie die technischen Errungenschaften. Rousseau, dessen Geburt sein erstes Unglück wurde, weil sie seiner Mutter das Leben kostete, ist die Unruhe gewesen in der Schicksalsuhr des Abendlandes; er mahnt noch heute alle Kulturlastträger: Zurück zur Natur . . .

Wissen und Leben

Wilhelm Jakob Hertling. (Zu den farbigen Wiedergaben von Aquarellen des Künstlers auf Seite 913.) Aus dem Dunkel, das vornehme Zurückhaltung und Selbstbescheidung um sie gelegt, tritt eine künstlerische Persönlichkeit ins Licht und beginnt, über die eigene, vom Tod aufgelöste Individualität und das konzentrierte Schaffen hinaus, für die Künstlerschaft und die Kunst ihrer Stadt und ganz Deutschlands zu zeugen und zu wirken. Als der in München lebende und schaffende Maler Wilhelm Jakob Hertling am 8. Oktober 1926 im Villenort Gern bei München in seinem 78. Lebensjahr die schaufrohen, zuletzt ein wenig müde gewordenen Augen für immer schloß, da hatte die sonst so geschwätzige Muse der Nekrologie kaum etwas zu berichten. Hertling hatte ja nie im Blinkfeuer geschäftiger Propaganda seiner Tätigkeit gestanden, sondern sich, ein vornehmer, nobler, stiller, wenn auch seines Wertes sich bewußter Mann, vor der Welt ohne Haß verschlossen. Eine kleine, sehr erlesene Gemeinde von Kennern seiner Kunst genügte ihm. Er produzierte auch nicht viel, und was er malte, zeichnete, aquarellierte, war in erster Linie für ihn selbst bestimmt, entstand nicht um der anderen, nicht um der Ausstellungen willen. Indessen schritt man endlich doch zu einer kollektiven Gedächtnisausstellung, die der Stiefsohn W. J. Hertlings, K. A. Freiherr v. Hügel, mit seinem Stiefvater durch herzliche Verehrung und kindliche Liebe verbunden, im Frühjahr 1927 in der Galerie Heinemann und in der Staatlichen Graphischen Sammlung in München veranstaltete. Diese Kollektivausstellungen hatten ungewöhnlichen Erfolg. Nicht allein, daß sich staatliche Sammlungen Werke Hertlings sicherten und andere Städte die Ausstellung wiederholten, hat auch die Glaspalast-Ausstellung von 1927 das Gedenken Hertlings geehrt und gefeiert, und so wuchs ein Nachruhm auf, wie ihn sich W. J. Hertling selbst wohl nie erwartet hatte. — Die intime Landschaftsmalerei Münchens, durch den großen Namen Adolf Liers, des deutschen Apostels der umwälzenden Ideen von Barbizon, gekennzeichnet, wird durch den Hinzutritt Hertlings um eine Persönlichkeit ersten Ranges bereichert. Hertling gehört mit Wenglein, Baisch und Poschinger zusammen als ein Gleichwertiger in Gesinnung, Absicht und Leistung. Aber er bleibt trotz dieser Kollegialität und Richtungsgemeinschaft durchaus ein Eigener. Vielleicht dankt er dies seiner nicht selbst gewählten Entwicklung durch seinen Lebensweg. In Katzenelnbogen im Nassauischen geboren, kam er als Kind in die Vereinigten Staaten von Amerika und war schon 21 Jahre alt geworden, als er nach Deutschland zurückkehrte, zunächst noch gänzlich im unklaren darüber, ob er Musiker oder Maler werden sollte, denn für beide Künste besaß er starke Anlagen. Trotzdem fiel ihm die Wahl nicht schwer. Er wurde Maler. Burger in Cronberg und die Cronberger Malerkolonie sind die erste Etappe seines Kunststudiums. Es folgt Berlin mit Gude, bis er Ende der 1870er Jahre in München, zunächst in Arbeitsgemeinschaft mit Wenglein, ganz sich selbst findet. — Hertling war Landschaftsmaler ausgesprochenster Art. — Die menschliche und die tierische Figur dienen ihm nur als Staffagen auf seinen Bildern, er war aber nicht darauf erpicht, nur das „Erleben" zu zeigen, sondern auch die Spur menschlicher Tätigkeit in der Landschaft wurde ihm zum Bilde. Zahlreich sind jene Gemälde und Aquarelle von ihm, auf denen man Städtchen, Dörfer, Ansiedlungen, Gehöfte, Vorstadtgassen, alte Winkel und Häuser im Grünen erblickt, die kultivierte Landschaft also, die er hauptsächlich in der Gegend von Gern und Nymphenburg, sodann auf fränkischer Erde fand. Die ungezähmte Natur hatte es ihm nicht minder angetan. Er ging ihrer Spur nach und erbaute sich zumal im obersten und oberen Isartal bei Lenggries und tiefer in die Berge hinein an dem Ungestüm der wilden Bergtochter. Solange Hertling in Cronberg malte, war seine Technik spitz und zart. In München wurde seine Malerei breiter, heller, aufgelockerter, kühner. Das waren aber nicht plötzliche, nicht von der „Mode" veranlaßte Übergänge, sondern sie sind begründet in Hertlings Entwicklung. Fast mit einem Schlag bricht dann um 1900 die Ölmalerei Hertlings ab; er wendet sich fortan ausschließlich dem Aquarell und der Buntstiftzeichnung zu, aber das veränderte, gleichfalls stark gemeisterte Material bedeutet keine Änderung in Hertlings künstlerischer Gesinnung und in seiner Kunst, die vornehm und eigenartig sind bis zum letzten Strich von Pinsel und Stift.

Georg Jacob Wolf.

„Fräulein." „Mein schönes Fräulein, darf ich's wagen ...?" so läßt Goethe den galanten Faust der angebeteten Schönen bei der ersten Begegnung sich nahen, worauf Gretchen antwortet: „Bin weder Fräulein, weder schön ..." Damit hat das einfache Bürgermädchen, wohl in dem instinktiven, schon die kommende Gefahr ahnenden Zwang, den vornehmen Herrn abzuwehren, ausgedrückt, daß ihr die Anrede, die er ihr allzu ehrerbietig beilegt, nicht zukomme. Die Bezeichnung Fräulein war eben damals noch ein Titel, auf den ein Bürgermädchen keinen Anspruch hatte. So blieb es jahrhundertelang, und wenn wir auf alten Theaterzetteln die Damen als Madame oder Demoiselle aufgeführt und diese Bezeichnung auch als frühere Briefaufschriften angewendet finden, so ist das nicht von ungefähr, sondern begründet sich damit, daß der Titel Fräulein, ja selbst Frau den nicht hochgestellten Personen weiblichen Geschlechts einfach nicht gebührte. Vielfach mußten sie sich damit begnügen, daß auch in der persönlichen Anrede ihrem Familiennamen die kleine Silbe „in" angehängt wurde — Schmidtin, Schulzin, Karschin, Luise Millerin usw. — und wir haben alte Briefaufschriften, die einfach lauten: „An die Niemeyersche" oder „An Christine Marie, Magd auf Gut soundso". Die Sitte, daß vornehme Frauen sich solche besondere Bezeichnung als Anrede beilegten, stammt aus den Ritterzeiten und führte sich eigentlich erst im 15. Jahrhundert ein. Aber nur die Gemahlinnen wirklicher Ritter führten den Namen Madame, der als Ehrenname angesehen werden mußte. Doch schon im 16. Jahrhundert änderte sich der anfangs streng beobachtete Gebrauch, zumal es mit dem Rittertum zu Ende ging und das Bürgertum sich so glänzend entwickelte, daß es in die adeligen Kreise einzudringen begann. Es fingen vornehme Bürger- und Gelehrtenfrauen an, sich auch den Titel Madame beizulegen, und so ging man noch im 16. Jahrhundert allgemein dazu über, jeder verheirateten Frau von gutem Stande den Titel Madame, jeder unverheirateten das Mademoiselle zu erlauben. In Deutschland, das mit seiner zum Teil armen und verkommenen Ritterschaft an dieser Einführung weniger Anteil gehabt hatte, führten sich diese Bezeichnungen erst im Laufe der Zeit durch, so daß sie eigentlich erst im 18. Jahrhundert in bürgerlichen Kreisen allgemein wurden. Es ist aber bezeichnend, daß man die französische Form wählte, während man die deutsche Form anscheinend als Voraussetzung eines höheren Ranges vermied. Gretchen will sich nicht Fräulein nennen lassen, weil es ihr der Sitte und den Rangbegriffen gemäß nicht zukommt. Dem Titel Fräulein lag eben immer die Voraussetzung des Adels zugrunde. Noch Amarantes sagt 1715 in seinem Frauenzimmerlexikon: „Fräulein ist ein junges und annoch unvermähltes Frauenzimmer, so von adlichen Eltern geboren worden." Dieser Rangbegriff war sogar ursprünglich so streng, daß man ihn überhaupt nur hochadligen und fürstlichen Damen zubilligen wollte, bei denen er gewissermaßen den Titel Prinzessin vertrat. Die un-

verheiratete Tochter des Markgrafen von Brandenburg nannte sich ausdrücklich „Kunigunde Markgräfin zu Brandenburg und Fräulein in Preußen“, und die alten Sitten sehr ergebene Liselotte von der Pfalz schreibt 1715 mißbilligend: „In meiner Zeit hießen die Hofjungfern noch nicht Fräulein, man wußte von keinem Fräulein als gräflichen, ja gar fürstlichen, denn ich erinnere mich noch, daß meine Tante Prinzessin Lisbeth von Hessen-Cassel nicht anders als Fräulein Lisgen geheißen hat, aber wovon ich rede, ist nun wohl 66 Jahre her.“ So ziehen sich, von oben ausgehend, durch die ganze Zeit die unverkennbaren Bestrebungen hin, den Titel Fräulein auch den unteren Rangstufen zu gewinnen; es ist die nivellierende Bewegung des sich ankündenden demokratischen Zeitalters, die Rangunterschiede auszugleichen und aufzuheben. Sobald die einfachen Hofdamen die Benennung Fräulein für sich in Anspruch nahmen, strebten auch schon die noch untergeordneteren Adelskreise und endlich auch das Bürgertum danach. Um das Jahr 1800 werden in Norddeutschland Stimmen laut, die vorschlagen, daß sich die Töchter guter Häuser fortan Fräulein nennen lassen sollten. Dieser Vorschlag war einer gewissen Verwirrung entsprungen, die sich allmählich aus den verschiedenen Bezeichnungen, die von jungen Mädchen geführt wurden, ergeben hatte, und war also durchaus vernünftig. Die allgemeine und jedenfalls ehrenhafte Bezeichnung gegenüber dem teilweise zweideutigen Demoiselle war Jungfer; in Hamburg ließen sich die Töchter mittlerer und unterer Stände bedenkenlos mit Dirne (Deern) benennen. Demoiselle galt als landläufige Anrede für jede junge Dame; die Haustochter eines guten Hauses nahm es ebenso für sich in Anspruch, wie es die zweifelhaften Mädchen taten, die zwar im allgemeinen als Mamsellen bezeichnet wurden, sich aber selbst nicht immer so nannten. Es ist also zu verstehen, wenn man den Töchtern besserer Stände anempfahl, das „Fräulein“ für sich in Anspruch zu nehmen, um damit gleichsam ihre höhere gesellschaftliche Rangstufe zum Ausdruck zu bringen, und wirklich ging man, wenn auch langsam, dazu über. Wie sehr aber in amtlichen und adligen Kreisen noch das Vorurteil des Standesbewußtseins darüber wachte, daß der Titel Fräulein für bürgerliche Kreise ausgeschlossen blieb, ersieht man daraus, daß noch 1815 die Postämter eines norddeutschen Staates angewiesen wurden, keine Briefe an Bürgertöchter zu befördern, die die Anschrift „Fräulein“ trugen. Und als 1823 bei Einholung des Kronprinzenpaares in Berlin die üblichen Ehrenjungfrauen ausgewählt waren und dem König die Liste zur Genehmigung vorgelegt wurde, strich er bei der ersten, als Fräulein Büsching, Tochter des Oberbürgermeisters, aufgeführten Teilnehmerin eigenhändig das „Fräulein“ und setzte „Mamselle“ dafür. Noch die mittleren Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts führen auf allen Theater- und Konzertzetteln für Künstlerinnen immer nur das „Madame“ oder „Mademoiselle“, und erst der neueren Zeit blieb es vorbehalten, jungen unverheirateten Damen Anspruch auf die Bezeichnung „Fräulein“, wenn nicht „gnädiges Fräulein“ zu verschaffen.

Bertha Witt.

Die Algen als Nahrungsmittel der Zukunft. In den rohen Nahrungsmitteln befinden sich winzige Mengen gewisser Stoffe, die zur Erhaltung der menschlichen Lebensvorgänge unentbehrlich sind, und die man daher als Vitamine, d. h. Lebensstoffe, bezeichnet. Man kennt bis jetzt vier Arten solcher Lebensstoffe, die Vitamine A, B, C und D, von denen jedes eine ganz bestimmte Aufgabe erfüllt. Sie sind also sämtlich zu einer gesundheitsgemäßen Ernährungsweise unentbehrlich. Wenn nun die Nahrungsmittel derart zubereitet werden, wie es beim Kulturmenschen der Gegenwart ganz gewöhnlich geworden ist, daß man sie nämlich trocknet, einsalzt, räuchert, einmacht, kocht, brät, bäckt, zerstampft, auslaugt, pasteurisiert, sterilisiert und in Gärung überführt, so kann man sich nicht wundern, daß die sehr leicht zerfallenden Vitamine größtenteils zerstört werden. Feines Weizenmehl, polierter Reis, raffinierter Zucker sind vollkommen vitaminfreie Nahrungsmittel. Da viele Menschen sich jetzt geradezu überwiegend von solchen vitaminarmen Nahrungsmitteln ernähren, konnte es nicht ausbleiben, daß die zahlreichen Krankheiten, die man jetzt als Avitaminosen, d. h. Krankheiten aus Vitaminmangel, erkannt hat, und die sicher noch viel zahlreicher sind, als man bis jetzt weiß, in erschreckender Weise um sich gegriffen haben. Die Nahrungsmittelsachverständigen haben daher längst erkannt, daß die Frage heute nicht mehr lautet: Wie schaffen wir für die Menschheit die erforderlichen Nahrungsmittel?, sondern: Wie verschaffen wir ihr die erforderlichen Vitamine? Vor allem muß man sich darüber klar sein, daß die Pflanzen, die sich durch ihre grüne Färbung als chlorophyllhaltig erweisen, die einzige Entstehungsquelle für alle Vitamine der Erde sind. Diese stellen sie aus Kohlensäure und anderen anorganischen Stoffen her. Kein Tier ist imstande, ihnen dieses Kunststück nachzumachen. Alle Vitamine, die sich in der tierischen Nahrung finden, stammen von den grünen Pflanzen, die von den Tieren gefressen worden sind. Die Seetiere entnehmen ihre Vitamine den Algen. Diese sind nun den Landpflanzen in der Erzeugung von Vitaminen stets überlegen, weil sie sich immer in einer Umgebung befinden, die alle zum Aufbau der Vitamine erforderlichen Stoffe enthält; denn diese alle finden sich aufgelöst im Meerwasser. Dagegen kann es bei den Landpflanzen sehr leicht vorkommen, daß gerade an der Stelle, wo sie wachsen, der eine oder andere zum Aufbau der Vitamine wichtige Stoff knapp ist oder ganz fehlt. Das gilt sogar nicht nur für die Vitamine, sondern auch für andere zu einer einwandfreien Ernährung notwendige Stoffe, so besonders für das ebenfalls erst seit kurzem in seiner vollen Wichtigkeit erkannte Jod. Die Kropfgebiete, deren es eine ganze Anzahl auf der Erde gibt, entstehen lediglich dadurch, daß die dortigen Pflanzen nicht so viel Jod enthalten, wie der menschliche Körper zur Erhaltung seiner Gesundheit braucht, und sein Mangel führt zu einer Überanstrengung der Schilddrüse, die sich durch die Anschwellung am Halse, dem Kropf, äußert. Algen und die Meertiere, die sich von ihnen ernähren, enthalten stets genug Jod, wie sie stets genug Vitamine enthalten, und darum ist auch der aus den Fischen gewonnene Lebertran ein so ideales, vitamin- und jodreiches Nahrungsmittel, mit dem man heute schon zahlreiche Avitaminosen heilen und noch mehr verhindern kann. Da nun die Algen noch reicher an Vitaminen und allen zum Leben wichtigen Stoffen sind als die Seetiere und ihre Trane, kann man sich kein idealeres Nahrungsmittel als sie selbst denken. Der Naturmensch hat auch sicher Algen gegessen, aber noch lehrreicher ist es, zu wissen, daß sie von den Japanern heute noch verzehrt werden. Bei einer einzigen Mahlzeit nimmt der Japaner oft sechs bis sieben verschiedene Arten davon zu sich, indem er sie in Pulverform der Nahrung beimischt. Der Kropf ist daher in Japan auch unbekannt. Überhaupt dürfte die zweckmäßige Ernährungsweise der Japaner einer der Hauptgründe für ihren guten Gesundheitszustand sein. Eine ähnliche Ernährungsweise hatten noch vor kurzer Zeit die Bewohner von Tahiti. Auch sie waren damals gesunde, kräftige und hübsche Menschen mit vorzüglichen Zähnen. Seit man sie aber mit europäischer Nahrung überschwemmt hat, beginnen auch ihre Kinder die Vitaminmangelserscheinungen so vieler europäischer Kinder aufzuweisen, was zuerst und besonders an den schlechten Zähnen, welche viele tahitanische Kinder jetzt haben, auffällt. In der Tat haben neuere Untersuchungen gezeigt, daß alle die Ursachen, die man bisher für die Verschlechterung der kindlichen Gebisse angegeben hatte, zu Unrecht beschuldigt waren, und daß lediglich der Mangel an Vitamin A diese Erscheinung hervorruft. Um unsere heutige Nahrung wieder vollwertig zu machen und sie durch neue vitaminreiche Nahrungsmittel zu ergänzen, müssen wir also mehr als bisher auf die Erzeugnisse des Meeres, die tierischen und noch besser die pflanzlichen zurückgreifen. Leider ist über die Größe dieser Nahrungsreserven der Menschheit und die Möglichkeit ihrer Pflege und Vermehrung noch so gut wie gar nichts bekannt. „Die Wahrheit ist,“ sagt Dr. East in einer kürzlich von ihm veröffentlichten Arbeit über die Beschränktheit der menschlichen Nahrungsmittelreserven auf dem Festlande, „daß wir keine eigentlichen Unterlagen besitzen, nach denen wir die Vorräte in Vater Neptuns Speisekammer genau schätzen könn-

ten.“ Diese Speisekammer und besonders die Lebensweise und Fortpflanzung der Algen eingehend zu erforschen, wird eine Zukunftsaufgabe der Wissenschaft sein. Es hindert uns aber nichts, bevor diese Aufgabe geleistet ist, schon jetzt aus dieser Speisekammer zu schöpfen. Prof. Dr. Walter Anderssen.

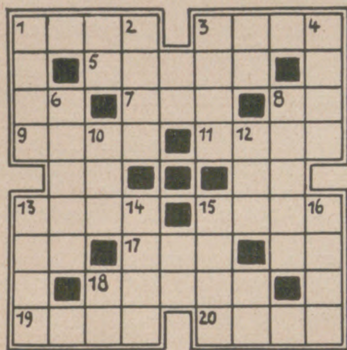
Das Diptamwunder. Jeder Seemann im Mittelmeer weiß, daß die Insel Korsika früher gerochen als gesehen werden kann. Das rührt von ihren Maquis her, eigentümlichen, hartlaubigen Sträuchern, deren Blätter außerordentlich reich mit Drüsen ausgestattet sind, die ungemein stark riechende, ätherische Öle absondern. Bei uns sind derartige Pflanzen viel seltener, ihre Ölproduktion ist geringer, ihr Duft dementsprechend auch schwächer. Zu den wenigen Formen, die ihres betäubenden Geruches wegen eine Ausnahme bilden, gehört vor allem der Diptam, eine stattliche Staude mit reichblütigen Trauben. Betrachtet man die Pflanze eingehender, so sind zahllose grüngelbe Drüsen nicht nur am Stengel, sondern auch auf den weißen oder roten Blütenblättern und auf den langen Staubfäden deutlich zu erkennen. Ein brennendes Streichholz an den Grund der in voller Blüte stehenden Traube gebracht, offenbart das Diptamwunder. Eine lodernde Flamme schlägt nämlich bis zur obersten Blüte empor, um ebensorasch wieder zu verlöschen. Die ganze Pflanze bleibt dabei völlig unversehrt, höchstens die Drüsenköpfchen sind leicht versengt. Der reichliche Öldampf mischt sich nämlich mit der Luft zu einem brennbaren Gemisch, das nur angezündet zu werden braucht, um mit explosionsartiger Geschwindigkeit zu verbrennen. Begreiflich, daß der Geruch des Öles Insekten als Bestäubungsvermittler anlockt, während sein scharfer Geschmack die Pflanze immerhin vor Tierfraß zu schützen vermag. Das wird besonders für die Hartlaubflora der Mittelmeerländer geltend gemacht, wo während des Sommers, der hauptsächlichsten Vegetationszeit, wochenlang kein Tropfen Regen fällt, Tierfraßverluste der Pflanze also besonders schädlich sein können. Tyndall hat übrigens auch darauf hingewiesen, daß die dünne Öldunstschicht, von der die Maquis immer besonders reichlich umgeben sind, für Wärmestrahlen weniger durchlässig ist, wodurch die Pflanze tagsüber gegen übermäßige Erwärmung und Wasserverdunstung, während der Nacht gegen eine allzu große Abkühlung gesichert ist. Ewald Schild.

Schlecht essende Kinder. Groß ist die Zahl der Kinder, über deren Appetitlosigkeit geklagt wird. Es handelt sich dabei in der Regel um drei- bis fünfjährige Kinder, die nicht dazu gebracht werden können, die notwendige Nahrungsmenge aufzunehmen, oder dies doch nur so langsam und unter so großer Mühe der Eltern tun, daß es diesen allmählich unerträglich wird. Vielfach wird allerdings Kindern auch eine Nahrungsmenge zugemutet, die weit über den normalen Bedarf hinausgeht, so daß sich die Kinder diesem Überfüttern mit Recht widersetzen. Die Krankheit der schlecht essenden Kinder macht sich oft schon in den ersten Zeiten ihres Daseins bemerkbar. Schon als Säuglinge machen sie Schwierigkeiten beim Übergang zur breiigen Kost. Auch wollen sie, häufiger als andere Kinder, nicht von der Brust zur Flasche übergehen, sondern sofort mit dem Löffel gefüttert werden. Kleine Krankheiten steigern dann noch diese Eßunlust, so daß diese Kinder nicht recht gedeihen wollen. Milch wird häufig zurückgewiesen, und in Anbetracht der Tatsache, daß Milch und Milchspeisen in der Ernährung der Kleinkinder noch eine große Rolle spielen, führt das zu einer nicht unbeträchtlichen Störung in ihrer Aufzucht. Dagegen bevorzugen diese Kinder merkwürdigerweise pikante Sachen, scharf gewürzte, anregend schmeckende Gerichte. Gebratenes Fleisch, Bratentunke, Bratkartoffeln werden gern genommen, saure Gurke, Heringssalat, Sauerkohl, Schinken, Wurst bevorzugt, auch Obst wird gern gegessen. Es ist dies gewissermaßen eine Frühreife des Geschmacks. Die Eltern vermuten dann oft die Ursache in Magenleiden, Würmern, Tuberkulose, alles Erkrankungen, von denen ihnen bekannt ist, daß sie Appetitlosigkeit hervorrufen. Meist treten bei diesen Kindern auch nervöse Erscheinungen auf, Schreckhaftigkeit, Ängstlichkeit, nächtliche Unruhe; auch Bettnässen findet sich häufig. Wenn auch ein großer Teil der Eßschwierigkeiten in der besonderen Veranlagung des Kindes gesucht werden muß, so ist doch nicht zu verkennen, daß das falsche Verhalten der Eltern viel zur Verschärfung des Zustandes beiträgt. Die Kinder werden immer wieder gefragt, was sie essen mögen; sie bekommen noch im dritten bis fünften Lebensjahr die Flasche, weil die Eltern meinen, es sei besser, wenn das Kind eine Menge Milch aus der Flasche trinke, als wenn es gar nichts nehme. Man verstärkt aber die Schwierigkeiten, indem man dem Kinde nachgibt. Bei der Behandlung der Eßunlust ist die Erziehung unbedingt in den Vordergrund zu stellen. Hungernlassen hat keinen Erfolg, auch systematische Hungerkuren nicht, die vereinzelt jetzt wieder empfohlen werden. Am sichersten kommt man zum Ziele, wenn man die Kinder in eine andere Umgebung bringt. Die Kinder, die zu Hause nicht essen wollen, nehmen oft genügend Nahrung zu sich, wenn sie zu Verwandten oder Bekannten zu Besuch kommen. Für die häusliche Behandlung muß man sich darauf beschränken, alles Unzweckmäßige zu unterlassen. Die Ernährung mit der Flasche muß aufhören. Aus den bevorzugten Speisen des Kindes ist ein Speisezettel zusammenzustellen, der die Verdauungsorgane nicht schädigt. Eigentümlich ist es ja, daß diese Kinder den Geschmack eines Erwachsenen haben, ohne die Fähigkeit zu besitzen, die Nahrung der Erwachsenen zu verdauen. Dr. Telmann.

Über den Tanz. Mit den immer weiter um sich greifenden Reformbestrebungen der Tanzkunst und den Versuchen, die rhythmische Sprache des Körpers neu zu beleben, mehrt sich auch die diesen Problemen nachgehende Literatur. Teils sind es nur Bildersammlungen, die den Zweck haben, schöne oder charakteristische Tanzposen festzuhalten, teils handelt es sich aber auch um rein theoretische Erörterungen oder beschreibende Schilderungen. Zu der ersten Kategorie ist die Veröffentlichung von Paul Isenfels „Getanzte Harmonien“ (Verlag Dieck & Co., Stuttgart) zu zählen. Sie enthält photographische Aufnahmen von Darbietungen der Stuttgarter Tanzschule Herion in der reizvollen Umgebung eines Schloßparkes. Ein Märchenreich von Anmut und jugendlicher Menschenschönheit tut sich in diesem vornehm ausgestatteten Bilderbuch vor den Augen des Lesers auf. — Der „Nackttanz“ nimmt natürlich — wie auch nicht anders zu erwarten — in der neuzeitlichen Tanzkunst eine bevorrechtete Stellung ein, weil nur er die Rhythmik des Körpers in vollem Maße entfalten kann. Über ihn hat Werner Suhr im Verlag Robert Laurer, Egestorf, Bezirk Hamburg, ein kleines illustriertes Büchlein erscheinen lassen, das gefällig, mehr feuilletonistisch als wissenschaftlich das Problem der Nacktkultur erörtert, gegen die sich nie moralische, sondern nur ästhetische Bedenken erheben lassen, insofern als Nacktheit, um ästhetisch zu wirken, mit körperlicher Schönheit verbunden sein muß, die aber erst durch gymnastische Übung erzielt werden kann. — Welche Wichtigkeit die Volksbildungsbewegung dem Tanz beimißt, zeigt deutlich die Veröffentlichung des Bühnenvolksbundverlages „Tanz und Reigen“, herausgegeben von Dr. Ignaz Gentges. Das Wesenhafte der modernen Tanzkunst zu verdeutlichen, dabei aber gleichzeitig das volkstümliche Element gebührend zu berücksichtigen, ist der Zweck dieses Buches, das eine besondere Anziehungskraft dadurch erhält, daß markante Führergestalten der Körperbewegungskultur, wie Rudolf v. Laban, Mary Wigmann u. a., Aufsätze beigesteuert haben. — Grundlegend für alle Tanzkunst bleibt aber immer die Körperbewegung. Keine ist berufener, über dieses Thema zu schreiben, als Frau Dr. Beß M. Mensendieck, hat doch das von ihr ersonnene System die weiteste Verbreitung gefunden. Ihr neues Werk „Bewegungsprobleme“ (Verlag von F. A. Bruckmann A.-G., München) bringt mit Hilfe von Abbildungen nach Plastiken und Gemälden sowie Stellungsbeispielen nebst den erforderlichen Beschreibungen ihre Lehre in konzentriertester Form und ermöglicht jedem, ohne Anleitung die für die Ausbildung der Arme wichtigen Übungen durchzuführen. Dr. V. T.

ZUM NACHDENKEN

Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 1 Blutgefäß, 3 Löhnung, 5 Teil der Violine, 7 Gewässer, 9 junger Wein, 11 Blume, 13 viereckige Musterung, 15 Stadt in Algerien, 17 Kirche, 18 Wasserstandsmesser, 19 germanische Gottheit, 20 Tonzeichen; senkrecht: 1 Lebenshauch, 2 Ruhepause, 3 Holzmaß, 4 kleine Büchse, 6 Zeitabschnitt, 8 Religion, 10 englische Anrede, 12 Sinnesorgan, 13 deutscher Philosoph, 14 deutscher Fluß, 15 Vorzeichen, 16 Teil des Rades.

Vorsetzrätsel.

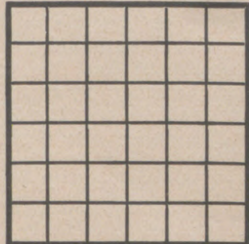
Lachs
Auge
Singen
Rotte
Eder
Strich
Bier
Leim

Durch Vorsetzen je eines bestimmten Buchstabens vor die einzelnen Wörter sind Wörter mit anderer Bedeutung zu bilden. Die vorgesetzten Buchstaben ergeben, aneinandergereiht, ein Verkehrsmittel.

Rösselsprung.

	ne	ren	den	im	
nar	schlüpf	mir	glatt	mor	kun
pfa	das	sei	rund	te	ra
rig	die	und	dir	se	gen
glück	oe	und	tauscht	de	heu
treibt	rollt	das	ist	hold	in

Magisches Sechser-Quadrat.



Die Buchstaben: a a a a c c c c e e e e e g h h h h h h m m o o p r r r r r s s s u z z ergeben, richtig geordnet, wagerecht und senkrecht die gleichen Wörter folgender Bedeutung: 1 Spielart beim Skat, 2 Indianervolk, 3 Erntearbeiter, 4 Bekleidungsstück, 5 Insel in der Adria, 6 Romanschriftsteller.

Silben-Silbenrätsel.

Aus den Silben:

ak — am — aul — bach — bild — die — e — en — frau — fri — ge — gel — gen — ich — ke — le — len — lieb — mei — milch — mir — mo — mon — neu — ni — re — rei — schen — sten — ta — vol — wan — za

sind 13 Wörter von folgender Bedeutung zu bilden: 1 Scharfes Gas, 2 Milchwirtschaft, 3 Pflanzenteil, 4 Weinsorte, 5 Spürwiesel, 6 persischer Titel, 7 Fußboden, 8 bekannter italienischer Physiker, 9 deutscher Maler, 10 italienische Landschaft, 11 Wirtshaus, 12 Backe, 13 Bild aus dem täglichen Leben. — Die ersten Silben, von oben nach unten gelesen, ergeben ein Zitat aus Goethes „Faust".

Einen flüchtigen Rehbock zum Stehen gebracht und erlegt. Wie das gelungen ist, berichtet Georg Graf zu Münster:

Wieder befand ich mich einmal in Schloß R. im Wienerwald bei meinem Freunde Fürsten Y., um ein paar Böcke zu schießen. Wir hatten den 25. Juli, die Brunft stand unmittelbar vor der Tür. Als die beste Zeit galt im Wienerwald der Augustanfang, doch es gab Böcke genug, die abgeschossen werden sollten, und alle an einem Tage konnte man ja nicht schießen. Und so beschloß denn der Fürst, vor dem 1. August mit denjenigen Böcken zu beginnen, die schon im verflossenen Jahre abgeschossen werden sollten, die sich früher aber ihrer Verfolgung zu entziehen gewußt hatten. Und so kam es, daß wir es am 25. Juli auf zwei alte starke Böcke abgesehen hatten. Wir wollten beide zusammen hinausgehen und es mit dem Blatten versuchen. Den ersten Bock sollte ich schießen.

Es mochte 6 Uhr abends sein, als wir aufbrachen, um unser Weidmannsheil auf diese beiden alten Schlaumeier zu versuchen. Beide hatten ihren Stand auf dem gleich hinter dem Schloßpark sich erhebenden Berge und waren mir nur ganz oberflächlich bekannt, insofern ich sie im vorhergehenden Jahre gelegentlich einer Pirsch einmal flüchtig gesehen hatte.

Nach etwa halbstündigem Steigen gelangten wir in die Nähe des Standortes des einen Bockes, den ich schießen sollte. Alles Fiepen erwies sich hier aber umsonst. Urian schien nicht zu Hause zu sein. Wahrscheinlich war er auf der Suche nach einer brunftigen Geiß begriffen. Da auch das Angstgeschrei, das ich einmal versuchte, nichts fruchtete, stiegen wir höher hinauf, um weiter oben, wo sich immer Geißen aufhielten, es an anderer Stelle noch einmal zu versuchen. Da plötzlich bemerkte ich etwa 120 Schritte links vom Wege im Buchenstangenholz ein Reh, das, den Kopf an der Erde, spitz auf uns zustand. Sofort blieb ich stehen, machte den Fürsten darauf aufmerksam und nahm das Glas, um das Stück anzusprechen. Ein Bock war es, ob aber der für den Abschuß bestimmte, vermochte ich nicht zu beurteilen, da ich den Bock ja nicht näher kannte. Mittlerweile hatte uns Urian aber längst eräugt, war unruhig geworden und machte jetzt plötzlich kurz kehrt und springt ab. Im Abspringen aber hatte ihn mein Freund erkannt und mir sofort zugeflüstert: „Er ist es, schießen!" Rasch ließ ich daher das Angstgeschrei ertönen und rannte am Stangenholz entlang, in der Hoffnung, den Bock doch noch zum Stehen zu bringen. Und richtig, kaum war ich 50 Schritte vorgerannt, da sah ich den Bock im Stangenholz stehen, neugierig nach mir hinäugend. Ein rascher Blick durchs Glas belehrte mich, daß er es auch wirklich war. Da zwischen zwei Buchenstangen das Blatt zu erkennen war, ging ich, rasch entschlossen, mit der Fernrohrbüchse in Anschlag und machte Dampf.

Wie vom Blitz erschlagen brach der Bock im Feuer zusammen, so daß ich ursprünglich einen Prellschuß befürchtete. Glücklicherweise erwies sich meine Befürchtung aber als umsonst — der Bock rührte kein Glied mehr. Die Kugel saß mitten auf dem Blatt, sowohl Ein- als auch Ausschuß.

In seinem bekannten Buche „Die Geheimnisse der Blattkunst" (J. J. Weber in Leipzig) beschreibt Graf Münster noch weitere Erfolge, die ihm seine meisterhafte Beherrschung des Blattens verschafft hat. Um auch anderen Jägern zu solchem Weidmannsheil zu verhelfen, gibt er eine genaue Anleitung, wie man das Blatten handhaben muß.

Verwandlungsrätsel.

Bern	Bern	Bern	Bern
Kate	Moor	Lehm	Mode

Durch Ändern von Stufe zu Stufe (jedesmal ein Buchstabe) sind aus dem Worte Bern die vier Wörter Kate — Moor — Lehm — Mode zu bilden.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4345.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4343.

Silbenwahlrätsel: 1 **Revie**re, 2 Koral**le**, 3 Papier**streif**en, 4 Bio**ch**emie, 5 Ge**fäll**e, 6 Po**len**ta, 7 Taschen**die**be, 8 Guß**ei**sen, 9 Rotbu**che**. — Viele Streiche fällen die Eiche.

Kreissilbenrätsel: a Ravenna, b Nagaika, c Kasino, d Novize, e Zechine, f Nemea, g Amati, h Tiara.

Einsetzrätsel: Uhr, Hof, Luft, Arm, Netz, Druck. — Uhland.

Diamanträtsel: 1 h, 2 Sau, 3 Birke, 4 Anemone, 5 Harmonium, 6 Klinger, 7 Erika, 8 Rum, 9 m.

Arithmogriph: A—B Kamm, C—D Serenissimus, E—F Rhone, G—H Erika, C—E Satyr, A—F Klondyke, B—G Mansarde, D—H Sofia.

Augenweide: Rasen — Rosen.

Verwandlungsrätsel: An**w**alt, **M**itte, **W**olle, Rei**h**e, **K**ette, Mol**e**, A**m**alie, Bo**h**ne, Mar**a**t, **Zu**nge, Sa**f**t, Schi**ff**. — Wilhelm Hauff.

Kreuzwort-Ergänzungsrätsel:

U	L	M	E				E	B	R	O
T	+	+	R		E		M	+	+	L
A	+	J	O	A	C	H	I	M	+	G
H	A	U	S	+	H	+	L	A	M	A
		P	+	L	O	S	+	I		
	K	I	L	O	+	E	R	L	E	
		T	+	T	E	E	+	A		
Z	I	E	L	+	M	+	E	N	T	E
E	+	R	A	I	M	U	N	D	+	F
U	+	+	U		A		D	+	+	E
S	I	E	B				E	S	A	U

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W. 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann [illegible] für den Anzeigenteil Ernst [illegible], beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Anzeigen-Vertreter für die Schweiz: Annoncen-Expedition Kosmos, Friedrich Schröder, Zürich, Mo[illegible]straße 12. General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale Paris 8. e.. 44/bis. Rue Pasquier.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG · J. J. WEBER · LEIPZIG

NR. 4345. 170. BAND EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 21. JUNI 1928



DER KURSAAL AM ABEND



Der Deauviller Strand mit der „Sonnen-Bar"

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4345. 170. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 21. Juni 1928.

Am Hauptzufahrtswege zum Nürburgring, eine Stunde entfernt

Bad Neuenahr

Einzige alkalische Thermen Deutschlands gegen Zucker, Gallensteine, Magen, Darm, Leber, Nieren, Blasenleiden, Gicht u. Katarrhe

Trink- und Badekur

Vielseitige Unterhaltungen, jegliche Art Sport. Badeschriften durch die Verkehrsbüros u. die Kurdirektion Bad Neuenahr (Rheinl.)

Wohnung im Kurhotel

Einziges Haus mit Bädern aus den Heilquellen. Vorzügliche, streng diät. Küche genau nach Vorschrift des Arztes u. in viel. and. Hotels, Pensionen, Privathäusern

Für Hauskuren

Versand des Neuenahrer Sprudels. / Rein natürliche Füllung. Hiesige Sprudel-Niederlage: Mineralwasserhandlungen, Apotheken und Drogerien.

Rüsten Sie sich für den Besuch in DIE SCHWEIZ

ZÜRICH. Familien-Hotel Waldhaus Dolder. Ideale Ruhe! Wundervolle Fernsicht! Fließendes Wasser, Privatbäder, Tennis, Golf. Pension ab Fr. 14.–. DOLDER GRAND HOTEL. Pension ab Fr. 19.–.

Lausanne. Alexandra Grand-Hotel. Mit allem modernen Komfort, im ruhigen Stadtviertel gelegen. Großer Park. Autogarage-Boxes. Zimmer von Fr. 5.– an. Pension von Fr. 14.– an.

Appenzeller Land, Bodenseegebiet. Beliebte Kur- und Touristenlandschaft. Mäßige Preise. Prospekte durch die Verkehrsbureaus: Appenzell, Heiden, Herisau und St. Gallen.

Tschiertschen. 1400 m ü. M. Hotel Alpina. Saison Mai bis Oktober. Autopost Chur-Tschiertschen. Pension ab Fr. 8.–.

Bad u. Kurhaus Passugg 800 m ü. M. mit Natron-, Jod- und eisenhaltigen Mineralquellen in subalpiner Lage, umgeben von Tannen- und Fichtenwäldern und ausgedehnten Spaziergängen, vereinigt Heilwirkung von Karlsbad und Vichy mit kräftigerem Gebirgsklima. Diättische für Magen- und Nierenkrankheiten, sowie Diabetes. Modernste Badeeinrichtungen und Hydrotherapie. Kurarzt im Hause. Prospekte durch die Direktion. Eröffnet.

Seewis i. Pr. Hotel-Pension Scesaplana an der Linie Landquart Davos. Mildes Höhenklima. Gutbürgerliches Haus. Beste Verpflegung von Fr 8.– an. Autopost. Prospekte.

Curaglia (Graubünden). 1332 m ü. M. 1 Std. v. Disentis. Ruhig. idyll. Höhenkurort. Tannenwaldungen. Pension von Fr. 8.- an. Hotel Lukmanier.

Flims-Waldhaus. Das alpine Seebad. 1150 m ü. M. — Schweiz. Kurhaus Adula. Gutes Familien-Hotel. Pensionspreis v Fr. 12.- an. Mai und Juni Ermäßigung. Vorzügliche Küche. Der Besitzer: W. Hotz.

Arosa. Hotel Bellevue. Vorzüglich in Lage und Verpflegung. Keine Kranken. Pensionspreis von Mark 10.50 bis 12.–.

Churwalden. 1260 m ü. M. Hotel Lindenhof. Behagliches Haus in bevorzugter Lage. Anerkannt beste Küche und Keller. Das ganze Jahr offen. Garage. O. Schubiger.

Acquarossa (Ital. Schweiz). Fango- u. Mineralbad. Rheumatismus, Gicht, Lumbago, Ischias, Exsudate in Muskeln, Gelenken, Rippen u. Bauchfell, Kontrakturen, Ankylose, Blutanomalien, Frauenleiden, Unterernährung und deren Folgezustände. Pension v. Fr. 10.– bis 13.–. Prospekt. H. Herzig.

Brissago bei Locarno. Grand Hotel. Einziges, direkt am See gelegenes Haus mit eigenem Strandbad anschl. an den Park. Ruderboote. Tennis. Garage. Pension ab Fr. 13.-. Prospekte durch den Dir. J. Kleiner.

Ritomsee (Tessin). Hotel Piora. 1840 m ü. M. Prachtvoll geschützt, ruhige, milde Lage. Bestempfohl. Kur-, Touristen- u. Passantenhotel. El. Licht. Bahnstat. Ambri-Piotta. Piotta-Piora m. el. Seilbahn Ritom. Prosp. Severino Lombardi.

Goldiwil (Berner Oberland). 1000 m ü. M. Idealst. Aufenth. f. Ruhe u. Erhol. Sonn., geschützt, staubfrei, waldreich. Prächt. Blick a. Vor- u. Hochalp. Besteingeführ. komf. Häus. Prosp. Hotels: Jungfrau (60 Betten), Waldpark (40 Betten), Blümlisalp (40 Betten), Chalet Ramholz. Kinderheime: Sonnalp u. Liauba.

Zweisimmen. 1000 m ü. M. Linie Spiez-Montreux. Großes neues Schwimm-, Sonn- und Luftbad. Waldreich. Forellen.

Flims Das alpine Seebad. Park-Hotel Waldhaus. 1150 m üb M. Einzig in seiner Art bestehendes Großhotel im reinen Villensystem. Großes Gesellschaftshaus. Mitten in großem, eigenem Waldpark auf dominierender Lage. Ruhig und staubfrei. Tennis — Golf. Pens.-Arrang. v. Fr. 17.— Hochsaison Fr. 19.— an. Dir. Ed. Bezzola.

Bergtäler am Hinterrhein (i. Quellgeb. d. Rheins) Graubünden (Schweiz). Autorouten Thusis-Bernhardinpaß-Tessin und Splügen-Italien. Auf kurzer Strecke findet der willkomm. Gast hier Orte aus der mildesten Gegend Graub. bis zum höchstgel., stets bewohnten Bergdorf Europas. Herrl. Bergseen und Landschaften mit heilkr. Bädern. Klimatische Vorzüge und gutgef. Hotels in nur mittlerer Preislage. (Fr. 8.— bis 14.—). Für alle Orte direkte Bahn- oder Autopostverbindung. Prospekte durch Verkehrsbureau Thusis.

VIERWALDSTÄTTERSEE UND ZUGERLAND.

Das imposanteste Hochalpen-Panorama der Mittelschweiz **STANSERHORN** bei Luzern. 1900 m ü. d. M. Genußreiche Bergbahnfahrt. Hotel Stanserhorn, Kulm. (100 Betten). Kombinierte Billette für Bahn und Kulmhotel.

Beckenried Bevorzugt. Luftkurort in ruhig., staubfreier Lage. Kurorchester, Strandbad, Privatwohnung für Familien. Prospekte durch den Kurverein.

Beckenried. Hotel-Pension Sonne. Bestempf. Ferienhotel in prachtv. sonnig. Lage a. See. Volle Pension bei guter reichlicher Verpflegung von 6 Mk. an. — Prospekte.

Sachseln Gasthaus Pens. Kreuz. Altbek., v. deutsch. Herrsch. bevorz. Haus. Sorgf. Verpflg. Berg-, a. Sarnersee. Brünig-route. 1 Std. v. Luzern. | Ruder- u. Angelsport. Ideal. Seebad. Pens. v. Fr. 9.- an. Prosp. Bes. Familie Britschgi.

Seewen-Schwyz b. Brunnen. Badhotel Rössli. | Pension ab Fr. 8.–. Familienarrang. Prospekt. | Hotel Schwyzerhof.

Weggis. HOTEL DU LAC. Bestrenomm. Haus, bekannt gute Küche. Pensionspreis von Fr. 9.— an. Bitte Prospekte verlangen.

Weggis. PARK-HOTEL. I. Haus, inmitten groß. Park, am See beim Strandbad. 60 Zimmer mit fließ. Wass. Vorzügl. Küche. E. Egli.

Küssnacht a. Rigi. Hotel Seehof. Ruhig., staubfr. u. aussichtsr. Lage am See. Pensionspreis Fr. 7.- bis 9.- Näh. d. Prospekt.

Bürgenstock. 917 m ü. M. Hotel Honegg. Wunderb. Gebirgspanor., prächt. ausg. Spaziergänge inmitt. schön. Wälder. Vorzügl. Küche. Terrasse. Pens. v. M. 8.- an. Prospekte durch Verkehrsbüro oder Familie Emil Durrer.

Emmetten. Hotel Engel. 800 m ü. M., klimat. Kurort ob. Beckenried, altbekannt. deutsches Haus. Pens. v. Fr. 7.- an. Prosp. A. Sorg.

Buochs. HOTEL KRONE. Park, Garage, eigenes Badehaus. Pension v. Fr. 8.– bis 10.–. Prospekt durch Familie Odermatt.

Stans Vierwaldstättersee und Zugerland. Gutgeführte Hotels. Pensionspreis v. Fr. 7.— an. Prospekte durch das Verkehrsbureau.

Ferien im **ZUGERLAND.** Angenehme Kuraufenthalte und Ausflugsziele. Gutgeführte Hotels, Pensionen und Kinderheime. Auskünfte und Prospekte durch das Kant. Verkehrsbureau, Zug.

UNTERÄGERI am ÄGERISEE. 750 bis 1600 m ü. d. M. Ärztlich bevorzugter, klimatisch geschätzter Luftkurort. Gutgeführte Kinder-Kuranstalten u. Fremdenpensionen. Kurorchester. Prospekte u. Auskunft durch das Verkehrsbureau Unterägeri.

Pensionat Johnston, Chailly-Lausanne für junge Mädchen von 16–18 Jahren. Gründliche Erlernung der französischen und englischen Sprache. Musik, Sport, Familienleben. Beschränkte Schülerzahl.

Kauft Bücher. Verlagsverzeichnis kostenlos. J. J. Weber, Leipzig C 1.

„Ganz besonders die Bilder Ihres Aktuellen Bilderdienstes aus allen Gebieten interessieren das Publikum jeden Standes, Alters und Geschlechts." — Offerte mit Probebildern umsonst und postfrei vom Verlag J. J. Weber in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7.

In der Sammlung J. J. Webers Illustrierte Handbücher ist erschienen:
Die Astrologie.
Entwicklung, Aufbau und Kritik. Von Prof. Dr. Arthur Krause. Mit 50 Abbildungen. Gebunden RM. 7.50.
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber in Leipzig C 1.

AXENSTEIN

ob **Brunnen** am **Vierwaldstättersee**
Altbekannter vornehmer Höhenkurort
GRAND HOTEL — PARK HOTEL
Modernster Komfort bei mässigem Preis
Golf — Tennis — Waldpark — Orchester
Illustrierter Prospekt bereitwilligst.

DAVOS 3 Sanatorium Seehof. Mäßige Preise. Prospekt. Kurhotel Esplanade. Prospekt. Preise ab M. 12.-.



HOTEL GREAT CENTRAL

Londons berühmtes Familienhotel.

Von allen Stadtteilen aus leicht zu erreichen. Untergrundbahn-Station unmittelbar beim Hotel. Grosser Palmenhof. Schöne, behagliche Zimmer.
MÄSSIGE PREISE.
Verlangen Sie Prospekt vom Hotel Great Central, Marylebone Road, London.

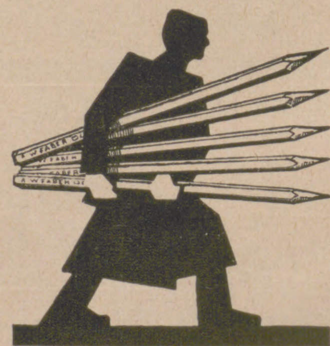
WALDORF HOTEL

ALDWYCH, LONDON, W. C. 2

Ein Luxushotel mit moderierten Preisen.

Prospekt mit Preisangaben von John Kugi, Generaldirektor, Waldorf Hotel, Aldwych, London, W. C. 2.
Telegramm-Adresse: Waldorfius, London.

A.W. FABER



"CASTELL"
DIE BESTEN
BLEI-KOPIER-TINTEN u. FARBSTIFTE
·DER GEGENWART·

Schweizer — Briefmarken!
Wenn Sie nach LUZERN kommen, so besuchen Sie, bitte, in Ihrem Interesse das größte Magazin dieser Branche.
G. Auf der Maur, Löwenstraße 24
(beim Löwendenkmal und Gletschergarten).

Allgemeine Notizen.

Die Universität Leipzig im Sommer-Semester 1928. Die immatrikulierten Studierenden überragen die des Sommersemesters 1927 um über 600. Nach Einschluß von 769 eingeschriebenen Hörern beläuft sich die Gesamthörerschaft auf 6348 (S.-S. 1927: 4937). Von den 5579 Studierenden entfallen auf die Theologische Fakultät 214 (einschl. 3 Frauen), die Juristenfakultät 1227 (44), die Medizinische Fakultät 494 (61), die Veterinärmedizinische Fakultät 119, die Studierenden der Zahnheilkunde 252 (38) und die Philosophische Fakultät 3273 (396). Unter den in der letzteren Fakultät eingetragenen Studierenden befinden sich 42 Pharmazeuten (8 Frauen), 326 Naturwissenschaftler (41), 242 Chemiker (19), 894 Philosophen (115), 207 Philologen (24), 729 Neusprachler (148), 328 Mathematiker (20), 203 Landwirte (4) und 302 Staatswissenschaftler (17). Die Zahl der reichsdeutschen Studenten beträgt 5046, wovon 3443 auf Sachsen, 1111 auf Preußen entfallen. 476 Studierende (64) sind aus den übrigen europäischen Staaten, während 31 (2) außereuropäischen Staaten angehören. Schließlich sind noch 9 Danziger und 17 Staatenlose zu nennen.

Eine Flora auf Spitzbergen, in der Nähe des Packeisgürtels, der als starrer Wall den Nordpol vom 81. Breitengrad nördlich umschließt, und in einer riesigen Gletscherwelt wird man in diesen hohen nordischen Breiten kaum vermuten. Die Wissenschaft hat aber etwa 230 Pflanzenarten festgestellt, die zum größten Teil Blumen tragen, wie Anemone, Dotterblume, Scharbockskraut, Pechnelke, Steinbrech, Alpenmohn und andere. Es gibt jedoch nur einen einzigen Baum auf Spitzbergen, die Zwergweide, die nur so hoch wird wie ein mäßiger Heidestrauch. An den Jahresringen läßt sich das Alter dieses unscheinbaren Bäumchens manchmal bis auf 100 Jahre feststellen. — Die billigste Fahrgelegenheit, Spitzbergen kennen zu lernen, bietet sich anläßlich der Touristenfahrten, welche das bekannte Passagiermotorschiff „Monte Cervantes“ von Mitte Juli bis Ende August d. J. bei je 18tägiger Dauer unternimmt und deren Fahrpreise sich von 250 RM. aufwärts bewegen.

Eine Hapag-Kreuzfahrt im Atlantik wird die Hamburg-Amerika Linie nach Durchführung des Nordland-Reise-Programms mit ihrem Vergnügungsreisen-Dampfer „Oceana“ in der Zeit vom 5. bis zum 30. September d. J.

veranstalten, die die Passagiere über Southampton nach Portugal, Madeira, Teneriffa, Nordafrika, Spanien und über Isle of Wight wieder nach Hamburg bringt. In allen Anlaufhäfen ist reichlich Zeit für Besichtigungen.

Wochenend-Fahrten nach England mit dem „Columbus“. Reisenden, die nach England fahren wollen, bietet sich Gelegenheit, zur Überfahrt das größte deutsche Handelsschiff, den modernen Doppelschraubendampfer „Columbus“, zu benutzen. Die Einschiffung der Passagiere in Bremen erfolgt Freitag, den 22. Juni, 27. Juli und 24. August nachmittags, die Abfahrt von Bremerhaven Sonnabend, den 23. Juni, 28. Juli und 25. August in den ersten Morgenstunden, die Ankunft in Southampton Sonntag, den 24. Juni, 29. Juli und 26. August vormittags. Zur Eisenbahnfahrt Southampton—London werden etwa einundeinhalb Stunden benötigt. Rückreisemöglichkeit von London nach Deutschland besteht täglich über Hoek oder mit einem der fahrplanmäßigen Dampfer des Norddeutschen Lloyd über Plymouth.

Der Verband Deutscher Orchester- und Chorleiter hat seinen bisherigen Vorstand einstimmig wiedergewählt, und zwar als Vorsitzenden Dr. Wilhelm Furtwängler, als geschäftsführenden Vorsitzenden Dr. Rudolf Cahn-Speyer, als Beisitzer Generalmusikdirektor Professor Hermann Abendroth-Köln a. Rh., Geheimrat Professor Dr. Siegmund von Hausegger-München und Generalmusikdirektor Professor Dr. Peter Raabe-Aachen.

Die Grundlage der deutschen Bienenzucht bilden gegenwärtig etwa 1 550 000 Bienenvölker. Jedes Bienenvolk dürfte während der Trachtzeit ungefähr die Stärke eines Armeekorps in Friedenszeiten, etwa 40 000, aufweisen, und so kämen insgesamt etwa 62 000 000 000 Bienen für Deutschland in Betracht. Selbst wenn wir alle Menschen der Erde zusammen hätten, so würden sie nur den 40 000. Teil der Bienen betragen, die allein unsere deutsche Bienenzucht hegt und pflegt, damit sie den Segen aus den unzähligen Blüten auf Feld und Flur heimtragen und zu dem köstlichen Honig umwandeln können, der uns in gesunden und kranken Tagen das Höchste als Nahrung und Medizin bedeutet. Rechnen wir nur einen sehr bescheidenen Durchschnittsertrag aus dem einzelnen Volke in Höhe von 8 Kilogramm Honig, dann ergibt sich eine Mindesternte von 12 Millionen Kilogramm Honig und ein Wert von reichlich 35 Millionen Reichsmark aus der deutschen Bienenzucht.

Bad Wildungen für Niere u. Blase
Helenenquelle

Zur Haus-Trinkkur:
bei Nierenleiden, Harnsäure, Eiweiss, Zucker.
1927: 19300 Besucher.

Badeschriften
sowie Angaben billigster Bezugsquellen für das Mineralwasser durch die Kurverwaltung.

Berchtesgadener Land
mit Watzmann und Königssee
Das Paradies der bayerischen Alpen
Alpines Solebad — Höhenluft- und Terrainkuren — Bergsport.
Auskünfte u. Prospekte durch Kurdirektion Berchtesgaden, Fremdenverkehrsverein Berchtesgaden-Land, Fremdenverkehrsverein Schellenberg sowie durch alle Reise- und Verkehrsbüros.

Gegr. 1892 **Uhren-Fabrik UNION GLASHÜTTE i/Sa.**
FABRIK MARKE
Feinste Präzisions-Taschenuhren
Ausgezeichnet mit ersten Preisen.
Verkauf durch alle feinen Uhrengeschäfte

NORDSEEBAD
Kurhaus Kaiserhof **BORKUM** Köhlers Strandhotel
Vereinigte Betriebe unter persönlicher Leitung des Bes. O. Kämpfer
Besteingerichtete Häuser der Nordseebäder mit jedem erdenklichen Komfort: Zentralheizung, fließendes warmes und kaltes Wasser, Privatbäder, Lichtsignale, Fahrstuhl, allerbeste Verpflegung. Pens.-Pr. von 9 RM. an. Geöffnet von Mai bis Oktober

Bad Reichenhall, Pension Esplanade
solides Haus. mässige Preise.

Auch für Ihre Reise
SOENNECKEN FÜLLHALTER



Zuverlässig · elegant · bequem

Bisherige Produktion 67000 Instrumente
SEILER-PIANOS
IN ALLER WELT VERBREITET
ED. SEILER PIANOFORTEFABRIK G.M.B.H. LIEGNITZ
Filialen: BERLIN – BRESLAU – HAMBURG

AWS FABRIK-MARKE
Verlangen Sie bei Einkäufen in Spezialgeschäften
WELLNER-SILBER-BESTECKE
BESTER ERSATZ FÜR ECHT SILBER
ALLEINIGE FABRIKANTIN: SÄCHSISCHE METALLWARENFABRIK AUGUST WELLNER SÖHNE A:G. AUE i.SA.

Bad Blankenburg Thüringer Wald
Sanatorium für Nervöse und Nervenkranke
Sanitätsrat Dr. Warda

Chr. Tauber. Photo-Versand, Wiesbaden.
Meine 44 Jahre bestehende Fachfirma garantiert beste u. billigste Lieferung. Preisliste Nr. 63 kostenlos.

Couleur-Artikel Ia. zu Fabrikpreisen
Josef Kraus Würzburg L. 2
Stud.-Utens.-Fabrik
Illustr. Kat. grat. u. fr.

DIE ORGEL
von Dr. phil. Gotthold Frotscher Privatdozent der Musikwissenschaft Mit 30 Abbildungen. Geb. RM. 7.-. Verlag J. J. Weber in Leipzig C 1.

Hunde aller Rassen, Versand nach all. Weltteilen. Jllustr. Prachtkat. m. Preisl. u. Beschreib. M. 1.- (Marken).
Arth. Seyfarth, Köstritz 2 (Thür.).
Gegr. 1864.



überall **Carmol**
(KARMELITERGEIST)
Carmol-Fabrik Rheinsberg i/M.

PHOTO-LIEBHABER!
Wie heisst die **Einbild-Film-Kamera** für 50 Aufnahmen ohne Kassettenwechsel?
— Amourette! —
Diese kleinste Kamera stets aufnahmebereit ohne besondere Vorbereitung. Fragen Sie Ihren Photo-Lieferanten. Verlangen Sie Gutachten, Filmproben, Beschreibungen. Preis nur 28.— RM.
Deutsche Film-Industrie R. Glombeck, Berlin SW. 68, Friedrichstrasse 37.

Simi beseitigt schnell **Mitesser** Pickel und Fettig glänzende Haut
ÄRZTLICH EMPFOHLEN
Zu haben in Drogerien Parfümerien u. Apotheken
Preis M. 2.— pro Flasche

Wenn

sich die ersten lichten Stellen im Haar zeigen,

oder wenn die Kopfhaut juckt und Schuppenbildung eintritt, ist es höchste Zeit, an eine zuverlässige Haarkur zu denken.

Wählen Sie aber nur ein ernstes, vertrauenswürdiges Haarpflegemittel:
Dr. Dralle's Birkenwasser

Das quälende Jucken verschwindet sofort. – – Schuppenbildung, Haarausfall, Spalten und Brechen der Haare werden verhütet, der Haarwuchs wird kräftig angeregt. – – Das Haar wird voll, glänzend, duftig und geschmeidig. – – Vorzeitiges Ergrauen wird bei dauerndem Gebrauch vermieden!
Begeisterte Anerkennung von Ärzten und Laien.
Seit 40 Jahren bewährt.

Dr. Dralle's Birkenwasser

Preis: RM. 2.20 u. 3.75. 1/2 Liter RM. 6.—, 1 Liter RM. 10.50.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



PAOLO CALIARI GEN. VERONESE: VENUS UND ADONIS

ZUM 400JÄHRIGEN GEBURTSTAG DES ITALIENISCHEN MEISTERS

Paolo Caliari, Veronese genannt nach seinem Geburtsort Verona, wurde im Jahre 1528 geboren. Über das Datum weiß man ebensowenig Genaues wie über die meisten anderen Ereignisse seines Lebenslaufs. Die Glanzzeit dieses Meisters der italienischen Renaissance hob jedenfalls mit der Verlegung seiner Wohn- und Wirkungsstätte nach Venedig (1555) an. Hier schuf er seine prächtigen dekorativen Gemälde. In Ehren und Wohlstand verstarb er am 19. April 1588; mit dem Tode Veroneses verlosch der künstlerische Glanz Venedigs. — Das Original des hier wiedergegebenen Gemäldes befindet sich im Prado-Museum zu Madrid.





900-Jahr-Feier der Stadt Naumburg.

Links oben: Vom historischen Festzug am 10. Juni: Wagen der Innungen beim Passieren des Marktplatzes. — Rechts oben: Der berühmte Naumburger Dom, der zahlreiche Denkmäler altdeutscher Kunst birgt, gegründet zu Anfang des 13. Jahrhunderts.

Links nebenstehend:

Von der ersten Sitzung des neuen Deutschen Reichstags am 13. Juni: Der 82jährige Alterspräsident Bock (Gotha) eröffnet die Sitzung.







Vom Verbandstag der Vereine ehemaliger deutscher Soldaten im abgetretenen Nordschleswig, veranstaltet in Hadersleben (Dänisch-Nordschleswig) am 10. Juni: Predigt des Pastors Horstmann während des Feldgottesdienstes.

Rechts unten und im Kreis:

Zur Einweihung der Deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie in München am 13. Juni: Im Kreis: Die leitenden Professoren der Forschungsanstalt mit deren Vorstand, Prof. Dr. Spielmeyer (ganz rechts). Rechts unten: Das Gebäude der neuen Deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie in der Kraepelinstraße.



DAS WESEN DER KONJUNKTUR UND IHRE ERFORSCHUNG

VON PROF. WOLFF, HALLE

Die Wirtschaft jedes Landes bewegt sich durch die wirtschaftliche und soziale Gesetzgebung und die Finanzgebarung ebendieses Landes in verhältnismäßig engem Rahmen.

Die notwendig große Gleichmäßigkeit der politischen und innerstaatlichen Verhältnisse gibt dem Wirtschaftsleben einen festen Halt, den wir als Struktur der Wirtschaft bezeichnen. Aber in diesem aus der Verfassung, Verwaltung und Rechtsprechung sowie aus dem kulturellen und natürlichen Aufbau des Landes fließenden starken und starren Rahmen herrscht eine große Beweglichkeit der Einzelvorgänge.

Man meint fast, daß die einzelnen Wirtschafter fortgesetzt gegen den festen strukturellen Rahmen der Wirtschaft anlaufen, um ihn zu sprengen — so heftig drängen die Auswirkungen der Handlungen der einzelnen Wirtschafter gegen die Struktur der Wirtschaft an. Doch der Rahmen ist fest; er erträgt im allgemeinen die Erschütterungen, die aus dem brodelnden Kessel kommen, den er umschließt.

Wohl aber schwankt die Wirtschaft nicht nur nicht planlos in diesem Strukturgebilde, sondern man entdeckt auch — bei näherem Zusehen — eine gewisse bewußte Ordnung in ihrer Bewegung. Es zeigen sich konjunkturelle Schwankungen von merklicher innerer Ordnung, denen auch eine gewisse Periodizität innewohnt.

Man kann etwa sagen, daß der Wirtschaft eine bestimmte Wellenbewegung zusteht, ein Auf und Ab der wirtschaftlichen Erscheinungen, das auf dem breiten Boden des bestehenden Staats- und Wirtschaftslebens aufbaut und durch äußere Einflüsse oder durch vorübergehende Einwirkungen Oberflächenveränderungen durchmacht, die etwa den Charakter der „Wellenbewegung" des offenen Wassers bei unruhigem Wetter tragen, wie es Josef Schumpeter schon im Jahre 1915 genannt hat.

Die Wirtschaft ist eben bis zu einem gewissen Grade elastisch, sie ist „im Fluß" und dabei vielfachen Stürmen ausgesetzt, weil wir Menschen als Verbraucher täglich leben und verschieden verzehren und andere Menschen als Erzeuger und Händler die Güter, die der Konsument benötigt, beliebig herstellen und vertreiben.

Der Bedarf dieser Konsumentenmassen gibt in der Tat den ursprünglichen Antrieb zur Produktion und zum Handel im großen wie im kleinen.

Wenn der Umfang dieses Bedarfs und seine Zusammensetzung nach den einzelnen Güterarten genau bekannt wäre, und wenn die gesamte Produktion und der gesamte Absatzhandel danach in ihrem Wirken kontingentiert werden könnten, so sollte es möglich sein, die gesamte Warenerzeugung, ihre Verteilung an die Verbraucher und den Verbrauch selbst in feste Bahnen zu legen, so daß niemals ein merkliches Ab, aber auch kein merkliches Auf der Wirtschaft eintreten könnte.

Wir würden in einem vollkommenen Idealstaate leben, wie ihn vereinzelt Wirtschaftsutopisten uns vormalen; wie er auch im kleinen gelegentlich praktisch versucht, aber überall wieder aufgegeben worden ist.

Infolge des Fehlens jeder Möglichkeit, den Bedarf der Verbrauchermassen einigermaßen genau im voraus zu bestimmen — es müßte sonst jeder Mensch in seinen Alltags-, Sonntags- und Feiertagsbedürfnissen, in seinen Arbeits- und Ruhestunden just wie eine Maschine laufen können — fehlt auch der innere Anlaß dazu, die Güterproduktion und ihren Absatz zu den Verbrauchern hin einseitig staatlich oder sonstwie öffentlich-rechtlich festzulegen. Hieraus entwickelt sich eine große Beweglichkeit der Produktion, manchmal sogar eine Überproduktion, vorausgesetzt, daß es genug zu verarbeitende Rohstoffe, ausreichende Kapitalien, ausreichende Arbeitskräfte und ein risikomutiges Unternehmertum gibt.

Der anders gerichtete Fall dagegen, daß aus der Freiheit des Gewerbes und des Handels unmittelbar eine Unterproduktion einsetzt, ist selten. Dafür aber wird die (übliche) Überproduktion an wirtschaftlichen Auswirkungen erkannt, die sämtlich zu Lasten der Warenerzeuger und Warenhändler gehen: bei Überproduktion sinken die Preise, wird weniger verkauft, stockt die Rohstoffzufuhr, sinkt der Kredit der Unternehmer, werden Arbeiter entlassen. Erst indem durch alle diese Umstände die Produktion sich sozusagen automatisch einschränkt, gelingt langsam eine Anpassung an den tatsächlichen Güterbedarf. Man nennt die beiden hier geschilderten Phasen der Wirtschaft die „Depression" und den ihr folgenden „Aufschwung".

Wenn dieser Aufschwung anhält, d. h. die Preise der Waren anziehen, z. B. weil infolge der Einschränkung der Produktion ein Warenmangel befürchtet wird, so kann durch steigende Produktion bei gleichbleibenden hohen Preisen eine „Hochkonjunktur" entstehen.

Da sich unter solchen Umständen gewöhnlich neue Unternehmer auf die konjunkturell begünstigte Produktion werfen, so ergibt sich meistens sehr bald ein „Stillstand" als vierte Phase, der, da die Verbraucherschaft üblicherweise der rasch gesteigerten Produktion beim besten Willen nicht zu folgen vermag, in kürzester Zeit in einen „Abstieg" übergeht. Jetzt sinken Produktionsumfang, Handelsabsatz, Verbrauch, Warenpreis, also auch Reingewinn und Umfang neuer Anlage- und Betriebskapitalien; und wenn zu allem noch Geldteuerung, Kreditverweigerung, Leihkapitalienkündigung sowie Betriebseinschränkung und Arbeiterentlassungen hinzukommen, ist die Wirtschaft in die Phase der „Krisis" getreten. Aus ihr können durch Zusammenbruch (Konkurse), Betriebseinschränkung, Betriebszusammenlegung, aber auch durch technische Verbesserungen, Erfindungen, Verbrauchsanregung, Auslandsabsatz usw. sehr verschiedenartige Befreiungsversuche unternommen werden.

Dieses Suchen nach Mitteln zur Überwindung der Krise leitet den vielleicht breitesten Zustand der Wirtschaft, die Depression, ein und führt mit jedem erfolgreichen Schritte mehr in einen neuen „Kreislauf" der Wirtschaft über.

Daß dieser Gang der Wirtschaft nur in ganz übertragenem Sinne als „Kreislauf" bezeichnet werden darf, leuchtet ein, da die Phasen der Wirtschaft einmal meistens sehr ungleich lang sind, und da zweitens durchaus nicht nötig ist, daß sie etwa alle in der geschilderten Reihenfolge wiederkehren.

Vielmehr erleben wir auch manchen Sprung im Gang der Wirtschaft, z. B. von der Depression unmittelbar in eine Hochkonjunktur hinein, von hier den unmittelbaren Sturz in eine Krise usw.

Der Gang der Wirtschaft, der in der „Depression" ihren gewichtigsten Ausdruck hat, wie es auch Werner Sombart hervorhebt, wäre also wohl möglich, aber nicht naturgesetzlich nötig in den 6 Phasen: 1. Depression, 2. Aufstieg, 3. Hochkonjunktur, 4. Stillstand, 5. Abstieg, 6. Krise. Aus solcher Erkenntnis heraus haben sowohl die meisten deutschen als auch vor ihnen schon zahlreiche amerikanische Konjunkturtheoretiker erheblich engere Schemata des „Konjunkturverlaufs" aufgestellt.

Die schärfste Abweichung besteht wohl darin, daß man Stillstand und Abstieg zusammen als „Depression" anspricht und dann die Skala 1. Hochkonjunktur, 2. Depression, 3. Krise entsteht. Solche umgestellte Depression aber enthält nicht die volkswirtschaftlich richtige Auffassung, wie sie von den führenden Volkswirtschaftslehrern vertreten wird. Die konjunkturell richtig gesehene Depression kann keine Abbau-, sondern nur eine Aufbauerscheinung sein, die aus der Krise zum „Aufstieg" führt, wie das unser obiges Schema veranschaulicht.

Nach allem besteht kein Zweifel, daß alle Konjunkturerscheinungen sich in der Hauptsache auf den Märkten abspielen, d. h. auf den Stätten, wo sich die wirtschaftlichen Beziehungen der Wirtschaftsparteien begegnen und ausgleichen sollen.

Die wichtigsten Märkte sind 1. der Markt, auf dem sich das Angebot von Arbeitsgelegenheit und Arbeitskraft begegnen, der Arbeitsmarkt, 2. der Markt, auf dem sich freies Geld zur wirtschaftlichen Benutzung anbietet, der Geldmarkt, 3. der Markt, auf dem der Ertrag wirtschaftlicher Anlagewerte gehandelt wird, der Effektenmarkt und der sog. Kapitalmarkt überhaupt, 4. der Markt, auf dem sich die Erzeugnisse der Güterproduktion absetzen, der sog. Warenmarkt, dem sich noch der Frachtenmarkt und z. B. der Markt in Immobilien, wie Grundstücksmarkt, auch der Wohnungsmarkt u. a. zugesellen.

Vor ihnen allen aber steht der Bedarf und der Bedarfswechsel der konsumierenden Bevölkerung. Was sie im Alltag verzehrt, ist zwar im allgemeinen eine ziemlich feststehende Größe. Der Bedarf an Brot, Mehl, Fleisch, Butter, Kartoffeln, Gemüse, ja selbst an Genußmitteln des Alltags, wie Bier und Kaffee, weist eine große Gleichförmigkeit auf; aber oft genügen geringste Anlässe zu Abweichungen hiervon. Eine geschickte Reklame, ein Auslandsereignis, ein Parteigewaltiger, eine Pressenotiz, sie können bedarfsändernd wirken; und zwar nicht bloß in Sachen des sog. zusätzlichen Bedarfs, sondern gerade auch im Alltagsbedarf.

Konjunkturelle Veränderungen werden schon spürbar bei wenigen Prozent Abweichung im tatsächlichen Bedarf und Verbrauch gegenüber dem vermuteten.

Wenn von einer Ware 5 Proz., 8 Proz. oder gar noch ein wenig mehr als vermutet wurde nicht abgenommen werden, so hört für viele Unternehmer und erst recht für die Warenhändler bereits der Nettoertrag auf. Wenn solcher Zustand sich auf eine ganze Betriebsperiode oder auch nur auf eine Umschlagsperiode des betroffenen Gewerbezweiges erstreckt, können schon die schwersten wirtschaftlichen Zusammenbrüche drohen.

Manche dieser Gefahren wird durch Preisherabsetzungen von wenigen Prozent überwunden, soweit Großproduktion und Großhandel in Betracht kommen; und selbst im Kleinhandel, der begreiflicherweise mit viel höheren Nutzenspannen arbeiten muß als z. B. der Großhandel, bedeuten 10 Proz. Nachlaß vom bisherigen Preis bereits oft ein erfolgreiches Anpassen an die Abnehmerkaufkraft.

Durch die ungeheuerliche Geldentwertung der Inflationszeit bis Ende 1923 sind wir noch heute teilweise in irrigen Vorstellungen von dem wirtschaftlich tragbaren Maß der Preisbewegung.

In Wahrheit gehen die heutigen Warenpreise nur in äußerst engen Grenzen auf und ab, so wie das auch vor dem Weltkrieg im allgemeinen der Fall war. Aber auch schon diese Schwankungen in der Bewertung der Waren wie auch des Geldes und der Arbeitskraft reichen aus, um beobachtungswürdig zu sein; um so mehr, als die Ausschläge der Bewertung nach oben wie nach unten mehr als je ruckweise und oft unter heftigen Zuckungen des ganzen Wirtschaftskörpers vor sich gehen.

Hier setzt die Konjunkturbeobachtung ein; sie trägt ein dem einzelnen Privatwirt nicht erreichbares Massenbeobachtungsmaterial zusammen, ohne dabei erschöpfend sein zu wollen oder gar zu müssen. Die fortlaufende gleichgeartete Beobachtung der Vorgänge auf den verschiedenen Märkten gelingt im wesentlichen mit Hilfe des pseudostatistischen Verfahrens der „Notierung", während die erschöpfende individuale Massenbeobachtung nicht nötig ist.

Die „Notierung" ist das Beobachtungsverfahren, das für die meisten Marktvorgänge, man darf sagen, gegeben ist. Es besteht in dem „Notieren" aller irgendwie als maßgeblich erkennbaren Käufe und Verkäufe, aber auch von Angeboten in freiem Geld, das Zahlungsmittel sein oder zusätzliche Kaufkraft schaffen will, in Kapitalwerten (Effekten), die nach ihrem Ertrage gehandelt werden oder auch aus anderen Gründen den Markt aufsuchen, in Waren, deren Preis sich durch die Bewegung des zueinander gelangenden Angebots und der Umfrage bildet.

Nur der „Arbeitsmarkt" verträgt keine bloße Notierung als Beobachtungsverfahren; er verlangt vielmehr eine möglichst erschöpfende Massenbeobachtung. Jeder Arbeitslose, jeder Arbeitsuchende und jede offene Stelle sollte — wenigstens im Prinzip — bei ihm bekannt sein. Der Arbeitsmarkt bildet eben einen sozialstatistischen Einschlag in die überwiegend wirtschaftsstatistische Konjunkturbeobachtung.

Beschränken wir uns deshalb auf den Geldmarkt, den Effektenmarkt und den Warenmarkt als die heute am meisten beobachteten Konjunkturerscheinungen, so wird auf dem Geldmarkt mindestens erforscht: 1. der Wechselmarkt, d. h. der Wechseldiskont, 2. der Satz für Reportzeit und für Lombarden, 3. die Sätze für den Kontokorrentkredit, 4. der Privatdiskont, 5. der Devisenkurs. Außerdem gehören aber zum Geldmarkt als Konjunkturforschungsgebiet die Münzausgabe und der Münzumlauf, die Banknotenausgabe und ihr Umlauf, der Zinsfuß der Sparkassen, der Scheckverkehr u. a. m.

Man sieht deutlich, daß es hier immer um Zahlungsmittelangebot — und Nachfrage und um Schaffung zusätzlicher Kaufkraft geht. Auf dem Geldmarkt erscheinen Geld und Geldsurrogate sozusagen nur zu dem Zweck, einen Tauschverkehrsakt zu ermöglichen und durchzuführen. Dann aber fließt das „Geld" wieder auf den Markt zurück und kann nun immer wieder ebendiese Marktfunktion ausüben.

Dasselbe „Geld" kann wiederholt und theoretisch beliebig oft als Tauschmittel benutzt werden; es ist eben allgemeingültiges Zahlungsmittel; und der Geldmarkt ist die Stelle, wo sich diese Funktion im großen und am übersichtlichsten abspielt.

Ein steigender Wechseldiskont schreckt vor Verstärkung von Zahlungsmittelnachfragen ab, ein sinkender vermehrt die Geldnachfrage usw. Der Geldmarkt läßt die fortwährende Beobachtung des „Preises" für „Geld" am besten zu.

Man sieht in der Bewegung der verschiedenen Diskontsätze deutlich die Stärke der Nachfrage nach „Geld".

Der Effektenmarkt hat demgegenüber die ganz andere Aufgabe, Wertpapiere aufzunehmen und unterzubringen. Wer freies Geld in Wertpapiere steckt, will im wesentlichen eine Rente kaufen, die möglichst lange und gleichmäßig fließt, so daß man gelegentlich den Effektenmarkt, ja, den ganzen Kapitalmarkt als Rentenmarkt bezeichnet. Dividendenpapiere und festverzinsliche Papiere sind die beiden wichtigen Arten der Effekten, die auf dem Effektenmarkt gehandelt werden.

Der Kurs dieser Wertpapiere drückt die jeweilige Beurteilung des Wertes der Unternehmungen aus, deren Anlagekapital oft ganz durch solche Wertpapiere beschafft worden ist oder vergrößert wird.

Geldmarkt und Effektenmarkt drücken ihre wirtschaftliche Bewegung oft geradezu in entgegengesetztem Laufe aus. Der Geldmarkt zeigt bei einem Sinken der Geldsätze ein Steigen des Geldumsatzes, weil „billiges" Geld lieber genommen wird als teures; der Effektenmarkt aber zeigt mit sinkenden Effektenkursen normalerweise ein Nachlassen des Effektenumsatzes und überhaupt ein sinkendes Wirtschaftsleben auf.

Sinkender Geldsatz und steigende Effektenkurse sind danach erst ausdrucksgleich für den Gang der Wirtschaft; oder es wird sich, um diesen Gang möglichst deutlich darzustellen, für eine gemeinsame praktische Darstellung des Geldsatzes und der Effektenkurse die sog. inverse Darstellung empfehlen, d. h. die eine der beiden Kurven sozusagen umgeklappt zu zeichnen, wie das das Institut für Konjunkturforschung in Berlin auch macht.

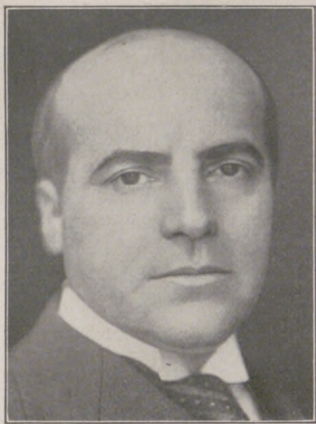
Schließlich ist der Warenmarkt von besonderer Bedeutung für den Lauf des Wirtschaftslebens; denn auf diesen zahlreichen Groß- und Kleinmärkten geht die Ware aus der Hand des Erzeugers in die des Kaufmanns und von ihm in die der Verbraucher über. Auch wenn gelegentlich die Zwischenhand des Kaufmanns ausfällt, ist der Warenmarkt noch immer der wichtigste Ausdruck für den Verkehr zwischen Produktion und Konsumtion, während die übrigen Märkte meistens nur Teilräume (Vorstufen oder Stadien) der Wirtschaft erfassen.

Hieraus erklärt sich die überragende konjunkturelle Beachtung des Warenmarktes. Was auf ihm abgesetzt wird, schafft erst wieder freie Bahn für die einheimischen Produzenten oder die Importeure, wenn es um Auslandsware geht.

Es ist der Marktpreis, der für den Umfang des Absatzes im allgemeinen entscheidend ist. Ebendieser Marktpreis ist darum das wichtigste Beobachtungsstück aller Marktvorgänge, während der Umfang des Umsatzes vielfach nicht beobachtet wird.



E. Bolz,
bisheriger württembergischer Innenminister, wurde an Stelle von Bazille zum Staatspräsidenten von Württemberg gewählt. (Phot. Alf. Hirrlinger, Stuttgart.)



Dr. Ernesto Restelli,
Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt in Buenos Aires, der zum argentinischen Botschafter in Berlin ernannt worden ist.



Paul Neumann-Karlsberg,
bekannter Berliner Tiermaler, langjähriger Mitarbeiter der „Illustrirten Zeitung", konnte am 14. Juni seinen 60. Geburtstag feiern.



Alice Berend,
namhafte Schriftstellerin, Verfasserin humoristischer Romane, von deren Erzählertalent auch die „Illustr. Zeitung" ihren Lesern Proben bot, wird am 30. Juni 50 Jahre alt.



Prof. Richard Riemerschmid,
bedeutender Maler, Architekt und Kunstgewerbler (besonders für Innenkunst), Leiter der Kölner Werkschulen, beging am 20. Juni seinen 60. Geburtstag.

Im Preis sieht man mit Recht den zuverlässigen Ausdruck der Verkehrswirtschaft, wie sie sich auf dem freien Markt abspielt. Für den sich aus dem freien Spiel der Kräfte der Anbieter und der Nachfrager gestaltenden Marktpreis genügt die Beobachtung mit Hilfe der sog. „Notierung", die wir als hierfür bestes, wenn auch pseudostatistisches Verfahren bezeichnet haben.

Ein einigermaßen vollständiges Bild vom „Warenmarkt" muß allerdings enthalten: 1. das Warenangebot der einzelnen Produktionszweige sowie des Imports, 2. die Marktstätten, z. B. ob Großmarkt, Börse, Messe, Auktion, Wochenmarkt usw., 3. die Marktpreise als Großhandelspreise, Kleinhandelspreise usw., erst 4. die umgesetzten Warenmengen nach Warenarten und 5. den Frachtenmarkt. Außerdem müßten Ausfuhrhandel und Warenhandelsbilanz sowie der eine oder andere Sondermarkt, z. B. der Grundstücksmarkt, der Baumarkt usw., ihm zugerechnet werden.

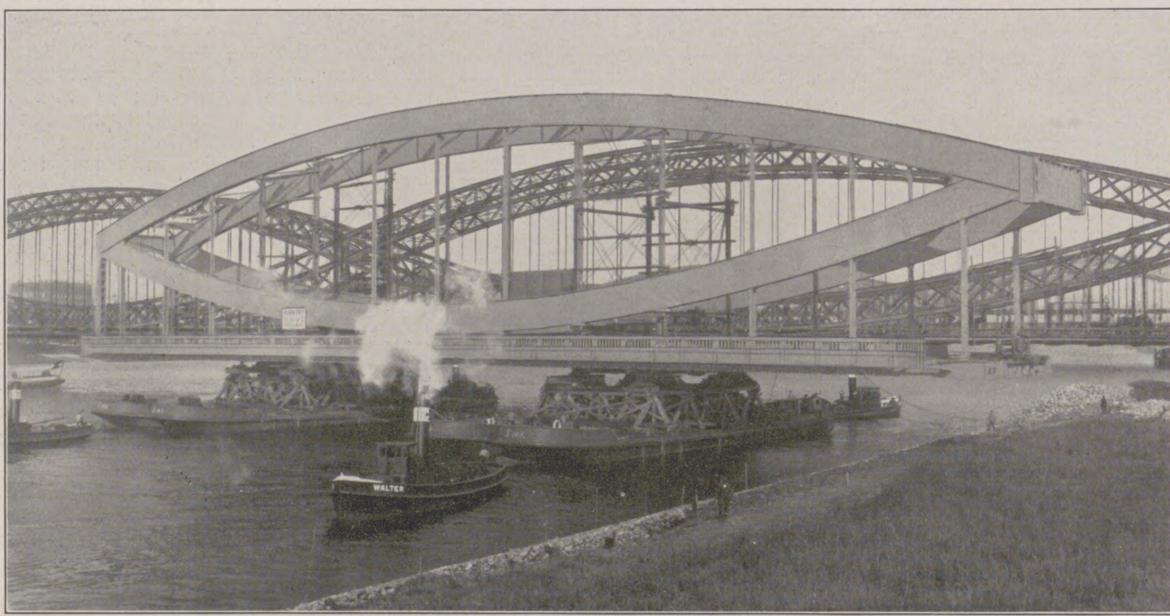
Entscheidend für die ganze Preisgestaltung sind bereits die Preise, die sich auf den Großmärkten bilden. Hieraus erklärt sich auch die überaus vielgestaltige Beobachtung und Darstellung der Warenpreise der Großmärkte (Produktenbörsen, Viehmärkte usw.) für konjunkturelle Zwecke.

Man nennt die drei Märkte geradezu „Konjunkturdominanten". Und wenn man zum Schluß den inneren Zusammenhang dieser drei Märkte fassen will, so könnte man wohl sagen: der Geldmarkt versorgt die produzierende Wirtschaft mit Zahlungsmitteln, der Warenmarkt nimmt ihr die Ware ab, und der Effektenmarkt diskontiert die Gewinne der produzierenden Wirtschaft.

Es liegt auf der Hand, daß die fortgesetzte Beobachtung und Darstellung der wichtigsten Vorgänge auf diesen und den anderen Märkten einen ausgezeichneten Einblick in den Gang der Wirtschaft gewähren. Man kann solche fortgesetzte Darstellung als Wirtschaftsdiagnose bezeichnen, aus der der einzelne Unternehmer, Händler und Verkäufer sich ein ganz persönliches Bild für die nächste Zukunft für seinen eigenen Geschäftsbedarf machen wird. Eine allgemeine amtliche Wirtschaftsprognose aber ist aus dem breiteten konjunkturstatistischen Material nicht ableitbar, ohne daß eine Verantwortung übernommen werden müßte, die keine Behörde tragen kann.

TAGESGESCHICHTE

Im Jahre 1028 taucht zum ersten Male der Name **Naumburg** urkundlich in der Geschichte auf. Dieses Jubiläum des **900jährigen Bestehens** feierte die Saale-Stadt am 10. Juni mit einem großen historischen Festzug, der Naumburgs Geschichte während der neun Jahrhunderte zeigte. Dies war der Auftakt zu den fast einen Monat dauernden Jubiläumsfeierlichkeiten, mit denen gleichzeitig eine Ausstellung („Nauha") der Leistungen von naumburgischem Handwerk und Gewerbe verbunden ist.



Vom Bau der neuen Elbbrücke in Hamburg: Heranschleppen des ersten, über 800 t schweren Bogens der Brücke auf Schuten. Im Hintergrund die alte, im Jahre 1855 erbaute Straßenelbbrücke, deren Breite dem wachsenden Verkehr nicht mehr genügte. (Phot. Otto Reich, Hamburg.)

In **München** wurde am 13. Juni im Rahmen der Veranstaltungen der Tagung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft der **Neubau der Deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie** feierlich eingeweiht. Staatsrat Dr. Hauptmann entbot im Auftrag des Stiftungsrates den Gästen herzliches Willkomm. Dann übernahm Präsident v. Harnack das Gebäude namens der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft. Dr. Krupp v. Bohlen und Halbach sprach für die Stifter. Hierauf brachte der Vorstand der Forschungsanstalt, Prof. Dr. Spielmeyer, in einer größeren Rede den Dank der Anstalt an die Rockefeller Foundation aus für die großzügige Unterstützung des Unternehmens. Es folgten dann Ansprachen verschiedener Vertreter von Behörden und Körperschaften. Mit dem neuen Gebäude hat die Forschungsanstalt für Psychiatrie, die früher in der psychiatrischen Universitätsklinik und in Privaträumen untergebracht war, nach zehnjährigem Bestehen ihr eigenes Heim gefunden. Es wurde auf einem von der Stadt München zur Verfügung gestellten Gelände in der Kraepelinstraße nach dem Entwurf von Prof. Karl Sattler errichtet. Die Forschungsanstalt, die am 1. April 1918 durch den tatkräftigen Förderer dieses Gedankens, den Psychiater Prof. Emil Kraepelin († 1926), eröffnet wurde und sich im Jahre 1924 an die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft anschloß, verdankt die Verwirklichung des Baues hauptsächlich der Rockefeller Foundation, die den Betrag von 325000 Dollar zu den Gesamtkosten (1650000 Mark) beisteuerte.





Dr. Hans Ferd. Maßmann,
seinerzeit Universitätsprofessor in München, ein Schüler Friedrich Ludwig Jahns; er gründete den von König Ludwig I. der Gymnasial- und Hochschuljugend gestifteten „Königlich öffentlichen Turnplatz Oberwiesenfeld", den Vorläufer der späteren Bayerischen Landesturnanstalt. (Zeichnung von J. Puschkin.)

Links: Schüler der Anstalt bei Übungen an den Ringen.

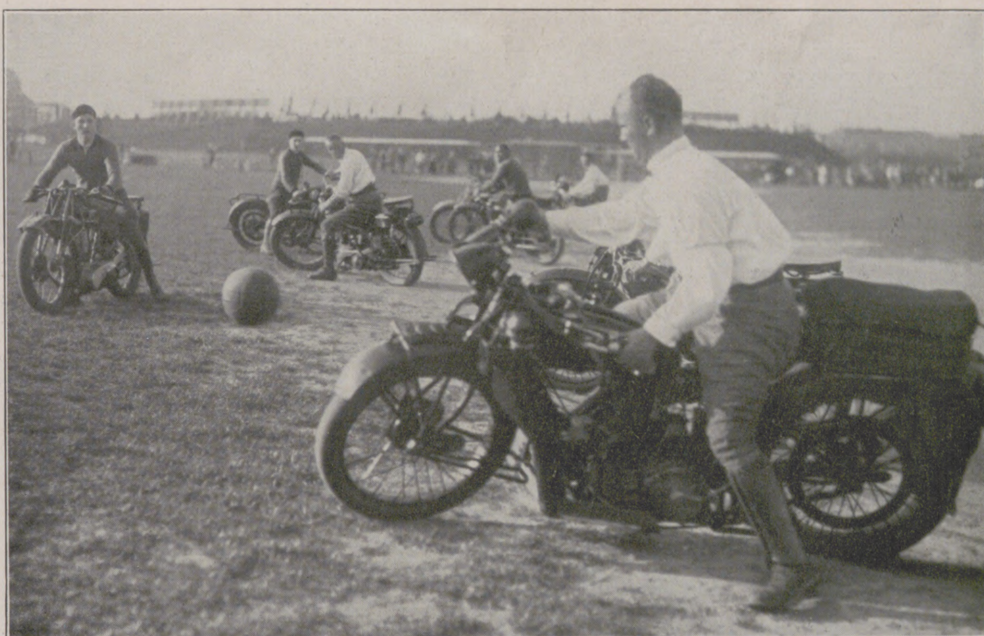
Rechts: Die Bayerische Landesturnanstalt in ihrer jetzigen Gestalt.

Zur Hundertjahrfeier der Bayerischen Landesturnanstalt in München am 17. Juni.





Im Oval: Der Reichspräsident als Gast bei den Rennen in Hoppegarten bei Berlin am 10. Juni: Hindenburg beglückwünscht die siegreichen Jockeis und deren Helfer und überreicht die Ehrenpreise.



Zum erstenmal Motorrad-Fußball in Deutschland: Moment aus dem Spiel zwischen dem Berliner Polizei-Motorradklub (Sieger) und dem Motorradklub Luckenwalde, veranstaltet am 10. Juni vom Deutschen Motorradfahrer-Verband auf dem Tempelhofer Felde in Berlin.



Vom Derby in Epsom am 6. Juni, dem größten englischen Rennsportereignis: Das Feld kurz vor dem Finish. In diesem Rennen, das in Anwesenheit der königlichen Familie zum Austrag kam und 1 250 000 Besucher aufwies, wurde Sir Hugo Cunliffe-Owens „Felstead" unter Jockei Wragg Überraschungssieger.



Rechts Mitte: Rettungsschwimmen als Schulübung: Schüler und Schülerinnen bei Übungen im Retten Ertrinkender.





Holzkohlenbrennerei zu Unterrichtszwecken: Brennender Meiler mit Köhlerhütte im Tharandter Wald, errichtet zum Studium für die Forstakademie Tharandt (Sachsen).

Links: Ein merkwürdiges Flugzeugunglück: Zertrümmertes dänisches Marineflugzeug in einer Straße von Kopenhagen, das zuerst gegen ein Hausdach flog; dabei wurden die drei Insassen herausgeschleudert und getötet. Dann raste die Maschine führerlos noch ein Stück weiter.



Von der Erstaufführung des Schauspiels „Kalkutta 4. Mai" von Lion Feuchtwanger am Staatlichen Schauspielhaus in Berlin (12. Juni): Szene aus dem letzten Akt.

Die Gerichtsverhandlung beim Gouverneur: (Von links nach rechts) Paul Bildt als Sir Eliah Impey; Walter Franck als Sir Philip Francis; (sitzend) Sybille Binder als Lady Marjorie von Hike; (hinter ihr) Heinz Heimsoth als Sekretär Cowper; (auf den Tisch sich stützend) Rudolf Forster als Sir Warren Hastings, Generalgouverneur von Indien. (Phot. Zander & Labisch.)



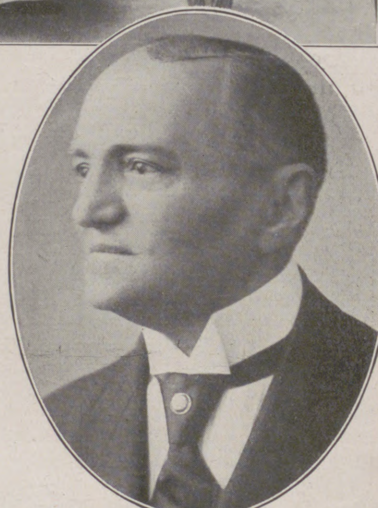
Biedermeiergestalten im Großstadtverkehr: Die „Dreimäderlhaus"-Kutsche mit Alfred Braun vom Berliner Rundfunk als Franz Schubert inmitten von Mitgliedern des Großen Schauspielhauses bei der Abfahrt vom Schloß über die Straße Unter den Linden.

Dieses seltsame Schauspiel bot sich anläßlich des kürzlich veranstalteten Sommerfestes der Reimann-Schule in Berlin, das unter dem Motto „Alt-Berlin" stand.



Links: Aufsteigende Vergangenheit: Kammerkonzert im Fürstensaal des Schlosses zu Bruchsal (Baden), wie es vor kurzem vom Philharmonischen Orchester Karlsruhe in Rokoko-Kostümen ausgeführt wurde.

Stehend: Konzertsängerin Ria Ginster, Frankfurt a. M.



Ernest Thorn,

unter dem Namen „Chevalier E. Thorn" bekannter Zauberkünstler, ein Meister des Illusionsaktes, † am 21. Mai. (Vgl. hierzu den Artikel auf Seite 971.)



Zur kürzlich erfolgten Einweihung des neuen Landestheaters in Neustrelitz (Mecklenburg): Vorderansicht des Gebäudes. Das alte Theater, eine ehemalige Reitbahn, brannte im Januar 1924 bis auf die Grundmauern nieder.



Unten rechts: Freilichtspiele vor historischem Hintergrund: Bürgerszene aus der Aufführung von Goethes „Egmont" vor dem Rathaus zu Wernigerode (Harz) anläßlich der Wernigeroder Marktfestspiele.

Das weiße Spiel

ROMAN VON WERNER SCHEFF

(11. Fortsetzung.)

Es wurde angeklopft. Keller ging mit leisen Schritten durch das Zimmer. Er nickte den beiden Jungen zu und trat in das Kontor von Jessaias Feuchtberg.

Bei seinem Erscheinen sprang der Mann, der die Straßenhändler Berlins organisiert und sich selbst zu ihrem Lieferanten gemacht hatte, vor einem mit Rechnungen und Briefen bedeckten Schreibtisch empor. Feuchtberg war gegen sechzig Jahre alt, hager, dunkelhaarig, ein wenig gebeugt, mit ständig suchenden, lebhaften Augen, nervösen Fingern, die sich am liebsten um eine Zigarre schlossen. Sie war ihm alles, an ihr sog er stundenlang, und so war auch der enge, sehr bescheiden eingerichtete Raum, in dem er arbeitete, ständig mit qualmiger Luft erfüllt.

Er begrüßte den Eintretenden ganz anders, als er sonst seine Besucher, meist seine Kunden, willkommen zu heißen pflegte. Gewöhnlich sah er nur von seinen Rechnungen auf und nannte kaum den Namen des Klienten, aber auf Keller kam er zu, drückte seine Hand, rückte einen Stuhl neben seinen Schreibtisch und bat ihn, sich niederzulassen.

„Sie sind gewiß müde", sagte er mit einem Mitgefühl, das sonst nicht zu seiner lebensstarken Art paßte.

Der andere hüstelte.

„Dieser Qualm... natürlich habe ich wieder zu viel geraucht", fuhr Feuchtberg fort, lief zu dem einzigen Fenster des Raums und riß es weit auf.

„So, mein lieber Doktor, gleich werden wir Luft haben", tröstete er den untersetzten, bärtigen Mann, der sich gesetzt hatte und den Arm auf die Ecke des Tisches stützte. „Sie haben gestern nach mir gefragt. Ich hatte aber auf dem Zollamt zu tun. Was gibt's also? Wie geht das Geschäft?"

Keller wehrte ab. „Man könnte damit zufrieden sein, Feuchtberg, aber ich mache es nicht so weiter. Ich wollte Ihnen sagen, daß ich den Handel aufgeben muß."

Feuchtberg kramte in einer Lade und brachte eine Kiste Zigarren hervor. Davon bot er seinem Gaste an, gab ihm Feuer und stellte die Kiste sorgsam in das Schubfach zurück.

Dann wackelte er mit dem Kopf und suchte nach Antwort. „Das habe ich täglich erwartet. Als Sie aber vor zwei Jahren von drüben kamen, und als wir uns begegneten, wollten Sie durchaus irgend etwas anfangen, um Geld zu verdienen. Als ob das nötig wäre! Ich habe Ihnen oft genug angetragen, mir hier im Bureau zu helfen. Das hätte Sie auch ernährt. Aber natürlich, Sie wollten frei sein und nicht abhängig von mir. Bin ich etwa ein so schlechter Freund?"

„Nein, Feuchtberg, Sie sind ein guter und dankbarer Mensch. Selten findet man so etwas."

„Dankbar, lieber Doktor... kann ich Ihnen dankbar genug sein? Wo wäre ich heute, wenn Sie mich damals in München nicht herausgerissen hätten. Die leidige Geschichte... als ob ich jemals unehrlich gewesen wäre! Woher hätte ich wissen sollen, daß die Ware gestohlen war?"

Ein mattes Lächeln huschte über das Gesicht des Straßenhändlers. „Sie war sehr billig... das hat Sie natürlich verblendet. Aber es war nicht so schwer, die Richter davon zu überzeugen, daß Sie von der Herkunft der Stoffe keine Ahnung hatten. Machen Sie nicht soviel davon her. Immer, wenn ich mit Ihnen spreche, erinnern Sie mich wieder daran. Ich war doch als Anwalt verpflichtet, mich für Sie einzusetzen."

„Und so bin ich verpflichtet, mich um Sie zu kümmern. Wenn es also mit dem Straßenhandel nicht mehr geht, werden wir etwas anderes finden. Wollen Sie nicht einfach hier bei mir sitzen und meine Bücher führen? Ich habe es noch immer nicht erlernt, und einen Fremden will ich doch nicht so tief in meine Karten sehen lassen. Man weiß nie, mit wem man es zu tun hat. Bei Ihnen aber ist das ganz anders. Sie werden mir helfen... einen guten Juristen kann man immer brauchen."

Keller rauchte und schwieg.

„Was haben Sie eigentlich dagegen?" fragte Feuchtberg nach einer Weile.

„Es soll keine Gnade sein," entgegnete der müde, gleichgültige Mann, „ich habe genug von Ihnen angenommen."

„Was haben Sie für Gedanken!" schrie der Großunternehmer des Berliner Straßenhandels, stand auf und lief in dem schmalen Raum auf und ab. „Bei mir gibt es immer viel zu tun. Haben Sie Lust, eine Reise zu machen?"

Keller horchte auf. In seinen Augen glänzte es verräterisch, ein Rest von Lebenshunger schien sich zu regen. „Reisen... wie lange habe ich seit der großen Überfahrt keine richtige Reise getan. Ist denn eine Flucht eine Reise? Reisen kann man nur ein bequemes, sorgenloses Dahinfahren nennen."

„Nun, Sie werden sorgenlos dahinfahren, wie Sie zu sagen belieben! Es kann Spesen kosten, das Geschäft wird es tragen. Vor allen Dingen aber schlagen Sie ein... Sie geben den Handel auf, einen Käufer für den Wagen werde ich schon finden, und Sie bleiben bei mir... als mein Prokurist, wenn das Kind einen Namen haben muß!"

Er lachte. Der andere legte langsam seine Hand, die seltsam schlank und fein war, in die des Händlers.

„Wir werden einig werden," gewann dann in Feuchtberg wieder der Hang zum Praktischen die Oberhand, „sobald Sie aus Budapest zurück sind."

„Nach Budapest soll ich fahren?"

„Ja."

„Was gibt es dort zu tun?"

„Es stehen vier Waggons mit Seife am Westbahnhof, französische Ware. Uyados ist pleite, und auf seine Rechnung ist die Seife in Lyon gekauft worden. Uyados weiß nun nichts damit anzufangen. Er hat mir geschrieben, ob ich die Ware kaufen will, weit unter dem Preis natürlich. Es wird sich trotz Zoll und Fracht lohnen. Glauben Sie nicht, daß man in Berlin vom Wagen gern eine vollwertige französische Seife kaufen wird?"

„Möglich... haben Sie Muster?"

„Das ist es eben," fuhr Feuchtberg mit einem Eifer fort, der verriet, wieviel er sich von diesem Geschäft versprach, „der Ungar will keine Muster schicken, obwohl ich telegraphiert habe. Er darf angeblich die Waggons nicht öffnen, bevor nicht die Faktura bezahlt ist. Weiß ich, ob das ganze nicht ein großer Betrug ist! Von Lyon nach Budapest ist ein weiter Weg. Ich müßte eigentlich selbst hinfahren, aber dazu habe ich keine Zeit. Wir stehen vor dem Ersten, da muß jemand hier sein und mit den Händlern abrechnen. Mein David ist noch zu jung. Also, tun Sie mir den Gefallen, und fahren Sie nach Budapest."

„Meinetwegen... wenn ich mich damit nützlich machen kann."

„Nützlich machen!" wiederholte Feuchtberg. „Sie werden als mein Vertrauensmann den Scheck in die Hand bekommen, um das Geschäft gleich abzuschließen. Wem könnte ich eher so viel Geld übergeben, ohne fürchten zu müssen, er verschwindet damit?"

Keller lächelte wie vorhin. „Und die Vergangenheit?"

Feuchtberg fuhr sich mit der Hand über den haarlosen Schädel. „Was kommen Sie jetzt damit? Wichtiger ist, ob Sie ohne weiteres reisen können. Für den Paß werde ich sorgen. Aber" — er trat dicht an den Graubärtigen heran, und seine Stimme sank zum Flüsterton herab — „was ist mit Bettina?"

„Bitte, keinen Namen", sagte Keller mit leichtem Zittern. „Ich habe Ihnen doch erzählt, daß sie nicht in Berlin ist. Ich habe lange nichts von ihr gehört."

„Fahren Sie doch von Budapest über Salzburg nach Hause!"

„Nein, es ist besser, ich zeige mich nicht. Sie hat schon irgendeinen Argwohn gefaßt. Was sie eigentlich von mir denkt, kann ich nicht erraten, aber sie ahnt etwas."

Feuchtberg sah mitleidig auf den Sprechenden herab.

Der sagte wieder: „Ich habe schwere Sorgen, lieber Freund. Wissen Sie, daß ich in letzter Zeit oft Bekannten aus früheren Jahren begegnet bin. Erst gestern ging jemand an meinem Wagen vorbei, der mich bestimmt erkannt hat. Ich glaube, es war ein ehemaliger Angestellter bei einem Kollegen in München. Er machte große Augen. Und so ist es mir oft in diesen Wochen ergangen. Das zwingt mich, den Straßenhandel aufzugeben, das zu allererst. Dann aber fürchte ich, daß Bettina durch solche Leute etwas erfährt. Und ich will nicht, daß sie..."

Er hielt inne, und seine Hände verkrampften sich ineinander.

„Sie nehmen es zu schwer, Doktor", meinte der Händler tröstend.

„Was wird nun aus Bettina, wenn die Trauerzeit vorbei ist?" rief Keller.

„Sie ist jung und schön und reich. Was zerbrechen Sie sich darüber den Kopf, Doktor?"

„Nein... es gibt eine Gefahr für sie. Glauben Sie daran, Feuchtberg, daß wir Menschen einander Eigenschaften, beispielsweise einen unbezwinglichen Drang zu gewissen Abenteuern, vererben?"

„Bin ich ein Schriftgelehrter?" fragte Feuchtberg achselzuckend.

Keller starrte vor sich hin. Erst nach Minuten bat er: „Nicht wahr, Sie werden sich während meiner Abwesenheit erkundigen, wann Bettina wieder in Berlin ist? Ich glaube, es wird nicht mehr lange dauern. Der ist hier, der die Gefahr für sie bedeutet."

„David wird herausbringen, wann sie kommt," versprach der gutmütige Händler, „der Junge ist wie zehn Kriminalisten. Er weiß alles."

„Er soll nur vorsichtig sein, damit es niemand merkt."

Auch darüber beruhigte ihn Feuchtberg. Sein David höre das Gras wachsen. Aus seinen Worten sprach der Stolz des Vaters.

Aber plötzlich stutzte er. Er sah, wie der andere dasaß, in einer sonderbar nach vorn gekrümmten Haltung. Dabei lag die Rechte Kellers unterhalb seiner Brust, als fühle er dort einen überwältigenden Schmerz.

„Wieder der Magen?" fragte Feuchtberg, und sein Gesicht drückte einen Grad von Mitleid aus, wie ihn sonst nur ein Bruder dem Bruder entgegenbringt.

„Die alte Geschichte," ächzte Keller, „und es wird immer ärger. Ich muß zum Arzt, aber ich fürchte mich vor der Gewißheit."

Feuchtberg wiegte den Kopf von rechts nach links, von links nach rechts. Die Sache gefiel ihm nicht. Er wußte, wie vernichtet vom Leben der da war; und er hatte Angst um ihn, dessen er sich mit unerklärlichem Fanatismus angenommen hatte.

„Doktor," sagte er, während er neben ihm stand und die Hand auf seine Schulter legte, „wäre es nicht Zeit, auch einmal an sich selbst zu denken? Wir sind doch nur Menschen..."

Keller neigte sich zur Seite, bettete den Kopf müde und schwer auf den Arm und antwortete:

„Dazu ist es nun zu spät, Feuchtberg."

*

Als Günter in Berlin eintraf, war er so weit gekommen, Bettina recht zu geben und sich selbst an dem Zerwürfnis mit ihr die Hauptschuld beizumessen. Ein Zerwürfnis war es, das fühlte er. Daß sich die Entrüstung bei einer Frau von der Art Bettinas nicht laut und heftig Bahn brechen würde, war klar; ebenso klar war, daß sich ihr Zorn gegen ihn und sein Auftreten in Wiesingen deutlich genug gezeigt hatte. Dahinter steckte, so folgerte er, ihr Bestreben, sich ihre persönliche Freiheit selbst dem gegenüber zu wahren, den sie liebte. Er gelangte sogar wieder dahin, anzunehmen, die Sache mit den Perlen verhielte sich so, wie Battaky sie hinstellte. Diese Kette war ihr Geschenk an Lutz Volkmann gewesen. Seine ständigen Geldverlegenheiten waren Günter bekannt; man sprach davon im Klub wie von etwas Selbstverständlichem. Wahrscheinlich hatte Lutz Bettina seine Lage geschildert, und sie hatte ihm irgendeine Kostbarkeit ausgehändigt, um sich nicht ihrem Vermögensverwalter anvertrauen zu müssen. Es konnte ganz harmlos sein, bewies eigentlich nur das gütige Herz Bettinas. Der Zufall war tragisch, der ihm die Perlen in die Hand gespielt hatte. Und doch kein blinder Zufall, denn Battaky und die Leute die hinter ihm standen, wußten ganz genau, daß er, Günter, den höchsten Preis für die Reihe rosig schimmernder Perlen bezahlen würde. Welche Tücke des Geschicks! Nun hatte er das Kleinod erworben, mit dem Bettina dem einstigen Geliebten beigestanden!

Er wurde von einem Extrem ins andere geworfen. Einmal verging er in diesen ersten Tagen nach seiner Rückkehr in einem wahnwitzigen Verlangen, das nicht immer seelische Regungen allein als Ursache hatte; dann wieder beabsichtigte er, einen entscheidenden Brief an sie zu richten, ihr klar zu sagen, daß er sich ebenso frei fühle wie sie. Aber er schreckte immer vor der Möglichkeit zurück, sie könne sich doch anders besinnen und ihn zu sich rufen. Die Hoffnung war wie eine starke Fessel, die ihn nicht loskommen ließ.

Sein Leben war in dieser Zeit sehr leer und freudenlos. Nach wie vor war er nicht dazu aufgelegt, Einladungen anzunehmen oder die Stätten zu besuchen, an denen man auch jetzt im Sommer Zerstreuung finden konnte. Nur sein Tennisspiel blieb ihm als Tröster, und er unterwarf sich, ohne eigentlich zu wissen, weshalb, einem strengen, beinahe asketischen Training. Sehr zur Freude des Tschechen, dem er sich anvertraut hatte, und der hoffte, es werde ihm glücken, Günter doch zur Teilnahme an den großen Ereignissen des Sommers zu veranlassen.

Besonders wurde Günter von allen Seiten dazu gedrängt, für Hohenwalde zu nennen. Dort fand, wie alljährlich, ein Turnier statt, das nicht nur die Spitzen des deutschen Tennissports in Aktion sehen sollte; man hatte Dänen und Schweizer zur Teilnahme verpflichtet, und überdies kam die Nachricht, daß Allerson erscheinen werde, um Volkmann den Ehrenpokal streitig zu machen. Im Vorjahre hatte Lutz den prachtvollen Wanderpreis zum zweitenmal gewonnen; der Amerikaner drohte, sich nun zwischen ihn und den endgültigen Besitz der Trophäe zu stellen.

Für Günter war es ein harter Kampf gegen den brennenden Ehrgeiz, auch diese Gelegenheit vorübergehen zu lassen, mit Volkmann und dem Manne von jenseits des Ozeans seine Kräfte zu messen. Besonders die blendende Verfassung, in der er sich befand, und die von dem Trainer des Klubs als ein Höhepunkt bezeichnet wurde, reizte ihn. Aber er gestand sich in Augenblicken ruhiger Überlegung ein, daß er Hohenwalde nicht allein fernbleiben wollte, weil er sich durch die Trauer um seinen Vater verpflichtet fühlte. Er erwartete Bettina in Berlin!

Der einzige Mensch, der ihn in solchen Stimmungen trösten und ihm Ablenkung hätte bringen können, war Johanne. Aber zu seiner Überraschung fand er sie merkwürdig verändert vor: sie schnitt ihn. Er ahnte, daß sie von seinem Abstecher nach Salzburg erfahren hatte. Sie schmollte, oder sie hatte endlich den Kampf aufgegeben, der ihr vergeblich scheinen mußte. Irgend etwas bewog sie, sich selbst auf dem Grund des Klubs wenig mit ihm zu beschäftigen. Ein kurzer Gruß, ein paar gleichgültige Worte, und sie lief gewöhnlich mit ihren beiden sehr blonden und sehr langen Schwedenvettern fort, die noch immer in Berlin waren und ihrer entzückenden Base auf Mord und Tod den Hof machten.

Günter schrieb Bettina. Aber seine Launen schienen sich irgendwie in diesen Briefen zu spiegeln, denn sie gab ihm keine Antwort. Er quälte sich mit der Frage, warum sie ihm kein Zeichen des Verzeihens bot. Er schrieb wieder, aber er fand wohl nicht den richtigen Ton.

Ein wütender Haß gegen die Perlen hatte ihn erfaßt, die er für das sichtbare Symbol eines Verrats hielt. Er konnte sie kaum sehen, hielt sie achtlos in einem unverschlossenen Kasten verwahrt, der seinen Platz auf dem Büfett seines Eßzimmers hatte. „Wenn ich Glück habe, so nimmt sie mein Diener und verschwindet damit", kalkulierte er anfangs. Aber der Diener war ehrlich. Oder er hielt die Perlen nicht für echt. Dann geriet Günter auf den Einfall, er müsse die Kette verschenken. Irgendeinem Mädchen müsse er sie geben, das sie nicht verdiente. Besonders dann verrannte er sich in diese Absicht, als Bettina auch weiterhin schwieg.

„Die nächste Frau, die mir angehört, erhält die Perlen", soweit verstieg er sich in seinem Abscheu gegen das Kleinod, das ihm wie der Inbegriff seines Unglücks vorkam.

In seinem Zustand von Raserei und gekränkter Eitelkeit bemerkte Günter sehr wohl die Blicke, mit denen Frau Vera von Wenholm ihn maß, sobald er ihr begegnete; es kam dies häufig vor, denn sie spielte ausgezeichnet Tennis, und ihre seltsame Schönheit hatte ihr Eingang in den Klub verschafft, wo sie von der Jugend bewundert und begehrt, von den gesetzteren Mitgliedern wie ein interessantes erotisches Tierchen betrachtet wurde. Sie hatte rotblondes Haar und die weiße, wundervoll reine Haut dieser Frauen.

Günter überraschte eines Morgens den Trainer dadurch, daß er mit Frau von Wenholm spielte. Der Tscheche runzelte die Stirn, aber er wagte natürlich nicht, etwas dagegen einzuwenden.

Nebenan spielte Johanne Quade mit ihrem Vetter Sven. Sie verfehlte jeden Ball, stand oft wie geistesabwesend und schaute dorthin, wo Günter mit der Wenholm spielte. Sven schlug sie, obschon dies vorher noch nie geschehen war.

Wenige Tage später fing sie im Umkleideraum ein paar Worte auf, die zwei Damen wechselten.

„Wenn ich es Ihnen sage, der gelbe Wagen der Wenholm... und er am Steuer."

„Ist doch kaum möglich — ausgerechnet in Wandlitz! Hat sich Ihr Mann auch nicht geirrt?"

„Nein, es war Tieffenbach. Sie saß übrigens neben ihm, und der Chauffeur lümmelte im Kupee."

„Der würde viel erzählen können."

„Chauffeure sind verschwiegen!"

Johanne fing zu zittern an. Ihr Mut und ihre Entschlossenheit waren wie weggeweht. Noch vor ein paar Tagen hatte sie sich eingebildet, es werde ihr gelingen, Günter durch Gleichgültigkeit zu gewinnen. Sie glaubte, es gäbe Männer, bei denen dies stärker wirkte als offenes Interesse. Und nun drohte ihr eine neue Gefahr, und eine, deren Kraft sie erkannte.

Als Günter aus Salzburg zurückgekehrt war, hatte sie davon durch eine Indiskretion seines Dieners am Telephon gehört. Da war sie außer sich gewesen und hatte sich wenigstens äußerlich von ihm abgekehrt. In ihr aber schlummerte, als sie ein paar Tage später von Bettina selbst über die Dauer dieses Aufenthalts Näheres erfuhr, durch einen Brief, in dem die Freundin harmlos dieses Besuchs Erwähnung tat, die vage Hoffnung, es sei irgend etwas zwischen die beiden getreten. Sie kam sehr nahe an die Wirklichkeit, als sie den Tod Arnold Tieffenbachs für die Ursache dieser Entfremdung hielt.

Am bedrückendsten war, daß Johanne in wenigen Tagen Berlin verlassen sollte. Sie folgte einem der seltenen Gebote ihres Vaters, der sie nach Hohenwalde verbannte. Dort war Gelegenheit zu allem Sport, sogar zu Golf; dort hatte sie die Bäder im Meer und die milde, aber gesunde Luft der Ostsee. Quade selbst wollte hin und wieder nach Hohenwalde kommen, um wenigstens einen Teil dieser Erholung mit ihr zu genießen. Er liebte den stillen Badeort besonders wegen seiner Nähe zu Berlin.

Günter Tieffenbach war an diesem Morgen gerade mit dem Spiel gegen den Trainer fertig, da tauchte Johanne plötzlich vor ihm auf. Das erinnerte ihn an den Tag seines Sieges über Volkmann; genau so erregt und befangen war sie ihm damals als Erste entgegengetreten, um ihn zu beglückwünschen.

„Guten Morgen, Günter", sagte sie.

„Guten Morgen, Johanne", erwiderte er und behielt ihre Hand in der seinen.

„Sie haben sich zwar seit Ihrer Wiener Reise sehr rar gemacht," fuhr sie mit einem Versuch fort, ihm die Schuld an der Erkaltung ihrer Freundschaft zuzuschieben, „aber ich will nachsichtig sein..."

„Ihre Gerechtigkeit und Logik erdrücken mich", spottete er.

Hänschen wußte, daß sie rot wurde. Das ärgerte sie.

„Lachen Sie nicht, sonst ziehe ich meine Hand zurück", drohte sie. Dabei fühlte er ihren Druck noch fester und herzlicher.

„Das merke ich schon!"

„Sie Unhold! Haben Sie Lust, heute bei uns den Tee zu nehmen? Es sind ein paar Bekannte da, auch aus dem Klub. Frau von Wenholm hat mir ebenfalls zugesagt..."

(Fortsetzung folgt.)



HEISSER SOMMERTAG / GEMÄLDE VON ERICH MÜLLER

Die Kunst der Maske beim Film

FILMDARSTELLER IN ZIVIL UND IN BEZEICHNENDEN MASKEN

Die Umgestaltung des Alltagsmenschen in die Traumgestalt des Dichters, das Geheimnis von dem Augenblick des Hinübergleitens in eine andere Atmosphäre hat seit Jahrtausenden noch immer unsere Phantasie beschäftigt. Auch der Film befaßt sich besonders gern mit derartigen Darbietungen und stellt seinen Künstlern stets aufs neue die Aufgabe, Menschengestalten, die ihnen fremd sind, Leben einzuhauchen, ihr Schicksal zu erleben und es glaubhaft und überzeugend zum Ausdruck zu bringen. Bei der lautlosen Kunst der weißen Wand, die nur durch das rein Visuelle zu wirken vermag, muß der sichtbare Ausdruck, das Spiel der Mienen und Gebärden, das Fehlen der Sprache ersetzen. Der Schauspieler, und dieses betrifft vor allem den Charakterdarsteller, hat sich tief innerlich in die Personen, die er verkörpern soll, einzuleben und sich in die Eigenart und in den Charakter der darzustellenden Figur so zu vertiefen, daß das Gesicht schon von allein den erforderlichen Ausdruck erhält. Er muß das beredte Schweigen in das Spiel der Augen, der Hände, der Gesichtsmuskeln usw. verlegen, um gewissermaßen durch eine optische Sprache den Kontakt zwischen seiner Rolle und dem Zuschauer herzustellen. Immer wieder steht der Charakterdarsteller vor neuen Aufgaben. Heute spielt er einen Helden, morgen einen Verbrecher, mal hat er einen Schurken darzustellen, dann einen liebenden Vater und Gatten, hier einen schöpferischen Menschen, dort einen Vernichter. So gleichen seine Rollen sich fast nie, denn er hat jedesmal ganz anders auszusehen, soll ein Verwandlungsgenie sein und muß förmlich in die Haut anderer Menschen hineinkriechen. Gerade im stummen Film, der lediglich auf das Auge wirkt, muß der Habitus des Schauspielers, der eine Figur verkörpert, diese zugleich durch eine vollendete Wiedergabe von Äußerlichkeiten bzw. durch die Maske charakterisieren. Die Voraussetzungen für die innere Verwandlung des Schauspielers, der mit unfehlbarem Griff das Zentrum des darzustellenden Menschen zu erfassen hat, sind ja die Maske, das Kostüm und sein der jeweiligen Rolle angepaßtes Gesicht. Maske machen, gehört daher zu den schwierigsten Aufgaben, die dem Charakterdarsteller erwachsen.

Die Hauptkunst besteht darin, Antlitz und Gebärde derart in der Gewalt zu haben, daß die inneren Empfindungen durch das Mienenspiel ausgedrückt werden, und daß sich auf dem Gesicht das Ringen der Seele mit dem Schicksal deutlich erkennen läßt. Eine vollendete Kunst des Ausdrucks hat, im Gegensatz zum gesprochenen Wort, das nur zu leicht verflacht, abgründige Tiefen. Da







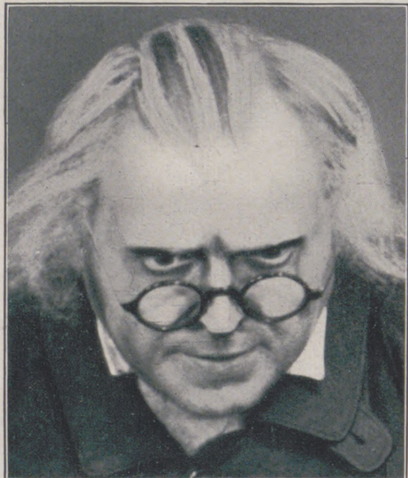


Emil Jannings

als „Tartüff" in dem gleichnamigen Ufa-Film. — in der Titelrolle des Ufa-Films „Der letzte Mann".



Becker & Maaß





Werner Krauß (Mitte) als Zauberkünstler in „Das Cabinet des Dr. Caligari" (Ufa); (unten) in dem Lustspiel-Film „Die Hose", nach K. Sternheim (Phoebus).





Paul Wegener (Mitte) im Film „Der Golem"; (unten) in „Ramper, der Tiermensch" (Defina).



Der Film-Mime in der Garderobe bei der Metamorphose: „Na, da woll'n wir mal 'nen kessen Ritter anlegen — Kleinigkeit, bei meiner Figur!" Zeichnung von Hanns Langenberg.



als Negerin in „Meine Tante — Deine Tante" (Parufamet).



Henny Porten



am heimischen Herd in demselben Film.

das stumme Bild keine psychologischen Erläuterungen zuläßt, muß eine jede seelische Wandlung von vornherein sichtbar sein. Der Film bedingt somit eine außerordentliche Feinheit und Sicherheit des Mienenspiels — zumal in ernsten und tragischen Momenten, denn nichts entblößt bekanntlich das Innere und die Gedanken so völlig nackt wie ein Gesicht. Sein Ausdruck läßt den Stoff und die Substanz des konkreten Lebens fühlen, um die tiefsten Gründe der Seele zu enthüllen.

Neben der Ausdruckskraft des innerlichen Erlebens steht die Gestaltungsfähigkeit der äußeren Maske. Maske zu machen, dem Gesicht und der Gestalt das Aussehen eines vollkommen anderen Menschen zu geben, ist eine ganz besondere Kunst. Am einfachsten ist es, mit dem Schminkstift Falten zu ziehen, Krähenfüße an den Augenwinkeln an-

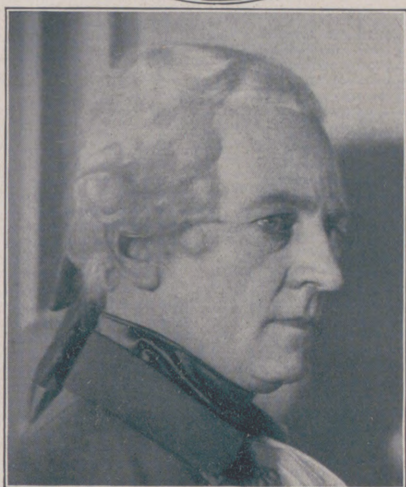


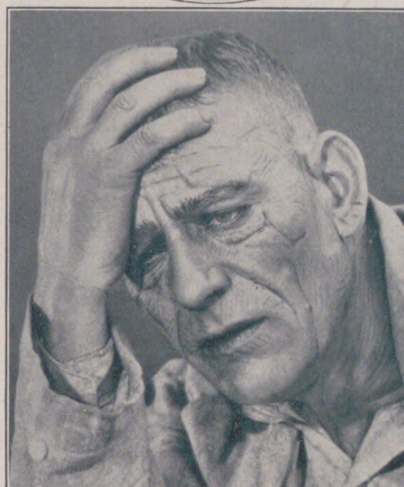


testen anzubringen, dagegen sieht die Sache schon anders aus, wenn der Darsteller z. B. Verkrüppelungen und Entstellungen der Gliedmaßen an sich vornehmen muß. Stahlklammern und Drähte, unter Schminke verborgen, geben Ohr und Nase eine andere Form. Holzkugeln, die durchbohrt sind, um Luft durchzulassen, dienen dazu, in die Nasenlöcher gesteckt zu werden, um das Riechorgan breit und globig zu gestalten. Wachsgebilde täuschen starke Backenknochen vor oder geben der Nase die gewünschte Form einer Sattel-, Haken- oder Höckernase.

Derartige Masken-Tricks erfordern natürlich viel Zeit und ein langes Studium, denn nur durch fortgesetzte Praxis kann der Charakterdarsteller die richtige Methode erlernen, wie er sein Antlitz und seine Gestalt denen eines anderen Menschen ähnlich macht. Aber erst dann, wenn

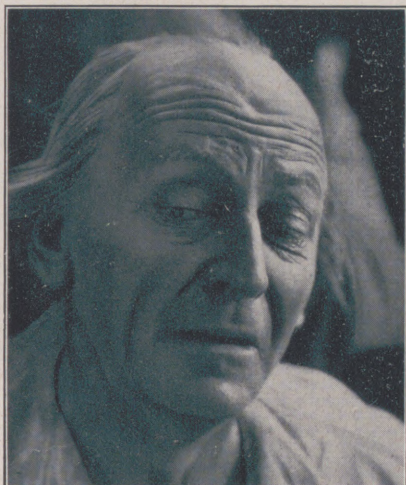










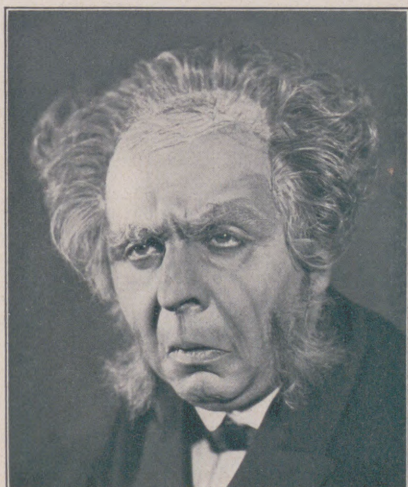






Otto Gebühr
(Mitte) als jugendlicher Fridericus;
(unten) in der Lieblingsrolle als Friedrich der Große in dem Film „Der Alte Fritz" (National).

Lon Chaney
(Mitte) in dem Film „Der Kapitän von Singapore" (Parufamet);
(unten) in einer Frauenmaske (Parufamet).







Rudolf Klein-Rogge
(Mitte) in Räubermaske im Ufa-Film „Pietro, der Korsar";
(unten) in der Titelrolle des Ufa-Films „Dr. Mabuse, der Spieler".

Heinrich George
(Mitte) als Herzmaschinenmeister bei der Explosionsszene im „Metropolis"-Film (Ufa);
(unten) in dem Film „Orient-Expreß" (Phoebus).





in dem Sokal-Film „Der Student von Prag". Konrad Veidt in dem Film „Das Wachsfiguren-Cabinet" (Ufa).

zusetzen, die Lippen und Augenbrauen stärker zu betonen und das am Haaransatz etwas gelichtete Haar durch geschickte Striche wieder voller zu machen. Auch erfordert es keine Mühe, durch das Schwärzen bestimmter Zähne Zahnlücken oder durch das Bestreichen der Zähne mit Lack ein tadelloses Gebiß vorzutäuschen. Die Schwierigkeiten beginnen erst da, wo etwas geschaffen werden muß, was sich mit diesen Hilfsmitteln allein nicht ermöglichen läßt. Bärte und Perücken sind noch am leich-

der Künstler sich auch innerlich in seine Rolle einzuleben versteht, wenn er nicht allein Träger der äußeren Maske, sondern auch die göttliche innere Verwandlung, die ihn ins Wunderland trägt, erleidet, ist er imstande, seine Gestalten im wahren Sinne des Wortes zu „verkörpern". Gelingt ihm dieses, so wird der Dämon aus der Selbstherrlichkeit dieses neuen Wesens fühlbar, und der Zuschauer erlebt die ganze Stufenfolge von Schicksal und Spiel, so daß er sich dem Einfluß der maskierten Gestalt ohne Rückhalt ergibt. Otto Behrens.

Sensationen der Seetouristen: Einbooten und Ausbooten

Zeichnungen und Text von Hermann Ebers.

„Vergnügungs- und Erholungsreisen zur See“ annonciert die Hapag, und Vergnügen und Erholung sind auch wirklich genug dabei. Vergnügen gibt es schon an Bord die Menge außer der Erholung. Aber das größte Vergnügen bilden doch immer die Landausflüge, und schon die Art, wie man an Land geht und wieder an Bord kommt, birgt abwechslungsreiche Momente genug. Ich bin jetzt lange mit der „Ozeana“ durchs Mittelmeer kreuz und quer gefahren und kann etwas davon erzählen. — Schon dieser herrliche Beginn der Reise! Weiß, langgestreckt und lustig über die Toppen geflaggt, liegt das Schiff angesichts des Dogenpalastes vor der Riva degli Schiavioni. Mit einem schöneren Boot als mit der ewig unvergleichlichen venezianischen Gondel sind wir nie mehr eingebootet worden. Ein herrliches Bild, wie diese schwarzen, schlanken Kähne das weiße Schiff umschwärmten, kofferbeschwert sich ans Fallreep schoben, die eleganten stählernen Schnäbel sich hoben und senkten! Man steigt die Treppe hinauf. Oben an Deck spielt die Bordmusik einen schneidigen deutschen Willkommenmarsch, und in gehobenster Stimmung beugt man sich über die Reling und sieht langsam das Gewimmel der Gondeln kleiner werden und Venedigs Paläste, Kuppeln und Türme dem Auge entschwinden.



In Venedig ist es eine feierliche Angelegenheit, angesichts der Pracht dieser Stadt mit der venezianischen Gondel zum abreisebereiten Schiff zu fahren.



„Verladen“ vom Boot zum Dampfer bei lebhafter See auf der Reede von Haifa (Palästina): Das ist kein Hochgenuß für jeden!

Vielleicht war dies das schönste Einbooten, dieses erste. Es war sozusagen eine lyrische Angelegenheit. Es gibt aber auch dramatische Situationen bei diesem Manöver. So z. B. in Haifa. Der Dampfer ankert auf offener Reede, beim Ausbooten ging es an einem herrlichen, blauen Frühlingsmorgen sehr schön. Aber als wir nach zwei Tagen von Jerusalem zurückkamen, blies eine steife Brise, und der Leichter, auf dem wir alle unter dem Geschrei und unter angeblicher Beihilfe bunter Orientalen „verladen“ wurden, zockelte zickzack, rollend und stampfend hinter seinem Schleppdampfer her, den riesigen Brandungswellen entgegen, über die er glücklich hinwegglitt. Am Fallreep wurde dann die Sache erst richtig interessant. Die „Ozeana“ schwankte, der Leichter aber noch viel mehr. Nur in dem Moment, da sein Rand gleiche Höhe mit der untersten Stufe des Fallreeps hatte, konnte man hinüber. Zwei Mann faßten einen unter — schwupp, war man drüben und landete in den Armen von zwei kräftigen Bootsleuten. Die Glücklichen, die schon oben waren, guckten schadenfroh hinunter zu den anderen, die noch auf dem schaukelnden Leichter dicht gedrängt warteten und stellenweise weiße Nasen bekamen.

Seit diesem kleinen Erlebnis interessierte es uns immer schon vorher, auf welche Weise man an Land gebracht würde. Man ging zeitig auf Deck, um ja das Landungsmanöver nicht zu versäumen. Alles war dann spannend: Wenn der Lotse von seinem kleinen Boot auf unser großes hinaufkletterte, die fremden Behörden unter den Klängen der jeweiligen National-



Fahrt zum Schiff hinter dem Schleppdampfer durch die Brandungswellen in Haifa.

hymne, gefolgt vom Deutschlandlied, an Bord gingen, wenn Schlepper vorgespannt oder unser Schiff mit Tauen an den Pier gezogen wurde, alles wurde mit Interesse beobachtet. Der Fall mit der offenen Reede und dem Leichter blieb vereinzelt. Die häufigste Art des Ausbootens erfolgte in ruhigem Hafenwasser mit den hübschen Motorbarkassen des Dampfers, die zu Wasser gelassen wurden, sobald man vor Anker ging, und die dann einen Pendelverkehr mit dem Land eröffneten. Diese Fahrten waren oft ein Genuß für sich, wie etwa im wundervollen Hafen von Palermo, um den die schönsten Berge ihre seltsam gezackten Linien weit ausschwingen ins blauende Meer.

Besonders hübsch war es, wenn Pontons zusammengeschoben wurden, die eine schwimmende Landungsbrücke bildeten vom Kai bis zum Schiff. Da entstand dann in den orientalischen Häfen gleich ein Gewimmel von Waren anbietenden Verkäufern. In Algier hatte sich mit der Zeit ein ganzer Basar



Sie zähl'n die Häupter ihrer Lieben: Die für ihre Passagiere verantwortlichen Kammerstewards geben oben an der Schiffstreppe acht, daß ja keiner ihrer Schützlinge im fremden Hafen zurückbleibt.

auf diesen Pontons etabliert, wo Teppiche, Korbflechtwerk, Schals, Lederarbeiten und sonstige Dinge mit viel Stimmaufwand angeboten wurden. Hatte man, zurückkehrend, diese lustigen Spießruten durchlaufen, so war das der Schlußakkord all der unzähligen Eindrücke, die an einem solchen Landausflugstag auf uns eingestürmt waren.

Müde vom Schauen, war man dann doch immer wieder froh, „zu Haus" zu sein auf seinem blitzblanken Schiff. Oben an der Schiffstreppe standen stets alle Kammerstewards in ihren weißen Jacken und zählten die heimkehrenden Schäflein.

In den großen Häfen von Genua und Neapel legte man direkt am Pier an. Das war eigentlich unromantisch. Und doch wieder romantisch! Vor wenigen Tagen war man noch in Afrika gewesen, man hatte sein Hotel, unser braves Schiff, nicht verlassen. Und nun ging man sozusagen aus der Haustür und war in Italien. Das unvermeidliche Zwillingspaar der Carabinieri stand an der Treppe, und Grüße aus den Gärten Campaniens schwenkten die Blumenverkäufer in Gestalt herrlicher Kamelienzweige einem entgegen. Dazu lag in Neapel unser „Hotel" köstlich genug. Welch herrliches Bild war es, als die weiße „Ozeana" bei einbrechender Nacht all ihren Lichterglanz im Wasser spiegelte, hinter ihr der Doppelgipfel des Vesuvs, dessen Rauchgewölk von Zeit zu Zeit rot aufglühte!



Das improvisierte Warenhaus: Eingeborene Händler in Algier, die ihren Basar auf den Schiff und Kai verbindenden Pontons aufgeschlagen haben, mit ihren „Kostbarkeiten".



Nur keine Angst, schönstes Fräulein! — Einbooten in einem orientalischen Hafen.



Von Afrika wieder zurück in Europa: Ankunft am Kai Immacolatella nuova in Neapel, begrüßt von den üblichen beiden Carabinieri und den Blumenverkäufern.

Ja überhaupt diese Liegeplätze! Vor der Serailspitze in Konstantinopel, wo das alte Stambul sich aufbaut mit seinen Kuppeln und Minaretten, auf der weiten Tejomündung vor dem bunten Lissabon oder in der tiefblauen Bucht von Palma de Mallorca, wo die mächtige Kathedrale die altersgraue Stadt überragt — wo war es wohl am schönsten? Was haben wir alles gesehen — wieviel genossen! Und frage ich mich: Was waren die schönsten Augenblicke?, so muß ich sagen: Bei dieser Art, zu reisen, wo viele kleine Reisen sich aneinanderreihen am fortlaufenden Band der Fahrt übers Meer, ist vielleicht immer der schönste Moment Ankunft und Abfahrt, die Spannung beim Landen und die gesättigte Freude der Heimkehr — Ausbooten und Einbooten!

Getreidebau in Persien.



Vorbereitung des Ackers für die Aussaat: Der vom Regen durchweichte Boden wird mit dem einfachen Hackpflug aufgerissen.



Händler mit ofenwarmem Fladenbrot aus reinem Weizen. Die auf dem Brote sichtbaren Rillen stammen von den Kieseln, auf denen es in Lehmziegelöfen gebacken wird.

Das schwach bevölkerte Persien — auf seine 1647000 qkm kommen nur 10 Millionen Einwohner — ist ein wasserarmes Land. Nur da, wo es Flüsse, Quellen, Brunnen und unterirdische Leitungen (Quänats) zur Nutzbarmachung des Grundwassers gibt, ist es den Bauern (Rayjat) möglich, das Land rationell zu bestellen. In Gegenden dagegen, wo die Ernte nur vom Regen abhängt, sind die Erträge bei mangelhaften Niederschlägen oft recht spärlich, so daß oft Hungersnöte eintreten. Bei Beginn der Regenzeit, Anfang November, wenn die ersten heftigen Güsse den durch die sieben trockenen Monate hart gewordenen Lehmboden aufgeweicht haben, wird mit dem Umpflügen des Landes begonnen. Ist die Saat zerstreut, wird durch öftere Berieselung der Felder das Wachstum unterstützt und durch meilenlange Quänats das Wasser herbeigeschafft. Diese Leitungen sind so alt wie das Reich. Schon zu Darius' und Xerxes' Zeiten wurde das Land auf diese Weise bewässert. Der Tiefbau eines solchen Quänats erfordert viel Mühe und Arbeit. Am Fuße des nahen Gebirges wird ein tiefer Schacht gegraben, bis man auf das während der alljährlichen Schneeschmelze ins Erdreich gesickerte Grundwasser stößt. In Zwischenräumen von 25 bis 30 m wiederholen sich diese Schächte. Sind so die zu bewässernden Feldern erreicht, dann werden alle Schächte vom Anfangsschacht aus durch einen horizontalen Stollen verbunden, in dem nun das Wasser zu Tal fließt und, im letzten Schacht sich stauend, zutage tritt. Durch weitverzweigte Berieselungsgräben leitet der Bauer, je nach Bedarf, das nährende Naß über seine Felder und Gärten. Außer diesen Leitungen werden auch tiefe Brunnen gegraben. Über Tag und Nacht quietschende Holzräder läuft das Seil, mit dem durch Tierkraft das Wasser in Fellsäcken zur Oberfläche gehoben und in die Kanäle verteilt wird.

Wenn der Perser sein Eit i Noruz (Neujahr) feiert (es fällt mit unserem Frühlingsanfang zusammen), steht das Getreide bereits hoch im Halm, außer Weizen für Brot, das, mit Käse, Milch und Früchten genossen, die Hauptnahrung der ärmeren Schichten bildet, wird noch viel Gerste für das Vieh angebaut. Hafer dagegen gedeiht nicht, die Ähren bleiben leer. — Im April ist das Getreide, je nach Gegend und Höhenlage, reif zum Schnitt. Mit der einfachen Sichel verrichten die Bauern diese Arbeit, und nach 24 Stunden wird der Schnitt jedes Feldes zu einer Feime aufgestapelt. Ein klarer blauer Himmel begünstigt all diese Erntearbeiten. Kein Regenschauer ist zu befürchten, auch Gewitter und Hagelschlag sind unbekannte Dinge.



Feldbrunnen in Betrieb. Das Wasser wird durch das abwärts laufende Pferd in einem an langem Seil hangenden Ziegenfell heraufgezogen, um dann in die Gräben gegossen zu werden.

Wie vor 2000 Jahren in Persien gedroschen wurde, so geschieht es auch noch heute. Die einfachste aller Dreschmaschinen erscheint auf dem Felde. Sie wird von zwei Zebus gezogen, und als beschwerendes Medium sitzt der Treiber auf dem schlittenartigen Gestell. Die zwischen den beiden Kufen rotierenden Walzen mit den aufrecht stehenden, breiten Messern zerschneiden die Halme zu Häcksel, und die Hufe der Tiere und die Kufen des Schlittens zerdrücken die Ähren.

Sobald eine Feime niedergedroschen ist, was ungefähr 15 bis 25 Tage in Anspruch nimmt, beginnt das Auswerfen — Körner und Häcksel müssen getrennt werden. Bei dieser Arbeit kommt dem Landmann der frische Monsunwind zu Hilfe, dessen Ausläufer vom Indischen Ozean her weit ins Land streichen. Mit einer Holzgabel beginnt man an der dem Winde entgegengesetzten Seite der Feime das Ausworfeln. Gabel auf Gabel wird nun auf diese Weise hoch in den Wind geschleudert; die schweren Körner fallen dem Bauer vor die Füße, und der leichte Häcksel wird einige Meter seitab getrieben und bildet einen Haufen für sich.

Die letzten Handhabungen sind nun sehr einfach. In Manteltaschen werden die Körner auf Eselrücken eingetragen, der Häcksel folgt in großen weitmaschigen Netzen. Vor dem Abtransport stellt der Bauer erst noch mit der langen Balkenwage den Ernteertrag eines jeden Feldes fest. Nach dem Absieben des Druschplatzes überläßt der Feldeigener einem Karawanenführer gegen ein geringes Entgelt die Stoppeln zum Abgrasen für seine Maultiere. Über diese Erntearbeiten ist der Sommer vergangen, und bald setzt der kurze persische Herbst ein. Heftige Winde fegen über die leeren Felder, hohe Windhosen drehen in den Lüften, und die am Himmel erscheinenden dunklen Kumuluswolken sind die ersten Zeichen der kommenden Regenzeit.

Alfred Heinicke.



Für die Bewässerung eines großen Feldes: Aufwerfen von künstlichen Gräben. An einer Kette wird der in den Acker gestoßene breite Eisenspaten emporgezogen und so die Erde ausgehoben.

Im Oval: Ein primitives Eggen. Die durch das Gewicht des Treibers belastete Hartholzplanke zerdrückt die Schollen, so daß nach der Aussaat das Feld gleichmäßig bewässert werden kann.







Eine mühsame Arbeit: Schneiden des Getreides mit der Sichel. — Rechts oben: Eine Dreschmaschine. Die Messer auf den zwischen den Kufen rotierenden Walzen zerschneiden die Halme (vgl. Abbildung Mitte rechts).



Auswerfen des Drusches mittels Holzgabeln bei frischem Wind. Die schweren Körner fallen zu Boden, die leichte Spreu wird abgetrieben.



Dreschen der Ernte eines Weizenfeldes. Rund um die Feime werden die Dreschmaschinen tage-, ja, wochenlang getrieben, bis der ganze Haufen gedroschen ist.





Vor dem Gang in die Mühle: Stampfen des Weizens zum Entfernen der Hülsen. Beim Sieben fallen die Körner durch, und die Spreu bleibt zurück.

Links nebenstehend: Der in die Maschennetze verpackte Häcksel wird mit der einfachen Balkenwage gewogen, um den Ertrag des Feldes festzustellen.







Sommerkleider

Die rote Mode: Crêpe-Georgette-Kleid mit origineller Garnitur aus gelackten Börtchen.

Oben Mitte:
Hochsommer-Complet, bestehend aus blau-weiß gestreiftem Crêpe de Chine und blauem Rips (Mantel und Kleid aus dem gleichen Material). Dazu naturfarbener Exotenstrohhut mit blauem Band.

Nebenstehend:
Crêpe-Georgette-Kleid in der neuen grünen Farbe. Über den feinen Plisseerock fällt ein Jumper, der aus soutacheähnlichen Stoffröllchen kunstvoll gearbeitet ist. Dazu trägt die Filmschauspielerin Susi von Döberney einen schwarzen Exotenstrohhut mit einseitig verbreitertem Rand.





Zu einem roten plissierten Crêpe - de - Chine - Rock trägt die Filmschauspielerin Hilde Ruth einen rot verzierten weißen Jumper und (über dem Arm) eine ärmellose weiße Weste. Den Anzug ergänzt ein rotweiß geflochtener Strohhut.

Nebenstehend:
Die Filmschauspielerin Hilde Wendlyn in einem Sommerabendkleid aus gobelinblauem Crêpe Georgette mit buntem Streumuster.

Modelle:
Weiß & Krauß (Kleider); Gaby (Hüte), Wien. — Photos: Kitty Hoffmann.

Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.

ISOLDE KURZ SOLLEONE NOVELLE

(2. Fortsetzung.)

Da der Zustand des Kranken sich zu bessern schien und auch Herr Parga, ruhiger geworden, sich zu der Gesellschaft setzte, gab der Doktor, der zur Zeit nicht am Krankenbett nötig war, dem Drängen der Freunde nach und erzählte mit Unterbrechungen, wessen er sich von der dunklen Geschichte, die durch das Gespräch angeregt war, noch erinnerte.

„Die Contessina", begann er, „war einige Jahre älter als ich; sie lief mit den Bauernkindern barfüßig über Steine und Dornen. Die hochgräfliche Großmutter, die sie aufzog, eine sehr bigotte und sehr hochmütige alte Dame, erklärte, Barfußgehen mache die Füße schön, worin sie gewiß recht hatte; aber die Dienstboten munkelten, daß es aus Sparsamkeit geschehe, und sie hatten ebenfalls recht. Denn die gräfliche Herrschaft, die ehedem zu den reichsten Adelsfamilien des Landes gehört hatte, war jetzt eine der ärmsten, Schloß Castelnero mit seinen herrlichen Parkanlagen, wo noch der junge Graf Folco das Licht erblickt hatte, war seit langem wegen Überschuldung an einen Herrn Carpi aus Florenz übergegangen, der die baufälligen Zinnen abgetragen und den Besitz wieder in die Höhe gebracht hatte, ihn auch noch ständig zu erweitern suchte. Die gräfliche Familie selber bewohnte ihre eigene ehemalige Faktorei, die in noch früheren Zeiten zu den Schloßbefestigungen gehört hatte und gleichfalls mit Zinnen versehen war. Darum hieß sie seit dem Verschwinden der Schloßzinnen als allein noch zinnentragend die Villa Merlata. Sie stand an der Stelle der heutigen Villa Parga, in die sie verbaut ist, nur daß sie nicht so umfangreich war und in so gutem Stand wie diese. Die trotzigen Zinnen über dem verkommenen Anwesen waren recht ein Sinnbild für die ahnenstolze Armut, die darin wohnte. Einen Fattore hatten sie längst nicht mehr nötig, der Bauer Catasta bewirtschaftete den kleinen Grundbesitz, der ihnen geblieben war.

Sie selber lebten nicht besser als ihre Bauern, wenn auch der alte Kammerdiener Nando die dürftigen Gerichte noch immer mit Handschuhen herumreichte. Aber Gräfin Eleonore wickelte sich die Stirnlocken wie in den Zeiten ihres Glanzes und ging in Haus und Hof mit Handschuhen umher, von denen sie die Spitzen abschnitt, um das „Gesinde" anzuleiten, das aus besagtem Nando und einem kleinen Bauernmädchen, der einarmigen Faustina, bestand. In der Messe erschien sie feierlich in einem ganz aus der Mode gekommenen raschelnden Seidenkleid, das Kind an ihrer Seite im weißen Kleidchen mit gelbem Gürtel und einer Bernsteinkette um den Hals. Jeden Nachmittag machte sie den gleichen Spaziergang auf die Höhe, wobei die Enkelin sie begleiten mußte. Sie ging aber seit zwölf Jahren niemals weiter als bis zur Grenze der Pinienwaldung, wo sie sich auf einer rohen Steinbank unter dem vorspringenden Felsen niederließ. Noch ein paar Schritte weiter um den Felsenvorsprung, so wäre ihr Castelnero zu Gesicht gekommen, und gar von der Höhe des Felsens herab hätte sie Park und Schloßterrasse mit der mächtigen Libanonzeder und den steinernen Riesenfiguren des Gian Bologna gerade unter sich gehabt. Diese Schritte machte sie aber nie, denn der Anblick der dunklen Schloßmauern und der hohen Zypressenwipfel nährte die Bitterkeit gefallener Größe. Währenddessen mußte die Contessina im Wald nach Pilzen suchen, die oft den einzigen Gang der gräflichen Tafel bildeten, oder, wie es die Jahreszeit mit sich brachte, an den glühenden Hängen Lavendel pflücken, der hernach, zu wohlriechenden Kolben verarbeitet, in die Stadt verkauft wurde. Die Armut hinderte also die gräfliche Familie nicht, ausnehmend hochmütig zu sein, ja, ihr Hochmut nahm noch immer zu, je mehr sie verarmten. Auch die Contessina war hochmütig und bildete sich gewiß nicht weniger als die Großen auf ihren Ahnherrn Gualtiero ein, der sich in der Schlacht von Lepanto unter Don Juan d'Austria ausgezeichnet hatte und von Cosimo I., in dessen Diensten er stand, zum Stephansritter ernannt worden war. Seit dem 16. Jahrhundert hielt die Familie den Brauch aufrecht, daß jeweils der älteste männliche Sproß zu seinem Rufnamen den Namen Gualtiero empfing, wie man noch jetzt an dem Stammbaum drüben auf Castelnero sehen kann, der von den neuen Besitzern, die nun auch schon angestammte sind, als geschichtliche Merkwürdigkeit gehütet wird. Der alte Graf Camillo Gualtiero hatte sich's zum Lebensziel gesteckt, die Geschichte dieses hochbelobten Ahnherrn zu schreiben; er verbrachte darum jede Woche einige Tage in Florenz, um dort in Bibliotheken und Archiven seine Spuren aufzustöbern und dann hier oben in der ländlichen Ruhe die gesammelten Belege zu verarbeiten. In seinem leichten Eselkarren ließ er sich von dem Bauern zu Tal führen, stieg in Pontasieve in die dritte Klasse, in Compiobbi aber nahm er eine Fahrkarte erster und fuhr standesgemäß in die Stadt ein, wo er von seinesgleichen gesehen werden konnte. Auf der Rückfahrt beobachtete er dieselbe Vorsicht in umgekehrter Reihenfolge. Der Allerhochmütigste aber war Graf Folco Gualtiero, des alten Grafen Sohn aus erster Ehe, der in irgendeiner vornehmen Anstalt erzogen wurde und selten zu Besuch nach Hause kam. Er hatte ein Ohrfeigengesicht, dessen bloßer Anblick unsereinem die Galle erregte.

Als ich der Contessina zum erstenmal ansichtig wurde, dürfte sie zwölfjährig gewesen sein. Die Erscheinung des seltsamen Mädchens wirkte auf den acht- oder neunjährigen Müllerjungen mit solcher Gewalt, daß er vor Bewunderung fast ins väterliche Mühlrad getaumelt wäre. Sie trug das weiße Kleid mit der Bernsteinkette und eine Sonnenblume im Gürtel und saß auf besagtem Eselwagen neben dem Findling Ezio, der die gräflichen Kornsäcke in die Mühle führte, um das fertige Mehl dagegen einzutauschen; ein großer weißer Schäferhund, mit Namen Colombo, der dem jungen Mädchen überallhin folgte, umsprang das Fuhrwerk. Dieser Ezio diente bei dem Bauern Catasta und wurde von dem Grafenkind vor allen ihren anderen bäuerlichen Spielkameraden bevorzugt. Er war ein bildschöner Junge, ein Innocentino — die Herren wissen, daß man so die Findlinge aus dem Florentiner Hospiz nennt — und war als Pflegesohn des Bauern Catasta aufgewachsen, sah aber kaum weniger fein aus als seine kleine Herrschaft und war vielleicht — wer kann es wissen? — dem Blute nach nicht weniger als sie. Er wurde von dem Bauern sehr gut gehalten, der ihn sogar seinen leiblichen Kindern vorzog. Wenn er ihn gelegentlich im Zorn einen Bastard schimpfte, so dachte er nichts Schlimmes dabei. Er nannte seine eigenen Kinder ebenso. Denn das Hospiz hat ein wachsames Auge auf seine Zöglinge und duldet nicht, daß sie in schlechte Hände kommen. Es gibt wohl kaum eine menschenfreundlichere Anstalt als diese, die so viele Kindsmorde verhindert und den ledigen Müttern, die bei der Abgabe des Kindes gar nicht gesehen werden, Schande und Opfer erspart. Eine ländliche Amme nimmt das Kind mit sich und zieht es in frischer Luft mit den eigenen auf, wo es bald die Pflege durch Arbeit vergilt und häufig ein wertvoller Zuwachs der Familie wird. So war es mit Ezio, der alle seine Ziehgeschwister an Fleiß und Brauchbarkeit übertraf. Eine Wiese, die er gemäht hatte, kannte man von weitem. So gleichmäßig lief der Schwung der Sense durch die Stoppeln, daß es einer Handschrift glich. Zu allem hatte er Geschick; man wußte nicht, wo er die vielen Handfertigkeiten herhatte. Auch im Grafenhaus, wo es genug der Schäden auszubessern gab, wollten sie ihn immer haben. Aber bei all seinem Talent zeichnete er sich doch nicht sowohl durch geistige Strebsamkeit als durch eine seltene, für seinen Stand geradezu einzige Feinheit der Empfindung aus, die ihn besonders bei Höhergestellten empfahl. Seine schönen blauen Augen unter langen dunklen Fransen hatten etwas Willenloses wie die eines zahmen Tieres. Der Gedanke lag nahe, daß dieser zarte, windverwehte Keim von einem edlen Stamme gefallen sei, und niemand würde sich gewundert haben, wenn eines Tages ein gebildeter oder vornehmer Herr erschienen wäre, den Findling als seinen Sohn zurückzufordern. An der Contessina hing er mit der Inbrunst eines Sklaven. Da war aber noch ein anderes, kleineres Kind, das dieses Umgangs gewürdigt wurde oder vielmehr sich mit der Gewalt eines Naturzwanges an die beiden herangedrängt hatte: die kleine Lisa vom Ulmenhof drunten, der zum Besitz des Herrn Carpi gehörte und von dem Bauern Renai bewohnt wurde. Diese war seit ihren frühsten Kinderjahren von dem Findling unzertrennlich, obschon er sie wenig freundlich behandelte und sie trotz seiner sonstigen Friedfertigkeit oft genug anschrie und wegpuffte. Es half nichts, sie lief dem Ezio nach, seitdem sie gehen konnte, und wurde schließlich als fünftes Rad am Wagen geduldet. Sie war auch jenes Tages dabei, als die beiden auf dem Eselkarren zur Mühle fuhren, die kleine Lisa in ihrer blauen Schürze und den schmutzigen braunen Füßchen. Wer aber niemals in die Kinderfreundschaft aufgenommen wurde, das war die mit der Contessina gleichaltrige Flora Carpi, die in dem ehemaligen Grafenschlosse drüben im Überfluß aufwuchs, von Erzieherinnen betreut und von Dienstboten umgeben; die mit einem eigenen Ponnywägelchen, dem ein Bedienter hintenaufsaß, in der Gegend umherfuhr, und die gewiß gern einen Teil ihres Glanzes geopfert hätte, um zu der hochmütigen Contessina, an der sie heimlich emporsah, und zu ihrem barfüßigen Hofstaat Zugang zu finden. Aber wie sie sich auch bei jeder Begegnung die Augen aus dem Kopfe sah, die andere wandte das Gesicht zur Seite, denn die Verachtung für die Emporkömmlinge war ihr von der Großmutter ins Blut geimpft.

Seit dem Besuch der Contessina hatte ich nichts mehr im Kopfe als sie, und wenn gelegentlich von der Mühle etwas bei der gräflichen Herrschaft zu bestellen war, so gab es keinen eifrigeren Botengänger als mich. Auch bei Ezio suchte ich mich wohlgelitten zu machen, denn nur auf diesem Umweg wagte ich mich an die Contessina heran. Da teilte mir eine gemeinsame Betrübnis ganz unerwartet die Rolle eines Vertrauten zu.

Eines Morgens fanden sie den Colombo traurig neben seiner Hundehütte stehend, und beim Herankommen seiner Herrin wedelte er nur schwach, statt ihr entgegenzuspringen. Sein Futter stand unberührt,

und als man ihm eine Schale mit Wasser vorsetzte, wandte er den Kopf ab. Alsbald lief ein ängstliches Raunen durch das Haus: Colombo hat die Hundswut. Es war Hochsommer und solche Fälle keine Seltenheit. Der junge Graf, der gerade anwesend war, wollte den Hund ohne weiteres vom Fenster aus erschießen, aber seine Schwester warf sich schreiend vor das treue Tier, und auch Gräfin Eleonore widersetzte sich der Tötung, weil der Colombo seinen Geldwert hatte und ein unvergleichlicher Wächter war. Dagegen verlangte sie, daß er zur Sicherheit angebunden werde. Allein die Hausgenossen, die in vorsichtiger Entfernung herumstanden, drängten sich nicht zu dieser Aufgabe, und schließlich mußte Ezio vom Felde geholt werden. Dieser ging unbedenklich auf den wutverdächtigen Hund zu und führte ihn am Halsband zu der Hundehütte, wo er ihn festband; dann entfernte er sich unter den Lobsprüchen der Alten wie ein Held, indem er triumphierend mit der Peitsche knallte. Was hätte ich darum gegeben, so unter den Augen der Contessina lorbeergekrönt hinwegzuspazieren! Weil niemand abkömmlich war, den Tierarzt zu rufen, erbot ich mich zu diesem Gang, um doch auch etwas zu bedeuten, und ich war sehr stolz und glücklich, daß ich dem Gesuchten auf seinem Wägelchen unterwegs begegnete und gleich wieder mit ihm zurückkam. Der Mann stellte sich außer Schnappweite vor dem Hund auf und orakelte: ‚Achten Ew. Gnaden nur vor allem sorgsam darauf, ob der Hund sich leckt. Solange ein Hund sich leckt, braucht man nicht um ihn zu sorgen. Wenn sich aber der Hund nicht mehr leckt, so kann ihm auch kein Mensch mehr helfen.' — Mit dieser Weisheit empfahl er sich, und die Hausgenossen begaben sich wieder in die Wohnung. Nur die Contessina hockte sich auf einen Eckstein des Hoftors, um ihrem Liebling zuzuschauen, ob er sich lecke. Und ich kleiner Knirps hockte mich unbeachtet auf den andern, weil es mich aus ihrer Nähe nicht losließ. Wie manches Mal habe ich in späteren Jahren, wenn Berufspflicht mich heraufführte, nach den zwei Steinen umgeschaut und im Geiste die beiden Kinder noch darauf sitzen sehen!

Als die Sonne hochstieg und das kranke Tier bei seiner Hütte zu belästigen begann, hielt das kleine Fräulein sich nicht länger. Sie sah sich um, ob niemand vom Hause zugegen sei, dann ging sie furchtlos hin und koppelte den Colombo los. Ich gestehe, daß ich diesen Mut nicht gehabt hätte; so sehr war ich benommen von der Weisheit des Tierarztes. Sie bückte sich über ihren treuen Kameraden, streichelte sein wolliges Fell, wobei er schmerzhaft zuckte. Da tat sie einen leisen Schrei. Sie hatte unter blutverklebten Zotteln drei tiefe Löcher in seiner Flanke gefunden, die nur von den Zinken einer Heu- oder Mistgabel herrühren konnten. Die herbeigerufenen Hausgenossen waren sofort darüber einig, daß nur der Bauer vom Ulmenhof, der für seine Roheit gegen Tiere und Menschen bekannt war, der Täter sein könne. Er besaß eine sehr schöne weiße Hündin von der gleichen Rasse wie Colombo, die zufällig Colomba hieß. Diese lockte, wenn es Abend wurde, ihre sämtlichen vierbeinigen Verehrer aus der ganzen Nachbarschaft zusammen, daß man um die Dämmerstunde vor Hundegebell fast taub wurde. Seit einiger Zeit war der Colombo wie besessen auf die Colomba. Gleich beim Abendläuten, wenn rings um den Ulmenhof das vielstimmige Geheul begann, verließ der treueste Wächter seinen Posten und raste mit Riesensprüngen den anderen Besessenen nach. So war er auch am vergangenen Abend davongestürmt, und der Bauer Renai, der längst geschworen hatte, daß er den ersten Ruhestörer, der ihm in den Weg komme, kaltmachen wolle, hatte offenbar an ihm seine Wut gekühlt. Solche Dinge werden ja unter den Landbewohnern gar nicht mit Worten verhandelt, ein jeder fühlt sie und weiß sie. Ich fühlte sie ebenfalls, so klein ich war. Es litt mich jenes Abends gar nicht daheim in meiner Mühle; sobald der Tag sank, ersann ich mir einen Vorwand und lief allein über die Richtsteige wieder herauf. Der Hund lebte noch, aber sein mächtiger Körper lag kraftlos zusammengesunken und atmete schwer. Die Contessina hockte zärtlich neben ihm und wehte ihm mit einem Papierfächer Kühlung zu, während sie ihn mit zärtlichen Vorwürfen überhäufte: ‚O Colombo, wie oft hab' ich dich gewarnt: Geh nicht auf den Ulmenhof! Aber du wolltest nicht hören.' Und der Hund blickte sie aus seinen halbgebrochenen Augen beweglich an, als ob er verstünde und um Verzeihung bäte. Ezio kühlte ihm mit feuchten Lappen die Wunde. Ich setzte mich als leidtragender Dritter daneben, denn auffallenderweise fehlte Ezios Schatten, die Lisa, an jenem Abend. Wahrscheinlich hatte ihr Vater ihr aus schlechtem Gewissen verboten, zu kommen. Die Hausgenossen warfen ab und zu teilnehmende oder neugierige Blicke auf den sterbenden Hund, Graf Folco gab ihm gelegentlich im Vorbeigehen einen Fußtritt, daß die Schwester zusammenfuhr. Die Geschwister liebten einander nicht, und er tat ihr bei seinen Besuchen auf Villa Merlata zuleid, was er konnte. Die Flanken des Tieres arbeiteten immer qualvoller, es schien jeden Augenblick, daß es verenden werde, denn es lag mit der Schnauze am Boden und hatte alle viere von sich gestreckt. Aber jetzt geschah etwas, das sich mir mit der Wucht einer menschlichen Tragödie in die Seele geprägt hat. Die Sonne war gesunken, wir glaubten schon, Colombo habe ausgelitten, denn sein starkes kurzes Atmen hatte aufgehört, und seine Augen waren geschlossen. Plötzlich erscholl Hundegebell am Ulmenhof. Von Castelnero, wo eine große Dogge freilief, kam Antwort, auf allen Bauernhöfen wurde es laut, und bald zog sich das Geheul wie eine Kette von einem Gehöft zum andern. Colombo, der wie tot gelegen, hob die Schnauze, und seine Ohren spitzten sich.

Da huschte draußen in der Campagna auf geringe Entfernung eine weiße vierfüßige Gestalt geschmeidig hin.

‚Die Colomba!' rief das Mädchen, und Ezio schickte dem Tier eine Verwünschung nach.

Aber gleichzeitig hatte auch der sterbende Colombo die Hündin erkannt. Ein Zucken lief durch seine Glieder, er reckte sich, er stand! Wie durch ein Wunder schien er sich dem Tode zu entwinden. Wir wollten ihn zu dreien aufhalten, aber er schüttelte uns mit einem Ruck von sich, daß wir taumelten, und setzte sich gegen die Campagna in Bewegung. Er kam nur langsam fort, aber er ging unaufhaltsam, und als wir uns aufs neue von rechts und links an seine weißen Zotteln hingen, schleppte er uns mit unwiderstehlicher Gewalt nach, bis wir ermattet abließen.

‚Colombo!' schrie die Contessina dem Hunde nach, der weiß in der Dunkelheit eines Grabens hinschwand. ‚Geh nicht zu der Falschen! Du hörst ja, wie sie den andern ruft. Komm zurück, Colombo!'

Da sprach der Findling ein seltsam feierliches Wort, seltsam in seinem Munde und für meine Ohren, die es noch nie vernommen hatten. Er sagte: ‚Die Liebe ist stark wie der Tod.'

Wie zu erwarten, kam das Tier nicht mehr zurück. Am anderen Tage, der ein Sonntag war, half ich in aller Frühe den zwei Betrübten die ganze Umgegend absuchen. Ezio ging voran und peitschte mit einem Zweig den Tau von Büschen und Gräsern, daß er die Contessina nicht netze. Wir durchstöberten jeden Busch und jeden Graben, in dessen Richtung sich das Hundegebell am Vorabend hingezogen hatte. An einer Ecke fanden wir die Lisa in ihrer gewöhnlichen Haltung, stumm, den Finger im Mund, aus halb gesenkten Augen unverwandt auf Ezio schauend. Wir waren gleich mit Fragen über ihr her, aber sie gab nach ihrer Art keine Antwort. Erst als Ezio sie wütend anschrie, zu gestehen, was sie wisse, kam es wie ein eingelernter Spruch in weinerlichem Ton aus ihrem Munde:

‚Colombo ist nicht bei uns gewesen, Vater hat den Colombo nicht mit der Gabel gestochen.'

Da gab Ezio, der Sanftmütige, ihr einen Stoß, daß sie in den Graben flog. Sie kroch wieder heraus, schüttelte ihr beschmutztes Röckchen aus und ging wie ein geschlagenes Hündchen hinter ihm her.

Auf einem Stück Heideland, über das heute der Fahrweg läuft, neben einem Wacholderbusch, lag ein Stein und neben dem Stein ein weißer Fleck, im blendenden Lichtglanz kaum von diesem zu unterscheiden. Es war der arme Colombo, der da lag, den Kopf und die Vorderfüße bergwärts gerichtet, wie im mühseligen Aufstieg hier zusammengebrochen, und es sah aus, als ob er noch immer nach seiner Treulosen hinaufschaue und horche. Die Contessina wollte sich auf ihn stürzen, aber als sie erkannte, daß dies nicht mehr ihr Getreuer war, sondern eine vom Tau durchfeuchtete, von der Sonne versengte Masse, da setzte sie sich ein paar Schritte entfernt am Berghang nieder, die Knie heraufgezogen, und starrte auf das tote Tier, ohne ein Wort zu sagen. Wir beiden Knaben aber gruben unter dem Wacholder ein breites und tiefes Loch, in das wir den schweren Körper senkten. Der Findling wollte mit dem ihm eigenen Feingefühl durchaus nicht leiden, daß ich Erde auf ihn häufte, sondern brach eine Lage breiter Blätter, womit er ihn bedeckte, bevor wir das Grab zuschaufelten und den großen Stein daraufwälzten, um es vor der Habgier des Renai zu bergen, der das schöne Fell zu ergattern hoffte. Daß die Lisa uns nicht verraten würde, waren wir sicher. Ein paar Wochen später lag dann an Stelle des rohen Steines eine halb aufgerichtete Grabplatte, darauf die grobgemeißelte Inschrift: ‚Povero Colombo' und in kleineren Lettern der Spruch: ‚Die Liebe ist stark wie der Tod'. Der geschickte Ezio hatte selber seiner Herrin zuliebe den Denkstein heimlich ausgehauen und den Spruch, der ihm, Gott weiß, woher, zugeflogen war, daraufgesetzt.

Eine so ausgiebige Gelegenheit, der Contessina nahe zu sein, fand sich für mich nicht wieder, denn ich war zu schüchtern, um unaufgefordert meinen Besuch zu wiederholen. Aber ich trieb mich manchen Abend in der Nähe herum und sah mit Sehnsucht den dünnen Rauch aus den Schlöten der Villa Merlata steigen."

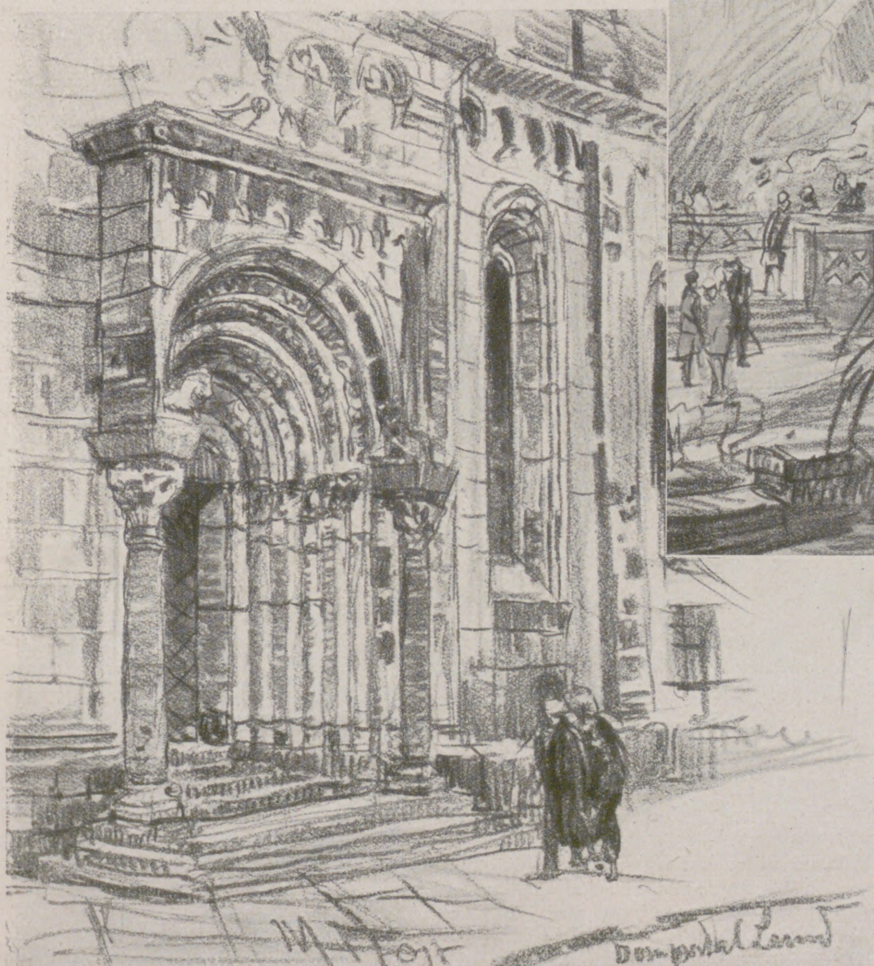
Hier machte der Doktor eine Pause, um nach seinem Kranken zu sehen, der wieder unruhiger geworden war. Der Hausherr hatte Sorge getragen, daß immerzu frisches Wasser von der Quelle heraufkam und die Wicklungen fortgesetzt werden konnten. Aber die beruhigende Wirkung war immer nur von kurzer Dauer. Als der Arzt aus dem Krankenzimmer zurückkam, fuhr er mit noch leiserer Stimme in seiner Geschichte fort:

„Bald nach der Liebestragödie des Colombo kam ich in das Lyzeum in Florenz und von da auf die Universität, und über all der Neuheit traten mir die heimatlichen Gestalten in den Hintergrund. Bei meinen Ferienbesuchen sah ich zuweilen die gräflichen Damen aus der Ferne: die Alte immer stolz und würdevoll in den abgetragensten Kleidern, die Enkelin wie ehedem mit der Bernsteinkette um den Hals, nur daß sie jetzt Schuhe trug und sich merklich in die Länge streckte. Im übrigen streifte sie noch immer allein über die waldigen Hänge, um Pilze zu sammeln, und ein großer neuer Schäferhund, der seinem Vorgänger zu Ehren Colombo genannt wurde und weiß und wachsam wie der erste war, begleitete sie. Noch immer liebte sie die Sonnenblumen, von denen Ezio ihr an sonnigen Rainen, da, wo jetzt die neuen Wirtschaftsgebäude stehen, lange Reihen zwischen die Schwertlilien säte.

(Fortsetzung auf S. 964.)

AM HAFEN VON LANDSKRONA





IN LUND, DER ALTEN UNIVERSITÄTS- UND BISCHOFSSTADT
OBEN: VOR DER UNIVERSITÄT
LINKS: AN DER DOMKIRCHE

SKIZZEN AUS SÜDSCHWEDEN

ZEICHNUNGEN VON MARTIN FROST



Edgar Jantzsch: Bauernfamilie.



Wilhelm Klier: Malerpaar.

Noch immer war der Findling das Faktotum des Hauses. Bald mußte er die Uhren in Gang bringen, bald eine neue Fensterscheibe an Stelle einer zerbrochenen einsetzen; an den Namenstagen der Herrschaften verteilte er herrliche Blumen, die er selber zog, durch das ganze Haus. Man konnte sich das arg verkommene gräfliche Anwesen ohne diesen hilfreichen Geist nicht vorstellen. In der ganzen Gegend verbreitete sich der Ruf des geschickten und liebenswürdigen Findlings. Und eines Tages kam auch ein fein aussehendes älteres Paar im Wagen heraufgefahren, das nach einem im Hospiz verschollenen Knaben forschte. Aber die Erkennungszeichen stimmten nicht, und Ezio blieb bei den Bauern.

Die Contessina in ihrer herrischen Art, die doch nicht ohne Lieblichkeit war, behandelte Ezio wie einen Leibeigenen, mit dem sie machte, was sie wollte, den sie aber nicht entbehren konnte. Allmählich begannen die Bauern selber die Köpfe zu schütteln, daß der Graf und seine hochnasige Mutter die ungleiche Freundschaft so lange duldeten. Aber die beiden Alten merkten überhaupt nicht, daß das Kind heranwuchs, sie lebten rückwärts in den Zeiten ihres Glanzes. Sie ahnten nicht, auf was für Sprünge das unbewachte Mädchen geriet. Die Nachbarschaft jenes anderen Mädchens jenseits der Mauer von Castelnero, auf das sie herabzusehen vorgab, das sie aber doch heimlich aus der Entfernung beobachtete, erweckte durch ihr Beispiel die schlummernden Triebe. Eines Tages kam sie zu dem Findling und erzählte ihm geheimnisvoll, daß sie in den Parkwegen die Flora Carpi in Gesellschaft eines Kadetten gesehen habe.

‚Es ist ihr Vetter, ich weiß es von der Lisa‘, sagte dieser gleichgültig. — Aber die Contessina hatte von ihrem erhöhten Standort aus noch mehr gesehen: hinter den Zypressen hatten sich die beiden geküßt.

‚Das ist schändlich!‘ rief Ezio, ehrlich entrüstet, wie es unsere Bauern bei jedem Bruch des Herkommens sind.

‚Warum schändlich?‘ fragte die Contessina.

‚Ich weiß nicht.‘

‚Dann rede auch nicht, wenn du's nicht weißt.‘

‚Ich meine, es schickt sich nicht.‘

‚Warum schickt sich's nicht?‘

‚Ich weiß nicht.‘

‚Du bist ein dummer Junge‘, antwortete die Contessina und sah ihn seltsam lächelnd an.

‚Wenn du mich küßtest, Ezio?‘ sagte sie nach einer Weile.

Er erschrak, als ob der Blitz neben ihm eingeschlagen hätte. ‚Das würde ich niemals wagen‘, sagte er ganz verwirrt.

‚Warum nicht, Ezio?‘

‚Der Herr Graf würde mich peitschen.‘

‚Du bist ein Feigling‘, sagte das Kind, indem es verächtlich den Mund verzog. ‚Wenn ich ein barfüßiger Findelknabe wäre, und ein hochgeborenes Fräulein erlaubte mir, sie zu küssen, meinst du, ich würde mich vor ihrem Vater fürchten?‘

‚Ich fürchte mich auch nicht vor Ihrem Vater‘, stammelte er.

‚Sondern?‘

‚Vor Ihren Augen‘, war seine Antwort

Die Contessina lächelte überlegen und schloß die Augen halb, indem sie nach dem Findling hinblinzelte. Da hatte er sich schon ein Herz gefaßt und sie auf den halboffenen Mund geküßt. Erstaunt sahen sie sich beide an, dann versuchten sie es noch einmal, ganz ernsthaft wie ein wohlzuüberlegendes Geschäft. Darauf entfernte sich das Mädchen, augenscheinlich zufrieden, daß sie den Vorsprung der Flora Carpi eingeholt hatte. Der Findling aber warf sich ins Gras und wälzte sich wie ein Verzweifelnder. Das Süße und Grausame, was da plötzlich über ihn gekommen war, zerriß ihn ganz. Auch Schuldgefühl war dabei, sich an der Herrschaft vergangen zu haben. Von da an verrichtete er seine Arbeit nur wie im Traum und starrte verloren vor sich hin, bis die rauhe Hand seines Bauern ihn zurechtschüttelte. Die Contessina aber tat, als wäre nichts geschehen. Sie lag im Grase und sah den Vögeln nach oder pflückte ungeheure Blumensträuße, die sie band, wiederauflöste und anders band, und niemand beschäftigte sich mit ihr und ihrer Zukunft. Die ländlichen Sibyllen, die in der Mühle zusammenkamen, prophezeiten ihr wenig Erfreuliches; es werde schwerhalten, war die Meinung, sie zu verheiraten, denn die jungen Leute ihres Standes fragten vor allem nach der Mitgift, einen bürgerlichen Bewerber aber würde der Herr Graf gar nicht über die Schwelle lassen. (Fortsetzung folgt.)



Viktor Planckh: Am Abend.



Franz Lerch: Familie.

WIE DER MODERNE MALER DIE FAMILIE SIEHT

ZUR AUSSTELLUNG DES KÜNSTLERBUNDES „HAGEN“ IN WIEN

Hier wurde zum ersten Male der Versuch unternommen, unter dem gemeinsamen Thema Familie auszustellen. Enttäuscht freilich wird sein, wer heitere Bilder aus dem Familienleben in der liebenswürdigen Art Ludwig Richters erwartet. Hart und nüchtern, aller verschönenden Tendenz bar, erscheinen diese Darstellungen; bei näherer Betrachtung wird man aber auch hier sich dem Eindruck der künstlerischen Leistung wohl nicht entziehen können.



Der Eibsee gegen die Zugspitze in Abendsonne.



Blick vom Zigeunerweg Obergrainau gegen Waxensteine und Zugspitze.

IM REICHE DER ZUGSPITZE / GEMÄLDE VON E. DONADINI

MEISTERWERKE MITTELALTERLICHER GLASMALEREI

AUS DER SAMMLUNG MITTELALTERLICHER GLASFENSTER VON SCHLOSS KAPPENBERG I. W.



Fenster der heiligen Gertrud, wahrscheinlich aus der Gertrudskirche in Köln. (Um 1320.)





Der Stammbaum Jesse, aus der liegenden Gestalt Jesses herauswachsend, mit der Gestalt Christi (im oberen Teil). Ein Werk des Meisters Gerlachus, entstanden um 1200

In der Städelschen Galerie zu Frankfurt a. M. ist zur Zeit die berühmte Sammlung mittelalterlicher Glasfenster von Schloß Kappenberg in Westfalen ausgestellt. Zwar sind es nur 18 Scheiben, die diese Sammlung umfaßt, aber jede Scheibe bedeutet einen charakteristischen Markstein in der Entwicklung der mittelalterlichen deutschen Glasmalerei. Interessant ist die Sammlung auch durch ihre Entstehung. Sie wurde nämlich zusammengetragen durch den Freiherrn vom Stein, der die Fenster, die alle aus dem Gebiet des Mittelrheins stammen, für sein Schloß Nassau an der Lahn sammelte, wo sie in den neunziger Jahren in ziemlich verwahrlostem Zustand, aber zum Glück ohne große Verluste von dem bekannten Erforscher der rheinischen Glasmalerei, Dr. H. Oidtmann, aufgefunden wurden. Bald darauf kamen sie nach Schloß Kappenberg bei Lünen i. W. in den Besitz des Grafen A. v. Kanitz.

Wenn auch jede der Scheiben von großer künstlerischer Schönheit und technischer Vollendung ist, so ist doch die weitaus größte Bedeutung den fünf Bildern des Meisters Gerlachus beizumessen. Diese fünf Scheiben bildeten einstmals mit einer sechsten, verlorengegangenen Scheibe zwei Fenster, deren Entstehung um das Jahr 1200 anzusetzen ist. Sie sind somit das älteste Zeugnis rheinischer Glasmalkunst, das wir besitzen. Ihr Reiz ist einmal die tiefe Leuchtkraft der Farben, aber auch in der Zeichnung verrät der Meister Gerlachus die Fähigkeit zu klarer Raumverteilung und strengster Konzentration des linearen Ausdrucks. Neben diesem überragenden Kunstwerk treten naturgemäß die anderen Fenster ein wenig zurück. Trotzdem aber sind die beiden Apostelfenster, die etwa 50 Jahre später entstanden sind, als recht beachtenswerte Meisterstücke anzusehen. Von der Hand eines bedeutenden Meisters muß auch das farbenprächtige große Madonnenfenster mit der kleinen Stifterfigur des Fraters Igbrandus gezeichnet sein. Die Haltung und der Ausdruck der Madonna sind von so edler und göttlicher Größe, daß sie den besten Bildhauerarbeiten der französischen Frühgotik an die Seite gestellt werden darf. Zweifellos von derselben Hand ist das Gegenstück mit der heiligen Gertrud. In der Technik noch von derselben Meisterschaft, aber in der Zeichnung viel unsicherer als die vorhergehenden Fenster ist ein Zyklus alttestamentarischer Darstellungen, der wenige Jahrzehnte nach den Madonnenfenstern entstanden sein dürfte und mit den Fenstern, die der Freiherr vom Stein für die Kirche St. Florin in Koblenz stiftete, zusammengehört. Sieht man von einem bedeutungslosen Erzeugnis der Glasmalkunst aus der Verfallzeit am Anfang des 16. Jahrhunderts ab, so wird der Abschluß dieser einzigartigen Sammlung durch ein Fensterfragment gebildet, in dessen Mitte der thronende König Salomon unter einem gotischen Baldachin sitzt, auf beiden Seiten von zwei heiligen Frauen umgeben.

Dr. Walter Schürmeyer.



Fenster des Meisters Gerlachus mit der Darstellung dreier Szenen aus dem Leben Moses': Überreichung der Gesetzestafeln (oben), Begegnung mit Aron (Mitte) und der brennende Dornbusch (unten). Um 1200. Ganz unten das Selbstporträt des Künstlers.

EIN MEISTER DER PORTRÄTMEDAILLE

DER MÜNCHENER JOSEPH BERNHART

KÖPFE AUS DEM MÜNCHENER THEATERLEBEN



Friedrich Ulmer, Kammerschauspieler und Regisseur am Staatstheater, als Florian Geyer.



Kammersängerin Elisabeth Feuge vom Staatstheater als Evchen in den „Meistersingern".

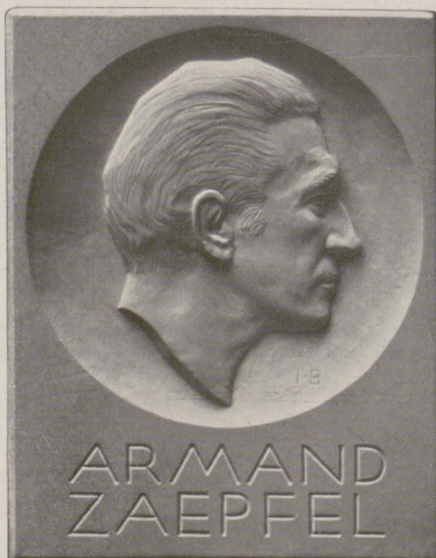


Rückseite der Medaille für Freiherrn v. Frankenstein, Generalintendanten des Staatstheaters und Komponisten.



Gustav-Waldau-Medaille (Rückseite). Waldau, einer der volkstümlichsten Darsteller Münchens, ist Kammerschauspieler am Staatstheater.

Ein großer Teil der Porträtmedaillen von heute entsteht in der Weise, daß der Künstler erst ein Modell in vergrößertem Maßstab anfertigt, das dann für den Guß auf Medaillengröße verkleinert wird. Da aber dadurch oft das Beste verlorengeht, so haben die Alten und vor allem die Renaissancemeister ihre Gußmodelle in Originalgröße hergestellt. So ein echter Medailleur, der den Künstler und den Handwerker in einer Person vereinigt, ist Joseph Bernhart in München (geb. 1883), im Hauptberuf Jurist. Von Bernhart weiß heute nicht nur das Inland, sondern auch das



Armand Zäpfel, Schauspieler am Staatstheater.

Ausland, daß er einer der besten lebenden Meister der Porträtmedaille ist. Er schneidet seine originalgroßen Gußformen unmittelbar nach der Natur erhaben in Solnhofer Stein und erreicht so eine außerordentliche Porträtähnlichkeit. Außerdem sitzen seine Köpfe ausgezeichnet im Raum. Durchaus vorbildlich ist auch die Anordnung und Ausgestaltung der Schriften auf den Rückseiten. Auch den Guß seiner Medaillen und Plaketten besorgt er selbst, und zwar in Gold und Silber nach dem Schleudergußverfahren. Wie sehr übrigens die Arbeiten Bernharts bereits geschätzt werden, dürfte auch die Tatsache beweisen, daß die meisten Münzkabinette, unter anderen auch das des Britischen Museums in London, Medaillen und Originalmodelle von ihm besitzen. Daß sich unter seinen Arbeiten besonders viele Porträtmedaillen von Mitgliedern des Münchener Staatstheaters befinden, erklärt sich aus seiner Stellung als Regierungsrat in der Verwaltung dieses Theaters.

Richard Braungart.



Kurt Stieler, Kammerschauspieler und Oberregisseur am Staatstheater.

Riesenformen im Pflanzenreich



Das Blütenwunder von Sumatra: Die 1 m große Blüte der Rafflesia Arnoldi, eines auf den Stämmen und Wurzeln von Cissusarten schmarotzenden, blatt- und stiellosen Gewächses. Links vorn eine Knospe.





In den Urwäldern des Malaiischen Archipels: Eingeborener, inmitten eines Gewirrs von Spanischem Rohr (Calamus Rotang) einen Stab anschälend. Die bis 150 m langen Calamusarten, „kletternde Palmen“, die an den Urwaldbäumen emporklimmen und am Boden sich ausbreiten, bilden ein oft undurchdringliches Gewirr. — Im Oval: Ein Blatt des Meereskokos, der Kladdi der Javanen. (Phot. W. T. Uhlenhut, Medan.)

Welche Menge organischer Substanz manche Pflanzenarten in der kurzen Spanne unseres Sommers aus der Kohlensäure der Luft herzustellen vermögen, mutet uns an wie ein Bild aus der Tertiärzeit mit seinen riesenhaften Schachtelhalmen und Palmen, seinen Sigillarien, Sequoien und Taxodien, seinen gewaltigen Sauriern. So ziehen wir z. B. in unserm botanischen Garten eine einjährige Sonnenrosenrasse, die zu $3^1/_2$ m Höhe aufsteigt bei einem Stammdurchmesser von 6—8 cm. Daraus berechnet sich ein Stamminhalt von 11 500 ccm, ungeachtet der Blätter und der riesigen Korbblüte als Krönung des Gipfels. Durch Riesenwuchs überrascht uns auch die nordamerikanische Silphie, deren 10—12 vierkantige Stengel jährlich bis zu 3 m aufschießen. In ihrem Heimatlande nimmt sie jedoch oftmals Dimensionen an, daß Roß und Reiter in diesem Staudenwald verschwinden. Einzelne Exemplare vom Hanf stellen erst bei 3 m Höhe ihr Längenwachstum ein, Negerhirsenblüten schauen von 4—5 m Höhe herab; auch unter dem Schilfrohr der Teiche trifft man oftmals Riesenformen, die mit 3—4 m Länge alle übrigen Genossen überragen. Welchen Ursachen dieser Riesenwuchs, der bei manchen Arten ein erbliches Merkmal darstellt und so zur Züchtung neuer Rassen führt, seine Entstehung verdankt, wissen wir nicht. Fördernd mögen die äußeren Lebensbedingungen wirken, aber die Anlage zum Riesenwuchs liegt zweifellos im Keime begründet.

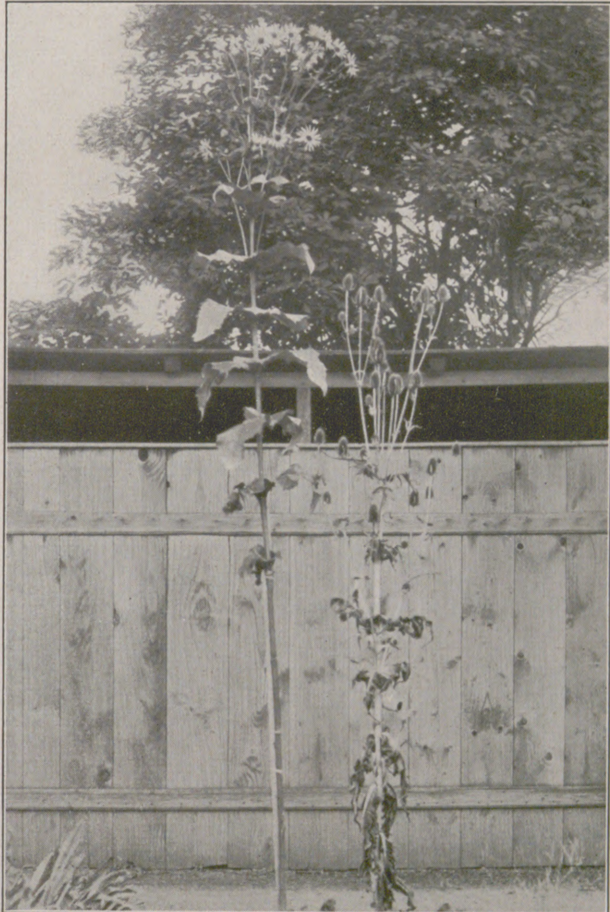
Wo nun aber die Lebensbedingungen sich noch günstiger gestalten, wie z. B. im Tropengürtel der Erde, da sind unsere Riesenformen Zwerge gegenüber den 8—12 m langen Blättern gewisser Palmen, den 100—130 m langen Stengeln mancher Schlinggewächse (s. Abbild.). Über 55 m erhebt sich die Wachspalme und bildet dabei Blätter von 5—8 m Länge. Die bekannte Sagopalme macht ihr in der Blattgröße fast den Rang streitig. Alle aber überragt die Meereskokos mit 7 m langem Blattstiel, 6, selbst 9 m langer Blattfläche von 3—4 m Breite.

Viel bewundert wird in unseren Warmhäusern die königliche Wasserlilie, Victoria regia, die in ihrer Heimat, den Lagunen des Amazonenstroms, Blattdurchmesser von 2 m erzeugt. Bei gleichmäßiger Belastung tragen diese Schwimmblätter bis 75 kg. Schließlich soll auch noch einer Riesenblüte von 1 m Durchmesser gedacht werden, die ein tropisches Schmarotzergewächs, Rafflesia Arnoldi, hervorbringt.

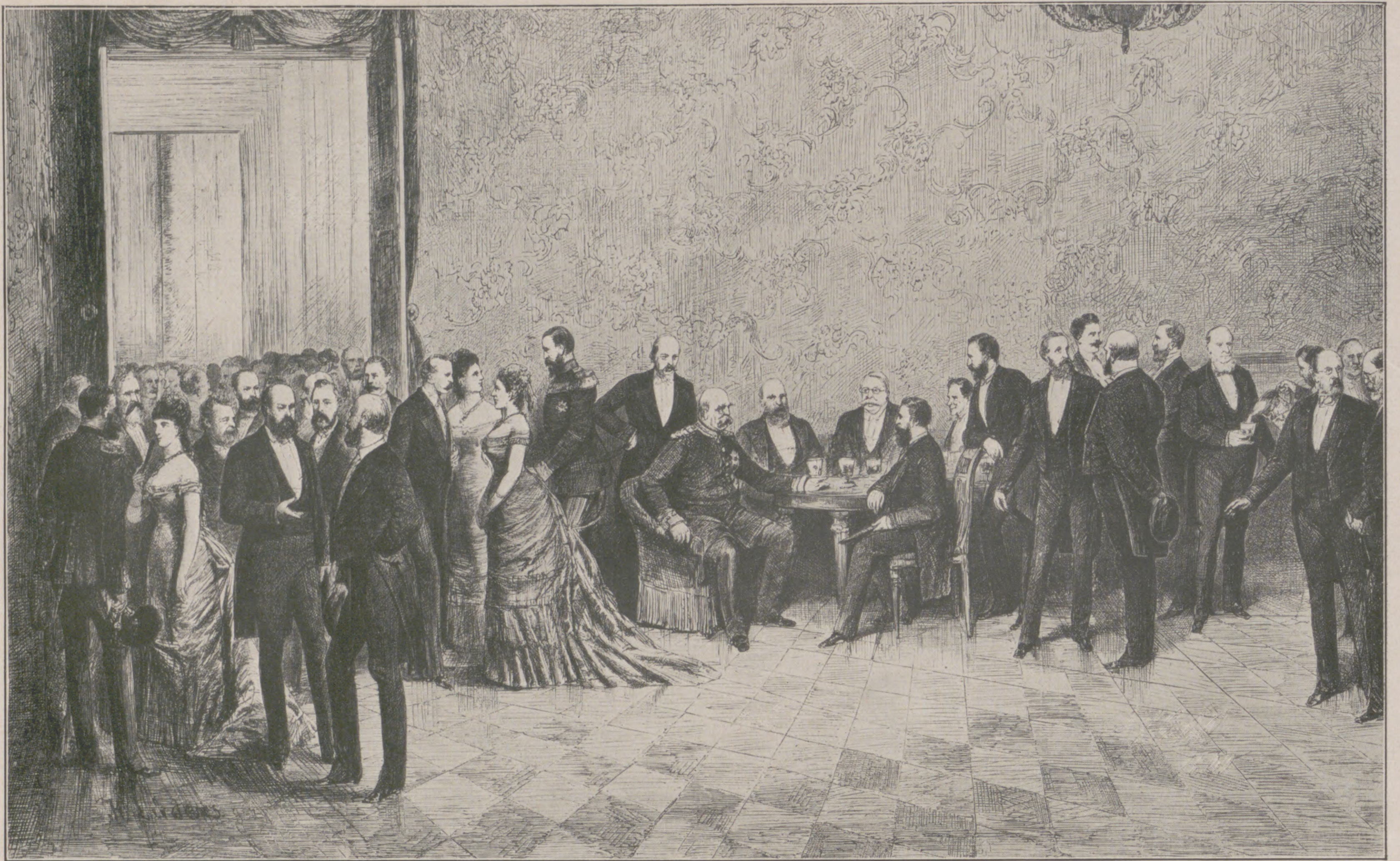
Als etwas Auffälliges braucht dieser Riesenwuchs der Pflanzen nicht angesehen zu werden. Es gibt keine wissenschaftlichen Gründe, die uns zwingen, ein unbegrenztes Wachstum zu verneinen. Dr. Stange.



Über 3 m hoher Riesenhanf (Cannabis sativa), eine vielfach verwendete Gespinstpflanze.

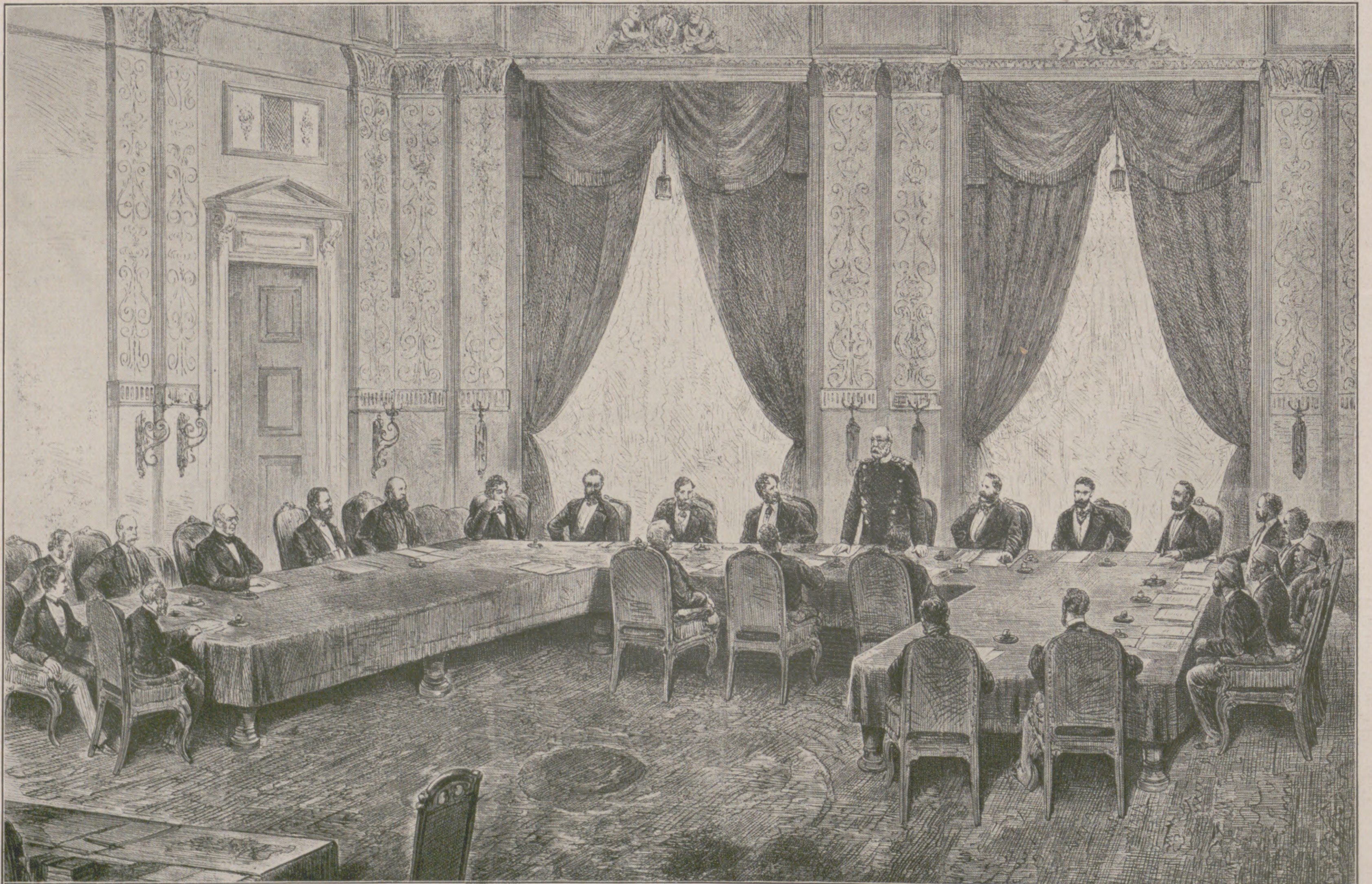


Ein einjähriger Pflanzenriese in unseren Gärten: Silphium perfoliatum von 4,30 m Höhe.



Der Altreichskanzler als Gastgeber: Eine parlamentarische Soiree im Reichskanzlerpalais im Jahre 1878.

Im Sessel sitzend: Bismarck; rechts (auf die Stuhllehne gestützt) der Geschichtschreiber Heinrich v. Treitschke (damals nationalliberaler Reichstagsabgeordneter); vorn Mitte Bismarcks Gattin Johanna, geb. v. Puttkamer.



Die erste Hauptsitzung des Berliner Kongresses im Reichskanzlerpalais am 17. Juni.

An den Verhandlungstischen von links aus: Lothar Bucher, Bismarcks Mitarbeiter; Herbert Graf v. Bismarck; Baron Oubril; Graf Schuwalow; Fürst Gortschakow; Lord Russel; Marquis of Salisbury; Lord Beaconsfield; Baron Haymerle; Graf Karolyi; Graf Andrássy; Fürst Bismarck; Waddington; Comte de St-Vallier; Duprez; Graf Corti; Graf de Launay; Karatheodory-Efendi; Saadullah-Bei; Mehemed Ali-Pascha.

Beim Berliner Kongreß, der am 13. Juni 1878 zusammentrat, um die nach Beendigung des Russisch-Türkischen Krieges schwebenden politischen Differenzen zu schlichten, sah die Hauptstadt des jungen Deutschen Reiches die Vertreter sämtlicher Großmächte des Kontinents in ihren Mauern und trat damit zum ersten Male als ebenbürtig an die Seite ihrer älteren Schwestern Paris, Wien und London. Das hierbei unter deutscher Vermittlung und auf deutschem Boden geleistete Friedenswerk gehört zu den bedeutsamsten Ereignissen der deutschen Außenpolitik und zu den größten Ruhmestaten Bismarcks.

DAS ZEITGENÖSSISCHE BILD ALS HISTORISCHES DOKUMENT:
DIE GROSSE POLITIK IN BERLIN VOR 50 JAHREN NACH DARSTELLUNGEN AUS DER „ILLUSTRIRTEN ZEITUNG“

GEZEICHNET VON H. LÜDERS

Sind Sie ebenso hübsch wenn Sie den Hut abnehmen?



Scheuen Sie sich, den Hut herunterzunehmen oder tun Sie es gern, um Ihr schönes Haar zu zeigen? Sicher hängt das davon ab, wie Ihr Haar gepflegt ist. Das Haar kann leuchten und Ihr Gesicht verschönern, es kann weich und duftig sein und einen reizenden Rahmen bilden. Es wird Sie schöner machen, wenn Sie immer Elida-Shampoo verwenden.

Elida-Shampoo für alle: blaue Packung mit goldener Schrift

Es gibt zweierlei Elida-Shampoos. Eins für die braunen und schwarzen, und eins für die blonden Haare. Aber beides macht das Haar seidenweich und locker, duftig und flaumig, leuchtend in der Farbe, schön und gesund. Sie sind gern ohne Hut, wenn Ihr Haar mit Elida-Shampoo gepflegt ist. Es verleiht Ihnen den Reiz jugendlicher Anmut.

Elida Kamillen-Shampoo: goldene Packung, blaue Schrift

ELIDA SHAMPOO

Wissen und Leben

Weltreisen zur See im kleinen Boot! In letzter Zeit brachten die Zeitungen mehrfach kurze Meldungen über den tollkühnen Versuch eines deutschen Kapitäns Romer, der sich die Aufgabe gestellt hat, ganz allein in einem 6 m langen Paddelboot von Europa nach Nordamerika zu fahren. Romer brach im März 1928 von Lissabon auf, kehrte jedoch, da das Wetter sich bedrohlich verschlechterte, nochmals zurück, um einige Tage später einen zweiten Start zu wagen. Er langte in der Tat Ende April bei der östlichen Kanarieninsel, Lanzarote, an, allerdings in schwer erschöpftem Zustande — er hatte unterwegs mehrere Stürme zu überwinden gehabt — so daß er ins Krankenhaus nach Las Palmas gebracht werden mußte. Anscheinend gedenkt er aber nach seiner Wiederherstellung die Reise fortzusetzen. Viele Zeitungen haben von vornherein Romer als „sicheren Todeskandidaten" abgestempelt. Das ist jedoch etwas voreilig gewesen, denn, so merkwürdig es klingen mag: solche Fahrten in denkbar kleinsten Fahrzeugen über weiteste Strecken des Ozeans sind schon gar nicht selten, teils freiwillig, teils unfreiwillig, mit bestem Erfolg unternommen worden! Gar mancher Freund unseres Seehelden Graf Luckner erinnert sich wohl, wie er im Kriege, nachdem er sein braves Kaperschiff am scheinbar sicheren Strand einer einsamen Insel im Stillen Ozean in einer heranflutenden, schweren Erdbebenwelle verloren hatte, mit einigen Kameraden im offenen Boot, unter furchtbaren Mühsalen, 40 Tage lang auf offenem Ozean dahinfuhr, um Hilfe aus der verzweifelten Lage zu schaffen. Selbstverständlich mußte das Wetterglück einem so kühnen Unterfangen einigermaßen hold sein. Aber der Prozentsatz glücklich verlaufender Ozeanfahrten über riesige Entfernungen in Booten, Dschunken, Jollen usw. ist gar nicht so klein. Zumal im Bereich der Südsee, deren Inseln von einer besonders schiffahrtsfrohen und seetüchtigen einheimischen Bevölkerung bewohnt sind, kommen derartige Reisen anscheinend nicht selten vor, vielleicht sogar alljährlich. Niemand kann sagen, wie viele Boote, vom Sturm verschlagen, unterwegs zugrunde gehen, aber ein gewisser Bruchteil wird gerettet, und man kann dann gelegentlich ermitteln, welch erstaunlich weite Fahrten unfreiwillig gelungen sind. Otto v. Kotzebue, der große deutsch-russische Weltumsegler, traf 1816 auf den Ratak-Inseln im Stillen Ozean Eingeborene von den 2700 km entfernten Karolinen an, die 3 Jahre vorher mit ihrem Kanu vom Sturm aufs Weltmeer hinausgetrieben, 8 Monate lang (!) umhergeirrt und schließlich hier gelandet waren. Hambruch lernte ebenso vor etwa 20 Jahren in der Südsee einen Karolinenbewohner Refell kennen, der einmal mit 12 Begleitern eine eintägige Kanufahrt von Mogemog nach Fais unternehmen wollte und ebenfalls vom Unwetter überfallen wurde. Unter furchtbaren Entbehrungen trieben auch sie 2 Monate auf dem Meere umher, 6 Mann erlagen den Mühsalen, der Rest wurde schließlich von einem amerikanischen Kriegsschiff, das gerade vorüberfuhr, aufgenommen und nach Manila gebracht. — Sicherlich erfährt die Welt nur von einem verschwindend kleinen Bruchteil derartiger Vorkommnisse, die sich aber wohl in allen Meeren der Erde von Zeit zu Zeit abspielen, wenn auch offensichtlich am häufigsten im Stillen Ozean. In seinen nördlichen Teilen verursacht die westostwärts gerichtete große Meeresströmung des „Schwarzen Stroms" (Kuro Schio) verhältnismäßig oft solche Verschlagungen. Allein aus dem Zeitraum von 1805 bis 1871 kennt man 15 Fälle, daß japanische Dschunken durch Sturm und Strömung in die amerikanischen Gewässer verschlagen wurden. In einem dieser Fälle wurde die betreffende Dschunke mit 12 Mann Besatzung 1862 volle drei Monate umhergetrieben, bis sie schließlich auf den Alëuten scheiterte. Ein andermal (1853) strandete das Wrack einer Dschunke in Kalifornien, eine andre in den dreißiger Jahren bei der Mündung des Columbiaflusses. Auf dem Atlantischen Ozean werden ebenso durchaus nicht ganz vereinzelt die bekannten kleinen Kajaks der grönländischen Eskimos im Unwetter bis nach Europa verschlagen. In den Museen von Aberdeen und Edinburgh sowie im Schiff der Kirche auf der Shetland-Insel Burra sieht man Kajaks, die in schottischen Gewässern aufgefunden worden sind. Ein Kajak mit sechs bereits toten und nur noch einem lebenden Eskimo darin trieb 1507 oder 1509 sogar in der Seinemündung an. Unter der Regierung Kaiser Barbarossas geschah etwas Ähnliches an der deutschen Küste und ebenso schon einmal 62 v. Chr., denn wir hören, daß damals der König der Sueven einige angebliche „Inder", die wohl ohne jeden Zweifel Eskimos waren und vom Sturm an die germanische Küste verschlagen worden sein sollten, dem römischen Prokonsul von Gallien zum Geschenk gemacht habe. Angetriebene Barken mit toten Menschen darin, die einer damals unbekannten Rasse (vermutlich der indianischen) angehörten, wurden im 15. Jahrhundert auch auf den Azoren gefunden und sollen, wie es heißt, Kolumbus erheblich angeregt haben, Land im fernen Westen des Ozeans zu suchen. Ebenso sind aber auch Bootsverschlagungen über die ganze Breite des Atlantischen Ozeans in umgekehrter Richtung, von Ost nach West, erfolgt, insbesondere im Bereich der Passate. Im Jahre 1731 wurde ein kleines, mit 6 Köpfen bemanntes Fahrzeug, das im Bereich der Kanarischen Inseln Wein von Teneriffa nach der nicht fernen Insel Gomera bringen wollte, auf den Ozean hinaus und bis zur Insel Trinidad an der südamerikanischen Küste getrieben. Etwa 30 Jahre später wurde ein anderes kleines Schiffchen, das Getreide von der Kanareninsel Lanzarote nach Teneriffa bringen wollte, in gleicher Weise verschlagen. Nachdem mehrere Mann den langen Entbehrungen erlegen waren, wurden die Überlebenden in einer Entfernung von nur zwei Tagreisen von der Küste Venezuelas durch einen englischen Segler gerettet und nach dem Hafen La Guayra geleitet. Alte Chroniken erzählen, daß 1504 in ähnlicher Weise ein kleines Fischerboot der Bretagne bis nach Kanada hinüber verschlagen worden sei. — Aus dem Gesagten ist zu ersehen, daß unter einigermaßen glücklichen Umständen sehr wohl winzige Schiffchen über Tausende von Kilometern über den offenen Ozean dahinfahren können. Was Wunder, wenn waghalsige Sportsleute sich in unserer sportfrohen Zeit diesen Umstand zunutze gemacht haben, wenn zu wiederholten Malen gerade in den letzten Jahren imponierend großartige Weltreisen in kleinsten Schiffen, zuweilen sogar nur mit einem einzigen Insassen, ausgeführt worden sind! Den Anfang bildete jene 1892 aus Anlaß der amerikanischen Vierhundertjahrfeier der Entdeckung ausgeführte Fahrt eines eigens zu diesem Zweck nachgebildeten Wikingerschiffs von Norwegen nach den Vereinigten Staaten, die ohne Zwischenfall glückte. Auch zu besonderen wissenschaftlichen Zwecken sind zuweilen noch erstaunlich weite Seereisen in geradezu beängstigend kleinen Schiffchen unternommen worden. Als Roald Amundsen 1903—1906 seine berühmte Bezwingung der „nordwestlichen Durchfahrt" bewerkstelligte, die einzige, die je einem Schiff gelungen ist, wählte er die nur 48 t große „Gjöä", um damit um so besser durch die manchmal sehr seichten Meeresarme im Norden von Amerika hindurchzukommen. Das einzige Schiff, das also jemals eine Umfahrung ganz Amerikas unternommen hat, hatte demnach eine so geringe Größe, daß es heute keinem Menschen einfallen würde, es überhaupt auch nur als „seetüchtig" zu bezeichnen. In einem noch viel kleineren, nur 23 t großen Fahrzeug, einer chinesischen Dschunke, haben dann 1922 zwei Abenteurer, Ward und Kavaltschuk, in Begleitung dreier Amoy-Chinesen den gesamten Stillen Ozean aus freien Stücken glücklich durchfahren: am 22. Juni traten sie ihre Reise in Schanghai an und beendeten sie nach 80 Tagen in Vancouver. Die eigenartigsten Vorkommnisse dieser Art hat über-

haupt erst unser gegenwärtiges Jahrzehnt hervorgebracht, und zwar durchweg in sportlicher Absicht. Die glänzendste Leistung vollbrachte der Amerikaner Harry Pidgeon, der mutterseelenallein in seiner Jolle „Islander" in einer fast vierjährigen (!), natürlich durch häufigen und länger dauernden Landaufenthalt unterbrochenen Seereise die ganze Welt umfuhr! Er begann seine Fahrt am 18. November 1921 in Los Angeles, gelangte zunächst in ununterbrochener, 42 tägiger Reise nach den Marquesas-Inseln, dann nach Tahiti, nach Samoa, den Fidji-Inseln, den Neuen Hebriden, nach Neuguinea, Timor, den Weihnachts- und Kokos-Inseln, Rodriguez, Mauritius, Durban in Natal, Kapstadt, St. Helena, Ascension, Trinidad und Panama. Vom Südende des Panamakanals führte ihn die letzte Etappe der Fahrt nach 85 tägiger ununterbrochener Seereise am 31. Oktober 1925 nach Los Angeles zurück. Sehr bezeichnend ist es, daß Pidgeon auf dieser Weltumseglung im Boot gleich zweimal „Kollegen" antraf, die gleiches oder ähnliches unternahmen: bei den Kokos-Inseln begegnete er einem kleinen Fahrzeug „Schanghai", auf dem sich drei Dänen von Schanghai nach ihrer Heimat durchschlugen, und in Balboa am Panamakanal traf er mit einem Franzosen Alain Gerbault zusammen, der in seinem Kutter „Firecrest" ganz allein von der französischen Mittelmeerküste nach Mittelamerika hinübergefahren war. Dieser Gerbault umschifft noch gegenwärtig, allein, auf einem 9 m langen Segler von 40 t die Welt. Er ist am 20. April 1923 in Cannes aufgebrochen, also schon 5 Jahre unterwegs. Er fuhr zunächst in 148-tägiger (!) ununterbrochener Fahrt, auf der drei schwere Stürme zu überwinden waren, nach Neuyork, wo er am 15. September eintraf. Schwer erschöpft, blieb er dort ein Jahr und fuhr dann nach Panama. Hier traf er, wie erwähnt, mit Pidgeon zusammen. Im Jahre 1926 setzte er die Reise fort und ließ sich ein Jahr Zeit, den Stillen Ozean zu überwinden, um schließlich in Nordaustralien vor Anker zu gehen. Ende 1927 brach er abermals auf und hofft im Sommer 1928, nach einer Fahrt über Kapstadt und Gibraltar, seine Abenteuer in Marseille glücklich beenden zu können. Am 21. April d. J. wurde seine Ankunft in St. Helena gemeldet, so daß an dem Gelingen des tollkühnen Wagnisses kaum noch ein Zweifel bestehen kann. Man ersieht daraus, daß wohl häufiger, als man glaubt, solche sportliche Ozeanreisen unternommen werden, und daß keineswegs nur die verhältnismäßig harmlosen Randgewässer der Ostsee und des Mittelmeers von Sportfahrzeugen befahren werden, sondern daß Sportler auch hier und da dem Weltmeer mit gutem Erfolg auf weite Entfernungen zu trotzen wagen. Prof. Dr. R. Hennig.

Wie unterscheidet man Männer- und Frauenblut? Es ist eine schwierige Aufgabe, aus einigen Blutstropfen herauszufinden, ob es einem Mann oder einer Frau entnommen ist. In gewissen Mordfällen kann aber die richtige Feststellung der Blutherkunft entscheidend sein. Man ruft zur Feststellung den Arzt oder den Gerichtschemiker an. Aber auch sie stehen vor einem unlösbaren Problem! Vor wenigen Jahren hatte der russische Arzt E. O. Manoiloff als Expert auszusagen: Rühren die Flecke von Männer- oder Frauenblut her? Und stand natürlich hilflos da. Das veranlaßte ihn, ein neues Verfahren auszuarbeiten, nach dem es möglich sein soll, den Unterschied festzustellen. Das Verfahren ist einfach; man muß sich nur nicht von den vielen Lösungen und Fläschchen abschrecken lassen. Das geronnene Blut wird mit einer etwa vierfachen Menge einer Salzlösung umgerührt. Die Salzlösung ist gerade so verdünnt wie in unserem Blute (physiologische Salzlösung). Jetzt werden noch einige Tropfen von anderen Lösungen, fünf an der Zahl, zugegeben. Von der einen Lösung z. B. drei Tropfen, von der anderen fünf usw. Alles nach Vorschrift. Zum Verständnis des ganzen Vorganges genügt es, wenn wir nur zwei Lösungen besprechen, die den eigentlichen Vorgang erklären. Die eine Lösung enthält übermangansaueres Kalium, das noch vor kurzem, wie das Wasserstoffsuperoxyd, viel gebraucht wurde. Die zweite Lösung ist der „Dahlia" genannte Farbstoff. Das Permanganat wirkt auf das Blut wie auf den organischen Farbstoff ein, da es einen Teil seines Sauerstoffgehalts an diese abgibt. In einer gewöhnlichen Lösung, also ohne Blut, geht dabei die Veränderung der Dahlia so weit, daß sie ganz farblos wird. Was geschieht nun, wenn Blut zugegen ist? Das Resultat hängt eben davon ab, ob man Frauenblut oder Männerblut nimmt. Ist es Männerblut, so wird die Dahlia farblos, ist es Frauenblut, dann verändert sich die Dahliafarbe kaum! Manoiloff glaubte, diese unterschiedliche Reaktion durch ganz besondere, nicht nachweisbare Stoffe, die bei beiden Geschlechtern vorhanden sind, aber bei jedem Geschlecht von ganz anderer Natur sind (Hormone), zu erklären. Die Nachuntersuchungen dieser Ergebnisse haben in sehr vielen Fällen Manoiloffs Angaben bestätigt. Doch ist es sicher, daß die Reaktion nicht selten versagt. Dann kann man die richtige Reaktion erst durch Zugabe von einigen Tropfen je nach den Umständen von der einen oder der anderen Lösung erreichen. Auch gibt z. B. das Blut von alten Männern eine weibliche Reaktion. Das Blut von basedow-kranken Frauen gibt nicht die Frauenblutreaktion. Die Versuche mit Pflanzensaft zeigten ähnliche Resultate wie die mit Menschenblut. In Gegenwart von Saft aus männlichen Blüten oder Blütenteilen wird Dahlia entfärbt, bei weiblichen nicht. Dasselbe geschieht, wenn man den Saft von Blättern der männlichen Pflanze bzw. der weiblichen Pflanze, z. B. der zweihäusigen Nessel (Urtica dioica) nimmt. Auch bei den Pflanzen wurde das abweichende Verhalten in älteren Teilen beobachtet. Ganz besonders zeigte es sich bei den Pflanzenuntersuchungen von E. Schratz, daß die Reaktion, d. h. die Entfärbung im männlichen Saft beim Zusatz von wenigen Tropfen der Manganlösung eintritt; zum weiblichen Saft aber muß man nur mehr Tropfen zugeben, so stellt sich auch hier die Entfärbung ein. Wegen dieser Resultate bei den Pflanzen und wegen der vielen Abweichungen in der Reaktion mit Blut, vor allem, weil durch einen Mehrzusatz von den Flüssigkeiten die gewünschte Entfärbung erreicht werden kann, wird Manoiloffs theoretische Auffassung vielfach bestritten. Man erkennt eben nicht an, daß es sich um eine spezifisch verschiedene Eigenschaft der Geschlechter handelt, durch die eine ungleiche Reaktion bedingt wird. Man sagt sich einfach, es handle sich im ganzen Vorgang nicht um prinzipielle Unterschiede in den beiden Blutarten, sondern nur um gewisse Mengenunterschiede. Und man erklärt sich den Vorgang etwa so: Das weibliche Blut bzw. der weibliche Pflanzensaft enthält mehr organische Stoffe und zieht den Sauerstoff vom Permanganat in großen Mengen an, so daß kein Sauerstoff mehr übrigbleibt, um die Dahlia zu entfärben. Das männliche Blut hat aber tatsächlich weniger Stoffe, die den Sauerstoff aufnehmen, und so reicht es noch zur Entfärbung der Dahlia. Übrigens hat man schon seit langem gewußt, daß männliche und weibliche Schmetterlingsflügel sich gewissen Reaktionen gegenüber verschieden verhalten. — Es wird natürlich daran gearbeitet, die „Manoiloffsche Reaktion" in ihrer Zusammensetzung anders zu gestalten, um bessere bzw. ganz einwandfreie Ergebnisse zu erzielen. S. Rywosch.

Chevalier Ernest Thorn. (Zum Tode des großen Zauberkünstlers.) Die Zahl der Zauberkünstler, die in Deutschland durch große, nahezu abendfüllende Akte bekannt sind, ist nicht eben groß. Einer der Großen aus dem Reiche der Illusionisten hat in diesen Tagen, am 21. Mai, seine Augen geschlossen. 75 Jahre ist Ernest Thorn alt geworden, dessen herrliche Illusionsakte die Varietéprogramme aller Länder und aller Erdteile geziert haben. Mancher wird sich auch noch seiner Frau erinnern, die ihn als treue Assistentin begleitete. Nach ihrem Tode zog er sich nach Leipzig zurück, um dort still seine Alterstage zu verleben. Wenn er aber ins Erzählen und Erinnern kam, dann galten seine Worte stets der „goldenen" Frau, deren Bildnis er in einem Zauberdollar, der sich geheimnisvoll öffnete und schloß, stets bei sich trug. Sein äußeres Leben war voller artistischer Romantik. In Jaroslaw geboren, rückte er vom Gymnasium aus, um einem Zauberkünstler in die nächste Stadt zu folgen. Schon in jungen Jahren kam er hinter die Geheimnisse vieler Experi-



mente und baute und bastelte zu Hause an Apparaten. In Wien engagierte ihn der Zauberkünstler Henry Smith, gen. Cagliostro, der nach Thorns Erzählung einer der besten war, der je gelebt hat. Aber er hatte nicht die Gabe, seine Erfolge geschäftlich auszunutzen. Thorn verband sich daher bald mit einem andern, und die Firma Thorn und Darwin bereiste die ganze Welt. Bald aber besann sich Thorn ganz auf sich selbst. Licht- und Schattenseiten des Artistenberufs lernte er kennen. Vorübergehend war er Varietédirektor in Lemberg. Aber mehr und mehr Weltgeltung erhielt die Nummer „Chevalier Ernest Thorn". In Konstantinopel spielte er vor dem Sultan Abd ul Hamid im Jildis-Palast. Der große Illusionist zog den anwesenden von der Goltz-Pascha als „Herrn aus dem Publikum" hinzu. Drei Kanarienvögel sollten eine geheimnisvolle Reise von einem Bauer zum andern antreten, der dritte fand sich aber in der Tasche von Exzellenz von der Goltz. Als Thorn später wieder einmal in Konstantinopel war, verlangte der Sultan auch die Vorführung einer Illusion „Die verschwundene Dame", zu der Thorn eine Versenkung benötigte. Der Sultan hatte in einem Saal eine Bühne bauen lassen, aber — die Bühne mit einem kostbaren Teppich bespannt. Thorn war anfangs ratlos, dann aber schnitt er still und leise vor Beginn — ein Loch in den kostbaren Teppich. Aber die Wirkung der Illusion war ganz ungeheuerlich, denn der Sultan wußte nur, daß ein Teppich dort ausgebreitet war. Vom Loch wird er, wenn überhaupt, erst später erfahren haben. Jeden Erdteil hat Thorn betreten — einmal ist er in einem Rettungsboot sieben Tage und Nächte auf dem Ozean umhergetrieben, als das Schiff mit seinen ganzen Apparaten gesunken war. Und immer höher stieg der Ruhm seines Namens, so daß sich die großen Varietés um ihn rissen. Sehr elegant war die Art seines Auftretens, von liebenswürdigem Humor die Konversation. Seine Nummer „Dreamland" machte ihm keiner leicht nach. — Und nun ist er in aller Stille im Grabe seiner „goldenen" Frau beigesetzt worden... Er schrieb einmal in mein Gästebuch: „Das Leben ist eine Illusion, der Tod ein unlösbares Rätsel. Traumland muß ein wunderbarer Ort sein, da in den vielen Millionen Jahren noch keiner zurückkommen wollte." Er hat die große Illusion hinter sich.

Dr. Alfred Lehmann.

Frauenleben in aller Welt. Frauenprobleme stehen in allen Ländern zur Debatte, der Kampf um die neue Stellung der Frau dem Manne gegenüber wie im Staate ist in vollem Gange. Wie weit diese Bewegung innerhalb Europas bereits fortgeschritten ist, darüber unterrichten uns eigene Anschauung und verläßliche Berichte hinreichend. Von Lebensgewohnheiten und -zielen der Frauen ferner Länder erfahren wir wohl hier und da durch Reisebeschreibungen; allerdings erscheinen dann die dortigen Verhältnisse oft allzusehr durch das Auge des Betrachters gesehen. Führende Zeitgenossen jener Länder selbst oder wenigstens wirkliche Kenner von langjährigem Aufenthalte her sprechen zu lassen — mit dieser Absicht hat Margarete Driesch, die Gattin des Leipziger Philosophen, das Buch „Frauen jenseits der Ozeane" (Niels Kampmann Verlag, Heidelberg) zusammengestellt. Wir hören darin vom Leben der Abessinierin, Afghanin, Indierin, Chinesin, Japanerin und Amerikanerin in ruhigen, sachlichen, wohlunterrichtenden Ausführungen. Wir sehen die Gegensätze nebeneinander: die bislang so weltabgeschlossene afghanische Frau und die am weitesten fortgeschrittene Amerikanerin. Das aufschlußreiche Buch wird auch über die Gegenwart hinaus seinen Wert behalten; wenn es heute dem Leser wertvolle Einblicke eröffnet, so mag es später als interessantes Zeitdokument bestehen.

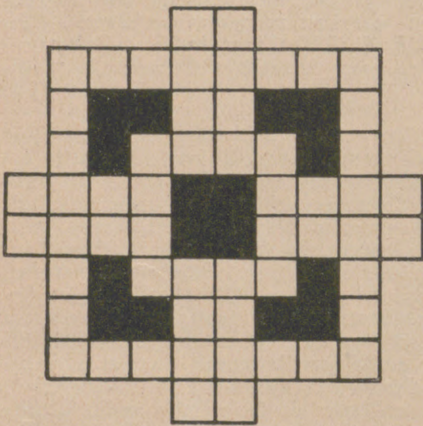
Hy.

Anmerkung der Schriftleitung. Das Bild auf der Umschlagseite dieses Heftes „Mondäne Gesellschaft" stammt von Franziska Slopsnies, München.

ZUM NACHDENKEN

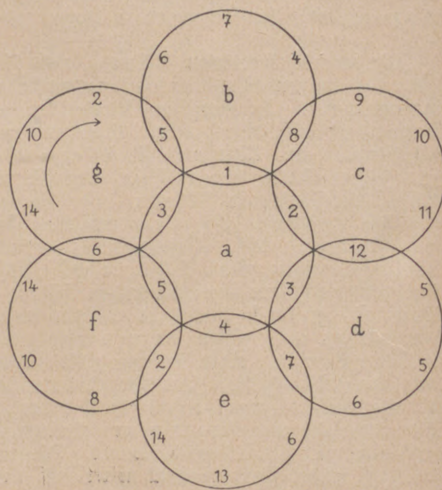
Kombiniertes Silben- und Kreuzworträtsel.

Aus den Silben: am — an — di — diens — dort — e — e — en — ew — ga — ga — ga — ge — ge — gi — go — i — i — ka — ki — li — me — mil — mund — na — ol — on — or — ra — ro — sar — se — si — tag — tu — vi — we sind 16 Wörter von untenstehender Bedeutung zu bilden. Die gefundenen Wörter sind dann so in die Figur einzutragen, daß sie sich, wie in einem Kreuzworträtsel, schneiden und ergänzen: 1 Nährmutter, 2 Frauenname, 3 Wochentag, 4 Truppenkörper, 5 Stadt in Westfalen, 6 Männername, 7 Behälter, 8 Schauspielergehalt, 9 Landschaft am Kaukasus, 10 Getränk, 11 Nebenfluß der Donau, 12 Spielkartenfarbe, 13 Stadt in der Ukraine, 14 italienische Münze, 15 Frauenname, 16 Sternbild.



Kreiszahlenrätsel.

Die Zahlen sind durch Buchstaben so zu ersetzen, daß in den sieben Ringen Wörter von folgender Bedeutung entstehen: a soll man immer haben, b Kanton in der Schweiz, c Bewohner der Küsten Grönlands, d amerikanisches Geld, e Urgroßmutter, f dalmatinische Insel, g biblischer Name. Der innere Kreis enthält die Anfangsbuchstaben der Wörter der äußeren Kreise.



Silbenkreuzrätsel.

1	2
3	4
5	6

Statt der Zahlen sind Silben zu setzen, so daß bedeuten: 1—2 Hauptstadt eines südamerikanischen Staates, 1—3 Bund, 1—4 Farbe, 1—5 fremde Geldsorte, 2—5 Nagetier, 2—6 Insektenlarve, 3—4 Festtracht, 3—6 nordischer Komponist, 4—2 Kamelschaf, 4—6 Behälter, 5—6 Feldblume, 2—4—3 Südwein.

Geographische Aufgabe.

Aus den Silben: a — bach — bach — bach — bam — ben — ben — berg — berg — bran — breit — bruck — burg — burg — burg — burg — char — chen — den — eh — ell — fen — für — gard — gen — gol — hall — han — hau — hild — in — inns — jest — le — lot — mar — no — of — rei — ren — salz — schers — sen — stadt — star — stein — sten — ten — tra — trar — u — ver — wan sind Städtenamen zu bilden, die an den untenstehenden Flüssen liegen. — Die Anfangsbuchstaben der richtig gewählten Städte ergeben den Namen einer Stadt in Baden.

Mosel, Eine, Klodnitz, Havel, Rhein, Saalach, Regnitz, Donau, Ihna, Spree, Leine, Main, Oder, Salzach, Werra, Jagst, Inn, Neckar.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4346.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4344.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Ader, 3 Sold, 5 Saite, 7 See, 9 Most, 11 Rose, 13 Karo, 15 Oran, 17 Dom, 18 Pegel, 19 Thor, 20 Note; senkrecht: 1 Atem, 2 Rast, 3 Ster, 4 Dose, 6 Monat, 8 Islam, 10 Sir, 12 Ohr, 13 Kant, 14 Oder, 15 Omen, 16 Rabe.

Vorsetzrätsel: **F**lachs, **L**auge, **U**singen, **G**rotte, **Z**eder, **E**strich, **U**bier, **G**leim. — Flugzeug.

Rösselsprung: Das Glück, das glatt und schlüpfrig rollt, / Tauscht in Sekunden seine Pfade, / Ist heute mir, dir morgen hold / Und treibt die Narren rund im Rade. (E. M. Arndt.)

Magisches Quadrat: 1 Ramsch, 2 Apache, 3 Maeher, 4 Schurz, 5 Cherso, 6 Herzog.

Silben-Silbenrätsel: 1 **Amm**oniak, 2 **Mei**erei, 3 **Sten**gel, 4 **Lieb**frauenmilch, 5 **Ich**neumon, 6 **Mir**za, 7 **Die**le, 8 **Vol**ta, 9 **Len**bach, 10 **Fri**aul, 11 **Schen**ke, 12 **Wan**ge, 13 **Gen**rebild. — „Am meisten lieb' ich mir die vollen frischen Wangen."

Verwandlungsrätsel: Bern, Kern, Kerl, Karl, Karo, Kato, Kate; Bern, Born, Horn, Hohn, Mohn, Mohr, Moor; Bern, Bein, Beil, Heil, Heim, Leim, Lehm; Bern, Berg, Burg, Bure, Bude, Bode, Mode.

Rekordtag in Budapest.

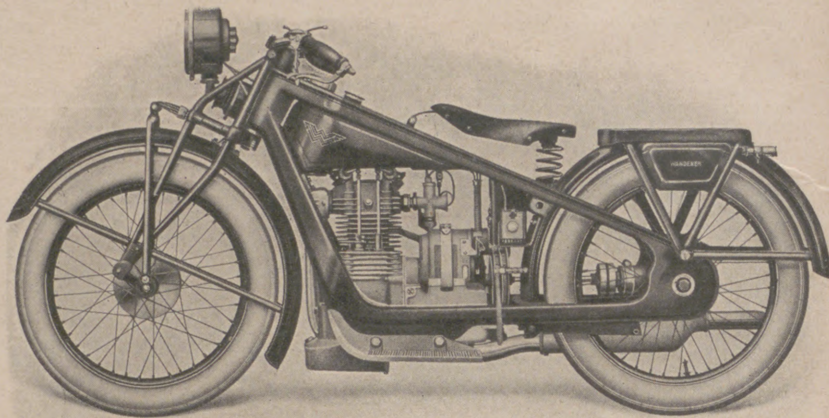
An dem vom königl ungarischen Automobilklub am 29. April veranstalteten Rekordtage hat die Marke Steyr gegen starke internationale Konkurrenz die zwei Hauptrekorde des Tages erzielt. Die erwähnte Rennveranstaltung gelangte auf einer neuen drei Kilometer langen geraden Straße zur Austragung und wurde als Kilometerrennen mit fliegendem Start durchgeführt. Die Prüfungsstrecke (1 Kilometer) mußte in beiden Richtungen durchfahren werden; das Mittel der beiden Fahrten galt als offiziell erzielte Kilometerzeit. Unter 44 Konkurrenten auf Motorrädern und Automobilen aller Klassen, unter welch letzteren die Marken Mercedes, Bugatti, OM, Lancia, erzielte Baron Ladislaus Wolfner auf Steyr in der schweren Rennwagenklasse mit 181.49 Kilometer Stundendurchschnitt die beste Zeit des Tages und stellte mit dieser Leistung den neuen ungarischen Kilometerrekord aller Klassen und Kategorien von Motorfahrzeugen auf. Die zweitbeste Zeit errang ebenfalls ein Steyrfahrer, und zwar Walter Delmar auf Steyr-Sport mit einem Stundendurchschnitt von 172.95 Kilometer. Diese Zeit gilt als ungarischer Sportwagenrekord. Wie überlegen die Steyr-Fahrer allen ihren Konkurrenten gegenüber waren, beweist, daß der drittschnellste Wagen, ein großer Mercedes-Kompressor des Prinzen Anton Esterhazy, bloß einen Stundendurchschnitt von 155.57 Kilometer erreichen konnte. Die beiden mitkonkurrierenden Grand-Prix-Bugatti erreichten Stundendurchschnitte von 134 bezw. 128 Kilometer.

VENEDIG-LIDO IM SOMMER.

Die von der italienischen Eisenbahnverwaltung für die Besucher italienischer Badeorte vorgesehenen und vom 1. Mai bis 31. Oktober d. J. gültigen Reisevergünstigungen umfassen: 1. Einen um die Hälfte ermäßigten Fahrpreis auf den italienischen Strecken; 2. Eine 60-tägige Gültigkeitsdauer; 3. Freie Wahl der Grenzstation sowohl für Ein- als Ausreise; 4. Fahrtunterbrechungen (einmal mit einem Fahrtausweis über 200 km, zweimal bei über 300 km, dreimal bei über 600 km und viermal bei über 900 km). In diesem Sommer wird Venedig in seinem „Salon", dem herrlichen Markusplatz, zum erstenmal ein Schauspiel bieten, wie man es bisher noch nicht gesehen hat. Die auch in deutschen Landen so beliebten italienischen Opern „Cavalleria Rusticana" und „Bajazzo" werden unter freiem Himmel am Markusplatz aufgeführt und von Mascagni selbst dirigiert werden. Die besten Künstler, darunter solche von der Mailänder Scala, werden die Hauptrollen haben. Über 150 Personen, auch zumeist von der Scala, werden im Chor auftreten; das Orchester wird von 160 Mann zusammengesetzt sein. Diese überaus interessanten Aufführungen werden im Juli stattfinden, und da die Eisenbahnen wesentliche Ermäßigungen gewähren, so kann man mit einer außerordentlich starken Beteiligung des Publikums an diesem seltenen Schauspiel rechnen.

Das große Motorradereignis des Jahres 1928.

In den Fachkreisen wird schon seit Monaten von einer Überraschung gesprochen, die das Jahr 1928 der großen Gemeinde der Motorradsportler bringen würde. Es ist die Rede von einem Rad, dessen Bau in mehrfacher Hinsicht völlig neue Wege verfolgt und das bei seinem Erscheinen auf Probefahrten überall großes Aufsehen erregte. Die Maschine tauchte wie der Fliegende Holländer bald hier bald da, bald auf Rennstraßen, bald auf Hochgebirgspässen auf, um kaum bemerkt schnellstens wieder von der Bildfläche zu verschwinden. Die Schriftleitungen der Sportzeitschriften wissen ein Lied davon zu singen, mit welcher Spannung die Sportkreise die Lüftung des Geheimnisses erwarten und herbeizuführen suchen.



Wir sind heute in der Lage, unseren Lesern das erste Bild und die erste Beschreibung dieser neuesten Schöpfung des deutschen Motorradbaues, nämlich des 500 ccm „Wanderer"-Modells 1928 zu bringen. Der erste Blick auf das Rad genügt, um eine Reihe bedeutsamer Neuerungen ohne weiteres zu erkennen. Vor allen Dingen hat der übliche Rahmen aus Stahlrohr einem völlig neuartigen Rahmen aus gepreßtem Stahlblech Platz gemacht. Dieser Doppelrahmen in geschlossener Dreiecksform bedeutet einen wesentlichen Fortschritt in der Sicherheit und Widerstandsfähigkeit, und es gibt in Deutschland kein zweites Modell, das diese außerordentlich zweckmäßige und formenschöne Rahmenbauart aufweist. Das starke Rahmendreieck, das Rückgrat der Maschine, verleiht dem Modell ein ganz charakteristisches Gepräge. Die rassigen Linien der Maschine geben einen sehr anschaulichen Begriff davon, welcher Kraftentwicklung, welcher Geschwindigkeit, welcher spielenden Überwindung schwierigster Wegeverhältnisse dieses Rad fähig ist. Zu den besonderen Merkmalen des Rades zählen außer dem eben erwähnten Rahmen der von oben gesteuerte Einzylinder-Motor mit angeblocktem Dreiganggetriebe, die zwangsläufige Umlaufdruckschmierung, die Einscheibentrockenkupplung, der Kardanantrieb mit doppelten Gelenken und geräuschloser Spiralverzahnung, das im Brennstoffkasten eingebaute Tachometer mit zwangsläufigem Antrieb vom Getriebe aus, sowie die Getriebe- und die Vorderradbremse.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß das neue „Wanderer"-Motorrad einen bedeutenden technischen Fortschritt verkörpert. Wie so oft schon im Laufe ihrer Entwicklungsgeschichte haben auch hier die Wanderer-Werke sich wiederum ein großes Verdienst um die Weiterentwicklung des deutschen Motorradbaues erworben.

Rechtzeitig zu Beginn der Sommersaison bringt die Firma Kraft & Steudel, Fabrik photographischer Papiere, Dresden-A. 21 ihr beliebtes Handbuch, betitelt „Anleitung zur Verarbeitung photographischer Papiere" in 9. Auflage heraus. Die steigende Nachfrage nach diesem Werk ist ein Beweis für das große Interesse, welches der ernsthafte Liebhaberphotograph demselben entgegenbringt. Das Büchlein hat insofern eine wertvolle Bereicherung erfahren, als es mit reichhaltigem Bilderschmuck und interessanten textlichen Ergänzungen ausgestattet worden ist. Anfänger des Photosports wird besonders die ausführliche Abhandlung über den Positivprozeß interessieren, aber auch der fortgeschrittene Amateur findet darin nützliche und wissenswerte Fingerzeige sowie eine große Anzahl fachmännisch erprobter Rezepte für alle von genannter Firma hergestellten Marken. Das Handbuch ist in allen Photospezialhandlungen und solchen Geschäften, welche eine Photoabteilung angegliedert haben, kostenlos erhältlich. Evtl. verlange man direkt von der Firma, Abteilung 5, das neue Handbuch.

Bei Bezug unserer Zeitung durch die Post

bitten wir, Unregelmäßigkeiten in der Zustellung sogleich dem zuständigen Bestellpostamt zu melden. Erst wenn dies erfolglos ist, bitten wir uns davon in Kenntnis setzen zu wollen. Wird unsere Zeitung in beschädigtem Zustande zugestellt, so bitten wir, die Annahme unter Hinweis auf die Beschädigung zu verweigern und in diesem Falle uns gleichzeitig direkt zu benachrichtigen.

Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung (J. J. Weber), Leipzig C 1, Reudnitzer Strasse 1–7.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W. 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Riedel, beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Anzeigen-Vertreter für die Schweiz: Annoncen-Expedition Kosmos, Friedrich Schröder, Zürich, [illegible]straße 12.
General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris 8. e., 44/bis Rue Pasquier.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG





WÜRTTEMBERG-SONDERNUMMER

VERLAG J. J. WEBER LEIPZIG

NR. 4346. 170. BAND EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 28. JUNI 1928

REISE- UND BÄDERANZEIGER

Die Reihenfolge gibt keinerlei Anhalt über Rang oder Größe.

KUR- UND MINERALBÄDER

Baden-Baden

Hotel Darmstädter Hof. Bek. gute Verpflegung, diäte Küche.

Hotel Terminus. Am Bahnhof links. Zimmer mit fließ. Wasser.

Café Gretel. Feinbürgerl. Haus. Vorzügliche Verpflegung.

Bad Elster

Moor-, Stahl-, Kohlensäure-, Radium-Bäder, Trinkkuren. Das ganze Jahr geöffnet.

Hotel zur Post. Sonnige Lage. Großer Park. Liegewiesen. Vorzügliche Verpflegung.

Hotel Reichsverweser. Zentralheizung. Jahresbetrieb.

Kurpension Sachsenhof. Zentralheizung. Fließendes Wasser.

Palast-Hotel Wettiner Hof. Führend. Haus, allererst. Ranges.

Bad Ems

Hotel zum Löwen. Am Kurgart. n. Kurh. u. Brunn., erstkl. Verpfl.

Park-Hotel. Mit allem neuzeitlichen Komfort.

Staatl. Hotel und Bäder „Das Römerbad". I. Ranges, schöne, freie Lage, neuerbaut 1926.

Dellers Hotel Stadt Wiesbaden. Herrl. freie Lage am Kursaal, 1926 vollst. modern.

Bad Kissingen

Hotel Bayerscher Hof. 2 Min. v. Bahnh., Kurgart. u. Brunnen, mäßige Preise.

Kurhaus u. Pension Villa Elsa. Gutempfohlenes Familienhaus, Zentralheizung.

Kurhaus Rieger. In nächster Nähe der Quellen.

„Das weiße Haus". Kurhausstraße 11a. Nahe den Bädern.

Bad Schmiedeberg, Bez. Halle

Sanatorium Kaiserbad. Spezialanstalt für Gicht und Rheuma.

Wiesbaden

Hotel Englischer-Hessischer Hof. Kochbrunnen-Badehaus. Pension von Mk. 9.— an.

Kurhotel Römerbad. Kochbrunnen-Badehaus. Garagen.

OBERBAYERN

Garmisch-Riessersee

Hotel u. Kurhaus Riessersee. Jed. mod. Komf., Zimm. m. voll. Pension 10—14 M. Jahresbetrieb.

HARZ

Alexisbad

Hotel Försterling. Erstes Haus am Platze, Sportgeräte.

Braunlage

Hotel „Zum Achtermann". Haus I. Ranges, 10 Garagen.

Elend bei Schierke

Hotel St. Hubertus. Pension M. 6.50 bis 9.–, fließend. Wasser.

Goslar

Hotel der Achtermann. 120 Z. m. 180 Betten, 27 Z. mit Privatbäder, Kraftwagenunterstände, Fernspr. Nr. 1.

Hotel Niedersächsischer Hof. Z. m. fließ. Wass., Café u. Kond. Besitzer beid. Häuser H. Pieper, Fernspr. Nr. 630.

Hotel Hannover. Modern. Haus I. Ranges gegenüb. dem Bahnhof.

Hahnenklee (Oberharz)

Höhenluftkurort, 600 m ü. d. M. Familienfreibad.

Hotel Kurhaus. Hotel I. Ranges, neuester Komfort.

Sanatorium Hahnenklee. Für Nerven- und innere Krankheiten.

Bad Harzburg

Haus „Richthofen". Neben Kurhaus, Zentralheizung, Ganzjähr. geöffnet, Telefon 102.

Schierke

Hoppes Hotel und Pension. Das Heim der gutbürgerl. Gesellsch.

SACHSEN

Dresden

Hotel Bellevue. Weltbekannt, sehr vornehm.

Müllers Weinrest., Marienstr. 46. Architekt. Sehenswürdigkeit.

Weißer Hirsch b. Dresden

beliebtest. klimatischer Kurort Sachsens. Jahresbetrieb. Wintersport.

THÜRINGEN

Friedrichroda

Beliebtester klimatischer Sommer- und Winterkurort Thüringens.

Hotel Herzog Alfred. Haus I. R. Tel. 12. Direktor: Kurt Wagner.

Hotel Herzog Ernst. I. Ranges, Fernsprecher 11.

Herzoglich. Schloßpark-Hotel. Ruh., vorn. Familienpens. u. Hot.

Sanatorium Tannenhof. Sanitätsrat Dr. Bieling. Klin. Behdlg.

Bad Liebenstein

Perle des Thüring. Waldes. Heilbad bei Herz- u. Nervenl., Blutarmut.

Hotel Herzogin Charlotte. Bestbekanntes, vornehmes Haus.

Kurhaus Hotel der Kaiserhof. Das führende Haus am Platze.

Eigenheim Edelweiß. Ärztlich geleitetes Kurheim, a. d. Kurprom.

Sanatorium Liebenstein. Klin. geleit. Kuranstalt. Jahresbetrieb.

Oberhof i. Th.

Parkhotel Sanssouci, erstklass. Jahresbetrieb.

Schloßhotel. Das Haus mit Bädern und fließendem Wasser. Tel. 22.

Hotel Thüringer Wald. Das ganze Jahr geöffnet.

Wünschers Parkhotel, herrliche Südlage am Hochwald, ganzjährig geöffnet.

Tabarz

Vielbesucht. Erholungsort in gesch. Lage. 100 Vill. Neues Schwimmbad.

Kurhotel Deutscher Hof. Rest. und Café, Konzert, 5-Uhr-Tee.

RIESENGEBIRGE

Brückenberg

Hotel Germania. 70 erstklass. Gasträume, mod. Zimm., Garag.

Hermsdorf (Kynast)

Tietzes Hotel, Gutbürgerl., zentr. Gebirgslage. Mietskraftwagen.

Hirschberg (Schlesien)

Hotel der braune Hirsch, im Zentrum gelegen, mit allem Komf.

Krummhübel

Dreihaupt's Hotel. An der Hauptsportbahn gelegen.

Hotel-Pension Preußischer Hof, altrenommiertes Haus.

Schreiberhau

Riesengebirge, 500—900 m ü. d. M.

Hotel Du Bois. Erstklassig, im großen Park.

Hotel Marienthal, gutbürgerl. Haus, neue Bewirtschaftung.

Hotel Vier Linden. Am Kurpark, schönste Lage.

Dr. Haedickes Sanatorium Kurpark. Heilanst. f. inn. Krankh.

Bad Warmbrunn

Hotel Preußischer Hof. Erstes und größtes Hotel am Platze.

TSCHECHO-SLOVAKEI

Franzensbad

Das erste Moorbad der Welt. Auskünfte durch die Kurverwaltung.

Hotel Belvedere-Bellevue. Modernes vornehmes Familienhotel.

Hotel Königsvilla. Modernster Hotelbau. 120 Zimmer.

Karlsbad

Hotel Kroh. Familienhaus I. R., unmittelb. Quellen- u. Bädernähe.

Zentral-Hotel Loib. Letzter Komf., erstkl. Restaurant. Tel. 31.

Grand-Hotel Pupp. Zentrale des Kurlebens.

Marienbad

Etablissement Bellevue. Bestbestehendes Café-Restaurant.

Palast-Hotel Fürstenhof.
Hotel New-York.
Hotel Englischer Hof, fließendes Wasser.

Grand-Hotel Klinger an der Hauptpromenade, ausgestattet mit dem letzten Komfort.

Hotel Leipzig. Fließendes Warm- u. Kaltwasser dir. neb. d. Brunnen.

Schloß Miramonte. Neue Leitung, Pension 60—80 Kč.

Hotel-Osborne-Balmoral. Das führende Haus.

Märchenschloß Rübezahl. Das schönste Höhencafé, Zentralheizung, Autogaragen.

SCHWEIZ

Adelboden

Kulm-Hotel (Kurhaus). Familienhotel I. Ranges.

Arosa

Hotel des Alpes. Bestempfohlenes Familienhaus. Vollpension Sommer von Fr. 13.— an.

Hotel Arosa-Kulm. Aller mod. Komfort, idealste Lage für Sommer- u. Wintersport, 1850 m ü. M.

Eden-Hotel. Jahresbetrieb, fließ. Wasser, Priv.-Bäd. Bes. W. Wettengl.

Kurhaus Surley. Ideal. Aufenth. f. Sommer u. Winter, a. Wald u. See.

Sanatorium Arosa. Lungenheilanst., mod. Komf., fl. Wass., sonn. Lage.

Waldsanatorium Arosa. Erstklassige Lungenheilanstalt.

Basel

Grand-Hotel u. Hotel Euler. Vornehm., altbekannt. Familienhotel I. Ranges am Centralbahnh. Telegramm-Adresse: Eulerhotel.

Hotel Metropole-Monopole. Feinbürgerl. Haus, prima Küche.

Hotel Royal. Am B.-Bahnh., alle Zimmer fließ. Wasser, ziv. Preise.

Grand Hotel Victoria u. National. I. R. Zimmer von 6 Fr. an.

Flims

Parkhotel Waldhaus. Das Groß-Hotel im Villensystem. Prospekt M verlangen.

Locarno

Hotel Metropole. Mittlere Preislage. Moderner Komfort.

Park-Hotel. Beste Südlage. Das ganze Jahr geöffnet.

Hotel Reber am See. Einziges Haus in großem Park am See.

Hotel Regina. Schönste Lage, direkt am See.

Lugano

Adler-Hotel u. Erika-Schweizerhof. Fließendes Wasser.

Cademario-Kurhaus. Nach Lahmann. Jahresbetrieb.

Crocefisso. Erholungsheim Quisisana. Mod. Komf., Luftb., Jahresbetr.

Kurhaus und Erholungsheim Monte Bré. Pens. v. M. 8 an, deutsch. Haus.

Luzern

Hotel St. Gotthard-Terminus. Privatbad, fließendes Wasser.

St. Moritz

Hotel Calonder. Schöne Lage, mäßige Preise.

Kurhaus Chantarella. Das vorn. Kurh. im Hochgeb., Sonne, Ruhe.

Hotel Engadiner Hof. Erstkl. Familienhaus, mäßige Preise.

Hotel Schweizerhof. Erstklass., altbekanntes Familienhaus.

Pontresina

Rosatsch-Hotel. Modern eingerichtetes Haus.

Hotel Schweizerhof. Pension Sommer Fr. 15.-, Winter Fr. 17.-.

Zürich

Hotel City-Excelsior. Alle neuzeitlichen Einrichtungen, Zimmer von Schw. Fr. 6.— an.

Vegetarisches Restaurant und Conditorei, Sihlstraße 26/28.

ITALIEN

Abbazia

Winterkurort I. Rang. Vorzügl. klimat. Lage. Hotels ganzjähr. geöffnet.

Pension Lederer, gutbürgerliche Pension am Kurpark.

Palace-Hotel. Führ. Haus, 250 Z. Priv. Meerbäd. i. Haus. Ganzjähr.

Laurana bei Abbazia

Grand-Hotel Laurana. Vornehm. Ruhig. Direkt am Meer.

Iris. Neu eingericht. Fließ. Wasser.

Gries bei Bozen

Pension Quisisana. Pension von 26—30 Lire an. Herrlich gelegen.

Sanatorium Grieser Hof. Jahresbetrieb, Erholungsbedürftige und Augenkranke.

Savoy-Hotel. Haus ersten Ranges. Pension von Mk. 7—10.

Meran

Hotel-Pension Aders, schönste Lage, fließ. Wasser, groß. Park.

Hotel Auffinger, vorm. Hotel Tiroler Hof, Deutsch. Familienh. m. mod. Komf.

Hotel Bristol. Erstkl. Familienhotel. Pension 80—90 Lire.

Grand-Hotel Esplanade. Im Mittelp. des Meraner Kurlebens.

Hotel Tschoner. Bestbek. Haus im eig. Park, ruh. u. staubfr. Lage.

Hotel u. Pension Windsor. Vornehm. Familienh. a. d. Promenade.

Neapel

Hotel Continental, am Meer. fließ. Wasser usw. Deutsch.

Grand-Hotel Royal. Das größte, schönste Hotel Neapels, am Meer gel., 200 Zimm. m. Bad, 300 Bett. Einz. großart. amerik. Dachgarten.

Hotel Terminus. Ersten Ranges. 300 Zimmer, fließendes Wasser.

Palermo

Excelsior Palace Hotel, beste Lage. Großer Park, Tennis.

Weinen's Hotel de France, einz. deutsch. Haus a. Pl. Fließ. Wasser.

Rapallo

Hotel Regina Palace. Neuestes Haus der Riviera, vornehmes Familienhotel.

Riva

Hotel Bologne. Prachtvolle zentrale Lage am See, mäßige Preise.

Lido-Palace-Hotel, dir. a. See, mod. Komfort, eig. Seebäderanst.

Rom

Hotel Viktoria am Borghesepark, alle Zimmer mit fließend. Wasser. Mäß. Preise. Bes.: Thiele & Wirth.

Fischers Parkhotel, Deutsches Haus I. R., mäß. Pr. Bes. V. Fischer.

Regina Carlton Hotel, erstkl., im vornehmsten Teil der Stadt.

San Martino di Castrozza

Palace Hotel Sass Maor. Familienhotel in schönster Lage am Walde, 250 Betten.

Seis a. Schlern (Prov. Boz.)

Hotel Salegg. Gutbürgerl. Haus, Bäder, 4 Plätze, Lawn tennis.

Venedig

Hotel Bristol-Britannia am Canale Grande. Einziges deutsches Haus I. Ranges.

Hotel Eden. Einziges deutsches Familienhotel, fließendes Wasser.

SIZILIEN

Syracus

Hotel Villa Politi. Allerersten Ranges, von Deutschen bevorzugt.

Taormina

Hotel Metropol, das gute Schweizer Hotel, fließendes Wasser. G. u. V. Kockel.

ÄGYPTEN

Kairo

Hotel National, von Deutschen bevorzugt.

PALÄSTINA

Jerusalem

Hotel St. John. Einziges deutsches Hotel mit allem Komfort.

→ In allen diesen Hotels und Pensionen liegt die Leipziger „Illustrirte Zeitung" zur Lektüre auf. ←

Heilbronn a. N.

Die Kätchenstadt, Handels-, Industrie- und Weinzentrale Württembergs. Berühmt durch ihre **Kilianskirche** und andere Baudenkmale aus alter Zeit. Ausgangspunkt für Wanderungen in die romantische Umgebung. Neckardampfschiffahrt bis Heidelberg. Ausgezeichnete Touristen- und Familienhotels.

Auskunft kostenlos durch den

Verkehrsverein Heilbronn a. Neckar
Bahnhofstraße 4, Telephon 1881.

Heilbad Hoheneck
in Ludwigsburg-Hoheneck a. Neckar

Ungewöhnliche Heilerfolge gegen Gicht, Rheuma, Ischias, Darm- und Magenbeschwerden, Verdauungsstörungen, Erkrankungen der Leber und Gallenwege, nervöse Herzaffektionen, Katarrhe der Schleimhäute. Keine Kurtaxe. Halbstündiger Eisenbahnverkehr mit Stuttgart.

Langenargen

am Bodensee

Einzigartiges Naturstrandbad

Hotels und Gasthöfe für alle Ansprüche.

Auskunft durch den Verkehrsverein.

Sanatorium Am Goldberg
Bad Blankenburg XII, Thür. Wald.
— Tel. 44. —
Leitender Arzt: Dr. Keienburg, Facharzt für innere Krankheiten.

Herz-, Nerven- und Stoffwechselleiden, **Rheumatismus, Gelenkleiden, Lähmungen.**

Dr. Köhler's Sanatorium Bad Elster

Sämtl. physik.-diät. Heilmittel und die Kurmittel des Bades (Moorbäder im Hause) Höchster Komfort.

Frauenleiden.

Man verlange Prospekt.

Schwarzburg *Die Perle Thüringens*
Hotel Weisser Hirsch
Schönstgelegenes behagliches Familienhaus

KURHAUS
für Nervenkranke
Tannenfeld
bei Nöbdenitz, Thüringen.
Prosp. d. Dr. med. Tecklenburg.

Staatliches Mineralbad

BAD BRÜCKENAU

Bayern/Unterfranken

Auskünfte und Prospekt 12 durch das staatl. Mineralbad

für Nieren-, Harn- und Blasenleidende

„Wernarzer Heil-Quelle"

STAHL- UND MOORBAD
erprobt gegen
Frauenleiden und Blutarmut

KURBEGINN: MAI **JAGD UND FISCHEREI**

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4346. 170. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 28. Juni 1928.

Rüsten Sie sich für den Besuch in

DIE SCHWEIZ

ZÜRICH.

Familien-Hotel Waldhaus Dolder.
Ideale Ruhe! Wundervolle Fernsicht! Fließendes Wasser, Privatbäder, Tennis, Golf. Pension ab Fr. 14.—.
DOLDER GRAND HOTEL.
Pension ab Fr. 19.—.

Lausanne. Alexandra Grand-Hotel
Mit allem modernen Komfort, im ruhigen Stadtviertel gelegen. Großer Park. Autogarage-Boxes. Zimmer von Fr. 5.— an. Pension von Fr. 14.— an.

Appenzeller Land, Bodenseegebiet.
Beliebte Kur- und Touristenlandschaft. Mäßige Preise. Prospekte durch die Verkehrsbureaus: Appenzell, Heiden, Herisau und St. Gallen.

Tschiertschen. 1400 m ü. M.
Hotel Alpina. Saison Mai bis Oktober.
Autopost Chur-Tschiertschen. Pension ab Fr. 8.—.

Bad u. Kurhaus 800 m ü. M. **Passugg** mit Natron-, Jod- und eisenhaltigen Mineralquellen in subalpiner Lage, umgeben von Tannen- und Fichtenwäldern und ausgedehnten Spaziergängen, vereinigt Heilwirkung von Karlsbad und Vichy mit kräftigerem Gebirgsklima. Diättische für Magen- und Nierenkrankheiten, sowie Diabetes. Modernste Badeeinrichtungen und Hydrotherapie. Kurarzt im Hause. Prospekte durch die Direktion. Eröffnet.

Seewis i. Pr. Hotel-Pension Scesaplana
an der Linie Landquart-Davos. Mildes Höhenklima. Gutbürgerliches Haus. Beste Verpflegung von Fr. 8.– an. Autopost. Prospekte.

Curaglia (Graubünden). 1332 m ü. M.
1 Std. v. Disentis. Ruhig. idyll. Höhenkurort. Tannenwaldungen. Pension von Fr. 8.- an. **Hotel Lukmanier.**

Flims-Waldhaus. Das alpine Seebad. 1150 m ü. M. — Schweiz.
Kurhaus Adula. Gutes Familien-Hotel. Pensionspreis v. Fr. 12.- an. Mai und Juni Ermäßigung. Vorzügliche Küche. Der Besitzer: **W. Hotz.**

Arosa. Hotel Bellevue.
Vorzüglich in Lage und Verpflegung. Keine Kranken. Pensionspreis von Mark 10.50 bis 12.—.

Churwalden. 1260 m ü. M.
Hotel Lindenhof. Behagliches Haus in bevorzugter Lage. Anerkannt beste Küche und Keller. Das ganze Jahr offen. Garage. **O. Schubiger.**

Acquarossa (Ital. Schweiz). Fango- u. Mineralbad.
Rheumatismus, Gicht, Lumbago, Ischias, Exsudate in Muskeln, Gelenken, Rippen u. Bauchfell, Kontrakturen, Ankylose, Blutanomalien, Frauenleiden, Unterernährung und deren Folgezustände. Pension v. Fr. 10.– bis 13.–. Prospekt. **H. Herzig.**

Brissago bei Locarno. Grand Hotel.
Einziges, direkt am See gelegenes Haus mit eigenem Strandbad anschl. an den Park. Ruderboote. Tennis. Garage. Pension ab Fr. 13.-. Prospekte durch den Dir. **J. Kleiner.**

Ritomsee (Tessin). Hotel Piora. 1840 m ü. M.
Prachtvoll geschützt, ruhige, milde Lage. Bestempfohl. Kur-, Touristen- u. Passantenhotel. El. Licht. Bahnstat. Ambri-Piotta, Piotta-Piora m. el. Seilbahn Ritom. Prosp. **Severino Lombardi.**

Goldiwil (Berner Oberland). 1000 m ü. M. Idealst. Aufenth. f. Ruhe u. Erhol. Sonn., geschützt, staubfrei, waldreich. Prächt. Blick a. Vor- u. Hochalp. Besteingeführ. komf. Häus. Prosp. **Hotels: Jungfrau** (60 Betten), **Waldpark** (40 Betten), **Blümlisalp** (40 Betten), **Chalet Ramholz.** Kinderheime: Sonnalp u. Liauba.

Zweisimmen.
1000 m ü. M. Linie Spiez-Montreux. Großes neues Schwimm-, Sonn- und Luftbad. Waldreich. Forellen.

Das alpine Seebad
Flims Park-Hotel Waldhaus
1150 m üb. M.
Einzig in seiner Art bestehendes Großhotel im reinen Villensystem. Großes Gesellschaftshaus. Mitten in großem, eigenem Waldpark auf dominierender Lage. Ruhig und staubfrei. Tennis — Golf. Pens.-Arrang. v. Fr. 17. — Hochsaison Fr. 19.— an. Dir. **Ed. Bezzola.**

Bergtäler am Hinterrhein (i. Quellgeb. d. Rheins) **Graubünden** (Schweiz)
Autorouten Thusis-Bernhardinpaß-Tessin und Splügen-Italien. Auf kurzer Strecke findet der willkomm. Gast hier Orte aus der mildesten Gegend Graub. bis zum höchstgel., stets bewohnten Bergdorf Europas. Herrl. Bergseen und Landschaften mit heilkr. Bädern, Klimatische Vorzüge und gutgef. Hotels in nur mittlerer Preislage. (Fr. 8.— bis 14.—). **Für alle Orte direkte Bahn- oder Autopostverbindung.** Prospekte durch Verkehrsbureau **Thusis.**

VIERWALDSTÄTTERSEE
UND ZUGERLAND.

Das imposanteste **Hochalpen-Panorama** der Mittelschweiz **Stanserhorn bei Luzern.** 1900 m ü. d. M. Genußreiche Bergbahnfahrt.
Hotel Stanserhorn-Kulm. (100 Betten). Kombinierte Billette für Bahn und Kulmhotel.

Beckenried Bevorzugt. Luftkurort in ruhig., staubfreier Lage. Kurorchester, Strandbad, Privatwohnung für Familien. Prospekte durch den **Kurverein.**

Beckenried. Hotel-Pension Sonne.
Bestempf. Ferienhotel in prachtv. sonnig. Lage a. See. Volle Pension bei guter reichlicher Verpflegung von 6 Mk. an. — Prospekte.

Sachseln a. Sarnersee. Brünigroute. 1 Std. v. Luzern. | **Gasthaus Pens. Kreuz.** Altbek., v. deutsch. Herrsch. bevorz. Haus. Sorgf. Verpflg. Berg-, Ruder- u. Angelsport. Ideal. Seebad. Pens. v. Fr. 9.- an. Prosp. Bes. **Familie Britschgi.**

Seewen-Schwyz bei Brunnen.
Badhotel Rössli. | Pension ab Fr. 8.–. Familienarrang. Prospekte. | **Hotel Schwyzerhof.**

Weggis. HOTEL DU LAC.
Bestrenomm. Haus, bekannt gute Küche. Pensionspreis von Fr. 9.— an. Bitte Prospekte verlangen.

Weggis. PARK-HOTEL. I. Haus, inmitten groß. Park, am See beim Strandbad. 60 Zimmer mit fließ. Wass. Vorzügl. Küche. **E. Egli.**

Küssnacht a. Rigi. Hotel Seehof. Ruhig., staubfr. u. aussichtsr. Lage am See. Pensionspreis Fr. 7.- bis 9-. Näh. d. Prospekt.

Bürgenstock. 917 m ü. M. **Hotel Honegg.** Wunderb. Gebirgspanor., prächt. ausg. Spaziergänge inmitt. schön. Wälder. Vorzügl. Küche. Terrasse. Pens. v. M. 8.- an. Prospekte durch Verkehrsbüro oder **Familie Emil Durrer.**

Emmetten. Hotel Engel. 800 m ü. M., klimat. Kurort ob. Beckenried, altbekannt. deutsches Haus. Pens. v. Fr. 7.- an. Prosp. **A. Sorg.**

Buochs. HOTEL KRONE.
Park, Garage, eigenes Badehaus. Pension v. Fr. 8.– bis 10.–. Prospekt durch **Familie Odermatt.**

Stans. Gutgeführte Hotels.
Pensionspreis v. Fr. 7.— an. Prospekte durch das **Verkehrsbureau.**

Ferien im **Zugerland.** Angenehme Kuraufenthalte und Ausflugsziele.
Gutgeführte Hotels, Pensionen und Kinderheime. Auskünfte und Prospekte durch das **Kant. Verkehrsbureau, Zug.**

750 bis 1600 m ü. d. Meer. **Unterägeri am Ägerisee.** Ärztl. bevorzugt., klimat. geschätzter Luftkurort.
Gutgeführte Kinder-Kuranstalten u. Fremdenpensionen. Kurorchester. Prospekte u. Auskunft durch das **Verkehrsbureau Unterägeri.**



Die „Crystalleries de Nancy" (Grand Prix Arts Décoratifs Paris 1925), die modernste, besteingerichtete Fabrik mit wissenschaftlichem und erfahrungsreichem technischen Personal, bringt eine unerreichte Kollektion an Tafelservicen und Vasen aus reinstem Kristall in herrlichsten Mustern zu billigem Preis auf den Markt. Depot in Paris: 47, Rue Le Peletier.

AIX LES BAINS ★ Hotel BEAULIEU ★
zur angenehmen Erholung und zur Heilung von Rheumatismus. Das ganze Jahr geöffnet. Zentral-Heizung. Gegenüber Kasino, 2 Minuten vom Bahnhof. Vorzügliche Verpflegung. Für Familien bestens geeignet.

PAVILLON HENRI IV. -St.-Germain-en-Laye bei PARIS
Hotel-Restaurant allerersten Ranges auf der berühmten Terrasse von St.-Germain. Telephon: 38. (Höhenluft).

DAS HOTEL DE PARIS IN TROUVILLE
ist **bequem, elegant,** einzig mit seiner Cancanniere.
Gleiche Direktion: **Hotel Chambord,** Paris Av. des Champs Elysées



Die „VULKANINSEL"!
Aus 1000-en Metern Schwefel-Schlammquellen 67 °C. **Rheuma, Ischias, Gicht.** Direkt über den Quellen **„Thermia-Palace"**, erstrangig, auch Diät. Im Kurort Unterkünfte in jeder Preislage. 3000 Zimmer. 400 Morgen Naturpark, alle Sporte, 70 % deutsche Besucher.
Auskunft: **Pistyan-Büro, Berlin W 15, Meierottostr. 1, Oliva 4907.**

Das blasse Kind

braucht „Künstliche Höhensonne".

Beim blassen Kinde besteht fast stets irgendeine skrofulöse Erkrankung. Beim Säugling äußert sie sich in Wundsein, Ausschlag, Milchschorf, beim älteren Kinde in Neigung zu Katarrhen der Luftwege (Schnupfen, Husten, Heiserkeit) oder in Nesselsucht, Juckausschlag, Vergrößerung der Rachen- oder Gaumenmandeln u. a. m. Ferner in Abmagerung, Blässe, Appetitlosigkeit, Mattigkeit, leicht erhöhten Temperaturen. Oft besteht lange anhaltende Ohreiterung. Am häufigsten anzutreffen aber ist eine Entzündung der Augen, Tränenfluß, wunde Lidränder und starke Lichtscheu.

Es ist Elternpflicht

auf diese Symptome zu achten und die Kinder in solchen Fällen bei einem Arzte, der die Hanauer Höhensonne hat, bestrahlen zu lassen. Das ist nicht teuer und die Kinder haben lebenslänglich gesundheitlichen Nutzen davon. Insbesondere sollen auch die Kinder bestrahlt werden, bei denen nur Drüsenschwellungen ohne die Zeichen der Skrofulose bestehen. Findet die Mutter am Hals ihres Kindes kleine Knötchen, so sind die Drüsen des ganzen Körpers geschwollen. Das Kind hat keinen Appetit und ist nervös. Diese Drüsenkrankheit (lymphatische Diathese) wird mit Sicherheit durch die ultravioletten Strahlen der „Künstlichen Höhensonne" auf das Günstigste beeinflußt. — Nicht nur bei Skrofulose, sondern auch bei vielen anderen Formen der Tuberkulose und bei Tuberkulose-Verdacht, werden nach den Erfahrungen zahlreicher Autoritäten treffliche Heilerfolge erzielt durch die billige, bequeme und schnellwirkende Ultraviolett-Bestrahlung mit Quarzlampe „Künstliche Höhensonne" Original Hanau.

Die Rachitis (englische Krankheit), durch die Kinder schon in den ersten Lebensjahren zu siechen Krüppeln werden können, wird durch vorbeugende Bestrahlung im Säuglingsalter sicher verhindert. Die Rachitis bekämpfen, heißt auch den Masern, dem Keuchhusten und anderen Krankheiten ihre Gefährlichkeit nehmen. — Fragen Sie Ihren Arzt!

Verlangen Sie kostenlos die Aufklärungsschriften für Eltern und Pflegerinnen betr. Rachitis, Skrofulose und Tetanie.

Quarzlampen-Gesellschaft m. b. H.
Hanau a. M., Postfach 1229

Literatur versendet der Sollux-Verlag, Hanau am Main, Postfach 1296. (Versand unter Nachnahme, Porto und Verpackung zu Selbstkosten.), „Licht heilt, Licht schützt vor Krankheit" von San.-Rat Dr. Breiger, kart. M. —.50. „Skrofulöse Jugend" von Dr. Thedering, kart. M. 1.—. „Sonne als Heilmittel" von Dr. Thedering, kart. M. 1.—. „Die Ultraviolett-Therapie der Rachitis" von Dr. Sachs. M. —.50. „Wie heilt Tuberkulose" von San.-Rat Dr. Breiger, M. —.50.

Villa — Park — Dubochet
Clarens-Montreux
Zu vermieten,
monatlich oder jährlich schön möblierte Villen,
herrlich am Ufer des Genfersees gelegen.
Wenden Sie sich gefl. an die Direktion.



LA BAULE, LES-PINS (Loire Infer.)
HOTEL DES PALMIERS.
Alle Zimmer mit Bad u. Fließwasser. 13 Tennisplätze. 18 Hole Golf.

LA BAULE s/Mer CECIL HOTEL
90 Zimmer mit Bad. In der Nähe des Casinos, des Strandes, des neuen Sport-Parkes. Größter Komfort. — Restaurant. — Salon. — Hall

LA BAULE s/Mer PAVILLON DES FLEURS
Hotel-Pension. — Garten für Kinder. — Meeresaussicht. — Arrangement für Familien. — Terrasse. — Anerkannte Küche.

LA BAULE
3 gute Hotels am Strand, neben dem Kasino:
HOTEL ROYAL 200 Zimmer
HOTEL SPLENDID Telephon in jedem Zimmer
HOTEL DE LA PLAGE Terrasse am Meer

DIE HERRLICHSTE REISE VON

BERLIN
LEIPZIG
HAMBURG
NACH
LA BAULE

HAMBURG — BERLIN — FRANKFURT — MAINZ — LUXEMBURG — VERDUN — LEIPZIG — MEAUX — PARIS — ORLEANS — ANGERS — NANTES

Ein Teil des Strandes, im Hintergrund Hotel Hermitage.

Mit der Bahn (Abfahrt Paris Bhf. Quai d'Orsay), täglich 4 D-Züge (einer mit Schlafwagen) und ein Pullmanzug.

LA BAULE

wo Frühling und Herbst unvergleichlich schön sind.

Saison bis Oktober.

Im September große Kunst- und Sportdarbietungen. Tennis, Segelregatta, intern. Motorbootkonkurrenz, Golf mit 18 Löchern.

3000 Villen. — 10 große Hotels — das Luxushotel

HERMITAGE HOTEL

ersten Ranges mit 300 Zimmern, alle mit Bad.

Anfragen an M. Boileau, Generaldirektor. — Man spricht deutsch.

Prospekte und Auskünfte: Syndicat d'Initiative in La Baule (France Loire Inf.) oder in Paris: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, 8. e., 44/bis. Rue Pasquier.

APEC, PARIS

DEAUVILLE

DER BLUMENSTRAND

3 Stunden von Paris auf Autostraße — 3 Durchgangs- und 2 Pullmanzüge täglich

Golf – Polo – Tennis – Taubenschiessen

Vom 15. bis 21. Juli:
Große Galawoche der Regatten
das „Cowes" von Frankreich
150 000 Franken Preise

Vom 25. bis 27. Juli:
„Wie einstmals . . ."
Konkurrenzen von Reitpferden u. Wagengespannen von Paris nach Deauville

Vom 27. Juli bis 3. August:
Große Reiterkonkurrenz für Reit- und Jagdpferde
500 000 Franken Preise

Vom 4. August bis 9. September:
29 Wettrenntage
4 Millionen Franken Preise

Im Theater – Im Casino – Im Ambassadeur:
Die schönsten Darbietungen mit hervorragendsten Kräften



Regatta in Deauville.

HOTEL NORMANDY UND HOTEL ROYAL

Auskünfte erteilt bereitwilligst: Syndicat d'Initiative de Deauville. Deutsche Korrespondenz.

OSTENDE

Königin der Seebäder



DER KURSAAL AM ABEND

HOTEL ROYAL PALACE

Der herrlichste Kursaal

Jeden Tag Wettrennen. / 6 000 000 Frs. Preise.

Golf / Tennis / Segelregatta

Allgemeine Notizen.

Bild, Papier und Druck. Durch die Erfindung der Halbtonätzung, bei der die geschlossenen Tonflächen des photographischen Bildes in hochgeätzte Punkte zerlegt werden, um die Wiedergabe durch den Buchdruck zu ermöglichen, war die Verwendung von Papier mit besonders gleichmäßiger, ebener Oberfläche notwendig geworden. Die feinen, teilweise spitzen Punkte der Halbtonätzungen konnten nur auf einem Papier, das möglichst wenig Unebenheiten aufweist, in gutem scharfem Druck erscheinen. Das Papier, aus verfilzten Fasern bestehend, zeigt, unter dem Mikroskop bemerkbar, immer Erhöhungen und Vertiefungen, die eine Unvollkommenheit der Deckung auf den durch den Druck eingefärbten Flächenteilchen veranlassen. Eine schöne, gleichmäßige Oberfläche des Papiers wird deshalb durch einen Aufstrich erzielt, der, aus mineralischen Bestandteilen und einem Bindemittel zusammengesetzt, die Unebenheiten ausfüllt. Die Papierfabrik Scheufelen, Oberlenningen (Württemberg), die zu den bedeutendsten Fabriken Deutschlands für die Herstellung feiner Druckpapiere gehört, hat vor 35 Jahren unter der damals in Deutschland neuen Bezeichnung „Kunstdruckpapier“ mit der Herstellung solcher gestrichenen Papiere für das Hochdruckverfahren begonnen, die heute in großen Mengen gebraucht werden. Auf diesen Sorten mit Aufstrich lassen sich die Bildelemente der Autotypien genannten Druckstöcke in Halbtonätzung am besten wiedergeben. Auch die Leipziger Illustrirte Zeitung verwendet seit vielen Jahren das „Phönix - Kunstdruckpapier“ der Papierfabrik Scheufelen in Oberlenningen.

Über Werbung und Wirtschaftslage lesen wir in der Zeitschrift „Die Reklame“ von einem Gedankenaustausch mit Kommerzienrat Sichler, der an der Spitze eines Unternehmens steht, das seit vierzig Jahren zu den führenden Großinserenten gehört und in dieser Zeit mehr Geld für Reklame ausgegeben hat, als viele große Industrien umsetzten. Kommerzienrat Sichlers Stimme ist denn auch in vielen großen Körperschaften von ausschlaggebender Bedeutung. In Bezug auf die Reklame sieht Kommerzienrat Sichler, in kurzen Worten gesagt, die Möglichkeit der Steigerung der Qualität und des Umsatzes nur im freien Wettbewerb. Reklame-Aufwendungen könnten volkswirtschaftlich nur dann vertreten

werden, wenn durch diese Ausgaben die Umsätze derartig gesteigert werden, daß die prozentualen Handlungsunkosten, einschließlich der Propagandakosten, dadurch gesenkt werden. Er legt ganz besonderen Wert auf sorgfältigste Pflege und künstlerische Behandlung auch der kleinsten Kleinigkeit, wofür das Auge der Deutschen besonders empfänglich sei, und er beklagt, daß die deutsche Reklame der Großinserenten vor allem daran leide, zuviel nachzuahmen. Es sei ein Irrtum, anzunehmen, das Publikum habe kein Empfinden für solche Dinge; es wisse im Gegenteil meist genau, wem die betreffende Anzeige, oder das Plakat, nachempfunden sei.

Die seelischen Beratungen auf Grund von Briefen durch den Psychographologen P. P. Liebe, München 12, Pschorr-Ring, haben Weltruf erlangt. P. P. Liebe ist der Begründer der Psychographologie. In seiner Methode vereinigt er die Graphologie mit der Psycho-Analyse. Schon vor 28 Jahren sind grundlegende Aufsätze über die intime seelische Einfühlung durch die Liebeschen Analysen in der „Wiener Rundschau" erschienen. Das „Neue Wiener Tageblatt" schreibt: „Was geheimnisvoll im Unterbewußtsein schlummert, und was in jenen Kräften verborgen ist, über die sich noch kein Mensch hat Rechenschaft geben können, das sucht dieser Seelenforscher aus den Briefen zu ergründen . . . den Menschen frei machen vom Irrtum, heißt ihn über ein Schweres, Drückendes hinweghelfen . . ." Wer an einer Briefbeurteilung Interesse hat, die zur seelischen Förderung der Persönlichkeit führt und auf die Lebensgestaltung ernsthaften Einfluß hat, der lasse sich von Herrn P. P. Liebe unverbindlich zunächst einen Prospekt über seine seelische Praxis seit dreißig Jahren kommen.

Borkum, die „grüne Insel", vereinigt alle Vorzüge eines deutschen Nordseebades: landschaftliche Schönheit, am weitesten in die See vorgeschobene Lage mit besonders kräftigem Wellenschlag, reine, würzige Seeluft, vornehme Geselligkeit und — was für den Reisenden von größter Bedeutung ist — gute Unterkunftsmöglichkeiten. Zu den ersten Häusern am Strand gehören „Der Kaiserhof" mit seinem 1926/27 neuerbauten „Kurhaus", wie auch das von dem Besitzer dieser beiden Hotels jetzt neu hinzugekaufte „Köhlers Strand-Hotel". Diese drei großzügigen Hotels stehen unter persönlicher Leitung des Eigentümers Otto Kämpfer und sind für einfachere, wie auch für verwöhnteste Ansprüche eingerichtet.





WILDBAD IM SCHWARZWALD

Wildbad im Schwarzwald ist ein von Nord- und Süddeutschen gleichhoch geschätztes und vielbesuchtes Bad. Aus allen deutschen Gauen und aus dem Ausland strömen alljährlich viele Tausende von Kurgästen nach dem berühmten Heilbad. Naturschönheiten und Naturheilkräfte vereinigen sich in diesem Kleinod des Schwarzwalds zu einer Macht, die denjenigen, der einmal ihre Wunder erfahren hat, immer wieder nach Wildbad zieht. So finden sich denn in jedem Sommer zahlreiche Gäste ein, die schon seit mehr als 10 Jahren, teilweise seit Jahrzehnten ständige Besucher Wildbads sind. Wer nach einer Reise durch Deutschland im Schnellzug oder Kraftwagen von Pforzheim aus (Linie Wien—Paris) in der Richtung Wildbad weiter reist, der ist entzückt über die herrliche Gegend. Schon gleich nach Pforzheim nähern sich die Felspartien und tannengeschmückten Berge der Bahnlinie. Nur das Felsenbett der rauschenden Enz und eine Straße, teilweise noch ein schmaler Wiesenstreifen, finden neben der Bahnlinie Platz. Immer neue Bilder entrollen sich vor dem Auge des Reisenden. Nach 23 km endigt die Bahnlinie in Wildbad, einem idyllisch von bewaldeten Bergen umschlossenen Schwarzwaldstädtchen mit etwa 5000 Einwohnern, dem Ort mit den weltberühmten Heilquellen, in denen seit vielen Jahrhunderten ungezählte Tausende, die an Gicht, Rheumatismus, Ischias, Lähmungen, Folgen von Kriegs- und anderen Verletzungen, Alterserscheinungen usw. litten, Heilung gesucht und gefunden haben. Diese Quellen steigen im Gegensatz zu denjenigen anderer Badeorte in einer der menschlichen Körperwärme gleichkommenden Temperatur aus dem Granit unmittelbar in die über ihnen erbauten Badehäuser auf, und ihr Wasser kommt ohne künstliche Erwärmung oder Abkühlung und ohne eine längere Leitung durchlaufen zu müssen, so wie es der Mutter Erde entspringt, zur Verwendung. Dieser Umstand ist selbstverständlich für die Heilwirkung von ganz besonderer Bedeutung.



Königkarlsbad in Wildbad.

„Ein angeschossner Eber, der sich die Wunde wusch, verriet voreinst den Jägern den Quell in Kluft und Busch“, so berichtet Ludwig Uhland in seinem „Überfall im Wildbad“. Wie weit dieses „voreinst“ zurückliegt, weiß niemand. Die geschichtlichen Urkunden über Wildbad gehen nur auf 600 Jahre zurück. Ein vor einiger Zeit bei Grabarbeiten aufgefundener, tief ins Gestein eingemeißelter Schacht mit Spuren einer Art von Vorrichtung zur Thermalwassergewinnung läßt aber darauf schließen, daß in Wildbad seit mindestens 800 Jahren, vielleicht seit einem Jahrtausend schon Heilbäder genommen werden. Die Wirkung der letzteren ist die gleiche geblieben, wie vor tausend Jahren. Dagegen hat sich das Äußere Wildbads selbstverständlich völlig gewandelt. Heute trägt Wildbad ein neuzeitliches Gepräge, wenngleich immer noch unmittelbar am Rande des Städtchens der tiefdunkle Tannenforst, von dem der Schwarzwald seinen Namen hat, beginnt. Dieser ist es in erster Linie, der Wildbad auch zu einem Luftkurort ersten Ranges gemacht hat. Hier findet der im lärmenden Getriebe der Großstadt Abgearbeitete und Kranke Ruhe, Erholung und neue Jugendkraft. Die teils ebenen, teils steil ansteigenden Spazierwege durch die Wälder mit ihrer erfrischenden ozonreichen Luft, nehmen an warmen Tagen Tausende von Wanderern und Spaziergängern in ihren wohltuenden, kühlen Schatten auf. Nach dem höchsten der bewaldeten Berge, dem Sommerberg mit Hotels in 530 und 750 m Meereshöhe, dem sich eine stundenweite, ebenfalls bewaldete Hochebene anschließt, führt eine elektrische Drahtseilbahn aus der Mitte des Städtchens. Im Tal sorgt die muntere Enz mit ihren rauschenden Wassern für eine angenehme Abkühlung, besonders abends. Die zum größten Teil von der Natur gebildeten Enzanlagen, die sich unmittelbar an die Trinkhalle des Bades anschließen und deshalb auch von schlechten Fußgängern bequem erreicht werden können, sind einzig in ihrer Art. — Aber auch an Unterhaltung, künstlerischen und gesellschaftlichen Veranstaltungen, bietet Wildbad alles, was billigerweise von einem auf der Höhe befindlichen Kur- und Badeort erwartet werden kann. Preiswerte Unterkünfte für alle Ansprüche, vom Luxushotel bis zum bescheidenen Privatzimmer, sind in großer Zahl vorhanden.

Etwa gewünschte Auskünfte erteilen bereitwilligst die staatliche Badeverwaltung oder der Kurverein Wildbad im Schwarzwald.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



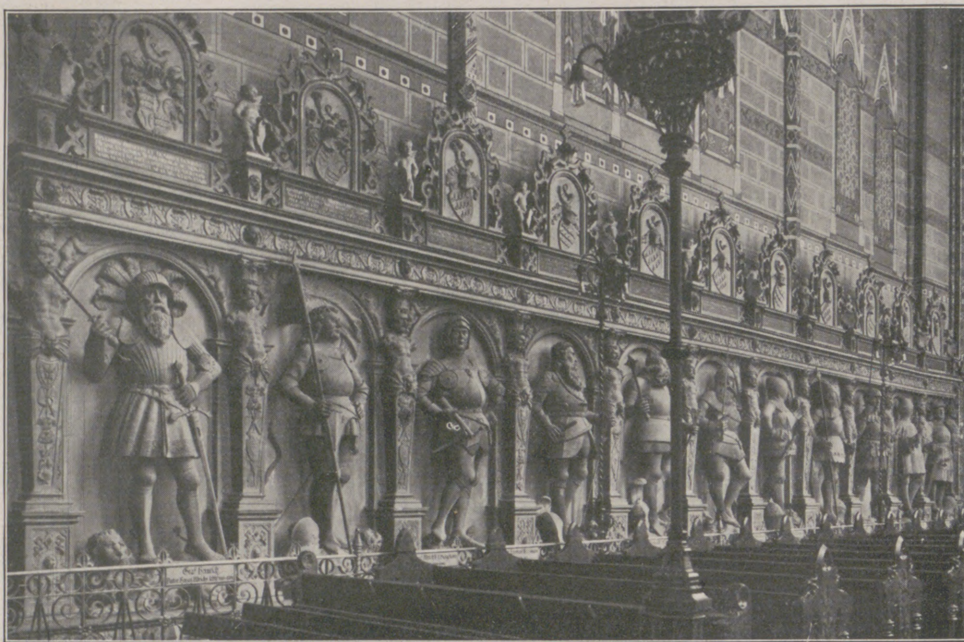
WÜRTTEMBERGISCHE LANDSCHAFT:
DORFSTRASSE AN DER OBEREN DONAU

GEMÄLDE VON ALBERT BIRKLE

Württembergs Vergangenheit.

VON PROFESSOR DR. KARL WELLER.

Württemberg hat eine reiche Geschichte hinter sich. Welche Völkerschaften freilich in uralter Zeit das Neckarland bewohnten, wissen wir nicht: später lösen indogermanische Völker, Illyrier, Kelten, Germanen, Römer, einander in seinem Besitz ab. Die römische Reichsgrenze ist heute noch als Wall oder Mauer auf weite Strecken im Lande sichtbar. Um 260 n. Chr. besetzte der tapfere Stamm der Alamannen oder Schwaben, der aus der norddeutschen Tiefebene östlich der Elbe ausgewandert war, die fruchtbaren Gefilde, muß aber den nördlichen Teil des Landes um 500 den Franken überlassen, und er selber wird mitsamt dem Lande, in dem er haust, dem Frankenreich eingegliedert. Im deutschen Reich, das sich aus dem östlichen Teil des karolingischen Reiches herausbildete, gewinnt der Stamm, der sich auch über das Elsaß und die deutsche Schweiz ausgedehnt hat, steigende Bedeutung. Im 11. Jahrhundert erkennt König Heinrich IV. das von ihm beanspruchte Recht des Vorstreits in den Schlachten der Deutschen an. Aus dem schwäbischen Stamme gehen die großen Geschlechter der Welfen und der Hohenstaufen, der Habsburger und der Hohenzollern hervor. Die gewaltige Spannkraft, das hohe Streben des genialen Staufergeschlechts, der mächtige Schwung seiner weitausgreifenden Politik heben auch das Land, in dem ihre Stammburg lag, und das den Grundstock ihrer Hausmacht darstellt; von den staufischen Königen sind diejenigen schwäbischen Städte gegründet worden, die später am meisten aufgeblüht sind. Aber nach dem trauervollen Ende des letzten Herzogs von Schwaben, Konradins, mit dem das staufische Haus erlosch, tritt nun eine starke Zersplitterung ein; das Land wird in eine Anzahl kleiner Territorien aufgeteilt, die selbständig innerhalb des immer machtloser werdenden deutschen Reiches stehen, und unter ihnen gewinnen die Grafen von Württemberg, genannt nach ihrer Stammburg nahe bei Cannstatt, im 13. und 14. Jahrhundert rasch ansehnlichen Besitz und eine stärkere Macht. Es ist ein heldenhaftes Geschlecht, das nicht ohne Grund in der deutschen Dichtung mehr verherrlicht worden ist als irgendein anderes der deutschen Fürstenhäuser: die erzählenden Gedichte Uhlands von Graf Eberhard dem Greiner, dem alten Rauschebart, und Kerners Lied vom reichsten Fürsten Eberhard im Bart sind jedem Deutschen vertraut. Dieser gründet 1477 die Landesuniversität Tübingen, und 1495 wird seine Grafschaft, längst die umfangreichste in Deutschland, zum Herzogtum erhoben. Doch erhalten sich neben den württembergischen manche andere Geschlechter im Lande: an der Donau und am oberen Neckar die Habsburger, in der Schwäbischen Alb die Hohenzollern, im Norden die Schenken von Limpurg und die Hohenlohe; die Reichsstädte Ulm, Ravensburg, Rottweil, Reutlingen, Eßlingen, Heilbronn, Hall und andere entwickeln während des späteren Mittelalters eine erstaunliche Blüte der wirtschaftlichen wie der geistigen und künstlerischen Kultur, und zahlreiche Klöster, zumal im heutigen Oberschwaben, sind ebenfalls wie die Städte Brennpunkte geistigen Lebens und höherer Bildung. Während freilich im früheren Mittelalter herrliche romanische Bauten in den Klöstern erstanden — Maulbronn und Bebenhausen sind heute noch die besterhaltenen in Deutschland — richteten im späteren besonders die Reichsstädte Kirchen von hoher Schönheit auf, so Ulm sein Münster, Eßlingen seine Frauenkirche. In der neueren Zeit aber waren es fast allein die Fürsten, welche die Kunst pflegten: Herzog Christoph von Württemberg schuf in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts das alte Schloß in Stuttgart, Eberhard Ludwig nach 1700 das weiträumige Schloß von Ludwigsburg, Karl Eugen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die anmutigen Schlösser Solitude, Hohenheim und Monrepos sowie das neue Stuttgarter Residenzschloß.



Die Grafenstandbilder im Chor der Stiftskirche in Stuttgart. (Phot. A. von der Trappen, Stuttgart.)
Diese elf Steinbilder württembergischer Grafen, von Graf Ulrich dem Stifter († 1265) bis zu Graf Heinrich († 1519), wurden 1574 aufgestellt. Das mittlere (rechts neben dem Kandelaber) stellt Eberhard den Greiner oder Rauschebart († 1392) dar.

In der stürmischen Zeit des leidenschaftlichen Herzogs Ulrich von Württemberg, von dessen Vertreibung im Jahre 1519 der „Lichtenstein“ des Dichters Wilhelm Hauff handelt, ist das Land in Gefahr, dauernd dem habsburgischen Gesamtbesitz eingefügt zu bleiben; aber ein glücklicher Eroberungszug bringt es 1534 an den alten Herrn zurück, der es nun dem lutherischen Bekenntnis zuführt. Damit wird das Herzogtum im vorwiegend katholischen Süden Deutschlands der Hort des Protestantismus. Der fromme Herzog Christoph, Ulrichs Sohn, organisierte in der Großen Kirchenordnung von 1559 das Kirchenwesen des Landes und mit ihm auch den ganzen öffentlichen Unterricht von der Volksschule bis hinauf zur Universität. Er rief in jedem der zahlreichen Landstädtchen eine Lateinschule und zur Vorbildung der Theologen die Klosterschulen sowie das Tübinger Stift ins Leben, eigenartige Anstalten, die auf das geistige Leben des Volkes den tiefsten Einfluß gewannen. Und nach den Stürmen des Dreißigjährigen Krieges ist Württemberg das erste deutsche Land, in dem für die ganze Bevölkerung die Volksschulpflicht eingeführt wird. Der Adel war im 15. und 16. Jahrhundert allmählich aus dem Verband des Landes ausgeschieden. Nun hatte im Tübinger Vertrag von 1514 die Landschaft, die jetzt nur noch aus der Vertretung der Klöster und der Städte bestand, wichtige Rechte gegenüber dem Herzog erhalten; sie weist einen rein bürgerlichen Charakter auf, ganz anders als die Landstände in den übrigen deutschen Ländern, wo der Adel deren Führung behält, und sucht eifersüchtig und tapfer ihre Rechte zu wahren und zu vermehren. Da es im Land keinen grundbesitzenden Adel gibt, so wird die Honoratiorenschicht der Beamten und Geistlichen tonangebend im gesellschaftlichen Leben. Von der alleinigen Herrschaft des evangelischen Bekenntnisses und der dem Lande eigentümlichen ständischen Verfassung wird das Staatsleben mehrere Jahrhunderte bestimmt, und das württembergische Volk gestaltet innerhalb seiner Umgebung eine deutliche Sonderart, einen bestimmten Charakter aus. In der großen Politik wird Württemberg nach dem Dreißigjährigen Krieg so gut wie ganz ausgeschaltet; bei seiner geringen Militärmacht hat es neben den größeren deutschen Staaten kein Gewicht mehr. Es ist am Ende des 17. Jahrhunderts den Einfällen der Franzosen, die das Kloster Hirsau im Nagoldtal mit seiner romanischen Kirche und viele andere Orte niederbrennen, wehrlos preisgegeben.

Volkswirtschaftlich gesehen, stellte Württemberg ein Volk von Kleinbauern und Kleinbürgern dar, ein Großgrundbesitz fehlte vollständig, und bedeutendere gewerbliche Unternehmungen fanden sich nur in einer Stadt, zu Calw im Nagoldtal. Nachdem das Elend des Dreißigjährigen Krieges zu Ende war, nimmt die Bevölkerung langsam, aber stetig zu; in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist das Land teilweise schon übervölkert, so daß es von da an bis zur Gegenwart zahlreiche Kolonisten nach Ungarn, nach Südrußland, nach den Vereinigten Staaten von Amerika, nach Brasilien, nach Palästina hat aussenden können. Schon im 16. Jahrhundert hatte es in dem Astronomen Johannes Kepler einen Gelehrten ersten Ranges hervorgebracht; seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entwächst ihm eine große Anzahl von Vertretern der Dichtkunst und Wissenschaft, wie sie in ähnlicher Fülle selten ein deutsches Land von gleicher Größe aufzuweisen hat. Friedrich Schiller ist 1759 in Marbach am Neckar geboren und hat in der von Herzog Karl Eugen begründeten Hohen Karlsschule zu Stuttgart eine vortreffliche Ausbildung erhalten. Der hochfliegende Idealismus der Philosophen Wilhelm Hegel und Friedrich Schelling wurzelt im Untergrund der Schulung, die sie im Tübinger Stift empfangen haben; derselben Anstalt verdankt der feine und edle Dichtergeist Friedrich Hölderlins seine ideale Richtung. Und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sind erstaunlich viele Württemberger auf den verschiedensten Gebieten führend und richtunggebend im deutschen Volke aufgetreten: Dichter wie Ludwig Uhland, Justinus Kerner und Eduard Mörike, der Nationalökonom Friedrich List, der Naturforscher Robert Mayer, evangelische Theologen wie Ferdinand Christian Baur und David Friedrich Strauß, der katholische Theologe Johann Adam Möhler, der Ästhetiker Friedrich Theodor Vischer und andere.

Indessen war Württemberg in der Napoleonischen Zeit um mehr als das Doppelte vergrößert worden, durch Reichsstädte und Reichsabteien, durch bisher österreichische Gebiete, durch Fürstentümer, Grafschaften und reichsritterschaftliche Dörfer, so daß es nun 19511 Quadratkilometer und $1^1/_4$ Millionen Einwohner, darunter 400000 Katholiken, zählte. Die kurze, ereignisreiche Spanne eines Jahrzehnts stand Württemberg unter der Herrschaft des aufgeklärten Absolutismus; damals schmiedete König Friedrich mit harter Faust aus all den bisher so verschieden gearteten Gebietsteilen einen einheitlichen, festgefügten Staat; ihm und seinem Sohne, dem gescheiten König Wilhelm I., gelang es, einen ehrenhaften, wissenschaftlich gebildeten Beamtenstand zu schaffen, der das Land vorzüglich verwaltete. Die altwürttembergische Verfassung, die für den neuen Staat nicht mehr paßte, konnte freilich nicht beibehalten werden, so sehr auch die Altwürttemberger sie als das „alte gute Recht“ priesen; ein neues Grundgesetz, das nach



Aus dem Württemberg der Biedermeierzeit: König Wilhelm I. (1781—1864) inmitten der ihm huldigenden Bevölkerung auf dem Friedrichsplatz in Stuttgart.
Nach dem Gemälde von F. S. Stirnbrand in der Gemäldegalerie Stuttgart.

Neckarlandschaft bei Hochberg in der Nähe von Ludwigsburg.

mehrjährigen hartnäckigen Kämpfen 1819 zustande kam, brachte die konstitutionelle Monarchie, wie sie in England und Frankreich durchgedrungen war, gleichzeitig mit den anderen süddeutschen Staaten auch in Württemberg zum Durchbruch.

Nach dem Aufhören des alten Römischen Reichs Deutscher Nation hatte Württemberg als Mitglied des Rheinbunds Frankreich und dessen Herrn Heerfolge leisten müssen; der Sieg der Verbündeten in der Völkerschlacht bei Leipzig 1813 gab auch ihm die Möglichkeit, von der Fremdherrschaft wieder frei zu werden. Seit 1815 ist es Mitglied des Deutschen Bundes und nach dessen Aufhören 1866 in einem Kriegsbündnis mit Preußen. Im Jahre 1870 konnte es am Krieg gegen Frankreich teilnehmen und dem neugegründeten Deutschen Reiche beitreten, wie es die einsichtigsten Württemberger lang ersehnt hatten. Diese Eingliederung brachte dem Lande ein lebendiges Gedeihen.

Indessen wuchs die Bevölkerung fortwährend, bis zur Gegenwart auf $2^1/_2$ Millionen. Das bisher vorwiegend agrarische Land wird von Eisenbahnen durchzogen und nimmt zu einem erheblichen Teil industriellen Charakter an. Obgleich ihm die Bodenschätze mangeln und es auch durch die Verkehrslage weniger begünstigt ist, hat es eine beträchtliche Großindustrie entwickelt, und zwar fast durchweg Betriebe zur Herstellung von Qualitätswaren. Manche Fabrikate haben einen Weltruf erhalten. Um die Wende des 19. und 20. Jahrhunderts erfand Graf Zeppelin in Friedrichshafen am Bodensee das lenkbare Luftschiff. Auch das geistige Leben ist sehr rege, Wissenschaft, Dichtung und bildende Kunst werden eifrig gepflegt. Die Fürsorge für die geistige Kultur, für Wissenschaft, Kirche und Schule war im neuen Reich völlig den Einzelstaaten verblieben, und diese hatten sich damit ein überaus wichtiges Feld der Betätigung bewahrt. Führend im Lande sind außer den Kirchen die Landesuniversität in Tübingen, die Technische Hochschule in Stuttgart, die Landwirtschaftliche Hochschule in Hohenheim und die Stuttgarter Kunstakademien.

Die Erschütterungen des Weltkriegs, in dem sich die Württemberger durch Tapferkeit und Opfermut hervortaten, und die Staatsumwälzung von 1918, die dem Königtum des Hauses Württemberg ein Ende bereitete, hat das Land verhältnismäßig rasch überwunden; es ist ein kräftiges Glied am Körper des Reichs. Möge der Wahlspruch des Landes „Furchtlos und treu“ auch in der ferneren Geschichte des württembergischen Volkes gelten und dieses am Wiederaufstieg des Deutschen Reichs zu innerer Stärke und äußerer Macht tapfer und standhaft mitwirken können!



An der oberen Donau.

Photographische Aufnahmen von Dr. Lossen & Co., Feuerbach-Stuttgart.

Aus dem Geistesleben Württembergs.

VON TONY KELLEN.

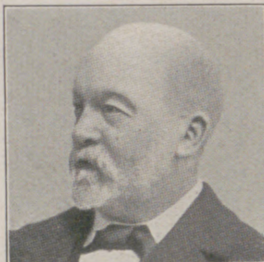


Friedrich List,
1789—1846, Nationalökonom, bekannt durch sein kraftvolles Eintreten für den Bau von Eisenbahnen in Deutschland.

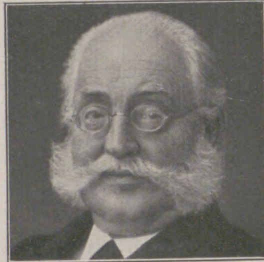


Graf Zeppelin,
1838—1917, der berühmte Erfinder des starren Luftschiffsystems.

Einst hatte Reuchlin geklagt: „Ewig fliehen die Musen den Nesenbach und den Neckar, / Und im schwäbischen Land nimmer ein Dichter gedeiht." — Seit dem 16. Jahrhundert haben die Verhältnisse sich aber völlig verändert. Das Schwabenland hat nicht bloß viele Männer hervorgebracht, die durch höhere Begabung über das Durchschnittsmaß hervorragten, Gelehrte, Künstler und Techniker, sondern vor allem auch zahlreiche Dichter, darunter einige, die der Weltliteratur angehören. So entstand in neuerer Zeit das Sprüchlein, das ein Gegenstück zu dem vorhin erwähnten Distichon bildet: „Der Schiller und der Hegel, / Der Uhland und der Hauff, / Das ist bei uns die Regel, / Das fällt uns gar nicht auf." — Diese Verse des Stuttgarter Dichters Eduard Paulus sind in Schwaben sprichwörtlich geworden, wenn sie auch nicht gerade wörtlich zu nehmen sind. Aber Tatsache ist, daß seit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts unter den deutschen Volksstämmen keiner so stark in der schönen Literatur vertreten ist wie der der Schwaben, und daß diese auch in der Wissenschaft eine Reihe der klangvollsten Namen aufzuweisen haben.

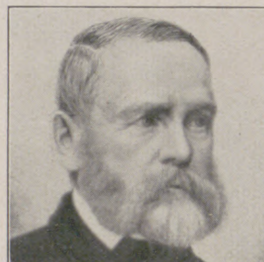


Gottlieb Daimler,
1834—1900, der Erfinder des Daimler-Motors und verdienstvoller Förderer des Kraftfahrwesens.



Max Eyth,
1836–1906, Ingenieur und Schriftsteller, Gründer der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft.

Man hat schon vielfach versucht, den schwäbischen Genius zu charakterisieren, aber das lief immer auf die Feststellung hinaus, daß sich neben allgemeinen Zügen auch ganz widersprechende Eigenschaften darin finden. Der Schwabe ist subjektiv und idealistisch, er ist eigenwillig und versonnen, er haßt alles künstliche Gemachte, alle Abrichtung, allen Drill und Schliff, er ist von ruhiger Verständigkeit, schwerfällig, den Neuerungen, namentlich dem Nichtschwäbischen abgeneigt, läßt sich im engumfriedeten Kreise gern behaglich gehen, vertieft sich in sein Empfinden, träumt und spintisiert, rafft sich aber manchmal zu einem hohen Flug der Phantasie auf, klebt an der Scholle und überschätzt seinen eigenen Wert, aber wenn er in der Heimat sein Auskommen nicht findet oder nicht gebührend beachtet wird, so geht er wagemutig in die Ferne. So erklärt es sich denn auch, daß viel mehr Schwaben im übrigen Reiche und in anderen Ländern zu finden sind als Nichtschwaben in Württemberg.



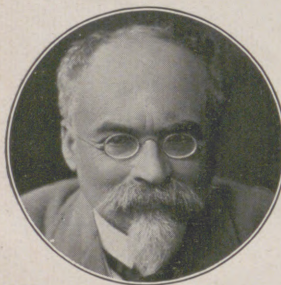
Friedrich Theodor Vischer,
1807—1887, Ästhetiker und Dichter.



David Friedrich Strauß,
1808—1874, prot. Theolog u. Schriftsteller.



Dr. Paul Wilh. v. Keppler,
1852—1926, Bischof von Rottenburg und bedeutender Schriftsteller.



Prof. Dr. Hans Vaihinger,
geb. 1852, der Begründer der positivistisch-idealistischen Philosophie des „Als ob".



Dr. Ludwig Finckh,
geb. 1876, Verfasser von Novellen und Romanen.

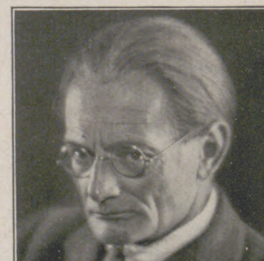
Sehr stark ist bei den Schwaben das Bedürfnis, sich mit dem Wesen der Welt und den letzten Fragen des Lebens auseinanderzusetzen. Daher die stattliche Reihe Philosophen und Theologen, die sie aufzuweisen haben, darunter ganz eigenständige Denker. An Hegel und Schelling schließen sich an: Eduard Zeller, Karl Planck, Albert Schwegler, Christoph Sigwart, Edmund Pfleiderer, Theobald Ziegler, Christoph Schrempf, Hans Vaihinger (der Philosoph des „Als ob"). Philosophie und Theologie werden seit alter Zeit eifrig gepflegt an der Landesuniversität in Tübingen, und hier ist es das altberühmte Stift, aus dem zahlreiche Theologen hervorgegangen sind. Auf Ferdinand Christian Baur, David Friedrich Strauß und Karl Weizsäcker sind zahlreiche protestantische Theologen der verschiedensten Richtungen gefolgt, die zum Teil auch auf fremden Hochschulen gewirkt haben. Unter den katholischen Theologen ragen hervor die Bischöfe Karl Joseph v. Hefele, der Kirchenhistoriker, und Paul Wilhelm v. Keppler, der Kunsthistoriker und Verfasser des vielgelesenen Buches „Mehr Freude".



Anna Schieber,
geb. 1867, Verfasserin von Romanen und Erzählungen.



Wilhelm Schussen,
geb. 1874, Lyriker u. Schriftsteller.



Dr. Karl Vollmoeller,
geb. 1878, Dramatiker.



Dr. Bruno Frank,
geb. 1887, Dichter und Schriftsteller.



Dr. Heinrich Lilienfein,
Schriftsteller und Dramatiker. (Phot. L. Held, Weimar.)

Die Eigenbrötelei der Schwaben macht sich besonders im religiösen Leben der Evangelischen geltend, denn nirgends finden sich so viele Sekten, kirchliche wie außerkirchliche Gemeinschaften (Christliche Gemeinschaft, Evangelische Gemeinschaft, bischöfliche Methodisten, Neuapostolische, Sabbatisten usw.) und fromme Sonderlinge wie hier. Das Oberland huldigt allerdings einer gewissen Aufklärung, aber in anderen Gegenden herrschen Pietismus und Erweckung, so in dem religiös bewegten Remstal mit seinen zahlreichen „Stunden".

In der schönen Literatur war Stuttgart vor hundert Jahren der Vorort für das deutsche Sprachgebiet, denn hier herrschte Cotta, der Dichterfürst, und sein „Morgenblatt", das Wolfgang Menzel redigierte, war lange Zeit tonangebend. So fanden denn alle berühmten Dichter der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts den Weg nach Stuttgart, teils für längere, teils für kürzere Zeit. Auch der Hof zog Männer wie Matthisson, Hackländer und Dingelstedt dorthin. Durch Hallberger und andere bedeutende Verleger mit angesehenen Zeitschriften wurden gleichfalls Schriftsteller aus den verschiedensten deutschen Gauen zur Übersiedlung nach Stuttgart veranlaßt.

Von den schwäbischen Dichtern, die seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts viel gelesen wurden, ist Karl Gerok heute noch als religiöser Dichter bekannt, aber Johann Georg Fischer, Eduard Paulus, Karl Weitbrecht und andere sind ziemlich vergessen, und Wilhelm Hertz wird nur noch als Nachdichter mittelalterlicher Epen geschätzt. Doch zwei knorrige Schwaben werden heute noch gelesen: Johannes Scherr und Friedrich Theodor Vischer. Auch Max Eyth, der von werktätiger Arbeit erzählte, hat unserer Zeit noch manches zu sagen.

Nach der Reichsgründung waren neue Richtungen entstanden. Berlin, München, Leipzig und andere Städte zogen viele Kräfte an sich, und Stuttgart war auch geistig nur noch Provinzstadt! Der in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts entstandene Naturalismus fand in Württemberg keinen Widerhall, weil hier die Industrie noch keine soziale Not verursacht hatte und die neue Bewegung den Schwaben überhaupt nicht zusagte. Allerdings zog Cäsar Flaischlen als Schriftleiter des „Pan" nach Berlin, aber er selbst überwand den Naturalismus sehr schnell, und er blieb ein nach der Großstadt verschlagener schwäbischer Idylliker. Der Einfluß des dichtenden Bauers Christian Wagner mit seinem pantheistischen Mystizismus blieb auf enge Kreise beschränkt.



Emanuel Frhr. v. Bodmann,
geb. 1874, bekannter Lyriker und Dramatiker.



Isolde Kurz,
geb. 1853, Dichterin und Schriftstellerin.
(Phot. Kester & Co., München.)



Auguste Supper,
geb. 1867, Dichterin und Schriftstellerin.

Erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts setzte neues Leben ein. Diese Bewegung ging aber nicht, wie früher, von einer Gruppe entgleister Stifler aus, sondern es war eben die aufblühende Heimatbewegung, die auch im Schwabenland junge Dichter weckte, von denen aber keiner sich um den anderen kümmerte.

Der erste von ihnen war Hermann Hesse, der ursprünglich Buchhändler gewesen war und sich dann der Dichtkunst widmete. Er fing mit „Romantischen Liedern" an und erzielte starke Erfolge mit seinem Erziehungsroman „Peter Camenzind" und seinen Kleinbürger- und Kleinstadtgeschichten. Besonders seine ersten Prosawerke sind voll lyrischer Stimmung, aber seine späteren Werke, so sein „Steppenwolf", haben gezeigt, daß er vielseitiger ist, als man ihn lange Zeit eingeschätzt hatte. Im Kriege war er in die Schweiz gegangen, und er hat sich neuerdings dort naturalisieren lassen, ein Entschluß, der ihm in seiner Heimat begreiflicherweise verübelt wurde. Ludwig Finckh, ursprünglich Arzt, steht Hesse nahe, aber er ist mehr bewußter Schwabe als dieser. Er ist ein guter Menschenkenner, ein liebevoller, eigenartiger, temperamentvoller Erzähler, besinnlich und beschaulich, dem man immer gern zuhört. Hans Heinrich Ehrler, ein württembergischer Franke, schrieb zwar auch Romane, doch ist er mehr Lyriker. Bei ihm finden wir eine Mischung romantischen Geistes und klassischen Stils. Wilhelm Schussen (eigentlich W. Frick) ist ein kerniger Oberschwabe voll Humor und Ironie. Er hat etwas von Jean Paul an sich, den lächelnden Humor eines Philosophen, der gern der Welt Bos-

SCHWÄBISCHE KÖPFE AUS VERGANGENHEIT UND GEGENWART

heiten sagt. Er ist ein Meister der barockhumoristischen und satirischen Kleinstadtgeschichte. Nach dem Kriege hat er zeitgeschichtliche Betrachtungen geschrieben, die man mit höchstem Ergötzen liest. Formloser ist Heinrich Schäff, der Vielgewanderte, der jetzt als Einsiedler im Schwarzwald lebt und von dort aus seine ernsten Gedanken gleichsam auf losen Zetteln in die Winde streut.

Diese Erzähler sind feinsinnige Menschendarsteller, aber sie sind stark lyrisch veranlagt und werden wegen ihrer Stimmungsmalerei geschätzt, während das Spannende des großangelegten Romans ihren Werken fehlt.

Heinrich Lilienfein hatte trotz vieler Versuche als Dramatiker bisher keinen nachhaltigen Erfolg, aber als Erzähler wird er geschätzt. Er ist allerdings nicht bloß aus der Heimat fortgezogen, sondern auch über sie hinausgewachsen. Noch mehr gilt dies von Karl Vollmoeller und Bruno Frank, der neuerdings durch seine historischen Novellen und Romane („Tage des Königs", „Trenck") in weiten Kreisen bekannt wurde.

Unter den Lyrikern verdient außer Hesse, Ehrler u. a. noch Emanuel v. Bodmann, ein am Bodensee lebender Dichter, genannt zu werden. Von den jüngeren, noch ringenden und werdenden, seien erwähnt: Hermann Hefele, Otto Heuschele, Georg Schmückle, Karl Lieblich, Otto Linck und Manfred Schneider.

Eine eigentliche Schule bilden diese Dichter ebensowenig wie die früheren. Auch heute noch gilt Kerners Wort, daß in Schwaben jeder singt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Jeder geht seinen eigenen Weg, unbekümmert um die anderen, und da sie den Moderichtungen nicht folgen, bleibt ihnen auch vielfach die Wirkung in die Breite versagt.

Infolge der veränderten Verhältnisse kommen nur noch wenige Dichter von auswärts ins Schwabenland, doch hat sich in neuerer Zeit Erwin Guido Kolbenheyer (aus Budapest) in Tübingen und Zdenko v. Kraft am Fuße der Schwäbischen Alb niedergelassen.

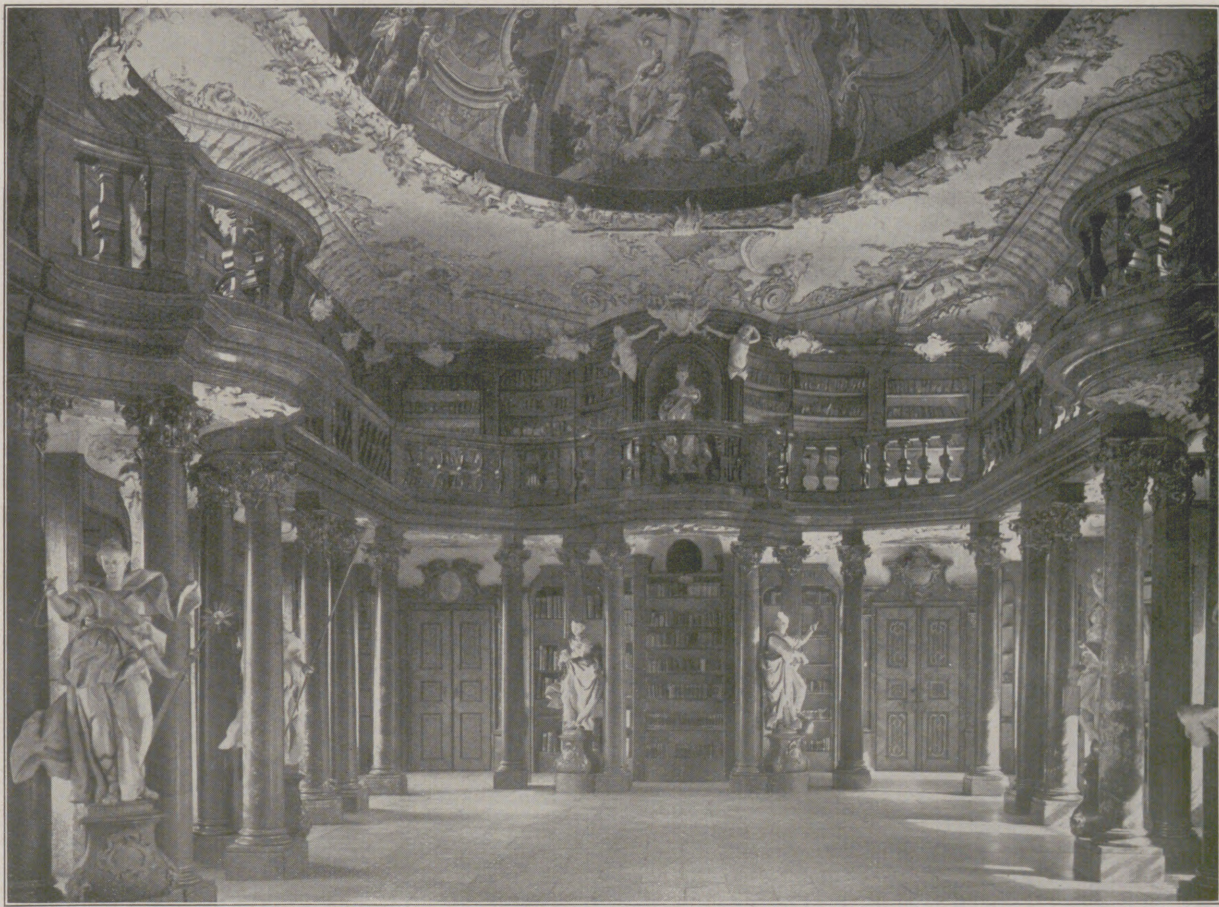
Auf weiblicher Seite nimmt Isolde Kurz eine Sonderstellung ein. Von ihrem Vater Hermann Kurz, der Schwaben die geschichtlichen Romane „Schillers Heimatjahre" und „Der Sonnenwirt" geschenkt hatte, hat sie die erzählende und die lyrische Begabung geerbt, aber ihr Schönheitsdrang trieb sie nach Italien, und so spielen ihre Erzählungen von hoher künstlerischer Vollendung meist außerhalb ihrer Heimat. Dagegen hat Auguste Supper, die von der badischen Grenze stammt, sich ganz ins Schwabenland eingelebt. Das tiefe Gemüt und das zarte weibliche Empfinden teilt sie mit Anna Schieber, einer religiös gestimmten Natur, die den erfolgreichen Roman „Alle guten Geister" und eine Reihe besinnlicher, nachdenklicher Geschichten schrieb. Ein eigenartiges Talent war Agnes Günther, die erst nach ihrem frühen Tode durch den vielgelesenen Roman „Die Heilige und ihr Narr" bekannt wurde. Sie besaß die Fähigkeit, die den meisten schwäbischen Dichtern abgeht, auch einen langausgesponnenen Roman zu schreiben, während ihre männlichen Kollegen sich zumeist auf eine liebevolle Kleinmalerei beschränken und das Dramatische, Wuchtige, Komplizierte vermeiden, so daß ihre Romane vielfach nur als weitausgesponnene Novellen erscheinen.

Die mundartliche Dichtung blüht fast überreich im Schwabenland, aber sie bleibt naturgemäß auf die einheimischen Leser und die Landsleute in der Fremde beschränkt.

Das Theater verfügt in Stuttgart über das ehemalige Hoftheater, jetzt Landestheater genannt, mit seinem prachtvollen Doppelgebäude, und über ein privates Schauspielhaus, aber es ist eine alte Klage, daß Stuttgart „keine Theaterstadt" ist. Die neuere Entwicklung (Sport, Kino, Radio) ist ja überhaupt der Schaubühne nicht mehr so günstig wie früher. Natürlich haben auch die größeren Städte des Landes ein Theater, oder sie werden von einer Wandertruppe mit Aufführungen versorgt.



Das Robert-Mayer-Denkmal auf dem Marktplatz in Heilbronn.



Die Bibliothek des Klosters Wiblingen, südlich von Ulm. (Phot. Dr. Lossen & Co.)

Die Musik erfreut sich besonders eifriger Pflege, denn sie ist die Lieblingskunst der sangesfrohen Schwaben.

Als das jetzige Württemberg noch aus einer Anzahl kleiner Territorien und selbständiger Reichsstädte bestand, hatte die Kultur eine größere Anzahl Mittelpunkte, während sie jetzt gleichmäßiger über das ganze Land verbreitet wird. Das gilt namentlich vom Schulwesen, auf das man schon früher besonderen Wert legte. Württemberg ist mit Schulen aller Art reich versehen. Außer der Landesuniversität in Tübingen gibt es eine Technische Hochschule in Stuttgart und eine Landwirtschaftliche Hochschule in dem nahen Hohenheim, der einstigen Residenz des Herzogs Karl. Volkshochschulen und Volksbildungsvereine suchen besonders den reiferen Menschen einen Einblick in das Kulturleben zu gewähren und ihnen das Weltbild zu klären.

Außer der Landesbibliothek und der Hofbibliothek in Stuttgart gibt es hier und im Lande Stadtbibliotheken und Volksbüchereien. Stuttgart hat ferner eine Weltkriegsbücherei im Schloß Rosenstein, eine der größten Sammlungen der Welt, und es ist Sitz des Deutschen Auslands-Instituts, einer 1917 begründeten umfassenden Organisation im „Haus des Deutschtums".

Die bodenständige Presse, die besonders die heimatlichen Interessen vertritt und noch nicht der sensationellen Neuigkeitssucht und Fixigkeit verfallen ist, erfreut sich einer weiten Verbreitung im Lande, und kein nennenswerter Ort ist ohne eigenes Lokalblatt.

Für die Pflege der Kunst bestehen die Akademie der bildenden Künste, die Kunstgewerbeschule in Stuttgart und verschiedene Fachschulen sowie Museen in der Landeshauptstadt, in Ulm, Sigmaringen usw.

In der Baukunst folgte auf ein langes Tasten und Experimentieren ein erfreulicher moderner Zug, der in Stuttgart im neuen Hauptbahnhof, in Hochhäusern und in der allerdings vielfach nur als Versuch zu betrachtenden Weißenhofsiedlung seinen Ausdruck fand.

Außer den Bildhauern (Donndorf, Habich) sind von neueren Malern zu nennen: Gustav Schönleber, Gustav Zügel, Otto Reiniger, Hermann Pleuer, Robert v. Haug, Christian Landenberger, Carlos Grethe, Friedrich Keller und Amandus Faur.

Das Kunstgewerbe steht seit langer Zeit in hoher Blüte. Der Werkbund-Gedanke hat hier tiefe Wurzeln geschlagen.

Von Sammlungen gibt es in Württemberg etwa dreißig Altertumssammlungen, außerdem naturhistorische und ethnographische Sammlungen, namentlich das nach seinem Gründer, dem Grafen Karl v. Linden benannte Lindenmuseum (für Länder- und Völkerkunde) in Stuttgart.

Von berühmten Vertretern der Naturwissenschaft seien nur der aus Heilbronn stammende Robert Mayer, der Begründer des Gesetzes von der Erhaltung der lebendigen Kraft, und der aus Ulm gebürtige Albert Einstein, der Erfinder der Relativitätstheorie, erwähnt, von hervorragenden Technikern Graf Zeppelin, Daimler und Bosch.

Auf dem Gebiete der Volkswirtschaft steht an erster Stelle Friedrich List, dessen Pläne und Ideen noch lange nachwirkten, während Gustav Rümelin mehr als Lehrer und Kanzler der Universität Tübingen wirkte und Gustav Schmoller einen starken Einfluß auf die deutsche Sozial- und Wirtschaftspolitik ausübte. — Angesichts all dieser Namen, denen noch manche andere beigefügt werden könnten, denkt man unwillkürlich an die Worte, die Schiller in berechtigtem Stolz auf seine Heimat schrieb:

„Ihr — ihr dort außen in der Welt,
Die Nasen eingespannt!
Auch manchen Mann, auch manchen Held,
Im Frieden gut und stark im Feld,
Gebar das Schwabenland."

Die württembergische Landschaft.

VON ERNST SMITHANDERS.



Stuttgart: Der Schloßplatz zur Zeit der Kastanienblüte. (Phot. A. von der Trappen.)

Land und Landschaft sind eigentlich nur in bedingtem Maße zu umreißen, da sie auf den verschiedenen Ebenen des Verstandes und der Seele lagern. Dennoch hat Joseph Ponten, Wissenschaftler und Dichter zugleich, in seiner feinen, geschliffenen Art einmal einen solchen Versuch unternommen und dazu unter anderm festgestellt: „Landschaft ist das gefühlvolle Wort für Land wie Menschheit für Mensch. Wenn wir Landschaft sagen, denken wir uns mit dem Lande zusammen. Landschaft heißt das Land und wir oder das Land, gesehen durch uns. Das Land als eine Summe von deutlichen und



Schillers Geburtshaus in Marbach a. N. (Phot. A. v. d. Trappen.)

deutbaren Tatsachen ist Gegenstand der Erforschung der Wissenschaft und seine Begriffsumgrenzung ein Vergnügen des Geistes: die Landschaft ist Inhalt eines Gefühls und ihre Erfassung eine Tat des Gemüts. Der Begriff Land wird beobachtet und erdacht, Landschaft wird erlebt. Land ist Erkenntnis, Landschaft ist Ereignis. Das Land als Land ist eines, aber der Landschaften desselben Landraumes sind viele, so viele, wie es selbständige Köpfe gibt, den Landraum zu erleben. Landschaft ist so Leidenschaft ...“ Damit ist viel, sehr viel gesagt. Und doch noch nicht alles; denn das Letzte, das Tiefste und zugleich auch Höchste dieser Begriffsbestimmung dürfte überhaupt niemals durch Worte gesagt, sondern einzig durch Bilder gezeigt werden können.

Wer durch Württemberg pilgert und seine Augen an den farbensatten Bildern der schwäbischen Landschaft weidet und sein Herz daran erfrischt, der hat die Freude erlebt, eines der schönsten Kapitel aus dem göttlichen Weltbuch durchblättert zu haben, zugleich ein Übersichtskapitel über die Welt; denn das Schwabenland ist, wie die Dichterin Isolde Kurz sagt, „ein Gebilde eigener Art, gleichsam eine Musterkarte aller Länder. Es sieht aus, als hätte der Schöpfer, bevor er die Erde entwarf, ein Modell davon im kleinen hergestellt, worauf er jede Form andeutete, die er hernach im Großen ausführen wollte: Berge, Flußläufe, Ebenen, Wasserflächen; alles ist vorhanden, aber in kleinerem Maßstab und in stetem Wechsel. Immer steht man wieder vor einem anderen Bild“. Und Uhland rühmte von Württemberg: „Man sagt, du seist ein Garten, du seist ein Paradies.“

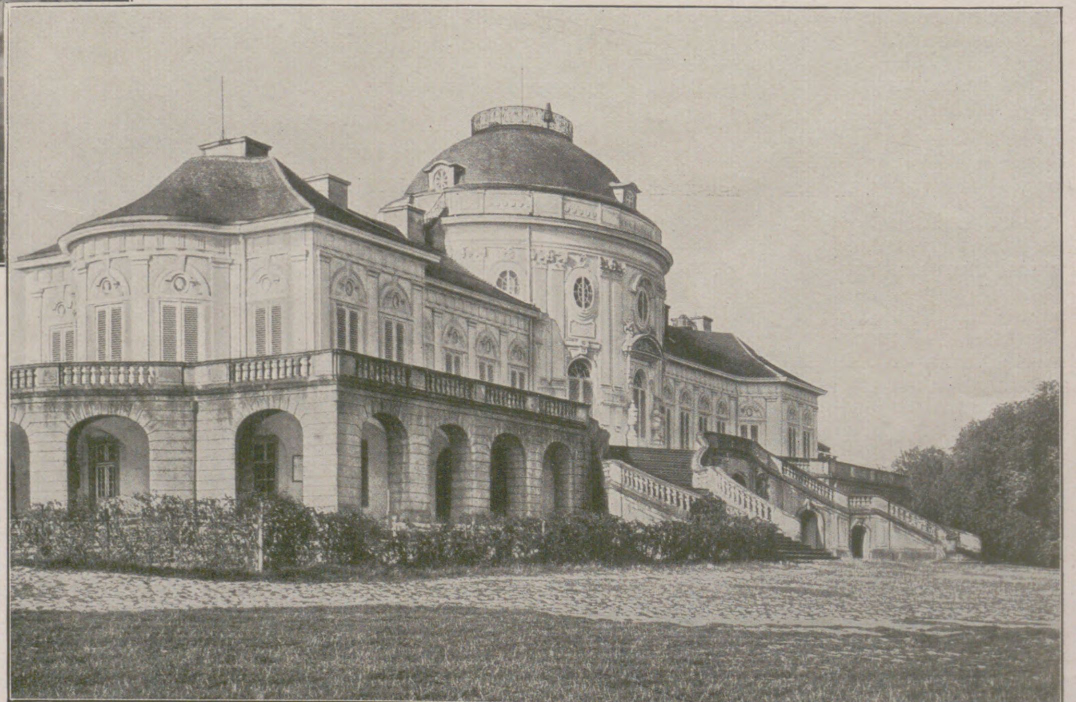
Die württembergische Landschaft ist ausgesprochene Kulturlandschaft. Im Verhältnis zur gesamtdeutschen Landschaft, die als „die Idylle unter den heroischen Schwestern, der klassischen, der italienischen und nordischen Landschaft“ bezeichnet worden ist, erscheint die schwäbische „lieblich, mild und immer vor allem Menschenlandschaft, immer bewohnt“.

Obgleich Württemberg landschaftlich etwas Geschlossenes darstellt, unterscheidet man fünf besondere Landschaftstypen: Unterland, Schwarzwald, Schwäbische Alb, Oberschwaben und Bodensee.



Der innere Hof des Schlosses in Ludwigsburg: Blick gegen den älteren Wohnbau, das Corps de Logis. (Phot. A. von der Trappen.)

Der Kern des Landes ist das keilförmig zwischen Alb und Schwarzwald eingeschobene Unterland mit seinen Muschelkalk-, Keuper- und Liaslandschaften. Von seiner Quelle bis zum Einbruch in den Odenwald gehört der Neckar zum Unterland, dessen Wahrzeichen er dadurch ist. In endlosen Windungen rauschen seine hellgrünen Wasser dem Altvater Rhein zu. Bald bespülen sie eine breite, wiesengeschmückte Talöffnung, in der ein sauberes Städtlein prangt, bald plätschern die Wellen an steil abfallende Felsvorsprünge, deren Rücken mittelalterliche Burgen mit blätterumrankten Türmen, Toren, Mauern und Zinnen tragen, die anmuten wie in Stein gehauene

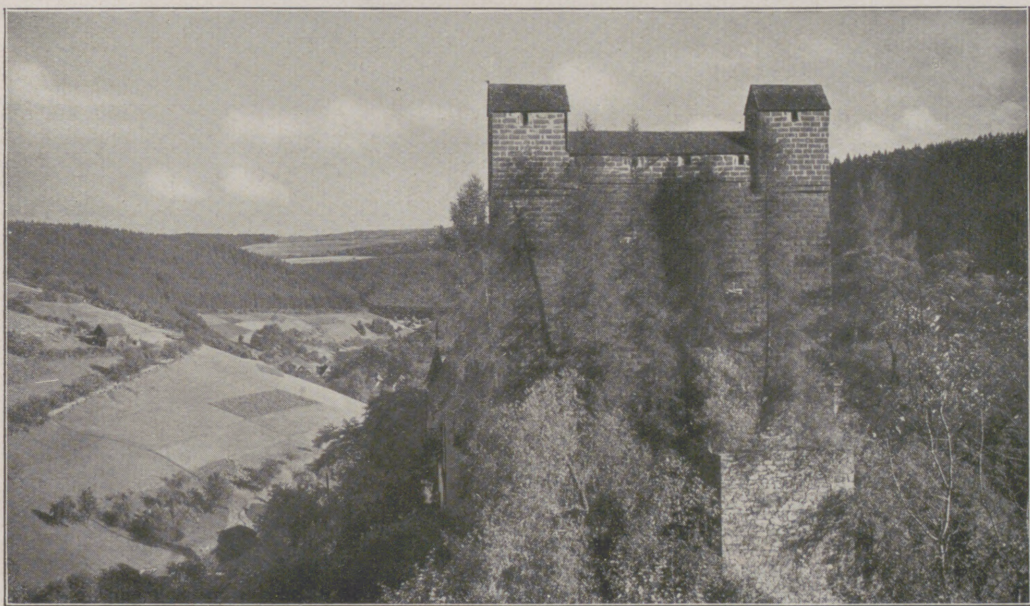


Schloß Solitude bei Stuttgart. (Phot. Dr. Lossen & Co.)



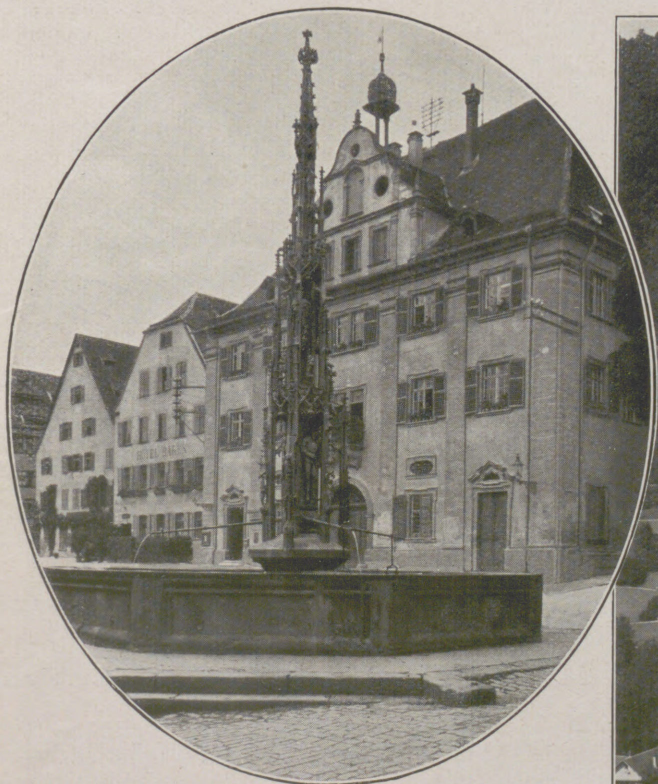


Das ehemalige Benediktinerkloster in Alpirsbach (Schwarzwald). (Phot. A. von der Trappen.)
Links: Schloß Lichtenstein. (Phot. Dr. Lossen & Co.)





Die Schildmauer von Berneck. Das Schwarzwaldstädtchen, das auf einem schmalen Berggrat liegt, wird von der Mauer verdeckt. (Phot. A. von der Trappen.)
Rechts nebenstehend: Das Rathaus in Backnang an der Murr. (Phot. A. von der Trappen.)





Rottenburg am Neckar: Rathaus und Marktbrunnen. (Phot. A. von der Trappen.)
Rechts nebenstehend: Wildbad im Schwarzwald: Teil der Kuranlagen. (Phot. Stadelmann, Birkenfeld i. W.)







Links nebenstehend: Der Marktplatz in Weil der Stadt, dem Geburtsort des Astronomen Johannes Kepler (1571 bis 1630). Links sein Denkmal.

Blaubeuren mit Blaufelsen.

Rechts nebenstehend: Das Münster in Ulm a. D.







Ruine Rechberg in der Schwäbischen Alb.

Links nebenstehend: Das Laienrefektorium im Kloster Maulbronn.

Rechts nebenstehend: Das Dorment (Schlafhaus) des ehemaligen Zisterzienserklosters Bebenhausen bei Tübingen. Links und rechts die Eingänge zu den Mönchszellen.

(Aufnahmen von Dr. Lossen & Co., Feuerbach-Stuttgart; rechts unten: Aufnahme von A. von der Trappen, Stuttgart.)



Biberach an der Riß: Am Kapellenplatz. (Phot. Dr. Lossen & Co.)

bis zum Neckarursprung bei Schwenningen im Süden erstreckt. Obgleich mehr als drei Viertel dieses größten deutschen Mittelgebirges auf Baden entfällt, verbleibt für Württemberg doch noch ein Anteil, der nicht ganz so groß wie der Harz ist. Wo vulkanisches Gestein das Gebirge in zahlreiche, oft wilde Einzelformen aufgelöst hat, bietet sich eine reiche Mannigfaltigkeit, die in ihren Einzelzügen wieder von der jeweiligen Gesteinsart abhängig ist. Nach Osten zu ist dem Grundgebirge überall der Buntsandstein aufgelagert, der für diesen Schwarzwaldteil bezeichnend ist. Für den Wanderer ist er insofern von Vorteil, als er stets saubere und trockene, selbst nach heftigen Regengüssen sofort wieder gangbare Wege mit sich bringt. In der Hohlohgruppe sind Granite und Rotliegendes stark entwickelt, im Kniebisstock vorwiegend gneisartige Gesteine. Das Kinziggebiet wird aus Graniten, Glimmergneisen und paläozoischen Gesteinen aufgebaut. Muschelkalk und Keuper, hauptsächlich Lettenkohle, die mit diluvialem Lehm überdeckt ist, setzen das Vorland des Schwarzwaldes zusammen. Die Flußtäler sind tief eingeschnitten und eng. Wilde Schluchten und liebliche Seitentäler führen ihnen aus kristallklaren Quellen dauernd reichlich Wasser zu. Der Wald, überwiegend Nadelholz, beherrscht das weite Gebiet des mittleren Buntsandsteins. In den tief eingeschnittenen Tälern reicht der geschlossene herrliche Tannenhochwald häufig bis zur Talsohle. Auf dem höchsten Gebirgsrücken liegen Torfmoore mit Legföhren und eigenartige düstere Hochseen. So wild die Gegend hier ist, so mild ist das Klima in den mit dem warmen Rheintal verbundenen Talgründen. Hier reifen Edelkastanien und selbst Weintrauben. Eine der wert-

Ritterballaden. Das weinfrohe, gottgesegnete Neckarland ist das Herzblatt Württembergs, der Mittelpunkt geistiger, industrieller und kommerzieller Regsamkeit. Hier liegt, im Keuper, die Landeshauptstadt Stuttgart, umgeben von einem Kranz von Reben- und Gartenhügeln.

Die Umgebung der Schwabenhauptstadt weist eine immer wieder aufs neue überraschende Mannigfaltigkeit auf. Im Süden und Südosten von Stuttgart schiebt der nahe blaue Jura in den „Fildern" eine scharfe Hochplatte ins weiche Keuperland herein, die sich zu einer großen, luftigen Ebene mit fruchtbaren Äckern weitet. An das Filderplateau schließt sich das Gebiet des alten Reichsforstes Schönbuch an. Seine Höhen bestehen wie die der Filder aus einer Unterlage von Keuper, in der der Stubensand-



Wangen im Algäu: Am Ravensburger Tor. (Phot. A. von der Trappen.)



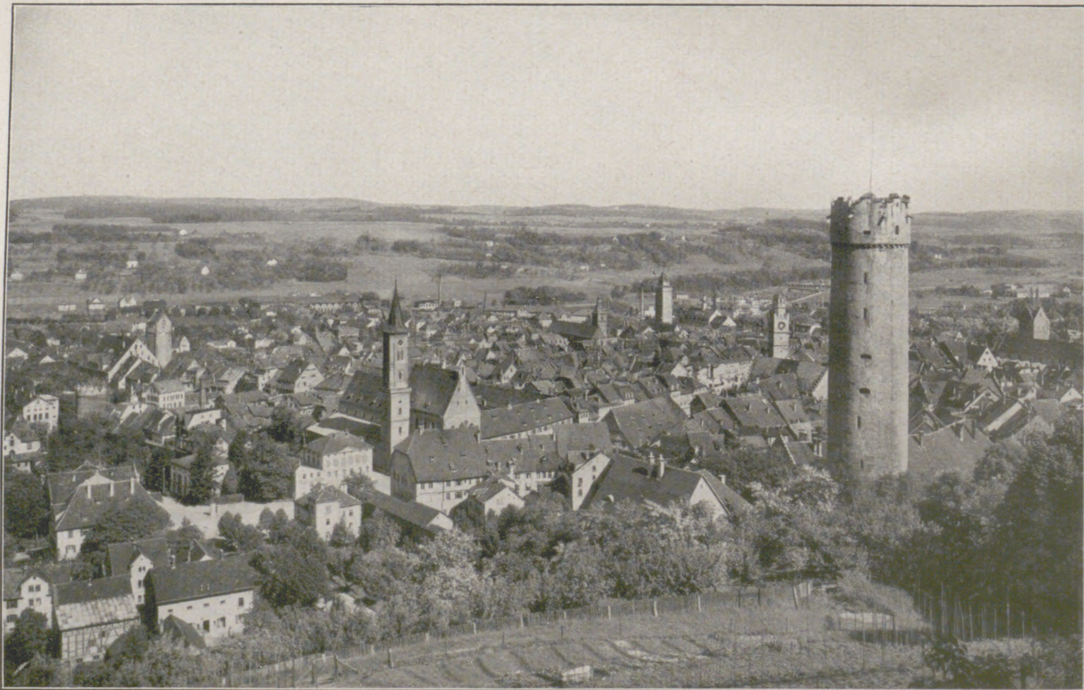
Fachwerkbauten in Markgröningen an der Glems: Rathaus und Gasse. (Phot. A. von der Trappen.)

stein besonders stark entwickelt ist. Darüber lagern Schichten des oberen Keupers, auf dem schließlich „wie ein Teppich" die Lias ausgebreitet ist. Das Neckarland ist von einer geradezu üppigen Fruchtbarkeit. An den meist waldgekrönten Hängen der Flußtäler wächst der Weinstock. Durch ein mildes, warmes Klima begünstigt, gedeihen sogar Mais und Tabak. Den Obstbau des Neckarlandes übertrifft kein anderer deutscher Landesteil.

Landschaftlich hat die Hohenloher Ebene (Württembergisch-Hohenlohe-Franken) viel Ähnlichkeit mit dem Neckartal. Wenn das Hohenloher Land vielleicht auch keine so hohen Trümpfe auszuspielen vermag wie die Alb und der Schwarzwald, so besitzt es doch endlose überraschende Schönheiten, die sich dem aufmerksamen Beschauer erschließen. Als leichtgewellte Muschelkalk-Lettenkohlen-Fläche erstreckt sich dieser nördlichste württembergische Landesteil 40 auf 50 km weit, von Kocher, Jagst und Tauber in tiefe Täler zerfurcht. Im Süden legen sich als Grenzmauer die Keuperberge herum, die unter dem Sammelnamen „Der Schwäbische Wald" zusammengefaßt werden. Zu dieser Einheit werden die Löwensteiner, Waldenburger, Limpurger und Ellwanger Berge, der Mainhardter, Murrhardter und Welzheimer Wald zusammengefaßt. Das Gebiet ist in zahlreiche Höhenrücken, Bergkuppen und Bergzungen aufgelöst. Waldreiche Engtalstrecken wechseln mit offenen Weitungen. Die schwäbische Landschaft entfaltet hier ihre ganze Anmut.

Reizvoll eigenartig ist das Gebiet des württembergischen Schwarzwaldes, der sich ungefähr von Pforzheim im Norden

vollsten Spenden des Enz- und Nagoldtales sind die aus unbekannten Tiefen aufsteigenden heißen Quellen. — Dank der Verschiedenheit seiner geognostischen Gestaltung besitzt Württemberg an mineralischen Quellen einen beispiellosen Reichtum, bei großer Mannigfaltigkeit. Alle Gruppen der wissenschaftlichen Einteilung sind mehr oder weniger stark vertreten: einfache kalte Quellen (Akratopagen), einfache warme Quellen (Akratothermen), einfache Säuerlinge, erdige Säuerlinge, Kochsalzquellen (muriatische Quellen), Bitterquellen, Eisenquellen, Schwefelquellen und Moorbäder.



Ravensburg, die Stadt der Türme. (Phot. A. von der Trappen.)

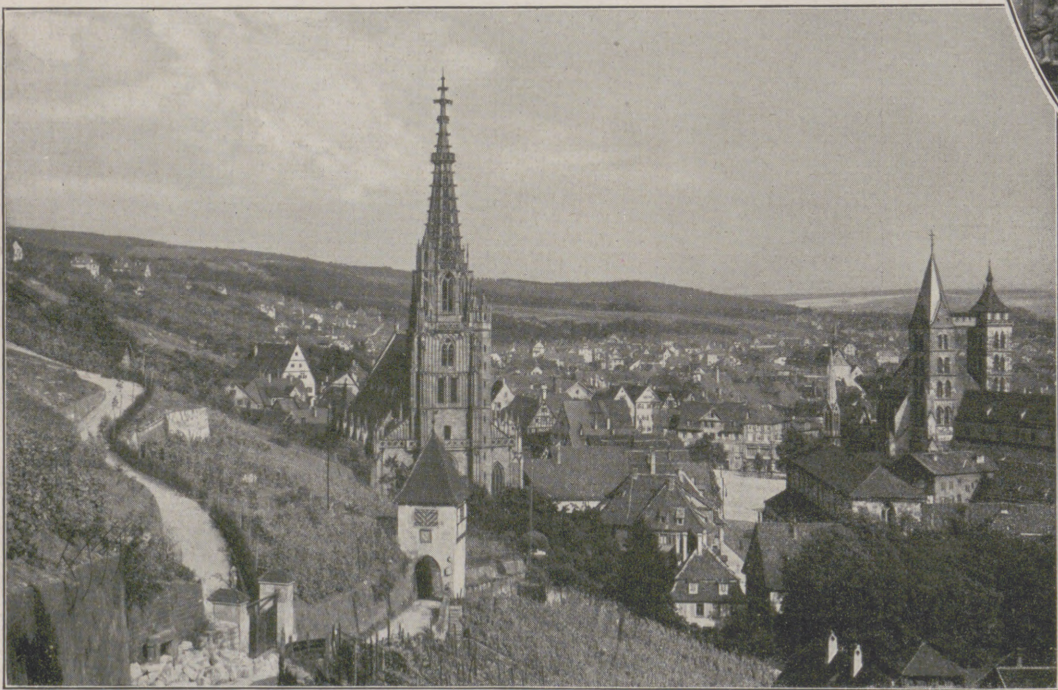


SCHWÄBISCHE ALBLANDSCHAFT (LAUTERTAL). GEMÄLDE VON WILLY TER HELL



Tübingen am Neckar, von Südosten aus gesehen. (Phot. Dr. Lossen & Co.)

Zwischen Unterland und Oberland (Neckarland und Oberschwaben) erstreckt sich, quer durch Württemberg, die Schwäbische Alb. Sie ist etwa 180 km lang und 40 km breit. Dieser Sonderling unter den deutschen Mittelgebirgen ist eines der größten und schönsten Gebirge unseres Vaterlandes. Die Alb ist das Urbild einer Tafellandschaft. Die eigentümliche Gestaltung des Oberflächenbildes der Alb bringt malerische Wirkungen hervor, und nichts verrät mehr Unkenntnis von der Natur der Schwabenalb als das Gerede von der angeblichen Einförmigkeit ihrer Hochfläche. Dem steht schon die Art der geognostischen Gestaltung entgegen, die immer wieder auf Terrassen Kuppen zu setzen, Mulden oder jähe Taleinrisse zu bilden gewußt und das alles mit duftigen Tönen zu zieren ver-



Eßlingen a. N. (Phot. Dr. Lossen & Co.)

standen hat. Dabei gibt es Striche auf der Albhochfläche, die zu der Kornkammer Württembergs gehören. Die Pflanzenwelt ist von einem mannigfaltigen Artenreichtum. Einzigartig sind die Berge, die sich als Kegel, lange Särge, breite Kasten aufstellen, oder die wie Wächter vor dem Gebirgsrande sich auftürmen. Die Alb ist nicht nur mit Naturschönheiten reich gesegnet, sondern birgt auch zahlreiche Naturwunder. Zu diesen gehören die vielen Grotten, Felsenlöcher und Tropfsteinhöhlen. Die Auswaschungen im Gestein, die zur Höhlenbildung führen, treten in erster Linie im Kalkgestein, und zwar besonders in dessen ungeschichteten, massigen Lagern, auf. Derartiges Gestein findet sich im oberen weißen Jura und damit im größten Teil der Schwäbischen Alb. Merkwürdig ist der Wasserreichtum der schönen Täler, der sich daraus erklärt, daß alles Regen- und Schneewasser durch die zahlreichen Zerklüftungen der Bergmasse in die Tiefe sinkt, sich daselbst in Höhlungen ansammelt und dann auf den wasserundurchlässigen Mergelschichten des braunen und schwarzen Juras an den Talsohlen in starken Quellen hervorsprudelt. Die schönste und größte Quelle ist der Blautopf bei Blaubeuren. Zu den großartigsten Landschaftsbildern der Alb gehört der Donaudurchbruch zwischen Mühlheim und Sigmaringen.

Südlich der Alb und der Donau liegt Oberschwaben, eine Landschaft voller Eigenart. Hier haben die Gletschermassen der Eiszeit ihre Runen ins Antlitz der Erde gegraben. Blaue Seen und unzählige Moränenhügel berichten von einer längst versunkenen Vergangenheit in Eis und Kälte. Viele Jahrtausende sind seither vergangen. Heute malen grüne Matten, gemächlich weidende Viehherden, kirchturmgeschmückte Dörfchen, sanft gewölbte, tannenbestandene Hügelkuppen, Seen und eine große Zahl von Flüssen und Bächen das Bild der Landschaft. Es ist etwas Besonderes um die Gewässer Oberschwabens. Einmal fließen sie fast unhörbar zwischen moorigen Ufern, ein andermal stürzen sie in heißem Ungestüm mit lautem Krachen durch steil abfallende Schluchten. Den westlichen Teil Oberschwabens bildet das Hegau mit seinen Vulkanbergen, von denen der Hohentwiel mit der größten Burgruine Deutschlands der bekannteste ist. Im Süden stößt das Oberland an den Bodensee, das „Schwäbische Meer". Ein ausgeglichenes Klima schuf hier eine üppige Landschaft, die ein Kranz von Weinbergen und Obstgärten ziert.

Die eigentümliche Bodengestaltung Württembergs, die dem Lande seinen besonderen Reiz gibt, die zahlreichen Wasserläufe und die bedeutenden Höhenunterschiede, die einzelnen Landesteilen den Charakter von

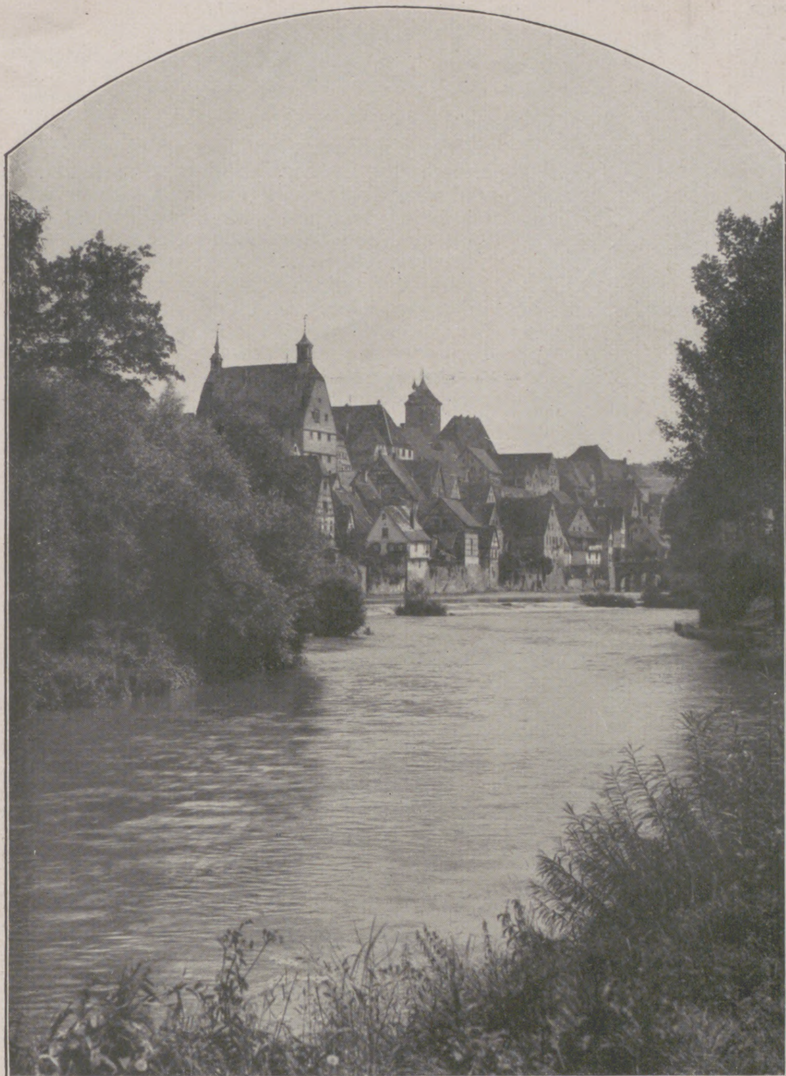


Schwäbisch Hall: Marktbrunnen mit Pranger. (Phot. A. von der Trappen.)

Gebirgslandschaften verleihen, boten von Anfang an dem Eisenbahntechniker schwierige Aufgaben. Für den Reisenden aber bedeutet die Linienführung ein Panorama herrlichster Landschaftsbilder von stets abwechselndem Ausdruck. Ob die Bahn durch die obst- und weinreichen Gegenden des Unterlandes oder die Täler des Schwarzwaldes fährt oder mühsam an den von sagenumwobenen Burgen des Mittelalters bekränzten Höhen der Schwäbischen Alb emporklettert, stets fesselt das Auge die Schönheit der sich in verschwenderischer Weise offenbarenden Natur. Und tausendfache Erinnerungen werden lebendig; Märchen, Balladen, Romanzen regen sich, wenn man durch das Schwabenland fährt.



Am Bodensee: Segelboote im Hafen von Friedrichshafen.





Besigheim am Einfluß der Enz in den Neckar.
Nebenstehend: Hohenneuffen (Schwäbische Alb).





Ruine Reußenstein (Schwäbische Alb).
Nebenstehend: Ruine Hundersingen im Lautertal.
(Aufnahmen von Dr. Lossen & Co.)

Vom Volkstum in Württemberg.

VON AUGUST LÄMMLE.

Württemberg oder Schwaben? — Württemberg ist der Name eines Berges bei Stuttgart, danach sich das Fürstenhaus und seine Herrschaft benannten. Mit dem Volkstum des Landes hat der Name ursprünglich nichts zu tun. In Württemberg wohnen im nördlichen Drittel des Landes Franken, im südlichen Teil Schwaben.

Seit dem Bestehen der württembergischen Herrschaft werden die Namen verwechselt. Im letzten Kriege war fast immer von schwäbischen Regimentern die Rede, wenn man die württembergischen Truppen meinte. Schwaben und Württemberg sind aber zwei verschiedene Dinge:

Das alte Herzogtum Schwaben umfaßte den ganzen Stamm und ging vom Remstal bis zum St. Gotthard und vom Wasgenwald bis zum Lech. Nach dem Untergang des staufischen Kaiserhauses, welches das Herzogtum Schwaben innehatte, wurde dieses in viele Herrschaftsgebiete auseinandergerissen. Der „Schwäbische Kreis“ Maximilians, ein schauerliches Gebilde kleinstaatlicher Eigenbrötler, umfaßte schwäbische und fränkische Landesteile.

Der feste Kern darin war die Herrschaft Württemberg, die nach und nach alles, was sie greifen konnte, Schwäbisches und Fränkisches, an sich zog. Nach dem Erwerb der oberschwäbischen Gebiete nahm Württemberg die staufischen Löwen neben seine Hirschhörner in sein Staatswappen auf.

Es wohnen aber immer noch mehr Schwaben (und Franken) außerhalb als innerhalb Württembergs. Und es sind die württembergischen Schwaben und die württembergischen Franken von anderer Art als die außerwürttembergischen: in Württemberg haben gemeinsame Universität und Kirche, gemeinsames Recht und einheitliche Verwaltung Schwaben und Franken einander nähergebracht. Die staatliche Gebundenheit ist heute größer als die Verbundenheit des Blutes.

Innerhalb Württembergs hat das Schwäbische eine Vormachtstellung; das Bildungsdeutsch beider Stämme ist das Honoratiorenschwäbisch. Diese Übersprache wird vom Minister und vom Magister, vom Landrat und vom Stadtrat, am Gerichtstisch und am Stammtisch gesprochen. Wer in Württemberg noch vornehmer reden wollte, würde nicht ernst genommen.

Die Landschaft und der Mensch. — Die Grenzen Württembergs liegen zwischen dem Bodensee, dem Ulmer Land, dem Taubergrund und den Schwarzwaldhöhen um die Hornisgrinde. Wie klein ist dieser Raum und doch wie vielgestaltig! Die Geschichte der Erdrinde ist hier Blatt um Blatt aufgeschlagen:

Aus Urgestein und Buntsandstein bauen sich die Höhenzüge des Schwarzwaldes auf. So kühl und so kernhaft ist hier die Luft, so hoch ragt der königliche Wald, so klar sind die schäumenden Wasser der Flüsse, so märchenstill die tiefblauen Seen! Und es ist auch der Schwarzwälder ein Eigener und ein anderer als jeder andere des Landes. Und es ist sein Samen und seine Ernte, sein Werktag und sein Sonntag, seine Weisheit und seine Torheit, sein Gott und sein Abgott gewachsen aus seiner Schwarzwaldheimat.



Betzinger Familie in der Kirche.
Stich nach einem Gemälde des württembergischen Hofmalers Heck.

Im Vorland des Schwarzwalds liegt die fruchtbare Gäuebene. Breit ist das Land und der Acker, breit ist das Haus und der Bauer, „broat“ ist seine Sprache.

Um den Neckar und seine Seitentäler sammelt sich die Kraft und Lebendigkeit des Landes. Wie ein Garten ist das Land gebaut, Obst reift an den Hängen, Wein fließt von den Hügeln, Stadt drängt sich an Stadt und Dorf an Dorf: hier hat sich die schwäbische Gemütlichkeit in Lebendigkeit verwandelt, Starrheit wurde zur Kraft, Träumerei zu erfinderischer Geschicklichkeit.

Wie ein fester Rückgrat legt sich der Steinriegel der Schwäbischen Alb mitten durch das Land. Hinter trutzigen Felsenstirnen träumt hier die seligste Landschaft. Dieses herrliche Hochland heißt die „Rauhe Alb“. Sie gibt schwielige Bauernfäuste, aber auch Brot und Sicherheit und ist um ihrer Kraft und Schönheit willen das Wanderland der württembergischen Städter geworden. Und wie seine Alb, so ist der Älbler: versonnen und verschwiegen, genügsam und altem Brauch ergeben, nach den Sternen schauend und an Wunder glaubend, nicht ohne verborgene Tiefen, nicht ohne kantige Härten.

Nördlich davon ist das Keuperland: Hügel und Hang und Schlucht und Wald und Feldstück und Siedlung wechseln in immer neuen Formen und neuen Farben. Eng ist die Landschaft und das Leben, hart ist die Arbeit und klein der Besitz. Aber Weinlaub und Blumenbrett schmücken das Fachwerkhaus. Und hier in diesem Lande der Enge wächst jener sangeslustige Menschenschlag, der stets bereit ist, das gute Jahr zu genießen und das schlechte durch Taglöhnerarbeit oder Fabrikarbeit aufzubessern. Und es ist kein Wunder, daß hier der württembergische Pietismus seine festen Sitze hat.



Spinnstube in Betzingen vor 100 Jahren. Nach einem Bilde des Hofmalers Heck.

Zwischen Donau und Bodensee liegt die lichte oberschwäbische Hochebene: breit ist das Land und hat Raum für seine Kinder, und breit und behaglich ist das Leben der Menschen. Hier ist Überfluß an Wald und Wasser und Acker und Himmel und Luft und Sonne. Und hier ist der Bodensee, eine der Köstlichkeiten der Erde; und hier ist der geheimnisvolle Ried; und hier ist das Algäu, die Heimat der Butterballen und Käslaibe. Und hier in diesem Lande der Gottesnähe wächst hingebende Frömmigkeit. Denn hier schiebt sich an den regennahen Tagen der Vorhang zurück, daß Mann und Frau und Kindlein hineinschauen können in die Wunderwelt der Alpen und des ewigen Schnees.

Die schwäbischen Schwänke. — Von den Schwaben und ihrer Art





Ländliche Gebräuche in Alt-Württemberg: Links: Die Heimführung der Braut. Rechts: Der Hahnentanz. Stiche nach Zeichnungen von Johann Baptist Pflug (1785—1866).

gibt es eine ganze Literatur. Der Schwabenspott entstand nach dem Unglück der Hohenstaufen; die Welschen konnten sich darin nicht genugtun. Noch heute lebendig sind die Abderiten- und die Schildbürger-Stücklein, die Gansloserstreiche und das Märchen von Tripstrill; vom Hörensagen kennt jeder das Heldenepos von den sieben Schwaben und die Merkwürdigkeiten, daß wir dreimal des Tages Spätzle essen und erst mit 40 Jahren gescheit werden. Diese Geschichten haben in Deutschland unsern Ruhm gemacht und uns das Gepräge gegeben. Wir sind dadurch Deutschland und der Welt oft ein Gegenstand der Heiterkeit und manchem Selbstbewußtsein eine angenehme Stütze gewesen.

Noch heute verbindet sich mit dem schwäbischen Namen der Ruf des Ungewöhnlichen und Sonderbaren, des Schnurrigen und Kauzigen. Doch ahnt man heute den Geist hinter der Sonderbarkeit. Denn das Ländle überraschte Deutschland mit einer Reihe großer Geister, die man in Schwaben nicht vermutet hätte. Es gehört aber alles zusammen: wenn man zu den stolzen Namen Kepler, Schiller, Uhland, Hauff, Hölderlin, Mörike, Schelling, Hebel, Robert Mayer, Friedrich List, Reiniger, Pleuer, Zügel, Landenberger, Braith, Zeppelin, Daimler die lieben alten Schwabenstreiche nimmt, so haben wir ein Bild von der Art und der Möglichkeit der schwäbischen Menschen.



Im Biergarten zu Reinstetten.



Jahrmarkt in Munderkingen.

Unter sich sind die Schwaben die alten geblieben: es säße immer noch jeder am liebsten allein in einem ummauerten Turm auf einem Berge; es wäre immer noch gern jedes Städtlein und jedes Dorf reichsunmittelbar und niemand untertan; es ist immer noch das Begehren eines jeden, ganz unabhängig zu sein, um allzeit und allorts das Recht der eigenen Persönlichkeit mit dem höchsten schwäbischen Trumpf, dem Leibwort Götzens von Berlichingen, ausspielen zu können.

Eine Änderung dieser Eigenbröteleien ist nicht wahrscheinlich und nicht erwünscht. Was Württemberg seine Bedeutung im deutschen Geistes- nnd Wirtschaftsleben gibt, erwächst ihm aus den Bezirken dieses eigenwilligen Persönlichkeitskultes und nicht aus irgendwelchen stofflichen Reichtümern oder Künsten des Geschäfts.

Die schwäbische Mundart. — Es wird darüber viel gelacht. Aber was ein rechter Schwabe ist, muß schwäbeln. Seine Sprache verrät ihn. Er spricht st wie schd, ü wie i, äu wie ei, Kuckuck als Guggug, Papa als Babba, er macht aus jedem langen Selbstlaut einen Doppellaut, läßt die ihm unnötig scheinenden Laute und Silben weg und spricht den n-Laut durch die Nase. Das ist noch nicht alles. Schon seit der Landsknechtzeit ist bekannt, daß der Schwabe „nicht so hurleburle“ mit der Sprache herauskann. Fast unverständlich wird seine Rede dem Fremden dadurch, daß er ganze Sätze in einem Atemstrom ausspricht, die Wörter kürzt und zusammenschweißt. Was ist das: „Ixinixmai“?

Aus der engen Landschaft und aus den kleinen wirtschaftlichen Verhältnissen erwuchs dem Württemberger die Beachtung und die Zärtlichkeit für das Kleine. Schmal ist das Äckerle, klein das Häusle, aber geliebt Vatterle, Mutterle und Schätzle. Die Verkleinerungssilben beherrschen geradezu die Sprache; man höre die Namen: Kätterle, Gretle, Bäbele, Annemirle, Nanele, Menele, Päule, Aberle, Eberle, Hofele, Hefele, Eichele, Buchele, Bentele, Schnürle, Kümmerle, Kämmerle, Veigele, Vögele. Die Verkleinerungssilbe hängt sich als zärtlicher Klang an jedes beliebige Wort: sodele, wasele, jetzetle, Muttergottesle, o Jele!

Wenn aber jemand der schwäbischen Mundart Gehalt und Geistigkeit absprechen wollte, so könnte man ihn mit den schwäbischen Sprichwörtern leicht eines Besseren belehren. Man höre: Ins Bettelmanns Mund verdirbt dr



Nebenstehend:
Der Pfarrer gibt einen Verkündschein.

ALTSCHWÄBISCHES VOLKSLEBEN
NACH GEMÄLDEN VON JOHANN BAPTIST PFLUG IN DER GEMÄLDEGALERIE STUTTGART

best Witz; s ist no bis gschluckt ist; weit vom Schuß geit alte Kriegsleut; unter ällem ist Betrug, bloß unter der Milch ist Wasser; aus em-e Besestiel kann mr kei' Pfeife mache; wenns net im Holz leit, geits kei Geig; seit d Baure em Herrgott seine zeah' Gebott nimme haltet, hält dr Herrgott d Wetterregle nimme; e jeder Baurehof kann en Lumpe vertrage, bloß dr Bauer därfs net sei'; d Hauptsach ist, daß d Hauptsach d Hauptsach bleibt; im April hats dr Herrgott am beste, do kann r s Wetter mache, wie r will; mr mei't oft, es sei einer fett, und r ist bloß gschwolle.

*

SCHWÄBISCHE SCHWÄNKE

vom Verfasser des vorausgehenden Beitrags erzählt.

Zweierlei Uhren.

Von Kirchheim unter Teck ging in den vierziger oder fünfziger Jahren ein junger Weber nach Düsseldorf auf die Webschule, denn er hätte es gern



Im Ofenwinkel einer Bauernstube in Sulz an der Eck. Wasseralfinger Ofen mit tönernen Wandplatten.



Brautjungfer und Brautführer aus dem Schwarzwald.

weitergebracht in seiner Kunst. Also gab er sich alle Mühe, saß allstund vor den neuen Webstühlen und hinter den Büchern und studierte und probierte und hatte wenig Sinn für andere Dinge und gar keinen für leeres Geschwätz.

Die Kameraden, die die Stube mit ihm teilten, waren auch rechte junge Leute, aber aus dem Norden des deutschen Vaterlandes und anders nach Lebensart und Sprache. Sie liebten es, gesellig zusammenzusitzen und über dies und jenes, Wichtiges und Unwichtiges zu reden, und das Mundwerk lief wie geschmiert.

Der Kirchheimer kam da nicht mit. Er meinte, er müsse immer zuerst ordentlich über eine Sache nachdenken und sie gründlich verstehen, ehe er darüber sprechen könne; und er wußte noch nicht, daß, je weniger der Mensch von einer Sache versteht, er desto leichter und desto mehr darüber sprechen kann. Und wenn der Schwabe auch einmal mit seiner Meinung herausrücken wollte, so kam er meist zu spät, und die Kameraden waren schon bei einem anderen Gegenstand. — Also mußte der Kirchheimer über seine Langsamkeit manchen Spott hören. Wenn ihn dies schon kränkte, so ließ er es doch nicht merken, denn er dachte: Wenn man bei der Hölle wohnt, muß man mit dem Teufel gut Freund sein.

Nun hingen in der Stube der Webschüler zwei Uhren, die eine davon war eine alte würdige Schwarzwäldertante mit großem Bleigewicht und langem Perpendikel, die ihre Arbeit tat pünktlich und mit einer wundervollen Ruhe. Die andere war ein kleines neues Werk, das dahertastete, als fürchte es ständig, zu spät zu kommen.

Einmal, an einem regnerischen Abend, saßen die Gesellen alle in ihrer Stube beisammen, redeten dies und das, und der Schwabe bekam einiges zu hören über die Schwerfälligkeit seiner Zunge und seiner Art; und ein flinker Berliner namens Zirps sagte zu ihm: „Ach, ihr Schwaben seid ja ganz gemütliche Leute, aber ihr seid um hundert Jahre zurück. Ihr denkt zu langsam, darum kommt ihr mit der Sprache nicht heraus!"

„Ja," entgegnete der Kirchheimer, „hab's auch scho' dächt, kannst recht haben! Aber wenn ich's recht betracht', so ist es zwischen euch Berlinern und uns Schwaben so wie zwischen der kleinen Uhr und der Tante vom Schwarzwald. Die kleine hetzt und jagt von früh bis spät und tut wie nicht gescheit, und die andere läßt sich gemütlich Zeit. Wenn sie aber recht gehen, so schlagen sie doch beide zu gleicher Zeit zwölf Uhr."



Bauern aus Trossingen in der Baar.



Paar von der Ulmer Alb.

Er macht nicht viele Worte.

Der Bauer hatte sich am Sonntagmorgen die Wochendisteln abgekratzt, Kopf und Hals und Brust in der großen Gelte im Stall gründlich gewaschen und dann das Sonntagshäs angelegt.

Die Bäuerin hatte in Küche und Kammer allerlei zu richten.

Als er fertig war, langte er den Hut und ging zur Tür hinaus. Da er kein Freund vom Reden war, ging er, ohne weiteres zu bemerken.

Nach elf Uhr kam er heim, ging durch den Stall, dann in die Stube. Er legte den Hut ab und langte den Kalender. Der Tisch war sonntäglich gedeckt. Der Bauer setzte sich und sah im Hundertjährigen nach dem Wetter.

Die Bäuerin brachte das Essen, und sie aßen.

Die Bäuerin war, wie eine rechte Frau es sein muß, neugierig, wo der Mann gewesen, und was er erlebt. Und es entspann sich diese Unterhaltung:

„Mo bist gwea?"

„Furt."

„Bist im Feld gwea?"

„Noa."

„Bei der Ahne?"

„Noa."

„Am End gar en dr Kirch?"

„Jo."

„Wie, sag au, was isch gwea?"

„Mr hot gsonge."

„Ha, Narr, des moan i net. Verzähl vom Pfarrer!"

„Dear hot predicht."

„Des kann i mir denke. Von was hot er's ghet?"

„Von der Sünde."

„Was hot r gsait von der Sünde?

„Er ist net drfür."



Bauern aus Pflaumloch im Ries.

Vaihingen an der Enz mit Schloß.



Horb am Neckar.

Photographische Aufnahmen von Dr. Lossen & Co.

Das Murgtal bei Baiersbronn.

Gemälde von Prof. H. Finkbeiner.



Christophstal bei Freudenstadt. Gemälde von Ernst Gräser.

(Mit Genehmigung des Kunsthauses Alfred Hirrlinger, Stuttgart.)

AUS DEM WÜRTTEMBERGISCHEN SCHWARZWALD

Sagte es, wischte den Löffel und vertiefte sich weiter in den Kalender, um im Hundertjährigen nach dem Wetter zu sehen. —

Der Kuppinger Mond.

Kuppingen ist ein herzhaftes Dorf im Gäu und durch seinen Mond weit hinein ins Schwabenländle berühmt.

Man hat es vorher nicht gewußt, bis jener Kuppinger Bursche der Heimat entlief, nach Rom kam und dort als Soldat in päpstliche Dienste trat.

Als er einmal heimwehkrank in einsamer Nacht auf Posten stand und den Vollmond groß und silbern hinter dem Kapitol aufgehen sah, da breitete er voll Freude und Stolz die Arme aus und rief: „Etz gucket au, dr KuppingerMao(Mond)!“—

Diese Geschichte kennt bei uns bald jeder und freut sich darüber. Und da die Freude heutzutage, wie alle guten Dinge, meist sehr teuer zu stehen kommt, so ist es ein rechtes Glück, daß wir in Schwaben viele Geschichten haben wie die vom Kuppinger Mond.

Denn wie in anderen Ländern Palmen und Zitronenbäume, so wachsen bei uns bis zum heutigen Tage, sozusagen wild, die Schwabenstreiche.

Und es ist darum Württemberg ein gar herrliches Land, weil da jeder ordentliche Zeitgenosse und Landsmann jene goldene Torheit, an der die Welt sich freuen kann, gleich ausgewachsen mit auf die Welt bringt. —

Wenn ich eine solche Geschichte höre wie die vom Kuppinger Mond oder vom Gansloser Storch, so gibt es mir jedesmal einen Stich, daß ich nicht von Kuppingen oder Ganslosen bin.

Die Kuppinger müssen heute über ihren Mond viel hören. Was ein rechter Kuppinger ist, der freut sich darüber, und wenn er Gelenk im Hirn hat, so bleibt er die Antwort nicht schuldig.

Der Heiligenpfleger von Kuppingen, der seiner Lebtag Bauernart und Bauerntracht hochhielt, besuchte einmal das Cannstatter Volksfest. Und der alte König Wilhelm sah ihn und richtete es so ein, daß er in ein Gespräch mit ihm kam.

Nachdem sie über dies und sell, das Wetter, die Ernte und den neuen Wein gesprochen, fragte der König: „Ja, und was macht denn auch der Kuppinger Mond?“

„O Herr Könich,“ erwiderte der Bauer, und der Schelm sprang ihm aus den Augen, „o Herr Könich, der hat scho manchem haoche (hohe) Herre heimzonde (heimgezündet)!“



Der Schuster auf der Stör. Gemälde von Johann Baptist Pflug (1785—1866) in der Gemäldegalerie Stuttgart.
(„Stör“ von stören: nichtzünftige Handwerker, landstreichende Gesellen und Pfuscher, arbeiteten auf den Bauernhöfen und „störten“ die Preise. Davon übertragen auf Hausarbeit überhaupt.)

Vor hundert Jahren lebte in der Reichsstadt Biberach in Schwaben der Maler Johann Baptist Pflug. In der Art der Niederländer malte er naturgetreue Bilder aus dem Volksleben, Bilder voll köstlichen Humors. In diesem Bilde sind die Schuster, Meister und Gesellen, auf der „Stör“ in einem reichen oberschwäbischen Bauernhaus. Die Bauern haben das Leder selber, sie haben auch Fleisch und Mehl und Öl und Butter, dagegen fehlt es ihnen an barem Geld. Sie lassen also den Handwerker ins Haus kommen, und da wird nun geschustert und geschneidert, was Bauer und Bäuerin, Sohn und Tochter, Knecht und Magd für ein Jahr brauchen.

Da lachte der König aus vollem Hals. Er nahm den Bauern kameradschaftlich unterm Arm, und die zwei haben nachher selbander ein Fläschlein Uhlbacher 57er getrunken beim Metzger Cantz.

Von einem, der sich zu helfen weiß.

Der Schuhmachermeister Jeremias Haberstroh hielt auf gute Arbeit, und die Gesellen hielten auf gutes Essen. Nun ging es daheim oft schmal her; auf der Stör aber stürzten die Bäuerinnen den Schmalztopf und holten das Rauchfleisch aus dem Kamin, so daß jeder satt essen konnte nach Belieben. Aber es blieb doch der Unterschied, daß es der Meister besser bekam als der Geselle und der Geselle besser als der Lehrling.

Ordnung muß sein. Wenn das Essen aufgetragen wurde, z. B. Sauerkraut und Geräuchertes in einer großen irdenen Schüssel, so lag oben auf dem Kraut das Fleisch für jeden zugeschnitten; und das Stück für den Meister war größer als die anderen. Und die Kuchemagd mußte die Schüssel so stellen, daß das gute Stück vor des Meisters Platz lag.

Einmal aber hatte die Bäuerin eine neue Magd, die stellte die Schüssel verkehrt, und des Meisters Fleisch lag an des Gesellen Platz. Das sah der Gesell' mit Wohlgefallen. Aber der Meister sah die Sache mit anderen Augen an und dachte: Wie mach' ich's? Denn er war ein nobler Mann.

„Bäuerin,“ sagte er, „was seh' ich? Hast eine neue Schüssel? Ei, da guck!“ und hob die Schüssel in die Höhe, als wollte er sie näher betrachten, „eine grüne mit einem braunen Läufle! Da schmeckt das Kraut noch einmal so fein!“ Und damit drehte er, sie betrachtend, die Schüssel sachte in der Luft und setzte sie so ab, daß das große Stück an seinem Platz lag.

Aber der Gesell' war schon seit Jahr und Tag beim Meister Jeremias Haberstroh, und er hatte wohl etwas von ihm gelernt: „So, was?“ sagte er, „da schau, eine feine Schüssel!“ und hob sie auf, wie um den schönen braunen Lauf besser zu sehen, „was hat die gekostet? So, drei Batzen? Da ist sie nicht zu teuer, das ist sie wert!“ Und damit drehte er, sie betrachtend, die Schüssel sachte in der Luft und setzte sie so ab, daß das gute Stück an seinem, nämlich des Gesellen, Platz lag.

Und so blieb es, und der Geselle hat diesmal des Meisters Fleisch gegessen, und der Meister hat's ihm gegönnt und sich selber über den Streich gefreut.

Wesensart und Bedeutung der württembergischen Wirtschaft.

VON DR. ERNST KLIEN, GESCHÄFTSFÜHR. VORSTANDSMITGLIED DES WÜRTTEMB. INDUSTRIE- U. HANDELSTAGS, STUTTGART.

In auffallendem Maße wendet sich die Aufmerksamkeit weitester Kreise der Wirtschaft und Politik auf die Kraft und Stetigkeit der Wirtschaft Württembergs. Württemberg wird als wirtschaftlicher Faktor von Rang innerhalb des Reiches sozusagen heute erst allgemein entdeckt. Und es ist sonderbar: Während die württembergische Qualitätsleistung sich schon vor dem Krieg in der Stille alle Weltmärkte eroberte, war man im lieben deutschen Vaterland leicht geneigt, im „Schwabenland“ nur die Wiege alter deutscher Kultur und eine in ländlicher Anmut träumende Schönheit zu erblicken, die Deutschland wohl unsterbliche Dichter, tiefe Denker und Grübler und auch auf wirtschaftlichem Gebiet Führer und Bahnbrecher schenkte — so Deutschlands größten Nationalökonomen und Verkehrspolitiker Friedrich List, den Grafen Zeppelin, Daimler, den technischen Erfinder und Schöpfer des Motor- und Automobilbaues, u. a. — die aber, abseits des großen Verkehrs und abhold der neuen Zeit, eine eigensinnige Sonderexistenz führe. Um so erstaunlicher wirkten die hervorragenden Leistungen der württembergischen Wirtschaft im Krieg, die ruhige, eiserne Überwindung jener problematischen, schwankenden Zeit, die dem Krieg folgte, und ihr rascher, heute vielbewunderter Wiederaufbau. Für den Kenner der wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes bedeuten diese Erfolge indes keine Überraschungen; sie sind vielmehr nichts anderes als der Ausdruck und die Bestätigung einer in unserer Zeit leider nur zu selten gewordenen inneren Ausgeglichenheit seiner wirtschaftlichen Kräfte einerseits und der besonderen charakterlichen wie intellektuellen Veranlagung des schwäbischen Volksstammes andererseits.

Gewiß hat das noch vor 6 bis 7 Jahrzehnten in ländlicher Abgeschiedenheit, fern vom weltumspannenden Meer, abseits von Strömen und großen Handelsstraßen ein wirtschaftliches Eigenleben führende Schwabenland seit der Niederlegung der kleinstaatlichen Schlagbäume und seit der Vereinigung aller deutschen Länder zu einem wirtschaftlichen Ganzen eine große Wandlung erfahren und das bis dahin ausgesprochene Agrarland in ein vorwiegendes Industrieland, in eine der arbeitsreichsten und vielseitigsten industriellen Arbeitsstätten des Reiches neben Rheinland-Westfalen, Sachsen und Schlesien umgestaltet. Aber im Gegensatz zu den überindustrialisierten Gebieten des Reiches blieb ihm auch heute noch ein gesundes Gleichgewicht zwischen Landwirtschaft und Industrie gewahrt. Während anderwärts im Reich die Industrie in übervölkerten Städten sich künstlich zusammenballte und vielfach eine Verödung des Landes und Landlebens eintrat, hat die neuzeitliche württembergische Industrie es verstanden, auf nahezu tausendjährigen gewerblichen Traditionen ruhend, die bis über die Hohenstaufenzeit reichen, sich dezentral über das ganze Land auszubreiten und in organischer Entwicklung unter Nutzbarmachung latenter Kräfte und vielseitigster gewerblicher Befähigung seiner Bevölkerung dem heutigen Württemberg sein neuzeitliches Relief zu geben. Landwirtschaft und Industrie wohnen indes nicht nur räumlich nahe beieinander, sondern stehen auch insofern in wichtiger Wechselbeziehung, als sich die industrielle Arbeiterschaft ständig aus der ländlichen, von alter Zeit her gewerblich geschulten Bevölkerung rekrutiert und andererseits die industrielle Arbeiterschaft auch heute noch etwa zur Hälfte außerhalb der Industrieplätze, vielfach auf dem Lande wohnt, mit Eisenbahn, Autobus oder Rad zur industriellen Arbeitsstätte fährt, oft noch eigenen kleinen Bodenbesitz aufweist und damit vor einer Entwurzelung bewahrt bleibt, wie sie andere, übervölkerte Industriegebiete des Reiches leider zeigen.

Aber was nicht minder wichtig und charakteristisch für die württembergische Wirtschaft ist: es besteht nicht nur ein gesundes Gleichgewicht auch heute noch zwischen den beiden großen Erwerbsgruppen Landwirtschaft und Industrie und Handel, sondern auch innerhalb dieser Hauptgebiete blieb die moderne Herausgestaltung schroffer extremer Gegensätze der „kapitalistischen Wirtschaft“ dem Lande im wesentlichen bisher erspart:

Für beide Thesen nur einige, auch in solcher kurzer Studie nicht ganz entbehrliche Ziffern: Das Zahlenverhältnis zwischen Landwirtschaft und Industrie und Handel hat sich seit der Gewerbezählung von 1882 annähernd umgestellt: Während damals auf Land- und Forstwirtschaft noch 48,2 Proz., 1907 nur noch 37,8 Proz. der Gesamtbevölkerung kamen, betrug der landwirtschaftliche Anteil nach der Gewerbezählung von 1925 bloß 33 Proz., indes auf Industrie und Gewerbe aller Art 1882 34,4 Proz., 1907 39,9 Proz., und 1925 40 Proz. entfielen, die zusammen mit den in Handel, Verkehr und Versicherung beschäftigten Personen 51,5 Proz. der Gesamtbevölkerung umfassen.

Innerhalb der Landwirtschaft, die rund 300000 Betriebe zählt, herrscht der kleine bäuerliche Besitz weitaus vor. Von den rund 1200000 ha land-

wirtschaftlich benutzten Bodens entfallen auf kleinste Betriebe (unter 2 ha) 10 Proz., auf kleinbäuerliche Betriebe (2—5 ha) 24 Proz., auf größere Bauernbetriebe (5—10 ha) 46 Proz., auf große Bauernbetriebe (20—50 ha) 16 Proz.; Güter von 50—100 ha umfassen nur 2 Proz.; Großgüter über 100 ha noch nicht einmal diesen bescheidenen Prozentsatz. Auf die landwirtschaftliche Anbaufläche kommen heute etwa 67 Proz. Ackerland, 28 Proz. Wiesen und Weiden; der Rest sind Weinberge und Gärten. Der Anbau umfaßt fast zu zwei Dritteln Getreide, zu 19 Proz. Hackfrüchte und zu über 20 Proz. Futterpflanzen und Handelsgewächse. Bemerkenswert ist unter anderm der Anbau von Hopfen, der mit 1700 ha etwa 1/7 der Hopfenanbaufläche des Reiches aufweist. Weitgedehnte, wundervolle Wiesen geben der schwäbischen Landschaft ein besonderes Gepräge und bilden eine gewichtige Grundlage für die Tierhaltung. Württemberg zählt zu den viehreichsten Ländern des Reiches und liegt in dieser Beziehung weit über Reichsdurchschnitt. Die Rindviehzucht wiegt weitaus vor: von dem über 1 Million Stück zählenden Bestand können jährlich bis zu 100000 ausgeführt werden. Auch die Pferdezucht (über 100000 Tiere), die Schafzucht (etwa 250000 Tiere) und der Geflügelstand (rund 4,4 Millionen Tiere, darunter 88 Proz. Hühner, der Rest Gänse und Enten) sind erheblich. Dementsprechend ist Württemberg auch seit Jahrzehnten Überschußgebiet in tierischen Produkten (der berühmte Algäuer Käse, Butter usw.). Württemberg ist fernerhin eine Obstkammer des Reiches. Das verhältnismäßig kleine Land weist über 8 Millionen tragbare Obstbäume auf.

Der Weinbau umfaßt nicht weniger als 14 Proz. der gesamten deutschen Weinbaufläche und steht damit an fünfter Stelle. Der schwäbische Wein (berühmte Weinbaugebiete sind Heilbronn, Maulbronn und Neckartal) erfreut sich nicht nur innerhalb Schwabens größter Beliebtheit, sondern findet in seinen Spitzenprodukten auch Absatz im Reich und im Ausland.

Sehr erheblich ist die Forstwirtschaft Württembergs, die eine Fläche von 600000 ha Wald beansprucht und damit nahezu ein Drittel der Landesfläche und etwa 27 Proz. der gesamten Waldfläche des Reiches umspannt (Schwarzwald, Alb, Schurwald usw.). Der Wald ist annähernd zu je einem Drittel im Besitz des Staates, von Gemeinden und Privaten.



Weinlese im Neckartal. Gemälde von Albert Kappis (1836—1914) in der Gemäldegalerie Stuttgart.



Mittagsgebet bei der Ernte. Gemälde von Theodor Schüz (1830—1900) in der Gemäldegalerie Stuttgart.

Der württembergischen Industrie fehlen zu einer großindustriellen Entwicklung von Natur aus wichtige Voraussetzungen: Kohlen und Eisen, dazu auch bedeutendere eigene Energiequellen zur Erzeugung von Licht und Kraft. Sie ist damit an sich gegenüber glücklicher gelegenen Industriegebieten des Reiches im Nachteil, insbesondere wegen der erheblichen Frachtrate für industrielle Rohprodukte und Halbfabrikate. Wenn es ihr gleichwohl gelang, sich ihre Konkurrenzfähigkeit zu sichern und zu einem der namhaftesten Exportgebiete für deutsche Fertigfabrikate zu werden, so ist dies unzweifelhaft dem Umstand zu danken, daß sie sich in glücklichem wirtschaftlichen Instinkt, aber freilich auch mit einer gewissen Zwangsläufigkeit auf ihre beste Kraftquelle, auf das „lebendige Kapital", stützt. Hervorragende gewerbliche Begabung, angeborener Fleiß und eine bis zum Eigensinn gesteigerte Zähigkeit in der Vertiefung der Arbeit, scharfer Verstand und schöpferische Phantasie, dazu wirtschaftlicher Sinn und Sparsamkeit — das sind die Eigenschaften, die das schwäbische Volk zur heutigen hervorragenden industriellen Leistung befähigen und Unternehmer wie Arbeiterschaft in gleich hohem Maße auszeichnen.

Die Bodenständigkeit der württembergischen Industrie läßt sich schon im räumlichen Aufbau nachweisen. Dieser vollzieht sich unverkennbar auf der Grundlage alter historischer Pflegstätten insbesondere in den ehemals reichsunmittelbaren Städten, aber auch in hundertjährigen hausgewerblich tätigen Gebieten wie dem Schwarzwald (alte und neuzeitliche Uhrenindustrie!), in der Schwäbischen Alb usw. Noch deutlicher ist diese Bodenständigkeit im inneren Aufbau zu erkennen: Auf allen wichtigeren Gebieten handwerklichen und kunstgewerblichen mittelalterlichen Könnens ist das alte Schwabenland überreich; so in der Metallverarbeitung, der Textilverarbeitung, im Holzgewerbe, auf dem Gebiete der kirchlichen und profanen Bauten, der Verarbeitung von Leder, im Buchgewerbe. Auf diesen lebendigen gewerblichen Traditionen baute die neuzeitliche württembergische Industrie unmittelbar auf. Mit den Mitteln moderner Technik suchte sie auf allen diesen Gebieten unter eingehendster Spezialisierung jeweils durch beste Arbeitsleistung die qualitativ höchste Vollendung zu erreichen. In dieser inneren Wertvermehrung durch Feinarbeit beruht letzten Endes ihre hohe Wettbewerbsfähigkeit im Inland und Ausland und der Weltruf außerordentlich vieler Erzeugnisse der schwäbischen Arbeit. Die Erzeugung billiger Massenprodukte kommt in Württemberg überhaupt kaum in Betracht. Von einer Aufzählung auch nur eines geringen Teiles der über 400 bedeutende Spezialindustrien umfassenden württembergischen Qualitätsindustrie muß im Rahmen dieser kurzen Charakteristik leider abgesehen werden.

Eben jene historische Grundlage und der stetige Aufbau aus handwerklichen Betrieben heraus erklären es, daß die Zahl der „großkapitalistischen" Unternehmungen in Württemberg verhältnismäßig bescheiden ist. Der Mittelbetrieb herrscht auch heute noch ziffernmäßig weitaus vor. Immerhin hat der Konzentrationsprozeß auch in der württembergischen Industrie in letzter Zeit nicht unerhebliche Fortschritte insofern gemacht, als zwar nicht nach der Zahl der Betriebe, aber nach der Zahl der in ihnen beschäftigten Personen der größere Betrieb heute bereits vorherrscht: 1904 Unternehmungen mit je 51—500 Arbeitskräften und 249000 Personen umfassen 31,2 Proz., 108 Betriebe mit je mehr als 500 Arbeitskräften und insgesamt 131439 Personen 16,4 Proz., somit 2012 Großbetriebe annähernd die Hälfte aller gewerblich beschäftigten Personen (47,8 Proz.).

Die vorstehend charakterisierte Struktur der heutigen württembergischen Industrie ist für die sozialen Verhältnisse von ausschlaggebender Bedeutung: die Klassenunterschiede zwischen Unternehmern und Arbeitern treten hierzulande nicht annähernd so stark in die Erscheinung wie in großindustriellen Wirtschaftsgebieten des Reiches; sie wurden auch in den zurückliegenden kritischen Jahren nicht verhängnisvoll zugespitzt. Das Bewußtsein einer nicht nur äußeren, sondern auch inneren Arbeitsgemeinschaft, ein Sich-verknüpft-Fühlen mit dem Betrieb als solchem ist auch heute noch in der württembergischen Arbeiter- und Angestelltenschaft vielfach lebendig. Der Aufstieg des Unternehmers vom Handwerker zum Großindustriellen bildet keine Seltenheit. Vortreffliche Gewerbe- und Fachschulen sorgen für eine sorgfältige Schulung und Bildung der Arbeiterschaft.

Der Groß- und Einzelhandel weist gleichfalls eine vielseitige Gliederung auf. Hervorragende Vertretung finden bekanntlich das Versicherungsgewerbe und der gesamte Buchhandel mit seinen Hilfsgewerben, die beide in Stuttgart, dem mächtig aufblühenden industriellen wie kommerziellen Mittelpunkt des Landes, ihren Hauptsitz haben und unzweifelhaft zu den Grundpfeilern dieser angesehenen deutschen Gewerbe gehören.

Die einleitend erwähnte, an sich wenig günstige Verkehrslage des württembergischen Wirtschaftsgebietes ist seit der stärkeren Betonung und gesetzlichen Sicherung einer Reichsverkehrspolitik und nicht weniger auch durch die energische, erfolgreiche Verwertung der modernen Schnellverkehrsmittel innerhalb Württembergs (Kraftfahrzeuge, Luftverkehr) ganz erheblich verbessert. Der bisherige Mangel eines Groß-Schiffahrtswegs wird dank des endlich gesicherten Zusammengehens der beteiligten südwestdeutschen Länder und Wirtschaftsvertretungen und mit Hilfe reichsgesetzlicher Bestimmungen in absehbarer Zeit durch den im Bau befindlichen Groß-Schiffahrtsweg auf dem Neckar für 1200-Tonnen-Schiffe behoben werden. Die württembergische Wirtschaft erwartet von der Erfüllung dieser jahrzehntelangen Forderung wesentliche wirtschaftliche Vorteile, insbesondere für den billigeren Bezug von Rohstoffen und Halbfabrikaten wie für den Absatz württembergischer Erzeugnisse von Land- und Forstwirtschaft, Urproduktion (Salz, Baumaterial usw.) und hauptsächlich Industrie.

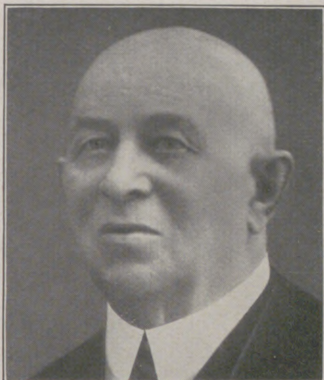
ZUR TAGESGESCHICHTE



Kommerzienrat Carl Wimmer, Annaberg im Erzgebirge, führende Persönlichkeit der Leonischen Industrie (Fabrikation von Metallfäden zum Sticken und Weben), wird am 5. Juli 70 Jahre alt.



Direktor Ernst Kirchner, technischer Leiter des Werkes.

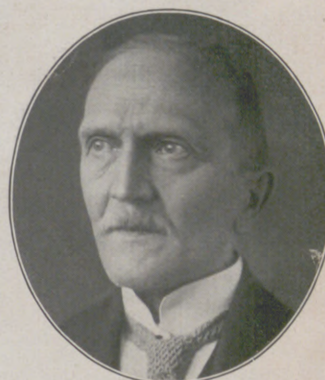


Kommerzienrat Ernst Kirchner, der Gründer der Firma († 1. Dezember 1926).

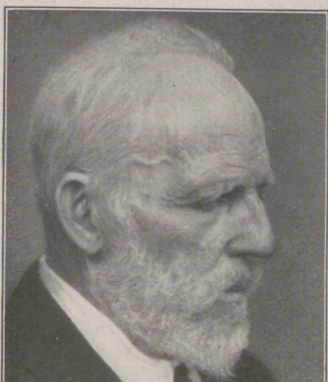


Direktor Richard Bachmann, kaufmännischer Leiter des Werkes.

Zum 50jährigen Jubiläum der Maschinenbauanstalt Ernst Kirchner & Co. A.-G. in Leipzig.



Geheimrat Dr. jur., Dr. rer. pol. e. h. Karl Samwer, der am 1. Juli sein 25jähriges Jubiläum als Generaldirektor der Gothaer Lebensversicherungsbank auf Gegenseitigkeit feiern kann.

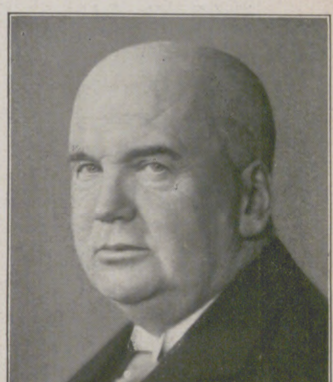


Wirkl. Geh. Rat Dr. Otto Hammann, ehemaliger Leiter der Nachrichtenabteilung des Auswärtigen Amtes, der jetzigen Presseabteilung der Reichsregierung, seit 1916 im Ruhestande nach 22jähriger Amtszeit unter den vier Reichskanzlern Caprivi, Hohenlohe, Bülow und Bethmann-Hollweg, † am 18. Juni im Alter von 76 Jahren.

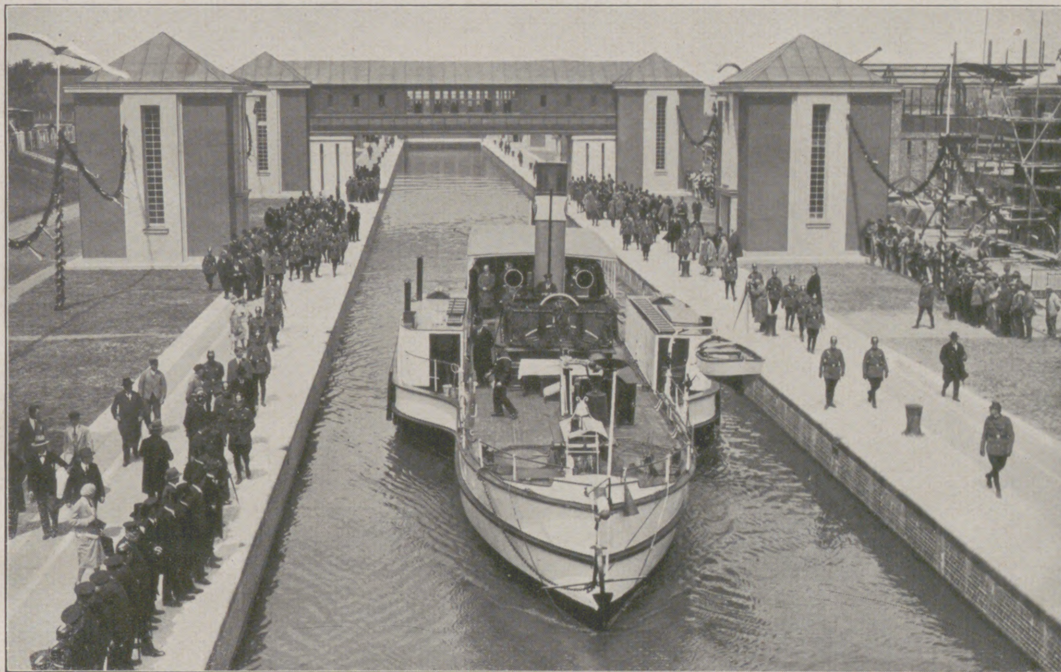
Mit hellem Jubel sind die deutschen Ozeanflieger mit Major Fitzmaurice, die als erste den Ozean von West nach Ost glücklich überquerten, bei ihrer Rückkehr nach Deutschland empfangen worden. Bei der Ankunft in Bremerhaven am 18. Juni mit dem Dampfer „Columbus" des Norddeutschen Lloyds begrüßte sie zuerst Generaldirektor Stimming vom Norddeutschen Lloyd und überreichte ihnen die von der Schiffahrtsgesellschaft gestifteten Medaillen. Am folgenden Tage zogen die Ozeanflieger in Bremen ein; hier wurden sie im Rathaus, im Stadion und in der Handelskammer gefeiert. Nach einer Zwischenlandung in Hamburg flogen die Ozeanbezwinger und ihre Angehörigen mit den Flugzeugen „Europa" und „Hermann Köhl" nach Berlin weiter, wo sie auf dem Tempelhofer Feld eine begeisterte Menge erwartete. Dann ging es im Triumphzug durch die Straßen Berlins zum Reichskanzlerpalais, wo Dr. Marx die drei Flieger empfing. Am Abend fand zu ihren Ehren ein Festbankett in den Kroll-Sälen statt, und um Mitternacht brachten die deutschen Flieger ihren kühnen Kameraden einen Fackelzug dar. Am nächsten Tage wurden Köhl, v. Hünefeld und Fitzmaurice vom Reichspräsidenten empfangen, dann waren sie im Rathaus Gäste der Stadt Berlin.

Am 20. Juni wurden die **Hindenburg-Schleuse bei Anderten und der Kanalweg Hannover—Peine eröffnet.** Den Auftakt hierzu bildete der Besuch des Reichspräsidenten in Hildesheim. Von hier aus fuhr man zur neuen Schleuse, wo Reichsverkehrsminister Dr. e. h. Koch die Eröffnungsansprache hielt, auf die Hindenburg mit einigen kurzen Worten des Dankes und der Anerkennung entgegnete. Es folgte dann eine Besichtigung des neuen Bauwerks, das in seiner Art die größte Binnenschiffahrtsschleuse der Welt darstellt.

Im Festsaal des alten Weimarer Schlosses wurde am 14. Juni eine **Gedächtnisfeier für Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar** abgehalten, der vor hundert Jahren verstorben ist. Geheimrat Prof. Dr. Erich Marcks (Berlin) hielt die Festrede, an die sich eine Ansprache des Staatsministers Dr. Leutheußer anschloß. Dann erfolgten die Übergabe des nach der Neuordnung nun vervollständigten Schloßmuseums mit den Sammlungen Goethes und Karl Augusts und die Eröffnung der Karl-August-Gedächtnisausstellung im Landesmusum. An den Feierlichkeiten nahm auch die ehemalige Großherzogin Feodora teil.



Rudolf Presber, bekannter Schriftsteller, Verfasser von Geschichten, humoristischen Skizzen, Erzählungen und Romanen, kann am 4. Juli seinen 60. Geburtstag feiern. (Phot. Suse Byk, Berlin.)



Die feierliche Eröffnung der Hindenburg-Schleuse in Anderten bei Hannover am 20. Juni: Fahrt des Regierungsdampfers mit dem Reichspräsidenten v. Hindenburg durch die neueröffneten Schleusenanlagen. Damit wurde die neue, 44 km lange Strecke des Mittellandkanals in Betrieb genommen.

50jähriges Jubiläum der Maschinenbauanstalt Kirchner & Co. A.-G. in Leipzig. Am 1. Juli 1878 gründete Ernst Kirchner die Firma unter dem Namen: Deutsch-Amerikanische Maschinenfabrik Ernst Kirchner & Co. in Leipzig-Sellerhausen, in die gleichzeitig sein Bruder Ottomar Kirchner als Teilhaber eintrat. Im Jahre 1881 stellte sich auch sein Bruder Robert Kirchner in den Dienst der Firma; 15 Jahre später wurde sie in eine Aktiengesellschaft umgewandelt, und am 1. Juli 1903 konnte sie zugleich mit der Fertigstellung der 100000. Maschine ihr 25jähriges Jubiläum feiern. Die Nachfolge am Lebenswerk des im Jahre 1926 verstorbenen Gründers übernahmen dessen Neffe, Direktor Ernst Kirchner, als technischer und sein langjähriger Mitarbeiter, Direktor Richard Bachmann, als kaufmännischer Leiter. — Die 50jährige Entwicklung der Firma Kirchner & Co. deckt sich fast völlig mit der Geschichte des Holzbearbeitungsmaschinenbaues in Deutschland. Bei ihrem Anfang sah sie sich noch ziemlich primitiven technischen Hilfsmitteln der Holzwirtschaft gegenüber. Hier setzte die Arbeit des Werkes ein; im Verlauf einer rastlos vorwärtsschreitenden Tätigkeit hat sich die Firma schließlich mit ihren modernen Maschinen, die allen Erfordernissen der rationellen Holzbearbeitung von heute in vollstem Maße genügen, Weltruf erobert.



Vom Aufenthalt der amerikanischen Buchdrucker in Deutschland: Die Teilnehmer der Studiengesellschaft im Kreise Leipziger Buchdrucker während eines Besuchs bei Konsul Paul Herfurth auf dessen Landsitz in Raschwitz bei Leipzig am 20. Juni.

Konsul Paul Herfurth (1), Verleger der „Leipziger Neuesten Nachrichten", und Gattin (2); Geheimrat Edgar Herfurth (3), Verleger der „Leipziger Neuesten Nachrichten"; Mr. E. F. Eilert (4) mit Gattin (5), Führer der Studiengesellschaft; Dr. Petersmann (6), Erster Vorsitzender des Deutschen Buchdruckervereins.



Prof. Spielmeyer, Vorstand der Forschungsanstalt
Prof. Bouman (Utrecht) Geh.-Rat v. Harnack
Exzellenz v. Miller
Oberbürgermeister Scharnagl
Geh.-Rat v. Dyck
Prof. Pembaur
Ministerpräsident Dr. Held
Finanzminister Dr. Schmelzle
Geh.-Rat Voßler, Rektor der Universität
A. Vasallo di Torregrossa, apost. Nuntius in München
Dr. Krupp v. Bohlen und Halbach
Bürgermeister Dr. Küfner
Max Halbe
Prof. Sattler, Erbauer der Anstalt

Vom großen Frühjahrsempfang der Stadt München, veranstaltet am 13. Juni in Verbindung mit dem Empfang der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zu ihrer 16. Hauptversammlung und der Weihe des Neubaues der Deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie: Die Teilnehmer während der festlichen Veranstaltung im alten Rathaussaale / Zeichnung unseres nach München entsandten Sonderzeichners Rudolf Lipus.

Das weiße Spiel

ROMAN VON WERNER SCHEFF

(12. Fortsetzung.)

Dann komme ich natürlich", beeilte sich Günter zu versichern. Sie riß nun wirklich ihre Hand aus der seinen. Ihr Blick hatte ein unheimliches Funkeln.

„Übermorgen reise ich ab," stammelte sie, „wir werden uns sehr lange nicht sehen, wenn Sie nicht... wenn Sie nicht nach Hohenwalde kommen."

„Das wird kaum der Fall sein, ich mache wahrscheinlich eine Autotour nach Dalmatien!"

Mit dem Auto der Wenholm! dachte Johanne.

„Bei den dortigen Straßenverhältnissen und bei der Hitze kein Vergnügen", sagte sie laut.

Er zuckte die Achseln. „Tagsüber fährt man, und abends sitzt man an irgendeinem schönen Fleck der Küste und hat das Meer in der Nähe."

Man! Johanne mußte sich zurückhalten. Am liebsten hätte sie ihm eine herzhafte Grobheit gesagt.

Aber sie besaß noch Kraft genug, sich zu bezwingen. „Sie sind also heute bei uns?" fragte sie leichthin.

„Gern... das heißt, ich tanze nicht."

„Ich habe seit Ihrer Wiener Reise nicht e i n m a l getanzt."

„Berlin wird solid", scherzte er.

Aber ihre Aufforderung freute ihn mehr, als er ihr zeigte. Er durchschaute auch die Gründe dieser plötzlichen Sinnesänderung. Es amüsierte ihn, daß Johanne ihre Taktik änderte, um so mehr, als es dieser Umstellung nicht bedurft hätte. Er lief nicht Gefahr, in die Netze der Wenholm verstrickt zu werden. Darüber war er schon seit dem ersten Tage hinaus, an dem er mit ihr länger zusammen gewesen war. Damals lenkte er allerdings ihr Auto nördlich von Berlin an den märkischen Seen dahin, und er nahm auch mit ihr das Abendessen in einem kleinen, für solche Ausflüge wie geschaffenen Restaurant an einem dieser Seen. Aber nach der Mahlzeit verlangte Frau von Wenholm Sekt. Das sei sie so gewöhnt. Und sie trank davon so viel, daß sie in eine Stimmung geriet, in der sie vieles aussprach, was sie sonst hinter einem Schleier von Vornehmheit zu verbergen pflegte.

Günter war gezwungen, ihr zuzuhören. Er wurde durch diese Plauderstunde geheilt. Die zynische Offenheit, mit der diese Frau von Lastern sprach, stieß ihn ab. Er war zu gesund, um den Wunsch zu hegen, nur Glied einer Kette zu sein, in der es weder an Eroten noch an Belasteten fehlte. Die Schönheit Veras verblaßte vor der Aussicht auf solche Liebe. Er war ernüchtert, als er ihren Wagen heimwärts wendete. Sie war es weniger; sie begriff nicht, was in ihm vorging. Sie war empört, als er sich vor ihrem Hause von ihr verabschiedete.

IX.

Johanne empfing ihre Gäste im Garten, unter langstämmigen Kiefern. Es war gerade genug Schatten vorhanden, Grunewaldschatten. Man hörte viel lachen, besonders an dem Tisch, an dem Hänschen selbst Platz genommen hatte. Dort saß sie mit Frau von Wenholm, mit einem etwas steifen, aber innerlich ganz menschlichen Herrn vom Auswärtigen Amt, mit Änne Klier und Edith Slum, zwei Freundinnen in ihrem Alter, sowie ein paar jüngeren Spielpartnern aus dem Klub. Ihr Verlobter war noch nicht erschienen, ein Umstand, der Johanne absolut nicht berührte. Aber sie guckte oft nach Günter aus. Es war schon gegen sechs Uhr, als er endlich kam.

„Wovon ist hier gesprochen worden?" fragte er, als er Johanne und ihren Kreis begrüßt hatte. „Man hat Ihr Lachen bis auf die Straße gehört!"

„Hammauer behauptet, Merkur sei der Gott des Tennisspiels", sprudelte Edith Slum hervor, eine kleine Hamburgerin, die mit dem S-Laut auf dem Kriegsfuße stand und damit viel gehänselt wurde.

„Eher doch Apollo", rief der auswärtige Herr.

„Nein, Sie täuschen sich alle," erklärte Günter, während er sich neben Johanne niederließ, wo merkwürdigerweise bis dahin ein Platz frei geblieben war, „der Gott des Tennisspiels ist — Eros."

Man sah gerötete und lächelnde Gesichter; aber niemand widersprach.

Nur Frau von Wenholm sagte naiv oder beabsichtigt: „Das stimmt auffallend."

Günter rührte in seinem Tee. Es machte ihm Spaß, die jungen Damen in Verlegenheit gebracht zu haben. Es dauerte auch eine Weile, bis die Unterhaltung wieder in Fluß kam. Einer von den Klubleuten erzählte, wie Volkmann von Allerson in Wien geschlagen worden war; er erzählte offenbar mit großer Rücksicht auf Johanne. Als ob sie sich etwas daraus gemacht hätte, sagte sich Günter, wenn der Berichterstatter Volkmann für den schwächsten Spieler Europas erklärt hätte. Übrigens setzte er in Gedanken hinzu: Wirf die Katze, wie du willst, sie fällt immer auf die Beine. Und in Tenniskreisen gerät jedes Gespräch über kurz oder lang auf den Sport. Wie in den Kreisen der Skiläufer immer wieder vom Wachsen oder vom Stemmbogen geredet wird.

Er selbst war nicht allzusehr auf Fachsimpelei erpicht. Er liebte seinen Sport, aber er war ihm nicht sklavisch ergeben. Lebensinhalt würde ihm das Spiel niemals werden. Nur Lebensfreude und Gelegenheit, sich körperlich auszuarbeiten.

Was er von dem Kampf zwischen Lutz und dem Yankee hörte, war ihm nicht neu. Man hatte es ihm schon in den Tagen nach seinem Eintreffen in Berlin eingehend geschildert, objektiver als der junge Mensch, der es fachmännisch zu beurteilen versuchte. Es stand fest, daß Volkmann seinen besten Tag und sein bestes Spiel gehabt hatte; erst nach erbitterter Gegenwehr war er dem Amerikaner gewichen.

An den Bericht schloß sich die Kritik der kleinen Gesellschaft an. Auch an den Nebentischen nahm man Anteil an diesem Thema. Wie immer, so beschäftigte das große Ereignis die Gemüter auch nachträglich. Man schien entschlossen, nach Hohenwalde zu gehen, um die beiden Gegner noch einmal im Gefecht zu sehen.

„Wer weiß, vielleicht dreht Volkmann den Spieß um", sagte Hammauer, der gerade auf dieser Wiener Reise mit Lutz enge Freundschaft geschlossen hatte.

„Kaum anzunehmen," widersprach der auswärtige Herr, „der Amerikaner wird sich jetzt in Europa heimisch fühlen. An der Riviera hatte er noch mit dem Klimawechsel zu tun, in Wimbleton war er schon in bester Verfassung. Wie wird er also im Sommer sein!"

„Was glauben Sie davon, Tieffenbach?" wandte sich Hammauer an Günter, der sich an dem Gespräch bisher nicht beteiligt hatte.

Er zuckte die Achseln. „Herr von Sellenow dürfte recht behalten. Allerson ist unter normalen Verhältnissen nicht zu schlagen."

„Was nennen Sie normale Verhältnisse?" erklang es da, und nun sah man, daß vom Wasser her, wo er, mit seinem Motorboot von Potsdam kommend, angelegt hatte, Lutz Volkmann an die Tische unter den Kiefern herangetreten war. Niemand hatte sein Auftauchen bemerkt, am wenigsten Günter, der sonst gewiß seine Entscheidung des Streites zwischen Hammauer und Sellenow für sich behalten hätte.

Lutz war gereizt, als er Günter neben Johanne sitzend vorfand. Er hatte gehofft, Tieffenbach werde auch weiterhin seine Zurückhaltung bewahren und sich nicht wieder bei den Quades zeigen. Dazu war er unabsichtlich Zeuge des Gesprächs geworden. Es ärgerte ihn, daß der Bengel, wie er Günter heimlich nannte, ihm keine Chance gegen den Amerikaner gab.

Er nahm die Hand seiner Verlobten und führte sie flüchtig an die Lippen.

„Nun, was sind wirklich nach Ihrer Ansicht normale Verhältnisse, Tieffenbach?" warf er nochmals seine Frage in das eisige Schweigen, das die Teegesellschaft befallen hatte. Jeder der Anwesenden kannte die Spannung zwischen Volkmann und seinem Besieger; jeder wußte, was diese Begegnung zu bedeuten hatte.

„Na, das ist doch klar," suchte Hammauer zu vermitteln, „Tieffenbach will damit sagen..."

„Verzeihen Sie, Hammauer, aber Sie können nicht wissen, was ich sagen wollte", unterbrach ihn Günter. In ihm wallte der Zorn empor, den er stets gegen Volkmann empfand. Er erinnerte sich an all das, was er um dieses Mannes willen in letzter Zeit gelitten hatte.

Eine Hand legte sich auf seinen Arm. Es war die Johannes. Sie sagte beruhigend: „Sie sind im Unrecht, Günter. Lutz hat auch dann gegen Allerson Aussichten, wenn beide in bester Form sind."

„Das bezweifle ich", stieß Günter kurz hervor, entschlossen, nicht auszuweichen.

„Dieser Zweifel ist mindestens gewagt", entgegnete Volkmann. Sein Gesicht wurde von einer Glutwelle gerötet.

„Jeder Mensch hat seine Meinung, Volkmann. Ich habe Sie ebenso wie Allerson in Wien beim Spiel beobachtet. Der Amerikaner ist der Bessere."

Lutz kaute an seiner Unterlippe. „Er ist wenigstens ein Gegner, der Revanche gibt, und das ist anständig!"

Günter wollte auffahren, da spürte er, wie sich die Finger Hänschens in seinen Arm gruben, heftig, als wollte sie ihn beschwichtigen.

Er schluckte die bittere Pille hinunter. Und es wurde ihm durch die Gewandtheit Sellenows erleichtert, der plötzlich fragte: „Gehen Sie zum Kölner Turnier, Volkmann?"

„Nein, ich habe in diesem Sommer zu viel zu tun. Die Fabrik läßt mich nicht fort. Hohenwalde muß ich mir buchstäblich durch Nachtarbeit verdienen."

„Und wohin gehen Sie, wenn Sie sich lange genug in Hohenwalde gelangweilt haben?" wandte sich Frau von Wenholm an Johanne.

(Fortsetzung auf S. 1011.)

DIE HEIMKEHR DER DEUTSCHEN OZEANFLIEGER





Feierliche Verleihung der goldenen Ehrengedenkmünze, der höchsten, erstmalig verliehenen Auszeichnung der Stadt Bremen, im Bremer Rathaussaal durch den Senat. **Links:** Empfang der Ozeanflieger in Bremerhaven am 18. Juni: Die heimkehrenden Flieger begrüßen von der Kommandobrücke des „Columbus" aus die begeisterte Menge. Von links nach rechts: Frau Köhl, v. Hünefeld, Fitzmaurice und Köhl.



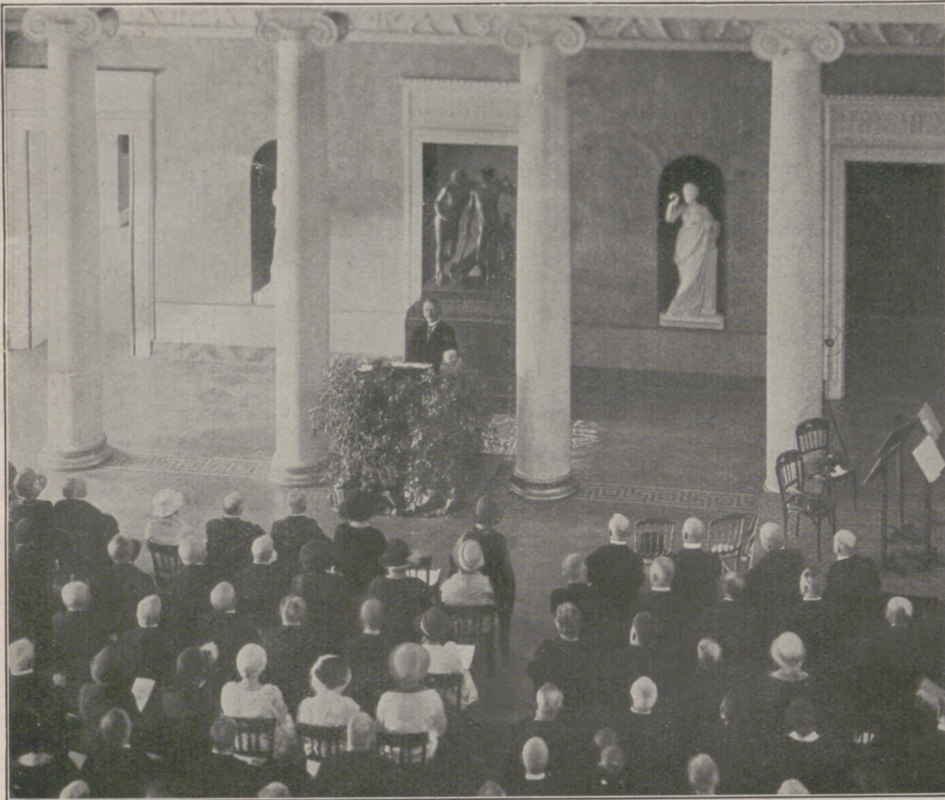


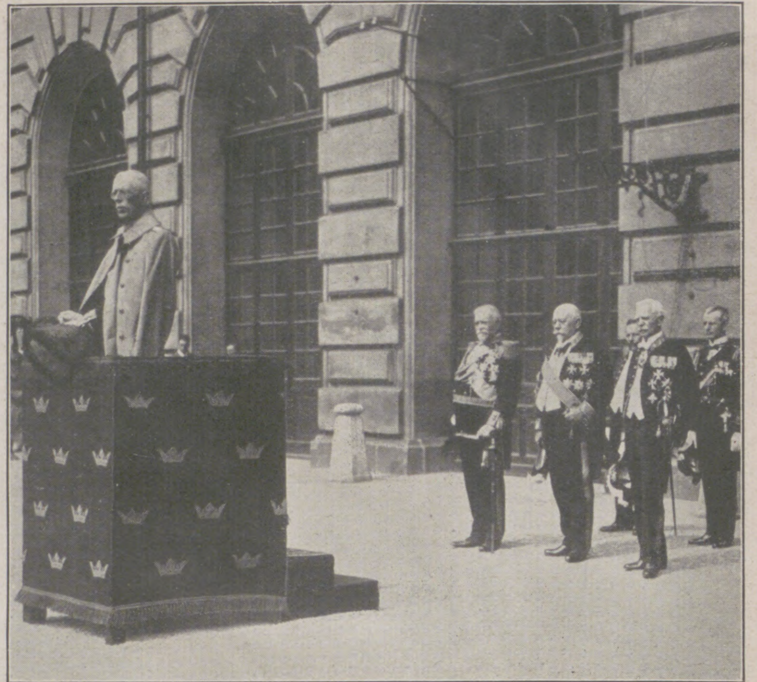
Überreichung von Ehrenurkunden und Studentenmützen durch einen Vertreter der Studenten der Technischen Hochschule in Berlin. **Links:** Ankunft der Flieger vor dem Rathaus in Bremen. Links der Roland.





Links: Die Ozeanflieger begeben sich unter den Hochrufen der Berliner Schuljugend in Begleitung eines Flugzeuggeschwaders vom Tempelhofer Feld nach der Stadt. — **Rechts:** Die Flieger verlassen das Schwesterflugzeug der „Bremen", die „Europa", mit der sie von Bremen nach Berlin flogen, nach der Ankunft auf dem Tempelhofer Felde. Links stehend auf der Tragfläche Hauptmann Köhl; auf der Tragfläche herabgleitend Major Fitzmaurice; rechts aus der Kabine steigend v. Hünefeld.





Von der Feier des 70. Geburtstags König Gustavs von Schweden am 16. Juni: König Gustav spricht im Hofe des Königlichen Schlosses zu Stockholm zur Festversammlung. Nebenstehend: Zum Andenken an den vor 100 Jahren verstorbenen Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar, der Weimar zu einem kulturellen Mittelpunkt Deutschlands machte: Während der Feier im Festsaal des alten Weimarer Schlosses am 14. Juni. Am Rednerpult: Staatsminister Dr. Leutheußer. (Phot. L. Held.) Vgl. unseren Karl-August-Gedächtnisartikel in Nr. 4343.





Feier zu Ehren des 60jährigen ungarischen Reichsverwesers: Horthy (×) mit den bürgerlichen und militärischen Würdenträgern des Landes bei der Geburtstags-Festveranstaltung am 18. Juni. — Im Oval: Vom Bombenattentat auf den Diktator Nordchinas Tschang-Tso-Lin: Der ganz aus Stahl gebaute Salonwagen Tschang-Tso-Lins, der fast völlig zerstört wurde. Der Marschall war gerade im Begriff, den Wagen zu verlassen, als die Detonation erfolgte.





Links: Die erste Frau, die den Ozean von West nach Ost überflog: Die Amerikanerin Earhart mit ihrem Piloten William Stultz (rechts) und dem Mechaniker Gordon. Das Flugzeug „Friendship" (Freundschaft) benötigte für die Fahrt von Neufundland bis Burry Port (Südwales) nur 20 Stunden. — Rechts: Erste Hilfe für den General Nobile und seine Gefährten während ihrer Gefangenschaft auf dem Packeis: Das Flugzeug, mit dem der Flieger Maddalena am 20. Juni das Lager Nobiles entdeckte und Nahrungsmittel und Kleidung durch Abwurf bringen konnte. Im Kreis: Der italienische Flieger Maddalena.

„Man wird sich dort nicht langweilen," gab sie zurück, „für Unterhaltung ist gesorgt. Sie wissen doch, in diesem Jahr soll sich die neue Leitung bewähren, und sie macht allerlei Anstrengungen. Außer den Rennen und dem Golf werden uns Tennis und Preistanzen nicht zum Aufatmen kommen lassen."

„Wozu man auch an die Ostsee geht!" bemerkte Günter spöttisch. Er fühlte sich befreit, da Volkmann an einen der anderen Tische getreten war, verärgert durch den Umstand, daß seine Verlobte es nicht für nötig hielt, ihm in ihrem Kreis einen Platz zu schaffen.

„Am Tanzturnier nehme ich nicht teil", betonte Hänschen.

„Sie sollten viel am Strand sitzen und die Luft genießen!"

„Allein sitze ich ungern, und ich sehe noch nicht viel Gesellschaft in Hohenwalde. Übrigens, was beabsichtigen Sie für den Sommer, Frau von Wenholm?" setzte Johanne hinzu, und nun leuchtete auf ihrem Gesicht ein Lächeln, das nicht frei von Bosheit war.

„Ich will nach Dalmatien fahren — im Auto", antwortete die rotblonde Frau. Sie streifte mit einem verschleierten Blick das Antlitz Günters; er aber hatte die Augen gesenkt und schien dem Gespräch nicht zu lauschen.

In Wahrheit verdroß es ihn, daß Johanne nun annehmen mußte, es handele sich wirklich um eine Verabredung zwischen ihm und der Wenholm. Er hatte mit ihr allerdings über eine solche Tour gesprochen, sie hatte wohl auch gehofft, er werde sie begleiten; aber seine Bemerkung Hänschen gegenüber war nur Spaß gewesen, ein Scherz, der sich jetzt gegen ihn wendete.

Johannes Stimme zitterte ein wenig, als sie sagte: „Da werden Sie vielleicht Günter Tieffenbach begegnen. Er will auch nach Dalmatien fahren — ebenfalls im Auto."

Die Bombe war geplatzt. Frau von Wenholm verriet ihr Erstaunen, aber sie lachte vergnügt, denn sie war über alle Vermutungen erhaben, die nun in den Köpfen der Umsitzenden entstehen konnten. Sie richtete wiederum ihren Blick auf Günter. Diesmal mit einem Ausdruck von Triumph.

Da warf er plötzlich hin: „Ein Irrtum, Johanne, ich habe mir das mit der Dalmatiner Tour überlegt. Ich habe auch keine Zeit, dorthin zu fahren."

Die Wenholm erstarrte. „Und warum haben Sie keine Zeit?" fragte sie mit einer Offenherzigkeit, die an Naivität grenzte.

„Sie haben es doch soeben gehört! Ich muß nach Hohenwalde! Volkmann verlangt Revanche, und ich darf sie ihm nicht verweigern."

Johanne mußte sich zurückhalten. Am liebsten hätte sie laut herausgejubelt!

Man sah in der ganzen Runde verwunderte Gesichter.

„Das ist ein Entschluß von großer Tragweite", sagte Herr von Sellenow.

„Lutz... Lutz!" rief Hänschen so laut, daß man auch an den anderen Tischen aufhorchte.

„Bitte, was gibt's?" erkundigte er sich und hielt in seinem Gespräch mit Hammauer inne, der sich zu ihm gesetzt hatte.

„Tieffenbach kommt nach Hohenwalde... er spielt!"

Merkwürdig, die geringste Freude zeigte nun der Herausforderer. Er war geistesgegenwärtig genug, sich zu erheben, zu seiner Verlobten zu treten und zu versichern, daß er etwas anderes von Günter Tieffenbach nie erwartet habe; aber sein Gesicht war blaß, und er spürte, daß ihn die Mitteilung Johannes eher peinlich überraschte. Er litt oft an Minderwertigkeitsgefühlen, auch im Sport. Heimlich fürchtete er diesen jungen Menschen und seine unerhörte Sicherheit.

„Bei dieser Gelegenheit werden wir auch unsere Meinungsverschiedenheit von vorhin ausgleichen," sagte Günter, „ohne überflüssige Sentimentalität, es fällt mir nicht leicht, von meinem ursprünglichen Vorsatz abzugehen."

„Ich bin Ihnen dafür sehr dankbar", antwortete Lutz. Aber er wußte sich nicht von der Verstimmung zu befreien, die ihn plötzlich gepackt hatte.

Vera von Wenholm saß nur noch ein paar Minuten schweigsam und in sich gekehrt inmitten der laut und übermütig plaudernden Menschen. Vielleicht dachte sie darüber nach, warum Günter sich so unvermittelt dazu entschlossen habe, nach Hohenwalde zu gehen. Ein Abenteuer, von dem sie sich viel versprochen hatte, versank vor ihren Augen in der Flut verpaßter Gelegenheiten.

Sie war die erste, die sich erhob und erklärte, nun müsse sie gehen; sie habe noch einen Besuch drüben in Potsdam zu machen. Lutz Volkmann bot ihr einen Platz in seinem Motorboot an, den sie mit einem sonderbaren Lächeln annahm.

„Alte Beziehungen", flüsterte Edith Slum mit scharfem Zischlaut einer Freundin zu. Es war ein offenes Geheimnis, daß auch Lutz der Kette angehört hatte, in die sich Günter nicht einreihen lassen wollte.

Günter wußte eigentlich nicht, weshalb er so lange blieb. Hielt ihn die Nähe Hänschens fest? Nein, das war ausgeschlossen; er dachte doch nur an Bettina. Oder schlug ihn die Herbheit des Grunewalds mit seinem Kieferndutf in Bann? Er räkelte sich ganz bequem in den Korbsessel und plauderte mit Johanne und Hammauer.

Nach und nach verabschiedete sich die ganze Teegesellschaft, nur Johanne, Günter, die kleine Slum und Hammauer blieben. Es war gegen acht Uhr, als Hammauer verlegen die niedliche Hamburgerin fragte, ob er sie zur Bahn bringen dürfe. Hänschen ahnte, was hier vorging. Seit jeher suchte Hammauer eine Annäherung an Edith, aber heute wagte er zum erstenmal, ihr seine Begleitung anzubieten. Darum seine Seßhaftigkeit.

Die beiden gingen. Günter wollte sich ihnen anschließen, aber Johanne verhinderte es.

„Sie haben meinen neuen Wagen noch nicht gesehen," raunte sie ihm zu, „bleiben Sie doch."

Er hatte keine Ahnung, was sie damit meinte.

„Papa ist himmlisch gut... er hat mir wieder ein Auto geschenkt", erklärte sie, als sich die beiden anderen entfernt hatten. „Wir gehen in die Garage, Sie müssen ihn gesehen haben. So etwas von einem Zweisitzer gibt es nicht wieder."

Damit übertrieb sie nicht. Der dunkelgrüne Wagen präsentierte sich als würdiger Nachfolger des kleinen Sportautos, das sie bisher gelenkt hatte. Nur besaß er andere Ausmaße, und sein Motor entwickelte gut die dreifachen Kräfte. Mit Stolz zeigte sie, wie er mit allem Komfort der Neuzeit versehen war, mit allen Schikanen, wie sie im Jargon der Autobranche sagte.

„Würden Sie wagen, ihn zu lenken? Sie sollen doch gern fremde Autos fahren", rief sie plötzlich mit übermütiger Bosheit.

„Sie sind in guter Stimmung, Hänschen. Natürlich ist es eine Kleinigkeit für mich, die Gänge liegen ähnlich wie bei meinem Wagen."

„Wenn Sie nur nicht so schlagfertig wären. Aber wissen Sie was, wir probieren ihn auf der Avus aus. Es ist jetzt bis neun Uhr hell, wir haben also Zeit. Die zweite Fahrt übrigens, heute ist der Wagen geliefert worden."

Sie ließ ihn stehen und lief fort, holte Mantel und Kappe. Er machte sich inzwischen an dem Wagen zu schaffen und brachte ihn aus der Garage heraus. Der Chauffeur, der nebenan in einem kleinen Hause wohnte, wurde dadurch aufmerksam und kam ihm zu Hilfe. Er schob die beiden breiten Flügel auf, die den Raum vor der Garage von der Straße trennten.

Johanne kam und stieg ein. Günter setzte sich an das Steuer. Es ging mit mäßiger Geschwindigkeit zwischen den Villen von Neu-Babelsberg dahin. Als sie die Avus erreichten, fühlte Günter sich so sicher, daß er die Maschine mit größter Kraft laufen ließ. Ehe sie sich's versahen, hatten sie die Nordkurve erreicht.

„Schade", sagte Johanne sehr laut. Sie war in jene Stimmung geraten, die sie stets in Gegenwart Günters packte. Was es war, ahnte sie, aber sie wollte es sich nicht eingestehen.

Plötzlich, gerade in der Kurve, mäßigte das Auto sein Tempo und blieb beinahe stehen.

„Und nun?" fragte Günter.

„Zurück?"

„Das wäre Dummheit. Sie sind doch frei, Hänschen?"

„Ganz frei", sagte sie doppelsinnig.

„Wollen wir nicht zusammen abendessen?"

„Ich bin nicht danach angezogen. Und noch weniger dazu aufgelegt, mich in ein nüchternes Lokal zu setzen."

Er überlegte. „Sie sind gewiß großzügig genug, um über dumme Vorurteile hinwegzusehen. Essen Sie bei mir. Mein Diener ist überdies zu Hause. Und ich habe ein paar Flaschen Haut-Sauternes, die sich an Klasse mit Ihrem Auto messen können."

„Halten Sie mich für ein Provinzgänschen? Natürlich nehme ich das an. Vorwärts, fahren Sie mich, wohin Sie wollen."

Das Auto rollte schneller, passierte das Tor der Avus, stürzte sich in das Gewühl der Berliner Straßen. Nach kurzer Weile hielt es vor Günters Haus.

Der Diener verzog keine Miene, als sein Herr mit einer Dame ankam. Johanne beobachtete es und deutete es ungünstig: der Kerl war es nicht anders gewöhnt. Aber ihre Laune war heute nicht zu verderben. Günter ging nach Hohenwalde... der Sommer war für sie gerettet. Sie hatte beinahe vergessen, daß er einer anderen gehörte.

Das Licht des Sommertags begann langsam zu verlöschen. Nebenan dirigierte Günter die Vorbereitungen zur Abendtafel. Hänschen saß inzwischen am Fenster seines Arbeitszimmers und spann Gedanken. Auch nicht für einen Augenblick hatte sie das Gefühl, als habe sie mit diesem Besuch etwas gewagt. Sie war ihm höchstens eine Freundin, für die er Scherz und einen guten Plauderton übrig hatte.

Beim Essen griff sie zu wie ein halbverhungerter Soldat nach dem Marsch. Auch Günter legte sich keinerlei Zurückhaltung auf. Sie tranken beide mäßig, aber mit genießerischer Hingabe an das köstliche Getränk. Als sie fertig waren, herrschte Schummerlicht.

„Nicht andrehen", bat sie, sobald sie seine Bewegung zum Schalter der Lichtleitung bemerkte.

„Ist das nicht gefährlich?" meinte er und reichte ihr Zigaretten.

„Ich finde es so am ungefährlichsten."

Sie warf sich auf den Diwan, zog das sehr kurze Röckchen, soweit es möglich war, über die Knie. Sie hatte die reizendsten Beine, die Günter je gesehen hatte, sehr rassige Gelenke, wie ein Vollblut.

„Nun zum Thema", sagte sie nach einem langen Zug aus der Zigarette.

„Welches Thema?"

„Wie gefällt Ihnen Frau von Wenholm?"

„Ich hätte Sie nie für so taktlos gehalten, Hänschen."

„Wir sind doch Kameraden."

„Es gibt Dinge, die man am besten in sich einschließt. Und dazu gehören in erster Linie Enttäuschungen."

(Fortsetzung folgt.)

ISOLDE KURZ SOLLEONE NOVELLE

(3. Fortsetzung.)

Unterdessen diente Ezio bei den Soldaten, und als er nach drei Jahren zurückkam, war er einer der hübschesten Burschen geworden, die man sehen konnte.

Da hatte ich einmal während meines ersten Wintersemesters in Florenz eine Überraschung. In der Nähe des Pitti fuhr ein Wagen hart an mir vorbei, in dem ich die Gräfin Eleonore und ihre Enkelin erkannte. Ein schmucker, sehr formgerechter Diener in Livree saß neben dem Kutscher — ich riß die Augen weit auf: es war Ezio.

Er erkannte mich auch und blickte zur Seite; an der dunklen Röte, die sein Gesicht bedeckte, überzeugte ich mich, daß er es wirklich war. Man muß wissen, mit welcher Geringschätzung der freie, auf seine Unabhängigkeit so stolze toskanische Bauer auf den Livreebedienten heruntersieht, um mein ganzes Erstaunen zu ermessen. Ich war auch gleich darüber im klaren, daß kein Gewinn, nur die innigste, selbstloseste Hingabe den armen Jungen zu dieser Selbsterniedrigung vermocht haben konnte. Später erfuhr ich durch ihn selber den Zusammenhang.

Während seiner langen Abwesenheit war in dem gräflichen Hause eine Veränderung vorgegangen. Donna Eleonora mußte plötzlich entdeckt haben, daß ihre Enkelin sich zu einer Schönheit entwickelte, denn sie faßte den Plan, die Familie durch eine glänzende Heirat wieder in Flor zu bringen. Der Graf verkaufte abermals ein Grundstück unter Wert an den ewig lauernden Nachbar Carpi, um die Kosten für ein adliges Fräuleinsinstitut aufzubringen; und während der Findling zum Soldaten gedrillt wurde, erhielt seine Spielkameradin den Weltschliff. Gerade im Spätherbst, als Ezios Dienstzeit um war, zog die alte Gräfin nach Florenz, um die Enkelin in die Gesellschaft einzuführen. Der Vater blieb auf dem Land, sparte, rechnete, schrieb an seinem Geschichtswerk und lebte weitaus schlechter als seine Bauern.

Bei Beginn des Karnevals trug ihm seine Mutter auf, einen der Kolonen als Diener in die Stadt zu schicken, weil das standesgemäße Auftreten eine männliche Bedienung erheische. Es gab zur Zeit keine Arbeit, die Olivenernte war vorüber, und die Bauern saßen müßig um ihren rußigen Herd, als der Graf mit dem Briefe seiner Mutter hereintrat. Weil aber das Dienen in einem Herrschaftshaus dem toskanischen Bauern wenig zusagt, so entstand auf den Vorschlag des Grafen ein verlegenes Schweigen. Da sagte Ezio, der kerzengerade aufgestanden war, mit erbleichtem Gesicht:

‚Wenn Ew. Gnaden glauben, daß ich die Stelle ausfüllen kann, so schicken Sie mich.‘

Einen Besseren konnte der Graf sich nicht wünschen, und so kam der arme Junge nach Florenz.

Er betrübte sich fast, als er die Contessina wiedersah, denn ihre große Schönheit war wie ein Schrecken über ihm. Von dem barfüßigen Kinde war nichts mehr übrig als eine seltsam bestrickende Herbigkeit; Herkunft und Beispiel hatten ihr schnell die Formen der großen Welt gegeben. Sie fand beim Empfang ein paar freundliche Worte für ihn, die ihn beseligten, denn er wußte sich ja nichts Höheres, als ihr zu dienen.

Aber schon der nächste Tag riß ihn aus seiner Wonne. Er hatte vom frühen Morgen an gescheuert und geklopft, um der kleinen Mietwohnung ein herrschaftliches Ansehen zu geben, als ihm die Portiersfrau einen alten Bortenrock überbrachte mit dem Auftrag der Frau Gräfin, nie anders als in Livree die Besuche zu empfangen. Er wurde rot und blaß und warf mit Tränen der Empörung die Livree zu Boden.

Aber nun mischte sich die alte Gräfin ein, und weil sie nicht befehlen konnte, bat und schalt und schmeichelte sie und stellte ihm vor, daß Glück und Zukunft der Contessina von einem standesgemäßen Haushalt abhingen. Die Alte war trotz ihrem Hochmut unwiderstehlich, wenn sie etwas durchsetzen wollte, der arme Findling wehrte sich aber dennoch gegen die beschämende Zumutung, bis ein Wagen vor der Tür hielt und die Contessina selber heraustrat und mit vorwurfsvollem Tone ‚Ezio!‘ sagte. Da hob er schnell den Rock auf, und als der Besucher die Treppe heraufstieg, fand er den feinsten, tadellosesten Lakaien am Eingang.

Ezio wußte nicht, welcher von den jungen Kavalieren, die im Hause aus und ein gingen, der Contessina zum Gatten bestimmt war, aber er sah sie alle darauf hin an und haßte alle. Am meisten haßte er den Herrn Giorgio Varese, einen glänzenden Löwen der Gesellschaft, der nicht von altem Adel, aber reich genug war, um über die dürftige Mitgift wegsehen zu können, und der die Damen von ihrem ersten Erscheinen an mit Aufmerksamkeiten umgeben hatte. Donna Eleonora dachte aber jetzt, da sie schon beim Ehestiften war, zwei Fliegen auf einmal zu treffen. Deshalb hatte sie auch die früher gemiedene Flora Carpi herangezogen, die in gemeinsamen Institutsjahren sich an die Contessina angedrängt hatte. Reichtum, Luxus und Schliff gaben der Tochter des Geldes die Ebenbürtigkeit. Flora sollte dem jungen Grafen Folco Gualtiero, den ein guter Wuchs und eine schmucke Uniform bei den Damen empfahlen, nahegebracht werden und Castelnero auf diesem Weg in die Hände der angestammten Besitzer zurückkehren. Die Alte machte zwar keinen Versuch, ihren Gästen Sand in die Augen zu streuen — das wäre auch unnütz gewesen, da ihre Vermögensumstände allen bekannt waren — sie scherzte sogar gelegentlich über ihre Armut, aber sie hielt den Reiz hochadliger Lebensformen aufrecht, und dazu war ihr der flinke, gewandte, immer bereite Diener unentbehrlich. Was in diesem vorging, bekümmerte sie nicht. Auch die Contessina ging mit freundlicher Gleichgültigkeit an ihm vorüber, als hätten sie nie gemeinsam um den Colombo getrauert, von bedenklicheren Vertraulichkeiten ganz zu schweigen. Der Arme fühlte sein Herz wie eine große eiternde Wunde in seinem Leib, und wenn er allein war, griff er zuweilen unbewußt nach der schmerzenden Stelle, um sich zu überzeugen, ob sie noch nicht nach außen gebrochen sei. Er wollte sich ja gern zum Schemel ihres Glückes machen, aber warum mußte es um den Preis seiner Erniedrigung sein! Wenn er die Erfrischungen herumreichte, zitterte das Tablett in seiner Hand, sobald er den Varese mit der Contessina sprechen sah, und eines Abends goß er bei einer solchen Gelegenheit ein Täßchen Kaffee auf ihr neues Kleid. Graf Folco, der von seinem alten Geschlecht nur die Anmaßung, nicht die Haltung geerbt hatte, fuhr auf und nannte ihn einen Tölpel. Jetzt war das Maß voll. Der arme Junge rannte aus dem Zimmer, riß sich draußen die Livree vom Leib, zertrat und zerstampfte sie mit den Füßen und verließ dann ohne Abschied in den Bauernkleidern, mit denen er gekommen war, das Haus. Er wußte nicht, wohin er lief; es zog ihn nach dem Flusse, aber als er einen Augenblick an der Brüstung haltmachte, sah er sich gleich von lärmenden Masken umringt und rannte weiter. Im Laufen stieß er zuweilen einen Schrei aus und streckte die Arme in die Luft, wie von einer plötzlichen Kugel getroffen. Unerwartet trat er in eine Lücke des Pflasters, denn der Laternenschein hatte aufgehört, und schlug zu Boden.

Als er den Kopf erhob, überraschte ihn ein Anblick, den er zuvor im sinnlosen Vorsichhinstürmen gar nicht beachtet hatte; rechts und links vom Flusse, so weit das Auge sah, flammten unzählige Lichterreihen in eiliger Bewegung durch die dunkle Campagna, und vieltöniger Gesang erreichte in verlorenen Schallwellen sein Ohr. Da fiel ihm ein, daß es der letzte Abend des Karnevals sei, an dem die Bauern mit brennenden Strohwischen ihre Felder umgehen, um sie mit einem Liede zu besprechen, und wie oft er selbst als Kind mit der Contessina diesen Brauch geübt. Er blieb liegen, wo er lag, und drückte sein heißes Herz gegen den übereisten Boden. Er sah sie wieder, wie sie neben ihm den brennenden Strohwisch schwang, und hörte ihr durchdringendes Kinderstimmchen singen. Ein grenzenloses Heimweh überkam ihn. Er stand auf, besann sich und merkte, daß er schon den rechten Weg eingeschlagen hatte. Also wanderte er weiter in der kalten dunklen Nacht dem Schein der Lichter entgegen, und mit anbrechendem Morgen war er wieder zu Hause.

Der Graf schalt nicht, als er ihn wiedersah, und fragte auch nicht nach dem Grund seiner Rückkehr. Der alte Catasta aber war froh, den besten Arbeiter wiederzuhaben, denn jetzt mußte der Boden umgegraben werden und die Sommersaat gesät. Ezio arbeitete mit einer wahren Wut, und zuweilen, wenn er eine gebrochene Scholle umlegte, zertrat er sie unter den Füßen wie einen gestürzten Feind.

Auf dem Ulmenhof schaffte und wirtschaftete die Lisa mit dem gleichen Feuereifer. Der Catasta hätte sie wegen ihres großen Fleißes gern in der Familie gehabt, aber sein Ältester war schon beweibt, und den Jüngeren hatten sie eben auf das Frühjahr einberufen. Über den Findling aber hatte er keine väterliche Gewalt, und Ezio nahm jede dahin zielende Anspielung unwirsch auf; er hatte überhaupt sein freundliches Wesen verloren. Der Lisa konnte er aber doch nicht ausweichen. Sie hatte sich mit der jungen Frau angefreundet und wußte sich immer irgendwie im Hause des Catasta nützlich zu machen, so daß Ezio sie wie in der Kinderzeit ständig um sich hatte, schweigsam, doch verlockend anzuschauen mit ihrer zwar zu kurz geratenen, aber sonst wohlgebauten Gestalt und dem silbernen Pfeil im dichten schwarzen Haar.

Da kam eines Tages unerwartet Gräfin Eleonora mit ihrer Enkelin, beide in schlichten Kleidern, auf einem zweirädrigen Wägelchen angefahren. Ihre schönsten Aussichten waren durch das Laster des Grafen Folco in die Brüche gegangen. Der Unglücksmensch hatte Spielschulden gemacht, die von der Familie auf unbekannte Weise getilgt wurden. Um den Verlust wiedereinzubringen, spielte er falsch und wurde gezwungen, seinen Abschied zu nehmen, ohne Aufsehen zwar, um den alten Namen zu schonen, aber doch vernichtend für den doppelten Heiratsplan der Großmutter. Der alte Carpi dankte für einen solchen Schwiegersohn, und der Varese dankte für einen solchen Schwager.

(Fortsetzung auf S. 1015.)



„Na, weil Sie mir sagen, daß Ihre Kunden immer wieder die Odol-Zahnpasta kaufen, da will ich sie auch mal versuchen. Also geben Sie mir eine Tube, ich will hoffen, daß mir die Odol-Zahnpasta ebenso gut gefällt wie mein Odol-Mundwasser, das ich nun schon viele Jahre benutze!"



Was!? Sie haben keine Odol-Zahnpasta mehr? Weil Sie unerwartet viel verkauft haben? Na Sie wußten doch, daß die Odol-Zahnpasta so gut ist, da hätten Sie eben in Ihrer Odol-Abteilung reichlicher bestellen müssen. Eine andere Pasta? Nein danke etwas anderes will ich nicht mehr haben. Ich kaufe jetzt nebenan Odol-Zahnpasta!"

Die Freundin Flora aber benutzte diesen Augenblick, den hübschen Kavalier für sich zu angeln.

Diesen Doppelschlag überlebte die alte Gräfin nicht lange. Sie ging noch ein paar Wochen mit ihren Haarwickeln und den abgeschnittenen Handschuhen umher, schlank und aufrecht wie ein Pappelstamm, aber als die Nachtigall sang, legte sie sich zum Sterben nieder. Vor ihrem Ende faßte sie noch einmal ihr Ich mit allen seinen Ansprüchen und Überlieferungen zusammen und wollte wie die Ahnfrauen ihres Geschlechtes aus der Welt scheiden. Man mußte ihr ein verschossenes Brokatgewand mit vielen reichen Stickereien anlegen, und in diesem empfing sie, aufrecht sitzend, trotz des schmerzhaften Leidens, das sie ins Grab führte, zum Abschied ihre Getreuen. Nando, der alte Kammerdiener, der im Hause das Gnadenbrot aß, steckte sich noch einmal in Livree und hielt mit zitternder Hand den hohen silbernen Leuchter neben dem Ruhebett. Dann wurde das Hausgesinde in Person der einarmigen Faustina vorgelassen, die, ganz verwirrt von dem ungewohnten Glanz, bei ihrer sterbenden Herrschaft niederkniete, um ihr die Hand zu küssen. Ihr folgte die Familie Catasta mit Schwiegertochter und Enkelkindern sowie ein paar junge Mädchen aus der Nachbarschaft, die zuweilen zum Putzen und Nähen gekommen waren. Zuletzt erschien auch Ezio, der angesichts des Todes seinen Groll vergaß. Alle nahmen ehrfurchtsvoll Abschied, und jedes erhielt ein paar wohlwollende, mit verlöschendem Atem gesprochene Worte, die Zuletztgekommenen, da schon die Stimme versagte, wenigstens noch ein huldreiches Kopfnicken. Inmitten dieser Zeremonie, die bei den Augenzeugen einen würdigen und feierlichen Eindruck zurückließ — denn wem die Überlieferung zur Seite steht, der erscheint auch im gesunkenen Zustand, und da erst recht, noch ehrwürdig — entfloh die Seele der Gräfin Eleonora.

Was die Contessina beim Tode der Großmutter empfand, weiß ich nicht, jedenfalls wurde er für ihr Schicksal entscheidend. Denn an Stelle der Verstorbenen waltete nun Donna Beata, eine verwitwete Schwester des Grafen, die noch bigotter und noch engherziger war als jene und ohne Herz für das verwaiste Kind. Die Gevatterinnen in der Mühle orakelten jetzt, daß die arme Contessina wohl den gleichen Weg gehen werde wie verschiedene ihrer Tanten, nämlich in ein gewisses Kloster, das zum Entgelt für früher empfangene Stiftungen den Töchtern des gräflichen Hauses unentgeltlich offen stand. Denn nach den jüngsten Taten des Grafen Folco, worüber die Familie noch einmal einen Mantel geworfen hatte, meinten sie, würde es dem alten Herrn schwerfallen, über das bißchen mütterliche Vermögen der Contessina einem etwaigen Schwiegersohn Rechnung abzulegen.

(Schluß folgt.)

Wissen und Leben

Das Land der Vögel. Man hat häufig, um Australien zu charakterisieren, gesagt, es sei das Land, wo die Bäume keinen Schatten werfen, die Blumen nicht duften und die Vögel nicht singen. Aber diese Auffassung ist nicht richtig. Wenn auch die Eukalypten senkrecht aufgestellte Blätter haben, ist es doch im dichten Eukalyptenwald mit seinem Farnbaumunterholz bis zur Dunkelheit schattig; von den Blumen duften wenigstens die vielen australischen Cassinen herrlicher denn viele berühmte Duftblüten bei uns, und der „Scrub", wie der Australier seinen Wald mit Vorliebe nennt, ist an vielen Stellen erfüllt von dem angenehmen melancholischen Flöten der sog. Elstern, die aber keine Elstern, sondern eine Gattung der Würgerfamilie (Gymnorhina) sind. Neben ihnen gibt es noch viele wild schreiende, sonderbar gurgelnde, lachende, krähende, auch gleichsam Worte sprechende Vögel in der überaus vogelreichen australischen Natur, so daß die manchmal dort gebrauchte Bezeichnung „Land der Vögel" für Australien tatsächlich zutrifft. Zu mindestens ist dieser älteste aller Erdteile, in dem sich seit der Kreidezeit keine wesentlichen Änderungen mehr vollzogen zu haben scheinen, das Land der zahlreichsten und interessantesten Vogelarten auf Erden. Während das klimatisch so differenzierte Europa nur 500 Vogelarten aufweist, von denen es einen großen Teil mit Asien und Amerika gemein hat, kennt man jetzt im noch nicht einmal ganz durchforschten Australien schon über 700 Arten, die fast alle einheimisch sind und sich außerdem höchstens in den Malaienländern und auf einigen Südsee-Inseln finden. Nur die allerorten schweifenden Seevögel sind auch dort die gleichen wie in den anderen Erdteilen, und, merkwürdig genug, z. B. auch Kuckuck, Wachtel und Rebhuhn. Daß der europäische Regenpfeifer (Charadrius hiaticula) in einigen Exemplaren auch im jüngstentdeckten Erdteil gefunden wurde, glaubte man damit zu erklären, daß dieser ausgezeichnete Flieger von Stürmen verschlagen wurde. Die Vögel des Hühnerhofes hat der Mensch mitgebracht, und daß ihm die Sperlinge auch nach Australien folgten, hat sich in allen anderen Erdteilen wiederholt. Übrigens sind die eigentlichen Straßenvögel drüben nicht die Sperlinge, sondern ebenso große, blau und rot gefärbte Papageien, namentlich Platycercus adelaidensis, der Straßenvogel Adelaides, und da und dort der kohlschwarze große Rabe (Corvus australis). Auch Schwalben fehlen nicht. Eine stahlblaue und rote Hausschwalbe nistet an allen Häusern und zieht im australischen Winter, der unserem Sommer entspricht, ebenfalls weg. Wie man bemerkt haben will, nach China, obzwar im glücklichen, keinen Schnee kennenden Klima der fünf Staaten keine Lebensnotwendigkeit dazu besteht Tatsächlich aber hat man beobachtet, daß die Mauerschwalbe vom Himalaja (Chaetura) den Sommer in den australischen Gummibaumwäldern verbringt. Aber nicht dieserhalb wäre Australien das Land der berühmten Vögel. Diesen Ruf haben ihm vielmehr die Emus und Kasuare, die Lauben- und Honigvögel, der Leierschwanz, der schwarze Schwan, der herrliche Königsfischer, die Paradiesvögel und der wunderliche Lachvogel verschafft. Von allen diesen sieht man schwarze Schwäne, Emus und Kasuare auch in unseren Tiergärten. Der Emu, der im Innern noch in großen Herden lebt, ist für das Empfinden der Australier zum Nationaltier geworden, das so-

gar in dem Wappen und auf dem Geld abgebildet ist (mit dem Känguruh zusammen), allerdings wird er gleich dem Kasuar bald dem Beispiel des neuseeländischen Kiwis folgen, den man nahezu ausgerottet hat. Unausrottbar aber ist die Zahl der australischen Papageien. Man kennt an 60 Arten, von den uhugroßen, schwarzen Kakadus des Tropenteils bis zu den reizenden kleinen „Unzertrennlichen". In ungeheuren Scharen nisten die taubengroßen, weißen Kakadus überall auf den Gummibäumen. Vor Ankunft des Weißen und seiner Maisfelder fraßen sie Eukalyptusfrüchte, jetzt sind sie die unvertreibbaren Gäste im Mais. Mit den vielen Taubenarten und dem Lachvogel (Dacelo) zusammen gibt das ein ewiges Schwirren, Rufen, Gurren, Geschwätz und Gelächter, daß man, statt Waldesruhe zu genießen, ganz wirbelig im Kopfe wird. Dazu gesellen sich namentlich in den Farnbaumregionen auch noch blaue und purpurn aufleuchtende Blitze in der Luft. Phantastisch schöne, umherschießende Honigvögel, die die australischen Kolibris darstellen, nur viel größer als diese sind und zum Teil lieblich singen. Vor allem der kleine „Gunbird" (Nectarnia), der reizend zwitschert und mit seinem langen gekrümmten Schnabel die Blüten besucht, erinnert überaus an die amerikanischen Kolibris. Im tropischen Norden gesellen sich dazu noch drei Vogelgruppen, die allein genügen würden, Australien den Ruf des Wunderlandes der Vögel zu verschaffen: der Königsfischer, die Lauben- und Paradiesvögel und der Leierschwanz. Der Königsfischer (Halcyon sanctus) ist mit dem blauen australischen Eisvogel fast so bunt wie die Papageien. Er lebt in der Mangrove, dem Sumpfwald der Meeresufer und Flußmündungen, wo er eifrig auf Frösche, gelegentlich auch Krabben jagt. Die Leierschwänze (Menura superba) gehen nicht so weit nördlich; sie sind an Niedlichkeit und drollig merkwürdigem Benehmen unübertroffen. Nur die Männchen sind durch den wunderbaren, wie eine Lyra geformten Schwanz ausgezeichnet; er wird prall aufgerichtet, wenn sie ihren Liebestanz um die Weibchen beginnen, wobei sie aufs täuschendste die Stimme der Vögel nachahmen, die sich gerade hören lassen. Merkwürdig ist auch ihr Nahrungserwerb. Sie kratzen tiefe Löcher in den Sand, wahre Trichter nach Art des Ameisenlöwen, wodurch sie auf gleiche Weise Insekten fangen wie jener. Aber dieser wunderbare Instinkt wird noch von dem der Laubenvögel übertroffen, die in vielen Arten die Tropengegenden des Erdteils bewohnen. Sie errichten meterlange Laubengänge aus abgestorbenen Zweigen, deren Boden sauber geglättet und gereinigt und mit Grasbüscheln umhegt wird. Dort legen sie dann bunte Steine, Schneckengehäuse, auch Glasscherben und farbige Blüten in auffälliger Weise hin, betrachten sie verzückt, leiten ihre Weibchen vor die Schmuckstücke und führen vor ihnen und der versammelten Gesellschaft anderer Vögel artige Tänze auf. Diese seltsamen Tänzer sind nahe verwandt mit dem einzigen australischen Paradiesvogel, dem „Riflebird" (Ptiloris), der das Festland bewohnt. Das ist ein unvergleichlich schönes Tier, samtschwarz, oben braunlila, an den Seiten und am Kopf metallgrün. Der schwarze Schwanz ist mit zwei edelsteinschimmernden langen Schmuckfedern geziert. So kann man denn mit Recht sagen, daß Australien „das Vogelland" sei, besonders wenn man dort mit Erstaunen sieht, daß diese vielerlei und interessanten Arten auch in unendlicher Anzahl vorhanden sind. Namentlich Papageien, Tauben, Honigvögel, Eisvögel, Steinschmätzer und Finkenarten beleben Flur und Wald, kleine Papageien sogar die Grasebenen in Scharen, und überall hallt das Land von lustigen und seltsamen Rufen wider. R. Francé.

Neuere Forschungen über das Spektrum. Auf keinem Gebiete der Physik herrscht in neuerer Zeit so viel Tätigkeit wie auf dem der Erforschung des Lichtes. Die Tage, da Kirchhoff und Bunsen das Zustandekommen der feinen schwarzen, Fraunhoferschen Linien im Sonnenspektrum erklärten und daraus Folgerungen über die Entstehung des Lichtes zogen, können jahrhundertweit zurückliegen, so viel verwickelter sind seitdem die Erscheinungen geworden. Zur Erklärung aller uns bekannten experimentellen Tatsachen müssen wir uns dreier verschiedener Theorien bedienen, je nachdem, um was es sich handelt, und eine schließt die andere so ziemlich aus. Daß dies keinen normalen Zustand bedeutet, ist klar, aber wann die endgültige Entscheidung erfolgen wird, ist noch nicht abzusehen. Inzwischen schreitet die experimentelle Forschung von Erfolg zu Erfolg. Vor kurzem ist es nunmehr gelungen, im Spektrum, d. h. in der nach Wellenlängen geordneten Reihenfolge der Schwingungen eine große Lücke zu schließen, die noch zwischen den längsten Röntgenstrahlen und den kürzesten ultravioletten Strahlen bestand, und damit eine lückenlose Reihe von Schwingungen herzustellen, die von den längsten elektrischen Wellen mit einer Länge von vielen Kilometern bis zu den unendlich kurzen Gammastrahlen des Radiums, die kaum ein Milliardstel Zentimeter lang sind, reicht. Es konnte damit der endgültige Nachweis geführt werden, daß alle diese Schwingungen, aus denen das sichtbare Spektrum, d. h. die Regenbogenfarben von Rot bis Violett, nur einen sehr kleinen Ausschnitt bildet, gleicher Natur sind, wie es die Theorie verlangt. Gleichzeit gelang dem bekannten amerikanischen Physiker Compton ein interessanter Versuch. Man mißt die Wellenlänge des Lichtes am genauesten durch sog. Beugungsgitter, d. h. ganz dicht nebeneinander auf Glas geritzte Striche, tausende auf ein Millimeter. Aus dem Abstand der Striche und der Größe des Winkels, um den ein Lichtstrahl abgebeugt wird, läßt sich die Wellenlänge ganz genau berechnen. Als dann die Röntgenstrahlen und kurz darauf die Gammastrahlen des Radiums entdeckt wurden, vermutete man in ihnen sofort sehr kurzwelliges Licht, aber der experimentelle Nachweis mißglückte, da die gewöhnlichen Beugungsgitter versagten. Erst als im Jahre 1912 M. v. Laue an ihrer Stelle Kristalle verwandte, deren regelmäßig angeordnete Atome an die Stelle der Gitterspalten traten, konnten die Röntgen- und Gammastrahlen gebeugt und damit genau gemessen werden. Anderthalb Jahrzehnte lang bediente man sich ausschließlich dieses Verfahrens, bis soeben Compton zeigte, daß es nur ein Umweg gewesen war, daß auch die bekannten Beugungsgitter gute Ergebnisse lieferten, wenn man nur das Licht nicht senkrecht auffallen, sondern seitlich streifend einfallen läßt. Somit konnten alle in den letzten Jahrzehnten gemachten Feststellungen unter Verwendung uns genau bekannter experimenteller Hilfsmittel von neuem überprüft und in erhöhter Genauigkeit neu gemessen werden. Nachdem die experimentelle Forschung so weit vorgeschritten ist, dürfte eine Entscheidung über die Natur des Lichtes selbst nun auch in Kürze zu erwarten sein. Wir wissen bereits, wie Licht entsteht, indem die den Atomen zugehörigen Elektronen durch äußere Einwirkung aus ihrer Bahn abgelenkt werden und wieder in sie zurückfallen. Freilich, die alte, von Huyghens gegen Newton siegreich durchgefochtene Ätherschwingungstheorie genügt nicht mehr, um alle Erscheinungen zu erklären, und auch die von Maxwell aufgestellte elektromagnetische Lichttheorie versagt zuweilen. Manche bisher dunkle Tatsachen konnten durch die von Max Planck entwickelte Quantentheorie aufgeklärt werden, die namentlich Einstein sehr konsequent auf das Licht angewandt hat. Er nimmt an, daß der leuchtende Körper unendlich kleine Mengen von Energie, also nicht von körperlicher Masse, ausschleudert, womit er sich den früher von Newton aufgestellten Anschauungen schon wieder sehr nähert. Aus dieser Annahme sind gewisse Folgerungen gezogen worden, die das Experiment auch bestätigt hat, womit indirekt die Theorie bestätigt wurde. Freilich verlangt die Annahme dieser Quantentheorie des Lichtes ein derartiges Umdenken aller unserer Begriffe, daß schon aus diesem Grunde ihr der Sieg nur schwer zufallen wird. Daß das aber der Fall sein wird, darüber bestehen heute nicht mehr viele Zweifel, nur der Zeitpunkt ist noch fraglich. Dipl.-Ing. Dr. Hamm.

Die Nahtstellen der Erde. In der Verteilung der Erdbeben ist eine gewisse Gesetzmäßigkeit vorhanden. Selten wird der Ort eines Großbebens nur einmal heimgesucht, sondern meistens lösten sich während der geschichtlichen Zeit wiederholt an diesen Stellen der Erdrinde tektonische Spannungsverhältnisse in Form von Erdbeben aus. Man ist versucht, von Nahtstellen der Erde zu sprechen. Sie sind an

große Bruchlinien inmitten der Erdschichten gebunden, durch welche die Erdkruste in große Schollen zerfällt, die entlang dieser kreuz und quer verlaufenden Sprünge sich mehr oder weniger gegenseitig verschieben. Diese Verschiebungen erzeugen die Erdbebenerscheinungen. Wenn sich über solchen Nahtstellen lockere Gesteinsdeckschichten angehäuft haben, dann ist das Erdbeben für uns in seiner Wirkung abgeschwächt. Nach A. Sieberg muß man auf ein Jahr 8000—10000 Erdbeben berechnen, so daß man Alexander v. Humboldt recht geben muß, daß die Erdrinde in ununterbrochener Folge bald hier, bald da von Erdbeben durchzuckt werde. Die an Erdbeben reichsten Gebiete sind die Randteile des Pazifischen Ozeans, der von großen Bruchzonen umrändert wird. In allererster Linie sind es hier der Tonga-, Kermadec- und der Alëuten-Graben, von denen die allergrößten Beben der Erde ausgehen. Dann folgt Asien mit der zerbrochenen Malaiischen Scholle, den ostasiatischen Staffelländern und den innerasiatischen Einbruchsbecken. In Südamerika sind vor allen Dingen die durch Längsbrüche zerschnittenen Hochgebirge im Westen und Norden bedeutende Erdbebenherde. Ihnen gesellen sich der Atacama- und der Peruanische Graben. Hinsichtlich der Bebenhäufigkeit und Bebenstärke sind Mittelamerika, Westindien und Nordamerika gleichzustellen. In Nordamerika sind gefürchtete Bebenherde das Gebiet um San Franzisko und der Kalifornische Golf. Ungemein bebenreich ist die Westhälfte von Südmexiko und Mittelamerika. Haupterdbebenherdgebiete liegen im Indischen Ozean im Mentawei-Doppelgraben und im Sunda-Graben. Im Atlantischen Ozean treten die Weltbebenherde zurück, und nur einige Großbebenherde sind vorhanden. Europa ist arm an Welt- und Großbeben. Ein einziger Weltbebenherd ist bisher in Calabrien (Süditalien) bekannt geworden. Großbeben sind auf die thrazischen Bruchschollen, ertrunkene ägäische und ionische Mittelmeerschollen zurückzuführen. Kleine und Mittelbeben finden sich in der Skandinavischen Rinne, in den Mittelmeerländern. Auch Afrika ist relativ arm an Beben. Sie sind an die ostafrikanischen Bruchschollen, an Südwestafrika und an die Atlasländer geknüpft. Wenn man der Verteilung der Beben der gesamten Erdkruste nachgeht, so kommt man zur Konstruktion zweier Gürtel, welche die Nahtstellen der Erde darstellen. Eine der Bruchzonen verläuft am Rande des Indischen Ozeans von Indonesien über den Himalaja, Iran, Kleinasien zum Nordrand des Mittelmeerbeckens, während die andere Bruchzone den Pazifischen Ozean umrandet, und zwar von Neu-Seeland über Tonga—Neu-Guinea den Ostrand des asiatischen Kontinents entlang nach Japan, Kurilen, Alëuten. Von hier führt sie an der amerikanischen Westküste von Alaska bis zum Feuerland. Rudolf Hundt.

Das vergeßliche Kind. In der Jugend ist das Gehirn für neue Eindrücke besonders aufnahmefähig, es hält sie fest. Vorübergehend tritt aber in jungen Jahren, namentlich während der Reifezeit des 2. Lebensjahrzehnts, zuweilen stärkere Vergeßlichkeit auf. Meist wird sie durch Anspannung des Willens und Konzentrierung der Aufmerksamkeit rasch wieder überwunden. Nicht ganz selten stecken aber auch krankhafte Veranlassungen dahinter. Schwere schwächende Krankheiten, größere Blutverluste können das Gedächtnis herabsetzen; es bessert sich aber mit der Hebung des Allgemeinbefindens wieder. Während des Krieges zeigte sich, daß ungenügende Ernährung Lernfähigkeit und Gedächtnis der Kinder erheblich schwächten. In Kropfgegenden findet sich bei manchen Kindern und jungen Menschen Herabsetzung des Gedächtnisses; sie hängt mit Untertätigkeit der Schilddrüse zusammen und läßt sich durch entsprechende Arzneimittel erfolgreich beeinflussen. Ohren- und Nasenerkrankungen bilden häufig die Ursache von Gedächtnisstörungen. Namentlich die Entfernung von Wucherungen im Nasen-Rachen-Raum („dritte Mandel") bringt den Kindern Gutes und bessert die Vergeßlichkeit. Lang dauernde Überanstrengung des Geistes läßt es zu ähnlichen Erscheinungen kommen, obwohl Überarbeitung nicht so häufig ist, wie oft angenommen wird. Unersetzlich für die Stärkung des Gedächtnisses ist genügender Schlaf. Mancher kleine Pikkolo, über dessen Vergeßlichkeit Wirt und Gäste sich ärgern müssen, würde nicht so leicht vergeßlich sein, wenn er richtig Zeit zum Schlafen, zum Ausruhen seines Gehirns hätte. Wo körperliche Störungen vorliegen, muß das Grundleiden behandelt werden. Mit der Beseitigung der krankhaften Störung schwindet auch die Vergeßlichkeit. Bei Überlastung des Geistes bringen hinreichende Ruhepausen, körperliche Bewegung, Spaziergänge und Sport oft schnell Abhilfe. Man denke nur an die Wirkung einer vierwöchigen Erholungszeit auf die Geistesfrische! Dr. W. Schweisheimer.

Vom Fernsprechverkehr 1927. Zu Neujahr 1927 betrug die Zahl der auf der Welt vorhandenen Sprechstellen 29 274 000 und war in nur einem Jahr um 1 549 000 angewachsen, so daß wir zur Zeit der Zahl 31 Millionen wohl schon näher als der 30 sein dürften. Die Zahl der Sprechstellen eines Landes ist ein guter Maßstab sowohl für die Kultur als auch für die Wohlhabenheit seiner Bewohner. Es ist daher sehr bezeichnend für das stets empfindlichere Rückständigwerden Europas, daß auf Nordamerika allein rund zwei Drittel aller Fernsprechstellen der Welt und weit über das Doppelte der europäischen Zahl entfallen. Folgendermaßen waren nämlich die Erdteile zu Neujahr 1927 am Fernsprechnetz der Welt beteiligt: Nordamerika 19 118 000 Sprechstellen, Europa 7 993 000, Asien 964 000, Australien 578 000, Südamerika 433 000, Afrika 188 000. Die einzelnen Länder nach der Dichte ihrer Fernsprechnetze im Verhältnis zur Bevölkerungszahl geordnet, ergibt die nachstehende Reihenfolge der Summe Kultur und Wohlhabenheit der Völker. Auf je eine Fernsprechstelle entfallen in den Vereinigten Staaten von Amerika 6,4 Bewohner, Kanada 7,9, Dänemark 10,4, Schweden 13,4, Norwegen 15, Schweiz 18, Danzig 20, Deutschland 23, Großbritannien 29, Niederlande 31, Finnland 39, Österreich 41, Kuba 41, Belgien 43, Frankreich 48, Lettland 83, Ungarn 93, Polen 96, Tschechoslowakei 104, Estland 104, Spanien 160, Türkei 183, Italien 183, Mexiko 275, Portugal 293, Litauen 294, Rumänien 356, Südslawien 410, Bulgarien 517, Rußland 534 und Griechenland 1236 Bewohner. Betrachtet man die wichtigsten Großstädte der Welt, die natürlich den Verkehr hauptsächlich alimentieren, so ist der relativ stärkste Fernsprechverkehr in folgenden Städten zu finden: San Francisco mit 229 935 Sprechstellen mit einem Fernsprecher auf 3,1 Bewohner, Chicago 848 007: 3,7, Neuyork 1 502 376: 4,0, Kopenhagen 130 675: 6,2, Berlin 427 070: 9,4, Hamburg-Altona 142 979: 9,7, Paris 288 471: 10,4, London 519 969: 14,0, Wien 101 410: 18,0. Bezüglich der absoluten Gesamtzahl seiner Fernsprechstellen steht Deutschland mit 2 688 495 an der Spitze der europäischen Staaten und an zweiter Stelle unter allen Ländern der Welt. Mit Danzig und dem Saargebiet beträgt die Zahl sogar rund 2 725 000. Es sind dies etwas mehr als 30 Proz. aller Fernsprecher Europas. Die Reihenfolge der wichtigsten europäischen und amerikanischen Länder (in der übrigen Welt ist nur Japan als telephonreich zu bezeichnen) in der Zahl der vorhandenen Sprechstellen war zu Neujahr 1927 die folgende: Vereinigte Staaten 17 746 152, Deutschland 2 688 495, Großbritannien 1 511 585, Kanada 1 204 691, Frankreich 822 870, Schweden 450 646, Dänemark 315 984, Rußland 241 378, Holland 226 952, Schweiz 210 486, Italien rund 210 000, Norwegen 174 500, Belgien 173 681, Österreich 158 078, Polen 135 347, Spanien 134 860, Tschechoslowakei 130 235, Finnland rund 87 000, Ungarn 80 183 usw. Hieraus ergibt sich also das immerhin erstaunliche Resultat, daß Berlin allein mehr Fernsprecher besitzt als ganz Dänemark, fast doppelt so viel wie Rußland oder Holland und mehr als Italien und die Schweiz zusammengenommen, mehr als dreimal so viel wie Polen, die Tschechoslowakei oder Spanien und sogar mehr als halb so viel wie ganz Frankreich einschließlich Paris! Prof. Dr. Hennig.

Anmerkung der Schriftleitung. Das Umschlagbild dieses Heftes von Willy Knabe zeigt das württembergische Wappen (links drei schwarze Hirschstangen, rechts drei schwarze Löwen auf goldenem Grunde).

ZUM NACHDENKEN

Wortspiel-Silbenrätsel.

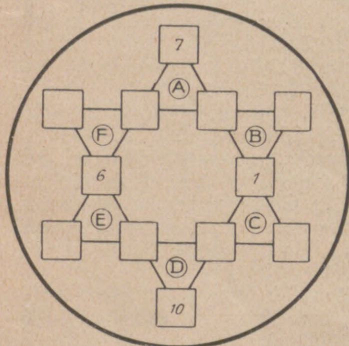
al — an — be — däm — e — eb — eg — el — ge — ge — gne — göt — he — i — il — la — le — li — li — ma — ma — me — ment — na — na — ne — nep — ni — ni — no — org — pe — ra — ro — rung — si — so — tem — ter — than — tor — tun — um — witz — zin

Aus den obigen Silben sind 16 Wörter von nachstehender Bedeutung zu bilden. Bei jedem einzelnen Wort sind die Anfangs- und Endbuchstaben überall gleich. Außerdem ergeben die Wörter 1, 4, 5, 7, 8, 13, 15 (bei 4 gilt th als ein Buchstabe), vor- und rückwärts gelesen, dasselbe. Sind die Wörter richtig gefunden, dann ergeben deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, und deren Endbuchstaben, von unten nach oben, einen Satz, der umgekehrt, also rückwärts, gelesen, d. h. die Endbuchstaben von oben nach unten und die Anfangsbuchstaben von unten nach oben gelesen, auch wieder genau dasselbe ergibt. Die Wörter bedeuten: 1 Längenmaß, 2 Berg in den bolivianischen Anden, 3 Planet, 4 hebräischer Prophet, 5 Bund, 6 männlicher Vorname, 7 eine der Meeresgezeiten, 8 schiffstechnische Erfindung, 9 Leichtmetall, 10 Gestalt aus einem Schiller-Drama, 11 Veranlagung, 12 Wagner-Oper, 13 weiblicher Vorname, 14 Ostseebad, 15 Ackergerät, 16 Zeichengerät.

Zahlenrätsel berühmter Namen.

1 6 7 4 8 9	deutscher Komponist
2 10 3 9 11 2 10 3	berühmter Physiker
3 5 6 8 10	Größe im Laufsport
4 12 13 1 2 10 3	Maler des Mittelalters
5 14 2 11	deutscher Flieger
6 12 14 10 3	französischer Bildhauer

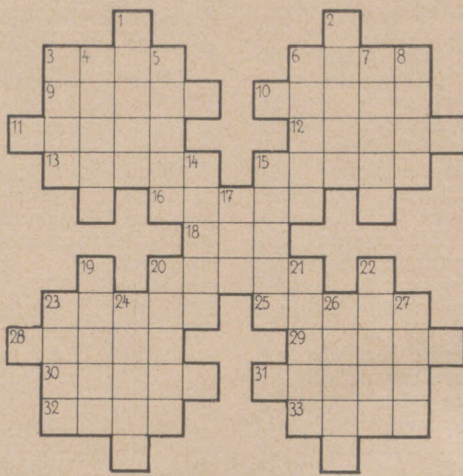
Die erste Buchstabenreihe, von oben nach unten gelesen, ergibt nach Lösung der Zahlenschrift einen bekannten Roman der Weltliteratur.



Dreiecks-Rechnung.

Die Zahlen 2 3 4 5 8 9 11 12 sollen so in die acht leeren Quadrate der links stehenden Figur eingesetzt werden, daß die einzelnen Dreiecke folgende Gesamtsummen ergeben: A = 16, B = 13, C = 6, D = 23, E = 29, F = 20.

Kreuzworträtsel

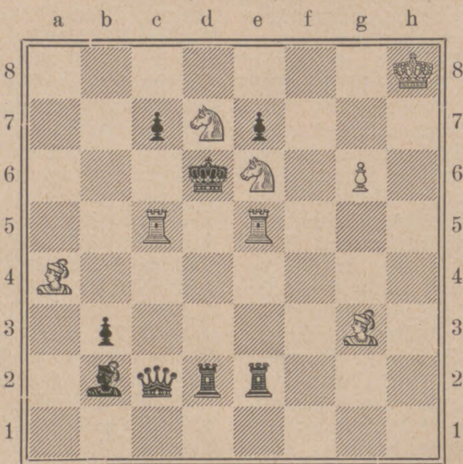


Wagerecht: 3 Reich in Asien, 6 griechische Göttin, 9 Gestalt eines Shakespearedramas, 10 Büchergestell, 11 Längenmaß, 12 Gespräch mit Gott, 13 Nutzpflanze, 15 chemisches Element, 16 Reich in Asien, 18 Falz, 20 französischer Bildhauer, 23 Kraftmaschine, 25 Niederschlag, 28 Stadt am Schwarzen Meer, 29 Liebhaber, 30 heiliges Buch, 31 Stadt in Nordafrika, 32 Europäerin, 33 Gewebe; **senkrecht:** 1 Wiederkäuer, 2 Teil eines Schiffes, 3 griechischer Gott, 4 juristischer Beamter, 5 Kurort in Südtirol, 6 Philosoph, 7 biblischer Ort, 8 Hirschart, 14 Stimmlage, 15 Gewebe, 17 russisches Gewicht, 19 moderner Schiffsantrieb, 20 Erzählungsart, 21 abessinischer Herrschertitel, 22 Sultan, 23 Affenart, 24 italienische Stadt, 26 ehemalige ungarische Grenzprovinz, 27 Bürde.

Schachaufgabe.

Von Dr. Egbert Delpy, Leipzig.

(Urdruck.)



Weiß zieht und setzt Matt in zwei Zügen.

Versteckrätsel.

Hufeisen — Minerva — Pinguin — Altertum — Berichterstatter — Meisterwerk — Abessinien — Wasserhose — Schicksalsschlag — Familienfest — Kalifornien — Leonidas — Fahnenjunker — Neuguinea — Matterhorn — Verantwortung — Staatslotterie.

Es ist ein Sprichwort zu suchen, von dem je eine Silbe in den angeführten Wörtern versteckt ist.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4347.

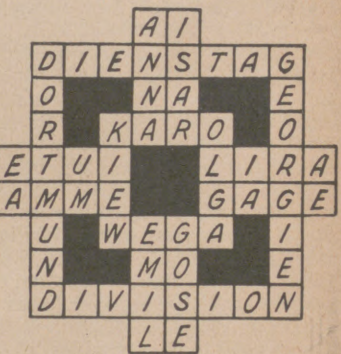
Lösungen der Rätsel in Nr. 4345.

Kreiszahlenrätsel: a **Geduld**, b **G**larus, c **E**skimo, d **D**ollar, e **U**rahne, f **L**esina, g **D**aniel.

Silbenkreuzrätsel: 1—2 Lima, 1—3 Liga, 1—4 Lila, 1—5 Lira, 2—5 Mara, 2—6 Made, 3—4 Gala, 3—6 Gade, 4—2 Lama, 4—6 Lade, 5—6 Rade, 2—4—3 Malaga.

Geographische Aufgabe: Mosel = **T**raben-Trarbach; Eine = **A**schersleben; Klodnitz = **U**jest; Havel = **B**randenburg; Rhein = **E**hrenbreitstein; Saalach = **R**eichenhall; Regnitz = **B**amberg; Donau = **I**ngolstadt; Ihna = **S**targard; Spree = **C**harlottenburg; Leine = **H**annover; Main = **O**ffenbach; Oder = **F**ürstenberg; Salzach = **S**alzburg; Werra = **H**ildburghausen; Jagst = **E**llwangen; Inn = **I**nnsbruck; Neckar = **M**arbach. — Tauberbischofsheim.

Kombiniertes Silben- und Kreuzworträtsel:



WMF. Das sind solche Überraschungen, wie man sie eigentlich nur in Württemberg erlebt: ein kleines Landstädtchen, behäbig ins breite Tal geschmiegt, dahinter die großartige Kulisse schroffer Waldberge. Der Reisende hinter seinem D-Zugfenster denkt wohl: eine Idylle! Diesen Leutchen abseits der großen Städte und Industriezentren gehts noch gut; sie pflanzen ihren Kohl, treiben ihr Handwerk schlecht und recht nach alter Vätersitte und wissen nichts von der Hast und dem nervösen Arbeitstempo der modernen Zeit. O selig, o selig, ein Kleinstädter zu sein...

Vor dieses sentimentale Bildchen schiebt sich nun plötzlich der Stationsname: Geislingen-Steige! Das ist doch die Stadt der WMF? Hier müßten ja eigentlich riesige Fabrikanlagen sein! Aber schon fährt der Zug wieder an und keucht die steile, aus den Felsen gesprengte Steige hinauf, München oder dem Bodensee zu.

Es stimmt schon: in diesem „idyllischen“ Geislingen steht das Hauptwerk der **Württembergischen Metallwarenfabrik** (nach ihrer bekannten WMF-Schutzmarke, kurz „W. M. F.“ genannt), ein gewaltiger, im Lauf von dreiviertel Jahrhunderten organisch gewachsener Gebäudekomplex, der annähernd zwanzig Hektar umfaßt; nur ist davon allerdings von der Bahn aus wenig zu sehen. Mit jener Kleinstadtromantik ist es also nichts. Im Gegenteil: in diesem stillen Landstädtchen wird so rationell gearbeitet und so großzügig organisiert wie nur irgendwo in der Welt. Wem Schlagworte imponieren, der mag von einem Stück industriellen Amerikanertums reden, das in diesen schwäbischen Winkel verschlagen worden ist; nur daß man in Geislingen in dem heute so sehr gerühmten amerikanischen Stil tüchtig und rührig war, lange bevor man von amerikanischen Methoden in der Welt überhaupt etwas wußte.

Im übrigen ist das nicht so sehr amerikanisch als vielmehr gut schwäbisch: unter wenig günstigen äußeren Verhältnissen, fern von den natürlichen Rohstoffquellen und abseits der großen Verkehrswege ein Werk aufzubauen, dessen Erzeugnisse Weltruf erlangen. Worin das Geheimnis dieses erstaunlichen Erfolges liegt? Einzig und allein in der Qualität der Ware. Da man nicht daran denken konnte, billiger zu produzieren als in wirtschaftsgeographisch bevorzugten Gebieten, konnte auf die Dauer sich nur eine Ware als wettbewerbsfähig erweisen, die gediegener, zweckdienlicher, geschmackvoller war als alles, was sonst auf den Markt kam. Wenn heute und schon seit Jahrzehnten die WMF-Erzeugnisse eine — man kann schon sagen — überragende Stellung, nicht nur auf dem deutschen, sondern auf dem Weltmarkt behaupten, so verdanken sie das in erster Linie der nicht zu überbietenden Qualität, der selbstverständlich eine großzügige, alle Erdteile umspannende Verkaufsorganisation auch den Weg zu bahnen verstand.

Ein einzelnes Beispiel mag illustrieren, in welchem Geist bei der WMF gearbeitet wird. Zu den wichtigsten WMF-Artikeln gehören bekanntlich versilberte Bestecke. Schon vor einem Menschenalter hatte man sich nun in Geislingen ein technisches Verfahren erdacht und patentieren lassen, das eine verstärkte Silberauflage an den der Abnützung am meisten ausgesetzten Stellen ermöglichte. Das verschaffte den WMF-Bestecken natürlich alsbald den Vorrang vor den anderen Marken. Schließlich aber lief das Patent ab und die Konkurrenz konnte nun ebenfalls das WMF-Verfahren anwenden. Aber inzwischen hatte man in Geislingen nicht die Hände in den Schoß gelegt, sondern die alte, noch mangelhafte Erfindung auf neuer wissenschaftlicher Grundlage derart zu vervollkommnen vermocht, daß die Vorzüge der neuen patentversilberten WMF-Bestecke heute noch viel stärker zur Geltung kommen, und die Haltbarkeit der WMF-Bestecke ins Ungemessene verlängern — dies alles ohne Preisverteuerung!

Und dieses Streben nach qualitativen Spitzenleistungen hat auch all den andern Geislinger Erzeugnissen eine Art Sonderklasse gesichert, ob es sich nun um die künstlerisch hervorragenden galvanoplastischen Nachbildungen älterer oder moderner Bildwerke handelt, um die in eigener Glashütte geblasenen und geschliffenen Bleikristallwaren, um die einzigartigen Edelpatinierungen, deren künstlerische Möglichkeiten noch gar nicht abzusehen sind, oder um die ebenfalls völlig neuartigen Küchen- und Tafelgeräte, nämlich die aus einem Stück Siemens-Martinstahl nahtlos gezogenen, daher unverwüstlichen und leicht zu reinigenden „Silit-Kochgeschirre“ oder die ebenfalls konkurrenzlosen „Cromargan“-Geräte, die zum erstenmal die unvergleichlichen Vorzüge eines rostfreien Kruppschen Spezialstahls für Küche, Hotel und Haushalt praktisch verwerten. Überall versucht man so Geislingen auf Grund langwieriger und kostspieliger technischer Experimente in industrielles Neuland vorzustoßen, nicht nur aus privaten, geschäftlichen Rücksichten, sondern aus kulturellem Verantwortungsgefühl, ohne das eine Industrie von allgemeiner volkswirtschaftlicher Bedeutung ja nicht zu denken ist.

Die Mauser-Werke A. G. Die glänzende Verwirklichung einer Reihe bahnbrechender Erfindungen des mit seltener Erfindungs- und Gestaltungsgabe ausgezeichneten Geheimrats Dr.-Ing. Paul v. Mauser hat den Mauser-Werken ihre Weltbedeutung verschafft. Drei Mal hat die alte Waffenfabrik das deutsche Heer mit der besten Waffe ausgerüstet und zahlreiche Staaten haben das Mauser-System als das praktischste und zuverlässigste adoptiert.

Nach der Umstellung nahmen die Mauser-Werke in ihrer Abteilung Waffenbau die gesteigerte Herstellung von Jagd- und Verteidigungswaffen auf; die Original-Mauser-Repetierpürschbüchsen und -Stutzen in zahlreichen Ausführungen und Kalibern weisen die charakteristischen konstruktiven Vorzüge der Mauser-Waffen, ihre vollendete Präzision und Zuverlässigkeit auf. Elegant und dabei solide, haben sie sich seit Jahrzehnten im deutschen Forst wie in den Steppen und Urwäldern der Tropen in hervorragender Weise bewährt. Der Original-Mauser-Präzisionskarabiner Kal. 22, welcher in der Konstruktion und Herstellungsweise seinem größeren Vorgänger, dem Mauser-Gewehr, gleicht, ist die deutsche Standard-Kleinkaliberbüchse. Die schwereren Modelle mit den 650 mm langen Läufen, die Frucht der Zusammenfassung reicher Erfahrungen, sind bevorzugte Büchsen für das Präzisionsscheibenschießen, die leichteren Modelle und auch die Mehrlader dienen dank ihres schwachen Knalls, ihrer großen Präzision und Tragweite als Jagdbüchse auf Raubzeug und Raubvögel. Eine erhebliche Steigerung erfuhr die Produktion der weltbekannten Mauser-Selbstladepistolen.

Die alte Tradition unbedingter Zuverlässigkeit und höchster Präzisionsleistung ist auch lebendig in den schnellaufenden Mauser-Spezialnähmaschinen, die die uneingeschränkte Anerkennung der in Betracht kommenden Industrie finden. Eine Tourenzahl bis zu 4000 in der Minute bei außerordentlich leichtem und ruhigem Gang mit geringster Vibration und ein sehr hohes Maß von Lebensdauer zeichnen sie aus.

Auch die praktischen und auf der Höhe der Anforderungen der modernen Technik stehenden Mauser-Werkzeugspezialitäten verleugnen ihre Herkunft nicht und geben Zeugnis von der Präzision und der Solidität, denen die Mauser-Werke in Oberndorf am Neckar ihren Weltruf verdanken.

Das pädagogische Waldorfschul-Spielzeug. Was könnte wichtiger sein, als unseren Kindern Spielzeug zu schaffen, das aus der intimsten Kenntnis der Menschennatur heraus allen Forderungen der Entwicklung des jungen Menschenwesens entspricht.

Aus diesem Gedanken heraus sind die Bestrebungen der Freien Waldorfschule in Stuttgart entstanden, die sich mit der Schaffung solchen Spielzeuges befaßt, das als gut und fördernd für die Entwicklung des Kindes anzusehen ist. Die meisten der dort entworfenen Modelle sind Schöpfungen von Schülern aus dem Werkstattunterricht der Waldorfschule, der größten Versuchsschule mit über 1100 Schülern.

Was die noch unbewußte künstlerische Feinheit und Naivität dieser jugendlichen Künstler herausgestaltet, entspricht in seiner Wirkung vielfach dem, was sonst nur der vollendete Künstler zu erreichen im Stande ist.

Spielzeug, das in genauester Nachbildung die Umwelt darstellt, wirkt tötend auf die Kräfte, die das gesunde Kind aus sich heraus entfalten will. Die Bilder all der starren Formen prägen sich seinem weichen Gehirn ein, legen den Keim zu seiner Verfestigung. Einmal wird das Kind als Mann starre, unbewegliche Begriffe haben, sein Denken wird im Gehirn kein biegsames, bildsames Werkzeug mehr haben.

Das Holz in seiner lebendigen Struktur entspricht am besten dem liebevollen Tun und Treiben des Kindes und stellt in seiner abwechslungsreichen Maserung das schönste Material zur farbenfrohen Bemalung dar.

Wenn dann noch die Lebendigkeit der Tierfiguren oder die rhythmische Handwerkerbewegung des Menschen dazu kommt, so ist alles erreicht, was zur gesunden Befriedigung des kindlichen Spieltriebs gehört.

Vom Gesundheitsstandpunkt ist zu beachten, daß jeder Eindruck beim Kind sehr tief bis in die Leibesorganisation hineinwirkt. Es ist deshalb von der größten Bedeutung, welcher Art die Eindrücke sind, die aus seiner Umgebung auf das Kind wirken. Es entstehen Wirkungen, deren Tragweite den meisten Erwachsenen nicht bewußt werden, die aber von einschneidender Bedeutung für das ganze Leben des Menschen sind.

Konnte das kleine Kind im Spielen sich innig mit seinem ganzen liebevollen Wesen seiner Umwelt hingeben, dann wird es einst im Ernst des Lebens sich sicher und tatkräftig der Umwelt opfern; wie es im Kindesleben sie spielend umgestaltete, sie dann aus schöpferischer Liebe kraftvoll formen. So führt ein Weg vom gesunden, recht geleiteten Spieltrieb des Kindesalters zum tätigen Pflichtbewußtsein des gereiften Menschen.

Die Entwicklung der Waldorfschule ist als eine außerordentlich rasche und günstige zu bezeichnen. In den 1¹/₄ Jahren des Bestehens konnte der Mitarbeiterkreis verzehnfacht werden. Die Artikel sind in Deutschland und in der Schweiz in allen größeren einschlägigen Geschäften vertreten und werden vom Publikum mit Freude und Begeisterung aufgenommen als ein Spielzeug, das aus einer Pädagogik hervorgeht, die sich sicher und stetig die Welt zu erobern beginnt.

Erschwingliche Sektpreise. Bekanntlich ist guter Sekt ein Hochgenuß und dabei das denkbar beste Mittel, Niedergeschlagenheit rasch in frohe Stimmung zu verwandeln. Dies sei insbesondere allen denjenigen gesagt, die der Ansicht sind, guten Sekt könnten sich nur wenige Bevorzugte erlauben. Daß im Gegenteil gerade die bekanntesten deutschen Marken sehr preiswert sind, haben die öfteren gemeinsamen Veröffentlichungen der betreffenden Sektkellereien in den Spalten unserer Zeitung gezeigt. Eine ganze Flasche kostet in den Weinhandlungen und Ladengeschäften nur RM. 6.50 einschließlich Steuer, gewiß ein Preis, zu dem sich jedermann den Genuß dieser anerkannt guten Sorten bei Gelegenheit gestatten darf.

Die neue Ihagee-Serien-Reflex

der *vielbegehrte Kameratyp* ist erschienen und durch die serienweise Herstellung zu einem fabelhaft billigen Preis lieferbar. Die *Ihagee-Serien-Reflex* ist eine mit allen Vorzügen des Reflex-Systems ausgestattete Präzisions-Spiegel-Kamera quadratischer Bauart in Kastenform. Der Schlitzverschluss hat gedeckten Aufzug und arbeitet ohne Erschütterung für kurze und lange Zeit- sowie Momentaufnahmen von $^1/_{15}$ bis $^1/_{1000}$ Sekunde. Die Einstellung ist sowohl im oberen Lichtschacht wie auf dem an der Rückwand befindlichen Mattscheibenrahmen möglich. Letzterer ist für Hoch- und Queraufnahmen drehbar eingerichtet. Das Objektivteil ist hoch und tief verstellbar. Das Objektiv kann mittels Schneckengangfassung leicht auf alle Entfernungen eingestellt werden. Mit Ihagee-Anastigmat 1:4,5 von RM. 175.— an lieferbar.

Preisliste auf Verlangen!

Ihagee
KAMERAWERK
STEENBERGEN & Co
DRESDEN-STRIESEN 147

MAUSER-
WERKE A.-G., OBERNDORF AM NECKAR.

Abteilung Waffen-Bau:

Original-MAUSER-Rep.-Pürschbüchsen
Original-MAUSER-Kleinkaliberbüchsen
Original-MAUSER-Selbstlade-Pistolen

Abteilung Werkzeug-Bau:

Messwerkzeuge wie: Schieblehren, Mikrometer usw.

Spannwerkzeuge wie: Schraubenschlüssel, Schraubzwingen usw., sowie andere Werkzeuge.

Abteilung Nähmaschinen-Bau:

Industrie-Nähmaschinen für alle Zwecke.

Prospekt kostenlos. Erbitten Angabe, für welchen Gegenstand Interesse besteht. Verkauf nur durch Händler. Falls Bezugsquelle nicht bekannt, erbitten Nachricht.

Wunderpfanne „Tischlein deck dich"





Die Aufsehen erregende Neuerung.

Das Ideal für den Haushalt ohne Bedienung.

Erhältlich in allen Fachgeschäften.

Aufklärende Broschüre u. Rezeptbuch auf Verlangen kostenlos von den Herstellern

GEBR. ARNDT, METALLWARENFABRIK, QUEDLINBURG.

PHOTO-LIEBHABER!
Wie heisst die
Einbild-Film-Kamera?
für 50 Aufnahmen
ohne Kassettenwechsel?
—Amourette!—
Diese kleinste Kamera stets aufnahmebereit ohne besondere Vorbereitung. Fragen Sie Ihren Photo-Lieferanten. Verlangen Sie Gutachten, Filmproben, Beschreibungen.
Preis nur 28,— RM.
Deutsche Film-Industrie R. Glombeck, Berlin SW. 68, Friedrichstrasse 37.

Preiswert zu verkaufen

sind die Jahrgänge 1913, 14, 15, 16, 17 und 18 der Leipziger Jllustrirten Zeitung in 12 tadellos erhaltenen Bänden. Offerten unter Nr. 4345 an die Geschäftsstelle dieser Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Str. 1–7 erbeten.

Ich bin rasiert mit der Rasier-Klinge Auerhahn

MAN BEACHTE DIE FABRIKMARKE
BESTE DEUTSCHE ARBEIT

Die Auerhahnklinge wird Ihnen beim Rasieren Unannehmlichkeiten ersparen, denn jede Klinge ist von gleich guter Qualität.
Schramberger Uhrfedernfabrik G. m. b. H., Schramberg (Württemberg).

In der Sammlung J. J. Webers Jllustrierte Handbücher erschien

GESCHICHTE DER OPTIK

von Prof. Dr. EDMUND HOPPE. / Preis gebunden RM. 7.–.

Vor etwa 90 Jahren erschien Wildes Geschichte der Optik in 2 Bänden. Sie blieb unvollendet, der in Aussicht genommene 3. Band ist nicht erschienen. Obwohl das Werk unvollständig ist, war es bis auf den heutigen Tag die einzige Darstellung dieses Forschungsgebietes. Diese jetzt erschienene Geschichte der Optik verfolgt ganz andere Ziele. Sie entwickelt die Geschichte jedes einzelnen Problems, und durch Zurückgehen auf die ältesten Quellen sollen die 530 Zitate auch dem wissenschaftlich Arbeitenden die Benutzung der Originalabhandlungen erleichtern. Im übrigen wendet sich das Buch an einen grösseren Kreis von Lesern und ist, da die mathematischen Entwicklungen weggelassen sind, wohl für alle die, welche über eine abgeschlossene Schulbildung verfügen, ohne weiteres verständlich. Da gerade die optische Forschung gegenwärtig das grösste Interesse aller Physiker beansprucht, ist es von grösstem Wert, die vielfach verschlungenen Wege kennenzulernen, die schliesslich zu den Ergebnissen geführt haben, die unsere moderne Kultur wesentlich bedingen. Einen Einblick in diese Geistesarbeit zu geben, ist Aufgabe des Buches.

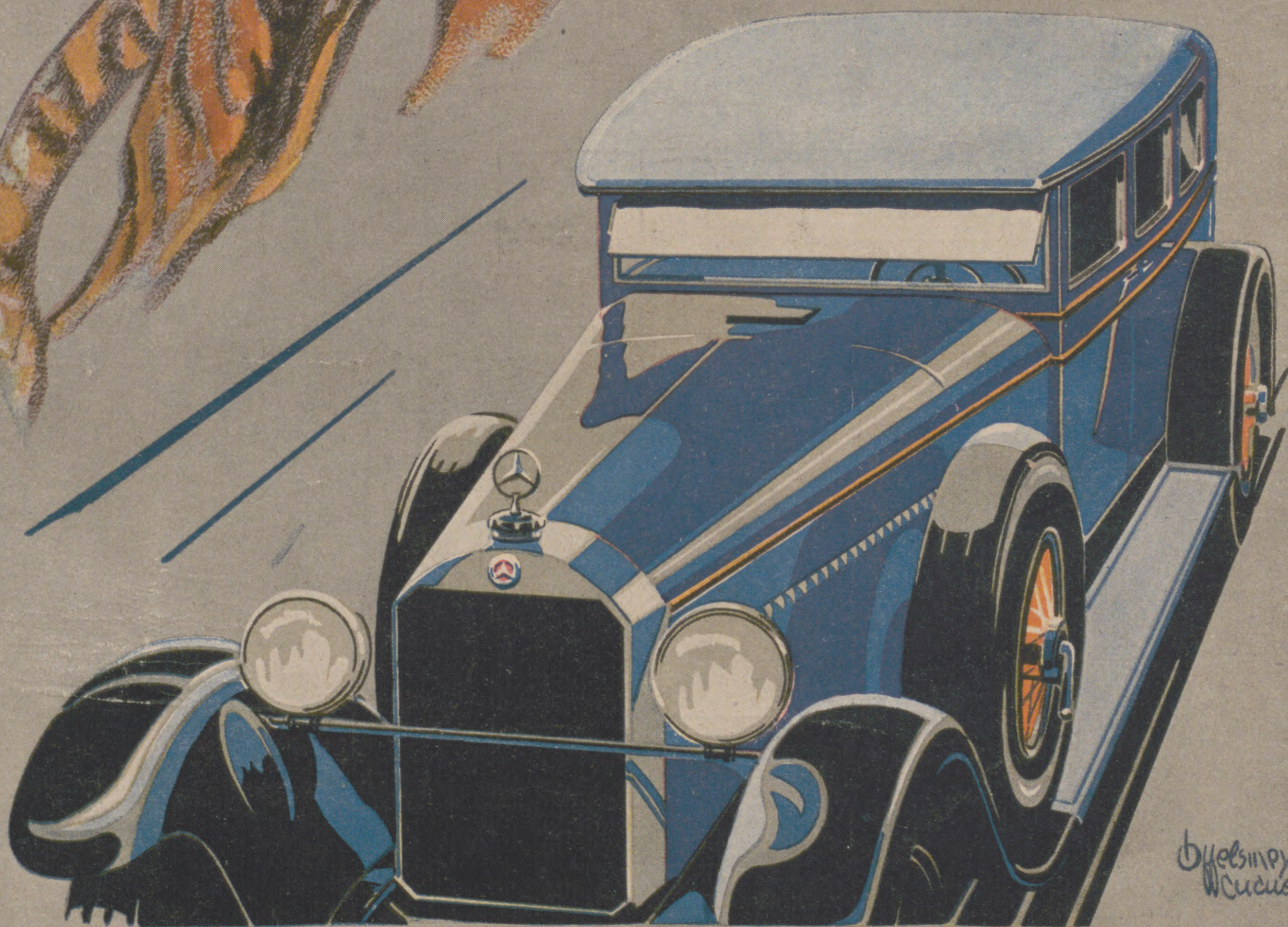
Verlagsbuchhandlung J. J. Weber, Leipzig C 1, Reudnitzer Str. 1–7.



Dr. Lahmann-Unterkleidung
erhält den Körper frisch und gesund.
Verlangen Sie Katalog mit neuesten Formen für Damen, Herren und Kinder, kostenlos durch die alleinige Fabrik
H. Heinzelmann, Reutlingen C 1.







Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W. 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Anzeigen-Vertreter für die Schweiz: Annoncen-Expedition Kosmos, Friedrich Schröder, Zürich, Moussonstraße 12.
General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris 8. e., 44/bis. Rue Pasquier.



